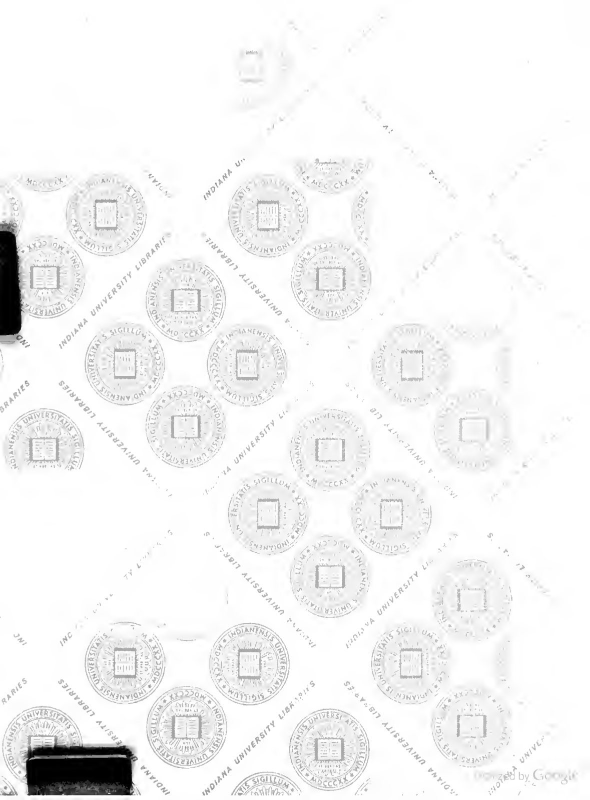
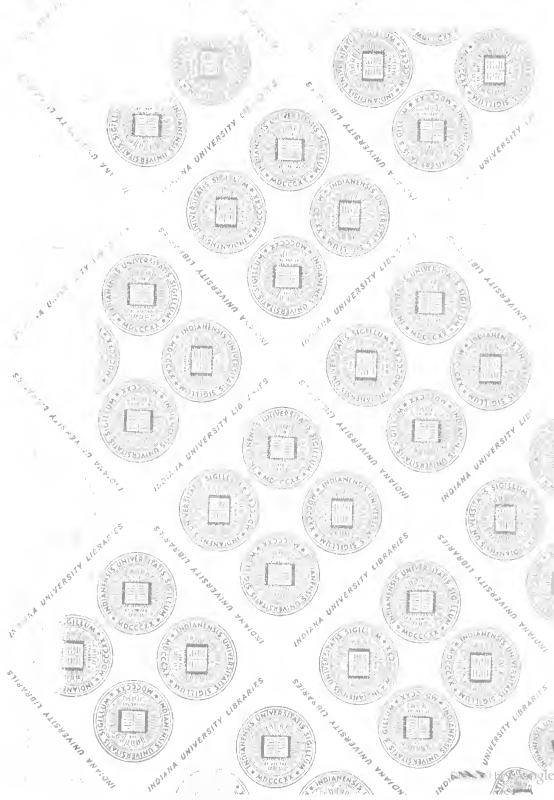

INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
SIGILLUM UNIVERSITATIS INDIANENSIS MDCCCXX


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

April, Mai, Juni 1906.



München.

Verlag der Bayerischen Druckerei & Verlagsanstalt

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

TO THE READER OF THIS VOLUME

Kindly handle this book with the utmost care on accoant of its fragile condition. The binding has been done as well as possible under existing conditions and will give reasonable wear with proper opening and handling.

Your thoughtfulness will be appreciated



Inhaltsverzeichnis

zum

II. Quartal 1906 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten, deren Numerierung innerhalb jedes Quartals fortläuft. Ein * besagt, daß der Hinweis sich nicht auf einen Hauptartikel bezieht.

I. Artikel nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Soziales, Militärisches.

2. Geschichte, Biographie, Briefe.

2a. Verstorbene.

3. Literatur.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

5. Naturwissenschaften, Technik, Geographie, Schilderungen.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Religionswissenschaft, Pädagogik.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

II. Besprochene Bücher, Karten und dergl.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

[illegible]

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 30 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Herzog Georg von Meiningen.

(Zum 80. Geburtstag.)

Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen, der am 2. April seinen 80. Geburtstag begeht, würde als Fürst eines zwar durch mannigfache Reize seiner fränkisch-thüringischen Natur ausgezeichneten, aber politisch wenig bedeutenden Landes kaum des allgemeinen Anteils so sicher sein, wenn sein Leben und Schaffen nur auf die hergebrachten Kreise der Regierungsaufgaben beschränkt geblieben wäre. Als verständnisvollen Freund der Musen, als tatkräftigen Förderer und Erneuerer der Bühnenkunst kennt ihn die Welt. Aber er hat nicht nur dies eine Erbteil der Ernestiner überkommen und er wäre nicht die Achtung und Dank gebietende Persönlichkeit, deren Ruhm Künstler und Kenner verbreiten, wenn nicht auch sein Herrscherwirken in der nach außen hin weniger bekannten Geschichte des Herzogtums tiefgreifende, wohltätige Spuren gezogen hätte. In der Tat verleugnet er den weisen Kurfürsten der Reformation und den großen „Landesvater“ Ernst den Frommen von Gotha nicht unter seinen Ahnen.

In der Reihe der Meininger Herzoge, die von dem ältesten Sohn Ernst des Frommen Bernhard I. an in Georg II. die vierte Generation erreicht hat, ist er ein den Vorfahren ebenbürtiges Glied, Urenkel des genialen Anton Ulrich, Enkel Georgs I., des volksbeliebten „alten Jörg“, des Zeit- und Charaktergenossen Karl Augusts von Weimar, und Sohn Bernhard Erich Freunds, dessen langem, reichgesegnetem Regentenleben die Neugestaltung des Staates zu danken ist.

„Die unerbittlichen Ereignisse“ des Jahres 1866 hatten den Vater zu dem Entschluß gedrängt, die Regierung dem Sohne zu übergeben, „der mit rüstiger Kraft in die neue Zeit trete und sich ihr besser anzupassen verstehen werde, als es ihm möglich gewesen sei“. Aus alter Treue zum österreichischen Kaiserhaus hatte Bernhard Erich Freund 1866 auf Oesterreichs Seite gestanden. Nach dem Sieg der preußischen Waffen spitzten sich die Verhältnisse, namentlich durch die Erbitterung Bismarcks gegen den ihm feindseligen Herzog, so zu, daß die Abtretung einiger bereits von Preußen besetzten Gebietsteile nur durch den Rücktritt des Herzogs dem Lande schien erspart werden zu können. Der Erbprinz, selbst hoher preußischer Offizier und durch seine früh heimgegangene erste Gemahlin Charlotte, Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen, dem Berliner Hofe nahe verbunden, hatte dagegen das Zeugnis erworben, „sich unter schwierigen Verhältnissen absolut korrekt benommen zu haben“. Nachdem seine Versuche, zu vermitteln, ohne Erfolg geblieben waren, übernahm er am 20. September 1866 die Regierung. In der Kundgebung „an seine lieben Meininger“ sprach er den Wunsch aus, daß Gott ihm Erleuchtung und Kraft geben möge, seinem hohen Amte „mit der Treue und Hingebung vorzustehen, durch die sein vielgeliebter Vater in so seltener Weise Fürsten ein leuchtendes Vorbild war“. Daß er sich damit kein geringes Ziel gesetzt hatte, dafür zeugen die Worte Kaiser Wilhelms I., der den Herzog Bernhard „einen der trefflichsten Fürsten Deutschlands, einen wahren Fürsten“ genannt hat, „dem das Wohl seines Landes Lebensaufgabe war“.

Herzog Georg ist seinem Ziele treu und hingebungsvoll nachgegangen. Alle, die ihn kennen, können ihm jetzt gleiches Lob nicht versagen.

Nach seinem Regierungsantritt setzte er sich persönlich für den Anschluß des Herzogtums an den Norddeutschen Bund ein. Einstimmig genehmigte der Landtag den Abschluß des Bündnisses. Wie erst in den letzten Jahren durch das bekannte Werk von Ottokar Lorenz urkundlich festgestellt worden ist, beteiligte sich der Herzog sofort einsichtig und weitschauend an der Vorberatung der Bundesverfassung. Schon im Dezember 1866 schlug er seinen Vettern von Weimar und von Koburg vor, dem König von Preußen die Kaiserwürde zu übertragen. Unter seinen Gründen ist einmal ausgeführt, daß die Fürsten einem Kaiser würdiger als dem Präsidium des Bundes gegenüberständen, daß mit dem Kaiser nach und nach auf sehr natürlichem Wege das spezifische Preußentum gebrochen, d. h. in seinem überwiegenden, ausbeutenden Einfluß auf den Gang der Dinge gebrochen werden würde, aber auch, daß mit dem Deutschen Kaiser Süddeutschland angezogen werde und die Bundesglieder nicht mehr unter Preußen gewissermaßen als Vasallen stehen würden. Bismarck, der sich seine Kreise nicht stören ließ, hat die fürstlichen Versuche, auf die Verfassung gestaltend einzuwirken, damals keiner Beachtung gewürdigt.

Im Jahre 1870 schloß sich der Herzog, 1868 zum preußischen General ernannt, nicht dem Hauptquartier des Königs an, sondern begleitete im Stabe der 22. Division seine Meininger auf den Kriegsschauplatz, die Strapazen des Feldzuges mit ihnen teilend. Bei den Schlachten von Wörth und Sedan, bei den Kämpfen um Orleans, bei der Erstürmung von Chateaudun und beim schweren Ringen gegen dreifache Uebermacht in den Tagen von Loigny und Cravant war er zugegen und erhöhte durch seine Gegenwart, auch gefährliche Lagen nicht scheuend, oft den Mut der Krieger. So hat sein Sohn, Erbprinz Bernhard, selbst Kriegsteilnehmer, als Ordonnanzoffizier des 95. Regiments, berichtet, wie sein Vater vor der Feuertaufe des 32. Regiments in der Schlacht bei Wörth, als eben unter ungeheurer Begeisterung die Fahnen entfaltet wurden und

der Befehl zum Angriff kam, in die Reihen seines Regiments hineinritt. Sein Ruf: „Das Regiment bekommt jetzt Gelegenheit sich auszuzeichnen. Ich bin überzeugt, daß es mir Ehre machen wird," verklang nicht wirkungslos über die Gefilde von Gunstett und Moosbronn. Es war der erste Ehrentag „der Helden der eisernen Division", wie sie ihr Regimentschef bei der Rückkehr in die Heimat begrüßte. Als Augenzeuge ihrer Manneszucht konnte der Herzog daram vor wenigen Jahren den Uebertreibungen eines französischen Akademikers entgegentreten, der das Märchen einer Plünderung der eroberten Stadt Chateaudun den deutschen Barbaren angedichtet hatte.

Bei der Verkündung der deutschen Kaiserwürde im Versailler Schloß war auch Herzog Georg zugegen. Seine hohe Gestalt ragt auf dem Gemälde Anton v. Werners, das den Vorgang verherrlicht, gerade so hervor, wie auf jenem anderen von der Eröffnung des ersten Reichstags durch Kaiser Wilhelm II. Von den Tagen seiner Gründung an hat Herzog Georg nie versagt, wo es galt, dem neuen Kaiserreich zu dienen. Aber auch seinem Staat hat er als Glied dieses Reiches den alten Ruhm bewahrt, in seinen Einrichtungen und seiner Verwaltung an der Spitze Thüringens zu stehen. Es ist bezeichnend, daß auch unter seiner Regierung wie unter der seines Vaters wiederholte Versuche, die Zersplitterung der Thüringer Herzogtümer durch Gebietsaustausch zu vermindern, gescheitert sind, und zwar in der Hauptsache wegen des Widerspruchs der Meininger Untertanen, die die Zugehörigkeit zu ihrem Staatswesen nicht einbüßen mochten.

Einen schweren Anstoß, der ein Menschenalter hindurch zum Zwist zwischen Herzogshaus und Landtag geführt hatte, beseitigte Georg II. noch im Jahre 1871. Er kam den Wünschen des Landtags im Streit um das Domäneneigentum, der bereits dem Urteil eines Schiedsgerichts anheimgegeben werden sollte, in einer Weise entgegen, die der Landtag als einen billigen Ausgleich aller Interessen anerkennen mußte. Die Regelung der Domänenfrage durch den im Gesetz vom 20. Juli 1871 enthaltenen Vergleich entspricht den tatsächlichen Verhältnissen, so daß sie noch dem kürzlich für Koburg-Gotha zustande gekommenen Domänengesetz zum Vorbild dienen konnte.

Wie in diesem Fall das Land der eigensten freien Entschließung des Herzogs viel verdankt, so hat Georg II. auch sonst, soweit der moderne Staatsmechanismus dies erlaubt, dem Staate das Gepräge seines hohen Geistes aufgedrückt. Mit unverminderter Arbeitskraft und stets gleichem Interesse erfüllt er seine Herrscherpflichten. Auch wenn er, wie zur Zeit, am Gestade des Mittelmeeres die Unbilden des deutschen Frühlings meidet, oder wenn er in seiner märchenhaft schönen Villa Carlotta am Comersee, in seinem Jagdhaus auf der Saletalp über dem Königssee weilt, bleibt er in steter Verbindung mit den Regierungsgeschäften. Ist es schon eine Freude, den edlen kräftigen Zügen seiner Hand zu folgen, so zeichnen sich auch seine Anordnungen durch eindringendes Verständnis and klare Beherrschung aller Fragen aus. Dabei steht jedem seiner Untertanen an dazu bestimmten Tagen der Zutritt zu seinem Herzog frei und jeder kann sicher sein, daß seine Anliegen eine unbefangene und genaue Prüfung aller Gründe durch den Fürsten selbst erfahren.

Unterstützt durch einsichtsvolle Minister, die er mit glücklicher Wahl — wie v. Giseke, v. Heim, v. Ziller — aus dem Beamtenstand des Landes erlesen, setzte er den von seinem Vater eingeschlagenen Weg fort, die Verfassung des Landes auf allen Gebieten im Einklang mit den besten Fortschritten seiner Zeit za halten. Es ist zu erinnern an die Volksschulgesetze der Jahre 1875, 1889, 1894, an die Kirchengemeinde- und Synodalordnung vom Jahre 1876 und die sie ergänzenden Kirchengesetze des Jahres 1890, an die Gemeindeordnung und das Gesetz über das Verwaltungsstreitverfahren aus dem Jahre 1897, an das Einkommensteuergesetz von 1890 — ohne daß damit mehr als eine andeutende Uebersicht gegeben sein könnte. Die Finanzen des Herzogtums, seit Jahren durch den jetzigen Minister v. Ziller verwaltet, sind in musterhafter Ordnung.

Für den Fortbestand des Herrscherhauses, der eine Zeitlang infolge des lippischen Ebenbürtigkeitsstreites gefährdet schien, wurde durch das Gesetz vom 9. März 1896 gesorgt, das die Erbfolge autonom regelte. Erbprinz Bernhard hat aus seiner Ehe mit der ältesten Tochter Kaiser Friedrichs, Charlotte von Preußen, keinen Erben. Der zweite Sohn des Herzogs, Prinz Ernst, aus der zweiten Ehe seines Vaters mit Feodora von Hohenlohe-Langenburg, der Schwester der Herzogin von Augustenburg, ist mit Katharina Freifrau v. Saalfeld, der Tochter des Dichters Wilhelm Jensen, vermählt. Daher sind des Herzogs Enkel von seinem dritten Sohne Friedrich aus dessen Ehe mit Adelheid von Lippe-Biesterfeld, Georg, Ernst und Bernhard, durch jenes Gesetz und nunmehr auch nach dem bekannten Schiedsspruch hinter den Söhnen des Herzogs zum Throne berufen.

Unmittelbarer als in den Gesetzen kommt das landesväterliche Wirken des Herzogs zum Ausdruck in seiner echt fürstlichen, freigebigen Sorge um die kulturelle Hebung des Volkes und für die Unterstützung der Bedürftigen. So bestimmte er das Ehrengeschenk des Landes zur Feier seines 70. Geburtstages zum Besten des Lehrerseminars zu Hildburghausen, so übernahm er in einzelnen Fällen die Ausstattung höherer und niederer Schulen mit modernen Einrichtungen und edlem Bildwerk. Für die Industriegegenden ließ er sich die Anlage von Fachschulen angelegen sein. Der Waisenanstalt des Deutschen Kriegerbundes überwies er einen Flügel des ehemaligen Residenzschlosses Glücksburg in Römhild. Die Veredelung des Gesanges in seinem liederfrohen Volk fördert er durch Unterstützung und Hebung der Kirchenchöre. Ein besonderer Kirchenmusikdirektor ist zu ihrer Pflege bestellt. Manch wohlgelungener Kirchenbau, eine Reihe zweckmäßiger Pfarrhäuser in armen Gemeinden sind der stets offenen Hand des obersten Bischofs der Landeskirche zu danken.

Zur Fürsorge für die Unbemittelten wurden im Jahre 1901 350,000 M aus Staats- und Domäneneinkünften der Staatsregierung zur Verfügung gestellt, um den Bau geeigneter Arbeiterhäuser und die Entfernung gesundheitsschädlicher Betriebe aus den Wohnungen zu ermöglichen. Die Landesirrenheilanstalt zu Hildburghausen wurde zur Bequemlichkeit ihrer unglücklichen Insassen erweitert. Das Landeskrankenhaus entwickelte sich nach der Vollendung seiner neuen Gebäude unter der opferbereiten Beihilfe des Fürsten zu einer Musteranstalt. Mit ihm im Zusammenhang steht die Georgs-Stiftung zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen. Die Verwendung der „Georgs-Schwestern" im Dienste der Gemeindekrankenpflege gewinnt von Jahr zu Jahr mehr segensreiche Ausdehnung. Die künstlerischen Neigungen des Herzogs haben dem Lande zu köstlichen Kleinoden verholfen. Jedem Besucher des Thüringer Waldes sind die herrlichen Anlagen von Altenstein und Liebenstein bekannt, wo Natur und Kunst einen bestrickenden Bund eingegangen sind. Die Feste der Heldburg, die „fränkische Leuchte", aus den besten Zeiten der Renaissancekunst herübergerettet, hat unter der kunstsinnigen Anleitung ihres Besitzers eine Wiederherstellung erfahren, die sie zur Zierde des Landes macht. Aus der Fülle dessen, was hier noch anzuführen wäre, sei noch erinnert an die Herme Otto Ludwigs in Herrenberg und an das Brahms-Denkmal im Englischen Garten zu Meiningen, beide von Hildebrand entworfen.

Im Englischen Garten steht auch, von Zumbusch modelliert, das eherne Standbild Bernhard Erich Freunds, das dankbare Verehrung des Volkes 1903 errichtet hat. Herzog Georg II. hat sich schon bei Lebzeiten das schönste Denkmal selbst gesetzt. Es ist nicht nur sein Mediceerruhm, es ist ein in ständigem Fortschritt begriffenes, auf allen Gebieten hochentwickeltes Land, das, arm an natürlichen Hilfsmitteln, einen Hauptteil seiner Blüte seinem Fürsten verdankt.



Neue Briefe von C. Hilty.

Ein „Laienprediger von Gottes Gnaden" ist mit Recht der Basler Staatsrechtslehrer Karl Hilty, der Verfasser der in mehr als hunderttausend Exemplaren verbreiteten Bücher über das „Glück" und der „Briefe", genannt worden. Denn weit über das gewöhnliche Maß fesselnder, anregender Plaudereien ragen seine zwanglosen Ansprachen an die sich stetig mehrende Gemeinde seiner Leser hinaus. Es sind Verkündigungen einer in sich abgeschlossenen, abgeklärten Lebensanschaauung, die auch dem, der nicht auf dem religiösen Boden des Verfassers steht, fast mit der Unmittelbarkeit des gesprochenen Wortes ans Herz greifen. Als ob ein alter Wein edelsten Wachstums vor uns im Glase perlte, so steigt ein feiner Hauch aus seiner Darstellang der altea menschlichen Fragen uns entgegen. Altersweisheit, Lebeasruhe, völliges Ausgeglichensein der Leidenschaften und doch viel innere Kraft und geistige Fülle — beide aus der unermeßlichen Tiefe reicher Erfahrung und charaktervoller Selbstgewißheit emporquellend — wirken aus den Schriften dieses Laienpredigers auf ans ein. Er ist kein lauter Eiferer, sondern ein milder, oft heiterer Mahner, dem sich selbst das Sündhafte, das Häßliche und Abstoßende im menschlichen Treiben als notwendig und verständlich und darum harmonisch in das allgemeine Lebensbild einfügt. Auch kein aufdringlicher Bekehrer zu seiner eigenen Lebensanschauung will er sein; er läßt seinen Hörer und Leser am liebsten mit sich selbst fertig werden und weist nur auf den Weg hin, auf dem er, der Alte, im Laufe seines reichen und arbeitsvollen Lebens mit sich fertig geworden und zu einer zuversichtlichen und friedlichen Stimmung der Seele gelangt ist.

An Emerson, an Thoreau, an Trine werden wir zuweilen bei der Lektüre von Hiltys Lebensbetrachtungen erinnert, besonders in der Selbständigkeit, mit der dieser Schweizer Gelehrte, ebenso wie jene Amerikaner, sich über religiöse und philosophische Ueberlieferung und überhaupt über alles Systematische hinweg das ihm eigentümliche Lebensgebäude zusammenzimmert. „Es ist richtig," sagt Hilty in den soeben von ihm veröffentlichten „Neuen Briefen",[1]) „es ist richtig, wenn Sie annehmen, daß ich zu keiner besonderen philosophischen Richtung gehöre. Ich habe glücklicherweise immer in meinem Leben einen kräftigen Sinn, oder Instinkt, für das Reale gehabt, und so oft ich es versuchte, mich für irgend eine Philosophie zu begeistern oder im späteren praktischen Leben mich an eine politische oder kirchliche Doktrin unbedingt anzuschließen, den inneren Widerstand der besseren Natur sofort verspürt, oft bis zu einem richtigen Widerwillen gegen alle berühmten Philosophen, oder Reformatoren, oder Staatsmänner. Ich wurde davon immer erst wieder frei, wenn ich unbedingt der Wahrheit zu folgen mich entschloß; dann konnte ich in ihnen allen auch einzelne Strahlen derselben erfassen und mir aneignen, aber mit selbständiger Auswahl, nicht nach ihrem „System", das mit ihnen zu Staub geworden war und nur noch in Lehrbüchern oder Geschichtswerken ein spukhaftes Dasein führte. — Ich wäre damit freilich vielleicht zum Pessimismus gekommen oder wenigstens zu einer Art von buddhistischer Auffassung des Lebens, wenn sich nicht gleichzeitig tatsächliche Erfahrungen, aus Beobachtungen des Lebens und der Menschen, daneben angesammelt hätten, und vor allem unmittelbare Erfahrungen einer inneren Gewißheit, die (nicht hervorgerufen durch eigene Willensakte) so positiv auftraten, daß von einer Ablehnung nicht die Rede war."

*

Auf solche „innere Gewißheit" auch in allen seinen Lesern hinzuarbeiten, ist das Ziel, das sich Hilty in seinen Abhandlungen über das „Glück" und seinen nun um einige prächtige Stücke vermehrten „Briefen" gesteckt hat. Für ihn selbst entspringt diese Lebenserfahrung aus dem unmittelbaren Anschluß an Gott, den er über die Schranken des überlieferten dogmatischen Glaubens hinweg, aber doch nicht im Gegensatz zu dem Inhalt dieses Glaubens, findet. In der Betonung des eigenea, selbständigen Erlebnisses, als der notwendigen und allein dauerhaften Grundlage für jedes religiöse Empfinden, verrät Hilty seine innere Zugehörigkeit zu den großen Mystikern germanischer Herkunft, nur daß sein „kräftiger Sinn für das Reale" mehr die für das praktische Leben sich ergebenden Ausstrahlungen des Aufgehens der Seele in Gott zum Gegenstand der Erörterung macht. Dies kommt besonders deutlich zum Ausdruck in den Briefen über „Intensiveres Christentum", die das Hauptstück des vorliegenden neuen Bandes der Hiltyschen Laienpredigten bilden. Sie sind an einen (wohl fingierten), in Glaubenszweifeln sich abquälenden „Studiosus" gerichtet, der den Verfasser u. a. auch wegen seiner Stellung zur „Kirche" interpelliert hatte. Hilty führt in diesen Briefen in ganz vortrefflich populärer und deshalb eindringlicher Darlegung aus, daß die Zugehörigkeit zu einer Kirche, überhaupt zu irgend einer dogmatischen Glaubensform doch eigentlich etwas rein Zufälliges und deshalb im Grunde auch Gleichgültiges sei, und begründet seinen Standpunkt im 26. Briefe in folgender Weise: „Dazu, daß wir beständig in Gottes Nähe und in seinen Gedanken leben und nicht in dem bloß tierischen, sogenannt „natürlichen" Dasein aufgehen, dienen auch alle die Anstalten, die wir herkömmlich Kirchen nennen. Einen anderen Zweck haben sie nicht, und wenn sie sich zu sehr als Selbstzweck ansehen, so sind sie dem Mechanischwerden ausgesetzt und stoßen gerade die Menschen eher ab, als sie anzuziehen, welche das Beste und Höchste wollen und es erreichen könnten. Das ist jetzt wieder in hohem Grade der Fall. So ganz, wie Christus sie wollte, ist seine Kirche gar nie gewesen; das muß sie erst noch werden, und daran arbeitet auch die jetzt wieder herankommende Zeit der Reformation. — Die Hauptsache ist das aber dennoch nicht; sondern der Endzweck des Lebens bleibt die individuelle Gottesnähe und das Leben in ihr, auf welchem Wege man es erreicht, ob durch die Kirche oder ohne sie. Sehen Sie, darin liegt der größte Teil des Geheimnisses vom „Glück und Unglück" im Leben, an dem alle Philosophie vergeblich sich abmüht... Gott allein kann das Measchenherz mit rechter Freudigkeit, und zwar plötzlich und unter allen äußeren Verhältnissen, erfüllen, einer Freude, gegen die alles andere nichtig oder betrügerisch erscheint. Wenn das sogar eine Täuschung wäre, so würdea wir sie dennoch einer jeden anderen vorziehen müssen; es gäbe dann aber überhaupt keinerlei objektive Wahrheiten mehr. — Es ist aber nicht so. Das wenigstens wird sich in kürzerer Zeit in allen Menschen, welche nicht Sklaven ihrer Leidenschaft bleiben wollen, zur Klarheit herausbilden, daß nur ein religiöser Glaube, der eben ein Glaube an etwas Uebernatürliches ist, die Menschen zu einem höheren Grade sittlicher Vollkommenheit führen kann, und daß das Christentum nichts anderes als ein gesunder, verständiger Mystizismus ist. Wer das gänzlich ablehnt und die Menschheit statt dessen mit Aufklärung und Ethik reformieren und in sittlichem Zustand erhalten will, der wird sich bald überzeugen müssen, daß diese Elemente allein die tierische Natur nicht zu überwinden vermögen, und daß gerade eine höher entwickelte Intelligenz, verbunden mit gänzlicher Glaubenslosigkeit, jedes, auch das begabteste and kräftigste Volk in absehbarer Zeit zugrunde richten würde."

*

Aus diesem „gesunden, verständigen Mystizismus" heraus verstehen wir erst Hiltys Glücksbegriff in seinem vollen Umfange. Auch in dem neuen Buche sind mehrere Stücke diesem Begriff gewidmet, so besonders die wundervollen Briefe an eine Dame über „Glück im Unglück" und die an einen Kollegen gerichteten über das „Paradiso", d. h. das Erdenparadies. Die ersteren behandeln die rechte Auffassang des Leidens und gehea von der These aus: „Es

[1]) Neue Briefe von Professor Dr. C. Hilty. Leipzig 1906, J. C. Hinrichssche Buchhandlung; Frauenfeld, Huber u. Co. Verlag. 1. bis 10. Tausend. 8°. 361 S.

muß also doch wohl ein Glück auch für die Unglücklichen und im Unglück geben, das versöhnt und den Widersinn, der sonst unbestreitbar in dem Erdenleben liegt, auszugleichen vermag." In überaus feiner Weise entwickelt Hilty aus seinem praktisch-mystizistischen Standpunkte heraus die Bejahung dieses Satzes. Nichts von der Entschädigung im Jenseits für das Leiden im Diesseits, nichts von der asketischen Gesinnung, die aus dem Leiden ein Verdienst macht, vernehmen wir in diesen seinen Darlegungen; sondern der Hinweis auf die Kräftigung unserer beständigen inneren Freudigkeit durch den Kampf und den Widerstand bildet den Kernpunkt derselben.

„Sehen Sie, hochgeehrte Frau," so sagt er im Eingang dieser Briefreihe, „es kommt jetzt alles auf den Glücksbegriff an, bei hoch und niedrig. Die kirchliche Religion fesselt vorderhand eine stets wachsende Mehrzahl der Menschen nicht mehr hinreichend, die Philosophie die Gebildeten erst recht nicht; das ist ein bloßes Studium, wie jedes andere, ohne entscheidenden Wert für das Leben geworden; und mit dem Genuß, gröberem oder feinerem, werden alle Menschen zuletzt unglücklich, mit kurzen Zwischenpausen eines trügerischen Scheinglücks. Sie brauchen sich, wenn Sie daran noch zweifelten, bloß die heutigen Romane anzusehen, wie tieftraurig und pessimistisch sie alle in ihrer Grundstimmung sind; die darin geschilderten Leute bitter oder resigniert, die anderen von einer Freude beseelt, hinter der man bereits die kommende Enttäuschung voraussieht. Diese Romanfiguren und ihre Schriftsteller suchen eben alle das Glück da, wo es nicht zu finden ist. — Wenn Sie den Menschen einleuchtend machen könnten, daß es eine stets zuversichtliche, friedliche Stimmung der Seele gibt, die nichts mehr ganz aus der Fassung bringen kann, weder Leid noch Freude im gewöhnlichen Sinne, und in welcher sie mit Menschen und Dingen nicht mehr in dem Kampf ums Dasein stehen müssen, der schließlich auch die Stärksten ermüdet, dann hätten Sie den Punkt gefunden, der den jetzigen Materialismus und Skeptizismus aus den Angeln heben kann, was, dermalen wenigstens, keine Metaphysik mehr, ohne ein solches Vorspiel, vermag. Und damit würde es dann auch keinen Sozialismus mehr geben, der stets ein Versuch mit untauglichen Mitteln bleiben wird."

Die innere Freudigkeit aber, die auch gegenüber dem Leid nicht aus ihrer Fassung zu bringen ist, gewinnt Hilty aus der echt mystischen „wahren Realität der Gottesempfindung", die alles andere Glück der Erde übersteigt. Ein eigentümliches Gefühl der Kraft, das durch das Unglück, als durch einen Widerstand, noch gesteigert wird, entspringt ihm aus dem Bewußtsein der ständigen Nähe und Hilfe Gottes. „Wenn im Innersten der Seele ein ruhiger Punkt ist, bis an welchen die Leidens- oder Unglücksempfindung oder die Furcht vor gefährlichen Ereignissen nie herandringt, sondern immer ein ruhig brennendes Licht der Hoffnung und Zuversicht auf Gott leuchtet, dann kann man viel aushalten und sich dabei sogar mitten im Unglück glücklich fühlen." Wie bei solcher Auffassung das Leiden nicht mehr gefürchtet zu werden braucht, entwickelt dann Hilty in den einzelnen Briefen an der Hand vortrefflicher Lebensbeobachtungen und gelangt aus ihnen heraus zu dem Schluß: „Wenn ich die Leiden in meinem Leben streichen wollte, so würde nichts ganz Gutes in der Erinnerung übrig sein. Alles ist in solchen Zeiten gewachsen und ich möchte nichts davon entbehren in der Summe meiner Erfahrungen. So daß ich persönlich sagen muß, ich bin durch diese Erfahrungen eher hoffnungsvoll im Leiden geworden, das meistens künftiges Glück bedeutete und vorbereitete, und umgekehrt mißtrauisch gegen zu viel Glück."

*

Die ganz außerordentliche Verbreitung der Hiltyschen Lebensbetrachtungen beweist, daß der „gesunde, verständige Mystizismus", den er vertritt und aus dem er sein Glücksgefühl schöpft, einem inneren Bedürfnis unserer Zeit entspricht. Es ist das Unbefriedigtsein mit den kirchlichen Formen und daneben die Sehnsucht nach einem wahren Erfassen und selbständigen Erleben des „Himmelreichs auf Erden" — wie Hilty sich ausdrückt —, was hier zum Ausdruck kommt. Der Schweizer Staatsrechtslehrer ist erst am Schlusse eines langen, der wissenschaftlichen Arbeit gewidmeten Lebens aus einer inneren Notwendigkeit heraus zum Aussprechen seiner Gedanken über diesen Zwiespalt gekommen, und die Edelreife eines durch reiche Erfahrungen geläuterten Urteils und einer abgeklärten, in sich gefestigten Lebensanschauung ist dadurch seinen Gesprächen und Briefen zuteil geworden. Auch das ist bezeichnend für die weniger in äußerlichen, ungestümen Erschütterungen des öffentlichen Lebens als in stetigem, aber tiefgehendem Ringen sich kundtuende Umwälzung des religiösen Empfindens unserer Zeit. In seinen Briefen über „Paradiso", dem Schlußstück des vorliegenden neuen Buches, spricht Hilty mit folgenden Worten über diese Umwälzung:

„Was Religion oder, besser gesagt, Religiosität eigentlich ist, geehrter Herr Kollege, das wissen wir nicht einmal recht. Jedenfalls ist es aber gewiß nicht das, was uns im Religionsunterricht der Schule oder bei dem Konfirmationsunterricht in recht mechanischer Weise von mitunter dazu gar nicht ganz „Berufenen" gelehrt wird. Sondern etwas sehr Zartes, Geheimnisvolles, ein Produkt des „großen Schweigens", das sich nicht lehren oder anerziehen läßt. Daneben aber freilich auch etwas sehr Kräftiges, eine gewaltige Ergreifung und Erziehung des Willens und, wie einer Ihrer Kollegen (Prof. Baumgarten „Ueber Kindererziehung", 1905) ganz richtig sagt, ein Hungern und Dürsten der Seele nach Gerechtigkeit und nach der Wirklichkeit des Ideals, im Gegensatz zu der alltäglichen Welt, und ein Hineinragen einer ganz anderen Lebensordnung als die gewöhnliche in das innere Leben des Menschen. Das muß noch erst von Grund aus anders und besser gelehrt werden in Kirchen und Schulen, wenn unsere Völker nicht in Materialismus versumpfen sollen, dem die gewöhnliche Religion keinen genügenden Damm mehr entgegenstellt. Es ist sogar wahr, was Ihr Kollege auch sagt, es ist „ein Wunder, daß noch so viel Religiosität in unserem Volke zu finden" und nicht längst aller Sinn dafür erloschen ist; aber eben auch ein Beweis, wie tief das Bedürfnis danach eigentlich in jeder menschlichen Seele schreit."

Diesem Bedürfnis kommen Hiltys Laienpredigten nach ihrer Weise mit großer und tiefgehender Wirkung auf weite Kreise, besonders in dem Heimatlande des Verfassers, in der Schweiz, aber auch in ganz Deutschland, entgegen. Es ist bezeichnend für unsere Zeit, daß es nicht ein Theologe, sondern ein Jurist ist, der solche Predigten vor einem aufmerksam lauschenden Volke hält, daß sie nicht aus der Kirche heraus, sondern in die Kirche hineinschallen. Deutet das nicht darauf hin, daß die „Reformation" des religiösen Empfindens und Lebens, der wir, wie Hilty richtig bemerkt, entgegenstreben, überhaupt nicht mehr von der Kirche ausgehen kann und ausgehen wird? Auch sonst mehren sich die Anzeichen hierfür. Die Erörterung von Glaubens- und ethischen Lebensfragen hat seit geraumer Zeit weit über die kirchlichen Kreise hinausgegriffen und wird mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit gerade von den Gegnern jeder dogmatischen Form geführt. Das ist zum mindesten ein Beweis für das Abnehmen der Gleichgültigkeit solchen Fragen gegenüber, die bisher vielfach bestanden hat. Auch die populären Schriften des Schweizer Staatsrechtslehrers über ethische und religiöse Probleme tragen viel mit dazu bei, die Gebildeten aus dieser Gleichgültigkeit aufzurütteln, und in dieser Wirkung beruht ihr Wert.

O. B.



Die Semana Santa in Sevilla.

Von Franz v. Stockhammern.

Durch drei Dinge ist Sevilla berühmt — durch seine schönen Frauen, seine falschen Duros und seine Semana Santa, seine heilige, seine Osterwoche.

Ich kann nur dringend raten, sich von alledem selbst zu überzeugen. Ostern in Sevilla zu verbringen, ist beinahe so interessant wie in Rom. Und die spanischen Eisenbahngesellschaften tun alles, um den Verkehr dorthin im April zu erleichtern. So werden auch heuer wieder Sonderbilletts für die Semana Santa, gültig vom 1. April bis 10. Mai, ausgegeben, die um 63 Pesetas 1. Klasse (38 Mark) die Rundreise Cordova-Sevilla-Cadix-Granada-Cordova ermöglichen. Allerdings sind die Preise in Sevilla selbst, wie hier gleich bemerkt werden muß, während der Kar- und Osterwoche — die letztere heißt Feria — ganz enorm; sie haben nämlich durchgängig 100 Prozent Aufschlag. Man zahlt also das Doppelte für die tägliche Pension. Trotzdem ist der Zudrang außerordentlich, die Ueberfüllung beängstigend. Denn es kommen nicht nur Fremde, sondern mehr noch Einheimische aus den entlegensten Provinzen. Gerade das aber macht diese Tage in Sevilla so reizvoll.

Sevillas schöne Frauen sind im Lied gefeiert, mehr noch aus den Bildern der großen spanischen Meister bekannt. Und nichts ist übertrieben, was man von der Schönheit der Sevillanerinnen liest oder sieht. In Rom, besonders Trastevere, gibt es gewiß schöne Typen, ebenso in Neapel, in Palermo; Arles in Südfrankreich gilt als Heimat der schönsten Frauen Frankreichs. Aber jedermann wird mir zugeben, daß die wirklich schönen Frauengestalten dort eben auch die Ausnahme bilden. Ganz anders in Andalusien, besonders aber in Sevilla. Da ist die Schönheit ein Geschenk, das nur ein ganz ungünstiges Gestirn dem Weibe versagt. Dort schaut man nicht auf, wenn man ein schönes Mädchen sieht, sondern nur, wenn sie nicht schön ist. Und zwar ohne Unterschied der Stände. Was bei uns die vornehme Frau oft verschönt, die Feinheit des Gliederbaus, die Reinheit des Teints, die Gepflegtheit des ganzen Aeußern, die Sorgfalt in der Toilette — all dessen bedarf die Andalusierin nicht. Die Probe ist leicht zu machen. Denn vormittags, wenn es zur Messe geht, gibts nur ein Kostüm — die schwarze Mantilla und den Schleier, der das schwarze Lockengewirr verhüllt. Ob Marquesa oder armes Mädchen aus dem Volke — alle gleich, Hut, besonderer Putz ist verpönt. Und in dieser Gleichheit kann sich das Kind aus dem Volke ruhig neben der Schönheit aus der großen Welt sehen lassen: Gang, Körperbau, Grazie, Glanz der Augen und vor allem der entzückende, klare, feine Teint, sie sind den Armen, den Enterbten des Schicksals nicht kärglicher zugemessen als den Reichen. Das Alter aber ist ihr früher und gemeinsamer Feind. Der Anfang der Zwanziger tut der Andalusierin schon wehe. Was man da in Madrid und Barcelona im Theater tanzen sieht, diese Blüten andalusischer Schönheit, ist kaum 16 Jahre alt. Was zu uns aber herauskommt, nach Berlin in den Wintergarten, ist teils nicht mehr jung genug, teils zu sehr von der Kultur beleckt, um einen richtigen Begriff der wilden Schönheit einer echten Andalusierin zu geben.

Weniger angenehm sind die Duros von Sevilla. Duro ist der populäre Name für das Fünfpesetastück — an Größe dem französischen Fünffrancsstück gleich — und Sevillano heißt kurz und bündig ein falscher Duro. Es ist aber zum mindesten jeder dritte Duro falsch. Darum auch der niemand beleidigende Brauch, daß der Kellner, Kommis, überhaupt jeder, den Duro erst auf eine Marmorplatte wirft und dann noch aufs genaueste von allen Seiten besieht. Der Haken ist nämlich der, daß diese Sevillanos, von denen vor etwa 10 Jahren eine geriebene Bande von Sevilla aus mehrere Millionen in Verkehr brachte, von bestem Metall und ausgezeichneter Prägung sind — der Nutzen, den der Unterschied zwischen Nominal- und Silberwert brachte, war immerhin noch lohnend genug. So gibt es denn nur ganz unbedeutende Merkmale, die den Sevillano kennzeichnen — man zählt etwa ein Dutzend. Oft läuft der Wirt im ganzen Lokal herum, um bei Stammgästen Umfrage zu halten, ehe er einen Duro annimmt, den er für verdächtig hält. „Sevillano" tönt's ihm dann spöttisch entgegen, und oft ist es an Theaterkassen u. s. w. eine wahre Volksbelustigung, wenn ein Fremder einen Duro nach dem anderen herauszieht und es jedesmal mit gutmütigem Lachen heißt: Un Sevillano. Auf einen ganz besondern Trick aber kam ich einmal in der Oper zu Barcelona. Der Kassier, dem ich einen Duro zurückwies, zeigte sich als Caballero und gab mir ohne Zögern einen anderen — später, im Restaurant, zeigte sich, daß der erst recht falsch war. Der Edle hatte für diesen Zweck offenbar eine besondere Reserve von Sevillanos angelegt, aus der er Unkundigen auf etwaige Beschwerden hin mit Grandezza den erstgegebenen Duro umtauschte.

Die Sevillanos also sind gerade kein Anziehungspunkt der lebensfrohen Stadt am Guadalquivir — dort geht es mit den falschen Duros natürlich ganz toll zu. Das bietet aber den Vorteil, daß eigentlich niemand den anderen betrügen kann, weil echte Duros so selten sind in Sevilla wie häßliche Frauen.

Den Humor darf man sich deswegen nicht nehmen lassen. Sevillas lachende Sonnenpracht läßt kein Mißvergnügen aufkommen. Eine Atmosphäre fröhlichen Genießens, heiterer Lebensfreude liegt über der großen, schönen Stadt (Sevilla zählt etwa 190,000 Einwohner), die, von einem Hain herrlicher Parkanlagen umzogen, sich am Guadalquivir ausdehnt, mit der uralten Vorstadt Triana durch eine feingegliederte Eisenbrücke verbunden. Nichts stört hier den Eindruck reger Geschäftstätigkeit, den ein lebhafter Handelsverkehr — früher war Sevilla Hauptstapel- und Umschlageplatz für den südamerikanischen Handel —, und eine blühende Industrie der Stadt geben. Nicht einmal die paar stolzen Denkmäler, die aus der Maurenzeit sich inmitten des ringsum schaffenden Lebens erhalten haben. Der Alcazar, der schöne Palast des Sultans Abderrahman, rings von stattlichen Gebäuden umgeben, im Gegensatz zur Alhambra zu Granada, die in öder Einsamkeit auf dem Berge sich erhebt, das ganze Stadtbild verdüsternd. Der Torre del Oro, in dem einst die Goldschätze geborgen wurden, den die Conquistadoren aus Mexiko und Südamerika zu Schiff heimsandten, steht trotzig wie vor Jahrtausenden am Ufer des Stromes und paßt gar nicht so übel zu den mächtigen Dampfern, die den Kai entlang liegen. Und die Giralda, der wundervolle Glockenturm der Kathedrale, der etwa um 1000 n. Chr. von den Mauren erbaut und späterhin zu seiner jetzigen stattlichen Höhe (97 Meter) emporgeführt wurde, wirkt nicht wehmütig wie der Turm der Mezquita zu Cordova, sondern bildet die stolze Krönung des prächtigen Bildes, das die weitausgedehnte Stadt von Triana aus dem sinnenden Auge bietet.

Einzigartig schön aber ist Sevilla in den Tagen vor und nach dem Osterfeste, wo — die Zahl ist nicht übertrieben — mehr als 200,000 Menschen von nah und fern, aus Amerika, Frankreich so gut wie aus den Hochebenen Castiliens, zusammenströmen, um die düsteren Schauder der mittelalterlichen Prozessionen zu genießen, die in der Karwoche bis zum Eintritt der Dunkelheit durch die Straßen zur Kathedrale ziehen, und sich der Stiergefechte, Blumenschlachten und Frühlingsfeste — Festejos de Primavera — zu freuen, mit denen die Osterwoche überreichlich ausgefüllt ist. Der unmittelbare Uebergang vom tiefen Ernst des Leidensweges des Erlösers, der, in Hunderten von lebensgroßen Figuren dargestellt, an der andächtig schauenden Menge vorbeizieht, zur ausgelassenen Fröhlichkeit des Volksfestes, die die drei Osterfeiertage beherrscht, entspricht zu sehr dem sprunghaften Charakter des Südländers, um nicht auch den sonst reiselauten spanischen Provinzialen herbeizulocken.

Die Sitte, durch figürliche Darstellungen besondere Ereignisse aus dem Leben Christi oder der Heiligen dem Volk verständlich und anschaulich zu machen, reicht in Spanien bis in das frühe Mittelalter zurück. Die Kirche förderte diesen Brauch besonders in jenen Teilen des Landes, die der maurischen Herrschaft entrissen worden waren, da er eine Art Anschauungsunter-

richt für die Neubekehrten darstellte, wie er eindrucksvoller nicht gedacht werden kann. So übernahmen denn die den einzelnen Kollegiat- oder Pfarrkirchen angegliederten religiösen Bruder- und Begräbnisgenossenschaften, von denen manche heute auf eine 500jährige Vergangenheit zurückschauen, im Laufe der Zeit bestimmte Szenen aus dem Passionswege des Herrn oder dem Leben ihres Schutzpatrons traditionell zur alljährlichen Darstellung. In seiner vollen Ausdehnung hat sich dieser Brauch nur noch in Sevilla erhalten und darum denn auch, besonders seit in den letzten Dezennien mit den Eisenbahnen der Verkehr stieg, den Charakter eines spanischen Nationalfestes angenommen.

Wer das Leben und Treiben, das sich in diesen Kartagen in den zur Kathedrale führenden Hauptstraßen entfaltet, nicht gesehen hat, kann sich unmöglich eine Vorstellung davon machen. An der Plaza del Ayuntamento, dem breiten, schönen Platz, der sich vor dem Rathaus ausdehnt und Raum zur Entfaltung der längsten Züge bietet, erheben sich hinter endlosen Stuhlreihen, die den Platz und alle Zufahrtsstraßen, durch welche die Bruderschaften zu ihm gelangen können, umsäumen, steil ansteigende Tribünen, deren mittlere, vor der grandiosen Haupttreppe des Rathauses, mit prächtigen roten und gelben Teppichen bedeckt sind. Denken wir uns, es sei Karfreitag nachmittag. Schon von 3 Uhr an drängt und schiebt sich eine endlose Menschenmenge nach der Plaza, um sich ihre Plätze zu sichern. Für 10 Pesetas kann man einen schönen Tribünensitz für die ganze Semana haben; einfache Stühle kosten 5 Pesetas, Pflasterstehen gar nichts. Die letztere Art ist die beliebteste; doch drängen sich auch hier gewinnlüsterne Jungen in das Menschengeschiebe und bieten Fußschemel an, auf dem balancierend der glückliche Besitzer über die Köpfe der vor ihm Stehenden hinwegschauen kann, solange ihn nicht erboste Hintermänner herabzerren. Zu allem Ueberfluß schlüpfen beständig Früchten-, Wasser- und Eishändler zwischen den Zuschauern herum, die, wenn sie auch sonst kein Geschäft machen, einen geschickten Griff in die Tasche eines ahnungslosen Landsmannes aus dem Catalonischen nicht ungern riskieren. Programme werden verkauft, aus denen der gespannte Zuschauer sich aufs genaueste informieren kann, was alles von 4 Uhr an an ihm vorbeiziehen wird — wenn er nämlich lesen kann. Nun sind aber die Analphabeten in den einfachen Volksschichten immer noch stark vertreten, und so erbarmt sich denn der eine oder andere Kundige der um ihn gedrängten Neugierigen und liest ihnen das Programm vor. Da erfahren denn die Staunenden, daß nicht weniger als neun Bruderschaften heute vorüberziehen werden. Die an der Capilla de San Bonaventura wird Santo Christo de la Expiracion, Santa Cruz en el Monte Calvario, e Nuestra Señora de la Soledad darstellen. Die Bruderschaft von San Isidoro bringt nicht weniger als fünf Szenen aus dem Leben des Herrn und Marias, die von Santa Marina den Kreuzestod Christi. Und so geht die Reihe fort, die sich folgen wird bis 9 Uhr nachts, wo düster flammende Fackeln die letzte Gruppe zur Kathedrale geleiten werden.

Inzwischen füllen sich auch die Tribünen, die Fenster des Ayuntamento; die ganze elegante Welt Andalusiens, Vertreter des Adels aller spanischen Provinzen finden sich ein. Trotz des doch eigentlich ausgesprochen religiösen Charakters des Schauspiels, das man erwartet, entfalten die Damen eine Pracht an Toiletten, die blendend wirkt. Und es sind eben nicht nur die Toiletten schön, wie oft bei uns in Deutschland bei solchen Gelegenheiten, sondern auch all ihre Trägerinnen. Diese Tribünen, die sich rechts und links von dem Baldachin, unter dem die Prachtsitze des Präfekten, des Generalkapitäns und des Bürgermeisters standen, ausdehnen, bieten mit ihrer Fülle schwarzlockiger Frauenschönheiten in meist frühlingshellen Toiletten das entzückendste Bild, das man sich denken kann. So viel Schönheit, Feuer und Grazie auf einem Platz vereinigt zu sehen, mit dem farbenfrohen Hintergrund des teppichbehängten und blumengeschmückten Ayuntamento, der wirksamen Staffage einer rastlos beweglichen Menschenmenge in den buntesten Kostümen und dem lachenden Himmel darüber — das erlebt man wohl nur in der Semana Santa zu Sevilla.

Allmählich hat sich die weite Plaza gefüllt; wer nicht seinen teuer erstandenen Stuhl erreicht hat, kann getrost heimgehen, denn er wird nichts sehen. Dafür bürgt ihm die Aufregung, die jetzt schon aus aller Augen leuchtet und die sich im entscheidenden Momente des Nahens des Zuges in einem elementaren, knochengefährdenden Vorwärtsdrängen all der Tausende auslösen wird.

Dumpfe Musikklänge künden das Nahen der ersten Bruderschaft. Weihrauchfaßschwingende Priester, Sakristane mit Fahnen, Männer in dunkeln Gugeln und spitzen Mützen, Chorsänger in roten Röcken schreiten einher. Rechts und links in gemessenem Schritt Schutzleute. Dann folgt eine Militärkapelle — ihre Uniformen nehmen sich sonderbar genug aus neben all den mittelalterlichen Aufzügen. Endlich schwankt, von 32 unsichtbaren Trägern getragen, von militärischer Eskorte begleitet, von einem infulierten Dignitär der Kathedrale gefolgt, das erste Bild heran: Nuestra Señora del Refugio.

Ein purpurner, drückend schwer in Gold gestickter Baldachin erhebt sich über einer wunderbar schlanken Madonna von beinahe überirdischem Gesichtsausdruck — eine Holzskulptur von unerreichter Meisterschaft. Wie segnend drängt sich die zarte, feine Hand unter dem künstlerisch gestickten Brokatmantel hervor, der in schweren Falten an ihr herunterwallt. Gleißend strahlt all das Gold wider im Glanz der prächtigen Kerzen, die zu ihren Füßen stehen. Und wie gütig lächelnd zieht sie an der stummgewordenen Menge vorüber, an all den leichtfertigen Kindern der Welt da droben auf den Tribünen, an den schlichten Menschen dadrunten, die wie verzückt dem sachte entschwindenden, ihnen überirdisch dünkenden Bilde nachstarren. Seit Jahrhunderten zieht sie so am Karfreitag zur Kathedrale, hat Geschlechter kommen und gehen sehen. In ruhiger Erhabenheit schreitet sie hinweg über den religiösen Enthusiasmus, über die skeptische Neugierde. Die Jahrhunderte haben ihr nichts anhaben können.

Andere Gruppen folgen. Manche für unseren Geschmack zu sehr überladen mit Gold und gleißenden Steinen, manche von erschütternder Wirkung. Viele, besonders jene aus dem Duldergange des Herrn, abstoßend durch die allzu glänzende Pracht der äußeren Darstellung. Seinen Höhepunkt aber erreichte das einzigartige Schauspiel, als die Dunkelheit hereinbrach und Hunderte von Fackeln zum Himmel lohten, die schöne Gruppe der Kreuzabnahme, die den Zug beschloß, in düsteren Flammenschein tauchend.

Nach der Kathedrale fluteten nun all die Menschenmengen, einem gewaltigen Strom gleich, der sich ein neues Bett gegraben. Dort standen all die Gruppen bereits rings um das Presbyterium. Im tausendfältigen Schein der Kerzen strahlte der Hochaltar, vor dem der Klerus der letztangekommenen Bruderschaft die Estacion hielt.

Ruhelose Schatten glitten durch die erleuchteten Hallen, huschten an den himmelanstrebenden Säulen hinan, verschwanden im Schatten der Nischen, Kreuzgewölbe und Kapellen. In tiefem Dunkel aber stand, getragen von steinernen Schildhaltern der Königreiche Leon und Castilien, der düstere Sarkophag, in den Spanien vor wenig Jahren seinen Helden Christobal Colombo bettete, nachdem er aus der Kathedrale von Habana mit den letzten Resten des besiegten Heeres in die Heimat zurückgekehrt. Mit ihm, dem kühnen Seefahrer, war Spaniens Stern dereinst aufgegangen — jetzt, vierhundert Jahre später, umschwebte das betende Gemurmel seines geschlagenen Volkes seine letzte Ruhestätte.

Und als die Menge sich verlaufen nach beendigtem Gottesdienste, da kamen die ewigen Lampen wieder zur Geltung, die verschwunden schienen über all dem strahlenden Fackel- und Kerzenglanz, der die Kathedrale erfüllt hatte. In ihrem dämmernden Schein warf das schlichte Denkmal des spanischen

Nationalhelden gigantische Schatten. Ein Hauch majestätischer Größe lagerte über der stillen Ecke, in der er den ewigen Schlaf schlief.

Draußen aber in den Hauptstraßen tobte das Nachtleben Sevillas, als ob nicht die ernsten Bilder der heiligen Prozessionen vorbeigezogen wären, sondern als ob eine schöne corrida gewesen. So eng berühren sich bei diesem Volk die Gegensätze.

---

* Der Artikel in der gestrigen Nummer „Lassen sich die Wohnungen durch Baubeschränkungen verbilligen“ (Eine Erwiderung) ist aus Versehen nicht unterzeichnet. Er stammt, wie sich übrigens aus den einleitenden Zeilen ergibt, aus der Feder des Professors Dr. A. Voigt in Frankfurt a. M.

* Der Deutsche Monistenbund. Der 2. Generalsekretär des Deutschen Monistenbundes, Herr C. H. Thiele in Jena, bittet uns mitzuteilen, daß die in dem Artikel „Der Deutsche Monistenbund“ (Beilage Nr. 69 und 70) als Publikationsschrift desselben bezeichneten „Freien Glocken“ des Herrn A. Teichmann, Leipzig, in keiner Beziehung zu dem in Jena am 11. Januar d. J. gegründeten Deutschen Monistenbund stehen.

Bücher und Zeitschriften.

Précis de Stylistique. Esquisse d'une méthode fondée sur l'étude du français moderne par *Ch. Bally.* Genève, A Eggimann & Cie.

Die Genfer Ferienkurse von 1903 haben durch zwei Veröffentlichungen eine Bedeutung erlangt, die weit über den Rahmen des auf durchschnittlichen Ferienveranstaltungen Gebotenen hinausgeht. Die eine ist Bernard Bouviers angenehme Studie L'oeuvre de Zola, auf die schon in Nr. 119 (vom 23. Mai 1905) dieser Beilage hingewiesen wurde. Die andere ist Ballys Stilistik. Es ist viel mehr als eine bloße Stilistik, was hier geboten ist: es ist eine wunderbar anregende Studie über den Geist der französischen Sprache, über das ihr und nur ihr allein Eigentümliche, ihre Ausdrucksmittel, ihre Vorzüge, ihre Schwächen. Der Referent saß damals mit einer großen Anzahl von Fachkolleginnen und -genossen zu Füßen des geistvollen Genfer Privatdozenten, der mit sanfter und eleganter Eindringlichkeit wieder und wieder demonstrierte, daß es beinahe unmöglich ist zu übersetzen. Deutsche Texte waren zu übertragen: von Lessing, Schiller und Kleist über Heine, Eichendorff und Gotthelf bis zu Sudermann und Ludwig Fulda. Um jede einzelne Wendung, oft jedes Wort, wurde debattiert; Vorschläge wurden gemacht, geprüft und verworfen, diejenigen des Vortragenden nicht ausgenommen. Es war ein köstliches Ringen um „das“ Wort, das dem deutschen Worte am genauesten entsprechen sollte, genußvolle Mühe, die allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Wenn dann Bally mit höflicher Unerbittlichkeit alle vom „Worte“, von der einzelnen Vokabel ausgehenden Vorschläge in ihrer Unmöglichkeit bloßstellte, wenn Unsicherheit und Skepsis der Hörer immer größer, ihre gegenseitige Kritik immer feiner und schärfer wurde, dann hatte man das Gefühl, sich in jener eigentümlichen und einzigen Genfer Atmosphäre des Geistes zu befinden, die dem Strebenden der schönste Gewinn eines solchen Verweilens in der Stadt Calvins, Rousseaus und Amiels ist: man fühlte sich angeweht vom Hauche einer alten und aristokratischen Kultur, die mit dem Kultus einer alten und aristokratischen Sprache sich in diesem Falle verschmolz. Selten ist uns das unvergleichliche Bildungsmoment, das aus ernster Beschäftigung mit der französischen Sprache zu gewinnen ist, so überzeugend aufgegangen wie in den Vorlesungen dieses wahrhaften Vertreters der Philologie, als einer „ehrwürdigen Kunst, einer Goldschmiedekunst und Kennerschaft des Wortes“. Ein Deutscher hat von Ballys Buch zu lernen, und nur zu lernen. Es loben, hieße sich ihm überlegen dünken. Das einzig Geziemende ist, es dankbar zu begrüßen. Richtig verstanden, könnte dieses kleine Buch eine große Revolution im Schulbetriebe bewirken. Denn auf jeder Seite ruft es uns zu, daß Uebersetzen eine wertvolle geistige Gymnastik für Vorgeschrittene ist und als solche fruchtbar zu wirken vermag, aber für Anfänger und heranwachsende Knaben und Mädchen kaum mehr bedeutet als eine langweilige und quälende Art komplizierter Zeitvertrödelung, deren Anstrengung in keinem Verhältnis zu dem dürftigen Erfolge steht: comprise comme elle l'est d'ordinaire, elle est nuisible. Niemals soll man übersetzen au début de l'étude, mais à un moment où l'on dispose d'abondants matériaux dûment contrôlés. Wenn man aber bedenkt, wieviel in alten und modernen Sprachen an wertvoller Zeit, Aufmerksamkeit, Uebung und Mühe dem Uebersetzen aus der Muttersprache geopfert wird, möchte man tiefes Mitleid mit der also um die lebendige Sprache betrogenen Jugend bekommen.

München. Josef Hofmiller.

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

t. Das Programm der Sonnenwarte. Der hervorragende amerikanische Astronom und Sonnenforscher Professor Hale, der Leiter der neuen auf dem Mount Wilson in Kalifornien errichteten Sonnenwarte, hat jetzt ein Programm veröffentlicht, nach dem er die Arbeiten des ihm unterstehenden Instituts zu regeln gedenkt und das er überhaupt als Grundlage für eine moderne Sonnenforschung empfiehlt. Als Hauptaufgaben betrachtet er einmal ein Studium der Sonne als eines typischen Fixsterns mit Hinsicht auf die Sternentwicklung überhaupt und zweitens die Beziehung zwischen den Naturerscheinungen auf der Sonne und auf der Erde. Diese Arbeiten sollen in fünf Gruppen geteilt werden, nämlich in eigentliche Photographie der Sonne, in Untersuchungen mit dem Spektroheliographen (einem von Hale erfundenen Apparat), in spektroskopische Forschungen, in Studien der gesamten Sonnenstrahlung und in verwandte Laboratoriumsarbeiten. Nach diesen Grundsätzen ist die Forschung auf der Sonnenwarte bereits in Angriff genommen worden.

□ Das Meter im englischen Parlament. Für die endliche Einführung des Meters und des Dezimalsystems im britischen Reiche hat sich eine besondere Vereinigung unter dem Namen Decimal Association gebildet, die gegenwärtig daran arbeitet, Anhänger ihrer Bestrebungen im neugewählten Parlament zu werben. Im vorigen Unterhaus hatten sich auf Grund einer ähnlichen Aufforderung 330 Mitglieder verpflichtet, für die Einführung der metrischen Maße und Gewichte einzutreten. Gegenwärtig kann das Dezimalsystem bereits auf 253 Stimmen im Unterhause rechnen. Da jene Vereinigung aber noch täglich neue Zustimmungserklärungen erhält, besteht die Wahrscheinlichkeit, daß im neuen Parlament mindestens eine gleich starke Unterstützung für die wichtige Reform zu haben sein wird, wie im vorigen.

* Wohlfeile Ausgaben von Simrocks Schriften. Für die zahlreichen Verehrer Karl Simrocks, des berühmten Germanisten, wird es von Interesse sein, daß der Verlag der Simrockschen Schriften, die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart, neuerdings die Preise derselben wesentlich ermäßigt hat. So kosten z. B. die jetzt veröffentlichten neuen Auflagen des „Nibelungenliedes“ und von „Gudrun“ in gediegener Ausstattung gebunden nur 3 M, gegenüber dem früheren Preise von 4.50 M bezw. 5.50 M. Simrocks Verdienste um die Wiederbelebung der Kenntnis unserer altdeutschen Literatur sind unbestritten, seine Uebertragungen ins Neuhochdeutsche (Gudrun, Nibelungenlied, Amelungenlied, Die Edda, Das „Kleine Heldenbuch“) sind Meisterwerke der Uebersetzungskunst. Die Verbilligung dieser Werke wird zu ihrer weiteren Verbreitung erheblich beitragen.

hc. Personalien. Der erste Observator an der königlichen Sternwarte in Berlin, Professor Dr. phil. Viktor Knorre, tritt mit 1. April d. J. in den Ruhestand. Professor Knorre war seit 1873 an der Berliner Sternwarte tätig.

* Todesfall. In Köln ist am Mittwoch Geh. Sanitätsrat Dr. J. J. Mertznich, der Senior der Kölner Aerzte, im Alter von 97 Jahren gestorben. Am 13. September 1904 konnte er noch verhältnismäßig sehr rüstig sein 70jähriges Doktorjubiläum begehen.

Hochschulnachrichten.

hc. **Breslau.** Dr. med. Hermann Triepel, Privatdozent für Anatomie, Abteilungsvorsteher und erster Prosektor am anatomischen Institut der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Honorarprofessor ernannt worden.

* **Aus Amerika.** Der außerordentliche Professor der Philosophie an der Universität Bonn, Dr. E. Kühnemann (zur Zeit an die Akademie in Posen beurlaubt), wurde, nach einer Meldung der Frankfurter Zeitung, im deutsch-amerikanischen Professorenaustausch an die Harvard-Universität in Cambridge berufen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Mittelschulreform und Realgymnasium.

Ein Warnruf.

Ein neues Stadium hat in der bayerischen Mittelschulreform begonnen. Bisher wurde darum gestritten, ob überhaupt reformiert werden sollte. Jetzt scheint man darüber einig zu sein. Denn bereits richtet sich der Schwerpunkt der Diskussion auf die Frage, wie zu reformieren sei. Daß es dabei kein geringeres Hin und Her der Meinungen geben wird als in dem bisherigen Kampfe, das zeigen bereits die ersten Geplänkel.

In den führenden deutschen Staaten ist die Schulreform in der Weise durchgeführt, daß neben das humanistische Gymnasium das Realgymnasium und die Oberrealschule als gleichberechtigte Anstalten getreten sind. Man sollte nun glauben, auch Bayern werde in der Neuorganisation den gleichen Weg einzuschlagen haben. Aber schon erheben sich Stimmen, welche eine dieser Anstalten ganz ausschalten wollen, nämlich das Realgymnasium.

Herr Dr. Flemisch, Mitglied der Abgeordnetenkammer, veröffentlicht in der Allgemeinen Rundschau zwei Artikel, die in diesem Sinne gehalten sind. Herr Dr. Flemisch ist Fachmann in Fragen des Realgymnasiums; er wirkt als Lehrer des Lateinischen an einer solchen Anstalt. Seine Ansicht könnte deswegen leicht bei Leuten, die keinen oder nur geringeren Einblick in die Verhältnisse dieser Anstalt haben können, für verbindlich gelten, um so mehr, als Herr Dr. Flemisch sich ja auf seine genaue Kenntnis des Realgymnasiums beruft und versichert, sein Urteil gründe sich auf eingehend geprüfte Erfahrungen. Da er ferner als Abgeordneter Gelegenheit genug hat, seine Anschauung mit Einfluß und Nachdruck zu vertreten, könnte sie sogar verhängnisvoll für das Realgymnasium werden, wenn man ihr durch Schweigen zuzustimmen schiene.

Herr Dr. Flemisch spricht sich zugunsten der Oberrealschule aus, obwohl er, wie er selbst gesteht, persönlich nur gering von dem erzieherischen Wert der Naturwissenschaften denkt. Diese Frage sei nämlich gegenwärtig in Bayern nicht mehr durch Prinzipien, sondern nur vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit aus zu lösen. Herr Dr. Flemisch zeigt sich dadurch als einen praktischen Politiker, der sich in die Verhältnisse zu schicken weiß, auch wenn er theoretisch nicht mit ihnen einverstanden ist. Ob man den Naturwissenschaften einen größeren oder geringeren oder überhaupt gar keinen Bildungswert zugesteht, das ist schließlich Sache der Ansicht; ist wohl auch Sache der Einsicht. Den Naturwissenschaften jeglichen erzieherischen Wert abzusprechen, ließe beinahe zweifeln, ob der in dieser Weise Aburteilende je einen wirklichen Einblick in diese Bildungssphäre getan habe. Herr Dr. Flemisch tut das allerdings nicht. Er ist ein zu einsichtiger Politiker dazu. Er verzichtet praktisch auf seine Theorie, wenn es die Umstände verlangen. Das zeigt seine Stellungnahme in der Oberrealschulfrage.

Sonderbarerweise hat er nun diesen praktischen Standpunkt in Fragen des Realgymnasiums verlassen. Denn er fordert dessen Beseitigung aus theoretischen Gründen.

Er argumentiert so: das humanistische Gymnasium stelle in den Mittelpunkt des Unterrichts die antike Kultur, alles drehe sich da um diesen Zentralpunkt; die Oberrealschule versuche Aehnliches mit den Naturwissenschaften; nur das Realgymnasium sei nicht Fleisch, nicht Fisch, es pendle zwischen beiden Zielen hin und her und könne deshalb schließlich keines völlig erreichen.

Das ist lauter abstrakte Doktrin. Herr Dr. Flemisch glaubt sie nun allerdings aus seinen Erfahrungen beweisen zu können. Wie ihm das gelingt, davon wird nach die Rede sein müssen. Zuvor sehen wir uns aber die aufgestellten Thesen etwas genauer an.

Es kann unmöglich zugegeben werden, daß das Gymnasium eine Anstalt mit dem einheitlichen Bildungsprinzip der antiken Kultur ist. Der Gymnasiast hat 224 Wochenstunden während seines neunjährigen Studiums (außer Religion, Schreiben und Turnen) zu besuchen. Davon fallen auf die Fächer, welche mit der antiken Kultur gar nichts zu tun haben, 62 Stunden; nämlich: Französisch mit 10 Stunden, Arithmetik, Mathematik und Physik mit 33 Stunden, Geographie mit 9 Stunden, Naturkunde mit 5 Stunden, Zeichnen mit 4 Stunden. Nur teilweise hängt der deutsche Unterricht mit der antiken Kultur zusammen. Ungefähr 10 Wochenstunden von den 27 davon stehen, gering gegriffen, außerhalb der Antike. Der Geschichtsunterricht des Mittelalters und der Neuzeit fällt gleichfalls auch aus diesem Rahmen. Alte Geschichte treibt man nur in der dritten und sechsten Klasse durchweg, in der vierten und siebenten kaum länger als bis Weihnachten. Von den 16 Geschichtsstunden bleiben mithin nur 5 für die Beschäftigung mit der Antike übrig. Alles in allem hat also der Gymnasiast 83 Wochenstunden, die der speziellen Unterrichtsaufgabe der humanistischen Gymnasien nicht entsprechen. Das ist nahezu ein Drittel der gesamten Unterrichtszeit. So gar „geschlossen“, wie Herr Dr. Flemisch meint, ist demzufolge doch auch die Einheit des humanistischen Gymnasiums nicht. Ein bayerischer Altphilologe wird davon freilich schwer zu überzeugen sein; als Klassenlehrer fühlt er seine Fächer viel zu sehr in den Mittelpunkt gestellt, als daß er alle anderen nicht als bloße Nebenfächer betrachten würde, und zwar gerade diejenigen am meisten, welche geeignet sind, selbständige Ziele zu verfolgen.

Die einzige konsequente Anstalt in dieser Hinsicht wäre die Oberrealschule. Wenn man sie nicht, wie Herr Dr. Flemisch es tut, in drei „vollständig gleichwertige Gruppen" zerteilt, nämlich in mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer, in die sogenannten Realien und in die modernen Sprachen. Sollte es wirklich für diese drei Gruppen nichts Verbindendes geben? Wie wäre es, wenn man den Begriff der „Erziehungsabsicht" des humanistischen Gymnasiums mutatis mutandis auf die Oberrealschule übertrüge und als ihr Bildungselement die moderne Kultur erklärte? Ist damit nicht etwas gegeben, das auch die reiche Fülle der Interessen der Oberrealschule verbindet? Das genug Verbindungswege herüber und hinüber zwischen den einzelnen Gruppen dieser Schulgattung weist?

Das Realgymnasium endlich will die Eigenart der Oberrealschule und des humanistischen Gymnasiums verknüpfen. Soll das an sich verwerflich sein? Theoretisch besteht nur die Frage, ob es möglich ist. Herr Dr. Flemisch verneint es und sucht es aus seinen Erfahrungen zu beweisen. Was das Realgymnasium in den naturwissenschaftlichen Fächern für Erfolge erzielt, das schaltet er ganz aus. Diese Geringschätzung des bildenden Wertes der Naturwissenschaften ist aber der Schlüssel für seine Aburteilung über das Realgymnasium. Er schließt nämlich weiter: Das Realgymnasium erreicht das Lehrziel der humanistischen Gymnasien nicht, darum leistet es überhaupt nicht Genügendes; folglich soll man es besser gleich ganz abschaffen. Ist denn aber die Ansicht auch richtig, daß dem Realgymnasium nach seiner humanistischen Seite hin im wesentlichen dieselbe Aufgabe gestellt sei wie dem humanistischen Gymnasium? Die Schulordnung sagt hierzu folgendes: „Zweck des Unterrichts im Lateinischen an den Realgymnasien ist, die Schüler in das Verständnis der hervorragendsten lateinischen Klassiker einzuführen." Das lautet doch etwas anders. Der Einblick, den man dem Realgymnasiasten in das Kulturleben der alten Welt gewährt, wird natürlich an Vertiefung hinter dem, was dem Gymnasiasten davon geboten werden kann, zurückbleiben. Die bildende Wirkung wird aber auch bei dieser eingeschränkten Dosis nicht ausbleiben, das Bildungsmittel nicht an Wert verlieren. Und wenn das Realgymnasium den humanistischen Teil der Ausbildung zugunsten des realistischen zurückdrängt, so geschieht eigentlich nur das Umgekehrte von dem, was auch das humanistische Gymnasium tut, wo eben die realistischen Fächer zugunsten der humanistischen auf volle Geltung verzichten müssen. Es wird wohl niemand deswegen einfallen, zu verlangen, das humanistische Gymnasium solle auf alle diese Bildungselemente gänzlich verzichten, nur weil es in diesen Fächern ja doch nicht das leisten könne, was in anderen Schulen, die darauf das Hauptgewicht legen, darin geleistet wird. Vertragen sich am humanistischen Gymnasium beide entgegengesetzte Sparten, warum sollte es am Realgymnasium nicht gehen? Und ist dort die Präponderanz der „Humaniora" recht, warum sollte hier die der „Realien" nicht billig sein?

Wenn also Herr Dr. Flemisch nicht inkonsequent erscheinen will, so muß er seine Theorie als Maßstab auch an das humanistische Gymnasium anlegen. Wird er aber auch hier gleich dieselben Forderungen folgern, wie er es beim Realgymnasium getan hat?

Das Lehrziel der humanistischen Gymnasien wird im Latein allerdings am Realgymnasium nicht erreicht. Das ist aber auch gar nicht nötig! Denn das Realgymnasium hat ein eigenes Lehrziel, das eben von dem humanistischen quantitativ verschieden ist. Aus diesem Grunde gleich das Realgymnasium in Bausch und Bogen zu verwerfen, ist doch höchst einseitig. Nur vom Standpunkt eines Altphilologen aus läßt es sich begreifen, der an einer solchen Schule weder seine philologischen Kenntnisse noch seine Begeisterung für das klassische Altertum genügend an den Mann bringen kann und deshalb davon unbefriedigt ist. Aber kann ein solches Urteil, auf diese Weise gewonnen, unbefangen sein, auch beim besten Willen nach Objektivität.

So sind denn auch die Angaben des Herrn Dr. Flemisch ersichtlich von einer gewissen Indignation gegen das Realgymnasium eingegeben. Sonst hätte er sich — da er, wie er selber sagt, seine Verurteilung reiflich überlegte — doch wohl gefragt, ob nicht vielleicht andere Gründe daran schuld sind, wenn wirklich gar so wenig am Realgymnasium geleistet würde, wie Herr Dr. Flemisch meint.

Vielleicht würde sich dann ergeben, daß man unter günstigeren Umständen doch Ersprießlicheres erzielen könnte, ohne daß man das Prinzip preiszugeben hätte. Bekanntlich hat das Realgymnasium Zeit seines Bestehens in Bayern mit recht widrigen Verhältnissen zu kämpfen. Es sind ihm die wichtigsten Berechtigungen vorenthalten, an zwei von den vier Realgymnasien fehlen noch heute die drei unteren Klassen. Das sind doch Umstände, welche von vornherein das Niveau des Schülermaterials, das überhaupt ins Realgymnasium kommt, aufs ungünstigste beeinflussen. Es gibt stark frequentierte staatliche Berufe, zu denen auch heute noch das Absolutorium eines bayerischen Realgymnasiums nicht Zutritt verschaffen kann. Wer sich diesen zuwenden will, wird notgedrungen infolge des Gymnasialmonopols aus humanistische Gymnasium verwiesen. Dadurch wird eine Reihe von Leuten dem Realgymnasium entzogen, die durch Fähigkeiten und Neigung diese Schulgattung zieren würden. Andrerseits können sich zwei Realgymnasien, darunter gerade das, an dem Herr Dr. Flemisch seine Erfahrung machte, ihre Schüler nicht von Grund auf heranziehen, weil der Unterbau fehlt. Diese bekommen von allen möglichen Gymnasien her ihre Schüler in die vierte Klasse, ohne Aufnahmsprüfung. Das war für das Realgymnasium von jeher von Uebel. Schlechte Schüler, die gar keine Aussicht hatten, am humanistischen Gymnasium fortzukommen, wurden nun ins Realgymnasium abgeschoben. Manche Philologen gaben solchen Schmerzenskindern, die sie gern los hatten, sogar den Rat, sie möchten es doch einmal am Realgymnasium „versuchen". Das Realgymnasium bekam so nur zum kleinsten Teil gutes Schülermaterial. Das darf man auf keinen Fall verschweigen, wenn man die Erfolge des Realgymnasiums durch einen Vergleich mit denen des humanistischen diskreditieren will.

Herr Dr. Flemisch stellt auch folgende Behauptung auf: Es ist „eine nicht zu widerlegende Tatsache, daß am Realgymnasium die Leistungen im Deutschen, in der Geschichte und Geographie hinter denen am humanistischen Gymnasium zurückbleiben, trotzdem Fachmänner den Unterricht erteilen". Der letzte Satz ist ein maskierter Hieb gegen die unbequemen Realisten, die „Fachmänner", welche es wagen, mit den Altphilologen in einigen Fächern zu konkurrieren. Der letzte Satz ist darum subjektiv; vielleicht ist es auch die ganze Behauptung. Herr Dr. Flemisch kann sich das Urteil über diese Fächer nur als Mitglied der Prüfungskommission beim Absolutorium geholt haben. Es mag richtig sein, daß da im Deutschen durchschnittlich nicht allzu viel geleistet wird. Dazu trägt vielleicht die Schwierigkeit des Faches bei. Auch an den humanistischen Gymnasien, ja selbst noch bei den Lehramtsprüfungen ist der deutsche Aufsatz bekanntlich eine crux magna. Und doch sollen die Erfolge an den humanistischen Gymnasien größer sein? Und doch sollen die minderen Erfolge am Realgymnasium im System begründet sein, so daß nicht einmal „Fachmänner" die Schüler mehr auf die humanistische Höhe bringen können? Herr Dr. Flemisch übersah hierbei allerdings, daß ein nur etwas schlechteres Schülermaterial im deutschen Aufsatz schon ganz gewaltige Unterschiede verursacht. Er übersah ebenso, daß die Verhältnisse am humanistischen Gymnasium gegen die am Realgymnasium auch sonst noch für den deutschen Unterricht bedeutend günstiger sind. Rein äußerlich genommen, entspricht ja die Stundenzahl des humanistischen Gymnasiums der des Realgymnasiums durch alle neun Klassen. Aber dort können die Ergebnisse des altsprachlichen Unterrichts zu einem großen Teile zugunsten des deutschen Aufsatzes ohne weiteres ausgenützt werden. Wie reichlich das geschieht, kann man aus den Schul- und Hausaufgaben-Themen der drei oberen Klassen

jedem Jahresbericht eines humanistischen Gymnasiums entnehmen. Am Realgymnasium hingegen muß fast durchweg das Material zu den deutschen Uebungsaufsätzen in den deutschen Stunden erst selbständig erarbeitet werden. Wenn der Gymnasiast wirklich dem Realgymnasiasten gegenüber im Deutschen einen Vorsprung haben sollte, so liegt das noch keineswegs im Prinzip des Realgymnasiums begründet, sondern in der spezifisch bayerischen *Organisation*. Eine Aenderung nach dem Muster des sehr guten preußischen Lehrplans würde, vorausgesetzt, daß auch sonst alle widrigen Verhältnisse beseitigt wären, hierin radikal Wandel schaffen. Das Realgymnasium *als solches* deswegen zu verwerfen, scheint bedenklich übereilt.

Ob der Realgymnasiast mit seinen Geschichtskenntnissen hinter dem Gymnasiasten zurücksteht, konnte Herr Dr. Flemisch schlechterdings nicht wissen. Er mußte seine Informationen darüber aus der mündlichen Prüfung im Absolutorium entnehmen. Nun kommen aber bekanntlich nur diejenigen Schüler ins Mündliche, welche eine schlechte Durchschnittsnote in ihrer Gesamtleistung haben. Daß nun deren Geschichtskenntnisse den mittleren oder gar den besseren Stand der Klasse repräsentieren sollten, ist doch kaum anzunehmen.

Daß schließlich auch in der Geographie die Gymnasiasten den Realgymnasiasten überlegen seien, ist eine gewagte, weil gänzlich unkontrollierbare Behauptung. Wie will man das beweisen? Woher hat Herr Dr. Flemisch diese Kenntnis? Im Absolutorium wird die Geographie nicht geprüft. Hat übrigens Herr Dr. Flemisch auch daran gedacht, als er diese Behauptung aufstellte, daß die Schüler, welche in die vierte Klasse des Realgymnasiums eintreten, zuerst schon drei Jahre lang am humanistischen Gymnasium von *Altphilologen* Unterricht in der Geographie erhielten? Daß also der Grund zu ihren geographischen Kenntnissen nicht von den „*Fachmännern*“ gelegt worden ist?

So steht also die „nicht zu widerlegende Tatsache“ von der Rückständigkeit des Realgymnasiasten gegenüber dem Gymnasiasten in den angezogenen Fächern aus! Durch ein objektives Urteil ist sie sicher nicht gefunden. Es ist also auch nicht erwiesen, daß das Realgymnasium notwendig hinter dem humanistischen Gymnasium zurückbleiben müsse.

Die Theorie des Herrn Dr. Flemisch von der Unzulänglichkeit des Realgymnasiums steht auf schwachen Füßen. Nirgends wird sie von den Tatsachen bestätigt. Im Gegenteil, die Wirklichkeit widerspricht ihr geradezu. Ist die Beliebtheit, deren sich das Realgymnasium erfreut, nicht eine genügende Widerlegung jener doktrinären Behauptung? In Preußen sind innerhalb acht Jahren etwa 40 neue Realgymnasien gegründet worden, welche alle gut frequentiert werden. Und eine solche Anstalt sollte man abschaffen? In den Reichslanden hatte man das Experiment des Herrn Dr. Flemisch antizipiert und das Realgymnasium wirklich schon einmal beseitigt; jetzt sieht man sich gezwungen, es wieder einzuführen, dem Drängen der Bevölkerung folgend. Und eine solche Bildungsanstalt sollte keine Existenzberechtigung haben? In Bayern hatten die Realgymnasien 1891 nur 477 Schüler; diese Zahl ist fortwährend gewachsen und umfaßt heuer mehr als das Vierfache, nämlich 1811 Schüler. Nicht ein einziger Jahrgang weist einen Rückgang auf, der Zuwachs zeigt eine proportionelle, nicht sprunghafte Steigerung. Dabei sind aber noch zwei dieser Anstalten ohne die drei unteren Klassen. Wären diese angefügt, so würde voraussichtlich das Münchener Realgymnasium, um ein Beispiel zu nehmen, um etwa 300 Schüler besser frequentiert sein als gegenwärtig, also ungefähr 700 Schüler zählen. Damit käme es an die Frequenz der bekanntlich überfüllten Münchener Gymnasien heran. Und eine solche Schule sollte man mit einem Federstrich beseitigen?

Es wäre ein schwerer Fehler der praktischen Schulpolitik; ein verhängnisvoller Schritt, der, einmal getan, nie wieder gut gemacht werden könnte. Die blühende Frequenz der Realgymnasien beweist, daß man es mit einer Schulgattung zu tun hat, die wirklich noch *leben kann*. Herr Dr. Flemisch stellt ihr freilich eine recht ungünstige Prognose. Gegenwärtig aber sind keine Anzeichen da, daß er recht haben wird.

Eine ferne Zukunft kann ja seine Theorie möglicherweise bestätigen. Dann wird einstens das Realgymnasium an seiner eigenen Unzulänglichkeit absterben; es deswegen aber schon vorzeitig zwangsweise aus der Welt zu schaffen, wo es gerade in der besten Entwicklung steht, dazu hat man doch wahrlich kein Recht! Die Zukunft kann aber ebenso gut auch die Theorie des Herrn Dr. Flemisch widerlegen. Und diese Möglichkeit soll man nicht gewaltsam hintertreiben. Man verhindere deshalb nicht jetzt die Entwicklung des Realgymnasiums, die auch künftig so günstig sein kann, wie sie es bis heute war. Es geschähe nur einer Doktrin zuliebe, welche keine Fühlung mit der Wirklichkeit hat. Denn eine *praktische* Notwendigkeit ist die Abschaffung des Realgymnasiums sicher nicht. Und müßte Bayern, wenn es im übrigen Deutschland blühende Realgymnasien gäbe, nicht bitter bereuen und sich begründete Vorwürfe gefallen lassen, wenn es auf diese Anstalten einer bloßen Doktrin zuliebe verzichtet hätte? Könnte man eine Schulreform, die nicht an die offenkundigen Bedürfnisse der Gegenwart anknüpft, sondern abstrakten Theorien folgte, als einen Segen empfinden? Nein! Die Aufgabe der Schulreform kann es zwar sein, ein Siechtum *abzukürzen*, niemals aber ein gesundes Leben zu *zerstören*. Und darum darf in Bayern das Realgymnasium nicht beseitigt werden. Man muß vielmehr alle Hindernisse, die es drücken, wegräumen, es in jeder Beziehung unterstützen und fördern als eine Schulgattung, deren Notwendigkeit durch die Tatsachen vollauf erwiesen ist.

München. **Anton Glock.**

Der gestirnte Himmel im Monat April.

(Gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Die *Milchstraße* steht nunmehr ganz auf der Nordhälfte des scheinbaren Himmelsgewölbes. Ohne in größere Höhe emporzusteigen, zieht sie dort in flachem Bogen vom westlichen zum nordöstlichen Horizont und ist in dieser tiefen Stellung nur in dunklen Nächten zu bemerken. Im Nordwesten sind die Sternbilder des *Stiers* und des *Orion* im Untergang begriffen, doch sind dortselbst die Sterne erster Größe *Aldebaran* (Alpha im Stier) und *Betelgeuze* (Alpha im Orion) ebenso wie der noch immer im Sternbild des Stiers in rechtläufiger Bewegung begriffene, hellstrahlende Planet *Jupiter*, noch in geringer Höhe über dem Horizont wahrzunehmen. Im Westen ist das Sternbild des *Großen Hundes* gleichfalls fast völlig untergegangen; höher stehen dort noch (diesseit der Milchstraße) das Sternbild des *Kleinen Hundes* mit dem Stern erster Größe *Prokyon* und etwas weiter gegen Norden die *Zwillinge* mit den beiden hellen Sternen *Kastor* und *Pollux*. Ueber den Zwillingen am oberen Rande der Milchstraße bemerken wir noch das Sternbild des *Fuhrmanns* mit dem Stern erster Größe *Capella*.

Im Südwesten erblicken wir, etwas östlich vom Kleinen Hund und von den Zwillingen, das Sternbild des *Krebses* mit dem bekannten, mit freiem Auge sichtbaren Sternhaufen der *Krippe* (Präsepe) und noch weiter gegen die Mittagslinie zu das Sternbild des *Großen Löwen* mit den hellen Sternen *Regulus* und *Denebola*, von denen der letztere sich eben anschickt, den Meridian zu überschreiten. Nördlich vom Großen Löwen steht der *Kleine Löwe*. Vom südöstlichen Horizont bis zum Sternbild des Krebses hin zieht sich das langgestreckte Sternbild der *Wasserschlange* mit dem hellen Stern *Alphard*.

Nur wenig nördlich vom Zenitpunkt passiert das allbekannte Sternbild des *Großen Bären* den Meridian, und auch die südöstlich vom eben genannten Sternbild stehenden

Jagdhunde (mit einem besonders schönen Spiralnebel in der Nähe des untersten Schwanzsternes des Großen Bären), sowie das etwas südlich davon stehende Haupthaar der Berenike haben sich der Mittagslinie beträchtlich genähert. Das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica (Kornähre) steht dem Meridian gleichfalls schon sehr nahe. Noch tiefer gegen den Horizont kulminieren die Sternbilder des Bechers und des Raben.

Im Osten ist das Sternbild der Wage eben aufgegangen, ebenso, etwas mehr gegen Nordosten, das Sternbild der Schlange. Zwischen der letzteren und den Jagdhunden fesselt unsern Blick das jetzt schon hochstehende Sternbild des Bootes mit dem schönen, rötlich glänzenden Stern erster Größe Arkturus. Noch etwas unterhalb vom Bootes bemerken wir fernerhin die Sternbilder der nördlichen Krone und des Herkules, nördlich vom Bootes dagegen das Sternbild des Mauerquadranten.

Im Nordosten stehen die Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega und des Schwans mit dem hellen Stern Deneb noch ziemlich tief. Hoch im Norden erblicken wir das Sternbild des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, dann das in vielfach gewundener, langer Linie zwischen dem Großen und dem Kleinen Bären sich hinziehende Sternbild des Drachen und die Giraffe, während in geringerer Höhe über dem nördlichen Horizonte die Sternbilder der Eidechse, der Kassiopeia, des Cepheus und des Perseus — sämtlich ganz oder teilweise innerhalb der Milchstraße — wahrzunehmen sind.

Die Sonne steht am Anfang des Monats in ihrer mittleren Entfernung von der Erde (der astronomischen Entfernungseinheit gleich 20.14 Millionen Meilen, entsprechend der nunmehr allgemein angenommenen Sonnenparallaxe von 8.80"); im Laufe des Monats nimmt diese Entfernung um rund 170,000 Meilen zu. Der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt entsprechend dieser Entfernungszunahme von 32' 0.3" auf 31' 44.5" herab. Die Mittagshöhe der Sonne wächst beständig; sie beträgt um die Mitte des Monats rund 52 Grad.

Die Zeiten des Auf- und Unterganges der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit)

April	Aufgang			Untergang		
1.	5h	57m	früh	6h	40m	abends
8.	5	42	"	6	50	"
15.	5	29	"	7	0	"
22.	5	15	"	7	10	"
30.	5	1	"	7	21	"

Die Tageslänge wächst demnach im Laufe des Monats um 1 Stunde 37 Minuten; am Ende des Monats beträgt sie (ohne Dämmerung) 14 Stunden 20 Minuten. Der Zuwachs ist, da vom 16. April an die „wahre" Sonne vor 12 Uhr mittlerer Ortszeit kulminiert (die „Zeitgleichung" also negativ ist), in den Morgenstunden um rund eine Viertelstunde größer als in den Abendstunden.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat April sind folgende:

2.	April	5h	früh	Erstes Viertel
9.	"	7	vorm.	Vollmond
10.	"	10	"	Erdnähe (48,880 Meilen)
15.	"	10	nachts	Letztes Viertel
23.	"	5	nachm.	Neumond
25.	"	2	"	Erdferne (54,780 Meilen)

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

April	Aufgang			Untergang		
1.	10h	16m	vorm.	12h	58m	nachts
8.	5	57	abends	5	34	früh
15.	1	18	nachts	10	26	vorm.
22.	5	11	früh	5	55	abends
30.	9	50	vorm.	12	34	nachts

Bedeckungen. Am 5. April abends wird der Stern erster Größe Regulus (Alpha im Großen Löwen), am 19. April mittags der Planet Saturn, am 28. April, gegen 6 Uhr abends, endlich der Stern erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier) vom Monde bedeckt. Von diesen Bedeckungen ist in unseren Breiten nur die erste sichtbar; ihre näheren Elemente sind für München: Verschwinden des Regulus hinter der Mondscheibe am östlichen, nichtbeleuchteten Mondrand um 6 Uhr 55 Minuten abends (mitteleuropäische Zeit) im Positionswinkel von 77 Grad (vom Nordpunkt des Mondes aus über Ost gezählt), also links, oberhalb der Mitte; Wiederauftauchen des Regulus vor der Mondscheibe um 7 Uhr 59 Min. abends im Positionswinkel von 319 Grad, also am rechtseitigen, westlichen Mondrand, oberhalb der Mitte. Diese Bedeckung ist bei uns, da der Mond zur Zeit ihres Eintrittes schon sehr hoch steht, unter ziemlich günstigen Umständen zu beobachten.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten gestalten sich allmählich wieder günstiger.

Merkur kommt am 5. April in untere Konjunktion mit der Sonne zu stehen, am 15. April durchläuft er den absteigenden Knoten, am 25. April das Aphel (die Sonnenferne) seiner Bahn. Nach der Konjunktion mit der Sonne entfernt sich Merkur nur langsam von dieser; am Schluß des Monats geht er als Morgenstern rund 40 Minuten vor der Sonne auf, bleibt also, praktisch genommen, dem freien Auge während des ganzen Monats unsichtbar.

Venus passiert am 24. April den aufsteigenden Knoten ihrer Bahn. Sie geht im Monatsdurchschnitt rund 1½ Stunden nach der Sonne unter und ist daher, besonders während der zweiten Monatshälfte, bald nach Sonnenuntergang am westlichen Himmel als hellglänzender Abendstern sichtbar. Am 25. April steht sie in Konjunktion mit dem um diese Zeit als schmale Sichel erscheinenden Monde.

Mars geht im April durchschnittlich gegen 9½ Uhr abends unter. Seine Helligkeit nimmt zwar allmählich immer mehr ab, gleichwohl ist er (im Sternbild des Widders) nach Anbruch völliger Dunkelheit immer noch tief am nordwestlichen Abendhimmel als düsterrotes Gestirn sichtbar. Am 25. April kommt er gleichfalls in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter steht nach beendigter Abenddämmerung nunmehr gleichfalls schon tief am nordwestlichen Himmel, im Monatsdurchschnitt geht er um 10¾ Uhr abends unter. Der hellglänzende Planet kann daher jetzt nur noch während der ersten Abendstunden mit Aussicht auf Erfolg beobachtet werden. Am 26. April steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Saturn geht im Monatsdurchschnitt um 4¼ Uhr morgens auf und ist somit (im Sternbild des Wassermanns) in der Morgendämmerung während des ganzen Monats als mattgelb leuchtendes Gestirn tief am südöstlichen Himmel sichtbar. Am 19. April kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, wobei, wie schon oben bemerkt, eine jedoch nur in südlicheren Breiten sichtbare Bedeckung stattfindet.

Uranus geht durchschnittlich 1¼ Stunden nach Mitternacht auf, er kann also (im Sternbild des Schützen) erst während der zweiten Hälfte der Nacht, gleichfalls tief am südöstlichen Himmel, beobachtet werden.

Neptun bleibt im Sternbild der Zwillinge, nicht allzuweit nördlich von dem hellen Stern Gamma desselben, fast unverrückt stehen. Er geht im Monatsdurchschnitt gegen 1 Uhr nachts unter, ist aber, seines kleinen scheinbaren Durchmessers und seiner geringen Helligkeit halber, nur unter Zuhilfenahme eines größeren Fernrohrs als Planet erkennbar.

Kometen. Der am 3. März von Kopff in Heidelberg-Königstuhl entdeckte Komet 1906, b ist, wie aus einem von Dr. Ebell in Kiel gerechneten Elementensystem hervorgeht, schon am 4. Januar d. J. im Abstand von 1.1 Erdbahnhalbmessern durch den sonnennächsten Punkt seiner Bahn gegangen, deren Ebene gegen die Ekliptik nur eine Neigung von nicht ganz 1 Grad besitzt; seine Helligkeit, die schon zur Zeit seiner Entdeckung ziemlich

gering war, nimmt immer mehr ab, so daß er nur noch mit größeren Fernrohren beobachtet werden kann. Der ferner am 18. März von Roß in Melbourne entdeckte Komet 1906, c, für den Dr. Strömgren in Kiel vorläufige parabolische Bahnelemente abgeleitet hat, passierte hiernach das Perihel seiner Bahn, die gegen die Ekliptik die enorme Neigung von 80.6 Grad besitzt, am 22. Februar und zwar im Abstand von rund ¾ Erdbahnradien. Die Sichtbarkeit dieses Kometen gestaltet sich zwar insofern günstiger, als er in immer größere Höhe hinaufsteigt und dabei sich von der Sonne in Rektaszension beständig entfernt, da indessen auch sein Abstand von der Erde immer größer wird, ist seine Helligkeit in langsamer Abnahme begriffen. Als Objekt von etwa 9. Sterngröße kann er in der Dämmerung gegenwärtig in mittleren Fernrohren gleichwohl noch recht gut beobachtet werden.

Sternschnuppen. Am 20. April passiert die Erde auf ihrem Wege um die Sonne alljährlich die Bahn eines Meteoritenschwarmes, der scheinbar von dem gegenwärtig am nordöstlichen Abendhimmel stehenden Sternbild der Leier ausstrahlt, weshalb die aus diesem Schwarm kommenden Sternschnuppen den Namen Lyriden führen. Es werden demnach in klaren, mondfreien Nächten um die angegebene Zeit zahlreiche Sternschnuppen zu beobachten sein, deren Ausstrahlungspunkt in der Nähe des hellen Sternes Wega (Alpha in der Leier) liegt. Die Bahn dieses Sternschnuppenschwarmes, dessen periodische Erscheinungen bis in das Jahr 687 vor Chr. Geb. zurückverfolgt werden können, entspricht fast vollständig der des periodischen Kometen 1861, I (Umlaufszeit 465 Jahre). Ferner sind im Monat April mehr oder weniger lebhafte Sternschnuppenfälle zu erwarten aus dem Sternbild der Wage, aus dem Drachen („Draconiden") und aus dem Herkules.

Zodiakallicht. An Orten mit reiner und durchsichtiger Luft, am besten also in der Nähe des Gebirges, ist nach Eintritt völliger Dunkelheit auch im April noch das Tierkreislicht am Himmel sichtbar.

-rt-

Zwei reichsgerichtliche Entscheidungen.

Die Juristische Wochenschrift veröffentlicht in ihrer am 1. März l. J. erschienenen Nr. 5 zwei Urteile des Reichsgerichts, welche wegen ihrer Bedeutung einem größeren Leserkreise bekannt zu werden verdienen.

I.

Das Urteil vom 5. Januar 1906, ergangen vom VII. Zivilsenat, beschäftigt sich mit der Frage, wem die Versicherungssumme beim Abschlusse des Vertrages „zugunsten der Erben" zustehe. Ein Urteil des Reichsgerichts vom 26. Januar 1894 — R.-G.-Z. 32, 162 — hat die Frage dahin beantwortet, daß die Versicherungssumme regelmäßig zum Nachlasse des Versicherers gehöre.

In bewußtem und ausgesprochenem Gegensatz zu diesem reichsgerichtlichen Urteil hat das Oberlandesgericht Jena ausgesprochen, daß bei der lebenslänglichen Versicherung auf den Todesfall die Versicherung „zugunsten der Erben" ohne weiteres als Verfügung zugunsten dritter, als Benennung empfangsberechtigter dritter Personen aufzufassen sei.

Die gegen dieses Urteil eingelegte Revision blieb erfolglos. Das Reichsgericht führt aus, daß der Auslegung des Oberlandesgerichts keinerlei Rechtsnorm im Wege stehe, daß dessen Meinung mindestens gleichberechtigt neben die des reichsgerichtlichen Urteils vom 26. Januar 1894 trete und daß die letztere einen Vorzug vor der ersteren nicht beanspruchen könne. Bei dieser Sachlage habe sich das Berufungsgericht nach freier Ueberzeugung für die eine oder andere Auslegung entscheiden können.

Durch diese Entscheidung hat das Reichsgericht dem Urteil vom 26. Januar 1894 die Spitze abgebrochen und es der Auslegung im einzelnen Falle anheimgestellt, wem die Versicherungssumme gebühre.

Weiter noch geht der § 157 des Entwurfs eines Gesetzes über den Versicherungsvertrag. In der Begründung zu diesem Paragraphen wird geradezu gesagt: „Wenn der Versicherte als bezugsberechtigt seine „Erben" ohne nähere Bestimmung bezeichnet, so ist es gemäß § 330 B. G.-B. als der mutmaßliche Wille des Versicherten anzusehen, daß der Anspruch aus der Versicherung nicht einen Bestandteil des Nachlasses bilden, sondern den betreffenden Personen unmittelbar auf Grund des Versicherungsvertrages zustehen soll."

II.

In einem Urteile vom 8. Januar 1906 hat der I. Zivilsenat des Reichsgerichts ausgesprochen, daß der in § 1 der Betriebsordnung für den „Kaiser Wilhelm-Kanal" vom 29. Juli 1901 ausgesprochenen Haftung für Verpflichtung zum Schadenersatz keine Rechtsgültigkeit zukomme.

Der § 1 lautet in seinem Abs. 1 und 2: „Jeder Schiffsführer, der den Kanal befährt, muß einen auf Verlangen ihm auszuhändigenden Abdruck dieser Betriebsordnung, die auch für das Rechtsverhältnis zwischen der Kanalverwaltung und ihm bezw. seinem Reeder maßgebend ist, an Bord haben und ist für die genaue Befolgung ihrer Vorschriften, sowie derjenigen des in Anlage 7 beigefügten Zollregulativs für den Kaiser Wilhelm-Kanal durch die gesamte Besatzung seines Fahrzeuges verantwortlich.

Das Deutsche Reich übernimmt keinerlei Verpflichtung zur Ersatzleistung für Schäden, welche die Schiffe im Kanal auf den beiderseitigen Reeden oder in den Vorhäfen oder auf den am Kanal liegenden Schiffsliegeplätzen erleiden, selbst wenn ein Verschulden der Kanallotsen oder anderer Angestellter der Kanalverwaltung dabei in Frage kommt.

Von größter Tragweite für die Grenzen der Vertragsfreiheit sind die Entscheidungsgründe, in welchen das Reichsgericht das „Recht des Schwächeren" zur zivilrechtlichen Geltung bringt — und zwar auch gegenüber einem so mächtigen Vertragsgegner, wie es das Deutsche Reich ist.

Zunächst läßt es das Reichsgericht dahingestellt, ob durch Unterzeichnung des Anmeldeformulars ein Vertrag zwischen der Kanalverwaltung und dem Führer des Dampfers zustande gekommen sei.

„Denn auch wenn ein Vertragsverhältnis zu unterstellen wäre, hätten die Bestimmungen des § 1 Abs. 2 der Betriebsordnung, auf Grund deren der Beklagte seine Verantwortlichkeit für den durch Verschulden der Besatzung seines Dampfbaggerprahms verursachten Zusammenstoß und den hierdurch dem Kläger zugefügten Schaden ablehnt, keine zivilrechtliche Gültigkeit. Wenn die Kanalverwaltung die Benutzung des Kanals von der vertraglichen Uebernahme zivilrechtlicher Beschränkungen, insbesondere von einem vertraglichen Verzicht auf in Rechten begründete Ansprüche abhängig machen will, so widerstreitet dies der durch das Gesetz festgelegten Bestimmung des Kanals, dem allgemeinen Verkehr als öffentliche Wasserstraße zu dienen. In einem solchen Verfahren müßte aber auch ein Verstoß gegen die guten Sitten erblickt werden. Wo der einzelne ein ihm tatsächlich zustehendes Monopol oder den Ausschluß einer Konkurrenzmöglichkeit dazu mißbraucht, dem allgemeinen Verkehr unbillige, unverhältnismäßige Opfer aufzuerlegen, unbillige und unverhältnismäßige Bedingungen vorzuschreiben, da können dieselben rechtliche Anerkennung nicht finden. Dieser allgemeine Grundsatz trifft insbesondere auf den vertragsmäßigen Ausschluß einer nach dem Gesetze bestehenden Haftung dann zu, wenn dem Publikum die anderweitige Wahrung seiner Interessen nicht möglich und dasselbe daher gezwungen ist, sich den gestellten Bedingungen zu unterwerfen."

In neuerer Zeit wird den Gerichten häufig der Vorwurf gemacht, daß ihre Rechtsprechung sich mehr und mehr vom Volksbewußtsein entferne und nicht selten Buchstabenjurisprudenz sei. Daß dieser Vorwurf verstumme, dazu tragen hochstgerichtliche Entscheidungen, wie die angeführten, mehr bei, als aller Widerspruch aus den beteiligten Kreisen.

E. S.

Bücher und Zeitschriften.

Franz von Assisi. Die Vertiefung des religiösen Lebens zur Zeit der Kreuzzüge. Von G. Schnürer. (Weltgeschichte in Charakterbildern. Her. von F. Kampers, S. Merkle und M. Spahn.) München, Kirchheim 1905. 136 S., mit 73 Abb.

P. Sabatier hat in seinem groß angelegten Werke: Vie de S. François d'Assise den heiligen Franz als Vorläufer des „modernen religiösen Subjektivismus" gefeiert und in nahe Beziehung zu den Renaissanceideen gebracht und damit begreiflicherweise auch die gelehrte Welt zu weiterer Beschäftigung mit der Bedeutung der Persönlichkeit des Heiligen veranlaßt. Nicht alle Forscher sind aber mit Sabatiers Urteil einverstanden, unter ihnen auch Schnürer, der in vorliegendem Werke in allgemein verständlicher Form (vom Standpunkte des positiven Christentums aus) die sympathische Erscheinung des großen Zeitgenossen der Hohenstaufen als Ordensmann und Ordensgründer in seiner Bedeutung für die Vertiefung des religiösen Lebens im Abendlande zur Zeit der Kreuzzüge behandelt. — Nach einer allgemeinen Einleitung über die religiöse Entwicklung im Abendlande schildert der Verfasser in klarer und formvollendeter Weise des Heiligen Lebenslauf in den Kapiteln: Jugendleben und Jugendpläne, Ordensgründung, Ausbreitung des Ordens, Festsetzung der Regel, Leidensjahre und Tod. Schnürer ist es dabei unter steter Berücksichtigung und teilweise sogar in gewisser Uebereinstimmung mit den Ansichten moderner Franz-Forscher gelungen, tief in den Geist und die Bedeutung des Lieblingsheiligen der Italiener einzudringen und besonders in dem Schlußworte Franz' Eigenart und Bedeutung trefflich zu kennzeichnen. Fast scheint uns der Verfasser in einem Buche, das sich als Bestandteil einer Weltgeschichte in Charakterbildern präsentiert, zu viel mit der einzelnen Person und zu wenig mit den großen Zeitereignissen beschäftigt zu haben. Das ändert indes nichts an dem Werte des Buches, das sich nicht nur durch den mit großer Objektivität und Vermeidung jeder Polemik behandelten Inhalt (ich verweise hier auf den höchst interessanten Abschnitt über Franz' und seines Ordens Stellung zu den Universitäten und der damals mächtig blühenden Wissenschaft), sondern auch ganz besonders durch sein ganz vorzügliches Illustrationsmaterial, das der Verfasser zum großen Teile dem Entgegenkommen Sabatiers verdankt, auszeichnet. Freunde italienischer Renaissance — wer ist es nicht? — finden in den 73 Abbildungen ein reiches Material von Werken der Malerei, Skulptur und Baukunst. Giotto hat in herrlichen Fresken das Leben des heiligen Franz verewigt. Er ist hier mit 15 Reproduktionen vertreten. Abbildung 49 bringt die herrliche Gruppe Franz und Dominikus von Andrea della Robbia aus der Loggia di S. Paolo in Florenz. Von Luca della Robbia ist die Terracotta in der Josephskapelle zu S. Maria degli Angeli, Abb. 60. — Am Schlusse finden wir einen interessanten Stich von Assisi aus dem 16. Jahrhundert. Der Name Meisenbach-Riffarth (München) bürgt für die Ausführung der Illustration. So haben sich Verfasser, Verlag und Druckanstalt die Hände gereicht, ein Werk zu schaffen, das man nicht nur vom Standpunkt der Belehrung, sondern auch dem ästhetischen Genusses nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird.

J. Kn.

Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten von Kurt Geucke. Zweite veränderte Auflage. Mit neuem Buchschmuck von Fidus. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1906.

Obwohl dieses Buch aus kleineren Einzelarbeiten besteht — Erzählungen, Gedichte, reflexive Betrachtungen sind in ungezwungener Folge aneinander gereiht —, hat es doch in seinem wesentlichen Inhalt und als Mittelpunkt seiner formalen Ausgestaltung einen allem zugrunde liegenden gemeinsamen Kern. Es sind Nächte eines Dichters, eines träumenden Weltverbesserers; was sie ihm enthüllten an Menschenschicksalen, Zukunftsträumereien, philosophischen Beruhigungsversuchen, hat Geucke, den wir hier wohl getrost mit seinem Helden identifizieren können, in warmherziger, beredter Weise dargestellt. Alles, was dem Autor am Herzen liegt, zieht er hier in den Bereich seiner nächtlichen Erlebnisse und Träume. Schule und Vaterland, das soziale Elend, ein idealer antisozialistischer Zukunftsstaat, die Forderung einer tieferen ethischen Bewertung mancher Handlungen und noch manches andere, das in unserer Zeit verbesserungsbedürftig wäre und was uns not täte, berührt er mit dichterischer Feinfühligkeit. Allem zugrunde aber liegt ein philosophischer Unterbau, die Lehre von der Wiedergeburt zum Zweck der Vervollkommnung des Menschen. Geucke ist ein echter Dichter. Er vermag unsere Seele tief zu rühren, und die kleinen tragischen Lieder vom Leben, die er in Vers und Prosa singt, sind von einer erschütternden inneren Wahrheit erfüllt, so daß der Leser selbstvergessen mitlebt und mitleidet. Dazu ist das Buch [illegible] in Begeisterung geschrieben; dadurch wirkt das Pathos echt und ungekünstelt und die Sprache ist voll getragenen Wohllautes, ohne daß sie darum eigentlich individuell wäre. Eine edle Menschlichkeit zieht durch das Buch. Manche der geträumten Verbesserungen haben wohl auch noch einen anderen Wert als nur den eines Dichtertraumes. Einige der Gedichte sind sehr schön und legen Zeugnis ab auch für Geuckes rein poetisches Können. Auch manche philosophische Nutzanwendung, die sich aus seinen lebenatmenden Erzählungen ergibt, ist richtig und überzeugend. Dagegen ist die abstrakte philosophische Grundlage des Ganzen leider nicht überzeugend und wohl die schwächste Stelle des Buches. Es ist schade, daß das schöne poetische Gebäude auf so schwankem Grunde steht. Die „Gespräche mit der Sehnsucht" dürften auch für den Laien in philosophischen Dingen viel Befremdendes und augenfällig Unlogisches haben, während sie vor dem Fachgelehrten wohl überhaupt kaum Gnade finden dürften. Dichtung und Philosophie sind eben zweierlei, wie viel Gemeinsames sie auch haben mögen. — Durchaus originell und anziehend ist die äußere Anordnung des ganzen Dichtwerkes. Auch der Buchschmuck von Fidus zeichnet sich durch Geschmack und Stimmungsgehalt aus; er begleitet fein und wirkungsvoll die Arbeit des Dichters.

S. B. W.

Aus jungen Tagen. Von Gertrud Ingeborg Klett. München 1906, Albert Langen. 144 S.

Kaum ist die Kritik damit fertig geworden, das am Himmel deutscher Dichtkunst neu aufgegangene Gestirn Ludwig Finckhs in allen Tonarten zu verherrlichen und den wirklichkeitsgetreuen Schwarzwaldgeschichten der wackeren Frau Supper warme Anerkennung zu zollen — und schon wieder klopft eine neue Dichterin aus dem plötzlich wieder literarisch so regsam gewordenen Schwabenlande, Einlaß heischend, an das Tor des Tempels unserer Literatur. Auch sie wird von den türhütenden Rezensenten schwerlich zurückgewiesen werden. Fräulein Gertrud Klett tritt nicht als ein schwärmerische Gefühlsregungen in herkömmliche Worte, Verse und Reime zwängender Backfisch vor das Publikum, vielmehr als eine ausgesprochene, eigenartige Persönlichkeit, der ein berechtigtes Ichbewußtsein Sicherheit und Stärke, Kühnheit und Stolz verleiht. Sie ist ausgerüstet mit kraftvollem Gefühl, feuriger Phantasie, reichem Vermögen, ihre Gedanken in eine üppige Bildersprache zu kleiden, und nicht zuletzt mit einem fast instinktiv das Richtige treffenden Sinn für die poetische Form. Wer nörgeln will, wird finden, daß da und dort das Schmuckwerk zu verschwenderisch angewendet ist, mancherlei Beiwörter entbehrlich wären, wird den Reim „Dämmerlicht—Dickicht" (S. 56) beanstanden, die Personifikation „Also ziehn durch meines Lebens Kranken Meiner Liebe leuchtende Gedanken" (S. 111) für hart und erzwungen erklären. Aber das sind schließlich Kleinigkeiten, die sich überdies nur in bescheidener Zahl aufstöbern lassen. Der Eindruck eines entschiedenen Talents bleibt dadurch ungestört. Gewiß ist seit den Tagen, da Isolde Kurz mit ihren Gedichten hervortrat, keine Lyrikerin mehr aus Schwaben erstanden, der so unbedingt das Recht, sich auszusprechen, eingeräumt werden darf wie Gertrud Ingeborg Klett. An Kühnheit der Gedanken erreicht diese freilich ihre ältere Landsmännin nicht. Dafür ist sie die Naivere. Sie singt und gestaltet aus der Ueberfülle und dem Ueberschwang eines stürmischen Herzens heraus, das mit tausenderlei süßen Erwartungen das Leben grüßt und von den Schönheiten der Welt tief ergriffen ist. Die Kehrseite davon, Tod, Vernichtung und Grab, bleibt ihrer Phantasie nicht ferne, ja sie vertieft sich mit Vorliebe darin. Gerade solche enthusiastische Naturen bleiben ja am wenigsten von trübseligen Stimmungen und melancholischen Anwandlungen verschont. Aber die Lebensbejahung bricht schließlich doch immer wieder siegreich durch. Die unbestimmte Sehnsucht verdichtet sich bei ihr häufig zur Liebe — sie wäre ja sonst keine echte Lyrikerin. Neben subjektiven Gefühlsergüssen, die meist zu höherem Schwunge anschwellen, weiß sie auch die mehr objektiven Weisen des volksmäßigen Liedes anzuschlagen. Ihr Pathos verwandelt sich da in leichtflüssige Anmut, und der ernste Poetenberuf wird ihr zum neckischen Spiele. In melodischen Rhythmen, durch Kehrreime gehoben, hüpfen die munteren Verse hurtig einher. Von zwei Tanz-

Liedern gefällt mir namentlich das „Die Schäferin“ betitelte, das also anhebt:

Schäferin, Schäferin —
Hüte deine freie Weide!
Am Himmel steht eine Wetterwand,
Eine schwarze, böse Wetterwand —
Die tut dir was zuleide!
— Traiala — tralali —
Ich bin die junge Schäferin,
Ich tanz auf grüner Au —
Tralali — tralala —
Ich bin die junge Schäferin —
Der Himmel ist so blau!

Auch ein paar schelmische Kinderlieder helfen mit, das Bild, das wir aus dem Buche von Gertrud Kletts dichterischer Persönlichkeit erhalten, abwechslungsreich zu gestalten. Und trotz allem bunten Mancherlei bleibt eine einheitliche, bestimmt ausgeprägte Physiognomie — eine bessere Empfehlung läßt sich einem Neuling kaum auf den literarischen Lebensweg mitgeben.

Stuttgart. R. Krauß.

Allgemeine Rundschau.

Zu Friedrich Halms Säkulartag.

Jüngst hat in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Nr. 69 vom 24. März S. 548) Anton Bettelheim anläßlich einer Kontroverse über Denkmäler eine Darstellung der Nachwirkungen der Aera Josephs II. innerhalb der deutsch-österreichischen Kultur des 19. Jahrhunderts verlangt, sobald einmal den geistigen Einflüssen des großen Kaisers überhaupt nach Gebühr biographisch Rechnung getragen sei. Wenn ihm dabei der Wunsch aus der Feder fließt, „diesen josephinischen Geist in seinen stärksten Wortführern Grillparzer, Graf Anton Auersperg, Feuchtersleben und deren Jüngern in die Massen zu tragen“, so hätte, zwar nicht gerade als Persönlichkeit ersten Ranges, neben diesen ein Dichter stehen dürfen, den zufälligerweise auch die Gemeinsamkeit des Geburtsjahres 1806 zusammenstellt: Friedrich Halm, d. i. Eligius Franz Joseph Frhr. v. Münch-Bellinghausen, ein einst vielgenannter Vertreter einer nachklassischen Romantik auf dem Gebiete des Dramas. Am 2. April vor 100 Jahren als österreichischer Beamtensohn (die Mutter entstammte dem bayerischen Geschlechte der Freiherren von Deuster) im polnischen Krakau geboren, hat Baron Münch — so die übliche soziale Bezeichnung bei den Zeitgenossen — selbst die Beamtenlaufbahn seines Vaterlandes durchgemacht, die man aber geschickt 1845 bei der Hofbibliothek, wo er wichtige Reformen vornahm, münden ließ, auch 1869 bis zum Tode (22. Mai 1871) als Generalintendant die beiden Wiener kaiserlichen Theater, insbesondere das Burgtheater, geleitet. Aus der langen Reihe seiner Bühnenstücke haben vor allen „Griseldis“, „Der Sohn der Wildnis“, „Der Fechter von Ravenna“, „Wildfeuer“, im Zeitraum von 1834 bis 1864 hervorgetreten, das letzte ein romantisches Lustspiel, großen und dauernden Erfolg errungen. Trotzdem ist er in der Gegenwart, welche freilich auf dem Theater ganz andere Ideale und Tendenzen vorherrschen sieht, unverdientermaßen arg in den Hintergrund gedrückt worden, und es geziemt sich heute bei der Säkulargelegenheit an ihn und seine echt poetischen, obwohl vielfach etwas äußerlich-theatralischen Erzeugnisse zu erinnern, zumal diese beim Erscheinen auf den Brettern und in Buchform teilweise außerordentliches Aufsehen im In- und Auslande erlebt haben. Früh schon wurden Halm Uebersetzungen, kritische Besprechungen, Charakteristiken in Frankreich, Italien, Spanien u. a. zuteil, gar nicht zu reden von der unabsehbaren Fülle von Artikeln und eingehenden Würdigungen in deutscher Sprache (man sehe da die Zusammenstellung der wichtigsten Bibliographie bei R. M. Meyer, Grundriß zur Gesch. der neuesten dtsch. Lit., 1902, Nr. 2008 ff.). In diese Fülle gewährte die Behandlung Halms in C. v. Wurzbachs Biograph. Lexikon des Kaisertums Oesterreich, Band 19, S. 421 bis 441, schon bei Lebzeiten, 1868, einen lehrreichen Einblick. Und auch sonst haben fast ausschließlich Oesterreicher sich ihres Landsmannes biographisch, als Herausgeber u. s. w. angenommen, so in erster Linie Faust Pachler, der im Verein mit dem Hebbel-Biographen Emil Kuh die vom Verfasser 1856 begonnene und bis 1864 auf 8 Bände geführte Sammlung seiner Werke aus dem Nachlaß 1872 um 4 ergänzte: Gedichte, Dramen und 2 Bände packender, jedoch etwas krankhafter und düsterer Novellen. Auch der Entwicklung Halms ist F. Pachler rege nachgegangen, und so sagt der Bearbeiter Halms in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 22, Seite 718 bis 725, Anton Schönbach, er stehe mit dem Gebotenen namentlich auf seinen Schultern. Oesterreicher sind ferner der Benediktinerpater Professor Rud. Schachinger in Melk, welchem man die Veröffentlichung des außerordentlich inhaltreichen Briefwechsels zwischen Münch-Halm und seinem geistvollen Freunde und ersten Anreger Michael Enk von der Burgt, einem vielseitigen, feinsinnigen Literaten (1788 bis 1843), verdankt; endlich Anton Schlossar, der Veranstalter der mit tüchtigen Einleitungen versehenen jüngsten Auswahl von Halms Werken (4 Bände, in Max Hesses Neuen Klassiker-Ausgaben), wo wohl sein beständigeres literarisches Erbe gerettet wird. Schließlich sei noch gerade in der Allgemeinen Zeitung kurz der kuriosen Episode gedacht, die Halms Namen unliebsam, aber unschuldig, in der Leute Mund brachte: nämlich der öffentlichen Zänkereien und des wilden Federkriegs, als um die Mitte der 50er Jahre der Possenhofer Schulmeister Bacherl, später als Milchhändler in der Nähe Münchens seßhaft, mit dem kecken Anspruch auftrat, Halms glänzend aufgenommenen „Fechter von Ravenna“ als ein heimtückisches Plagiat seiner Tragödie „Die Cherusker“ bezeichnen zu dürfen. Wirft Wurzbach a. a. O. Seite 432 der Allgemeinen Zeitg. (anfänglich!) einseitige Parteinahme für „ihren Landsmann“ Bacherl vor, so war es nötig, dies entschieden durch den Hinweis auf Professor Urlichs' Aufsatz „Ueber die Quelle des „Fechter von Ravenna“ in Nr. 90 von 1856 und andere Verlautbarungen zu paralysieren.

München. Ludwig Fränkel.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Sitzungen vom 22. März. A. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Diels. 1. Herr v. Wilamowitz-Moellendorff trug vor über Neue Bruchstücke griechischer Dichter aus der ägyptischen Abteilung der Königlichen Museen. Es sind Reste von Rollen und Büchern; sie enthalten Bruchstücke der hesiodischen Kataloge (mindestens zwei), von Sophokles (Achäerversammlung), Euripides (Phaeton, Kreter), von zwei attischen Komödien, einem hellenistischen Epos, von seltsamen Anapästen (Kassandra spricht), von Gedichten auf den Tod von Rhetoren der Schule von Berytos aus dem 4. Jahrhundert. Von erhaltenen Schriften sind besonders die Reste einer Aristophaneshandschrift (namentlich Acharner) und einer des Nonnos (Buch 14 und 15) bemerkenswert. 2. Herr Erman legte eine Abhandlung des Herrn Prof. Kurt Sethe in Göttingen vor: Eine ägyptische Expedition nach dem Libanon im 15. Jahrhundert v. Chr. Sen-nuse, ein Schatzmeister König Thutmosis' III. (um 1500 v. Chr.), berichtet in seinem Grabe, daß er nach Byblos in Phönizien gesandt wurde und dort auf dem Gebirge Zedern fällen ließ. — B. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Auwers. 1. Herr Schwarz las: Ein Kreisbogen als Lösung einer von Delaunay zuerst behandelten Aufgabe der Variationsrechnung. 2. Die folgenden, als Berichte über Arbeiten, die mit akademischer Unterstützung ausgeführt worden sind, eingesandten Druckschriften wurden vorgelegt: Franz Keibel: Die äußere Körperform und der Entwicklungsgrad der Organe bei Affenembryonen (9. Lieferung von E. Selenka, Menschenaffen). Wiesbaden 1906. — Zur Embryologie des Menschen, der Affen und der Halbaffen. S.-A. 1905; Otto Schmiedeknecht: Opuscula Ichneumologica. Fasc. XII. Blankenburg i. Th. 1906; Julius Tafel: 6 S.-A. über elektrolytische Reduktion. 1903—1906.

Kleinere Mitteilungen.

dc. Die berühmte Bodleianische Bibliothek in London erhielt am 31. März ein Buch zurück, das vor 200 Jahren von der damaligen Verwaltung mit anderen Büchern als wertlos um einen Spottpreis, wahrscheinlich als altes Papier, verkauft wurde. Es handelt sich um den ersten Band der ersten Folio-Ausgabe der Shakespeareschen Werke. Dasselbe kam nun auf den Markt und sollte im Versteigerungswege verkauft werden. Von Amerika aus wurden große Angebote gemacht, mit denen die Bibliothek nicht in Mitbewerbung treten konnte. Bei der Versteigerung konnte man mit Sicherheit annehmen, daß die amerikanischen Agenten alle Angebote übertreffen würden. Der Besitzer des wertvollen Buches erklärte sich aber bereit, von der Versteigerung abzustehen, wenn ihm ein Preis von 3000 Pfd. St. (60,000 M) bis zum 31. d. M. gezahlt würde. Da sich die Bibliotheksverwaltung auf diesen Betrag nicht einlassen konnte, wurde, wie bereits mitgeteilt, ein

Aufruf erlassen, durch freiwillige Beiträge das Buch für die Bibliothek, der es einmal gehört hatte, zu erwerben. Bis knapp vor Torschluß waren 2500 Pfund Sterling zusammengebracht. Im letzten Augenblick, als der ganze Handel in der Schwebe war, hat nun Lord Strathcona, der einstmalige schottische Hirtenjunge, die fehlenden 500 Pfd. St. beigesteuert. Nun ist das wertvolle Buch für die Bibliothek gesichert, und damit die in ihrem Besitze befindliche erste Folio-Ausgabe der Shakespeareschen Werke, bei welcher der erste Band fehlte, komplettiert.

* Ueber die Bewegung des Nordpols haben wissenschaftliche Untersuchungen, die seit einer Reihe von Jahren stattfanden, sehr genaue Ergebnisse gebracht. Diese Untersuchungen bezogen sich, wie Professor P. G. Rosén, einer Mitteilung der Vossischen Zeitung zufolge, in der Berliner Anthropologisch-geographischen Gesellschaft mitteilt, auf die mehr oder minder periodisch wiederkehrenden Bewegungen der Rotationsachse der Erde und wurden von eigens zu diesem Zwecke errichteten Stationen, die mit ausgezeichneten Instrumenten versehen waren, ausgeführt. Die Zahl der Stationen beträgt sechs. Sie liegen sämtlich auf gleicher Polhöhe, 39 Grad 8 Fuß, und zwar eine in Europa, zwei in Amerika und drei in Asien. Unter Anwendung der feinsten Instrumente konnten die Beobachtungen mit solcher Genauigkeit ausgeführt werden, daß bei den Berechnungen Fehler oder eine Mißweisung von nur $^{1}/_{100}$ Bogensekunde, entsprechend 0.3 Meter oder einem „Gesichtswinkel von ½ Millimeter auf eine Meile Abstand“, in Frage kommen. Bei den Ursachen, die zur Veränderung der Lage des Nordpols mitwirken, spielen die Massen eine Rolle, die an der Erdoberfläche, in der Atmosphäre und Hydrosphäre bewegt werden, ebenso die vulkanischen Kräfte im Erdinnern, sowie der Einfluß der Meeresströmungen. Hinsichtlich der Temperatur, Bewegung, Geschwindigkeit u. s. w. der Meeresströmungen sind fortgesetzte Untersuchungen wünschenswert. Ein Nordpolforscher, der auf 90 Grad den Pol sucht, würde also finden, daß dieser um ein oder mehrere Meter wechselt, und Nordpolfahrer im Ballon müßten den Polpunkt je nach der Höhe, in der sie sich befinden, innerhalb eines Umkreises von verschiedenen Meilen oder wenigstens Kilometern bestimmen.

g. e. Das Ende der Alpen. Ueber die Zukunft der Alpen stellt ein Geologe folgende Betrachtungen an: Die Aare führt alljährlich 135,000 Kubikmeter Geröll zur Erde, in den Brienzer See hinab, dessen Lage sich infolgedessen fortdauernd verschiebt. Man hat berechnet, daß ein Zeitraum von 14,000 bis 15,000 Jahren nötig war, um das Seeufer von der Felsenschwelle des Kirchet bei Meiringen, an die der See einst heranreichte, bis zu seiner jetzigen Lage zu verschieben, und daß noch 35,000 bis 40 000 Jahre nötig sein werden, um das 5.17 Mill. Kubikmeter messende Becken des Brienzer Sees durch die Geröllmassen der Aare auszufüllen. Das Geröll, das die Aare dort mit sich führt, hat sie natürlich von den Berghöhen, von denen sie herabkommt, losgerissen. Von jedem Quadratkilometer im ganzen Quellgebiet der Aare oberhalb Meiringen werden jährlich 250 Kubikmeter Gestein weggenommen und zu Tal geführt. Damit werden die Berge des Reußgebietes in 3333 Jahren um einen Meter erniedrigt. Da die Quelle der Aare 2260 Meter hoch liegt, so würden die Aare-Gletscher in 7,532,580 Jahren abgetragen und der Ebene gleichgemacht sein. Der letzte Felsblock der Alpen würde, diesen Maßstab zugrunde gelegt, in 16 Millionen Jahren zu Sand zermalmt im Meer verschwinden. — Der Alpinismus braucht also für seine Existenz vorläufig noch nicht besorgt zu sein.

l. Einfluß der Körpergröße im Krieg. In einem der letzten Hefte der englischen Wochenschrift „Nature“ machte ein Mr. Twigg darauf aufmerksam, daß die Japaner gerade vermöge ihrer kleineren Statur den Russen gegenüber im Vorteil waren, weil sie deren Schußwaffen ein kleineres und schmäleres Ziel darboten, als die Russen den ihrigen. Nimmt man, was Mr. Twigg für die modernen Waffen als zutreffend erachtet, an, daß die Kugeln über die durch den Gegner dargebotene Zielfläche im Durchschnitt sich gleichmäßig verteilen und daß ferner die durch einen einzelnen Mann dargestellte Zielfläche proportional ist dem Quadrat seiner Körperlänge, so müßten in der Tat ceteris paribus die beiderseitigen Verluste annähernd diesem Verhältnis entsprechen. Nach einer vom Londoner Anthropologischen Institut an Mr. Twigg erteilten Auskunft betrug die Körperlänge von 2500 Japanern, von denen 1260 Soldaten waren, im Mittel 1.585 m und jene von 177,948 europäischen Russen (sämtlich Soldaten) durchschnittlich 1.642 Meter; die Russen übertreffen also die Japaner hiernach an Körperlänge um 3.47 Prozent. Die Quadrate der beiden Mittelzahlen dagegen differieren um rund 7 Prozent, und im gleichen Verhältnis müßte also die Verlustziffer der Russen größer sein als jene der Japaner, wenn Mr Twiggs Voraussetzungen zutreffen. Ob die wirklichen beiderseitigen Verlustziffern tatsächlich in einem ähnlichen Verhältnis stehen, läßt sich, da authentische Zahlen nicht vorliegen, vielleicht auch nie vorliegen werden, nicht feststellen. — Den Ausführungen Mr. Twiggs tritt übrigens Generalmajor Warrand — gleichfalls in der „Nature“ — in einem Punkte entgegen. Nach seiner Ansicht ist der Vorteil der kleineren Statur im Feuergefecht nicht nur dem Quadrat, sondern sogar dem Kubus der Körperlänge umgekehrt proportional zu setzen, weil Kugeln nicht nur von der Front, sondern von allen Seiten kommen, und also nicht nur die Höhe und Breite, sondern auch die Dicke des Körpers in Rechnung zu ziehen ist. Die Verlustziffer der Russen müßte hiernach, unter Beibehaltung der von Mr. Twigg angegebenen Durchschnittsmaße, sogar um 12 Prozent größer sein als die der Russen. Mr. Twigg bleibt gleichwohl, wie uns scheint, nicht mit Unrecht, auf seiner Ansicht, daß nur das Quadrat der Körpergröße in Betracht kommt, bestehen.

* Heute vormittag wurde in Berlin der zweite zahlreich besuchte Kongreß der im vorigen Jahre begründeten Röntgen-Gesellschaft unter dem Vorsitz des Professors Eberlein eröffnet. Der Eröffnung wohnten auch Vertreter des Gesundheitsamtes und des Reichsversicherungsamtes bei.

□ Mark Twain auf der schwarzen Liste. Die Nachricht, daß Mark Twains Bücher auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurden, dürfte allgemeine Heiterkeit erregen. Der Vorstand der öffentlichen Bibliotheken von Brooklyn hat sich diesen Streich geleistet. „Huckleberry Finn“ und „Tom Sawyer“ sind die beiden Bücher, die von der erwähnten Behörde in den Bibliotheken für Kinder unter 15 Jahren als „schädlich“ verboten wurden. Dem gemaßregelten Humoristen gab diese Anordnung Veranlassung zu einem äußerst sarkastischen Briefe an seine Richter.

✤

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** An Stelle des bis nach Pfingsten beurlaubten Exprorektors der hiesigen Universität Geh. Rats Prof. Dr. Theodor Curtius wurde mit der Vertretung der Direktion des chemischen Universitätslaboratoriums der Abteilungsvorsteher etatsmäßiger außerordentlicher Professor Dr. Emil Knoevenagel beauftragt und mit der Abhaltung der großen Vorlesung über Organische Experimentalchemie der Abteilungsvorsteher außerordentlicher Professor Dr. August Kloges.

D. **Gießen.** Professor Dr. Er. Bethe ist als Nachfolger Wachsmuths (für klassische Philologie) zum 1. Oktober nach Leipzig berufen worden und hat den Ruf angenommen. Für alte Geschichte war als Nachfolger Wachsmuths bereits früher Prof. Wilcken (Halle) berufen worden.

Ac. **Kiel.** Der Kirchenhistoriker, ordentlicher Professor an der hiesigen Universität, Konsistorialrat Dr. theol. et phil. Hans von Schubert hat die Berufung nach Heidelberg angenommen. Er wird zum 1. Oktober d. J. das Lehramt an der Ruperto-Carola antreten.

* **Greifswald.** An der hiesigen Universität findet auch in diesem Jahre vom 9. bis 28. Juli ein Ferienkursus (13. Jahrgang) statt. Die Fächer sind folgende: Phonetik (Professor Heuckenkamp), Deutsche Sprache und Literatur (Professor Dr. Heller), Französisch (M. Plessis), Englisch (Mr. Campbell), Religion (Konsistorialrat Prof. Haußleiter), Philosophie (Prof. Rehmke), Geschichte (Prof. Seeck und Bernheim,) Volkskunde, Folklore (Prof. Radermacher), Kunstgeschichte (Prof. Seeck), Geologie (Prof. Deecke), Chemie (Privatdozent Dr. Strecker), Physik (Prof. Mie), Zoologie (Privatdozent Dr. Stempell), Botanik (Prof. Schütt), Hygiene (Geheimrat Prof. Löffler). Den Vorlesungen zur Seite gehen zoologische, botanische, physikalische Uebungen bezw. Exkursionen, psychologisches Seminar, französische, englische, deutsche Sprachübungen. Ausführliche Programme sind gratis unter der Adresse „Ferienkurse Greifswald“ zu erhalten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

…gang 1906. München, Mittwoch, 4. April. Nummer 78.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Sparkassen im Mobilmachungsfalle.

Von Meyer, Hauptmann und Adjutant der 46. Infanterie-Brigade.

Die Befürchtung, daß im Falle eines großen Krieges, in den etwa das Deutsche Reich verwickelt würde, die Sparkassen den an sie herantretenden Anforderungen nicht genügen könnten, liegt nahe und findet in Fachkreisen und auch in der sonstigen Literatur Ausdruck.[1]) Sie ist nach früheren Erfahrungen wohl berechtigt. Massenhafte Kündigungen sind letzthin bei einigen deutschen Sparkassen vorgekommen, als Gerüchte von bevorstehenden kriegerischen Verwicklungen zwischen dem Deutschen Reiche einerseits, Frankreich und England andrerseits auftauchten. In früheren Zeiten ist u. a. speziell das Jahr 1848 ein solches unseligen Andenkens: das Guthaben der großen Pariser Sparkasse zum Beispiel schmolz damals binnen Jahresfrist von 80 auf 10 Millionen Francs zusammen, die Kasse veräußerte für 90 Millionen Francs Wertpapiere mit 2.65 Millionen Verlust und mußte zuletzt doch die Zahlungen einstellen. Aehnlich, wenn auch nicht in so schlimmem Grade, ging es in Bayern, wo bis 1843 mehr als die Hälfte aller Sparkassengelder dem bayerischen Staate geliehen worden war und bei den massenhaften Kündigungen die Staatsschuldentilgungskasse den Anforderungen nicht genügen konnte.[2])

Auch das Jahr 1859 war vor und zur Zeit der Mobilmachung eine schwere Zeit für viele Sparkassen, und im Jahre 1870 veranlaßten schon die an sich höchst unwesentlichen Ereignisse von Saarbrücken eine kleine Panik, und nur die schnellen Erfolge der deutschen Waffen werden wohl den sonst sicher zu erwartenden allgemeinen Sturm auf die Sparkassen verhindert haben.

In der Zeit seit dem großen Kriege hat sich der Geschäftskreis der Sparkassen, die Zahl der Einleger, die Höhe ihrer Guthaben, die wirtschaftliche Bedeutung derselben bei der großen Ausbreitung der modernen Industrie und ihrer Abhängigkeit vom Ausland außerordentlich gehoben. 1902 gab es im Deutschen Reiche 2735 Sparkassen mit 5695 Filialen und 16,002,088 Sparkassenbüchern; das Gesamtguthaben der Einleger betrug 10,313,315,000 M; das Aktivvermögen ohne Reservefonds 10,365,814,000 M; die Reservefonds 653,598,000 M.

Wenn einmal eine Panik einträte, in deren Folge bei vielen Sparkassen gleichzeitig massenhafte Kündigungen vorkommen sollten — was freilich sicher nicht im ganzen Reiche auf einmal der Fall sein wird —, so sind große Verlegenheiten der Sparkassen zum mindesten nicht unwahrscheinlich, da es bekanntlich vollkommen ausgeschlossen ist, daß die Kassen für den Fall der Not dauernd große Barbeträge vorrätig halten. Der Zinsverlust, der dadurch einträte, macht es ganz unmöglich; die Kassen könnten ihre volkswirtschaftliche und erzieherische Aufgabe nicht lösen, wenn sie nicht so viel Kapital arbeiten ließen als nur irgend möglich ist.

Es liegt nun nahe zu fragen: Können wir irgendwie annähernd feststellen, wo und aus welchen Kreisen am meisten Kündigungen von Spargeldern zu erwarten stehen? Leider scheint es, soweit meine Studien reichen, daß kein Anhalt zur Beantwortung dieser Frage zu gewinnen ist. Solche Grundlagen ließen sich aber gewinnen, wenn man erstens allgemeine statistische Nachweise nicht nur über die Zahl, sondern auch über Alter, Einkommen, Vermögen (Steuerklasse), Familienstand, Beruf, Militärverhältnis, u. s. w. der Einleger einrichtete. Außerdem könnte man aber auch durch gewisse statutarische Bestimmungen der Sparkassen Verhältnisse schaffen, aus denen sich die voraussichtlich im Falle eines Krieges eintretenden Kündigungen wenigstens in Bausch und Bogen abschätzen ließen.

Bedenkt man, daß die sichere und unbeanstandete Zurückzahlung aller gekündigten Beträge das Vertrauen der Massen nicht nur zur Sparkasse, sondern zu den Staatsinstitutionen überhaupt stärken oder wiederherstellen wird und eine solche Beruhigung ein äußerst wertvolles politisches Moment bei Beginn eines Krieges ist, so wird man den Wert jener obenerwähnten statistischen Nachweise usw. zugeben.

Jedenfalls aber muß in kritischen Zeiten von jeder Kasse in möglichst kurzer Zeit Vorsorge getroffen werden können, einem plötzlich eintretenden Bedarf an Bargeld gerecht zu werden. Ich betrachte im folgenden einige Mittel hierzu, und zwar: die möglichste Verhinderung von Kündigungen und die Rückzahlungen und die Beschaffung flüssiger Barmittel.

Hierbei berücksichtige ich nicht nur Maßnahmen, die von den Sparkassen selbst getroffen werden können, sondern auch anderweite, z. B. staatsgesetzliche, militärorganisatorische Maßregeln u. s. w.

*

Kündigen wird in erster Linie derjenige, der wirtschaftlich dazu gezwungen ist. Kann der Sparkasse die Rückzahlung, dem kleinen Mann der Verlust seines Kapitals in solchen Fällen erspart werden, so ist dies mit allen Mitteln zu erstreben und ein schöner Erfolg innerer Politik. Sehr wohl erreichbar wird dies sein für diejenigen kleinen Sparer, die zum Heere eingezogen werden. Der Soldat hat, wenn er ins Feld rückt, nicht viel

[1]) Vgl. z. B. Blume: Militärpolitische Aufsätze, S. 22; Volkswirtschaftliche Zeitschrift Die Sparkasse (Hannover).

[2]) Vgl. Roschee: Postsparkassen und Lokalsparkassen in Deutschland. S. 71 f.

Gelegenheit zum Geldausgeben. Wir haben deshalb schon jetzt die Einrichtung der Familienzahlungen: jeder Heeresangehörige darf einen gewissen Teil seiner Geldgebührnisse seinen Angehörigen durch die betreffende Militärkasse übermitteln lassen; zahlt nun weiterhin die Militärkasse auch das Guthaben des Mannes auf der Sparkasse seinen Angehörigen aus und behält den Betrag nach und nach von seiner Löhnung ein, so ist viel erreicht: den Angehörigen ist in momentaner Not geholfen, dem Mann wird sein Sparpfennig erhalten, und die Sparkasse hat eine Rückzahlung weniger. — Freilich wird an Stelle der Sparkasse der Staat im Militärfiskus belastet. Das hat jedoch insofern seine Berechtigung, als eben die Sparkassen, nicht die Staatskassen in *diesem* Moment die empfindlichsten Finanzorgane überhaupt sind. Nötige Ausgleiche zwischen den Kassen müssen später nach Ueberwindung der kritischen Tage oder Wochen erledigt werden.

Ich komme bei dieser Gelegenheit auf zwei weitere Vorschläge: *Sparsold* und *Heeressparkasse*.

In der Wochenbeilage zur Deutschen Zeitung erschien Ende der 90er Jahre ein Aufsatz „*Sparsold*", in dem vorgeschlagen war, die Löhnung der Mannschaften um ein geringes zu erhöhen, ihnen aber diese Erhöhung oder überhaupt einen Teil ihrer Gebührnisse nicht bar auszuzahlen, sondern als Sparpfennig zu deponieren, bei der Entlassung der Ortsbehörde zu überweisen und durch diese unter gewissen Vorbedingungen zur Auszahlung zu bringen. Es ist klar, daß auch diese Maßnahme die kommunalen Sparkassen zu entlasten imstande wäre, wenn die gedienten Leute zuerst die als Sparsold, dann erst die von ihnen etwa bei Gemeindesparkassen deponierten Beträge zurückzufordern verpflichtet würden. Die Sparsoldverwaltung dürfte natürlich nicht mit den Sparkassen aus einer Kasse wirtschaften.

Würde das Sparen im Heere nicht als Zwang betrieben, wie in jenem Sparsold-Artikel vorgeschlagen wurde, trotzdem aber innerhalb der Armee organisiert, so käme eine „*Heeressparkasse*" zustande, die ohne weiteres in kritischen Zeiten als Entlastungsfaktor der kommunalen Anstalten fungieren würde.

Ein weiteres Mittel, massenhafte Kündigungen von Sparkassengeldern in kritischen Zeiten hintanzuhalten, bestände in öffentlichen Bekanntmachungen, in denen das Publikum ermahnt wird, nicht mehr zu kündigen als es zum Lebensunterhalt braucht, wobei in angemessener Form auf das Törichte überhasteter Kündigungen hingewiesen und die tatsächliche Sicherheit, die den auf Sparkassen deponierten Summen auch in schweren Zeiten tatsächlich eignet, ausdrücklich betont werden könnte. Diese Bekanntmachungen sind hier und da auch früher gemacht worden, zum Beispiel am 20. Juni 1866 durch die Kreisdirektion Zwickau; heute aber dürfte sich eine solche Maßnahme nicht nur auf einen einzelnen Bezirk erstrecken und den Verwaltungsbehörden überlassen werden, sondern es müßte vom Reich die Initiative ergriffen, in allen großen Blättern entsprechende, sozusagen als Mobilmachungsvorarbeiten schon im Frieden fertig gestellte Bekanntmachungen erlassen und für deren schleunigste Verbreitung Sorge getragen werden. Denn bei der Schnelligkeit, mit der sich heute alle Nachrichten verbreiten, ist es nicht ausgeschlossen, daß eine zunächst nur örtliche Panik bald weite Kreise zieht.

Eine eigentümliche Erfahrung ist es, daß die großen Einleger in kritischen Zeiten vielfach am rücksichtslosesten kündigen, weil sie dann Gelegenheit finden, ihr Geld weit nutzbringender als bisher zu verwenden, die kleinen Leute aber verhältnismäßig wenig.[8]) Dem muß durch statutarische Maßnahmen vorgebeugt werden, denn die Sparkassen sind nicht dazu da, Spekulationen begüterter Einleger zu unterstützen. Das Maximum des von einem Einleger bei ein und derselben Kasse annehmbaren Betrages muß also in entsprechend bescheidenen Grenzen gehalten werden, und die *Kündigungsfristen*, welche je nach der Höhe der Summe in den Satzungen länger oder kürzer fixiert zu sein pflegen, *müssen stets eingehalten werden*. Betreffs dieser Fristen hat sich bei sehr vielen Kassen die Gepflogenheit ausgebildet, sie in guten Zeiten unbeachtet zu lassen. In solchen haben die Kassen stets Barmittel verfügbar und gestatten die sofortige Herauszahlung oft sehr bedeutender Beträge ohne Einhaltung der Kündigungsfristen. Ich halte dies für nicht unbedenklich. Hat sich das Publikum im Frieden an die sofortige Zurückzahlung hoher Beträge gewöhnt, so wird, wenn dies einmal aufhört, ganz sicher eine Beunruhigung platzgreifen, die bei steter und grundsätzlicher Einhaltung der Kündigungsfristen nicht oder wenigstens in geringerem Grade eintreten wird. Auch erzieherisch ist das Einhalten der Fristen von Wert: der kleine Mann lernt vorausschauend zu wirtschaften. Freilich kann es vorkommen, daß ein kleiner Sparer unverschuldet in die Lage kommt, sofort Geld zu brauchen, dann ist aber immer noch der Minimalbetrag, der ohne Kündigung herausgezahlt wird, zu seiner Verfügung, und in Ausnahmefällen könnte der Sparkassenvorstand Abweichungen von der Regel zu verfügen berechtigt sein.

Es sind in verschiedenen Gegenden Bestimmungen eingeführt, welche sich wohl eignen, die Sparkassen vor massenhaften Kündigungen in kritischen Zeiten zu schützen, und seien einige derselben nachstehend erwähnt:

In Mecklenburg-Strelitz zahlt man, oder zahlte wenigstens früher, satzungsgemäß bis 20 Mark in jedem halben Jahre einmal zurück und verlangt für höhere Summen halbjährige Kündigung. Nebenbei sei gesagt, daß diese Bestimmung zu vorsichtig ist, doch ist die Idee an sich für kritische Zeiten sehr wertvoll und des weiteren Ausbaues wohl würdig.

In Elsaß-Lothringen bestand vor 1870 — und besteht vielleicht jetzt noch — die Bestimmung, daß die Sparkasse, sobald das Guthaben des Einlegers eine gewisse Höhe erreichte, auf eigenen Entschluß nach Mitteilung an den Sparer oder auf Antrag des letzteren ein Staatspapier für ihn beschaffen durfte. Dieser Betrag kann dann zwar gekündigt werden, wird aber in Form dieses Papieres zurückgeliefert, jedenfalls aber ist die Maßnahme geeignet, den Gesamtbetrag der möglichen Kündigungen herabzudrücken.

Die Bestimmung, daß zur Erhebung von Einlagen die Zustimmung einer Behörde oder Person nötig sein soll — sehr oft für unmündige Sparer in Anwendung gebracht —, ist weit verbreitet und kann möglicherweise auch zur Einschränkung der Kündigung führen, wenn nämlich die betreffende Behörde oder Person wirklich nur im Falle unbedingten Geldbedarfs ihre Einwilligung gibt. Auch die *Sperrung* der Sparbücher sind ein retardierendes Moment für Kündigungen, ebenso die bei manchen Kassen eingeführten *Sparscheine*, d. h. Scheine, die, dem Einleger bei Einzahlung seiner Einlage ausgehändigt, auf eine von der Kasse zu einem bestimmten Termin an ihn herauszuzahlende Summe lauten, also eine Art Kapitalversicherung darstellen.

Endlich seien noch einige Maßregeln vorgeschlagen, die vielleicht hier und da in Erwägung gezogen werden könnten, um den Kassen als Schutz gegen massenhafte, unüberlegte Kündigungen zu dienen.

Nicht ausgeschlossen ist es vielleicht, daß eine Kasse in Zeiten, die politische oder wirtschaftliche Krisen schwerer Art voraussehen lassen, einen Teil der Einlagen selbst kündigt, um die wahrscheinlich herauszuzahlenden Summen auf längere Zeit zu verteilen. Um die Härte, die den Sparern gegenüber in dieser Maßregel liegen kann, zu mildern, könnte die Kasse, sofern sie dazu in der Lage ist, auf Wunsch des Sparers die Kündigung zurückziehen. Schwierig ist es freilich, solche Maßnahmen mit der Entwicklung der politischen bezw. wirtschaftlichen Konstellation in Einklang zu bringen.

Sparer, die sehr lange, sagen wir z. B. zehn Jahre, ihr Buch weder zu Rückzahlungen noch zum Zinseneintrag präsentiert haben, haben, wie man wohl annehmen kann, kein Bedürfnis nach Geld gehabt, da sie wahrscheinlich ihren Lebensunterhalt anderweit beschaffen konnten. Solche

[8]) Vgl. Roscher: Postsparkassen und Lokalsparkassen in Deutschland. S. 96.

Einleger sind dann vielleicht auch im Falle eines Krieges nicht so bedürftig wie viele andere und könnten, wenn sie Zahlung verlangen, etwas länger warten, so daß vielleicht ihnen gegenüber auch aaf die Herauszahlung ganz kleiner Beträge eine wenn auch kurze Frist zu setzen wäre.

Auch die Festsetzung des **Zinsfußes** kann als Mittel zur Einschränkung der Kündigungen dienen. Verpflichtet sich z. B. der Sparer, innerhalb einer gewissen Zeit überhaupt nicht oder nicht über gewisse Beträge zu kündigen (gesperrte Bücher), oder gerade in kritischen Zeiten die Kündigung zu unterlassen, oder an Stelle von Bargeld Wertpapiere in Zahlung zu nehmen, oder sonstwie einen der Kasse besonders für schwere Zeiten günstigen Modus des Geschäftsverkehrs zu acceptieren, so könnte ihm durch höhere Zinsen dafür gelohnt werden. Ich weiß, daß dieser schon des öfteren in Fachkreisen erörterten Frage Bedenken entgegenstehen, und komme unten auf diese zurück.

Man könnte vielleicht auch Sparern, die nicht gern ihr Guthaben vollständig gestrichen sehen möchten, bis zur Hälfte desselben als Darlehen geben, das Guthaben im Buche stehen lassen und nach und nach wieder auffüllen lassen. Dann würde nicht der ganze Sparbetrag auf einmal gekündigt, dem Einleger werden, wenigstens soweit die Kasse, wie meist üblich, nur volle Monate verzinst, einige Zinsen erspart, and ein erzieherisch wertvoller, gelinder Zwang, die Ersparnisse wieder auf die alte Höhe zu bringen, bleibt bestehen.

*

Ich komme zu den **Rückzahlangen** und der **Beschaffung flüssiger Mittel**, und hier ist zunächst zu betonen, daß die Möglichkeit, schnell, wenn auch mit Opfern, Geld in genügender Menge herbeizuschaffen, ein Vorteil ist, der jene Opfer weit aufwiegt. Letztere werden später reichlich wett gemacht, wenn nur das Vertrauen zur Kasse erhalten bleibt. Und ferner ist schon oft betont worden, daß sich die Kassen nicht zu sehr auf den Staat verlassen dürfen, wenn sie in kritischen Zeiten Barmittel brauchen.

Die Anlage der Sparkassengelder muß daher in verschiedener Weise erfolgen, und es sind die Ansichten darüber, wie viel davon in Hypotheken, wie viel in Wertpapieren angelegt, wie viel gegen Bürgschaft, wie viel gegen Faustpfand ausgeliehen werden soll, geteilt und werden es angesichts der so verschiedenartigen Verhältnisse in den verschiedenen Gegenden stets sein. Zu bedenken ist, daß im Falle einer Mobilmachung die Barmittel der großen Geldinstitute wie der Finanzaristokratie bald recht erheblich in Anspruch genommen werden dürften und daher bei der Veräußerung von Wertpapieren aus den Beständen der Sparkassen kleine Geldleute wohl in nicht geringer Zahl als Käufer auftreten können, besonders da der Kurs, auch wenn militärisch keine direkten Mißerfolge eintreten, zunächst sinken dürfte, die Kapitalsanlage also günstiger wird. Findet aber der Verkauf der Wertpapiere in nur kleinen Posten statt, so kann es vorkommen, daß er für das Bedürfnis nach Barmitteln zu lange dauert, und wenn der Besitz einer Kasse in nur wenigen Sorten von Wertpapieren besteht, wird sich dies in noch höherem Grade geltend machen, da für den Käufer die Sicherheit der Kapitalsanlage wächst, wenn er zahlreiche Sorten Papiere kauft.

Daraus folgt, daß jede Sparkasse möglichst vielerlei — wohl stets mündelsichere — Papiere als Anlagewerte wird verwenden müssen und wohl auch solche mit berücksichtigen kann, die in der betreffenden Gegend seltener gehandelt werden.

Ist es die Zeit kurz vor einem Fälligkeitstermin der Zinsen von Staatspapieren, so wird sich die Gepflogenheit, die Einlösung schon 14 Tage vor dem Termin vorzunehmen, vielleicht für die Bereitstellung von Barmitteln vorteilhaft erweisen können. Dies führt zu der Frage, ob es nicht angängig wäre, für die Verzinsung unserer deutschen Papiere, die wohl größtenteils als Zinstermin den 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. Oktober haben, noch andere Termine — Februar. Mai. August, November —, wie es zum Teil im Ausland ist, einzuführen. Es mag dies mit verwaltungstechnischen Schwierigkeiten verknüpft sein, könnte aber auch das gewaltige Bedürfnis nach Bargeld etwas zeitlich verteilen helfen.

Auch auf anderen Gebieten könnte staatlichen wie kommunalen Kassen aller Art und dadurch mittelbar auch den Sparkassen zu öfterem Eingang von Bargeld verholfen werden, so durch die Einführung zahlreicherer Steuertermine, zahlreicherer Termine für Schulgeld u. s. w. Es liegt darin übrigens auch eine Erleichterung für die Zahler!

Selbstverständlich ist es wohl, daß in kritischen Zeiten von dem Grundsatz abgegangen wird, bei den Sparkassen möglichst wenig Bargeld aufzuspeichern.

Sehr bedenklich ist es, wenn von den Ueberschüssen der Sparkassen finanzielle Bedürfnisse der Gemeinden befriedigt werden, deren Wegfall nicht möglich ist, wie Ausgaben für Schulen, Wasserleitung, Straßenbau, Kanalisation usw. Das Gerechteste, Natürlichste und Nächstliegende ist es, daß nach genügender Dotierung des Reservefonds der Profit der Kasse den Sparern in irgend einer Form zugute kommt. Trotzdem bestreiten in manchen Staaten viele Gemeinden einen ganz erheblichen Teil ihrer Ausgaben aus Sparkassengeldern, was von Fachleuten schon gerügt worden ist.[4])

Eine Kapitalsanlage, die an sich sehr sicher und volkswirtschaftlich wie volkserzieherisch[5]) sehr heilsam ist, besteht im Ausleihen auf erste Hypotheken an Landwirte — besonders kleine — mit der Bedingung der Rückzahlung des Kapitals in kleinen terminlichen Raten. Kann man auch nicht darauf rechnen, daß so ausgeliehene Kapitalien bei Krisen zurückgefordert werden können, und müssen die Kassen deshalb Zahl und Gesamtbetrag derselben beschränken, so kann man doch auf pünktlichen Eingang der Zinsen und der kleinen Kapitalsraten rechnen, weil der Absatz der landwirtschaftlichen Produkte nicht in dem Maße alteriert wird wie der der industriellen und deshalb der Schuldner seinen bescheidenen Verpflichtungen weiterhin wird nachkommen können. Dieser sichere Eingang von Barbeträgen wird den Kassen gut wirtschaften helfen.

Eine bemerkenswerte Bestimmung existiert in Schaumburg-Lippe: Die Mitglieder der Kasse werden in gewisse Klassen eingeteilt, je nachdem sie sich zu monatlichen Einzahlungen feststehender Beträge verpflichten oder ihre Einzahlungen jederzeit in beliebiger Höhe machen wollen. Dies führt zu einem ununterbrochenen Zufluß baren Geldes, der wenigstens zum Teil auch bei Krisen andauern wird.

Mit vermögenden Leuten, die dazu bereit sind, in schlimmen Zeiten das Vertrauen zur Sparkasse öffentlich zu dokumentieren und dadurch Paniken vorzubeugen, ließen sich im stillen durch die Sparkassenvorstände Abkommen schließen, wonach sie gerade dann, wenn massenhafte Kündigungen drohen und das Publikum unruhig wird, große Einlagen machen. Tatsächlich ist dies ja auch eine ganz richtige Maßnahme vorsichtiger Kapitalisten: denn alles, was die Sparkassen vor Schaden bewahrt, ist, weil diese grundsätzlich von allem spekulativen Treiben fernbleiben und tatsächlich durch die Sicherheit ihrer Anlagen den kleinen Leuten äußerst solide Gelegenheit zur Aufbesserung ihrer Lebenslage geben, von höchster volkswirtschaftlicher Bedeutung.

Die Sparkassen könnten auch Wertpapiere beleihen, etwa unter der Bedingung, daß sie in kritischen Zeiten berechtigt sein sollen, diese Papiere nach eigenem Ermessen zu verkaufen und den Erlös dem Darlehensnehmer nach einem vorher zu vereinbarenden Kurse zur Verfügung zu stellen. Und endlich braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß die Einrichtung des Kontokorrentverkehrs der Kassen mit Banken, die Ausgabe von Schuldverschreibungen der Sparkassen (wie in Reuß j. L.) und das Zusammentreten einer Anzahl Kassen in Verbände[6]) für die schnelle Beschaffung von Barmitteln von Vorteil sein werden. Die Idee eines

[4]) Vgl. z. B. **Schachner**: Das bayerische Sparkassenwesen. (Erl. u. Leipzig 1900)

[5]) Vgl. **Buchenberger**: Agrarwesen und Agrarpolitik. Kap. VI, Abschn. IV, § 120.

[6]) 1900 bestanden in Deutschland 11 Verbände.

großen Zentralinstituts für alle großen Sparkassen zu diesem und ähnlichen Zwecken ist bis jetzt in Fachkreisen ziemlich skeptisch beurteilt worden und scheint noch weit von der Verwirklichung entfernt zu sein.

*

Ich weiß, daß viele der hier erörterten Maßregeln eine Erschwerung der Geschäftsführung und ein Abweichen von der Basis, auf der die Institution der Sparkassen an sich ruht, bedeuten mögen; sie sind keine Bankinstitute, und daher war ihnen bis jetzt meist auch jede Art finanzieller Geschäfte entzogen, die von Banken betrieben werden. Ob dieses Prinzip aber noch durchführbar ist angesichts der ungeheuren Massen der in den Sparkassen deponierten Kapitalien und der Empfindlichkeit des modernen Wirtschaftslebens, die durch die schnelle Aufeinanderfolge der Ereignisse in einem europäischen Kriege noch gesteigert wird — das darf billig bezweifelt werden.

Aus Buddhas Gefilden.

So lautet der Titel eines der Bücher Lafcadio Hearns, des Engländers, der Japan kannte und schätzen konnte, wie kein zweiter unter den Mitlebenden. So könnten alle seine Bücher überschrieben sein. Denn was dem tiefsten Leben Japans zugrunde liegt, worauf alle Lebensformen des Volkes in diesem fernen Osten zurückzuführen sind, das sind die Lehren Sakhia Munis, des Königssohnes von Kapila Vastu, der aus seines Vaters, König Gautama, Hause auszog, um ein Erlöser des Volkes, um der Erleuchtete, der Buddha, zu werden. Auf dem Wege über China gelangte diese Lehre aus ihrer indischen Geburtsstätte im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Japan, in der Form der Shintoreligion, wie sie in China modifiziert wurde. Sie hat seither das ganze Leben, die Volksseele Japans beherrscht, erfüllt und zu dem erzogen, was Japan und die Japaner heute sind.

Indem Hearn unaufhörlich die Unmöglichkeit betont, daß ein Abendländer je in das innerste Gefühlsleben dieser Ostländer mit wirklichem Verständnis eindringen könnte, liefert er an sich selber den Beweis vom Gegenteil. Und wenn es je gelungen ist, das Unübersetzbare einer Sprache zum Verständnis für die Angehörigen einer anderen Sprachenfamilie zu bringen, so hat Lafcadio Hearn dieses Wunder vollbracht.

Beispiele vermögen sicherer, leichter eine Lehre zu vermitteln, als Lehrsätze, wenn die Beispiele von einem geformt sind, der seinen Stoff völlig beherrscht. Hearn verfährt nach dieser Methode, und seine kleinen, anscheinend so anspruchslosen Erzählungen mögen wohl in bezug auf ihre Lehrkraft, auf die Fähigkeit, die Ideen, die durch sie vermittelt werden sollen, anschaulich zu machen, in gar keiner Literatur der Welt je übertroffen, ja kaum erreicht worden sein. Da ist zum Beispiel die Geschichte: Ein lebender Gott. Sie beginnt mit der Beschreibung des Aussehens und der Lage der Shintotempel. Der Typus für dieselben, wie groß und prächtig oder wie klein und bescheiden sie auch sein mögen, ist immer ein fensterloses längliches Gebäude, das, meist eingebettet in grüner Einsamkeit, weit von jeder Menschenwohnung, wie ein Produkt der Landschaft selber anmutet. Und dies Gebäude ist — leer. Man kann durch das Lattenwerk der immer verschlossenen Türen ins Innere sehen, in die Wohnung des unsichtbaren Gottes. Hearn sagt, eben diese absolute Leere sei eindrucksvoller, als es irgendwelche Ausstattung eines Heiligtums zu sein vermöchte. Die Phantasie vermag ungestört dies Heim zu beleben, den Gott, dessen Eigentum es ist, sich vorzustellen. Der Name, den die Japaner solch einem Heiligtum geben, sei mit den Worten Tempel, Altar, Schrein nicht auszudrücken. Am ehesten würde dies die Bezeichnung: Geisterzimmer, Gespensterhaus ermöglichen. Jashiro lautet das japanische Wort dafür, und Tausende von Jahren haben Millionen von Menschen vor ihren durchbrochenen Türen zu den großen Toten, deren Andenken sie geweiht sind, gebetet. Denn in früheren Zeiten konnte jeder Mensch, der etwas außerordentlich Gutes, Großes, Weises oder Tapferes vollbracht hatte, nach seinem Tode zum Gott erhoben und verehrt werden. Aber es gab Fälle, wo auch einem noch Lebenden göttliche Verehrung gezollt und ein solcher Jashiro errichtet wurde, zu dem dann die Gläubigen pilgern. Ein solcher Mann, der seine Erhebung zum Gott erlebte, war Hamaguschi Gohei, ein Landeigentümer an der Küste, der Aelteste des Dorfes. Es ist zu bemerken, daß vor der Zeit, da die Fremden in Japan eindrangen, die Gemeinden durch Gesetze regiert wurden, die sich aus vielhundertjähriger Erfahrung und Gewohnheit ergeben hatten, die sich ihrer Essenz nach kurz zusammenfassen lassen in das Prinzip der gegenseitigen Hilfeleistung. Bei Bränden zum Beispiel war jedermann verpflichtet, sofort zu Hilfe zu eilen, Kinder, Frauen, Greise mit inbegriffen. Jeder mußte seine Beschäftigung, was immer auch sie war, sofort verlassen und sich der allgemeinen Hilfsaktion anschließen.

Es war Erntefest an der Küste. Hamaguschis Haus stand auf einem Hügel, auf seinen hochgelegenen Feldern standen die Garben in großen Schobern gesammelt. Alle seine Hausgenossen waren hinab ins Dorf zum Fest gegangen, der alte Mann war allein mit seinem zehnjährigen Enkel. Der Tag war schwül, der alte Bauer fühlte, daß ein Erdbeben sich vorbereite. Und es kam, nicht stark, so daß gewiß niemand unten im Dorf darüber erschrocken war. Aber der Alte fühlte, es sei etwas Absonderliches in diesem Beben gewesen. Er blickte hinab auf den Küstensaum, auf das Meer, und sah, daß eine seltsame Bewegung im Wasser vorging. Das Meer lief vom Lande davon! Die Leute im Dorf waren aufmerksam geworden. Alles rannte hinab an den Strand. Nie hatte man eine solche Ebbe gesehen, und die Leute liefen auf den vom Wasser entblößten Seegrund, sich der merkwürdigen Dinge freuend, die da zutage gekommen waren. Niemand schien die Bedeutung dieser Ebbe zu ahnen. Aber Hamaguschi sah und begriff — er hatte es von seines Vaters Vater in seinen Kindertagen erzählen gehört, er wußte, was jetzt kommen würde. — Hinunter eilen, die Leute warnen? zu spät! Auch an das Läuten der Glocke im nächsten Buddhatempel war nicht zu denken, der Weg zum Tempel war zu weit. Da rief er seinem Enkel: schnell, entzünde mir eine Fackel! Und dann eilte er von einem der Schober, die seine ganze Ernte enthielten, zum anderen und legte Feuer an alle. Der Priester des Buddhatempels sah die aufsteigenden Flammen, er setzte seine Glocken in Bewegung, um Hilfe herbeizurufen. Und die Dorfleute an der See begannen hügelan zu eilen. Den jungen Leuten, die zuerst den Feuerherd erreichten und bald des Feuers Herr geworden wären, wehrte der alte Bauer: laßt brennen, ich brauche das ganze Dorf hier oben. „Der Großvater ist verrückt geworden," weinte der Enkel. Und die Leute kamen den Berg herauf, alle, alle, und Hamaguschi zählte. Und alle sahen traurig auf ihren Choja, der nicht erlauben wollte, daß sie löschten. „Der Großvater hat selber den Reis angezündet," jammerte der Knabe.

Endlich atmete der Choja auf — sie waren alle da, seine Dorfgenossen, Frauen, Kinder, Männer, Greise. „Ja, der Knabe spricht die Wahrheit," sagte er. „Seht!" und er wies nach dem Meere. Da kam die Springflut angerollt, und in einem Augenblick war tosender, brausender Wellenschaum, wo vor einer Sekunde das Dorf gestanden hatte. Fünf Mal flutete und ebbte das Meer in furchtbarer Macht, dann kehrte es in sein altes Bette zurück. — „Darum habe ich Feuer an meine Garben gelegt," sagte Hamaguschi leise. Die Hunderte der Geretteten aber fielen auf die Knie nieder vor ihrem Choja. Ihm selber war nur sein Haus geblieben. Dort nahm er, so viele nur es fassen konnte, auf, die anderen fanden Schutz im Bereiche des Tempels. — Als die Zeiten der Not vorüber waren und die Leute ihr Dorf wieder aufbauen konnten, bauten sie auch einen Jashiro

für ihren Retter oder vielmehr: für den göttlichen Geist in ihm und beteten zu diesem. Er selber aber lebte mit Kindern und Kindeskindern weiter auf dem Hügel in alter Einfachheit.

Hearn fügt hinzu, er habe einen japanischen Philosophen gefragt, wie die Leute sich die Möglichkeit erklärten, daß Hamaguchis Seele in einem Orte sein könne, während sein lebender Körper sich an einem anderen befinde. Er antwortete: die Leute denken, daß die Seele oder der Geist eines Menschen auch während seines Lebens an vielen Orten zur selben Zeit sein könne.

Wenn Hearn mit dieser Erzählung eine ganze Reihe von Sitten und Denkweisen der Japaner Bauern erläutert hat, so hat er in den Schlußworten nichts weniger als die der modernsten abendländischen Wissenschaft angehörige Lehre von der Idealität des Raumes ausgedrückt. Und damit hat er einen der tiefsten Zusammenhänge des buddhistischen Denkens und Empfindens eben mit dieser unserer Wissenschaft berührt.

Ein Kapitel von nur zehn Seiten, mit dem Titel Staub, trägt als Motto aus dem sanskritischen Saddhamara Pudnarila: „Der Bodhisattva soll alle Dinge betrachten, als seien sie von der Natur des Raumes, als seien sie unaufhörlich dem Raume gleich, ohne Essenz, ohne Substanz.“ — Und Hearn fügt hinzu: „Die japanische Landschaft selber hat etwas Unwirkliches, Phantomartiges. Wenn die Luft so durchsichtig, so weich, so wohlig ist, mag man vergessen, daß man einen Körper hat. Erst die Kälte bringt ein peinliches Gefühl von Realität mit sich. Die Kälte schärft das Gefühl von Personalität, von Egoismus und verwüstet die zarten Schwingen der Träume.“ Aber an einem dieser geisterhaft reinen, stillen japanischen Frühlingsmorgen gibt der Staub der Straße dem Dichter, dem Philosophen, dem Gelehrten Anlaß zu der tiefsinnigsten Betrachtung des Lebens der Welten und seiner Bedeutung, in einer Darstellung, in der die uralte Weisheit des Ostens mit den letzten Errungenschaften der Wissenschaft des Westens einander begegnen:

„Dieser Staub hat einst gefühlt, er ist alles gewesen, was wir kennen und vieles das wir nicht kennen. Er war einst Nebel, dann Stern, Planet, Mond. Auch Gottheit ist er gewesen. — Der Sonnengott von Welten, die in anderen Aeonen ihn umkreisen. Das Wort: „Mensch bedenke, daß du Staub bist“, ist nicht tiefer als der Materialismus selbst, der nur die Oberfläche der Dinge berührt. Es muß heißen: Staub, bedenke, daß du einst Sonne warst und wieder Sonne werden wirst.

Du warst Licht, Leben, Liebe und wieder wirst du unendliche Male verwandelt werden in Licht, Leben und Liebe.“ — „Es gibt eine Auferstehung, aber eine unendlich wunderbarere, als irgend eine der westlichen Religionen je zu träumen wagte.“ Und nun folgen in einfachster, verständlichster Form Erklärungen der altasiatischen und neuesteuropäischen Lehren von unendlicher Metempsychose, Evolution, Transmutation und Transmigration. Ausführlicher noch behandelt dies tiefste Denkproblem das Kapitel Nirvana, das in verblüffend klarer Weise sowohl die Volksreligion wie die höchste Philosophie des Buddhismus darlegt, das stufenweise, lückenlose Aufsteigen vom einfachsten, für die Fassungskraft der Geringsten tauglichen Volksglauben bis zu den höchsten, feinsten, subtilsten Ideenkreisen buddhistischer Weisheit. „Sehe zuerst die Person, dann predige das Gesetz“, lautet das japanische Sprichwort. — Das heißt: Die Lehre Buddhas soll der Fassungskraft des Schülers angepaßt werden. Kein Umlernen, kein Abstreifen ist dem zu höherer Weisheitsstufe Vordringenden nötig. Es ist nur ein Aufsteigen auf derselben Stufenleiter. Das Volk spekuliert nicht über Nirvana, das für den buddhistischen Philosophen den Endpunkt aller Evolution, die Alleinheit, das letzte Ziel aller Lebensformen, aller Gefühls- und Gedankenwelten bedeutet. Das Volk glaubt an einen Himmel, Gokuraku, der nach vielen Wiedergeburten, in welchem die Seele immer besser, vollkommener wird, erreicht werden kann. Aber dieser buddhistische Gokuraku des Einfältigen ist von dem Nirvana des Weisen nur dem Grade nach verschieden, und die aus beiden Vorstellungen resultierende Ethik ist die gleiche. Die Tiefe, die Schönheit, die Erhabenheit, der Reichtum dieser Kapitel aus Hearns Schriften können nicht hoch genug angeschlagen werden.

Und nicht minder aufklärend über Denk- und Fühlweise des fernen Ostens sind Hearns Schriften über japanische Kunst. Sehr erheiternd sind seine Berichte über die Wirkungen von bildlichen Darstellungen europäischer Kunst auf seine jungen japanischen Schüler, die Illustrationen in europäischen Zeitschriften meist entsetzlich fanden und meinten: so schauderhaft könnten doch Menschen überhaupt nicht aussehen. — Es ist in den letzten Jahrzehnten in Europa viel über Japans Kunst geschrieben und viel von den Japanern gelernt worden. Gewiß ist aber niemand besser befähigt, auch über dieses Thema zu sprechen als Lafcadio Hearn, der dreißig Jahre lang japanische Künstler bei ihrem Schaffen beobachtet und ihre Art zu sehen verstehen gelernt hat.

Die literarische Anstalt Rütten u. Loening in Frankfurt hat sich durch die Herausgabe einer in zwei Bänden (den in dieser Zeitung bereits besprochenen Büchern „Kokoro“ und „Lotos“) gesammelten Reihe von Hearns Schriften in der vorzüglichen deutschen Uebersetzung von Berta Franzos ein großes Verdienst erworben.

Die noch nicht ins Deutsche übertragenen Werke Lafcadio Hearns: Gleamings from Buddha fields, dem die hier besprochenen Erzählungen entnommen sind, und Out of the East sind bei Houghton u. Mifflin in Boston und New-York erschienen. Sie sind den bedeutendsten Erscheinungen der Weltliteratur der Gegenwart beizuzählen.

J. Fuhrmann.

Bücher und Zeitschriften.

Wille und Charakter. Eine Erziehungslehre auf moderner Grundlage, von Dr. Julius Baumann, ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Göttingen, Geheimem Regierungsrat. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von Reuther & Reinhard. 1905. 98 Seiten 8°.

Es sind in dieser kleinen Schrift ganz vortreffliche pädagogische Lehren und psychologische Ansichten niedergelegt. Insbesondere die mittleren drei Abschnitte, die „die Hauptgesetze der Willensbildung, die Hauptgesetze der Charakterbildung und die Ausbildung der moralischen Haupteigenschaften“ zu ihrem Gegenstande haben, bergen eine Fülle von richtigen und praktisch nützlichen pädagogischen Andeutungen. Der Verfasser hat selbst praktische Erfahrungen auf diesem Gebiete und er verstand es, diese Erfahrungen in theoretische Regeln umzusetzen. Sie verdienen darum ernstliche Beachtung von seiten der Erzieher jeder Art. Leider gibt der Verfasser seine Lehren nicht in genügender Ausführlichkeit, sie sind vielmehr so kurz gehalten, daß sie mehr als anregende und andeutende Winke denn als belehrende Darstellungen zu bezeichnen sind. Das ist darum zu bedauern, weil doch nur wenige Menschen eine knappe Andeutung und Anregung in Gedanken für sich so weit ausarbeiten, daß sie von ihr im gegebenen Falle einen richtigen Gebrauch machen könnten. Und Baumann hat doch seine Schrift augenscheinlich für weitere Kreise bestimmt. Vielleicht unterzieht er sich der Aufgabe, bei einer weiteren Auflage die Hauptlehren eingehender auszuführen und — was von besonders großem Werte wäre — durch Beispiele aus der Wirklichkeit zu belegen und zu veranschaulichen. Dafür könnte er gern die ersten vier Abschnitte kürzen, soviel es geht, je mehr, je besser, weil sie, trotzdem sie die Grundlage für die nachfolgenden Ausführungen abgeben wollen, doch nichts taugen. Baumann besitzt eine große Belesenheit und außerdem die üble Gewohnheit, bei der Abfassung seiner Schriften von dieser Belesenheit zu viel Gebrauch zu machen. Dabei durcharbeitet und verbindet er die vorgeführten fremden Meinungen nicht zu einem zusammenhängenden Ganzen, sondern er überschüttet den Leser mit einer Menge von vielfarbigen Gedankenkonfetti, es dem Leser überlassend, aus ihnen zu machen, was er mag. Stellenweise machen daher Baumanns Bücher den Eindruck von kleinen Zitatenlexika. Dabei fehlt dem Verfasser überdies die Festigkeit und Präzision des Denkens, seine Begriffe schillern in den verschiedensten Inhaltsfarben und besitzen darum gar keinen Wert. Man muß darum auch bei der Lektüre der vorliegenden Schrift verstehen, die richtigen praktischen Einsichten von ihren theoretischen Be-

gründungen abzusondern und auszuwählen; sie verdienen diese Mühe durchaus.

B. L. W.

Zur serbischen Literatur. In der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses wurde unlängst der Wunsch vorgetragen, es möchte in Zukunft auf deutschen Hochschulen den slavischen Sprachen größere Aufmerksamkeit als bislang gewidmet werden. Ueber der russischen Literatur hat man allerdings in Deutschland der slavischen Geistesschätze fast allzusehr vergessen. Diese Lücke entsprechend auszufüllen, scheint mir die von dem bekannten Slavisten Dr. Friedrich S. Krauß (Wien) ins Leben gerufene Bibliothek auserwählter serbischer Meisterwerke, welche die Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft in Leipzig verlegt, wohl geeignet zu sein. Sechs Bändchen sind bisher in dieser Bibliothek erschienen, welche eine gute Aufnahme gefunden haben, namentlich was die letzten Erscheinungen anlangt, in welchen die nicht ganz glückliche Idee, serbische Theaterstücke dem deutschen Leserkreise zugänglich zu machen, fallen gelassen wurde. Eigenartige Schriftsteller sind Vid Vuletic Vukasovic, der im V. Bande mit zwei Novellen „Die Blume von Connosa" und „Mater dolorosa" zum Wort kommt, und Svetozar Corovic, von dem elf Erzählungen unter dem Titel „Liebe und Leben im Herzogland" als VI. Band erschienen sind. Leid und Freud in der Herzegowina werden in diesen Skizzen und Erzählungen mit einem so feinen Beobachtungstalent geschildert, daß Corovic damit die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt hat. „Wie sich Mulla Mehmed beweibt hat" oder die Art, wie „Pilgrom Melone" halb Mostar ein Räuschchen anzuhängen weiß, das ist so originell dargestellt, daß jedem Leser helle Tränen frohen Lachens entlockt werden. Neben diesen humoristisch gefärbten Sachen weiß Corovic — er müßte kein Slave sein! — auch schwermütige, tiefdüstere Klänge anzuschlagen. Der jüngste aller serbischen Schriftsteller, hat Corovic in der 1896 von ihm mitbegründeten Zora (Morgenröte) ein führendes Literaturblatt geschaffen, dessen zahlreiche Mitarbeiter dem Volke das serbische Schrifttum wert und teuer machten. Bei der großen Befähigung Corovics, den Ideenkreis der Balkanvölker unserer westeuropäischen Anschauungsweise nahezubringen, wird dieser Schriftsteller, mit dem Dr. Krauß erstmals das Abendland bekannt machte, weit über seine engere Heimat hinaus als trefflicher Schilderer eigenartiger slavischer und türkischer Verhältnisse auch in Deutschland Beachtung finden.

W. G.

Allgemeine Rundschau.

Zweiter deutscher Röntgen-Kongreß.

C. **Die gewaltigen Fortschritte, welche die praktische Ausgestaltung und Anwendung der Röntgenlehre in den letzten Jahren gemacht hat, veranlaßte vor einem Jahre die Einberufung eines großen deutschen Röntgen-Kongresses in Berlin, welcher zur Begründung einer Deutschen Röntgen-Gesellschaft führte. Diese hatte nun für den 2. April nach Berlin (in das Langenbeckhaus) den zweiten deutschen Röntgen-Kongreß einberufen. Die Beteiligung war sehr zahlreich. Den wissenschaftlichen Verhandlungen ging eine Geschäftssitzung voraus, welche von dem derzeitigen Vorsitzenden der Gesellschaft, Prof. Dr. Eberlein (Berlin) mit einer Begrüßungsrede eröffnet wurde. Er gab der Hoffnung Ausdruck, daß auch der zweite Kongreß einen für die Wissenschaft würdigen und fruchtbringenden Verlauf nehmen möge. (Beifall.) Die Versammlung stimmte hierauf dem Vorschlage des Ausschusses zu, Exz. Prof. v. Bergmann und Prof. Röntgen zu Ehrenmitgliedern der Deutschen Röntgen-Gesellschaft zu ernennen. Weiter wurde auf Vorschlag des Ausschusses eine Kommission zur Feststellung und Messung der Intensität der Röntgenstrahlen eingesetzt. Wenn auch diese Frage der Einzelarbeit überlassen werden muß, so soll doch die Kommission dafür Sorge tragen, daß diese Angelegenheit wach gehalten wird. Der Vorsitzende teilte noch mit, daß sich in Breslau eine Röntgenvereinigung begründet habe. Bisher bestand eine Röntgen-Vereinigung nur in Berlin. Die Gesellschaft wird an die Breslauer wie an eventuell noch weiter zu begründende Spezialvereinigungen herantreten, um der Gefahr einer Zersplitterung vorzubeugen. Ein Antrag, die Begründung einer Bibliotheksammlung in die Wege zu leiten und mit der vorläufigen Verwaltung die Berliner Röntgen-Vereinigung zu betrauen, fand einstimmige Annahme. Als Beisitzer wurden für die Verhandlungen in den Vorstand berufen Prof. Dr. Grunmach (Berlin) und Dr. Bela-Alexander (Budapest). Letzterer ist als Vertreter des ungarischen Kultusministeriums auf dem Kongreß anwesend.**

Sodann begannen die wissenschaftlichen Beratungen, die einen sehr breiten Raum einnahmen und deshalb noch eine Abendsitzung für die Projektionsvorführungen notwendig machten. Die Vorträge erstreckten sich auf vier Gebiete: das physikalisch-medizinische, diagnostisch-medizinische, therapeutische und technische.

Zunächst wurde die erstgenannte Gruppe erledigt. Dr. Walter (Hamburg) gab einige Beiträge über die Vorgänge in der Röntgenröhre. Er behandelt die Frage, ob neben den Röntgenstrahlen noch andere Strahlen in der Röntgenröhre in Erscheinung treten. Diese Frage ist zu bejahen. Es sind noch sekundäre Kathodenstrahlen vorhanden, die insbesondere auch die Erwärmung der Glaskugel herbeiführen. In der Besprechung wurden noch weitere Mitteilungen zu dieser Frage gemacht.

Zur Dosierung der Röntgenstrahlen sprach Dr. Levy-Dorn (Berlin). Er wies auf die erheblichen Schwierigkeiten einer genauen Dosierung hin. Für eine solche kommen drei verschiedene Instrumente in Betracht: Milli-Amperemeter, offenes Dosimeter und Quantimeter. Als Beispiel des offenen Dosimeters gilt ein Instrument von Holzknecht in Wien. Als Axiom gilt, daß die weichen Strahlen eine stärkere Wirkung auf die Platte und auf die Haut ausüben als die harten. Will man die Röntgenstrahlenmenge feststellen, welche der menschliche Körper aufzunehmen überhaupt imstande ist, so ist dabei zu berücksichtigen, daß die Aufnahmefähigkeit nicht allein von der Intensität abhängt, sondern auch von der Größe der Strahlenfläche. Dr. Jeotka (Berlin) hofft, daß bei guten Dosierungen das Mißtrauen der Aerzte und auch der Patienten gegen die Röntgenstrahlen völlig verschwinden wird.

Zur Intensitätsfrage sprach Dr. Cowe (Berlin). Kraft (Straßburg) bemerkte im Anschluß, daß es ja leicht möglich sei, die härteste Röhre durch Wasserstoff weich zu bekommen. Aber tatsächlich erhalte man doch immer bei frischen Röhren die schärfsten und brillantesten Bilder. Wenn wir von den Widerständen in der harten oder weichen Röhre sprechen, so erklärt sich hierdurch nur ein Teil der Schwierigkeiten. Es wird also auf die großen qualitativen Unterschiede der Röhren viel zu wenig geachtet. Wir dürfen nicht allein fragen: ist die Röhre hart oder weich, sondern: welche Art von Gasgemenge ist in ihr enthalten. Röhren mit Luftregenerierung zeigen ein viel günstigeres Ergebnis.

Stegmann (Wien) verfügt über ein sehr umfangreiches Bestrahlungsmaterial. Nach seinen Erfahrungen sind selbst die genauesten Dosierungen der Oberflächen- und Tiefenbestrahlung nicht entscheidend. Für die Anwendung kommt es vielmehr auf sehr große, praktische klinische Erfahrungen an. Redner hat bei lächerlich kleinen Dosierungen schädigende Wirkungen beobachtet und andererseits bei selbst erheblich starken Dosierungen an anderen Individuen keine irgendwie schädlichen Folgen bemerkt. Max Levi (Berlin) stimmt diesen Ausführungen zu.

Die Versammlung wandte sich sodann den diagnostisch-medizinischen Fragen zu. Prof. Grunmach (Berlin) führte auf Grund des Röntgenbildes zwei verhältnismäßig seltene Erkrankungen des Oberkiefers (allgemeine Hyperosteose) an Stereoskopbildern vor. Die Röntgenbilder sind teilweise durch Einführung von Films in den Oberkiefer gewonnen. Dr. Albers-Schönberg (Hamburg) äußerte sich an der Hand verschiedener Röntgenaufnahmen über eine Reihe von Fehlerquellen in der Nieren- und Harnleiter-Steindiagnose. Graeßner (Cöln) führte einen interessanten Fall von Knochenerkrankung vor. Es handelt sich um ein sehr kluges Mädchen mit völlig infantilem Habitus, welches bis zum 14. Lebensjahr ganz gesund war. Dann traten sehr schmerzhafte Knochenaffektionen in Erscheinung mit typisch rhachitischen Veränderungen. Im Verlaufe von acht Jahren trat vollständige Erweichung und Verbiegung der Extremitäten ein. Es ist dieser Fall ein bemerkenswerter Beitrag für die neuerdings bei den pathologischen Anatomen Platz greifende Ueberzeugung, daß Osteomalacie und Rhachitis sehr nahe verwandte Krankheiten sind. Grashey (München) zeigte ein Verfahren für die Präzisions-Aufnahmen von Extremitäten.

In der Nachmittagssitzung beschäftigte man sich mit therapeutischen Fragen. Ueber bemerkenswerte Fälle von Heilungen bezw. Besserungen durch Oberflächenbestrahlungen berichtete Dr. Schmidt (Berlin), Assistent von Prof. Lesser. So ist bei einer Patientin, die seit 36 Jahren an lupus atrophicus litt, nach einjähriger, unterbrochener Behandlung eine ganz erhebliche Besserung eingetreten. Im ganzen wurden

20 Röntgenbestrahlungen vorgenommen. Die Hauptmasse des hypertrophischen Lupusgewebes wurde durch diese Behandlung vollständig beseitigt. Auch bei anderen Hautkrankheiten erwies sich die Röntgenbehandlung als nützlich. Referent zeigt einige geheilte Fälle von „ulcus rodens“ (ein Oberflächenkrebs). Die Erkrankungen betrafen Wange, Ohr und das linke untere Augenlid. In letzterem Falle ging die Erkrankung bis in den unteren Augenwinkel hinein, so daß es sich bei einem Eingriff mit dem Messer um eine ziemlich tiefgreifende Operation gehandelt hätte. Schmidt hat auch eine Reihe von Carcinomen mit Bestrahlung behandelt, zum Teil erfolgreich. In einigen Fällen waren bereits Rezidive vorhanden. Hier wurde wenigstens Besserung erzielt. Verschiedene Fälle waren inoperabel. Wertvoll war die Röntgenbestrahlung auch bei Hypertrophien des Drüsengewebes. So ging der Halsumfang einer Patientin durch die Behandlung von 39½ Zentimeter auf 36 Zentimeter zurück. Referent führte einige seiner Patienten der Versammlung vor. — Dr. Hahn (Hamburg) teilt mit, daß gelegentlich der Röntgenbestrahlungen an einem tauben Hunde dieser plötzlich das Gehör wieder erlangte. Später verlor das Tier das Gehör von neuem, doch wiederholte sich der Vorgang nach erneuter Röntgenbehandlung. Redner vermutete, daß hier eine Reizung des Sympathicus vorliegt. Diese Ansicht wird von anderer Seite geteilt. — Stegmann (Wien) hat mit der Röntgenbehandlung bei der Basedowschen Krankheit vorzügliche Ergebnisse und große Gewichtszunahmen zu verzeichnen. — Rosenberger (Würzburg) hat mit Bestrahlung bei Hautkrebsen gleichfalls sehr gute Erfolge gehabt. So wurde ein faustgroßer Tumor bei einer Frau geheilt, die sich ungeachtet des Rates des Berichterstatters durchaus nicht dem Messer überliefern wollte. Diese Frau wäre, wenn sie dem Rate gefolgt wäre, längst nicht mehr unter den Lebenden. Die Heilung wurde nach 30 Bestrahlungen erreicht.

Zur Röntgen-Therapie bei Haustieren sprach Prof. Eberlein (Berlin). Er hat auf diesem Gebiete sehr schöne Erfolge zu verzeichnen, so namentlich bei Carcinomen des Pferdes. Redner hat auch die kleine Giraffe behandelt, welche im Berliner Zoologischen Garten geboren wurde, leider aber nicht durchgebracht werden konnte. Die mit Röntgenlicht bestrahlte Gelenksverdickung am Knie erwies sich der Behandlung unzugänglich. Weick (Breslau) bemerkt, daß man auch bei den Carcinomen streng zwischen einfachen Epitheliomen und tiefen Carcinomen unterscheiden müsse. Redner hat in der Breslauer Hautklinik 30 Fälle behandelt. Die Röntgenbestrahlung führte bei 14 Fällen einfacher Epitheliome zur glatten Heilung. Bei den tiefen Carcinomen wirkte die Röntgenbestrahlung so gut wie gar nicht.

Es folgte eine kurze Geschäftssitzung, in welcher die vom Vorstande bezw. Ausschuß vorgeschlagenen Statuten angenommen wurden. Der Röntgen-Kongreß soll in der Regel in Berlin stattfinden. Zum Vorsitzenden wurde für das nächste Jahr Dr. Albers-Schönberg (Hamburg), zum Stellvertreter Prof. Eberlein (Berlin) gewählt. Für die nächsten fünf Jahre wurden ernannt: zu Schriftführern Dr. Max Immelmann (Berlin) und Dr. Köhler (Wiesbaden), zum Kassenführer Dr. Cowl (Berlin).

Zum Schluß wurden noch einige rein technische Vorträge gehalten und abends fand eine Projektionssitzung statt.

*

Marineverwaltung und Ozeanforschung.

Man schreibt uns: Mit der Reise S. M. S. Planet tritt die kaiserliche Marine nach jahrzehntelanger Pause wieder in eine selbständige Tätigkeit für die Erforschung der Ozeane ein. Ueber Ziel und Aufgabe der Reise des Planet macht die „Marine-Rundschau“ in ihrem Aprilhefte interessante Angaben, aus denen wir zusammenfassend die folgenden wiedergeben. In der ersten Hälfte des Monats April wird der Planet in Kapstadt eintreffen; weiterhin soll das Schiff unter anderem St. Marie auf Madagaskar, Port Louis auf Mauritius, Colombo, Batavia, Makassar und Amboina anlaufen, um voraussichtlich im September nach Matupi als seinem vorläufigen Endziele zu gelangen. Die Aufgabe des Planet, der als erstes Schiff durch Drachen- und Ballonaufstiege im äquatorialen Gebiete und auf der südlichen Halbkugel Untersuchungen über den Zustand der höheren Luftschichten ausführen wird, besteht darin, daß er zur Lösung der nachstehenden Fragen beitragen soll: 1. Wie vollzieht sich die aufsteigende Luftbewegung in der Nähe des Aequators und die absteigende in den Roßbreiten? 2. Welche Richtungen nehmen die auf- und die absteigenden Luftmassen in den oberen Schichten jener Gebiete? 3. Inwieweit stimmen die tatsächlichen Verhältnisse über den Tropenmeeren im übrigen mit der Theorie überein? Existiert der Antipassat? In welchen Höhen und wie gerichtet erscheint er in den verschiedenen Breiten? — Zur Anstellung der Untersuchungen ist der Planet mit 30 Drachen sowie einer Anzahl großer und kleiner Ballons ausgerüstet. — Die ozeanographischen Untersuchungen sollen folgende Ziele verfolgen: 1. Erforschung des Reliefs des Meeresbodens in Gegenden, wo Lotungen fehlen; 2. systematische Untersuchungen über die Temperatur, den Salz- und Gasgehalt des Meeres unter vorwiegender Berücksichtigung der obersten 1000 Meter; anschließend hieran speziellere Untersuchungen über Stickstoffverbindungen, Durchsichtigkeit, Plankton u. s. w.; 3. Berücksichtigung besonderer Probleme der Meeresforschung und Ergänzung der Arbeiten anderer Expeditionen.

*

Kleinere Mitteilungen.

** Zunge und Herz. In einer Reihe von Krankheitsfällen pflegt der Arzt die Zunge des Patienten in Augenschein zu nehmen. Ihr Aussehen ist für einzelne Krankheiten charakteristisch. Daß der Zustand der Zunge auch gewisse krankhafte Veränderungen am Herzen anzeigt, ist erst neuerdings beobachtet worden. Dr. Laub berichtet in der Wiener Medizinischen Wochenschrift von einem Fall, wo plötzlich eintretende Störungen der Herztätigkeit von einer Schwellung der Zunge begleitet waren, außerdem war ihre Schleimhaut gelockert und rissig und wies einen dicken grauen Belag auf. Am Zungenrande zeigten sich linsen- bis bohnengroße Flecke, die von einem graugelben Walle umgeben waren. Alle diese Erscheinungen verschwanden, sobald die Herzarbeit wieder zur Norm zurückkehrte. Dr. Laub glaubte die Ursache des zeitweise veränderten Aussehens der Zunge in einem Herzklappenfehler sehen zu müssen, der bei dem Krankenbestand und ungefähr alle vierzehn bis zwanzig Tage Stauungen im Blutkreislauf herbeiführte. Machen sich letztere in den großen Körpervenen geltend, so müssen sie sich auch in der Zunge stark bemerkbar machen, da diese ein von überaus zahlreichen Blutbahnen durchzogener Muskel ist.

* Aluminiumpapier, das neuerdings an Stelle des Stanniols zur Haltbarmachung von Nahrungsmitteln empfohlen wird und diesem als weit billiger gegenübersteht, wird, wie das Bayerische Industrie- und Gewerbeblatt berichtet, für das Stanniol ein starker Nebenbuhler sein, wenn es sich in der Benützung als haltbar erweist. Bedingung ist, daß es nicht brüchig wird und sich den Flächen der einzupackenden Gegenstände genau anschmiegt. Luft, Wasser, Wein, Bier, Apfelwein, Kaffee, Milch, Oele und Fette wirken weniger auf Aluminium ein als auf Blei, Zink und Zinn, und auch von Milch- und Essigsäure werden Zinn und Nickel stärker angegriffen als Aluminium; Kochsalzlösung wirkt mehr. Bei festen Nahrungsmitteln sowie für die Benützung als Umhüllungsmittel von Schokolade, Bonbons usw. kommt diese Angreifbarkeit nicht in Frage. Das Aluminium wird in zwei verschiedenen Arten in den Handel gebracht, einmal als mit Aluminium überzogenes Papier, dann als feingewalztes Aluminium, sogenanntes Blattaluminium. Zur Herstellung des ersteren wird Pergamentpapier mit einer Schicht weingeistiger oder ätherischer Harzlösung bestrichen. Die Lösung wird durch einen Luftstrom verdunstet, darauf das Papier erwärmt, bis sich das Harz wieder etwas erweicht hat, und das Ganze nach Aufstreuen von Aluminiumpulver scharf gepreßt. Der so geschaffene metallische Ueberzug ist gegen Luft und fettige Körper unempfindlich, und die chemische Untersuchung von Aluminiumpapier hat ergeben, daß es wenig fremde Bestandteile enthält, frei von Arsen und giftigen Metallen ist, und daß die zur Herstellung benutzten Aluminiumplatten, von etwas Aluminiumoxyd abgesehen, verhältnismäßig rein sind. Das Blattaluminium besteht aus reinem Aluminium, das nach Art der Zinnfolie bis auf ein hundertstel Millimeter ausgewalzt ist. Da die Zeitschrift für Nahrungs- und Genußmittel mitteilt, daß die Verwendung von Aluminiumpapier und -Folie vom hygienischen Standpunkte aus unbedenklich ist, so wird es sich wohl in kürzester Zeit einbürgern und dem Stanniol den Rang streitig machen.

*** Reisen in Abessynien und in Britisch-Ostafrika hat in den Jahren 1904 bis 1905 der Baron Maurice de Rothschild ausgeführt. Begleitet von Henri Neuville vom Pariser naturhistorischen Museum und dem Leutnant Viktor Chollet, durchzog er zunächst Abessynien von Harar bis zum Oberlauf des Hauasch; dann begab er sich nach Mombasa und kam über den Baringosee, das Leikipiagebirge und durch das Rendilegebiet bis zum Rudolfsee. Hauptzweck dieser Reisen waren dem Globus zufolge zoologische Studien und Sammlungen, doch hat Chollet auch topographisches Material zurückgebracht, darunter eine eingehende Aufnahme des oberen Hauasch.

Ferner wurde botanisch und geologisch gesammelt. In Abessynien hat der Baron einen Stoßzahn von 58 Zentimeter in gerader Linie und von 72 Zentimeter an der Krümmung gemessen, erworben, der weder von einem Elefanten noch von einem Nashorn herrühren soll, sondern „wohl von irgend einem großen afrikanischen Vierfüßler von neuerdings ausgestorbener Art oder von einer solchen, die bis heute den Reisenden entgangen ist".

W. **Geographische Studienreise.** Wie die Tribuna meldet, begibt sich demnächst eine wissenschaftliche Mission von Rom aus nach **Tripolis**, um die geographische Lage dieser Gegend genau zu bestimmen.

c. **Kohlen- und Erzproduktion in Großbritannien 1905.** Nach einem soeben veröffentlichten Bericht des „Home Office" betrug im verflossenen Jahre die gesamte Kohlenförderung in den Vereinigten Königreichen 236,111,150 Tonnen, d. i. um 3,699,366 Tonnen oder 1.57 Proz. mehr als im Jahre 1904. Die Anzahl der hierbei beschäftigten Personen belief sich auf 858,873 oder 1.28 Proz. mehr als im Vorjahre. Die Gesamtproduktion von Kupfererz betrug im gleichen Jahre 7115 Tonnen, jene von Bleierz 27,842 Tonnen und jene von Zinkerz endlich 23,647 Tonnen. Ueber die Förderungsergebnisse anderer Mineralien, insbesondere von Eisen und Zinn, läßt sich zurzeit eine genaue Statistik noch nicht aufstellen.

d. **Ein Aufruf zur Errichtung eines Heine-Denkmals in Hamburg** ist erschienen. Außer dem Vorstand der dortigen literarischen Gesellschaft, den ersten Schriftstellern und Theaterdirektoren unterzeichneten den Aufruf die drei Präsidenten der Bürgerschaft, hervorragende Kaufleute und Reeder.

l. **Eisenbahnausstellung in Argentinien.** Am 30. August 1907 sind 50 Jahre verstrichen, seit in Argentinien die erste Eisenbahnlinie dem Verkehr übergeben wurde. Die Regierung der Republik hat den Beschluß gefaßt, aus diesem Anlaß neben anderen Festlichkeiten eine allgemeine, internationale Eisenbahnausstellung in Buenos Aires zu veranstalten, die am genannten Tage eröffnet werden wird.

R. **Die Esmarch-Medaille** ist dem Vorsitzenden des Aerztevereins der Berliner Rettungsgesellschaft, Sanitätsrat Dr. S. **Alexander**, „für besondere Verdienste um das Samariter- und Rettungswesen" verliehen worden.

hc. **Personalien.** Der Historiker, ordentlicher Professor Dr. Walter **Götz** in Tübingen und der Archivrat Dr. **Winterlin** in Stuttgart sind zu ordentlichen Mitgliedern der württembergischen Kommission für Landesgeschichte ernannt worden.

* **Todesfall.** Am 1. April verstarb auf seinem Landsitz zu Leutzsch bei Leipzig nach langem Leiden im 60. Lebensjahre der Verlagsbuchhändler **Johannes Grunow**, Inhaber der rühmlichst bekannten Leipziger Firma F. W. Grunow. Eine Zierde des deutschen Verlagsbuchhandels war dieser tüchtige, umsichtige, unermüdlich tätige, charaktervolle Mann. Kein Buch ist aus seinem Hause gegangen, das nicht von ihm selbst auf das hohe Prinzip hin geprüft worden war, das er sich zur Richtschnur seiner Verlagstätigkeit gesetzt hatte: echtes Wissen, wahre Bildung zu verbreiten, gediegene Unterhaltung zu bieten. Die beste in- und ausländische Romanliteratur, namentlich auch treffliche Uebersetzungen nordischer Werke, haben diesen Zweck miterfüllen helfen. Um ganz Deutschland hat sich Johannes Grunow weiter als Verleger und Herausgeber der „Grenzboten" verdient gemacht, die er lange Jahre allein redigiert hat. Während Sensation in Politik, Literatur, Kunst und sozialen Fragen sich in älteren and neu entstandenen Wochenschriften und Tageszeitungen breit machten, haben die grünen Blätter die alten Traditionen aufrecht erhalten: sie haben Patriotismus, Wissen, Bildung und Menschenliebe verbreitet und die freiheitlichen Gedanken stets hochgehalten, ohne einer extremen Richtung zu huldigen. So verliert nicht allein der deutsche Buchhandel, sondern auch die deutsche Publizistik in Johannes Grunow einen idealen Vertreter.

Hochschulnachrichten.

hc. **Berlin.** Dr. phil. Walther **Roth**, seit Ostern 1903 Privatdozent für Chemie und erster Assistent bei Prof. Nernst am physikalisch-chemischen Institut der hiesigen Universität, hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Greifswald erhalten und **angenommen**. — Auf eine 25jährige Tätigkeit als Professor an der hiesigen Universität kann dieser Tage der Ordinarius für slavische Philologie Dr. phil. Alexander **Brückner** zurückblicken. Der Gelehrte steht im 51. Lebensjahre. — Dr. phil. Richard **Heymons**, Professor der Zoologie an der kgl. preußischen Forstakademie in Hann.-Münden, und Professor Dr. phil. Ernst **Vanhöffen**, Privatdozent der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Kieler Universität, sind an die hiesige Universität berufen worden, beide als Kustoden am Zoologischen Museum, Heymons zugleich als außerordentlicher Honorarprofessor in der philosophischen Fakultät.

hc. **Prag.** Der ordentliche Professor an der hiesigen deutschen Universität Dr. phil. Joseph Anton **Gmeiner** ist zum ordentlichen Professor desselben Faches an der Universität Innsbruck ernannt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. **Lajos Brässer**: Ungarische Dichtungen. Leipzig 1906. E. Kempe. 179 S.
D. Dr. **Haußleiter**: Die vier Evangelisten (Vorträge). München 1906. C. H. Beck. 90 S.
Adele Gerhard: Die Geschichte der Antonie van Heese. Braunschweig 1906. George Westermann. 315 S.
Dr. Fr. **Küchler**: Hebräische Volkskunde. 2. Reihe. 2. Heft. Halle a. S. 1906. Gebauer-Schwetschke. 61 S.
Prof. D. **Karl Budde**: Das prophetische Schrifttum. 2. Reihe. 5. Heft. Ebenda 1906. 67 S.
Ltz. H. **Hackmann**: Der Buddhismus in China, Korea und Japan. 3. Reihe. 7. Heft. (Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart, herausgegeben von Lic. theol. Friedr. Michael Schiele.) Ebda. 1906. 80 S.
Joseph Martin Reinkens: Joseph Hubert Reinkens. (Ein Lebensbild von seinem Neffen.) Gotha 1906. Fr. Andreas Perthes. 259 S.
Dr. G. **Jäger**: Die Fortschritte der kinetischen Gastheorie. (Die Wissenschaft, Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. 12. Heft.) Braunschweig 1906. Fr. Vieweg u. Sohn. 121 S.
Dr. **Ant. Bach**: Oesterreichs Zukunft und die Christlich-Sozialen. Wien u. Leipzig 1906. Franz Deuticke. 87 S.
Dr. **Arnold Braß**: Untersuchungen über das Licht und die Farben. 1. Teil. Osterwieck (Harz) 1906. A. W. Zickfeldt. 192 S.
K. **Waliszewski**: La Crise Révolutionnaire 1584—1614. Paris 1906. Plon, Nourrit et Cie. 501 S.
Dr. **Ad. Biach**: Zur Erinnerung an den 700jährigen Todestag des jüdischen Geisteshelden Moses Maimonides. Brüx 1906. Julius Ach u. Co. 15 S.
Dr. **Ernst Jacobi**: Das Wertpapier als Legitimationsmittel. (Abhandlungen zum Privatrecht und Zivilprozeß des Deutschen Reichs, herausgegeben von Dr. Otto Fischer. 14. Band. Heft 1.) München 1906. C. H. Beck. 89 S.
Gedanken über unsere Waffe. Der österreichisch-ungarischen Kavallerie gewidmet. Wien 1906. L. W. Seidel u. Sohn. 76 S.
Hauptmann **Kerchnawe**: Von Leipzig bis Erfurt. Die Verfolgung der französischen Armee in den Tagen vom 18. bis 23. Oktober 1813. (Sonderabdruck aus Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs. 3. Folge. 4. Band.) Ebenda 1906. 145 S.
Hauptmann **Rich. v. Fleck**: Studie über die Schlacht bei Mukden (1. bis 10. März 1905). Ebenda 1906. 34 S.
Himmel und Erde. Illustrierte naturwissenschaftl. Monatsschrift, herausgegeben von der Gesellschaft Urania. 18. Jahrg. Heft 5. Berlin 1906. Herm. Paetel. 240 S.
P. **Chuchul**: Das Rote Kreuz (Vortrag). Kassel 1905. Gebr. Gotthelft. 45 S.
Dr. **Waldemar Zimmermann**: Arbeiter und Flotte. Berlin 1906. Deutscher Verlag G. m. b. H. 139 S.
Dr. **Joh. Stechele**: Die Bayerische Steuerreform von 1899. München 1906. J. Lindauer. 109 S.
Krieg — oder Friede? Leipzig 1906. Oswald Mutze. 55 Seiten.
Oskar Waldeck: Die Lynchjustiz (Trauerspiel). Pozsony-Szentgyörgy 1905. Selbstverlag. 49 S.
Dr. **Gustav Schneider**: Emil Adolf Roßmäßler als Pädagog. (Aus Anlaß der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Roßmäßler.) (Pädagogisches Magazin. Herausgegeben von Friedr. Mann. 279. Heft.) Herm. Beyer u. Söhne. 68 S.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 5. April. Nummer 79.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 1.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Universitätsfragen.

Die jüngsten Verhandlungen in der bayerischen Abgeordnetenkammer über die Landesuniversitäten geben einem Hochschullehrer, der aus Bayern, aber nicht in Bayern ist, zu einigen Bemerkungen Anlaß. Sie haben keinen anderen Zweck, als zur Aufklärung über Verhältnisse zu dienen, die außerhalb der Universitätskreise wenig bekannt sind und darum nicht selten einer schiefen Beurteilung unterliegen. Ich schicke voraus, daß ich wegen meines vorgerückten Lebensalters für meine Person von einer Aenderung in den Universitätseinrichtungen nichts zu fürchten, nichts zu hoffen habe.

1. Berufungswesen. — In der Ausübung des herkömmlichen Personenvorschlags der Fakultäten für die Besetzung einer Professur soll, wie vielfach behauptet wird, der Nepotismus in schönster Blüte stehen, nicht die Befähigung eines Kandidaten gebe den Ausschlag, sondern seine verwandtschaftliche Beziehung zu einem Fakultätsmitglied oder zu einer sonstigen einflußreichen Persönlichkeit, seine konfessionelle Stellung, seine politische Gesinnung und ähnliches.

Ich habe auf verschiedenen Universitäten, in Zürich, Gießen, Würzburg, Breslau, Göttingen, als Fakultätsmitglied bei Berufungen mitgewirkt und habe überall nur ein Streben beobachtet, unter den mit den vorhandenen Mitteln erreichbaren Persönlichkeiten die in Wissenschaft und Lehrbegabung tüchtigsten auf die Vorschlagsliste zu setzen; überall herrschte der berechtigte Ehrgeiz, durch die Gewinnung einer neuen Kraft das Ansehen der Fakultät zu heben. Da kannte man keine politischen Grenzen; Oesterreich und die Schweiz, Deutsch-Rußland und selbst Holland wurden nach Kandidaten durchmustert. Nach der Konfession eines Vorzuschlagenden wurde — ich sehe von den theologischen Fakultäten hier ab — nur in den seltenen Fällen gefragt, wo das Universitätsstatut die Berücksichtigung vorschreibt; so müssen z. B. in Breslau manche Lehrfächer in der philosophischen und in der juristischen Fakultät durch einen Protestanten und durch einen Katholiken vertreten sein. Meistens war den Fakultätsmitgliedern die Konfessionsangehörigkeit eines Kandidaten unbekannt. Wiederholt kam es vor, daß ein bei den Fakultätsmitgliedern persönlich beliebter jüngerer Kollege von der Vorschlagsliste ausgeschlossen wurde, weil dessen Leistungen denen der anderen in Betracht kommenden Persönlichkeiten nachstanden. Daß neben der wissenschaftlichen Befähigung der Charakter eines Kandidaten in Erwägung gezogen wurde, ist selbstverständlich. Jeder Lehrer, auch der akademische, muß durch seine ganze Persönlichkeit der Jugend Achtung einflößen; und wie wäre ein gedeihliches Zusammenwirken an der gemeinschaftlichen Aufgabe mit einem Kollegen möglich, an dem ein sittlicher Makel haftet?

Das ist meine auf mehr als 40 Jahre zurückreichende Erfahrung mit dem Fakultätsvorschlag. Unmittelbar schöpfe ich sie allerdings nur aus der Uebung in den Juristenfakultäten. Allein ich stand in früheren Jahren in so naher Beziehung mit Mitgliedern der anderen Fakultäten, daß ich mir über deren Verfahren ein Urteil zutrauen darf. Sind die Kritiker der fraglichen Einrichtung gleich gut unterrichtet? Bilden die Unterlagen für ihren Tadel nicht die Mitteilungen angeblich ungerecht Behandelter? Oder wirkt die Abneigung gegen einen Stand mit, der sich einer nicht gewöhnlichen Unabhängigkeit erfreut?

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Ein unbefangener Urteiler ist das Ausland. In dessen Schätzung stehen die angeblich vom Mißbrauch des Personalvorschlags angekränkelten deutschen Universitäten den Schwesteranstalten in den anderen Ländern nicht nach.

2. Die Kolleglengelder. — Daß öffentlich Angestellte ihr Einkommen ausschließlich oder zum Teil in den Gebühren beziehen, die von den Privatpersonen für die einzelnen ihnen amtlich geleisteten Dienste zu entrichten sind, war in früherer Zeit in deutschen Landen weit verbreitet. Dieses Besoldungssystem ist jetzt nahezu verschwunden. Seit die Stolgebühren gefallen sind, bilden meines Wissens die an den Hochschulen üblichen Kollegiengelder den einzigen Ueberrest. Diese Einrichtung ist somit alt und jetzt einzigartig. Ist sie veraltet und verwerflich? Das hängt von ihren Wirkungen ab, von ihren Wirkungen für die Belasteten und für die Berechtigten. Der Aufwand für die Kollegiengelder bildet für die Studierenden einen nicht überall gleichen, aber im Durchschnitt nicht unbeträchtlichen Teil ihres Lebensunterhalts während der Universitätszeit. Hierin liegt eine Erschwerung des akademischen Studiums. Es kommt aber ein Doppeltes in Betracht. Auch anderwärts muß für die Ausbildung zu einem bestimmten Beruf ein „Lehrgeld" entrichtet werden: warum soll der Universitätsunterricht unentgeltlich sein? Und dann: damit den Minderbegüterten die akademischen Hörsäle nicht verschlossen bleiben, ist der Erlaß oder die Stundung der Kollegiengelder eingeführt. Hiervon wird reichlicher Gebrauch gemacht, und zwar hängt die Bewilligung nicht vom einzelnen Dozenten ab, es entscheidet eine Kommission, die aus Mitgliedern der einzelnen Fakultäten zusammengesetzt ist. Demnach darf die Belastung der Studierenden gewiß nicht als unbillig bezeichnet werden.

Das geben auch nicht wenige Gegner zu, sie tadeln nur, daß die Einnahme aus den Kollegiengeldern den einzelnen Dozenten zufließt und nicht für die Staatskasse erhoben wird. Die Universitätsprofessoren beziehen — so sagt man — gleich anderen öffentlich Angestellten einen festen Gehalt: warum sollen gerade sie einen derartigen Zuschuß erhalten? Die Rechtfertigung liegt in den eigenartigen

Verhältnissen der akademischen Laufbahn. Diese beginnt nach dem regelmäßigen Gang mit der Stellung als unbesoldeter Privatdozent. Der Privatdozent muß unter manchen Entsagungen und Opfern alle Kräfte anspannen, um vorwärts zu kommen, und doch ist die Erreichung des Ziels nirgends so unsicher wie hier. Ist aber dem Dozenten gelungen, in den Hafen der Professur einzulaufen, so hat er vielleicht noch eine Stufe vor sich, vom außerordentlichen zum ordentlichen Professor, aber damit ist das Höherrücken für das ganze Leben abgeschlossen und zugleich die Möglichkeit, in eine einträglichere Stellung zu gelangen. Man mag nun das Ansehen eines akademischen Lehramts, den weitgehenden Einklang zwischen Beruf und Neigung, den erfrischenden Umgang mit der studierenden Jugend so hoch anschlagen, als sie verdienen: die realen Interessen lassen sich, wie einmal die menschliche Natur ist, nicht unterdrücken; die Aussicht auf eine pekuniäre Verbesserung ist und bleibt ein Sporn, den man beklagen mag, aber nicht verkennen darf. Alles, was man als Ersatz für den Kollegiengelderbezug in Vorschlag gebracht hat, erfüllt den Zweck nicht in demselben Maße und gibt zum Teil zu weit größeren Bedenken Anlaß. Es ist im Interesse der deutschen Universitäten, nicht bloß der Professoren, gelegen, die Einrichtungen nicht zu beseitigen.

Allerdings ist im Laufe der Zeit eine Unvollkommenheit dieser Einrichtungen immer fühlbarer herausgetreten, die Ungleichheit in dem Kollegiengeldereinkommen der einzelnen Dozenten. Bis zu einem gewissen Grad ist sie berechtigt: dem Leiter von Uebungen wächst mit der Zahl der Teilnehmer der Aufwand an Zeit und Mühe. Man könnte sich sogar mit der Ungleichheit vollständig aussöhnen, wenn sie allein nur von der Persönlichkeit des einzelnen Dozenten, von seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, von dem Maß der Lehrbegabung und Lehrbetätigung abhängig wäre. Das ist aber nicht der Fall: die Verschiedenheit in der Zuhörerzahl ist in erster Linie verknüpft mit der Verschiedenheit der Fächer. Der Sanskritist, der Aegyptologe, der Astronom u. a. werden sich immer mit wenigen Zuhörern bescheiden müssen, selbst wenn sie Halbgötter wären, anderen, wie dem Juristen, dem Mediziner, dem Physiker, dem Chemiker, ist eine verhältnismäßig große Zahl von Zuhörern gesichert, auch wenn der Dozent nicht zu den Leuchten seines Fachs zählte. Hier kann, hier sollte geholfen werden. Ich glaube, daß die preußische Unterrichtsverwaltung den richtigen Weg eingeschlagen hat: wenn der Anfall an Kollegiengeldern für einen Dozenten eine gewisse Summe überschreitet, so fließt die Hälfte vom Ueberschuß in die Staatskasse; aus den hieraus gewonnenen Mitteln erhalten Universitätslehrer mit geringer Kollegiengeldereinnahme einen Zuschuß.

3. Die Ferien. — Daß für Studenten wie Dozenten ein größeres Maß von Ferien Bedürfnis ist, als in anderen Berufszweigen oder Unterrichtsanstalten gewährt zu werden pflegt, ist schon oft überzeugend dargetan. Man bringt sich in der Regel nicht zum Bewußtsein, welche Masse Stoff während der Unterrichtszeit dem jugendlichen Kopf zugeführt wird. Sie kann nur bei längerer Freiheit vom Unterricht verdaut werden. Den Dozenten sind die längeren Ferien unentbehrlich, um sich in dem immer wachsenden Gebiet seiner Wissenschaft auf dem Laufenden zu erhalten und an deren Fortbildung mitzuarbeiten. Daher ist der gegenwärtige gesetzliche Umfang der Ferien wohl berechtigt. Es wird aber der gesetzliche Zeitraum in der Uebung mehr und mehr überschritten. Das verdient keine Billigung. Wir befinden uns auf einer abschüssigen Bahn. Wegen Verkürzung der Unterrichtszeit muß entweder für eine Vorlesung eine größere wöchentliche Stundenzahl angesetzt werden, als sonst erforderlich wäre, oder der Lehrstoff wird beschnitten. Das eine ist so wenig erwünscht als das andere. Die Universitäten sollten von sich aus hier Wandel schaffen.

4. Mehr Philosophie — genauer ausgedrückt, ein Studierender soll nicht bloß Fachstudium treiben, er soll auch die reich gebotene Gelegenheit benützen, um seine allgemeine Ausbildung zu fördern. Diese Anforderung ist voll berechtigt. Nur läßt sich hier mit Zwang wenig oder richtiger nichts erreichen; die Erfahrung hat es gelehrt. Als ich im Jahre 1849 die Universität bezog, war eben die bayerische Einrichtung des sogenannten Philosophikums gefallen. Hiernach wurde kein Student zum Fachstudium zugelassen, bevor er nicht mehrere Semester bestimmte historische, philosophische und naturwissenschaftliche Vorlesungen gehört und sich in einem Examen über den erfolgreichen Besuch ausgewiesen hatte. Anforderungen und Leistungen in diesen Prüfungen waren zum allgemeinen Gespött geworden. Und allen künftigen nach dieser Richtung steuernden Zwangsmaßregeln kann man das Fiasko voraussagen. Mehr als für das Fachstudium ist für eine gedeihliche Befassung mit den Gegenständen des allgemeinen Wissens ein inneres Interesse Voraussetzung. Man darf von dem zunehmenden Ernst der studierenden Jugend eine aus freiem Trieb erwachsende Besserung erwarten. Ich kann übrigens nach meiner Erfahrung den Klagen nicht beistimmen, daß es hiermit schlimmer geworden sei.

5. Das Promotionswesen — Infandum, regina, jubes renovare dolorem. Hier ist ein kranker Punkt. Die Uebelstände liegen zutage, sie wachsen, und doch will sich die hilfreiche Hand nicht finden. Ich habe immer gehofft, daß die deutschen Fakultäten durch freie Uebereinkunft die Angelegenheit ordnen. Was von einzelnen in anerkennenswerter Weise geschehen ist, vermag dem Uebel nicht zu steuern. Die deutsche Einheit, der wir auf allen Gebieten zustreben, hier scheint sie sich nicht Bahn brechen zu können. Muß der eiserne Besen von oben Auskehr halten?

Zum Schluß noch eine Bitte an die Herren Volksvertreter.

Die Prüfung der gesamten öffentlichen Verwaltung, die Aufdeckung von Schäden ist ihr Recht und ihre Pflicht. Die Regel muß aber sein, daß sich die Kritik im Gebiet des Sachlichen hält. Ist Personenkritik nicht zu vermeiden, so sollte sie nur nach vorgängiger gründlicher Erforschung der tatsächlichen Verhältnisse geübt werden. Der in öffentlicher Verhandlung Angegriffene steht dem Angreifer wehrlos gegenüber, der Angreifer befindet sich in unnahbarer Stellung. Welch schwere Verantwortung ladet dieser auf sich, wenn er, sei es auch nur aus Fahrlässigkeit, dem Angegriffenen unrecht tat! Da hörten wir jüngst von der parlamentarischen Tribüne, ein soeben an die Universität Würzburg berufener junger Jurist verdanke die Berufung lediglich seiner Verwandtschaft mit einem in gelehrten Kreisen angesehenen Mann. Ich stehe zu dem in Frage befindlichen jungen Fachgenossen in keiner persönlichen Beziehung, ich kenne ihn von Person gar nicht, ich kenne aber seine juristischen Veröffentlichungen; und auf Grund dieser Kenntnis stehe ich nicht an, der Würzburger Juristenfakultät zur Erwerbung dieser Kraft Glück zu wünschen. Und ich glaube, mit diesem Urteil in der deutschen Juristenwelt nicht allein zu stehen. Welch schwerer Vorwurf ist mit der in die Oeffentlichkeit geschleuderten oben erwähnten Behauptung gegen die akademischen Körperschaften erhoben, von denen die Berufung befürwortet wurde? Wie tief wird das Ehrgefühl eines redlich strebenden Mannes verletzt, wie stark seine Berufsfreudigkeit gedrückt, wenn er bei seinem Eintritt in das neue Amt in solcher Weise begrüßt wird? Und wer hat in letzter Linie davon den Schaden? Die Lehranstalt und damit das Gemeinwesen. Was du auch immer tust, sagt der lateinische Dichter, verfahre mit Vorsicht und erwäge den Ausgang.

Göttingen. F. Regelsberger.

Neue limnologische Studien am Kochelsee.

Von Georg Breu (München).

Es ist gewiß eine auffallende Tatsache, daß sich Bayern mit seinen zahlreichen schönen und großen Seen erst seit kurzer Zeit mit einer wissenschaftlichen Behandlung dieser stehenden Gewässer befaßte. Alois Geistbeck[1]) war es, der durch sein vortreff-

[1]) Geistbeck, A.: Die Seen der deutschen Alpen. Leipzig 1885.

liches Buch „Die Seen der deutschen Alpen“ zuerst den Boden zu einer gründlichen Erforschung der bayerischen Seen legte und durch sein Werk grundlegend für die späteren einschlägigen Untersuchungen wurde. Daß die Arbeit A. Geistbecks, die sämtliche Seen Südbayerns in den Bereich ihrer Betrachtung zog, nicht allen Verhältnissen Rechnung tragen konnte, ist selbstverständlich, und es ließ demgemäß eine Detailarbeit der einzelnen Seen nicht lange auf sich warten. Wohl begreiflich ist, daß der größte der bayerischen Seen, der Chiemsee, vor allem dazu einlud, und E. Bayerberger[2]) war gerade der Mann, der durch seine vortreffliche geographische Vorbildung zur Erforschung dieses Gewässers geeignet war. Nun kamen die nächst größeren Seen, Würm- und Ammersee, zu ihrem Rechte, indem sie durch W. Ule, Professor aus Halle, eine ebenso gründliche wie umfangreiche Behandlung erfuhren.[3]) Nachdem sich dann Ebert[4]), v. Aufseß[5]) und Endrös[6]) mit den physikalischen Eigenschaften zahlreicher Seen befaßt hatten, lag es nun nahe, auch der kleinen Seen Bayerns zu gedenken, und der Verfasser dürfte wohl einem großen Wunsche zahlreicher Freunde und gelehrter Gönner entsprochen haben, wenn er sich die gründliche Erforschung des Kochelsees zur Aufgabe setzte.[7])

Dieser See muß sowohl morphologisch wie geologisch zu den Gebirgsseen gerechnet werden. Im Süden ist er von hohen Dolomitwänden umschlossen, im Norden geht er in den sogenannten Rohrsee über, ein Moorwasser, aus welchem träge und langsam die früher so wilde Loisach herausschleicht, um sich unterhalb Wolfratshausen mit der Isar zu vereinigen. Sein Umfang beträgt nur 6.08 Kilometer.

Die wissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers erstreckten sich in erster Linie natürlich auf die Feststellung der Tiefenverhältnisse, wozu er mittelst eines von der Firma Göggelmann sen. in München hergestellten Lotungsapparates über 300 Tiefenlotungen unternahm. Die größte Tiefe fand er in 65 Meter, ungefähr ½ Kilometer weit westlich vom Kesselberghotel entfernt. Die Bodengestaltung des jetzigen Beckens ist nach den Lotungsresultaten im großen und ganzen flach, und das ganze Bassin zerfällt in zwei sich wesentlich unterscheidende Teile: einmal in das Areal einer im Süden von Ost nach West sich erstreckenden Senke, dann in eine sich gegen Norden ziehende etwa 2 Kilometer lange und 500 bis 200 Meter breite flache Ausbuchtung, die Rohrseezone.

Wichtig für den Verfasser war die Frage nach der Ursache der Entstehung dieses Wasserbeckens. In der Geschichte der Glacialgeologie spielt natürlich dieses Gewässer eine bedeutende Rolle. Der Kochelsee gilt bei vielen Geologen als der Typus eines echten Glacialsees, dessen Becken durch die erodierende Kraft der Gletscher geschaffen ist. Namentlich der Umstand, daß er unmittelbar am Gebirge selbst liegt, sprach für diese Anschauung. Wo die Gletscher nämlich aus den stärker geneigten Alpentälern in das ebene Vorland oder in die wenig geneigten breiten Haupttäler hinaustraten, wurden sie zu einer plötzlichen Abbiegung aus ihrer Bewegungsrichtung genötigt, der sie wegen ihrer Schwerbeweglichkeit nicht sofort nachkommen konnten. So mußte sich das Bestreben entwickeln, die alte, stärker nach abwärts geneigte Richtung beizubehalten, und die Gletscher mußten daher an dieser Stelle besonders kräftig über den Boden schleifen und stark erodieren. Auch andere Momente, wie die wannenförmige Ausbildung u. s. f., wurden herbeigezogen, um die glaciale Entstehung des Sees beweisen zu können. Wir zweifeln auch gar nicht daran, daß die Gletscher der Eiszeit viel zur äußeren Gestaltung des Seebeckens, namentlich in der Diluvialzeit, beigetragen haben, allein die eigentliche Entstehung des Sees dürfte doch auf „tektonischen Vorgängen“ beruhen. Eine genaue Untersuchung von uns ergab nämlich, daß sich die Schichten der Umgebung des Sees direkt unter den See ziehen (bei der sogenannten Burg auf der Ostseite), oft sogar in einem Winkel von 45 Grad. Ja manchmal sind sie am Ufer, namentlich beim „Stein“, ganz steil aufgerichtet und fallen fast senkrecht unter das Wasser. Bei Kleinweil neigen sich ferner die Schichten rechtsinnig, d. i. von Süden nach Norden, bei Grub widersinnig, also von Nord nach Süd, und sind senkrecht gelagert. Schon Schafhäutl hat letztere Beobachtung gemacht und darauf hingewiesen, daß in diesem Gebiete Verwerfungen sehr häufig zu finden sind. Das ist auch tatsächlich so. Die ganze Umgebung des Sees zeigt nirgends eine Gleichmäßigkeit des Schichtenfalles. Bald steil aufgerichtet, bald flach, bald von Ost nach West streichend, bald von Süd nach Nord und umgekehrt — das ist das charakteristische tektonische Moment der Schichten unmittelbar am See selbst. Gewaltige Gebirgskräfte müssen hier also gearbeitet haben, um diese Einbrüche und Einstürze hervorbringen zu können, und wir dürfen wohl nicht fehl gehen, wenn wir dieselben bis in die Miocänzeit zurückverlegen, vielleicht in die Zeit, in der die Alpen sich aufgetürmt haben. Viele Schichtenglieder hiervon sind in die Tiefe gesunken, nur bei Benediktbeuern ragt gänzlich verlassen in Form eines Hügels ein solch altes Glied noch aus der Tiefe, der Geisterbühel, der ein wichtiges Dokument bildet für unsere Ansicht, daß tief unten in der Gegend die nämlichen alten Formationen liegen, wie wir sie durch den gewaltigen Stock der Benediktenwand im Osten und durch die Felsen bei Kleinweil im Westen vertreten sehen. Schon Schafhäutl hatte die Anschauung, daß hier tektonische Kräfte mit im Spiel waren. Er schreibt: „In dieser Gegend traten gewaltige Verschiebungen und Verstürzungen der Schichtenfolgen ein, und nicht nur das Kocheltal, sondern der ganze östliche Gebirgszug nahm hier teil. Vergleichen wir nämlich die Schichtenfolge des östlichen Bergzuges des Kocheltales mit dem westlichen, so finden wir an beiden Seiten dieselbe Schichtenfolge wieder; aber nicht mehr in derselben Linie; sie passen nicht mehr aneinander, sondern dieselben sind um nahezu anderthalb Wegstunden in der Art auseinandergerückt, daß entweder die westliche Reihe um so viel zurück oder die östliche um so viel vorwärts geschoben sein müßte.“ Schafhäutl glaubt sogar, daß selbst der Starnberger See sich noch in jener Verwerfungsspalte befindet, in der der Kochelsee liegt, ähnlich wie auch der Ammersee in der Verlängerung der Staffelseespalte liege. Ob letztere Anschauung die richtige ist, wollen wir dahin gestellt sein lassen, dagegen können wir durch die großen Verwerfungen und Einbrüche in der unmittelbaren Nähe des Gebirges und somit im Kochelseebecken die tektonische Entstehung des Sees als gegeben betrachten. Daß natürlich die großen Gletscher der Eiszeit dem Wasserbecken morphologisch ein anderes Aussehen verliehen, wird von uns jederzeit anerkannt werden.

Auch auf einen indirekten Beweis haben wir unsere Theorie gestützt. In der Nähe des Sees liegen nämlich zahlreiche Natronquellen, wovon einige sogar ausgebeutet wurden. Schon als Klaproth die Quellen von Karlsbad analysierte, in welchen hauptsächlich Natronsalze vorwalten, machte er darauf aufmerksam, daß ganz in der Nähe derselben Gebirgsarten in großer Verbreitung an die Oberfläche treten, namentlich Basalte, welche einen unerschöpflichen Vorrat von Natron in ihrer Zusammensetzung enthalten, das durch Verwitterung und Auslaugung aus ihnen sichtbar verschwindet, also mutmaßlich durch die Gewässer zu den Ursprungsorten der Quellen hin fortgeführt wird.

Die Wissenschaft zeigte dann ferner, daß auch alle anderen natronhaltigen Mineralquellen von Böhmen, wie die von Eger, Teplitz, Bilin, Marienbad u. s. w., ihre Eigentümlichkeit der Nachbarschaft derselben Gebirgsarten verdanken, welche man auch in ungewöhnlicher Häufigkeit überall in ihrer Nähe nachzuweisen imstande ist. Berzelius, welcher den Untersuchungen

---

[2]) Bayerberger: Der Chiemsee. Leipzig 1889.

[3]) Ule: Der Würmsee. Leipzig 1901. — Ule: Der Ammersee. München 1906 (liegt eben im Drucke).

[4]) Ebert: Seespiegelschwankungen im Starnberger See. München 1900/01.

[5]) v. Aufseß: Die Farbe der südbayerischen Seen. München 1903. — v. Aufseß: Die physikalischen Eigenschaften der Seen. Braunschweig 1905.

[6]) Endrös: Seeschwankungen am Chiemsee. München 1903.

[7]) Been, Georg: Der Kochelsee. Regensburg 1906.

über die Zusammensetzung der Quellen von Karlsbad einen eigenen Abschnitt über ihre Entstehung hinzufügte, ging in der Reihe seiner Schlüsse noch weiter; er war lebhaft von den Betrachtungen ergriffen worden, daß sich in der Nähe dieser Quellen ganz dieselben Anhäufungen von basaltischen Gebirgsarten und schlackigen Laven finden, welche er früher im südlichen Frankreich (in der Auvergne, im Viorais) kennen gelernt hatte, nnd in deren Umgebungen zahlreiche Mineralquellen von demselben Charakter der Zusammensetzung hervortraten. Er schloß daher, daß auch jene auf ähnlichem Wege aus der Auflösung derselben Gebirgsarten erzeugt werden müssen.

G. Bischof, welcher auf dieselben Verhältnisse des Zusammentreffens natranhaltiger Gebirgsarten mit natronreichen Quellen bei seinen Untersuchungen der Quellen von Fachingen, Geilnau und Selters aufmerksam wurde, hat in einer fleißigen Zusammenstellung dieser Ansicht vermehrte Stützen gegeben; er zeigte, daß überall, wo dieselben Wässer vorkommen, auch dieselben Gebirgsarten in der Nähe sich wiederholen nnd wiederfinden, und er lieferte eine Uebersicht der natronhaltigen Mineralquellen in Deutschland und seinen Nachbarländern, aus welcher unmittelbar hervorging, daß sie in Beziehung auf ihre geographische Verteilung genau denselben Gesetzen folgen wie die Verteilung der Basalte nnd vulkanischen Gebirgsarten in diesen Gegenden. In Deutschland allein ließen sich sieben solcher Hauptgruppen nachweisen. Eine andere für die Entstehungsgeschichte dieser Quellen wichtige Tatsache, auf welche die Forschungen der genannten Gelehrten von neuem die Aufmerksamkeit lenkten, ist hier hervorzuheben. „Alle diese Quellen, welche Natronsalze unter den festen Bestandteilen charakteristisch besitzen, zeichnen sich gemeinschaftlich durch den Gehalt an Kahlensänre aus, welcher sie ihre vorwaltenden Eigenschaften verdanken.“ Natronhaltige Gebirgsarten gibt es noch mehrfach außer den genanuten (Granit, Porphyr, Tonschiefer, Glimmerschiefer usw. enthalten beträchtliche, nur im Vergleich geringere Quantitäten Natron) nnd doch zeigen sich allein diese Quellen bei den ersten, in der Nähe der vulkanischen Gebirgszüge, wo auch die Kohlensäure in ungemessener Häufigkeit austritt.

Diese beständige Art der Verbladuag mußte daher zu der Ansicht führen, daß „beide Phänomene miteinander in notwendiger Beziehung stehen".

Wir sehen daher mit Recht in der ganzen Natron-Kohlensäure-Quellenfamilie das Produkt einer nulkanischen Regung, welche fortwährend aus längst erloschenen Gebirgszügen nor sich geht. Diese theoretische Ansicht von der Entstehung der Natronquellen, welche rein eine Folge der Verbindungen geognostischer nnd chemischer Forschungen ist, hat bei dem Versuche, sie auf die speziellen Verhältnisse einzelner Mineralquellen anzuwenden, bereits einen so hohen Grad von Befriedigung gewährt, daß es nicht nötig sein wird, auf weitere Erklärungen zurückzugehen.

Nun aber zu unseren Kochel-Natronquellen!

Finden sich hier auch vulkanische Gesteine? Hier können wir fast einen scheinbaren Widerspruch konstatieren! Doch dem ist nicht so! Schon bei den Quellen non Pyrmont und Driten wurde ein solcher Widerspruch gefunden, aber auch aufgeklärt.

Diese Quellen treten unter Verhältnissen auf, welche es sehr wahrscheinlich machen, daß die nulkanischen Gesteine zwar vorhanden sind, aber unter der Oberfläche non jüngeren Gebirgsarten liegen. Sie treten sämtlich ans Spalten der Erdrinde hervor, welche das unzweifelhafte Gepräge der Entstehung durch nulkanische Kräfte haben.[1])

Daß bei der Alpenfaltung zahlreiche Spaltenbildungen entstanden, haben wir bereits gehört. Auch wissen wir, daß an manchen Stellen sogar die heißen nulkanischen Massen hoch empor bis fast zur Oberfläche getrieben warden, so z. B. bei Oberstdorf im Allgäu. Nach einer Dissertation von Dr. Reiser findet man in letzter Gegend nielfach Spuren ehemaliger vulkanischer Produkte. Wahrscheinlich ist dort in einer Spalte die warme Masse emporgetrieben worden, die jedoch damals nicht ganz die Oberfläche erreichte, aber heutzutage durch die denudierenden Kräfte teilweise bloßgelegt wurden.[2])

So ähnlich wird es sich bei Kochel nerhatten. Auch hier fanden die vulkanischen Kräfte in den Spalten Platz zum Empordringen, jedoch hatten sie nicht die ganze Kraft, an die Oberfläche zu kommen. Wir vermuten, daß schon bei einer Tiefe non 200 Meter an jener Stelle, wo das Mineralbad liegt, jenes Gestein zu finden ist.

Durch diese Ausführungen verschließen wir uns selbstverständlich der Idee n. Gümbels, daß der Kochelsee ein „Auskolchangssee" sei, entstanden durch Herabstürzen gewaltiger Wassermassen beim Zurückgehen der diluviaten Gletscher. Die ganze Bodenkonsignration des ehemaligen Beckens spricht gegen diese Anschnuung.

Nun hätten wir noch die physikalischen Verhältnisse dieses Sees zu besprechen. Unsere Untersuchungen erstrecken sich hierüber auf Farbe, Durchsichtigkeit nnd Temperatur des Wassers.

Hinsichtlich der Farbe zeigten sich einige interessante Tatsachen. Sie wurde unter Benutzung der Forel-Uleschen Farbenskala als grün ermittelt. Die Farbe liegt zwischen 8 und 11 der genannten Skala; dies ist in der Mitte des Sees der Fall. Gegen Norden zu wird das Wasser infolge der großen Vermoorung etwas bräunlicher. Die bei der Zersetzung der Pflanzen sich bildenden Säuren lösen nämlich vielfach das im Boden vorhandene Eisen auf. Diese Eisenlösungen sind ohne Zweifel die Ursache der braunen Färbung des Rohrsees.

Mit der Farbe des Wassers scheint dann auch die Durchsichtigkeit im Zusammenhange zu stehen. Diese wurde durch eine ebenfalls von der Firma J. M. Göggelmann sen. in München verfertigte Blechscheibe von 1 Meter Durchmesser und 1 Zentimeter Stärke, ähnlich einer Secchischen Scheibe, bestimmt. Auf der Oberseite war dieses Instrument mit kräftigem Emaillack bestrichen, auf der Unterseite mit einem 10 Kilogramm schweren Gewichte versehen, wodurch viel genauere Resultate erreicht wurden als mit einer gewöhnlichen Secchischen Scheibe; denn einmal bewirkt das unten angehängte Gewicht, daß die Scheibe in horizontaler Lage senkrecht eintaucht, dann aber auch, daß die weiße Emailpolitur dem Auge in viel größeren Tiefen noch empfindlich wird. Die Sichtbarkeitsgrenze lag während des Jahres 1905 im März zwischen 4,7 und 5,2 Meter, im April zwischen 4,8 nnd 5,5 Meter, im Juli zwischen 5,0 nnd 5,8 Meter und im Oktober zwischen 4,7 nnd 5,1 Meter. Danach ist die Durchsichtigkeit des Sees im Frühjahr, Sommer und Herbst fast konstant.

Mit großer Sorgfalt wurde dann auch die Untersuchung der thermischen Verhältnisse des Sees durchgeführt. Das gewonnene Material umfaßt gegen 500 Temperaturmessungen. Als Instrument diente ein Tiefseethermometer von Negretti und Zambra, das mit einer neuen, vollkommen zuverlässigen Umkehrvorrichtung versehen worden war. Aus den zahlreichen Messungen ist zu ersehen, daß die Temperatur nach der Tiefe nicht gleichmäßig abnimmt. Aus den Untersuchungen Richters am Wörther See und Langenbecks am Weißensee wissen wir bereits, daß die Temperaturen während der Sommermonate in den oberen Schichten langsam, dann von einer bestimmten Tiefe an sehr rasch fallen, bis nahe auf ihren Minimalwert, daß ferner die unteren Schichten eine gleichmäßige Temperatur besitzen. Indessen hat man sich bisher fast durchweg darauf beschränkt, diesen Temperaturverlauf im allgemeinen und vor allem die Differenz zwischen Oberflächen- und Grundtemperatur festzustellen, dagegen ist die Zone, in welcher die raschen Uebergänge stattfinden, seltener untersucht worden. Wir haben es daher non vornherein als eine unserer Hauptaufgaben angesehen, diese

[1]) Siehe Poggendorfs Annalen. XVII, S. 151.

[2]) Reiser, K. A.: „Ueber die Eruptivgesteine des Allgäu." Wien 1889. Wie bei Oberstdorf, so finden sich auch in den nördlichen Kalkalpen bei Ehrwald und bei Berchtesgaden Eruptivgesteine.

Uebergangszone näher zu studieren. Das Ergebnis war, daß nämlich auch in dieser Uebergangszone die Temperaturabnahme keineswegs gleichmäßig verläuft, daß sich vielmehr der eigentliche Uebergang von den hohen zu den niedrigen Temperaturen auf eine schmale Schicht von wenigen Meter Breite zusammendrängt, die Richter treffend als Sprungschicht bezeichnet. Eine weitere höchst auffällige Erscheinung ist, daß die Erwärmung der größeren Tiefen in den eigentlichen Sommermonaten nur sehr langsam vorwärts schreitet, der Hauptsache nach sich vielmehr erst in den Monaten September und Oktober vollzieht, in einer Zeit also, in welcher die oberen Schichten bereits wieder eine sehr merkliche Abkühlung erfahren. Auch für den Winter ergaben sich sehr merkwürdige Resultate. Wie schon v. Aufseß feststellte, kann sich das Wasser direkt unter dem Eise auf + 3° halten. Eine Erwärmung infolge Bestrahlung durch das Eis dürfte so ziemlich ausgeschlossen sein, da das Eis ebenso wie das Wasser die Wärmestrahlen stark absorbiert.

Auch der chemischen Beschaffenheit des Wassers wurde gedacht.[10]) Aus sämtlichen Analysen ist zu ersehen, daß das Kochelseewasser ungemein reich an Kalk, Magnesia und Humussäuren ist, dagegen, daß es einen großen Mangel an Silikaten zeigt.[11]) Diese Tatsache ist natürlich sehr wichtig für die Erklärung der Durchsichtigkeit und der Eigenfarbe des Wassers. Der große Kalkgehalt bewirkt nämlich eine geringe Durchsichtigkeit und die grünliche Färbung des Sees. Aber auch sonst weisen die Analysen interessante Aufschlüsse auf. Einmal fällt auf der ziemlich große Reichtum an kohlensaurem Natron, eine Eigentümlichkeit, die, wenn sie in Zusammenhang mit den nahegelegenen Natronquellen (Bad Kochel) gebracht wird, ihre leichte Erklärung findet. Dann ist besonders noch der große Eisengehalt der Wasserproben des Rohrsees zu betonen gegenüber dem geringen Eisengehalt der Wasserproben, die aus der größten Tiefe des Sees entstammen. Auch diese Erklärung ist einfach. Die im Rohrsee bei der Zersetzung der Pflanzen sich bildenden Säuren lösen vielfach das im Boden vorhandene Eisen auf. Diese Eisenlösungen, die wohl hauptsächlich auch mit die Ursache der braunen Färbung des Rohrseewassers sind, werden dann durch die oxydierende Wirkung des Sauerstoffes wieder zersetzt, Kohlensäure entweicht und braune Eisenerde, sogenanntes Sumpf- oder Rasenerz, bleibt zurück.

Zum Schluß sei noch auf den vermutlichen Zusammenhang des Kochelsees mit dem benachbarten Walchensee hingewiesen; Gebbing glaubte durch Fluoride den Kesselbach als den Abfluß des Walchensees nachgewiesen zu haben. Wir unternahmen denselben Versuch öfters, der zwar, offen gesagt, jedesmal mißlang, doch halten wir nach verschiedenen Anzeichen hin einen Zusammenhang des Walchensees mit dem Kochelsee mittelst der genannten Kesselbachkommunikation nicht als ausgeschlossen.

So hätte auch der Kochelsee seine wissenschaftliche Durchforschung gefunden. Doch wir möchten hier nicht schließen, bevor wir nicht auch seiner landschaftlichen Reize noch gedächten. Die anziehendsten Strecken des Sees sind in der Nähe der kleinen Herberge „zum grauen Bären", wo Tannen hart am stillen See stehen — weiterhin grüne Ahorne unter weißer Felswand — man sieht die Flöße langsam und mühevoll durch den See ziehen, daß sie im Röhricht den Ausfluß der Loisach, dann die blaue Isar und München erreichen. Schöne Stimmungsbilder gibt es in Menge an diesem Wasser, insbesondere an nachdenklichen Herbsttagen, wenn sich nicht die kleinste Welle rührt, das Widerspiel des hohen Heimgartens ungestört aus der Tiefe schaut, Wolken tief über Bergstirnen hängen und Rauchsäulen der Kohlenmeiler in den Himmel ziehen.

---

10) Schwager, A.: Hydrochemische Untersuchungen oberbayer. Seen. München 1898, Geognostische Jahreshefte.

11) Gebbing, J.: Hydrochemische Untersuchungen des Würm-, Kochel- und Walchensees. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft. München 1901/02. S. 55—86.

Eine weitere Probe verdankt der Verfasser Hrn. Dr. J. Reindl, der mit großer Liebenswürdigkeit einen von mir mitgebrachten Liter Wasser chemisch untersuchte.

Bücher und Zeitschriften.

Göttergnade und Menschenkraft in den altindischen Religionen. Von H. Oldenberg. Rede beim Antritte des Rektorates der kgl. Christian-Albrechts-Universität am 5. März 1906. Kiel 1906, Lipsius u. Tischer in Kommission. 18 S. 8°.

Ein sehr beachtenswertes Schriftchen, das ungezählte Elaborate über die erlösende Kraft des Buddhismus im Vergleich zur christlichen Religion, über seine Bedeutung für die „arische Rasse", über seine Stellung in der Theosophie und wie die beliebten Tendenzthemata alle heißen mögen, um eines geisterfüllten Hauptes Länge überragt. Auf engem, aus strenger Selbstzucht knapp bemessenem Raume zeichnet Oldenbergs geübte Hand — er gemahnt uns an das Wort, daß Zeichnen die Kunst des Weglassens ist — die Grundlinien der religiösen Entwicklung Indiens. Anhebend vom Beginn der literarhistorischen Ueberlieferung — zu früh wohl spricht er hier bereits von indischer Geschichte —, sucht der Verfasser die ethnologisch wichtigsten Elemente ältester brahmanischer Götterverehrung und Symbolik, wie sie die vedische Zeit ausgeprägt hat, zu entwirren: es sind die leitenden Gedanken seiner „Religion des Veda" (Berlin 1894), deren Essenz uns unverwässert geboten wird. Dann schreitet er dazu vor, das allmähliche Reifen des sittlichen und des wissenschaftlichen Denkens, den Sieg des Intellektes aufzuzeigen, der in Erkenntnis der gewaltigen Macht der Kausalität die niedere Sphäre der Zauberpraktik und des Priesterkultes überwindet. Freilich nicht auf immer: denn nach dem (wahrscheinlich fast ganz ohne äußere Gewaltmittel erfolgten) Niederringen des Buddhismus, jenes stolz aufgerichteten Gebäudes der ersten ethisch-rationalistischen Erlösungsreligion, welche die Weltgeschichte kennt, erstehen für die große Masse der Hindus die alten Götter, die das hellstrahlende Licht der erlösenden und erlösten Menschengestalt Buddhas jämmerlich hatte verblassen lassen, aufs neue zu alter Pracht. Zwar war das innere Verhältnis zwischen Gott und Mensch da und dort ein würdigeres. Es werden „Orgien der Gottesliebe gefeiert". „Der wahre Fromme," sagt ein vielverehrter indischer „Heiliger" des vorigen Jahrhunderts, „der den tiefen Trunk göttlicher Liebe getan hat, ist einem Trinker gleich, und so kann er die Gebote der Reinlichkeit nicht immer befolgen."

Dieses Zitat hat Oldenberg aus F. Max Müller, Râmakrishna, his life and sayings (London 1898), S. 121. Nr. 104, übersetzt. Es seien hier gleich einige weitere Proben dieser tiefempfundenen Weisheitssprüche verdeutscht, die Râmakrishna (1833—1886) auch unter dem Einflusse moderner religiös-philosophischer Anschauungen zeigen:

„Solange ein Mensch laut ruft: „O Gott, o Gott!", hat er — dessen sei gewiß — Gott nicht gefunden. Wer Gott gefunden hat, wird still."

„Es ist leichter, die Noten der Tonleiter herzusagen als sie zu singen oder zu spielen. So ist es auch leichter, religiös zu reden als religiös zu handeln."

„Zwei Ichs sind im Menschen — das eine reif, das andere unreif. Das reife Ich denkt: „Nichts gehört mir; was ich sehe, fühle, höre, ja selbst der Körper gehört nicht mir, ich bin immerdar frei und unveränderlich." Das unreife Ich hingegen denkt: „Das ist mein Haus, mein Zimmer, mein Kind, mein Weib, mein Körper u. s. w.""

„Ein ins Wasser gehaltener Krug ist innen und außen voll Wasser. Aehnlich sieht die in Gott versenkte Seele innen und außen den alldurchdringenden Geist."

„Mach's nicht wie der Frosch im Brunnen. Der kennt nichts Größeres und Edleres als seinen Brunnen. So auch sind alle Zeloten: sie sehen nichts, was besser ist als ihr eigener Glaube."

„Ueber Gott denke nach in einem versteckten Winkel, in der Einsamkeit des Waldes oder — in deinem eigenen Herzen."

(Englischer Text bei Max Müller a. a. O. Nr. 79, 156, 161, 189, 248, 307. Vergleiche auch die Skizze bei Arthur Pfungst, Aus der indischen Kulturwelt [Stuttgart 1904], S. 170 bis 183.)

In den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellt Oldenberg — was auch bei diesem eiligen Ueberblick der Hervorhebung bedarf — die Lehre Buddhas, und es will mir scheinen, als ob er in dieses sein vertrautestes Forschungsgebiet jetzt mehr als früher die intensive Wärme der Persönlichkeit ausstrahlt — eine trotz alledem jeder einseitigen und unkritischen Parteinahme abgekehrte Entwicklung, nicht ganz unähnlich der, die man an Edmund Hardys erfolgreichem Wirken wahrnehmen konnte, das leider ein vorzeitiger Tod so jäh abgeschlossen hat.

Oldenbergs Rektoratsrede, die wir der allgemeinen Kenntnisnahme um so mehr empfehlen, als ihr der allzu gewissenhaft spezialisierte Titel möglicherweise einige Leser entzieht, konnte ihren Hörern keine irgendwie ins einzelne gehende Orientierung innerhalb der unermeßlichen Weiten des religiösen Denkens Altindiens vermitteln. Das ist eben schlechthin unmöglich, ja es ist vielleicht der Zweifel am Platze, ob das Auditorium,

soweit es sich nicht zuvor wenigstens eine oberflächliche Kenntnis der Materie angeeignet, dem hohen Fluge des Vortragenden zu folgen imstande war. Aber ein Meister des Stoffes und der Darstellung, hat er es verstanden, die bedeutsamsten Probleme, mit denen man sich auf diesem Arbeitsfelde abmüht, auch den Nachbarn auf den Aeckern der Wissenschaft näher zu rücken und in eindringlicher Kürze zu erhärten, wie — ich zitiere aus einem anderen inhaltsverwandten Vortrage des Verfassers (Die Erforschung der altindischen Religionen im Gesamtzusammenhang der Religionswissenschaft: Deutsche Rundschau 1904, Nov.) — „die Wissenschaft von den Religionen der Menschheit enger und ärmer wäre, fehlte unter den Stimmen der Völker, die sie hört und deutet, die Stimme des Volkes, das die Gebote und Opfer des Veda, die geheimnisumwobene Gestalt Buddhas hervorgebracht hat".

L. Scherman.

* Eine von Professor Ostwald in Leipzig verfaßte Broschüre „Die chemische Reichsanstalt", in der der bekannte Leipziger Physiko-Chemiker warm für die Schaffung einer chemischen Reichsanstalt und deren Förderung durch das Reich und die chemische Industrie eintritt, ist heute im Verlage der akademischen Verlagsgesellschaft m. b. H. erschienen.

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

l. Eine wissenschaftliche Frage. Die „Physikalische Zeitschrift" — eine in Göttingen erscheinende, von den dortigen Professoren E. Riecke und H. Th. Simon herausgegebene Halbmonatsschrift — bringt im Fragekasten ihrer letzten Nummer folgende hübsche Anfrage, die wir hiermit auch unseren Lesern zur eventuellen Beantwortung unterbreiten möchten: „Vor einigen Jahren machte unter den Physikern und Chemikern eine Frage die Runde, die außerordentlich viel und lebhaft in engeren Kreisen erörtert worden ist, nämlich: ob eine Fliege, die in einem entweder offenen oder geschlossenen Gefäß entweder sitzt oder schwebt, bei der Wägung dieses Gefäßes auf das Gewicht Einfluß hat und welchen? Als diese Frage kürzlich in einem Kreise von Fachgenossen aufgeworfen wurde, ergab sich zur Ueberraschung des Schreibers dieser Zeilen, daß es nicht möglich war, eine einheitliche Antwort zu erzielen. Jeder argumentierte anders und ließ sich von der etwaigen Unrichtigkeit seiner Ansicht nicht überzeugen. Es erscheint daher im Einverständnis mit der Redaktion der Anregung nicht unwert, diese lehrreiche Frage hiermit zur öffentlichen Erörterung zu stellen und die Herren Fachgenossen zu bitten, sich an der Beantwortung recht lebhaft zu beteiligen, weil jedem Interessenten eine andere Art der Auffassung die anschaulichste sein wird."

hc. Von den preußischen Archiven. Es sind versetzt worden die Archivare Dr. phil. Richard Knipping von Düsseldorf an das Staatsarchiv in Koblenz und Dr. phil. Martin Meyer von Koblenz an das Staatsarchiv in Düsseldorf, ferner der Archivassistent Dr. phil. Rudolf Martiny von Koblenz an das Staatsarchiv in Breslau und der Archivhilfsarbeiter Dr. phil. Bruno Hirschfeld von Münster an das Staatsarchiv in Koblenz. Dem Archivhilfsarbeiter Dr. phil. Gustav Croon beim Staatsarchiv in Breslau ist der Amtstitel „Archiv-Assistent" beigelegt worden.

hc. Personalien. Professor Dr. Heinrich Hübschmann, Ordinarius der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Straßburg i. E., ist zum stellvertretenden Mitglied der Disziplinarkammer für elsaß-lothringische Beamte und Lehrer daselbst ernannt worden. — Dem Privatgelehrten Dr. phil. et jur. Wilhelm Gundlach in Charlottenburg ist der Professor-Titel verliehen worden.

* Todesfall. Im Alter von 86 Jahren ist am 3. April in München der ordentliche Professor der Mathematik an der Ludwig-Maximilians-Universität Geheimrat Dr. Gustav Bauer gestorben. Noch bis vor fünf Jahren hatte der bedeutende Gelehrte seines Amtes als Hochschullehrer gewaltet und bis in sein hohes Alter an dem Ausbau seiner Wissenschaften in zahlreichen mathematischen Abhandlungen, die zum Teil in Crelles Journal, zum Teil in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften zu München niedergelegt sind, mitgearbeitet. Der letztgenannten Akademie hatte er seit dem Jahre 1871 angehört, war also eines ihrer ältesten ordentlichen Mitglieder.

Hochschulnachrichten.

* München. Der Assistent an der hiesigen Biologischen Versuchsstation für Fischerei, Dr. E. Neresheimer, wurde als Privatdozent für Zoologie an der hiesigen Technischen Hochschule zugelassen.

hc. Freiburg i. Br. Der emeritierte ordentliche Professor in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Friedrich Rive, vollendet am 5. April das 75. Lebensjahr.

* Leipzig. Der Ordinarius für klassische Philologie an der hiesigen Universität, Geh. Rat Prof. Dr. J. H. Lipsius, feiert am 17. d. M. sein 50jähriges Doktorjubiläum.

hc. Aus Oesterreich-Ungarn. Der ordentliche Professor der Physik an der Universität Czernowitz, Dr. phil. Alois Handl, ist auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt worden.

Vorlesungen

an der

Königlichen Albertus-Universität

zu Königsberg

im Sommer-Halbjahre vom 18. April 1906 an.

Die Ziffern geben die Stundenzahl an.

Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist.

Die für Damen nicht zugänglichen Vorlesungen sind mit einem * bezeichnet.

I. Theologische Fakultät.

Jacoby: Homilet. Ausl. ausgew. Abschnitte aus dem 1. Korintherbriefe (1 g.); Prakt. Theol. II. Teil (5); Praktische Abteilung des theol. Seminars (2 g.). — Benrath: Einführung in das Studium der Kirchengeschichte (1 g.); Geschichte der Reformation und Gegenreformation (4); Histor. Abt. des theolog. Seminars (2 g.). — Dorner: System. Sozietät (2 g.); Dogmatik I. (5); Enzyklopädie (1); Systemat. Seminar (2 g.). — Kühl: Neutestamentl. Abt. d. theol. Seminars (2 g.); Brief Pauli an die Römer (5); Leben Jesu (4). — Giesebrecht: Allgem. Einleitung in das Alte Testament (1 g.); Spezielle Einleitung in das Alte Testament (4); Alttestamentliches Seminar (2 g.). — Schulze: Dogmatische Uebungen (1 g.); Gesch. der neueren Theol. und Religionsphilosophie (4). — Achelis: Altchristliche Kunst (1 g.); Synoptische Evangelien (4). — Lezius: Geschichte des Baptismus (1 g.); Kirchengeschichte I (5). — Hoffmann: Pastoralbriefe (2). — Procksch: Alttestamentliches Proseminar (2 g.); Geschichte der Israeliten (4). — Lackner: Litauisches Seminar (6 g.). — Grzybowski: Polnisches Seminar (4 g.).

II. Juristische Fakultät.

Gradenwitz: Einführung in die Rechtswissenschaft (8); System des römischen Rechts (6); Uebungen für Anfänger im römischen Recht (2); Römischer Zivilprozeß (2); Romanistisches Seminar (2 g.). — Arndt: Entstehung und Charakter der deutschen Reichsverfassung (1 g.); Kirchenrecht (5); Völker- und Kolonialrecht (4). — His: Strafrecht und Prozeß im deutschen Mittelalter (1 g.); Deutsche Rechtsgeschichte (4); Handels- und Schiffahrtsrecht (5). — Manigk: Probleme aus der Lehre vom Rechtsgeschäft (1 g.); Geschichte des römischen Rechts (4); Bürgerliches Gesetzbuch III (Sachenrecht) (4); Praktikum des Bürgerlichen Gesetzbuches (2); Erklärung ausgewählter Digestenstellen (2). — Mosse: Aus der Praxis des Handelsrechts (1 g.). — Hubrich: Gerichtsverfassung (1 g.); Allgemeines, Reichs- und preußisches Staatsrecht (6); Reichs- und preußisches

Verwaltungsrecht (4); Uebungen auf dem Gebiete des Zivil- und Konkursprozesses (2); Zivilprozeß I (4); Strafprozeß (1). — Kohlrausch: Uebungen im Strafprozeßrecht (1 g.); Strafrecht (6); Zivilprozeß II (4); Strafrechtspraktikum (2). — Knoke: Sententiae receptae des Paulus (1 g.); BGB. I (Allgemeiner Teil) (4); BGB. V (Erbrecht) (4); Uebungen im BGB. (2); Konversatorium des römischen und bürgerlichen Rechts (2); Sprachliche Einführung in die Quellen des römischen Rechts (2). — Gierke: Urheber- und Erfinderrecht (1 g.); BGB. II (Schuldverhältnisse) (4); BGB. IV (Familienrecht) (4); Grundzüge des deutschen Privatrechts (4); Wechselrecht (1).

III. Medizinische Fakultät.

Jaffé: Chemie des Harns (1 g.); Physiologische und pathologische Chemie (3); Chemisches Praktikum für Mediziner (6); Physiologische Chemie (4); Arbeiten im Laboratorium (g). — Kuhnt: Conjunctivitis granulosa (1 g.); Augenklinik (5); Untersuchungsmethoden des Auges, einschließlich Ophthalmoskopie (4); Arbeiten im Laboratorium (g.). — Hermann: Stimme und Sprache (1 g.); Experimental-Physiologie I (6); Physiologie der Sinnesorgane (3). Physiologisches Praktikum (8). — Stieda: *Topographische Anatomie (1 g.); *Anatomie des Menschen II (6); *Praktische Uebungen in der mikroskopischen Anatomie (10). — Lichtheim: Klinik der Nervenkrankheiten (1½ g.); Medizinische Klinik (6); Kursus der klinischen Diagnostik (mikroskopische und chemische Untersuchungsmethoden) (2). — Winter: Untersuchung von Schwangeren (1 g.); Geburtshilflich-gynäkologische Klinik (5). — Pfeiffer: Hygienisches Kolloquium (1 g.); Hygiene II (3); Hygienisch-bakteriologischer Kursus (6); Arbeiten im Laboratorium (g). — Beneke: Pathologische Besprechungen (1 g.); Allgemeine pathologische Anatomie (5); Pathologische Histologie (4); Pathologisch-anatomischer Demonstrationskursus (1); Arbeiten im Laboratorium (g). — Lexer: Wundbehandlung und Geschwulstchirurgie (1 g.); Chirurgische Klinik (9), Chirurgischer Operationskursus (8). — Schreiber: Untersuchungsmethoden betr. Speiseröhre, Magen, Darm (1 g.); Medizinische Poliklinik (4); Impfschule (1). — Seydel: Ausgewählte Kapitel der gerichtlichen Medizin (1 g.). — Zander: Feinerer Bau des Gehirns und Rückenmarkes (1 g.); Knochen- und Gelenklehre (3); Entwicklungsgeschichte des Menschen (3); Anatomisches Seminar (4); Präparierübungen für Frauen (tägl.). Mikroskopische Uebungen für Frauen (6). — Meschede: Ausgewählte Kapitel der speziellen Psychiatrie (1 g.). — Falkenheim: Hygiene des Kindes (1 g.); Poliklinik der Kinderkrankheiten (2). — Puppe: Aerztliche Rechts- und Gesetzeskunde (1 g.); Gerichtliche Medizin (3); Praktischer Kursus der gerichtlichen Medizin (2); Gerichtliche Medizin (2); Meyer: Allgemeine Diagnostik der Geisteskrankheiten (1 g.); Psychiatrische und Nervenklinik (3); Gerichtliche Psychiatrie (1). — Scholtz: Pathologie und Therapie der Syphilis (1 g.); Poliklinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten (4). — Samter: Orthopädie (1 g.); Chirurgisches Seminar (2); Unfallbegutachtung (1 g.). — Hilbert: Klinische Untersuchungsmethoden (3); Hydrotherapie (1). — Kafemann: Rhinoskopie und Laryngoskopie (6 g.); Rhinopharyngologischer Operationskursus an der Leiche (1 g.). — Cohn: Allgemeine Arzneiverordnungslehre (2). — Rosinski: Geburtshilfl. Operationskursus (4). — Gerber: Rhinoskopie und Laryngoskopie (1 g.); Otoskopie (1 g.); Therapie der wichtigsten Ohren-, Hals- und Nasenkrankheiten. — Braatz: Ausgewählte Kapitel aus der Geschichte der Chirurgie (1 g.); Jetzige Wundbehandlung (1 g.). — Hallervorden: Grundzüge der angewandten Psychologie (2 g.). — Askanazy: Spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten (4). — Prutz: Ausgewählte Kapitel der speziellen Chirurgie (1 g.); Chirurgische Krankheiten des Mundes (1). — Weiß: Mikroskopisches Praktikum der Zellenphysiologie (2). — Ellinger: Wichtigste Vergiftungen (1). — Bunge: Ausgewählte Kapitel der Bauchchirurgie (1 g.); Chirurgisch-propädeutische Klinik (4). — Ehrhardt: Chirurgische Improvisationstechnik (1 g.); Frakturen und Luxationen (2). — Stenger: Otoskopie, Rhinoskopie und Laryngoskopie (1 g.); Diagnostik der Krankheiten des Ohres, der Nase und des Nasenrachenraumes (1 g.); Praktischer Kursus der kleineren oto-rhinologischen Eingriffe (1 g.). — Friedberger: Wichtige Fragen aus dem Gebiete der Hygiene (1 g.); Schulhygiene (1). — Gildemeister: Einführung in die für Mediziner wichtigen Teile der höheren Mathematik (2). — Stieda: Verbandkursus (1); Röntgen-Kursus (1); Orthopädische Chirurgie (1½ g.). — Streit: Die für den praktischen Arzt wichtigen Erkrankungen des Ohres und der Nase (2 g.). — Hammerschlag: Theoretische Geburtshilfe (3); Gynäkologische Diagnostik (2). — Zangemeister: Krankheiten des Wochenbettes (1 g.); Blasenkrankheiten der Frau (2); Gynäkologisch-mikroskopische Diagnostik (2). — Strehl: Kriegsheilkunde II (2). — Rindfleisch: Klinische Untersuchungsmethoden (3). — Rautenberg: Klinische Untersuchungsmethoden (3). — Cohn: Pathologie und Therapie der Harnorgane (2). — Scheller: Soziale Hygiene (1 g.). — Voß: Krankheiten des Ohres, der Nase und des Nasenrachenraumes (2 g.); Ohrenärztliche Untersuchungsmethoden (1 g.). — Doebbelin: *Zahnfüllung; *Zahnextraktionen; *Zahnersatz.

IV. Philosophische Fakultät.

Schade. Seminar: Wolframs v. Eschenbach Parzival (2 g.); Nibelungenlied (5). — Rühl: Griechische Paläographie (2 g.); Geschichte der römischen Kaiserzeit (5); Historisches Seminar (1½ g.). — Walter: Philosophische Uebungen (2 g.); Allgemeine Geschichte der Philosophie (4). — Ludwich: Euripideische Medea (1 g.); Griechische Staatsaltertümer (4). — Bezzenberger: Einleitung in die indogermanische Sprachwissenschaft (2 g.); Vorgeschichte Ostpreußens (1 g.); Gotische Grammatik (2). — Hahn: Wichtige neuere Reisen und ihre Ergebnisse (1 g.); Politische Geographie (3); Geographische Uebungen (1½ g.). — Braun: Tierische Parasiten des Menschen und der Haustiere (2 g.); Allgemeine Zoologie (6); Helminthologisches Praktikum (2). — Luerssen: Mikroskopische Untersuchung der wichtigsten Stärke- und Mehlsorten des Handels (1 g.); Allgemeine Botanik (6); Offizinelle Pflanzen (3); Mikroskopische Uebungen für Anfänger (6); Mikroskopische Uebungen für Geübte (4). — Baumgart: Goethes Lyrik (2 g.); Deutsche Litteraturgeschichte in der Sturm- und Drangperiode (4); Seminar: Uebungen zur Literatur der Sturm- und Drangperiode (2 g.). — Jeep: Interpretation des Aeneis des Vergilius (1 g.); Einleitung in das Studium des Latein (4); Lateinische Gesellschaft (g.). — Volkmann: a) Physikalisch-pädagogische Besprechungen (1 g.); b) Ergänzungen und Erläuterungen zur Elastizitätstheorie (1 g.); Elastizitätstheorie (4); Mathematisch-physikalisches Laboratorium: a) Physikalisch-praktische Uebungen und Arbeiten (6); b) Leitung großer spezieller Arbeiten (tägl.). — Roßbach: Seminar: Erklärung der Elegien des Properz (2 g.); Archäologische Uebungen für Anfänger (1 g.); Landeskunde des alten Griechenland und seiner wichtigsten Kolonien (3); Archäologische Uebungen für Vorgeschrittene (1½ g.). — Mügge: Uebungen zur allgemeinen Mineralogie für Anfänger (2 g.); Einleitung in die allgemeine Mineralogie (4); Anleitung zur mineralogischen und petrographischen Arbeiten (g.). — Haendcke: *Kunst- und Kulturgeschichte von Venedig (1 g.); Geschichte der Kunst des 19. Jahrhunderts (2). — Klinger: Metalle und Salze (1 g.); Anorganische Chemie (4); Organische Chemie (4); Uebungen im Laboratorium (tägl.). — Meyer: Uebungen zur analytischen Geometrie (1 g.); Analytische Geometrie der Ebene (3); Einleitung in die höhere Geometrie (4); Oberseminar über höhere Geometrie (1 g.). — Diehl: Praktische Nationalökonomie (5); Handelspolitik (2); Staatswissenschaftliches Seminar (2 g.). — Schoenflies: Mathematisches Seminar für Fortgeschrittene (2 g.); Funktionentheorie (5). — Stutzer: Bakteriologie in ihrer Beziehung zur Landwirtschaft (1 g.); Exkursionen (g.); Landwirtschaftliche Chemie I (4); Allgemeine und angewandte Chemie II (4); Uebungen im Laboratorium (tägl.). — Albert: Landwirtschaftliche Berechnungen und Voranschläge (1 g.); Spezielle Tierzuchtlehre (5); Geschichte der Landwirtschaft (1); Arbeiten im Laboratorium (tägl. g.); Landwirtschaftliche Exkursionen (g.). — Krauske: Europäische Geschichte seit 1815 (4); Historisches Seminar (2 g.). — Kaluza: Englisches Seminar: Robert Burns (2 g.); Shakespeare und seine Vorgänger (4). — Rachfahl: Historisches Seminar (2 g.); Quellenkunde zur mittelalterlichen Geschichte (3); Deutsche Geschichte im Ueberblicke (2). — Gerlach: Finanzwirtschaft des Deutschen Reiches und Preußens (1 g.); Theoretische Nationalökonomie (5); Finanzwissenschaft (4). — Heinze: Studium der klassischen Philologie (1 g.); Philologisches Seminar. Senecas Briefe (2 g.); Horaz' Oden (3). — Brockelmann: Althebräische und phönizische Inschriften (1 g.); Anfangsgründe des Arabischen (2); Ibn Hischams Leben Mohammeds (2); Erklärung der kleineren syrischen Chroniken (1); Uebungen zur hebräischen Grammatik (1 g.). Battermann: Uebungen zur astronomisch-geographischen Ortsbestimmung (2 g.). Astronomisch-geographische Ortsbestimmung (3). — Schultz-Gora: Frau v. Staël (1 g.); Neufranzösische Phonetik (4), Altfranzösische Uebungen (2 g.); Französischer Konversationskurs (1 g.). — Schmidt: Weltbild und Naturwissenschaft (1 g.); Experimentalphysik (5); Physikalisches Praktikum für Anfänger (3); Physikalisches Praktikum für Fortgeschrittene (tägl.). — Meumann: Einführung in die experimentelle Psychologie (1 g.); Hauptprobleme der Aesthetik (1); Logik und Methodenlehre (4). — Lohmeyer: Urkundenschrift des Mittelalters (2 g.); Zeitrechnung des Mittelalters (2). — Saalschütz: Determinanten (2 g.); Uebungen zur Differentialrechnung (1 g.); Differentialrechnung (4). — Schubert: Historische Uebungen für Anfänger (1 g.); Römische Geschichte

von Sulla bis zur Schlacht von Actium (3). — Blochmann: Brennmaterialien und Feuerungsanlagen (1 g.); Analytische Chemie II (2); Einführung in die Chemie (2). — Partheil: Methoden der Arzneimittelprüfung I (1 g.); Pharmazeutische Chemie (5); Toxikologische Chemie (1); Pharmazeutisch-chemisches Laboratorium (tägl.). — Franke: Buddha (2 g.); Erklärung von Sanskrittexten (2 g.); Einführung in die Grammatik und Lektüre des Rigveda (3). — Uhl: Neuhochdeutsche Uebungen (16. Jahrhundert) (1½ g.); Literaturgeschichte des deutschen Mittelalters (4). — Schellwien: Geologische Exkursionen (g.); Historische Geologie (2); Der geologische Bau des norddeutschen Flachlandes (1); Anleitung zu geologisch-paläontologischen Untersuchungen (g.). — Schoene: Griechische Gesellschaft (2 g.); Philologisches Seminar: Griechische Schrift vom Erhabenen (2 g.); Einführung in Platons Schriften (4). — Wentscher: Einleitung in die Philosophie (4); Historische Entwicklung der Weltanschauungen und Kulturströmungen im 19. Jahrhundert (2); Uebungen über das Erkenntnisproblem (1 g.). — Peiser: Assyrisch (2 g.); Hebräisch, für Anfänger (2); Hebräisch, für Fortgeschrittene (2); Arabisch (2). — Cohn: Einführung in die neueren Theorien der Himmelsmechanik (2 g.); Bestimmung der Bahnen der Himmelskörper (3). — Lassar-Cohn: Chemie der aromatischen Verbindungen II (2). — Tolkiehn: Ausgewählte Gedichte Ovids (2); Lateinische Stilübungen (1 g.); Anfangskursus im Griechischen (3). — Rost: Assyrisch, für Fortgeschrittene (2 g.); Slavische Uebungen (1 g.); Uebungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der russischen Sprache (g.); Aethiopisch (2); Historische Grammatik der polnischen Sprache (2); Russisch: a) für Anfänger (2), b) für Fortgeschrittene (2). — Lühe: Zellenlehre (1 g.); Grundzüge der Anatomie und Physiologie des Menschen (2). — Kowalewski: Verhältnis von Glauben und Wissen (1 g.); Kolloquium über neuere psychologische Litteratur (1 g.); Allgemeine Psychologie (3). — v. Negelein: Altpersische Keilinschriften (2 g.); Einführung in den Veda (2). — Thurau: Einführung ins Italienische (1 g.); Uebungen zur französischen Literaturgeschichte (1); Interpretation altfranzösischer Texte (2); Französische Konversationsübungen (g.). — Abromeit: Morphologisch-botanische Uebungen (2). — Hittcher: Milchwirtschaft II (1). — Seraphim: Einführung in die Urkundenlehre (2); Uebungen zur Einführung in die Geschichte der Neuzeit (2 g). — Johnsen: Gletscher und Eiszeiten (1 g.); Landwirtschaftliche Bodenkunde (1). — Benrath: Geschichte der Chemie im 19. Jahrhundert (1 g.); Einführung in die physikalische Chemie (2); Physikalisch-chemische Arbeiten für Praktikanten des chemischen Laboratoriums (g.). — Stolze: Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in Deutschland (2 g.). — Pilz: Demonstrationen in der Veterinärklinik (2⅓ g.); Aeußere Krankheiten der Haustiere (2); Seuchenkrankheiten der Haustiere (2). — Wesener: Ausgewählte Teile aus der Forsteinrichtung, Forstbenutzung und Forstschutz (1). — Flamand: Uebungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauche des Französischen (2); Interpretation von Dichtungen Lamartines, V. Hugos und Mussets (2); Französische Uebungen (2 g.); Konversationskurs für Vorgerücktere (2 g.). — Dunstan: Englischer Vortrag: Englische Litteratur von 1750 bis 1800 (2 g.); Erklärung eines Dramas von Shakespeare (2); Lektüre eines leichteren englischen Textes (2).

V. Lehrer der Künste und Fertigkeiten.

Stolze: Tanzkunst. — Grünelee: Fechtkunst. — Brode: Harmonielehre und Kontrapunktisches (1 g.); Musikgeschichte (1 g.). — Berneker: Orgelspiel, Orgelstruktur (2 g.); Liturgischer und Choralgesang (1 g.). — Vetter: Turnübungen (g.); Spielturnen (g). — Voß: Reitkunst.

Beneke'sche Preisstiftung.

Die für das Jahr 1906 ausgeschriebene Preisaufgabe (vergleiche Jahrgang 1903 dieser Zeitung) hat keine Bearbeitung gefunden.

Für das Jahr 1909 stellt die philosophische Fakultät der Universität Göttingen folgende neue Preisaufgabe:

„Von Eötvös wurde eine sehr empfindliche Methode angegeben, Trägheit und Gravität der Materie zu vergleichen. Mit Rücksicht hierauf und im Hinblick auf die neuere Entwicklung der Elektrodynamik, sowie auf die Entdeckung der radioaktiven Substanzen ist das Newtonsche Gesetz der Proportionalität von Trägheit und Gravität möglichst weitgehend zu prüfen."

Bewerbungsschriften sind in einer der modernen Sprachen abzufassen und bis zum 31. August 1908, auf dem Titelblatt mit einem Motto versehen, an die Fakultät einzusenden, zusammen mit einem versiegelten Briefe, der auf der Außenseite das Motto der Abhandlung und innen den Namen, Stand und Wohnort des Verfassers anzeigt. In anderer Weise darf der Name des Verfassers nicht angegeben werden. Auf dem Titelblatt muß ferner die Adresse verzeichnet sein, an welche die Arbeit zurückzusenden ist, falls ihr ein Preis nicht zuerkannt wird. Der erste Preis beträgt 3400 Mark, der zweite 680 Mark, und die gekrönten Arbeiten bleiben unbeschränktes Eigentum ihres Verfassers.

Die Bekanntmachung der zuerkannten Preise erfolgt am 11. März 1909 in öffentlicher Sitzung der philosophischen Fakultät in Göttingen.

In den Nachrichten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Geschäftliche Mitteilungen, von 1904 und 1905 finden sich die Preisaufgaben, für welche die Bewerbungsschriften bis zum 31. August 1906 und 31. August 1907 einzusenden sind.

Göttingen, den 1. April 1906.

Die philosophische Fakultät.

Der Dekan:

In Vertretung: **W. Fleischmann.**

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1906. München, Freitag, 6. April. Nummer 80.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die „deutschen Hausaufgaben“ an den bayerischen Gymnasien.

J. Bei der stattlichen Anzahl von Hauptproblemen, die gegenwärtig im bayerischen Unterrichtswesen auf eine Entscheidung hindrängen, könnte es als weniger angebracht erscheinen, gerade jetzt einen einzelnen Punkt aus dem Betrieb des Gymnasialunterrichtes, die sogenannten deutschen Hausaufgaben, in der Oeffentlichkeit zu erörtern. Indes bestehen triftige Gründe, die Frage zu besprechen. Sie betrifft nämlich einen sehr ernst zu nehmenden und sehr wunden Punkt in unserem Gymnasialbetrieb. Es ist daher auch gewiß kein Zufall, daß in den Kammerverhandlungen der letzten Tage fünf Redner dieser Einrichtung gedachten. Es besteht aber, wie aus verschiedenen Bemerkungen in der Presse zu schließen ist, große Unklarheit über das Wesen dieser Aufgaben, und so haben auch einzelne einschlägige Aeußerungen, die in der Kammer fielen, Mißverständnisse hervorgerufen. Dies ist der besondere Anlaß, warum hier eine Klarlegung erfolgt.

Die „deutschen Hausaufgaben“ im offiziellen Sinne der Schulordnung, um die es sich hier handelt, darf man ja nicht verwechseln mit den alltäglichen häuslichen Aufgaben. Sie bilden vielmehr eine besondere Art von schriftlichen Arbeiten, die vom Schüler zu Hause angefertigt und dann dem Lehrer abgeliefert werden. Dieser muß sie so genau und säuberlich (mit roter Tinte, nicht mit dem bequemeren Farbstift! — Instr. Ziff 53) wie die „Schulaufgaben“ korrigieren und ebenso sorgfältig zensieren. Nach der Besprechung in der Klasse und nachdem der Lehrer neuerdings kontrolliert hat, ob gewisse Arten von beanstandeten Fehlern durch die Schüler selbst am Rande berichtigt wurden, werden die Arbeiten dem Rektorat abgeliefert, das sie neuerdings einer Durchsicht unterziehen und sie dann 1—2 Jahre aufbewahren muß, damit sie auch gegebenenfalls einem inspizierenden Kommissär zur erneuten Kontrolle unterbreitet werden können. Erst nach dieser Frist werden sie dem Stampfe überantwortet.

Die Zahl der während eines Schuljahres zu bearbeitenden deutschen Hausaufgaben beträgt:

für die Klassen 1—3 mindestens 18,
für die Klassen 4—5 mindestens 12,
für die Klassen 6—9 mindestens 9.

Schon diese Angaben allein lassen erkennen, daß es sich hier um eine Unsumme von Arbeit handelt, die den Schülern, Lehrern und Anstaltsvorständen zur Pflicht gemacht wird (Klassenfrequenz bis zu 50 Schülern!). Es wird aber auch begreiflich, daß der Fachmann mit dem Begriff „Hausaufgaben“ einen ganz anderen Gefühlswert verbindet als der harmlose Laie, dem man eine Verwechslung der hochoffiziellen Hausaufgaben mit den häuslichen Uebungen gewiß nicht verargen kann. Aus der hohen Zahl (die preußischen Lehrpläne verlangen z. B. nicht einmal die Hälfte) und aus den umständlichen Ausführungsbestimmungen ergibt sich ferner, daß mit dieser Art von Aufgaben in Bayern ein besonderer Kultus getrieben wird; man begreift aber auch, daß gerade diese Einrichtung einen sehr üppigen Nährboden bildet für das von so vielen Abgeordneten getadelte Unkraut des Formalismus und Bureaukratismus.

Eine unumstößliche Tatsache ist es, daß besonders bei diesen Aufgaben sehr viele Schüler fremde Hilfe verschiedenster Art in Anspruch nehmen, und daß für alle jene Schüler der erwartete Bildungswert der Aufgabe verloren geht. Das Unehrliche dieser Manipulationen und die krasseste Form des Unfugs (Aufsatzindustrie in eigenen Fabriken) wurde von einem Volksvertreter entsprechend gebrandmarkt.

Die Entgegnung, man könne den Unfug dadurch aus der Welt schaffen, daß man Themen stelle, die nur vom Schüler, nicht aber von einer fremden Person, bearbeitet werden könnten, ist durchaus nicht einwandfrei: es müßten denn die meisten in den Jahresberichten aufgeführten Themen ebenso wie die Absolutorialaufgaben ungeeignet sein. Gerade weil so viele naheliegende Themen durch Behandlung in Aufsatzbüchern für die Schule entwertet sind, ist es recht begreiflich, daß hier und da ein Lehrer in dem Bestreben, seine Schüler zu selbständigen Arbeiten zu zwingen, auf entlegene Dinge kommt, ein Mißgriff, der dann sofort an die große Glocke gehängt wird. Daß übrigens die Wahl von Themen, die allen Anforderungen des modernen Unterrichts entsprechen und außerdem noch verschiedenen mehr äußerlichen Gesichtspunkten Rechnung tragen, keine kleine Arbeit, sondern an sich schon eine ganz beträchtliche Leistung ist, kann jeder Sachkundige bestätigen. Weiter auf diesen interessanten Punkt einzugehen, ist hier nicht der geeignete Platz.

Infolge der reichlichen fremden Beihilfe sind die „deutschen Hausaufgaben“ kein zuverlässiger, gerechter und einheitlicher Maßstab, um die Fähigkeiten der Schüler zu beurteilen. Der Lehrer muß zahlreiche Leistungen fremder Personen wie Schülerarbeiten peinlichst korrigieren und kann doch den Noten keinen Wert beilegen. Aber auch bei den selbständig erscheinenden Arbeiten wird dadurch eine gerechte Beurteilung erschwert.

Den hohen Wert und die Notwendigkeit von Aufsatzübungen wird selbstverständlich jedermann anerkennen und

hat niemand bestritten. Ob aber die „Hausaufgaben" im offiziellen Sinne der Schulordnung in ihrer auffallend hohen Zahl, mit dem stark ausgebildeten Formalismus und der geisttötenden, zeitraubenden, aufreibenden und im Grunde doch recht unfruchtbaren Korrekturarbeit der zweckmäßigste und einfachste Weg sind, um die Schüler wirklich zu fördern, das darf man doch wirklich bezweifeln. Selbst der radikale Vorschlag, die hochoffiziellen Hausaufgaben ganz abzuschaffen, erscheint für den Sachverständigen keineswegs als abenteuerlich und undiskutierbar; es verblieben ja immer noch die häuslichen Aufsatzübungen, die der Lehrer unter Würdigung der dem Schüler sonst noch obliegenden Arbeiten nach seinem eigenen Ermessen stellen kann, und außerdem die reichlich bemessene Zahl der Schulaufgaben, die — weil unter den Augen des Lehrers gefertigt — trotz mancher Schattenseiten einen viel zuverlässigeren Maßstab für die Beurteilung bieten. Die Mehrzahl der Lehrer ist übrigens gar nicht für eine völlige Abschaffung der Hausaufgaben, sondern nur für eine *erhebliche Einschränkung ihrer Zahl* und für die *Beseitigung des überflüssigen bureaukratischen Beiwerks*. Dadurch wird in gebührendem Maße dem wahren Werte Rechnung getragen, den diese Aufgaben tatsächlich besitzen, wenigstens für die ehrlich arbeitenden Schüler, deren es — gottlob — doch auch nicht gerade wenige gibt. Diesen wird durch die „Hausaufgaben" Gelegenheit geboten, ein Thema gründlich und sauber nach Inhalt und Form durchzuarbeiten, und zwar ohne die Aufregung und Hast, wie sie vielfach die Begleiterscheinungen von Schulaufgaben sind. Sind aber die Hausaufgaben so zahlreich wie gegenwärtig, dann wird die Aufregung und Hast *nicht* vermieden, nur daß der Schauplatz in diesem Falle nicht die Schule ist, sondern das Elternhaus. Für so manchen „Notschrei", der in den letzten Monaten wegen „Ueberbürdung der Mittelschüler" durch die Presse gegangen ist, mag die letzte und eigentliche Ursache in dem Uebermaß der offiziellen Hausaufgaben liegen. Es ist hierzu nur das eine zu bemerken, daß die Lehrerschaft schon seit Jahren eine Aenderung anstrebt, die eine wesentliche Entlastung für die Schüler bedeuten würde; solange aber dieser Punkt der Schulordnung nicht geändert wird, ist der Lehrer an die bisherige, wenn auch nicht mehr zeitgemäße Bestimmung gebunden.

Die Forderung, die deutschen Hausaufgaben erheblich zu verringern, ergibt sich des weiteren nicht nur aus einer billigen Rücksichtnahme auf Elternhaus und Familienleben, sondern auch vom Standpunkte der Gesundheitspflege und Körpererziehung, welcher — dank der ministeriellen Initiative — eine erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet wird. Soll die für diesen Zweck nötige Zeit gewonnen werden, so muß auf verschiedenen anderen Gebieten eine Entlastung eintreten. Das Gebiet der deutschen Hausaufgaben kann nun eine ganz erhebliche Entlastung vertragen, ja sie ist hier sogar aus inneren Gründen notwendig. Kein Wunder also, wenn der fachkundige Verfasser einer eben erschienenen Broschüre über „Gesundheitspflege und körperliche Erziehung an den bayerischen Gymnasien" auch von seinem Standpunkte aus die „weise Beschränkung der Hausaufgaben" befürwortet. Auch den Gymnasiallehrern, die in großer Zahl — und zwar freiwillig und ohne irgend welche Vergütung — die Jugend-Turnspiele leiten, ist es zu vergönnen, wenn sie von dem Uebermaß der Hausaufgaben-Korrektur tunlichst entlastet werden. Die Korrekturarbeit an sich ist ja allerdings ein notwendiges Uebel, aber soweit es sich um ein *Uebermaß* solcher Arbeit handelt, ist sie eben *nicht* notwendig, sondern nur von Uebel.

Auch der deutsche Unterricht würde, was eine Hauptsache ist, durch Einschränkung dieser Hausaufgaben erheblich gewinnen. Wir wollen die Jugend nicht zu einer bloßen Papiertätigkeit heranbilden. Der moderne Schulmann mißt freien Redeübungen, kurzen Referaten, die aus dem Stegreif zu geben sind, und dergleichen einen hohen Wert bei, aber gerade diese und viele andere wertvolle Seiten des deutschen Unterrichts werden durch das Uebermaß der „Hausaufgaben" beeinträchtigt, weil zwischen Vorbesprechung und Durchnahme der vielen Hausaufgaben für andere recht wichtige Dinge viel zu wenig Zeit bleibt.

Dem gegenwärtigen unhaltbaren Zustand kann nur dadurch wirksam begegnet werden, daß die übertriebene Zahl der deutschen Hausaufgaben *ganz erheblich* vermindert wird. Hiermit ein positiver Vorschlag:

für die Klassen 1—3 *höchstens* 9,
für die Klassen 4—5 *höchstens* 7,
für die Klassen 6—9 *höchstens* 5.

Es sei hier noch der Hinweis gestattet, daß dieser Vorschlag den Verhältnissen nahekommt, wie sie sich in anderen Staaten seit Jahren bewährt haben und wie sie von Autoritäten auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts empfohlen werden. Sicherlich wird kein Sachverständiger den Vorschlag als zu radikal bezeichnen, viel eher könnte der Vorwurf erhoben werden, daß er zu konservativ sei. Jedenfalls aber gibt er dem, was die Gesamtheit der Lehrer wünscht, einen präzisen und gemäßigten Ausdruck, und jedenfalls würde durch seine Verwirklichung das Gedeihen des Unterrichts, das Wohl der Schüler und das Wohl der Lehrer wesentlich gefördert.

In der Kammer der Abgeordneten haben Vertreter sehr verschiedener Parteien recht ernste und wohlbegründete Wünsche für das Gymnasialwesen geäußert, und zwar waren es Männer, die nach Lebensstellung und Beruf als sachverständige Beurteiler zu gelten haben. Durch all diese Reden haben gemeinsame Grundtöne hindurchgeklungen, die sich andeuten lassen durch die Worte: Entlastung der Unterrichtsfächer von entbehrlichem Ballast, Entlastung der Schüler, Entlastung der Lehrer von dem Uebermaß aufreibender Korrekturarbeit, Rücksichtnahme auf das körperliche Wohl der Schüler und auf den Wirkungskreis des Elternhauses, Einschränkung von Formalismus und Bureaukratismus! All diese Forderungen treffen zusammen und treffen in ganz besonderem Maße zu bei den „deutschen Hausaufgaben". Diese werden damit zum *Prüfstein für die erwarteten Reformen*. Mögen recht bald die gehegten Hoffnungen gerechtfertigt werden durch eine entscheidende und befreiende Tat!

Zum Jahrestag der Schlacht bei Turin.

Die Wiener Zeitung hat in ihrem Feuilleton vom 2. Februar d. J. daran erinnert, daß man in Oesterreich jetzt die zweite Jahrhundertwende einer unvergleichlichen Reihe großer geschichtlicher Tage erlebe: der Siege von Zenta, von Carpi und Chiari, von Luzzara, Höchstadt und Turin; ihnen folgen Oudenarde, Lille und Malplaquet, Peterwardein und Belgrad. Und auch in Italien regt sich die Erinnerung an einen entscheidenden Abschnitt der Zeit vor 200 Jahren. In seinem Buche „Tre anni di guerra e l'assedio di Torino nel 1706"[1]) schildert Pietro Fea drei für Italien und insbesondere für das Haus Savoyen bedeutungsvolle Jahre des spanischen Erbfolgekrieges und namentlich den hierbei die Hauptrolle spielenden Entsatz der von den Franzosen belagerten savoyischen Hauptstadt Turin durch den kaiserlichen Feldmarschall Prinz Eugen von Savoyen. In diesem Buche ist zu lesen, wie ein Ahnherr des Königshauses von Italien, von einem übermächtigen Gegner bedrängt, durch ein deutsches Heer aus bedenklichster Lage befreit wird. Im Hinblick auf den ruhmvollen Anteil, der hiernach deutschen Waffen an damaligen Ereignissen gebührt, darf es wohl angemessen erscheinen und entspricht es zugleich einem berechtigten nationalen Empfinden, wenn auch von deutscher Seite dem Jahrestag der Schlacht bei Turin ein Blatt des Gedenkens gewidmet wird.

Im Januar 1706 hatte sich Prinz Eugen von Savoyen, damals Oberbefehlshaber des deutschen Heeres in Oberitalien, nach Wien begeben, um sich bei Kaiser Joseph I.

[1]) Roma, Enrico Voghera, 1905.

der im Mai 1705 in der Regierung der österreichischen Länder und als deutscher Kaiser auf Leopold I. gefolgt war, zu melden und zugleich die mögliche Verstärkung und bessere Ausrüstung der ihm unterstellten Streitkräfte zu betreiben. Als er sodann Anfang April bei der unter Befehl des Feldmarschall-Leutnants Grafen Reventlow zurückgelassenen, damals etwa 25,000 Mann starken Armee ankam, war diese durch einen unerwartet frühzeitigen Angriff der überlegenen französischen Armee unter dem Marschall Herzog von Vendôme aus ihren Stellungen in der Linie Brescia-Lonato in das Gebirge westlich des Gardasees zurückgedrängt worden. Da sonach auf dieser Seite eine Offensive aussichtslos schien, führte Prinz Eugen die Armee gegen Trient zurück und dann wieder in das Gebiet von Verona vor, um hier, gesichert durch die Etsch als Fronthindernis, zunächst das Eintreffen der versprochenen Verstärkungen aus Deutschland und die Vervollständigung der Ausrüstung abzuwarten. Sein Entschluß stand fest, dem mit dem Kaiser verbündeten Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen, der seit Herbst 1703 standhaft für seine Existenz kämpfte und nun am Ende seiner Kraft war, um jeden Preis Hilfe zu bringen. Dieser hatte sich mit den wenigen ihm verbliebenen Truppen in den südöstlichen Teil seines Landes zurückgezogen. Die Entscheidung hing an dem Schicksal der Landeshauptstadt Turin, die von einer etwa 40,000 Mann starken französisch-spanischen Armee unter La Feuillade belagert wurde; mit ihrem Fall konnte es um die Monarchie geschehen sein. Zu Anfang Juli waren endlich die erwarteten Verstärkungen großenteils bei Eugen eingetroffen, ohne daß inzwischen Marschall Vendôme einen Angriff gewagt hatte; Eugen verfügte nun über 42,000 Mann, es waren österreichische, preußische, pfälzische, hessische und sachsen-gothaische Truppen. Da der Vormarsch zum Entsatz von Turin angesichts des zwischen Etsch und Mincio und bei Brescia stehenden etwa gleich starken Gegners auf dem direkten Wege nicht ausführbar erschien, so entschloß sich Eugen, die feindlichen Postierungen auf dem rechten Flügel zu umgehen und auf dem südlichen Po-Ufer vorzurücken. Während er durch geschickte Scheinbewegungen mit schwächeren Kräften den Gegner an der mittleren Etsch festhielt, marschierte er mit dem Hauptteil der Armee flußabwärts und überschritt bei Badia die drei Wasserläufe Etsch, Canalbianco und Po, um dann durch das Gebiet des verbündeten Herzogs von Modena den Marsch nach Westen aufzunehmen. Auf gegnerischer Seite wurde Eugens Abmarsch erst in Erfahrung gebracht, als wirksame Gegenmaßregeln nicht mehr getroffen werden konnten. Dort war inzwischen der Herzog von Vendôme abberufen worden, und sein Nachfolger im Oberkommando, Herzog Philipp von Orleans — der Gemahl der pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte — sah sich sofort vor wichtige Entschlüsse gestellt. Nach vergeblichen Versuchen, auf den Vormarsch des Prinzen Eugen entscheidend einzuwirken, blieb ihm nur übrig, nach Zurücklassung eines schwächeren Truppenkorps am Mincio gleichfalls den Weg nach Turin zu nehmen. Ziemlich gleichzeitig trafen Eugen von Savoyen im Süden und Philipp von Orleans im Norden der nun bereits im vierten Monat belagerten Stadt ein. Sendboten um Sendboten hatte der tapfere Kommandant der aus deutschen und italienischen Truppen bestehenden Besatzung, Feldzeugmeister Graf Daun, mit immer dringenderen Bitten um Entsatz geschickt, denn die Munition ging bereits zu Ende, aber Prinz Eugen ließ sich zu keiner übereilten Maßregel verleiten. Nachdem er sich bei Carmagnola südöstlich von Turin mit dem schwachen Truppenkorps des Herzogs von Savoyen vereinigt und von der Supergahöhe aus die gegnerischen Stellungen erkundet hatte, schritt er mit einer Ueberlegung und zugleich mit einer Kühnheit zur Ausführung, die an Napoleon und Moltke erinnern. Sein Scharfblick hatte ihn den Geländeabschnitt nordwestlich der Stadt als den geeignetsten zum Angriff erkennen lassen. Er ließ daher auf der Anmarschseite nur schwache Kräfte stehen, um im entsprechenden Zeitpunkt Scheinunternehmungen von Süden her zu machen; den Hauptteil der Armee führte er jedoch unter Außerachtlassung seiner Rückzugslinie im Flankenmarsch westlich der Stadt vorbei und griff die feindliche Armee von Nordwesten her, wo sie es am wenigsten erwartet hatte, am 7. September mit aller Macht an. Der in allen Einzelheiten von Eugen zweckmäßig angeordnete Angriff, bei dem sich neben anderen Unterführern auch Fürst Leopold von Anhalt-Dessau als Oberbefehlshaber der preußischen Truppen auszeichnete, war von glänzendem Erfolg begleitet. In wenigen Stunden war der Feind vollständig geschlagen und zur Aufhebung der Belagerung gezwungen; Philipp von Orleans und La Feuillade traten unter Zurücklassung von 5000 Gefangenen und 238 Geschützen den eiligen Rückmarsch nach Frankreich an.

Der mit dem 7. September 1706 vollendete Entsatz von Turin ist ein Meisterstück der Kriegführung. Herzog Viktor Amadeus wurde durch dessen Gelingen aus einer höchst bedenklichen, das Fortbestehen der savoyischen Monarchie in Frage stellenden Lage gerettet. Aus dem kleinen Herzogtum von damals ist im Laufe der Jahrhunderte — Sempre avanti Savoia! — das Königreich Italien geworden, das von den Erben jenes Viktor Amadeus regiert wird, dessen Truppen einst vor Turin mit den Deutschen an Tapferkeit wetteiferten. Und wie die Erinnerung an Prinz Eugen von Savoyen und insbesondere an die Schlacht von Turin für alle Zeit ein Band zwischen der jetzigen deutschen und der jetzigen österreichisch-ungarischen Armee bildet, so wird auch am zweihundertsten Jahrestag des gemeinsam errungenen Sieges in Deutschland wie in Oesterreich-Ungarn der einstmaligen Waffenbrüderschaft mit den italienischen Bundesgenossen mit Gefühlen höchster Freude und Befriedigung gedacht werden.

K. v. Landmann.

Aus der Demagogenzeit.

L. G. Im k. k. Archiv des Ministeriums des Innern in Wien fand ich eine alphabetisch geordnete, recht umfangreiche Liste aller politisch Verdächtigen, die Anfang der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts in Mainz angefertigt war, von Zeit zu Zeit vervollständigt und nach Wien geschickt wurde, um zu Metternichs, des Allgewaltigen, Kenntnis zu gelangen. In dieser Liste waren Männer, Frauen, Zeitungen, Vereine vertreten, ausländische und deutsche; unter den Männern Journalisten, Dichter, Gelehrte, aber auch Handwerker, Kaufleute, Rentiers. Viele der Deutschen lebten ungestört in Deutschland, freilich oft, ohne daß sie es wußten, überwacht und noch dazu von solchen, die sie für Freunde hielten, manche im Ausland, teils verbannt, teils flüchtig, um der drohenden schweren oder entehrenden Strafe zu entgehen. Selten oder nie wird einem der Notierten ein wirkliches Verbrechen schuldgegeben; das Schlimmste ist, daß einer an dem Frankfurter Miniaturaufstand von 1833 beteiligt war; die schlimme Note, die arg Kompromittierte erhalten, ist: „revolutionärer Umtriebe verdächtig" aber die, daß er mit auswärtigen Revolutionsfreunden korrespondiere.

Weder in dieser Liste, noch in den zahlreichen Akten, die ich aus jener Zeit in den verschiedensten Archiven eingesehen habe, fand ich den Namen Karl v. Glümers und doch war er einer von denen, die am meisten zu leiden hatten und doch vielleicht am unschuldigsten waren. Auch die biographischen Nachschlagebücher wissen von ihm und seiner schriftstellernden Frau Lotte, geb. Spohr, einer zu ihrer Zeit sehr beliebten Erzählerin, nichts zu melden, und erst der Tochter, Claire v. Glümer, einer anerkannten Romanschriftstellerin, deren 80. Geburtstag neuerdings mit freundlicher Teilnahme gefeiert wurde, verdanken wir auf Grund von Familienbriefen authentische Mitteilungen über das schwere Schicksal der Eltern.[1])

[1]) **Aus einem Flüchtlingsleben** (1833 bis 1839). Die Geschichte meiner Kindheit von **Claire v. Glümer**. Dresden und Leipzig Heinrich Minden. — Ob es sich lohnen werde, den gewiß anonymen Korrespondenzen Glümers in nord- und süddeutschen Zeitungen nachzugehen, vermag ich nicht zu sagen, leichter

Karl v. Glümer entstammte einer alten, schon im 14. Jahrhundert nachweisbaren, ehemals reichen braunschweigischen Adelsfamilie; seine Vorfahren, auch sein Vater Weddo, waren braunschweigische Offiziere. Karl, geboren in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, studierte die Rechte in Göttingen und Jena, wo er sich der Burschenschaft anschloß, ließ sich 1824 als Advokat und Notar in Blankenburg a. H. nieder und heiratete seine Jugendliebe Lotte Spohr.

Die ruhige, juristische Tätigkeit war aber bald zu Ende. Ob sie nicht einträglich genug war, um für die rasch sich vergrößernde Familie auszureichen — ein Kind starb sehr jung, zwei andere, Claire, Bodo folgten rasch aufeinander —, ob sie auf höheren Befehl aufgegeben werden mußte, weil der ehemalige Burschenschafter nicht für würdig oder fähig befunden wurde, eine öffentliche juristische Wirksamkeit auszuüben, erfahren wir nicht. Sicher ist es, daß Karl v. Glümer, der schon bis dahin sich mannigfach publizistisch geregt hatte, im Juni 1829 nach München ging, um an der von seinem Universitätsfreund Georg Fein redigierten Tribüne tätig zu sein. Diese Uebersiedelung hatte eine Trennung des Schriftstellers von seiner Familie zur Folge, denn diese zog nach Wolfenbüttel zu den Eltern des Mannes, die mit den freisinnigen Anschauungen des Sohnes ebenso unzufrieden waren wie mit seiner journalistischen Tätigkeit und mit dem Ausdruck ihrer Abneigung und mit ihren Mahnungen die tapfere, einsame Frau genugsam quälten.

Eine Vereinigung der getrennten Gatten fand erst im Mai 1830 statt. Aber Glümer vermochte die geliebte Frau, die sich durch gleiche Gesinnung und gemeinsames Leid nur enger an ihn schloß, nicht, wie er beabsichtigt hatte, nach München zu führen, denn aus Bayern war er ausgewiesen. Durch persönliche Verbindung, von der Studienzeit her, mit dem Herzog Bernhard Erich Freund zu Meiningen erlangte er die Erlaubnis, September 1830 nach Meiningen überzusiedeln, von wo aus er seine Korrespondenzen für freisinnige süddeutsche Blätter fortsetzte. Aber obgleich oder vielleicht gerade weil Glümer von dem Fürsten bevorzugt und vielfach an den Hof gezogen ward, wurde er der Kamarilla ein Dorn im Auge, die dem „Demagogen" das Leben erschwerte. Daher betrachtete es dieser geradezu als eine Rettung, als er Februar 1831 zur Leitung einer Zeitung nach Dresden berufen wurde.

Diese kam jedoch nicht zustande. Nach vielen Monaten erfolglosen Wartens, während deren Glümer eine schwere Krankheit durchgemacht und seine Gattin einem Mädchen das Leben geschenkt hatte, ging das junge Ehepaar nach Wolfenbüttel zu den Eltern zurück. Die Hoffnung, dort eine Stelle zu erhalten, erwies sich als trügerisch, der Gegensatz zwischen dem jungen Paar und den Eltern wurde immer größer, auch die äußeren Schwierigkeiten mehrten sich, ja selbst einen Heimatschein konnte der liberale Schriftsteller weder für Blankenburg noch für Braunschweig erhalten. Aus Hannover wurde Karl ausgewiesen, in Kassel, wohin er die Familie nachkommen ließ, war seines Bleibens nicht lange. Länger konnte er in Hildburghausen Fuß fassen, wo das spätere, so berühmte Bibliographische Institut seine Laufbahn begonnen hatte. Aber der Volksfreund, den er redigieren sollte, wurde bald unterdrückt, ein anderes Blatt, das an dessen Stelle zu treten bestimmt war, teilte die Schicksale des ersteren, der ihm wohlgesinnte Herzog steckte sich hinter die Regierung, und diese, an und für sich gar nicht illiberal, fürchtete Anfeindungen der Nachbarstaaten oder Einschreiten des Bundes, kurz, der Gequälte mußte, nachdem er auf Grund eines ärztlichen Attestes eine kurze Gnadenfrist erobert hatte, Deutschland verlassen, über Frankfurt und Offenbach nach Straßburg ziehen. Dort kam das Paar mit seinen Kindern am 4. März 1833 an. Es ist rührend und herzzerreißend zu lesen, wie die tapfere Frau diesen Abschied von Deutschland schildert: „Solange mein Fuß die deutsche Erde betrat, fühlte ich mich noch überall heimisch. Auch in Kehl, kaum eine Stunde von hier, wäre ich ohne inneres Widerstreben geblieben; aber als wir über die Rheinbrücke fuhren und Karl mir mitten auf derselben sagte, jetzt sind wir in Frankreich, war mir zu Mut, als wäre ich nun für immer von allem Glück geschieden. Bewegt rief ich ein Lebewohl zurück, und wie ein Echo rief mir mein kleines Mariechen klagend nach „adsö! adsö!". Karl und Bodo lachten über das Kind, aber Klärchen und mir stürzten die Tränen aus den Augen, war es doch, als wäre uns aus dem Munde der Kleinen ein Nimmerwiedersehen des Vaterlandes prophezeit."

Diese Stelle ist wirklich herzzerreißend, weil man sich sagen muß: die Flüchtigen und viele andere in ähnlicher Lage waren wahrscheinlich unendlich viel bessere Deutsche, viel wahrere Patrioten als ihre Gegner, die verknöcherten Aktenmenschen und politischen Eiferer, die über ihre Kirchturmspitze nicht hinausguckten und, in ihr Nest vergraben, keine Ahnung eines idealen Gedankens besaßen. Denn was hatte jener Schriftsteller getan, wofür er nun schon vier Jahre lang wie ein Gehetzter im Lande herumzog und sein Vaterland, das er über alles liebte, verlassen mußte? Man kann diese Frage nur beantworten: er hatte nichts verbrochen. Er war ein einflußloser Journalist, der nie ein Buch geschrieben hatte, sondern in Korrespondenzen seine Meinung sagte. Nur seine Meinung, die über Repräsentativverfassung und die Art der Herrschaft in den einzelnen Ländchen in der Gestaltung des Reiches eine andere war, als die der Herrschenden. Diese Meinung hatte er gesagt, keinerlei Taten getan. Er hatte weder die Revolution gepredigt, noch an irgend einer, selbst der kleinsten Erhebung teilgenommen und trotzdem mußte er sein engeres Vaterland verlassen und fand in ganz Deutschland keinen Ort, wo er nur ein paar Monate weilen konnte. Und dabei stammte der Mann aus einem adligen Haus. Sein Vater war Major, viele seiner männlichen Verwandten dienten ihrem Könige, er war ja durchaus das Gegenteil eines wilden Demagogen, daß er bei einem deutschen Fürsten wohl gelitten und von ihm an seinen Hof gezogen wurde.

Selbst der Aufenthalt im Elsaß wurde ihm und den Seinen nicht gegönnt. Sie mußten nach Frankreich hinein, von da nach der französischen, dann nach der deutschen Schweiz, kehrten hierauf nach Frankreich und wieder nach dem Elsaß zurück. In dem Buche der Tochter werden wir in frischen, lebendigen Schilderungen in manche Länder und viele Städte geführt, wohnen mancher Idylle, aber auch tragischen Szene bei, bis durch den Tod der Frau, die noch mehrere Kinder geboren, als Haushälterin, Lehrerin ihrer Kinder, Schriftstellerin übermenschlichen Anstrengungen sich unterzogen hatte, die schlimme Lage der Elenden fast bis zur Verzweiflung gesteigert wird.

Indessen, da es hier keineswegs darauf ankommt, die Inhaltsangabe eines Buches zu liefern, sondern einen kleinen Beitrag zur sogenannten Demagogenzeit zu geben, so kann es nicht unsere Aufgabe sein, den Erzählungen der Verfasserin im einzelnen zu folgen. Nur so viel sei bemerkt, daß in Frankreich eine eigentliche Verfolgung, etwa durch den deutschen Bund veranlaßt, nicht stattfand, daß höchstens in der Schweiz ein kleiner Druck geübt wurde, daß in Frankreich vielmehr nur gelegentlich die Bevölkerung aus Religionshaß (Katholiken gegen Protestanten) gegen die Fremden auftrat und einzelne höhere Beamte eine gewisse Willkür übten. Andrerseits verdient angedeutet zu werden, daß nach Angabe unserer Berichterstatterin die Flüchtlinge eine Zeitlang eine Art Gehalt oder Entschädigungsgeld erhielten, wie es auch anderen Flüchtlingen gewährt wurde.

Es ist selbstverständlich, daß Karl v. Glümer, der wenn er auch kein bedeutender, so gesinnungstüchtiger und gerade wegen seines Charakters bekannter Mann war, oft Leidensgenossen antraf und mit ihnen zusammenlebte. Unter ihnen sind viele

würde es jedenfalls sein, die schriftstellerische Tätigkeit der Gattin zu verfolgen, da sie für sehr geachtete Zeitschriften, das „Morgenblatt" und andere schrieb. Von ihren Büchern besitzt die königliche Bibliothek in Berlin nur das folgende Buch: Charlotte Glümer, geb. Spohr: Die Waldenser in Böhmen, historischer Roman, 1839.

gänzlich Verschollene, namentlich Polen, von denen recht hübsche Charakteristiken geliefert werden, aber auch Deutsche, die eine kurze Zeit des Ruhmes hatten. Zu den letzteren gehört Jakob Venedey, Georg Fein, besonders Harro Harring, der eine Zeitlang als Dichter und Politiker viel von sich reden machte. Die Literaturgeschichte hat von den diesen Männern gewidmeten Notizen Akt zu nehmen. Auch der Historiker findet hier über die Ermordung des Studenten Lessing, die damals ungeheuer viel von sich reden machte, manche Notiz, die, wenn sie auch tatsächlich nicht viel Neues bringt, doch immer beachtenswert ist.

Glümer ist nur einer unter den vielen — ich will nicht sagen Tausenden, aber gewiß Hunderten tüchtigen, wackeren, deutschen Männern, die ihrer politischen Ueberzeugung wegen schwer litten. Gerade darum soll das Buch, das ohne jeden Haß, ohne jeden sonderlichen politischen Eifer geschrieben, gar keine Anklageschrift sein, sondern einen biographischen Abriß darstellen, so lehrreich und zugleich so vernichtend für die, welche diese gesinnungstüchtigen, geistig vielleicht gar nicht besonders hervorragenden, aber charaktervollen, freiheitliebenden Männer ins Elend brachten, sie zu keiner Entwicklung ihres Talentes kommen ließen und sie vor der Zeit alt, müde, lebensüberdrüssig machten. Und wenn sie schon die Existenz vieler vernichteten, wieviel mehr Charaktere haben sie zerstört. Denn man brauchte nur pater peccavi zu sagen, wobei es ja gar keiner Abschwörung bedurfte, um wieder zu Gnaden aufgenommen, ja als ein Geretteter doppelt und dreifach belohnt zu werden. Zu diesen Männern gehörte Glümer nicht. So schwer es ihm wurde, in der Ferne zu leben, so sehr er darben mußte, so tiefes Unglück er zu tragen hatte — denn auch der Tod seiner Frau war eine traurige Folge der Leiden, Entbehrungen, der Sehnsucht nach der Heimat —, er blieb seinen Gesinnungen treu und betrat seine Heimat erst wieder als die Revolution von 1848 denen recht gab, die für die Freiheit gekämpft hatten. Dann kehrte er zurück in sein Vaterland, in dem nun die Träume seiner Jugend sich zu verwirklichen schienen.

Bücher und Zeitschriften.

Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie in vier Bänden. Zehnte, umgearbeitete und vermehrte Auflage, herausgegeben von Leopold Pfaundler, Professor der Physik an der Universität Graz. Mit über 3000 Abbildungen und Tafeln, zum Teil in Farbendruck. Erster Band: Mechanik und Akustik. XVII und 802 S. Großoktav. Braunschweig 1906, bei F. Vieweg u. Sohn.

In stetig wachsendem Grade hat erfolgreiches Eindringen in die naturwissenschaftlichen und technischen Fächer und die Bewältigung der in ihnen auftretenden Probleme ein gründliches Studium der Physik zur unerläßlichen Voraussetzung. Eine natürliche Folge dieser täglich in weiteren Kreisen erkannten Notwendigkeit, mehr noch aber eine Folge des enormen Aufschwungs der Physik selbst, ist die beständige Vermehrung der physikalischen Lehrbücher, deren wir uns in den letzten Jahren erfreuen durften. Manche von ihnen sind schon ihrer Anlage nach nur für den engeren Kreis von Fachgelehrten bestimmt, anderen dagegen ist es gelungen, in weitesten Kreisen Verbreitung zu finden. Zu den Werken der letzteren Art gehört wohl in erster Linie das Lehrbuch der Physik von Müller-Pouillet, das — wenn Referent nicht irrt — zuerst im Jahre 1842 in deutscher Ausgabe erschien und nunmehr die zehnte Auflage erlebt. Die Herausgabe dieser Neuauflage war ursprünglich von Prof. v. Wild in Zürich übernommen worden, nachdem er sich der Mitwirkung einiger hervorragender Physiker versichert hatte. Wild war alsbald eifrig an die Neubearbeitung des ersten Bandes gegangen und hatte für den größeren Teil desselben ein druckfertiges Manuskript hergestellt, als er im Herbst 1902 durch den Tod abberufen wurde. So kam es, daß, wie schon bei der 8. und 9. Auflage, so auch diesmal wieder Prof. Pfaundler in Graz, der ursprünglich abgelehnt hatte, als Herausgeber zeichnet. Um jedoch die einzelnen Bände des ganzen Werkes in einem möglichst kurzen Zeitraum einander folgen lassen zu können, hat Prof. Pfaundler diesmal zur Neubearbeitung eine größere Anzahl von Fachmännern gewonnen: für die Optik Prof. Lummer (Charlottenburg), für die Wärmeleitung und Thermodynamik Prof. Waßmuth (Graz), für Elektrizität und Magnetismus Prof. Kaufmann (Bonn), für die Meteorologie Hofrat Pernter (Wien), für Erdmagnetismus Dr. Nippoldt (Potsdam) und für die physikalische Chemie Dr. Drucker (Leipzig), während Prof. Pfaundler selbst noch die Bearbeitung der Wärmelehre übernommen hat. — Der vorliegende erste Band besteht aus zwei Teilen: Der Mechanik und der Akustik. Wild, zu Lebzeiten ein ausgezeichneter Vertreter der Metronomie, hatte bei der Umarbeitung des ersten Teils eben diesen, an sich gewiß sehr wichtigen Zweig der Physik, allzu sehr in den Vordergrund treten lassen. Prof. Pfaundler war deshalb, um dem ganzen Werke die erforderliche Einheitlichkeit zu sichern, gezwungen, auch das Manuskript für den ersten Teil des Buches, die Mechanik, nochmals zu überarbeiten; der zweite Teil, die Akustik, stammt vollständig von ihm. Die wichtigsten Aenderungen, denen wir im ersten Bande begegnen, beziehen sich auf die bereits erwähnten, von Wild herrührenden Einschaltungen. Referent möchte einige Sonderbarkeiten und Versehen, die ihm beim Durchblättern des Buches aufgefallen, dem Herausgeber im Wildschen Manuskript aber offenbar entgangen sind, hier kurz anführen. Auf Seite 81 heißt es, daß „die Astronomen sowohl für Sternzeit als mittlere Zeit den Tag um Mittag des betreffenden bürgerlichen Tages anfangen und die Stunden bis 24 zählen“. Bezüglich der Sternzeit ist diese Angabe unrichtig, da der Anfangspunkt für deren Zählung mit der Kulmination des Frühlingspunktes zusammenfällt, also im Laufe eines Jahres alle 24 Stunden der mittleren Tagen durchwandert. Und statt des etwas vagen Ausdrucks „um Mittag“ sollte in dem oben zitierten Satz besser „im Mittag“ stehen. — Einige Zeilen weiter unten wird auf der gleichen Seite von „astronomischer Sternzeit“ gesprochen — es gibt aber nur eine Sternzeit: die Sternzeit schlechthin. Unrichtig ist weiter, daß „die Pendeluhren auf den Sternwarten … durchweg nach Sternzeit gehen“ (S. 82): jede moderne Sternwarte dürfte vielmehr wohl mindestens eine Pendeluhr besitzen, die nach mittlerer Zeit reguliert ist. Daß ferner in diesem Kapitel, in dem die Leistungen einiger älterer Pendeluhren ziemlich ausführlich besprochen werden, die von Dr. Riefler in München konstruierten Pendeluhren mit keiner Silbe Erwähnung finden, muß in hohem Grade befremden, sind doch die Leistungen derselben so hervorragend, daß sie — besonders bei zweckentsprechender Aufhängung — hinsichtlich der Gleichmäßigkeit und Zuverlässigkeit ihres Ganges jede Pendeluhr älteren Systems bei weitem übertreffen. Der Verfertiger der in Straßburg sich befindenden Uhr heißt übrigens nicht Hohwei, sondern Hohwü. Inwiefern es endlich nötig oder zweckmäßig sein soll, die drei Keplerschen Gesetze in vier zu zerlegen, wie dies auf Seite 113 geschehen ist, kann Referent schlechterdings nicht einsehen. Ein solches Verfahren hätte doch schon die Pietät für Kepler verbieten müssen! Das zweite (im Buch dritte) Gesetz ist überdies noch unrichtig formuliert, da bei der Planetenbewegung die Radienvektoren in gleichen Zeiten nicht, wie a. a. O. zu lesen ist, „gleiche Wege“ beschreiben, sondern gleiche Flächenräume überstreichen. — Im übrigen ist der Inhalt des vorliegenden ersten Bandes, so viel Referent beim Durchblättern bemerken konnte, nach Möglichkeit dem modernen Stande der Wissenschaft angepaßt. Getreu dem bisherigen Charakter des Buches sind schwierigere mathematische Entwicklungen im allgemeinen auch in der neuen Auflage vermieden worden, weil bei der großen Mehrzahl der Universitätshörer die Kenntnis der höheren Analysis nicht vorausgesetzt werden kann. Nach wie vor hat der Herausgeber dagegen sein hauptsächlichstes Bestreben auf möglichste Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung gerichtet. Das Format des Buches ist gegen früher nicht unbeträchtlich vergrößert worden, wodurch die immerhin ziemlich starken einzelnen Bände an Handlichkeit erheblich gewinnen werden. Die sonstige äußere Ausstattung ist, wie bei allen im Viewegschen Verlage erscheinenden Werken, schlechthin musterhaft, nicht nur bezüglich des Druckes, sondern ganz besonders hinsichtlich der zahlreichen Figuren und Abbildungen. Alle diese Vorzüge werden gewiß dazu beitragen, dem ausgezeichneten Lehrbuch zu seinen alten recht zahlreiche neue Freunde zu werben.

Prof. Dr. K. Oertel.

Samuel Friedrich Sauter. Ausgewählte Gedichte, eingeleitet und erklärt von Eugen Kilian. Heidelberg, Winter (Neujahrsblätter der Badisch. Historischen Kommission, Neue Folge 5).

In diesen Blättern hat seinerzeit (Jahrgang 1898, Nr. 86) Dr. v. Freydorf das Andenken des Flehinger Dorfschulmeisters und Gelegenheitsdichters wieder wachgerufen und das Bild des Vielverkannten der Mitwelt in das rechte Licht gestellt. Schon v. Freydorf wußte jedoch zu berichten, daß das „Sauternbuch“, die große Sammlung seiner Gedichte, jetzt sehr selten ist, so daß eine Neuausgabe resp. Auswahl eine notwendige und dankbare Aufgabe war. So sei denn wenigstens nachträglich die Aufmerksamkeit der Leser dieser Beilage auf die Neujahrsausgabe hingewie-

sen, welche vor wenigen Jahren Dr. Kilian im Auftrage der Badischen Historischen Kommission den Freunden Sauters und seiner zwischen Kunstdichtung und Volksgesang die Mitte haltenden Muse dargeboten hat. Es ist eine Auswahl des Besten und Charakteristischsten, was der Kraichgauer Sänger hervorgebracht hat; auch den für Sauter so charakteristischen Gelegenheitsgedichten ist mit Recht ein Ehrenplatz eingeräumt worden. Unter der Gruppe „Volkslieder“ findet man alle die Gedichte wieder, die seitdem in Volksmund übergegangen und Gemeingut geworden sind: die Krämermichellieder, das „Arme Dorfschulmeisterlein“ mit dem Gegenstück „Der ehrwürdige Schullehrer“, den „Wachtelschlag“, das „Kartoffellied“, die Tanzlieder u. s. w. Es folgen die Gruppen „Erzählungen“, „Vermischte Gedichte“, „Briefe und Zeugnisse“, „Jüdische Stücke“, „Psalmenlieder und andere Gesänge“. Ueberall hat der Herausgeber mit gutem Geschmack und Urteil ausgewählt. Beigefügt ist das Bildnis Sauters nach der Gesamtausgabe von 1845, sowie die den „Krämermichel“ und sein Weib darstellende Titelvignette der „Volkslieder“ von 1811. Die Einleitung gibt die Biographie des Dichters, eine von aller Voreingenommenheit freie Charakteristik seiner Dichtung, hebt die Beziehungen derselben zu seinen Vorbildern sowie zur späteren Volkspoesie und endlich auch ihren kulturhistorischen Wert hervor. In der bekannten „Biedermeierfrage“ betont der Herausgeber mit Recht, daß die Verarbeitung Sauterscher Gedichte durch Eichrodt im „Buch Biedermeier“ keine glückliche oder dem Geiste Sauters adäquate war. Die beste Widerlegung der Eichrodtschen Auffassung bieten Sauters Gedichte selbst, die nunmehr in neuem Gewande bequem jedem zugänglich gemacht und, von einem für des Dichters Eigenart so verständnisvollen Herausgeber geleitet, hoffentlich recht weite Verbreitung finden und so die vorhandenen Vorurteile über den Dichter des „Dorfschulmeisterleins“ zerstreuen oder ihn denen, welche ihn überhaupt noch nicht gekannt, nahe bringen werden.

Tübingen. C. Beretzsch.

Allgemeine Rundschau.

35. Deutscher Chirurgen-Kongreß.

(Erster Sitzungstag.)

* **Berlin**, 4. April. Unter dem Vorsitz des Berliner Chirurgen Werner Körte trat die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie heute in ihrem Heim im Langenbeck-Haus zu ihrem 35. Kongreß zusammen. In der Eröffnungsrede wies der Vorsitzende nach ehrendem Gedenken der 21 im letzten Jahre verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft darauf hin, wie im Laufe der Jahrzehnte die Pflege der Chirurgie und mit ihr die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft aus dem engeren Bezirk der Universitätslehrer sich auf den weiteren Kreis der praktischen Chirurgen in Stadt und Land ausgebreitet hätte, und so hätten auch die großen Krankenanstalten der Gemeinden, welche zum Teil dem Bedürfnis der Gesellschaftsmedizin ihre Ausgestaltung verdanken, immer größere Bedeutung für die Ausbildung in Wissenschaft und Handhabung gewonnen, zumal auf dem Gebiet, wo sich innere und äußere Medizin berühren. Zum Ehrenmitglied wurde Herr Robert Koch vorgeschlagen, der Mann, dem die Chirurgie ihr jetziges Rüstzeug, die Asepsis, in erster Linie verdankt.

Die wissenschaftliche Tagesordnung brachte zuerst Vorträge über Kriegs-Chirurgie. Als erster gab der russische Chirurg Zoege v. Manteuffel (Dorpat) einen Ueberblick über die Gestattung des modernen Schlachtfeldes, welches nach den Erfahrungen im russisch-japanischen Kriege am Tage nur für das Ohr seine Schrecken entwickelt. Auf der öden Ebene zeigen nur „graziöse“ Rauchwölkchen die Stellung der Truppen an, erst in der Nacht spielt sich der eigentliche Kampf in den Laufgräben ab. Nach der heutigen Taktik wird zum Zweck der ersten Hilfe auf dem Schlachtfeld der Regimentsverbandplatz in Zukunft durch einen Hauptverbandplatz ersetzt werden müssen. Auch die fliegenden Kolonnen, die etwa so ausgerüstet waren wie die Divisionsverbandplätze, haben sich gut bewährt, ebenso wie die Transportkolonnen mit etwa 100 Wagen. Bei der Entfernung der Kämpfenden von 7—3 Kilometer ist wenig ersprießliche Arbeit für die Aerzte innerhalb dieses Bereiches, bei dem Auseinanderziehen der Kampfabteilungen wird die Tätigkeit der unmittelbar folgenden Truppenverbandplätze lahmgelegt. Am besten haben sich die Einrichtungen vom Roten Kreuz an der Ausmarschlinie und Eisenbahn bewährt. Von Verwundungen sind die durch Granaten seltener, aber meist tödlich. Schrapnellverwundungen sind durch das Mitreißen von Kleidungsfetzen und folgender Keimvergiftung gefährlich. Dagegen zeigen die Verletzungen durch Gewehrkugeln, namentlich bei dem japanischen kleinkalibrigen Geschoß, erheblich bessere Heilungsbedingungen. Nach Ueberschlagsberechnung muß man von der Iststärke etwa ein Drittel als Verlust rechnen, ein Viertel etwa ist verwundet. Die Haupttätigkeit der Aerzte fällt in die Nacht und man mußte etwa 100 bis 120 Verwundete in jenen Kämpfen auf einmal versorgen. Bezüglich der Wundversorgung glaubt der Vortragende durch die letzten Erfahrungen zu etwas anderen Ratschlägen berechtigt zu sein, als sie früher befolgt wurden, vor allen Dingen bei den Rinnenschüssen am Kopfe, bei denen sich rascheres und tatkräftigeres Eingreifen besonders empfiehlt.

Sodann sprach Herr Schaefer (Berlin) über Diensttauglichkeit nach Verwundungen mit modernen Schußwaffen, zu deren Untersuchung nach der Schlacht bei Mukden er im Verein mit zwei russischen Aerzten umfangreiche Nachforschungen (über 7000 Fälle) angestellt hat. Danach sind die Verluste in einzelnen Schlachten zwar hohe gewesen, aber doch nicht so beispiellos, wie man vielfach angenommen hat. Die Schlachten bei Vionville; Mars-la-tour und Gravelotte waren mindestens ebenso blutig wie die russisch-japanischen. Auch der Prozentsatz der sofort tödlichen Schüsse ist nicht größer geworden. Dagegen ist die Gefährdung des einzelnen Mannes durch das feindliche Feuer weit größer gewesen, als das in früheren Kriegen der Fall war. Das ist aber nicht die Folge einer gesteigerten Feuerwirkung, sondern auf die Strategie dieses Krieges zurückzuführen. Ein und dasselbe Armeekorps erlitt in einer ganzen Reihe von Schlachten schwere Verluste; durchweg waren die Verluste der Offiziere weit höher als die der Mannschaften. Der Prozentsatz der nachträglich ihren Wunden Erlegenen ist auffällig klein. Dagegen ist ein überraschend großer Teil der Verwundeten sehr schnell wieder dienstfähig geworden, drei Monate nach der Schlacht bei Mukden waren bei den von Schaefer untersuchten Armeekorps etwa die Hälfte aller Verwundeten wieder in der Front und bei einzelnen Truppenverbänden stieg der Prozentsatz sogar bis gegen 70. Bei einzelnen Regimentern hat der Vortragende über 500 wieder dienstfähig gewordene Verwundete persönlich gesehen und untersucht. Diese Resultate haben in den russischen Stäben selbst überrascht, und ein Divisionsgeneral wollte die Erhebungen verbieten, weil er fürchtete, die Welt würde darüber lachen, daß die Japaner die Russen mit einem „so miserablen Gewehr geschlagen hätten“. Diese Zahlen sind aber ein glänzendes Zeugnis für die Ausdauer und Opferwilligkeit des russischen Soldaten. Im ganzen bezeichnet Schaefer die Einzelwirkung der japanischen Waffen als eine recht schwache. Die Artilleriewirkung war durchaus nicht so gering, wie man vielfach behauptet hat, und jedenfalls größer, als 1870. Auf die Hauptverbandplätze ist nur ein Drittel bis zwei Fünftel der Verwundeten gekommen. Die operative Tätigkeit daselbst war äußerst geringfügig. So wurden bei einer Sanitätskompagnie während des ganzen Feldzuges an 2000 Verwundeten nicht mehr als 10 Operationen vorgenommen. In der Hauptsache verbindet sich die Truppe selbst und über den hohen Wert des Verbandpäckchens können keine Zweifel mehr bestehen. Der Sanitätsdienst wird heutzutage beherrscht durch die Frage der besten Wegschaffung und der Krankenverteilung.

Herr Goldammer (Hamburg) gab in der Wiedergabe seiner Erfahrungen im südwestafrikanischen Kriege einen Hinweis auf die ungünstigen äußeren Verhältnisse; die Schwierigkeiten beruhen in letzter Linie alle auf der Unfruchtbarkeit und Wasserarmut des Landes, den ausgedehnten Entfernungen, die mit den vorhandenen Transportmitteln nur schwer zu überwinden sind, und den Eigentümlichkeiten des Kolonialkrieges. Unter diesen schwierigen Umständen hat sich die trockene Wundbehandlung als die beherrschende Methode erwiesen, die bei einfachster Ausführung und geringstem Materialverbrauch gute Erfolge erzielt. Eine kurze Schilderung des geübten Verfahrens der Wundbehandlung während der Gefechte und Erläuterung der erzielten Erfolge an der Hand einer tabellarischen Uebersicht bildete den Schluß seines Vortrages.

In den Vorträgen der folgenden Redner kamen die verschiedenen Kriegsverletzungsarten nach den einzelnen Körpergegenden zur Erörterung.

Die Nachmittagssitzung brachte den Schluß der Vorträge aus dem Gebiet der Kriegschirurgie. Herr Hildebrandt (Berlin) steht in betreff der Behandlung der Schädelschüsse ungefähr auf demselben Standpunkt wie Herr v. Manteuffel. Gegenüber den Bestrebungen aber einer Veränderung der Geschoßform muß man sich die Frage vorlegen, welchen Einfluß die schlankere Form auf den Verlauf der Verletzung nehmen wird. Je länger das Geschoß ist und je mehr der Schwerpunkt nach hinten verlegt wird, um so häufiger sind die Querschläger zu befürchten mit ihren verhängnisvolleren Folgen. Zum Schluß der Hauptvorträge behandelte Herr v. Oettingen (Berlin) die Bauchschüsse. Auch für diese hat sich die aus früheren Kriegen gemeldete verhältnismäßige Gutartigkeit des kleinkalibrigen Mantelgeschosses gegenüber dem alten Blei- und

dem modernen Artilleriegeschoß bestätigt, wenigstens bei einem Schußbereich jenseits von 300 Meter an, infolge der günstigeren Beschaffenheit der verletzten Körpergewebe.

In der Besprechung dieser Vorträge betonte Exzellenz von Bergmann (Berlin), daß nach dem Eindruck des von ihm heute Gehörten im Vergleich zu seinen früheren, eigenen Erlebnissen und Lehren eine wesentliche Aenderung sich nicht vollzogen habe. Er war es, der, abgesehen von Verwundungen, wo das Leben unmittelbar auf dem Spiele stand, wie bei schweren Blutungen, die größte Zurückhaltung gefordert habe und die großen Eingriffe wegen Eiterung, Knochensplitterung u. dgl. auf die günstigeren Verhältnisse der Lazarette verlegt habe. In ähnlichem Sinne sprach sich Herr Majewsky (Przemysl), Herr v. Brakel (Libau) aus, welche in erster Linie alles Gewicht auf den gut angelegten ersten Verband legen. Herr Reger (Hannover) betonte mit Stolz, daß er schon vor vielen Jahren zuerst die Humanität des neuen Mantelgeschosses vorausgesagt habe, während Exzellenz v. Wrede (St. Petersburg) diese „Humanität" nach seinen schrecklichen Eindrücken in den Kämpfen, namentlich um den Putilow-Hügel, in das Reich der Fabel verwies. Zum Schluß besprach Herr Herhold (Altona) die Chirurgie der Rückenmarksschüsse.

Im weiteren Verlauf der Sitzung nahm Herr Kocher (Bern) das Wort, um einige Schlußfolgerungen aus einem dritten Tausend Kropfausschneidungen, welche er in den letzten 5 Jahren ausgeführt hat, bekannt zu geben. Nach seinen Erfahrungen kann man die Kropfoperation als nicht mehr lebensgefährlich bezeichnen.

Der Schluß der Nachmittagssitzung wurde ausgefüllt durch Vorträge aus dem Bereich der Chirurgie des Zentral-Nervensystems.

●

Entbehrliche Fremdwörter.

An verschiedenen Stellen der März-Nummer der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins wird über entbehrliche Fremdwörter und ihre glückliche Verdeutschung erzählt. Zunächst wird von technischen Ausdrücken berichtet, die der Geheimrat Hausding vom Kaiserlichen Patentamt in der zweiten Auflage seines Buches über Torfgewinnung und Torfverwertung verdeutscht hat. Da heißt es z. B. Schleuderpumpe statt Zentrifugalpumpe, Brennstoff statt Brennmaterial, Verfahren statt Methode, Gasentwickler statt Gasgeneratoren; da lautet ferner eine Ueberschrift „Heizwirkung der Gewichtseinheit, der Maßeinheit und der Hitzegrad", während sie früher hieß: „Wärmeeffekt, absoluter, spezifischer und pyrometrischer." In solcher Weise führt der Verfasser die Verdeutschungsarbeit in dem ganzen Buche durch. Aus Volumen wird Rauminhalt, aus Kalorie Wärmeeinheit, aus Kurve Bogenlinie oder krumme Linie, aus radial strahlig, aus homogen gleichartig, aus einer permanenten Bewegung wird eine stetige Bewegung, aus rotierenden Messern kreisende Messer, aus funktionierenden Maschinen arbeitende Maschinen. Je nach dem Zusammenhang verwendet er verschiedene deutsche Ersatzwörter: so wird Konstruktion durch Ausführung, Einrichtung, Erbauung, Formgebung übersetzt. Zuweilen bleibt das in der ersten Auflage gesetzte Fremdwort als überflüssig weg, wie bei Torfbildungs-Prozeß, Zersetzungs-Prozeß, wo jetzt bloß Torfbildung, Zersetzung steht. — So wird die Darstellung durch Beseitigung der Fremdwörter oft klarer und bestimmter, und nicht allein in technischen Schriften: auch in den Ankündigungen der Bonner Berlitzschule sind neuerdings eine ganze Reihe von Fremdwörtern mit Leichtigkeit verdeutscht worden. Da heißt es nie mehr Institut, sondern stets Anstalt; nicht mehr immer Methode, sondern zur Abwechselung mehrmals Lehrweise; statt Korrespondenz wird entweder Briefwechsel gesagt oder Briefe oder Briefschreiben; statt Formulare abwechselnd Schein und Vordruck; statt korrigieren, bald prüfen, bald verbessern; statt Kursus Lehrgang; statt Termin hier Tag, dort Frist; statt Honorar stets Stundengeld. — An einer dritten Stelle wird über den Dittmarschen Reiseführer für Südtirol gesprochen, in dem gleichfalls viele Fremdwörter aufs glücklichste vermieden werden. Da heißt es z. B. Strecke statt Route, Ausflug statt Tour, Weinhaus für Weinrestaurant, und statt Café Kaffeehaus; ferner Winterkurort statt klimatischer Kurort, Pflanzenwelt statt Vegetation, Vorhalle statt Portikus. — Man sieht also, daß es auf den verschiedensten Gebieten sehr wohl möglich ist, unnötige Fremdwörter zu vermeiden und durch gute und meist viel verständlichere deutsche Ausdrücke zu ersetzen.

Aus einer früheren Nummer der obengenannten Zeitschrift führen wir noch einige deutsche Amtsbezeichnungen in der preußischen Eisenbahnverwaltung an. Nach Verfügung des Eisenbahnministers wird fortan bezeichnet:

der Stationsvorsteher I. Klasse als Oberbahnhofsvorsteher,
„ Güterexpeditionsvorsteher „ Obergütervorsteher,
„ Stationskassenrendant „ Oberkassenvorsteher,
„ Stationsvorsteher II. Klasse „ Bahnhofsvorsteher,
„ Güterexpedient „ Gütervorsteher,
„ Stationseinnehmer „ Kassenvorsteher,
„ Stationsverwalter „ Bahnhofsverwalter,
„ Rangiermeister „ Schirrmeister,
„ Rangierer „ Schirrmann (Mehrz. Schirrmänner).

Besonders erfreulich ist hierbei, daß der treffliche alte deutsche „Schirrmeister" wieder zu Ehren kommt. Die neuen Bezeichnungen sind in dem preußischen Staatshaushalt für 1906 bereits durchgeführt.

●

Alkohol und Verbrechen.

—s. Einen schlagenden Beweis für den überhaupt kaum mehr angezweifelten Satz, daß die Erleichterung des Alkoholgenusses in rechnungsmäßigem Verhältnis zu der Zunahme von Roheitsverbrechen steht, finden wir in folgender Notiz der amerikanischen Wochenschrift The Nation: Die Stadt Chicago hat neuerdings für jede Lizenz, eine Bar zu öffnen, an der geistige Getränke zum Ausschank kommen, die Gebühr von 1000 Dollars (4200 M) festgesetzt und hat damit das Beispiel anderer Städte der nordamerikanischen Republik, die nicht gerade in Temperenzstaaten liegen — in diesen ist der Ausschank von Spirituosen überhaupt verboten — befolgt. Die Stadt Chicago konnte darin selbständig vorgehen, ohne an eine Staatengesetzgebung gebunden zu sein. Die dadurch vergrößerte städtische Einnahme wird zur Vermehrung des Polizeipersonals verwandt werden, und dieser Grund hat in der langdauernden Agitation für den Aufschlag in den Lizenzen einen hauptsächlichen Einfluß geübt. Während Chicago sonst in seiner städtischen Politik durchaus selbständig vorgeht und sich von den Beispielen anderer Städte sehr wenig beeinflussen läßt, mußte hier die Statistik, namentlich New-Yorks, die Entscheidung geben. New-York hat nämlich auf 400 Einwohner einen Spirituosenausschank, Chicago schon einen auf 243 Einwohner. Im entsprechenden Verhältnis sind für die verflossenen Monate Januar und Februar 1906 die Verbrechen zu konstatieren: Das an Einwohnern viel weniger reiche Chicago kann 22 Mordtaten, 840 Einbrüche und 216 Raubanfälle aufweisen, denen das mindestens anderthalbmal so bevölkerte New-York nur (!) 18 Mordtaten, 400 Einbrüche und 20 Raubanfälle für diese zwei Monate entgegenzustellen hat. Chicago hofft, seine Statistik durch die Erhöhung der Lizenz zu verbessern und außerdem durch Vergrößerung seines Aufsichtspersonals zu wirken. Denn New-York hat außerdem einen Polizisten auf 500 Einwohner, Chicago nur auf 793.

x

Kleinere Mitteilungen.

* Die Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft wird in Weimar am 9. Juni stattfinden. Voraussichtlich wird Geheimrat Professor Dr. Thode (Heidelberg) den Festvortrag halten.

* Von den Bibliotheken. Der bisherige Hilfsbibliothekar an der Berliner Universitätsbibliothek Dr. phil. Georg Schneider ist zum Bibliothekar daselbst ernannt worden. — Der Kaiser von Oesterreich hat genehmigt, daß an der Hofbibliothek in Wien künftighin die Beamten der siebenten Rangsklasse (bisher Kustoden) den Titel „Kustos erster Klasse", die der achten Rangsklasse (bisher Skriptoren) den Titel „Kustos zweiter Klasse" und die der neunten Rangsklasse (bisher Amanuenses) den Titel „Kustos-Adjunkt" zu führen haben. — Der Oberstkämmerer hat den Assistenten bei der Hofbibliothek in Wien Dr. Arpad Weixlgärtner in gleicher Eigenschaft zu den Sammlungen von Waffen und kunstindustriellen Gegenständen übersetzt und den Konstrukteur bei der Technischen Hochschule in Wien und Privatdozenten für Kunstgeschichte Dr. Hermann Egger zum Assistenten bei der Hofbibliothek ernannt.

* Ueber das Bismarck-Archiv in Stendal wird dem Berliner Tageblatt berichtet: Der Besitzstand des Bismarck-Archivs, bekanntlich des einzigen in Deutschland bestehenden, umfaßt gegenwärtig: 198 eingerahmte Bismarck-Bilder, 230 Photographien Bismarcks, 132 Bismarck-Werke der deutschen, französischen, englischen und schwedischen Literatur, 84 humoristische Gedichte auf Bismarck, 121 humoristische Bismarck-Broschüren, 3200 Bismarck-Karikaturen und Bilder, 218 französische Bismarck-

Karikaturen, 228 deutsche Bilderbogen mit Bezug auf Bismarck, 1 Mappe „Fleurs“ französische Bismarck-Karikaturen, 1 Bildermappe „La Ménagerie Impériale“, 1 Heft gesammelte Kriegsdepeschen, 4 Bände Kladderadatsch mit Bismarck-Bildern, 2 Bände Zeitungsausschnitte betreffend Bismarcks Tod, 1 Berliner Adreßbuch (1888), das als Handexemplar des Fürsten diente, 8 Bismarck-Medaillen, 2915 Bismarck-Postkarten, sowie endlich verschiedene „Daheim“-Hefte, die als Bismarck-Nummern gelten, und mehrere Zeitungsberichte über Bismarck. Das Archiv, dessen Endziel die Errichtung eines Bismarck-Hauses monumentalen Gepräges bildet, bietet also bereits einen beachtenswerten Grundstock, dessen Inhalt einen lebendigen Kommentar zu dem Wirken Bismarcks und gewissermaßen eine Chronik seines Lebens darstellt.

* **Ansiedlung leicht lungenkranker Arbeiter in Deutsch-Südwestafrika.** Wie die Münchener Medizinische Wochenschrift mitteilt, fand kürzlich in Berlin eine Konferenz von höheren Verwaltungsbeamten, Aerzten und Kolonialfreunden statt, in der die Ansiedlung leicht lungenkranker Arbeiter in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika erörtert wurde. Nach einem Referat von Dr. med. Katz (Berlin), der auf die für Lungenleidende überaus günstigen klimatischen Verhältnisse der Kolonie hinwies, stimmten die Anwesenden dem Vorschlage zu, eine Anzahl geeigneter Patienten für einige Zeit in die Kolonie zu senden, um auf diese Weise die Heilwirkungen des Klimas praktisch festzustellen. Gegenüber den Bedenken, daß möglicherweise in der Kolonie ein Infektionsherd geschaffen werden könnte, wurde von den Geh. Med.-Räten Prof. Robert Koch, Prof. Senator und Prof. Kraus darauf hingewiesen, daß dies bei geeigneter Auswahl der Kranken als ausgeschlossen bezeichnet werden könnte. Zur weiteren Förderung der Angelegenheit bildete sich ein Komitee, dessen Vorsitz der stellvertretende Kolonialdirektor Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg übernommen hat und dem die Herren Ministerialdirektor Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Förster, Wirkl. Geh. Legationsrat Dr. Gollinelli, Geh. Ober-Med.-Rat Prof. Dr. Kirchner (stellvertretender Vorsitzender), Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Paasche und Dr. med. Katz als Schriftführer angehören.

* **Anläßlich der Eröffnung der Poliklinik in Rom** am 8. April findet, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, eine große Ehrung des italienischen Gelehrten und Staatsmannes Professor Guido Baccelli statt, der in diesem Jahre das 50jährige Jubiläum seiner Ernennung zum Professor für medizinische Klinik in Rom feiert. Das Nationalkomitee, bestehend aus den hervorragendsten Klinikern und Gelehrten Italiens, an deren Spitze Professor Enrico De Renzi steht, hat auch an die deutschen Unterrichtsverwaltungen das Ersuchen um Beteiligung gerichtet.

* **Corneille-Ausstellung.** Anläßlich des 300. Geburtstages von Pierre Corneille wird in Rouen, der Vaterstadt des großen französischen Dramatikers, im Palais des Consuls vom 1. bis 20. Juni eine Corneille-Ausstellung veranstaltet. Die Ausstellung wird Manuskripte, Ausgaben der Werke, Porträte, Stiche, sowie Reliquien, die sich auf den Dichter und seine Familie beziehen, vereinigen.

*

Hochschulnachrichten.

dr. **Jena.** Der Senat der hiesigen Universität hat bei den Regierungen den Antrag gestellt, daß zukünftig in allen Fakultäten Frauen immatrikuliert werden können. Bis jetzt sind Frauen nur als Hörerinnen für den Lehrbereich der philosophischen Fakultät zugelassen. — Geheimrat Professor Dr. Rudolf Eucken erhielt von der Germanistic Society of America eine ehrenvolle Einladung, unter ihren Auspizien Vorlesungen in New-York zu halten.

hc. **Aachen.** Zum Nachfolger des Geh. Reg.-Rats Prof. v. Borries in der Lehrkanzel für Eisenbahnmaschinenwesen an der Technischen Hochschule zu Berlin ist der etatsmäßige Professor an der hiesigen Technischen Hochschule Regierungsbaumeister Johannes Obergethmann ausersehen.

hc. **Breslau.** Der Privatdozent für bürgerliches Recht, römisches Recht und Zivilprozeßrecht an der hiesigen Universität Dr. jur. Wilhelm Hedemann hat den Ruf als außerordentlicher Professor nach Jena angenommen. Er wird dort Nachfolger des außerordentlichen Professors Dr. Richard Schott, der als Ordinarius an Stelle von Prof. Dr. Paul Jörs nach Breslau übersiedelt.

* **Berlin.** Dem Berliner Chirurgen Professor Dr. Ernst v. Bergmann wird, wie die Zeitschrift für ärztliche Fortbildung mitteilt, von der Universität in Edinburg der Ehrendoktor verliehen werden. Der akademische Festakt, zu welchem Prof. v. Bergmann sich nach Edinburg begibt, findet am 12. April statt. Der berühmte Chirurg rückt hierdurch auch in die Zunft der Juristen ein, da die dortige Universität nur den doctor legum, nicht aber einen doctor medicinae honoris causa kennt.

hc. **Aus Oesterreich-Ungarn.** Der außerordentliche Professor an der Innsbrucker Universität, Dr. phil. Michael Radakowic, ist zum ordentlichen Professor der mathematischen Physik an der Universität Czernowitz ernannt worden, an Stelle von Prof. Dr. Ottokar Tumlirz, der nach Innsbruck übersiedelte. — Privatdozent Dr. phil. Franz Strunz, der k. k. deutschen Technischen Hochschule in Brünn, hat sich auch an der k. k. Technischen Hochschule in Wien als Privatdozent für Geschichte der Naturwissenschaften und Naturphilosophie habilitiert.

H. **Bern.** Eine schweizerische Expedition nach Westafrika und zwar speziell von Sierra Leone in das fast gänzlich unbekannte Hinterland von Liberia beabsichtigt im Verlauf dieses Jahres der Privatdozent der Zoologie an der Berner Universität Dr. Walter Volz. Die von den geographischen Gesellschaften der Schweiz subventionierte Forschungsreise soll in bezug auf Handel und Industrie schweizerische Interessen berücksichtigen und ihre ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen schweizerischen Museen überlassen.

H. **Rom.** Der Osservatore Romano veröffentlicht ein lateinisches Breve des Papstes vom 27. März, welches im Anschluß an die Enzyklika Leos XIII. Providentissimus 18 Regeln aufstellt, wie die Exegese in den Seminarien betrieben werden soll. Die Exegese soll auf alle Jahre des theologischen Studiums verteilt werden; alles, was neuere Forschungen bieten, soll verwertet werden, besonders was zur Erkenntnis und Verteidigung der Heiligen Schrift dient; allzu Gewagtes soll beiseite gelassen werden.

Jahrgang 1906. München, Samstag, 7. April. Nummer 81.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Einige interessante Symbiosen bei Ameisen.

Von Dr. Ludwig Reinhardt (Basel).

Die weitaus interessanteste unter allen Tiergattungen, die unsere Erde beherbergt, ist das Volk der Ameisen, über deren interessantes Leben und Treiben schon viele Bücher geschrieben worden sind. Und so viele Beobachtungen auch über sie veröffentlicht wurden, immer finden sich bei ihnen neue merkwürdige Züge, die uns das Ameisenleben als eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube an Interessantem für jeden Naturfreund erscheinen lassen.

Im folgenden seien nur einige merkwürdige Symbiosen kurz aufgezählt, die die Ameisen mit anderen Lebewesen eingehen. Zunächst haben wir eine auffallende Myrmekophilie oder Ameisenfreundschaft an zahlreichen Pflanzen unserer Gegend, aber mehr noch warmer Länder, zu erwähnen. Eine solche betrifft das Verhältnis, das zahlreiche Pflanzen unscheinbaren Wuchses und versteckter Standorte, zu denen kein Vogel oder ein anderes Tier sich gutwillig einfände, um ihre Samen zu holen und sie dann gelegentlich auszustreuen, mit den fleißigen, alle Schlupfwinkel nach Eßbarem auskundschaftenden Ameisen eingehen, um ihre Samen durch sie abholen und weiterhin verbreiten zu lassen. Die Pflanzen, die sich auf diese Art der Verbreitung ihrer unscheinbaren kleinen Samen eingerichtet haben, erzeugen harte, glattschalige Früchte mit einer weißen fleischigen Nabelschwiele, die als eine von den Ameisen außerordentlich geliebte und zur Nahrung mit Fleiß gesammelte Speise allenthalben eine große Verbreitung gefunden hat.

Solche Ameisenfrüchte erzeugen beispielsweise unsere Veilchen, das Schöllkraut, der Lerchensporn, die Haselwurz, das Schneeglöckchen, das Alpenveilchen oder Cyclamen, das Sinn- oder Immergrün, die Kreuzblume, der Wachtelweizen und zahlreiche Wolfsmilcharten. Diese alle sammelt besonders die bei uns verbreitete Rasenameise zu Vorräten in ihre Erdnester, wobei sie die glattschaligen Samen selbst nicht anzunagen vermag, sondern nur die fleischige Nabelschwiele abfrißt. Hat sie ihren Hunger daran gestillt, so wirft sie die für sie nunmehr unnützen Samen weg, die nun da, wo sie gerade liegen bleiben, zu keimen beginnen und ihre Art erhalten. So sind alle diese Pflanzen mit Ameisenfrüchten als regelmäßige Begleiter der Ameisenstraßen zu finden, die sie oft geradezu wie eine Art Alleebäume einfassen.

Gewisse amerikanische Ameisen gehen in der Anpassung an manche Pflanzen noch weiter als unsere europäischen. Dort gibt es Ameisenkolonien, die geradezu eine Lieblingspflanze haben, die sie ausschließlich hegen und deren Samen sie in Menge in ihre Nester eintragen. So dulden in den mittelamerikanischen Savannen die sogenannten ackerbautreibenden Ameisen rings um ihre Nester nur eine einzige Grasart, die Aristida oligantha, deren reife Samen die betreffenden Pogonomyrmeciden, wie diese Tierchen wissenschaftlich genannt werden, im Herbst als sogenannten Ameisenreis einernten und in ihren Vorratskammern aufspeichern. Zu Beginn der Vegetationszeit im Frühjahr sollen sie ihr Lieblingsgras wieder aussäen, damit es ihnen nicht an Speise für den Winter gebreche. Doch Wheeler, einer der angesehensten amerikanischen Ameisenforscher, der neuerdings eingehend das Leben und Treiben dieser „kleinsten Bauern der Welt" studiert hat, fand, daß das kleine kreisförmige Feld von Ameisenreis, das sich rings um den Nestkegel von Pogonomyrmex bildet, von selbst zustande kommt, indem die Ameisen den nach Abnagen der fleischigen Nabelschwiele unbrauchbar gewordenen, aber in bezug auf Erhaltung des Keimes völlig intakten Samen, den sie so im Herbste in ihr Nest schleppen, wie etwa bei uns die Lasius- und Formicaarten den Veilchen- oder Lerchenspornsamen einspeichern, von Zeit zu Zeit beim „großen Reinemachen" einfach herauswerfen.

Es scheint nun also nur, als ob diese Tierchen den Ameisenreis säten, da sie rings um ihr Nest keine andere Pflanze dulden. Bloß wenn sie neue Wege anlegen, nagen sie auch diese ihre Lieblingspflanze erbarmungslos ab, sonst hegen und pflegen sie dieselbe, wo sie immer können. Diesen Instinkt, der die Ameisen antreibt, alles Pflanzenwerk außer dem Ameisenreis um ihren Bau auszuroden, erklärt sich Wheeler in der Weise, daß die Tiere damit bezwecken, den Sonnenstrahlen ungehinderten Zugang zur Erdoberfläche zu verschaffen, damit die dicht darunter gelegenen Vorratsräume besser austrocknen können. Dies ist für die Ameisen von großem Nutzen, da die eingetragenen Körner dadurch am Keimen verhindert werden.

Mit eigentlichen Gartenbau treibenden Ameisen hat uns dagegen kürzlich ein deutscher Botaniker, E. Ule, bekannt gemacht. In den regelmäßig von Ueberschwemmungen heimgesuchten Landschaften am Amazonenstrom begegnet man merkwürdigen storchennestartigen Gebilden auf den Bäumen. Es sind dies meist an Astverzweigungen gelegene, kopfgroße Ameisennester, die zum Schutz und zum Unkenntlichmachen ringsum von Pflanzen bewachsen sind, die mitsamt der Erde, in der sie wurzeln, von den Ameisen hoch auf die Bäume hinauf gebracht wurden.

Wiederholt hat der vorhin erwähnte Naturforscher die fleißigen Ameisen dabei beobachtet, wie sie den um ihr Nest gestreuten Samen mit Erde bedeckten, die sie mit dem klebrigen Speichel an die Unterlage anleimten, damit

er gut halte und nicht vom Sturm heruntergeworfen oder von den starken Regengüssen hinweggeschwemmt werde. Ja, ihre Fürsorge erstreckt sich sogar so weit, daß sie den Nestbau auch den Bedürfnissen der wachsenden Ueberpflanzen, meist Bromeliaceen oder Ananasgewächse, anpassen, nach Bedarf neue Erde zutragen, das Nest besser schützen, mit einem Wort eine ganze Anzahl von Gärtnerarbeiten verrichten. Fragt man sich, was sie wohl zu so viel Mühe veranlassen könne, so leuchtet es alsbald ein, daß sich das enge Faseruetz des Wurzelwerks der von den Ameisen gepflanzten Ueberpflanzen über dem Neste stets so verspinnen muß, daß die Pflanzendecke den Ameisenbau nicht nur maskiert, sondern auch vor der Gewalt der Regengüsse und der ausdörrenden Glut der Sonne schützt. Gewiß genug Vorteile, die so viele Mühe und Arbeit bezahlt machen!

Ueberall in der Pflanzenwelt begegnet man auch speziellen Anpassungen an die Ameisen, deren wehrhafte Völker junge, zarte Blätter oder Blüten vor Raupen- und Insektenfraß schützen sollen. Solche bei uns wachsende Ameisenpflanzen sind verschiedene Farnkräuter, viele Sträucher, wie Weißdorn, Schlehe, Hollunder, Schneeball, Liguster, Syringen, dann Bäume, wie die Zitterpappel oder die Pflaume, endlich Kräuter, wie die Bergkornblumen und zahlreiche andere Körbchenblütler. Sie alle locken die Ameisen durch das Universallockmittel im Insektenreich, nämlich durch Honig, an sich.

So scheidet der Adlerfarn unserer Bergwälder wie die Zitterpappel, die üppige Pfingstrose und alle anderen vorhin erwähnten Pflanzen zum Schutze des zarten, jungen Laubes beziehungsweise der sich bildenden Blüten vor dem allseitig drohenden Insektenfraß aus sogenannten extranuptialen Nektarien, zu denen meist auffallende Saftmale die herbeizulockenden Gäste an die speziellen Orte, die von ihnen geschützt werden sollen, hinführen, reichliche Mengen von Honig aus. Diesen vielbegehrten Leckerbissen können sich die Ameisen unmöglich entgehen lassen. In Scharen stellen sie sich an den lieblich duftenden Honigquellen ein und verjagen ingrimmig alle anderen Besucher, die den betreffenden Pflanzenteilen nachteilig sein könnten. Selbst mit den vom angenehm riechenden Zuckersafte angelockten Wespen und Bienen wie mit allen, selbst den größten Fliegen führen die eifrigen kleinen Wachtsoldaten hitzige Gefechte aus. Sowie der Schutz der betreffenden Pflanzenteile nicht mehr nötig ist, versiegt auch die Honigquelle und die Ameisen verlassen damit alsbald die betreffenden, keines weiteren Schutzes mehr bedürftigen Pflanzenteile.

In den Tropen ist in vielen Fällen die Ameisensymbiose mit gewissen Pflanzen eine ständige Einrichtung geworden. Solche geradezu berühmte Ameisenpflanzen sind beispielsweise die Myrmecodia- und Hydnophytumarten des malaiischen Archipels oder die Cecropiaarten Brasiliens. Alle diese Holzgewächse bieten den Ameisen in bestimmten Höhlungen nicht nur sehr angenehme Wohnräume dar, sondern spenden ihnen dazu auch noch treffliche Speise, um die bissigen Tiere zum Schutze vor dem Gefressenwerden ihrer Blätter an sich zu fesseln. Berührt nun ein Mensch oder irgend ein Tier diese Bäume irgendwie unsanft, so stürzt alsbald aus zahlreichen winzigen Oeffnungen des Stammes und der Zweige ein grimmiges Ameisenheer hervor, um den betreffenden Ruhestörer wütend anzugreifen und ihn zu verjagen.

So bietet der brasilianische Imbaubabaum, Cecropia adenops, der von ihm zum Schutze gehaltenen und ihr völlig angepaßten, außerordentlich kampflustigen und höchst empfindlich beißenden Ameisenart, Azteca instabilis, lustige Hohlräume in Stamm und Stengeln an, deren Eingänge von der Pflanze vorgebildet sind und mit geringer Mühe von den in Pension zu nehmenden Tieren geöffnet werden können. So besiedeln die Wächterameisen auch regelmäßig die sich ihnen anbietenden Imbaubabäume und sind so der Mühe, eigene Nester zu bauen, völlig enthoben.

In ihren prächtigen Wohnräumen geben sich diese Wächterameisen mit Blattlauszucht ab. Diese angenehme Beschäftigung, die wir auch bei verschiedenen einheimischen Ameisenarten beobachten, ist ebenfalls eine spezielle Art von Symbiose mit anderen Tieren, die wir bei den Ameisen finden. Wie Milchkühe vom Menschen, werden dabei Blattläuse von den gesellig lebenden Tierchen in Zucht und Pflege genommen. Dafür müssen sie ihren Beschützern als Gegenleistung aus zwei am hinteren Teile des Rückens befindlichen kurzen Röhren einen von diesen sehr geliebten süßen Saft liefern, der zu fließen beginnt, sobald die Ameisen mit ihren Fühlern diese ihre Milchkühe liebkosend bearbeiten. Um diese „Milchkühe", deren Stelle in heißen Ländern, wo die Blattläuse fehlen, ihnen verwandte kleine Cicaden einnehmen, bequemer zur Verfügung zu haben, entführen gewisse Arten von Ameisen, die in ihrer Ernährung fast ganz auf den von diesen Tieren abgeschiedenen Honigsaft angewiesen sind, diese ihre unentbehrlichen Nahrungslieferanten, die sich ja auch nicht dagegen zu wehren vermögen, in ihre Nester und pflegen sie dabei in ihrem eigenen Interesse mit größter Sorgfalt. Andere Ameisenarten hingegen begnügen sich damit, ihre Blattlaus- beziehungsweise Cicadenherde an ihren gewohnten Standorten an den Pflanzen zu belassen und sie hier in Gehäusen von Erde und anderen Baustoffen, die sie mit ihrem Speichel gegen Wassereinwirkung unempfindlich machen, unterzubringen. In diese ihre „Ställe" tragen diese „stallfütternden Ameisen" auch die Eier der betreffenden Honigspender und verbinden sie durch gedeckte Gänge mit ihrem Neste.

Nun würden die Einmieter des hohlstämmigen Imbaubabaumes, durch ihre einträgliche Blattlauszucht abgehalten werden, das Laub des von ihnen zu beschützenden Baumes selten oder gar nicht aufzusuchen, wenn dieses nicht eine fortwährende Besichtigung lohnte. Die Basis der Blattstiele ist nämlich an der Rückseite von einem braunsammetnen Haarüberzuge bedeckt, auf dem bei unbewohnten Bäumen, wie sie beispielsweise in unseren Treibhäusern stehen, eiähnliche, etwa 2 Millimeter lange Körperchen von weißlicher Farbe ganz lose liegen. Dieses Ameisenbrot, nach ihrem Entdecker Fritz Müller auch Müllersche Körperchen genannt, fehlt an der Oberfläche der von Ameisen bewohnten Bäume gänzlich, da es fortwährend von den stets eifrig nach ihnen fahndenden Ameisen eingeheimst und verzehrt wird. Diese merkwürdigen, sehr nahrhaften Gebilde waren ursprünglich Drüsen, deren Saft die Ameisen heranlockte, und die diese dann mit der Zeit zu einem zarten, eiweiß- und fettreichen Gemüse herangezüchtet haben.

Solcher Bäume und Sträucher, die im Interesse der Selbsterhaltung die mannigfaltigsten Umgestaltungen und vielfache Opfer zugunsten der sie vor Verwüstung durch andere Tiere schützen sollenden und auch wirklich recht nachhaltig schützenden Ameisen machen, gibt es in den Tropen geradezu unzählige, so daß wir auf Einzelheiten nicht näher eingehen können. Hier gilt es, alle diese Pflanzen besonders vor den berüchtigten Blattschneiderameisen zu schützen, die ihrerseits wieder mit gewissen niedrigen Pflanzen ein Verhältnis eingegangen sind, das sogar in der doch so viele Wunder bietenden Naturgeschichte einzigartig dasteht, so daß wir darauf kurz eingehen müssen.

Wegen dieser Blattschneiderameisen können in Süd- wie Mittelamerika viele unserer Nutzgewächse einfach deshalb nicht gezogen werden, weil diese Pflanzen nicht, wie fast alle einheimischen Gewächse, dazu gekommen sind, sich Schutzanpassungen gegen diese gefährliche Sippschaft zu erwerben. Die einheimische Pflanzenwelt hingegen bleibt mehr oder weniger von ihnen verschont, da sie, wie wir beispielsweise beim Imbaubabaume mit seiner bissigen Leibgarde von Ameisen gesehen haben, sich auf diese oder jene Art vor ihnen zu schützen gelernt haben.

Täglich beim Morgengrauen ziehen diese in unterirdischen Nestern hausenden Blattschneiderameisen, die in ganz Südamerika unter dem Namen Sauba bekannt sind und deren wichtigste Art von den Naturforschern Atta genannt

wird, in geschlossenen Heereszügen aus, eskortiert von einer kleinen Anzahl großköpfiger Soldaten, welche die Arbeiter vor etwaigen Angriffen zu beschützen haben. Die ganze Kolonne sucht sich nun einen ungeschützten Baum auf, erklettert ihn, dringt bis zu den Blättern vor und schneidet dort mit einigen kräftigen Bewegungen ihrer gewaltigen Kinnladen ein etwa pfenniggroßes Stück von dem Blatte ab. Entfällt solches dem es abschneidenden Individuum, so nimmt es unten eine andere Ameise auf. Gewöhnlich aber halten die Blattschneider die Blattstückchen fest in den Zangen des Mundwerkes, steigen dann eine nach der anderen, ihre Beute wie einen Sonnenschirm emporhaltend, vom geplünderten Baume herab und ziehen auf breiter Straße, die von ihnen bald gut ausgetreten ist, wie ein grüner Strom zum Neste zurück.

Früher glaubte man, daß diese Blattschneiderameisen mit den von ihnen eingeheimsten Blattstückchen die Wände ihrer Wohnungen austapezieren. Diese Annahme hat sich jetzt als durchaus falsch erwiesen; denn seit den eingehenden Untersuchungen eines jungen deutschen Naturforschers, Alfred Möller, wissen wir bestimmt, daß allerdings ein kleiner Teil der heimgebrachten Blattstücke von den Ameisen zur Bedeckung des Nestes verwendet wird, aber weitaus das Meiste davon wird zu Hause von den jüngsten Mitgliedern des Ameisenvolkes in immer kleinere Partikel zerbissen und so lange mit den Kinnbacken bearbeitet, bis ein weicher, völlig mazerierter Brei entstanden ist. Diese Klümpchen tragen sie dann in das unterste Stockwerk des Nestes, wo sich in einem weiten Hohlraum eine badeschwammähnliche poröse bräunliche Masse befindet. Das ist der Pilzgarten der fleißigen Blattschneiderameisen.

Er besteht aus den aufeinander gehäuften Klümpchen zerkauter Blätter, die sich alsbald mit weißen, schimmelartigen Fäden, dem Mycel eines unserem Champignon verwandten Pilzes, Rhozites gongylophora, überziehen. Dieser Pilz, der hier von diesen Ameisen in Reinkultur gezüchtet wird und von dem eine bestimmte Menge als wertvolles Hochzeitsgut von jedem zum Hochzeitsfluge sich aus der Mutterkolonie entfernenden Weibchen im hinteren Teile des Mundes mitgenommen wird, damit jede neugegründete Ansiedelung die richtigen Sämlinge besitze, darf durchaus nicht nach seinem Belieben auf dem von den Ameisen zusammengetragenen Komposthaufen wachsen. Er wird vielmehr konstant von seiten seiner Pfleger in einem bestimmten krankhaften Zustande erhalten, in welchem er durch unterdrücktes Wachstum die Seitenzweige keulenförmig zu sogenannten Kohlrabihäuschen, wie Möller sie mit einem nicht eben glücklich gewählten Worte bezeichnet hat, anschwellen läßt. Erreicht wird dies durch ständiges Abnagen der Pilzfäden, die gerne ins Kraut schießen möchten, von seiten der Ameisen.

Ein Beweis dafür, daß es so ist, geht aus folgendem hervor: Entfernt man die Ameisen von ihren Pilzbeeten, so bildet sich schon in ein paar Tagen ein üppiges weißes Fädengespinst, ein normales Pilzmycel, und die Kohlrabibildung hört auf. Es ist genau derselbe Vorgang, den wir Menschen einst an der Pflanze Brassica vornahmen, um aus ihr Kopfkohl, Kohlrabi und Blumenkohl zu gewinnen. Läßt man den Pilz durch Ausrotten der ihn kultivierenden Ameisen vollends sich entwickeln, so gehen aus ihm schließlich Hüte, ähnlich unseren Champignons, hervor. Auf diese künstliche Weise sind wir Menschen überhaupt nur dazu gekommen, die Art des von den Ameisen als ihr Lieblingsgemüse gezogenen Pilzes, der in der Natur, seit ihn die kleinen Kerfe in Kultur genommen haben, nie dazu kommt, Fruchtträger auszubilden, festzustellen und ihn unter seinesgleichen klassifizierend einzureihen.

Die Ameisen lassen den Pilz, wie gesagt, nie auswachsen; sie bearbeiten ihn durch beständiges Abfressen der Endsprossen des Myceis, damit er eben die für sie so wichtigen Kohlrabihäuschen bilde, die, nach den jedenfalls absolut zuverlässigen Angaben von Möller, die wichtigste, wenn nicht die einzige Nahrung der Atta-Ameisen bilden. Der künstlichen Aufzucht dieses eigenartigen, sehr eiweiß- und fettreichen, also sehr nahrhaften Ameisengemüses gilt ja vor allem die mühevolle Tätigkeit dieser Ameisen, von der zu leben sie sich jetzt gewöhnt haben.

Nach den neuesten Untersuchungen von Göldi und Jakob Huber in Pará speit das befruchtete Weibchen der Pilzzucht treibenden Ameise bei der Nestgründung den im hinteren Teile der Mundhöhlen mitgebrachten, zu einer Kugel geballten Ableger des Kohlrabi bildenden Pilzes auf ein Häufchen zerbissener Eier, das dem Pilze den ersten Nährboden abgibt. Dann wird dasselbe vom Weibchen und, wenn die ersten jungen Arbeiterinnen herangewachsen sind, auch von diesen mit flüssigen Exkrementen fleißig gedüngt, wobei sich die Mutterameise längere Zeit nur von ihren eigenen Eiern ernährt, von welchen sie nur einen kleinen Bruchteil zur Aufzucht bringt. Sobald die ersten Arbeiterinnen vollkommen erstarkt sind, machen sie die von der Mutter bei der Koloniegründung verstopfte Eingangstüre in die von ihr selbstgegrabene kleine Erdhöhle frei, beginnen mit dem Eintragen der Blätter, die später immer von den jüngsten und schwächsten Arbeiterinnen, die das Nest nicht verlassen, zerstückelt und als Nährboden für die Pilzkulturen verarbeitet werden.

Außer dieser einen Art gibt es aber noch verschiedene andere Arten pilzzüchtender Ameisen. Die Haarameisen in Brasilien betreiben ihr Geschäft etwas weniger appetitlich als die vorher genannten Blattschneiderameisen. Die Unterlage ihrer Pilzgärten ist das Holzmehl, das Insektenlarven durch Zerkauen von Holz gewannen und nach der Verdauung als Dung von sich gaben. Die Höckerameisen dagegen bauen wieder eine besondere Abart des Kohlrabi, auf die näher einzutreten wir uns versagen müssen. In dem Bau einer Ameise, die selbst Pilzzucht betreibt, lebt eine andere, kleinere Art als „Sklaven", d. h. sie muß als Gefangene der stärkeren Art untergeordnete Dienste leisten. So hat es dem Herrenvolk unter anderem auch abgeguckt, wie es seine Kohlrabi baut und legt sich ebenfalls im Neste ihren eigenen Pilzgarten, wenn auch kleiner und auf andere Weise an. Herr und Sklave arbeiten da friedlich nebeneinander und niemals kommt Friedensbruch, Auflehnung oder Verwechslung des beiderseitigen Eigentums, was bei uns Menschen doch zu erwarten wäre, vor.

Wie die Lebensgewohnheiten der verschiedenen Ameisenarten eine unerschöpfliche Fundgrube der interessantesten biologischen und sozialen Verhältnisse darbieten, so ist auch keine Tiergattung in Bezug auf individuelle und soziale Symbiose so mannigfaltig und verschieden vorgegangen. Nicht nur leben in ein und demselben Neste außer Sklaven, die alle Arbeit für ihre Herren ausführen und die sogar füttern müssen, auch verschiedene Gastameisen in vollkommener Eintracht beieinander, sondern außer ihnen gibt es Ameisengäste ohne Zahl.

So kennen wir zur Zeit über 600 Insektenarten aller Ordnungen, hauptsächlich Käfer, welche als Myrmekophile oder Ameisenfreunde Gastrecht bei den Ameisen genießen und oft in größerer Zahl in deren Bauen angetroffen werden. Die größte Zahl solcher Gäste beherbergt, so viel wir wissen, unsere große, glänzend schwarze Holzameise, Lasius fuliginosus, nämlich etwa 150 verschiedene Arten von Ameisenfreunden. Diese mit Ausnahme der Pyrenäischen und Balkan-Halbinsel ganz Europa bewohnende größte der einheimischen Arten baut ihre Nester in alte Baumstäme, deren Mult sie mit ihrem klebrigen Speichel zu besonderen Gängen zusammenleimt. Die in ganz Europa, in Asien bis Ostindien und in Nordamerika vorkommende rote Waldameise, Formica rufa, dagegen, die unter unseren einheimischen Arten die größten Nester baut, indem sie in den Nadelholzwaldungen die bekannten bis 125 Ctm. hohen Hügel aus Nadeln, Blatteilchen, Holzstückchen, Harz- und Erdklümpchen mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Kraftanstrengung zusammenschleppt und auftürmt, beherbergt etwa 100 verschiedene Ameisengäste. Allerdings kennen wir von den wenigsten dieser verschiedenen ausschließlich als Ameisenfreunde in Ameisennestern lebenden Symbionten den Grund, weshalb sie von ihren Wirten bei

sich geduldet werden. Es genüge an dieser Stelle einen kurzen Ueberblick über die verschiedenen, hier in Frage kommenden Abhängigkeitsverhältnisse der Myrmekophilen von ihren Gastgebern zu geben.

(Schluß folgt.)

Münchener Museumsverhältnisse.*)

Der unterzeichnete Verein sieht sich verpflichtet, zu den Artikeln „Münchener Museumsverhältnisse", welche in den Münchner Neuesten Nachrichten erschienen, insofern Stellung zu nehmen, als darin die wichtigen Fragen behandelt werden, wie alte Kunstgegenstände in Museen aufzustellen sind, und wie bei Erwerbung alter Meisterbilder vorgegangen werden soll. Es sei vorausgeschickt, daß in jenen Artikeln viele Forderungen enthalten sind, deren Berechtigung nicht abzustreiten ist. Es dürfte keine Frage sein, daß in München für Kunst und besonders für alte vorbildliche Kunstwerke mehr geschehen muß als bis jetzt. Wie viel in München wünschenswert und notwendig ist, zählen die Verfasser in stattlicher Reihe auf, nämlich: „1. Schaffung eines Raumes für interimistische Ausstellungen in der Alten Pinakothek, 2. Erweiterung der Räume und der Anschaffungsnormen für die graphische Sammlung, 3. umfassende bauliche Erweiterung der Neuen Pinakothek, 4. Ausdehnungsbauten im Nationalmuseum, 5. bauliche Ergänzungen der Glyptothek, 6. Errichtung eines kleinen Museums für italienische Renaissanceplastik durch Erwerbung des Palais des Grafen Schack oder des Ateliergebäudes Franz v. Lenbachs, 7. geeignete Beherbergung der antiken Kleinkunstmuseen, der Vasensammlung und des Antiquariums durch einen eventuellen Anbau an die Glyptothek, 8. Schaffung eines Kunstgewerbemuseums, 9. Errichtung eines Museums für Gipsabgüsse der mittelalterlichen und Renaissanceplastik, 10. staatliche Prachtpublikationen, um die einzelnen großen heimatlichen Meister in monumentaler Weise dem allgemeinen Bildungsinhalt der Nation, der Kulturwelt einzufügen". Eine Zahl anderer Forderungen, die weniger kostspielig, aber von nicht geringerer Bedeutung sind, wie Vermehrung des Museumspersonals, Fonds für Reise- und Studienzwecke, wollen wir nicht anführen. All diese berechtigten Forderungen und Wünsche begrüßt jeder Kunstfreund aufs lebhafteste. Viele von ihnen sind längst bekannt, und wenn man fragt, warum sie nicht schon früher erfüllt wurden, so lautet die bereits geprägte Antwort: „Wir haben kein Geld." Es ist traurig, aber vielleicht ließen sich bei hinreichender Begeisterung manche Mittel und Wege finden, um den hartempfundenen Uebelständen abzuhelfen. —

So sehr wir nun die erwähnten Hinweise auf notwendige Reformen begrüßen, ebensosehr müssen wir gegen einige andere Punkte der Artikel Einspruch erheben. Wenn die Verfasser am Eingang des zweiten Artikels betonen, daß wir im Nationalmuseum jetzt „ein echtes und rechtes Volksmuseum" besitzen, im Vergleich zu dem es „kein künstlerisch annähernd so befriedigendes" gibt, und dann im nächsten Absatze die schwersten Vorwürfe für eine Museumsaufstellung erheben, wie „malerische Atelier-Ausstaffierung", Bewertung der einzelnen Stücke „nach ausschließlich künstlerisch-dekorativen Gesichtspunkten", „Herbeiführung eines verwirrenden Durcheinanders" u. s. f., so ist dieses Vorgehen das eines Menschen, der jemand ein artiges Kompliment macht, um ihn im nächsten Augenblick mit Steinwürfen zu attakieren.

Es ist eine sonderbare Methode, wenn zum Beweise dafür, daß im Museum ein falscher, kulissenhafter Eindruck hervorgerufen werde, daß Originalarbeiten und Abgüsse dicht nebeneinandergestellt seien, behauptet wird, daß die beiden großen Waffentrophäen am Mittelbau in Wirklichkeit Bronze seien, aber mit Steinfarbe angestrichen wären. Welch ein Zusammenhang zwischen architektonischer Ausschmückung an der Fassade und dem „kulissenhaften Eindruck" des Innern! Sonderbarer wird die Sache noch, wenn der Verfasser sich selbst dahin berichtigen muß, daß nicht die großen Waffentrophäen angestrichene Bronze seien, sondern die angebrachten Puttengruppen. Aber für die geübte Genauigkeit am bezeichnendsten ist es, wenn auch diese Berichtigung falsch ist, da die gemeinten Putten nicht Bronze und mit Steinfarbe gestrichen sind, sondern Terrakotten, die auf Anordnung des Architekten im Bronzeton gefaßt wurden, da es sich herausstellte, daß sie auf diese Weise besser zum Ganzen harmonierten. Daraus wird wohl niemand dem Erbauer einen Vorwurf konstruieren wollen, der bei seiner großen Erfahrung jedenfalls hinlängliche und unanfechtbare Gründe für sein Vorgehen hatte. Etwas anderes wäre es gewesen, wenn er, wie behauptet, die kostbare Bronze durch Farbe zu minderwertigem Stein degradiert hätte.

So viel von dem einen Beispiele, das in dem erwähnten Artikel als Beweis an den Haaren herbeigezogen wurde. Mit dem weiteren Argumente ist der Verfasser ebenso wenig glücklich. Er behauptet, daß ein kostbares Gemälde aus „dekorativen" Gründen in der Nähe des Heizkörpers oder, wie er dann berichtigt, über dem Heizungskessel placiert wurde und trotz der Warnung des Restaurators, der es zwei Mal restaurieren mußte, doch wieder an die Heizung gestellt ward, wo es jetzt seinem Zerfall entgegengeht. Das Bild wurde nicht aus dekorativen Gründen an jene Stelle gebracht, sondern nur deshalb, weil es dort das beste Licht hatte. Das Gemälde befindet sich auch schon seit zwei oder drei Monaten nicht mehr über dem Heizkessel, weil dieser letztere verlegt wurde. Und trotzdem arbeitet das alte Holz, auf welches das Bild gemalt ist, fort, und wird nie aufhören zu arbeiten, da es eben derartige Erscheinungen bei bestimmten Holzarten und Brettern immer wieder gibt. „Kostbare Barock- und Rokokomöbel sind gleichfalls offensichtlich im Verfall," lautet ein weiterer Vorwurf, welcher mit der Behauptung, daß ein verwirrendes Durcheinander herrsche, oder mit dem getadelten dekorativen Standpunkt in keinem logischen Zusammenhange steht. Außerdem wird der genaueste Kenner des Museums hiervon nichts wissen, wenn er nicht verlangt, daß man alte Möbel spiegelblank herrichte und dadurch einen Möbelmagazin-Eindruck hervorrufe.

So ließen sich die meisten anderen Angriffe Punkt für Punkt widerlegen. Allein den Altertumsverein interessieren hauptsächlich nur die wegen der Aufstellung des Museums auftauchenden Streitfragen, deren Erörterung für weitere Kreise von hohem Werte ist.

München verdankt seine hohe, einzigartige, bewunderte Stellung als Kunststadt der regen Teilnahme der Künstler an allen wichtigen Fragen, welche allgemeine Kunstinteressen betreffen, wie Bauten, festliche Veranstaltungen u. s. f. Wer viel mit kunstsinnigen Fremden verkehrt, wird fast einstimmig das begeisterte Lob unseres Museums zu hören bekommen. Es ist einzigartig auf der Welt, ein bedeutender Schritt nach vorwärts, die Realisierung des schon lange empfundenen Gefühls, daß bei der Aufstellung der alten Kunstwerke anders vorgegangen werden müsse wie bisher. Furtwängler sagt treffend: „Denn es ist wahr, die meisten unserer Museen sind wüste Magazine, verlegt in prunkende Paläste; und keines, weder Magazin noch Palast, ist das Rechte für das alte Kunstwerk."

In unserem Nationalmuseum nun haben wir eine Schöpfung, die weder Palast noch Magazin ist, ein Werk, das sich aus Liebe und Verehrung für die alten geliebten Kunstwerke um sie geschmiegt hat, das, trotz seiner Schönheit, nicht gebaut wurde, um bloß ein staunenswerter Prachtbau zu sein, sondern in der Absicht, der alten Kunst eine traute Wohnstätte zu bieten. Jedes Museum ist bei seiner Einrichtung abhängig von der Materie,

*) Wir geben diesem Artikel im Interesse der allgemeinen Erörterung der behandelten Fragen gerne Raum, ohne mit seinen Ausführungen in allen Einzelheiten übereinzustimmen.
D. Red. d. Beil.

die es aufzunehmen bestimmt ist. Ganz anders ist ein Museum für Antiken zu behandeln, als ein anderes, das die Aufgabe hat, zeitlich weit auseinander liegende Werke der verschiedenartigsten Technik nationalen Ursprungs aufzunehmen. Die antiken Statuen sind in sich abgerundete, abgeklärte Schöpfungen, voll Harmonie und einer Schönheit, die eine sanfte, weichtönende Sprache redet und die sich mit all ihren individuellen Nüancierungen nur dem offenbart, der Herz und Sinn für das Große und Schöne hat. Auch für den größten Gelehrten werden die schönsten Statuen nur gemeißelter Stein bleiben, wenn ihm die künstlerisch mitklingende Saite in seiner Seele fehlt. Ein Antikenmuseum wird ganz anders aussehen müssen als unser Nationalmuseum, wo mehr als 55,000 Gegenstände aufzustellen waren, darunter allein die stattliche Reihe von etlichen 100 Madonnen. Aus den mittelalterlichen Figuren und Bildern spricht nicht so fast eine abgeklärte Schönheit, als vielmehr eine knorrige Individualität voll Gemütstiefe und naiver Innigkeit. All diese Figuren sind aus ihrer früheren architektonischen und ornamentalen Umgebung herausgerissen; die Engel, die sie umgaben, wurden von ihrer Seite genommen und trauern in einem anderen Museum nach der Figur, zu der sie geschaffen. Darum wäre es eine Barbarei, solche Plastiken chronologisch nebeneinander in Reih und Glied aufzustellen. Schon der Gedanke ist unerträglich. Es ist deshalb ein großes Verdienst der jetzigen Aufstellung, daß die Figuren mit feinem künstlerischen Empfinden und mit einer einzigartigen Berücksichtigung der Umgebung placiert wurden. Die Chronologie kam vollständig zu ihrem Recht. Allerdings wird der Besucher, wenn er nicht etwas kleinlich sein will, nichts dagegen einzuwenden haben, falls er hier und da eine Figur, die um 50 oder etliche Jahre früher oder später ist, in einem Saale sieht, der neben jenem liegt, wo ihre gleichzeitigen Geschwister gruppiert sind. Die Fülle des Materials machte eine solche Licenz notwendig, zumal oft in einzelnen Sälen bei mangelndem Material Lücken entstanden, die man nicht mit Gipsen ausfüllen wollte. Wenn einige Gipsabgüsse (vielleicht 6—7) im Museum noch vorhanden sind, so sind das hervorragende Werke, die geeignet sind, zum Vergleiche mit den anderen ausgestellten Gegenständen zu dienen, oder sie wurden nebensächlich angebracht, um eine dunkle Ecke auszufüllen, für die ein Original zu wertvoll gewesen wäre. Der Kunsthistoriker kennt sie sofort als Reproduktionen, und den Laien stören sie nicht. Kleine Verstellungen werden aber in einem Museum mit der Zeit immer vorgenommen werden, falls sie notwendig oder erwünscht erscheinen. Selbst in einer einfachen Wohnung sieht man später manches, was eine andere Aufstellung erheischt. Es wurden aber mehr als 700 Gipse bei der jetzigen Aufstellung entfernt. Der Gedanke, die Gipse auszumerzen, wurde also bei Einrichtung des Museums aufs ausgiebigste zur Verwirklichung gebracht.

Unser Nationalmuseum realisiert in großartiger Weise das Prinzip, daß die Allgemeinheit das Recht auf die alten Kunstwerke hat, um sich daran zu bilden und zu erziehen, ein Prinzip, das die edelsten Geister vergangener Jahrhunderte aufgestellt haben, ohne damit durchzudringen. Das Publikum soll durch den Besuch der mit alten Kunstschätzen gefüllten Räume zurückversetzt werden in vergangene große Zeiten, die eine einheitliche Kunst hatten, einen Stil, den wir nicht besitzen, aber herbeisehnen; es sollen die Augen des Volkes geschult werden, die Schönheit zu suchen und der danach lechzenden Seele zuzuführen, um sie vom Gemeinen und Niedrigen zum wahrhaft Schönen und Erhabenen zu führen. Dann werden auch kunstbegabte Sprößlinge aus dem breiten Boden des Volkes herauswachsen und die Kulturstufe des Gesamtvolkes wird sich heben. Und gerade unser Nationalmuseum ist für die Allgemeinheit ein Heiligtum, das sie erwärmt und begeistert. In den unteren, nach kulturhistorischen Gesichtspunkten geordneten Räumen wird der Beschauer in die vergangenen Jahrhunderte und ihr Leben zurückversetzt. Hierzu ward es notwendig, auch „Hauptstücke der Malerei, der Plastik, der Teppichknüpferei u. s. w.“ anzubringen. Aber dadurch wurden sie doch nicht zu einem „Dekorationsmittel“ degradiert! Der Besucher kann sie genießen, ohne von einem eingehenderen Studium abgehalten zu werden, das er in dem oberen Stockwerke, welches nach Materien chronologisch geordnete Sammlungen birgt, erweitern und vertiefen kann.

Der Professional-Kunsthistoriker aber wird sich wohl nicht irre machen lassen, wenn er einmal ein früher zu datierendes Werk etwas später aufgestellt sieht, oder umgekehrt. Es wäre ein trauriges Zeichen für ihn, wenn er das nicht sofort kennen würde; und wenn er deshalb einige Schritte von einem Saale in einen anderen gehen muß, so könnte er dies kleine Opfer der Allgemeinheit bringen, deren Kunstverständnis und Schönheitssinn durch die Sammlung gehoben werden soll. So wollte es auch der hochherzige Stifter, wenn er für das Museum die Devise aufstellte: „Meinem Volke zu Ehr' und Vorbild“. — Dringend notwendig wäre aber die baldmöglichste Herausgabe eines wissenschaftlichen Katalogs, und das ist Sache der Kunsthistoriker, nicht der Künstler. Soviel über das Nationalmuseum.

Ein weiteres Angriffsfeld für die Verfasser der Museumsartikel ist die Ankaufskommission, durch welche die Museumsleitung „an Händen und Füßen gefesselt ist“. Die Vorherrschaft einflußreicher Künstler in der Kommission soll die Stagnation in der Alten Pinakothek herbeiführen. Aber wie kam man denn dazu, eine Ankaufskommission zu ernennen? Einzig dadurch, weil kunstverständige Kreise mit dem Schalten der Museumsleitung aus verschiedenen stichhaltigen Gründen nicht einverstanden sein konnten und durften. Ja, fragen wir nur, wo sind die Künstler, unter denen es viele gibt, die nicht nur ein gutes Bild malen können, sondern auch langjährige Studien der Alten aufs eifrigste getrieben haben, mehr am Platz als dort, wo es sich darum handelt, alte Meisterwerke zu erwerben, sie auf ihre Technik zu prüfen und ihre Güte festzustellen? Denn es ist notwendig, selbst ein tüchtiger Techniker zu sein, um über die Technik eines Meisters ein gültiges Urteil abgeben zu können. Der Theoretiker wird bei einer so komplizierten Technik, wie es die Malerei mit den verschiedenen von den alten Meistern angewendeten Kunstgriffen ist, nie und nimmer ein abschließendes Urteil geben können. Dazu braucht er den Künstler, wie noch zu vielen anderen Fragen. Die Schuld an der „Schwerfälligkeit unserer Ankaufsmaschine“ liegt daran, daß die Räder zu wenig geschmiert sind, da wir mit unseren 30,000 M Ankaufssumme nicht auskommen in einer Zeit, wo die „amerikanischen Milliardäre und Museen mit Millionenbudgets wie gefräßige Haifische hinter den letzten noch freien großmeisterlichen Stücken her sind“. Die Schnelligkeit, mit der ein erstes Angebot ermöglicht wird, ist für unsere Händler, auf die wir größtenteils angewiesen sind, kein Motiv, ein Kunstwerk abzugeben, bevor sie es nicht einem auswärtigen zahlungsfähigeren Museum oder Sammler angeboten haben. Mit Händlern aber selbst beim Einkaufen und Ankaufen an Schnelligkeit zu konkurrieren, ist heutigen Tags für die Museen ein Ding der Unmöglichkeit, womit aber nicht gesagt sein soll, daß es für Museumsbeamte nicht notwendig wäre, sich an Auktionen und am Kunsthandel aufs eifrigste zu beteiligen. Es ist also unrichtig, für etwaige Mißstände in der Pinakothek die Ankaufskommission verantwortlich zu machen.

Künstler und Kunstgelehrte sollen einträchtig zusammenarbeiten zum Besten unserer Kunstsammlungen. Es gibt große Kunstgelehrte mit feinem künstlerischen Empfinden und bedeutende Künstler mit einem enormen Wissen, um das sie mancher Kunstgelehrte beneiden dürfte. Nur durch das Zusammenarbeiten solcher Kräfte wird für unsere Sammlungen das Höchste erreicht. Wir haben ja Künstler, die für solche Zwecke nicht zu brauchen wären, aber auch viele Kunsthistoriker sind in Mißkredit gekommen, und ein Mann wie Furtwängler preist das Altertum glücklich, „daß es verschont geblieben ist von jener Flut seichter, phrasenhafter Handbücher der Kunstgeschichte, wie sie in unseren Tagen sich über uns ergießt“.

Es ist betrübend, daß gerade bei uns das Einheimische jederzeit am meisten bekrittelt und heruntergezogen wird, während wir geneigt sind, das von außen Kommende zu bewundern und

unzunehmen. Das wissen die Ausländer jetzt und wußten es früher. Der berühmte Architekt Blondel sagt einmal bei Besprechung einer Art Frontons: „Sie sind so gar häßlich, daß sie nicht einmal von den Teutschen sind nachgemacht worden." Und ein Deutscher jammert: „Dieses ist unser alter Brauch, unsere eigenen Ingenia werden nicht beachtet und geringe geschätzt, aber den ausländischen trauet man alles zu, und muß alles ihr Thun vom Himmel her geredet seyn." Es wird bei uns vielen ergehen wie einst Borromini, von dem der berühmte Pozzo sagt: „Je mehr dessen Arbeiten ehedem wegen der neuen Veränderung beneidet und gescholten werden, je mehr pflegt man sie anitzo und heutzutage zu bewundern."

Der Münchener Altertums-Verein.

Bücher und Zeitschriften.

* **Der Kleine Brockhaus** ist soeben in einem neuen, modernen Gewande erschienen. Es ist zu bewundern, wie es die Bearbeiter fertig gebracht haben, in einem Bande von 1000 Seiten so viel Wissensstoff und Anschauungsmaterial unterzubringen. Und dabei zeigt der Kleine Brockhaus keine Abhängigkeit von seinem großen Bruder, der 17 Bände umfaßt. Er ist in Wort und Bild eine selbständige Schöpfung. Die Artikel der großen Konversations-Lexika erfüllen einen anderen Zweck, sie wollen gelesen werden; die in den 2 Bänden des Kleinen Brockhaus sind zu raschester Orientierung bestimmt, sie sind so kurz als möglich. Nur so ist es begreiflich, daß in dem vorliegenden 1. Bande gegen 40,000 Stichwörter untergebracht werden konnten neben Tausenden von Abbildungen und Karten und Extrabeilagen. Als Neuerungen fallen zunächst die drei Leitbuchstaben oben auf Textseiten, Abbildungen und Karten auf. Trefflich sind sodann die tausend kleinen Textabbildungen, die auf den ersten Blick einen Begriff erläutern, den man ohne Zeichnung nicht erklären kann. Und eine Fülle von bunten Karten und Kärtchen reizt zu längerem Betrachten. Deutschland allein ist illustriert mit nicht weniger als 27 Karten und 25 Nebenkarten und durch eine große Anzahl Bilder der interessantesten und wichtigsten Gebirge, Landschaften und Städte; auch eine neue Erfindung. Lehrreich sind ferner die zahlreichen Bildertafeln in schwarz und bunt, die jedem etwas bringen werden. Schließlich wollen wir auch die vielen Textbeilagen besonders hervorheben, die ausführliche statistische Ergänzungen wichtiger Artikel geben. Wir wünschen dem Werk, das bei dem billigen Preise von 12 M ein wahres Hausbuch werden kann, die weiteste Verbreitung, die es reichlich verdient.

Allgemeine Rundschau.

Eine wissenschaftliche Frage.

Zu der unter diesem Titel in Nr. 79 (S. 30) der Beilage veröffentlichten Notiz erhalten wir folgende Zuschrift:

In der Beilage zur Allgem. Ztg. ist die „wissenschaftliche Frage" zur Beantwortung weitergegeben worden: ob eine Fliege, die in einem entweder offenen oder geschlossenen Gefäß sitzt oder schwebt, bei der Wägung dieses Gefäßes auf das Gewicht Einfluß hat und welchen? — Wie alle Fragen, die bald so, bald anders und oft Jahrhunderte hindurch in entgegengesetztem Sinn beantwortet werden (z. B. ob es einen Gott gibt? — ob die Welt die denkbar beste oder die denkbar schlechteste ist?), so leidet auch diese Frage an einer unrichtigen Fragestellung. Sie enthält nämlich zweierlei ganz entgegengesetzte Voraussetzungen: die eine, daß die Luft im Gefäß mit der Außenluft in Verbindung ist, die andere, daß sie das nicht ist. Folglich ergeben sich auch entgegengesetzte Beantwortungen. Ist das Gefäß offen, so belastet die sitzende Fliege dasselbe mit ihrem Körpergewicht, die schwebende nicht und zwar mit keinem Teil ihres Gewichtes, so wenig wie ein Adler, der 2000 Meter hoch über einem Kilogrammgewicht schwebt, dieses schwerer macht. Denn der Druck der Fliege im Gefäß wird durch den ihrem Gewicht entsprechenden verteilten Luftdruck auf alle Seiten des Gefäßes völlig aufgehoben. In einem hermetisch geschlossenen Gefäß dagegen wird die sitzende wie die schwebende Fliege das Gefäß in gleicher Weise belasten und zwar mit ihrem ganzen Körpergewicht ohne Rücksicht auf die Luftverdrängung durch ihren Körper, da die Luft bei der Messung des Schwergewichts eines Körpers eben nicht in Betracht kommt.

München. Ludwig Schönchen.

35. Deutscher Chirurgen-Kongreß.

(Zweiter Sitzungstag.)

* **Berlin**, 5. April. Die Verhandlungen begannen mit Erörterungen über die verhängnisvollen Folgezustände, welche die im oberen Teil des Brustkorbes gelegene Thymusdrüse, namentlich bei ganz jungen Kindern, auslösen kann. Eine häufig kaum recht beachtete, von Geburt an bestehende Atemhinderung, kenntlich durch Einziehungen in der Drosselgrube, verschärft sich unter Umständen mit einem Schlage bis zum Erstickungstode. Herr Rehn (Frankfurt a. M.) hat bei fünf Kindern mit solchen Erscheinungen, zwei durch Operation retten können. Die Erklärung für die Plötzlichkeit dieser Zufälle möchte er häufiger in mechanischen Umständen, der unmittelbaren Druckwirkung auf die Luftröhre, suchen, und in diesen Fällen wirkt die Operation unmittelbar heilend. Herr König (Altona) muß nach Maßgabe eigener Beobachtungen mehr eine mittelbare Einwirkung der Drüse auf Gefäße und Nerven der Umgebung voraussetzen. Bei der noch ziemlich rätselhaften Funktion der Drüse und ihrem möglichen Einfluß auf die Knochenbildung des Kindes wird man mit der vollen Herausnahme der Drüse, die auch technische Schwierigkeiten bereiten würde, vorsichtig sein müssen. Es genügt in solchen Fällen wahrscheinlich bloße Raumschaffung für die Drüse oder partielle Herausnahme derselben. Auch Herr Krumm (Karlsruhe) hat einen derartigen Fall, wo die Drüse durch einen Schleimsack vergrößert war, behandelt.

Zur Verhandlung gelangte sodann als Hauptgegenstand der Tagesordnung die Chirurgie des Magengeschwürs, welche der Vortrag des Herrn Krönlein (Zürich) einleitete. Seit dem Jahre 1897 stand die Aerztewelt meist unter dem Eindruck einer von Herrn Leube (Würzburg) nach eigenen Erfolgen entworfenen Zahlenaufstellung, welcher damals nur in 7.9 Proz. der Fälle keine volle Ausheilung, nur in 2.4 Proz. tödlichen Ausgang bei konsequenter Durchführung seiner Behandlungsart gesehen hatte. Herr Krönlein macht darauf aufmerksam, daß es ein Irrtum wäre, diese Zahlen als maßgeblich für einen wirklichen Heilungserfolg zu rechnen. Es sind nur die Behandlungsergebnisse unmittelbar nach Abschluß derselben, alle weiteren Folgezustände des Uebels in der späteren Lebenszeit nicht berücksichtigt. Ueber die wirklichen Heilungs-Dauererfolge bei innerer Behandlung geben neuere Zahlenaufstellungen von Warren (Boston) und Schulz (Breslau) Aufschluß. Danach muß man auf ungefähr Dreiviertel der Fälle erfreuliche Ergebnisse, in einem Viertel der Fälle dagegen Mißerfolge, mit Einschluß von 10—13 Proz. tödlicher Ausgänge ausschließlich infolge des Magenübels in der späteren Lebenszeit, auch unter Voraussetzung der besten inneren Behandlung, rechnen. Demgegenüber hat die chirurgische Behandlung Krönleins in 85 Proz. der Fälle volle Heilung oder wenigstens einen sicheren positiven Dauererfolg mit Vernarbung des offenen Geschwüres und Wiederherstellung der normalen Funktion des Magens in mechanischer und chemischer Beziehung gezeitigt, und zwar sind 61 Proz. vollständig genesen, 24 Proz. für lange Jahre hinaus erheblich gebessert, nur in 15 Proz. hat die chirurgische Behandlung auch nichts genützt. Und bei dieser Aufstellung ist von vornherein zu berücksichtigen, daß es sich naturgemäß um viel schwierigere, ungünstigere Fälle, die Nachlese aus der vorangegangenen inneren mißglückten Behandlung, handelt. Man kann um so eher zur Operation raten, da die unmittelbaren Operationsverluste, bei richtiger Auswahl der Fälle, nur 8—10 Proz. betragen. Als beherrschendes operatives Behandlungsverfahren zur Ausheilung des Magengeschwürs empfiehlt er die künstliche Herstellung einer Verbindung zwischen Magen und Dünndarm. Als Anzeige zum operativen Eingriff rechnet er jede nachgewiesene Verengerung des Magenausganges, ungenügende Magenmuskelwirkung, wo die innere Behandlung keinen Erfolg erzielt, das Auftreten kleinerer, aber öfter wiederkehrender Blutungen, sowie die lebensgefährliche stürmische einmalige Blutung, bei der sich auch die sofortige Operation, nicht das Zuwarten, empfiehlt. Dagegen ist die Frühoperation eines einfachen Magengeschwüres an sich nicht berechtigt.

Von den folgenden Rednern, welche in der Besprechung dieses Vortrages hauptsächlich die Wahl des besten Operationsverfahrens behandelten, stimmten einige dem Referenten in der Bevorzugung der Magendünndarmverbindung in Anbetracht der verhältnismäßigen Einfachheit bei, andere wollen den Geschwürsboden mit der angrenzenden Magenwand nur in krebs-

verdächtigen Fällen oder nur bei Blutungen herausnehmen. Die ausgedehnten Eingriffe führen wieder zu Verwachsungen und leicht zu neuerlichen Beschwerden. Sodann wurden eine Reihe von Einzelbeobachtungen über Magengeschwüre und ihre operative Behandlung vorgebracht.

In der Nachmittagssitzung zeigte Herr v. Bramann (Halle) zunächst einen aus dem Magen eines 16jährigen blonden Mädchens entfernten, den Magen voll ausfüllenden, schwarzen Haarbüschel vor. Das Mädchen hatte die Gewohnheit, welche auch sonst schon Chirurgen zu tun gemacht hat, seine Haarspitzen abzubeißen und zu verschlucken. Die merkwürdige Farbenveränderung war vermutlich unter dem Einfluß des wegen „Blutarmut" gereichten Eisens entstanden. Sodann machte er Mitteilung über die Entfernung einer 7 Zentimeter langen Stopfnadel aus dem Zwölffingerdarm. Herr Wilms (Leipzig) stellt einen Mann vor, bei welchem er das wegen Harnblasemangel fehlende Harnreservoir durch Einpflanzung der Harnleiter in den Dickdarm hergestellt hat.

Das neuerdings immer weiter ausgedehnte Verfahren, durch Einspritzung nervenlähmender Mittel in den Rückenmarksack nach dem Vorgang von Bier völlige Schmerzlosigkeit zu erzielen (wie Herr Kader [Krakau] mitteilte, hat er den Bezirk der Schmerzlosigkeit sogar bis zum Hals hinauf treiben können, wo er Kropf- und Kehlkopfoperationen schmerzlos ausführen konnte), kann auch bei allen Bauchoperationen Verwendung finden. Störend dabei ist der Umstand, daß der Patient alle Vorgänge bei der Operation innerhalb seines Leibes bei vollen Sinnen mitverfolgen kann. Herr Krönig (Freiburg) hat diesen seelisch außerordentlich mitnehmenden Eindruck durch Herbeiführung eines Dämmerschlafzustandes mit Hilfe schlafmachender Mittel ausgeschaltet, wobei die Aufnahmefähigkeit von Eindrücken im Gehirn zwar nicht gelähmt, aber das Erinnerungsvermögen an sie sofort ausgelöscht wird.

Ueber weitere Versuche, das Operationsfeld vor der Gefahr der Keimeinwanderung zu behüten, berichtete Herr Döderlein (Tübingen). Da die Körperhaut doch durch keinerlei Mittel sich von den in ihr aufhaltenden Keimen befreien läßt, so hat er jene durch einen dünnen Jodgummi-Ueberzug so hergerichtet, daß die Keime in ihr eingeschlossen und unschädlich bleiben. Die von ihm bei Frauenoperationen gewonnenen guten Ergebnisse werden von Herrn v. Brunn (Tübingen) bestätigt an Erfahrungen bei allgemein chirurgischen Operationen. Herr Heusner (Barmen) hat die Jodbenzinbehandlung der Haut zum Zweck der Keimvernichtung empfohlen unter Ausschluß von Wasserwaschungen, welche nach angestellten Untersuchungen die im Innern der Haut wuchernden Keime erst recht an die Oberfläche treiben sollen. Herr v. Oettingen (Berlin) empfiehlt zum Zweck zur Festhaltung der Keime eine Mastixlösung in Chloroform mit Oelzusatz, ein auch im Kriege von ihm erprobtes Verbandhilfsmittel, dessen Nützlichkeit aber von Herrn Herhold (Altona) bestritten wird.

Es folgte darauf eine Reihe von Vorträgen über Herzverletzungen. Herr Sultan (Leipzig) hat von 2 Fällen dieser Art einen, eine Stichverletzung, durch Naht der Herzwunde retten können, nachdem 5 Tage nach der Verwundung ein plötzlicher Verfall des Patienten während des Aufenthalts in der Klinik auf diese schwere Verletzung aufmerksam gemacht hatte. Unter viel schwierigeren Verhältnissen, auf dem Lande, beim Schein einer Laterne, hat Herr Wendel (Marburg) eine Stichverletzung im Herzen nähen müssen und den Patienten geheilt. Der Vortragende gab dazu eine Kritik der verschiedenen Verfahren zur operativen Freilegung des Herzens. Ueber Herzschußverletzungen sprach Herr Goebell (Kiel). Soweit Friedensschußverletzungen in Betracht kommen, handelt es sich meist um Selbstmörder, die glücklicherweise meist durch unzulängliche Waffen sich umzubringen versuchen. Unter diesen Umständen wird das Herz zuweilen nur oberflächlich verletzt und Einheilungen von Kugeln in das Organ sind wiederholt beobachtet. Trotzdem sind natürlich unter allen Umständen die Herzschußwunden höchst gefährliche Verletzungen. Er selbst stellte einen Patienten vor, den er durch Naht der Herzwunde geheilt hat. Weitere Beiträge gaben die Herren v. Brackel (Libau) (Herzverletzung durch Granatsplitter, Tod nach 14 Tagen an einer Lungenentzündung), v. Zawadsky (Warschau) (eingeheilte Kugel), Borchardt (Berlin) (Pfählungsverletzung des Herzens bei einem Knaben; Heilung), Jaffé (Posen), welcher Kochsalzeinflößung empfiehlt, um das Leergehen des Herzens zu verhüten. Zum Schlusse berichtete Herr Noetzel (Frankfurt a. M.) über seine Versuche, um festzustellen, inwieweit das Brustfell bei Operationen miterkrankungsfähig ist. Obwohl Kleinlebewesen aus ihm sehr rasch in die allgemeine Blutbahn übergehen, so zeigt es sich doch an sich ebenso widerstandsfähig gegen Keimvergiftungen wie das Bauchfell.

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein deutsches Liederbuch für amerikanische Studenten.** Die Germanistische Gesellschaft der Staatsuniversität von Wisconsin hat, wie wir im Berliner Tageblatt lesen, kürzlich ein ziemlich stattliches Bändchen deutscher Liedertexte mit den dazu gehörigen Melodien zum Gebrauch für amerikanische Studenten herausgegeben. Die Veröffentlichung erfolgte, weil dem Vorwort zufolge sich bei den geselligen Zusammenkünften der genannten Wisconsiner Gesellschaft, die sich in der Hauptsache aus den Lehrern wie den Studenten der Staatsuniversität in Madison rekrutiert, das dringende Bedürfnis dafür herausstellte. Die in der Sammlung enthaltenen Lieder sind überwiegend Volks- oder Kommerslieder — man wollte etwas schaffen, was „etwa die Mitte hielt zwischen einem Volksliederbuch und Kommersbuch". Deutsches Studentenleben in Amerika einfach nachzuahmen, wäre offenbar unpassend. Daß, — heißt es im Vorwort — „daß die deutschen Universitäten, die wissenschaftlich so tiefgehend auf die amerikanischen Schwesteranstalten eingewirkt haben, uns zu unserem Vorteil auch einen Hauch von dem verspüren lassen könnten, was an ihrem Leben und Treiben echte Jugendpoesie ist, das muß jeder Einsichtige von Herzen wünschen". Demgemäß sind hier Goethe und Heine, Baumbach und Scheffel, Arndt wie Hoffmann von Fallersleben, Uhland und Hauff, Simrock und Schenckendorff und noch andere vertreten; die „Wacht am Rhein" fehlt ebenso wenig wie „Ein' feste Burg" und der — Landesvater. Alles in allem ein höchst verdienstliches und äußerst zeitgemäßes Unternehmen, für das namentlich Professor Hohlfeld, dem Leiter der deutschen Abteilung in Madison, der wärmste Dank gebührt.

hc. **Dr. Charcot über Wellmann's geplante Ballonfahrt zum Nordpol.** Eine neue Südpolarfahrt plant, wie der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik aus Paris gemeldet wird, Dr. Charcot, der erst vor einigen Monaten von einer antarktischen Forschungsreise heimgekehrt ist. Mit drei kombinierten Aktionsmitteln: Schiff, Luftballon und Motorschlitten will der Gelehrte diesmal den Zugang zum Pol zu erzwingen suchen. Ein bekannter Aeronaut, der Graf de la Vaulx, wird sein Begleiter sein. Nicht sehr viel verspricht sich Charcot von Wellmanns projektiertem Ausflug zum Nordpol. Es sei zum mindesten zweifelhaft, ob man im lenkbaren Luftballon die Hin- und Rückfahrt zum Nordpol erfolgreich durchführen könne; und wenn sich die Sache auch praktisch verwirklichen ließe, wie wolle man wissen, daß der Pol erreicht sei? Um genau zu wissen, wo man sich ungefähr befinde, müsse man die zurückgelegte Strecke und die Richtung kennen. Wenn man nun auch dank der Bussole im Ballon so ungefähr die Richtung feststellen könne, gebe es doch gegenwärtig noch kein Verfahren, das bei einem solchen Ausflug sichere Angaben über die zurückgelegte Strecke ermögliche. Es bleibe also nur übrig, die zurückgelegte Strecke mittels astronomischer Beobachtungen und sehr langwieriger Berechnungen festzustellen. Diese Beobachtungen und Berechnungen seien für Polarforscher schon unter gewöhnlichen Verhältnissen schwierig, um wie viel mehr erst für Luftschiffer! Man müßte annehmen, daß der Ballon, von Zeit zu Zeit wenigstens, einen halben Tag stehen bleiben könnte, damit der Beobachter zu arbeiten imstande wäre. Und dann müßten noch erst der Himmel klar und das Wetter gut sein. Man könne also beinahe behaupten, daß der Luftschiffer erst dann wissen würde, daß er wirklich am Nordpol sei, wenn dort ein Wegweiser mit der Inschrift „Nordpol" vorhanden wäre. Als Hilfsmittel bei einer Polexpedition könne dagegen der Luftballon große Dienste leisten. Charcot glaubt, seine Südpolfahrt in ungefähr 18 Monaten antreten zu können.

r. **Statistik der Medizinstudierenden auf den deutschen Universitäten.** Im Wintersemester 1906/06 beträgt die Zahl der Studierenden der Medizin auf den reichsdeutschen Universitäten 6080 gegen 6032 im letzten Sommer und 6153 im Vorjahr. 1885 betrug die Zahl 7725, 1890 8986 (Höchstzahl) und 1896 7851. Der schon vor einiger Zeit eingesetzte Rückgang scheint demnach jetzt nicht weiter anzuhalten. Reichsangehörige Mediziner sind es zurzeit nach Abzug von 895 Ausländern 5185, im Sommer waren es bei 751 Ausländern 5402, 1881/82 4389, 1872/73 3365, 1861/62 2000. Auf 100,000 Einwohner treffen in Deutschland zurzeit 8.6 reichsangehörige Medizinstudierende, gegen etwa 11 im Sommer 1890, 9.7 1881/82, 8.5 1872/73 und 5.6 1861/62. Hinsichtlich der Verteilung der Medizinstudierenden auf die einzelnen Universitäten ist seit 1882/83 (Gesamtzahl damals 5600, jetzt 6080) eine bemerkenswerte Verschiebung eingetreten. Heute hat Berlin 1202 (1882/83 774), München 1019 (669), Leipzig 451 (623), Würzburg 405 (542), Freiburg 365 (226), Heidelberg 239 (158), Straßburg 218 (211), Jena 194

(104), Breslau 189 (348), Kiel 187 (122), Erlangen 185 (134), Bonn 184 (182), Marburg 175 (171), Tübingen 174 (181), Halle 170 (219), Königsberg 167 (214), Göttingen 158 (167), Gießen 144 (83), Greifswald 139 (345), Rostock 117 (66). Um mehr als 50 Prozent zugenommen haben demnach: Berlin, München, Freiburg, Heidelberg, Jena, Kiel, Gießen, Rostock, um mehr als 25 Prozent Erlangen. Abgenommen haben: Greifswald um mehr als 100 Prozent, Breslau um nahezu 50, Leipzig, Würzburg um mehr als 25 und Königsberg und Halle um mehr als 20 Prozent. Ihren Besitzstand haben erhalten: Straßburg, Bonn, Marburg, Tübingen, Göttingen. An der Universität Münster besteht keine medizinische Fakultät.

* Geschwindigkeitsmesser für Kraftwagen. Für das vom Mitteleuropäischen Motorwagenverein erlassene Preisausschreiben zur Erlangung eines Geschwindigkeitsmessers für Kraftwagen liegen 86 Bewerbungen, teils mit betriebsfertigen Apparaten, teils mit Zeichnungen und Beschreibungen vor. Die Prüfungsgegenstände werden vom 9. bis 21. April in der Aula der Technischen Hochschule in Berlin ausgestellt und sind wochentags von 10 bis 1 Uhr gegen Eintrittskarten zu besichtigen, die unentgeltlich bei der Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W., Linkstraße 24/1, ausgegeben werden. Nach beendeter Ausstellung werden die Prüfungsgegenstände im Laboratorium für Verbrennungsmaschinen der Technischen Hochschule bezw. im Konstruktionsbureau erprobt. Der Laboratoriumprüfung schließt sich eine praktische Gebrauchsprüfung an verschiedenen Wagentypen an.

ac. Die Ruinen von Rhodesia. In Kapstadt sind eine große Anzahl von Beiträgen historischer und ethnographischer Art veröffentlicht worden, um der von Mr. Randall McIver vor der Geographischen Gesellschaft aufgestellten Behauptung entgegenzutreten, daß die Ruinen von Zimbabbe neueren Datums seien und offenbar den Wohnsitz eines alten Negerstammes gebildet hätten. Der bekannte Historiker des Kaplandes, Dr. G. M. Theal, tritt dieser Ansicht besonders energisch entgegen.

R. Die neuen Preisaufgaben der Technischen Hochschule zu Berlin. An der Technischen Hochschule zu Berlin werden fürs Jahr 1906/07 soeben folgende Preisaufgaben gestellt. Von der Abteilung für Architektur: Entwurf zu einem Gesellschaftshause in einem Garten am See. Von der Aufgabe der Abteilung für Bau-Ingenieurwesen war schon die Rede. Die Abteilung für Maschinen-Ingenieurwesen wünscht die Darstellung der Maschinen zur Herstellung von Zahnrädern. Die Aufgabe der Abteilung für Schiff- und Schiffsmaschinen-Bau lautet: Für einen Frachtdampfer von etwa 7000 Tonnen Tragfähigkeit (einschließlich Kohlen) sind die Verbände bis zum Hauptdeck nach den neuesten Vorschriften von Lloyds Register und Germanischer Lloyd zeichnerisch und nach Gewicht zu vergleichen. Im Anschluß an dieses Beispiel sind die wesentlichen Unterschiede der beiden Bauvorschriften übersichtlich zusammen zu stellen. Die Preisaufgabe der Abteilung für Chemie und Hüttenkunde ist rein fachmännischer Natur. Von Interesse für weitere Kreise ist die Preisaufgabe der Abteilung für Allgemeine Wissenschaften: Entwicklung und wirtschaftliche Bedeutung der Kartelle in der deutschen Eisenindustrie.

* Ein Roeber-Denkmal. Der Elberfelder Museumsverein will dem in Düsseldorf verstorbenen Wuppertaler Dichter Friedrich Roeber ein Denkmal errichten. Die eingeleiteten Sammlungen haben bisher 5688.35 M ergeben. Voraussichtlich wird das Denkmal am Geburtstag des Dichters (19. Juni) enthüllt und der Stadt übergeben.

hc. Von den Bibliotheken. Zum Bibliothekar an der Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen ist der bisherige Hilfsbibliothekar an der Marburger Universitätsbibliothek Dr. phil. Oskar Froehde ernannt worden. Dr. Froehde übernimmt in Posen eine durch den Weggang von Dr. Wilhelm Fabricius nach Marburg erledigte Bibliothekarstelle. — An der Wiener Hofbibliothek wurden ernannt: Der mit dem Titel eines Kustos bekleidete Skriptor Dr. Heinrich von Lenk zu Burgheim und Gansheim und der Skriptor Dr. phil. Rudolf Geyer, Privatdozent für arabische Philologie an der Wiener Universität, zu Kustoden erster Klasse und die Amanuensen Johann Kluch, Dr. Alexander Weil Ritter von Wetten, a. o. Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität, Dr. phil. Rudolf Beer, Lektor der spanischen Sprache an der Universität, Dr. Theodor Gottlieb und Dr. Alfred Dunbrunn zu Kustoden zweiter Klasse.



Hochschulnachrichten.

R. **Würzburg.** Auf die Stelle eines ordentlichen Beisitzers des Medizinalkomitees wurde Professor Straab berufen.

* **Heidelberg.** Der in Lichtental bei Baden-Baden verstorbene Theolog und Romanist Prof. Dr. E. Böhmer hat, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, der hiesigen Universitätsbibliothek alle in seinem Nachlaß befindlichen gedruckten und handschriftlichen Werke über die evangelische Bewegung in Spanien und Italien, sowie eine Sammlung von Werken über Pindar testamentarisch vermacht.

* **Bonn.** Am Pharmakologischen Institut der hiesigen Universität ist an Stelle von Prof. Dr. Wendelstadt Dr. K. Buchem aus Weilerswist zum Assistenten ernannt worden.

hc. **Halle.** Professor Dr. med. Armin Tschermak, Privatdozent für Physiologie und erster Assistent bei Geheimrat Bernstein am physiologischen Institut der hiesigen Universität, hat den Ruf als ordentlicher Professor für Physiologie und medizinische Physik an der Wiener Tierärztlichen Hochschule angenommen. — Zum Präsidenten der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher ist der ordentliche Professor der Mathematik an der hiesigen Universität Dr. phil. Albert Wangerin gewählt worden.

✠

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Königs Städte-Lexikon des Deutschen Reichs mit der Einwohnerzahl nach der Volkszählung von 1905. Guben 1906. Albert Koenig.

Prof. Alex. Vutkovich: Wahlpflicht. (Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Emil Kumlik.) Preßburg 1906. Selbstverlag. 125 S.

Dr. Anton v. Pantz: Die Innerberger Hauptgewerkschaft 1625—1783. (Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark, herausgegeben von der Historischen Landeskommission für Steiermark. 6. Bd. 2. Heft.) Graz 1906. Verlagsbuchhandlung Styria. 179 S.

A. Chevalier Minarelli-Fitzgerald: Infanteristische Reflexionen über die Gefechte in Südafrika und Ostasien. Wien 1906. L. W. Seidel u. Sohn. 35 S.

Edward Kennard Rand: Johannes Scottus. (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, herausgegeben von Ludwig Traube. 1. Bd. 2. Heft.) München 1906. C. H. Beck. 106 S.

Dr. H. Engel: Die Nierenleiden, ihre Ursachen und Bekämpfung. (Der Arzt als Erzieher, Heft 21.) München 1906. Aerztliche Rundschau. 80 S.

Dr. med. Ernst Sommer: Radium und Radioaktivität. Ebenda 1906. 52 S.

Eliza Ichenhaeuser: Das Frauenwahlrecht. Berlin. Karl Duncker. 55 S.

Dr. Felix Friedrich Bruck: Noch einmal die Deportation und Deutsch-Südwestafrika. Breslau 1906. M. u. H. Marcus. 25 Seiten.

Dr. Ernst Jacobi: Die Pflicht zur Berufung der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft. Ebenda 1905.

Dr. X. Gretener: Die Religionsverbrechen im Strafgesetzbuch für Rußland vom Jahre 1903. (Sonderabdruck aus Festgabe für Felix Dahn zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum gewidmet von gegenwärtigen und früheren Angehörigen der Breslauer juristischen Fakultät. 3. Teil. (Recht der Gegenwart.) Ebenda 1905.

Dr. phil. E. W. Lehmann-Richter: Prüfungen in elektrischen Zentralen. 2. Teil. Prüfungen von Anlagen mit Wasserrad-, Wasser- und Dampfturbinen-Betrieb. Braunschweig 1906. Fr. Vieweg u. Sohn. 228 S.

Marie Martin: Aus der Welt der deutschen Frau. Berlin 1906. C. A. Schwetschke u. Sohn. 189 S.

Wilh. Kotzde: Kleine Leute. Geschichten aus der Heimat. Berlin. Verlag des Märkischen Bundes. 122 S.

Carl Albr. Bernoulli: Christus in Hilligenlei. Jena 1906. Eugen Diederichs. 39 S.

Ludwig Ganghofers Gesammelte Schriften. Volksausgabe 1. Serie. 1. Band. Stuttgart. Adolf Bonz u. Co. 64 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Tat Yorks in neuem Lichte.

Ueber der Entstehungsgeschichte einer der größten weltgeschichtlichen Begebenheiten, der Konvention von Tauroggen, des feierlichen Vorspiels zum erhebenden Freiheitskampfe der Deutschen, schwebte von jeher ein geheimnisvolles Dunkel. Zwar hat der treffliche Biograph des Helden von Tauroggen bei seinen Forschungen die Ueberzeugung gewonnen, daß York ohne Instruktion seines Königs den kühnen Entschluß zum Abfall von den Franzosen gewagt habe, um dadurch Friedrich Wilhelm III. zu entscheidender Tat zu drängen. Aber Droysen selbst hat doch zugegeben, daß in der Vorgeschichte jener Uebereinkunft manches unklar sei. „Gewiß ist in dem Verhältnis des Königs zu Yorks entscheidendem Schritt noch vieles aufzuklären", hat er am 6. April 1851 geschrieben. Dabei kann man den Eindruck nicht los werden, daß der wackere liberale Geschichtsprofessor seinen Helden zu ideal aufgefaßt hat und dadurch verleitet worden ist, die kritischen Bedenken, die gegen seine Darstellung der Genesis des Yorkschen Neutralitätsvertrages bestanden, zu unterdrücken.

Es mußte von vornherein auffallen, daß gerade derjenige General der pflichtgetreuesten aller Armeen, der am striktesten den Befehlen des Königs entsprechend zu handeln pflegte, einen Schritt von so ungeheurer Tragweite auf eigene Faust gewagt haben sollte, noch dazu ein Mann, der ein abgesagter Feind der den König drängenden und zu Eigenmächtigkeiten geneigten Patriotenpartei war, der nach dem zweiten Sturze Steins geäußert hatte: „Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten, das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gifte auflösen", und der es den Offizieren, die aus dem preußischen Dienste ausschieden, als Friedrich Wilhelm sich genötigt sah, mit Napoleon das Bündnis gegen Rußland einzugehen, auf das tiefste verdachte, daß sie so gewissermaßen die preußische Sache im Stiche ließen. Für die ängstliche Art, mit der sich York an die Befehle seines Königs klammerte, haben wir noch aus der Zeit kurz vor der Konvention von Tauroggen einen Beleg. Im Frühjahr 1812 wurde ihm nämlich das Schreiben eines Offiziers aus der Umgebung des Königs zugestellt, durch das er im ausdrücklichen Auftrage Friedrich Wilhelms angewiesen wurde, bei der befohlenen Kommunikation mit dem französischen General Rapp in Danzig über die Bewegungen der russischen Truppen eine vorsichtige Auswahl unter den einzusendenden Nachrichten zu treffen. In diesem Falle war gewiß nicht viel Entschlußfähigkeit von nöten, und doch erklärte York: „Ich muß rein ausgesprochene Befehle haben, dann werde ich mich, ohne Se. Majestät oder irgend jemand zu kompromittieren, in allen Zeiten und unter allen Umständen zu finden wissen, ob ich mich nach Wahrheit oder Schein einer Sache ganz oder nur halb hingeben soll". Man wird sagen müssen, daß bei einem solchen Charakter ein Unternehmen, wie es der eigenmächtige Abfall von den Franzosen gewesen wäre, vorderhand psychologisch ganz unwahrscheinlich erscheint.

Unter solchen Umständen verdienten Zeugnisse, die Yorks Handlungsweise bei Tauroggen auf eine geheime Instruktion zurückführten, ganz gewiß Beachtung. Solche Zeugnisse haben denn auch nicht gefehlt. Vor allem ist es Theodor v. Schön gewesen, der Droysens Darstellung angefochten hat. Nun ist freilich der ganze Schön mit großer Vorsicht zu genießen. Er war ein Mann von außerordentlicher Subjektivität, fast so wie der im übrigen so treffliche Biograph des Freiherrn vom Stein, Max Lehmann, und seine Mitteilungen sind oft genug nicht zuverlässig. Andrerseits war er gerade ein Mann, der mit York in enger Verbindung stand, und zwar gerade in jener Zeit; vor allem aber ist sein Widerspruch gegen die Yorksche Darstellung so bestimmt und eindringlich, daß er nicht von der Hand gewiesen werden durfte. Schön vertrat, wie er sagt, auf Yorks eigenes Zeugnis gestützt, die Ansicht, daß York auf Grund nicht mißzuverstehender Winke des Königs gehandelt habe. Sehr auffällig waren ferner die Schwierigkeiten, die er mit der Herausgabe des Tagebuches eines der Yorkschen Adjutanten, des Majors v. Seydlitz, gehabt hat, und daß der gewissenhafte König Friedrich Wilhelm III. zu diesem Tagebuch die Bemerkung machte: „Der Nichtexistenz geheimer Instruktionen für den General York für sein Verhalten in Kurland darf nicht Erwähnung geschehen." Das deutet doch geradezu darauf hin, daß York Verhaltungsmaßregeln vorgeschrieben waren. Enthüllungen darüber konnten dem König nach seiner ganzen Art nicht angenehm sein. Mir scheint es auch nicht ohne Belang, daß der Herausgeber des Lebens des Generals Oldwig v. Natzmer jene Tage, in denen der Flügeladjutant des Königs, der Major Ludwig v. Wrangel, ein Bruder des späteren populären Feldmarschalls dieses Namens, nach Rußland ging — es war im Spätsommer des Jahres 1812 —, „geheimnisvoll" nennt (S. 75) und in dem Schreiben des Majors v. Thile vom 12. September 1812 an Hardenberg (S. 76), das mit einer Kabinettsorder von demselben Tage Uebereinstimmung zeigt, Wrangels Namen ausgelassen hat. Natzmer, der in den damals geführten Verhandlungen ein Vertrauensmann des Königs war, oder doch der Herausgeber seines Lebens, wußte also Dinge, die diesen Major v. Wrangel betrafen und deren Veröffentlichung ihm nicht ratsam erschien. Damit vergleiche man das Schreiben des Generals v. Thielmann an den König Friedrich August von Sachsen aus Torgau vom 2. April 1813 (Natzmer, S. 119), in dem Thielmann über seine Verhandlungen mit Natzmer wegen der Uebergabe von Torgau berichtet: „Tugend und Verbrechen liegen

oft so nahe beieinander, daß das mir (in einem Schreiben des Generals v. Kleist; vgl. mein Buch „Thielmann", Leipzig 1894, S. 159) angeführte Beispiel des Generals York ihm in seinen Verhältnissen zur Tugend der Vaterlandsliebe ausgelegt wird, während eine ähnliche Handlungsweise meinerseits in meiner jetzigen Lage nicht anders als ein gemeines Verbrechen erscheinen muß. Uebrigens war das ganze Benehmen und alle Aeußerungen des Herrn v. Natzmer äußerst edel und gemäßigt, und er für seine Person schien mit meinen ihm gemachten Vorstellungen in jeder Hinsicht einverstanden." Hieraus geht hervor, daß der während des Monats April 1813 qualvoll nach einer Entscheidung ringende und durch das widerspruchsvolle Verhalten seines Königs in eine fürchterliche Enge getriebene Thielmann von der Voraussetzung ausging, daß York auf eine Billigung seines Vorgehens durch seinen König rechnen konnte, während Thielmann selbst damals einen gegenteiligen Befehl Friedrich Augusts hatte. Zu dieser Auffassung der Yorkschen Tat kann er nur durch Natzmer gelangt sein. Natzmer muß also gewußt haben, daß York nicht gegen den Willen seines Königs gehandelt hat.

Andrerseits liegt es auch in der Natur der Sache, daß König Friedrich Wilhelm III. bei einer für die Franzosen unglücklichen Wendung des Krieges gegen Rußland den Wunsch haben mußte, von dem Bündnis mit Napoleon loszukommen. Schon ganz abgesehen davon, daß das in seinem eigenen Interesse lag, so muß doch beachtet werden, daß er im höchsten Grade widerwillig das Bündnis mit Napoleon eingegangen war und demgemäß auch widerwillig die Waffen gegen Rußland miterhoben hatte, weil er für den Zaren eine unauslöschliche freundschaftliche Gesinnung empfand, und daß er Schritte getan hatte, welche auf ein Vermeiden von Blutvergießen zwischen Preußen und Rußland hinzielten. Schon am 31. März 1812 schrieb er dem Zaren Alexander: „Wenn der Krieg ausbricht, werden wir uns nur insoweit Schaden tun, als es ganz unvermeidlich ist." Ebenso drückte er in einer Kabinettsorder vom 12. September 1812 dem General v. York den Wunsch aus, daß Blutvergießen, soweit es mit der militärischen Ehre vereinbar sei, vermieden würde. Auch sonstige Befehle des Königs, so jener vorhin angeführte vom 18. März 1812, dem York, weil er nicht vom König gezeichnet war, Bedenken entgegensetzte, deuten darauf hin, daß Friedrich Wilhelm es auf alle Weise zu vermeiden suchte, soweit es angängig war, mit den Russen die Waffen zu kreuzen.

Die Ansicht der Forschung über diese wichtige Frage, ob York aus eigenem Antrieb handelte oder nicht, hat nun mehrfach geschwankt. Lange ist Droysens Auffassung die vorherrschende gewesen, obwohl der politische Nachlaß Ompteдas und Max Dunckers Abhandlung „Preußen während der französischen Okkupation" einer gegenteiligen Auffassung Raum geben, der sich Zippel in seiner Abhandlung „Die preußische Regierung und die Konvention von Tauroggen" im 11. Bande der Zeitschrift für preußische Geschichte anschloß. Auch die Veröffentlichungen aus dem Nachlasse Schöns haben die Droysensche Auffassung keineswegs verdrängt. Dann kam im Jahre 1893 in Marburg die Dissertation Theodor Grobbels, eines Schülers von Max Lehmann, heraus, die sogar die Ansicht entwickelte, daß York geradezu gegen die Befehle des Königs gehandelt habe. Man wird nicht fehlgehen, wenn man meint, daß Grobbel beeinflußt worden ist durch die Auffassung seines Lehrers von Friedrich Wilhelm III., die die denkbar geringschätzigste ist. Max Lehmann ist geradezu von einem unwiderstehlichen Trieb erfüllt, den König herabzusetzen. In seinem kürzlich erschienenen dritten Bande seiner aufschlußreichen und glänzend geschriebenen Stein-Biographie hat er diesem Trieb wieder leider in vollem Maße die Zügel schießen lassen. Nachdem dann Franz Rühl im Jahre 1896 den Briefwechsel Schöns mit Pertz und Droysen herausgegeben hatte, trat Maximilian Schultze in einer kleinen Schrift „Zur Geschichte der Konvention von Tauroggen" (1898) mit dem Versuch auf, Schöns Ansicht als die richtige zu erweisen. Er stützte sich dabei außerdem auf Lehndorffsche Archivalien. An Schultze schloß sich der bekannte, früh verstorbene Militärschriftsteller Fritz Hoenig in den Nummern 27—30 des Zeitgeistes, der Beilage zum Berliner Tageblatt, 1898, an. Die gegenteilige Ansicht vertrat eine Generalstabsveröffentlichung über die Operation des preußischen Hilfskorps in Rußland, ferner der inzwischen verstorbene Gießener Historiker Wilhelm Oncken in einem längeren Aufsatz der Deutschen Revue über die Sendung Hatzfeldts nach Paris (April bis August 1899) und vor allem Theodor Schiemann in einem Aufsatze in der Historischen Zeitschrift (1900): „Zur Würdigung der Konvention von Tauroggen."

Da hat nun neuerdings der Bibliothekar zu Hannover Dr. Friedrich Thimme durch drei in den von Prof. Hintze herausgegebenen „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte" erschienene Beiträge der ganzen Frage eine entscheidende Wendung gegeben und, wie mir scheint, sie dauernd gelöst in dem Sinne, daß York in der Tat eine geheime Instruktion erhalten hat. Der erste Beitrag Thimmes, erschienen im Jahre 1900 unter dem Titel „Zur Vorgeschichte der Konvention von Tauroggen" in Band 13 der genannten Zeitschrift, S. 246—264, befaßte sich unter Heranziehung sonstigen unbekannten archivalischen Materials vornehmlich mit einer im Wortlaut mitgeteilten Eingabe des Generalleutnants a. D. Ludwig v. Wrangel vom 18. Juni 1838 an den damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., in dem sich der Schreiber um die verlorene Gunst des Kronprinzen bemüht und einen besonderen Trumpf damit ausspielt, daß er im August 1812 Ueberbringer einer geheimen Instruktion an York gewesen sei, und suchte die Glaubwürdigkeit dieser Angaben Wrangels in ausführlicher, scharfsinniger Untersuchung zu erhärten. Der zweite Beitrag Thimmes erschien im 15. Bande der Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte," S. 194—200, unter der Ueberschrift „Nochmals die Konvention von Tauroggen". Darin unterzog Thimme die inzwischen erschienene Schrift Maximilian Blumenthals über denselben Gegenstand (Heft 1 des 1. Jahrganges der „Bausteine zur preußischen Geschichte", Berlin 1901), die gleichfalls das Vorhandensein einer geheimen Instruktion annahm, einer beipflichtenden kritischen Analysis und erschloß dabei abermals neues archivalisches Material, durch das er seine Ansicht unterstützte. Schließlich hat Thimme im 18. Bande der „Forschungen" (1905), S. 1—59, einen umfassenden Aufsatz veröffentlicht: „Friedrich Wilhelm III., sein Anteil an der Konvention von Tauroggen und an der Heeresreform", in dem er vor allen Dingen das Tagebuch des Flügeladjutanten v. Wrangel, soweit es sich auf jene geheime Instruktion bezieht, abdruckt und eingehend bespricht. Daß es ein solches Tagebuch gab, war bereits aus der Geschichte der Familie v. Wrangel bekannt. Mit Rücksicht auf die Geheimheit der Instruktion hatten die Nachkommen Wrangels bisher Anstand genommen, den das Tagebuch enthaltenden Notizkalender veröffentlichen zu lassen. Seine Majestät der König von Preußen hat aber dem Dr Thimme durch Bescheid vom 17. März 1903 die Veröffentlichung gestattet.

Ist das Tagebuch zuverlässig, so ist gar kein Zweifel mehr möglich, daß York auf geheime Weisungen vorgegangen ist, wenn auch sein Anteil an dem Zustandekommen der Konvention immerhin noch sehr groß und rühmenswert zu nennen wäre. Und wir müssen in der Tat bekennen, daß uns Thimme die Glaubwürdigkeit seiner Ausführungen über allen Zweifel erhoben zu haben scheint. Auch der Geheime Archivrat Paul Bailleu schließt sich ihm neuerdings in der Historischen Zeitschrift (Bd. 95, S. 554) an.

Aus dem Tagebuche ergibt sich, daß Wrangel in ganz besonderem Maße das Vertrauen des Königs besessen hat, daß er schon im Februar und März 1812 zu sehr geheimen Verhandlungen mit dem russischen Gesandten Grafen Lieven verwandt worden ist, wie ja auch schon aus Meineckes „Boyen" bekannt war, daß er der erste gewesen ist, der im November 1811 jenem russischen Gesandten natürlich ganz vertraulich die Mitteilung machen konnte, daß Friedrich Wilhelm sich zum Anschluß an Frankreich entschlossen habe. Es ergibt sich ferner aus dem Tagebuche, daß Wrangel im August 1812 auf einer Reise nach Glatz mit dem König

auf den Krieg in Rußland zu sprechen gekommen ist. „Seine Majestät," so berichtet der Schreibkalender, in dem die Notizen enthalten sind, weiter, „waren der Meinung, daß das Genie und das Glück von Napoleon über alle Hindernisse, welche in Rußland sich ihm entgegenstellen würden, leicht überwinden würden." Wrangel meinte im Verlaufe des Gesprächs: „Wenn indessen dennoch der Rückzug erfolgen sollte und die Russen nachrückten, was befehlen Se. Majestät dann, daß Grawert (der damalige Kommandeur des preußischen Hilfskorps in Rußland, Yorks Vorgesetzter) tun soll?" — „Nun, sich wehren!" — „Auch sich mit den Russen schlagen in Preußen?" — „Dazu wird es nicht kommen." — „Aber Grawert muß doch wissen, was er für eine Partei dann ergreifen soll?" — „Das sind lauter Fälle, die nie eintreten werden." — Ich blieb indessen dabei, daß Grawert immer die Befehle des Königs auch für diesen Fall erhalten müßte. Seine Majestät wurden ungnädig, verboten mir, nicht wieder solch dummes Zeug, wie Allerhöchstdieselben es nannten, zu sprechen, und ich wurde ganz still. — Nach einer sehr langen Pause eröffnete S. M. das Gespräch. — „Sie haben mich ganz unruhig gemacht mit all Ihren Möglichkeiten. Doch kann man die Sache überlegen. Es ist unmöglich, schriftliche Instruktions für alle die Fälle zu erteilen. Selbst ist es zu gefährlich, sich einmal darüber auszusprechen. Doch ich werde die Sache überlegen." Den 12. Aug. ließen Se. Majestät mich ganz früh rufen und sagten mir: „Sie haben mir eine ganz schlaflose Nacht gemacht. Aber Sie haben doch recht, daß Grawert wissen muß, was er tun soll, wenn die Franzosen als geschlagen über die Grenze rücken und die Russen folgen sollten. Ich muß Ihnen daher meine ganze Ansicht mitteilen. Aber natürlich Ihnen allein. Sie wissen, daß ich zu der jetzigen Alliance nur durch meine unglückliche Lage gezwungen worden bin und daß ich es immer gut mit dem Kaiser Alexander meine. Im Grunde, jeder Preuße oder Russe, der in diesem Kriege fällt, ist ein Verteidiger weniger für uns. Daher wünsche ich, daß alles Blutvergießen, soweit es mit der militärischen Ehre nur vereinbar ist, vermieden würde, bis das Schicksal der großen französischen Armee entschieden ist. Sollten die Franzosen wirklich über die Grenze zurückgedrängt werden und die Russen folgen, so soll Grawert suchen, sich von den Franzosen zu trennen, und sich auf Graudenz zurückziehen und weder Russen noch Franzosen in die Festung hineinlassen, sondern dort meine weiteren Befehle abwarten. Sie kennen ja Essen, den Gouverneur von Riga, persönlich. Sie müssen daher die Unterhandlungen einleiten...."

„Donnerstag, 13. August. Von Glatz abgegangen zur Armee. Meine geheime Instruktions für Grawert nur mündlich zu bestellen...."

Als Wrangel bei dem preußischen Korps in Rußland eintraf, fand er den General v. Grawert krank vor und wurde von diesem an York gewiesen. Der herrschte ihn bei Empfang des den Flügeladjutanten einführenden königlichen Schreibens nach seiner Art grimmig an, „daß also nicht Er, sondern ich, nur hier zu kommandieren hätte und ich ihm sagen könnte, was ich wollte. Nur mit großer Mühe, nachdem ich ihn gebeten, ganz allein mit ihm zu sprechen, da dies der Befehl des Königs wäre, entließ er seinen Adjutanten Major Seydlitz. York fand es nicht für möglich, den Willen Seiner Majestät auszuführen und erklärte geradezu, daß er sich zu solchen doppelten Rollen nicht verstehen könnte...."

Am 24. September fand dann aber zwischen York und dem Gouverneur von Riga, General v. Essen, eine vielberufene geheime Unterredung statt, die Wrangel nach seinem Schreiben vom 18. Juni 1838 eingeleitet hatte und bei der es nach seiner Angabe zu einer völligen Verständigung zwischen den beiden Generalen gekommen ist. Andere Berichte über diese Zusammenkunft lauten anders. Doch ist das Zeugnis Wrangels sicher das schwererwiegende. Damit im Einklang steht die Tatsache, daß es York selbst nach seinem Geständnis gegen Schön vom 6. Nov. 1812 bei jener Unterredung nicht ganz geheuer zu Mute gewesen ist. Thimme hat zudem durch ein dem Generalstabsarchiv entstammendes Schreiben den Nachweis erbracht, daß York auf höhere Weisung die Unterredung veranlaßt hat. Der Mittelsmann dabei scheint Wrangel gewesen zu sein. Am 3. Oktober ging Wrangel wieder nach Berlin zurück, wo ihn der König „sehr zufrieden" empfing. Weitere Tagebuchnotizen zeigen, daß der Adjutant auch nachher die Yorksche Sache betrieb, insbesondere in den Tagen vom 12.—20. Dezember mit dem Abgesandten Yorks, der bisher in der Literatur die größte Rolle als Mittelsmann zwischen König und General spielte, mit dem Major v. Seydlitz, Besprechungen gehabt hat.

Yorks Benehmen gegen Wrangel und die ihm zukommenden Weisungen war seltsam. Es zeigte nur zu sehr Widerwillen. Auch gegenüber dem Wunsche seines Herrn, mit den Russen in Beziehungen zu bleiben, verriet der General mit Rücksicht auf sein Verhältnis zu den Franzosen eine gewisse Unlust zu gehorchen. Zwar meldete er an Hardenberg, der Kabinettsorder vom 12. September und auch Wrangels geheimer Instruktion entsprechend: „Das unnütze Blutvergießen ist verhindert." Dem aber fügte er hinzu: „Größere Expeditionen lassen sich nicht hemmen, sowie ein Wiederanknüpfen der Verhandlungen wegen Auswechslung der Gefangenen nun nicht mehr möglich ist, da jetzt ein absolutes Verbot dazu da ist." Ja York, dessen starker Ehrgeiz u. a. auch von Stein und Clausewitz betont wird, verrät, daß er sehr naiv an sein eigenes Interesse dachte. „Nur kühne Unternehmungen können das Gefahrvolle meiner Stellung mindern, mein persönliches Interesse aber unendlich heben." Er verspürte also nicht übel Lust, sich durch größere Kämpfe gegen die Russen auszuzeichnen. Doch fügte er sich. Thimme bemerkt hierzu treffend über ihn: „Es war ja auch sonst seine Art, erst gründlich zu murren und dann doch die auf ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen."

Nun scheint mir das folgende Hinschleppen der Verhandlungen zwischen York und dem Nachfolger Essens, dem Marquis Paulucci, sowie mit den russischen Truppenführern und der endliche Abschluß gerade an der Grenze besonders charakteristisch. Daß York gerade an der Grenze die Entscheidung traf, obwohl die entscheidende Niederlage der Franzosen doch schon seit Wochen feststand, steht in auffälligem Einklang mit der von Wrangel überbrachten Instruktion. Hätte York auf eigene Verantwortung gegen den Befehl des Königs gehandelt, so wäre ein früherer Abschluß und eine Vereinigung mit den Russen doch näher liegend gewesen. So aber handelte York genau dem Geiste der Instruktion gemäß, indem er seinem Könige die Disposition über das preußische Hilfskorps erhielt. Hätte der General sich buchstäblich an die ihm gewordene Weisung gehalten und den Marsch nach Graudenz — vorüber an den französischen Truppen Macdonalds — ausgeführt, so wäre nach seinem Bericht vom 30. Dezember an den König, der sich geradeso liest, als wenn er jene Instruktion im Sinne hat und sich, ohne sie zu nennen, wegen ihrer Nichtbefolgung rechtfertigt, eine Auflösung des preußischen Korps so gut wie unvermeidlich geworden. In gewisser Beziehung handelte er schließlich durchaus eigenmächtig und selbständig, und er durfte mit vollem Rechte, auch abgesehen von der ihm obliegenden Schonung der Person des Königs, in seinem Berichte sagen, er hätte „ohne Befehl" gehandelt. Die Art aber, wie er das Unternehmen ausführte, ist geradezu genial zu nennen. Sie sichert ihm dauernden Ruhm. Und wenn er dann jene großartige beredte Sprache in seinen Schreiben an den König führte, so braucht dies nicht Komödie gewesen zu sein, wie Schön meint, sondern in richtiger Würdigung der Zaghaftigkeit des Königs und in der berechtigten Sorge, daß die Abweichung von der Instruktion ihm das Mißfallen des Königs zuziehen könnte. Yorks Vorgehen ist um so rühmlicher, als durch die Sendung des Adjutanten Seydlitz, wie Thimme glaubhaft gemacht hat und wie durch eine Erzählung des Feldmarschalls Grafen Friedrich Dohna an Leopold v. Gerlach im August 1857 (vergl. „Denkwürdigkeiten Leopolds v. Gerlach", II, 525) bestätigt wird, eine ge-

wisse Konfusion in der ganzen Angelegenheit angerichtet worden war. Dies erklärt wohl auch die Unschlüssigkeit Yorks in den letzten Phasen, die Graf Dohna in jener Erzählung an den Generaladjutanten Friedrich Wilhelms IV. noch mehr betont hat als in seinen Aufzeichnungen. Friedrich Wilhelm III. hat sich augenscheinlich schließlich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß York eine Kapitulation, d. h. Waffenstreckung, mit den Russen vereinbaren würde, und war peinlich überrascht, als jene Neutralitätskonvention abgeschlossen wurde, die ihn ungleich mehr vor Napoleon kompromittierte, zumal in der Konvention mehrmals auf seine künftigen Entschließungen Bezug genommen war und er sich daher zu einer Stellungnahme gezwungen sah. Daher ist der anfängliche Unwille des Königs über Yorks Schritt nur zu verständlich. Gewiß verlangte auch der Schein, daß Yorks Verantwortung vor einem Kriegsgericht in Aussicht gestellt wurde. Der Unwille des Königs war in der ersten Zeit aber nicht bloß äußerlich.

So wird man sagen müssen, daß die Tat von Tauroggen nicht aus der alleinigen Initiative des tapferen York entsprungen ist, wie das ja auch nach Yorks Charakter gänzlich unwahrscheinlich war, sondern daß auch König Friedrich Wilhelm III., getrieben von seiner Freundschaft für den Zaren Alexander und aus nüchternen Erwägungen heraus, jenen Schritt hat vorbereiten helfen, freilich ohne ahnen zu können, welch ungeheure Bedeutung der Schritt gewinnen sollte. Diese gewann er doch erst dadurch, daß die Niederlage Napoleons in Rußland so furchtbar geworden war, wie niemand es sich hätte träumen lassen, und dadurch, daß Alexander I., insbesondere durch Stein veranlaßt, den Vernichtungskrieg gegen den korsischen Eroberer proklamierte. Ein gewisser Anteil an dem Verdienst, Tauroggen vorbereitet zu haben, gebührt aber auch dem Flügeladjutanten v. Wrangel, der dem König den Impuls zu seiner Instruktion gab, ähnlich wie er den in seiner Entschlußfähigkeit gelähmten Monarchen in den Tagen der tödlichen Erkrankung der Königin Luise erst vermocht hat, an das Krankenlager seiner Gemahlin zu eilen. Es verhält sich damit genau so wie mit den Impulsen, die Stein und Scharnhorst dem Könige zur Reform von Verwaltung und Heer gegeben haben. Die richtige Erkenntnis war bei dem Könige wohl meistens in diesen Dingen vorhanden, ebenso das richtige Empfinden, aber es bedurfte bei ihm gewöhnlich eines äußeren Anstoßes.

Wie Wilhelm v. Humboldt, dieser feine Menschenkenner, ermaß, daß der Kern in Steins Wesen das impulsive Feuer war, so würdigte er auch Friedrich Wilhelm richtig in jenem Schreiben vom 31. Oktober 1809, auf das Thimme hinweist: „Es war deutlich zu sehen, daß der König die Mängel, die jetzt vorhanden sind, fühlte, daß er über das, was sein sollte, einfache, aber sehr richtige Begriffe hat, und das, was ihn hindert, vorzüglich bloß die Idee ist, daß es ein ewiges, der Regierung nicht anständiges und die Nation beunruhigendes Umändern einmal festgesetzter Reformen sei. Indes bedürfte es nur eines gehörigen Impulses, um gerade das Beste und Zweckmäßigste durchzusetzen. Nur erst angefangen, bedarf es kaum noch einer Mühe, den König für alle liberalste Ideen zu gewinnen."

Wenn Thimme, nachdem er sich das große Verdienst erworben hat, die Vorgeschichte der Konvention von Tauroggen aufzuhellen, nun aber zugleich auch den Versuch macht, zu erweisen, daß König Friedrich Wilhelm III. „zu einem guten Teile die Seele des Reformwerkes" gewesen sei, so können wir ihm nur bedingt folgen. Es ist beklagenswert, wenn einzelne Forscher wie Hans Delbrück und Max Lehmann, den König fortgesetzt zu verkleinern suchen. Klingt es nicht geradezu verwegen, wenn Max Lehmann auf Seite 201 des dritten Bandes seines Stein behauptet: „Weder Hardenberg noch Metternich, weder Friedrich Wilhelm III. noch Franz I. würden (ohne Stein und Alexander) auch nur den Finger gerührt haben, um den Moment zu einer Aktion gegen den Imperator zu benützen!"? Friedrich Wilhelm hat seine unbestreitbaren großen Verdienste. Vor allem wird man es anerkennen müssen, daß er sich im Gefühl seiner Verantwortlichkeit von den oft nur allzu stürmischen Patrioten nicht von einem Extrem zum andern reißen ließ, sondern sich durch bedächtige Stetigkeit auszeichnete und sich der Abstellung einmal erkannter Mängel nicht verschloß. Man muß sich aber m. E. bei Friedrich Wilhelm III. hüten, ihm eine Größe beizulegen, die er nicht gehabt hat. Immerhin würde es ein neues Verdienst sein, das sich Thimme erwürbe, wenn es ihm gelänge, noch mehr Material beizubringen, durch das das seit Lehmann landläufige Urteil über den in der Tat schwer zu würdigenden Monarchen berichtigt werden kann und Treitschkes wie Max Dunckers Auffassung wieder zu ihrem Rechte verholfen wird. Thimme stellt in der Tat eine Gesamtdarstellung der Politik Friedrich Wilhelms III. in den Jahren 1807—1813 in Aussicht, zu der er seit längerer Zeit Vorarbeiten gemacht habe.

Stettin. Herman v. Petersdorff.

Einige interessante Symbiosen bei Ameisen.

Von Dr. Ludwig Reinhardt (Basel).

(Schluß.)

Zur individuellen Symbiose sind nach Wasmann alle jene Fälle zu zählen, in welcher einzellebende fremde Insekten mit Ameisen zusammenleben. Diese fremden Gäste können sein:

1. Nutztiere, deren Ausscheidung, z. B. die zuckerhaltigen Exkremente der Blattläuse und kleinen Cicaden, den Ameisen zur Nahrung dienen. In einer solchen, den betreffenden Wirten eine Nährquelle erschließenden Symbiose, Trophobiose, leben mit den Ameisen verschiedene Blattläuse, Schildläuse, Stirnzirpen, Buckelzirpen und Honigraupen.

2. Echte Gäste, welche von den Ameisen gastlich gepflegt und gefüttert werden, weil sie sich ihren Wirtinnen durch angenehme Ausschwitzungen, die Reizmittel und nicht Nahrungsmittel sind, teils flüchtige Fettprodukte, teils Drüsensekrete, teils durch Elemente der Blutflüssigkeit beliebt machen. Sie sind durch gelbe Haarbüschel, Exsudatgruben und der Fütterung durch ihre Wirtinnen angepaßte Umbildung der Mundteile charakterisiert. Dabei bekunden sie schon in ihrem Aeußeren, in der lebhaft rotgelben oder roten fettglänzenden Färbung das echte Gastverhältnis, in dem sie zu den Ameisen stehen. Diese eigentümliche Färbung folgt aus dem Reichtum an Exsudatgeweben, den sie besitzen. Mit den Ameisen eine „Fühlersprache" sprechend, haben sie kurze, kräftige, keulenartige Fühler nötig. In einem solchen Freundschaftsverhältnis, Symphilie, stehen zu den Ameisen mannigfaltige Keulenkäfer, Fühlerkäfer, zahlreiche Kurzflügelkäfer, sowie Stutzkäfer.

So lebt, um ein Beispiel zu erwähnen, der vollkommen hilflose gelbe Keulenkäfer, Claviger foveolatus, aus der Familie der Staphylinen oder Kurzflügler, als regelmäßiger Gast in den unter Steinen angelegten Nestern der gelben Ameise. Sobald man das Nest durch Wegwälzen des deckenden Steines öffnet, sieht man die Ameisen diesen ihren höchst hilflosen Gast wie ihre eigenen Puppen erfassen und in das Innere des Baues tragen. Es deutet dieser Zug auf ein inniges Verhältnis zwischen beiden Tieren hin. Die durch das beständige Leben im Dunkeln vollkommen augenlosen Keulenkäfer mit ihren zusammengewachsenen Flügeldecken, an denen ein Haarbüschel steht, sondern in einer tiefen Grube auf dem Rücken der Hinterleibswurzel einen Duftstoff an, den die Ameisen sehr zu lieben scheinen, sonst würden sie ihre Pflegebefohlenen, die ohne ihre Hilfe zugrunde gehen müßten, nicht so rührend zärtlich hegen, pflegen, füttern und in jeder Beziehung selbstlos für sie wie für ihre eigenen Kinder sorgen.

3. Indifferent geduldete Einmieter, welche wieder in sehr verschiedenem Grade und aus sehr verschiedenen Gründen von den Ameisen gleichgültig geduldet sein können. In solchem Verhältnis des Zusammenwohnens, Synökie, das den Gästen nur die Wohnung, nicht aber auch die gastliche Pflege von seiten der Wirtinnen sichert, leben wohl die meisten Ameisengäste, von denen auch nur die wichtigsten kurz anzuführen uns der Mangel an Raum verbietet. Nur ein solcher geduldeter Einmieter sei genannt. Es ist dies die einem winzigen Engerling ähnliche Larve des gemeinen Rosen- oder Goldkäfers, Cetonia aurata, des bekannten goldgrünen Käfers mit einigen weißbeschuppten und vertieften Querstrichen auf der Hinterhälfte der Flügeldecken, welcher bei heißem Sonnenschein zu den blühenden Sträuchern und Stauden in Gärten, auf Wiesen oder im Wald mit lautem Gesumme herbeikommt. Ergreift man ihn, so entleert er als Schutzwaffe einen Tropfen äußerst widerlich duftenden, schmutzigweißen, schmierigen Saftes. In besonders gedrängten Scharen finden wir ihn an alten Eichen oder anderen Bäumen, um sich an deren Saft, der aus offenen Wundmalen heraustropft, gütlich zu tun. Die Larven dieses Prachtkäfers leben im faulen Holze und werden häufig im Grunde der Haufen, der roten Waldameise, Formica rufa, gefunden, wo sie sich, ohne irgendwie den Ameisen zu nahe zu treten und zu schaden, von den allmählich verwesenden Holzstückchen ernähren, welche ihre sie als indifferente Einmieter duldenden Wirte zusammengeschleppt hatten.

4. Feindlich verfolgte Einmieter, die meist als Räuber von den Ameisen oder deren Brut leben. In einem solchen Feindschaftsverhältnisse, Synechthrie genannt, leben mit den Ameisen z. B. die Myrmedonien und andere relativ große Raubinsekten.

5. Schmarotzer im eigentlichen Sinne. Sie sind entweder Ento- oder Ektoparasiten, d. h. Innen- oder Außenschmarotzer der Ameisen oder ihrer Brut. Solche Parasiten im eigentlichen Sinne sind gewisse myrmekophile Milben, manche kleine Hautflügler, wie beispielsweise die Zehrwespe im Larvenzustande, und Käfer.

Bei der sozialen Symbiose, das heißt beim Zusammenleben der Ameise mit Ameisen anderer Art können dagegen folgende Fälle unterschieden werden:

1. Die zusammenwohnenden verschiedenen Ameisenarten verhalten sich zueinander feindlich. Solches feindliche Zusammenleben, Echthrobiose, tritt in den meisten Fällen in der Art auf, daß eine kleinere Diebsameise sich in den Nestern einer größeren Ameisenart einnistet. Der Typus dieser Diebsameisen sind die kleinen Solenopsisarten, welche meist mit anderen größeren Ameisen in zusammengesetzten Nestern leben, ihre Nester neben oder teilweise in jenem ihrer Nachbarinnen anlegen und von ihren schmalen, für die Arbeiterinnen der größeren Ameisenart unzugänglichen Diebspfaden aus die Hausherrinnen bestehlen. Nur kleine Ameisen, wie z. B. unsere gemeine Rasenameise, vermögen sich dieser lästigen, überdies empfindlich stechenden Gäste zu erwehren. Forel hat solches Räuberleben Lestobiose, Wheeler dagegen Kleptobiose genannt.

2. Die beiden Ameisenarten leben völlig indifferent nebeneinander, trennen sich in den zusammengesetzten Nestern oft nicht einmal durch Scheidewände voneinander ab, ein Verhalten, das Forel als Parabiose bezeichnet hat.

3. Die eine Art — dies wurde zwischen Ameisen und Termiten beobachtet — dient der anderen als Schutzwache, was man als Phylakobiose bezeichnet.

4. Die eine Ameisenart lebt als Gastameise bei einer anderen, das ist Wheelers Xenobiose, und zwar, wie z. B. Formicoxenus als indifferent geduldeter, nicht gepflegter Gast, oder, wie z. B. Leptothorax emersonii als echter, von den Wirtsameisen gepflegter Gast.

In diesen vier Fällen hat man es stets mit zusammengesetzten Nestern zu tun, in welchen die verschiedenen Ameisenarten bei oder nebeneinander wohnen, ohne sich zu einer einheitlichen, geschlossenen Kolonie zu verbinden.

5. Herrenameisen gelangen durch Raub fremder Puppen, die sie dann selbst aufziehen, in den Besitz von Gesindeameisen oder Sklaven. Es ist Wheelers Dulosis, ein Verhältnis, das man auch einfach als Raubkolonien bezeichnen kann. Bei ihnen ist die Sklavenhalterei noch eine fakultative; denn lange nicht alle Kolonien der betreffenden Ameisenart sind so glücklich, in den Besitz von Hilfsameisen zu gelangen. Und auch, wenn solche Raubameisen, wie z. B. unsere Formica sanguinea, so glücklich ist, Sklaven zu besitzen, so arbeiten sie dennoch gleich diesen.

Erst auf einer weiteren Stufe der Entwicklung wurde das Sklavenhalten für die betreffende dieser Lebensweise angepaßte Art obligatorisch und gerieten dann schließlich die Herrenameisen in völlige Abhängigkeit von den ihnen dienenden Gesindeameisen. So ist die Amazonenameise, Polyergus rufescens, welche die Larven der Formica fusca und cunicularia raubt und sie dann in ihrem Neste aufzieht, trotz ihrer ungemeinen Kühnheit und Bissigkeit so arbeitsscheu, daß sie verhungern müßte, wenn sie nicht von ihren Sklaven gefüttert würde. In solchen Raubkolonien hat der Instinkt des Sklavenraubes seinen Höhepunkt erreicht, aber die einseitige Ausbildung der Kiefer der Arbeiterinnen der Herrenameise zu säbelartigen Waffen zeigt schon Spuren der Degeneration. Aus solchen Verhältnissen haben sich dann

6. die Allianzkolonien herausgebildet, in welchen, im Gegensatz zu den vorigen Raubkolonien, die Erwerbung der Sklaven oder Hilfsarbeiter nicht mehr durch Raub, sondern auf friedlichem Wege erfolgt und außer den Hilfsameisen auch noch Weibchen dieser Hilfsameisen vorhanden sind. Solche durch Allianz oder Adoption gebildete zusammengesetzte Ameisenkolonien — ein Verhältnis, das Wheeler Kolakobiose genannt hat — führen dann schließlich zu völligem sozialen Parasitismus, wie bei der nordamerikanischen Ameise Epoecus pergandei, welche die Arbeiterinnen von Monomorium minutum als Gesindeameisen hält und gar keine Arbeiterinnen des eigenen Stammes mehr besitzt.

Die tiefste Form solcher parasitischer Degeneration, welche — wie leicht einzusehen ist — schließlich unfehlbar zum Aussterben der betreffenden Art führen muß, stellen dann die arbeiterinnenlosen Ameisen der Art Anergates atratulus vor, welche ganz von den Arbeiterinnen der mit ihnen zusammenlebenden Rasenameise abhängig sind und bei welchen besonders die Männchen morphologisch hochgradig degeneriert sind.

Diese kurzen Andeutungen über die verschiedenen Symbiosen bei Ameisen, deren eingehende Schilderung ein ganzes Buch füllen würde, sollen genügen, um dem mit dieser komplizierten Materie nicht näher vertrauten Leser einen kleinen Begriff über das wechselvolle Verhältnis zu geben, das wir in solchen Tierkolonien finden. Dieses Gebiet ist so überaus reichhaltig, daß wir uns nur mit der Erwähnung der wichtigsten hierher gehörenden Tatsachen begnügen müssen.

Haben wir vorhin als ein Beispiel myrmekophiler Anpassung den südamerikanischen Imbaubabaum erwähnt, so können wir nicht von den Ameisen Abschied nehmen, ohne noch einige weitere Ameisenpflanzen zu erwähnen. Solche sind besonders die zur Familie der Myrtengewächse zählenden Melastomataceen, wie beispielsweise die ebenfalls südamerikanische Microphysca rotundifolia, die auf der Oberseite ihrer Blätter, die sie ebenfalls vor den Blattschneiderameisen schützen möchte, gegen die Blattstiele zu blasenartige Ameisenwohnungen errichtet. Diese bezieht auch eine bestimmte besonders bissige Ameisenart, um ihre Behausungen und damit auch die sie errichtende Pflanze mit Nachdruck vor allen Widersachern zu beschützen.

Auf den malaiischen Inseln wie in Hinterindien sind die auffallendsten Ameisenpflanzen die als Epiphyten auf Bäumen wachsenden Rubiaceen, die Myrmecodia- und

Hydnophytum-Arten. Diese Ueberpflanzen besitzen knollig aufgetriebene holzige Stämme von oft mehreren Dezimeter Durchmesser, die im Innern vollständig von unregelmäßigen Gängen, als ob sie Ameisen ausgefressen hätten, durchsetzt sind.

Diese sehr treffend als „lebende Ameisennester“ bezeichnelen Ameisenpflanzen sind gleicherweise wie alle übrigen solchen von außerordenllich bissigen Ameisenvölkern besetzt, die ihre Herbergen sehr wirksam und energisch gegen alle Ruhestörer beschützen. Beim Untersuchen dieser merkwürdigen Gebilde erhält man zunächst den Eindruck, daß die zu Ameisenherbergen gewordenen Auftreibungen an ihren Stämmen vermutlich durch den Reiz der krabbelnden Insekten und vielleicht auch von ihnen abgesonderte reizende Säfle ähnlich wie Gallenwucherungen an den Blättern entstanden seien. Aber der Direktor des bekannten bolanischen Gartens in Buitenzorg bei Batavia auf Java, Dr. Treub, hat durch Samenzucht dieser Pflanzen unler Glasglocken, wobei der Zutritl von Ameisen sorgsam verhindert wurde, sich überzeugt, daß heute wenigstens die eigenlümlichen, von Durchlöcherungen und unregelmäßigen Gängen durchzogenen Anschwellungen der Stämme vollkommen erblich sind, so daß die Ameisen in der ihnen von der Pflanze gebotenen Herberge weiter nichls mehr selbst zu bauen haben. Alles ist für ihre Bequemlichkeit getan, damit sie sich zum Schutze der betreffenden, sie einladenden Pflanze sicher einfinden. Und das tun sie auch bei dem großen Entgegenkommen, das sie bei ihr finden. Wie auch nur ihre Wirtspflanze von fremder Hand berührt wird, stürzen sie sich, wie der englische Naturforscher Forbes an seinem eigenen Leibe erfuhr, scharenweise mit giftigen Bissen auf den Ruheslörer ein, um ihn zu vertreiben.

Es scheint, daß das wunderbare Kanalsystem des Stammes, wie auch die analogen Höhlungen anderer myrmekophiler Pflanzen hier ursprünglich durch die Aufnahme einzelner Bewohner, die sich in der Folge nützlich erwies, zwar angebahnt und nach und nach erweitert wurde, dann aber bei der Pflanze selbst erblich geworden ist und nun unter allen Umständen, bevor sich noch irgend welche Ameisen bei ihr einfinden, ausgebildet wird.

Zuschriften aus dem Leserkreise.

Von Herrn Dr. M. Flemisch, Mitglied der Kammer der Abgeordneten, ist uns folgendes Schreiben zugegangen:

„In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 77 vom 3. April bringen Sie einen Aufsatz über „Mittelschulreform und Realgymnasium“, der sich mit ein paar Artikeln befaßt, die ich in der Allgemeinen Rundschau über dieses Thema geschrieben habe. Es ist nicht meine Absicht, Ihr geschätztes Blatt zu einer Replik in Anspruch zu nehmen. Nachdem aber mein verehrter Herr Kollege Dr. A. Glock im Verlaufe seiner Ausführungen von einem „maskierten Hieb gegen die unbequemen Realisten“ rc. spricht, darf ich Sie wohl ersuchen, zu konstatieren, daß es mir durchaus fernlag, meinen Bemerkungen über Deutsch-, Geschichts- und Geographieunterricht an den Realgymnasien eine persönliche Spitze zu geben. Ich suche die Gründe hier auf einem ganz anderen Gebiet. Ich lege um so größeren Wert auf diese Konstatierung, als ich gerade die Vertreter der sog. Realien an der Anstalt, der Herr Dr. Glock angehört, als vorzügliche Lehrer schätzen gelernt habe.“

Bücher und Zeitschriften.

Ein Junggeselle. Erzählung von Hermann Faber. Stuttgart und Leipzig 1906. Verlagsanstalt (Deva-Roman-Sammlung).

Wie Raabes tiefernster Roman „Die Akten des Vogelsangs“, so beginnt auch die Erzählung Hermann Fabers mit dem Tode des Helden. Rückschauend lernen wir die Art seines Wesens und die Eigenschaften kennen, die ihm die Frauenherzen gewonnen haben. Aus dem Bekenntnisbuche, das er der heißgeliebten Frau seines Freundes einmal gegeben, erfahren wir seine Liebesschicksale. In der Zeit, da er von heftigem Lebensdrang, von wildem Hunger nach Liebe erfüllt war, hatte das Schicksal ihn mit der jungen Tänzerin Tilli zusammengeführt. Mit ihr verlebte er selige Tage, Wochen, Monate, bis ihn sein grübelnder, selbstquälerischer Sinn die Augen darüber öffnete, daß in der Sinnenlust die Freude an ernster Arbeit verloren ging, daß seine idealen Pläne ihn nicht mehr so wie bisher auszufüllen vermochten. In jener Zeit lernte er bei einer ihm befreundeten Familie ein hochsinniges weibliches Wesen kennen, eine Dame, die sich dem Studium dr Philosophie widmete und bei der er reiche Gelegenheit zu dem geistigen Ideenaustausche fand, für den sein Liebchen so völlig versagte. Das wirkte stark auf ihn ein, und bei dem nächsten Zusammensein mit Tilli tritt beständig das Bild der studierenden Dame zwischen die Liebesleute. Nun nörgelt und kritisiert er und verdirbt sich dadurch die Freude an Tilli. Sie hat einen gesunden natürlichen Verstand und eine angeborene Grazie, er aber will sie in geistige Sphären erheben. Bei den letzten Zusammenkünften konnte er gegen ein Gefühl der Langweile nicht ankämpfen, und diese Wahrnehmung übte auch auf sie naturgemäß starken Druck aus. So gehen sie freundschaftlich auseinander. Auch mit der anderen kommt er zu keinem engeren Band. Man konn einen Augenblick denken, daß der starke Einfluß, den sie auf ihn ausübt, auf eine Umkehrung des Problems der Sappho hinausläuft. Aber er erkennt bald, daß er die Liebe, die sie ihm entgegenbringt, nicht so zu erwidern vermag, als daß er sie dauernd an sich fesseln dürfte. So wird er ein dauerhafter Junggeselle, und das einzige Mal, da ihn eine heiße Liebe erfaßt, da ist der Gegenstand die Frau seines Freundes, die sich aber von dem Gatten nicht trennen will, während für ein unerlaubtes Verhältnis beide zu hoch und ideal sind. Es gelingt ihm also nicht, die rechte zu finden. Die eine kann ihm keine Seele geben, die andere vermag ihn nur rein geistig zu fesseln, und die einzige, die ihn ganz gefangen nimmt, ist die Frau eines anderen. — Die Darstellung ist knapp und stimmungsvoll, sie macht uns mit der komplizierten Natur des Helden, sowie derjenigen der beiden Frauen, die von Einfluß auf sein Leben wurden, vertraut. Einzelne seine Züge erregen unser besonderes Interesse, so am Schluß das Erscheinen der beiden Frauen bei dem Toten, die Aussprache zwischen den beiden Gatten und die Entdeckung, daß der Mann die Gefahr wohl bemerkt hatte, die seinem Glücke drohte, daß er sich aber in dem Vertrauen auf seine Frau und seinen Freund nicht hatte erschüttern lassen.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Friedrich Halms Lyrik.

Es ist bei einem Dichter wie Friedrich Halm wohl nicht mehr als billig, wenn man ihm anläßlich seines 100. Geburtstages ein paar Zeilen widmet, und der Nachruf des Herrn L. Fränkel (in Nr. 77 der Beil.) ist zu begrüßen, wenngleich derselbe dem Literaturkundigen nichts wesentlich Neues bringt. Es soll ja dieser Nachruf mehr ein Wiedererinneren an den selten genannten Dichter sein und er genügt diesem Zwecke vollauf. Nur hat der Verfasser die gleiche Unterlassungssünde begangen, die sich fast ausnahmslos alle Literaturgeschichten zuschulden kommen ließen: er erwähnt kein Wort von Friedrich Halms Lyrik. Freilich ist diese Lyrik nicht besonders umfangreich und konn wohl verschiedenen Auffassungen begegnen; ich aber habe das Gefühl, daß sich in Halms Gedichten reinere — wenn auch nicht immer gewaltige — Kunstwerke finden als unter seinen Theaterstücken. Wenigstens verdient vieles darunter uneingeschränkte Anerkennung, was man — „Wildfeuer“ ausgenommen — wohl von keiner seiner dramatischen Schöpfungen sagen kann. Obgleich über manchem Gedicht der Abglanz eines reinen, frohen Glückes liegt (ich erwähne nur das reizende „Späte Liebe“), so ist der Grundton seiner Lyrik doch pessimistisch, und es ist hierin vielleicht Lenau sein Vorbild, mit dem er ja persönlich befreundet war. Damit ist nicht gesagt, daß all seine Klagelieder, wenn man sie so nennen darf, an diesen Klassiker des Weltschmerzes erinnern. Durch das Gedicht „Müdigkeit“ z. B. weht ein weicher Eichendorffischer Zug und die Lieder „An Mathilde“ erinnern ein wenig an Heine. In dem Gedicht „Ein Tag in Reichenau“ — um noch eines seiner schönsten zu nennen — spricht er, in reifer Klarheit entsagend, ähnliche Gedanken aus, wie sie der junge Strachwitz ein paar Jahre später mit feuriger Begierde hervorsprudelt. Auch die besten seiner „Erzählenden Gedichte“ klingen traurig aus (Die

Brautnacht, Falkland). Es ist hier nicht der Raum, diese Ansichten durch Beispiele zu erhärten; wer Interesse an dem Dichter nimmt, dem empfehle ich, wie Herr Fränkel, die Ausgabe von Max Hesse, die wohl, wie ja alle Ausgaben des rührigen Verlages, mustergültig genannt werden kann. Nur sei es mir noch gestattet, auf ein eigenartiges Werk Halms hinzuweisen, das, wenn auch nicht gerade rein lyrisch, doch an dieser Stelle am besten genannt wird. Es ist dies eine Sammlung von Epigrammen, von dem Dichter „Meinungen und Stimmungen" betitelt.

M. L.

*

Die Pflanzenwelt Westindiens und Venezuelas.

In der am 2. April abgehaltenen Versammlung des Vereins für Naturkunde sprach Garteninspektor B. Othmer über die Pflanzenwelt Westindiens und Venezuelas, welche er 1903/04 auf einer im Auftrage der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften gemachten Sammel- und Informationsreise kennen gelernt hatte. Der Vortragende schilderte zunächst die Mangrovewälder, welche die seichte, weite Küste Trinidads und die gegenüberliegende venezolanische Küste einfassen. Er wies auf die eigentümlichen Anpassungen hin, vermöge welcher diese Bäume sich im Schlamm verankern, Durchlüftungswurzeln bilden; andererseits ihre auf der Mutterpflanze keimenden Samen gewissermaßen selbst pflanzen. Die Verhältnisse des Berg- und Regenwaldes wurden nur kurz erwähnt, da sie bereits von Herrn Professor Goebel geschildert wurden; eingehender wurden die Savannen Trinidads und die Kakteenflora bei Carupano an der Nordküste Venezuelas besprochen. Eine Reihe sehr gelungener und charakteristischer Lichtbilder zeigte die von Galeriewäldern eingefaßten Ufer des Orinoko und deren Lianenreichtum. Besonders boten die Bilder von den Wasserfällen des Caroni großartige Naturschönheiten. Dieselben sind auch botanisch von großem Interesse als Standorte eigenartiger tropischer Wasserpflanzen, der Podostemaceen, welche in sehr vollkommener Weise diesem Leben in stark fließendem Wasser angepaßt sind. Venezolanisch-Guyana ist in diesem unteren Teile eine unermeßlich weite Savanne mit für ein Tropenland sehr dürftiger Vegetation. Die südlicheren Gegenden wie überhaupt der venezolanische Teil Guayanas sind wissenschaftlich noch ganz unbekannt, und es wäre zu wünschen, daß ihre Erforschung bald gelingt. Der Vortrag wurde ergänzt durch zahlreiche Photographien, Abbildungen, Herbarmaterial. Ferner waren verschiedene interessante zoologische Gegenstände, welche der Vortragende für die hiesige Staatssammlung gesammelt hatte, ausgestellt.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Charlotte v. Glümers Werke.** In dem gestrigen Artikel „Aus der Demagogenzeit" teilte Herr L. G. mit, daß von den Werken der Schriftstellerin Charlotte v. Glümer, geb. Spohr, sich ein einziges in der kgl. Bibliothek in Berlin vorfindet. Da ferner in London nach dem gedruckten Katalog des Britischen Museums gar keines vorhanden ist, dürfte es von Interesse sein, daß die Münchener kgl. Hof- und Staatsbibliothek zwei Bücher von Charlotte v. Glümer besitzt: Die graue Nonne an Clemences Grab und Die Fehde der Gegenkönige (Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich), beide in Zweibrücken 1832 erschienen. Weitere Werke würde man wohl in der Schweiz aufspüren können, da mehrere in Aarau, Winterthur und Zürich verlegt worden sind. Früheres erschien in Nordhausen und Magdeburg unter dem Pseudonym G. Telto; auch Leipzig und Schleusingen befinden sich unter den Verlagsorten der viel umhergetriebenen Schriftstellerin.

* **Ein Freihaus für Studenten.** Der Rentner Karl Ludwig Zeitler, welcher der Stadt Berlin schon verschiedene Zuwendungen gemacht hat, u. a. die „Emil Zeitlers Fachschulenstiftung", „Ludwig Zeitlers Studienhaus", hat aufs neue der Stadtgemeinde Berlin eine reiche Stiftung überwiesen. Herr Zeitler hat das große Eckgrundstück Friedenstr. 20 und Büschingstr. 1a frei von Lasten und Abgaben zur Vermehrung der Einnahmen der bestehenden Stiftung „Ludwig Zeitlers Studienhaus" der Stadt notariell überwiesen. Das Studienhaus soll bedürftigen Studenten der neueren Sprachen, Mathematik oder der Naturwissenschaften, die mindestens zwei Semester an einer Universität immatrikuliert waren, sich auf ein Staatsexamen oder das Doktorexamen vorbereiten wollen, auf die Dauer von drei Jahren freie, in je einem besonderen möblierten Zimmer bestehende Wohnung in den Häusern Büschingstraße 1a—3 nebst freier Heizung und Beleuchtung gewähren. Bis zu je 10 Prozent der vorhandenen Wohnungen dürfen auch an Studenten des Rechts, Studenten der Technischen Hochschule oder Maler und Bildhauer, die an der Akademie studieren, verliehen werden. Die Stiftung ist für Studenten evangelischen Glaubens bestimmt, doch soll es freistehen, bis zu 30 Prozent der Stellen auch an Katholiken, Juden oder Dissidenten u. s. w. zu verleihen. Die nach Abzug der laufenden Verwaltungskosten verbleibenden Reinerträge des Grundstücks sollen besonders verwaltet und folgendermaßen verwendet werden: a) Ein Sechstel des Ertrages soll angesammelt werden, bis ein Kapital von mindestens 300,000 Mark erreicht ist, das dazu dienen soll, etwa erforderlich werdende Ausbesserungen, Neubauten u. s. w. vorzunehmen u. s. w.

r. **Der Zweite Internationale Kongreß für Schulhygiene** wird vom 5. bis 10. August in London stattfinden. Der Generalsekretär des Kongresses macht in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege eine Reihe diesbezüglicher Mitteilungen. Im großen und ganzen liegt dem Londoner Kongreß dasselbe Programm zugrunde wie dem Ersten Internationalen Kongreß für Schulhygiene, der im Jahre 1904 zu Nürnberg stattfand. In zehn Sektionen soll über folgende Gegenstände verhandelt werden: 1. Das Schulhaus und seine Einrichtung. 2. Hygiene des Internats. 3. Methoden der hygienischen Bestrebungen und Schüleruntersuchungen. 4. Physiologie und Psychologie der Erziehung. 5. Hygienischer Unterricht für Schüler und Lehrer. 6. Physische Erziehung und Abhärtung des Körpers. 7. Ansteckende Krankheiten. 8. Sonderklassen für geistig Schwachbegabte, Blinde, Taubstumme, Krüppel und anormale Kinder. 9. Schulhygiene, Ferienkolonien und Ferienkurse. Die Beziehung zwischen Schule und Haus. 10. Hygiene des Lehrkörpers. Außerdem sollen mehrere Hauptversammlungen über Gegenstände allgemeineren Interesses abgehalten werden. Eine Ausstellung von Plänen, Einrichtungen und Bauarten der verschiedensten Schulhäuser, sowie von Schulmobiliar und Lehrmitteln der Vergangenheit und Gegenwart, an der sich die meisten zivilisierten Nationen beteiligen werden, wird vom Königlichen Gesundheitsamt als Ergänzung der theoretischen Verhandlungen geplant.

hc. **Personalien.** Dem Internisten Geheimen Sanitätsrat Dr. med. Emanuel Aufrecht, der am 1. Januar 1906 von der Stelle als Oberarzt der inneren Abteilung des Altstädter Krankenhauses in Magdeburg zurückgetreten ist, und dem Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten Dr. med. Friedrich Kretschmann ist der Professortitel verliehen worden.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Bonn.** Der Privatdozent für technische Chemie an der hiesigen Universität Dr. phil. Arthur Binz ist aus dem Lehrkörper der rheinischen Hochschule ausgeschieden und als Privatdozent für Färberei und Zeugdruck in der Abteilung für Chemie und Hüttenkunde der Berliner Technischen Hochschule zugelassen worden. In seinem Probevortrag sprach er über „Die industrielle Ersetzung natürlicher Produkte durch künstliche".

* **Göttingen.** Professor Dr. E. Wiechert, Direktor des Geophysikalischen Instituts an der hiesigen Universität, ist nach der Frankfurter Zeitung im Auftrage der preußischen Regierung nach den Samoa-Inseln abgereist, um am dortigen Observatorium luftelektrische Untersuchungen vorzunehmen. Er wird voraussichtlich Mitte Juni zurückkehren.

* **Köln.** Der zum zweiten Psychiater an der Krankenanstalt Lindenburg ernannte Professor Dr. G. Aschaffenburg ist als ordentliches Mitglied an die hiesige Akademie für praktische Medizin berufen worden.

R. **Berlin.** Eine Erleichterung für das Frauenstudium ist soeben insofern geschaffen worden, als jetzt auf Grund des Hospitantenscheines das Belegen von Vorlesungen ohne weiteres erfolgen kann. Die Frauen haben also nicht mehr wie früher die schriftliche Einwilligung der Professoren und Dozenten, deren Vorlesungen sie hören wollen, der Quästur vorzulegen. Eine Liste der Dozenten, die das Hören ihrer Vorlesungen von einer persönlichen Erlaubnis abhängig machen, und derjenigen, welche Frauen nur zu bestimmten Vorlesungen oder gar nicht zulassen, liegt in der Quästur aus.

hc. **Breslau.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität Professor Dr. phil. Felix Rosen ist zum außerordentlichen Professor der Botanik daselbst ernannt worden.

* **Leipzig.** Die Privatdozenten an der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. A. Birch-Hirschfeld und A. Bielschowsky, die als Assistenten in der Heilanstalt für Augenkranke zu Leipzig funktionieren, sind zu etatsmäßigen außerordentlichen Professoren ernannt worden.

* **Zürich.** Als außerordentlicher Professor der Handelswissenschaften an der staatswissenschaftlichen Abteilung der hiesigen Universität wurde Dr. G. Bachmann, bisher Lehrer an der hiesigen kantonalen Handelsschule, gewählt.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Anastasius Grün.

(Geboren am 11. April 1806.)

Ein Gedenkblatt von Hermann Kienzl (Berlin).

Dein Grün, so hehr und heiter,
Des schönsten Banners Zier,
Es überlebt die Streiter,
Den Streit und das Panier...
Zerspellt ist Priams Lanze,
Achilleus' Heldenspeer:
Noch ragt im goldnen Glanze
Die Harfe des Homer.
Dein Lied, es wär' verklungen,
Wär's nicht ein goldner Klang;
Es lebt, was Du gesungen,
Weil es ein Meister sang.

Robert Hamerling, der einst die prophetischen Worte dem siebzigjährigen Geistes-, Sanges- und Landesgenossen zur Jubelfeier in Graz gewidmet, vergaß doch gerade das zu sagen, was uns das Geheimnis des „taufrischen Immergrün“ verschließt: Grüns Dichtung ist absolute Persönlichkeit, Grüns Persönlichkeit ist lauteres Charaktermetall, und solch Metall, zu allen Zeiten selten ist, wenn es sogar in Schönheit tönt, ein rechtes Wunder des lieben Gottes. Das Kastalische in Grüns Dichtung, sagt Hamerling, begeistere; er nennt ihn den letzten und ebenbürtigen Leuchter des Zeitalters der klassischen deutschen Lyrik, der Kohorte Uhlands, Rückert, Platen, Heine und Lenau. Und Hamerling war verlegen, wenn er der hohen, bescheiden-würdevollen Gestalt in den Straßen begegnete und der abgeschmackten Konvention gehorchen sollte, diesen „geheimen Rat“ der Freiheitsidee mit „Eure Exzellenz“ anzusprechen: „Was hat der noch in Fleisch und Blut unter uns Epigonen umherzuwandeln?“ Deutlicher als in dem schönen Gedichte tasten in diesen Hamerlingschen Bemerkungen („Prosa“, Hamburg, J. F. Richter) die Gefühle nach dem Begriffe, den der Akkord des Menschlichen und Dichterischen in Anastasius Grüns Persönlichkeit uns einflößt: Ehrfurcht. Ja, Ehrfurcht — das war wohl der Grundton, der auch in mir lebendig wurde, so oft ich zu dem Marmorstandbilde des Dichters aufblickte, das sich, ernst und milde, im Laubgrün meiner Vaterstadt Graz erhebt. Ich erinnere mich aus früher Knabenzeit, daß es gerade dieses Gefühl war, das, von Freude und Stolz gehoben, nicht gedrückt, die mir nahestehenden Menschen unverhohlen bei dem persönlichen Verkehre mit dem Dichter beherrschte. Und er war weder spröde, noch weltfremd. In der Naivität wertvoller Männlichkeit ein bescheidener Mann. Wie sollte denn auch echter Glaube hochfahrend machen? Wer ihn hat, weiß, daß er nur ein Dienender sein kann und darf. Anastasius Grün, von dem das geflügelte Wort des Deutschösterreichers stamt: „Im Zweifel stark, im Glauben schwächer“, er, der Bürger eines freien Geistesreiches, der Züchtiger der Zeloten und Pfaffen, er hatte den reinen, absoluten Glauben. Der Glaube allein, so sagt er in der poetischen Widmung seiner Spätgedichte, ist ihm im Zeitenringe geblieben:

Glauben an die Sonnenkraft,
Die im Menschengeiste lodert;
Glauben an den Lenz in Haft,
Der sein Recht des Freien fodert;
Glauben an das Vaterland,
An das große, deutsche, eine,
Ob auf ein geriss'nes Band
Heute noch manch Auge weine.

Neue Flut im alten Strom,
Neue Saat auf altem Grunde,
Neu Gestirn am Himmelsdom,
Neues Grün dem Alpenrunde.
Wechsle, was da ist und war,
Eins blieb ewig ohne Wanken;
Aufrecht steht noch mein Altar,
Nur umblüht von andern Ranken.

Aus dem echten Glauben erklärt sich, in ihm löst sich, was Hamerling mit Unrecht den „Widerspruch in Grüns Natur“ nennt: daß dieser geborene Hocharistokrat als Mensch und Dichter ausschließlich von dem Gedanken der religiösen und politischen Freiheit beseelt war, daß er, im privaten Verkehr rücksichtsvoll und verbindlich bis zur Aengstlichkeit, mit dem Griffel des Poeten in der Hand oder auf dem Forum der Weltgeschichte, keine persönliche Rücksicht und kein Gesetz der Höflichkeit kannte. Er wäre nichts Besseres als ein trauriger Diplomat gewesen, ein ungläubiger politischer Geschäftsträger, wenn er sich an Kompromisse gehalten hätte. Wahre Adelsmenschen führen in sich den siegreichen Kampf gegen die Lüge: das Kompromiß. Und ein Aristokrat, nur nicht im Sinne des törichten Standesvorurteils, ein Produkt ethischer Zuchtwahl, das den Samen zur Vervollkommnung der menschlichen Gattung weitergibt, war der josephinisch gebildete, großdeutsch und republikanisch gesinnte Demokrat Graf Anton Alexander Auersperg, der Dichter Anastasius Grün. Ein Gegensatz bestand, jawohl — der des weißen zu den schwarzen Raben seiner Kaste, aber nichts weniger als ein innerer Widerspruch seiner Natur. Er war ein Vollmensch, nehmt alles nur in allem. Sehr begreiflich, daß man, wie Peter v. Radics mitteilt („Anastasius Grün — Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken,“ Leipzig, Foltz, 1879), in den sogenannten „Kreisen der Gesellschaft“

über ihn urteilte: „Er ist sonst ein Mann von Talent und feinen Manieren, er hätte gewiß Karriere machen können, wenn er nicht in den unseligen Umgang mit Skribiern und Freigeistern geraten wäre."

Unter den Lyrikern, für die die Literaturgeschichte das Wort „deutsche Freiheitssänger" geprägt hat, ist Anastasius Grün weitaus der gehaltvollste und, wenn die Hyperbel menschlicher Ewigkeit das scheinbare Paradoxon eines Komparativs und Superlativs erträgt, der „ewigste". Seine Bücher, die einst rasch eine hohe Zahl von Auflagen erlebten, werden zwar gegenwärtig nicht sehr viel gelesen, doch von ihnen, die schon einmal Tat geworden sind, gilt es wirklich, daß sie immer wieder warten können. Es ist nicht ganz richtig, daß diese Gedichte „die Streiter, den Streit und das Panier" überlebt hätten. Dann wären sie nur historische Zeugen. Mit den alten Streitern ging eine bestimmte Form des Kampfes zu Grabe, des Kampfes, der dauernd ist wie der Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit, wie das Drängen der Pflanze nach dem Lichte, wie das von keinem Staatsideal zu stillende Sehnen nach Freiheit. Eben weil die politischen Dichtungen Grüns nicht nur im Blütenschmuck ihrer Gleichnisse und Metaphern, sondern auch im tiefsten Wurzelgrunde mit allem Wahren und Schönen der Natur verbunden sind, war ihr Panier nicht das einer vergänglichen Zeitbewegung. In einer historischen Periode wurden sie zur besonderen Kampfesfahne, doch aus dem düsteren Vormärz Oesterreichs, als sie den Atem der Jugend glühend und glühender machten, aus der Revolution, aus den Jahren des reaktionären Rückschlags — kurz aus dem Zeitalter des Dichters heraus wehen Grüns Freiheitsgedichte in unsere satte, fahle Gegenwart, wehen sie in unbegrenzte Zeiten. Eine beschränkte Anzahl von ihnen ist ja an heute überwundene politische Zustände, an verflossene Episoden des Entwicklungskampfes gebunden, und manche scheinen uns eingekapselt in die Irrtümer des Tagespolitikers; ich weise hin auf die Ueberschätzung Radetzkys, dessen historische Mission schon die 48er Legionäre mit Hinsicht auf die deutsch-freiheitliche Sache richtiger und gleich Null werteten; sowie auf die anfängliche Verkennung Bismarcks in drei „Zeitklänge" genannten Sonetten (mitgeteilt von Radics), die Grün übrigens von der Sammlung seiner Gedichte später selbst ausschloß. Doch diese Spuren des Endlichen, von denen keiner frei sein kann, lähmen nicht die Flügel der zeitlosen Grünschen Kampflieder. Daß sie, die glanzvolle Waffe des Tages, doch wahrhaft sub specie aeterni entstanden sind, das unterscheidet diese Gedichte auch von der heißblütigsten und wirkungsvollsten Lyrik Freiligraths, Kinkels, Herweghs und der anderen Freiheitsdichter. Waren und bleiben Anastasius Grüns politische Gedichte das Panier der Partei aller Freigesinnten, so stand der kastalische Dichter, der hinauf zur Morgenröte langte, doch „auf einer höheren Warte denn auf den Zinnen der Partei". Nichts Banales, kein leeres Schlagwort haftet Grüns Gedichten an, und indem er für die Erscheinungen des Tages die ewigen Gleichnisse der Natur findet, vertiefen und verknüpfen sich blinde Tatsachen in seiner Dichterbrust zu erleuchteten Gedanken und die Gedanken zu Gesetzen. Sein Deutschbewußtsein hat nicht, wie bei so vielen, der Kampf geboren, es ist vielmehr identisch mit seiner Weltanschauung und umfaßt daher auch einen besonders reichen Inhalt:

Deutsch sein heißt: offne Freundesarme,
Für alle Menschheit ausgespannt,
Im Herzen doch die ewig warme,
Die einzige Liebe: Vaterland!
Deutsch sein heißt: sinnen, ringen, schaffen,
Gedanken sä'n, nach Sternen späh'n,
Und Blumen zieh'n, doch stets in Waffen
Für das bedrohte Eigen steh'n.

Nicht an das Bleibende der Grünschen Gedankenlyrik, doch zur Würdigung seiner Persönlichkeit ist seine Zeitgeschichte heranzuziehen. Doppelt hell vom dunklen Hintergrunde des geknechteten und dann vom deutschen Vaterlande getrennten Oesterreichs hebt sich die Gestalt dieses kühnen und treuen Mannes ab. Wie die große Verjüngung der Menschheit durch die französische Revolution auf die Schriften der Enzyklopädisten, so ist die Bluttaufe der kleinen Freiheit Oesterreichs auf den Dichter der Wiener Spaziergänge und des „Schutt", des einzigen Freiheitssängers im Vormärz, zurückzuführen. Auch von ihm gilt, daß er das deutsche Schwert geschärft habe: In den Oasen seiner Muse grünten die Oelbäume, aus deren Früchten der Nährsaft in das vestalische Feuer des deutschen Einheitsgedankens floß. Daß Grüns Dichtungen als Taten angesprochen werden dürfen, begreift ein jeder, der das Buch der Geschichte aufschlägt. Die Biographie des Dichters ist denn auch ein reichhaltiges Kapitel Weltgeschichte. Es muß hier darauf verzichtet werden, die historische Bibliothek zu plündern; seiner Dichtung einen kargen Rahmen zu geben, sei gestattet. Schon an dieser Stelle möchte ich auf ein jüngst erschienenes Buch aufmerksam machen, das uns einen noch intimeren Einblick in das Kämpfen und Leiden des Dichters gewährt als alle bisher vorliegenden Biographien. Es ist der „Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt).

Anton Alexander Graf v. Auersperg ist heute vor hundert Jahren als Sproß eines uralten Adelsgeschlechts geboren. Der freie Geist seiner Ahnen hielt, wie den Aufzeichnungen Radics' zu entnehmen ist, zwar nicht den Stammbaum rein, bewahrte dagegen den Enkel vor dem atavistischen Erbe der Inzucht. Bis zu Friedrich II. zurück hatten die Väter Grüns das Amt des Oberst-Erb-Landmarschalls in Krain inne; des Dichters Großvater jedoch wurde gemaßregelt und dieses Amtes enthoben, weil er sich mit Rücksicht auf die ständischen Freiheiten geweigert hatte, absolutistische Verfügungen auszuführen. Grüns Vater gehörte einer Freimaurerloge an, die im Jahre 1802 wegen angeblicher Staatsgefährlichkeit aufgehoben wurde. Im Hause der Auersperg blühten Kunst und schöne Spiele. Sie führten die erste italienische Oper in Laibach ein, zehn Jahre früher, ehe Paris sie kennen lernte, sowie sie später die Begründer und Förderer des südlichsten Deutschen Theaters (Laibach) wurden. Unter des Dichters Vorfahren befindet sich eine ganze Reihe von Dichtern und hervorragenden Gelehrten.

Anton Alexander, der sich zum Schutze vor der Hermandad den altfränkisch klingenden Dichternamen Anastasius Grün gab, studierte in Graz und Wien die Rechte, veröffentlichte in frühen Jugendjahren zahlreiche Gedichte in den verschiedenen Musenalmanachen und kam dadurch in nahe persönliche Beziehung zu Karl Gottfried v. Leitner, Grillparzer, Bauernfeld und besonders Nikolaus Lenau, dessen Nachlaß und Biographie er später herausgab. In Grüns Studentenzeit fällt der Beginn seiner Lebensfreundschaft mit dem steiermärkischen Gubernialbeamten Joseph Fellner, dem der vierundzwanzigjährige Dichter den „Letzten Ritter" — und der fast Siebzigjährige einen ergreifenden Nachruf gewidmet hat. Bezeichnend wie die treue Freundschaft ist für Grün eine Stelle des Nachrufes. Sie lautet: „Durch den Besitz des Leopoldordens war ihm (Fellner) zugleich die Erlangung des Ritterstandes dargeboten. In seiner Natur aber lag es nicht, sich, gleich so vielen anderen, in die Hochflut von Ordens-, Adels- und Titel-Jägern zu stürzen, welche sich schwellender als je in seltsamem Kontraste gerade über unser demokratisches Zeitalter ergießt. Denn ihm, der die Zeitidee in aller Lauterkeit und Strenge erfaßt hatte, genügte es nach wie vor, dem Hochadel des Gemütes, der Bannerschaft des Geistes anzugehören."

Anastasius Grün entzog sich jeder Berufung an das Hoflager und lebte als freier Mann teils auf seinen Gütern in Krain, teils in Graz. („Scheu und fern den Königssälen keimt' und wuchs und blüht mein Lied.") Im ständischen Landtage von Krain vertrat Auersperg mit eiserner Beharrlichkeit die deutschen und freiheitlichen Interessen — gegen die immer heftigeren Aspirationen des nationalen Slovenentums. Der politische Kampf hin-

derte ihn jedoch nicht, dem jungen südslavischen Schrifttum ein deutscher Entdecker und Förderer zu werden. Er hat die Dichtungen des einzigen slovenischen Kunstdichters, Prescheren, und die Volkslieder aus Krain übersetzt und in dem glänzenden Vorworte zur Buchausgabe dieser Gedichte betont, daß „vor dem höheren Losungsrufe der Menschheit das Feldgeschrei der Nationalitäten verstummen muß, wie das Wort des Individuums vor der Stimme der Nation". In diesem Vorworte wies übrigens Grün mit wissenschaftlicher Gründlichkeit nach, daß das slovenische Volkslied ganz und gar aus dem deutschen entstanden ist. Zum Danke für die kulturelle Liebestat pflegt fast alljährlich der slovenische Pöbel, angestachelt von den heutigen politischen Führern in Krain, das Laibacher Denkmal mit Unrat zu besudeln. . .

Im Jahre 1830 erschien Grüns erste Gedichtsammlung: „Blätter der Liebe." Er nahm die Erstlinge nur zum Teil in die spätere Ausgabe seiner „Gedichte" (1837) wieder auf, und gesäubert erscheinen sie auch in seinen „Gesammelten Werken" (Berlin, Grote, 1877, 5 Bände). Der unpolitischen Lyrik Grüns fehlt, wie Hammerling richtig charakterisiert, die Leidenschaft, der Hauch verheerender innerer Stürme. Doch haben sie die helle Farbenfreude des Süddeutschen, eine blühende Bildersprache in klarer Form und scharf gemeißelte Gedanken. Volkstümlich sind nur einige wenige geworden, etwa: „Ich hab' eine alte Muhme", „Begrüßung des Meeres":

Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig ahnungsschwer,
Liegst du vor mir ausgebreitet
Altes, heiliges, ewiges Meer.

Ferner: „Der letzte Dichter", der mit der berühmten Strophe schließt:

Solang noch Gräber trauern mit den Zypressen dran,
Solang ein Aug' noch weinen, ein Herz noch brechen kann,
So lange wallt auf Erden die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd, wem sie die Weihe lieh

Schwerer wird die Gedankenfracht der unpolitischen Gedichte in dem letzten Werke des greisen Dichters („In der Veranda"); vorgreifend seien dem schönsten der Sonettenkränze: „Helgoland" die Verse entnommen:

Verwitternd springt der Stein vom Rand: Wir wandern!
Vom alten Felsen klingt es: Wir zerfallen!
Er singt es wohl sich selber und uns andern.

Das Gedicht „Läuterung" beginnt:

Wo war, wo ist, wo wird sie sein,
Die Stunde, wahrem Glück erlesen?
Sie ist nicht und sie wird nicht sein,
Denn sie ist immer nur gewesen.

Der Vollklang des Namens Anastasius Grün strömt aus dessen politischer Lyrik, und es ist merkwürdig, daß gerade in diesen Gedichten der unmittelbare Herzschlag zu vernehmen ist, daß gerade sie von einem so echten Feuer glühen, wie es sonst nur Liebesleidenschaft zu entzünden pflegt. Es ist heute kaum mehr zu ermessen, welche ungeheure Aufregung der Geister nicht bloß im metternichisch kastrierten Oesterreich das erste Erscheinen der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" hervorrief. Das war Thors Hammerschlag an Turm und Mauer! Aber die wuchtige Kraft schnellte auch zierliche, spitze Pfeile über die Wälle, und ein wahrhaft vornehmer Geist spreizte rauschende Adlerflügel über dem großen Sumpfe. Das Büchlein erschien zu Leipzig im Jahre 1831 und selbstverständlich in erster Auflage anonym. Damals und noch bis zur Jahrhundertsmitte war es den Schriftstellern Oesterreichs bei strenger Strafe verboten, Bücher und Schriften im Auslande drucken zu lassen. Den Import und den inländischen Verlag aber knebelte eine barbarische Zensur. Dessen ungeachtet flatterten Grüns freie Lerchen zu ungezählten Tausenden als Konterbande über die vergeblich bewachte Grenze zurück in die Heimat. Radics nennt das Buch eine „Orsini-Bombe".

Vom Grundpfosten bis zum Giebel des klerikal-aristokratisch-absolutistischen Staates rüttelten diese Nibelungenverse. Die „dicken und die dünnen" Tonsurierten, das Wiener Phäakentum, Metternich, den Büttel des Knechtsinns, die Herrschaft von Krummstab und Säbel, Zensor und „Naderer" (Geheimpolizisten), die Renegaten, die Aristokraten („deren ganzes langes Leben nur ein Warten auf den Tod") nimmt der Dichter zur Zielscheibe, und am mutigsten zückt sein Schwert nach der Fürstenkrone. Mit geblähten Segeln der Sehnsucht zieht, bezeichnend für jene Zeit, des Dichters Seele nach dem freien Strande von Amerika. Im Geleitliede zur siebenten Auflage (1876) sagt Grün wehmütig: Einst habe mancher das Haupt geschüttelt:

Wie weit voraus, wie rasch und wild!

Jetzt wiegten die Jungen bedenklich das Haupt:

Wie weit zurück, wie mild und zahm!

Aber diesem Worte des Dichters schenkt keiner Glauben, der den Gluthauch seiner frühen Lieder heute atmet. Grün hatte in der 45 Jahre nach dem Entstehen des Buches geschriebenen Widmung an seinen Sohn kein Wort zu widerrufen. Die Einigung Deutschlands, nun jubelnd von ihm begrüßt, der Wiener Spaziergänger hatte sie prophezeit. Sie ist ihm in dem Spätgedichte die Frucht des Wormser Protestanten, „der Römerkron' und röm'sche Fron zu Stücken schlug"; und wenn er klagt, daß Deutsch-Oesterreich im Kriege des Jahres 1870 beiseite stehen mußte, und schmerzvoll des Jahres 1866 gedenkt („Das Schwert durchschnitt das Tischtuch leicht"), so trägt er in seiner Sehnsucht die Bürgschaft unzertrennbarer Einheit:

Nicht unterm Grenzstein gräbst du ein
Das schöne Heim, das du besessen,
Wie ihrer Wiege längst vergessen
Die stille Muschel dort im Schrein.
Die Muschel dort? Was sie verlor,
Ob sie vergaß der frühern Tage?
Ei, frag sie selbst, daß sie dir's sage!
Die Schnecke hielt ich an mein Ohr,
Da wallt's heran aus Fernen weit,
Ich hör' es branden, orgeln, sausen,
Und mich umrauscht im Wogenbrausen
Des Weltmeers ganze Herrlichkeit.

Immer wieder verleiht der Vergleich mit der Natur dem politischen Gedichte Grüns die Macht des Natürlichen, den Schutz gegen Phraseologie und Teutomanie.

Die reifste Freiheitsdichtung Anastasius Grüns und zugleich sein vollkommenstes Dichtwerk überhaupt erschien 1836: „Schutt." (13. Auflage, 1877.) Hier ist nichts Provinzielles und nichts Zeitliches mehr an der allegorischen Apotheose des Gedankens, der Kerkerturm und Klosterruinen mit allen süßen Farben der Morgenröte überflutet. Für die Art des Grünschen Gleichnisses ist das Meistergedicht X im „Turm am Strande" gültig. Der gefangene Sänger zieht einen Halm aus seinem Strohlager, spinnt daran seine Seele hinaus ins Freie, schwelgt dort im Anblicke des Kornfeldes, feiert das Schnitterfest mit, drückt den Erntekranz in eines geliebten Hauptes Locken und wird plötzlich durch das Gerassel der Kette aus dem Traume geweckt; mit dem Schmerzensrufe sinkt er hin:

Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Daß ich durch dich noch einst so elend wäre!

Zwischen den beiden politischen Dichtungen und nachher, bis zum Jahre 1850, entstanden die Epen „Der letzte Ritter" (mit dem populär gewordenen Martinswand-Gedicht), „Die Nibelungen im Frack" und „Der Pfaff vom Kahlenberg". Sie wurden einst viel bewundert, sind aber trotz ihrer eleganten poetischen Diktion mit ihrer ganzen literarischen Gattung heute in den Hintergrund getreten.

Der Sänger des Vormärz griff, je näher die Erfüllung seinen heißen Wünschen kam, desto seltener in die Harfe. Aber er rastete nicht. Hatte Auersperg-Grün mit den Wiener Schriftstellern schon den ersten Vorstoß gegen die Zensur unternommen, so rief das Sturmjahr 1848 den Zurückgezogenen mitten in die Arena. Nun betrat der früher vergebens gelockte Palatin die Wiener Hofburg, und im entscheidenden Augenblicke des 13. März war er es, der mit Eduard Bauernfeld bei Erzherzog Franz Karl, dem maßgebend gewordenen Bruder des Kaisers, die ungesäumte Zusicherung der Konstitution erwirkte. Im April 1848 wurde Auersperg in das deutsche Vorparlament und dann vom Kreise Laibach in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. Sein Optimismus hatte gejauchzt:

> Brüder, wir Boten aus Oesterreich
> Grüßen euch traulich mit Sang —

in schwerer Enttäuschung kehrte er von dem ohnmächtigen Parlamente zurück. Und als nun die Reaktion über Oesterreich hereinbrach, war Anastasius Grün ein unglücklicher Mann. Als wäre die Welt noch auf dem alten Flecke, erhielt Grün die Einberufung als „Vertreter des landtäflichen Grundbesitzes" am provisorischen Landtage teilzunehmen. Grün lehnte diese Berufung ab, indem er das Vorrecht des adeligen Grundbesitzes für verfassungswidrig erklärte. Verbittert zog er sich in die Einsamkeit zurück. Erst als Oesterreich wieder in konstitutionelle Bahnen einlenkte, erschien Grün neuerdings auf der parlamentarischen Bildfläche. Fortan, zuerst im verstärkten Reichsrat und im Krainer Landtag, dann im steiermärkischen Landtage und vom Jahre 1861 an im Herrenhause, hielt er als liberaler deutscher Vorkämpfer im parlamentarischen Getriebe aus. Nicht nur Hamerling, auch er selbst beklagt die Ablenkung vom Musendienste. Im Jahre 1864 erschien noch sein „Robin Hood" und dann nichts mehr — bis zu dem kurz vor seinem Tode fertig gestellten letzten Gedichtbande „In der Veranda" (erschienen 1877).

Die im letzten Vierteljahrhundert seines Lebens geschriebenen Gedichte und auch noch ältere Perlen umfaßt dieses Buch. Die bedeutsamsten politischen Entwicklungen spiegelt es im reinen Elemente der Dichtung: Oesterreichs Kämpfe um die Verfassung, die Bedrängnisse des österreichischen Deutschtums, die Kriegsjahre 1866 und 1870, die Ausschließung der habsburgischen Monarchie aus dem politischen Deutschland, die Entstehung des Deutschen Reiches. Wie furchtbar Anastasius Grün, der alle seine Lebenskraft für deutsche Einheit und Freiheit dahingab, unter dem notwendigen Schicksalsschlage von Königgrätz litt, das ersehen wir auch aus dem hochinteressanten Briefe, den der Dichter am 26. Juli 1866 an Frankl richtete („Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl", S. 201 ff.). Dort macht er mit dem Rufe: „Finis Austriae" die unbedeutende und demoralisierende Führung Oesterreichs für den Bruderkrieg und dessen Folgen verantwortlich, bezweifelt, daß das zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunkene Staatswesen sich unter der fortdauernden Herrschaft von Bureaukratismus, Säbel und Kanzel gedeihlicher entwickeln werde, und sagt u. a.: „Wir Deutschen werden unter der magyarisch-slavischen Suprematie, losgerissen von unseren Stamm- und Kulturgenossen, uns nimmermehr heimisch fühlen können und als die neuesten Schmerzenskinder dem großen homogenen Elemente zusteuern, und es wird eine Zeit kommen, wo der Patriot dieses Streben mit aller sittlichen Kraft wird fördern müssen, in der Erkenntnis nämlich, daß dort, wo Freiheit und Bildung nicht das einigende Band bilden, dynastische Interessen allein in diesem Jahrhundert viel zu schwach sind, um den Kitt des Zusammenhalts abzugeben. . . Möge Deutschland unseren Kindern und Enkeln für diesen Verlust (der Hoffnungen auf Oesterreichs Zukunft), dessen ganze Schwere sie nicht mehr so wie wir fühlen werden, dereinst wenn möglich vollen Ersatz gewähren!"

In Grüns Gedichten aus dem Jahre 1848 wendet sich der Dichter an Kaiser Ferdinand, verwirft Güte und Gnade („Die Gnad' ist wilden Ehbunds Kind") und ruft dem Monarchen nach ungehörten Bitten zu:

> Umsonst! umsonst! Ein Wehschrei tönt empor aus deinem Volke,
> Rasch auf den Grund der Gegenwart senkt dich die gold'ne Wolke;
> Da spritzt ein Tropfen Bluts auf dich vom fernen Weichselstrande,
> Der zu gemeinem Königsrot dir färbt die Schneegewande.

Während der Reaktion der 50er Jahre schmettert Grün geharnischte Sonette gegen die Machthaber, die wieder erstandene Zwangsherrschaft der „Pfaffen und Ritter". Als aber zum erstenmal nach der Schlacht von Königgrätz die Schützen aus ganz Deutschland wieder ins Nibelungenland, in die Stadt Wien kamen, da rauschte ihnen ein Hymnus aus des Dichters Seele entgegen, der hoch über die Bedeutung dieses und ähnlicher Feste hinaus zu kommenden Geschlechtern widerhallt:

> Ob unter euch viel Meilen weit der Schienenstrang geklungen,
> Und über mancher Grenze Pfahl sich euer Zug geschwungen,
> Ihr seid doch in der Heimat noch, im Vaterhaus geblieben,
> Wo einer Mutter Kinder eins im Hoffen, Dulden, Lieben,
> — — — — — — — — — — — —
> Zwar fällt ein bitt'rer Tropfen heut ins Glas, — doch er auch fromme!
> Wer dächte nicht: was ist und war, wer sönne nicht: was komme?

Zu den Gesangvereinen sagte Fürst Bismarck, die deutsche Dichtung, das deutsche Lied habe zu seinem Einigungswerke die wichtigste Vorarbeit geleistet, und niemand könne es den Deutsch-Oesterreichern verwehren, ihren vollen Anteil an dem deutschen Geiste zu beanspruchen. Gerade so, an dem 100. Geburtstage unseres Dichters, sei es hervorgehoben, gehört Anastasius Grün nicht einem einzelnen Volksstamme, sondern dem ganzen deutschen Volke. Der freiheitliche Atemzug seiner auf der lichten Höhe vorurteilsloser Menschlichkeit entstandenen Dichtung hätte gegenwärtig im deutschen Norden sogar mehr erkaltete und eingeschnürte Herzen zu beleben als in des Dichters südlicher Heimat. Es ist sehr zu wünschen, daß die vom Cottaschen Verlage vorbereitete Gesamtausgabe der Werke von Anastasius Grün (die Berliner vom Jahre 1877 ist recht unvollständig) nicht nur zum Denkmal des Dichters und seines vorbildlichen Charakters, sondern vor allem zum Fruchtträger seiner reichen Blütenschätze werde. . . . Wie es Hamerling geahnt hat, als er dem geliebten Dichter kurze Wochen nach der Feier seines 70. Geburtstages den Kranz aus Asphodelosblüten wand: „Und die Toten allein sind unsterblich."

Zwei fränkische Novellen.

Jakob Wassermann: „Der nie geküßte Mund", bei A. Langen (München).

Wilh. Weigand: „Michael Schönherrs Liebesfrühling", bei Georg Müller (München).

Die Jahreswende brachte die Jahrhundertfeier der Erhebung Bayerns zum Königreich, worin inbegriffen war, daß die hohenzollernschen Stammlande, die fränkischen Provinzen „ober- und unterhalb des Gebürges" an die bayerische Krone fielen. Mich dünkt, nicht leicht war eine gewaltsamere Ehe geschlossen als hier, da man Franken und Altbayern politisch vereinigte. Aeußerlich ist diese Vernunftehe glücklich ausgegangen, nach dem Normalrezept, daß ein Teil sich unterordne. Das hat Franken getan. Seine Bevölkerung ist ganz bayerisch geworden. Selbst in den Markgrafenstädten. Ich habe sogar, nicht angesichts der Eremitage der großen Markgräfin von Bay-

reuth, selbst nicht in der so schön stilgemäß gebliebenen markgräflichen Stadt Ansbach, jemals einen Eingebornen von den Zeiten anderer Herrschaft sprechen hören.

Woraus resultiert diese Gleichgültigkeit?

Nun, politisch und wirtschaftlich bedeutete für die fränkischen Provinzen die Angliederung an Bayern wohl eine Erlösung. Dies wäre aber nicht Grund genug, daß ein Volksstamm seine Vergangenheit so gänzlich vergißt.

Nicht einmal die Geschichten von Albertine de Marwitz, Hippolyte Clairon, Lady Craven sind noch lebendig, obwohl der zum Stil gewordene Klatsch vergangener Zeiten oft Staatsaktionen überdauert. Es gibt aber doch auch noch andere Erinnerungen an die Hohenzollernherrschaft in Franken, bösere und feinere. Woher rührt ihr Entschwinden aus dem Volksbewußtsein?

Ich habe in einer Volks- und einer Töchterschule Geschichtsunterricht gehabt. In jener waren die Gründung Roms und Pipin der Kleine sehr wichtig, in der anderen verbrachte man mit habsburg-aragonischen Heiraten und Erbfolgen die schöne Zeit. Ich bin etwa neun Jahre lang in Franken zur Schule gegangen, aber von fränkischer Vergangenheit habe ich nimmermehr ein Wort vernommen —, obwohl in Bayreuth der Schulweg an dem Türkenmonument des Markgrafen, am Schloß vorbeiführte — in den Hofgarten hinein.

Trotz dieses Schweigens, Nichtwissens glaube ich, die brandenburgisch-hohenzollernsche Kultur redet noch zart. In Ansbachs Bevölkerung, scheint mir z. B., steckt noch ein gut Teil Bürgersinn brandenburgischer Art.

Und über der fränkischen Landschaft mit ihren vielen Denkmalen, Markgrafenschlössern und Herrensitzen liegt für den Sehenden noch ein feiner, ferner Duft seltsamer Vergangenheiten.

Was das Volk nicht mehr weiß, nicht mehr sieht, kaum noch ahnt, die Geschichte seiner Herkunft, was es nur als Alltag, nicht als Anmut sieht, den Charme seiner Landschaft, das fand ich verdichtet und zu einer süßen Melodie erhoben in den beiden Büchern zweier Franken, von denen ich hier sprechen möchte.

Jakob Wassermann stammt aus Fürth. Er hat auch „Die Juden von Zirndorf" geschrieben, einen Roman, den ich persönlich für das bedeutendste Werk dieser Zeit aus männlicher Feder halte. In seiner Novelle „Der nie geküßte Mund" hat Wassermann nicht jene erdrückende Kraft, die Fürth und Zirndorf zu sagenhaften Orten machte. Er spricht hier leiser — und der verschollene Ort Gunzenhausen an den Wassern der Altmühl wird zu einem typischen Bild des südlichen Frankens. Seltsame, verschlossene Menschen stehen in der Enge, sind an die Scholle gebunden durch Erinnerung und schmerzliches Verwachsensein. Sie scheinen zukunftslos in ihrem Herzen, weil das Herz sie zurückzieht in verwirrende Geschehnisse alter Tage, die ihnen ungeheuerlich und überwältigend wie blutrote Fackeln der Leidenschaft aus Finsternissen herüberragen in ihre Zeit. Jakob Wassermann ist ein so großer Künstler, daß er das Medium der Tatsachen kaum braucht, seine historischen Stimmungen hervorzubringen.

Ein sonderbarer Lehrer hat den glühenden Wunsch nach einer alten Chronik der Markgrafschaft Ansbach. Er las einmal darin. Das hat ihn mit seltsamen Gesichten und Offenbarungen erfüllt. Es ist ihm, als hätte er in den Weltbrand der Geschichte geblickt — bis ihm endlich sein Wissen zur Tragödie wird, bis ihm aus jenen Zeiten herüber ein Rausch von Lust faßt — von jener Lust, in der Zeit, Tragödie und Historie versinken — in jener Lust, die von dem ungeküßten Mund überspringt. Küßt er den Mund? Es ist gleichgültig. Weil doch für manche Seele die Sehnsucht das größte aller Dinge bleibt.

In dem alten Lehrer Jakob Wassermann ist eine Inkarnation erstanden der Wünsche, Sehnsüchte und Vergangenheiten, der spirituellen Rasse Frankens: wie sie notwendig sein müßte, logisch sein müßte, wenn nicht ein sich seiner Selbständigkeit begeben habender Stamm sich naturgemäß veränderte. Das, was sein Letztes bedeuten könnte, wird er nur mehr in Einzelerscheinungen

produzieren, hier mit in einem Juden, der aus
lichen Glanz einer seltensten Individualität hera
und Unbewußte seiner Heimat zu tragischem Gla

Jakob Wassermann gibt ein historisches Frank
Weigand ist bürgerlicher und natürlicher. Er fü
Michael Schönherrs Liebesfrühling mit in jenen A
die Ausläufer des Odenwaldes nach dem katholischen
hereinkommen.

Ein junger Mensch sucht Bildstöcke und andere historische Denkmäler. Er kommt in eine vergangene fränkische Herrschaft, deren Amtleute seine Vorfahren waren. Solche Wege, solche an der Hand eigener Herkunft betriebene Kulturgeschichte hat einen stillen und schwermütigen Reiz. Wer Franken durchwandert hat, kennt die verlassenen Amthäuser, die Schlösser, in denen nur noch seltsam altmodische Leutchen wohnen, oder nur die Erinnerung, die immer schön wird, weil wir alle zur Vergangenheit stehen wie der Liebhaber zu seinem Mädchen, zärtlich und als Schenkende, die ihr vielleicht manchmal geben, was nicht ihrer ist. „Die schmerzlich wohlbekannten Verhältnisse" (wie Weigand sagt) von Enge, Armut und einem Leben abseits der großen Geschehnisse machen uns für manchen Augenblick zu Bewegten.

In Weigands Novelle redet die Stille der fränkischen Landschaft — und wie der Brunnen im Schloßhof durch den Sommertag klingt, klingt dem Dichter die Vergangenheit auf. In schönen, weichen Linien ist das Land gezeichnet, mit einer Liebe, die aus einem Herzen kommt, das der Natur viel dankt. Und auch hier ist das reiche kulturhistorische Wissen des Dichters organisch, kontrastlos und lebendig verwoben mit einer Liebesgeschichte voll stiller Anmut und menschlich so begreiflicher Resignation.

Weigands Menschen sind weniger tragisch und leidenschaftlich als die des Jakob Wassermann — sie sind im Einklang mit dem Land, anmutig beseelt, still und liebevoll von der Hand eines im schönen Sinne Ueberlegenen hingestellt.

Ich kenne die Schauplätze Jakob Wassermanns, den Altmühlgrund als eigenes Ursprungsland — ich bin in hellen Frühlingstagen in einem Weiganddorf gewesen und habe seine Stimmungen nie vergessen. Vielleicht kann nur ein aus gleicher Umwelt Kommender g a n z die Schöpfermacht des Dichters verstehen. Für mich bedeutet Jakob Wassermanns Novelle eine Inkarnation der spirituellen Historie Frankens, zu der Wilhelm Weigands fränkische Geschichte ein wertvolles Gegenstück im landschaftlich-volkspsychologischen Sinn ist.

Ich wollte die beiden Arbeiten nicht zu d e r Heimatkunst stellen, deren Winkel- und Zaunschilderungen man jetzt preist: die beiden Dichter geben mehr als eine Wirklichkeit, die jeder Feinere auch sieht: sie haben ihr Land in dem Sinn erst geschaffen, wie J. P. Jacobsen Dänemark schuf.

Diese Bücher sind nur Gebildeten zugänglich, sie setzen Kultur voraus. Es wäre herzlich zu wünschen, sie drängen in viel weitere Kreise, als es bisher geschehen ist — und sie gäben die Anregung, daß man auch im Volke die alten Erinnerungen wieder zu beleben sucht. Hier in Thüringen hab ich Dienstmädchen einander von der „Pawelonia" (Maria Paulowna) erzählen hören. Weimar ist vielleicht das Musterland für die Pflege der Vergangenheit. Weiß irgendwo ein fränkisches Dorfkind, was der rote Adler bedeutet, der noch am Tor steht, das jetzt vielleicht zur Scheune führt?

J e n a. E. H o e c h s t e t t e r.

Bücher und Zeitschriften.

n. **Zweihundertundfünfzig Jahre einer Leipziger Buchdruckerei und Buchhandlung.** Unter diesem Titel ist soeben ein prächtig ausgestattetes, mit einem Bildnis in Lichtdruck und 97 Abbildungen geschmücktes Werk als Handschrift für Freunde erschienen, das die Geschichte der D ü r r s c h e n B u c h h a n d l u n g in L e i p z i g von der Begründung ihres Stammhauses im Jahre 1656 bis auf die Gegenwart und die Geschichte der Familie Dürr enthält. Bearbeitet ist die Festschrift von Dr.

E. Kraker, Bibliothekar an der Leipziger Stadtbibliothek. Liefert diese Geschichte wertvollste Einblicke nicht nur in die Entwicklung der Buchdruckerei und des Buchhandels, sondern in die gesamte Kulturbewegung, so erfreut dabei namentlich der sichere Aufstieg des Ganzen bis zur Höhe der Gegenwart. Denn namentlich unter der Leitung des gegenwärtigen Inhabers, Herrn Johannes Friedrich Dürr, hat jene Buchhandlung eine hervorragende Bedeutung für Wissenschaft und Geistesleben, speziell für Philosophie und Pädagogik, gewonnen. Auf pädagogischem Gebiet hat sie namentlich für die Lehrerbildung gewirkt, am meisten durch „Dürrs deutsche Bibliothek", welche das herkömmliche Schullesebuch für Seminare durch eine zusammenhängende Bibliothek ersetzt und durch solchen neuen Weg das Ziel außerordentlich fördert; auf philosophischem Gebiet wurde neben anderen Werken Kirchmanns „Philosophische Bibliothek" erworben und in wahrhaft großartiger Weise zu neuem Leben erweckt. Für Neubearbeitungen wie für völlig neue Aufgaben wurden umsichtig die besten Kräfte gewonnen, damit eine gewaltige Arbeitsleistung verrichtet und die fruchtbarste Förderung gebracht. Nun zum erstenmale, um nur dies eine anzuführen, erhielten wir — in vier stattlichen Bänden — eine deutsche Leibniz-Ausgabe, welche alle philosophischen Hauptschriften des großen Denkers umfaßt. Endlich aber hat der Verlag in wachsendem Maße auch eine Fülle neuer Werke gebracht, und es verdient aufrichtige Anerkennung, daß er sich dabei nicht auf ältere und anerkannte Gelehrte beschränkte, sondern auch zahlreiche jüngere Kräfte in die Oeffentlichkeit einführte. Durchgängig erscheint in diesem Wirken und Schaffen ein enge Verbindung geschäftlicher Tüchtigkeit und idealer Gesinnung, wie wir sie für die Wissenschaft nur wünschen können. So werden an dem Jubiläumstage, der am 14. April begangen wird, viele der Buchhandlung und ihrem vortrefflichen Leiter aufrichtigste Glückwünsche darbringen.

N. Lenau. Poète lyrique par *L. Reynaud.* Paris 1905, Société nouvelle de librairie et d'édition. 8⁰. XVII, 460 pg.

Wer das dicke, durchaus nicht breit gedruckte Buch L. Reynauds zur Hand nimmt, wird einigermaßen erstaunt sein, wenn er als ersten Satz des Vorworts diesen liest: „Ce livre n'est pas un travail d'ensemble sur Lenau." Der Verfasser fährt sodann fort, daß sein Buch im Gegenteil eine allgemeine Kenntnis des Lebens und der Werke des Dichters voraussetze. Der Zweck des Buches sei, die organisation morale und die production lyrique des Dichters einer möglichst exakten und vollständigen Analyse zu unterwerfen, um zu versuchen, die innigen Beziehungen zwischen beiden zu bestimmen. Mit anderen Worten, der Verfasser hat, wie aus seinem ausgedehnten Vorwort hervorgeht, die Absicht, zu zeigen, daß das Leben und die Kunst eines Menschen nicht zu trennen sind, daß vielmehr die Gesetze des künstlerischen Schaffens nichts anderes sind als die Gesetze des realen Lebens in anderer Anwendung. Reynaud will mit seinem Buche beweisen, daß aus einem ungezügelten, nicht von der Vernunft und dem Verstand beherrschten und geleiteten Leben keine vollendete Kunst emporblühen kann, daß nur die Halbgötter, die in sich die Kraft finden, gefestigte Menschen zu sein, auch große Künstler werden. Die Analyse der seelischen Veranlagung Lenaus und seiner Werke erscheint somit nicht als Haupt- und Selbstzweck des Buches, sondern dient nur dazu, ein illustrierendes und beweisendes Beispiel für die aufgestellten Sätze des Verfassers abzugeben. Das Beispiel ist im Sinne der Behauptungen Reynauds gut benützt. Lenau war ja ein Dichter, dessen zerfahrenes, haltloses Leben, dessen Mangel an Konzentration, Selbstzucht und Selbstbeherrschung, dessen Unvermögen, sich zu ruhiger, fester Männlichkeit und klarer Ueberlegtheit emporzuringen, seiner Kunst mancherlei Schaden zufügten. Freilich wird es schwer sein, diesen Schaden genau zu bestimmen. Es dürfte hier der Fall sein, was oft eintritt, wenn „Sachverständige" vernommen werden, daß so viel verschiedene, zum Teil recht sehr von einander abweichende Ansichten auftreten, als Urteile abgegeben werden. Ich für meine Person kann beispielsweise nicht in allem mit dem Verfasser übereinstimmen. Reynaud will nur die „Heidebilder", die „Schilflieder" und die „Waldlieder", die „die Ehre des Dichters gerettet haben", als vollwertig gelten lassen. Im übrigen habe Lenau, der den Bahnen der Romantik und vor allem dem Byronismus folgend, dem schrankenlosen Individualismus sich ergeben habe, die Schlacht verloren. — Doch ich will hier nicht meine abweichenden Ansichten mitteilen. Ich könnte sonst leicht in den Fehler verfallen, unnötig breit zu werden und weit auszuholen — einen Fehler, den ich gerne bei dem Buche Reynauds rügen möchte. Der Verfasser hat für mein Empfinden sein Versprechen, eine möglichst vollständige Analyse zu geben, zu gut gehalten. Er scheint keinen Gedanken unterdrückt zu haben, der ihm bei Behandlung seines Gegenstandes vor die Seele trat. Mehr Kürze hätte nur wohltuend wirken können. Sehr ermüdend sind z. B., um nur einen Punkt herauszugreifen, die vielen Inhaltsangaben und Inhaltsandeutungen von Lenauschen Gedichten im zweiten Teile des Buches gerade für Leser, die, wie der Verfasser voraussetzt, schon mit den Werken des Dichters vertraut sind. (Die beiden Teile des Buches sind: I. Les sources de l'oeuvre lyrique: L'homme. II. L'oeuvre lyrique.) — Mehr aber als die Mängel des Buches wollen seine tüchtigen Eigenschaften besagen. Vor allem ist der hervorragende, ausdauernde Fleiß zu bewundern, der aus allen Teilen des Buches spricht. Reynaud kennt nicht nur die Persönlichkeit des Menschen und Dichters Lenau vollständig, er zeigt sich auch als guten, wohlunterrichteten Kenner der deutschen Literatur. Sein Buch ist die Arbeit echt wissenschaftlichen Ernstes, die Arbeit eines tiefschauenden Psychologen und eines feinen Aesthetikers. Sagt Reynaud auch nichts gerade auffallend Neues über Lenau, sein Leben und seine Kunst, und geht er auch im Bestreben, seine Thesen siegreich durchzuführen, bisweilen etwas einseitig vor, so müssen wir es doch auf jeden Fall dankbar anerkennen, daß ein Franzose sich so gründlich und verständnisvoll mit einem deutschen Dichter beschäftigt.

Dr. Adolf Sonntag.

Allgemeine Rundschau.

35. Deutscher Chirurgen-Kongreß.

(Dritter Sitzungstag.)

* **Berlin,** 6. April. Die Verhandlungen der heutigen Vormittagssitzung begannen mit Erörterungen über die weitere Entwicklung der Operation hochsitzender Mastdarmkrebse. Es gibt im Mastdarm einen Bezirk, welcher, wenn er krebsig erkrankt ist, weder vom After und von der Kreuzgegend her allein, noch von der Bauchhöhle aus allein so vollkommen entfernt werden kann, wie man es bei einem Krebsübel verlangen muß. Für solche Fälle hat man vor einigen Jahren ein Operationsverfahren in Vorschlag gebracht, welches ermöglicht, von beiden Seiten her Zugang zu gewinnen, und hat die Hoffnung ausgesprochen, mit wachsender Erfahrung und Uebung den Kreis der Unglücklichen erweitern zu können, welche, sonst unrettbar dem fortschreitenden Leiden verfallen, auf diese Art geheilt werden können. Insbesondere vertrat Herr Kraske (Freiburg), welcher den einleitenden Vortrag zu dieser Erörterung hielt, diese Hoffnung, und glaubte durch seine eigenen sich immerhin jetzt verbessernden Operationsergebnisse einigermaßen auch heute sich dazu berechtigt. Er hob dabei besonders hervor, daß nach seinen und damit übereinstimmenden Erfahrungen anderer Operateure das weibliche Geschlecht wegen örtlicher und wahrscheinlich auch allgemeiner Verhältnisse eine besonders günstige Operationsstatistik liefert. Er wurde in Empfehlung der Operation auch von Herrn Kümmell (Hamburg) angelegentlichst unterstützt. In den folgenden Ausführungen aber einer großen Reihe von Rednern, voran Herr Kocher (Bern) und Lorenz (Wien), wurde die Berechtigung dieses hoffnungsvollen Standpunktes nur mit großen Einschränkungen unter den heutigen Verhältnissen anerkannt.

Nach Mitteilungen der Herren Kelling (Dresden) und Sticker (Berlin) betreffend gewisse Lebenseigenschaften der Blutzellen bei Geschwulstkranken sprach Herr Payr (Graz) über die Wirkungen der Einpflanzung von Schilddrüsengewebe in die Milz. Im Tierversuch hat er die Möglichkeit des Einheilens und der fortgesetzten Lebenstätigkeit der Schilddrüse in diesem Bauchorgan festgestellt und sogar gesehen, daß die Schilddrüse unter solchen Verhältnissen noch solche Wichtigkeit für das Leben des Tieres behält, daß nach Entfernung der Milz mit der eingeheilten Schilddrüse zusammen das Tier unter Erscheinungen zugrunde ging, wie sie sich nur bei Schilddrüsenverlust zeigen. Nach Gewinnung dieses vivisektorischen Ergebnisses hat er dasselbe auch am Menschen sich zunutze gemacht und auf diese Art ein Kind mit angeborener fehlender Schilddrüsenfunktion und Verblödung dadurch zur geistigen und körperlichen Entwicklung gebracht, daß er Schilddrüsengewebe von der Mutter in die Milz des Kindes einpflanzte. Auch Herr Kocher (Bern) teilte merkwürdige Erfolge mit der Milzüberpflanzung z. B. an die Bauchdecken mit.

Die folgenden Vorträge befaßten sich mit der Chirurgie der Gliederknochen. Herr Bardenheuer (Köln) zeigte seine Behandlungserfolge unter starker Zugwirkung bei Gelenkbrüchen, Herr Lexer (Königsberg) einen einfachen Verband für Speichenbruch, Herr v. Brunn (Tübingen) die Erfolge bei Kniescheibenbruchnaht. Ueber die Bedeutung der Naht bei diesen Brüchen für den Erfolg ließen sich die Herren Krönlein (Zürich), Küster (Marburg), Riedel (Jena) weiter aus, während Herr Bardenheuer (Köln) auch bei dieser schwerer zu behandelnden Verletzung mit seinen Zugverbänden auskommt. Weitere Mitteilungen betrafen einzelne Veränderungen an

Knochen, wie Knochenhöhlen, Knochenquetschungen und Knochengeschwülsten.

In der Nachmittagssitzung wurden zunächst diese Fragen weiter erörtert. Nach Ausführungen des Hrn. Küster (Marburg) von fachwissenschaftlichem Interesse über die Ausführung der Naht mit Silberdraht gingen die Verhandlungen wieder zu dem letzten Gegenstande der Vormittagssitzung, der Glieder- und Gelenkchirurgie zurück. Herr Braun (Göttingen) machte Mitteilungen über ein junges Mädchen, deren Hüfte sich willkürlich verrenken ließ, die aber aus dem Zustand so belästigt wurde, daß sie sich einer Operation unterzog. Herr Basse (Berlin) über Gewebsuntersuchungen bei Gelenkerkrankungen infolge angeborener Syphilis. Herr Bardenheuer (Köln) stellte einige Patienten mit vollkommen ausgeheilter Eiterung der Hüftgelenkspfanne vor. Sodann gaben die unangenehmen Folgen von Gelenkeiterungen die Veranlassung zu weiteren Erörterungen. Die langwierige Behandlung bei Fingergelenkeiterungen hat Herr Rasenberg (Würzburg) durch konsequent, auch beim Verbandwechsel, durchgeführte Ruhestellung des Gelenkes verbessert; die sonst nach Vereiterung der Gelenke unausbleibliche vollkommene Versteifung hat Herr Helferich (Kiel) durch Zwischenlagerung von Muskelsubstanz, ein Verfahren, das auch von Herrn Bier (Bonn) warm empfohlen wird, verhütet. Herr Hofmann (Graz) hat knöcherne Gelenkversteifungen durch Verpflanzung von Knochenhautlappen auf die Schnittfläche beseitigen können. Gegenüber der Bemerkung von Herrn Sprengel (Braunschweig), daß das Bardenheuersche Verfahren bei Kindern oder jugendlichen Personen sich besonders empfohlen habe, verwies Herr Bardenheuer auf seine guten Erfahrungen auch bei älteren Personen.

Wenn bei einer schweren Zerquetschung eines Gliedes die Absetzung desselben notwendig ist, so pflegt man, um genügende Bedeckung für die Knochenstümpfe zu erhalten, meist ein überstehendes Stück Knochen noch fortzunehmen. Um bei einem Kinde aber das gerade für das Weiterwachsen wichtige Knochenbildungsstück am Fußgelenk zu erhalten, hat Herr Samter (Königsberg) einen Hautlappen aus der Umgebung steigbügelförmig über den Knochenstumpf hinübergelegt, und so nicht nur in drei Fällen durch einen tragfähigen Stumpf ein gutes operatives Ergebnis erzielt, sondern dem Knochen auch die Möglichkeit erhalten, weiter zu wachsen. Auch Herr Helferich hat in zwei derartigen Fällen dafür gesorgt, daß dieses Knochenstück erhalten blieb, und die Hautbedeckung dafür von anderen Körperstellen hergenommen. Die folgenden Mitteilungen der Herren Brodnitz (Frankfurt a. M.), Kausch (Schöneberg), Grau (Königsberg), Wullstein (Halle) über neue Operationsverfahren zum Teil bei angeborenen Mißbildungen waren von wesentlich fachwissenschaftlichem Interesse. Herr Bardenheuer (Köln) hat in der Annahme, daß Nervenschmerzen oft durch eine Stauungsblutüberfüllung in den Knochenkanälen zustande kommen, durch Eröffnung der letzteren und Unterpolsterung der Nerven mit weicher Muskelmasse in ihnen diese Nervenschmerzen behandelt und auch zur Heilung gebracht. Herr Jaffé (Posen) hat bei einem an sogenannter Bantischer Krankheit, einer kombinierten Leber-Milzerkrankung, leidenden Patienten die erkrankte Milz fortgenommen und den Kranken dadurch wieder arbeitsfähig gemacht. Herr Lassen (Frankfurt a. M.) hat Krampfadergeschwüre an den Unterschenkeln durch orthopädische Behandlung, ähnlich derjenigen wie beim Plattfuß, ohne Operation mit Erfolg behandelt.

*

(Vierter Sitzungstag.)

* **Berlin,** 7. April. Die grundlegenden neuen und weiten Gesichtspunkte, welche die Bierschen Forschungen und Lehren über die Behandlung eitriger Entzündungen mit der Stauungsblutüberfüllung der Chirurgenwelt eröffnet haben, beherrschten den ersten Teil der Verhandlungen. Wie tiefgehend und gewaltig das dafür hervorgerufene Interesse bei Anhängern wie Gegnern dieser Anschauung ist, dafür zeugte der warme Dank des Vorsitzenden nach Schluß der außerordentlich zahlreichen Erörterungen, welchen er dem Urheber dieser neuen Gedankenwelt aussprach. Der innere Kern des Verfahrens liegt darin, daß die natürlichen Hilfskräfte des Organismus zur Bekämpfung des eingedrungenen Eitergiftes an der Stelle des Entzündungsherdes künstlich aufgehäuft und den Keimgiften entgegengeführt werden und daß durch mechanische Vorkehrungen die Ausscheidung derselben nach außen erleichtert wird. Die Mittel dazu sind Ansaugung des Blutes und mit ihm der entgiftenden Blutwasserstoffe in der Umgebung des Herdes durch Bindenabschnürung und zweckentsprechend umgeformte Schröpfapparate. In überwältigender Uebereinstimmung sprechen sich die 20 Vortragenden für die Wirksamkeit des Verfahrens aus. Nur in Herrn Thöle (Danzig) fand sich ein grundsätzlicher Gegner, welcher die „rein mechanische" und ungenügend gestützte Beweisführung und Gedankenfolge Biers angriff und zum Teil natur-philosophische Einwendungen erheben zu müssen glaubte. Von einem anderen Standpunkt aus erhob Herr Lexer (Königsberg) seinen Einspruch. Alle unsere bakteriologischen und klinischen bisherigen Erfahrungen fordern die schleunigste Herausschaffung des ursprünglichen Giftherdes aus dem Körper, was eben nur durch ausgiebige Eröffnung desselben sich ermöglichen läßt; aber auch dieser Redner läßt die Stauung als wertvolles Hilfsmittel für die weitere Behandlung der Folgezustände einer Eiterkeimvergiftung gelten. Aus den meisten übrigen Reden klang zum Teil in nachdrucksvollen Worten die volle Anerkennung heraus, ohne daß aus den mehr oder weniger häufigen Mißerfolgen ein Hehl gemacht wurde. Es besteht aber kein Zweifel darüber, daß die Möglichkeit der Behandlung eitriger Entzündungen unter wesentlicher Schmerzverringerung oder Aufhebung mit schonenden kleineren Einschnitten oder Stichen und vor allen Dingen mit der Erhaltung wichtiger Funktionen, welche durch unsere bisherige Behandlungsart fast unausbleiblich zerstört worden wären, durch das neue Verfahren gegeben ist. Wohlgemerkt, vorläufig nur in besonders dazu ausgesuchten Fällen, und die Meinungen gehen darüber zum Teil in ganz entgegengesetzter Weise auseinander, bei welchen Formen der Entzündung das Verfahren seine volle und ausschließliche Berechtigung haben soll. Denn bei denselben Leiden, Nase, Knochenmarkeiterung, Ohreiterung u. dergl., hat der eine vortreffliche Erfolge, der andere höchst unangenehme Erfahrungen gehabt. Aber darüber besteht auch nicht der geringste Zweifel, daß eine außerordentlich fein ausgebildete Technik eine vielfache Erfahrung und Kritik zur Erkennung der für das Verfahren geeigneten Fälle, die strengste Ueberwachung des Verlaufs unbedingte Voraussetzung des Erfolges ist. Der Rat, eine solche Behandlung immer nur zuerst in klinischer Beobachtung zu erproben, bis man sich getrauen kann, die Patienten nur bei gelegentlicher Besichtigung derselben zu behandeln, muß auch heute noch aufrecht erhalten werden, da wir wenigstens in der Allgemeinheit noch nicht Herr über die Gestaltung der Dinge geworden sind. Die Beteiligung immer weiterer Kreise, welche sich die Forschungen auf diesem neuen Gebiete zum Ziele gesetzt haben, bürgt aber dafür, daß wir auf dem besten Wege sind zu einer Umgestaltung unserer bisherigen Anschauungen und Erfolge in der Behandlung, vor allen Dingen frischester Entzündungen. Darum fordert Herr Bier (Bonn) in seinem Schlußwort mit aller Entschiedenheit, daß Entzündungen von nun an in den allerersten 12—24 Stunden dem Arzt zu dieser schonenden Behandlung überantwortet werden.

Im Anschluß daran bespricht Herr Klapp (Bonn) auch noch die Erfahrungen der Bonner Klinik bei chirurgischer Tuberkulose mit Saugapparaten. Es hat sich gezeigt, daß die mit Fisteln und kalten Eiterungen einhergehenden Formen der Gelenktuberkulose die besten Behandlungsergebnisse liefern. Der Allgemeinzustand hebt sich, die Gelenke werden wieder beweglich.

Gegenüber den Tierversuchergebnissen über die Ausscheidung von Kleinlebewesen durch die Schweißdrüsen, welche Herr Brunner (Münsterlingen) mit Sicherheit festgestellt zu haben schien, hat Herr Wrede (Königsberg) beim Menschen in zahlreichen Untersuchungen festgestellt, daß solche im Schweiß nicht nachgewiesen werden können.

Die folgenden Erörterungen betreffen die Frage des Wundstarrkrampfes und unserer Behandlung zur Vorbeugung nach Verletzungen, sowie der ausgebrochenen Krankheit mit spezifischem Gegengift, welches aus den Giftkeimen selbst gewonnen wird. Ueber die Wirksamkeit des letzteren gehen die Meinungen der zahlreichen einzelnen Redner auseinander. Die Ursache dafür liegt, wie Herr Friedrich (Greifswald), Riediger (Würzburg), Braun (Göttingen) u. a. erwähnen, zum Teil in der Verschiedenheit des Vorkommens dieser krankheitserzeugenden Kleinlebewesen nach Oertlichkeit und Zeit, so daß ein Urteil über die vorbeugende Kraft der Impfung nicht leicht möglich ist. Herr Hecker (Stettin) hat sie allerdings an allen Orten der Erde, wo er Untersuchungen angestellt hat, gefunden und insbesondere in seinem Militärbezirk an Kleidungsstücken, besonders des Fußes, auch in einem getragenen Stiefel, Herr Schjerning auch an Platzpatronen und Fließpapier. Wenn die Wirksamkeit bei ausgebrochener Krankheit, die an sich meist tödlich ist, auch von verschiedenen Rednern sehr abfällig beurteilt wird, wird die Anwendung hierbei immerhin empfohlen werden können. Verantwortungsschwerer ist die Frage, ob man zur Vorbeugung, wenn der Ausbruch der Krankheit nur zu befürchten ist, das Mittel anwenden darf, zumal in einem Fall von Herrn Pochhammer (Greifswald) ein tödlicher Ausgang der dann doch ausgebrochenen Krankheit eingetreten ist. Andere Redner glauben auch hierbei einen nützlichen Erfolg gesehen zu haben. Zum Schluß zeigt Herr Clairmont (Wien) das Wachsbild eines

Patienten mit allgemeiner Lymphgefäßgeschwulstbildung, der, mit Röntgenstrahlen behandelt, die Krankheitserscheinungen verloren hat, und Herr Neumann (Mainz) einen geheilten Fall von schwerer Blasenverletzung. Herr Doberauer (Prag) bespricht Versuche, die er zur Feststellung der Todesursache bei einer frischen Bauchspeicheldrüsenentzündung angestellt hat.

*

In der Nachmittagssitzung stellen zunächst die Herren Heidenhein (Worms) und Gluck (Berlin) Patienten vor, welche nach operativem Verlust fast der ganzen krebsigen Zunge bezw. Zunge und Kehlkopf verständliche Sprache und Schluckvermögen wiedererhalten haben, Herr Leser (Halle) zeigt die günstige Wirkung einer Radiumbestrahlung durch Ueberhäutung eines Krebsgeschwürs, welches der Operation nicht mehr unterzogen werden konnte.

Die folgenden Erörterungen der Herren Sprengel (Braunschweig) und Wullstein (Halle) befassen sich mit neuerdachten technischen Einzelheiten in der operativen Behandlung zur Dauerheilung von Brüchen. Herr Graser (Erlangen) hat durch ein besonderes Operationsverfahren 4 höchst umfangreiche, fast den ganzen Bauchinhalt in sich schließende Nabelbrüche zum Verschwinden bringen können und empfiehlt das Verfahren für so äußerst schwierig zu behandelnde Fälle dringend. Zu demselben Gegenstand machen noch die Herren Kausch (Schöneberg), Seefisch (Berlin), Keller (Stettin), Sprengel und Wullstein Bemerkungen von fachwissenschaftlichem Interesse. Ebenfalls von operativ-technischem Interesse sind die Mitteilungen von Herrn Riedel (Jena), welcher einen Halskiemengang, wie es scheint zum ersten Mal, vollständig hat auslösen können und damit die sonst häufig neu eintretende Eiterung verhütet hat, ferner von Herrn Bunge (Königsberg), Ranzi (Wien), Kuhn (Kassel), Sprengel (Braunschweig) über die Operation der Gaumenspalte. Herr Jondeck (Berlin) zeigt zwei Kranke mit symmetrischer Erkrankung der Tränen- und Speicheldrüsen, Herr Steiner (Berlin) einen Patienten, bei welchem eine Gesichtsnervenlähmung durch passende Nervenüberpflanzung ausgeglichen ist. Herr Eckstein (Berlin) stellt eine Reihe von Patienten vor, bei welchen Mißbildungen im Gesicht durch unter die Haut gespritztes oder in Plattenform eingelegtes Paraffin in ihrem Aussehen verbessert worden sind. Und zum Schluß zeigt Herr Dreesmann (Köln) ein Verfahren zur Erleichterung des Abflusses von Eiter aus der Bauchhöhle mittelst Glasröhren, innerhalb deren eingelegter Verbandstoff den Eiter heraussaugt.

Zum Vorsitzenden des nächsten Kongresses ist Herr Riedel (Jena) gewählt worden.

✠

Kleinere Mitteilungen.

* **Der Sonnen-Motor.** Wir lesen in der Deutschen Kolonial-Zeitung: In den regenarmen aber sonnenreichen südwestlichen Staaten von Nordamerika beginnt sich namentlich zur Wasserhebung eine Maschine einzubürgern, welche infolge des fast gänzlichen Wegfalls ihrer Unterhaltungskosten auch für südwestafrikanische Verhältnisse Beachtung verdient. Der Sonnen-Motor besteht aus Reflektor und Dampfkessel. Der Reflektor hat die Form eines Kegelschnittes mit 10.65 Meter oberem und 5.18 Meter unterem Durchmesser. Auf einer Fläche von etwa 93 Quadratmeter werden die Sonnenstrahlen aufgefangen und auf den Dampfkessel reflektiert, welcher, aus Eisen oder Kupfer gefertigt, eine Länge von 2.74 Meter und einen Durchmesser von 30 Zentimeter besitzt, fest mit dem Reflektor verbunden ist und dessen Achse bildet. Der Reflektor selbst besteht aus einem Stahlgestell, welches mit kleinen Spiegelscheiben ausgelegt ist. Er ruht mitsamt dem Kessel in Kugellagern auf zwei stählernen Säulen, welche genau in der Nord-Süd-Richtung aufgestellt sind. Der Kessel wird morgens in den Brennpunkt eingestellt, und die Maschinerie bewegt sich sodann selbsttätig mit der Sonne, nachdem ein Uhrwerk eingestellt worden ist. Sobald das Manometer genügend Dampfdruck zeigt — nach ca. einer Stunde —, wird die Pumpe angelassen. Es kann natürlich auch irgendwelche andere Maschine mit dem Dampf getrieben werden. Der Einfachheit halber wird nur ein Typus von 10 PS angefertigt. Das Gewicht beträgt 4 Tonnen bei sehr bequemer Verpackung der einzelnen Teile. Bei einer Saughöhe von 3.65 Meter vermag eine mit dem erzeugten Dampf betriebene Zentrifugalpumpe 6900 Liter (bei 9.0 Meter Saughöhe 1300 Liter) Wasser pro Stunde zu heben, womit 80 Hektar Luzerne, 120 Hektar Orangen oder 200 Hektar andere Früchte bewässert werden können. Der Motor wird gebaut von der Solar Motor Comp., Boston (Mass.). Der Preis betrug ursprünglich 10,000 Mark, ist aber wesentlich zurückgegangen.

* **Professor Robert Koch** hat am Samstag Vormittag in Begleitung seiner Gattin Berlin verlassen, um seine auf anderthalb Jahre berechnete Reise nach Afrika zur Erforschung der Schlafkrankheit anzutreten. Der Gelehrte begibt sich über München und Florenz nach Neapel; von hier aus geht er am 16. d. M. mit dem Dampfer Bürgermeister nach Tanga an der ostafrikanischen Küste, um dann an der Spitze der vom Deutschen Reiche ausgerüsteten wissenschaftlichen Expedition den Marsch ins Innere, zunächst wahrscheinlich nach Britisch-Uganda an das Ufer des Victoria-Nyanza, anzutreten.

W. **Die dänische Akademie der Wissenschaften** hat nach einer Meldung aus Kopenhagen den Professor der Mathematik Dr. David Hilbert von der Universität Göttingen und den Professor der Chemie Dr. Ostwald von der Universität Leipzig zu auswärtigen Mitgliedern ernannt.

*** **Ein Alphonse Karr-Denkmal.** In Saint Raphael, Departement Var, wurde am Sonntag Nachmittag ein Denkmal des Schriftstellers Alphonse Karr enthüllt, der dort 1890 gestorben ist.

pp. **Der Osiris-Preis.** Der algerische Mäcen Osiris, der Paris schon mit mehreren Denkmälern beschenkt hat — das letzte war das von Alfred de Musset vor der Comédie Française —, hat auch einen großen Preis von 100,000 Francs gestiftet, der alle drei Jahre eine wichtige Entdeckung oder ein hervorragendes Werk belohnen soll. Vor drei Jahren erhielt Doktor Roux, der Nachfolger von Pasteur, diesen Preis, über den das Institut de France zu entscheiden hat. Diesmal wird der Akademiker Sorel für sein Geschichtswerk „L'Europe et la Révolution française", dessen achter und letzter Band im Laufe des Jahres 1905 erschien, damit ausgezeichnet.

* **Todesfälle.** Am 4. d. M. ist in Magdeburg der kgl. Archivdirektor Dr. Eduard Ausfeld, erster Vorsitzender des Magdeburger Geschichtsvereins, gestorben.

Die italienische Wissenschaft hat abermals einen schweren Verlust erlitten. Am 6. d. M. ist der ordentliche Professor a. D. der juristischen Fakultät in Padua, Senator Dr. Lampertico, im 73. Lebensjahre in seiner Vaterstadt Vicenza gestorben. Nationalökonom, Jurist und Politiker, hat er jahrzehntelang eine hervorragende Rolle gespielt, besonders in Oberitalien, wo er mit seinem engeren Landsmann, dem Romanschriftsteller und Senator Antonio Fogazzaro, die konservative Richtung der geistigen Bewegung verkörperte, was allerdings soeben den Vatikan nicht abgehalten hat, Fogazzaros neuestes Werk, den Roman Il Santo, auf den Index zu setzen. Lampertico wirkte von 1863 bis 1866 an der Olympischen Akademie in Vicenza, von 1866 bis 1902 an der Universität Padua, er war von 1861 bis 1870 Abgeordneter, seit 1873 Senator. Von seinen Werken sind zu nennen: Scritti storici e letterari. — Statuti del Comune di Vicenza. — Il Credito. — Lo Statuto e il Senato. — La legge dell' affrancazione e abolizione delle decime. — Economia dei popoli e degli Stati u. s. w. Lampertico war auch Präsident des Istituto veneto di Scienze, Lettere ed Arti, der Missionsgesellschaft und Mitglied der Lincei. M. C.

✠

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der außerordentliche Professor für deutsche Literaturgeschichte an der hiesigen Technischen Hochschule, Dr. Emil Sulger-Gebing, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Tübingen.** In der juristischen Fakultät der hiesigen Universität ist die außerordentliche Professur dem Privatdozenten Amtsrichter Dr. Hegler, Hilfsrichter beim hiesigen Landgericht, übertragen worden.

oem. **Breslau.** Sein 20 jähriges Professorenjubiläum feiert im laufenden Monat der Ordinarius in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. phil. Siegmund Fraenkel, welcher am 13. April 1886 hierselbst zum Extraordinarius für orientalische Sprachen ernannt worden ist.

hc. **Berlin.** Dem Privatdozenten für Geburtshilfe und Gynäkologie an der hiesigen Universität, Dr. med. Paul Straßmann, ist der Professor-Titel verliehen worden.

hc. **Budapest.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität wurden als Privatdozenten zugelassen und bestätigt: Der Direktor der staatlichen Irrenanstalt Dr. Eugen Konrad für administrative Psychologie und der Primararzt und Chirurg im Stephanie-Armenkinderspital Dr. M. Arnold Winternitz für chirurgische Pathologie und Diagnostik.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 9.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Das Gefecht von Onganjira.

× Der preußische Generalstab gibt in fortlaufender Reihe eine auf Grund des amtlichen Materials, d. h. der Gefechtsberichte bearbeitete Geschichte der Kämpfe unserer Truppen in Südwestafrika heraus. Das soeben erschienene zweite Heft behandelt in den Kämpfen in den Onjatibergen die zweite Periode des Aufstandes der Herero. Die Entsetzung der von den Rebellen bedrängten Hauptorte längs der Bahnlinie Swakopmund-Windhuk war bereits durchgeführt; die Scharen der Herero hatten sich in der Hauptsache nach den Onjatibergen nordöstlich Windhuk gewandt, und es war nun die Aufgabe der Schutztruppe und der ersten inzwischen aus der Heimat eingetroffenen Verstärkungen; sie dort festzuhalten und zu schlagen.

Eine Reihe von Gefechten erreichte diesen Zweck freilich nur teilweise, denn zu einem vernichtenden Schlag reichten die deutschen Kräfte noch immer nicht aus. Welcher Art diese Kämpfe waren, wie gefährlich der Gegner sich anließ und eine wie große Hingebung seitens der verhältnismäßig schwachen deutschen Abteilungen nötig war, zeigt folgende Schilderung des Gefechtes von Onganjira am 9. April 1904 in dem Generalstabswerk:

„Am 9. April beabsichtigte Oberst Leutwein, zunächst den besetzt gemeldeten Berg anzugreifen; er trat zu diesem Zwecke um 6 Uhr morgens den Vormarsch an. Die 1. und 6. Feldkompagnie, die Witbois und die Gebirgsbatterie bildeten die Avantgarde unter dem Befehl des Hauptmanns v. Heydebreck, die übrigen Schutztruppenkompagnien das Gros. Die Bastards sollten die linke Flanke sichern, auf Okatumba aufklären und Verbindung mit der in der Gegend von Otjikuoko vermuteten Ostabteilung suchen. Die 2. Marine-Infanterie-Kompagnie, ein Zug der 3. Batterie und zwei Maschinengewehre blieben als Bedeckung beim Troß. . . Es war kurz nach 1 Uhr nachmittags, als die Spitze der 1. Feldkompagnie unter Oberleutnant Reiß, die auf etwa 200 Meter an den Onganjira-Berg herangekommen war, plötzlich heftiges Feuer aus einem am Fuß des Bergkegels angelegten Dornbuschverhau erhielt. Sofort entwickelte sich die ganze Kompagnie dagegen; kaum hatte sie indessen das Feuer eröffnet, als zahlreiche Herero aus der Stellung voreilten und ihrerseits gegen die Front und linke Flanke der 1. Kompagnie vorgingen. Zur Abwehr dieses Gegenangriffs wurden unverzüglich die 2. Kompagnie und die Gebirgsbatterie im Galopp vorgezogen mit dem Befehl, links der 1. Kompagnie ins Gefecht zu treten und die hier immer dreister vordringenden Herero zu verjagen.

Auch die inzwischen herangekommenen beiden Feldbatterien fuhren sofort auf einer kleinen Erhöhung einige hundert Meter hinter der 1. Kompagnie auf und nahmen die Herero an dem Verhau und die dahinterliegenden Höhen unter Feuer.

Ehe diese Verstärkungen eingreifen konnten, war indessen die Lage der in der linken Flanke bedrohten 1. Kompagnie schwierig geworden; in dem dichten Dornbusch war es dem Gegner gelungen, bereits bis auf 30 bis 40 Meter an den linken Flügel heranzukommen. Dieser hatte in kürzester Zeit schwere Verluste erlitten, der hier befehligende Leutnant v. Rosenberg, der vor wenigen Wochen durch sein tapferes Verhalten bei Klein-Barmen so wesentlich zum Erfolge beigetragen hatte, und mehrere seiner Leute waren tödlich verwundet, und schon begann der Flügel zu weichen, als gerade noch zur rechten Zeit die 2. Kompagnie und die Gebirgsbatterie eingriffen, die Herero ihrerseits in Flanke und Rücken überraschend beschossen und zu eiliger Flucht veranlaßten. Doch schon nach kurzer Zeit drohte auch der 2. Feldkompagnie und der links vor ihr aufgefahrenen Gebirgsbatterie ein gleiches Schicksal; zahlreiche aus der Hauptstellung herbeigeeilte Herero griffen sie in ihrer linken Flanke an, so daß die in vorderster Linie stehende Gebirgsbatterie sich nur durch Kartätschfeuer des Gegners erwehren konnte. Ehe dieser indessen näher heranzudrängen vermochte, war auch schon die Maschinengewehrabteilung und der berittene Zug der 6. Kompagnie auf dem Gefechtsfelde eingetroffen und überschüttete Rücken und Flanke der die Kompagnie Franke umfassenden Herero mit einem gewaltigen Schnellfeuer, das diese so überraschte, daß ihnen zunächst die Angriffslust verging und sie eiligst wieder hinter ihre Verhaue im Dornbusch zurückgingen. Inzwischen waren kleinere Herero-Abteilungen von Süden herbeigeeilt und hatten von den Höhen herab ihr Feuer gegen die rechte Flanke und den Rücken der 1. Kompagnie und der beiden Feldbatterien gerichtet. Oberst Leutwein beschloß nun, den rechten Flügel der Herero, die nach und nach immer mehr Kräfte aus der ursprünglichen Hauptstellung nördlich des Riviers in eine vorgeschobene Stellung gezogen hatten, mit der bisher in Reserve gehaltenen 4. Kompagnie umfassend anzugreifen, und beauftragte mit der Leitung dieses Angriffs den Major v. Estorff.

Major v. Estorff befahl der 4. Kompagnie, links des berittenen Zuges der 6. Kompagnie vorzugehen. Die Kompagnie ritt im Galopp in Zugkolonne über den Rivier und schwenkte dann nach rechts. Da das Dorngebüsch jede Uebersicht verwehrte, ritt der Führer, Oberleutnant Epp, nach rechts auf eine kleine Anhöhe, um sich zu orientieren. Plötzlich kam eine Patrouille mit der Meldung zurückgaloppiert, der Feind rücke in unmittelbarer Nähe in hellen Haufen durch das Gebüsch zum Angriff vor. Im nächsten Augenblick sausten auch schon die ersten Geschosse in die

Kompagnie hinein. Unter einem wahren Kugelregen wurde gegen den Feind eingeschwenkt; im Nu war alles von den Pferden herunter und stürmte bis an eine etwas lichtere Stelle vor; hier wurde das Feuer gegen den Feind aufgenommen, der in sehr günstiger gedeckter Stellung hinter einer Geländewelle auf kaum 100 Meter Entfernung der Kompagnie gegenüberlag. Major v. Estorff befahl, ihn zu verjagen und die Geländewelle, die eine günstige Feuerstellung bot, zu gewinnen. Mit lautem Hurra stürzten, noch ehe Oberleutnant Epp wieder bei seiner Kompagnie eingetroffen war, die Schützen vor, allen voran Oberleutnant v. Estorff, ein Bruder des Majors, sowie Leutnant der Reserve Frhr. v. Erffa, der den Siegeszug der Kompagnie Franke als Vizewachtmeister mit großer Auszeichnung mitgemacht hatte. Nach wenigen Augenblicken brachen die beiden tapferen Offiziere, das Hurra noch auf den Lippen, der eine mitten ins Herz getroffen, der andere durch den Kopf geschossen, vor ihren Zügen lautlos zusammen. Voll Ingrimm über den Verlust ihrer Führer drangen die Reiter mit aufgepflanzten Seitengewehren auf den Feind ein; doch dieser räumte, den Kampf Mann gegen Mann scheuend, rechtzeitig seine Stellung.

Kaum hatten sich indes die deutschen Schützen auf der gewonnenen Welle eingerichtet, da brach der Feind in großen Scharen von neuem überraschend zum Angriff vor. Doch der Anlauf, der mit außerordentlicher Entschlossenheit geführt wurde, zerschellte an dem ruhigen und überlegenen Feuer der Schützen und vor allem auch der Geschütze und der Maschinengewehre. Der Batteriechef, Hauptmann v. Oertzen, hatte zwischen je zwei seiner Geschütze immer ein Maschinengewehr Aufstellung nehmen lassen; die gemeinsame Wirkung beider Waffen erwies sich als vorzüglich. Unter großen Verlusten mußte der Feind zurückweichen. Allein trotz dieses Mißerfolges ließ er nicht von seinem Beginnen ab. Mit wildem Mute wiederholte er noch ein zweites Mal den Sturmanlauf; es gelang ihm auch, sich dem linken Flügel mit sehr überlegenen Massen bis auf 10—20 Meter zu nähern; auch dieses Mal aber erwies sich das Feuer der Deutschen überlegen, und, fast schon am Ziele, prallten die vorstürmenden feindlichen Banden wiederum unter schweren Verlusten zurück.

Beim ersten wie beim zweiten Ansturm war, ehe der Gegner aus dem dichten Dornbusch auftauchte, stets ein kleiner, laut bellender Teckel vor dem Busch erschienen. Einer der Bedienungsmannschaften der Geschütze forderte beim zweiten Angriff des Feindes einen anderen Kanonier auf, das Tierchen mit dem Karabiner niederzuschießen. Doch Leutnant Wagner von der 1. Feldbatterie rief dazwischen: „Um Himmelswillen, den Hund nicht totschießen! Der meldet uns ja immer, wenn die schwarzen Kerle kommen!“ Und richtig, kaum war eine halbe Stunde vergangen, da erschien als Vorläufer laut kläffend vor dem Busch das „brave Dackerl“, den Deutschen die nahende Gefahr ankündigend. Alles machte sich bereit, und wenige Augenblicke darauf brachen die Herero zu einem dritten, mit verzweifelter Heftigkeit geführten Angriff vor. Die Lage des linken deutschen Flügels wurde gefahrvoll. Major v. Estorff schickte eiligst seinen Adjutanten, Leutnant Frhrn. v. Buttlar, zum Obersten Leutwein mit der Bitte, ihm die bisher in Reserve gehaltene 5. Kompagnie zur Verfügung zu stellen. Doch ehe diese Verstärkung eintreffen konnte, gelang es, vor allem dank dem wirksamen Feuer der Maschinengewehre unter dem Leutnant Grafen Saurma, auch diesen Angriff zurückzuweisen. Als der Gegner sich bereits bis auf wenige Meter der deutschen Linie genähert hatte, brach plötzlich die Kraft seines Anlaufes zusammen, und alles flutete wieder in den Busch zurück, um hier den Feuerkampf von neuem aufzunehmen.

Jetzt hielt Oberleutnant Epp, der Führer der 4. Kompagnie, den Augenblick für gekommen, zum Sturm zu schreiten. Er rief vom rechten Flügel den Befehl in die Schützenlinie: „Seitengewehre aufpflanzen — stürmen.“ Der Zugführer des rechten Flügelzuges, Leutnant v. Wurmb, rief den Befehl nach links an den nächsten Zugführer, Oberleutnant v. Estorff, weiter. „Tot“ wurde zurückgemeldet; „an Leutnant v. Erffa Befehl weitergeben!“ rief Leutnant v. Wurmb hinüber; „Leutnant v. Erffa auch tot“ lautete es zurück. Da sprang Leutnant v. Wurmb allein empor und stürzte mit lautem Zuruf vor die Mitte der Kompagnie. Wie mit einem Schlage erhob sich die ganze Linie und drang mit wildem Hurraruf voll Rachedurst auf den Feind ein.

Dieser mit außerordentlicher Kraft ausgeführte Sturmanlauf wirkte. Erschreckt flohen die Schwarzen. Die vorstürmende Kompagnie blieb dem Feinde im Dornbusch dicht auf den Fersen und machte alles mit dem Seitengewehr nieder, was sich zur Wehr setzen wollte. Rechts schlossen sich der wilden Jagd zunächst der Zug der 6. Kompagnie und gleich darauf die 2. Kompagnie an, und nun gab es beim Feind kein Halten mehr. Ohne auch nur den Versuch zu wagen, noch einmal weiter rückwärts hinter seinen Verhauen im Dornbusch sich zur Wehr zu setzen, gab er nunmehr auf der ganzen Linie den Widerstand auf und stürmte in hellen Haufen unter lautem Angstgeschrei davon; erst in seiner ursprünglichen Hauptstellung am Leutwein-Berge machte er wieder Halt.

In diesem Augenblicke drohte eine neue Gefahr von links und zwang die vorstürmenden Truppen, die genommene Stellung zunächst festzuhalten. Die Bastard-Abteilung, der die Aufklärung gegen den bei Okaiumba stehenden Feind aufgetragen gewesen war, meldete, aus der Richtung von Okatumba seien etwa 300 berittene Herero, denen starke Abteilungen unberittener folgten, gegen die linke Flanke und den Rücken der Hauptabteilung im Anmarsch. Oberst Leutwein übertrug dem Major v. Estorff mit der 4. und der inzwischen eingetroffenen 5. Kompagnie die Sicherung der linken Flanke; mit allen übrigen Kräften beschloß er, den Angriff gegen die feindliche Hauptstellung in der Richtung auf den Leutwein-Berg fortzusetzen. In diesem Augenblick trafen die aus der Richtung von Okatumba her im Anmarsch gemeldeten feindlichen Verstärkungen auf dem Gefechtsfelde ein und schritten unverzüglich zum Gegenangriff gegen die linke deutsche Flanke. Doch es war zu spät. Der Gegenstoß wurde mit Leichtigkeit von der in sehr günstiger Stellung befindlichen 4. Kompagnie zurückgewiesen und vermochte nicht, der zurückweichenden Hauptmacht der Herera neuen Halt zu geben. Der Feind floh vielmehr überall, teils in östlicher, teils in nordöstlicher Richtung, stellenweise in völliger Auflösung. Mit Einbruch der Dunkelheit befand sich der Kampfplatz in seiner ganzen Ausdehnung in deutschem Besitz.

Die Stärke der Herero in dem Gefechte bei Onganjira wurde auf etwa 3000 Gewehre geschätzt; Samuel mit mit seinem ganzen Stamme, Teile der Waterberger und der Omaruruleute, sowie die Mehrzahl der Otjimbinguer hatte an dem Kampfe teilgenommen. Sie hatten tapfer gefochten und durch die zahlreichen Offensivstöße bewiesen, daß auch sie den Wert des angriffsweisen Fechtens erkannt hotten. Ihre Führer, darunter einzelne in gestohlenen Offiziersuniformen, waren ihren Leuten zum Teil mit geschwungenem Säbel vorangestürmt, während die Weiber hinter der Front durch wilden Zuruf die Kampfeswut der Krieger anfeuerten.

Nach den Aussagen mehrerer am nächsten Tage gefangenen Herero empfanden diese das Gefecht als eine schwere Niederlage, wenn auch ihr Verlust an Vieh leider wiederum nicht sehr erheblich war; es waren nur etwa 350 Stück Rinder und zehn Gewehre erbeutet worden; außerdem wurden auf dem Gefechtsfelde bei flüchtigem Absuchen 80 Leichen und zahlreiche frisch aufgeworfene Gräber gefunden, in denen der Gegner seine Toten eiligst verscharrt hatte; nach den Angaben von Gefangenen hatten die Herero bei Onganjira von allen bisherigen Gefechten die schwersten Verluste erlitten und zwar dank der an diesem Tage vorzüglichen Wirkung des Artilleriefeuers.

Die Verluste auf deutscher Seite waren, wohl hauptsächlich wegen der gründlichen und wirksamen Vorbereitung der Angriffe durch die Artillerie, verhältnismäßig gering; sie betrugen an Toten Oberleutnant v. Estorff, Leutnant der Reserve Frhr. v. Erffa und zwei Mann, an

Verwundeten Leutnant v. Rosenberg, der bald darauf seiner schweren Verletzung erlag, und elf Mann. Am Fuße des zuletzt eroberten Hügels fanden die gefallenen Helden an stiller, friedlicher Stätte ihr Grab unter einem blühenden Akazienbaum.

Eine Festschrift der kgl. Technischen Hochschule in München.

Von R. Reverdy.

Zur Jahrhundertfeier der Annahme der königlichen Würde durch Kurfürst Maximilian Joseph hat die kgl. Technische Hochschule in München vor kurzem eine Festschrift zur Ausgabe gebracht, deren einundzwanzig „Darstellungen aus der Geschichte der Technik, der Industrie und der Landwirtschaft in Bayern" nicht bloß für den Techniker und für den Volkswirt, sondern auch für jeden gebildeten Vaterlandsfreund eine treffliche Uebersicht bieten über die Entwicklung der Technik und Industrie in Bayern, über ihren Einfluß auf das Volkswohl und über die Befruchtung, die sie selbst rückwirkend aus der gesteigerten Kraft des Landes empfangen haben. Alle Gebiete, deren wissenschaftliche Förderung der Hochschule obliegt, kommen zur Sprache. Nach einer Einleitung des derzeitigen Rektors Dr. v. Dyck über den Stand der Technik im allgemeinen zu Anfang des 19. Jahrhunderts folgen von verschiedenen Hochschullehrern Skizzen über Anfänge des technischen Schulwesens, Architektur, sanitäre Einrichtungen, Beleuchtungstechnik, Erdmessungen und Kartenwesen, Straßen-, Wasser-, Brücken- und Eisenbahnbau, Feinmechanik, Maschinenwesen, Faserstoff-, chemische, Glas- und Tonindustrie, Brauerei und Landwirtschaft. Die nachfolgende Besprechung der Festschrift läßt die Abhandlungen über die Landwirtschaft zur Seite und folgt nicht ganz streng den übrigen; sie stellt mehr das persönliche als das technische Moment in den Vordergrund, indem sie vor allem diejenigen Männer hervorhebt, deren hier und da vergessene Verdienste um die Entwicklung der Technik und Industrie in Bayern die Festschrift zur rechten Zeit wieder einmal an das Licht stellt.

Das tut gleich der Rückblick auf die Anfänge des technischen Schulwesens in Bayern. Dem Neuhumanisten Thiersch, der dem Gymnasium sein bis heute festgehaltenes Gepräge gab, trat Niethammer zur Seite, der schon vor 100 Jahren für eine heute wieder die Schulwelt bewegende Forderung — die aus einem gemeinsamen Unterbau sich entwickelnde Gabelung der Mittelschulen — eintrat und sie durchsetzte. Aber dafür war die Zeit noch nicht reif: die von Niethammer eingerichtete Realschule und ihre höhere Stufe, das Realinstitut, konnten neben den zahlreichen, mit ausschließenden Berechtigungen versehenen Lateinschulen und Gymnasien nicht aufkommen. Sie verkümmerten bald und man suchte Ersatz in Feiertag- und Gewerbeschulen, also nicht in allgemeinen Bildungsschulen mit realistischem Lehrstoff, wie Niethammer gewollt, sondern in technischen Fachschulen. Sie fanden im Jahre 1827 eine Oberstufe in der Polytechnischen Zentralschule zu München und 1833 in den drei ganz gleich gestellten Polytechnischen Schulen zu München, Augsburg und Nürnberg, die aber bei der Art ihrer Unterstufe keine Gleichstellung mit den Universitäten erhielten. Erst 1868 erfolgte die Gründung der Technischen Hochschule in München, die unter der Leitung v. Bauernfeinds und seiner Nachfolger nicht nur tüchtige Techniker jeder Art für öffentliche und private Tätigkeit heranzog, sondern auch durch große wissenschaftliche Leistungen ihrer Lehrer und Schüler sich des verliehenen höheren Ranges würdig erwies und mit der Senatsverfassung und dem Rechte der Doktorpromotion volle Gleichstellung mit den Universitäten errang. Bei den Mittelschulen dagegen bestehen nach 100 Jahren noch die alten Widerstände; man trägt Bedenken, Schulformen zuzulassen, die eine allgemeine Bildung nicht auf den toten Sprachen versunkener Völker, sondern auf den Lebenselementen unserer eigenen Zeit aufbauen sollen.

Von den Führern der neuen Zeit tritt der größten einer — G. v. Reichenbach — in der Schulfrage, in der Wasserversorgung, im Brückenbau, im Maschinenbau, in der Feinmechanik und damit auch im Vermessungswesen und in der Kartographie hervor. Gelehrter und Industrieller zugleich, zierte er die Akademie der Wissenschaften und war erfolgreich in geschäftlichen Unternehmungen tätig. Seine Wassersäulenmaschine, durch die noch heute die Salzsole von Berchtesgaden nach Reichenhall und Traunstein über große Bergrücken befördert wird, erntete zur Zeit ihrer Einführung die Bewunderung ganz Europas wegen ihrer Einfachheit, Vollkommenheit und Kühnheit. Die heutige Zeit kann die Anerkennung der Dauerhaftigkeit dieser Maschine hinzufügen. Die Feinmechanik und die Instrumentenkunde förderte Reichenbach, indem er in Verbindung mit dem Uhrmacher Liebher und dem vielseitigen J. v. Utzschneider eine Werkstätte für mathematische Instrumente in München und dann in Verbindung mit Utzschneider und J. Fraunhofer, dem aus einem Hauseinsturz geretteten Glaserlehrling, eine optische Werkstätte in Benediktbeuern gründete. Ein Hauptwerkzeug im ersteren war die von Reichenbach selbst erfundene Teilmaschine, im zweiten verbesserte Fraunhofer die Herstellung der verschiedenen, für wissenschaftliche Zwecke erforderlichen Glassorten, erfand Methoden, um die Gestaltfehler optischer Gläser nachzuweisen, und errechnete die Form fehlerfreier Glaslinsen. Die beiden Institute, später in München vereinigt, bilden den Ausgangspunkt für die auch am Ende des Jahrhunderts in Bayern auf hohem Standpunkt befindliche Feinmechanik.

Der Architektur drückten am Anfange des vorigen Jahrhunderts L. v. Klenze und F. v. Gärtner, die beiden Lieblingsarchitekten des Kronprinzen und Königs Ludwig I., ihren Stempel auf. Ihre unmittelbaren Vorgänger hatten dem französischen Klassizismus gehuldigt. Klenze kehrte zu dem reinen oder vermeintlich reinen Klassizismus zurück, Gärtner bemächtigte sich der mittelalterlichen Stile. Trotz der bewußten Nachahmung hat jeder von beiden in die großartig, wenn auch etwas langweilig gedachte Stadterweiterung Ludwigs I. bedeutende Bauten gestellt. Ihr Wirken gab aber das Zeichen zum völligen Verlassen eines einheitlichen Zeitstiles und zur gleichzeitigen Verwendung des Formengeistes verschiedener Zeiten und Völker, einem Taumel, aus dem die deutsche Architektur bis heute noch nicht herausgekommen ist. Der Versuch König Maximilians II., einen neuen Architekturstil erfinden zu lassen, mußte naturgemäß scheitern. Das Bestreben, die von der unruhigen Natur der Neuzeit geforderte Mannigfaltigkeit durch Heimat- oder bodenständige Kunst örtlich zu scheiden, verspricht besseren Erfolg, darf aber nicht alle Wege zu einer national-deutschen Architektur abschneiden. Puristische Altertümelei auf der einen Seite führte auf der anderen zu völliger Verwerfung aller älteren Stilformen. Doch zeigen sich auch Versuche, den modernen Aufgaben und den modernen Baustoffen auch ohne Abschneiden jeder Tradition gerecht zu werden. Vorläufig ist aber all dies noch in Gärung. Wie sollte es auch anders sein, da auch unser inneres Leben noch nicht zur Ruhe gekommen ist? Die rasende Entwicklung der Technik bringt täglich neue Aufgaben und verändert die alten, ehe die Kunst Zeit gefunden hat, ihren Veredelungsprozeß zu vollenden.

Kein Wunder, daß ein Sehnen nach Ruhe und Behagen durch viele Gemüter zieht; aber unaufhaltsam ist noch die Technik in ihrem Entwicklungsdrang. Wie ein Strom zieht die Bevölkerung des platten Landes den Städten zu, Arbeit und Genuß suchend, oft freilich nur Krankheit und Elend findend. Den Uebelständen der großen Menschenansammlung vorzubeugen, sind Luft und Wasser Hauptserfordernisse. Luft hat zwar die Erweiterung der ihrer Festungseigenschaft entkleideten Stadt München durch angemessene Straßenbreiten und Platzflächen und durch eine weiträumige Bebauung. In der Altstadt blieb aber lange alles wie vordem. Die Festschrift gibt Vorschläge eines Herrn v. Eckartshausen aus dem Jahre 1788 wieder über die Verbesserung der Stadtluft, die, wie z. B. die Leitsätze, daß

Fleischwasser, Blut, Abflußwasser aus den Abtritten und Odel nicht in die Gassen geschüttet, Wasserbrunnen nicht an Abtritte angebaut werden sollten, zwar eine gute Einsicht des Verfassers, aber auch die damals noch üblichen Zustände verraten. Wasser war wohl in genügender Menge vorhanden, ganz im argen lag aber die Abführung des Schmutzwassers. Hier mußten die Stadtbäche und, wo dies nicht in bequemer Weise geschehen konnte, Versitzgruben und Straßenrinnen aushelfen. Am schlimmsten wirkten die über die ganze Stadt verbreiteten Schlachthäuser. Erst von der Mitte des 19. Jahrhunderts an beginnen die großen Unternehmungen zur Reinigung der Stadt; der Bau der Straßenkanäle, die bis Ende 1901 eine Länge von 211,800 Meter erreichten; die Erbauung des Schlacht- und Viehhofes 1879, nach welcher die 800 einzelnen Schlachtstellen aufhörten, und die neue Wasserversorgung mit Grund- und Quellwasser aus dem Mangfalltal. Der Lohn dieser gewaltigen Anstrengungen war zwischen 1870 und 1900 eine Herabminderung der allgemeinen Sterblichkeitsziffer von 38.0 auf 23.8 von 1000 Einwohnern. Die Triebfeder aller dieser Bestrebungen, ihr wissenschaftlicher Begründer war M. v. Pettenkofer. Als junger Mann noch veröffentlichte er eine Studie über die Uebertragbarkeit der Cholera und wurde nicht müde, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen, die er in dem von ihm gegründeten und geleiteten hygienischen Institute erzielte, zur Anwendung in München zu bringen. In einem vierjährigen Kampfe gegen Unverstand und Bureaukratismus setzte er, unterstützt von dem Polizeidirektor S. v. Pfeufer und dem Bürgermeister A. v. Erhardt die volle Schwemmkanalisation durch, deren technischer Meister Oberbaurat A. v. Zenetti war. Auch an den Fragen des Schlacht- und Viehhofes und der Wasserversorgung war Pettenkofer beteiligt, mit welchem Erfolg, ist bereits angegeben. Ihm verdankt München die Erhaltung des Lebens von jährlich 7000 Menschen.

Im Straßen- und Wasserbau war am Anfang des 19. Jahrhunderts der an die Spitze des geheimen Zentralbureaus für Wasser- und Straßenbau gestellte Ingenieur Geheimrat v. Wiebeking zweifellos ein bedeutender Mann, aber auch rechthaberisch und prahlerisch. Seine Organisation des Straßen- und Wasserbaudienstes war besser als die später folgende; daß die Mängel des Schulwesens ihr keine genügenden Kräfte zuführten, war nicht seine Schuld; seine nach eigenem System gebauten Brücken waren kühn, wenn auch mehr nach dem Gefühl, als nach scharfer Berechnung angelegt und selbst in den besseren Ausführungen wenig dauerhaft. Er leitete die systematische Korrektion der bayerischen Flüsse ein, wobei wiederum der Anerkennung das Zugeständnis beigegeben werden muß, daß sein System der Durchstiche und der Geradeleitung in seiner falschen „Großzügigkeit" der Natur allzu viel Gewalt antat. Wiebeking war eben auch ein Vorläufer, dessen persönliche Bedeutung unmöglich den von früheren Zeiten verschuldeten gänzlichen Mangel an geeigneten Hilfskräften und an Unterlagen für eine gründliche Arbeit ausgleichen konnte. Nach Wiebeking folgte noch der von Pechmann gelieferte Entwurf und von 1836 bis 1846 die Ausführung des Ludwig-Donau-Main-Kanals, eines ästhetisch und technisch mustergültigen Werkes, das leider wegen seines wirtschaftlichen Mißerfolges einer ungerechten Beurteilung anheimgefallen ist. Im übrigen aber sanken Straßen- und Wasserbau auf lange Jahre hinaus in eine teils handwerksmäßige, teils bureaukratische Behandlung. Erst vom Jahre 1872 ab trat eine Besserung ein infolge der Neuorganisation des Staatsbaudienstes, die den nunmehr auf einer vollen Hochschule ausgebildeten Beamten eine würdigere Stellung gab.

Dem Straßenbau bot die günstige Finanzlage Gelegenheit, Fehler der alten Straßenanlagen durch zahlreiche Korrektionen, von denen die neue Kesselbergstraße zwischen Kochel und Walchensee eines der bedeutendsten und meistbesuchten Muster ist, und durch bessere Befestigung der Fahrbahn zu beseitigen, auch die sämmerliche Unterhaltung nach dem Flicksystem durch Aufwalzen von Decken zu ersetzen.

Im Wasserbau kamen als Neuerer, mit kühnem Sinne sich außerhalb der offiziellen Schablone stellend, der bereits verstorbene Baurat A. Wolf (Landshut) mit seinen schwebenden Korrektionsbauten und der jetzige Oberbaurat A. Stengler, früher in Kempten, mit seinen Wildbachverbauungen, beide übereinstimmend in dem Bestreben, durch liebevolle Beobachtung jede in dem zu behandelnden Gewässer vorhandene Kraft kennen zu lernen und dann nicht diese Kräfte zu bekämpfen, sondern sie zur Erreichung des gewünschten Zweckes zu benützen. Eine wünschenswerte Förderung würden diese Bestrebungen finden durch eine wasserbauwissenschaftliche Versuchsanstalt an der Technischen Hochschule. Auch auf anderen Gebieten des Wasserbaues sind Fortschritte gemacht worden. Die großen Städte führen ihre Schmutzwasser ab und versehen sich mit Quell-, Grund- und Flußwasser durch bauliche Anlagen oft gewaltiger Natur; aber auch kleine Gemeinden finden einzeln und in Gruppen Rat und Tat bei dem 1878 gegründeten Bureau für Wasserversorgung. Der landwirtschaftliche Wasserbau umfaßt die meisten staatlichen Flußkorrektionen, die nur am Rhein und Main und an der Donau unterhalb Regensburg Bedeutung für die Schiffahrt haben; aber auch an kleinen Flüssen und Bächen wird der Landwirtschaft gedient durch die allmähliche Ausbildung des kultur-technischen Dienstes und die Einrichtung der kapitalschaffenden Landeskultur-Rentenanstalt. Die Ausnützung der Wasserkräfte für industrielle Zwecke war bisher vorwiegend der Privatindustrie überlassen, die teils alten uralten Besitz ausnützte, wie z. B. in Augsburg, teils unter dem Schutz der Wassergesetze von 1852 Neuanlagen schuf. Die Fortschritte der elektrischen Beleuchtung und der Elektrochemie haben die gewaltigen Privatwerke an Isar und Lech entstehen lassen, deren Erfolge neuerdings eine Art Wettlauf hervorgerufen hat, an dem auch der Staat sich beteiligen möchte, um Kraft für elektrischen Betrieb seiner Eisenbahnen zu gewinnen, oder von dem er — nach der Meinung gewisser Heißsporne — die Privatindustrie ausschließen soll. Es wird großer Vorsicht bedürfen, damit nicht am Ende gar keiner der Bewerber zum Ziele gelangt.

Im Brückenbau zeichnet sich das 19. Jahrhundert durch eine völlige Neuerung, die eisernen Brücken, aus. Die erste auf dem europäischen Festlande war als gußeiserne Bogenbrücke von 31 Meter Spannweite im Jahre 1796 in Schlesien erbaut worden, fand aber erst 1835, von Beginn des deutschen Eisenbahnbaues an, zahlreichere Nachahmung und fortschreitende Entwicklung. Wohl hatte in Bayern Reichenbach 1811 eine Bogenbrücke aus zusammengeschraubten eisernen Röhren von 89.3 Meter Spannweite entworfen, fand aber keinen Anklang. Man begnügte sich in der Hauptsache mit hölzernen Brücken. Da und dort, wo gute Hausteine vorhanden waren, gab es gewölbte Brücken, bei denen aber nicht mehr geleistet wurde, als schon die Römer, die Mönche des Mittelalters und die französischen Ingenieure des 18. Jahrhunderts getan hatten. Von 1850 ab schob sich dann rasch die 1835 gegründete Maschinen- und Waggonfabrik Klett & Co. — jetzt Maschinenbaugesellschaft Nürnberg — für den Bau eiserner Brücken in Bayern an eine fast allein herrschende, in Deutschland an eine der allerersten Stellen. Ihr technischer Direktor, Werder, machte eingehende Studien über die Festigkeit des Eisens und erfand eine eigene Prüfungsmaschine. Seine Erfolge auf diesem Gebiete wurden fortgesetzt durch J. Bauschinger, Professor und Vorstand des von ihm eingerichteten mechanisch-technischen Laboratoriums an der Technischen Hochschule in München. Die Leitung der Brückenbau-Abteilung in der Nürnberger Maschinenfabrik übernahm 1859 der noch lebende Oberbaurat H. Gerber, dessen Erfindung der Träger mit freiliegenden Stützpunkten oder der „Gerber-Träger" in sehr verschiedenen Formen die weiteste Verbreitung gefunden hat und bis zur freien Ueberbrückung einer Oeffnung von 549 Meter geführt hat. Unter der Leitung des Generaldirektors A. Rieppel und mit dem wissenschaftlichen Beirat des Professors W. Dietz in München steht die Maschinenbaugesellschaft Nürnberg auch heute noch ti

der ersten Linie der europäischen Brückenbauanstalten. Eines ihrer bedeutendsten Werke ist die Kaiser Wilhelm-Brücke bei Müngsten in Westfalen mit einer Bogenstützweite von 162.5 Meter und einer Höhe der Fahrbahn über der Talsohle von 107 Meter, bei deren Ausführung auch ein eigentümliches, selbst in Amerika nachgeahmtes Aufstellungsverfahren Platz griff.

Das weite Gebiet des Eisenbahnbaues und -betriebes behandelt die Festschrift nur durch die Schilderung, wie ein geistreicher Kopf, der selbst die Vollendung der ersten wirklichen Eisenbahn in Deutschland nicht mehr erlebte, ein heute fast kindlich anmutendes Eisenbahnsystem erfand, und durch die Beschreibung einer neuesten Schnellzugslokomotive als eines bewunderungswürdigen Meisterwerkes des bayerischen Maschinenbaues.

J. v. Baader, bayerischer Oberstbergrat und Maschinendirektor, war ebenfalls einer jener schon erwähnten Vorläufer, die einem dunklen Drängen der Volksseele einen fast explosiven Ausdruck geben, aber von der Masse, die sie emporgeschleudert hat, unverstanden, oft verhöhnt, wieder niedergezogen werden. Wie Reichenbach und andere Ingenieure der damaligen Zeit hat Baader mehrere Jahre in England zugebracht. Was er dort von Eisenbahnen sah, stak noch sehr in den Kinderschuhen, daß er wohl veranlaßt sein konnte, nach seiner Rückkehr Vorschläge zu technischen Aenderungen für die von ihm empfohlenen deutschen Eisenbahnen zu machen. Er verwarf den Spurkranz der Räder und wollte die Führung des Wagens in dem Geleise durch besondere, horizontal liegende Leiträder bewirken. Die Bremsklötze sollten auf die Schienen und nicht auf die Räder wirken. Für die Fortbewegung der Wagen wollte er, wo überhaupt mechanische Kraft in Frage kam, keine sich fortbewegenden, sondern feststehende Maschinen, höchstens Druckluft-Lokomotiven verwenden. Baader hat also gerade die Hauptmerkmale unserer heutigen Eisenbahnen verkannt, doch muß man bedenken, daß er bei seinen zwischen 1814 und 1822 gemachten Vorschlägen noch unter dem Eindruck des Mißlingens der Lokomotiven von Trevethik stand und daß Stephensons Lokomotive „Rocket" erst 1829 ihren alles entscheidenden Sieg errang. Baaders Hauptverdienst besteht darin, daß er die Bedeutung des Eisenbahnwesens frühzeitig erkannte und nicht müde wurde zu behaupten, „daß durch dessen Einführung Handel und Industrie im allgemeinen belebt und veredelt, der Eigentumswert aller Gründe, Güter, Waldungen, Fabriken und Manufakturen gesteigert, ein großer Ueberfluß von Lebensmitteln erzielt und die Bevölkerung und der nationale Reichtum vermehrt würden".

An der fortschreitenden Ausbildung des Lokomotiven- wie überhaupt des Maschinenbaues hat die bayerische Maschinenindustrie ganz erheblich mitgewirkt. Die Mehrkosten, die ihr dadurch erwachsen, daß sie von den Gewinnungsstätten der Kohle und des Eisens weit entfernt liegt, kann sie nur durch finnreiche Konstruktionen und höchste Genauigkeit der Arbeit ausgleichen. Nur durch strengste Wahrung dieses Geschäftsgrundsatzes sind unsere führenden Fabriken — die Maschinenfabrik Augsburg und die Maschinenbaugesellschaft Nürnberg — mit ihren Betriebsmaschinen (Dampf-, Gas- und Diesel-Maschinen) und die Lokomotivenfabriken J. A. Maffei und Krauß & Co. in München selbst in den eigentlichen Industriegebieten Deutschlands wettbewerbsfähig geblieben. Krauß hat sich 1867 auf der Weltausstellung in Paris, Maffei schon 1854 bei dem Wettbewerb für Lokomotiven der Semmering-Bahn bestens eingeführt. Von Maffei stammen auch die neuen Schnellzugslokomotiven der Pfälzischen Eisenbahn, die in der Festschrift beschrieben sind. Eine solche Maschine gleicht weder mehr dem gemütlichen, auf einen Wagen gesetzten Ofen Stephensons, noch den Lokomotiven, wie sie noch vor 25 Jahren üblich waren und deren Hauptkennzeichen für den Laien immer noch das hohe Rauchrohr war. Jetzt sind alle wesentlichen Teile einer Lokomotive möglichst frei und sichtbar gelegt, so daß selbst der Nichttechniker sie alle leicht unterscheiden und in ihrer Tätigkeit beobachten kann. Es ist unmöglich, an dieser Stelle auf Einzelheiten der Hauptmaschinenteile, der Feuerbüchse, des Röhrenkessels, der Verbund-Dampfzylinder, der Lenk- und Triebachsen, und auf alle dabei angewendeten Neuerungen einzugehen. Es kann auch nur kurz erwähnt werden, daß bei diesen Maschinen noch eine ganze Reihe von Vorrichtungen, wie Rauchverbrennungsapparate, bewegliche Funkenfänger, selbsttätige Schmiervorrichtungen, Anfahrvorrichtungen, Sandstreuer, Geschwindigkeitsmesser und Luftdruckbremsen vorhanden sind, die alle durch eine ganze Kette zusammenhängender Mechanismen ihre Kraft derselben Quelle entnehmen, die das Ganze in Bewegung setzt. Welche Geisteskraft mußte aufgewendet werden, um auf engem Raum so viel Gewalt und Sicherheit in einem Mechanismus zusammenzudrängen, der heute das Pferd ersetzt, welches Baader — trotz seiner feststehenden Maschinen — beim Eisenbahnbetrieb für unentbehrlich erachtete.

Von verschiedenen anderen Industrien, die die Festschrift behandelt, ist das „Haupt- und Nationalgewerbe" Bayerns, wie die Bierbrauerei schon öfters genannt wurde, bis in das 19. Jahrhundert hinein rein empirisch betrieben worden. Ihre wissenschaftliche Behandlung nahm von 1837 an der Professor für Technologie an der Universität und für angewendete Chemie an der Technischen Hochschule in München, C. A. Kaiser, in die Hand. Er hielt auf private Veranlassung Vorlesungen über die in das Fach der Bierbrauerei einschlägigen Lehren der Landwirtschaft, Physik und Chemie und erfreute sich für praktische Fragen der fördernden Hilfe des Besitzers der Spatenbrauerei, Gabriel Sedlmayr. Dieser hatte schon 1833 das Brauwesen in England studiert und war dadurch zu einer methodischen Behandlung des Brauprozesses angeregt worden. Den gleichen Bestrebungen huldigten seine Fachgenossen Brei, Pschorr und Schmederer; von ihnen wurde allmählich die Verwendung des Dampfes, einer ganzen Reihe von Spezialmaschinen und besonders der von Professor C. Linde erfundenen Kältemaschinen durchgeführt. Die eigentliche wissenschaftliche Behandlung und Belehrung fand statt in der jetzigen Akademie für Landwirtschaft und Brauerei in Weihenstephan, in der von den Bierbrauern gegründeten wissenschaftlichen Station für Brauerei und an der Technischen Hochschule in München, die mit einem Lehrstuhl für Gärungsgewerbe ausgestattet ist. So hat sich ein ursprünglich nur für den Verbrauch der nächsten Umgebung bestimmtes Gewerbe zu einer Industrie von Weltbedeutung erhoben. 1903 betrug die Biererzeugung in Bayern 17.5 Millionen, wovon 2.6 Millionen ausgeführt wurden. Die Malzsteuereinnahme des Staates betrug in demselben Jahre 33.9 Millionen Mark.

Wie die bayerische Brauerei mit einem Viertel an der gesamten Bierproduktion des Deutschen Reiches, so ist die bayerische Baumwollspinnerei mit einem Fünftel an der deutschen Produktion beteiligt. Ihr Hauptsitz ist Augsburg, an welchem Ort ja schon im Mittelalter die Familie eines Webers zu hohen kaufmännischem und später sogar zu fürstlichem Range sich erhob. Doch war so ziemlich eine Neuschöpfung nötig, denn bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts waren die alten Gewerbe verfallen, und die damals gemachten Versuche, die Weberei und Spinnerei als Gewerbe wieder zu beleben, hatten keinen Erfolg, da in anderen Ländern, besonders in England, unter Benutzung von Dampfkraft und von neu erfundenen Arbeitsmaschinen bereits ein fabrikmäßiger Industriebetrieb eingeführt war. Erst als Gleiches in Deutschland versucht wurde, entwickelte sich diese Industrie zu ihrer heutigen Höhe.

Die Glasindustrie ist in Bayern schon ziemlich alt. Vor 100 Jahren war ihr Sitz und auch ihr Vertrieb vorwiegend in Nürnberg und Fürth, welche Städte auch heute noch ein Zentrum der deutschen Spiegelglasfabrikation bilden. Im Bayerischen Wald waren und sind es vor allem die Hütten der Familie Poschinger, die Gebrauchsware, neuerdings aber auch Kunstgläser hoher Vollendung herstellen. Früher wegen des Brennmaterials und wegen der daraus gewonnenen, bei der Fabrikation

wieder gebrauchten Pottasche an die Wälder gebunden, ist die Glasfabrikation von ihnen unabhängig geworden durch die Erfindung der Gasfeuerung durch F. Siemens, welche auch den Gebrauch der Stein- und Braunkohle gestattet.

Die feinste Blüte der Tonindustrie, die Porzellanfabrikation, erfreute sich im 18. Jahrhundert der besonderen Pflege der fürstlichen Höfe und war auf bayerischem Boden in Nymphenburg, Ansbach und Frankenthal und in Privatbetrieben in Lichtenfels und Schaumburg vertreten. Sie zerfiel infolge geringer Kauffähigkeit und wechselnder Mode, hat aber seit 25 Jahren wieder einen neuen Aufschwung genommen, nicht bloß in Nymphenburg, sondern auch in Oberfranken, wo sich heute auch der Hauptsitz für die Fabrikation der gewöhnlichen Porzellanwaren befindet. Auch die Steingutfabrikation, welche weniger reine Rohmaterialien und weniger hohen Brand verwendet, ist in gutem Stande, und selbst die gewöhnlichen Tonwaren werden in Kunsttöpfereien mit neuen originellen Formen hergestellt, wozu eine keramische Schule in Landshut und die keramische Abteilung in der Kunstgewerbeschule in München beitragen.

Die chemische Industrie beschäftigte sich in erster Linie mit der Fabrikation von Farben und pharmazeutischen Präparaten. In Nürnberg und Fürth bestand die Graphit- (Bleistift-) und Bronzefarben-Fabrikation. All das hat sich erhalten und, wo immer nur günstige Verhältnisse vorhanden waren, ausgedehnt und vervollkommnet. Neu hinzugekommen sind in Nürnberg und Fürth die Petroleum-, Celluloid- und Ultramarin-Industrie, in Augsburg die Herstellung von Zündwaren, in Heufeld und Ludwigshafen die Herstellung von landwirtschaftlich-chemischen Produkten, in München die Gummiwarenfabrikation. Hauptsitz der chemischen Großindustrie ist Ludwigshafen am Rhein geworden durch die 1865 von F. Engelhorn gegründete Badische Anilin- und Sodafabrik, die größte chemische Fabrik der Welt, mit 200 Chemikern, 100 Ingenieuren, 600 kaufmännischen Beamten und 7500 Arbeitern. Ihr Hauptprodukt sind künstliche organische Farbstoffe aus Steinkohlenteer. Bei der Fabrikation des künstlichen Indigos und der meisten ihrer Erzeugnisse erfreut sich die Fabrik der wissenschaftlichen Unterstützung der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Chemie, so des Professors A. v. Baeyer in München. Gleiches findet ja in allen unseren größeren Fabriken statt, wie denn die innige Vereinigung theoretischer Wissenschaft mit praktischer Erfahrung als der Hauptgrund des hohen Standes der gesamten deutschen Industrie von allen Völkern mit Neid und Bewunderung anerkannt wird.

Ein weiter und steiler Weg ist es, den die Festschrift der Technischen Hochschule in München uns gezeigt hat. Pfade des Irrtums mußten verlassen, Felsen der Trägheit zur Seite geräumt, Wildbäche des Uebermaßes eingeschränkt werden, bis die deutsche Technik die lichte Höhe erklommen hatte, von der ihr dieser Rückblick gewährt wurde. Sich wieder vorwärts wendend, sieht sie neue, höhere Berge vor sich; an der Hand der Wissenschaft geht sie ihnen mutig entgegen. Wenn die Technische Hochschule in München ihre eigene Jahrhundertfeier begeht, möge sie dann neue Geschlechter herangebildet haben, die freudig und stolz zurückblicken können, aber auch ihrerseits mit Entschlossenheit und Kraft noch höheren Zielen zustreben.

Bücher und Zeitschriften.

Die Philosophie in der Staatsprüfung. Winke für Examinatoren und Examinanden. Zugleich ein Beitrag zur Frage der philosophischen Propädeutik. Nebst 340 Thematen zu Prüfungsarbeiten. Von H. Vaihinger. Berlin 1906, Reuther u. Reichard.

Die hier gegebenen Anregungen beruhen auf langjähriger Erfahrung und wirken in den theoretisch-prinzipiellen Erörterungen wie in den praktischen Vorschlägen durchaus überzeugend. Als Kernpunkt des Buches ist die Forderung zu betrachten, daß die Prüfung und insbesondere das schriftlich zu bearbeitende Thema nach dem Prinzip der Individualisierung auf die persönlichen Neigungen und Fähigkeiten des Kandidaten Rücksicht nehmen, nach dem Prinzip der Konzentration mit seinem besonderen Studiengebiet in engem Zusammenhang stehen muß. Die den letzteren Punkt betreffenden näheren Ausführungen sind besonders einleuchtend und lehrreich. Mit geradezu liebevollem Bemühen sucht der Verfasser nach Anknüpfungspunkten für die philosophische Prüfung in den Spezialfächern, also in klassischen und modernen Sprachen, Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Religion u. s. f., und wird hier vielen sicher Neues und vielleicht Ueberraschendes bieten. Nach solchen Gesichtspunkten sind 340 Themata zusammengestellt, eingeleitet und zum Teil begleitet von erläuternden Bemerkungen. Diese Zusammenstellung ist die beste Illustrierung des theoretischen Abschnittes und dürfte eine wertvolle Fundgrube werden. Eine ausführliche Betrachtung ist noch der Frage des Schulunterrichts in philosophischer Propädeutik gewidmet. Den größten Nachdruck legt Vaihinger mit Recht darauf, daß in den einzelnen Unterrichtsfächern die immanenten philosophischen Elemente herausgehoben werden, während ein spezieller Unterricht in der Philosophie durchaus wahlfrei sein sollte. Das ganze, in seiner Kürze reichhaltige Werk zeigt überall gründliche Ueberlegung und klare Darstellung und bildet ein treffliches Stück moderner Hochschulpädagogik.

Br.

Irma. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Seit Jahren hätten wir die Besprechung jedes neuen Romans von Adolf Wilbrandt immer wieder mit dem Bekenntnis einleiten können, daß seine Darstellung es uns angetan hat, daß wir dem Zauber seiner Prosa nicht widerstehen können und viele seiner Bücher liebgewonnen haben, obgleich der kritische Verstand manchmal viel dagegen einzuwenden haben mochte. Abgesehen von dem flotten Fluß der Darstellung, in der es keinen toten Punkt gibt, beruht diese Wirkung auch auf der Kunst, mit der dieser Autor seine Menschen zu gestalten, uns für sie zu interessieren und zu erwärmen weiß. Sie werden nicht umständlich vorgestellt und eingeführt, sie sind da und wirken durch sich selbst. Der Dichter zeigt sie uns in der Bewegung, in dem wirksamsten Augenblick, den der Verfasser des Laokoon als den fruchtbarsten Moment bezeichnet. Wir haben bei manchen seiner frischen, lebenswarmen Gestalten das Gefühl des frohen Behagens, mit dem man in einen schönen, vollsaftigen Apfel hineinbeißt. In „Irma“ erscheint die Heldin zuerst als Kind, bizarr und fremdartig und doch zum Greifen deutlich vor uns stehend. Sehr hübsch und drollig sind ihre Kämpfe mit dem drei Jahre älteren Kameraden Robert Helm geschildert, wie er ihr unversehens die Locke abschneidet, die ihr Vater, der Friseur, mit besonderem Stolze gepflegt hatte, wie sie sich dafür rächt und dem hochaufgeschossenen Jungen einen Schopf Haare ausreißt. Sehr poetisch und originell ist auch die Vorstellung des Kinderköpfchens, daß die großen Engel die kleinen mit Liebe erziehen und daß die Menschen sich daran ein Muster nehmen sollten. Die weiteren Schicksale Irmas bewegen sich in etwas ausgetretenen Gleisen; sie wird eine große Sängerin und hat in ihrem idealen Streben, ihrer reinen Kunstbegeisterung mit Tücke und Niedrigkeit zu kämpfen. Auch ihre Ehe ist ein Irrtum, ein schlimmes Verhängnis, und erst nach schweren Schicksalen, nachdem der Gatte den ganzen Besitz verspielt und sich erschossen hat, findet sie an der Seite des Jugendfreundes ein reines und ganzes Glück. Manche Situationen lassen den starken Dramatiker erkennen, als den der Verfasser sich auch in dem Roman bewährt. So besonders die Szene, da Irmas Kollegin, begleitet von deren Freund, sich an ihrer Mißstimmung über den Erfolg der Rivalin weiden will und Irma, gestählt durch den Anblick des erscheinenden Robert, sie mit königlicher Würde „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle“ kennzeichnet. Bei dem alten Gutzeit denkt man einen Augenblick an eine Aehnlichkeit mit den überlegenen wackeren alten Männern in Wilbrandts früheren Romanen, bis man erkennt, daß der alte Wüstling bei seiner Unterstützung Irmas von sehr egoistischen Motiven ausging. Daß er aber seine schamlosen Pläne so unverhohlen äußerte, war doch etwas unvorsichtig! Irmas Jugendfreund und späterer Gatte Robert trägt etwa konventionelle Züge, die meisten anderen Figuren haben stark individuelles Gepräge.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

März-Sitzungen.

In der philosophisch-philologischen Klasse hielt Herr Meiser einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: Studien zu Lukian. Im 1. Abschnitte (Lukian

und Jakob Bernays) wird aus den Schriften Lukians nachgewiesen, daß das ungünstige Bild, welches Jakob Bernays in seiner Abhandlung „Lukian und die Kyniker“ 1879 von Lukians Persönlichkeit und Charakter entworfen hat, der Wirklichkeit nicht entspricht und der Bedeutung des großen Satirikers nicht gerecht wird, wenn auch hervorragende Gelehrte unserer Zeit bei der Beurteilung Lukians sich Bernays angeschlossen haben. Der 2. Abschnitt (Lukian und die Christen) enthält eine textkritische Untersuchung der Kapitel der Schrift Lukians vom Lebensende des Peregrinus, welche sich auf die Christen beziehen, auf Grund der kritischen Ausgabe von Lionello Levi (Berlin, Weidmann 1892). An zwei Stellen wird der Versuch gemacht, den ursprünglichen Text herzustellen. Zum Vergleiche wird auch das Christuskapitel bei Josephus beigezogen. Am Schlusse wird eine Stelle im 43. Kapitel, die bisher für lückenhaft galt, durch eine leichte Textverbesserung berichtigt.

In der mathematisch-physikalischen Klasse machte 1. Herr Hertwig Mitteilungen über die Untersuchungen, welche er über die Entwicklung des Urogenitalsystems bei Fröschen und Kröten angestellt hat, unter besonderer Berücksichtigung der Veränderungen, welche durch Ueberreife der Eier hervorgerufen werden. 2. berichtete Herr L. Burmester: „Ueber eine Theorie der geometrisch-optischen Gestalttäuschungen“. Diese merkwürdigen Gestalttäuschungen, die man seit nahe 300 Jahren vereinzelt beobachtet hat, die aber noch nicht mit Erfolg untersucht wurden, sind dadurch charakterisiert, daß an einem monokular betrachteten, körperlichen Gebilde das Fernere näher und das Nähere ferner erscheint, daß somit das Vertiefte erhoben und das Erhabene vertieft gesehen wird. Den Beobachtungen zufolge stehen Objektgebilde und entsprechendes Truggebilde in involutorischer reliefperspektiver Beziehung. Demnach kann das subjektive Truggebilde, welches einem beobachteten Objektgebilde entspricht, im voraus konstruiert, also auch als körperliches Gebilde hergestellt und mit dem wahrgenommenen subjektiven Truggebilde successive verglichen werden, um die Theorie zu bestätigen. Umgekehrt erscheint das körperlich hergestellte Truggebilde, wenn es an die Stelle des subjektiven Truggebildes gesetzt wird, durch die Gestalttäuschung wieder in der Gestalt des an seiner Stelle weggenommenen ursprünglichen Objektgebildes. Der Vortragende demonstrierte diese Gestalttäuschungen an einigen aus weißem Karton hergestellten Objektgebilden, z. B. an einem geknickten rechteckigen Blatt, an einem Hohlwürfel und Vollwürfel, sowie an einer kleinen Treppe, die alle durch Gestalttäuschungen umgestülpt in veränderter Gestalt und in veränderter Beleuchtung erscheinen; ferner an den Hohlformen von Reliefs und Masken, die bei der monokularen Beobachtung besonders leicht erhaben gesehen werden. Die Abhandlung über diese Theorie der geometrisch-optischen Gestalttäuschungen wird in der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“ erscheinen.

3. legte Herr Alfr. Pringsheim eine Arbeit von Herrn Fritz Hartogs vor: „Einige Folgerungen aus der Cauchyschen Integralformel bei Funktionen mehrerer Veränderlichen“. Durch Uebertragung der Cauchyschen Randintegral-Darstellung auf Funktionen von zwei oder mehreren Veränderlichen gewinnt der Verfasser verschiedene in der Theorie der Funktionen einer Veränderlichen keinerlei Analogon besitzende Theoreme, welche gestatten, aus dem regulären Verhalten solcher Funktionen in gewissen beschränkten Bereichen die Regularität in merklich erweitertem Umfange zu erschließen und bestimmte Aussagen über die eventuelle Verteilung singulärer Stellen zu machen.

In der historischen Klasse hielt Herr Friedrich einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: „Die ecclesia Augustana in dem Schreiben der istrischen Bischöfe an Kaiser Mauritius vom Jahre 591 und die Synode von Gradus zwischen 572 und 577.“ Das Schreiben der istrischen Bischöfe, welches berichtet, unter Kaiser Justinian I. hätten fränkische Erzbischöfe drei Kirchen der Aquileier Kirchenprovinz, die ecclesiae Beconensis (al. Bremensis), Tiburniensis und Augustana, mit Bischöfen besetzt, hat seit mehreren Jahrhunderten eine ganze Reihe von Hypothesen hervorgerufen. Doch wurde jüngst die eine Schwierigkeit dadurch gelöst, daß die wiedergefundene Handschrift, welche allein das Schreiben erhalten hat, der Cod. lat. Paris. 1682, weder Beconensis nach Baronius noch Bremensis nach Hardouin, sondern Breonensis hat. Es blieb somit nur noch die ecclesia Augustana zu erklären, unter der fast alle Forscher Augsburg suchten. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Erklärung springt aber so sehr in die Augen, daß sie unmöglich als befriedigend betrachtet werden kann. Der Vortragende führt nun den Nachweis, daß die ecclesia Augustana nicht Augsburg, sondern Aguntum, ein untergegangenes, in der Nähe des heutigen Lienz im Pustertal gelegenes Munizipium betrifft. Und da seine Beweisführung zum Teil auf der Synode von Gradus zwischen 572 und 577 beruht, so weist er ferner nach, daß man mit Unrecht, weil von späteren Fälschungen ausgehend, ihre Echtheit bestritten hat. Dieser Nachweis kommt auch den bischöflichen Kirchen von Seben und Trient zugute.

•

17. Hauptversammlung des Vereins für Schulreform.

x. Die Hauptversammlung des Vereins für Schulreform tagte am letzten Sonntag mittags 12 Uhr unter dem Vorsitz des Abg. Barster zu Stettin im Saale der Gesenius-Schule. Voran ging ihr am Sonnabend eine öffentliche Versammlung, in der Professor Dr. Viereck (Braunschweig) die Frage behandelte: Warum brauchen wir Realschulen, Oberrealschulen und Reformschulen? Die Hauptversammlung begrüßte der Vorsitzende der Ortsgruppe Stettin, Professor Ulich. Den Jahresbericht erstattete Professor Dr. Lenz. Er gedachte des schweren Verlustes, den die Reformschulbewegung durch den Tod des Geh. Rates Dr. Ernst Schlee (Altona) erlitten hat. Die Reformschulfragen selbst haben sich im verflossenen Jahre über Erwarten günstig gestaltet: 13 Reformschulen wurden eröffnet, so daß in ganz Deutschland 88 solcher Anstalten bestehen. Ostern dieses Jahres kommen ferner hinzu Reformschulen in Düsseldorf, Hannover, Schöneberg, Kassel, Culmsee, Gronau, Forst i. L., Lichtenberg, Ems, Ohligwald, Langenberg, Röschwitz und Annaburg. Es wird damit die Zahl 101 erreicht. 1907 reihen sich Schulen in München, Siegen und Hechingen an. Von den bestehenden Anstalten tragen 28 Gymnasial-, 79 Realgymnasial-Charakter. Damit könnte man sich zufrieden geben, wenn nicht die allgemeine Einführung des Reformschulplanes gefordert würde, auch deshalb, weil in der Abschaffung des lateinischen Unterrichtes ein Zeichen nationaler Gesundung gesehen wird. Eine weitere Forderung ist die Errichtung pädagogischer Lehrstühle. Ein Hemmnis für die Entwicklung des Vereins, dessen Mitgliederzahl 1035 beträgt, lag in dem Widerstande der Geographen und Historiker. Die Hauptversammlung beschloß daher folgende Erklärung:

„Der Verein für Schulreform erkennt die Beschwerden der Geographen und Historiker über die Beschränkung des geschichtlichen Unterrichts in dem Lehrplan der Untersekunda bis Unterprima der Reformgymnasien auf zwei Stunden als berechtigt an. Er spricht den Wunsch aus, daß eine dritte Stunde für die Geschichte und eine eigene Stunde für Erdkunde aus dem Bestande des altsprachlichen Unterrichts hergegeben werde. Der vom Verein bereits 1904 geforderte Verzicht auf das lateinische Abiturienten-Extemporale, der hiermit wiedergefordert wird, ist imstande, die Erfüllung des Wunsches zu ermöglichen, ohne die eigentlichen Ziele des altsprachlichen Unterrichts zu verändern. Die Durchführung des geographischen Unterrichts bis zur Prima wird auch für die alten Gymnasien als dringend nötig angesehen.“

Professor Lenz hob hervor, daß der versöhnliche Ton im Schulkampfe erfreuliche Fortschritte gemacht habe; zum erstenmal unterblieb ein direkter Angriff im Abgeordnetenhause. Manche Gegenstände, die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, deutsche Landeskunde und die Geschichte des letzten Jahrhunderts, nehmen im Lehrplan nicht die ihnen gebührende Stellung ein. Die Gleichberechtigung aller höheren Lehranstalten hat in Baden, Sachsen, Bremen und Lübeck Fortschritte gemacht. Gegen den Nachmittagsunterricht äußerte Prof. Dr. Lenz lebhafte Bedenken, denen die Versammlung durch Annahme der folgenden Erklärung sich anschloß:

„Der Verein für Schulreform empfiehlt nach dem Vorgange des Vereins für Schulgesundheitspflege, ausgedehnte Versuche mit dem Schulplan, der in fünf Zeitstunden sechs Lektionen vorsieht und es ermöglicht, den gesamten Unterricht am Vormittag zu erteilen.“

In der Besprechung erwähnte Abg. Prof. Eickhoff die geplante Umgestaltung des Rixdorfer Realgymnasiums in eine Reformanstalt. Die Angriffe, die im Herrenhause am 30. März besonders vom Grafen Yorck von Wartenburg erhoben wurden, wies er entschieden zurück. Die Zulassung der Oberrealschüler zum medizinischen Studium mit einer kleinen Einschränkung stellte er trotz des Widerstandes Bayerns und Sachsens in begründete Aussicht. Eine Konferenz, die der Reichskanzler mit dem bayerischen Kammerpräsidenten v. Orterer hatte, rückte das Ziel bedeutend näher. Der Ausbau der Oberstufe im Sinne größerer Bewegungsfreiheit wurde von Eickhoff gefordert, zu der ja schon mehrfach, so in Straßburg i. E. und Emmendingen, Versuche angestellt wurden. Gymnasialdirektor Treutlein (Karlsruhe) berichtete über die Verhandlungen des Jahres 1905 zur Hebung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts. Im Gymnasium entfallen auf sprachliche Fächer 59 Prozent der Stunden, auf mathematisch-naturwissenschaftliche 27 Prozent; in Reformgymnasien dagegen stellt sich das Verhältnis 51 : 39. Die

ausschließlich sprachliche Vorbildung der Abiturienten entspreche nicht der modernen Entwicklung. Angeregt wurde der biologische Unterricht auf der Oberstufe. Trotz des hohen Wertes der sprachlichen Lehrmethode sollen Mathematik und Naturwissenschaften als den Sprachen gleichwertige Bildungsmittel anerkannt werden. Eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung wird auch für Gymnasialabiturienten gefordert, die fast vier Fünftel aller Abiturienten umfassen. Als Reformen schlug Treutlein den Wegfall des lateinischen Stils in der Abiturientenarbeit, die Schaffung von sogenannten Realklassen und den sechsklassigen lateinlosen Unterbau vor; ferner forderte er die Umwandlung der griechischen Sprache zum wahlfreien Gegenstand. Der Redner kritisierte die gesundheitlichen Mißstände, denen nur durch Wegfall einer der drei pflichtgemäßen Sprachen abgeholfen werden könnte. In einer Erklärung billigte die Versammlung im allgemeinen die Vorschläge des letzten Naturforscher-Kongresses betreffend den mathematischen und naturkundlichen Unterricht und wünschte auch in den oberen Klassen der Reformanstalten eine stärkere Berücksichtigung dieses Unterrichts. Dr. Lange begründete den Vorschlag, Schritte zu tun, um eine sechsklassige lateinlose Mittelschule zu verwirklichen, ein Gedanke, dessen Ausführbarkeit in der geplanten Reform des Mädchenschulwesens bewiesen wäre. Er empfahl, daß der wahlfreie lateinische Unterricht in den beiden oberen Lyzealklassen auf die erste beschränkt und diese Klasse überhaupt dem Oberlyzeum hinzugefügt würde Prof. Eickhoff befürwortete einen näheren Anschluß an den preußischen Realschulmännerverein und den Verein für lateinloses höheres Schulwesen, wobei auch größere gemeinsame Kundgebungen ins Auge zu fassen wären. Der Vorsitzende Abg. Vorster empfahl den Versuch einer völligen Verschmelzung. Im übrigen trat er, wenn es nötig wäre, für die Zurücksetzung des Französischen hinter dem Englischen ein, das eine ungleich größere Bedeutung für das praktische Leben besäße. Auch er behandelte die beklagenswerte Tatsache, daß alle die geforderten wissenschaftlichen Grundlagen der Bildung es dem jungen Mann kaum erst in den Zwanzigern gestatten, im praktischen Leben eine entsprechende Stellung zu gewinnen, ein Mißstand allerdings, der sich aus dem Zuschnitt des modernen Lebens mit Notwendigkeit entwickelt hat. Gerade die ersten industriellen Unternehmungen kranken seit Jahren an dem Mangel überragender leitender Persönlichkeiten in einer Zeit, wo Bildungsfragen zu den meist behandelten gehören.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

i. Ein neues Dekret der Indexkongregation. Durch ein Dekret der Indexkongregation wurden der Roman des italienischen Senators Fogazzaro, „Il Santo“, der bekanntlich bereits ins Deutsche und Französische übersetzt wurde und im „Hochland“ sowie in der „Revue de deux mondes“ Brunetières erscheint, sowie zwei Werke des Leiters der „Annales de l'hilosophie chrétienne“, nämlich „Le Réalisme chrétien et l'idealisme grec“, sowie „Essais de philosophie réligieuse“, ferner die Schrift „L'Infaillibilité du Pape et le Syllabus“ von Paul Viollet vom Institut in das Verzeichnis der verbotenen Bücher aufgenommen. Namentlich die Verurteilung des Romans Fogazzaros dürfte zu lebhaften Erörterungen Anlaß geben.

* Wie spricht der Mensch ohne Zunge? Wir müssen es als einen Triumph unserer Chirurgie bezeichnen, daß ein Mensch durch die Herausnahme von Zunge, Kehlkopf und Schlund bei unheilbaren Krankheiten, wie Krebs, Tuberkulose u. s. w., nicht nur gerettet werden, sondern auch in normaler Weise essen und sprechen kann. In der Berliner Medizinischen Gesellschaft wurden von Professor Gluck einige Fälle dieser Art vorgestellt, deren Operationsresultat nach dem Berichte der Berliner Klinischen Wochenschrift dahin gehen, daß Menschen ohne Zunge sprechen können, nachdem sie einen künstlichen Kehlkopf erhalten haben. Gutzmann hat einen der Fälle untersucht und die Aufmerksamkeit auf die interessanten Ersatzbewegungen hingelenkt, die ein Patient vornimmt, um die Laute, die sonst notwendig an das Vorhandensein der Zunge geknüpft sind, doch noch richtig aussprechen zu können. Alle Laute wurden von dem Patienten ganz gut gebildet, mit alleiniger Ausnahme von D und T, die nicht zu erzielen waren. Man sollte aber auch denken, daß die Bildung des S, welches nur dadurch deutlich und scharf hervorgerufen wird, daß die Zunge durch ihre Lage und Gestaltung den Luftstrom auf die untere Zahnreihe lenkt, in diesem Falle nicht möglich sei. Wir müssen uns daher darüber wundern, welche Aushilfe der Patient gefunden hat. Er bildet es einfach so, daß er die beiden Zahnreihen auseinandersetzt und nun einen breiten Luftstrom durch sie durchbläst. Auf diese Weise entsteht ein etwas breites S, das aber als solches durchaus richtig zu Gehör kommt. In derselben Weise ersetzt er auch das D und T durch eine Art S-Laut, den er nur etwas plötzlicher und stoßweise ausspricht. Das Sch bildet er sehr deutlich, wie auch das L bei ihm noch ganz gut vorhanden ist. Es entsteht dadurch, daß sich die Reste eines Muskels am Mundboden ein wenig zusammenziehen und über das Niveau des Mundbodens hervorragen. Das N wird durch das Schließen der Zahnreihen ebenfalls leicht gebildet.

* Personalien. Dr. Johannes Sieveking am kgl. Museum für Abgüsse klassischer Bildwerke in München wurde der Titel und Rang eines Kustos verliehen. — Professor Felix Wolff in Straßburg i. E. ist zum Konservator der geschichtlichen Denkmäler in Elsaß-Lothringen unter Belassung in seinem Dienstverhältnis als Konservator für die Bezirke Ober- und Unterelsaß ernannt worden. — Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats Wirkl. Oberkonsistorialrat Professor D. Hermann Frhr. von der Goltz, Propst an St. Petri in Berlin, erhielt den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat „Exzellenz“.

M. Todesfälle. In Dresden ist am 7. April der ausgezeichnete klassische Philologe Oberschulrat Dr. Friedrich Otto Hultsch im 73. Lebensjahre gestorben, ein um das sächsische Gymnasialwesen wie um die Altertumswissenschaft in gleichem Maße verdienter Gelehrter. Nach langer fruchtbringender Tätigkeit als Lehrer und Leiter sächsischer humanistischer Anstalten hat Hultsch 1889 als Rektor der Dresdener Kreuzschule seinen Abschied genommen, um nur seiner Wirksamkeit als Mitglied der höchsten sächsischen Schulbehörde und seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Er hat mathematisch-physikalische und philologisch-antiquarische Kenntnisse in seltener Weise vereinigt und ist dadurch zur größten deutschen Autorität in der Metrologie und Geschichte der alten Mathematik geworden, auf deren Gebiet sich die Mehrzahl seiner zahlreichen großen und kleineren Publikationen bewegt, so besonders das Standardwerk über „griechische und römische Metrologie“ (mehrfach aufgelegt), die Sammlung Metrologischer Schriftsteller, Die Gewichte des Altertums, Die Ptolemaeischen Münz- und Rechnungswerte, die ausgezeichneten Abhandlungen über einzelne metrologische und mathematische Schriftsteller des Altertums wie Heron von Alexandrien, Eukleides, Pappos u. s. w., wovon u. a. auch das Pauly-Wissowasche enzyklopädisches Werk vielfach Zeugnis gibt. Ein anderes Gebiet, in dem Hultsch Bedeutendes leistete, waren die griechischen Historiker, vor allem Polybios, dem er in Ausgaben, Abhandlungen und Erklärungen in der verschiedensten Weise gerecht wurde. Viele Gelehrte haben von dem liebenswürdigen Gelehrten Förderung erhalten und niemand hat sich vergeblicherweise nach der Barbarossastraße in Dresden gewandt, wenn er aus den reichen Wissens- und Arbeitsgebieten des Altertumsforschers Auskunft erhalten wollte. Als Mitglied der sächsischen Akademie der Wissenschaften hat Hultsch zahlreiche Abhandlungen in den Veröffentlichungen der philologisch-historischen Klasse dieser gelehrten Körperschaft erscheinen lassen; aber er hat auch nicht verschmäht, Fragen aus den von ihm beherrschten wissenschaftlichen Gebieten, von denen er voraussetzte, das sie ein größeres Publikum interessieren dürften, in populärer Weise zu behandeln und dadurch Liebe für die von ihm so hochgehaltene Altertumswissenschaft in weitere Kreise zu tragen. Ein arbeitsvolles, Früchte tragendes Leben liegt hinter dem verstorbenen sächsischen Schulmann und Gelehrten, den seine Schüler, seine Freunde und Gleichstrebenden lebhaft betrauern.

hc. Am 6. d. M. ist in Lemberg der Honorarprofessor für polnische Sprache und Literatur, Dr. Roman Pilat, im Alter von 60 Jahren gestorben.

⁂

Hochschulnachrichten.

hc. **Göttingen.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als Universitätsprofessor kann dieser Tage Geheimer Regierungsrat Dr. phil. Friedrich Leo, Ordinarius der klassischen Philologie an der hiesigen Universität, zurückblicken.

H. **Berlin.** Der Privatdozent in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität Liz. Eduard Frhr. von der Goltz wurde als Studiendirektor an das Predigerseminar in Dembowalonka (Westpreußen) berufen an Stelle des ins Berliner Konsistorium versetzten Liz. Gennrich. — Privatdozent Liz. Dr. Karl Beth wurde als ordentlicher Professor für systematische Theologie an die evangelisch-theologische Fakultät in Wien berufen.

hc. **Königsberg i. P.** Der Lektor der Forstwissenschaft in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität, Forstassessor bei der dortigen Regierung Franz Wesener ist zum Oberförster ernannt worden.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 12. April. Nummer 85.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 3.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Altphilologe und das Klaßlehrersystem in Bayern.

Von Dr. Albert Rehm, kgl. Gymnasiallehrer.

Unterm 23. Juli vorigen Jahres ist in Bayern für die Prüfung aus Deutsch, Geschichte und Geographie, nennen wir sie kurz die „Realistenprüfung", eine neue Ordnung erlassen worden; heuer soll zum erstenmal nach ihren Normen das Examen abgehalten werden. Die Neuerung hat offenbar bei vielen Vertretern dieser Fächer die Hoffnung geweckt, nun werde der „Realist" in absehbarer Zeit „die geweihte Schwelle des (humanistischen) Gymnasiums überschreiten" dürfen. Es mag der Gedanke an die neue Prüfungsordnung mitbestimmend gewesen sein für den Angriff auf unser Klaßlehrersystem, der in der Artikelserie „Zum Kultusetat" von Herrn Dr. von der Leyen in den Münchner Neuesten Nachrichten Ende Januar gemacht worden ist; sicherlich war dieser Gedanke bestimmend für die Anregungen gleicher Art, die in der Augsburger Abendzeitung vom 5. Februar und in diesem Blatte in Nr. 72 vom 28. März zu lesen sind. Da ich in der Bewegung, so wie sie betrieben wird, eine Gefahr für die gesunde Entwicklung unserer humanistischen Anstalten erblicke, ergreife ich das Wort dazu.

Es ist keine recht behagliche, zur Teilnahme einladende Unterhaltung, um die es sich hier handelt. Der Angriff auf das Bestehende wird nicht in allen Punkten sachlich geführt; man findet Wendungen, aus denen eine gewisse leidenschaftliche Gegnerschaft gegen die Altphilologen als die besitzende Klasse spricht. Nun, so haben wir Altphilologen auch einmal das Glück, uns beneidet zu sehen! Die Lage ist uns aber doch zu ungewohnt, als daß uns darin wohl wäre, und die Sache, worum es sich handelt, zu ernst, als daß wir z. B. eine reine Schadenfreude empfänden, wenn uns der Angreifer in seiner Leidenschaft da und dort eine Blöße gibt, wie das in nicht ganz wenigen Fällen geschehen ist. So redet, um nur einige Proben zu geben, Herr Dr. von der Leyen von einer Fakultas im Französischen für untere Klassen, indes dieses Fach erst mit der sechsten Klasse einsetzt; so steift er sich (Münchner Neueste Nachrichten Nr. 57) darauf, das Klaßlehrersystem verantwortlich zu machen für den Rückgang, den man hinsichtlich der Qualität der altphilologischen Lehrer seit der Prüfungsordnung von 1895 zu beobachten glaubt, und weiß oder bedenkt nicht, daß die vorhergehende Ordnung (von 1873), der wir eine bedeutende Hebung unseres Standes verdanken, genau ebenso das Fachlehrersystem zur Grundlage hatte. Herr —tz— in Nr. 72 der Beilage behauptet, die Prüfung der Altphilologen aus Deutsch und Geschichte bestehe „im wesentlichen aus dem Abfragen einiger auswendig gelernten Namen und Zahlen": wir werden doch aber von den gleichen Examinatoren geprüft wie die Realisten und nach Normen, die für die neue Prüfungsordnung der Realisten offenbar vorbildlich gewesen sind.

Solche Versehen oder Verdrehungen sind nicht schön. Ich erkläre aber ausdrücklich, daß ich daraus nicht den Schluß ziehen mag, die Sache der Realisten vertrüge keine logische Prüfung. Man wird aber auch nicht verlangen, daß ich solche Wendungen ernst nehme. Ich begreife überhaupt nicht recht, weshalb man sich über die Frage des Klaßlehrersystems so aufregt. Von heute auf morgen wird sie ja doch nicht gelöst! Noch lebt kein Realist, der in Bayern in einem Examen höheren Anforderungen als die Altphilologen hätte genügen müssen oder auch nur ebenbürtigen. Und wenn 1906 solche erstehen und wenn diese dann 1907 aus den pädagogischen Kursen entlassen sind, wird man diese jungen Kollegen doch vermutlich nicht sogleich auf die Posten stellen, die zur Zeit erprobte Altphilologen inne haben.

Wir können uns also über die Sache rein akademisch unterhalten. Da will ich denn gleich bekennen, daß ich für meine Person keine Verpflichtung fühle, das Bestehende in allen Punkten zu verteidigen: es ist ein Mißstand, daß wir Altphilologen nicht aus Geographie geprüft werden — wir bemühen uns ja auch um seine Abstellung —, und es ist eine schwere Plage für uns, wenn wir, vielleicht ohne durch den Unterricht in den Mittelklassen vorgeschult zu sein, den Auftrag erhalten, mittelalterliche und neuere Geschichte auf der Oberstufe zu lehren. Ich darf aber beifügen, daß Kollegen, die Historiker von Fach sind, uns Altphilologen zutrauen, wir könnten uns auch in der Geschichte so weit einarbeiten, daß wir sie auch auf der Oberstufe in angemessener Weise zu lehren vermöchten.

Ich gebe noch etwas zu: Wenn auch die neue Prüfungsordnung der Realisten im Deutschen keineswegs wesentlich höhere Anforderungen stellt, als wir zu erfüllen haben, so wird künftighin der Realist doch im allgemeinen auf der Universität gründlichere Studien in deutscher Literatur und historischer Grammatik gemacht haben als der Altphilologe, selbst dann, wenn wir eine vierjährige Studienzeit vor unserem ersten Examen auferlegt bekommen, wie das erhofft und erwartet wird. Der Realist ist eben dadurch im Vorteil, daß ihm seine Studienzeit nicht „durch Plautus und Terenz verbittert" wird.

Was ich aber ganz und gar nicht zugebe, ist, daß nunmehr der Realist der rechte Mann sei, in den oberen Klassen des humanistischen Gymnasiums Deutsch zu lehren. Ich spreche ihm vielmehr, auch auf Grund seiner neuen Prüfungsordnung, die Qualifikation dazu rundweg ab. Von den Spezialkenntnissen, die er dem Altphilologen gegenüber vielleicht mitbringen wird, braucht er wenig,

andere, die wünschenswert wären, fehlen ihm so gut wie dem Altphilologen, wieder andere, die notwendig sind, hat der Altphilolog, aber dem Realisten fehlen sie. Gotisch und Althochdeutsch wird er studiert haben müssen, wenn er seine Spezialprüfung aus dem Deutschen ablegt: wählt er Geschichte oder Geographie, so fragt man nicht danach; der Altphilolog kann's damit halten, wie er will: was übrigens nicht besagt, daß diejenigen, die sich späterhin zum Unterricht an oberen Klassen eignen, der Regel nach diese Fächer links liegen lassen. Recht viel Gebrauch ist schwerlich davon zu machen, so wenig wie von der historischen Grammatik: man kann höchstens die Schüler in dieser Richtung interessieren; der Hauptvorteil ist die größere Sicherheit in der eigenen Unterrichtsvorbereitung. Hoffentlich glaubt niemand, daß diese Disziplinen einen guten deutschen Stil gewährleisten! Der Realist wird mehr Erzeugnisse der deutschen Literatur und mehr Bücher darüber gelesen haben. Wenn der Altphilologe beginnt, deutsche Literaturgeschichte zu lehren, wird er mehr Lücken auszufüllen haben, aber dazu ist er philologisch geschult, daß er sie auf eigene Faust ausfüllen könne. Man stelle doch die Sache nicht so hin, als könnte ein Lehrer *nach* der Studienzeit gar nichts mehr hinzulernen! Und hier handelt sich's wahrlich um kein unzugängliches Stoffgebiet: eine gewisse Vorstellung von den Kulturverhältnissen zum mindesten in der Zeit unserer zweiten Literaturblüte sollte normalerweise schon der Absolvent vom Gymnasium mitnehmen.

Ja, wenn der Realist seine Ueberlegenheit darauf gründen könnte, daß er die Zusammenhänge unserer deutschen Literatur mit derjenigen des Auslandes mit eigenem Urteil zu verfolgen vermöchte, daß er auch nur Shakespeare im Urtext zu lesen verstände! Aber nichts dergleichen fordert seine neue Prüfungsordnung. Vielmehr steht für den Realisten die deutsche Literatur in einer viel übleren Isolierung da als für den Altphilologen. Der achtet vielleicht etwas zu einseitig auf die Beziehungen zum Altertum, aber für die Beurteilung von Lessing, Goethe, Schiller ist das am Ende doch kein unergiebiger Gesichtspunkt. Der Realist dagegen kann ruhig sein Latein auf die Fähigkeit beschränken, mittelalterliche Chronisten zu lesen, — wofern er Geschichte als Spezialfach wählt; sonst darf er sein Latein ganz vergessen: *Griechisch* braucht er überhaupt nicht zu können; denn zu seinem Studium gibt auch das Realgymnasium die Berechtigung.

Welch ein Unsinn! Man denke sich in den oberen Klassen des humanistischen Gymnasiums einen Lehrer des Deutschen, der es nicht wagen darf, aus Euripides, Sophokles, Platon ein Aufsatzthema zu wählen, weil seine Schüler jede einzelne Stelle genauer interpretieren können als er; ja, der seinen Schülern den Gebrauch griechischer Zitate untersagen muß, weil er sie nicht versteht! *Welch ein Unsinn!*

Nun, so richtet man vielleicht eine Realistenprüfung ein, bei der Latein und Griechisch als „Nebenfächer" figurieren? Mit Verlaub, die *haben* wir. Es ist der Examentypus von 1895, bei dem alte Philologie im ersten, Germanistik oder Geschichte im zweiten Examensabschnitt geprüft wird. Denn das muß man Herrn —tz— nicht glauben, daß diejenigen, welche diesen Typus wählen, in der Regel erst drei Jahre (künftig wohl gar vier Jahre!) lang ausschließlich „sich mit Cicero und Demosthenes plagen" und erst nachher „umsatteln"!

Weiter! Ich behaupte, daß nicht bloß der Lehrer des Deutschen an den Oberklassen unserer humanistischen Gymnasien Lateinisch und Griechisch ordentlich verstehen muß, sondern daß nicht minder der Lehrer der alten Sprachen so viel von deutscher Sprache, Literatur, Kultur zu wissen nötig hat, daß er dem deutschen Unterricht auf dieser Stufe gewachsen ist. *Das Deutsche und die Antike gehören am humanistischen Gymnasium zusammen*; darin, daß sie bei uns in Bayern verbunden und mit verschwindenden Ausnahmen in jeder Klasse in *eine* Hand gelegt sind, erkenne ich einen gewaltigen Vorzug unserer Organisation. Hier ist der Punkt, wo ich die Ansprüche der Realisten als schweren Eingriff in eine gesunde Entwicklung empfinde.

Löst man den deutschen Unterricht von dem in den alten Sprachen in einer Weise, daß nur unter besonders günstigen Umständen die Lehrer der beiden Fächer in enger Fühlung zusammenarbeiten können, so verarmt nicht nur das Deutsche: die alten Sprachen würden durch die Isolierung im Innersten getroffen. Wir Altphilologen *wollen* und *dürfen* heutzutage keine bloßen Fachlehrer sein. Wir können die Isolierung unserer „Spezialfächer" nicht zulassen, denn, offen gestanden, *isoliert* sind sie uns selber als Schulfächer wertlos. Nicht bloß die oberste Schulbehörde (in den „Anweisungen" von 1903) weist energisch darauf hin, „wie antike Welt und moderne Kultur trotz vielfacher Verschiedenheit durch eine reiche Fülle wohl erkennbarer Fäden miteinander im inneren Zusammenhang stehen", auch wer von uns selbst sich Gedanken macht über den Kulturwert der Antike,[1]) der kommt immer wieder darauf hinaus, daß die formale Schulung durch das Sprachenlernen und daß die Sprachen selbst nur Mittel zum Zweck sind. Der Sinn der Antike liegt für uns in ihrem Zusammenhang mit der Kultur der Gegenwart und in der geradezu paradigmatischen Geschlossenheit, in der sich die antike Kultur entwickelt hat. Nach diesen beiden Seiten kann aber nur derjenige die Antike für unsere Zeit nutzbar machen, der vom Werden und Wesen der gegenwärtigen Kulturverhältnisse etwas weiß. Nun aber ist doch das klar: wenn der Altphilologe nur oder fast nur Altphilologisches zu studieren und zu lehren hat, so steht er in Gefahr, den Zusammenhang mit der Gegenwart bei seiner Ausbildung und bei seinem Unterricht aus den Augen zu verlieren.

Uebrigens ist es nicht Schrulle oder Mode von uns, wenn wir so denken. Herr Dr. Fr. *Weber* hat ganz recht, wenn er in seiner Erwiderung gegen Herrn Dr. von der Leyen schreibt: „Im Unterricht der Jugend strebt die Entwicklung der Zeit *nicht* nach dem Spezialistentum hin, sondern rückt von ihm ab." Wie wir unsere Schüler nicht zu Spezialisten machen, sondern in Welt und Geschichte orientieren wollen, so ist der ideale Lehrer der Zukunft gewiß der vielseitig orientierte Mann, freilich wissenschaftlichen Sinnes, der, bei mäßiger Gesamtstundenzahl, bei reichlicher Freizeit für die eigene Weiterbildung, möglichst viele Fächer in seiner Hand zu vereinigen vermag, nicht der Spezialist, dem man ruhig fünf Lehrstunden für den Tag aufpacken kann, weil er sich auf keine davon in ernstlicher Arbeit vorzubereiten braucht. Nur der Lehrer der ersteren Art wird seine Schüler ganz kennen lernen und also richtig beurteilen, nur er wird mit frischem und andauerndem Interesse lehren.

Aber es geht ja nicht, sagt man. Die Wissenschaft ist so breit und so tief geworden, daß Deutsch, Latein und Griechisch und gar noch Geschichte „nicht mehr in eines Menschen Hirn hineingehen". Der einzelne kann nicht mehr all die vielen Fächer „wissenschaftlich sich aus den Grundlagen erarbeiten". Ach, die Realisten meinen es so gut und lieb mit uns! Und uns verstockte Menschen kommt am Ende gar ein Lächeln an, das der Würde des Problemas schlecht geziemt, wenn wir so feierlich von der hohen Wissenschaftlichkeit unseres Gymnasialunterrichts reden hören!

Gewiß, wir gewinnen allesamt, wir Altphilologen wie die Realisten und alle anderen akademisch gebildeten Lehrer, wissenschaftlichen Sinn vornehmlich in mühseliger Arbeit an den „Grundlagen"; so lernen wir verstehen, wie die Dinge und wie ihre Erkenntnis geworden und gewachsen sind. Wer von uns dann etwa noch später ein Aeckerlein zu eigen hat irgendwo im grenzenlosen Gebiete der Wissenschaft, vielleicht fern den reichen, altbebauten

1) Vgl. z. B. *Steiger*: „Das Realgymnasium und der Humanismus", Bl. f. d. Gymn.-Schulw. Bd 39; *Fiterle*: „Ziele und Aufgaben des heutigen Gymnasiums", Bericht über die 22. Generalversammlung des Bayer. Gymnasiallehrervereins 1903. Ich selbst habe mich zu der Sache in einem Aufsatz in Nr. 1 u. 2 des heurigen Jahrgangs der Gymnasialblätter geäußert.

Tälern, weit draußen, wo in harter Arbeit Wurzelwerk zu roden ist, ehe man spärliche Frucht erntet, der geht wohl auf Sonn- und Feiertage hinaus und stählt in dieser Arbeit seine Kräfte, — weil's ihn freut, auch weil's ihm Ehre bringt; oder er fühlt eine innere Pflicht, ein Feld nicht verkommen zu lassen, auf dem sonst niemand oder ein Unberufener schafft; oder ihn reizt die Hoffnung auf fernen, reichen Ertrag. Aber was hat das alles mit unserer Werkeltagsarbeit zu tun? Da begehrt die Jugend — oder sie begehrt auch nicht — unsere Führung hierhin und darthin; und wir müssen nur bescheidentlich die Anführer und Weiser machen und, flüchtiger vielleicht als uns lieb ist, ihr das Große und Schöne da und dort zeigen und an den einfachsten Stoffen lehren, wie man arbeitet, damit die jugendlichen Augen sehen lernen und Wohlgefallen an dem und jenem gewinnen und die Hände einmal bei der wirklichen Arbeit zugreifen können. Dazu gehört auf unserer Seite nicht mehr als eine allgemeine Orientierung und ein offener Sinn und Liebe zu den Dingen und zu den Menschen. Wer dazu noch, irgendwo und irgendwie, durch eigene Arbeit erfahren hat, wie das Große und Schwere entsteht, der wird freilich dem Oberflächlichen überlegen sein; der wird auch hier und da eine Frucht seiner besonderen Arbeit den Kleinen weisen können, aber überall mit dem eigenen Kalbe pflügen, das kann unser keiner, und keiner wird es können, auch wenn dem einzelnen Führer ein kleineres Gebiet zugeteilt wird.

Zum Schluß ein Wort des Friedens! Haben wir nicht Besseres zu tun, als daß wir uns um unsere bescheidenen Pfründen streiten, übelwollenden Zuschauern zur Augenweide? Wär's nicht erfreulicher und ersprießlicher, vereint dafür zu wirken, daß in unserem Volke das Verständnis wachse für Schwierigkeit und Wert, für Leid und Freude unserer Arbeit?

Literatur über die Zollern-Hohenzollern.

Auf dem Gebiete der Literatur, die sich besonders mit den Hohenzollern, den kaiserlich-königlichen wie den fürstlichen, befaßt, ist in den letzten Monaten Bedeutendes geleistet worden. Das Hervorragendste ist streitlos die „Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern", der in diesen Spalten ein eingehender Aufsatz gewidmet wurde. (Nr. 2 der Beilage 1906.) Nun liegen schon wieder zwei neue Arbeiten vor, die sich mit den Hohenzollern beschäftigen. Die eine befaßt sich in mehr besonderer Art mit den Brandenburgern, den preußischen Hohenzollern. Es ist ein umfangreiches Buch: Die Jugend und Erziehung der Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen.¹) Zum Verfasser hat es den königlichen Hausarchivar, Archivrat Dr. Schuster, einen Mitarbeiter an der „Genealogie". Sein Mitarbeiter an dem vorgenannten geschichtlich-pädagogischen Werke, Professor Dr. Fr. Wagner, ist vor Erscheinen des 1. Bandes des Werkes, an dem er mehr als fünfzehn Jahre mitgearbeitet, gestorben. In der Angabe dieses Zeitraumes, die wir dem liebevollen Hinweis Dr. Schusters in der Vorrede auf seinen dahingeschiedenen Freund und Mitarbeiter entnehmen und womit er sich selbst ehrt, liegt schon ein Fingerzeig, daß wir es mit einem weitangelegten, gründlichen Werke zu tun haben. Der uns vorliegende 1. Band umfaßt denn auch nicht weniger als 630 Seiten. Dazu ist er gut mit geeigneten Illustrationen ausgestattet. In diesem ersten Bande kommen aber nur erst sechs brandenburgische Kurfürsten zur Behandlung. Friedrich I. (1371—1440), der Gründer der Brandenburger Dynastie, und seine Nachfolger bis zu Kurfürst Joachim II. (1505—1571), und diese Brandenburger auch nur bis zur Thronbesteigung, und das mit Recht; denn es handelt sich ja um die Jugend und Erziehung dieser Fürsten, wobei wir allerdings der Bezeichnung Jugend und Erziehung einen weiteren Raum gönnen müssen, succedierte doch z. B. Albrecht Achilles erst mit 56 Jahren als Kurfürst von Brandenburg. Zwar weiß Albrecht Achilles dann aber auch (und schon vorher) was er will, und es mutet uns sehr bekannt und neuzeitlich an, wenn er bei Uebernahme der Regierung zu seinen „haimlich und alt retten (Räten)" sagt: „Aber thut als wir uns zu euch versehen; helfft und rat, so will ich auch helffen. Doch so woll mir der Herr im Hauß sein." Und Albrecht Achilles war allzeit der Herr in seinem Hause.

Der eingegrenzte, aber doch auch zeitlich weitangelegte Rahmen bringt es nun selbstverständlich mit sich, daß bei der Behandlung der einzelnen Kurfürsten von etwas mehr die Rede ist als gerade nur von Jugend und Erziehung. Wir haben es hier mit einer kulturgeschichtlichen Arbeit zu tun, die uns sehr bemerkenswerte Blicke in das Wesen, Leben und Weben vergangener Jahrhunderte werfen läßt, die uns nicht nur einführt in das Familienleben der Brandenburger Herrscher, sondern auch in das politische Getriebe jener vielfach so unruhigen Zeiten, deren Wiederkehr kein Kenner der sogenannten guten, alten Zeit wünscht, wenn auch nicht abzustreiten ist, daß viel Biederes, Gediegenes und Kernhaftes damals zu finden war. Ferner ist eben nicht nur von dem jeweilig genannten Kurfürsten die Rede, sondern von der ganzen Familie, und was da alles zur Sprache kommt, das mag man z. B. den Ueberschriften der einzelnen Kapitel bei Kurfürst Friedrich II. entnehmen; die heißen: 1. Die Geschwister, 2. Friedrich und Albrecht in der Mark, 3. Friedrich in Polen, 4. Die politischen Lehrjahre, 5. Als Statthalter in der Mark, oder bei Joachim II. 1. Geburt, Geschwister, Gespielen, 2. Der Einfluß der Mutter, des Vaters und des Oheims, 3. Die Lehrer und Erzieher (sehr gründlich), 4. Auf Reisen und in Geschäften, 5. Heiratspläne und Vermählung. Dem eigentlichen Texte sind wertvolle Beigaben zugesellt. Da haben wir zunächst von S. 409—612 mehr als 1000 Anmerkungen, die ein reiches politisch und kulturgeschichtlich wertvolles Material liefern. Diese Zugabe erinnert an die Anlage in der „Genealogie", die auch — zum erstenmal — mit so vielen wichtigen Anmerkungen versehen ist. Sodann hat Dr. Schuster in seiner gründlichen Art Sach-, Orts- und Personenregister und eine Uebersicht der Aufenthaltsorte, also gewissermaßen ein Itinerarium der Kurfürsten zugefügt. Wir dürfen das Buch als ein Werk bezeichnen, den Fachleuten und Laien, Geschichtsforschern, Kulturgeschichtlern und Pädagogen Freude machen wird.

Auf ganz anderem Gebiete bewegt sich die zweite, hier zu besprechende Arbeit, die an Umfang weit geringer ist, der es aber, wie wohl sie nur eine einzige Frage behandelt, nicht an allgemeinem Interesse mangeln wird. Und das liegt schon im Titel angegeben, welcher lautet: „Ist der Familienname unseres Kaiserhauses Zollern oder Hohenzollern?²) Auch der Verfasser dieser Arbeit, Geh. Archivrat Dr. Großmann, ist ein Mitarbeiter an der „Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern", denn er gesamte Drucklegung er leitete. Man wird es ganz begreiflich finden, daß ich zunächst Front mache gegen den Titel der Arbeit. Handelt es sich um den Namen Zollern oder Hohenzollern, so kann es glaiterdings nicht nur abgetan sein mit dem Kaiserhause, d. h. genealogisch übersetzt, mit den brandenburg-preußischen Hohenzollern, sondern notwendigerweise gehört die schwäbische Linie, gehören die Fürsten von Hohenzollern dazu. Der Inhalt spricht auch für mich; denn mehr als die Hälfte der Arbeit beschäftigt sich, muß sich beschäftigen, mit den schwäbischen Hohenzollern. Zudem gehören die schwäbischen Hohenzollern, was auch Großmann nicht weniger als verneint, zum zollerischen Urstamm.

Bei dem Urstamm, der bis zur Abtrennung der Nürnberger (fränkischen) Linie gerechnet wird, die sich unter Friedrich III. (als Burggraf I.), erwähnt 1171—1200, vollzog, ist kein anderer Name je vorgekommen als Zollern, d. h. in seinen damaligen Formen: Zolorin, Zolro, Zolra, Zolr, Zulra, Zoller, Zoire, Zoll-

¹) Berlin 1906, A. Hofmann u. Comp.

²) Berlin 1906, W. Moeser, Buchhandlung.

ren, Zollrem, Zolren, Zoleren und in der merkwürdigen Schreibweise Ceolre. Nach einiger Zeit wird die Schreibweise Zolre die maßgebende, aus der dann später, im 16. Jahrhundert, Zolra und Zollern wurde. Der Name Hohenzollern dagegen findet sich, es ist zunächst nur von der schwäbischen Linie die Rede, erst am 15. April 1350, wo sich Graf Friedrich IX. zuerst „von der Hochen Zolr" nennt, worauf seine Nachkommen in der Hauptlinie (hierauf ist Wert zu legen) ebenfalls schreiben „von der hohen Zolr", oder Graf „von Zolre, Herre uffen der Hohen Zolre" (1361), oder kurz auch „von zolr ze zolr", oder „von Zolr, der ze zolr Herre ist", oder „von Zolr, dez zolr ist" (1383), Graf „von Zolr, Herre ze der hohen Zolre". Daraus entwickelt sich, immer aber nur bei dem Zollern, der auf der Stammburg saß, Graf von „Zolre von Hohenzolre" (1384). Dagegen nannten sich die anderen schwäbischen Zollern nie mit diesem Namen Hohenzoller, sondern nach ihren Beinamen oder Besitzungen. So hießen sich auch Schalksburger „Graf Frydrich von Zolre von Schalkspurg" oder Graf „von Zolr, dez Schalksburg ist", u. s. w. Kurz, der Verfasser weist an einer Reihe von Beispielen nach, daß der Name Hohenzoller fast stets nur den Besitz der Stammburg, der Herrschaft, des Landes bezeichnete, wogegen die Bezeichnung Zolre durchweg die Zugehörigkeit zur Familie darlegt, Zolre oder Zollern der eigentliche Familienname gewesen ist. Erst dann, als Graf Karl I. (1516—1576), der alle zollrische Besitzungen, zu denen die Grafschaften Sigmaringen und Veringen gekommen waren, in einer Hand vereinigte, diese dann aber durch sein Testament 1575 wieder auseinander riß und in die Linien Hechingen, Haigerloch und Sigmaringen trennte, da setzte er fest, daß seine Söhne Eitel Friedrich (Hechingen), Karl (Sigmaringen) und Christoph (Haigerloch) und alle ihre Nachkommen sich fortan „Grave von Hohenzollern" zu nennen hätten, wird dieser Name hausgesetzlich festgelegt, während er selbst sich als Nestor der Familie Graff zu Zollern nennt oder auch, wie vor mir liegende Unterschriften beweisen: Karl graff zu Zollern and Sigmaringen oder K. G. Z. Zollern und Sigmaringen, Herr zu Haigerloch und Meerstain, oder ganz kurz: K. G. Z. Zolleen. - Es ist dann sehr ausschlaggebend, daß sich der vierte Sohn Joachim, der Gründer der protestantischen schlesischen Linie, der mit Geld abgefunden wird, aber keinen zollerischen Landbesitz erhält, sich nicht Hohenzoller zu nennen hat, sondern fortgesetzt Zollern.

Wie verhielt es sich nun bei der anderen Linie der Zollern zu Nürnberg bezw. Brandenburg? Diese hatte, um kurz zu sein, die Bezeichnung Zollern (natürlich in der wechselnden Schreibweise) im Namen und im Schild beibehalten. Da heißt es bei allen Gelegenheiten Zollern, Zollerisch. Erst als dann der Große Kurfürst Schritte tat, seine Zugehörigkeit zum schwäbischen Zollernhause und seine Anrechte auf die hohenzollerischen Lande geltend zu machen, da kam der Name beziehungsweise Titel „Graff zu Hohenzollern" auch hier zur Annahme und Geltung.

So kommt Großmann zu dem Ergebnis: Der Fürst von Hohenzollern führt diesen Namen mit Recht; denn er stammt in gerader Linie von denjenigen Zollern ab, die hausgesetzlich sich seit 1575 von Hohenzollern nannten. Und die Könige von Preußen nennen sich Graf zu Hohenzollern, um in gleicher Weise ihren Anspruch auf das Land darzulegen. Richtig ist somit der Name, soweit er sich auf alles das bezieht, was mit dem Namen and Titel des Landes Hohenzollern zusammenhängt. Der Name der Familie, wie er fast alle Jahrhunderte hindurch immer wieder als Familienname zur Geltung kommt, ist aber einzig richtig Zollern.

Es ist selbstredend, daß der Verfasser auch auf den Ursprung des Namens Zoller zu sprechen kommt. Hier muß ich ihm nachdrücklich entgegentreten. Er führt nämlich an: Ueber den Ursprung dieses Namens ... hat wohl L. Schmid bisher die glaubwürdigste Vermutung ausgesprochen. Danach käme der Name des Berges und der Burg Zoler (warum nicht Zollern?), nach der auch die Familie sich nannte, von dem römischen Mons solarius, zu welchem Worte die Römer wohl eine vorgefundene einheimisch germanische Bezeichnung (sol, von Sonnenkultus der alten Germanen) latinisiert haben." Auf die sprachliche Entwicklung des Namens Zolorin, Zolr, Zoller u. s. w. aus solarius von dem „die nachfolgenden Alemannen das ziemlich germanisch klingende solari beibehielten", lasse ich mich nicht ein. Das ist Sache der Herren Germanisten, die bis jetzt, nebenbei bemerkt, über den Ursprung des Namens nicht einig sind. Dagegen wende ich mich mit aller Bestimmtheit gegen die Schmidsche Begründung, daß der Berg Mons solarius geheißen habe, daß ihn so die Römer genannt hätten. Ich verweise hierbei auf meinen eingehenden Aufsatz in Nr. 123 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1905, wo ich den Beweis gebracht, daß die Schmidschen Angaben and Annahmen über römische Beziehungen zum heutigen Zoller oder Hohenzoller rein aus der Luft gegriffen sind, daß es nichts als Phantasien sind, denen ein geschichtlicher, ein archäologischer, kurz jeder nachweisbare Grund mangelt. Fällt aber die Schmidsche Ausführung von dem Dasein eines römischen Mons solarius, so fällt auch alles andere, was er darauf baut. Ich bemerke noch, daß ich die Genugtuung hatte, von maßgebenden Seiten zustimmende Urteile zu meinem oben angegebenen Aufsatz zu erhalten. Der Mons solarius schwebt in der Luft, als Gebilde der Phantasie, fest dagegen steht der Zoller, der älteste Name Zolorin. Woher der kommt? — ignoramus, aber vielleicht nicht immer ignorabimus. Vielleicht entdecken wir doch noch eines Tages den sicheren Hinweis vom Ursprung des Namens.

Und noch eine andere Frage taucht auf, nicht neu, aber auch nicht alt. Welches war die ältere Linie der Zollern, die im Lande blieb auf der Stammburg, oder die, welche nach Nürnberg zog, um von dort den Flug zur Mark zu nehmen, und so hohen, glänzenden Ruhm zu gewinnen? Großmann ist dafür, daß die fränkische Linie, die Nürnberger Burggrafen-Linie, die ältere ist. Ueber diese Frage werde ich wohl noch bei anderer Gelegenheit mit meinem verehrten Kollegen, dessen Verdienste am zollerische Forschungen bleibenden Wert haben — es ist sehr bezeichnend, daß zum Beispiel die Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern trotz der Kürze der Zeit, seitdem sie erschienen, schon so viel Nutzen stiftete! — in aller Freundschaft einen Fehdegang machen.

Sigmaringen. Karl Theodor Zingeler.

Monumenta Judaica.*)

Unter diesem vielverheißenden Obertitel ist soeben das erste, prächtig ausgestattete Heft eines großen literarischen Quellenwerkes erschienen, das es sich zur Aufgabe macht, jedem die Urquellen zu erschließen, die zur Erkenntnis des biblischen und talmudischen Judentums und seiner Geschichte führen. Die außerjüdische Welt, selbst die der gelehrtesten Fachkenner, mußte zum Schaden der historischen Treue und Wahrhaftigkeit oft zu Bearbeitungen aus zweiter und dritter Hand greifen. Nur wenigen Bearbeitern der Zeitepochen, für die Targumim, d. h. aramäische Paraphrasen des Alten Testaments, und die Talmude Babyloniens und Palästinas Quellenwerke ersten Ranges sind, ist es gelungen, den Geist dieser uralten Traditionen vollkommen zu erfassen. Insbesondere die vielfach verkannte und mißverstandene historische Ueberlieferung der Talmude hat selbst bei großen und gründlichen Forschern wie Bousset, Schürer und Harnack zu gewiß oft unbeabsichtigten Grundfehlern ihrer Darstellungen geführt, weil ihnen das Eindringen in die überaus schwierigen Texte nicht ganz gelang.

*) Monumenta Judaica. Prima pars: Bibliotheca targumica. Das Targum des Onkelos, herausgegeben von Professor August Wünsche, P. Prof. Dr. W. Neumann, Dr. N. Altschüler, unter Leitung von Dr. J. J. Holltischer, im Akademischen Verlag Wien. Generalvertrieb Anton, Gesellschaft für Literatur und Kunst, Wien-Leipzig.

Die Monumenta Judaica, die zunächst in Bibliotheca Targumica und Bibliotheca Talmudica zerfallen, wollen der wissenschaftlichen Welt die aramäischen Uebersetzungen des Pentateuch von Onkelos-Akylas und Jonathan, die unter den Namen Targum Onkelos und Targum Jeruschalmi bekannt sind, sowie die geschichtlich wertvollen Teile des babylonischen und palästinensischen Talmuds vollkommen zugänglich machen. Die *Targume*, als die zeitlich der Fixierung des pentateuchischen Urtextes nächstgelegenen und bedeutendsten Paraphrasen, sind für die religionsgeschichtliche und exegetische Erfassung der fünf Mosesbücher von hervorragender Bedeutung. Seit der Rückkehr der Juden aus dem babylonischen Exil war in Palästina das Aramäische Volkssprache geworden. Das Hebräische war in den Hintergrund gedrängt. Die ungelehrte Masse des Aramäisch redenden Volkes war der heiligen Sprache längst entfremdet. Für sie waren die aramäischen Uebersetzungen bestimmt, die *Targumim*, von denen die öffentlichen, synagogalen Vorlesungen aus der heiligen Schrift begleitet wurden. Diese Uebertragungen des biblischen Textes ins Aramäische enthielten Erläuterungen des Schriftwortes und spiegelten Glaubensanschauungen wider, die durch uralte Ueberlieferungen gesichert sind. Sie befleißen sich einer durchgehenden Vermeidung aller Anthropomorphismen und haben so zur Läuterung des Gottesbegriffes bei den Volksmassen wesentlich beigetragen. Denn das Targum des Onkelos-Akylas ist ein *Volksbuch* geworden. Die zuerst durch das regelmäßige Anhören der Paraphrasen zur Gewohnheit gewordene Auffassung wurde noch weitaus gestärkt, als das Lesen des Targum geradezu zum Gesetze erhoben wurde, das bis zum heutigen Tage beobachtet wird. Das Targum des Onkelos, das babylonische genannt, ist im ostaramäischen, das des Jonathan und Jeruschalmi, das palästinensische genannt, im westaramäischen Sprachdialekt geschrieben. — Das große Ansehen, dessen sich diese Targume seit ihrem Entstehen bis zur Stunde erfreuen, und ihre Autorität erheben eine Uebersetzung dieser Denkmäler zu großer Bedeutung. Die Monumenta Judaica haben also nach dieser Richtung einen neuen Weg eingeschlagen und eine sprachlich, religionsgeschichtlich und historisch wichtige Aufgabe zu erfüllen sich vorgesetzt. Die historischen Talmudtexte sind bisher in anzureichender Weise durchforscht und ausgebeutet, wenn auch den Arbeiten, die auf diesem Gebiete bisher geleistet worden sind, der größte Wert zuerkannt werden muß. Die *Talmude* aber sind trotz der bestehenden und eben entstehenden Uebertragungen aus alter und neuer Zeit noch immer nicht zugänglich genug. In ihnen sind Originalberichte über eine tausendjährige Kulturarbeit zahlloser Völker in einem semitischen Dialekte aufgespeichert, der selbst dem geübten Philologen und Archäologen keine kleinen Schwierigkeiten bereitet. Die Sichtung der Quellen und die Herstellung der Beziehungen sind noch nicht zur Genüge vollzogen. Erst wenn das gesamte historische Material, losgelöst von den schier unendlichen, die disparatesten Stoffe behandelnden Teilen, in tadellosem Texte und treffender Uebersetzung vorliegt und durch einen erschöpfenden wissenschaftlichen Apparat durchleuchtet sein wird, kann von einer gesicherten Grundlage dieses merkwürdigen Literatur- und Kulturdenkmales als historischer Quelle die Rede sein. Und diese Grundlage wollen die Monumenta schaffen.

An die in lateinischer Transkription erscheinende Textausgabe der Targumim und deren wort- und sinngetreue deutsche Uebersetzung und die Talmudtexte wird sich ein kritisch-exegetischer Apparat schließen. Es soll der Wunsch und die Hoffnung nicht unterdrückt werden, daß die befremdlich anmutende transkribierte Textedition sich auf die besten bisherigen Editionen und insbesondere Handschriften gründen möge, wenn ihr Wert nicht wesentlich geschmälert werden soll. Die traditionelle, d. h. in der Talmud- und Midrasch-Ueberlieferung begründete Wiedergabe des Textes und der Version darf den vulgären und dem einfachen Wortlaut entsprechenden Sinn nicht außer acht lassen. — Die *Tradition*, eine der wichtigsten und untrüglichsten Erkenntnisquellen der jüdischen Antike, ist allerdings bisher wenig oder gar nicht beachtet worden. Und gerade sie ist das unterscheidende Charakteristikum des Judentums. Die Betonung und Beachtung dieses Momentes wird einen Vorzug des Wertes ausmachen. An die Targum- und Talmud-Texte werden sich Exkurse reihen, die die antiken Kulturvölker, wie Babylonier, Assyrer und Aegypter, in Betracht ziehen; denn viel unbeachtetes und unerkanntes Material zur Erkenntnis dieser Völker und ihrer Beziehungen zum Judentum und zueinander liegt gerade in den Talmuden begraben. Es soll gezeigt werden, wie die Kulturwerte und Religionsmomente der altklassischen, der semitischen und hamitischen Völker innerhalb des Judentums umgewertet worden sind. Die Verwirrung, die der oft genug sehr unwissenschaftlich geführte Streit um Babel und Bibel angerichtet hat, wird vielleicht durch objektiven Vergleich der Quellen und deren Harmonisierung einigermaßen geklärt und gelöst werden. Assyrien und *Babylonien* zumal sind in dem letzten Jahrzehnt in den hellsten Vordergrund getreten. Es ist klar, daß der *babylonische Talmud* in Vereinigung mit der auch im Midrasch (Auslegung) aufgespeicherten wundersamen Sagen- und Legenden-Ueberlieferung oft ungeahnte Aufklärung bringen wird. Die Ueberschätzung des babylonisch-assyrischen Einflusses auf das früheste hebräische Altertum dürfte bei ruhiger Forschung manche Einschränkung erfahren. Eine unabhängige, vorurteilslose Behandlung der Materie steht um so eher zu erwarten, als Gelehrte dreier Konfessionen sich vereint haben — *eine auf diesem Gebiete bisher noch nicht dagewesene Erscheinung* —, um in gemeinsamer Arbeit die Wahrheit festzustellen. *Um so ernster darf man strenge Wissenschaftlichkeit und einwandfreies, gründlichstes, gelehrtes Forschen erwarten und fordern.*

Die Monumenta Judaica werden vom Akademischen Verlag (Wien und Leipzig) herausgegeben, an dessen Spitze Dr. J. J. Hollitscher als Direktor steht. Dem Redaktionskomitee gehören ferner an: Universitätsprofessor Dr. W. Neumann (Wien), Universitätsprofessor Dr. A. Wünsche (Dresden) und Dr. M. Altschüler, Herausgeber der Vierteljahrschrift für Bibelkunde und Patristik (Wien). Diese Zusammensetzung soll dafür Bürgschaft leisten, daß in der Auffassung und Beurteilung namentlich der Talmudquellen nicht irgend ein subjektiver Standpunkt zum Ausdruck gelange oder daß Tendenz die Erläuterung trübe. Aus demselben Grunde wurde eine große Anzahl von katholischen, protestantischen und jüdischen Fachgelehrten als Mitarbeiter angeworben. Das vorliegende erste Heft der Monumenta enthält eine über Zweck und Anlage vollkommen orientierende Einleitung, das Mitarbeiterverzeichnis, die angewandten Abbreviaturen, einen Exkurs über „die mündliche Ueberlieferung", der wohl in kommenden Exkursen wesentlicher Ergänzungen bedarf. Daß für die *Geschichte dieser mündlichen Ueberlieferung*, von deren überwiegendem Einflusse bereits die Rede war und deren *Nichtbeachtung* sich auch an *Wellhausen* und dessen Schule böse rächt, Originalurkunden der größten jüdischen Kodifikatoren, wie Moses Maimonides, den Monumenta einverleibt werden, ist nur zu begrüßen. Nur hätte da noch weiter zurückgegriffen werden können. Die Unkenntnis auf diesem räumlich und zeitlich ungeheuer ausgedehnten Gebiete ist selbst bei sonst fest beschlagenen Gelehrten keine geringe. Hier bedarf es einer lebenslangen, liebevollen Beschäftigung mit der Materie, beinahe eines Lebens in ihr. Ein Teil dieser unleugbaren Schwierigkeit soll durch das, was die Monumenta bieten, einigermaßen überwunden werden. Dem Abschnitt über „Namen und Leben des Onkelos nach talmudischen Quellen" kann Vollständigkeit nicht zugesprochen werden, zumal insbesondere die bisher auf diesem Gebiete erschienenen gelehrten Arbeiten — wahrscheinlich absichtlich, aber nicht berechtigt — keine Berücksichtigung gefunden haben. Das Transkriptionsalphabet gibt Aufschluß über die Grundsätze der Umschreibung. Hierauf folgt der Targumtext mit Uebersetzung. Es ist kein Zweifel, daß gegen viele Auffassungen sich Einwendungen machen lassen;

alle aber sind in der Tradition begründet und werden gewiß im kritisch-exegetischen Apparate ihre genügende Erklärung finden.

Die Monumenta Judaica sind ernst zu nehmen. Je schärfer die Kritik einsetzt, um so besser. Es ist ein Quellenwerk, das geschaffen werden soll, und ein solches muß auf unerschütterlichen Grundlagen ruhen.

Wien. Dr. D. Feuchtwang.

Bücher und Zeitschriften.

Deutsche Sprachsünder. 36 kritische Studien von Ernst Friedegg. Berlin 1906. Verlag Siegfried Cronbach. 183 S.

An 36 der bekanntesten lebenden Schriftsteller will der Verfasser zeigen, daß heutzutage niemand mehr — er selbst natürlich ausgenommen — ein gutes und fehlerfreies Deutsch zu schreiben vermag. Aus den Werken von Bahr, Hauptmann, Harden, Wildenbruch — um hier nur einige Namen zu nennen — werden Sätze angeführt, die irgend einen grammatischen oder logischen Verstoß aufweisen. Dieses Unternehmen ist an sich gewiß berechtigt und könnte auch, wenn es ordentlich durchgeführt würde, nützlich sein. Es würde dann gewissermaßen eine Beispielsammlung zu den mehr theoretisch gehaltenen Büchern über den richtigen Sprachgebrauch abgeben. Aber der Verfasser der vorliegenden Schrift ist zur Ausführung dieser Aufgaben am allerwenigsten geeignet. Zunächst darum nicht, weil er voller Gehässigkeit gegen jeden modernen, angesehenen und geachteten Schriftstellernamen ist und darum auch da Fehler sieht, wo keine zu finden sind. Die Sucht, jedem der von ihm untersuchten Schriftsteller möglichst viel Sprachsünden nachzuweisen, verleitet Friedegg zur kleinlichen Bemängelung auch des Einwandfreien. So z. B. findet er in dem von Marie v. Ebner-Eschenbach stammenden Satze: „Die Angelegenheiten anderer berührten ihn nicht tief“ zweierlei auszusetzen: erstens muß es nicht anderer, sondern andrer heißen, und zweitens scheint ihm das Berühren ohnedies nur etwas Oberflächliches, Aeußerliches zu sein. Solcher Art angeblicher Sprachsünden ist ein großer, vielleicht der größere Teil der gebrandmarkten Fehler. Der übrige Teil enthält wirkliche Sprachverstöße und hin und wieder auch logische Fehler, welche sich auch unsere besten Autoren zu schulden kommen ließen. Das ist freilich eine bedauerliche Sache, und es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß das nicht vorkommen könnte. Jedoch ist gar kein Zweifel, daß man zu allen Zeiten und in allen Sprachen jedem Schriftsteller kleinere oder größere Sprachfehler und logische Entgleisungen nachweisen könnte, wenn man es darauf absehen würde. Und die Klassiker bilden da durchaus keine Ausnahme. Aber auf Grund solcher kleiner Fehler ein absprechendes oder gar vernichtendes Urteil über den Gesamtwert eines Schriftstellers zu fällen, dazu gehört die ganze feindliche Voreingenommenheit und der kleinliche Sinn, die aus der vorliegenden Schrift so unerquicklich hervortreten. — Der zweite Grund aber, warum Friedegg nicht der rechte Mann ist für die Aufgabe, die er sich gestellt hat, besteht darin, daß er selbst nur über einen sehr schlechten Stil verfügt und darum nicht geeignet ist, anderen als Muster zu dienen. Er müßte erst selbst ordentlich schreiben lernen — wenn das überhaupt gelernt werden kann —, ehe er es unternehmen dürfte, andere zu belehren. Da es aber hier nicht meine Aufgabe sein kann, die Sprachsünden des Verfassers der Sprachsünder anzukreiden und zu korrigieren, so kann die gemachte Andeutung genügen.

B. L. W.

Richard Wagner-Jahrbuch. Die Deutsche Verlagsaktiengesellschaft in Leipzig, welche u. a. bereits die Romantischen Meistererzähler und die Seebische Bibliothek verlegt, wird demnächst mit einem interessanten neuen Unternehmen hervortreten. Vor 20 Jahren erschien ein erster und einziger Jahrgang des Richard Wagner-Jahrbuchs von Joseph Kürschner. Die Zeitverhältnisse waren dem Unternehmen nicht günstig. Nun ist der Plan von dem Schriftsteller Ludwig Frankenstein, Leipzig-Gohlis, neu aufgenommen worden. Er hat den ungeteilten Beifall der Wagner-Forscher gefunden, und der erste Jahrgang ist bereits gesichert. Das neue Jahrbuch wird auch neben den Bayreuther Blättern seine Daseinsberechtigung haben. Sind diese letzteren ihrer ganzen Anlage nach mehr für einen engeren Leserkreis bestimmt, so soll das Jahrbuch sich mehr an die Allgemeinheit wenden. Es soll die Fülle der von Wagner auf allen Gebieten der Kunst und Kultur angeregten Fragen in Betrachtung ziehen, dieselben pflegen, fortentwickeln und zu ihrer weitesten Verbreitung beitragen. Es wird also durchaus keine Konkurrenz der Bayreuther Blätter sein. Beide Unternehmungen können vielmehr sehr wohl nebeneinander bestehen, sie sollen sich sogar gegenseitig ergänzen. Der Verlag wird vom jährlichen Reingewinn des Jahrbuches einen Beitrag an den Wagner-Stipendienfonds abführen.

K. V.

Allgemeine Rundschau.

Ein neues Fresko in Pompeji.

In der Nuova Antologia teilt Professor Dall'Osso, der Inspektor des Neapeler Nationalmuseums, Einzelheiten über ein höchst bedeutsames Fresko mit, das bei den jüngsten Ausgrabungen in Pompeji entdeckt worden ist. Das Gemälde stellt die „Entstehung Roms“ dar, und zwar ist es in vier Szenen geteilt, die die vier Hauptmomente dieses großen Dramas schildern. Die erste Szene hat ihren Schauplatz im Himmel, in der linken Ecke des Bildes steigt Helios auf seinem Sonnenwagen vom Horizonte empor; in der Mitte steht Mars in goldener Rüstung mit einer Lanze in der rechten Hand. Auf dem zweiten Bilde ist das Haus des Königs von Albalonga dargestellt, rechts davon ein kleiner Hügel, auf dem die Königstochter Rhea Sylvia schlafend liegt, und auf der linken Seite der Tempel der Priester des Mars. Die dritte Szene zeigt die Bestrafung der Rhea Sylvia durch Ertränken, da die Vestalin sich dem Mars hingegeben hat und die Mutter von Romulus und Remus geworden ist. Das vierte Bild zeigt den Flußlauf des Tiber, an dessen Ufer Merkur die Zwillinge, die von einem Wolf gesäugt werden, dem Schäfer Faustalus übergibt. Verschiedene Anzeichen der Technik und des Stils in dem Gemälde zeigen, daß das Bild viel eher der frühen griechischen Kunst als der hellenistischen Periode angehört, so zum Beispiel das Rot der Fleischfarbe, das bei den Männern angewandt wird, und das Weiß, das den Frauen vorbehalten ist. Ebenso erinnert die Darstellung von zeitlich aufeinanderfolgenden Szenen des gleichen Mythus in nebeneinander gestellten Abteilungen an die Gemälde des vierten Jahrhunderts, wie wir sie uns aus der griechisch-italienischen Vasenmalerei der Zeit rekonstruieren können. In allen Einzelheiten des Freskos ist eine sehr frühe Phase des Mythos dargestellt; auch die Schilderung der Götter erinnert an den Homerischen Typus und an die Auffassung der klassischen griechischen Kunst. Aus diesen Gründen und anderen technischen Einzelheiten schließt Dall'Osso, daß das Gemälde keine Originalkomposition ist, sondern die Kopie eines alten griechischen Bildes, die der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts angehört. In dieser Annahme wird er durch die neuesten Forschungen deutscher Historiker bestärkt, die festgestellt haben, daß der Mythos von Romulus wie der von Aeneas in Campanien seinen Ursprung hat und in der Phantasie der griechisch-italischen Völker entstanden ist, bevor die Römer noch ihre eigentliche Herrschaft begründet hatten. Die griechisch-italische Sage ist dann nach der Unterwerfung Süditaliens durch die Römer von den Siegern übernommen worden, und zu seinem Ruhme hat Rom diese in Griechenland und Asien umgehenden Erzählungen ausgebeutet. So bietet das Gemälde ein noch fehlendes Glied, das in der literarischen Ueberlieferung nicht erhalten ist, und gibt die Form des Mythos in seiner ersten Gestalt wieder, bevor er noch in die Geschichte Roms und die italische Dichtung eintrat.

Kleinere Mitteilungen.

* Eine wissenschaftliche Frage. Zu diesem Titel (vergl. Nr. 79 und 81 der Beilage) erhalten wir heute folgende weitere Zuschrift:

Die Fliege im Glase belastet auch dann die Wage, auf der das Glas steht, wenn das Glas nicht luftdicht verschlossen ist, sondern mit der Außenluft in Verbindung steht. Von der schwebenden Fliege geht nach beiden Seiten hin ein sowohl sichtbarer — z. B. wenn die Fliege neben einer Flamme sich befindet — als sogar deutlich fühlbarer Luftstrom aus. Dieser Luftstrom — erzeugt durch die vibrierenden Flügel — geht aber nicht ganz horizontal fort, sondern etwas nach abwärts. Er trifft auf die Wände des Glases und teilt sich hier in einen nach allen Seiten, vornehmlich aber nach abwärts gerichteten. Diese nach abwärts gerichtete Komponente des Luftstromes ist es, welcher einerseits die Fliege in Schwebe hält, andrerseits die Wage belastet. — Es ist eigentlich unbegreiflich, daß eine so klare und so überaus einfache Sache nicht von jedem Physiker sofort erkannt wird.

v. B., Ingenieur.

R. Ueber eine ägyptische Expedition nach dem Libanon im 15. Jahrhundert vor Chr. berichtet Prof. Kurt Sethe-Göttingen in einer Abhandlung, die Prof. Erman in der letzten Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften vorlegte. Den Ausführungen zugrunde liegt eine Inschrift, die Sethe bei Ausgrabungen in den Ruinen von Theben in dem Grabe eines gewissen Sen-nufe, Oberschatzmeisters unter Thutmosis III., entdeckte. Leider ist die Inschrift, da das Grab Fellachen als Wohnung diente, nur bruchstückweise erhalten. Daß die Expedition, die Sen-nufe im Auftrage seines Königs nach dem Libanon unternahm, ein Hauptereignis seines Lebens bildete, ersieht man aus der bedeutsamen Anordnung der betreffenden Bilder. Auf der einen Seite ist die Audienz dargestellt, in der der König dem Sen-nufe den Auftrag zu der Reise erteilt; er sollte von der Quelle her das den Aegyptern für ihre großen Bauten unentbehrliche Zedernholz besorgen. Auf die Worte des Königs antwortete der Schatzmeister mit einer längeren Rede, in der er, wie es sich für einen Aegypter geziemte, den König, seine Weisheit und Güte pries. Auf dem zweiten Bilde kehrt der Verstorbene von seiner Reise zum König zurück. Ihm folgen die Soldaten, ohne die eine solche Unternehmung undenkbar war, und die Leute, die die Beute der Expedition auf Schleifen und mit Stangen herbeibrachten. Sen-nufe berichtet nun in einer längeren Inschrift über den Erfolg seines Zuges. Besonderen Eindruck machte es auf ihn, den Sohn des Flachlandes, als er sich auf die Höhen des Gebirges, über die Wolken erhoben sah. Im Libanon angelangt, wird der Göttin des Ortes ein großes Opfer zum Wohle des Königs gebracht, wahrscheinlich der Herrin von Byblos, einem Hafenplatze, von dem dann weiter stolz erzählt wird, daß er seinem Lieblingskönige die gewünschten Bäume gegeben habe. Diese gehörten zu den auserlesensten; einige hatten die achtunggebietende Länge von 31 Meter und wiesen auch in ihren Spitzen eine gewisse Dicke auf. Nach vollbrachter Arbeit und Rückkehr zum Hafen fuhr die Expedition glücklich wieder heim. Auf den Bericht des Sen-nufe ergriff nun wiederum der König das Wort, gewiß um dem treuen Diener seine Anerkennung auszusprechen. In den wenigen erhaltenen Worten sind die riesigen Flaggenmasten an den Pylonen der Tempel des neuen Reiches erwähnt. In der Tat waren diese Masten gewöhnlich aus Libanonholz hergestellt. Im übrigen geht aus dem Funde das Vasallitätsverhältnis Syriens zu Thutmosis III. hervor, während ein 400 Jahre späterer Bericht einer ähnlichen Expedition nach dem Libanon die ägyptische Macht im Niedergange zeigt.

a. Die erste hebräische Grammatik. Heuer sind es 400 Jahre, daß die erste wissenschaftliche hebräische Grammatik herausgegeben wurde. Sie stammt von dem berühmten Humanisten Reuchlin, der sie 1506 unter dem Titel „Rudimenta linguae hebraicae" (Anfangsgründe der hebräischen Sprache) erscheinen ließ. Im Mittelalter war wie die Kenntnis des Griechischen, so auch die des Hebräischen fast ganz abhanden gekommen. Von welchem Nachteil dies z. B. für die Erklärung der Heiligen Schrift war, die in der hebräischen und griechischen Sprache geschrieben ist, liegt auf der Hand. Zu den wenigen Gelehrten, die über die Kenntnis des Griechischen und Hebräischen verfügten, zählt der dem Franziskaner-Orden angehörende Roger Baco in England (1214—1294), einer der größten Gelehrten aller Zeiten, der die erstaunlichsten Kenntnisse in Philosophie, Naturwissenschaften und Sprachen (Griechisch, Hebräisch und Arabisch) besaß und über Methode und Entwicklung der Wissenschaften, namentlich der Physik, Ideen entwickelte, die seiner Zeit weit vorauseilten.

* Ein interessanter Fund wurde im Archiv des Departements Seine-et-Oise gemacht. Man entdeckte, wie die Magdeburgische Zeitung mitteilt, zwischen alten Papieren in einem vergessenen Winkel ein vollständiges Inventar des älteren Schlosses von Versailles. Das Aeußere dieses kleinen Lustschlosses, das an der Stelle des heutigen Schlosses von Versailles stand und in der Geschichte Ludwigs XIII. eine große Rolle spielt, ist in einer Zeichnung von Israel Silvestre erhalten. Von seiner inneren Einrichtung wußte man bisher nichts. Die Inventaraufnahme war durch einen Hausmeisterwechsel veranlaßt und wurde am 24. September 1630 vollzogen. Wenige Tage später, am 10. November 1630, gelang es Richelieu, hier in Versailles seinen Einfluß auf Ludwig XIII. zurückzugewinnen und die Macht der Königin-Mutter Maria von Medicis zu brechen. Das Zimmer des Königs, in dem diese denkwürdige Unterredung stattfand, kann man nach dem Inventar bis in die kleinsten Einzelheiten rekonstruieren. Es war, dem Geschmack Ludwigs XIII. entsprechend, ganz in Grün gehalten und mit sieben Wandteppichen, die die Geschichte Mark Antons darstellten, ausgeschmückt. Für die Königin war kein Raum in dem Schlosse bestimmt, auch eine Kapelle fehlte. Der König pflegte die Messe in der nahegelegenen Kirche Saint-Julien zu hören.

* Unter dem Vorsitz des Herrn Geheimrat v. Strümpell aus Breslau findet vom 23. bis 26. April der 23. Kongreß für Innere Medizin in München im Hotel zu den Vier Jahreszeiten, Maximilianstraße 4, statt, worauf wir bei dem allgemeinen Interesse der Verhandlungen dieses Kongresses unsere Leser besonders aufmerksam machen möchten. Die Verhandlungen des ersten Sitzungstages gelten der „Pathologie der Schilddrüse", worüber die Herren Geheimrat Professor Fr. Kraus (Berlin) und Professor Dr. Kocher (Bern) die Referate übernommen haben. Am zweiten Verhandlungstage erstattet Herr Professor Hering (Prag) ein kritisches Referat über die „Unregelmäßigkeiten der Herztätigkeit". Außerdem stehen von einer großen Anzahl hochangesehener Professoren und Aerzte eine ganze Reihe von interessanten Vorträgen über praktische und wissenschaftliche Fragen der Heilkunde bevor, deren Anführung im einzelnen uns zu weit führen würde. Auch ist wieder eine Ausstellung von Instrumenten, Apparaten und Präparaten, soweit sie für die innere Medizin von Interesse sind, mit dem Kongresse verbunden, und wird nach den, wie man uns schreibt, sehr zahlreichen Anmeldungen eine besonders rege Beteiligung hervorragender Fachmänner zu erwarten sein.

* Deutscher Verein für Psychiatrie. Das Programm der Jahresversammlung in München am 20. und 21. April 1906 enthält folgende Vorträge und Berichte: Referat des Herrn Heilbronner (Utrecht): Sprachstörungen bei funktionellen Psychosen mit Ausschluß der aphasischen Störungen. Bericht des Ausschusses betr. Fragen der Idiotenforschung und -Fürsorge durch die Herren 1. Anton (Halle): Ueber körperlichen und geistigen Infantilismus. 2. Weygandt (Würzburg): Ueber den Stand der Idiotenfürsorge in Deutschland. 3. Möller (Berlin): Unterricht der Idioten, Imbezillen und Schwachbegabten. — Vorträge sind angemeldet von den Herren 1. Alt (Uchtspringe): Ernährungstherapie der Basedowschen Krankheit. 2. Alzheimer (München): Ueber den Abbau des Nervengewebes. 3. Gaupp (München): Die Besonderheiten des psychiatrischen Großstadtmaterials. 4. Gudden (München): Ueber Heredität. 5. Nitsche (München): Auffassungs- und Merkfähigkeit bei Alkoholisten. 6. Plaut (München): Psychologische Untersuchungen bei Unfallkranken. 7. Weiler (München): Pupillenuntersuchungen bei Geisteskranken. 8. Weber (Göttingen): Gleichseitige Krämpfe bei Erkrankung einer Kleinhirnhemisphäre. 9. Heß (Görlitz): Ueber Heboidophrenie. 10. Siemerling (Kiel): Zur Lehre vom pathologischen Rausch. 11. Hübner (Lichtenberg-Berlin): Zur Frage der Lues nervosa. 12. P. Schroeder (Breslau): Zur Lehre der Intoxikationspsychosen. 13. Knafft (Graz): Beiträge zur Klinik der Wirbelsäulentumoren. 14. Pfister (Freiburg i. Br.): Ueber Verbigeration. 15. Kaiman (Graz): Beiträge zur klinischen Hämatologie der Psychosen. 16. Hoche (Freiburg i. Br.): Kritisches zur psychiatrischen Formenlehre. 17. Vogt (Langenhagen): Ueber den mongoloiden Typus der Idiotie. 18. Vocke (Eglfing): Irrenanstalten sind Krankenanstalten, keine Verwahrungsanstalten für verbrecherisch Entartete oder gemindert Zurechnungsfähige. 19. Rosenfeld (Straßburg i. E.): Ueber die psychischen Störungen bei Aphasie. 20. Fischer (Prag): Ueber die anatomischen Grundlagen des Zellbefundes der Zerebrospinalflüssigkeit bei progressiver Paralyse. 21. Hartmann (Graz): Ueber pathologische Beeinflussung des Bewegungsablaufs bei Erkrankung des Stirnhirns. 22. Kalman (Graz): Beitrag zur klinischen Pathologie der progressiven Paralyse. 23. R. Förster: Die klinischen Formen der Psychosen bei direkter Erblichkeit. — Die Reihenfolge der Referate und Vorträge wird am Vorabend der Sitzung vom Vorstande festgestellt. Die Sitzungen finden am 20. und 21. April von 9 bis 1 und 2 bis 4 Uhr in der Psychiatrischen Klinik statt.

W. Der Anatomen-Kongreß in Bordeaux wurde am Dienstag geschlossen. Bei dem abends stattgehabten Bankett brachte Professor Waldeyer (Berlin) einen Trinkspruch aus, in dem er für den herzlichen Empfang in Bordeaux dankte. Für die durch das Grubenunglück in Courrières Betroffenen wurde eine Sammlung veranstaltet.

* Psychiatrischer Fortbildungskursus für Aerzte. In der Zeit vom 7. bis 19. Mai d. J. wird Professor Dr. Alt in der von ihm geleiteten Landes-Heil- und Pflege-Anstalt Uchtspringe (Station der Bahnstrecke Lehrte—Berlin) mit mehr als 1300 Kranken einen klinischen Kursus der Psychiatrie abhalten unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der allgemeinen wie der forensischen Praxis. Die Vorlesungen finden täglich nachmittags von 6 bis 6 Uhr statt. Außerdem wird Oberarzt Hoppe einen etwa achtstündigen Demonstrationskursus über Stoffwechseluntersuchungen und deren Anwendung und Bedeutung in der neurologisch-psychiatrischen Praxis

abhalten. Außer einer Einschreibgebühr von 10 Mark für Inländer, 20 Mark für Ausländer, ist kein Honorar zu entrichten. Gute Unterkunft mit voller Pension wird für 4.50 bis 5.50 Mark täglich in dem neben der Anstalt gelegenen, neuzeitlich eingerichteten Hotel gewährt.

hc. Russische Kamtschatka-Expedition. Die russische Akademie der Wissenschaften hat den Vorschlag des Moskauer Millionärs F. P. Rjabuschinsky angenommen, der eine halbe Million Mark zur Ausrüstung einer russischen Kamtschatka-Expedition zur Verfügung stellt. Diese Expedition wird Rußland Anfang nächsten Jahres verlassen und auf Kamtschatka etwa zwei Jahre lang die verschiedensten Arbeiten ausführen.

H. Preisausschreiben. Aus der — zum Andenken an die plötzlich in ihrem Laboratorium tot aufgefundene erste naturwissenschaftliche Doktorin der Berliner Universität errichteten — Elsa Neumann-Stiftung ist ein Preis von 1000 Mark durch die philosophische Fakultät der Universität Berlin am 18. Februar 1907 zu vergeben (Bewerbungsfrist bis zum 1. Januar). Der Preis soll zur Auszeichnung der hervorragendsten Arbeit auf physikalischem oder mathematischem Gebiete dienen, die innerhalb des Jahres 1906 der philosophischen Fakultät eingereicht ist. Zur Bewerbung um den Preis ist jeder zuzulassen, gleichviel ob Mann oder Frau und welcher Religion er angehört, der an der Universität Berlin die Doktorprüfung bestand oder wenigstens zwei Semester an dieser Universität studiert und das 30. Lebensjahr nicht überschritten hat. Auch die Doktordissertation kann als Bewerbungsschrift verwendet werden. — Der Elsa Neumann-Preis für das Jahr 1905 ist dem Dr. P. Koebe aus Luckenwalde verliehen worden.

H. Von den Bibliotheken. Zum Vorstand der Bibliothek der Technischen Hochschule in Karlsruhe ist unter Verleihung des Titels „Oberbibliothekar" der Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek in Berlin Karl Brodmann ernannt worden.

hc. Personalien. Beim Kaiserlichen Statistischen Amt in Berlin ist Dr. Bernhard Frank zum wissenschaftlichen Hilfsarbeiter ernannt worden. — Dem Augenarzt Dr. med. Gustav Gutmann in Berlin ist vom preußischen Kultusminister der Titel Professor verliehen worden.

hc. Todesfall. Im Alter von 59 Jahren ist am 9. d. M. in Prag der ordentliche Professor des deutschen Rechtes und der österreichischen Reichsgeschichte an der dortigen deutschen Universität Hofrat Dr. jur. Heinrich Schuster gestorben.

✕

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** Konsistorialrat Professor D. Dr. Hans v. Schubert-Kiel wird das hiesige Ordinariat der Kirchengeschichte erst zum Wintersemester antreten. Ausschlaggebend für die Ablehnung des Berliner und die Annahme des Heidelberger Rufes waren Rücksichten auf die großen wissenschaftlichen Aufgaben, die er sich gestellt und denen er in Heidelberg mit größerer Muße sich widmen zu können hofft.

* **Marburg a. L.** Die diesjährigen Ferienkurse mit Vorlesungen und Uebungen in deutscher, englischer und französischer Sprache finden voraussichtlich vom 8. bis 28. Juli und vom 6. bis 25. August statt und werden aus zwei Teilen von je dreiwöchiger Dauer bestehen. Alle auf die Kurse bezüglichen Anfragen, sowie Anmeldungen sind zu richten an das Sekretariat der Marburger Ferienkurse, A. C. Cocker, Villa Cranston, Marburg a. d. Lahn.

hc. **Dresden.** Zum Direktor der Bibliothek an der hiesigen Technischen Hochschule ist an Stelle des in den Ruhestand getretenen Geh. Hofrats Prof. Dr. A. Fuhrmann der ordentliche Professor für Philosophie und Pädagogik an dieser Hochschule Geheimer Hofrat Dr. Fritz Schultze ernannt worden. — Dem bisherigen außeretatsmäßigen außerordentlichen Professor für Geschichte der technischen und tektonischen Künste in der Hochbau-Abteilung der hiesigen Technischen Hochschule Dr. phil. Robert Bruck ist unter Ernennung zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor der Lehrauftrag für Geschichte der kirchlichen Kunst erteilt worden.

hc. **Aus Oesterreich-Ungarn.** Sechs Privatdozenten wurden an österreichischen Hochschulen zugelassen und bestätigt: Der Finanzkonzipist Dr. jur. Paul August Leder für Kirchenrecht an der Universität Wien, Dr. med. Otto Groß für Psychopathologie, Dr. med. Ernst Moro für Kinderheilkunde und Dr. med. Arnold Wittek für Orthopädie an der Grazer Universität. Dr. phil. Stanislaus Opolski für allgemeine Chemie an der Universität Lemberg und der Landesgerichtsrat Dr. jur. Konstantin Isopescul-Grecul für österreichisches Strafrecht und Strafprozeß an der Czernowitzer Universität. — Der Honorardozent an der Hochschule für Bodenkultur in Wien Maximilian v. Schmidt auf Altenstadt wurde zum außerordentlichen Professor für analytische Chemie daselbst ernannt. — Der ordentliche Professor der Botanik, Warenkunde und technischen Mikroskopie an der deutschen Technischen Hochschule in Prag, zugleich Privatdozent an der deutschen Universität daselbst, Dr. phil. et med. Friedrich Czapek ist zum ordentlichen Professor der Botanik an der Universität Czernowitz ernannt worden.

✕

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Arnold Ruge: Kritische Betrachtung und Darstellung des Deutschen Studentenlebens in seinen Grundzügen. Tübingen 1906. J. C. B. Mohr. 184 S.

Michael Proestler: Epochemachende Entdeckung! Die Lösung des Problems der Preisbewegungen an den Produkten- und Effektenbörsen. Würzburg 1906. H. Stürtz. 24 S.

Edwin Zellweker: Prolog und Epilog im deutschen Drama. Leipzig u. Wien 1906. Franz Deuticke. 102 S.

Dr. Leon Zeitlin: Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt, Vorträge und Aufsätze. Tübingen 1906. H. Laupp. 320 S.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Groß. 22. Bd. 4. Heft. Leipzig 1906. F. C. W. Vogel.

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. 3. Jahrg. 1. Heft. Berlin 1906. Verlag der Archiv-Gesellschaft. 182 S.

Aurel C. Popovici: Die Vereinigten Staaten von Groß-Oesterreich. Leipzig 1906. B. Elischer Nachf. 427 S.

Thomas Mann: Bilse und ich. München 1906. E. W. Bonsels. 39 S.

Johannes Schlaf: Novalis und Sophie Kühn. Ebenda 1906. 70 S.

Erich Lesser: Fritz von Fleck. Berlin. Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst „Harmonie".

Prof. Dr. Chr. Eckert: Die Seeinteressen Rheinland-Westfalens. Leipzig u. Berlin 1906. B. G. Teubner. 52 S.

Dr. Walter Platzhoff: Die Theorie von der Mordbefugnis der Obrigkeit im 16. Jahrhundert. (Historische Studien. Heft LIV.) Berlin 1906. E. Ebering, G. m. b. H. 105 S.

Dr. Jul. Bachem: Allerlei Gedanken über Journalistik. Leipzig 1906. Duncker u. Humblot. 19 S.

Theaterreformen. Vorschläge von Carl Knoll und Dr. Fritz Reuther. Leipzig 1906. Poeschel u. Kippenberg. 31 S.

Patrick A. Sheehan: Lukas Delmege. (Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Anton Lohr.) München 1906. Allgem. Verlag, G. m. b. H. 499 S.

Monatsschrift für christliche Sozialreform. Begründet von weiland Frhr. Carl v. Vogelsang. 28. Jahrg. Zürich 1906. Baeßler u. Drexler.

Christoph Beck: Phil. Massinger, The Fatall Dowry. Einleitung zu einer neuen Ausgabe. (Inaugural-Dissertation.) Bayreuth 1906. Lorenz Ellwanger. 94 S.

Margarete Marasse: Römische Sonntage. Leipzig 1906. Duncker u. Humblot. 183 S.

Dr. Aloys Schulte: Kaiser Maximilian I. als Kandidat für den päpstlichen Stuhl 1511. Ebenda 1906. 86 S.

Otto Zaretzky: Der erste Kölner Zensurprozeß. Ein Beitrag zur Kölner Geschichte und Inkunabelkunde. (Veröffentlichung der Stadtbibliothek in Köln. Beiheft 6.) Köln 1906. M. Du Mont-Schauberg. 124 S.

Jakob Meckel: Tesa. Oper. Berlin 1906. E. S. Mittler u. Sohn. 63 S.

Derselbe: Kaiser Friedrich Rotbart. Ebenda 1906. 67 S.

Berlin: Die Neuerungen der Handfeuerwaffen und Maschinengewehre. Ebenda 1906. 42 S.

Comptes Rendus du Congrès international d'Archéologie. (Ière Session, Athènes 1905.) Athènes 1905. C. Meissner & N. Kargudouris. 396 S.

Dr. v. Czarnowski: Der kleine Kräuterarzt. Berlin. Verlag „Hygeia". 37 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt.
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Das neue bayerische Landtagswahlgesetz.

h Das im Gesetz- und Verordnungsblatt vom 10. April d. J. verkündigte neue bayerische Landtagswahlgesetz vom 9. April 1906 ist ein bedeutsamer Merkstein in der Geschichte des bayerischen Verfassungslebens; nach jahrelangen Bestrebungen, mühsamer parlamentarischer Arbeit und heftigen politischen Kämpfen zustande gekommen, wird dieses Gesetz nach menschlicher Voraussicht für geraume Zeit die Grundlage der Zusammensetzung der bayerischen Abgeordnetenkammer sein.

Zweck der nachstehenden staatsrechtlichen Darstellung ist, unter Beiseitelassung aller politischen Betrachtungen das neue Landtagswahlrecht durch seine Vergleichung mit dem bisherigen Rechtszustande dem Verständnisse weiterer Kreise näher zu bringen.

Vorausgeschickt sei ein kurzer Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des neuen Gesetzes.

Das bayerische Landtagswahlrecht beruhte bisher auf dem Gesetze vom 4. Juni 1848, die Wahl der Landtagsabgeordneten betreffend, das durch die Novelle vom 21. März 1881 in einigen Punkten geändert worden war; seit dem Jahre 1881 waren wiederholt Anträge auf Abänderung des Gesetzes gestellt worden, die jedoch von Erfolg nicht begleitet waren. Dagegen führte ein zu Beginn der Session 1899/1900 gestellter neuerlicher Antrag zu einem Gesamtbeschlusse der beiden Kammern des Landtages vom 1. Juli 1902, durch den die Staatsregierung ersucht wurde, dem Landtage in der kommenden Session rechtzeitig den Entwurf eines neuen, mit den im Beschlusse in 14 Ziffern näher bezeichneten Grundsätzen übereinstimmenden Wahlgesetzes nebst einem Entwurfe über die künftige Bildung der einzelnen Wahlkreise vorzulegen.

Die Staatsregierung legte hierauf der Kammer der Abgeordneten am 28. September 1903 den Entwurf eines neuen Landtagswahlgesetzes mit einer gesetzlichen Wahlkreiseinteilung vor, der den im Gesamtbeschlusse vom 1. Juli 1902 niedergelegten Wünschen Rechnung trug. Dieser Entwurf fand jedoch in der Kammer der Abgeordneten nicht die bei Verfassungsänderungen erforderliche Zweidrittelmehrheit und wurde sodann auch von der Kammer der Reichsräte abgelehnt.

Zu Beginn der Landtagssession 1905/1906 haben die Abgeordneten Dr. v. Daller und Genossen der Kammer der Abgeordneten den Entwurf eines neuen Landtagswahlgesetzes vorgelegt und gleichzeitig den Antrag gestellt, die Kammer wolle beschließen, es sei an Seine königliche Hoheit den Prinzen Luitpold, des Königreichs Bayern Verweser, die alleruntertänigst ehrfurchtsvollste Bitte zu richten, diesem Gesetzentwurfe die Allerhöchste Sanktion erteilen zu wollen.

Ueber diesen Antrag, der sich als ein Initiativantrag im Sinne der Artikel II und IV des Gesetzes vom 4. Juni 1848 über die ständische Initiative darstellt, haben die beiden Kammern des Landtags unter Beobachtung der in diesem Gesetze sowie der in Titel X § 7 der Verfassungsurkunde für Verfassungsänderungen vorgeschriebenen erschwerenden Formen Beratung gepflogen mit dem Ergebnisse, daß der Antrag in beiden Kammern einstimmige Annahme gefunden hat.

Der in dem hiernach erzielten Gesamtbeschlusse vom 13. März 1906 an die Krone gestellten Bitte ist durch die Allerhöchste Sanktion des Gesetzentwurfs entsprochen, das neue Gesetz ist im Gesetz- und Verordnungsblatte vom 10. April 1906 verkündigt worden.

Dieses Gesetz deckt sich, abgesehen von einigen nebensächlichen Abweichungen, mit dem von der Staatsregierung im Jahre 1903 eingebrachten Entwurfe.

Wir gehen nunmehr zur Darstellung der wesentlichen Punkte über, in denen das neue Landtagswahlrecht sich von dem bisherigen unterscheidet.

Die Zahl der im ganzen Königreiche zu wählenden Abgeordneten berechnete sich bisher nach den Bevölkerungsziffern der einzelnen Regierungsbezirke, und zwar unter Zugrundelegung der Volkszählung vom 1. Dezember 1875, in der Weise, daß in jedem Regierungsbezirke so viele Abgeordnete zu wählen waren, als auf seine Bevölkerung im Verhältnis von einem Abgeordneten zu 31,500 Seelen entfielen, wobei ein Bruchteil über die Hälfte als voll galt. Die Gesamtzahl der Abgeordneten des Königreichs betrug bei einer am 1. Dezember 1875 ermittelten Bevölkerung von 5,022,425 Einwohnern 159.

Das neue Gesetz legt der Berechnung der Zahl der Abgeordneten das Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 zugrunde, erhöht mit Rücksicht darauf, daß die Einwohnerzahl des Königreichs nach dieser letzteren Volkszählung auf 6,176,057 gestiegen ist, die Grundziffer für einen Abgeordneten auf 38,000 Einwohner und setzt demgemäß die Gesamtzahl der Abgeordneten auf 163 fest.

Die Bildung der Wahlkreise war nach dem alten Gesetze Aufgabe der Staatsregierung, der hierbei folgende gesetzliche Richtpunkte gegeben waren: Die Wahlkreise waren in jedem Regierungsbezirke nach der vorbezeichneten Verhältniszahl von 31,500 Seelen einzuteilen. Hierbei waren die Grenzen der Amtsgerichte oder der Distriktsgemeinden einzuhalten, durfte kein Wahlkreis für mehr als vier Abgeordnete und durften in jedem Regierungsbezirke höchstens zwei Wahlkreise

für Einen Abgeordneten gebildet werden; diese Bestimmungen fanden keine Anwendung auf die Haupt- und Residenzstadt München, die in zwei lediglich aus Bestandteilen der Stadt bestehende Wahlkreise zerlegt werden konnte. Einmännige Wahlkreise durften nicht weniger als 28,000 Seelen zählen; jeder Wahlkreis mußte ein räumlich zusammenhängendes Ganzes bilden. Die zu Beginn einer — regelmäßig sechsjährigen — Wahlperiode festgesetzte Wahlkreiseinteilung galt für die ganze Dauer der Wahlperiode.

Nach dem neuen Rechte ist die Wahlkreiseinteilung eine gesetzliche. Die Einteilung des Königreichs in Wahlkreise sowie die Zahl der in jedem Wahlkreise zu wählenden Abgeordneten bemißt sich nach dem dem Gesetze als Anlage beigegebenen Verzeichnisse der Wahlkreise, das einen integrierenden Bestandteil des Gesetzes bildet und sohin gleich diesem selbst nur unter Beobachtung der für Verfassungsänderungen vorgeschriebenen erschwerenden Formen des Tit. X § 7 der Verfassungsurkunde abgeändert werden kann.

Die dem Gesetze vom 9. April 1906 beigegebene Wahlkreiseinteilung entspricht genau jener des Regierungsentwurfs vom 28. September 1903, die unter Berücksichtigung der in dieser Richtung im Gesamtbeschlusse vom 1. Juli 1902 geäußerten Wünsche 103 einmännige und 30 zweimännige Wahlkreise aufweist, wobei die Untergrenze von 32,000 Einwohnern bei einmännigen und von 64,000 bei zweimännigen Wahlkreisen durchweg beobachtet, die Obergrenze von 44,000 Einwohnern bei einmännigen und von 88,000 bei zweimännigen nur in einigen Fällen unerheblich überschritten ist, die Grenzen der Regierungsbezirke und Amtsgerichte eingehalten sind und der räumliche Zusammenhang der Wahlkreisbestandteile überall gewahrt ist.

Da das Gesetz in Konsequenz der Annahme der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 als Grundlage für die Berechnung der Abgeordnetenzahl vorschreibt, daß für die Wahlkreiseinteilung der räumliche Bestand der Amtsgerichte, Stadtbezirke und Stadtdistrikte vom 1. Dezember 1900 maßgebend ist, so bewirken organisatorische Aenderungen im Bestande der Amtsgerichte u. s. w., die seit diesem Tage eingetreten sind oder künftig eintreten werden, keine Aenderung im Bestande der gesetzlich festgelegten Wahlkreise.

Das *alte* Gesetz beruhte auf dem System der *indirekten Wahl*, indem es bestimmte, daß die Wahl in zwei gesonderten Handlungen stattzufinden habe, nämlich: 1. der Wahl der Wahlmänner (Urwahl), und 2. der Wahl der Abgeordneten durch die Wahlmänner. Das *neue* Gesetz *beseitigt* das indirekte Wahlsystem und setzt an seine Stelle das *direkte*, indem es im Artikel 14 vorschreibt: „*Die Wahl der Abgeordneten ist direkt.*“ Infolgedessen sind die bisherigen Bestimmungen über die Voraussetzungen der Wählbarkeit zum Wahlmanne und die besonderen Vorschriften für die Wahl der Abgeordneten durch die Wahlmänner im neuen Gesetze weggefallen.

Voraussetzungen der Wahlberechtigung waren *bisher* der Besitz der bayerischen Staatsangehörigkeit und die Vollendung des 21. Lebensjahres am Anfangstage der öffentlichen Auslegung der Wählerlisten (vgl. hierüber weiter unten) sowie die Entrichtung einer direkten Staatssteuer seit mindestens sechs Monaten von diesem Zeitpunkte zurückgerechnet; die Ausübung des Wahlrechts war ferner bedingt durch den Wohnsitz in einer bayerischen Gemeinde und durch die Eintragung in eine gemeindliche Wählerliste. Nur derjenige wurde zur Wahl zugelassen, welcher erweislich den Verfassungseid geleistet hatte; jeder Wahlberechtigte durfte nur in Einem Urwahlbezirke wählen.

Ausgeschlossen von der Berechtigung zum Wählen waren Personen, die entmündigt oder unter vorläufige Vormundschaft gestellt waren oder über deren Vermögen das Konkursverfahren gerichtlich erklärt war, letztere während der Dauer dieses Verfahrens, ferner Personen, die eine öffentliche Armenunterstützung bezogen oder in dem Zeitraume eines Jahres vor der öffentlichen Auslegung der Wählerlisten bezogen hatten, endlich solche, die die Befähigung zum Wählen infolge strafgerichtlicher Verurteilung verloren hatten, solange dieser Verlust dauerte.

Das neue Gesetz setzt das zur Wahlberechtigung erforderliche Alter auf das vollendete 25. *Lebensjahr* hinauf und fordert außerdem, daß der Besitz der bayerischen Staatsangehörigkeit sowie die Entrichtung einer direkten Staatssteuer *seit mindestens einem Jahre* vor dem Tage der Wahl gegeben seien; hinsichtlich der Erfordernisse der Eintragung in die Wählerliste und der Ableistung des Verfassungseides sowie der Beschränkung der Ausübung des Wahlrechts auf Einen Wahlbezirk ist eine Aenderung nicht eingetreten.

Die Ausschließungsgründe sind die gleichen geblieben wie bisher, doch ist der Begriff der öffentlichen Armenunterstützung insofern eingeschränkt worden, als es fortan insbesondere nicht als Armenunterstützung anzusehen ist, wenn Kinder Wahlberechtigter aus öffentlichen Mitteln Schulunterstützungen genießen.

Das Glaubensbekenntnis ist wie bisher für die Wahlberechtigung wie für die Wählbarkeit ohne Bedeutung; ebenso ruht wie bisher die Berechtigung zum Wählen für die zum aktiven Heere gehörigen Militärpersonen mit Ausnahme der Militärbeamten.

Voraussetzung der Wählbarkeit zum Abgeordneten war nach dem *bisherigen* Rechte der Besitz der bayerischen Staatsangehörigkeit, die Vollendung des 30. *Lebensjahres* und die Entrichtung einer direkten Staatssteuer *im Zeitpunkte der Wahl*; dagegen wurden Ableistung des Verfassungseides (der von den Abgeordneten beim Eintritte in die Kammer geleistet wird), Wohnsitz in einer bayerischen Gemeinde und Eintragung in die Wählerliste nicht gefordert. Die Ausschließungsgründe waren die gleichen wie bei der Wahlberechtigung.

Das neue Gesetz verlangt Zurücklegung des 25. *Lebensjahres*, ferner, daß der Besitz der bayerischen Staatsangehörigkeit und die Entrichtung einer direkten Staatssteuer *seit mindestens einem Jahre* gegeben seien, endlich das Nichtvorliegen eines von der Wahlberechtigung ausschließenden Grundes. Ableistung des Verfassungseides, Wohnsitz in einer bayerischen Gemeinde und Eintragung in die Wählerliste sind auch künftig nicht erforderlich.

In bezug auf die Einrichtung der *Wählerlisten* bringt das neue Gesetz eine grundsätzliche Aenderung. Während nach dem *Reichstagswahlrecht* die Listen *für jede allgemeine Wahl neu aufzustellen sind* und sodann noch ein Jahr lang für einzelne Neuwahlen Gültigkeit haben, bestand für das *bayerische* Landtagswahlrecht das erst durch die Novelle vom Jahre 1881 eingeführte System der *ständigen* Wählerlisten, die halbjährig revidiert, berichtigt und öffentlich ausgelegt werden mußten. Da diese Einrichtung sich nicht bewährt hat, sind im neuen Gesetze *die ständigen Wählerlisten beseitigt* und die Bestimmungen über die Wählerlisten jenen des Reichstagswahlrechts tunlichst angeglichen worden.

Die Vorschriften über die zum Zwecke der Abstimmung erforderliche Einteilung der Wahlkreise in *Wahlbezirke* haben einige nicht unwichtige Aenderungen erfahren.

Das *alte* Gesetz schrieb über die Bildung der „*Urwahlbezirke*“ folgendes vor: In der ersten Wahlhandlung (Urwahl) war auf 500 Seelen ein Wahlmann zu wählen, wobei ein Bruchteil über die Hälfte als voll zu rechnen war; kein Urwahlbezirk durfte für weniger als drei und für mehr als sieben Wahlmänner gebildet werden, so daß die Mindestzahl der Einwohner eines (dreimännigen) Urwahlbezirks 1251, die Höchstzahl der Einwohner eines (siebenmännigen) Urwahlbezirkes 3750 betrug. Auch hier war für die Berechnung *die Volkszählung vom 1. Dezember* 1875 maßgebend, was namentlich in größeren Städten mit erheblicher Bevölkerungsmehrung die ordnungsmäßige Durchführung des Wahlgeschäftes in

einzelnen Urwahlbezirken sehr erschwerte. Die Bildung der Urwahlbezirke erfolgte durch die Distriktsverwaltungsbehörden nach politischen Gemeinden; bei größeren Gemeinden war die bestehende Einteilung in Bezirke oder Distrikte zugrunde zu legen, mit Teilen größerer Gemeinden konnten anstoßende kleinere Gemeinden zu einem Urwahlbezirke vereinigt werden. Jeder Urwahlbezirk mußte ein räumlich zusammenhängendes Ganzes bilden.

Das neue Gesetz schreibt nachstehendes vor: Jeder Wahlkreis wird zum Zwecke der Stimmabgabe in Wahlbezirke geteilt, welche möglichst mit den Gemeindebezirken zusammenfallen sollen, soferne nicht bei größeren oder aus mehreren Ortschaften bestehenden Gemeinden eine Unterabteilung angezeigt ist; im letzteren Falle ist die bestehende Einteilung in Bezirke oder Distrikte zugrunde zu legen. Kleinere Gemeinden können mit anderen oder mit Teilen größerer Gemeinden zu einem Wahlbezirke vereinigt werden. Jeder Wahlbezirk muß ein räumlich zusammenhängendes Ganzes bilden. Ein Wahlbezirk soll in der Regel nicht mehr als 3500 Einwohner nach der jeweils letzten allgemeinen Volkszählung umfassen; eine Untergrenze ist für die Einwohnerzahl der Wahlbezirke im neuen Gesetze nicht bestimmt, doch wird sie nach den von der Staatsregierung im Landtage abgegebenen Erklärungen jedenfalls nicht so tief gegriffen werden dürfen, daß infolge einer zu geringen Zahl von Wahlberechtigten die Bildung eines geeigneten Wahlvorstandes unmöglich und das Wahlgeheimnis illusorisch gemacht würde. Zuständig zur Bildung der Wahlbezirke sind wie bisher die Distriktsverwaltungsbehörden.

Die Wahlkommissäre für die Urwahlen wurden bisher von den Distriktsverwaltungsbehörden bestimmt; das Gleiche gilt jetzt für die Ernennung der Wahlvorsteher in den Wahlbezirken und ihrer Stellvertreter.

Der Wahlausschuß, der für jeden Urwahlbezirk aus sieben Mitgliedern bestehen mußte, wurde bisher zu Beginn der Wahlhandlung von den Wahlberechtigten aus ihrer Mitte ernannt. Künftig ernennt der Wahlvorsteher aus der Zahl der Wahlberechtigten seines Wahlbezirkes einen Protokollführer und 3—6 Beisitzer und ladet dieselben mindestens zwei Tage vor dem Wahltermine ein, beim Beginne der Wahlhandlung zur Bildung des Wahlvorstandes zu erscheinen; er ist berechtigt, am Wahltage bei Beginn der Wahlhandlung an Stelle ausgebliebener Beisitzer aus der Zahl der anwesenden Wahlberechtigten die noch erforderliche Anzahl von Beisitzern zu ernennen.

Ueber die Zeitdauer und die Tageszeit der ersten Wahlhandlung bei der Urwahl bestimmte das alte Gesetz, daß diese Wahlhandlung mindestens vier Stunden umfassen müsse, und nach der Vollzugsanweisung mußte sie so angesetzt werden, daß in ihre Dauer die ortsübliche Zeit des Mittagmahles fiel; dagegen war für etwa notwendig werdende weitere Wahlhandlungen eine bestimmte Zeitdauer und Tageszeit nicht vorgeschrieben.

Das neue Gesetz bestimmt, daß die Wahlhandlung um 10 Uhr vormittags beginnt und um 7 Uhr nachmittags geschlossen wird.

Ueber das Verfahren bei der Ausübung des Wahlrechts bestimmte das alte Gesetz: Zu jeder gültigen Wahl ist die persönliche Anwesenheit des Wählenden erforderlich; Stellvertretung findet nicht statt. Die Wahl ist geheim; sie wird durch verdeckte (d. h. zusammengefaltete), in eine Wahlurne niederzulegende Stimmzettel ohne Unterschrift ausgeübt. Die Stimmzettel müssen von weißem Papier und dürfen mit keinem äußeren Kennzeichen versehen sein. Sie sind außerhalb des Wahllokales handschriftlich oder im Wege der Vervielfältigung auszufüllen.

Das neue Gesetz erklärt die Wahl gleichfalls für geheim, trifft aber im Anschlusse an die durch den Bundesrat am 28. April 1903 für die Reichstagswahlen erlassenen neuen Vorschriften zur größeren Sicherung des Wahlgeheimnisses folgende Bestimmungen: Die Wahl wird in Person durch nicht unterschriebene Stimmzettel ausgeübt, die dem Wahlvorsteher zu übergeben und von diesem in eine Wahlurne niederzulegen sind. Die Wahlurnen müssen von entsprechender Größe und Beschaffenheit sein. Die Stimmzettel müssen von weißem Papier und dürfen mit keinem Kennzeichen versehen sein; sie sollen 9 zu 12 Zentimeter groß und von mittelstarkem Schreibpapier sein und sind von dem Wähler in einem mit amtlichem Stempel versehenen Umschlage, der sonst kein Kennzeichen haben darf, abzugeben. Die Umschläge müssen 12 zu 15 Zentimeter groß und aus undurchsichtigem Papier hergestellt sein; sie sind in der erforderlichen Zahl bereitzuhalten. Es ist entweder durch Bereitstellung eines oder mehrerer Nebenräume, die nur durch das Wahllokal betretbar und unmittelbar mit ihm verbunden sind, oder durch Vorrichtungen an einem oder mehreren von dem Vorstandstische getrennten Nebentischen Vorsorge dafür zu treffen, daß der Wähler seinen Stimmzettel unbeobachtet in den Umschlag zu legen vermag. Die Vorschrift, daß die Stimmzettel außerhalb des Wahllokales handschriftlich oder im Wege der Vervielfältigung auszufüllen sind, ist aus dem bisherigen Gesetze herübergenommen worden.

Das weitere Wahlverfahren hat infolge der Beseitigung des indirekten Wahlsystems eine entsprechende Umgestaltung und Vereinfachung erfahren, indem die Wahl der Abgeordneten durch die Wahlmänner weggefallen ist und nunmehr im Anschlusse an die in den einzelnen Wahlbezirken vorgenommenen Wahlhandlungen alsbald die Zusammenstellung und Ermittlung des Wahlergebnisses durch eine von dem Wahlkommissär, den die Kreisregierung ernennt, zu berufende, aus 6 bis 12 Wahlberechtigten des Wahlkreises bestehende Wahlkommission erfolgt. Die bezüglichen Einzelbestimmungen schließen sich im wesentlichen an die für die Reichstagswahlen geltenden Vorschriften an.

Als gewählt war nach dem alten Gesetze derjenige zu erachten, der die absolute Mehrheit der abgegebenen gültigen Stimmen erhalten hatte; hierbei konnte es vorkommen und kam es tatsächlich vor, daß eine absolute Mehrheit auch in wiederholten Wahlgängen nicht erzielt wurde, so daß ein Wahlkreis längere Zeit hindurch im Landtage nicht vertreten war.

Das neue Gesetz trifft Bestimmungen, die eine solche Möglichkeit ausschließen, indem es folgendes vorschreibt: Die Wahl erfolgt durch relative Mehrheit aller in einem Wahlkreise abgegebenen gültigen Stimmen mit der Einschränkung, daß der Gewählte wenigstens ein Drittel dieser Stimmen auf sich vereinigen muß. Stellt sich bei einer Wahl eine solche Mehrheit nicht heraus, so ist eine weitere Wahlhandlung vorzunehmen, bei welcher die relative Mehrheit ohne Rücksicht auf ihr Verhältnis zur Gesamtzahl der abgegebenen gültigen Stimmen entscheidet. Ergibt sich bei einer dieser Wahlhandlungen Stimmengleichheit, so entscheidet das Los, welches der Wahlkommissär zu ziehen hat.

Die hier vorgesehene eventuelle „weitere Wahlhandlung" unterscheidet sich von der für die Reichstagswahlen für den Fall des Nichtzustandekommens einer Wahl im ersten Wahlgange vorgeschriebenen „engeren Wahl" (Stichwahl) dadurch, daß bei der „weiteren Wahlhandlung" des neuen bayerischen Landtagswahlgesetzes ebenso wie bei der ersten Wahlhandlung der Kreis der wählbaren Personen ein unbeschränkter ist, d. h. alle überhaupt wählbaren Personen umfaßt, während nach dem Reichstagswahlrecht die Stichwahl nur zwischen denjenigen beiden Kandidaten vorzunehmen ist, welche bei der ersten Wahlhandlung die meisten Stimmen erhalten haben. Das Verfahren ist für die weitere Wahlhandlung in der gleichen Weise geordnet wie jenes bei den Stichwahlen nach dem Reichstagswahlrecht.

Die in das Gesetz vom 9. April 1906 aufgenommene Bestimmung, daß die Kosten der Bereitstellung des Wahllokales einschließlich der zur Vornahme des Wahlgeschäftes nötigen Gegenstände von den Gemeinden, alle übrigen Kosten des Wahlverfahrens vom Staate ge-

tragen werden, ist nur formell neu, da die Praxis schon bisher nach diesem Grundsatze verfuhr. Das Gleiche gilt von der Vorschrift, daß die Einberufung der Abgeordneten durch diejenige Kreisregierung erfolgt, in deren Bezirke die Abgeordneten gewählt sind.

Eine in ihrer Auslegung viel umstrittene Bestimmung des alten Gesetzes, von der Max v. Seydel sagt, ihre Fassung sei nicht gerade mustergültig, der Art. 35 Abs. 2, lautete: „Ein Abgeordneter, welcher ein Staatsamt, eine Beförderung oder eine Hofcharge annimmt, verliert seinen Sitz in der Kammer und kann denselben nur durch eine neue Wahl wieder erlangen.“

Der Wortlaut, der dieser Vorschrift im Art. 36 Abs. 1 des neuen Gesetzes gegeben ist: „Die Eigenschaft als Abgeordneter erlischt durch die Annahme einer Anstellung oder Beförderung im Reichs- oder Staatsdienste“, beseitigt die bisherigen Meinungsverschiedenheiten und bringt, indem er die Gründe des Erlöschens der Abgeordneteneigenschaft durch die Ausführung des Reichsdienstes erweitert, die Bestimmung mit dem Art. 21 Abs. 2 der Reichsverfassung in Einklang.

Zu bezug auf die Entschädigung der Abgeordneten bestimmte das bisherige Gesetz, daß jeder nicht am Orte der Versammlung wohnende Abgeordnete für deren Dauer unter Einrechnung des vorausgehenden und nachfolgenden Tages eine tägliche Entschädigung im Betrage von zehn Mark erhalte. Das neue Gesetz spricht diese Entschädigung „jedem Abgeordneten“ ohne Unterschied zu, also auch den am Orte der Versammlung wohnenden.

Der Schlußartikel des neuen Gesetzes bestimmt, daß dieses mit dem Tage der Ausschreibung der nächsten allgemeinen Wahlen in Kraft tritt; das bisherige Gesetz bleibt bis zu diesem Zeitpunkte in Geltung und ist insbesondere bei allen etwa noch vorkommenden einzelnen Neu- und Nachwahlen anzuwenden.

Die Internationale abolitionistische Föderation.

Von Felicitas Buchner.

Gleich der Mäßigkeitsbewegung, gleich der Arbeiter- und der Frauenbewegung ist auch die abolitionistische Bewegung seit ihrem Entstehen vielfach dem Spotte, dem Mißtrauen, eisiger Ablehnung gerade in jenen Kreisen begegnet, von denen sie in allererster Linie Verständnis und warme Förderung erwarten durfte. Trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihr heute noch fast unüberwindlich entgegentürmen, ist sie bereits zu einem mächtigen Kulturfaktor geworden, zu einer treibenden, lebendigen Kraft.

Der abolitionistischen Bewegung verdanken wir in der Tat die Anregung zu streng wissenschaftlichem Studium der Prostitution, ihrer Ursachen und ihrer verhängnisvollen Wirkungen auf sittlichem, gesellschaftlichem, wirtschaftlichem, gesundheitlichem Gebiet. Ihr verdanken wir die Erkenntnis, daß die schlimmen Begleiterscheinungen käuflichen Geschlechtsgenusses nur durch energische Bekämpfung ihrer Ursache wirksam eingeschränkt werden können; die Erkenntnis, daß die Prostitution ein außerordentlich schweres, aus der gesamten heutigen Gesellschaftsordnung erwachsenes organisches Uebel von bisher ungeahnter, erschreckender Ausdehnung ist, welches nicht durch mechanische Eingriffe, wie polizeiliche Ueberwachung oder strafrechtliche Maßnahmen, geheilt oder ausgerottet werden kann, sondern nur allmählich vermindert durch eingreifende Verbesserungen auf erzieherischem, rechtlichem und wirtschaftlichem Gebiet.

In dem irrigen Grundsatz einer doppelten Geschlechtsmoral erkennen die Abolitionisten eine Hauptursache der allseits bestehenden Unsicherheit und Verwirrung der Begriffe in allen das Geschlechtsleben betreffenden Fragen. Sie stellen den Grundsatz eines einheitlichen, für beide Geschlechter gleichverbindlichen Sittengesetzes; den Grundsatz der Selbstverantwortlichkeit in geschlechtlichen Dingen auch für den Mann auf und verlangen dessen folgerichtige Durchführung auf allen Gebieten des Lebens. Sie verlangen demnach die Abschaffung aller jener Einrichtungen, welche geeignet sind, im Volke, in der Jugend die irrige Vorstellung zu erwecken, als sei der käufliche oder der voreheliche Geschlechtsgenuß ein unabweisbares Bedürfnis für die männliche Bevölkerung;[1]) als sei der Staat berechtigt, menschliche Wesen als Ware zu behandeln, geschehe dies auch in der wohlmeinenden Absicht, die Volksgesundheit zu schützen.[2])

Die Abolitionisten fordern daher in erster Linie strengste Unterdrückung der öffentlichen und der geheimen Lusthäuser und die Aufhebung der Reglementierung, d. i. die behördliche Anerkennung des Unzuchtbetriebes als einer notwendigen und daher berechtigten öffentlichen Einrichtung. Sie behaupten, daß der Staat den Begriff der Selbstverantwortlichkeit, die Grundlage wahrer Sittlichkeit erschüttert und ausschaltet, indem er durch eine das weibliche Geschlecht bedrückende, zur Ware erniedrigende Einrichtung dem Manne Sicherheit und Unverantwortlichkeit im unsittlichen Geschlechtsverkehr zu verschaffen sucht. Sie behaupten, daß es eines modernen Kulturstaates unwürdig sei, Einrichtungen zu dulden, welche, wie die Reglementierung, die Kasernierung und die Lusthäuser, zur geschlechtlichen Ausbeutung des Weibes geradezu herausfordern; die Verkuppelung auch unreifer Kinder, den niederträchtigen Mädchenhandel direkt oder indirekt fördern; dadurch Tausende von Mädchen alljährlich dem Lasterleben, einem unvermeidlichen, grausamen, ekeln Siechtum, einem frühen Ende zuführen; in einem modernen Rechtsstaate eine verachtete Kaste offizieller weiblicher Parias schaffen, über die von unverantwortlichen Polizeiorganen ohne gerichtliche Untersuchung, ohne Zeugenverhör, ohne Verteidiger, oft auf eine anonyme Anzeige hin, der bürgerliche Tod, die infamierende Einschreibung verhängt wird, die ihnen nur die Wahl läßt zwischen der schamlosesten Ausübung des Unzuchtsgewerbes, dem Hungertode oder dem Selbstmord; in einem monogamischen Staate Zustände geschlechtlicher Anarchie begünstigen, im Vergleich mit denen Polygamie und Polyandrie geradezu ideale Formen des Geschlechtslebens genannt zu werden verdienen.

Die Abolitionisten verlangen von den Männern der Wissenschaft Abhilfe gegen die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten auf andere, eines Kulturstaates würdigere und zugleich wirksamere Art.

Die Abolitionisten sehen in der Prostitution die tiefste Herabwürdigung der menschlichen Persönlichkeit im Manne wie in der Frau, nicht aber in der Prostitution an sich schon ein strafrechtlich zu verfolgendes Vergehen. Sie fordern Gewissensfreiheit auf dem Gebiete der Sittlichkeit wie auf dem Gebiete des Glaubens.

---

[1]) Vergl. Prof. Dr. Max Gruber: Die Prostitution vom Standpunkte der Sozialhygiene aus betrachtet. Franz Deuticke, Wien. — Prof. Dr. Albert Heim: Das Geschlechtsleben des Menschen vom Standpunkt der natürlichen Entwicklungslehre. Zürich, Albert Müller. — Prof. Dr. A. Herzen: Wissenschaft und Sittlichkeit. Berlin, Jugendschutz, Kaiser Wilhelmstraße 3 II. — Dr. Enyrim: Ethische Forderungen im Geschlechtsleben. Frankfurt a. M., Joh. Alt. — Dr. Karnig: Die Hygiene der Keuschheit. Berlin, Hugo Steinitz.

[2]) Vergl. Schmölder, Senatspräsident des Oberlandesgerichts zu Hamm: Staat und Prostitution. Herm. Walther, Berlin. — Die gewerbsmäßige Unzucht und die zwangsweise Eintragung in die Dirnenliste. Reinhold Werther, Leipzig. — Die Bestrafung und polizeiliche Behandlung der gewerbsmäßigen Prostitution. L. Voß u. Co., Düsseldorf.

Sie sehen in der Prostitution auch keine einseitig weibliche Verfehlung, sondern eine gemeinsam von Frau und Mann begangene tadelnswerte Handlung, welche ohne Mitwirkung des Mannes unausführbar wäre. Sie verwerfen daher die Bestrafung der gewerbsmäßigen weiblichen Prostitution als dem Grundsatze einer einheitlichen Moral widerstrebend.

Sie erklären, daß die Einmischung des Staates auf sittlichem Gebiete sich auf folgende Punkte zu beschränken habe:

Bestrafung der Unzucht, begangen oder versucht mit Minderjährigen oder mit Personen des einen oder des anderen Geschlechts, die als Minderjährige zu betrachten sind (Unzurechnungsfähige, Besinnungslose u. s. w.);

Bestrafung der Unzucht, vollzogen oder versucht durch Gewalt oder List gegen Personen jeden Alters und jeden Geschlechts;

Bestrafung der Verletzung des öffentlichen Anstandes;

Bestrafung der öffentlichen Anreizung zur Ausschweifung und der Kuppelei in denjenigen ihrer Kundgebungen, welche konstatiert werden können, ohne der Willkür Raum zu bieten oder auf einem Umweg das System der Sittenpolizei wieder einzuführen.

Die in dieser Hinsicht ergriffenen Maßregeln wären auf Männer wie auf Frauen anzuwenden.

Besonderen Wert legen die Abolitionisten auf eine zu schaffende Bestimmung, wonach jedesmal, wenn die Kuppelei unter das Gesetz fällt, diejenigen, welche die Unterhändler zahlen und von ihrem Gewerbe Nutzen ziehen, als Anstifter oder Mitschuldige zu bestrafen wären, statt daß, wie es jetzt zumeist geschieht, sogar ihr Name ungenannt bleibt, oder sie im Prozeß als Belastungszeugen (!) vernommen werden können.

Auch fordern die Abolitionisten strengere Bestrafung der Verführung Jugendlicher; Heraufsetzung des Schutzalters auf mindestens 18 Jahre; Wegfall der Bestimmung, wonach nur die Verführung eines unbescholtenen minderjährigen Mädchens (unter 16 Jahren!! § 182) strafbar sein soll — einer Bestimmung, die der Verkuppelung unzurechnungsfähiger Kinder und des geschlechtlichen Mißbrauches derselben durch gewissenlose Männer Tür und Tor öffnet, da ein solches Kind, einmal verführt, vogelfrei den kommenden Verführern überlassen bleibt.

Ferner: Unterdrückung der Prostitution Minderjähriger durch erzieherische und fürsorgerische Maßnahmen: Anstellung von Vormünderinnen, Waisenpflegerinnen, Armenpflegerinnen, Fürsorgeerziehung, rechtzeitige Aufklärung u. s. w.

Auf hygienischem Gebiet fordern die deutschen Abolitionisten in Anbetracht der furchtbaren Gefahr venerischer Volksseuchen den Wegfall aller ungünstigen Bestimmungen für Geschlechtskranke in Kassen und Krankenhäusern; die Errichtung zahlreicher Polikliniken und eine in weitestgehendem Maße durchgeführte diskrete, unentgeltliche Behandlung völlig Mittelloser, die würdige Aufklärung aller Volkskreise, besonders der Mütter und der heranreifenden Jugend über die erhabenen, unbeugsamen Gesetze natürlichen Geschlechtslebens, über die für den einzelnen, für die Familie, für das Vaterland so verhängnisvollen Wirkungen der Uebertretung dieser unerbittlichen Gesetze

Auch befürworten die deutschen Abolitionisten die Ausdehnung der Krankenversicherungspflicht auf alle diejenigen Personen, welche unter 3000 Mark jährliches Einkommen haben. Die Ausdehnung der Versicherungspflicht auf bestimmte Berufsklassen, deren Angehörige besonders leicht der Prostitution verfallen, lehnen sie dagegen, als für die anständigen Glieder derselben beleidigend und praktisch unwirksam, ab.

Sie erstreben eine durchgreifende Wohnungsreform; die wirtschaftliche und soziale Hebung der ärmeren Bevölkerung; freies Vereins- und Versammlungsrecht der Frauen; die Organisation der Arbeiterinnen.

Gerechtigkeit für alle, Gleichheit vor dem Gesetz für alle ohne Ansehen der Person oder des Geschlechts, staatlichen Schutz für die Minderjährigen, die Schwachen gegen unberechtigte Uebergriffe Gewalttätiger, Gewissensfreiheit, Selbstverantwortlichkeit, Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit und vor dem weiblichen Geschlecht, vor der Trägerin zarter Menschenkeime, das ist's, was die Abolitionisten nicht müde werden zu fordern. Und weil sie inmitten einer haltlosen, schwankenden, gärenden Zeit sich die Fähigkeit bewahrt haben, fest und glühend zu wollen; weil sie unentwegt ein klares Ziel vor Augen behalten, mit Hintansetzung persönlicher Interessen, persönlichen Ehrgeizes, mit Ausschluß jeglichen Partei- oder konfessionellen Haders in stiller Geduld und Einmütigkeit an der Erreichung dieses Zieles arbeiten; weil sie, wie Professor Fournier spöttelnd aber richtig sagt, „den Glauben haben, der Berge versetzt"; weil die ersten Verfechter des abolitionistischen Gedankens, Mrs. Jos. Butler und ihr Gatte Kan. Butler, Prof. James Stuart, William Stead und ihre Freunde in England, M. de Pressensé, M. Yves Guyot, M. Louis Comte, Mme. de Morsier in Frankreich, M. Aimé Humbert in der Schweiz, Giuseppe Nathan in Italien, Gräfin Guillaume-Schack in Deutschland, weder Hohn noch Verleumdung, noch tatsächliche Mißhandlung, noch Lebensgefahr, noch Gefängnis, noch Verbannung scheuten, noch jemals sich einschüchtern ließen, vielmehr den unerschütterlichen Glauben an das endliche Gelingen ihres im besten Sinne fortschrittlichen Werkes festhielten; weil sie diesen zuversichtlichen Glauben auch ihren Mitarbeitern einzuflößen verstanden, deshalb wird über kurz oder lang der abolitionistische Gedanke verwirklicht werden.

(Das Generalsekretariat der internationalen abolitionistischen Föderation befindet sich in Genf, 6 Rue de Saint-Léger. Die Vorsitzende des Deutschen Zweiges ist Frau Katharina Scheven Dresden, Angelikastraße 23.)

„Wanderphantasien" von Helene Schott.

Besprochen von K. Pfleiderer.

Kurz vor Weihnachten erschien das Erstlingswerk der Dichterin, dem sie ein Motiv aus Schuberts Wanderphantasien als Motto vorangestellt hat. Das ist charakteristisch für das durchaus lyrische Werk, das eine psychologische Entwicklung in einer Reihe von Stimmungsbildern gibt.

Die Verfasserin hat alles selbst geschaut, was sie uns zeigt; und dem Auge, das gewöhnt ist, alle Formen in Kunst und Natur liebend zu umfassen, und dem kein Reiz der Bewegung, kein Spiel des Lichts und der Farbe entgeht, stellt sich eine Sprache zur Verfügung, die in den leichtesten, biegsamsten Wendungen jeder feinen Nüancierung des Gedankens zu folgen vermag, die eigentlich mit dem Gedanken selbst erstanden zu sein scheint. Die Dichterin steht in der feinsten Berührung mit der Natur. Jede Erscheinung, die sie sieht, flüstert ihr Worte zu, die ihr Wesen offenbaren. So quellen ihre schildernden Worte aus der Natur selbst. Eines der Phantasiebilder, die sie uns malt, soll hier im Auszuge für viele stehen:

„In die ruhigen, alten Schlösser hat sich die Stille geflüchtet.... Da steht eines dicht am Wasser. Ich liebe seine hohen dunklen Mauern und liebe vor allem seine spitzdachigen Türme. Wie düster blickt es in die Lande des Aufgangs! Wie eine Vermummung hat es dunklen Efeu übergezogen. Es soll niemand von dem lustigen Flammenleben in dem inneren Schloßhofe ahnen. Sie drängen sich dicht zusammen, die schönen Blumendamen in den roten Kleidern. Sie warten, daß man sie zum Tanze holt.... Jetzt durchfährt sie ein Abendwind. Er ist ihr Tanzmeister. Sie wiegen sich hin und her. Sie tanzen. Es flackert durcheinander. Licht bricht ihnen aus dem Kopfe wie Geisterflammen, Licht ringelt sich ihnen um den Hals wie

eine rotgelbe Krause. Ihre Leiber winden sich. Alle ihre schmiegsamen Flammenseelen scheinen hindurch. Es strahlt ihnen aus den spitzen Schuhen, aus ihren hohen Hacken."

Die Stimmung, die auch uns in einer blumen- und efeubewachsenen Burgruine wohl erfüllt, kristallisiert sich der Verfasserin zu einem Bilde. So wird ihr alles Geschaute in Natur und Kunst zum Ausdruck ihrer eigenen, wechselnden Stimmung, des labyrinthischen Wogens in der Brust.

Sie hält in ihrem Werke nicht den Verlauf irgend einer denkbaren Reise inne. Wir sind bald in Italien, bald in der Schweiz, bald hier, bald dort. Würde nicht die Farbigkeit der Darstellung uns unwillkürlich an italienische Landschaft erinnern, so wüßten wir nicht einmal, daß wir in Italien oder in der Südschweiz sind. Sehr selten werden Namen genannt. Der Gang der Schilderung ist vielmehr gegeben durch den Gedanken- und Empfindungsgehalt, dem die Verfasserin Ausdruck verliehen hat. Es ist eine Traumreise — in ein Traumland — auf einem Totenschiff begonnen.

Der Wanderer fährt auf einem Totenschiff aufs weite Meer hinaus. Ein großer Schwarm von Menschen — alles Verwandte von ihm — steht händeringend am Ufer und will ihn zurückhalten — vergebens. Er trennt sich von ihnen wie von seiner Geliebten und hat schöne Gestalten der bildenden Kunst auf sein Schiff genommen. Sie sind ihm Ruderer und Reisegenossen. Aber nicht immer ist er auf dem Meere. Er kommt auch auf die Küsten und Inseln, zu alten, ehrwürdigen Schlössern. Auf Schloß Châtelard feiert er ein süßes Liebesidyll mit der Feenkönigin. Noch andere liebliche Genossinnen findet er unterwegs, aber keine fesselt ihn dauernd, er ist im Grunde immer einsam. Und er möchte doch so gern ins Leben. Er weiß, daß er aber in einem Traumland ist, daß er in einem Totenschiff fährt, er weiß, daß seine Phantasie sein Führer ist. Ihm graut vor seinen Traumgestalten, die wirklich geworden sind, als wären sie das Leben selbst. In furchtbarem Durcheinander umtanzen sie ihn, er kann ihrer nicht Herr werden, er hat nicht Willenskraft genug, sie künstlerisch zu gestalten, sie sind ihm „Zustand, nicht Arbeit". So ist ihm der Traum zum Leben geworden; das Leben aber wird ihm immer mehr zum Traume. Das ist's, was man als den Grundgedanken des ganzen Werkes ansehen könnte. Weil er die Träume wie Wirklichkeit empfinden muß, hält er alle Wirklichkeit für Traum, er zweifelt an jeder Erscheinung in Natur und Leben. „Mir aber sind Worte alles; alles nur Worte, Worte, Worte" ... Alles ist ihm, der gewöhnt ist, den ästhetischen Schein abgesondert vom Wesen zu genießen —, alles ist ihm nur Schauspiel und Spiel. Erst spät erwacht in ihm ein leidenschaftlicher Lebensdrang. Aber er findet sich ohne Organe dem Leben gegenüber. Er weiß es nicht anzufassen, weiß sich nicht zu geben, niemandem etwas zu sein, niemand versteht ihn, das Leben stößt ihn aus. Er ist einsam. Er hat über die Natur hinaus gewollt, nun rächt sich die Natur an ihm. Er ist ein unharmonisches, widernatürliches Gebilde geworden. Seine Phantasie hat sich auf Kosten all seiner übrigen seelischen Kräfte entwickelt.

Verzweiflung ist das Ende, denn wie im Leben, so sieht sich der Wanderer also auch im Reich des Schönen ein Fremdling. Mit einer verzerrten, gigantischen Seele paßt er nicht hinein in die klassische Welt, die er so mit ganzer Seele liebt. In zwei Welten ein Fremdling, sehnt er sich nach dem Tode. Es überkommt ihn eine schwere Krankheit. In dem Genesenden aber erwacht neu ein heißer Lebensdrang. Leben will er wie andere, natürlich, einfach und glücklich. Er will die Mühe und Arbeit, den Ernst des Lebens kennen lernen, um so vielleicht ins Leben hinein zu kommen. Er gesellt sich daher Fischern zu, die ihre Kähne flott machen, um einen Fang zu tun. Während sie aber den silbernen Fischen nachjagen, sieht er ein Weib in roten Schleiern über die Meere eilen in einem goldrädrigen Muschelwagen. Tausend Segel spannt er auf in seinem winzigen Boote, der Göttin eilt er nach. Aus der purpurnen Tiefe zieht sie den roten Schleier. Er umschlingt sie beide. Er preßt seinen Leib dicht an den ihren. Ihr roter Mantel bläht sich zu einer vollen, roten, großen Wolke auf. „Die Göttin —, ihr Herzschlag an meiner Brust, dahin — über die Weite der Meere" — — —.

Der Wanderer, der in ernster Arbeit das Leben suchte, hat auf diesem Wege sich selbst gefunden, seine Eigenart als Künstler. Im Leben, wo seine Arbeitsgefährten nur Gold und Silber suchten, hat es ihn doch wieder der Schönheit nachgetrieben. Er hat sie gefunden, sie hat sich ihm vereint, er ist zum Dichter geworden.

Das Werk stellt also den psychologischen Entwicklungsgang eines künstlerisch begabten Menschen zum Dichter dar. Freilich ist der fortschreitende Gang der Entwicklung schwer zu erkennen, da die Stimmungen wie Ebbe und Flut hin und her wechseln, und eine energischere Loslösung und Umgrenzung der einzelnen Bilder wäre im Interesse des leichten Verständnisses wohl wünschenswert. Es ist aber die Frage, ob nicht dadurch der Charakter des Ganzen gestört würde. Denn Natur und Menschentraum sollen hier ganz in eins verschmelzen. Die Gestalten des Lebens tauchen auf, verwandeln sich und verfließen gleich dem ewig wechselnden Spiel der Wolken, der Winde und Meereswogen. Es ist ein wildes Durcheinanderjagen, ein traumhaftes Entstehen und Vergehen; es ist die Natur selbst in ihrer unaufhaltsamen Bewegung.

Ob die Gestaltung eines solchen künstlerischen Motivs nicht über die Grenzen der Dichtkunst hinaus zum Ausdruck in Musik hindrängt? Darüber mögen die Ansichten geteilt sein. Jedenfalls ist das Werk sehr reich an einzelnen Schönheiten, formellen sowohl wie gedanklichen, und ist der schöne, eigenartige Ausdruck einer eigenartigen Persönlichkeit. Diese Romantik ist erlebt, erlitten und bittere Notwendigkeit. Eine tiefe Tragik ist der Grundakkord dieser seltsamen musikalischen Phantasie.

Bücher und Zeitschriften.

bm. **Anton Auerspergs (Anastasius Grüns) politische Reden und Schriften** sind zum Säkulartag des edlen Mannes als Band V der Schriften des Literarischen Vereins in Wien vom Privatdozenten Stephan Hock in guter Auswahl herausgegeben worden. Hock weist in der Einleitung auf die Aehnlichkeiten der Art und Kunst Uhlands und Grüns auch in Form und Inhalt ihrer politischen Kundgebungen hin. Der Deutsche, der Menschenfreund, der Politiker, meldet sich Blatt um Blatt in Anton Auerspergs Reden, Berichten und Adressen. Auf die kürzeste Formel hat er seinen Grundgedanken gebracht in der Herrenhausrede vom 11. Januar 1864: „Es sind heute Worte gegen den Liberalismus gefallen. Liberalismus, ein elastisches Wort, unter dem man sich denken kann, was man eben will, ein Wort, mit dem großer Mißbrauch getrieben wird, ein Begriff auch, dem viel angelastet wird, was er eigentlich nicht zu vertreten hat. Die Definition desselben ist schwer, sie wird schwieriger durch die ebenso elastische Devise „Freiheit und Fortschritt". Nach meiner Anschauung ist ein Mann liberaler Gesinnung derjenige, welcher redlich und ehrlich das Recht ehrt, wo er es findet, dort, wo er es nicht zu finden glaubt, es ebenso ehrlich sucht, und wo er es gefunden hat, es tatsächlich zu verwirklichen strebt." Im Geist dieser Losungsworte hat Grün gegen das Konkordat, „das gedruckte Canossa" und gegen die Widersacher deutscher Bildung und Gesittung streitbar sich bewährt, von ehrenhaften Gegnern, wie Graf Leo Thun, selbst im heißesten Waffengang als „geliebter Feind" ritterlich gegrüßt. Die Katastrophe im politischen Leben Anton Auerspergs war zugleich die Katastrophe der Deutschösterreicher: das Jahr 1866, die Schlacht bei Königgrätz. Deutlicher, als aus seinen Reden, geht das aus seinem wichtigen (vor Jahren veröffentlichten) Briefwechsel mit Ludwig August Frankl hervor. Daß noch immer aus so kostbaren Urstoffen nicht das wichtigste, das biographische Denkmal für den Sänger und Kämpfer, einen wahrhaft adeligen und zugleich wahrhaft volksfreundlichen Troubadour, geschaffen wurde, ist ein Jammer. Friedjung gab die Schuld an diesem Versäumnis kürzlich dem „Kleinheitswahn" der Deutschösterreicher. Das Uebel liegt wohl tiefer. Im „Zank und Stank" unseres gegenwärtigen Parteitreibens ist die Liebe und das Verständnis für Charaktere von der Hoheit und Reinheit Anton Auerspergs vielfach ge-

fährdet und verdunkelt: es wäre darum doppelt zu wünschen, daß Grüns eigene, vom Literarischen Verein zur rechten Stunde den Landsleuten monumental erneute Worte als Weckruf die Trägen aufrütteln und tatenfrohe Herolde der unzerstörbaren Wahrheit seiner Lehren in Staat, Kunst und Forschung finden mögen. Jedenfalls bleibt diese erste Sammlung seiner politischen Reden und Schriften die segensreichste Jubiläumsgabe, ein Schrank voll heilkräftiger Arzneien gegen politische Quacksalber und Giftmischer.

Harvard Studies in Classical Philology. Edited by a Committee of the Classical Instructors at Harvard University. Vol. XVI. 1905. London, Longmans Green & Cie. Leipsic, Otto Harrassowitz.

Die klassisch-philologischen Jahrespublikationen der Harvard Universität sind höchst beachtenswerte Erscheinungen, welche die Altertumswissenschaft der Alten Welt stets mit Genugtuung begrüßt. Der 14. Band (1903), dem Andenken Greenoughs gewidmet, brachte die vorzüglichen Aufsätze von Weston über die illustrierten Terenz-Manuskripte und von Watson über die Beziehung der Szenenüberschriften zu den Miniaturen in den Terenz-Handschriften, Abhandlungen, die neben den Arbeiten von Bethe und einer jüngst erschienenen Jenenser Dissertation von Otto Engelhardt, welcher das Alter der Terenz-Illustrationen von ganz neuem Gesichtspunkt betrachtet und in viel spätere Zeit, als bis jetzt angenommen wurde, verweist, gut bestehen. Der 15. Band (1904) ist durch einen Aufsatz von Capps, einer Autorität in Bühnenarchäologie und den alten Dramatikern, über die Nemesis des Kratinos ausgezeichnet, sowie durch eine höchst fleißige Zusammenstellung von Baker über die griechischen Komiker als Literaturkritiker. Der eben erschienene 16. Band (1905) schließt sich seinen Vorgängern würdig an. Chandler R. Post behandelt die dramatische Kunst des Aischylos vom rein technischen Standpunkt aus, mit Ausschluß der poetischen, philosophischen und religiösen Momente; seine Gedanken über den äußeren Aufbau der Dramen und die Ausfüllung dieses Rahmens durch die Charakteristik lesen sich gern und gut. Die Arbeit, die oft auf Ibsen exemplifiziert, hat dem amerikanischen Gelehrten den von Charles Eliot Norton gestifteten griechischen Lehrstuhl in Cambridge (Mass.) eingetragen. — Hervorzuheben ist auch die von Hanns Oertel und Edward P. Morris (Yale University) gemeinschaftlich verfaßte Abhandlung, welche die Theorien über die Natur und den Ursprung der Indo-Europäischen Flexionsendungen in höchst wissenschaftlicher Weise behandelt; sie wendet sich selbstverständlich nur an die Grammatiker und Spezialisten. — Von weitestem Interesse ist aber die Betrachtung der Frage, ob die attische Tragödie des 5. und 4. Jahrhunderts den „sogenannten Kothurn“ gekannt hat, durch Kendall K. Smith. Die Arbeit räumt mit den „ellenhohen Socken“ für das Zeitalter des Aischylos, Sophokles und Euripides, ja bis zur späthellenistischen Zeit gründlich auf and ist auch imstande, zur Beurteilung der Frage nach einer Bühne im griechischen Theater beizutragen. Trug man keinen Kothurn, so konnte der Schauspieler auf der hohen und wenig tiefen hellenistischen Bühne ungehemmt agieren; trug der Tragöde keine „ellenhohe Socken“, so ragte er auch nicht an das oft nur 2½ Meter hohe Proskenion heran und konnte, ohne sich zu bücken, aus der zu Oropos z. B. kaum 2 Meter hohen Türe in die Orchestra heraustreten (vgl. Max Maas, Wochenschrift f. kl. Phil. 1899, Sp. 260 ff.; meine damals ausgesprochene Ansicht würde dadurch modifiziert.) Wir sehen also, die Ausscheidung des Kothurns kann für und gegen Bühnentheorie resp. gegen und für Dörpfelds Orchestratheorie verwendet werden. Positiv haben die Untersuchungen von Kendall Smith, auf deren gelehrte Details hier nicht eingegangen werden kann, ergeben: in der bildenden Kunst erscheint die hohe Fußbekleidung erst am Ende des 2. vorchristlichen Jahrhunderts, und zwar als Symbol der Tragödie. Als solches erwähnt es zuerst die Literatur der Kaiserzeit, in welcher der Kothurn, wie wir ihn verstehen, sicher im Gebrauch war. Die Literatur der hellenistischen Zeit hat keinen Namen für solchen hohen Tragödienschuh. Viele sehr ansprechende Gründe werden vorgebracht, daß das 5. und 4. Jahrhundert den „Kothurn“ nicht kannte: die Literatur dieser Periode hat keinen Namen dafür; die lebhafte Aktion der Dramen macht ihn unmöglich; die bildende Kunst dieser Zeit kennt ihn weder als Tragödiensymbol neben der Maske noch als Fußbekleidung der Schauspieler. Das positivste Monument, das Piraios-Relief, stellt die Schauspieler mit natürlichem Schuhwerk dar. Die späteren griechischen Schriftsteller über Bühnenaltertümer haben den Usus ihrer Zeit auch auf vergangene Jahrhunderte zurückdatiert und dem Aischylos, als dem Reformator der großen Tragödie, auf ganz natürliche Weise die Erfindung zugeschrieben.

M.

Allgemeine Rundschau.

Der Vesuv in der Vergangenheit.

e. e. Der Vesuv hat sein Zerstörungswerk wieder aufgenommen, und die gegenwärtige Eruption dürfte eine der gewaltigsten sein, die die Geschichte kennt. Die glühende Lava, der Feuerfluß, begräbt die Blütenkeime des Frühlings, überzieht und bekrustet die Abhänge des Berges und steckt die Weinstöcke in Brand. Die Vesuvgegend ist nämlich ein fruchtbarer Landstrich, der die geschätzten „vini vesuviani“ liefert; diese Weine bilden die bedeutendste Industrie der Landbevölkerung. In der Fruchtbarkeit des Bodens ist der Grund dafür zu suchen, daß dort, wo Lava und Basalt sich wie ein riesiger Grabstein vorgelagert haben, immer wieder neues Leben aufblühte. Der Geograph Strabo, der unter der Regierung des Tiberius und des Augustus, mehr als fünfzig Jahre vor der ersten historischen Eruption, lebte, hebt den Kontrast zwischen den grünen und bevölkerten Abhängen und dem unfruchtbaren Gipfel des Berges hervor. Der Krater war damals noch verstopft durch die Lavakruste, die sich bei den vorgeschichtlichen Eruptionen gebildet hatte, und noch existierte nicht die Rauchsäule, die im Jahre 79 n. Chr. aufstieg und seither nicht mehr verschwunden ist. Daher gelangte Strabo, dem die Kürze des Gipfels des an seinen Abhängen so reich gesegneten Berges auffiel, zu der Ueberzeugung, daß es sich um einen den kleineren Höhenzügen jener Gegend ähnlichen erloschenen Vulkan handelte. Schon damals hatte der Vesuv im allgemeinen die Gestalt, die er noch heute hat, abgesehen von einigen Veränderungen, die durch die Eruptionen und die Erderschütterungen hervorgerufen worden sind. Der Berg mit seiner breiten, fast kreisrunden Basis teilt sich in der Nähe des Gipfels in drei Spitzen; diese Gipfelpunkte sind: die „Somma“ auf der Nordseite, der eigentliche Vesuv auf der Südseite und der „Ottajano“ in der Mitte. Zwischen der Somma und dem Ottajano einerseits und dem Vesuv auf der anderen Seite liegt eine halbkreisförmige Schlucht, das „Atrio del cavallo“; die Verlängerung dieser Schlucht bildet eine Hochebene, die „La Piana“ genannt wird. Das „Atrio del cavallo“ und die „Piana“ haben einen Umkreis von etwa 11 Kilometer; der Umfang des eigentlichen Vesuvs beträgt 45 Kilometer. In den ersten geschichtlichen Perioden hatte, wie bereits erwähnt, der Vulkan keine Spur von „Aktivität“ gezeigt; zum erstenmal (in der Römerzeit) bemerkbar machte er sich wenige Jahre vor der Zerstörung von Pompeji bei einem Erdbeben, das im Jahre 63 n. Chr. die umliegenden Ortschaften, darunter auch Pompeji und Herculanum, arg verwüstete. Aber die wirkliche, die richtige Explosion und Eruption trat erst im Jahre 79 ein; von ihr ist die Rede in zwei Briefen des jüngeren Plinius, der darüber an Tacitus berichtete und die einzelnen Phänomene und Episoden des Ausbruchs recht anschaulich schilderte. Der Ausbruch war damals von einem Seebeben begleitet. „Das Meer,“ schrieb Plinius, „schien sich in sich selbst zurückzuziehen und von der Küste zurückgedrängt zu werden. Der Strand wurde breiter, und nach der Eruption fand man dort zahllose tote Fische: diese Fische waren beim Zurückweichen des Meeres auf dem Trockenen geblieben. Dem Meere gegenüber erschien eine furchtbare schwarze Wolke, aus welcher blutrote Flammen emporzüngelten.... Und die Wolke stürzte sich plötzlich auf die Erde und bedeckte das Meer.“ Die Schilderung, die Plinius von den letzten Tagen von Pompeji, der Sommerfrische der reichen Römer, gibt, ist berühmt durch die packende dramatische Darstellung der Ereignisse; und bekannt ist auch die ergreifende Episode von dem Tode seines Onkels, des älteren Plinius, der in seinem Wissensdrange — er war Naturforscher — sich bis an die glühende Lava heranwagte und von dem feurigen Rauch und den heißen Dämpfen erstickt wurde. Die Eruption von 79 dauerte vom 27. bis zum 30. August und vernichtete eine ganze Anzahl blühender Ortschaften. Seit jener Zeit schwebt ständig eine Rauchsäule wie ein Helmbusch über dem Krater und verdunkelt das Blau des Golfes; und seit jener Zeit war der Vesuv der Schauplatz in unregelmäßigen Perioden wiederkehrender vulkanischer Erscheinungen. Von einer dieser Eruptionen spricht Dio Cassius, der unter der Regierung des Septimius Severus lebte. Bis zum Jahre 1500 zählte man bereits neun Ausbrüche. Im Jahre 472 soll der Aschenregen von dem Winde bis über Konstantinopel getragen worden sein. (Ueber diesen Ausbruch schreibt Marcellinus Comes in seinem „Chronicon“: „Der Berg Vesuv in Campanien spie seine ausgebrannten Eingeweide aus; nächtliche Finsternis herrschte bei Tag; ganz Europa bedeckte er mit seinem Staub.“ Die Erinnerung an diese fürchterliche Asche feiert man in Konstantinopel jährlich am 6. November. Der Aschenregen muß also damals eine räumliche Ausdehnung gewonnen haben, der gegenüber die gegenwärtige eigentlich klein genannt werden muß. Dieser Gedenktag muß auch noch

recht lange gefeiert worden sein, denn im Jahre 512, also vierzig Jahre später, begegnen wir bei demselben Schriftsteller einer Stelle, die nochmals hierauf Bezug nimmt. Bei Besprechung eines kirchlichen Streites erzählt Marcellinus Comes von einem „Anstand der Orthodoxen auf dem Forum Konstantins am 6. November, an dem Tage, an welchem bei den Byzantiern die Erinnerung an die ganz Europa bedeckende Asche gefeiert wird“.) Eine der furchtbarsten Eruptionen fand am 16. Dezember 1631 statt; eine ungeheure Rauch- und Aschenwolke verdunkelte in Neapel das Tageslicht und verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit über Süditalien; große Lavasteine wurden 20 Kilometer weit geschleudert; die Erde bebte, und sieben Lavaströme stürzten sich auf Bosco, Torre Annunziata, Torre del Greco, Resina und Portici. 7000 Personen fanden in jenem Jahre in dem Feuerstrome den Tod. Im Jahre 1707 fand ein Ausbruch statt, der vom Mai bis zum August dauerte, und vulkanische Erscheinungen, die von breiten Lavaergüssen begleitet waren, gab es noch 1737, 1760 und 1767. In den Jahren 1779 und 1794 wurde das Vesuvgebiet von neuen gewaltigen Eruptionen heimgesucht; es folgten die Eruptionen von 1804, 1805, 1822 (diese, die besonders furchtbar war, wurde von Alexander v. Humboldt geschildert), 1850, 1855 und 1858. Ganz gewaltig war wieder die Eruption vom 8. Dezember 1861. Die Eruption wurde angekündigt durch Bodenerschütterungen, die sich bis nach Neapel hin erstreckten; einige Tage später öffnete sich der Berg unterhalb der Piana, zwischen dieser Talmulde und der Stadt Torre del Greco. Dichte Rauch-, Aschen- und Glühsandwolken wurden hoch emporgeschleudert und fielen dann als feuriger Regen nieder; dieser Regen überschwemmte selbst die Straßen von Neapel. Der Lavastrom, der aus dem Krater hervorschoß, machte an der Schwelle von Torre del Greco Halt. Als dann die Eruption aufhörte und bei der Abkühlung die vulkanischen Stoffe sich kristallisierten, bildeten sich in der Kruste breite Risse; heftige Erdbeben erschütterten die ganze Gegend, und Torre del Greco wurde zerstört. Die Eruption vom 24. April 1871, die sich schon im Januar 1871 ankündigte, bot dieselbe Folge der Erscheinungen, nur daß damals die Stadt, die in der Zwischenzeit zum großen Teil wieder aufgebaut worden war, nicht allzuviel zu leiden hatte. Eine Periode neuer vulkanischer Tätigkeit begann 1885; es folgten die Eruptionen von 1891 und 1894; damals bildete sich im „Atrio del cavallo“ ein Kegel von Lavakrusten, der den Namen Colle Margherita erhielt. Die letzten Eruptionen sind die von 1895 und von 1899. Seit damals gab es — bis heute — keine Eruption mehr, sondern nur heftige Explosionen, die heftigsten im Mai 1900.

✻

Kleinere Mitteilungen.

* Mit dem Professor Heinrich Schuster in Prag, dessen unerwartet frühes Hinscheiden wir gestern kurz meldeten, ist ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, wie überhaupt ein hervorragender Vertreter deutscher Wissenschaft und Kultur in Böhmen dahingegangen. Als Vertreter des deutschen Rechtes und der österreichischen Rechtsgeschichte an der Prager Universität hat er nicht nur als Lehrer ungemein fruchtbar und anregend gewirkt, sondern auch einen bedeutenden Einfluß auf die Ausarbeitung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches für Oesterreich ausgeübt. Seine Arbeiten über das Urheberrecht der Tonkunst und über die Entstehung des österreichischen Urheberrechts sind nach dieser Richtung hin maßgebend gewesen. Auch sein Hauptwerk über die Rechtsgeschichte der Stadt Wien gilt als mustergültige Leistung. — Heinrich Schuster war aber nicht nur Jurist, sondern auch ein ausgezeichneter und feinsinniger Musikkenner und Musikkritiker. Ebenso hat er sich in früheren Jahren auf schriftstellerischem Gebiete nicht ohne Erfolg betätigt. Sein ganzes Wesen neigte zum künstlerischen Ausdruck hin und gerade hierdurch gestaltete sich seine Einwirkung auf die Schüler wie auf die um die Hochhaltung deutscher Kultur in Böhmen so schwer kämpfenden Landsleute so vielseitig und anregend. Auch unsere Beilage verliert in ihm einen alten und treuen Mitarbeiter.

a. c. Eine japanische Entdeckung auf ärztlichem Gebiet. Der japanische Arzt Dr. Ischigami erklärte, wie unter dem 9. April aus Tokio telegraphiert wird, auf dem Kongresse der ärztlichen Vereine von Japan, daß er seit Jahren mit einem von ihm erfundenen neuen Antitoxin erfolgreich die Tuberkulose bekämpft habe. Das neue Mittel führe im Gegensatz zu anderen nicht zu einer Steigerung der Temperatur des Patienten. Dr. Ischigami gab sein Mittel zu Versuchen an 20 japanische Hospitäler, sowie an hochgestellte Militärärzte. Die Versuche fielen zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Ein Drittel der damit behandelten Patienten wurde geheilt. Das Mittel zeigte sich aber in Fällen, wo die Kraft des Kranken bereits stark gebrochen war, als machtlos. In den ersten Stadien der Schwindsucht trat die Heilung nach einer Behandlung von 5—6 Monaten Dauer ein. Nach Berichten aus 7 Hospitälern wurden von 219 Schwindsüchtigen 79 absolut geheilt. 80 befanden sich in einem besseren Zustande als bei Beginn der Kur. 15 erlagen der Krankheit und bei 45 Kranken mußte die Behandlung aus verschiedenen Gründen eingestellt werden. — Dr. Ischigami steht in dem Rufe, ein hervorragender Bakteriologe zu sein.

ck. Eine Pariser Frauen-Universität. In Paris spricht man jetzt viel von der Gründung einer Universität, die ausschließlich für Frauen und junge Mädchen bestimmt sein soll. Die Gesellschaft für das Studium der Fragen des höheren Unterrichts, die einen großen Einfluß besitzt und zu der die Elite der französischen Universitätslehrer gehört, hat sich über diese Neuerung sehr günstig ausgesprochen. Frauen-Universitäten existieren bereits in Amerika und in Rußland. In Amerika befinden sich neben den Hörsälen und Bibliotheken sogleich weite Rasenflächen, so daß die Studentinnen, wenn sie den Geist durch angestrengtes Studium ermüdet haben, den Körper durch eine Partie Golf oder Tennis erquicken können. Wenn eine so allseitige Ausbildung gewährt würde, würden auch die Franzosen mit ihrer Frauen-Universität zufrieden sein.

n. w. p. Für den 2. Internationalen Schul-Hygiene-Kongreß, der im August im Londoner Königlichen Gesundheitsamt (Royal Sanitary Institute) abgehalten wird, trifft man in England weitgehende Vorbereitungen. Der 1. Kongreß für Schulhygiene fand bekanntlich im Jahre 1904 in Nürnberg statt. Jedermann, der in Erziehungsfragen interessiert ist, ist eingeladen worden; viele hervorragende Schulmänner und Mediziner haben zugesagt, Vorträge zu halten. Mit dem Kongreß wird, wie der Londoner Vertreter der Neuen militärpolitischen Korrespondenz berichtet, eine Ausstellung schulhygienischer Einrichtungen auf wissenschaftlicher Grundlage aus allen Ländern Europas verbunden sein. Die fremden Gäste und Besucher der Ausstellung sollen vom Lord Mayor (Oberbürgermeister) von London im Mansionhouse (Stadthalle) empfangen werden. Man hofft mit dem Londoner Kongreß einen ähnlichen Erfolg wie vor zwei Jahren in Nürnberg zu erzielen.

hc. Todesfälle. Der Privatdozent der Anatomie an der Straßburger Universität Dr. R. Thomé ist im Alter von 33 Jahren gestorben. — Der außeretatsmäßige, außerordentliche Professor für Neugriechisch und Romanisch an der Leipziger Universität Dr. phil. John Schmitt ist in Rom, wo er seit dem Herbst 1903 zu Studienzwecken weilte, gestorben. — Am 9. d. M. starb in Leipzig Professor Dr. Otto Hahn, Oberlehrer der Handelsgeschichte und Wirtschaftsgeographie an der dortigen öffentlichen Handelslehranstalt, im Alter von 60 Jahren.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Dem außerordentlichen Professor für Ohrenheilkunde und Vorstand der otiatrischen Klinik an der hiesigen Universität, Hofrat Dr. med. Friedrich Bezold, wurde der Titel und Rang eines ordentlichen Professors verliehen. — In den Lehrkörper der hiesigen Universität wird mit Beginn des Sommersemesters Dr. phil. Oskar Perron aus Frankenthal als Privatdozent eintreten.

hc. **Erlangen.** Dr. phil. Heinrich Schulze aus Magdeburg wurde als Privatdozent für angewandte Chemie, speziell für pharmazeutische und Nahrungsmittelchemie, an der hiesigen Universität aufgenommen.

hc. **Würzburg.** Dem Privatdozenten für Chemie an der hiesigen Universität, Dr. phil. Fritz Reitzenstein, ist der Titel und Rang eines außerordentlichen Professors verliehen worden.

n— **Tübingen.** Professor Dr. Grunert, Privatdozent der Augenheilkunde, der schon zwei Jahre beurlaubt war und jetzt in Bremen wohnt, hat auf seine hiesige Lehrtätigkeit verzichtet. — Professor Dr. Garbe, Ordinarius für Sanskrit an der philosophischen Fakultät, wird im Sommer-Semester krankheitshalber keine Vorlesungen halten.

hc. **Frankfurt a. M.** Dem mit 1. April d. J. als Dozent auf den neuerrichteten Lehrstuhl für Wirtschaftsgeographie an der hiesigen Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften berufenen Dr. Emil Deckert ist der Professortitel verliehen worden.

Jahrgang 1906. München, Samstag, 14. April. Nummer 87.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Krieg als schaffendes Weltprinzip.

Eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung.

Von Klaus Wagner (Darmstadt).

> Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch, der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt.
>
> Friedrich Nietzsche.

Weltgeschichte ist für manche heute nichts mehr als eine Zusammenhäufung von Zahlen und Namen, von Kriegsberichten und Lebensbeschreibungen. Doch auch die meisten von denen, die ihr geschichtliches Interesse nicht in der Kenntnis der erbrechtlichen Grundlagen irgend eines Thronstreites und der genauen Reihenfolge der römisch-deutschen Kaiser erschöpfen, vermochten die Grundlagen der geschichtlichen Entwicklung nicht zu erkennen. Denn ebenso wenig, wie die Kenntnis der trockenen Tatsachen letztes Ziel eines vernünftigen Strebens sein kann, ist die Klarstellung der großen Zusammenhänge des gesamten gesellschaftlichen Kulturwerdens, wie sie von der modernen Geschichtschreibung versucht wird, letzter wissenschaftlicher Endzweck. Ueber das registrierende Chronistentum, das heute noch manchem volle wissenschaftliche Befriedigung gewährt und das oft nicht mit Unrecht verspottet wird, weil es weit mehr Steine zusammentrug, als zum Bauen notwendig sind, über dieses Chronistentum hob sich die moderne Geschichtsforschung, die im Zusammenschluß der verschiedenen geschichtlichen Wissenschaften der Staats-, Sozial-, Rechts-, Wirtschafts-, Kunst-, Dichter-, Sittengeschichte ein einheitliches Bild der Kulturentwicklung des Volkes geben will und, ich kann wohl sagen, auch schon gibt. Auch diese Geschichtsforschung ist beschreibend, wenn sie auch nicht in der alten Es-war-einmal-Manier erzählt, sondern das Wesen der geschichtlichen Erscheinungen in lückenloser, fortlaufender Darstellung herausarbeitet.

Die Warumfrage gilt es zu stellen und zu beantworten. Die Ursachen des geschichtlichen Werdens wollen wir kennen. Wie verläuft die Entwicklung der Völker und ihrer Kulturen? das ist die Frage der Geschichtsforschung. Warum verläuft die Entwicklung so? ist die Frage der Geschichtsanschauung. Die ursächlichen Grundlagen und den Rhythmus des Werdens will sie erkennen. Diese Geschichtsanschauung ist das subjektivste Stück der Geschichtswissenschaft. Sie wird zumeist gewonnen durch einen, ich möchte sagen, künstlerischen Hellblick, der von der objektiven Geschichtserfahrung angeregt wurde. Diese Geschichtsanschauung ist ein Teil der Naturanschauung, ist also Philosophie. Früher sprach man auch von Geschichtsphilosophie; aber dieser Ausdruck wird ebenso wie der gleichbedeutende unklare Ausdruck Soziologie heute mit Recht gemieden, weil diese Begriffe bei dem Leser die Vorstellung von bestimmten Richtungen in der Geschichtsanschauung hervorrufen, die wegen ihrer Unfruchtbarkeit diese ganze Wissenschaft in Verruf gebracht haben.

Wegen ihres subjektiven Charakters ist die Geschichtsanschauung in Gefahr, sich in nebelhaften Spekulationen und Schwarmgedanken zu verlieren. Sie wird leicht unproduktiv. Den Bau, der des einen Lebenswerk war, niederzureißen, ist Lebensaufgabe des nächsten; und so wird ein großer Aufwand vertan, ohne daß ein Restgewinn bleibt. Darum bedarf die Geschichtsanschauung eines sicheren Haltes. Dieser Halt wurde ihr aber erst in neuerer Zeit geschaffen, während wir von einer Geschichtsanschauung als Wissenschaft schon seit dem 18. Jahrhundert, seit Montesquieu, Rousseau, Herder sprechen können, um von den geschichtlichen Anschauungen der früheren Philosophen abzusehen.

Die französischen Aufklärer traten der theistischen Naturanschauung, wonach die Weltgeschichte lediglich das Diktat eines außernatürlichen, übernatürlichen Unnennbaren ist, wie der rationalistischen Anschauung, von der die Weltgeschichte für ein Zufallspiel der freien Menschenwillen gehalten wird, entgegen. Aber sie wußten die Lücke nicht ganz zu schließen. Die Lehre, die sie selbst aufstellten, daß der Geist, der Vater des Kulturwerdens, ein Produkt der natürlichen Umwelt ist, ist nur zum Teil richtig, das heißt, sie ist falsch. Diese Einseitigkeit, dieser Irrtum, verleitete sie zu weiteren Irrtümern. Hegels geschichtsphilosophische Phantasien, die die Aufklärung ablösten, sind zur Genüge berüchtigt. Die dritte Gruppe bilden die eigentlichen „Soziologen“, die sich an Comte anschließenden Organisisten. Sie wollten geschichtliche Gesetze, soziale Naturgesetze aufstellen. Daran mußten sie schon deshalb scheitern, weil wir Gesetze nur dort feststellen können, wo wenige uns genau bekannte Kräfte wirken. Wo aber das Spiel der Kräfte kompliziert ist, dort wird jedes Gesetz ein zu allgemeines und darum farbloses Schattenbild, oder es ist falsch. Recht aber hatten diese Soziologen mit der Einsicht, daß in der geschichtlichen Entwicklung ein Rhythmus walte. Zweitens ist ihnen charakteristisch, daß sie ihr System auf einem biologisch-soziologischen Vergleiche aufbauten. Ein solches Verfahren läßt alles Denkbare an Unwissenschaftlichkeit und Naivität hinter sich. Dennoch nahm man die Weisheit der dicken soziologischen Bücher ernst. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß stets, wenn jemand lange unverständliche Reden hält, eine Menge Menschen bedeutsam die Stirn hoch zieht und den Mann einen großen Weisen nennt.

Die Organisisten hatten in biologischen Büchern von Organismus, Geweben und Zellen, von Nerven, von Ektoderm und Mesoderm u. s. w. gelesen; darauf suchten sie in der Gesellschaft, dem „sozialen Organismus", nach dem sozialen Ektoderm und Entoderm, nach Zellen (die einzelnen Menschen!), nach sozialen Nerven (die oberen Zehntausend!), und nach allen möglichen sozialen Organen, und das soziologische System war fertig. Daß solche Spielereien kein einziges fruchtbares Ergebnis hatten, ist selbstverständlich. (Diese *anti*naturwissenschaftlichen Theoretiker brachten nur die Naturwissenschaft in Verruf. Denn noch heute verwechseln Laien zuweilen jene organisistische Soziologie mit der modernen politischen Anthropologie.) Jedoch hatten die Organisisten die richtigen Glocken hängen sehen, sie wußten nur nicht damit zu läuten. Denn den Halt, den ich für die Geschichtsanschauung als notwendig bezeichnete, die *Grundlage* der geschichtlichen Erkenntnis, *gibt uns die Naturwissenschaft.*

Die Ursache der geschichts-philosophisch-soziologischen Schwäche lag darin, daß die Geschichtler über den Gegenstand der Weltgeschichte selbst, über die Völker, die Rassen nicht orientiert waren. Die Weltgeschichte ist ja nichts anderes als die natürliche Entwicklungsgeschichte der menschlichen Rassen. Wir können das Kulturwerden nicht verstehen, wenn wir nicht die Bedingungen der organischen Entwicklung der Rassen selbst kennen. Denn Kultur ist Ausdruck des Rassencharakters. Erst die Rassenkunde, also die Naturwissenschaft, gibt der Geschichtsanschauung die feste Grundlage. Die Geschichtler brauchen gewiß keinen Frosch anatomisch-korrekt zerlegen zu können, sie brauchen nicht jeden Stein naturwissenschaftlich bestimmen zu können, aber Geschichtler, die nicht naturwissenschaftlich denken können, sind keine Geschichtler.

Um die Entwicklung der Kulturwerke, der gesellschaftlichen Einrichtungen, der Gedanken zu verstehen, muß das natürliche Wesen der Menschen selbst bekannt sein. Biologie, somatische und psychische Physiologie legen den organischen Bau, die Kräfte und Fähigkeiten des Menschen dar und klären die Lebensbeziehungen der Menschen untereinander, das ist das Wesen der Gesellschaft, naturwissenschaftlich auf. Es sind dies die wichtigen Probleme der modernen sozialen Anthropologie. Diesen naturwissenschaftlichen Wissenszweigen gelingt es immer mehr, Einfluß auf unser Gesellschaftsleben zu erringen; sie werden Sozial-, Wirtschafts- und Rechtspolitik von Grund aus reformieren. Ebenso wie sie den Staatsmännern für die innere Politik einen neuen Maßstab geben, so ziehen sie auch den Geschichtsschreibern bei Behandlung der inneren Geschichte der Völker neue Richtlinien.

Doch nicht nur für die Kenntnis des vergangenen und die Politik des gegenwärtigen inneren Gesellschaftslebens ist die Naturwissenschaft grundlagbauend. Auch die äußere Geschichte und die äußere Politik erhält durch sie ein neues Gesicht. Die Umbildungen und Neubildungen der Staaten, das Werden der Rassen, ihr Wachsen und Sterben wird erst durch die Naturwissenschaft, und zwar durch die *entwicklungsgeschichtliche* Forschung, verständlich.

Weltgeschichte ist Entwicklung der Rassen und Völker. Politik ist Regelung der Entwicklung der Rassen und Völker. Wie verhalten sich Rasse und Volk zueinander? Sind die beiden Begriffe gleichbedeutend? Das Dogma von der ursprünglich reinen Rasse, die seit der problematischen Weltschöpfung bestanden haben soll und die allmählich unreiner, unrassiger, unharmonischer, barbarischer werden soll, dieses Gobineausche Dogma ist tot. Wir wissen, daß Rassen nicht *sind*, sondern *werden*. Die Rassen machen verschiedene Entwicklungsstadien durch. Die werdende Rasse steigt aus dem Mischmasch des Blutes und darum auch Mischmasch der Kultur zur reineren Harmonie der einheitlichen Bluts- und Kulturgemeinde empor. Denn reine Rasse ist reine Harmonie. So nennen wir die Engländer eine Rasse, aber wir sprechen noch nicht von einer heute schon bestehenden nordamerikanischen Yankeerasse, sondern erst von einem Nordamerikanervolke, weil die Harmonie dort erst wird. Volk und Rasse sind Unterschiede des Grades. Doch nicht jede und nicht immer die ganze in einem Staate zusammengeschlossene Gesellschaft kann eine reine Rasse werden, zumal dann, wenn die Gesellschaft aus sehr fernstehenden Rassen zusammengesetzt ist, wie in überseeischen Ländern, wo einer weißen Herrenrasse vielfach eine farbige Hörigenrasse gegenübersteht, oder wie in Oesterreich, wo gleich starke Völker heftige und unnachgiebige Nebenbuhler sind. Die ganze Weltgeschichte ist ein Werden und Sterben der staatlichen Gesellschaften, der Völker, der Rassen. Das Werden und Sterben der Volkskulturen ist erst das Sekundäre. Völker kommen und gehen; darum spricht man oft von der Notwendigkeit, daß alle Völker nach kurzer oder langer Blüte sterben müssen. Man stellt sich oft die Weltgeschichte so vor, als tauchten immer neue, fremde Völker auf, die die alten verdrängten. Schließlich müßte sich dann der Vorrat erschöpfen. Diese Anschauung ist kindlich und pessimistisch. Die Wahrheit ist hier optimistischer.

Wie war denn die Entwicklung? Aus den ältesten organischen Rassen sonderten sich neue Rassen ab. Durch Anpassung, Differenzierung und Kreuzung der alten Rassen entstanden immer neue. So sonderten sich auch aus den Rassengruppen der Anthropoiden, unseren jüngsten „tierischen" Vorfahren, neue Gruppen ab, die wir die ersten Menschen nennen. Sie überflügelten ihre tierischen Vettern; sie wurden die alleinigen Weltherren. Doch mit der Menschwerdung hörte der Entwicklungslauf nicht auf, ein Endziel der Schöpfung wird nie erreicht. Wie eine Art der Lebewesen über die andere siegte, wie die Menschen sich über ihre nächsten Vettern emporhoben, die aus denselben Rassengruppen wie sie abstammten, so spalten, ändern und kreuzen die menschlichen Rassengruppen sich wieder, und aus ihnen heben sich wieder neue besondere Gruppen empor, die alleinige Weltherren, alleinige Träger der vollkommensten Zukunftskultur werden. Nicht wird eine Weltherrengruppe abgelöst von einer anderen fremden Gruppe, sondern aus der Gruppe der alten Weltherrenrassen selbst heben die neuen Zukunftsrassen sich heraus. Die Menschen haben für ihre Weltherrschaft seit langen Jahrtausenden die Gegnerschaft der Tiere nicht mehr zu fürchten. Die beiden menschlichen Weltherrengruppen, die Germanoiden und die Mongoloiden, ja ich kann wohl sagen die Germanen und die Ostasiaten, haben die Nebenbuhlerschaft der anderen Rassen um das Zukunftsherrentum auf Erden nicht mehr im Ernst zu fürchten, sondern nur noch ihren gegenseitigen Wettkampf. Die alten Herrenrassen, aus denen sich neue emporhoben, leben mit ihrem ursprünglichen Wesen nicht fort. Denn ihre herrschenden Enkelgruppen sind völlig umgeartet, ebenso die unterlegenen Gruppen, soweit sie nicht vernichtet sind, weil sie sich an ihre geänderte natürliche Umwelt nicht rechtzeitig anpaßten oder weil sie vielleicht den herrschenden Gruppen im Wege waren. Einen lebendigen Stammbaum der Rassen zusammenzustellen, ist darum unmöglich. Das Gerede von unseren Vorfahren, die wir im zoologischen Garten sehen könnten, ist ein schlechter Witz. Auch ist die werdende Yankeerasse nicht die Tochterrasse der modernen Engländer und der modernen Deutschen, sondern eine Vetterrasse, wenn wir nun einmal diesen halbrichtigen Vergleich der Gruppenfortpflanzung mit der Individualfortpflanzung hier anwenden wollen.

*

Von unterlegenen Rassen sprach ich und deutete damit an, daß die weltgeschichtliche Entwicklung, daß das Werden der Rassen und Völker sich in einem *Kampfe* vollzieht. Daß der Kampf der Vater aller Dinge sei, behauptet schon ein altes griechisches Philosophenwort, und dieses Wort ist auch aller Weisheit tiefster Schluß. Daß der Kampf die Achse jeder realistischen Lebensanschauung ist, drückt am markantesten das Goethesche Auslesewort aus: Verdrängen oder sich verdrängen lassen, ist des Lebens Kern. Der Kampfgedanke ist auch die Achse der Naturanschauung. Der Kampf ist das Naturgesetz, auf das sich alle Naturgesetze vereinfachen lassen. Alles Seiende ist das Ergebnis ringender Gegensätze. Der Kampf ist im besonderen die Achse

der Geschichtsanschauung. Alle innergesellschaftlichen Güter, alle Gedanken, Erfindungen, Einrichtungen wie die Gesellschaftsordnung selbst sind ein Ergebnis des innergesellschaftlichen Kampfes, in dem das eine bestehen bleibt, das andere als unnütz ausgeschieden wird. Der außergesellschaftliche, der übergesellschaftliche Kampf, der die äußere Entwicklung der Gesellschaften, Völker, Rassen leitet, ist der **Krieg**.

Entwicklung ist Kampf. Die innere Entwicklung, der innergesellschaftliche Kampf ist die menschliche Tagesarbeit, der Kampf der Gedanken, Gefühle, Wünsche, Wissenschaften, Leistungen. Die äußere Entwicklung, der übergesellschaftliche Kampf ist der blutige Völkerkampf, der Krieg. Worin besteht die Schöpferkraft des Kampfes? In Werden und Vergehen; im Siege des einen Faktors und in der Niederlage des anderen Faktors! In der **Auslese** liegt die Schöpfertat des Kampfes. Wer siegt und wer unterliegt? Es liegt logisch auf der Hand, daß siegt, wer den Kampfbedingungen am besten angepaßt ist. Wer die Widerstände am leichtesten überwindet, gewinnt und gedeiht. Die im Kampfe am günstigsten Gestellten, mögen die Kämpfer Eindrücke, Gedanken, Gefühle, Eigenschaften, Einrichtungen, Organe, Organismen, Rassen sein, überleben. Wer siegt im geschichtlichen Entwicklungskampfe? Welches sind die Kampfbedingungen?

Der **innere** gesellschaftliche Kampf wird geregelt durch die Gesellschaftsordnung (nicht identisch mit Staatsverfassung). Von ihr wird der Einfluß, den die einzelnen auf das Kulturwerden haben, festgesetzt. Die Gesellschaft setzt jeden an eine bestimmte Stelle oder gibt ihm die Möglichkeit, sich an einer bestimmten Stelle festzusetzen; sie gibt somit jedem Arbeitsgelegenheit, die Mittel und das Maß, sich zu betätigen. Wo die Gesellschaftsordnung dafür sorgt, daß die zum Leben Geborenen auch zum Schauen bestellt werden, wo die Gesellschaftsordnung günstig ist, dort wird sie eine gute Auslese treffen, dort wird den tüchtigsten Werteschaffern der größte Einfluß gegeben, und jedem wird nach seiner Fähigkeit der Einfluß auf die verschiedenen Gebiete zugeteilt. In der günstig geordneten Gesellschaft ist die Tätigkeit der Tüchtigen einflußreicher als die der Untüchtigen; sie sind den von der Gesellschaft gegebenen Kampfbedingungen am besten angepaßt; ihre Gedanken, Pläne, Leistungen, Forderungen dringen durch; ihr Wirken bekommt die Oberhand. Den Sieg der hochwertigen Gesellschaftsglieder zu fördern, die Niederlage der Minderwertigen herbeizuführen, ist die Aufgabe der Gesellschaftsordnung. Tüchtig, hochwertig ist, wer die physische und psychische Fähigkeit hat, an der Hebung seiner Volkskultur kräftig mitzuarbeiten. Heute nennen wir schon meist den tüchtig, der im geistigen oder wirtschaftlichen oder künstlerischen Auslesekampfe um den Einfluß in der Gesellschaft am besten vorwärts kommt. Damit stellen wir unserer gesellschaftlichen Ordnung ein gutes, vielleicht ein zu gutes Zeugnis aus. Macht, Einfluß, Reichtum wird von der Gesellschaft verteilt. Die Gesellschaft trifft hierdurch eine berufliche und eine wirtschaftliche Auslese. Am wichtigsten ist aber die von der beruflich-wirtschaftlichen nicht immer genügend scharf unterschiedene Fortpflanzungsauslese. Die Fortpflanzungspolitik, die Zuchtwahl, wurde bisher mehr instinktiv als methodisch-bewußt gehandhabt. Aber sie wird durch Gesundheitspflege, Kinderschutz, Mutterschutz, Einwirkung auf das elterliche Gewissen immer mehr methodische Politik und wird in steigendem Maße von Sozialpolitik, Wirtschaftspolitik, ja sogar von der Steuerpolitik zu beeinflussen gesucht. Diese innere gesellschaftliche Auslese, ein Ergebnis des inneren gesellschaftlichen Wettbewerbes, der von der Gesellschaftsordnung geregelt wird, die selbst wieder ein Produkt des gesellschaftlichen Kampfes ist, diese innere Auslese ist ein Werk von Menschen, die selbst mit ihrem Wesen von früheren Gesellschaftsordnungen abhängig sind. Diese innere Auslese müssen wir darum eine künstliche Auslese nennen. Als Menschenwerk bietet sie uns keine Gewähr für unfehlbare Richtigkeit. Weil diese und jene Gedanken und Pläne durchdringen, weil diese Einrichtungen getroffen werden, weil diese Faktoren im gesellschaftlichen Kampfe Sieger bleiben, können wir nicht behaupten, daß dieser Sieg auch für die Entwicklung des Volkes, der Rasse, für das Kulturwerden, günstig ist. Sieg oder Niederlage dieser oder jener Anschauung, Forderung, Einrichtung ist noch kein Beweis dafür, daß durch sie die Gesellschaft sich besser anpaßt an ihre natürliche Umwelt, das heißt, ihr Kulturkönnen hebt. Oft entwickeln sich Rassen durch eine schlechte innere Auslese nur langsam fort, oft entarten Rassen wieder, die im Verhältnis zu den Naturbedingungen der irdischen Umwelt immer weniger leisten. Stets entwickeln die einen Rassen sich rascher vorwärts als die anderen. Ganze Rassen gehen oft aus wenig Gründen, ja oft nur aus einem einzigen Fehler zurück, der das harmonische Wesen ihrer Kultur störte, mögen sie durch böotisches Philistertum fruchtlos-einseitig werden, mögen sie physisch und psychisch entarten wie die Orientalen oder ihre Kraft durch unnütze, ja wahnsinnige Kriege vernichten wie die Römer, mögen sie als zukunftsgleichgültige, behädige Rentiers ihre Volkszahl beschränken wie die Franzosen oder auf zu kleinem Boden (China) oder ungünstigem Boden (Wüstenvölker als Extrem) zu lange kleben bleiben, oder mögen sie an veralteten und schädlichen Einrichtungen zu lange festhalten und energische Initiative und Opfersinn entbehren.

Die innere künstliche Auslese bietet keine Sicherheit für eine günstige Entwicklung der Kulturwohlfahrt der Völker. Trotzdem wird das Durchschnittsbild der volkischen Kulturen nicht trüber; wir bleiben im Laufe unserer Entwicklung gut angepaßt an die sich ändernde natürliche Umwelt; wir heutigen Herrenvölker sind sogar besser angepaßt als die früheren; das lehrt ein Blick in unsere Ahnentafel. Was ist der Grund? Die Rassen, die sich gut angepaßt haben, die unter den herrschenden äußeren Naturbedingungen am vollkommensten sich entwickelten, wurden ausgelesen vor den anderen Rassen, um ihnen weiten Spielraum, weiten Arbeits- und Wachsraum zu geben. Ueber der inneren, künstlichen, von Menschen geregelten Auslese waltet noch eine andere Auslese. Diese Träger der Gesellschaftsordnungen, die Gesellschaften, die Völker, die Rassen, werden selbst ausgelesen. Diese Auslese ist keine menschliche Einrichtung. Sie ist rein natürlich. **Diese Völkerauslese, diese natürliche Auslese ist der Krieg.**

Was ist Krieg? **Krieg** ist Kampf der Gesellschaften untereinander. Wo es keine Gesellschaft gibt, wo die gesellschaftliche Einheit mit dem Individuum, wo die persönliche Bildung mit Kultur zusammenfällt, dort ist der Krieg ein Einzelkampf. Aber Menschen sind nie Robinsons gewesen. Die natürliche Auslese war für die Menschen stets der Krieg der Gesellschaften. Im innergesellschaftlichen Kampfe siegt, wenn der Kampf günstig geordnet ist, der Mensch, der außer einer harmonischen körperlichen und psychischen Bildung eine Sonderfertigkeit besitzt. Diese ist ohne eine gewisse allgemeine harmonische Bildung nicht möglich, ist aber das ausschlaggebende Moment in der Auslese, besonders in unserer Zeit weitgehender Arbeitsteilung. Anders ist es in der Völkerauslese. Im Krieg siegt nicht das kräftigste, das klügste, das energischste, das sittlichste, das reichste oder das an Zahl größte Volk, sondern das harmonischste Volk. Jede kleine Lücke in der volkischen Kulturharmonie wird zum Schaden an der Stoßkraft gegen außen. Die Waffenkraft ist der Gradmesser der Kultur. Wofern nur wenig fehlt an den körperlichen und geistigen Vorzügen der Gesellschaftsglieder, wofern somit nur irgend etwas faul ist im Bau der Gesellschaft und nur ein Zweig ihrer geistigen, wirtschaftlichen, technischen Wohlfahrt krankt, wird bald viel fehlen an der glücklichen Vollendung des Werkes, zu dem alle Kräfte und Güter fruchtbar genützt werden müssen, an dem Siege im Kriege. So wird der Krieg zum geschichtlichen Weltgericht, das die Träger ungünstiger Gesellschaftsordnungen, geringer Kulturen, die weniger tüchtigen Rassen in natürlicher Auslese den tüchtigen Rassen hintansetzt, die einer glücklicheren, edleren Zukunft fähig sind.

Der Krieg ist die Völkerauslese. Welches ist das **Mittel**, durch das diese Auslese durchgeführt wird? Der Krieg schafft den Siegern günstige Lebensbedingungen und nimmt sie den Unterlegenen. Durch die Ueberlegenheit der Waffen hat das Volk die Möglichkeit, seiner wachsenden Volkszahl Neuland zu öffnen, wo das Volk sich weiter entwickeln und weiter wachsen kann. Alle tüchtigen Völker wachsen; das Arbeitsfeld, der Raum und Boden wird ihnen mit der Zeit zu klein. Ausdehnung wird nötig, wenn das Land das Volk nicht mehr ernähren kann. Denn Begründung der ganzen Volkswirtschaft auf die gewerbliche Ausfuhr bietet keine Sicherheit auf lange Dauer und gefährdet die Kulturharmonie. Das an Zahl wachsende Volk muß seine politischen Grenzen erweitern oder seinen Auswanderern ein Gebiet öffnen, wo eine neue, freie, kulturfrohe Tochterrasse in volkischer Sicherheit entstehen kann. Dieses Ziel ist nur erreichbar durch kriegerische Tüchtigkeit, vor der die widerstrebenden Völker im Kriege oder aus Furcht vor einem unglücklichen Kriege zurückweichen. Da die Erde mit Menschen besiedelt ist und nirgends ein menschenleeres, brauchbares Land vorhanden ist, kommen die wachsenden hungrigen Völker mit den trägeren, satten, besitzenden Völkern in Streit. Dieser Landstreit und sein kriegerisches Ergebnis ist gerecht; denn recht hat im Völkerleben nicht, wer besitzt, sondern wer die Kraft hat, festzuhalten oder zu erobern. Diese Kraft mächtiger Kulturharmonie bringt der Krieg an den Tag. Das Streben, Neuland zu erobern, ist nicht immer unmittelbare Ursache des Krieges. Nebenbuhler, die gefährlich werden, sollen oft niedergeschlagen werden. Außer Landnot treibt auch oft der Wille zur volklichen Einheit oder die Notwendigkeit, sich von fremden oder fremd gewordenen Gesellschaftsteilen zu trennen, zum Kriege. Weiter schafft der Krieg bodentümliche Einheit durch Erwerbung von Häfen und offenen Zugängen zum Meere, durch Abrundung des Gebietes. Ueberall, wo wichtige Lebensbedingungen der Völker widerstreiten, kommt es zu einem gerechten Kriege. Und nur ein solcher Krieg ist notwendig und gerecht. Dieser notwendige, unersetzbare **Krieg** ist der **Entwickler der organischen Weltgeschichte.** Ohne ihn ist eine Entwicklung der Rassen und ihrer Kulturen eine Unmöglichkeit. Er trennt Gesellschaften, Völker, Rassen und schließt andere zusammen. Er beschleunigt den Untergang entwicklungsunfähiger Völker und gibt den frohen, kulturfähigen, strebsamen, wachsenden Völkern Licht und Luft, daß sie die Eltern neuer tüchtiger Herrenrassen der Zukunftserde werden.

Dieser Wahrheit müssen wir klar ins Gesicht sehen, wenn sie auch recht unbequem ist. Die Erkenntnis dieser Wahrheit muß verbreitet werden. Ich selbst habe diese hier berührten entwicklungsgeschichtlichen und politischen Fragen in meinem Buche „Krieg" (Jena, Costenoble, 1906) ausführlich erörtert, um zugleich gegen die Friedensbewegung zu Felde zu ziehen. Die Friedler wollen bekanntlich den Krieg aus der Welt schaffen durch unanwendbare Mittel. Sie klagen über die Opfer des Krieges. Diese sind gewiß traurig, aber nötig. Denn das Weltbild einer kriegslosen Entwicklung vermochte noch niemand zu zeichnen. Nicht nur die große Menge, sondern leider auch die Mehrzahl der Gebildeten macht sich überhaupt keine Gedanken über das Wesen der Völkerentwicklung und die Bedeutung des Krieges. Darum stehen auch die meisten Menschen den liebenswürdigen Lehren der Friedler freundlich gegenüber, wenn auch ein realistischer Instinkt sie von der Möglichkeit einer kriegslosen Zukunft nicht tief überzeugt werden läßt. Erst die entwicklungsgeschichtlichen Wahrheiten, die den bisherigen literarischen Kriegsverteidigern völlig unbekannt waren, decken uns das Wesen des Krieges auf. Ohne Krieg kein glückliches, frohes Völkerwerden, ohne ihn kein Kulturwachsen, keine Kulturerhaltung. Wenn unser Volk diese Wahrheit wirklich erkennt, dann erst werden wir energisch und selbstsicherer in unserer Zukunftsarbeit werden.

Der empfindsame Roman in Frankreich um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert.

Die Menschen zur Zeit Ludwigs XIV. stellen wir uns gern unnahbar, ernst und gemessen, stets auf hohem Kothurn einherschreitend vor. Daß solche Menschen in ausgelassener Laune an den Aufführungen der italienischen Stegreifkomödie Anteil genommen, oder daß sie ihren Tränen beim Lesen sentimentaler Romane freien Lauf gelassen hätten, will sich mit der Vorstellung, die wir uns von ihnen machen, nicht vereinen. Und doch ist beides der Fall gewesen. Die große Bedeutung der Commedia dell' arte gerade zur Glanzzeit des Sonnenkönigs hat vor kurzem Klingler erwiesen, auf den hervorragenden Platz, den der empfindsame Roman, namentlich unter den Frauen der Regierung des großen Königs einnahm, macht v. **Waldberg** in einem soeben erschienenen Buche[1]) aufmerksam. Letzteres ist bis jetzt sehr wenig beachtet worden. Man hat zwar Racine stets als den gemütvollen Tragiker hingestellt, der im Gegensatz zu Corneille das Herz zu seinem Rechte kommen läßt und den Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft zugunsten dieser entscheidet, aber daß im Roman der damaligen Zeit die Empfindsamkeit besonders geherrscht hätte, ja daß die ersten Anfänge des mit Rousseau einsetzenden und bei den Romantikern zur Blüte gelangenden sentimentalen Romans bis auf Mme. de Lafayettes Prinzessin von Cleve, also bis in das Jahr 1678 zurückreichen, das ist eine ganz neue und auf den ersten Blick sogar verblüffende Auffassung. In der Prinzessin von Cleve erkennt sogar Lanson in seiner Literaturgeschichte eher einen Corneilleschen, an Polyeucte erinnernden Zug und spricht geradezu von der „Zermalmung" der Liebe durch die Ehre in diesem Roman; er charakterisiert den Stil als affektlos, nüchtern und ohne Leidenschaft, mit einem Stich ins Spöttische, der zur Empfindsamkeit im grellsten Gegensatze stehen dürfte. Freilich war der Roman der damaligen Zeit noch niemals Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen. Körting und Le Breton behandeln in ihren Werken über den französischen Roman des 17. Jahrhunderts die zweite Hälfte nur ganz obenhin. Bei Petit de Julleville findet sich nur eine kurze Uebersicht von Paul Morillot, und auch Victor Fournel bietet nur einen knappen Exkurs. So füllt denn v. Waldbergs Buch eine klaffende Lücke aus. Wir Romanisten sind darum dem Kollegen aus dem germanistischen Lager außerordentlich dankbar, daß ihn seine Studien über den neueren deutschen Roman auf diese Fährte gebracht und uns ein Gebiet eröffnet haben, das bisher als unerforscht gelten konnte.

Schon im ersten Bande, welcher den Gegenstand dieser Besprechung bildet, will v. Waldberg dem Leser klar machen, „wohin die französische Erzählungskunst noch dem Absterben des heroisch-galanten Romans gestrebt hat und wie sich fast mit der Exaltheit eines Naturgesetzes ihr Wachstum vollzog, bis dann als reife Frucht das klassische Produkt der Empfindsamkeit, Rousseaus Nese Héloïse, erscheint." Die ersten Seiten sind den Vorläufern gewidmet. Wir wundern uns freilich, unter ihnen einen Mann nicht zu finden, den wir als allerersten genannt hätten, Racine. v. Waldberg macht allerdings an späterer Stelle auf den Einfluß aufmerksam, den das Theater der Zeit auf den Roman ausgeübt hat, er zeigt, wie der damalige Roman sich in der Disposition des Stoffes, ja sogar in der Technik dem Theater näherte, wie es — vielleicht unbewußt — für die Möglichkeit, die drei Einheiten aufrecht zu erhalten, sorgt, wie es aus der Bühne den Mechanismus der Vertrauten herübernimmt, wie es die auf dem Theater so oft angewandte Selbstcharakteristik nachahmt, wie es „alles Epische, alle bewegte Handlung, welche

[1]) Max Freiherr v. Waldberg: Der empfindsame Roman in Frankreich. Erster Teil. Die Anfänge bis zum Beginne des XVIII. Jahrhunderts. Straßburg und Berlin 1906. Verlag von Karl J. Trübner. XIII. u. 489 S.

die Helden in die Fremde führt, dem dramatischen Botenbericht entsprechend, in Form einer eingeschobenen Icherzählung in einem Zuge" mitteilt. Aber gerade die Hauptsache, die dem Racineschen Theater im Gegensatz zum Corneilleschen eigentümliche Empfindsamkeit, — ein Umstand, der Racines außerordentlichen Einfluß auf die Frauen erklärt —, gerade dieser Zug von grundlegender Bedeutung wird nicht unter denen angeführt, die den ersten Ursprung des empfindsamen Romans veranlaßt haben. Und doch ist von dem Einfluß des Jansenismus und Port Royals, der die Menschen zur Selbstbesinnung führt und neue Quellen der Empfindung springen läßt, die Rede. Von dort bis zu Racine war nur ein Schritt. Wir bedauern, daß ihn der Verfasser nicht getan hat. Eine so markante Persönlichkeit wie Racine am Ausgangspunkt seiner Darstellung würde die Kraft, mit der die Bewegung einsetzt, viel besser erklärt haben. Ueberhaupt hätten wir gewünscht, daß alle Einflüsse, auch diejenigen, die außerhalb der engeren Literatur liegen und in philosophischen und theologischen, auch vielleicht in kulturgeschichtlichen Gründen zu suchen sind, hier am Anfang zusammen behandelt worden wären. Die Bemerkungen, die sich darüber hie und da an späterer Stelle finden, sind lange nicht so wirksam, wie wenn sie das Fundament des Gebäudes, das v. Waldberg sonst mit so feinsinniger Eleganz errichtet hat, gebildet hätten.

Der Dichter der klassischen Zeit, bei dem wir die Empfindsamkeit zuerst finden, ist nach v. Waldberg Lafontaine. Bei allem Epikureismus zeigt er in seinen Elegien im Clymène, Songe de Vaux, namentlich aber in Psyché „Empfindsamkeit und Gemüt, zartes Naturgefühl und eine diskrete melancholische Stimmung". Vielleicht ist es aber doch übertrieben, in seinem Amor bereits einen rührseligen Jüngling zu erkennen, „der uns wie eine Gestalt des kommenden Rousseauschen Zeitalters anmutet". Damit stimmt die Charakteristik, die sonst v. Waldberg von Lafontaine gibt, nicht gut; mit Recht sagt er nämlich, daß der Dichter, mit weisem Bedacht um die Folgen besorgt, vor den letzten Schritten sich zurückhält und jede psychische Erregung auf den Grad abtönt, der die „plaisanterie" nicht mehr ungünstig beeinflußt. Ein Rousseauscher Jüngling hat aber von schalkhaftem Humor nichts mehr an sich.

Viel kräftiger als die immerhin nur zaghaft hervortretenden Züge in der Psyché, beeinflussen die im gleichen Jahre (1669) erscheinenden Lettres portugaises die Entwicklung des empfindsamen Romans. Diese von einer leidenschaftlichen portugiesischen Nonne, Soror Marianna de Alcoforado vom Kloster Beja, an ihren treulosen Geliebten, Bouton de Chamilly, gerichteten Briefe wurden bekanntlich auf Veranlassung dieses Offiziers, der ihren literarischen Wert erkannte, ins Französische übersetzt und machten ein derartiges Aufsehen, daß sie nicht weniger als fünfzigmal, zum Teil in erheblich vermehrten Auflagen, abgedruckt wurden. Die Briefe waren so bekannt, daß der Name „portugaises" für die Gattung des Liebesbriefes überhaupt aufkam. Was an den Briefen so sehr gefiel, war ihre unüberlegte Offenheit. Die Nonne schüttet ihr Herz aus, ohne ihre Gedanken zu ordnen; sie weint, bittet, fleht, stammelt in der Fieberhitze ihrer Verzweiflung; mit Recht sagt der Verfasser, „es gehören die Briefe zu dem Erschütterndsten, was je einer weiblichen Feder entflossen ist." So sehr ich der großen Bedeutung zustimme, die v. Waldberg diesen Briefen beilegt, so sehr möchte ich mich doch hüten, die Verfasserin deshalb „die erste moderne Frau der neueren Literatur" zu nennen. Was ist modern? Ist eine Frau modern, weil sie empfindsam ist? Vor solchen Verallgemeinerungen ist es, meine ich, besser, sich zu hüten. Von anderen Gesichtspunkten aus könnte man sonst Christian de Pisan oder Margarete von Navarra als erste moderne Frauen ansehen. Es kommt ganz auf den Standpunkt an. Aber an dieser wie an anderer Stelle zeigt v. Waldberg, daß er so sehr in seinem Stoff aufgeht, daß er oft für nichts anderes mehr Sinn zu haben scheint. Das Motto, das er seinem Buche vorausschickt, „l'histoire n'est que l'histoire du coeur; nous avons à chercher les sentiments des générations passées et nous n'avons à chercher rien autre chose", ist in seiner Engherzigkeit charakteristisch. Der Gesichtswinkel, unter dem v. Waldberg die Literatur betrachtet, macht ihn aber auch gegen manche Schriftsteller ungerecht, so namentlich gegen Boileau, dem er in recht romantischem Uebereifer die größten Sünden zuschreibt. Ich will gern zugeben, daß im Art poétique recht vieles Philiströse steckt und daß Boileau nicht viel Sinn hat für den Zauber pikanter und spielerischer Einfälle, aber zu behaupten, daß „ihm das Rügen eines grammatischen Verstoßes als höchstes Ziel der Kritik erschien", daß er einen geradezu „einseitigen, verblendeten, fanatischen Sinn für Simplizität und Trockenheit" hatte, das geht doch viel zu weit. Ich meine sogar, das Eintreten für Wahrheit und Natur, das Boileau wie Molière charakterisiert, hat dazu beigetragen, daß man zu seiner Zeit unmittelbar aus dem Leben quellende Seelenergüsse wie die Lettres portugaises so sehr genoß. In der graziösen Zeit hätte man sie für ungenießbar, weil unschicklich, gehalten.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem Thema zurück. Daß die portugiesischen Briefe viel nachgeahmt wurden, wird uns nicht wundern. Ein aus Frankreich selbst stammendes, für das Verständnis der damaligen Frauenseele außerordentlich wertvolles Gegenstück zu ihnen sind die Briefe der Präsidentin Ferrand an ihren jungen Liebhaber, den Baron von Breteuil. Auch hier offenbart sich eine „hypersensible, weibliche Seele mit ihren Launen und Widersprüchen. Auch hier ist die Leidenschaft echt und wahr. Durch solche Veröffentlichungen wirklicher Liebesbriefe wurde, wie v. Waldberg sagt, „der Damm zwischen Leben und Kunst niedergerissen; das Weib hörte auf, bloße Abenteuerin und Romanheroin zu sein: es ward zu einer Persönlichkeit mit einem reichen inneren Leben, weich und empfänglich für psychische Erregungen und Sensationen".

Auch äußerlich übten diese Briefe und ihre zahlreichen Nachahmungen insofern Einfluß auf die Literatur, als sie den Briefroman einführten. Freilich gelangt er erst später zu voller Blüte. Einstweilen waren es anders geartete Romane, die sich die Gunst des Publikums eroberten. Charakteristisch ist es aber, daß die allermeisten von Frauen verfaßt wurden. Mme. de Lafayette eröffnet den Reigen. Bei ihr zuerst wird statt der äußeren Begebenheit die innere Handlung in den Vordergrund gerückt; statt des amadisischen Heldentums wird der Heroismus der Passivität zum Mittelpunkt der Erfindung gemacht. Statt der Erregung der Neugierde durch die Vorführung des bunten Wechsels sinnlicher Vorgänge und Verwicklungen wird das Interesse an der inneren Teilnahme erweckt. Die Ehe ist nicht mehr das letzte Ziel. Die Ereignisse in der Ehe selbst werden als interessanter erachtet. Im Mittelpunkte steht bei ihr zuerst die Entsagung. Dieses Motiv, sei es, daß es freiwillig, sei es, daß es erzwungen auftritt, wird von ihren Nachfolgerinnen häufig wieder gebraucht; die frauenhafte Auffassung, die das Herz zum alleinigen Richter in allen sittlichen Fragen erhebt, verbreitet sich immer mehr, infolgedessen auch das Bild, das man sich vom Manne macht, der zu einem weibischen, weichlichen, rührseligen Zerrbild ausartet. In feinsinniger Art analysiert v. Waldberg eine Menge von bis jetzt recht wenig bekannten, z. T. aber hochbedeutenden Romanen. In denjenigen der Mme. de Laforce lassen sich bereits neue Mittel zur Erhöhung der Stimmung erkennen. Die Dichterin lernt bei Beschreibungen auf die Gesamterscheinung größeren Nachdruck zu legen als auf einzelne Züge; sie achtet auf die Abwechslung in den mannigfachen Schattierungen des Schmerzes; sie sucht die Wandlungen der Stimmungen zum Ausdruck zu bringen; während früher nur das Anmutige in der Natur für schildernswert gehalten wurde, beginnt sie jetzt den Schauer der wilden und großartigen Natur zu fühlen und darzustellen. Es fehlt ihr nur noch das Vermögen, die Sprache aus ihrer Starrheit zu lösen und die Ausdrucksmittel so schmiegsam zu gestalten, daß sie ihrer Empfindung adäquat werden. Dies Ziel vermag erst die Gräfin d'Aulnoy zu erreichen; bei ihr sind die Sätze nicht mehr so gehackt; sie sind schön ab-

zerundet oder fließen ineinander über. Auch in ihre Feenmärchen führt sie die Empfindsamkeit hinein nnd arbeitet überhaupt auf die Erweiterung und Vertiefung der psychologischen Beobachtung hin. Eine ihrer Nachfolgerinnen, Mme. Durand, weiß sogar schon zur Erhöhung der zärtlichen Stimmung die Musik zu Hilfe zu rufen. Je weiter die Zeit vorrückt, desto häufiger mischt sich uber der reinen Empfindsamkeit auch eine gewisse Art von Wollust bei. Die Treue dem Geliebten gegenüber erscheint auch als höhere Pflicht nis die dem Manne zukommende. So wird das Cicisbeat allmählich als sittliche Einrichtung angesehen. Zugleich dringt aber im Laufe der Zeit das bürgerliche Element immer mehr vor. Der Gegensatz der Stände beginnt bereits eine Rolle zu spielen. Schon treffen wir Liebhaber niederer Abstammung, die eine Schöne aus vornehmem Hause zu erlangen suchen. — Von den wenigen Männern, die sich als Romanschriftsteller auszeichnen, verdient vor allen Robert des Challes rühmende Erwähnung. Manche der oben nngedeuteten Züge finden ihre Entfaltung vor allem bei ihm; so namentlich jene eigentümliche Mischung von Sentimentalität nnd Sinnlichkeit nnd jene Hervorkehrung des Gegensatzes zwischen den einzelnen Ständen. Ein heroisches Aufbäumen gegen die Vorurteile der Gesellschaft ist es freilich noch nicht. Manche unter den Motiven, die später im französischen Roman besondere Beachtung finden sollten, scheinen von ihm vorausgerechnet zu werden. Er zeigt Verständnis für den Einfluß des Milieus und der Abstammung, beachtet den Unterschied zwischen Parisern und Provinzlaien, mißt der Nationalität und Individualität als Faktoren der Seelenbildung große Bedentung bei; er behandelt sogar psychopathische Probleme und scheut nicht vor physiologischer Motivierung dieser oder jener Handlung. Dabei befreit er sich immer mehr vom Ballast der Geschichte, der die früheren Romane stets beschwerte. In der Charakteristik sogar der Nebenpersonen ist er recht sorgfältig; auch bei Beschreibungen physischer Eigentümlichkeiten weiß er besser auf die Unterschiede zu achten als seine Vorgänger. So ist er, um nnr das eine zu erwähnen, der erste, der auf die Differenzierung des jungfräulichen und frauenhaften Gesichtsausdrucks achtet.

So schreitet die Vervollkommnung der erzählenden Kunst immer weiter vor. Ich habe in dieser kurzen Ueberficht nur die Hauptmomente hervorheben können. Aus ihr wird aber gewiß der fesselnde Inhalt des Buches v. Waldbergs hervorgehen. Die Brücke, die er vom Romane der Mme. de Lafayette zu denen des 18. Jahrhunderts schlägt, führt über ein bisher unbekanntes, aber an Erscheinungen der mannigfaltigsten Art reiches Gebiet. Bisher erschien einem das Auftreten Marivaux' ziemlich unvermittelt. Jetzt, da wir seine Vorläufer kennen, werden wir ihn besser verstehen. Auch das Rührstück findet seine Ahnen bis zu einem gewissen Grad bereits in dem empfindsamen Romane des 17. Jahrhunderts. Aber die Bedeutung des Buches v. Waldbergs beruht nicht bloß auf der Erschließung neuer Quellen für den Roman des 18. Jahrhunderts; sie liegt ebenso sehr in der ganz eigenartigen Beleuchtung, in welcher es uns die Menschen des Zeitalters Ludwigs XIV. erscheinen läßt. So steif und regungslos, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, sind die Zeitgenossen der Allongeperücke nicht gewesen. Und wenn nuch die „bienséance" ihnen nicht erlaubte, in der Oeffentlichkeit die Regungen ihrer Seele zu anverhüllt zu zeigen, wenn sie allein waren, im Boudoir ihrer Maitressen, da ließen sie sich gehen, da warfen sie die Maske weg und hielten die Tränen nicht zurück, die ihnen das Herz so schwer machten. Einen Beitrag zur Genealogie der menschlichen Seele kann man deshalb v. Waldbergs Buch recht wohl nennen. Als solches verdient es die Beachtang nicht bloß der Fachgenossen; als solches wird es sich gewiß auch viele Freunde im weiteren Kreis der Gebildeten erobern.

Würzburg. Heinrich Schneegans.

Bibliothekswesen in Rußland.

In welch unglaublicher geistiger Knechtschaft die russische Regierung das russische Volk bis zum Anfang der jetzigen freiheitlichen Aera gehalten hat, kann man vielleicht nicht deutlicher erkennen, als wenn man einen Blick in die bisherigen Verhältnisse der russischen Bibliotheken tut. Einen solchen Einblick gewährt uns ein Memorandum, das die Abteilung für Bibliothekskunde der russischen Bibliologischen Gesellschaft abgefaßt hat und das die Lage dieser Bildungsanstalten in wahrheitsgetreuer Weise schildert. Wenn man diese Arbeit liest, so erinnert man sich unwillkürlich einer Anekdote, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in St. Petersburg erzählt nnd belacht wurde. Ein Geheimrat, der auf Sommerurlaub gehen will, macht dem Minister den Abschiedsbesuch. Dabei richtet er an seinen Chef die Höflichkeitsfrage: „Haben Exzellenz vielleicht einen Auftrag für mich, den ich im Ausland ausführen könnte?" Der Minister denkt einen Augenblick nach. „A propos, lieber Freund — Sie fahren nach dem Rhein? Wenn Sie da Mainz passieren sollten, tun Sie mir den Gefallen, gehen Sie nach dem Gutenbergdenkmal nnd spucken Sie dem Kerl in meinem Namen ins Gesicht!" Der Zustand der russischen Bibliotheken ist der beste Beweis dafür, daß man es in Rußlond gründlich verstanden hat, dem Gutenberg dauernd ins Gesicht zu spucken.

Alle russischen Bibliotheken lassen sich in rechtlicher Beziehung in drei Arten teilen: in akademische, öffentliche und Volksbibliotheken. Wie verschieden diese drei Arten untereinander sein mögen, sie haben das Gemeinsame, daß sie durch das bisherige Zensur- und Preßgesetz in ihrer Entwicklung möglichst gehemmt wurden. Die Befreinng des Wortes, des gesprochenen und gedruckten, auf die ganz Rußland mit so großer Ungeduld wartet, ist auch für die Vermittler zwischen den Autoren und dem lesenden Publikum, die Bibliotheken, von größter Wichtigkeit. Abgesehen von den allgemeinen, für alle Bibliotheken bestehenden Bedrückungen sind die öffentlichen und Volksbibliotheken noch besonderen Ausnahmegesetzen nnterworfen, die alle darauf gerichtet sind, das russische Volk vor der Einwirkung vermeintlich schädlicher Gedanken und Kenntnisse zu schützen. Fast durchweg handelt es sich darum, das Volk namentlich in politischer Unkenntnis zu halten.

Schon die Erlaubnis zur Eröffnung einer Bibliothek ist nicht leicht za erlangen; sie hängt von den Generalgouverneuren und Gouverneuren oder von den Stadthauptleuten, den Polizeichefs, ab, und das einzige Kriterium ist die politische Zuverlässigkeit des Bittstellers. Nun ist aber der Begriff der politischen Zuverlässigkeit in Rußland von jeher ein äußerst vager nnd dehnbarer gewesen, und wenn der Bittsteller noch obenein im Besitz von Geldmitteln war, so erstreckten sich Nachforschungen über seinen persönlichen Wert auch auf seine Geneigtheit, gewissen Beamten den landesüblichen Tribut zu zahlen. Aber man nahm nicht nur den Inhaber oder Besitzer der Bibliothek unter die politische Lupe, sondern auch sämtliche Angestellten. Und schließlich hatte selbstverständlich noch der Minister des Innern das Recht, nach Laune und Willkür, ohne irgendwelche Gutachten einzuholen, die Erlaubnis zur Eröffnung zu versagen und, was noch viel schlimmer ist, jede Bibliothek zu jeder Zeit einfach zu schließen.

Aber wenn es nun glücklich gelungen war, alle die widerwärtigen Hindernisse zu beseitigen — und oft ist bei der Trägheit des russischen Verwaltungsapparats Jahre hindurch gekämpft und gerungen worden —, so fing ein neuer Jammer bei der Einrichtung der Bibliothek an. Nicht nur, daß die Zensur mit aller Strenge wirtschaftete, wenn sie gesetzlich versagte, und Bücher durchgehen lassen mußte, die für den einzelnen käuflich waren, so trat wiederum der Minister des Innern auf und stellte einen ungeheuren Index von Büchern auf, die für die allgemeine Benutzung gefährlich erschienen. Damit gar nichts durchschlüpfte, mußte das Verzeichnis der Bücher der Schul- oder geistlichen Obrigkeit vorgelegt werden, und bei etwaigen

Zweifeln wurde das Urteil des Gelehrtenkomitees des Ministeriums der Volksaufklärung in Anspruch genommen.

In welcher Weise die Zensur der Bücher für die Volksbibliotheken bisher geübt wurde, unter der ineinandergreifenden Tätigkeit der berufenen Faktoren, mögen einige Zahlen beweisen. Im Jahre 1897 wurden 97 v. H. sämtlicher in russischer Sprache erschienenen Bücher für die Volksbibliotheken verboten. Im Jahre 1900 betrug die Ziffer 90 v. H. Wenn man bedenkt, daß doch alle in Rußland erscheinenden Bücher der Zensur unterliegen, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, was für eine Sorte von Büchern in diesen Bibliotheken überhaupt zu finden ist. Natürlich hat man auch unter den Tageszeitungen, die ausgelegt werden dürfen, eine liebevolle Auswahl getroffen. Bis zum Jahre 1900 durften ausschließlich die Nowoje Wremja, der Swjet und die Mosk. Wjedomosti gehalten werden. Nachher sind noch die Birsh. Wjedomosti, die Börsenzeitung hinzugekommen. Außerdem wurden den Bibliotheken alle sonst nur denkbaren Schwierigkeiten in bezug auf Raum, Verwaltung und ähnliche Sachen in den Weg gelegt. Das Memorandum sagt ganz richtig, daß alle Gesetzesbestimmungen und Verfügungen, welche die Tätigkeit der öffentlichen und Volksbibliotheken regeln, lediglich den Zweck haben, zu verhindern, daß das Wissen und sein Träger, das Buch, ins Volk gelangt. Diese mit staunenswerter Konsequenz durchgeführte Taktik hat zur Verdummung, zur Irreführung und vollständigen geistigen Verarmung des russischen Volkes geführt und es im Zustand der Unkultur gehalten. Und die grausamen Symptome der Verwilderung in allen Ständen, die schreckliche geistige Anarchie und Zuchtlosigkeit, die bei der Revolution zutage getreten ist, finden einigermaßen ihre Erklärung in diesen Dingen, die auf anderen Gebieten doch noch ihresgleichen haben. Das ganze Bildungswesen Rußlands ist bis in den Grund hinein faul und schließt das Reich des Zaren ab von der übrigen europäischen Kulturwelt. In einer fürchterlichen Verblendung hat die nationale russische Presse lange Jahrzehnte von der Verachtung des faulen Westens gelebt und gezehrt: hoffentlich kommt sie jetzt zur Besinnung und zu der Einsicht, daß das heilige Rußland ganz von vorn und mit den einfachsten Begriffen der Volkserziehung in allen Ständen einsetzen muß, wenn es wieder gesunden und nicht an sich selbst zugrunde gehen will.

Schm.

Bücher und Zeitschriften.

Einfälle und Betrachtungen. Philosophische und weltliche Gedanken von Matthias Auerbach. 8°. 228 S. Dresden und Leipzig (C. Reißner) 1904.

Das vorliegende Buch ist bereits vor zwei Jahren erschienen, und wenn ich es heute hier bespreche, so möchte ich, nachdem ich es erst jetzt kennen gelernt habe, dazu beitragen, daß es die Beachtung findet, die es mir zu verdienen scheint; zugleich hoffe ich, manchem einen Gefallen damit zu erweisen, wenn ich ihn auf dieses Buch aufmerksam mache. Vielleicht wird auch der eine oder andere, der sich noch nicht mit dem Studium des großen Philosophen, auf dessen Standpunkt der Verfasser steht, nämlich Schopenhauers, befaßt hat, durch die Lektüre dieses Buches angeregt es zu tun, und auch das wäre ein erwünschtes Ergebnis. Da der Verfasser seine philosophischen und weltlichen Gedanken in der Gestalt von Aphorismen ausgesprochen hat, so braucht man sich nicht, wie es bei so vielen philosophischen Schriften der Fall ist, mühsam in das Buch einzuarbeiten, sondern wo man es aufschlägt, wird man immer eine interessante, Beifall oder Widerspruch herausfordernde Bemerkung finden. Jedoch sind diese Aphorismen nicht wahllos nebeneinandergestellt, sondern zu einzelnen Abschnitten in folgender Weise vereinigt. Der erste Abschnitt ist überschrieben Philosophisches. Wie schon angedeutet, ist der Charakter dieser Philosophie der der Kant-Schopenhauerschen Aesthetik und des Pessimismus; denn „in jedem nicht hohlen und edleren Menschen muß der Grundzug pessimistisch sein“. Einzelnes hier anzuführen, ist schwierig und wir wollen nur erwähnen, daß in diesem Abschnitt auch Nietzsche ein besonderes Kapitel gewidmet ist, der nach des Verfassers Ansicht „ein Stürmer, kein Wegweiser und Pfadfinder, wie ihn der Philosoph verkörpert, ist“. Der zweite Abschnitt behandelt Naturwissenschaftliches und verdient besondere Beachtung in einer Zeit, in der diese Wissenschaft nur zu oft als die einzig wahre proklamiert und in ihrer Bedeutung auch für das innere Leben des Menschen überschätzt wird. Wenn der Verfasser den physikalischen und biologischen Disziplinen nicht den ersten Rang anweist, so geschieht es nicht aus Unkenntnis in diesem Fach, sondern aus philosophischer Ueberzeugung trotz des Interesses, das er an solchen Studien betätigt hat. Auch sein Urteil über die Vertreter der Naturwissenschaft können wir leider nicht als unberechtigt bezeichnen, wenn er sagt: „Die Naturwissenschaftler zeichnen sich vielfach aus durch einen auffallenden Defekt in allem, was Kunst, Philosophie und überhaupt die höhere Geisteskultur betrifft“. „Sie wollen in ihrem Mikrokosmus nicht gestört sein und müssen es sich daher auch gefallen lassen, daß man ihnen eine Rangstellung anweist, die ihrem beschränkten Horizont entspricht. Es ist bezeichnend, daß sie fast durchgängig die Ausmerzung des Griechischen und sogar des Lateinischen anstreben, ja leidenschaftlich proklamieren.“ Zum Glück tun das letztere nicht alle und der Unterzeichnete, der selbst Naturwissenschaftler ist, stimmt dem Verfasser in der Wertschätzung der alten klassischen Sprachen von Herzen bei! — Der dritte Abschnitt, Soziales, beschäftigt sich zunächst mit der Ehe, die „eigentlich nur für Leute ist, die keinen Stoff und Grund zum Nachdenken haben“. „Wen der eigene Geist stark beschäftigt, kann sich nur allein ausleben.“ Wenn in diesem Punkte und anderen, wie in der Beurteilung der Geselligkeit, der Verfasser im allgemeinen also ganz die Meinung Schopenhauers teilt, so weicht er doch auch in einzelnen Punkten von ihm ab, und wir können überall mit Interesse seinen Bemerkungen folgen. Dies gilt auch für das Kapitel über Juristisches und Politisches, wobei Auerbach sich hinsichtlich des ersteren in dem seinen Beruf bildenden Gebiete bewegt. Hieraus soll nur ein Satz zur Empfehlung des Buches zitiert sein: „Ist es mit der irdischen Gerechtigkeit überhaupt ein mißlich Ding, so wird es zur unerträglichen Anmaßung im Strafrecht, eine Vergeltungsidee zu erblicken, d. h. für Verbrechen Vergeltung üben zu wollen“. In politischer Hinsicht stellt sich Auerbach natürlich als Philosoph und wahrhaft gebildeter Mensch auf den Standpunkt des Kosmopolitismus. Im letzten Abschnitt hat er unter dem Titel „Vermischtes“ seine Bemerkungen über Historik, Kunst und Schriftstellerei, sowie einiges andere vereinigt. Hier finden wir auch sozusagen die Erklärung für die Herausgabe dieses Buches, denn auf die Frage, warum schreibt man? antwortet der Verfasser: „1. Man will eine gewisse Gedankenfolge von sich loslösen, sich davon befreien; 2. man will eine gewisse Gedankenfolge überhaupt einmal zu Ende denken; der Verstand kann nicht in jedem Augenblick alles gegenwärtig haben; 3. man will die Bestätigung seiner Ansicht von anderen, Kritik in weiterem Sinn; 4. man will belehren, anderen zeigen, in welchen Irrtümern, in welcher Unwissenheit sie über sich selbst und das, was sie umgibt, befangen sind“. Ja, das sind auch „die inneren und lauteren Triebfedern“ Auerbachs gewesen, der nicht, wozu die Form des Aphorismus leicht verleitet, nach Paradoxen jagt und durch Auffallendes die Aufmerksamkeit auf sich lenken möchte. Nein, es sind die abgeklärten und darum so wohltuenden Ansichten eines Mannes, der sich durch das gemeine Weltgetriebe nicht mehr stören läßt, den nur das Verlangen nach wahrer Erkenntnis nicht zur Ruhe kommen läßt. Er dürfte zu den wenigen gehören, die er selbst mit folgenden Worten charakterisiert: „Nur der, dessen innerstes Wesen getroffen ist bei dem Anblick des über dem Ganzen gelagerten, undurchdringlichen, grauenhaften Dunkels, nur ein solcher hat ein echtes metaphysisches Bedürfnis und damit das Rüstzeug zum Philosophen“.

Daß der Verfasser ein Anhänger Schopenhauers ist, haben wir schon mehrmals erwähnt, darum soll man aber nicht glauben, daß man bei ihm nur solche Dinge fände, die man besser in Schopenhauers eigenen Schriften läse: Auerbach bewahrt durchaus seine Originalität, hat jedoch von seinem großen Lehrer jedenfalls das angenommen, daß er seine Gedanken in klaren Worten und korrekter Sprache auszudrücken versteht, und das ist nicht der kleinste Vorzug, den wir an diesem Buche zu rühmen haben. Für die große Menge ist es zu gut, möge es den Weg zu den wenigen Kennern finden!

M. Möbius

Allgemeine Rundschau.

Museumspublikationen.

Berlin hat sein schönes Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen, Wien die prächtigen Veröffentlichungen aus den Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses, und in München sollen wir ja auch zum Herbst ein Jahrbuch erhalten, das die künstlerischen Jahresereignisse im Gebiete der bayerischen Staatssammlungen verbreiten soll. Aber das letztere wird keine offizielle Publikation sein, sondern verdankt, allerdings freudig zu begrüßender privater Initiative und Tätigkeit, sein zukünftiges Dasein. Vielleicht ebnet der private Vorstoß bald den Weg für offizielle Museumsbulletins ausführlicherer Art; denn an der Notwendigkeit und Willkommenheit von solchen ist ja wohl nicht zu zweifeln. Gerade jetzt lesen wir in „The Academy“ vom 7. April einen Schmerzensschrei aus London über den Mangel an derartigen Bulletins in England, da doch Amerika mit gutem Beispiel vorausgeht. Was der englische Kunstfreund schreibt, paßt genau so gut auch auf unsere Verhältnisse: „Vor kurzer Zeit beklagte es ein Mitarbeiter von „The Academy“, daß die offizielle Notifikation von interessanten Zugängen zu unseren Museumsbeständen so sehr viel zu wünschen übrig läßt. Sie sind rein zufällig erwähnt und erscheinen keineswegs regelmäßig in einer oder der anderen der maßgebenden Tageszeitungen, und zwar bringt man sie in einer Art und Weise in die Oeffentlichkeit, daß das Auge sehr leicht darüber wegsieht. Was wir brauchen, ist eine offizielle Publikation, wie das wunderbare „Bulletin“, das das New-Yorker Metropolitan-Museum seit jüngster Zeit herausgibt. (Unter „Amerikanische Museumspolitik“ jüngst in der Beilage zitiert; die Neuerung ist zweifellos dem neuen Direktor Edward Robinson zu verdanken, der für das vorher von ihm geleitete Museum of fine arts in Boston schon längst das Gleiche getan hat; der Gewährsmann von „The Academy“ scheint davon nichts zu wissen.) Das „Bulletin“ kommt monatlich heraus und kostet 10 Cents (40 Pfennig) pro Nummer. Es enthält Aufsätze, die für das Museum und seine Besucher von Interesse sind, ausführliche Notizen über wichtige neue Acquisitionen, berichtet über Museumsverhältnisse, Regulative und Direktionssitzungen und gibt die volle Monatsliste von Neuerwerbungen, Leihgaben, je nachdem Vermächtnissen oder Erwerbungen, wobei die Art und Natur des Zugangsobjekts nebst der Herkunft genau angegeben ist. Auf der letzten Seite des „Bulletin“ steht jedesmal die Liste der Museumsbehörden und Angestellten und andere Details, und das „Bulletin“ ist zudem mit Reproduktionen der wertvolleren Neuerwerbungen geschmückt. Wir gratulieren New-York, daß es ihm gelungen ist, Herrn Robinson von Chicago (Edward Robinson war in Boston!) als Assistenten für Sir C. Purdon Clarke herbeizuholen. Warum soll aber National Gallery und Tate Gallery in London dieses Beispiel nicht nachahmen? Nimmt uns New-York unsere besten Männer, wie Sir Purdon Clarke und Roger Fry, hinüber, so wollen wir uns ja nicht scheuen, New-Yorker gute Ideen nachzumachen. Solche Publikation zahlt, was sie kostet, und ist für alle Kunstfreunde von größtem Nutzen. Vielleicht überlegt es sich der neue Direktor der genannten Museen, wenn es vor der „Plünderung von London“ zu seiner Ernennung kommt, einmal.“ — Nun, wir haben doch in München auch unsere Clarkes, Robinsons und Frys. Wie wäre es mit offiziellen Museumspublikationen? So etwas wie der neue Franz Hals oder innerhalb der Museumsleitung gemachte Studien und Versuche oder Furtwänglers Aeginaerfolge gehören auch offiziell und jedermann zugänglich in kurzem Abriß mit Abbildungen publiziert. Ueber die Restauration des Dürerschen Paumgartner-Altars der Pinakothek lasen wir zuerst, mit Abbildungen, in der rührigen Seemannschen Kunstchronik in Leipzig!

M.

•

Die Legende vom Vesuv.

C. Th. Die gegenwärtige furchtbare Eruption des Vesuv legte bereits einen Rückblick auf die 60 Katastrophen nahe, die durch frühere Eruptionen des Vulkans herbeigeführt wurden. Andrerseits dürfte es auch Interesse bieten, eine durch die Eruptionen veranlaßte Legende zurückzuverfolgen, die sich noch bis zum heutigen Tage bei den Neapolitanern erhalten hat. Sie ist in den Aufzeichnungen eines mittelalterlichen Mönches erwähnt. Dieser beschreibt eine Eruption, die im Jahre 1036 sich ereignete, und sucht darzulegen, wie die Katastrophe unmittelbar nach dem Tode zweier notorischer Missetäter stattfand. „Furchtbare Flammen stiegen da,“ so sagt er, „aus dem Höllenmunde empor, der der Berg Vesuvius ist, so daß alle sehen konnten, daß es das von den Teufeln bereitete Feuer sei.“ Der Mönch glaubt auch eine Geschichte von dem Fürsten von Salern erzählen zu müssen. Dieser habe, als er die Flammen aus dem Berge aufsteigen sah, ausgerufen: „Wahrlich, ein großer Sünder muß jetzt mit dem Tode ringen und durch die Pforte der Hölle gehen.“ Aber merkwürdigerweise sei er selbst plötzlich in derselben Nacht in seinen Sünden gestorben, ohne Zeit zur Reue zu haben. Und seit dieser Zeit sollen nach der Volkslegende stets Flammen aus dem Vesuv aufsteigen und sich Ströme von brennendem Pech und Schwefel dem Meere zuwälzen, wenn Fürsten sterben, die ein schlechtes Leben geführt haben. Die Legende hat sich, wie bereits erwähnt, forterhalten, und ein Mitarbeiter der Daily News erzählt in einem Artikel über die Vesuvkatastrophen, daß man noch jetzt die Neapolitaner, wenn der Vesuv unruhig wird und Rauch und Feuer aus ihm aufsteigen, zu einander sagen hören kann: „Siehe, es geht wieder ein großer Sünder vor's Gericht.“

⁂

Kleinere Mitteilungen.

c. th. **Der Nachfolger des Kardinals Perraud in der französischen Akademie.** Bekanntlich hat sich um den durch den Tod des Kardinals Perraud in der französischen Akademie vakant gewordenen Sitz auch der Kurienkardinal **Mathieu** beworben. Die Kandidatur dieses Kardinals wird nun wahrscheinlich, wenn der Figaro recht unterrichtet ist, eine längere Verzögerung der Wahl des Nachfolgers Perrauds herbeiführen, da die Akademiker unter den gegenwärtigen kirchenpolitischen Verhältnissen mit einer Entscheidung zurückhalten zu müssen glauben. Denn wenn sie den Kardinal Mathieu wählen, so könnte ihnen dies von gewisser Seite als Protest gegen die Kirchenpolitik der Regierung ausgelegt werden. Würden sie aber dem zweiten Kandidaten für Perrauds Sitz, dem Marquis de Ségur, den Vorzug geben, so könnte man ihnen vorwerfen, nicht nur, daß sie die Kirchenpolitik billigen, sondern auch, daß sie die Tradition unbeachtet lassen, derzufolge einer von den Vierzig ein Kirchenfürst oder Vertreter der Religion sein soll. Angeblich soll die Wahl bis zum Ende des Jahres verschoben werden.

* **Todesfälle.** Der bekannte Uebersetzer, insbesondere moderner französischer Werke, Wilhelm **Thol**, ist in Grafing auf dem Wege nach Meran, wo er nach einer schweren Lungenentzündung Rekonvaleszenz zu finden hoffte, im Alter von kaum 40 Jahren an einem Herzschlag gestorben. Die Allgemeine Zeitung veröffentlichte erst kürzlich einen sehr beifällig aufgenommenen Roman von Jules Lermina „Ein Dämon“, den Wilhelm Thol ins Deutsche übersetzt hatte. Auch das gegenwärtige Repertoirestück des Münchener Schauspielhauses „Der Prinzgemahl“ ist von ihm ins Deutsche übertragen worden.

Am 6. d. M. ist in London der frühere Direktor des botanischen Gartens in Entebbe-Uganda, John **Mahon**, an Schlafkrankheit verschieden.

In Kopenhagen ist am 10. d. M. Professor Dr. Alexander **Haslund**, ein bekannter Spezialist in Hautkrankheiten, im Alter von 62 Jahren gestorben.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Freiburg i. B.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. H. v. **Frisch** hat einen Ruf als ordentlicher Professor des öffentlichen Rechts an die Universität Basel angenommen. Dr. v. Frisch, ein geborener Oesterreicher und Schüler Jellineks, wird Nachfolger des nach Tübingen berufenen Professors Fleiner.

* **Aachen.** Die zum 1. Oktober neu zu errichtende etatmäßige Professur für Maschinenbau an der hiesigen Technischen Hochschule wurde dem Ingenieur der Turbinenabteilung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin Dr. ing. F. **Rötscher** übertragen.

* **Dresden.** Der außeretatmäßige, außerordentliche Professor E. **Lewicki** in der mechanischen Abteilung der hiesigen Technischen Hochschule ist, wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, mit dem Lehrauftrag für ergänzende Fächer des Maschinenbaues zum etatmäßigen außerordentlichen Professor ernannt worden.

Jahrgang 1906. München, Sonntag, 15. April. Nummer 88.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ein Brief über Erziehung.

Lieber Freund! Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe nach dem jungen Volke, das nun, mit dem Wiedererwachen der Natur, aufs neue mein ländliches Heim zu beleben beginnt, und wollen Näheres über die Ausbildung und den Unterricht meiner Enkelkinder wissen. Also einen Brief über Erziehung versuchen Sie mir zu entlocken, wenn anders ich zwischen den Zeilen Ihres freundlichen Schreibens zu lesen verstehe. Das ist eine harte Zumutung für eine Frau, die sich mit diesem wichtigen Probleme niemals von theoretischem Standpunkte aus befaßt hat und auch in der pädagogischen Literatur unserer Tage durchaus nicht zu Hause ist. Ich habe deshalb einige Zeit geschwankt, ob ich Ihnen statt aller schriftlichen Antwort nicht lieber die Bilder der munteren Gesellschaft schicken sollte, die hier auf dem großmütterlichen Besitze in den Frühlings- und Herbstmonaten sich austobt. Vielleicht würde die bunte Mannigfaltigkeit der einzelnen Knaben- und Mädchengesichter beredter zu Ihnen gesprochen haben, als es meine Worte können. — Aber da wurde mir nun wieder die Auswahl schwer, denn keines der zahlreichen Konterfeie, die auf den Tischen um mich herum stehen, gibt eigentlich ein getreues Bild von dem jeweilig dargestellten jugendlichen Individuum — und daß Sie etwa gar eine falsche Vorstellung von meiner lebensfrischen Schar sich bilden, duldet meine großmütterliche Eitelkeit nicht. Da greife ich denn doch lieber zur Feder.

Aber erwarten Sie nicht etwa, daß ich Ihnen nun schriftlich das ganze Dutzend ausführlich und einzeln vorstelle. Wo würde ich hingelangen, wenn ich jedes der Kinder in seiner Eigenart zu schildern beginnen wollte! Unerschöpflich in ihrer Mannigfaltigkeit ist ja eine so emsig hin- und herwirkende Schar von jungen Lebewesen, und trotz der aufmerksamsten und liebevollsten Beobachtung werden wir Aelteren nie damit fertig, ein abgeschlossenes Bild von den einzelnen Individuen zu gewinnen. Täglich treiben neue Zweige aus den schlanken, im ersten Safte stehenden Stämmchen hervor, und täglich entfalten sich frische Blüten. Es ist schier unglaublich, wie viel Schöpfungskraft die Natur in dem Leben eines heranwachsenden Kindes entwickelt! Mir ist es ein stets sich wiederholendes Wunder. Die Fülle der neuen Eindrücke, die ein so junges Gehirn in sich aufzunehmen und zu verarbeiten hat, die Schnelligkeit, mit der es sie seinem Vorstellungskreise einverleibt, die Promptheit, mit der aus dem bereicherten Boden eine neue blühende Anschauungswelt hervorwächst — das alles sind doch wundervolle Erscheinungen, und ich kann nicht müde werden, sie zu beobachten. Aber ich würde nicht imstande sein, sie Ihnen an jedem einzelnen der mich umschwärmenden Kinder zu schildern, ohne ein ganzes Buch zu schreiben. Und das wünschen Sie doch wohl nicht.

Die drei verschiedenen Stämme, aus denen sich meine junge Schar zusammensetzt, sind Ihnen ja ihrer nächsten Herkunft nach bekannt. Für mich, auf die sie alle zurückreichen, bildet es einen unerschöpflichen Reiz, die Eigenart meiner Kinder auch in ihren Kindern sich abbilden zu sehen und in der vielfältigen Mischung immer auch etwas von meinem eigenen Wesen oder dem meines verstorbenen Mannes mit zu entdecken. So zeigt sich mir in aller Mannigfaltigkeit doch immer wieder ein einheitlicher Zug, und das ist das zweite Wunder, das ich täglich anstaunen muß. Vielleicht verdanken wir es nur dieser Grundlage der gemeinsamen Abstammung und des einen gleichen Tropfen Blutes in dem bunten Dutzend der eben Heranwachsenden, daß uns das Experiment ihrer einheitlichen Erziehung bis jetzt so gut gelungen ist. Denn daß sie alle, nicht nur in der Zeit, in der sie hier die Landschaft beleben — und das ist die größere Hälfte des Jahres —, eine einzige große Lebens- und Lerngemeinschaft bilden, wissen Sie wohl.

Sollte etwa die Ahnung von dieser Jugendfülle um mich herum Ihnen den Wunsch eingegeben haben, von mir einige weise Worte über Erziehungsgrundsätze zu hören? Dann müßte ich Ihnen mit beschämter Miene gestehen, daß ich trotz des Dutzend lernbegieriger Knaben und Mädchen, die meinem Winke gehorchen, eigentliche Grundsätze über ihre Erziehung nicht habe. Mögen Sie es mir nun glauben oder nicht: ich bin in dieser Hinsicht gänzlich grundsatzlos. Und was noch schrecklicher ist: auch die vortrefflichen Personen, die sich mit mir in die Aufgabe der Bändigung der wilden Schar teilen, scheinen dem gleichen Grundsatze zu huldigen, keine pädagogischen Grundsätze zu haben. Denn darin, daß wir uns redliche Mühe geben, unbefangene, natürliche Menschenkinder zu sein und auch die uns umschwärmenden Kinder zu solchen sich entwickeln zu lassen, werden Sie und alle anderen theoretisierenden Leute draußen in der Welt wohl noch keinen Ansatz zu eigentlichen pädagogischen Grundsätzen erblicken können.

Was soll ich Ihnen also über unser flottes ländliches „Erziehungsinstitut", das zudem nur temporären Charakter hat, nach der theoretisch-pädagogischen Seite hin berichten? In der Tat, ich würde in Verlegenheit sein, wenn ich genauen Aufschluß darüber geben müßte, in welcher Weise wir es fertig bringen, unserer Kinderschar die nun einmal fürs öffentliche Leben notwendige „Wissenschaft" beizubringen. Wir haben keinerlei feste und wohlausgebaute Lehrpläne und sind in der glücklichen Lage, Fremdlinge in diesem Lande zu sein, so daß auch kein staatlicher Kommissar uns nach solchen Dingen zu fragen hat. Nicht einmal bestimmt umzirkelte Lehrziele schweben uns vor, und auch hierin würden wir wohl schlecht bestehen, wenn wir dem Abgesandten einer Schulbehörde methodische Rechenschaft ablegen sollten: denn unser Bestreben, die Kinder auf

dem einfachsten und kürzesten Wege in den Stand zu setzen, sich dereinst selbständig der hohen Besitztümer unserer geistigen und künstlerischen Kultur zu bemächtigen, würde sicherlich nur mit ernstem Kopfschütteln abgetan werden.

Und doch hat dieses unser Bestreben, den einfachsten und kürzesten Weg in jedem Unterrichtsfache ausfindig zu machen und hierauf besonders unser Nachdenken zu richten, bei dem größten Teil unserer munteren Schar schon ganz vortreffliche Erfolge gezeitigt. Nicht bei allen Zwölfen ist es uns in gleicher Weise gelungen, das gebe ich zu. Auch wir haben einige „Zurückgebliebene“, unsere besonders lieben Schmerzenskinder, denen von Natur aus nicht die starke Fiber gegeben ward, mit den ungestüm über alle Schwierigkeiten nach vorwärts Eilenden gleichen Schritt zu halten. Ihnen können wir die mühsamen Umwege, die ich den öffentlichen Unterricht auf allen Gebieten machen sehe, wohl kaum ersparen; aber wir hoffen doch, sie ihnen einigermaßen freudvoll zu gestalten. Und darauf kommt es im Grunde ja in erster Linie an. Eine Freude soll auch für diese minder Begabten das Lernen und damit das Leben werden; dann werden sie ihren Weg wohl ebenso sicher, wenn auch langsameren Schrittes, weitergehen können, wie es ihre glücklicher beanlagten Geschwister tun.

Eigentlich besteht unsere ganze Unterrichtsmethode, nach der Sie so neugierig fragen, nur in der möglichst weitgehenden Erweckung der Lern- und Lebensfreude. Wir sind ganz stolz darauf, mit jedem neuen Tag auch neue Mittel zu dieser Erweckung zu entdecken. Das junge Volk in seiner frischen Lebhaftigkeit gibt uns diese Mittel ganz unbewußt von selbst an die Hand; wir Erzieher — ich rechne mich nun einmal zu den wohlbestallten mit dazu, obgleich ich in unserem ländlichen „Erziehungsinstitute“ keine eigentlichen Unterrichtsstunden gebe — brauchen nur zu beobachten, nach welchen Seiten hin das knospende Interesse ausschlagen will, um den rechten Weg für seine Weiterentwicklung rasch und sicher zu finden. Wenn ich noch daran zurückdenke, wie viele solcher Knospen doch in dem unvernünftig pedantischen Unterricht, den ich in meiner Jugend in einer der berühmtesten Anstalten genossen, von ungeschickter Hand zerdrückt wurden! Eine wahre Wut über die durch quälerische „Schulangst“ verdorbenen Stunden des schönsten Lebensfrühlings ergreift mich bei dieser Erinnerung. Auch meinen drei Kindern, die wir in öffentlichen Schulen daheim im Vaterlande unterrichten ließen, erging es im Grunde nicht anders. Und welche Wohltat glaubten wir doch ihnen dadurch erwiesen zu haben, daß wir das Opfer jahrelanger Trennung von ihnen auf uns nahmen, um ihnen den Besuch „guter Schulen“ zu ermöglichen! Jetzt nachträglich gestehen sie mir, wie sehr sie unter dieser Täuschung der Eltern gelitten, wie viel auch sie von der Lebensfreude, auf die doch gerade die Jugend ein wohlbegründetes Recht hat, dadurch eingebüßt haben.

Dem jetzigen Nachwuchs dieses Recht so wenig wie möglich zu verkümmern, war deshalb von vornherein unser ganz bewußtes Bestreben. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wir fanden diesen Weg leichter, als wir es uns vorher vorgestellt hatten. Freilich wurden wir dabei durch besonders glückliche Umstände begünstigt: die Möglichkeit des gemeinschaftlichen Unterrichts der dreistämmigen, im Alter nicht allzusehr verschiedenen Enkelschar im Winter in der Stadt, in der übrigen Zeit des Jahres auf dem Lande bei der nachsichtigen Großmutter, das Befreitsein von jeder staatlichen Aufsicht und obrigkeitlichen Einsprache, von Vorschriften und Prüfungen, und schließlich — das Wichtigste! — die Gewinnung zweier vortrefflicher, einsichtiger, reichgebildeter Persönlichkeiten für die Uebernahme des eigentlichen Unterrichtsamtes bei dem buntgewürfelten Dutzend — das alles mußte zusammenkommen, um dem kühn unternommenen Werke ein glückliches Gelingen zu verheißen. Ich weiß sehr wohl, daß nur in den seltensten Fällen alle äußeren Umstände sich so gut zusammenfügen werden, und begrüße es als eine besondere, mir in meinen alten Tagen vom Himmel gewährte Gunst, daß ich mit einer froh und freudig, ohne „Schulangst“ heranwachsenden Jugend wieder jung werden kann — aber sollte es denn wirklich auch in anderen, weniger günstig hierzu sich schickenden Verhältnissen so schwer, so fast unmöglich sein, der lernenden Jugend die volle Lebensfreude zu erhalten? Ist es in der Tat, wie es den Anschein hat, eine aus der ganzen Einrichtung unseres öffentlichen Lebens entspringende Notwendigkeit, daß in so vielen Fällen unsere Kinder, unsere heranwachsenden Söhne und Töchter ein ganzes Jahrzehnt hindurch — und es ist das Jahrzehnt der schönsten Blütenentfaltung! — eine Seufzerstraße wallen unter dem auf ihrer Seele und auf ihrer ganzen Entwicklung lastenden Kreuze der „Schulangst“? Läßt sich wirklich das Lernen nicht vereinfachen, der Unterricht nicht veredeln und erleichtern, der Zwang nicht in ein frohes Spiel auflösen? In ein Spiel sage ich, nicht etwa in Spielerei; in das Spiel hoher Art und voll Bedeutung, in dem sich ebenso die Kräfte der Jugend proben und stählen wie es die Kräfte der Manneszeit im ernsten Lebenskampfe tun?

Solche Fragen werden in mir laut, wenn die fröhlichen Stimmen der rüstig sich regenden Enkelschar vom Garten draußen in mein Fenster hereinschallen; wenn ich den feurigen Eifer beobachte, mit dem jedes einzelne dieser glücklichen Kinder seine kleinen, selbstgestellten Lebensaufgaben zu erfüllen bestrebt ist; wenn ich der wundervollen Entfaltung der körperlichen und geistigen Kräfte dieser Heranwachsenden im täglichen ernstvollen Lebensspiele zuschaue. Für sie scheint in der Tat jede Lebensäußerung ein Spiel zu sein, ein Spiel voll hoher Bedeutung, bei dem jeder Zwang aus einer inneren Notwendigkeit heraus geboren ist und deshalb nicht mehr als Zwang wirkt; bei dem die jugendliche Kraft sich in voller Freiheit zu betätigen Gelegenheit findet; bei dem schon die Bildung des eigenen Willens, der eigenen Arbeits- und Wirkungsfreudigkeit sich sichtbar unter heiteren, ungezwungenen Formen anbahnt. Vom Morgen an, da jedes dieser frohen Geschöpfe einem neuen Tageswerke erwartungsvoll entgegeneilt, bis zum Abend, da sie sich, wohlig aufatmend nach reichlich Vollbrachtem, zur Ruhe legen, ist das Dasein ein Fest für sie, ein buntes Gewebe von eifrigem Einzelwirken und fröhlichem Zusammenwirken, eine heitere Folge von neuen Versuchen, Kraftproben und Erfolgen. Wie im Spiele ein munteres Hin und Her, ein Geben und Empfangen den eigentlichen Reiz bildet, ist auch im Gewebe des täglichen Lebens dieser Kinderschar das frohe Aufnehmen und Wiedergeben der Eindrücke, Beobachtungen, Erfahrungen von ausschlaggebender Bedeutung: Lernen und Lehren in anmutiger Wechselwirkung, Anregungen und Fragen, gegenseitiges Mitteilen und selbständiges Schauen und Nachdenken bilden die Grundlage, auf der, ohne eigentlichen Schulzwang, doch ein umfassendes und gründliches Wissen in den kleinen Köpfen nach und nach sich aufbaut.

Ich will Ihnen, lieber Freund, nicht von den überraschend schnellen Fortschritten unserer Kleinen auf allen Wissensgebieten, in den Sprachen wie in den sogenannten Realien, etwas vorrenommieren. Im Grunde ist das ja nicht die Hauptsache. Auch wenn sie in allen diesen Dingen hinter ihren Altersgenossen draußen in den Schulen weit zurückgeblieben wären, würden wir doch mit unseren Erziehungserfolgen zufrieden sein; denn die große Lebensfreude, mit der sie an jedem Morgen aufs neue in die Welt und in den kommenden Tag hineinschauen, das ist es, was uns auf unsere „Methode“ so stolz macht. Daß wir ein Dutzend junger Menschenkinder zu willenskräftigen, selbsttätigen und vor allem fröhlichen Geschöpfen sich haben entwickeln lassen können, das ist unsere Freude und Genugtuung. Daß sie dabei auch ihr gutes Teil von der sogenannten „Wissenschaft“ gleichsam nebenbei und spielend sich zu eigen gemacht haben, erscheint uns, wenn nicht gerade unwichtig, so doch nebensächlich. Eigentlich ist es übrigens ganz selbstverständlich: wo alle in der jugendlichen Natur schlummernden Kräfte richtig und gleichmäßig geweckt werden, kann das Aneignen des üblichen Bildungsstoffes keine schwere Sache sein. Es wird nur dann schwierig, wenn es als erste und einzige Aufgabe angepackt wird,

ohne daß vorher oder nebenher dem Spiel der frei sich regenden Kräfte in der nach Entwicklung von innen heraus dürstenden Kindesseele Raum geboten ist.

Vielleicht würde unser ganzer Jugendunterricht überhaupt eine leichtere und nicht so viele Seufzer und Leiden hervorrufende Sache, wenn man das Lernen von vornherein als Nebending betrachtete; ich meine, als eines der Dinge, von denen es in der Bibel heißt: Das andere aber folgt dem nach. Schafft frische, fröhliche Gemüter in der Kinderwelt, laßt frei sich betätigende Geschöpfe aus den kleinen Menschlein hervorwachsen, gebt ihnen Raum, sich nach allen Richtungen hin umzuschauen, umzutun und zu bewegen, erlöst sie vor allem von der steten „Schulangst", — sicher werden die kleinen Burschen und Mädchen dann ganz von selbst sich den „Bildungsstoff" nach und nach aneignen, der ihnen jetzt so mühsam und unter der Aufopferung von so vieler Lebensfreude eingebläut wird. Wir haben hier, in unserem ländlichen „Erziehungsinstitute", den Versuch einer solchen Aneignung des sogenannten Bildungsstoffes gleichsam nebenher mit gutem Erfolge unternommen; freilich, das gebe ich zu, unter besonders günstigen Umständen. Aber sollte es denn ganz unmöglich sein, solche Umstände wenigstens annähernd für einen großen Teil unserer heranwachsenden Jugend zu schaffen? Der gesunde Gedanke der Landerziehungsheime und ähnlicher Anstalten greift ja immer weiter um sich. Vielleicht ist auch meine heutige Plauderei von unserem Landerziehungsheim — im kleinen und gleichsam en famille — geeignet, ihn zu fördern. Das würde mir eine große Genugtuung sein, und ich sehe schon in meinem stolzen großmütterlichen Erziehergefühle die Zeit voraus, in der man von allen Ländern her zu meinem ländlichen Heime wallfahrtet, um unsere pädagogischen Einrichtungen zu studieren. Sie, verehrter Freund, hätten sich dieselben überhaupt schon längst ansehen sollen, und wenn Sie noch lange zaudern, es zu tun, sind meine Enkelkinder schon über alle Erziehung hinausgewachsen und unser Landerziehungsheim ist aufgelöst. Also, beeilen Sie sich mit Ihrem Besuche. Zu Ostern erwartet Sie bestimmt

Ihre herzlich grüßende Freundin
N. N.

Die Bahn über die Tauern.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.
Rückert.

In den Schaufenstern der Buchhändler sieht man jetzt kleine Karten ausgestellt; sie zeigen den Weg an, den binnen kurzem die Tauernbahn nehmen wird. Wie ein Bändchen, wie eine kleine rote Schlange windet sich die neue Trace, im vollsten Sinne des Wortes, durchs Gebirge. Wundergleich, urplötzlich im Felsgestein verschwindend und ebenso wundersam erst nach einer Strecke von mehreren Meilen wieder zutage tretend und ihren Weg fortsetzend. Vorüber an den Quellen von Gastein, die seit einem Jahrtausend wohl dem Wanderer ihr rauschendes, brausendes Lied von Wiederkehr der Gesundheit und neuer Lebensfreude zum Willkomm singen, vorüber an dem uralten, Salz spendenden Hallein, vorüber nach kurzer Rast an der vieltürmigen Bischofstadt Salzburg und dann weiter, immer weiter auf dem Wege nach der großen, nordischen Ebene in blauer, dämmernder Ferne endlich dem Auge entschwindend. Auch eine kleine Rechnung steht auf dem Kärtchen, die mit wenigen Zahlen den Beweis führt, daß das schmale, rote Bändchen, dem unser Blick gefolgt ist, sich nun zum ungeahnt mächtigen Band entwickeln wird, das den Norden mit dem Süden verknüpft und die Fahrt zwischen den Alpen und den altertümlichen großen Handelsstädten an der Nordsee um Hunderte von Kilometern verkürzt. — Mit großen Augen betrachtet der Sohn der Berge das Blättchen, das ihm von solchem Wunder Kunde bringt, und kann nicht aufhören zu staunen — und nun treten leise die Geister längst entschwundener Zeiten bei ihm ein und beginnen zu erzählen, wie es einstens war:

In Wahrheit ist's eine uralte Straße, auf der die Lokomotive nun lange Wagenzüge durch die Berge führen wird. Von den Römern, die den nie irrenden Blick für jeden praktischen Nutzen besaßen, unter unendlichen Mühen und Beschwerden erbaut, zweigte sie sich bei Santicum in der Nähe des heutigen Villach von dem großen Straßenzug ab, der nach Wels (Ovilabis) ging, und führte, sich fast an die heutigen Bahnstationen haltend, an der römischen Stadt Teurnia vorüber, über Ober-Vellach, Mallnitz und Gastein nach Salzburg. Dunkel bedeckt für uns Spätgeborene jene Zeit nach dem Untergang des mächtigen Römervolks und eine harte und rauhe Zeit ist es auch, in der wir zum erstenmale auf unserer Straße Wanderern begegnen, die unsere Teilnahme erregen. „Wir sehen Männer, die große Päcke mit Kleidern tragen, mühsam emporklimmen, nur schwer vorwärts kommen und, endlich auf der Höhe des Tauern, von wütendem Schneesturm überrascht, die Nacht in einer tiefen Grube, eng aneinandergerückt, verbringen.

Schon geben sie sich verloren, da tröstet sie ein Traumgesicht; im Morgengrauen gewahren sie dann einen großen Bären vor ihnen hertrabend, und seinen Spuren folgend, finden sie sich glücklich zu einer menschlichen Wohnung. Es war dies aber," so erzählt der Abt Eugippius in seiner Lebensbeschreibung des hl. Severinus, „ein gewisser Maximus aus Teurnia, der es mit mehreren Begleitern unternahm, von den dortigen Christen gesammelte Kleider und andere Liebesgaben auf die Bitte des Heiligen seiner hartbedrängten Gemeinde zu bringen." Wie ein Zug moderner Wohltätigkeit mutet uns die kleine Erzählung an, und nicht ohne Rührung sagt man sich, daß es zum Glück nie so finster und trübe auf Erden gewesen ist, daß menschliche Güte nicht wie ein sanftes, reines Licht gegen Himmel flammte.

Jahrhunderte ziehen dahin — Sommer auf Sommer schreitet in lächelnder Pracht über die Alpen und ihre Schneefirnen, die Bergwälder wiegen leise ihre Wipfel im warmen Sonnenglanz, harzduftenden Atem ausströmend, die Quellen stürzen rauschend zu Tal — sonst überall tiefe, schweigende Einsamkeit. Horch! feiner Glockenklang aus der Ferne — und da nahen sie schon, die braven, schwerbeladenen Saumtiere, vorsichtig heben sie Fuß auf Fuß, suchen die besten Stellen in der immer mehr verfallenden Straße. Zwischen den Führern und Treibern, die Muschel auf Mantel und Hut, ein Pilger auf der Fahrt nach Jerusalem, Jan van Scorel, der große niederländische Maler! Erschöpft von der endlosen Reise, verlassen ihn die Kräfte, kaum ist es ihm möglich, Ober-Vellach zu erreichen, dort bricht er elend zusammen, aber liebevolle Pflege läßt ihn genesen, und dankbaren Herzens malt er, bevor er weiter zieht, für die Kirche von Ober-Vellach den herrlichen Flügelaltar, der uns noch heute entzückt! Die heilige Familie erscheint darauf als Reisende, die gastlich aufgenommen werden, der Maler selbst als Pilger, nach der naiven Sitte der Zeit ganz klein und demütig, in der Ecke unten rechts. Im Hintergrund Schloß Groppenstein — das rührende, gemütsinnige ex voto eines großen Künstlers.

Kaum ein Jahr ist verflossen, seit der Maler die Straße zog, da sehen wir — im Herbst 1521 — einen stattlichen Zug ritterlicher Herren von Villach her im raschen Trab dem Berg zureiten: Voraus Seine Gnaden der Bischof Georg von Bamberg, aus dem Geschlecht der Schenk von Limpurg, der, nachdem er auf seinen Gütern in Kärnten geweilt, dort Recht gesprochen, Streit geschlichtet und nach dem Ertrag seiner Erzgruben gesehen, nun wieder mit den begleitenden Rittern gen Bamberg zieht; unter diesen wie viele uns heute noch geläufige, nahestehende Namen, zwei Herren von Redwitz, ein Herr von Bibra, von Seckendorff, ein Freiherr von Aufseß — Thumbherren

zwar, aber alle wacker zu Pferde sitzend —, dann folgen schmuck und fröhlich die Edelknaben; unter ihnen ein Truchseß, ein Späth, ein Hutten; endlich Aerzte, Kapläne, Schreiber und der bischöfliche Hausvogt. Da in Bayern allenthalben ein großes Sterben herrscht, halten sich die Herren an die Bergstraße, aber länger als drei Wochen 23 Tage währt die Reise von Villach bis Bamberg, bis das Reisetagebuch vom Kammermeister Hieronymus mit den Worten geschlossen werden konnte: „Am donnerstag ist mein gnädiger Herr mit allen Seiner Gnaden Räten, Herren und Hofgesind, so mit seiner Gnaden ausgeritten und in Kärnten, gewest, gesund und mit Frieden wieder gen Bamberg kummen. Gott habe Lob! —"

Rasch eilt die Zeit dahin und wieder ersteht ein Bild aus längst verklungenen Tagen vor unseren Augen.

Es ist im August 1765, da fährt Wagen auf Wagen unsere Straße dahin, allerdings nur bis an den Fuß der Berge, dann wenden sie sich der Innsbruckerstraße zu. Sonnenschein über dem Tal, Glockenläuten in jedem Dorf und fröhlicher Büchsenknall, den die Berge zurückgeben; auf allen Stationen warten Postillione in Gala mit frischen Pferden; Posthörner ertönen, und überall drängt sich das Landvolk, das seine große, seine schöne Kaiserin sehen will. Ueberall Jubel, überall Freude, so ziehen sie dahin, ein Hochzeitszug, denn in Innsbruck will Maria Theresia die Vermählung ihres Sohnes Leopold feiern — bald zwischen heuduftenden Wiesen und Feldern, auf denen schon die Ernte steht, dann wieder im kühlen Mondschein an rauschenden Bergwässern vorbei. — Wie lange doch währt die Fahrt von Wien bis Innsbruck, und ach, doch ist sie viel zu rasch zurückgelegt, denn jede Stunde bringt die ahnungslose Kaiserin dem schrecklichen Schlage näher, der sie in Innsbruck treffen und ihr Lebensglück für immer vernichten wird. Dahin, dahin!

Vor nicht langer Zeit stand ein Reisender auf der Hafenterrasse von Antwerpen. Es war ein Festtag. Feierlich tönte das Glockenspiel vom Beffroi über die ungeheure Stadt hin, in Gold und Purpur war der Abendhimmel getaucht und blasseres Gold schimmerte auf den Wellen, die so sanft gegen die dunkeln Schiffe schlugen — ein Bild des Friedens und des Reichtums! Weither über die mächtige Meerflut waren sie eben mit köstlicher Ladung gekommen und nun waren auch schon die riesigen Krane rasselnd an der Arbeit. Und wie der Reisende sie so sieht, mit den langen Armen bis auf den Grund der Schiffe tauchend, unermüdlich die Güter einer fernen Welt hervorholend, ohne Anstrengung mit den ungeheuren Lasten gleichsam spielend — da ringt sich ein Jubelruf von seinen Lippen: Nie mehr werden menschliche Sklaven auf wundem, gebeugtem Rücken in Schweiß und Blut solche Lasten tragen, nie mehr werden andere Sklaven wie einst auf der Bergstraße, über die wir soeben in Gedanken gewandert sind, in glühendem Sonnenbrand, im heulenden Herbststurm, unter den Peitschenhieben des Aufsehers in Jammer und Elend aller Art und ohne Aussicht auf Erlösung als durch den Tod — Steine brechen und Schritt für Schritt in unendlicher Arbeit dem Felsen abringen. Und weiter schweifen seine Gedanken, und Triumphgefühl bewegt sein Herz, denn er sieht, wie der Weg von der Nordsee zu den Häfen der Adria, der Jahrtausende hindurch eine qualvolle, den Wanderer und Kaufmann aufs äußerste erschöpfende Reise gewesen ist, die, überreich an Entbehrungen und Gefahren aller Art, Wochen und Monate währte, nun durch das Zauberwort der Tauernbahn zur kurzen Strecke, zur Lustfahrt wird, die kaum mehr nach Tagen zählt. — So wird sich der auf unseren Erdball gebannte Geist die Kräfte der Natur immer mehr dienstbar machen und mit immer klarerem Blick, mit immer vollkommenerem Verständnis, mit immer wärmerer Teilnahme an dem Schicksal der Armen und Mühseligen, wird er seine Aufgaben lösen bis zur einstigen Vollendung.

Age.

Der deutsche Soldat bei Guy de Maupassant.

Von Dr. A. Lohr.

Guy de Maupassant ist der französische Realist par excellence. Keiner hat so kräftig, so sicher die Wirklichkeit, das unmittelbare Leben zu erfassen verstanden wie er. Zola steht ihm hierin weit nach. Der Schöpfer der „Rougon-Macquart" war Denker und Philosoph, wenn auch kein tiefer. Er besaß bestimmte naturwissenschaftliche, politische und soziale Anschauungen, denen er in seinen Romanen Ausdruck zu geben versuchte, für die er leidenschaftlich kämpfte. Ideen sind aber tyrannisch und formen die Materialien, welche die Beobachtung ihnen geliefert hat, stets mehr oder weniger noch sich um. Sie sind das Nessusgewand, das den Dingen gar zu gern umgeworfen wird. Zola beobachtete und analysierte die Wirklichkeit zwar mit der peinlichsten Treue. Das hinderte ihn aber nicht, nur ein einseitiges Weltbild zu liefern, weil er die Dinge eben nicht spontan auf sich wirken ließ, sondern mit einer vorgefaßten Idee, die er beweisen wollte, an sie heran trat. Diese Idee kontrollierte und leitete seine Beobachtungen, die eben nur dazu dienen sollten, die Idee zu stützen.

Maupassant hingegen stand der Wirklichkeit in der Hauptsache frei und ungebunden gegenüber. Er war nichts weniger als ein Denker und besaß keine festbegründete Ueberzeugung, die er in seine Auffassung von den Dingen hineintrug. Er schrieb weder, um irgend eine Anschauung anzugreifen, noch um eine solche zu verteidigen; er schrieb nur, um darzustellen — ohne jede besondere Absicht. Sein Hirn war eine Art Kamera, die das Stückchen Welt, das sich vor ihm zeigte, in all seinen Einzelheiten und Nuancen naturgetreu in sich aufnahm. Der Schriftsteller war bei diesem Apperzeptionsprozeß ganz Auge und Ohr, und der künstlerische Verstand hatte nichts weiter zu tun, als dasjenige Stück Wirklichkeit, das eine gewisse Einheit bildete und deshalb zur Verwendung als Skizze, Novelle oder Roman geeignet schien, aus dem Neben- und Nacheinander der Dinge herauszuheben und genauer zu umgrenzen.

Bei dieser Anlage ist es begreiflich, daß sich die bunte Fülle des zeitgenössischen französischen Lebens in einer Mannigfaltigkeit bei Maupassant abspiegelt wie bei keinem andern. Ob seine Geschichten Bauern, Bürger, Fischer, Bettler, Beamte, Künstler, Finanz- oder Presseleute behandeln, stets zeichnet er seine Menschen mit ruhiger Sicherheit und Leidenschaftslosigkeit, ohne Bewunderung und ohne Verachtung, ohne Spott und ohne Begeisterung. Nichts scheint in seinem Geiste die durchsichtige Klarheit der Brille zu trüben, durch die er Welt und Menschen zu sehen gewohnt ist.

Und doch zeigt das Werk dieses so großen und selbständigen Realisten, daß es auch für den objektivsten Beobachter eine Grenze gibt, über die hinaus ein unbefangenes Sehen für ihn nicht mehr möglich ist. Bei Maupassant ist es der Krieg von 1870/71, der ihm den ruhigen Blick in sehr bedenklichem Maße raubt. Als Zwanzigjähriger hatte er ihn selbst mitgemacht und seine Schrecknisse an sich erfahren. Die dabei gewonnenen Eindrücke zeitigten in ihm einen dauernden Widerwillen, ja einen Haß gegen den Krieg an sich und daneben aber auch einen Chauvinismus, der ihm in allen Novellen, die den Krieg zum Hintergrunde haben, seine künstlerische Unbefangenheit raubt und ihn zum gewöhnlichen Träger und Kolporteur nationalen Hasses und Vorurteils macht. Es ist ein fast beschämendes Schauspiel, diesen großen Darsteller, bei dem man das Gefühl, als sei er der erste wahrhafte Schilderer der Wirklichkeit, so gerne bekommt, wie E. de Goncourt u. a. zum Nacherzähler blutrünstiger populärer Schauergeschichten herabsinken zu sehen. In diesen Kriegsnovellen gerät er so sehr in den Bann des seine Umgebung beherrschenden, durch die Niederlage verstärkten Deutschenhasses und Rachedurstes, daß der sonst mit dem sichersten Blick für die Wirklichkeit begabte Schriftsteller hier in die unwahrscheinlichsten und grausamsten Mordgeschichten verfällt.

Die gemeinen deutschen Soldaten werden dabei gewöhnlich als recht gutmütig und dienstgefällig, aber auch als schwerfällig und dumm geschildert. Sie sind das richtige Kanonenfutter, das vom Kriege nichts wissen will, aber hauptsächlich seine Kosten zu bezahlen hat. Die deutschen Offiziere dagegen kehren mit Vorliebe den stolzen, brutalen Sieger heraus; sie kommen daher auch am schlechtesten bei Maupassant weg. Ihnen gegenüber stehen die „Helden" der französischen Abwehr; es sind das gewöhnlich einfache normannische Bauern, die meist durch die grausige Ermordung einzelner deutscher Krieger ihren Rachedurst sättigen. Freilich finden sich auch in diesen Novellen Maupassants viele Züge, die durchaus lebenswahr sind und auf genauer Beobachtung beruhen.

Gleich die erste novellistische Arbeit Maupassants, die nicht gerade mit vollem Recht so vielgefeierte Novelle „Boule de Suif" (Fettchen) führt uns mitten in Milieu des Krieges von 1870/71 hinein. Eine aus Vertretern aller sozialen Schichten zusammengesetzte Gesellschaft hatte vom kommandierenden deutschen General die Erlaubnis erhalten, sich aus ihrer Heimatstadt an der Seine nach Havre zurückzuziehen, das noch von der französischen Armee besetzt war. In einem Omnibus war die Gesellschaft schon bis zur Grenzstation des von den Deutschen besetzten Gebietes gekommen, mußte aber hier unfreiwilligen Aufenthalt nehmen, da der preußische Offizier des Ortes trotz des Erlaubnisscheines seines Generals die Leute nicht eher fortlassen wollte, bis sich „Fettchen", eine gewöhnliche, aber sehr patriotische Dirne, ihm hingegeben hätte. Das Mädchen weigert sich erst ganz entschieden, wird aber dann von der Gesellschaft so lange bearbeitet, bis sie sich preisgibt, um hernach von denselben Leuten, die voller Stolz auf ihre höhere Tugend sind, zurückgewiesen und verachtet zu werden.

Der preußische Offizier, der in dieser Zeichnung menschlicher Erbärmlichkeit eine sehr unschöne Rolle spielt, sucht aber nicht nur seine sexuellen Begierden auf eine so rohe Art zu befriedigen, er beträgt sich auch sonst noch rüpelhaft. Als ihn drei Herren der Reisegesellschaft, darunter ein Graf, aufsuchen, um ihm ihre Bitte auf Gewährung der Abreise vorzutragen, da „erhob er sich weder, noch begrüßte er sonst die Herren; er würdigte sie nicht einmal eines Blickes. Er schien ihnen einmal eine Probe der Roheit, die den siegreichen Soldaten eigen war, geben zu wollen." Die gemeinen Soldaten dagegen sind gutmütige Schmutzfinken, die „überall ihren Dreck hin machen, mit Erlaubnis zu sagen". Dabei essen sie nichts wie „Kartoffeln mit Schweinebraten und Schweinebraten mit Kartoffeln". Und wenn sie nicht gerade exerzieren müssen, so machen diese deutschen Sieger bei den Leuten, wo sie einquartiert sind, das Mädchen für alles. „Der erste, den sie bemerkten, klaubte Kartoffeln aus; der zweite putzte den Laden eines Barbiers. Ein dritter, bärtig im ganzen Gesicht, küßte ein weinendes Kind und schaukelte es auf den Knien, um es zu beruhigen. Beleibte Bäuerinnen, deren Männer bei der mobilen Armee waren, zeigten den gutwilligen Siegern durch Gebärden, was sie tun sollten. Da gab es Holz zu spalten, Suppe zu kochen, Kaffee zu mahlen; ja einer wusch sogar das Leinenzeug seiner Hauswirtin, einer hilflosen Alten." Diese Schilderung der deutschen Offiziere und Soldaten schon in der ersten Novelle Maupassants zeigt wohl deutlich, daß es dem Autor weniger darauf ankam, sie zu zeichnen, wie er sie in Wirklichkeit sah, als wie er sie sehen wollte.

Mit der Novelle „Le Père Milon" (Vater Milon) gerät dann Maupassant in jene bedenkliche Art von Verherrlichung bäuerlicher Mordlust hinein, wie sie mehreren seiner Kriegsgeschichten eigen ist.

Der preußische Generalstab ist bei Vater Milon, einem begüterten 68jährigen normannischen Bauern, einquartiert, der sich sehr zuvorkommend und dienstwillig gegen seine unfreiwilligen Gäste zeigt. Trotzdem aber die französische Nordarmee etwa zehn Meilen entfernt ist, so kehren doch die ausgesandten kleineren Patrouillen zu zwei bis drei Mann fast nie zurück. In Gräben, an der Straße, im Walde findet man sie regelmäßig tot, grausam dahingemordet. Die Preußen stellen Nachforschungen an, lassen auf Anzeigen hin verdächtige Bauern erschießen, können aber den Täter nicht entdecken. Da finden sie eines schönen Tages Vater Milon bewußtlos im Stalle auf dem Boden liegend mit einem Säbelhieb über den Kopf. Es stellt sich nun heraus, daß der Alte alle die vielen Ulanen umgebracht hat. Er gesteht, daß er dem ersten mit einer Sense den Kopf glatt herabgemäht hat, ohne daß dieser einen Schrei ausstoßen konnte. (!) Dann habe er dem Toten die Uniform ausgezogen und in sicheres Versteck gebracht. Seien dann Patrouillen ausgesandt worden, so habe er sich ihnen in deutscher Uniform genähert und die so Ueberraschten dann schnell ermordet. Sechzehn Ulanen habe er auf diese Weise ins Jenseits befördert, ehe er den Säbelhieb erhielt, der seinem verbrecherischen Tun ein Ende machte. Zum Schluß des Verhörs spuckt er noch wiederholt dem Vorsitzenden des Kriegsgerichts ins Gesicht und wird dann füsiliert. Diese grausige Geschichte wird aber so erzählt, daß der mißleitete Haß und Blutdurst des französischen Bauern in verherrlichendem Lichte erscheint, während die deutschen Ulanen als dumme Tölpel dargestellt sind, die sich mit leichter Mühe abschlachten lassen.

Ein Seitenstück zu dieser wilden Mordgeschichte ist die Novelle „La Mère Sauvage" (Mutter Sauvage). Mutter Sauvage, eine rüstige Alte, lebt ganz allein in ihrer Hütte am Walde; ihr einziger Sohn ist beim französischen Heer und kämpft gegen die Preußen. Als die Deutschen auf ihrem Siegeszuge nun auch in diese Gegend kommen, erhält Mutter Sauvage vier Mann Einquartierung. Sie darf mit den mehr als gutmütig geschilderten Soldaten recht zufrieden sein. Nicht nur, daß sie ihr keine Mühe machen, fegen sie ihr im Gegenteil noch um die Wette ihre Küche, putzen die Fenster, spalten Holz, schälen Kartoffel, waschen ihre Wäsche, kurz, verrichten alle Hausarbeit wie vier recht „brave Kinder um ihre Mutter". Da erhält die Alte eines Tages, als die vier Soldaten gerade im Dorfe sind, von wo sie dann einen gestohlenen Hasen mitbringen, die Nachricht, daß ihr Sohn gefallen sei. Da beschließt sie, sich auf eine wahrhaft diabolische Art zu rächen. Als die vier abends unters Dach zum Schlafen gekrochen sind, zieht sie die Leiter weg und schüttet Stroh in der Hütte herum, das sie dann anzündet. Die Hütte verbrennt und die vier vertrauensseligen Tölpel mit.

In dieselbe Kategorie gehört „Saint Antoine". Das ist eine besonders rohe Geschichte. Ein normannischer Bauer erhält als Einquartierung einen Preußen, der wieder, wie gewöhnlich bei Maupassant, rotbäckig und wohlgenährt, aber auch schüchtern, dumm und gutmütig aussieht. Der Bauer, der den Spitznamen „Heiliger Antonius" führt, feige, boshaft und prahlerisch ist, sucht sich bei seinen Landsleuten dadurch ins Renommee zu setzen, daß er den Soldaten als das „Schwein" des hl. Antonius verspottet. Der Soldat versteht natürlich kein Wörtchen Französisch und ist noch froh damit, daß er als „Schwein" recht ordentlich gefüttert, ja gemästet wird. Als beide aber einmal betrunken sind, geraten sie in Streit; die Erregung des Bauern siegt über seine Feigheit und er erschlägt den Soldaten und vergräbt ihn unter seine Mistgrube. Ein Unschuldiger aber wird für diesen Mord erschossen.

Als besonders albern und tölpelhaft werden die deutschen Soldaten auch in der Geschichte „Les Prisonniers" (Die Gefangenen) hingestellt. Freilich erscheint hier auch auf der anderen Seite die Heldenhaftigkeit der französischen Miliz in einem recht zweifelhaften Lichte. Eine kleine deutsche Abteilung, nur sechs Mann stark, unter Führung eines Unteroffiziers, hat sich in einem großen Walde bei Rethel verirrt und ist schon einige Tage in dem Forste umhergelaufen, ohne sich zurecht zu finden. Es ist Winter, und die Leute sind sehr erschöpft. Da klopfen sie nun abends spät am Forsthause, das mitten im Walde liegt, an. Die Tochter des Försters, die mit ihrer Mutter allein zu Hause ist, da sich der Vater in der Stadt befindet, öffnet den Soldaten, führt sie in die Stube und gibt den ausgehungerten Leuten auch zu essen und zu trinken. Dann sinnt sie einen Plan aus, wie sie ihren Landsleuten die Deutschen in die Hände spielen kann.

Sie zieht sich zum Schlafen zurück, feuert aber dann plötzlich einen Revolverschuß ab und stürzt zu den ums Kaminfeuer liegenden Soldaten mit der Nachricht, es seien Franzosen da, mindestens zweihundert. Sie wolle aber die Deutschen retten und wisse ein gutes Versteck für sie. Mit diesen Worten hebt sie zugleich die Falltüre des Kellers auf und bedeutet den Soldaten, hinunterzusteigen. Merkwürdigerweise sind die Deutschen so blöde, daß sie sich weder vergewissern, ob die Alarmnachricht über die Anwesenheit von Franzosen auch richtig sei, noch sich den eigentümlichen Rettungsvorschlag der jungen Försterin etwas genauer überlegen. Sie steigen einfach in den Keller und gehen so blindlings in die plumpe Falle. Denn kaum ist die letzte Pickelhaube unter der schweren, eichenen Falltüre verschwunden, als das junge Mädchen sie zufallen läßt und verriegelt. Als später der alte Förster nach Hause kommt, teilt ihm seine Tochter die Gefangensetzung der Preußen im Keller mit. Er geht sofort zur Stadt zurück und holt die dortige Miliz herbei. Nach einem tragikomischen Zwischenfall gelingt es dieser sodann, den Keller voll Wasser zu pumpen und die Deutschen so zur Uebergabe zu zwingen.

Von chauvinistischem Haß gegen den deutschen Gegner ist auch die kleine Novelle „Deux amis" (Zwei Freunde) beseelt, in der zwei harmlose Pariser Spießbürger, die gerade ihrem Lieblingssport, dem Angeln, nachgehen, von den Deutschen aufgegriffen und als Spione erschossen werden. Immerhin spielt hier der handelnde deutsche Offizier keine solche unsympathische Rolle wie in anderen Stücken. Uebrigens spricht er auch, wie so ziemlich die Mehrzahl der deutschen Offiziere bei Maupassant, ein geläufiges Französisch, was besonders vermerkt wird. Das Französisch der Unteroffiziere dagegen ist, soweit sie, wie der Führer der kleinen Schar in den „Gefangenen" es überhaupt sprechen, sehr mangelhaft.

So ziemlich am schlechtesten kommen die deutschen Offiziere jedoch in der Novelle „Mademoiselle Fifi" weg. Untätig liegt der preußische Major Graf von Farlsberg mit vier anderen Offizieren im Schlosse Uville bei Rouen im Quartier. Die Herren langweilen sich, zumal das Wetter sehr schlecht ist. Um die Zeit tot zu schlagen, verfallen sie auf allerlei mehr oder weniger unfeine Späße und Unterhaltungen. Der Marquis von Eyrik, ein kleiner, schmächtiger Leutnant, der seines koketten Aeußern und seiner stereotypen Redensart: ti, ti donc! den Spitznamen „Fräulein Fifi" von seinen Kameraden erhalten hat, erweist sich als besonders geschickt im Erfinden von Späßen, die auf eine merkwürdige Zerstörungswut hindeuten. So malt er auf den Familienbildern des Schloßherrn, die im Speisesaal hängen, einem erzgepanzerten Krieger, einem Kardinal und einem Präsidenten lange Tonpfeifen in den Mund, und eine stolz dreinblickende Dame versieht er mit einem mächtigen Schnurrbart. Weiterhin liebt er es, mit seinem Revolver den Bildern die Augen auszuschießen; sein Lieblingsvergnügen aber besteht darin, Teekessel mit Pulver zu füllen, in ein Zimmer mitten hineinzustellen und dann mittels einer Zündschnur zum Explodieren zu bringen. Die dadurch jeweils verursachten Beschädigungen machen dann ihm und seinen Kameraden riesigen Spaß. Aber auf die Dauer werden auch solche Geschichten langweilig, und so verfällt der Rittmeister Baron von Kelweingstein, ein Junggeselle und Lebemann, auf die Idee, ein Fest zu veranstalten und dazu „Damen" von Rouen kommen zu lassen. Die Subalternoffiziere sind gleich Feuer und Flamme für den Plan, und so gibt denn auch nach anfänglichem Zögern der Major seine Einwilligung dazu her. Eilends werden fünf Prostituierte von Rouen requiriert, worauf am Abend ein sehr animiertes Gelage beginnt. Der Sekt fließt in Strömen und die Laune wird immer übermütiger. Aber wie wir schon in „Boule de suif" eine patriotische Prostituierte hatten, so findet sich auch diesmal unter den fünf Mädchen ein besonders patriotisches — es ist die kleine Jüdin Rachel, die Leutnant Fifi zugefallen ist. Vom Alkohol und seiner Siegerlaune angefeuert, bringt Fifi einen Toast aus, der seine Partnerin sehr erbost. Sie protestiert und erhält eine Ohrfeige, da nimmt sie ein auf dem Tisch liegendes Messer, stößt es dem Leutnant in die Kehle, springt dann zum Fenster, reißt es auf und verschwindet draußen in der Dunkelheit. Leutnant Fifi ist tot, seine Mörderin aber wird vom Pfarrer und Küster im Glockenturm der Ortskirche versteckt gehalten, bis die Preußen abgezogen sind. Dann wird sie unter Ehrenbezeigungen (!) wieder nach Rouen zurückgebracht, wo sie der Pfarrer beim Abschied küßt. Und wie bei der fanatischen Bevölkerung, so ist's auch bei Maupassant: durch das patriotische Mäntelchen wird eine gewöhnliche Dirne zu einer Heldin und ihre grausige Tat zu etwas Schönem („belle action" nennt es Maupassant am Schlusse) gestempelt. Die feindlichen preußischen Offiziere aber erscheinen, eben weil sie Feinde sind, in einer unglaublichen Verzerrung. Für die Zeichnung der niederen Soldaten war in dieser Geschichte naturgemäß weniger Raum. Sie werden nur an einer Stelle nach der typischen französischen Anschauung als „Automaten" bezeichnet, und von einem alten Unteroffizier wird gesagt, daß er mit fanatischem Eifer alle Befehle seiner Vorgesetzten, welcher Art sie auch sein mochten, ausführte.

Damit ist die Reihe jener Novellen, die Material zur Charakteristik der deutschen Offiziere und Soldaten von 1870/71 bei Maupassant bieten, erschöpft. Ihre Zahl ist nicht allzu groß, aber die ihnen innewohnende Bedeutung ist um so größer. Vor allem zeigen sie Maupassant ganz im Banne chauvinistischer Instinkte und von einem Hasse gegen die Feinde seines Vaterlandes beseelt, daß ihm seine sonstige künstlerische Unbefangenheit, sein ruhiger, kühler Blick für alle Erscheinungen des Lebens hier abhanden gekommen zu sein scheint. Und daß er gerade in Einzelheiten auch in diesen Novellen täuschend lebenswahr zeichnen kann, macht die falschen Striche, mit denen er in der Hauptsache die deutschen Soldaten bedenkt, nur um so gefährlicher. Denn beim französischen Leser, der Maupassant sonst als den größten realistischen Darsteller des Lebens kennt, muß der Eindruck erweckt werden, als ob seine Kriegsnovellen auf festem Wirklichkeitsgrunde ruhten. Das ist um so bedauerlicher, als beim großen Ansehen, das Maupassants Werk vor allem bei seinen Landsleuten genießt, bei dem Eifer, mit dem seine Novellen bis zur Stunde von einem großen Publikum gelesen werden, die Zeichnung der Deutschen während des großen Ringens von 1870/71 dazu beitragen muß, der Annäherung und gegenseitigen Wertschätzung der beiden großen Kulturvölker Abbruch zu tun. In Deutschland hat sich Maupassant durch seine chauvinistischen Kriegsnovellen wohl vor allem literarisch geschadet; denn man sagte sich: ein Schriftsteller, dem das nationale Vorurteil die Unbefangenheit des Sehens und Darstellens in diesem Maße gefährdet, ist wohl auch sonst nicht ganz objektiv. Allerdings ist er auch noch in manchen anderen Dingen von den Anschauungen seines Milieus abhängig; am unselbständigsten aber ist er in seinen Kriegsnovellen, an denen man geradezu die Auffassung, wie sie die große Masse in Frankreich vom letzten Kriege und von den deutschen Soldaten hat, bis ins Detail studieren kann.

Bücher und Zeitschriften.

Die Rhätierin. Ein Apostel. Zwei Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit von Silvia Andrea. Buchschmuck von M. Honegger. Schkeuditz 1905, Verlag von W. Schäfer.

Zwei historische Novellen von großer Schönheit und Erhabenheit enthält dieses Buch. Beide haben das tapfere Alpenvolk der Rhätier zu ihrem Gegenstand. Die erste Novelle handelt um die Zeit der Besiegung dieses Volksstammes durch Tiberius, also etwa um das Jahr 15 v. Chr. Rhätien ist trotz verzweifelter Gegenwehr seiner Mannen unterjocht und römische Provinz geworden. Zwei verwaiste Häuptlingskinder Waga und Viktor werden vom Sieger nach Rom versetzt, um dort römische Bildung und römischen Geist in sich aufzunehmen und in ihrer Heimat kein gefährliches Hindernis für ihn zu bilden. Waga war daheim zur Druidin bestimmt. Sie ist aufgewachsen unter den alten Gebräuchen ihres Volkes, frei und unabhängig; ihr gilt ihr Kult als der höchste, und die ehernen Sitten und Gesetze ihrer Väter

ist die einzige Macht, der sie sich freiwillig beugt. So betritt sie Rom. Aber bald wird sie von der überlegenen Geisteskultur bezwungen; ihre hohen intellektuellen Gaben schlagen eine Brücke zu dem verhaßten Rom und allmählich wird sie Römerin im Geiste, wenn auch ihr Herz nur für die alte Heimat schlägt. Als sie aber auch dieses ihr Herz an einen Römer verliert, sie, die Rhätierin, die künftige Druidin, an Tiberius, den Besieger ihres Volkes, da gibt es nur eine Rettung, nur eine Pflichterfüllung mehr für sie, zu der ihr auch ein Stammesgenosse verhilft: Sie bringt ihren Göttern ein freiwilliges Menschenopfer und vernichtet zur Buße und Sühne der Verirrung ihr junges Leben. Das ist in Kürze der wesentliche Inhalt dieser Novelle. Ohne in einen trockenen Geschichtschreiberton zu verfallen, hat Silvia Andrea manches Wesentliche aus jener Zeit festgehalten. Die Macht des römischen Reiches, der Glanz, die Pracht des Kaiserhauses, der große Aufschwung, den römische Kultur auch in den besiegten Ländern bewirkte, sind anschaulich dargestellt. Von eigenartigem Reiz ist die Vorführung berühmter und geschichtlicher Personen ohne den Nimbus des Erhabenen, gleichsam in ihrer Haustoilette. So unter anderen den Dichter Ovid, die schlimme Julia, des Augustus Tochter, die aber hier doch sehr anziehend geschildert wird, und allen voran Livia, welche die Dichterin trotz aller Behutsamkeit doch auch von der schrecklichen Seite zeigt, von der sie auch sonst gezeichnet wird.

Neben der Ueppigkeit, der Verweichlichung und Verworrenheit römischen Lebens tritt uns die Einfachheit, keusche Reinheit und sittliche Abgeschlossenheit eines Naturvolkes in den beiden jungen rhätischen Fürstenkindern in bezwingendem Zauber entgegen. Insbesondere Waga, dieses Kind einer längst vergangenen Zeit, spricht doch zum Herzen auch des modernen Menschen; denn ihre Sprache ist die der sittlichen Hoheit und Würde, und diese gehört keinem besonderen Zeitalter an, sondern einer begnadeten Menschheit zu jeder Zeit.

In der zweiten Novelle „Ein Apostel" ist schon römisches Wesen und Wirken in Rhätien eingedrungen. Man zählt etwa das Jahr 200 n. Chr. Neben den rohen Steinbauten der Landbevölkerung ragen schon römische Festen; römische Straßen durchziehen das Land, das von Urwald bedeckt ist. Aber während so auch äußerlich das Neue mit dem Alten im Kampfe liegt, vollzieht sich in Rhätien ein viel tieferer und wichtigerer innerer Kampf. Die neue Generation opfert nicht mehr wie früher den heimischen Göttern, wichtige Bestandteile des alten Kults sind durch die Römer ausgeschaltet worden, manche Rhätier beteiligen sich ungescheut am Bacchusfeste. Man hat keine Ehrfurcht mehr vor dem eigenen Glauben, ohne doch eigentlich romanisiert zu sein. Es ist die Zeit, wo in der Seele großer angelegter Menschen eine wunderliche Leere um sich greift: Die alten Götterbilder sind zertrümmert, aber noch ist nichts an ihrer Stelle erstanden. Da findet nun die neue Christenlehre, die durch Apostel im Lande verkündigt wird, den empfänglichsten Boden. Von den konservativen Bewohnern Rhätiens haßerfüllt angefeindet und wieder mit großem Opfermut von den Anhängern vertreten, erobert sie sich Schritt vor Schritt das Land, das einst Rachegötter beherrschten. — Wie auch der junge Tello Pandorix, der letzte herrliche Sproß eines alten Heldengeschlechtes, trotz anfänglichen inneren Widerstrebens und mit glühender Liebe am Alten hangend, doch endlich durch die Tragik seines Lebens zum Apostel des neuen Glaubens wird, das ist mit großer Lebendigkeit und in seiner schlichten Größe tief ergreifend dargestellt.

Beide Novellen tragen ein antikes Kolorit. Auch die Sprache ist schwer und eindringlich. Die Titelhelden sind ganze Helden, schön, groß und edel, wie sie wohl aus Graubündens Tälern in jenen Tagen hervorgeblüht sein mögen. Es sind schöne inhaltsreiche Gaben, die uns die Dichterin hier bietet.

S. B. W.

Allgemeine Rundschau.

Osterbetrachtungen.

In dem 1. Heft des VII. Jahrgangs (1906) der „Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums" versucht der Göttinger Gelehrte E. Schwartz in seinen tiefgründigen „Osterbetrachtungen" den Nachweis zu erbringen, „daß das christliche Pascha nur eine Umformung des jüdischen und nichts anderes ist". Das Osterfest der Christen ist „ein gewachsenes Reis auf altem Stamme, eine alte Form von innerem Leben umgebildet". Und alle Osterrechnungen und Osterbräuche beweisen, „daß für das christliche Pascha nicht die Passionsgeschichte, sondern die Vorschriften des Alten Testaments über das jüdische Pascha die Richtschnur abgeben, weil das Fest nichts anderes war und sein wollte als die Erfüllung des „Typus", der im Gesetz vorbereitet war". Aber nicht bloß Ostern, auch Pfingsten (Schabuot) ist „verchristlicht", während das dritte große Fest der Juden, das Laubhüttenfest, nicht übernommen wurde. Da jedoch „Riten und Feste geschichtsbildende Kraft haben", so wäre es höchst verwunderlich, wenn diese Feste nicht zurückgewirkt hätten auf die an denselben umlaufenden Erzählungen vom gestorbenen und auferstandenen Heiland. Und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet hierauf Schwartz die evangelischen Berichte. So hält er unter anderem an der These F. Spittas (Beiträge z. Gesch. u. Lit. des Urchristentums I 221 ff.) fest, daß „das letzte Mahl Jesu mit den Jüngern kein Paschamahl gewesen sein kann". Daraus ergeben sich dann für die Chronologie der letzten Lebenstage Jesu wichtige Folgerungen. Schließlich kommt er zu dem interessanten Schluß, daß der Tag nach dem Sabbat, also der Sonntag, „ursprünglich nicht um einer besonderen geschichtlichen Bedeutung willen gewählt, sondern wegen des Unterschiedes von dem offiziellen Judentum. War aber der Sonntag einmal zum Tag des Herrn geworden, so wurde er auch zum Tag der Auferstehung; und je mehr die Auferstehung den Charakter des persönlichen Erlebnisses verlor und zur historischen Tatsache verdichtet wurde, um so mehr mußte die bestimmte Datierung auf den Sonntag in die Geschichten von der Auferstehung eindringen".

N.

Kleinere Mitteilungen.

R. Zur beabsichtigten Gründung einer chemischen Reichsanstalt spricht sich nunmehr der Verein der Drogen- und Chemikalien-Großhändler in Berlin aus. Der Gedanke wird zurückgewiesen, daß das geplante Institut chemische Präparate auf Reinheit und auf ihre Bestandteile untersuchen und nach erfolgter Beglaubigung der Allgemeinheit zugänglich machen soll. Vielmehr sollte sich die Anstalt darauf beschränken, die Methoden der Prüfung für die einzelnen Präparate und ihre Anwendung für bestimmte Zwecke wissenschaftlich zu vervollkommnen. Die Ausführung und die Herstellung reiner Substanzen kann den Fabriken überlassen bleiben. Ja es wird auf die Gefahr hingewiesen, wenn im Bedarfsfalle eine Fabrik reine Substanzen nicht selbst auf ihre Zuverlässigkeit hin prüfte. Im übrigen zeigt die vom Hauptkomitee soeben herausgegebene Sammlung von Aeußerungen chemischer und technischer Verbände, daß der Gedanke einer chemischen Reichsanstalt im Prinzip fast allgemeinen Beifall findet. Demgemäß soll jetzt eine Petition dem Reichskanzler, dem Reichsamt des Innern und dem Reichsschatzamt zugehen.

J. Akademisches aus Württemberg. Die reichsdeutschen Universitäten haben im Wintersemester 1905/06 1532 Studierende württembergischer Abstammung unter den 42,390 Studierenden, die sie besuchten, gezählt, gegen 1360 im vorigen Sommer und 1342 im Vorjahre. Der Württembergische Staatsanzeiger zeigt uns in einer sorgfältigen Berechnung, wie sich diese württembergischen Studierenden auf die einzelnen Fakultäten verteilten. Rechts- und Staatswissenschaft 383, Medizin und Philosophie je 230, Mathematik und Naturwissenschaften 204, evangelische Theologie 198, katholische 189, Forstwissenschaft 32, Regiminal- und Kameralwissenschaft 33, Pharmazie 27, Zahnheilkunde 6. Auf 100,000 Einwohner treffen in Württemberg zur Zeit 66.6 Universitätsstudierende gegenüber einem nach dem Ergebnis der neuesten Volkszählung berechneten Reichsdurchschnitt von 64.1 In Württemberg wird zur Zeit mehr als doppelt so viel evangelische und beinahe viermal mehr katholische Theologie studiert als durchschnittlich in Deutschland. Die Landesuniversität Tübingen stand hinsichtlich des Orts des Studiums mit 1060 oder 70 von Hundert obenan. Dann folgten zunächst die Großstadtuniversitäten München mit 138, Berlin mit 115, Leipzig mit 37, dann die Nachbarhochschulen Freiburg mit 34, Heidelberg mit 33 und Würzburg mit 23. Die Juristen bevorzugen derzeit Berlin und Leipzig, die Mediziner, Philologen und Pharmazeuten München, die evangelischen Theologen Halle, die katholischen Würzburg, München und Freiburg. Am meisten gehen die württembergischen Mediziner an auswärtige Universitäten, die Theologen am wenigsten, da weitaus die Mehrzahl derselben ihre ganze Studienzeit im Tübinger Stift oder Konvikt wegen der damit für sie verbundenen finanziellen Vorteile absolviert. Im ganzen sind im letzten Winter 472 oder 30 Proz. der württembergischen Studenten an auswärtige deutsche Universitäten gegangen.

R. Leonardo da Vinci als Ingenieur. Prof. Th. Beck (Darmstadt) würdigt Leonardo da Vinci als Ingenieur in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure; der Aufsatz gibt ein Bild davon, was der geniale, vielseitige Meister der Re-

naissance auf dem Gebiete der Maschinen und Mechanismen versucht und geleistet hat. Der Abhandlung liegt der von der Academia dei Lincei herausgegebene Codice atlantico zugrunde. Es sind im einzelnen Betrachtungen über Reibung, über Festigkeit, über die Einsenkung belasteter Stangen, über Hebel, schiefe Ebene u. s. w. Interessant ist, daß einen der von Leonardo aufgestellten Sätze etwa hundert Jahre später kein Geringerer als Galilei benutzt hat, um die Gleichgewichtsbedingungen eines auf einer schiefen Ebene befindlichen festen Körpers zu bestimmen. Besondere Abschnitte sind den von Leonardo erfundenen und gebrauchten mathematischen Instrumenten, Motoren und Bewegungsmechanismen gewidmet.

* Schule und Kurzsichtigkeit. In einer wissenschaftlichen Versammlung des Wiener medizinischen Doktorenkollegiums hielt der Vorstand der ersten Wiener Augenklinik Hofrat Professor Dr. Schnabel einen Vortrag, in welchem er die Ansicht, daß die Schule in erster Linie und fast ausschließlich für die Produktion von Kurzsichtigen verantwortlich zu machen sei, einer eingehenden Kritik unterzog. Das Wiener Extrablatt berichtet darüber: Professor Schnabel stand für seine Untersuchung das wertvolle statistische Material von mehr als 15,000 Fällen zur Verfügung, die ambulatorisch an der Klinik untersucht wurden. Dank seiner klassischen Untersuchungsmethode kam der Gelehrte zu überaus interessanten, ja überraschenden Resultaten. Danach ist die hochgradige Kurzsichtigkeit in den seltensten Fällen auf eine Veränderung in der Refraktionsfähigkeit des Auges zurückzuführen, wie bei der mittleren und bei der geringen Kurzsichtigkeit. Die hochgradige Kurzsichtigkeit ist vielmehr hauptsächlich eine Folge einer krankhaften Veränderung im Innern des Augapfels, die als staphytoma posticum bekannt ist. Für diese Art der Kurzsichtigkeit kann weder der Beruf noch die dem Auge aufgebürdete Arbeit verantwortlich gemacht werden und sie stellt wohl das Hauptkontingent zu den kurzsichtigen Kindern, Arbeitern und anderen Personen, bei denen die Kurzsichtigkeit kaum auf Ueberanstrengung der Augen zurückgeführt werden kann. Tatsache ist jedoch, daß die Schule viel mehr Kurzsichtige verlassen, als darin aufgenommen wurden. Das gilt hauptsächlich von den Mittelschulen. Es ist jedoch fraglich, ob diese erworbene Kurzsichtigkeit als ein Fehler, als unbedingt nachteilig zu bezeichnen sei, und ob darin, namentlich in den Fällen von geringer und in leichteren Fällen von mittlerer Kurzsichtigkeit, nicht bloß eine Anpassungsfähigkeit des Auges zu erblicken sei. Wenn man — dies gilt namentlich von den Aerzten — bei der nach dem 50. Lebensjahre gewöhnlich eintretenden Weitsichtigkeit die Wahl hätte, ob man nicht der Weitsichtigkeit, ja sogar der Normalsichtigkeit, eine geringe Kurzsichtigkeit vorziehen wolle, würden sich gewiß viele, die anstrengende Augenarbeit zu leisten haben, für die Kurzsichtigkeit entscheiden. Diese sei, abgesehen von der durch das staphyloma posticum hervorgerufenen, keine Krankheit des Auges, wie das auch der Befund an der Leiche ergebe. Das Auge eines Kurzsichtigen unterscheidet sich anatomisch nicht von dem eines normalsichtigen Menschen. Wenn daher die Schulhygiene helle Beleuchtung der Schulzimmer, Bänke, welche den Schülern nicht gestatten, das Auge allzusehr an ihre Arbeit heranzurücken, ferner mattes Papier und deutlichen, tiefschwarzen Druck vorschreibe oder anstrebe, so seien zwar alle diese hygienischen Maßregeln sehr anerkennenswert, beruhen jedoch auf einer unrichtigen Grundlage. Wäre die Schule und nicht die mehrfach erwähnte Erkrankung der Augapfelwand für die hochgradige Kurzsichtigkeit verantwortlich zu machen, dann müßte man sie als eine kulturfeindliche, weil augenmörderische Institution bekämpfen. Dies sei aber nach dem Ausgeführten durchaus unrichtig. Die Mehrzahl der hochgradig Kurzsichtigen erkläre, „von Geburt aus“ kurzsichtig zu sein, aber wenigstens so weit sie sich zurückerinnern können.

* Der Mainzer Psalterdruck von 1458. Der Aufruf, den kürzlich der Abteilungsdirektor der königlichen Bibliothek in Berlin, G. R. Schwenke, versandt hat, um den wertvollen Mainzer Psalterdruck von 1459 vor dem Verkauf nach Amerika zu bewahren, und von dem auch wir unseren Lesern Kenntnis gaben, hat nach der Täglichen Rundschau einen sehr erfreulichen Erfolg gehabt. Es sind von den verschiedensten Seiten in großen und kleinen Beträgen zusammen gegen 40,000 M gezeichnet worden, d. h. beinahe die Hälfte des Kaufpreises von 86,000 M. Wenn dieser rühmenswerte Vorgang privater Opferfreudigkeit nur noch einige Nachahmung findet, wird das Ziel der Sammlung sicher erreicht werden!

ck. Von einer gefahrvollen Forschungsreise durch Tibet sind die beiden Engländer Captain Fitzgerald und David Fraser und der berühmte indische Reisende Jemadar Sayad Mir zurückgekehrt. Als sie auf dem Rückwege die Sikkim-Grenze am Sibubu-Paß (17,000 Fuß) kreuzten, gerieten sie in sieben Fuß tiefen Schnee. Die beiden Europäer verließen darauf mit drei Kulis die Truppe und gelangten nach einem Gewaltmarsch, bei dem sie 63 Stunden ununterbrochen wanderten, um 23 englische Meilen zurückzulegen, in völlig erschöpftem Zustande, hungernd und barfuß nach Lachen, während die übrigen unter Führung des Inders nach Tibet zurückzukehren versuchten. Die Expedition konnte wertvolles geographisches Material und strategische Informationen sammeln. Besonders erforschte sie das Land zwischen Khamba, Jeng und Shigatse, das bisher kein Europäer betreten hatte und das eine außerordentlich wilde Gebirgslandschaft ist.

hc. Todesfälle. In Genf ist der Honorarprofessor der Mathematik an der dortigen Universität Gabriel Oltramare im 90. Lebensjahre gestorben. — Am 12. d. M. verschied in Stuttgart Ludwig Rein, Professor am kgl. Konservatorium für Musik.

*

Hochschulnachrichten.

H. Freiburg i. Br. Der außerordentliche Professor Dr. Karl Baas folgt einem Rufe als Chefarzt der Augenklinik des Vincentiushauses in Karlsruhe, wo er den verstorbenen Dr. Th. Gelpke ersetzen soll. Baas, 1866 geboren, hat sich 1893 hier habilitiert und ist 1898 zum Extraordinarius ernannt worden.

hc. Halle a. S. Dem Privatdozenten für bürgerliches Recht und Rechtsphilosophie Dr. jur. Paul Eltzbacher, der erst vor einigen Tagen einen Ruf an die Berliner Handelshochschule erhalten hat, ist das Prädikat Professor verliehen worden.

hc. Leipzig. Geheimer Rat Professor Dr. phil. Justus Hermann Lipsius, Vertreter der klassischen Philologie an der hiesigen Universität, begeht am 18. April die 50jährige Doktorjubelfeier. Seit 37 Jahren lehrt der ausgezeichnete Philologe an der sächsischen Landesuniversität.

hc. Breslau. Dr. phil. Friedrich Aereboe, außerordentlicher Professor für Wirtschaftslehre des Landbaues an der hiesigen Universität, zugleich beauftragt mit Vorlesungen an der kgl. Akademie zu Posen, hat den Ruf als etatsmäßiger Professor für allgemeine Landwirtschaftslehre an die Landwirtschaftliche Akademie in Poppelsdorf bei Bonn angenommen und wird noch zum Sommersemester das neue Lehramt antreten.

hc. Berlin. Der Leiter der biologischen Abteilung des Deutschen Fischerei-Vereins in Friedrichshagen, Dr. P. Schiemenz, seit 1897 Honorardozent an der hiesigen Landwirtschaftlichen Hochschule, ist zum etatsmäßigen Professor daselbst ernannt worden. Sein Lehrfach war anfangs landwirtschaftliche Entomologie, seit 1899 hielt er nur noch Vorlesungen über Fischzucht. — Dem Privatdozenten für Chemie und Abteilungsvorsteher am chemischen Institut der hiesigen Universität Dr. phil. Alfred Stock ist der Professortitel verliehen worden.

Jahrgang 1906. München, Mittwoch, 18. April. Nummer 89.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Die zeichnerische Begabung des Kindes und die Entwicklung der Zeichnung im Mittelalter.

Von E. W. Bredt (München).

Georg Kerschensteiner, Münchens Stadtschulrat, hat allen Freunden unserer Kinder eine ungewöhnlich reiche Gabe dargebracht in seinem Werke: Die Entwickelung der zeichnerischen Begabung — neue Ergebnisse auf Grund neuer Untersuchungen“.[1] Das Buch gehört nach seiner Art, noch mehr nach der Sicherheit seiner Weisungen, zu den Werken, die die Gegenwart viel leichter unterschätzen als überschätzen kann. — Mag doch z. B. viele schon die Fülle ungewohnter Abbildungen zu dem raschen Urteil verleiten, „welche Ueberschätzung kindlicher Zeichnungen und Fertigkeiten“, kann doch anderseits schon die Größe der Arbeitsleistung, die Weite des Gebietes der Kenntnisse, die schon der Plan des Werkes voraussetzte, von der Mehrheit derjenigen, die das Buch zu allernächst angeht, kaum übersehen werden. Es würde für unsere gegenwärtige Kultur schon eine bedeutsame Auszeichnung sein, wenn die beherrschende Stellung des Kerschensteinerschen Werkes allein in der Literatur zur Reform des Zeichenunterrichts immer weiter und tiefer erkannt wird, wie es die ersten berufenen Beurteiler des Buches getan. Jedoch wird mit solcher literarischen Charakteristik der Gehalt der großen erzieherischen Reformschrift nicht erschöpft.

Wer irgendwie mit der Seele des Kindes und des reifenden Menschen ernstlich sich zu beschäftigen hat, wird in Kerschensteiners Untersuchungen, die auf vielen Tausenden von kindlichen Zeichnungen beruhen, baufähiges Material finden. Wie viele werden also diese Bausteine verwenden wollen und müssen, denn welche von allen alten und neuen Fakultäten hätte nicht mit der Kindheit und der Jugend zu rechnen? Kerschensteiners Buch schafft tatsächlich zuletzt auch die Grundlage zu einer guten staatsbürgerlichen Erziehung.

Doch sei hier nicht der Beweis zu dieser Behauptung geführt. Er erscheint mir nicht schwer, es wäre nur der ganze, große, gesetzmäßige Aufbau von Plan und Arbeit, über den das Buch Rechenschaft gibt, klar zu kennzeichnen. — Ich möchte im nachfolgenden versuchen, der Freude Ausdruck zu geben, die der Historiker des Mittelalters, der Freund mittelalterlicher Bilder an den Forschungsergebnissen Kerschensteiners erlebt. Natürlich ist hier nur an solche Freunde alter Kunst zu denken, deren historische Aufgabe nicht mit der Namen-, Zeit- und Schulbestimmung erschöpft ist. Diesen Rasch-gesättigten kann auch Kerschensteiners Buch keine Bereicherung bringen.

Die eine der neuen Fragen, die sich Münchens Schulrat stellte, lautet: „Wie entwickelt sich die graphische Ausdrucksfähigkeit des unbeeinflußten Kindes vom primitiven Leben bis zur vollendeten Raumdarstellung“. Diese Frage hatten bisher weder der bisherige Zeichenunterricht noch die Kinderpsychologie beantwortet.

Um der Psychologie der zeichnerischen Begabung des Kindes, wie sie uns durch Kerschensteiner offenbar wird, eine anregende Parallele, sozusagen größeren Stils, geben zu können, seien hier einige Ergebnisse des kürzlich erschienenen Buches wie mit Bildern des Mittelalters illustriert. Gibt doch sein Buch die nachhaltigste Anregung zu einer Psychologie der zeichnerischen Entwicklung des Mittelalters.

Kerschensteiner unterscheidet in der Entwicklung der zeichnerischen Begabung des Kindes vier Stufen: I. Stufe des Schemas (Niederschrift dessen, was das Kind von einem Gegenstand weiß). II. Stufe des beginnenden Linien- und Formgefühls. III. Stufe der erscheinungsmäßigen Darstellung — und etwa vom 11. Jahre ab — eine IV. Stufe der formgemäßen Darstellung. — Was hier Kerschensteiner zuerst in der Entwicklung des Kindes festgestellt, hat sich im Leben ganzer Völker im Mittelalter abgespielt. Daß das künstlerische Problem des Mittelalters die formgemäße Darstellung, die Eroberung des Raumes blieb, ist bekannt genug —, wer aber einmal die früheren Entwicklungsstufen der Malerei und Zeichnung des Mittelalters nicht mit vorgefaßtem Wissen allein, sondern auch mit lebendiger Empfindung verfolgt hat, der wird in dem reichen Bildermaterial des neuen Buches das Mittelalter wie in einem Spiegel sehen und den Verfasser selbst als genialen Ordner kindlicher Begabung und als unbewußten Ordner und Psychologen mittelalterlicher graphischer Kunst betrachten.

Weshalb?

Weil die künstlerische Entwicklung der mittelalterlichen Zeichnung fast genau die Stufen durchmacht, die Kerschensteiner für das Kind aufgestellt. Weil nicht nur das Ziel der graphischen Darstellung im Leben des Kindes und in der Kunst des Mittelalters das gleiche ist, weil gerade die anfänglichen Stufen der Entwicklung in unserer Kindheit ganz ähnliche sind wie in den jungen Jahrhunderten unserer kulturellen Entwicklung.

Und wenn nun auch in dem Kerschensteinerschen Werke vermutlich die Abbildungen reifster zeichnerischer Leistungen am meisten Gefallen und Interesse wecken, für alle

[1] München 1905, Druck und Verlag von Carl Gerber. Die Beigabe von 800 schwarzen und 47 farbigen Abbildungen macht dem Verlag alle Ehre. Haben wir sonst gar manche Werke mit fördernden Abbildungen, so ist hier auch die Zahl der Bilder vorbildlich.

seelischen Ergründer bleiben die früheren Kinderzeichnungen wie die Bilder des früheren Mittelalters (etwa der romanischen und der gotischen Periode) die fesselndsten

Nur einige auffallende Uebereinstimmungen mittelalterlicher und kindlicher Kunst seien zuvor erwähnt. Unter 58,000 Kindern fand Kerschensteiner nur sechs, denen das charakteristische Porträt keine Schwierigkeiten machte — wie spät erst das Porträt im Mittelalter auftritt, ist bekannt. Schon Versuche zu Porträten sind etwas Seltenes. — Das letzte Mittelalter und die meistentwickelte kindliche Begabung ist erst fähig, ein „Porträt" aufzuzeichnen. Und doch sind im Mittelalter, ganz wie bei unseren Kindern, der Mensch, das Tier, das Haus von allen Dingen, die es umgeben, die liebsten und häufigsten Gegenstände der zeichnerischen Wiedergabe.

Allerdings überwiegt in den mittelalterlichen wie in den kindlichen Zeichnungen der Dinge der Außenwelt die schematische Darstellung, denn, wie Kerschensteiner bemerkt „solange das Kind auf der ersten Stufe des graphischen Ausdrucks steht, solange es schematisch zeichnet, betrachtet es das Objekt, das es abzeichnen soll, überhaupt wenig oder gar nicht". Deshalb kann die kindliche Wiedergabe einfachster Dinge uns vom Standpunkte des Naturalismus aus ganz und gar nicht befriedigen, obwohl, wie gleich zu sagen ist, nicht etwa die zeichnerische Schwierigkeit allein, Kindheit und Mittelalter in der Wahl der darzustellenden Dinge bestimmte. Recht eigentlich bildet hier nur, aus naheliegenden Gründen, das Porträt eine Ausnahme, während auch die späte künstlerische Eroberung des Raumes im Leben des Kindes wie der Völker zunächst nur im rein Seelischen Erklärung findet.

Hierfür gibt uns Kerschensteiners Buch Parallelen und Begründungen, die die Freunde des Mittelalters ungewöhnlich bestärken müssen. Das, was „interessiert", stellt Kind und Mittelalter zumeist und am besten dar. Die von Kerschensteiner publizierten Kinderzeichnungen geben überraschende Beweise hierfür. Die brennende Zigarre des Onkels, das Lorgnon der Mama, die schön gestrickten Wadenstrümpfe des Jägers, die Marinezeichen auf der Jacke des Brüderchens, wie wird das alles vom Kinde „groß" und „bedeutend" gesehen. Ganz merkwürdig ist bei den Zeichnungen der Trambahnwagen, wie fast kein Kind die Leitungsstange und die vielen Räder vergißt — während vieles andere, was auch bei anderen Wagen zu sehen ist, also des Kindes Auge nicht mehr reizt, übersehen jedenfalls nicht mit Lust und Liebe gezeichnet wird.

Ist im Mittelalter dieselbe Beobachtung nicht tausendfach zu machen? Gibt uns nicht diese Beobachtung den köstlichsten Reiz an jeder werdenden Kunst überhaupt? Welch' große Rolle spielt in der mittelalterlichen Kunst die modische Gewandung, das Redespiel der Hände, die seltene oder fremde, aber „interessante" Waffe oder Rüstung des Gastes oder Feindes, jeweils die neue Architektur u. s. w.! Wie mancher Kunst- und Kulturhistoriker ließ sich nicht schon durch die Darstellung irgend eines seltenen Ausstattungsstückes eines Ritters, das auf einem Bilde vorkommen mochte, in der Zeitbestimmung nasführen! —

In bezug auf die Aufnahme des Fremden wären allerdings die Zeichnungen des Kindes und des Mittelalters noch schärfer zu prüfen. Ein Satz Kerschensteiners: „den primitiven Menschen interessiert, wie das Kind, ein Ding seiner Umgebung um so weniger, je weniger es sich bewegt und je weniger es ihm Nutzen oder Gefahr bringt", erscheint nicht glücklich, jedenfalls nicht in jedem Teile der Behauptung zutreffend. Wenn ich nicht irre, findet sich in Ratzels letztem Buche eine ähnliche Ansicht, das Bewegliche würde eher von der Kunst festgehalten als das Feststehende. Nur wenn die Bewegung anders als im gewöhnlichen Sinne aufgefaßt würde, wäre dies für die mittelalterliche Kunst wie auch für die Zeichnung des Kindes zutreffend. Das, was in das innere Leben des Kindes und der mittelalterlichen Menschen durch die fremdartige, nützliche oder feindliche Erscheinung Bewegung brachte, das stellt Mittelalter und Kindheit am liebsten, am frühesten und am leichtesten dar. Jedenfalls, sei es das Bewegliche oder das Fremde, was eher dargestellt wird, findet der von Kerschensteiner bestätigte Satz des Hans Cornelius, „daß es gewöhnlich nicht mangelhafte Uebung der Hand, sondern tatsächlicher Mangel an einer deutlichen Vorstellung des Gegenstandes ist, wenn die zeichnerischen Nachbildungen einfacher Dinge von Erwachsenen wie von Kindern große Unvollkommenheiten zeigen", nachdrückliche Bekräftigung in der graphischen Kunst des Mittelalters. —

Ganz merkwürdige Uebereinstimmungen finden sich in der künstlerischen Entwickelung des Kindes und des Mittelalters auf dem Wege, der zur räumlichen Darstellung führt. Kerschensteiner macht die feine Beobachtung, daß das Kind, solange der einfache Aufriß einen charakteristischen Ausdruck für die Vorstellung erlaubt, räumliche Darstellungen auf seinem zweidimensionalen Zeichenblatt überhaupt vermeidet. — Was wäre hier nicht alles aus der Malerei des Mittelalters als Parallele anzuführen? Ganz wie das Mittelalter, jenes geniale Kind, kommen auch unsere Kinder zunächst zu einer „räumlichen" Darstellung von landkartenähnlichem Charakter. Mit welcher Freude mußte ich diese Beobachtung Kerschensteiners begrüßen, nachdem ich bei einer größeren Studie über ein bestimmtes Problem räumlicher Darstellung im Mittelalter eine ganz ähnliche Zwischenstufe der graphischen Darstellung in unserer früheren Kunst begrenzt fand. — Denn wenn ganz allgemeine Uebereinstimmungen im künstlerischen Entwicklungsprozeß kindlicher Menschen und kindlicher Zeiten schon den Blick für beides schärfen können und beide Beobachtungsfelder wie mit Sonnenflecken beleben, so vereinigen dann gleiche Beobachtungen, so führt die Feststellung ganz ähnlicher Entwicklungsgesetze auf entfernten Gebieten die getrennt marschierenden Sucher beglückt zusammen.

*

Wenn aber der hier versuchte Vergleich des Mittelalters mit einem Kinde im allgemeinen schon das Interesse sowohl an dem zeichnerischen Entwicklungsgang des Kindes wie dem des Mittelalters zu stärken berufen ist, so erfahren doch die pädagogischen Schlußfolgerungen, die Kerschensteiner aus seinen großen und tiefen Untersuchungen für den zeichnerischen Unterricht zu ziehen gewußt, durch den Vergleich mit wesentlichen Charakteristiken der graphischen Entwickelung des Mittelalters eine geschichtliche Folie von großem Reiz. Ich zweifle nicht, daß nach Kerschensteiners Vorgang aus der mittelalterlichen Kunst feine Hinweise für die Pädagogik des zeichnerischen Unterrichts sich gewinnen lassen. Vielleicht macht sich einmal dieses Vergleichsgebiet die einzigartige und treffliche Kochsche Zeitschrift „Kind und Kunst" zu nutze? Jedenfalls wird ihr mit dem Gehalte des Kerschensteinerschen Buches ein Feld eröffnet, das viele künstlerische Erzieher des Kindes emsig studieren möchten.

Welche Lehren für den Zeichenunterricht zieht nun Kerschensteiner im allgemeinen aus seinen Feststellungen?

Er macht die Beobachtung, daß „bei Kindern unter 15 Jahren die Zahl derjenigen, welche bildliche Raumdarstellungen des Stuhles aus der Vorstellung heraus liefern um ein Bedeutendes die Zahl jener Kinder übertrifft, denen bildliche Raumdarstellungen der Geige nach der Natur gelingen, obwohl die rein zeichnerische Aufgabe im Falle der Stuhldarstellung schwieriger war als im Falle der Geigendarstellung. Sie erreicht in den Oberklassen der Knaben nahezu 100 Proz. und umfaßt sogar ¾ aller Mädchen." — „An der Hand dieser Tatsache muß das Gedächtniszeichnen oder, richtiger gesagt, das Zeichnen aus der Vorstellung heraus, wobei die Raumvorstellung sich erst mit der zeichnerischen Tätigkeit in jedem einzelnen Falle entwickelt, an die Spitze aller zeichnerischen Uebungen gestellt werden."

Diese Erfahrung wird wiederum durch die konsequente Entwickelung der früheren mittelalterlichen Zeichnung erhärtet. Es wäre an ungezählten Beispielen zu beweisen,

daß der Laienkünstler des Mittelalters nur in den seltensten Fällen die Dinge im eigentlichen Sinne „kopiert" hat. So kam er zu künstlerischen Stenogrammen für Baum und Blume, für Wolke und Wasser, für Haus und Hof und Fels und Stadt von unverkennbarer Deutlichkeit und überraschender Knappheit. Nur da, wo er wirklich abzeichnete, kam er nicht zur stilistischen Vereinfachung. Wie im Leben der Völker setzte auch hier der Naturalismus, der erst das rein zeichnerische Vermögen der Völker auf die Probe stellt, spät ein, zerstörte die Hieroglyphen, die aus dem Gedächtnis entstanden und besser als alles andere die Vorstellung befestigten. — Ist hiermit nicht der angeführte Lehrsatz Kerschensteiners genug unterstrichen? Wird mit solcher historischer Erinnerung nicht auch ein anderer Satz des Münchener Stadtschulrates bekräftigt: daß es sich nicht darum handelt, das Kind auf schöne Formen zu dressieren, sondern daß es darauf ankommt, das Kind so früh als möglich dahin zu bringen, bei der größten Sparsamkeit der Mittel den höchst charakteristischen Ausdruck zu erzielen?

Und noch manch andere Lehre, die Kerschensteiner aus seinen Tausenden von Experimenten gewinnt, wird vom Kunsthistoriker des Mittelalters ohne weiteres wie mit einer im Großen erlebten Erfahrung unterstützt werden müssen: die Forderung nach einer großen Beschränkung der Stoffauswahl beim Beginn des systematischen Zeichenunterrichts. (Auch für die anfängliche mittelalterliche Graphik war die Stoffauswahl gering.) Auch die Warnung vor dem abstrakten historischen Ornament könnte in der Entwicklungsgeschichte der mittelalterlichen Kunst ein Echo finden, wogegen die vielen Beispiele einer künstlerischen Verwirrung, die bei deutschen Künstlern der Renaissance zutage tritt, die merkwürdige Begabung der Gothik für inhärenten Schmuck der Bauwerke noch deutlicher macht. Kerschensteiner sagt: „Unter den 5000 Kindern habe ich keine 30 gefunden, die sich gegen den elementaren Satz aller dekorativen Behandlung versündigten, daß die dekorative Behandlung die Form zum mindesten nicht undeutlich machen darf." Auch die romanische und die gotische Kunst kennt Verstöße gegen diesen elementaren Satz nicht — wogegen selbst bei Dürer, viel mehr aber bei anderen Meistern der deutschen, landfremden „Renaissance" sich dekorative Abgeschmacktheiten finden, die Kerschensteiner viel eher bei unseren Erwachsenen als bei unseren Kindern zu finden glaubt.

So redet denn Kerschensteiners gesunder Sinn in vielen Punkten und dann sehr nachdrücklich im ganzen einer gewissen künstlerischen Tradition das Wort. Daß „Tradition" nicht in dem Sinne einer endlosen Repetition bestimmter Formen gemeint ist, dürfte aus den bisher angeführten Stellen des Kerschensteinerschen Buches genügend klar sein. Doch gebe hierzu noch weitere Aufschlüsse der Hinweis Kerschensteiners, daß die Söhne der Gewerbler die besten Zeichner unter den Kindern sind, und sein Verweisen auf die ungewöhnlich geschickten Arbeiten eines achtjährigen Knaben, der von einem verwandten Kunstmaler technische Vorteile zu gewinnen wußte.

Das fortwährende Lebendighalten einer künstlerischen technischen Tradition in den Bauhütten und den klösterlichen „Schreibstuben" des Mittelalters war zweifellos das Mittel, die Kunst zu allmählicher Steigerung zu führen. Allerdings noch ein anderes kam hinzu, die Kunst zu selbständiger Größe erwachsen zu lassen: das Arbeiten auch der Künstler immer im Dienste eines Zweckes des Lebens. — Sagt Kerschensteiner etwas anderes, als uns die Kunst des Mittelalters sagt?

„Eine zweite Forderung, die die Kunst an den Zeichenunterricht stellt, ist, daß wir endlich aufhören, Zeichnen an sich zu betreiben. Es gibt nur ein Zeichnen für einen bestimmten Zweck, für einen bestimmten Raum, für ein bestimmtes Material, für eine bestimmte Herstellungstechnik."

•

Wie gut, daß solche Lehre aus den Arbeiten unserer Kinder gezogen wurde — denn das heißt, sie sind zu neuem Gestalten fähig, wenn wir sie nur nicht, wie bisher, davon abhalten und irreleiten. Der mittelalterliche Künstler (Gewerbler) machte es so, kannte es gar nicht anders, als es Münchens Stadtschulrat wieder will. Der Klosterbruder malte nicht Buchstaben für sich, sondern in den Text, er erfand nicht Ornamente fürs tote Pergament, sondern er erfand sie, um dem Kapitäl oder der Säulenbasis Leben zu geben, er erfand nicht die Fialen aus Langeweile, sondern weil er das Gefühl für Auslösung der Kräfte, für Rhythmus gestalten mußte im Dienste eines größeren lebendigen Organismus. — Solche Beobachtungen und Erinnerungen werfen allerdings ein bedenkliches Streiflicht auf die Tausende zweckloser Bilder und Studien, die noch immer alljährlich unsere „Kunst"-Ausstellungen ausfüllen — andererseits steigern sie auch das Interesse an der neuen „angewandten" Kunst.

•

Möchten die hier angeführten Sätze aus Kerschensteiners Werk genügen, nicht nur den Vergleich mit dem genialen Kinde „Mittelalter" und dem zeichnerischen Vermögen unserer Kinder zu rechtfertigen, sondern noch mehr, einerseits die Bedeutung der Kerschensteinerschen Untersuchungen und Schlüsse wie in einem großen Spiegel erkennen zu machen, andrerseits den Wert einer liebevolleren Betrachtung unserer deutschen mittelalterlichen Kunst zu steigern.

Das Resultat, zu dem der Münchener Schulrat auf Grund von Tausenden von Untersuchungen kam, bestätigt die Kunstgeschichte des Mittelalters. So hat Kerschensteiner fast eine zweite Arbeit geleistet — unbewußt. Denn an die so ganz ähnliche Entwicklung mittelalterlicher Kunst hat Kerschensteiner kaum gedacht. Er hätte sonst wohl statt einiger Zeichnungen der Sioux-Indianer Proben mittelalterlich-deutscher Kunst häufig gebracht. Doch muß ich immerhin das Fehlen mittelalterlicher Vergleiche, die ohnehin zu noch zu sehr spezialisierenden Vergleichen herausfordern, begrüßen. Würde doch der so überzeugende Aufbau des ganzen Kerschensteinerschen Planes an Frische verloren haben. Und diese Erinnerung geschieht nur, um von der viel weniger entwicklungsreichen „Kunst" der Naturvölker zu der sehr viel komplizierteren und reicheren, aber im Aufbau großartig konsequenten Knust unseres Mittelalters hinzulenken.

Die historische Prüfung jener Resultate auf Grund vorhergegangener und völlig unabhängiger Studien zur Psychologie des Mittelalters klingt also in vielfache Freude und Zustimmung aus.

Erscheint mir die Arbeit Kerschensteiners schon als Reformschrift für den Zeichenunterricht und die zeichnerische Bildung, für die Kultur unserer Gesichtsvorstellungen von noch weitertragender Kraft als die ähnlichen Werke Walter Cranes, so begrüße ich aus der Ueberzeugung heraus, daß gerade für uns die Anfänge aller Kunst von größerem Beobachtungswert sind als die Epochen des letzten Ausgestaltens, das Werk Kerschensteiners mit der ganzen Freude, die unsere künstlerisch neu-gestaltende Jugend beseelt.

Was vielleicht alle Kunstgeschichten des Mittelalters nicht vermögen, vermag nun vielleicht — ganz abgesehen von seiner direkten Aufgabe — das Kerschensteinersche Buch: Möchte es uns zu den Bildern des Mittelalters mit ihren vielen schematischen Darstellungsmitteln nicht wie nur wissende, aber nicht empfindende Altertümler führen, sondern wie reife Menschen zu den Spielen und Versuchen der Kinder. Dann wird uns eine Freude zuteil, die uns über bloß historisches Wissen und Nachsagen reine und ertragreiche Triumphe feiern läßt. Dann wird aber auch endlich das Vorurteil zugunsten der klassischen zu ungunsten der deutschen mittelalterlichen Kunst etwas untergraben. Die klassische Archäologie glaubt ja nachgerade mit der deutschen mittelalterlichen Kunstgeschichte nur vom hohen Kothurn herab sprechen zu sollen. — Gewiß — die

gesetzmäßige Entwicklung der antiken Kunst liest sich in klareren Formen ab als die der zierhaften deutschen Malerei und Zeichnung des Mittelalters. Wenn aber die Klarheit und Schlichtheit der antiken Kunst unbestritten bleibt, so sollte auch um die größere Kompliziertheit, die Andersartigkeit kunsthistorischer Forschung des Mittelalters nicht gestritten werden. — Nun gibt uns da aber das Werk eines deutschen Schulmannes Gelegenheit und Anleitung, wie noch nie zuvor, in die höchst komplizierte, aber doch konsequente, zeichnerische Begabung des Kindes zu blicken, neue Erkenntnisfreuden, die Neues ermöglichen, zu genießen. Führe uns dieser Weg endlich mehr, nicht als Nachahmer und Anbeter, aber als Genießende und Junge, zu der graphischen Kunst des Mittelalters.

Wissen wir doch, daß es sich für uns und unsere Kinder um ein neues, gewaltiges Beginnen handelt — hören wir es doch, wie aus Tausenden von Kinderstimmen, aus Kerschensteiners Werk, die eigentliche „Renaissance" lebt immer und immer in den Kindern fort, aber der Dünkel der alten Nachsprecher zerstörte schon viel.

Vor hundert Jahren.

Bayerische Kriegserinnerungen von Oberst Mebicus.

III.*)

1799—1800.

Der Friede von Campo-Formio war eigentlich nur ein Waffenstillstand, der nicht einmal genau eingehalten wurde; denn während die Vertreter der Mächte auf dem Kongreß zu Rastatt tagten, begannen beiderseits die Rüstungen und einleitenden Bewegungen zu einem neuen gewaltigen Kampfe, der in Italien, der Schweiz und in Süddeutschland bald ausbrechen sollte.

Bayern links und rechts des Rheins, in dem ohnehin die Heere fast ununterbrochen standen, sollte auch hierbei wieder Durchmarschland und Lagerplatz für die Truppen aller Länder werden. Die kriegerischen Ereignisse selbst spielten sich aber größtenteils außerhalb seines Gebietes ab. Nur die rechtsrheinische Pfalz war der Schauplatz der verschiedenen Unternehmungen am Mittelrhein, die neben den großen Ereignissen hergingen und sich in der Hauptsache um die Wegnahme von Philippsburg[1]) drehten. In dieser Festung allein nahmen zunächst bayerische Truppen als Besatzung[2]) an den Ereignissen teil, die zur mehrmaligen Einschließung und schließlichen Beschießung führten. Außerdem trat in dem im Neckarbergland geführten kleinen Kriege Oberst Wrede als Organisator und Führer eines Freiwilligen-Korps auf, dessen Grundstock das Bataillon Wrede bildete. Die Aufstellung dieser Freiwilligen war auf Wunsch des Erzherzogs Karl geschehen, dem Bayern seine Hilfe anbot. Ehe noch nämlich der Reichstag die Aufstellung des Reichskontingents beschlossen hatte, war Bayern den Verbündeten beigetreten, wenn auch die erschöpften Mittel des Landes und der Zustand des Heerwesens zunächst nur wenig zu bieten vermochten.[3])

Der Feldzug war bis dahin überall glücklich für die Verbündeten verlaufen. Während Erzherzog Karl die Armee Jourdans wieder über den Rhein und später Massena in die Schweiz über die Limmat zurückwarf, hatte Suwarow in raschem Siegeslauf ganz Oberitalien durcheilt und schickte sich an, über den Gotthard in die Schweiz zu rücken. Dort war unterdessen auch ein zweites russisches Korps (Korsakow) eingetroffen. Auf die Nachricht von dem Anmarsch Suwarows hatte aber der französische Führer Massena Korsakow in der zweiten Schlacht bei Zürich total geschlagen und die Oesterreicher unter Hotze an der Linth zurückgeworfen. Völlig getrennt gingen die Oesterreicher auf St. Gallen, die Russen auf Eglisau (am Rhein) zurück.

Bayern hatte indessen in Donauwörth ein Hilfskorps (Brigade Bartels) aufgestellt.[4]) Ursprünglich zum Anschluß an Korsakow bestimmt, traf es erst am 24. September über Schaffhausen in Bülach ein. Am 25. bis Kloten vorrückend, empfing der Führer die erste Kunde von der Niederlage bei Zürich und ging dann mit den Russen über den Rhein bei Eglisau zurück. Auf die Aufforderung Suwarows machte Korsakow am 7. Oktober einen nochmaligen Vorstoß, wobei er den Rhein auf einer bei Büsingen geschlagenen Schiffbrücke überschritt. Schon nach kurzer Zeit zurückgedrängt, wurden die Russen von den nahe der Brücke — beim Kloster Paradies — stehenden Bayern aufgenommen. Durch einen energischen Gegenstoß hielten die Bayern im Verein mit ihrer Batterie den Gegner auf und folgten als Arrieregarde den Russen über den Rhein. Als letzte Truppe verließen die Bayern den Schweizerboden (Gefecht bei Kloster Paradies, 7. Oktober). Gering an Zahl, hatten die Bayern auch in diesem einzigen Gefecht eine rühmliche Rolle gespielt und kehrten dann mit den Russen in ihre Heimat zurück. Bald darauf wurden zwei Bataillone nach Mannheim beordert.[5])

Das bayerische Kontingent war auch während der Waffenruhe bei der österreichischen Feldarmee am Rheine verblieben. Der Kurfürst hatte aber schon 1799 mit Rußland und dann nach dessen Rücktritt von der Koalition mit England einen Vertrag dahin geschlossen, gegen Entschädigung der Kosten 12,000 Mann den Verbündeten zur Verfügung zu stellen. Die pfälzische Brigade (Wrede) dieser Subsidien-Division wurde in Heidelberg, die bayerische (Deroy) in Donauwörth gesammelt. Infolge der Kriegsereignisse konnten die Bayern aber erst später zur Hauptarmee stoßen, die Division daher nicht vor Ulm vereinigt werden. Im weiteren Verlaufe des Krieges hatte die Annäherung des Feindes an die Grenzen den Kurfürsten veranlaßt, kleine Detachements an den Lech zu senden, sowie aus den noch vorhandenen Truppen ein Landesverteidigungs-(Auxiliar-)Korps zu bilden. Dergestalt trat die bayerische Armee in mehreren getrennten Gruppen in den neuen Feldzug (1800) auf, der nun bald den Feind in unser Land bringen und in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt mit einer Entscheidungsschlacht enden sollte.[6])

Zu Beginn des Feldzuges standen die Oesterreicher wieder in einem weitausgedehnten Kordon am rechten Rheinufer (von Mainz bis Chur), während Moreau die Operationen in einem überraschenden Rheinübergang (bei Kehl, Breisach und Basel) eröffnete.[7]) Schon nach wenigen Tagen (Ende April) stand

*) S. Nr. 8 und 44 der Beilage d. J.

[1]) Das gänzlich wehrlose, zum Teil schon geschleifte Mannheim, dessen Besatzung, Geschütze und Munition schon weggenommen waren, fiel ohne weiteres dem Gegner in die Hände.

[2]) Drei schwache Bataillone.

[3]) Wir vermögen hier auf die Ereignisse am Mittelrhein nicht weiter einzugehen und verweisen deshalb auf Heilmann „Fürst Wrede", sowie Nopp „Geschichte der Stadt Philippsburg."

[4]) 3 Bataillone (Bataillon Mylius, Renner und Stebein), 1 Batterie zu 6 Geschützen, 11 Ordonnanzdragoner.

[5]) 1 Bataillon (Mylius) wurde aufgelöst.

[6]) Bayerische Truppen: a) Subsidien-Division (General von Zweibrücken, Generalstabsoffizier Oberst von Triva), 1. Brigade (Deroy), 2. Brigade (Wrede), kombiniertes Chevaulegers-Regiment, 1 Artillerie-Abteilung mit den Regimentsgeschützen, 1 reitende Batterie, im ganzen 12 Bataillone, 2 Kompagnien (Scharfschützen), 6 Eskadronen, 6 Fußbatterien, 1 reitende Batterie, rund 12,000 Mann. b) Kontingents-Brigade (Bartels) — 3 Bataillone, davon eines zunächst in Philippsburg — wurde durch 3 österreichische Bataillone verstärkt. c) Detachements am Lech 2 Kompagnien (Major Graf Berchem) bei Friedberg, 1 Kompagnie (Hauptmann von Sauer) bei Landsberg. d) Landesverteidigungskorps (Auxiliarkorps) Generalleutnant Herzog Wilhelm in Bayern. 1. Infanterie-Brigade (v. Gaza), 2. Infanterie-Brigade (Rogarolla), Kavallerie-Brigade (Graf Taufkirchen), Artillerie-Brigade (Oberst von Hallberg), 12 Bataillone, 10 Eskadronen, 24 Bataillons- und 12 Reserve-Geschütze, im ganzen rund 10,000 Mann.

[7]) Stellung der Heere zu Beginn des Feldzuges: Franzosen: rechter Flügel (Lecourbe) bei Zürich und am Oberrhein von Maienfeld bis Laufenburg 29,000 Mann; Mitte (St. Cyr) in Basel und am Oberrhein von Laufenburg bis Alt-Breisach 30,000 Mann, linker

der französische Führer mit bedeutenden Kräften östlich des Schwarzwaldes (zwischen Neustadt und Schaffhausen), ehe Kray seine Truppen völlig vereinigen konnte.[7])

Am 1. Mai ging auch der rechte Flügel der Franzosen (Lecourbe) oberhalb Schaffhausen (bei Reichlingen) über den Rhein und drängte die schwachen Sicherungstruppen (Prinz von Lothringen) in dem Treffen bei Stockach (3. Mai) über Möskirch gegen Sigmaringen zurück. Kray, gleichzeitig bei Engen angegriffen, sah sich dadurch veranlaßt, mit der Mitte auf Möskirch zurückzugehen, wo er den linken Flügel (Prinz von Lothringen) wieder an sich zog. Der auf Neuhausen ob Egg zurückgegangene rechte Flügel (Erzherzog Ferdinand und Giulay), mit dem sich dort am 4. die Brigade Wrede vereinigte, traf am 5. (Schlacht bei Möskirch) in dem Augenblick auf dem Schlachtfelde ein, als die Truppen Krays schon wieder zurückgingen. Durch einen Flankenstoß machte der Erzherzog den eigenen Truppen Luft, wurde aber dann durch das Eingreifen französischer Reserven selbst überflügelt. Hierbei kamen die Bayern, welche die Waldungen bei Krumbach erstürmt hatten, stark ins Gedränge und mußten sich bei Nacht unter bedeutenden Schwierigkeiten zurückziehen. Als Arrieregarde des Erzherzogs gingen sie unter fortwährenden Kämpfen anderen Tages bei Gutenstein über die Donau, welche Kray bei Laiz und Sigmaringen überschritten hatte.[8]) Die Franzosen folgten nur mit schwachen Truppen (St. Suzanne) links der Donau, gingen dagegen mit den Hauptkräften auf dem rechten Ufer längs der Straße gegen Biberach vor. Kray, unterdessen durch Kienmayer verstärkt, ging in der Nacht vom 7. auf 8. neuerdings bei Riedlingen über die Donau und nahm zum Schutz der Magazine bei Biberach Stellung. (Mit einer Nachhut bei Uttenweiler.) Schon tags darauf (Treffen bei Biberach am 9.) erstürmten die Franzosen (St. Cyr) die Stellung und drängten die Oesterreicher auf Ochsenhausen zurück. Die Brigade Wrede hatte auch hier die Nachhut gebildet; mit einigen Bataillonen und Eskadronen verließ Wrede als letzter das Schlachtfeld. Während des Kampfes bei Biberach war auch die Brigade Deroy von Ulm im Anmarsch, stieß unterwegs auf die Nachhut (Nauendorf), welche bei Uttenweiler angegriffen und von Biberach abgedrängt auf Laupheim ausgewichen war, die Bayern gingen wieder auf Ulm, Nauendorf auf Illertissen zurück.

Unterdessen war der französische rechte Flügel (Lecourbe) schon nahe gegen Memmingen (bis Wurzach) vorgerückt; Kray, in dem Bestreben, sich abermals vorzulegen, marschierte am 10. früh ebendahin. Die Brigade Wrede hatte nach anstrengendem Marsch um 10 Uhr vormittags Memmingen erreicht und mußte sofort die Vorposten an der Straße nach Wurzach beziehen. Ehe noch ihre Aufstellung beendet war, wurden sie um 12 Uhr mittags von zwei französischen Divisionen über die Iller gedrängt, welche die Franzosen bei Aitrach überschritten. In einer Stellung auf den Höhen westlich von Memmingen von den Oesterreichern aufgenommen, kämpften die Bayern bis tief in die Nacht, and Wrede fiel auch hier die Aufgabe zu, den Abzug des Gros zu decken, mit dem Kray gegen Abend nach Ulm marschierte.[10])

Die Einleitung dieses Feldzuges ist als ein fast ununterbrochener Rückzug vom Rhein bis an die Iller anzusehen, in dem die Armee nahezu ständig auf dem Marsche oder im Gefecht war. Was die Truppen dabei erduldet hatten, drückt ein Augenzeuge mit den Worten aus: „Da stand sie nun, die vor 19 Tagen noch so furchtbare Armee, die Hoffnung und Schutzmauer vieler Millionen, nach sechs fürchterlichen Märschen, sieben schlaflosen Nächten und vier zwölfstündigen unentschiedenen Gefechten, entmutigt, abgemagert und verhungert." Auch die Bayern waren seit 23. April von Heidelberg unausgesetzt im Marsch und hatten in drei Gefechten die Arrieregarde gebildet.

In Ulm, wo nun die Truppen endlich die unbedingt nötige Ruhe finden sollten, trafen auch die noch fehlenden Abteilungen ein (Sztarray und die Brigade Deroy), dagegen war die Verbindung mit den Truppen der Schweiz nun endgültig abgeschnitten.[11]) Infolgedessen und bei den großen Verlusten verfügte Kray nunmehr über höchstens 70,000 Mann, während Moreau trotz des Abganges von 10,000 Mann nach der Schweiz noch über 80,000 Mann besaß.

Die Bewegungen der Franzosen in der nächsten Zeit[12]) sind lediglich als Versuche Moreaus anzusehen, Kray aus der festen Stellung bei Ulm herauszulocken. Zu dem Ende rückt er über die Iller gegen Mindel und Lech vor und breitet sich in unserem Gebiete aus, während Kray zweimal aus Ulm gegen die dort verbliebenen Truppen ohne Erfolg vorzubrechen suchte (16. Mai, 5. Juni). Bei dem zweiten, mit bedeutenden Kräften unternommenen Ausfall erleichterte die nun vereinigte bayerische Division durch Abwehr eines Flankenangriffes ganz wesentlich den Rückzug nach Ulm. (Treffen bei Weidenbühl am 5. Juni.)

Schon vorher war der rechte Flügel der Franzosen (Lecourbe) bis an den Lech vorgerückt und hatte am 27. Mai Augsburg besetzt. Kray hatte daher eine Kavallerie-Abteilung (Meerfeldt) dahin beordert und suchte nun den Kurfürsten zur Entsendung starker Kräfte an den Lech zu bewegen, erreichte jedoch nur, daß die Uebergänge bei Augsburg und Landsberg von kleinen Detachements besetzt wurden.[13])

Nach längerem unentschlossenen Verhalten begannen nun vom 10. Juni ab energische Vorwärtsbewegungen der Franzosen zunächst gegen den Lech. Dabei wurden die Uebergänge bei Augsburg, Schongau und Landsberg genommen, dann aber die österreichischen Vortruppen auf der ganzen Linie gegen die Donau und schließlich über den Strom zurückgedrängt. Am 19. Juni ging Moreau, der vorher seine Hauptkräfte in der Nähe vereinigt hatte, bei Grenheim (nahe bei Höchstädt) überraschend über die Donau.

Flügel (St. Suzanne) bei Straßburg im Brückenkopf Kehl und von da am Rhein bis zum Neckar 19,000 Mann, Reserve (Moreau) in Basel und Ober-Elsaß 28,000 Mann, zusammen 104,000 Mann. Ferner in der Schweiz (Montchoisy) 8200 Mann; Oesterreicher: Rechter Flügel (Sztarray) in Heidelberg und am Rhein vom Neckar bis Renchen. Ein Detachement in Freiburg 110,00 Mann; Mitte (ohne Oberbefehl) Kienmayer bei Offenburg, 9700 Mann, Nauendorf zwischen Schaffhausen und Säckingen am Rhein 11,300 Mann; Kolowrat zwischen Schaffhausen und Ueberlingen am Bodensee 13,300 Mann; Reserve bei Villingen, Donaueschingen ꝛc. 18,000 Mann, zusammen 68,300 Mann; linker Flügel (Prinz Reuß) in der Schweiz 16,000 Mann.

8) Von den noch fehlenden Abteilungen trafen die Brigade Wrede in der Schlacht von Möskirch, die Abteilung Kienmayer erst nach dieser Schlacht ein, während die Abteilung Sztarray (mit Brigade Bartels) sowie die Brigade Deroy in Ulm zur Hauptarmee stießen.

9) Alle bis jetzt über diesen Krieg erschienenen Werke enthalten Lücken. Wir schildern daher hier wie im folgenden die Ereignisse so, wie sie nach den verschiedenen Darstellungen am wahrscheinlichsten sind. Danach hatten die Bayern als Vorhut des Erzherzogs Buchheim erreicht, während das Gros des Erzherzogs noch im Anmarsch von Neuhausen ob Egg war. Durch gleichzeitiges Vorgehen der Vorhut (Wrede) auf Altheim und Spitzen des Gros auf Worndorf wurden die Franzosen in der Flanke gepackt, dann aber die Truppen des Erzherzogs selbst überflügelt. Der Plan: „Schlacht bei Möskirch" in Kausler und Wörl gibt ein sehr übersichtliches Bild. (Vergl. Kausler und Wörl, sowie Heilmann: „Fürst Wrede").

10) Die Darstellung ist in den verschiedenen Werken lückenhaft. Namentlich fehlen die Angaben darüber, wieweit die Oesterreicher an dem Kampfe teilgenommen haben. Nur so viel scheint festzustehen, daß auch hier Wrede die Aufgabe zufiel, den Rückzug der Armee zu decken und es durch das Ausharren seiner Truppen auch gelang, die Armee aus einer schwierigen Lage zu befreien. Das Verhalten Wredes und seiner Truppen wurde auch von Kray besonders anerkannt und Wrede vom Kurfürsten zum Generalmajor befördert. (Vergl. Heilmann: „Fürst Wrede".)

11) Prinz Reuß, der sich von schwachen Truppen des Gegners in der Schweiz festhalten ließ, hatte sich bisher auf Entsendung eines schwachen Detachements in das Gebiet nördlich des Bodensees (Wangen—Isny) beschränkt und begnügte sich auch später mit dem Festhalten der Gebirgspässe, wo er uns dann wieder begegnen wird.

12) Die Franzosen standen im allgemeinen mit schwachen Truppen zwischen Blau und oberer Donau, mit den übrigen in wechselnden Stellungen beiderseits der Iller zwischen Lech und oberer Donau.

13) Zwei Kompagnien nach Friedberg, eine Kompagnie nach Landsberg. Die Brücke bei Schongau war von Truppen des Prinzen Reuß besetzt.

Die schwachen Vorposten wurden rasch gegen Höchstädt und Donauwörth zurückgedrängt und Moreaus Truppen auf den rasch hergestellten Brücken bei Grenheim, Dillingen und Lauingen übergeführt, ehe die Reserven von Ulm herankamen. Nach kurzem Gefecht (bei Gundelfingen) gingen die Oesterreicher hinter die Brenz. Kray, in seiner Rückzugslinie bedroht, suchte nun den Feind nördlich zu umgehen, erreichte in anstrengenden Märschen am 23. abends Nördlingen und zog nun über Monheim nach Neuburg. Der Gegner hatte diesen Marsch nicht ernstlich zu stören vermocht.[14]) Bei Monheim hatten die Bayern einen leichten Zusammenstoß mit dem Feinde.[15])

Moreau, der schon vorher eine Division (Decaen) gegen Augsburg entsendet hatte, ging ebenfalls auf das rechte Donauufer zurück und schickte Lecourbe bei Rain über den Lech voraus, der am 27. vor Neuburg eintraf.[16])

Die völlig überraschten Oesterreicher leisteten mit den Bayern energischen Widerstand, bis in die Nacht wurde bei Ober- und Unterhausen mit äußerster Erbitterung gekämpft.[17]) Tags darauf gingen die Oesterreicher auf Ingolstadt zurück, Moreau aber folgte Decaen, der unterdessen die Truppen Meerfeldts nach Odelzhausen und von dort nach einem hitzigen Gefecht (27. Juni) über Dachau nach München zurückgedrängt hatte. In breiter Front rückten nun die Franzosen über Pfaffenhofen gegen Freising und Dachau nach München (29. Juni), von wo das Auxiliarkorps nach Straubing abgegangen war. Kray sah sich dadurch genötigt, hinter die Isar zurückzugehen, zunächst nach Landshut und von da nach Ampfing und Mühldorf am Inn.

Es folgt nunmehr eine Reihe kleiner Unternehmungen lediglich zu dem Zwecke, vor dem Abschluß des bevorstehenden Waffenstillstandes noch möglichst viel Land zu gewinnen. Zunächst gingen die Franzosen überall an die Isar vor, warfen die dort gebliebene Arrieregarde (Erzherzog Ferdinand) aus Landshut und drängten die österreichischen Posten bei München auf Ebersberg und Anzing zurück. Auch die Festung Ingolstadt wurde nun eingeschlossen.

Auf dem linken Donauufer war Ney gegen Eichstätt gerückt, während die Oesterreicher (Klenau) auf Regensburg auswichen. Ebenso wurden die Truppen des Prinzen Reuß, der nun in der Linie Benediktbeuern, Füssen, Immenstadt stand, überall ins Gebirge geworfen und dort festgehalten, während die Franzosen in Vorarlberg und in die Schweiz eindrangen.

Schließlich standen die Franzosen in der allgemeinen Linie Benediktbeuern—München—Freising—Landshut mit Vorposten über der Isar, als ein Waffenstillstand (von Parsdorf 15. Juli) dem Ringen ein vorläufiges Ende setzte.

Abermals war es unser bayerisches Gebiet, auf dem nun die Truppen von Freund und Feind sich monatelang gegenüberstanden, denn erst nach langen politischen Unterhandlungen und weiterer Verlängerung des Waffenstillstandes sollte der Kampf aufs neue beginnen. Durch die bisherigen Mißerfolge in Deutschland und Italien ungebeugt, versuchten die Oesterreicher aufs neue das Waffenglück, um dann schließlich in einer gewaltigen Katastrophe zu unterliegen. (Hohenlinden.)

---

14) Kray hatte auf die Nachricht von der Schlacht bei Marengo einen Waffenstillstand vorgeschlagen und durch die zwar vergeblichen Unterhandlungen immerhin Zeit gewonnen.

15) Vergl. Heilmann: „Fürst Wrede".

16) Die Division Richepanse verblieb vor Ulm und schloß die Festung ein. Die Division Ney verblieb auf dem linken Donauufer, wo die Oesterreicher ein Detachement (Klenau) an der Altmühl stehen ließen.

17) Die Bayern hatten auch hier Gelegenheit sich auszuzeichnen (siehe Heilmann: „Fürst Wrede" und „Feldzug 1800"); hier fiel auch der erste Grenadier Latour d'Auvergne, für den ein Denkmal bei Oberhausen steht.



Bücher und Zeitschriften.

Kant-Studien. Band XI, Heft 1. Die „Kant-Gesellschaft" hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon erfreulich entwickelt, wie dies der von Prof. Vaihinger erstattete zweite Jahresbericht kundgibt. Die Zahl der Jahresmitglieder ist von 79 auf 102, die Kant-Stiftung von 24,598 M auf 31,700 M gestiegen. Ein zweites Preisausschreiben, dessen nähere Bedingungen noch mitgeteilt werden sollen, wird angekündigt: „Das Problem der Theodiceen in der deutschen Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts, mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller." Für die beste Lösung der Aufgabe sind von Professor Walter Simon in Königsberg 1000 M zur Verfügung gestellt worden. Von den Abhandlungen des Heftes sei besonders die Arbeit von M. Rubinstein genannt: „Die logischen Grundlagen des Hegelschen Systems und das Ende der Geschichte", deren Thema eine dankenswerte Inhaltserweiterung der „Kant-Studien" bedeutet und deren Ausführung gründliches Wissen und scharfsinniges Denken bekundet. Die übrigen Aufsätze beziehen sich näher auf Kant und seine Kreise, so „Der Begriff des reinen Wollens bei Kant" von F. Behrend und „Hamann und Kant" von W. Lütgert. Beigefügt ist dem Heft die gute Reproduktion eines bisher wenig bekannten Kant-Bildes, das von dem Maler Pattrich herrührt und zu den vortrefflichsten Bildnissen des Philosophen zu rechnen ist.

Br.

Aus Kampf und Leben. Verse von Karl Wiegand. Frankfurt a. M., Druck und Verlag von Gebr. Knauer.

Ein mutiger Trotz und frischer Lebenshauch weht durch diese Lieder. Das rein lyrische Element des Buches tritt mit großer Wahrheit und Natürlichkeit hervor; alles ist da empfunden, erkämpft, erlebt. Der Dichter vernachlässigt oft die Form; der Klang, die Melodie tritt hinter den Inhalt zurück. Der Gedanke, das Erlebnis ist ihm die Hauptsache. Auch in den epischen Gedichten ist diese Grundrichtung zu bemerken. Sie sind meist von einem schweren gewichtigen Ernst durchdrungen und mit subjektiver Hingabe an den Stoff ausgeführt. — Aber es finden sich auch Gedichte, meist Stimmungsmalereien, in denen es dem Dichter gelingt, Seele und Gestalt seines Kunstwerkes in eine feine Uebereinstimmung zu bringen, in denen er für seine Gedanken den rechten wiederklingenden Ton findet. — Man wird dieses Buch gern lesen. Eine mutige Lebenskraft und eine edle Begeisterung für alles Große und Gute werden auf den ernsten Leser nicht ohne Eindruck bleiben.

S. B. W.

Allgemeine Rundschau.

Das englische archäologische Institut in Rom.

Die „British School at Rome", die seit einigen Jahren existiert und schon mehrere stattliche Publikations-Bände herausgegeben hat, tritt jetzt auch mit öffentlichen Sitzungen auf, deren erste am 4. Januar stattgefunden hat. Es sprach in Gegenwart zahlreicher Engländer und auch der hervorragendsten römisch-deutschen Archäologen zunächst der zweite Direktor der British School at Rome, Dr. T. Ashby jr., über „Cinquecento-Stiche mit Darstellungen klassischer Skulptur", wobei er, wie wir dem Athenaeum entnehmen, zuerst betonte, daß der Einfluß der Antike hier mehr ein genereller ist und eine akkurate Wiedergabe damals vorhandener Skulpturen viel weniger häufig stattfindet, als man hätte erwarten sollen. In gewissen Fällen kann man allerdings daraus lernen; namentlich erscheint in den Werken des Marcantonio Raimondi und seiner Schüler eine Anzahl Darstellungen berühmter plastischer Werke. Die Laokoongruppe zeigt z. B. bei einem Vergleich des Originalstiches des Marco Dente mit den darauf beruhenden Kopien des Nicolas Beatrizet den allmählichen Fortschritt der an ihr vorgenommenen Restaurierungen. Im „Speculum Romanae Magnificentiae", den zwischen 1544 und 1575 von Antoine Lafeery (aus Salins im Jura) publizierten Kupferstichen von römischen Antiquitäten und gleichzeitigen Bauten, findet sich brauchbares Material. Die erste sich ausschließlich auf Skulpturen beziehende Kollektion von Kupferstichen erschien 1570, „Antiquarum Statuarum Urbis Romae liber primus"; die 52 Tafeln stehen als Kunstwerke unter denen des „Speculum", sind aber selbständige Arbeiten. 1578 erschienen 100 Tafeln als Buch 1 und 2 des gleichen Werkes, worunter viele aus dem Vatikan stammende Skulpturen abgebildet waren, die unter der Regierung Pius' V. (1566—1572) nicht zugänglich gewesen waren. Als drittes und viertes Buch dieser

Sammlung wurden 1596 weitere 100 Tafeln in sehr minderwertiger Ausführung herausgegeben. Ein Album von 75 Tafeln erschien 1584; Lorenzo della Vaccaria hat dafür nicht viel Originalstudien gemacht. Wichtig sind zwei Sammlungen von Porträtbüsten, die Lafrery aus den Kollektionen des Achilles Statius (1569) und Fulvius Ursinus (Orsini) (1570) publiziert hat. — Ashby sprach dann noch über den berühmten Plan von Venedig aus dem Jahre 1500 (10 auf 5 Fuß im Umfang groß), den man zuweilen dem Jacopo de' Barbari zuschreibt, ein Zwischending zwischen Plan und Vogelschauansicht. — Es folgte ein Vortrag des Mr. A. J. B. Wace über zwei jetzt im Louvre befindliche Reliefs mit einem Extispicium (Eingeweideschau) vor dem Tempel des Jupiter Capitolinus und einem Opfer von zwei Stieren späteren Stils. Im 16. Jahrhundert waren sie im Palazzo dei Conservatori und sind damals vielfach gezeichnet worden, u. a. von Panvinius und Pierre Jacques. Eine Zeichnung von Antonio da San Gallo dem Jüngeren zeigt das erstere Relief noch vollständig mit dem jetzt verlorenen Giebel des Jupiter Capitolinus-Tempels; es war 1540 auf dem Trajansforum gefunden. Flaminio Vacca beschreibt ferner 1594 mehrere auf dem Trajansforum gefundene Reliefs, darunter auch das jetzt in der Villa Medici befindliche mit einem auf dem Rücken seines Pferdes über einen Fluß schwimmenden Dacier. Daraus schließt Wace, daß alle diese Dekorationen vom Trajansforum stammen. Das Extispicium hänge mit Trajans Abreise zum dacischen Feldzug zusammen, sei auch trajanisch im Stil; die Opferszene aber, zusammen mit von Panvinius gemachten Zeichnungen verlorener Teile, gehöre zu einem Triumphzug, wahrscheinlich dem Parthischen des Marcus Aurelius und Lucius Verus im Jahre 166 n. Chr. Denn Trajan habe sein Forum gar nicht fertig gebaut, das erst unter Hadrian vollendet und unter den Antoninen weiter verschönert worden sei. Alle diese Reliefs gehörten zur Sammlung des Prospero Boccapaduli, der von 1555 an im Konservatorenpalaste in amtlicher Eigenschaft gewohnt hat; aus diesem Grunde konnten die Künstler sie im Konservatorenpalaste gesehen haben. Wie der Bericht des Athenaeum sagt, gab Hülsen seine Uebereinstimmung mit diesen wichtigen, die Architektur des Trajansforums betreffenden Deduktionen kund. — Ich bemerke noch, daß die Mitglieder der British School of Rome das verdienstvolle Werk eines wissenschaftlichen Katalogs der Skulpturen der römischen Munizipalsammlungen unternehmen und ihre Vorarbeiten für die beiden Museen des Kapitols und des Magazzino Archeologico auf dem Coelius bereits begonnen haben. Selbstverständlich sollen diese Kataloge ausführlicher abgefaßt werden als der Helbigsche Führer, der die drei Kommunalmuseen auch schon behandelt.

M.

*

Alphonse Karr.

H. Jüngst hat man dem französischen Dichter Alphonse Karr, wie in diesen Blättern gemeldet wurde, ein Denkmal errichtet; auch Ortsstraßen in französischen Städten sind nach ihm benannt worden. In Etretat wohnte ich selbst in einer Rue Alphonse Karr, und es interessierte mich deshalb, von dem gefeierten Manne etwas zu lesen. Der Roman „Sous les tilleuls" wurde mir als eines seiner besten Werke empfohlen, ich habe aber selten eine größere Enttäuschung erlebt. Das Buch ist geradezu verrückt. Die Geschichte spielt in Deutschland und beginnt recht anmutig idyllisch in Briefen, die in Ton und Stimmung einigermaßen an den jungen Werther erinnern. Bald aber häufen sich Exzentrizitäten und zynische Roheiten in geradezu widerlicher Weise. Der Held der Erzählung, Stephan, dem die Hand der Geliebten versagt wird, rächt sich an der Menschheit, indem er jede Frau, die ihm begegnet, verführt. Als er den Tod der Geliebten erfährt, die er im Leben nicht umarmen konnte, steigt er nachts in den Friedhof ein und gräbt ihre Leiche aus dem Boden, um sie zu liebkosen. Vermutlich hat Karr nicht Deutsch verstanden; um aber das deutsche Lokalkolorit zu wahren, zitiert er häufig Gedichte von Schiller und Goethe, die nur den einen Fehler haben, daß sie nicht von Schiller und Goethe, sondern vermutlich von Herrn Karr selbst verfaßt sind. So dient z. B. ein größeres Gedicht von „Schiller", Chant du pêcheur, in welchem ein Fischer seine geliebte Marie in volksliedmäßigem Tone besingt, als Motto eines Kapitels. Herr Karr war hiernach als Dichter offenbar ebenso absonderlich wie als Mensch, und es ist wohl nicht zu verwundern und nicht zu beklagen, daß seine Schriften auch in Frankreich wenig mehr gelesen werden. Das Denkmal wird ihn vor der Vergessenheit nicht schützen.

*

Eine medizinische Schule in Peking.

* Die Morning Post enthält einen äußerst interessanten Artikel ihres Pekinger Korrespondenten über die Eröffnung der ersten medizinischen Schule in Peking, auf der chinesische Studenten in einem fünfjährigen Kursus eine vollständige medizinische Ausbildung erhalten können. Es ist bezeichnend, daß die Chinesen selbst, die sich bisher stets ablehnend gegen die westliche Doktorkunst gezeigt haben, nicht unwesentlich zu den Kosten der Errichtung beigetragen haben. Die ganze Art der Eröffnung ist bezeichnend für den neuen Geist, der über China gekommen ist.

Die Schule wurde von dem Präsidenten des Auswärtigen Amtes, Na-tung, eröffnet. Nur wenige Schritte entfernt von dem neuen Gebäude steht das Sühnedenkmal, das die Chinesen für die Ermordung unseres Gesandten Baron Ketteler zu errichten hatten. Die neue Peking-Polizei, in gelb eingefaßter Uniform und bewaffnet mit Mausergewehren, macht einen vorzüglichen Eindruck. Die chinesischen Würdenträger kamen nach alter Sitte in ihren alten, schwerfälligen zweiräderigen Pekingkarren, und der Kontrast zwischen der alten Zeit, die versinkt, und der neuen, der sich China anbequemt, war ein gewaltiger und bedeutungsvoller. Alle Nationalitäten, die in Peking vertreten sind, wohnten der Eröffnungszeremonie bei. Unter ihnen der britische und der amerikanische Minister. Die englischen Reden wurden ins Chinesische übersetzt und die chinesischen ins Englische. Nach den offiziellen Reden, wobei Sir Robert Hart, der Generalinspekteur der Zölle, von dem man oft sagt, daß er chinesischer als die Chinesen sei, besonders betonte, daß die medizinische Schule dazu berufen sei, die zukünftigen chinesischen Militärärzte auszubilden, wurde die Schule von der Gesellschaft besichtigt.

Die Schule ist mit allen modernen Errungenschaften ausgerüstet und mit einem Lehrkörper von neun ordentlichen Mitgliedern und dreizehn Assistenten versehen. Die Schule enthält ein Hospital zur Behandlung von besonders interessanten Fällen. Zweihundert Studenten sind bereits um ihre Aufnahme eingekommen. Die Schule hat vorläufig Platz für etwa 80 und umfaßt einen fünfjährigen Kursus. Die Aufnahmeprüfung besteht in Chinesisch, Englisch und verschiedenen naturwissenschaftlichen Zweigen. Die beiden ersten Jahre werden ausgefüllt von Vorlesungen und Arbeiten im Laboratorium, die drei letzten Jahre von einer praktischen Ausbildung in Wundarznei und anderen Spezialgebieten. In dem letzten Jahre wird der Student verwendet als Assistent im Hospital. Die Schlußprüfung wird vor einer internationalen Kommission abgelegt und verleiht das Recht der Führung des Doktortitels. Es ist ferner beabsichtigt, mit der Zeit ähnliche Schulen im ganzen chinesischen Reich anzulegen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Ergebnisse der Tuberkulinprüfung in Schweden. Nach dem Jahresbericht des schwedischen Landwirtschaftsministeriums für 1904 wurden, wie wir den „Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamts" entnehmen, der Tuberkulinprüfung im Berichtsjahre insgesamt 61,801 Stück Rindvieh unterworfen. Die Impfprobe erstreckte sich auf 1726 ganze Bestände und 6555 einzelne Tiere. Von den Beständen wurden 914 mit einer Stückzahl von 19,049 Tieren zum erstenmal geimpft; hiervon reagierten im Durchschnitt 27 Prozent. Von Tieren im Alter von 2 Jahren und darüber reagierten 30.3 Prozent, von 1 bis 2 Jahre alten Tieren 24.9 und von Tieren unter 1 Jahr 12 Proz. Bei 417 dieser Bestände = 45.6 Proz. trat eine Reaktion nicht auf. Von 812 Beständen mit 36,197 Tieren, bei denen die Tuberkulinimpfung wiederholt ausgeführt war, reagierten durchschnittlich 4.7 Prozent. Von Tieren im Alter von 2 und mehr Jahren reagierten 4.7 Proz., von solchen zwischen 1 und 2 Jahren 4.6 Proz. und von solchen unter 1 Jahr 4.7 Proz. Völlig reaktionslos verlief die Impfung bei der erneuten Prüfung in 410 Beständen. Von Beständen mit 1 bis 15 Tieren reagierten 172 = 26.2 Proz., während 319 = 65 Proz. keine Reaktion zeigten. Unter Beständen von 16 bis 30 Tieren trat bei 175 = 25.7 Proz. eine Reaktion auf, während dies in 77 Beständen = 30.6 Proz. nicht der Fall war. Bestände von 31 bis 60 Tieren wiesen in 101 Fällen = 38.6 Proz. Reaktionen auf, und 18 Bestände = 15.1 Proz. erschienen als reaktionsfrei. Von Beständen mit 61 bis 100 Tieren reagierten 39 = 44.5 Proz., während 3 = 7.1 Proz. keine Reaktion aufwiesen; von Beständen mit über 100 Tieren wurden 10 = 63.7 Proz. als reagierend festgestellt. Das Landwirtschaftsministerium hat im Laufe des Jahres 27,088.20 Gramm Tuberkulin an Tierärzte abgegeben. In der Zeit vom 15. Oktober 1897 bis 1898 und in

den Jahren 1899 bis 1904 wurden im ganzen 428,454 Tiere der Tuberkulinprüfung unterworfen. Die erstmalige Prüfung erstreckte sich auf 8701 Bestande mit 226,815 Tieren. Bei 3462 dieser Bestande trat eine Reaktion nicht ein.

t. **Geographische Medaillen.** Die Londoner Geographische Gesellschaft hat ihre diesjährige Verteilung von Medaillen und anderen Ehrenbezeigungen vorgenommen. Diesmal ist im Gegensatz zu früheren Jahren nur ein einziger ausländischer Forscher mit einer Auszeichnung bedacht worden, und zwar der Franzose Grandidier, der für die Ergebnisse seiner jahrelangen Arbeiten in Madagaskar die Gründermedaille der Gesellschaft erhalten hat. Die Patronatsmedaille ist dem Leiter der Geologischen Landesuntersuchung von Kanada, Dr. Robert Bell, zugesprochen worden, der sich um die Erkundung namentlich der östlichen Teile von Kanada, insbesondere der Halbinsel Labrador, große Verdienste erworben hat. Die zu Ehren der Königin Viktoria gestiftete Forschungsmedaille ist an Professor Ramsay verliehen worden, der seit einer Reihe von Jahren mit Studien über die alte Geographie beschäftigt gewesen und eine anerkannte Autorität auf diesem Gebiet geworden ist. Die Murchison-Stiftung erhielt Major Davis für seine Forschungen in Hinterindien und im südlichen China, genauer in Siam, den Schan-Staaten, im Bergland der Katschin und in den chinesischen Provinzen Yünnan und Sz'tschwan. Die Stiftung zum Gedächtnis des in Abessynien umgekommenen Forschungsreisenden Gill hat diesmal den Major Gibbons bedacht für seine Reisen und Aufnahmen, die er im Barotse-Land (Nord-West-Rhodesia), im nördlichsten Teil des britischen Südafrika im Verlauf von zwei Expeditionen 1895—1896 und 1898—1900 ausgeführt hat. Weitere Preise wurden zuerkannt dem Major Austin für seine Forschungen während der Jahre 1900 und 1901 in dem Gebiet des Rudolf-Sees und des Sobat, eines Nebenflusses des Weißen Nils, sowie für eine Expedition von Omdurman über den Rudolf-See nach Mombasa, ferner an Major Bright für Erkundungen im Sudan, in Uganda und in Britisch-Ostafrika.

⊙ **Das Lombroso-Jubiläum.** Der sechste internationale Kongreß für Kriminelle Anthropologie wird unter dem Zeichen von Cesare Lombroso stehen, und zwar aus einer ganzen Reihe von Gründen, die freilich wohl untereinander zusammenhängen. Einmal wird er (vom 28. April bis 3. Mai) in **Turin** stattfinden, wo Lombroso Professor an der Universität ist. Ferner gilt dieser Gelehrte überhaupt als eine führende Autorität in der kriminellen Anthropologie, und drittens trifft der Kongreß mit einem wissenschaftlichen Jubiläum zusammen, indem gerade 25 Jahre vergangen sind, seit Lombroso zum ordentlichen Professor der gerichtlichen Medizin und Psychiatrie ernannt worden ist. Der Besuch des Kongresses, der in der Aula Magna der Universität seine Sitzungen eröffnen wird, verspricht auch durch die zahlreiche Teilnahme hervorragender Fachleute einen interessanten Verlauf. Den Vorsitz wird der frühere italienische Unterrichtsminister Bianchi führen. Vom Ausland haben sich unter anderen angemeldet: v. Hamel, Max Nordau und Richet, und auch aus Amerika ist eine große Reihe von Gelehrten zu erwarten. Unmittelbar nach der Eröffnungsrede wird die Ueberreichung der Ehrengaben an Lombroso stattfinden. Sie werden bestehen aus einer Targa artistica e simbolica, einem von Bitolfi entworfenen Ehrenschild, ferner aus einer von demselben Künstler geschaffenen goldenen Medaille und einem reichverzierten Album mit Einzeichnungen der hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, die seit langem in Lombroso ihren eifrigsten Vorkämpfer schätzt. Festliche Veranstaltungen sind außerdem von der Stadt, der Künstlergesellschaft (Circolo degli Artisti) und von der Akademie der Medizin in Aussicht genommen worden; in letzterer wird Lombroso selbst die „Congressisti" in einer Serata d' Onore empfangen. Außerdem ist noch eine künstlerische Exkursion durch das Tal von Aosta geplant, wobei der Historiker des Alten Rom, Guglielmo Ferrero, die Erklärung der berühmten Altertümer übernehmen wird. Der Kongreß wird übrigens die erste wissenschaftliche Versammlung sein, die seit der teilweisen Zerstörung der Bibliothek von Turin durch Feuer in dieser Stadt abgehalten wird.

□ **Der Sechste Internationale Kongreß für angewandte Chemie** wird am 26. April in **Rom** durch den König von Italien eröffnet werden. Die Arbeiten werden sich in elf Abteilungen vollziehen, für deren jede ein umfangreiches Programm vorliegt. Viele der hervorragendsten Chemiker Europas und Amerikas haben ihre Teilnahme angemeldet und Vorträge angekündigt. Unter letzteren sind namentlich zu erwähnen die von Dr. Frank (Berlin) über die unmittelbare Ausnutzung des Luftstickstoffes für die Herstellung von Dungstoffen und anderen chemischen Erzeugnissen, von Professor Moissan in Paris über die Destillation der Metalle, von William Ramsay in London, der sich nunmehr auf ein ganz neues Gebiet der Forschung zu begeben scheint, über die Reinigung von Abwässern. Innerhalb der einzelnen Abteilungen werden noch folgende Vorträge besonders herausgehoben: Professor Garelli und Barbieri über die Gewinnung von Thorium und Cerium und ihre Ausnutzung für das Gasglühlicht; in der Abteilung für Metallurgie Stassano über den gegenwärtigen Stand und die Zukunft der wärmeelektrischen Metallurgie, namentlich mit Bezug auf die Stahlfabrikation; in der Abteilung für landwirtschaftliche Chemie Dr. Stoklasa über chemische Verbindungen während der Herausziehung des Bodenstickstoffes durch Batterien und Professor Remy über die Bedeutung der Bodenuntersuchung auf Batterien; in der hygienischen Abteilung Dr. Jolles über die heutige Kenntnis der Fette vom Standpunkt der physiologischen Chemie; in der Abteilung für Elektrochemie Professor Moissan über die Calciumkarbid-Industrie in Frankreich; Professor Ehrlich über Toxine und Antitoxine u. s. w. Die italienischen Staatsbahnen haben den Mitgliedern des Kongresses und ihren Damen eine Ermäßigung der Fahrpreise von der Grenze bis Rom um etwa 60 v. H. bewilligt und auch die Fahrpreise für weitere Reisen herabgesetzt, namentlich mit Rücksicht auf einen Besuch der Weltausstellung in Mailand. Das Bureau des Kongresses befindet sich in Rom, Via Panisperna 89.

-rt- **21. Versammlung der Astronomischen Gesellschaft.** Die internationale Astronomische Gesellschaft, Präsident Prof. H. v. Seeliger (München), ladet in der letzten Nummer der Astronomischen Nachrichten zur Beteiligung an der statutengemäß in diesem Jahre abzuhaltenden ordentlichen Versammlung ein, die gemäß den vor zwei Jahren in Lund gefaßten Beschlüssen in **Jena**, und zwar in der Zeit vom 12. bis 15. September einschließlich, stattfinden wird. Anträge oder Mitteilungen, welche Mitglieder an die Versammlung zu richten beabsichtigen, sind, den Bestimmungen der Statuten zufolge, vorher bei dem Vorstand einzureichen, der zur geschäftsmäßigen Vorbereitung der Versammlung einige Tage vor deren Beginn in Jena zusammentreten wird. Die Mitglieder werden ersucht, sich nach ihrer Ankunft in Jena behufs Entgegennahme von näheren Mitteilungen auf der dortigen Universitätssternwarte anzumelden.

✖

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Der Privatdozent Dr. O. **Römer** wurde nach der Frankfurter Zeitung zum außerordentlichen Professor mit dem Lehrauftrag für Zahnheilkunde und zum Direktor der Poliklinik für Zahnkrankheiten ernannt.

* **Bonn.** Der hiesige Privatdozent Prof. Dr. K. **Drescher** hat einen Ruf als außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur an die Universität Breslau erhalten und angenommen. Er tritt zugleich in die Leitung der von der preußischen Regierung unternommenen Herausgabe der Werke Martin Luthers, und zwar als Nachfolger von Prof. Pietsch-Greifswald.

hc. **Kiel.** Professor Dr. phil. Wilhelm **Benecke**, Privatdozent für Botanik, ist zum Abteilungsvorsteher am Botanischen Garten der hiesigen Universität ernannt worden.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 19. April. Nummer 90.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Es ist erreicht!

„Schon jetzt, kaum zwei Wochen nach dem Erscheinen dieses merkwürdigen Romans, beginnt die intransigente Richtung in der katholischen Kirche gegen die reformistische Richtung, die in ihm zum Ausdruck gelangt, mobil zu machen. Ein römisches Blatt berichtete, daß das Buch bereits auf den Index gesetzt sei. Diese Nachricht hat sich nicht bestätigt und wird wohl kaum jemals Bestätigung finden. Denn so unklug ist die römische Kurie nicht, daß sie ein Buch feierlich verdammen sollte, das doch in ihren Augen nur eine Dichtung also eine Erdichtung, enthält.“ Diese Vermutung, welche der Rezensent des neuesten Romans von Antonio Fogazzaro: „Der Heilige“, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Nr. 268 vom 19. November 1905) aussprach, hat sich nicht bestätigt. Er hat die Klugheit der römischen Kurie gewaltig über-, die Wühlarbeit der intransigenten Richtung aber ebenso sehr unterschätzt! Am 6. April 1906 ist tatsächlich der vielbesprochene Roman auf den Index gesetzt worden und damit auch die in der katholischen Zeitschrift Hochland erscheinende Uebersetzung verboten worden. „Libri ab Apostolica Sede damnati, ubique gentium prohibiti censeantur et in quodcumque vertantur idioma“, d. h. „Vom Apostolischen Stuhl verurteilte Bücher sollen überall als verboten gelten, und zwar in jeder Uebersetzung“. (Constit. Leonis Papae XIII cap. IV, Nr. 45; vgl. Decr. S. C. Ind. 19. Mai 1898, Acta S. Sedis XXX 698.) Diese neueste „Tat“ der römischen Kurie wirft ein grelles Licht auf die gegenwärtigen Verhältnisse in Rom und zeigt klar und deutlich, wie unrecht jene hatten, die sich von dem Pontifikatswechsel eine große Umwälzung und einschneidende „Reformen“ versprachen. Die Macht der intransigenten Richtung ist ungebrochen. Erst Bonomelli, dann Fogazzaro. Beide glühende italienische Patrioten und nicht minder glühende Katholiken, beseelt von ernstem Eifer für die Verwirklichung des christlichen Ideals. Der greise Kirchenfürst von Cremona den der unvergeßliche Spektator bereits vor 10 Jahren (1896 Nr. 125 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung) neben Bischof Scalabrini den einzigen italienischen Bischof nannte, der im ganzen Lande Notarietät und allgemeine Verehrung genieße, und Antonio Fogazzaro, nach dem gewiß unverdächtigen Urteil des Herderschen Konversationslexikons „neben Manzoni der beste neuere Erzähler Italiens“ — beide waren schon längst den Jesuiten ein Dorn im Auge, und es ist wohl kein bloßer Zufall, daß der Präfekt der Indexkongregation, der „deutsche“ Kardinal Steinhuber, Jesuit ist! Denn gerade von den Jesuiten wurde der Feldzug gegen den Dichter eröffnet und mit steigender Erbitterung geführt. Allen voran Alexander Baumgartner, der Verfasser der Geschichte der Weltliteratur, der Verunglimpfer eines Goethe, eines Lessing, der sich noch erst vor kurzem anläßlich des Erscheinens seiner französischen Literaturgeschichte von hervorragenden Fachmännern seine Unfähigkeit für eine objektive und sachliche Würdigung Andersdenkender bestätigen und selbst in den führenden katholischen Preßorganen eine scharfe Kritik über sich ergehen lassen mußte. Der „Fall“ Fogazzaro war aber auch zu günstig! Nicht nur, daß man den verhaßten „liberalen Reformkatholiken“ durch ein Verdikt der Indexkongregation mundtot machen zu können glaubte, man erblickte auch darin eine hochwillkommene Gelegenheit, der rasch emporgeblühten, viel zu freien Zeitschrift Hochland, die sich vermaß, den verpönten Roman den deutschen Katholiken zugänglich zu machen, Steine in den Weg zu legen, ihr die weitere Existenz womöglich zu untergraben.

Nicht weniger als drei Aufsätze in den „Stimmen aus Maria-Laach“ hat Baumgartner an den literarischen „Totschlag“ des Dichters gewandt. Im ersten Artikel (7. Januar), „Antonio Fogazzaros Gedichte und Romane“, spielt der Kritiker sein Präludium noch etwas piano und lento, aber der Boden wird vorbereitet für die immer stärker werdenden Angriffe der folgenden Ausführungen. An der Spitze jener literarischen Richtung, „welche aus dem Sumpfe des Materialismus heraus wieder zu den Höhen echter Dichtung emporstrebt, allerdings nicht mit der vollen Klarheit und Entschiedenheit des katholischen Standpunktes, sondern mit allerlei Anhänglichkeiten und Zugeständnissen an den antikirchlichen Zeitgeist“ (S. 75), steht dermalen Antonio Fogazzaro. In seiner Familie zu Vicenza „herrschte eine gediegene Religiosität“, die sich indes an das Wesentliche hielt, neuen, äußeren Andachtsformen abhold war und von einer mächtigen patriotischen Begeisterung etwas ins liberale Fahrwasser hinübergedrängt wurde, als in den großen politischen und kirchenpolitischen Kämpfen der Zeit die Interessen des irdischen Vaterlandes mit jenen des himmlischen (!) in Konflikt gerieten.“ Der geistliche Onkel Giuseppe war ein ungeteilter Bewunderer Rosminis und diese Begeisterung ging von dem Onkel auf den Neffen über. Aber die „erbliche Belastung“ ist noch schlimmer: mit der unbegrenzten Verehrung für Rosmini nahm Antonio aus dem Vaterhause „eine tiefwurzelnde Abneigung gegen die Jesuiten“ mit. „Einen feingebildeten Führer in den literarischen Studien fand er an dem Abbate Giacomo Zanella, der ihm während seiner Lyzealjahre Privatunterricht erteilte.“ Die Erstlingswerke der Muse Fogazzaros kamen ziemlich glimpflich weg. Zwar meint Baumgartner von dem Roman „Daniele Cortis“: „Das beständige Nachtwandeln am Abgrund herum“ (d. h. der

Kampf der mit einem rohen, nichtssagenden Menschen, einem vornehmen Bummler, Spieler und selbst Abenteurer vermählten Heldin und ihres Liebhabers) müsse „dem ernsten Leser einen peinigenden Eindruck machen." Auch das politische Programm Danieles, „eine katholische Mittelstellung zwischen den Forderungen der Klerikalen und jenen der schroff kirchenfeindlichen Parteien, so etwas wie die christliche Demokratie", ist natürlich ganz und gar nicht nach seinem Herzen. „Aber vielen Italienern sprach Fogazzaro recht aus der Seele." (S. 84).

Den Roman „Kleinleben der (guten) alten Zeit" (Piccolo mondo antico, 1896) könnte man, nach Baumgartner, „mit viel mehr Recht einen Tendenzroman nennen, als die häufig als solche verschrienen Romane des P. Bresciani, welche die italienische Bewegung von ihrer anderen Seite zeigen. Es ist auch zu viel gesagt, wenn man Fogazzaro jetzt zum ersten großen Erzähler neben Manzoni macht. Bresciani kann sich zwischen den beiden gar wohl sehen lassen."[1]) Der Held der an diesen Roman anknüpfenden „Kleinwelt der modernen Zeit" (Piccolo mondo moderno, 1901) Piero Maironi, erinnert Baumgarten an die Helden früherer Romane und Novellen Fogazzaros: „Ob vorwiegend Dichter oder Politiker, armer Literat oder vornehmer Aristokrat, es ist immer wieder das junge moderne Genie, das, dessen ganzes Sinnen und Trachten (aber) hauptsächlich sich um das Ewig-Weibliche dreht, stets mit der verhängnisvollen Lust am Gefährlichen und Verbotenen" (S. 92). Man kann ja von dem Cölibatär kein besonderes Verständnis für derartige Kämpfe und Probleme erwarten, der Kritiker aber sollte andere Worte und einen anderen Maßstab dafür finden können! Der aber wittert überall nur „sinnlich-erotische Gefühlsschwelgerei" und „ungesunde Lust" und sieht hinter allen „komischen und halbkomischen Familienszenen, politischen Krähwinkeleien, Stadtklatsch, Toilettebeschreibungen und Kunstplaudereien" immer und immer nur die Verführungsgeschichte, „das Spielen und Kämpfen, das Liebäugeln und schließliche Paktieren mit dem geistigen Ehebruch." „Alles graviltiert schließlich auf die erotische Hauptverwicklung hin." Und noch ein anderes kann der Jesuit dem „begeisterten Verehrer Jung-Italiens" nicht verzeihen: „Der Katholizismus lebt und webt in der Kirche, und die Kirche hat nicht nur ein Herz, sie hat auch ein Haupt. Sie ist nicht nur eingesetzt, das Gefühlsleben sondern auch das Verstandesleben der Menschheit im Namen des höchsten Lehrers zu leiten. Sie ist kein religiöses System, das bloß das innere Leben des Menschen erfaßt, das ganze äußere Leben der Menschheit dem Staate überlassen kann. Ihre Gewalt erstreckt sich über Grenzgebiete (aha!), in welchen Kirche und Staat harmonisch zusammenwirken müssen, um die Menschheit ihrem höchsten Ziele entgegenführen zu können." Und hier weicht Fogazzaro von dem kirchlichen Standpunkte ab, „den nicht die Jesuiten erdichtet (wirklich nicht?!), nicht die Päpste erschaffen haben, der vielmehr aus der Natur der Kirche selbst folgt." Damit steht natürlich bereits am Schluß des ersten Artikels das Urteil für Baumgartner fest: Fogazzaro ist ein liberaler Katholik: „Mit einem solchen liberalen Katholizismus hätten die Katholiken Deutschlands nie den sogenannten Kulturkampf überstanden." Dem neuesten Roman „Der Heilige" ist dann der zweite Aufsatz (Februarheft, S. 191 ff.) gewidmet. In einer Anmerkung (S. 91) zum ersten Artikel hat Baumgartner bereits vorausgeschickt, der neue Roman sei „eher dazu angetan, neue Verwirrung in den Geistern anzurichten, als wirklich klärend zu wirken und den von „Problemen" aller Art abgehetzten Gemütern einen wohltuenden, erquickenden Kunstgenuß zu bieten".

[1]) Es soll das wohl ein „Hieb" für das katholische Herdersche Konversationslexikon sein, das von dem Jesuiten Bresciani (1798–1862) sagt: „Mitbegründer der Civiltà Cattolica; schrieb für diese eine Reihe vielfach aufgelegter und übersetzter religiös-historischer Tendenzromane", und von Fogazzaro: Der beste neuere Erzähler Italiens neben Manzoni.

Diese „klärende Wirkung" besorgt nun Alexander Baumgartner vom hohen Stuhl seiner bewährten (s. Französische Literatur!) Kritik aus. Wie „wohltuend und erquickend" diese auf den Leser wirkt, mag er selbst entscheiden.

„Wie alle vorausgegangenen Romane ist auch dieser Roman ein Liebesroman, aber einer von jenen, in welchen sie sich nicht kriegen." Zugleich ist er „mystischer Roman" und endet als „Bekehrungsroman". „In den Mystizismus aber fließt zugleich ein ganzes religiös-philosophisches und kirchenpolitisches Reformprogramm ein, und der Roman könnte auch den Titel tragen: Ein moderner Reformer." Und mit diesem „vernichtenden" Schlagwort hat der Kritiker eigentlich schon gleich eingangs seinen Haupttrumpf ausgespielt. Wir können hier selbstredend nicht auf alle Einzelheiten eingehen und setzen auch den Inhalt des Romans, wie er im November vorigen Jahres an dieser Stelle trefflich skizziert wurde, als bekannt voraus. Baumgartner nimmt seine Sache nicht leicht: er druckt zahlreiche Stellen im Wortlaut ab und macht seine Glossen dazu. Den Aeußerungen des „Heiligen" über das Wesen und die Einrichtung der Kirche, so „wunderschön, geradezu begeisternd" sie auch sein mögen, stellt er den „viel klareren, bestimmteren, im Grunde auch schöneren und poetischeren Unterricht" gegenüber, den das „Vatikanische Konzil" gegeben hat!! (S. 201 ff.) „Benedetto legt dem Privaturteil und dem Laienelement in der Kirche eine viel zu große Bedeutung bei" (ebenda); „das sind wesentlich protestantische Ideen, dieselben Reformideen, aus welchen einst die große Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts hervorgegangen, nur mit einem modernen freimaurerischen Anhauch." (S. 203.) Und deshalb Anathema: „Trotz aller schönen Worte von Demut, Liebe, Katholizismus und Kirchlichkeit ist Benedetto deshalb nichts mehr und nichts weniger als ein moderner Reformkatholik." (Ebenda.) Natürlich haben es Baumgartner ganz besonders die vier Geister angetan, die der kranken Kirche in den Leib gefahren sind, „um darin Krieg gegen den heiligen Geist zu führen". Er meint, was Benedetto dem Papst darüber berichte, dazu hätte es keiner besonderen Erleuchtung oder gar einer Vision bedurft. „Manches steht in den Schriften eifriger, kirchlich gesinnter Reformatoren alter und neuerer Zeit, anderes in den Broschüren und Büchern moderner Reformer, manches sogar in liberalen Blättern, wie bei Quirinus, und in den Kirchenpolitischen Briefen des Spektator." (S. 204 folgt in einer Anmerkung die Charakteristik der vier bösen Geister aus der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 268, 1905.) Die vatikanische Szene nennt Baumgartner den Höhepunkt des Romans. Aber jeder vernünftige Katholik werde über diese „wunderliche Audienz" den Kopf schütteln. Selbst der Evangelische Bund habe von der katholischen Kirche der Gegenwart wesentlich richtigere Begriffe geäußert. Zum Glück sei es bloß eine „Roman"-Audienz. (S. 207.) Der Schluß des Romans — der Tod des „Heiligen" — ist „das Schönste und Beste". „Man möchte fast sagen: Ende gut, alles gut! Aber — —" (S. 212.) Dieses „aber" wird nun weiter ausgesponnen; es ist das Reformprogramm des „Heiligen", „daß die Reform der Kirche und mit ihr die Rettung der Menschheit an die Laienwelt gewiesen sei", da die Hierarchie „am tiefsten von jenen Schäden erfaßt und darum ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen sei", was Baumgartner dazu bringt, dem Roman nur die „kurzlebige Aktualität eines Sensationsromanes" zuzuschreiben und den Dichter mit dem „Artikelschreiber eines liberalen Parteiblättchens" zu vergleichen!

Nun ist der Leser der „Stimmen aus Maria Laach" hinreichend vorbereitet für das Fazit des dritten Aufsatzes: „Fogazzaros religiöser und literarischer Standpunkt" (Märzheft, S. 315 ff.). Da wird aus Vorträgen, Gedichten, Gelegenheitsschriften mit großem Fleiß alles zusammengetragen, was nur im entferntesten in das Zerrbild paßt, das der „Literarhistoriker" Baumgartner von dem Verfasser des „Il Santo" zu zeichnen sich vorgenommen hat, wie ein übereifriger Staatsanwalt die kleinsten Züge aus dem Vorleben des Angeklagten sammelt

und zu deuten weiß! Da wird er zunächst als „leidenschaftlicher Erotiker" denunziert, der sich in emphatischer Bewunderung über Grossos Gemälde „Il supremo convegno" geäußert habe, dessen „häßliche Nuditäten" selbst von Pompeo Molmenti getadelt worden seien, der nicht einmal „an den häßlichen Orgien" in Sinkiewicz' „Quo vadis" Anstoß genommen habe! Ein anderer Zug aus Fogazzaros „Vorleben": Er hat seinen Lehrer, den Abbate Giacomo Zanella, als „patriotischen Sänger des neuen Italien gefeiert, der über der strahlenden Nationalidee den Schmerzensruf Pius' IX. und die schweren Heimsuchungen der Kirche völlig vergaß, um Viktor Emanuel und Cavour, die Freischaren Daniel Manins und Giuseppe Garibaldis als Helden und Retter, den Ruhm und die Hoffnung seines Heimatlandes zu verherrlichen". (S. 319.) Aber noch mehr! Aus Zanellas „ziemlich harmlosem" Gedicht: Milton und Galilei „sucht Fogazzaro sogar moderne Reformgelüste herauszulesen, welche er ganz unverhohlen als seine eigenen offenbart". (S. 320.) Milton rügt in jenem Gedicht den Pomp des Papstes:

> Ach, keinen demutsvollen Herold Christi da
> Glaubt' ich zu schauen, nein, des Orients
> Juwelenstrotzende Barbarenmacht, —
> Als er, auf ganze Scharen Mitrenträger
> Gestützt und rings von einer Nacht umflossen
> Von Weihrauchwolken, hoch auf goldnem Thron,
> Dem Pfauenfedern Kühlung fächelten,
> Einher zog überm Haupt der Völkermassen
> Wie eine lichte Wolke, die nur streift
> Den Meeresspiegel. . . .

Baumgartner schließt aus Fogazzaros Bemerkungen, daß er „jenen Reformkatholiken beizuzählen ist, welche den äußeren Glanz nicht begreifen, mit dem die Ehrfurcht der christlichen Völker den höchsten Souverän der Erde, den höchsten Priester und den sichtbaren Stellvertreter Christi umgeben hat, und welche in ihrem kleinlichen, spießbürgerlichen Demokratismus alle jene Symbole der Autorität und Majestät abgeschafft sehen möchten". (S. 321.) Weiß Baumgartner nicht, daß nicht nur Reformkatholiken und spießbürgerlicher, kleinlicher Demokratismus an jenem orientalischen, wirklich überflüssigen Gepränge Anstoß nehmen? Ganz verfehlt ist Baumgartners Zitat aus Byrons „Childe Harold", IV, 154/155, denn dort ist nur vom Petersdom die Rede.

Aber Baumgartners Anklageschrift weiß noch mehr. Fogazzaro hat sich in verschiedenen Vorträgen einer „unendlichen Ueberschätzung der Entwicklungslehre in ihrer Bedeutung für Religion, Kunst und Literatur" in den Jahren 1892 und 1893 schuldig gemacht, wofür er in der jesuitischen Civiltà Cattolica „eine nicht allzu freundliche und allzu höfliche" Abfertigung erhielt. (S. 325.) Nicht nur das! Fogazzaro ist bereits 1888 und seither des öfteren als „überzeugter Evolutionist auch in rein naturwissenschaftlicher Hinsicht — Baumgartner spricht mit souveräner Verachtung von dem „unhaltbaren Evolutionsgedanken" — in Wort und Schrift aufgetreten. Nicht weniger kann Fogazzaro verziehen werden, daß er gelegentlich Heinrich Heine lobt und ein Gesinnungsgenosse Antonio Rosminis ist; was Wunder, daß ihm nun dasselbe odium theologicum, als dessen schnöde Frucht er die Zensurierung Rosminis (im Jahre 1849) beklagte, das gleiche Schicksal bereitet hat!

Nachdem so das schwerste Geschütz gespielt hat, nimmt es sich wie reiner Hohn aus, wenn Baumgartner in echt jesuitischer Dialektik erklärt, er wolle den wirklichen Verdiensten Fogazzaros nicht zu nahe treten und die Aufrichtigkeit und den Ernst seiner religiösen Gesinnung irgendwie in Zweifel ziehen! (S. 337.) Gleich darauf (S. 339) resumiert er sein Urteil weit ehrlicher am Schlusse des Artikels: „Wie traurig ist es, daß ein so edel veranlagter Dichter, von den Modeströmungen des Tages betört, Licht und Frieden nicht in der kirchlichen Ueberlieferung, sondern in den ausschweifendsten Hypothesen und Chimären einer von Gott abgekommenen Wissenschaft sucht, die christliche Dogmatik mit Ontologismus und Darwinismus, die christliche Mystik mit Buddhismus und Hypnotismus, das Kirchenrecht nach den Diktaten Camillo Cavours verbessern will, in pietätloser Keckheit das Haupt der Kirche mit überflüssigen Reformvorschlägen behelligt, vor allen Kirchenfeinden ehrerbietig den Kopf neigt, nur den Stellvertreter Christi wie einen abgetakelten Schulmeister den „Rittern vom Heiligen Geist" zu besserer Belehrung übergibt und nur diejenigen mit dem rücksichtslosesten Hasse verfolgt und brandmarkt, welche unentwegt am kirchlichen Gehorsam festhalten."

Das genügt! Fürwahr, Alexander Baumgartner konnte mit Recht nach dieser Anklageschrift seinem Ordensgenossen Steinhuber zurufen: „Kardinal, ich habe das Meinige getan. Tun Sie das Ihre."

Drei Wochen nach Ausgabe des Märzheftes der Stimmen aus Maria Laach verkündete der Osservatore Romano den Erfolg jesuitischer Wühlarbeit.

Die letzte Fortsetzung der deutschen Uebersetzung des Romans „Il Santo" im Aprilhefte des Hochland schließt mit den Worten:

„Abwärts geht der Weg, und die laute Stimme des Aniene in der Tiefe brüllt es ihm zu, mächtiger und mächtiger brausend: „Rom, Rom, Rom."

Fortsetzung folgt." (??)

G.

Vor hundert Jahren.

Bayerische Kriegserinnerungen von Oberst Medicus.

IV.

Hohenlinden.[18])

Durch verschiedene unterdessen eingetroffene Truppen wesentlich verstärkt,[19]) wollten die Oesterreicher zu einem entscheidenden Schlage ausholen, um Moreau[20]) bei München zu vernichten und den Feind aus dem Lande zu verjagen. Zu dem Ende sollte Klenau von Regensburg auf Landshut und von da gemeinsam mit dem rechten Flügel der Hauptarmee auf Dachau vorgehen, um die Verbindungen des Gegners zu bedrohen, die Hauptarmee vom unteren Inn in die Gegend von Freising und Erding rücken, während etwa 20,000 Mann zum Schutze der Innübergänge dort verblieben.

Am 26. November begann der Vormarsch mit der Hauptarmee zunächst längs der Rott bis Neumarkt und Eggenfelden, während Kienmayer nach Vilsbiburg, mit der Vorhut bis Moosburg kam. Moreau stand um diese Zeit in der allgemeinen Linie Holzkirchen—Dorfen und hatte zwei Divisionen gegen das Gebirge (Weilheim—Tölz) sowie Erkundungs-Abteilungen gegen den Inn (Rosenheim—Wasserburg und Mühldorf) vorgetrieben. In plötzlicher Aenderung des Entschlusses bog nun die Hauptarmee (am 30.) gegen Mühldorf ab, um nun von da auf der Straße nach München vorzugehen. Dabei stieß sie am 1. Dezember

[18]) Die Lage des Schlachtfeldes (unmittelbar bei München), der interessante Verlauf dieser eigenartigen Schlacht, der für den Laien nicht so leicht zu verfolgen ist, möge hier eine etwas eingehendere Darstellung rechtfertigen. Die wichtigsten Orte finden sich auf jeder Umgebungskarte von München, außerdem möchte ich noch besonders auf die lesenswerte Schrift Schleifers „Die Schlacht von Hohenlinden" mit ihrem sehr guten Plan verweisen.

[19]) Die Besatzungen der abgetretenen Festungen Ulm, Philippsburg und Ingolstadt, Emigrantenkorps (Condé), bayer. Auxiliarkorps, nun ebenfalls im englischen Sold, sowie Ergänzungsmannschaften hatten die Armee auf 130,000 Mann gebracht, davon standen 27,000 unter Herzog Wilhelm von Bayern, Klenau und Simbschen an und nördlich der Donau, 20,000 in Tirol.

[20]) Als Verstärkung der Franzosen war die gallobatavische Armee (Augereau) aus Holland am Main, ferner ein neues Korps (jetzt St. Suzanne) vom Rhein nach Besetzung der Festungen mit zwei Divisionen eingetroffen. Außerdem die bisher vor Ulm gestandenen Truppen (Richepanse); südlich der Donau rund 109,000, davon 12,000 Mann gegen Tirol.

zunächst westlich Ampfing auf die Division Ney (Treffen bei Haun) und warf diese sowie die von Haag herbeigeeilte Division Grouchy zurück. Auch der linke Flügel des Gegners wurde in leichten Gefechten (bei Ober-Taufkirchen und Schwindegg) auf Dorfen gedrängt, in dessen Nähe Kienmayer im oberen Vilstal eintraf. Die österreichische Heerleitung glaubte am 2. Moreau mit versammelten Kräften bei Haag zu finden und hatte in Erwartung einer Schlacht die bayerische Division größtenteils wieder herangezogen. Als man jedoch nur mehr auf unbedeutende Arrieregarden stieß, verblieben die Hauptkräfte am 2. bei Haag, nur eine Avantgarde (Löppert) ging unter leichtem Geplänkel bis an den Waldausgang östlich Hohenlinden, die Truppen Kienmayers bis Lengdorf (an der Isen oberhalb Dorfen). Alle Anzeichen ließen auf einen völligen Rückzug des Gegners schließen und führten zu der Annahme, es sei diesseits der Isar kein ernster Widerstand, sondern nur ein Aufenthalt durch Arrieregarden zu erwarten. Dem Gegner möglichst rasch zu folgen, war das Ziel aller Anordnungen für den 3., an welchem die ganze Armee Anzing (Kienmayer über Hohenlinden) zu erreichen hatte. Es sollte daher möglichst früh aufgebrochen, in breiter Front (drei Kolonnen) vormarschiert und der Marsch noch dadurch beschleunigt werden, daß die Geschütze bei schlechten Wegen an das Ende der Kolonne gesetzt oder auf die Hauptstraße verwiesen werden. Auch sollten Lebensmittel und Bagage zum sofortigen Abkochen den Truppen unmittelbar folgen. In dieser Art — wie in einem Friedensmarsch — schickten sich die Oesterreicher an, ein schwieriges Gelände mit stundenlangen Waldengnissen zu durchschreiten, wiewohl man über den Verbleib des Gegners keinerlei bestimmte Nachrichten hatte. Die Armee eilte ahnungslos[21]) einem Verhängnis entgegen, das die eigenen Anordnungen nicht minder wie der Gegner herbeiführten, der kampfbereit in unmittelbarer Nähe stand.

In einer Stellung von Hohenlinden bis Harthofen, nahe den Waldausgängen, hatte Moreau einen Teil seiner Kräfte mit dem Auftrag entwickelt, hier den Angriff des Gegners zu erwarten, während zwei Divisionen des rechten Flügels von Ebersberg über St. Christoph gegen die Hauptanmarschstraße und damit gegen die Flanke des Gegners vorstoßen sollten. Die eigenen Flügel waren durch besondere Truppen geschützt.[22])

In finsterer Winternacht waren die Oesterreicher schon um 5 Uhr vormittags von Haag aufgebrochen, um in drei Kolonnen auf der Hauptstraße gegen Hohenlinden sowie nördlich und südlich derselben vorzurücken, während Kienmayer schon um 4 Uhr vormittags von Lengdorf auf Isen und Buch vordrang. Schlechte Wege und starkes Schneegestöber verzögerten den Marsch der Seitenkolonnen derart, daß zunächst nur die beiden Kolonnen Kienmayer und die mittlere Kolonne auf der Hauptstraße an den Feind kamen.

Kienmayer war unter Zurückdrängen der Vortruppen von Lengdorf über Buch und Isen vorgedrungen und hatte sich schließlich gegenüber der Linie Forsten—Harthofen zum Kampf entwickelt. Gleichzeitig war auch die Kolonne auf der Hauptstraße etwa um 7 Uhr vormittags an das Straßenkreuz in der Mitte des Waldes gekommen und bald darauf hatte die am Waldrand stehende Avantgarde den Kampf eröffnet. Es war also der Kampf auf der ganzen Linie Hohenlinden—Harthofen entbrannt und kämpften hier die Truppen Kienmayers und Kolowrats mit wechselndem Erfolg. Erst gegen 10 Uhr trafen auch die Spitzen der nördlichen Seitenkolonne bei Mittlach ein und hatten die Gefechtslinie mit einigen Bataillonen verstärkt. Die südliche Kolonne aber war (durch Hindernisse aller Art aufgehalten) erst um 10 Uhr vormittags in Albaching eingetroffen, der Raum südlich der Straße bis dahin völlig von Truppen entblößt, und erst auf wiederholtes Drängen des Generalleutnants v. Zweibrücken schickte Kolowrat eine kleine Abteilung (2 Bataillone und 1 Eskadron) nach St. Christoph, welche diesen Punkt bis zum Eintreffen der Kolonne Riesch behaupten, aber schon unterwegs bei Schützen die Truppen der Division Richepanse finden sollten. Diese Division war befehlsgemäß von St. Christoph (etwa um 7¼ Uhr) in der Richtung auf Maitenbeth vorgegangen und sah sich nun plötzlich in der Mitte ihrer Kolonne von den genannten Truppen angegriffen. General Richepanse, hierdurch unbeirrt, befahl General Drouet, sich hier mit dem Rest der Kolonne bis zum Eintreffen der nächsten Division zu behaupten, und rückte mit der Spitze gegen Mattenpötting vor, wo er um 9 Uhr gerade eintraf, als die ganze feindliche Marschkolonne in den Wald eingedrungen war. Nur die erst im Anmarsch befindliche Kavallerie-Brigade Lichtenstein und die bayerischen Chevaulegers waren noch außerhalb des Waldes. Letztere wiesen nun zunächst den Reiterangriff der französischen Chasseurs ab, um dann auch gegen die aufgefahrene Artillerie vorzugehen, vermochten jedoch das Vordringen der Infanterie trotz des Eingreifens der Kavallerie-Brigade nicht zu hindern.

Erst jetzt, aber zu spät, erhielt die Leitung von der Gefahr Kenntnis, denn trotzdem nun die drei bayerischen Bataillone sofort in den Wald südlich vordrangen und Wrede mit den übrigen zwei Bataillonen und der reitenden Batterie nach dem Waldausgang eilte, konnten sie das Verhängnis nicht mehr abwenden. Von dem Feuer der Batterie und ihrer Bedeckungskompagnien empfangen, stürmten die Franzosen in hellen Haufen an, ehe Wrede sich auf der vollgestopften Straße entwickeln konnte. Indessen waren auch die bei Schützen kämpfenden Bataillone zersprengt und der Rest der Division Richepanse gleichfalls gegen die Straße vorgegangen, während die bei St. Christoph eingetroffene Division Decaen die von Albaching kommenden Truppen (Riesch) festhielt.

Während nun hier eine unbeschreibliche Verwirrung entstand, setzte Moreau, von dem Vorgang verständigt, zum Angriff in der Front an und drängte die dort entwickelten Truppen in den Wald hinein. Nur mit äußerster Mühe vermochten sich die Trümmer der Oesterreicher und Bayern aus dem unentwirrbaren Knäuel an der Hauptstraße zu retten.

Damit war das Schicksal der Oesterreicher entschieden, trotzdem ihr rechter Flügel (Kienmayer) einige Fortschritte gemacht und auch der linke Flügel sich westlich Albaching noch behauptet hatte. Nur ein allgemeiner Rückzug blieb den Oesterreichern übrig.

Dem raschen Verlauf des Kampfes und den eigenartigen Verhältnissen eines Waldkampfes ist wohl die verhältnismäßig geringe Zahl der Opfer namentlich bei den Bayern zuzuschreiben, deren Division völlig zersprengt und größtenteils gefangen war.[23])

[21]) In dem am Vorabend abgehaltenen Kriegsrat hatte nur der bayerische Chevauleger-Oberst Darth vergeblich eine Einwendung zu machen versucht und auf eine abfällige Bemerkung eines österreichischen Generals geantwortet: Sie sollen machen, was sie wollen, er mit seinen Chevaulegers werde schon durchkommen, wie sie aber herauskommen würden, sei eine Frage. Der gleiche Offizier, der während der Schlacht den Erzherzog Johann mit seinen Chevaulegers herausgehauen hatte, soll ihm auf die Frage: Welcher brave Offizier ihn herausgehauen habe, geantwortet haben: „Ich möchte wissen, welcher Esel Euer k. Hoheit hineingeritten hat.“ — In dem Tagebuch von Xylander findet sich folgende Stelle: Am 3. Dezember, kaum als der Tag zu grauen anfing, bewegten sich schon die verschiedenartigsten Kolonnen, aufeinander hart gedrängt und mit Kriegskassen, Artillerie, Reserve, Trains, ja sogar mit Ochsengespannen vereinigt, in der Richtung und auf der Straße von Haag nach Hohenlinden in den Wald hinein, als ob alles im tiefsten Frieden und an einen Feind gar nicht zu denken wäre, ohne Lokalkenntnis und Entsendung von Reiterpatrouillen, bis auf einmal vorn an der Tete einige Gewehrschüsse sich hören ließen. . . . Ich sagte scherzweise zu meinem Hauptmann, daß dieses Gewehrfeuer gewiß den Anfang zum Abkochen bei Anzing mache.

[22]) In Erding eine Kavallerie-Brigade und ein Bataillon; zwei Divisionen von St. Suzanne hatten Befehl, in Freising einzutreffen. Auf dem rechten Flügel stand Lecourbe und hatte Befehl, auf Ebersberg vorzurücken und alles, was von Wasserburg ꝛc. käme, in die Flanke zu nehmen. Die genannten Truppen nahmen an der Schlacht keinen Anteil, ebenso wie bei den Oesterreichern Merfeld und Klenau.

[23]) Die bayerische Division verlor an Toten 3 Offiziere, 21 Mann, an Verwundeten 7 Offiziere, 83 Mann, an Vermißten und

Auch in dieser letzten Schlacht blieb es den Bayern vorbehalten, eine Rettung der Armee aus großer Bedrängnis wenigstens zu versuchen.

Während der Entscheidung bei Hohenlinden waren die Truppen Meerveldts bis Erding und Nandlstadt, Klenau an der Donau über Neustadt bis Geisenfeld vorgegangen (Gefechte bei Abbach und Kelheim mit Truppen Saint Suzannes). Meerveldt schloß sich wieder an die Hauptarmee, Klenau wurde von Saint Suzanne auf Regensburg zurückgetrieben.

Die Hauptarmee ging nun hinter den Inn, um in den verschanzten Brückenköpfen (bei Mühldorf, Kraiburg und Wasserburg) den Verfolger abzuwehren, vermochte aber dessen Uebergang bei Neubeuern nicht zu hindern. Unter einigen leichten Gefechten drängte Moreau die Oesterreicher hinter die Salzach, von wo sie nun bald bis an die Enns zurückgehen mußten.

Die bayerischen Truppen kamen hierbei nicht mehr zur Verwendung. Gänzlich kampfunfähig, begleiteten sie zwar die Oesterreicher noch bis Linz, erhielten aber dann die Erlaubnis, sich in der Oberpfalz mit dem Auxiliarkorps zu vereinigen, dessen wir neben den übrigen bayerischen Truppen noch gedenken müssen.

Die Brigade Bartels, welche bei der Besatzung von Ulm verblieb, hatte noch Gelegenheit, an zwei Ausfällen (26. Juni und 7. Juli) teilzunehmen, und rückte dann ebenso wie das Bataillon in Philippsburg nach der Uebergabe der Festungen zum Auxiliarkorps.

Die Tätigkeit der Detachements am Lech wurde schon oben gestreift; das Detachement in Friedberg hatte bei dem Rückzug nach München noch bei Dachau (27. Juni) gefochten, das andere Detachement war südlich München (bei Schäftlarn) über die Isar gegangen. Beide Abteilungen hatten dann bei dem Auxiliarkorps einzurücken. Es war ihnen nicht gegönnt, an besonderen Ereignissen teilzunehmen, ein Schicksal, welches auch das Auxiliarkorps mit ihnen teilte. Das Korps, dessen Aufstellung sich sehr verzögerte, war von München zunächst nach Landshut, Straubing und dann in die Oberpfalz gerückt und sollte hier mit den Truppen Klenaus und des Generals Simbschen zum Schutz der Oberpfalz verwendet werden, gegen welche die gallobataaische Armee (Augereau) vorrückte. Dieses Korps war schon früher bis an den Main und neuerdings über Aschaffenburg, Würzburg bis an die Regnitz und Altmühl vorgedrungen, worauf die verbündeten Führer ihre Truppen in die Gegend von Hersbruck und Neumarkt zusammenzogen. Einige unbedeutende Zusammenstöße am Main und an der Regnitz, wobei die Bayern nirgends zum Eingreifen kamen, sind das einzige Bemerkenswerte auf diesem Nebenkriegsschauplatze. Im übrigen sollten alle diese gänzlich belanglosen Unternehmungen nur dazu dienen, auch das Land nördlich der Donau die Lasten des Krieges fühlen zu lassen. Die Einnahme von Regensburg (25. Dezember) durch Saint Suzanne war die letzte Unternehmung auf diesem Gebiete.

Zwei Jahre hatte ein furchtbarer Kampf in Italien, der Schweiz und Süddeutschland gewährt, neuerdings hatten die Heere aller Länder in Bayern gehaust, wiederum spielte sich ein wesentlicher Akt des kriegerischen Schauspiels auf seinem Boden ab, an dem dieses Mal auch ein großer Teil seines Heeres rühmlichen Anteil nahm.

Gefangenen 38 Offiziere (darunter General v. Deroy) und 1716 Mann. Am 4. Dezember zählte die Division kaum 1500 Mann, doch fanden sich später die Versprengten zum Teil wieder ein. Bei Hohenlinden wurde auch der französische General Bastoul schwer verwundet, dessen Grab auf dem südlichen Friedhofe die hohe Steinpyramide ziert.

An Quellen sind außer den schon früher erwähnten allgemeinen Werken (siehe II) noch zu nennen: (Erzherzog Karl) Geschichte des Feldzuges 1799 in Deutschland und der Schweiz; Günther, Der Feldzug 1800; Heilmann, Der Feldzug 1800 — Fürst Wrede; Oesterr. militärische Zeitschrift 1836; Quellen zur Geschichte des Zeitalters der franz. Revolution (aus den Sammlungen des Kriegsarchivs 2c.), herausgegeben von H. Hüffer, 2. Bd. 1900. (Hohenlinden); Das Bayerland 1899 und Sammler 1899 (Nr. 142): Das Treffen bei Kloster Paradies.

In sechs Feldzügen hatten nun schon die Bayern mit den Oesterreichern gekämpft, bedeutende Opfer an Hab und Gut hatte das Land gebracht. Zu alledem gingen wie immer vorher, so auch hier, schließlich die Früchte schon errungener Erfolge wieder verloren, und Bayern hatte den Verlust seiner Rheinlande zu beklagen.

Eine militärische Würdigung der Ereignisse liegt ebensowenig wie politische Betrachtungen in der Absicht dieser Schilderungen. Wer aber lebendigen Geistes in die Begebenheiten jener Zeit eingedrungen ist, für den wird heute verständlich, was dann unter dem Druck der eisernen Notwendigkeit geschah. Die Friedensschlüsse von Campo Formio und Lüneville bleiben stets beherzigenswert dafür, welches Schicksal ein kleines Land in der Mitte zwischen zwei sich streitenden Großmächten zu erwarten hat.

Bücher und Zeitschriften.

Ueber Religionen und Religion. Worte zur Verständigung von Dr. Jul. Baumann, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Göttingen. Langensalza, Beyer u. Söhne 1905.

Ein wertvolles Buch! Dasselbe ist zunächst ausgezeichnet durch die Fülle des Tatsächlichen, das hier beigebracht wird in bezug auf Ursprung und Anfänge der verschiedenen Religionen, auf ihre eigenartigen und gemeinsamen Grundzüge, Merkmale und Vorstellungen, auf ihre Einwirkung auf das materielle und sittliche Leben der Völker. Aus Spuren der prähistorischen Zeit lassen sich Schlüsse ziehen auf Anfänge der Religion: Verehrung des Herdfeuers, Ahnenkult; Animismus; ähnliche Erscheinungen finden sich auch bei den Naturvölkern, dazu noch Glaube an Geister und Fortsetzung des irdischen Lebens nach dem Tode. In den höher entwickelten Religionen zeigt sich überall Verehrung der Naturkräfte, von denen sich der Mensch abhängig fühlt, insbesondere der Sonne und der Gestirne; aber bald entwickeln sich auch religiöse Vorstellungen und Einrichtungen, welche christlicher Idee und Ordnung entsprechen. — So ist den Indern das Gesetzbuch des Manu Offenbarung; wir finden Heilige mit Visionen, Asketen und Büßer, aber auch schon reiche Mönchsorden; man lehrt, das wahre Glück bestehe im Entsagen, im Ewigen. Im Buddhismus wird behauptet, die Welt bedürfe eines Erlösers, und man erhebt sich schon zu dem Satze: „Rein lieben, das ist die ganze Lehre.“ Im Parsismus steht dem heiligen Gott Ormaz, das Prinzip des Bösen, Ahriman, entgegen und wird die Lehre von Auferstehung und Gericht verkündet. Die griechischen Orphiker lehrten die Sündhaftigkeit des Menschen von Anfang an und als Ziel die Befreiung der Seele aus dem Kerker des Leibes. Eine interessante Parallele zieht auch Baumann zwischen dem Ahnenkultus der Chinesen und den geistlichen Uebungen des Ignatius von Loyola.

Auf Grund der modernen Naturerkenntnis und der historischen Kritik läßt sich eine Ausnahmestellung der alttestamentlichen Religion gegenüber der sonstigen Menschheits- und Volksgeschichte nicht mehr aufrechterhalten. Zur Beurteilung derselben fallen folgende Ergebnisse der Forschung besonders ins Gewicht: Javeh ist ursprünglich von kriegerischer Art; eine jenseitige Vergeltung konnte man im alten Israel nicht, Auferstehung ist erst aus makkabäischer Zeit; die Wunder sind fromme Sagen; wichtige Weissagungen der Propheten über Aufrichtung politischer Macht oder Vernichtung der Feinde erfüllten sich nicht. Auf Grund der Kritik der modernen Theologie erscheint auch im Neuen Testament Wahrheit und Dichtung gemischt: die Wunder sind, soweit sie den Naturgesetzen widersprechen, als Legenden aufzufassen; auch die Auferstehung Christi gilt nur als Werturteil im Glauben der Jünger, „er konnte nicht tot bleiben, er war zu groß zu sterben“; die baldige Wiederkunft zum Gericht war die Hoffnung der ersten Christen, und darauf stützt sich zum Teil die Ethik des Neuen Testaments; die Weissagungsbeweise für das Christentum sind Umdeutungen von Stellen des Alten Testaments, die ursprünglich ganz anders gemeint waren. Daher muß die neuere Theologie die äußere Beglaubigung einer besonderen Offenbarung aufgeben, die Annahme der inneren Gewißheit aber hat die christliche Lehre mit den anderen Religionen gemein. Dennoch kann das Christentum auch in Zukunft eine besondere Bedeutung in Anspruch nehmen, je mehr das Prinzip der Liebe zu allen Menschen anerkannt und durchgeführt wird, wozu Christus und seine ältesten Anhänger durch Hingabe des Besitzes und dienende Liebe so beachtende Beispiele gegeben haben.

Diese einschneidende Kritik der Religionen, welche den Scharfsinn der Apologeten herausfordert, fußt, wie schon angedeutet wurde, auf einer durch die eingehendsten Studien gewonnenen festen Grundlage des Wissens; aus derselben entwickelt sich zugleich die richtige Anschauung über Ursprung, Wesen und Bedeutung der Religionen: Die Natur erscheint dem Menschen zunächst als ein Reich beseelter, teils freundlicher, teils feindlicher Wesen; in seinem Gefühle der Abhängigkeit und Hilfsbedürftigkeit versucht er auf diese Naturkräfte einzuwirken; aus Hoffnung und Furcht setzt sich seine religiöse Gesamtstimmung zusammen und erfährt durch die Phantasie die mannigfachste Belebung; nur aus solchen subjektiven Gefühlen können die Bekenner der einzelnen Religionen ihren Glauben an deren Wahrheit und Wert schöpfen.

Da also jeder religiöse Glaube letzten Endes auf Gefühl und Phantasie beruht, so sucht unser Philosoph mit den Mitteln der Wissenschaft zu einer Erkenntnis des Wesens der Gottheit und der menschlichen Seele hindurchzudringen und damit eine „wissenschaftliche Religion“ zu begründen. Er meint, gerade die unorganische Natur mache den Eindruck einer einheitlichen mathematisch-mechanischen Intelligenz; diese Beschaffenheit der Welt führe darauf, als Ursache der realen Naturerscheinungen einen göttlichen, von der Welt verschiedenen Werkmeister anzunehmen. Dies erinnert an den sogenannten kosmischen Beweis vom Dasein Gottes. Dabei scheint uns aber die Möglichkeit, daß die Intelligenz nur in den Dingen wirke und so mit der Welt zusammenfalle, keineswegs hinreichend widerlegt zu sein. In bezug auf die menschliche Seele behauptet Baumann als jetzt allgemein zugegeben, daß das Geistige aus dem Unorganischen und Organischen nicht abgeleitet werden könne, doch sei das Geistige bedingt durch das Körperliche; daraus wird dann geschlossen, die Unsterblichkeit könne sich nicht auf die konkrete Person beziehen, wohl aber bestehe die Seele als formale Einheit, als Einzelgeist, fort und könne in neue Verleiblichungen eingehen. Man wird gerne einräumen, daß, wie die Materie unzerstörbar ist und nur immer wieder neue Wandlungen eingeht, so auch der geistigen Kraft ein Beharren zukommt; aber man muß auch auf die Grenzen der menschlichen Erkenntnis hinweisen. Aus dem Streben, dieselben zu überschreiten und Hypothesen als sichere Ergebnisse des Denkens hinzustellen, erklären sich nicht zum wenigsten die Irrgänge der Philosophie wie auch die der Theologie.

Nürnberg. Dr. Fleischmann.

Allgemeine Rundschau.

Ueber Schillers Einfluß auf die russischen Schriftsteller

bringt Jurt Wesselowski in der Russkaja Mysl eine sehr interessante Studie, welcher wir — nach einer im St. Petersburger Herold veröffentlichten Uebersetzung des Artikels — nachstehendes entnehmen:

Man ist in Rußland verhältnismäßig früh mit Schiller bekannt geworden. Schon 1793 erschien aus der Feder Sandanows die Uebersetzung der „Räuber“; zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurden übersetzt „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“, darauf in den 20er und 30er Jahren „Don Carlos“, die „Braut von Messina“, die „Jungfrau von Orleans“, „Wilhelm Tell“, „Wallenstein“, „Maria Stuart“. Slawophilen und Sapadniki (Anhänger der westeuropäischen Kultur) trafen in der Anerkennung und Wertschätzung Schillers zusammen. Unter den Uebersetzern Schillers befinden sich die klangvollsten Namen der russischen Literatur: Shukowski, Lermontow, Batjuschkow, Kurotschkin, Grigorjew, Michailow, Dostojewski, Fet, Minski u. a. Neben den Uebersetzungen Schillerscher Schöpfungen erschienen auch freie Nachahmungen der Dramen und Gedichte des deutschen Dichters. So ist Karamsins „Lied des Friedens“ (1794) eine freie Uebersetzung von Schillers Lied „An die Freude“. Derschawin dichtete 1805 „Laura am Klavier“ um. 1805 erschien in den beiden ersten Heften der Moskauer „Aurora“ die erste kritische Studie über Schiller. Zu den Schriftstellern, die Schillers Poesie in Rußland zu popularisieren versuchten, gehört der früh verstorbene Andrei Turgenjew, der die Aufmerksamkeit seines Freundes Shukowski auf die Schillerschen Dichtungen lenkte. Shukowski hat die „Jungfrau von Orleans“ und eine große Reihe Schillerscher Gedichte übersetzt. Zweifellos verdient er den Namen des besten russischen Uebersetzers einzelner Schillerscher Stücke, obwohl manche seiner Uebersetzungen jetzt etwas veraltet sind. Als Shukowski nach Weimar kam, besuchte er mit dem größten Interesse alle die Orte, welche mit dem Gedächtnis Schillers verknüpft waren. Das Schaffen des deutschen Dichters wurde allerdings von Shukowski nicht in seinem vollen Umfange erfaßt. Die philologische Seite dieses Schaffens interessierte ihn nicht besonders und war ihm nicht völlig verständlich; bei seiner weichen, sanften, allem Sturm abgeneigten Natur konnte er auch nicht mit der tendenziösen Kampfstimmung der Jugendwerke Schillers sympathisieren. Als Shukowski auf seiner großen Europareise (1820) auf der deutschen Bühne die Tragödien Schillers sah, war er so ergriffen, daß er sich entschloß, seine ehemaligen Leibeigenen frei zu lassen und für ihr Schicksal Sorge zu tragen.

Gribojedow, dessen literarischer Geschmack eher zu den französischen Klassikern neigte, schätzte nichtsdestoweniger auch Schiller und übersetzte dessen „Semele“. Batjuschkow, der 1813 in Weimar eine Aufführung von „Don Carlos“ sah, übersetzte zwei Bruchstücke aus der „Braut von Messina“. Fürst Wjasemski bekannte nach einer Aufführung von „Don Carlos“, daß bei manchen Szenen ihm die Tränen aus den Augen strömten, „Tränen des Entzückens, heilige Tränen, von denen eine Tränenbäche aufwiegt, die für irgend eine Phädra oder Iphigenie vergossen werden“. Interessant ist, wie sich Puschkin und Lermontow zu Schiller verhalten haben. Wenn man nur die Uebersetzungstätigkeit berücksichtigt, so ist Puschkins Beteiligung an der Popularisierung Schillers in Rußland nicht groß gewesen. Er hat nur das wenig charakteristische Punschlied übersetzt, aber viele Tatsachen zeugen von einer weit tieferen Bekanntschaft Puschkins mit den Schöpfungen des großen deutschen Dichters. Der junge Lenski in Puschkins Versroman „Jewgeni Onegin“ ist ein Verehrer Schillers. Am Vorabend seines Duells schlägt Lenski, nachdem er seine Pistolen besichtigt hat, noch einmal einen Band Schiller auf. Im 7. Kapitel des „Jewgeni Onegin“ erinnert der Abschied Tatjanas von dem friedlichen Landleben stark an den Monolog der Jungfrau von Orleans: „Lebt wohl, ihr Berge“ u. s. w. Puschkins Aeußerungen über einzelne Werke Schillers zeugen immer von einem lebendigen Interesse für den deutschen Dichter. Was Lermontow betrifft, so übersetzte er schon 1829 eine Reihe Schillerscher Gedichte, wie „Begegnung“, „An Emma“, „Der Handschuh“, und gab in seiner „Ballade“ eine freie Umdichtung des „Tauchers“. Die Schillerschen Tragödien regten ihn an, auch seine Kräfte auf dramatischem Gebiete zu versuchen. Sein Jugenddrama „Der Spanier“ hat manche Aehnlichkeit mit „Kabale und Liebe“ (im übrigen finden sich darin auch Anklänge an Lessings „Nathan“).

Einen tiefgehenden Einfluß hatten Schillers „Räuber“ auf Bjelinski, den nachmaligen großen russischen Kritiker. Er beschloß, im Geiste der „Räuber“ ein Stück zu schreiben, worin er seinen Haß gegen die Mißbräuche des Leibeigenschaftsrechtes und gegen andere Unterdrückungen und Vorurteile zum Ausdruck bringen wollte. So entstand das Jugenddrama „Dmitri Kalinin“, in welchem Bjelinski die Schillersche Rhetorik noch zu überbieten sucht. Einige den zahlreichen Artikeln Bjelinskis aufs Geratewohl entnommene Stellen werden zeigen, wie der Verfasser der „Literarischen Träumereien“ über die Poesie Schillers und deren erzieherische Bedeutung dachte: „Schiller hat uns die Geheimnisse des Himmels übergeben; er hat uns das Schöne des Lebens so gezeigt, wie er es selber begriff.“ — „Klagt nicht Schiller eines Mangels an Genie oder der Einseitigkeit an. Es gibt Charaktere, die so originell und wunderbar sind, so unähnlich dem übrigen Teil der Menschen, daß sie dieser Welt fremd scheinen; dafür erscheint ihnen diese Welt fremd, und unzufrieden mit ihr, schaffen sie sich eine eigene Welt und leben nur in ihr: Schiller war aus der Zahl solcher Menschen.“ — „Das Pathos der Schillerschen Poesie ist das Gefühl der Liebe zur Menschheit, das sich auf Vernunft und Erkenntnis gründet. In dieser Hinsicht kann man Schiller den Dichter der Humanität nennen. In der Poesie Schillers strömt das Herz immer das feurigste, edelste Blut der Liebe zum Menschen, zur Menschheit aus, den Haß gegen religiösen und nationalen Fanatismus, gegen Vorurteile, gegen Scheiterhaufen und Geißeln, welche die Menschen trennen und sie vergessen machen, daß sie Brüder sind.“ Einmal nennt Bjelinski Fichte und Schiller die „Propheten der Menschheit, die Priester der ewigen Liebe, der ewigen Wahrheit“. Ein großer Verehrer Schillers war auch Herzen, dem die Liebe zu Schiller von der frühesten Kindheit eingeflößt war, da Herzens Mutter den Dichter des „Don Carlos“ über alle anderen Schriftsteller stellte. In Herzens „Memoiren eines jungen Menschen“ findet man folgende charakteristische Stelle: „Schiller! Ich segne dich. Dir danke ich die lichten Augenblicke einer traurigen Jugend! Wie viele Tränen sind aus meinen Augen auf deine Gedichte getropft! Welchen Altar habe ich dir in meiner Seele errichtet! . . . Wer Schiller nicht mehr schätzt, der ist entweder zu alt oder ein Pedant oder ein erstarrter Mensch, dessen Seele totgeschlagen ist.“ Dostojewski studierte in der Ingenieurschule Schiller aufs eifrigste; er „fieberte von ihm,“ wie er einmal sagt. Ein bedeutsames Zeugnis für den Einfluß, den Schiller auf Rußland geübt hat, legt Dostojewski in seinem „Tagebuch des Schriftstellers“ ab. Hier sagt er, daß der französische Konvent von 1793 wohl dem deutschen Dichter Schiller den Bürgerbrief gegeben, aber nicht geahnt habe, daß am anderen Ende Europas, in dem barbarischen Rußland, dieser selbe Schiller den russischen Barbaren weit nationa-

ler, weit verwandter ist, als er es nicht nur damals, sondern das ganze weitere Jahrhundert den Franzosen war. In Frankreich kennen nur die Professoren der Literatur Schiller und auch die nur so so. Bei uns aber ist Schiller mit Shukowski zugleich in die Seele des Volkes eingezogen und hat beinahe eine Periode in der Geschichte unserer geistigen Entwicklung erfüllt. . . ."

*

Das vierhundertjährige Jubiläum dee Peterskirche.

⊙ In diesen Tagen, in denen Rom, wie alljährlich, von Fremden überflutet ist, ist es von besonderem Interesse, daran zu erinnern, daß am 18. April genau 400 Jahre vergangen sind, seit der Grundstein zu der Peterskirche in ihrer jetzigen Gestalt gelegt wurde. Dieses Datum ist durch die eingehenden Forschungen von Pastor und Müntz jetzt völlig sichergestellt. Ein Brief von Papst Julius II., der im Geheimen Archiv des Vatikans aufbewahrt wird, stellt den Tag der Grundsteinlegung fest, der Zermonie, die er „so Gott will eigenhändig" in der dem Apostelfürsten geweihten Basilika vollziehen wird: „am 18. April 1506, Sonnabend in albis".

Die alte Peterskirche, deren Gründung von der Tradition dem Konstantin zugeschrieben wird, war zum großen Teil aus vielfach zusammengerafftem Material heidnischer Denkmäler in Rom sehr eilfertig erbaut worden. So kam es, daß die ehrwürdige Kirche mit ihrem Schatz von historischen Erinnerungen und dem reichen Schmuck an byzantinischen Mosaiken und Malereien schon lange vor der Zeit Julius II. zu verfallen drohte. Im 15. Jahrhundert beauftragte Papst Nikolaus V. die Architekten Rossellini und Leon Battista Alberti mit der Wiederherstellung der Kirche; aber nach seinem Tode geriet dieser Plan wieder in Vergessenheit, und erst Julius II. kam wieder darauf zurück, um nun den Neubau der Peterskirche mit aller Energie und allen erdenklichen Mitteln zu betreiben. Es ist bekannt, daß er dem Entwurf des Bramante den Vorzug gab, den dann später unter Paul III. Michelangelo in genialer Weise umformte. In der neuen Kirche wollte der ehrgeizige Papst in dem großen Julius-Grabe, dessen Ausführung er Michelangelo übertrug, seine Taten verherrlicht sehen, ein Plan, der bekanntlich niemals verwirklicht werden sollte. Jedenfalls aber war er es, dessen Initiative der Neubau der Peterskirche zu verdanken ist. Am 18. April 1506 wurde tatsächlich zu einem der vier großen Pfeiler der Kirche, dem auch von Goethe bewunderten „Veronika-Pfeiler", der erste Stein gelegt. Die Aufzeichnungen von päpstlichen Zeremonienmeistern jener Zeit, die im Archiv des Vatikans aufbewahrt sind, geben eine genaue Schilderung dieser Zeremonie.

Der Papst, dem das Kreuz vorangetragen wurde, begab sich in Begleitung der Kardinäle und Prälaten zu der 25 Fuß tiefen Ausschachtung der Fundamente des Baues. Mit zwei Kardinälen-Diakonen, einigen Maurern und noch wenigen Auserwählten stieg der Papst selbst dort hinunter. Für die Feier der Grundsteinlegung waren Medaillen, wahrscheinlich von Caradossi, geprägt worden, die auf einer Seite das Bildnis des Papstes trugen und auf der anderen Seite eine Abbildung der neuen Basilika nach dem Plan des Bramante. Ein Tongefäß, das zwölf dieser Erinnerungsmedaillen in Gold und viele andere in Bronze enthielt, wurde in die Vertiefung gestellt. Der Grundstein aus weißem Marmor, der vier Spannen lang, zwei breit und drei Finger dick war, trug die Inschrift: „Papst Julius II. aus Ligurien hat im Jahre 1506 im dritten Jahr seiner Regierung diese im Verfall begriffene Basilika wiedererbauen lassen." Der Papst segnete den Stein und setzte ihn selbst ein, während die Maurer das Gefäß mit den Münzen hinstellten; darauf erteilte er über dem Ort, an dem er den Grundstein niedergelegt hatte, den Segen und den Sündenerlaß. Dann nach einem feierlichen Gebet vor dem Kreuz kehrte Julius II. in den Vatikan zurück.

*

7. Kongreß der Freien Vereinigung deutschee Gewerkschaften.

* Berlin, 16. April.

(Erstee Verhandlungstag.)

Unter sehr starker Beteiligung aus allen Teilen des Reiches trat heute nachmittag im Moabiter Gesellschaftshause der siebente Kongreß der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften zu seinen auf vier Tage berechneten Verhandlungen zusammen.

Fritz Kater-Berlin führte in seiner Begrüßungsansprache aus: Die Arbeiter, die hier zusammentreten, stehen zum erheblichen Teil auf einem anderen Standpunkte als die heute herrschende Arbeiterklasse. Sie stehen auf dem Standpunkt, daß es nützlich wäre, wenn einmal eine ordentliche, gründliche Auseinandersetzung stattfindet. Gleiche Rechte für alle Staatsbürger, Männer und Frauen, dies Bestreben verfolgen diejenigen Gewerkschaften, die diesen Kongreß einberufen haben. (Beifall.) Die Freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften vertritt die Taktik des Massen- und Generalstreiks! Arbeiter! Aufgewacht! Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will! Unsere Aufgabe wird es sein, diesen Gedanken möglichst stark nach außen hin zu betätigen und dafür zu sorgen, daß er tief in die Arbeiterköpfe eindringt! In diesem Sinne eröffne ich diesen Kongreß. Wir wollen den reinen, revolutionären Sozialismus! Trotzdem wir so oft tot gesagt sind, hat sich gezeigt, daß trotzdem und trotz alledem die Katze immer wieder auf die Füße fällt. (Beifall und Heiterkeit.) Es wurde noch die Mandatsprüfungs- und Geschäftsordnungskommission gewählt.

* Berlin, 17. April.

(Zweiter Verhandlungstag.)

Zu Beginn der heutigen Verhandlungen erstattet Schonheim-Berlin den Bericht dee Mandatprüfungskommission. Danach sind 65 Delegierte von 19 Berufen anwesend, die 31 Orte vertreten. Die Zentralorganisation der Weber ist zurzeit nicht vertreten. Nach Genehmigung der Geschäftsordnung folgt die Berichterstattung über den Geschäfts- und Rechenschaftsbericht. Hierzu wird allgemein ausgeführt: Die Freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften habe in der Berichtszeit bewiesen, daß dort, wo sie mit dem Unternehmertum in Kampf gerieten, sie diesem sehr wohl gewachsen waren und daß sie keinem Kampf auswichen. Dem Zusammenschluß der Unternehmer habe auch die Freie Vereinigung Rechnung zu tragen versucht, indem sie im Gegensatz zu allen anderen deutschen Gewerkschafts-Verbänden sich nicht mit dem Unternehmertum gewissermaßen aussöhnen will, sondern den Geist für den notwendigen Klassenkampf zu wecken suche. Weiter ist dem Bericht der Geschäftskommission, erstattet von Kater-Berlin, zu entnehmen: Es kann heute festgestellt werden, daß der Gedanke des Generalstreiks zur Niederwerfung der Klassenherrschaft schnell an Boden gewonnen hat. Zu den Aufgaben der Geschäftskommission gehörte auch die Erledigung der von dem sozialdemokratischen Parteivorstand im Jahre 1908 angebahnten Einigungsversuche zwischen dem Berliner Gewerkschaftskartell und den dazu gehörigen Gewerkschaften einerseits und der Berliner Gewerkschaftskommission andrerseits. Diese Einigungsverhandlungen sind gescheitert. Die Vertreter der General- und Gewerkschaftskommission waren nicht gewillt, überhaupt nur mit den Vertretern unserer Organisationen über unsere auf dem 6. Kongreß beschlossene Resolution zu diskutieren, und für die letzteren lag kein Grund vor, sich über andere Dinge in Auseinandersetzungen mit den Verhändlern einzulassen. Zur Organisation ist zu bemerken: Ende 1905 gehörten der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften 10 Zentralisationen und 11 Einzelvereine an.

Der wichtigste Gegenstand der Tagesordnung, die Ergänzung und Erweiterung des Programms der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften kommt morgen an die Reihe.

*

Dee neunte Deutsche Historikertag.

W. Stuttgart, 18. April. Heute wurde hier der neunte Deutsche Historikertag, der aus allen Teilen Deutschlands, wie auch aus Oesterreich und anderen Staaten besucht ist, durch Professor v. Below (Freiburg i. Br.) eröffnet. Kultusminister Dr. v. Weizsäcker begrüßte die Versammlung im Namen des Königs und der Staatsregierung.

ℵ

Kleinere Mitteilungen.

* Die Literarhistorische Gesellschaft Bonn, die unter dem Vorsitz von Professor Berthold Litzmann steht, bezweckt die erfolgreiche Vermittelung einer harmonischen Allgemeinbildung auf dem abgegrenzten Kunstgebiet der deutschen Literatur. Harmonische Allgemeinbildung umschließt neben bestimmten Fachkenntnissen, welche die Schulen vermitteln, auch ästhetische Bildung, die diese Schulen mit Rücksicht auf ihre nächste Zweckbestimmung gar nicht oder nur mangelhaft vermitteln können, also eine Bildung, die nicht nur Kenntnis, sondern innerliches Erfassen von Kunstwerken erstrebt, die Fähigkeit des Nacherlebens anerzieht. Das vorläufig aufgestellte Arbeitsprogramm der ordentlichen Mitglieder ist folgendes: A. 1. Veröffentlichung wissenschaftlicher Einzeluntersuchungen, Biographien u. s. w. auf dem Boden des Gesamtprogramms. Diese Veröffentlichungen werden den außerordentlichen Mitgliedern zum Herstellungspreis abgegeben. 2. Monat-

liche Zusammenkünfte, bei welchen Referate mit anschließender Diskussion über Neuerscheinungen der Litteratur und Literaturgeschichte gegeben werden, die in wörtlicher Wiedergabe des Referats und knappes Sitzungsberichten den außerordentlichen Mitgliedern als (gedruckte) Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn zugestellt werden. Diese Mitteilungen bilden also eine fortlaufende fachmännische Kritik literarischer Erscheinungen, welche lediglich nach sachlichen Gesichtspunkten arbeitet. B. 3. Veranstaltung von Vorträgen und Vortragszyklen über Themen, über die keine Literatur vorliegt, und Rezitationsabenden, an denen nicht veröffentlichte oder wenig zugängliche Dichtungen zu Gehör gebracht werden. Weiterer Ausbau der Arbeitsgebiete, zum Beispiel Bearbeitung und Sonderausgabe von wertvollen in- und ausländischen Dichtungen, Anlage einer Bibliothek und eines Lesezimmers, bleiben vorbehalten.

† Allgemeine Hygienische Ausstellung in Wien. Am 12. Mai öffnet die Wiener Rotunde, einer der größten Ausstellungsräume der Welt, ihre Tore, um der Allgemeinheit die Errungenschaften der modernen Hygiene in ihren verschiedenartigsten Erscheinungsformen in anschaulicher Weise vorzuführen. Schon sind die Anmeldungen der Aussteller, unter denen sich das österreichische Eisenbahn-Ministerium, mehrere Landesverwaltungen und eine große Anzahl österreichischer und reichsdeutscher Gemeinden neben zahlreichen gemeinnützigen Vereinen und Privatpersonen befinden, so angewachsen, daß die Rotunde durch Zubauten vergrößert werden mußte. Neben den Ausstellungsgegenständen der erwähnten Behörden und Vereine dürfte im Hinblick auf das furchtbare Grubenunglück in Courrières einen Hauptanziehungspunkt der Ausstellung ein naturgetreu nachgeahmter Bergschacht mit Stollen bilden, in welchem das Publikum einfahren und so an Ort und Stelle die hygienischen Einrichtungen österreichischer Bergwerke besichtigen kann, die der Direktor der Hibernia-Bergwerksgesellschaft als mustergültig für die ganze Welt bezeichnet hat. Mit der Ausstellung ist ein Wettbewerb verbunden, zu welchem die österreichische Regierung eine Anzahl Staatspreise zur Verfügung gestellt hat. Die Ausstellung umfaßt das ganze Gebiet der Gesundheitspflege; beginnend mit der Wohnungshygiene und Schulhygiene, führt sie uns durch das Gebiet der Hygiene des menschlichen Körpers in das weite Feld der öffentlichen Gruppe, welche Chemie und Pharmazie im Dienste der Gesundheitspflege behandelt, leitet zur industriellen Hygiene über, welche durch die Nahrungsmittel- und Getränke-Industrie sowie durch die Bekleidungs- und Wäscheindustrie vertreten ist. An diese Gruppe schließt sich eine anschauliche Darstellung des Fremdenverkehrs und Reisewesens aller Länder — immer vom Gesichtspunkt der hygienischen Forderungen aus gesehen — an, und der beste Hygieniker und Krankheitsverhüter, der Sport und die Bewegungsspiele, führen zur Schlußgruppe, welche eine erschöpfende Darstellung der Litteratur auf dem in Frage kommenden Gebiete enthält. Daß diese Ueberfülle und Reichhaltigkeit des in der Ausstellung zu behandelnden Stoffes trotzdem in außerordentlich übersichtlicher und systematisch wohldurchdachter Gestalt zur Vorführung gelangt, ist in erster Linie dem wissenschaftlichen Komitee zu danken, dem eine große Anzahl Gelehrter von Weltruf aus ganz Europa angehört. In diesem sowie in den übrigen Gruppen-Komitees arbeiten an 150 Persönlichkeiten, jede einzelne in ihrem Gebiete, an der Anordnung und Ausführung der Ausstellung. Mit Rücksicht auf den gemeinnützigen Zweck derselben wird der Eintrittspreis nur 60 Heller betragen. Die Ausstellung wird nicht nur bestimmt am 12. Mai eröffnet, sondern sie wird auch am Eröffnungstage vollständig fertig sein.

□ Andrées Ballonfahrt. Man schreibt uns aus Stockholm: Der bekannte Gelehrte Professor Nathorst hat unlängst seine eingehenden Untersuchungen über die unglückliche Andréesche Ballonfahrt beendet, und das Ergebnis dieser Untersuchungen wird durch die hiesige Geographische Gesellschaft der Oeffentlichkeit übergeben werden. Professor Nathorst ist zu der Ueberzeugung gelangt, der Ballon, welcher am 11. Juli 1897 von der kleinen „Däneninsel“ unweit Spitzbergens aufstieg, müsse bald danach im Meere zwischen Nowaja Semlja und der Halbinsel Kola verunglückt sein. Es unterliegt nach seiner Meinung keinem Zweifel, daß das angebliche „Walfischaas“, welches vom Dampfer Dortrecht aus vom Kapitän Lehman unter 69° 38' Breite und 35° 34' Länge am 17. Juli 1897 — somit nur sechs Tage nach dem Aufstieg — beobachtet wurde, der verunglückte Andréesche Ballon gewesen sei. Der Steuermann des Dampfers hat denn auch ausgesagt, es könne kein Walfischaas gewesen sein, weil man auf dem Dampfer keinen üblen Geruch spürte, was sonst immer der Fall ist, wenn man selbst in längerer Entfernung an einem toten Walfisch vorüberzieht, und weil nur drei oder vier Seevögel das vermeintliche Aas umkreisten, während sonst Tausende und aber Tausende von Seevögeln sich in der unmittelbaren Nähe von jedem Walfischaas aufhalten. Im Augenblick der Beobachtung befand sich der Dampfer eine Seemeile weit von dem treibenden Gegenstande.

cc. Zum Lissaboner Mediziner-Kongreß. Die Aerzte, die in der nächsten Woche in Lissabon zu ihrem fünfzehnten internationalen Kongreß zusammentreten, haben schon vor längerer Zeit beschlossen, daß ein Erinnerungszeichen an den Kongreß geprägt und jedem Kongreßteilnehmer überreicht werden soll. Den ehrenvollen Auftrag, die Medaille zu entwerfen, erhielt der Pariser — Chirurg Dr. Paul Richer, der ein hervorragender Künstler und Mitglied der Akademie der schönen Künste ist. Die von Richer entworfene Denkmünze ist in Paris geprägt worden. Auf der einen Seite sieht man eine symbolische Darstellung der Wissenschaft, auf der anderen ein Panorama von Lissabon mit dem Wappen und der Devise dieser Stadt und mit der Inschrift: „XV Congreso internacional de medicina Lisboa 19—26 abril 1906“.

*** Esperanto als Sprache der Wissenschaft. Die jüngste Weltsprache, das Esperanto, erobert sich jetzt auch ihre Stelle in der Wissenschaft. In der Pariser medizinischen Fakultät wurde dieser Tage über die Terminologie eines technischen Universallexikons der Pharmakologie diskutiert. Das Werk sollte in neun lebenden Sprachen, die die größte Verbreitung haben, redigiert werden. Auf Antrag mehrerer Gelehrter wurde jedoch das Esperanto als zehnte Sprache hinzugefügt.

hc. Personalien. Bei dem Kaiserlichen Gesundheitsamt in Berlin ist der Chemiker Dr. phil. Friedrich Auerbach zum technischen Hilfsarbeiter ernannt worden.

* Todesfälle. In Bern ist der frühere langjährige Direktor des dortigen Historischen Museums, K. H. Kasser, gestorben. — Am 11. d. M. ist in Czernowitz Professor Dr. med. Ludwig Kleinwächter, früher Ordinarius für Geburtshilfe in Innsbruck, im Alter von 67 Jahren gestorben.

Hochschulnachrichten.

W. Leipzig. Vom Sommersemester an werden an der hiesigen Universität Frauen mit den erforderlichen Reifezeugnissen als Studierende immatrikuliert, aber zur theologischen Prüfung nicht zugelassen.

hc. Aus Oesterreich-Ungarn. Seinen 70. Geburtstag feiert am 19. April Hofrat Professor Dr. phil. Gustav Tschermak, Vertreter der Mineralogie und Petrographie an der Wiener Universität. — Zwei hervorragende Mitglieder der Prager deutschen Universität treten Ende des Sommersemesters in den Ruhestand: ordentlicher Professor der Kirchengeschichte, Probst des Kollegiatkapitels bei Allerheiligen ob dem Prager Schlosse, päpstlicher Hausprälat Hofrat Dr. theol. Joseph Schindler und ordentlicher Professor für Hautkrankheiten und Syphilis, Hofrat Dr. Philipp Joseph Pick. — Vier Privatdozenten werden im Laufe des Sommersemesters in den Lehrkörper der Prager deutschen Universität eintreten: Dr. med. Wilhelm Wiechowski für Pharmakognosie, Dr. med. Franz Erben für interne Medizin, der Amanuensis Dr. phil. Joseph Eisenmeier von der Universitätsbibliothek, für das Fach der reinen Philosophie und Dr. phil. Primus Lessiak für ältere deutsche Sprache und Literatur. — Professor Dr. Viktor Fossel, Extraordinarius für Geschichte der Medizin an der Grazer Universität, ist aus Gesundheitsrücksichten beim Landesausschusse um seine Pensionierung als Direktor des Allgemeinen Krankenhauses in Graz eingekommen. — Mit Beginn des kommenden Wintersemesters werden an der deutschen Technischen Hochschule in Prag Lektorate für die tschechische Sprache errichtet werden. — Der mit dem Titel eines außerordentlichen Professors bekleidete Privatdozent Dr. phil. Ladislaus Heinrich ist zum außerordentlichen Professor der Psychologie und Methodologie der Naturwissenschaften an der Universität Krakau ernannt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Karl Johann Ritter v. Grueber. Lebenserinnerungen eines Reiteroffiziers vor hundert Jahren. Herausgegeben von seinem Neffen. Fr. v. St. Wien 1906. L. W. Seidel. 223 Seiten.

Eberhard Zschimmer: Eine Unterredung über Raum, Zeit und Begriffe vom Standpunkt des Positivismus. Leipzig 1906. Wilhelm Engelmann. 54 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Sechsklassige Mädchengymnasien?

gr. Eine so hochernste, in unsere ganze Kulturentwicklung so tief eingreifende Frage, wie die gestellte ist, muß von mindestens zwei Seiten betrachtet werden, wenn anders man ein gerechtes Urteil fällen will. Die eine Seite wird in Nr. 16 dieser Beilage[1]) behandelt, die andere möge heute zur Besprechung gelangen.

Es ist Tatsache, daß die ersten, im Jahre 1889 in Berlin von Helene Lange gegründeten Fortbildungskurse, die junge Damen zum Maturitätsexamen vorbereiten sollten, Realkurse waren, die im Jahre 1893 in Gymnasialkurse verwandelt wurden, um später (1900) nach der Verleihung von gleichen Berechtigungen an alle neunklassigen Vollanstalten wieder in realgymnasiale Kurse zurückverwandelt zu werden. Bis Ostern 1904 waren schon etwa 23 gymnasiale und realgymnasiale Veranstaltungen vorhanden. Ueberaus rasch erfolgte die Zunahme, so daß wir gegenwärtig etwa 32 Anstalten zählen.

Ganz deutlich sind zwei Arten zu erkennen, je nach Beginn des gymnasialen Unterrichts.

1. Zur ersten und zugleich ältesten Gruppe gehören die vier- bis fünfkursigen Anstalten. Wenn diese Kurse auf die vollendete zehnklassige höhere Mädchenschule folgen, so nennen wir diese Fortsetzung „Aufbau oder Oberbau“. Wenn sie sich vorher, d. h. in der neunten oder zehnten Klasse, von der höheren Mädchenschule abzweigen, so nennen wir diesen Vorgang „Gabelung“. Die Gabelung ist eine organische, wenn in allen Fächern (mit Ausnahme von Latein) der Unterricht für die beiden nebeneinander herlaufenden Lehrgänge (d. i. für die Kurse und die höhere Mädchenschule) ganz derselbe ist, was in Zukunft bei allen durch die Berliner Konferenz beschlossenen preußischen **„Ober-Lyzeen“ gymnasialen und realgymnasialen Charakters zutreffen wird.**

2. Die zweite Gruppe umfaßt die sechskursigen Anstalten. Hier tritt die „Gabelung“ nach dem 12. Lebensjahr ein (nur bei einer, d. i. Karlsruhe, nach dem 13.) und ist ausschließlich mechanisch, niemals organisch, da die nebeneinander aufsteigenden Klassen der beiden Schularten **in allen wissenschaftlichen Fächern hinsichtlich des Lehrplanes und der Lehrpersonen voneinander getrennt sind.**

Sehr charakteristisch für die Weiterentwicklung dieser beiden Schulgattungen ist es, daß sich eine ausgesprochene Vorliebe für den ersten Typus, nicht etwa für den zweiten zeigt. So ist von den zehn Anstalten, die im letzten Jahre ins Leben gerufen wurden, nur eine allereinzige sechskursig. Ferner ist die Bevorzugung der realgymnasialen Anstalten sehr auffallend, da diese sich unter den zehn neugegründeten Veranstaltungen auf acht belaufen. Von den bestehenden 32 Anstalten sind im ganzen 22 vierkursig und nur 10 sechskursig. Man kann also nicht wohl behaupten, daß „beide Typen ungefähr gleich oft vorkommen“. Im Gegenteil, diese Zweidrittelmehrheit der vierkursigen Anstalten beweist, daß die Fachkreise doch wohl schwerwiegende Bedenken gegen das sechskursige Mädchengymnasium tragen. In der Tat sprechen sehr viele triftige und unwiderlegbare Gründe gegen den zweiten Typus. Einige, aber auch nur einige dieser Gegengründe sucht zwar der Artikel in Nr. 16 dieser Beilage zu entkräften, ja sie geradezu in Gründe für den sechsjährigen Lehrgang diplomatisch umzuwandeln. Dieses Unternehmen jedoch zerschellt an dem granitenen Felsen der Tatsachen.

Vor allem zeugen hygienische Gründe, besonders aber das Keysche Gesetz, gegen das sechsklassige Mädchengymnasium. Dieses Gesetz besagt nämlich u. a., daß die Mädchen im Alter von 12 bis 13 Jahren sich in der Zeit der Pubertätsentwicklung und damit zugleich in einer Periode stärkster Kränklichkeit befinden; sie dürfen deshalb nicht noch mehr belastet werden (durch Latein), sondern müssen im Gegenteil noch entlastet werden. Dagegen behauptet der Artikel in Nr. 16: „Schlägt man den Originalaufsatz von Key nach, so findet man ungefähr das gerade Gegenteil von dem, was mit dem obigen Einwand als Keysches Gesetz ausgegeben wird.“ Pflichtschuldig schlagen wir also das zitierte Buch[2]) auf, und da finden wir die folgenden Worte Keys: „Während des ersten Jahres dieser Periode ist die Steigerung (i. e. des Krankenprozentes) sehr unbedeutend, während des zweiten (des 13. Lebensjahres) wieder bedeutend, und es erreicht hier, gleichwie das allgemeine Krankenprozent, sein erstes Maximum von 39.7 Prozent.“ — Das ist doch nicht das gerade Gegenteil des Keyschen Gesetzes? Das ist es ja inhaltlich ganz und gar, und das Alter von 12 bis 13 Jahren ist also tatsächlich eine Periode stärkster Kränklichkeit. Demnach haben nicht die Hygieniker etwas Falsches als das Keysche Gesetz „ausgegeben“ — wohl aber der Artikel in Nr. 16, wie sein eigenes Zitat bezeugt. Noch etwas ad 2! Keys gedruckter Vortrag in „Verhandlungen“ u. s. w. wird als Originalaufsatz „ausgegeben“. Das ist er nicht, er ist vielmehr ein oft wörtlicher Auszug aus seinem ein Jahr früher (1889) erschienenen epochalen Originalwerke.[3]) — Das obige Zitat stimmt in beiden

[1]) Siehe den Artikel „Sechsklassige Mädchengymnasien“ von Dr. Gustav Herberich (Nürnberg) in Nr. 16 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 20. Januar 1906.

[2]) Verhandlungen des X. Internationalen Medizinischen Kongresses in Berlin 1890, Bd. 1, S. 66 bis 130: „Die Pubertätsentwicklung und das Verhältnis derselben zu den Krankheitserscheinungen der Schuljugend.“

[3]) Axel Keys Schulhygienische Untersuchungen. Deutsch von Dr. Leo Burgerstein. Hamburg und Leipzig 1889.

Büchern wörtlich überein. Das trifft auch bei der Fortsetzung zu, die lautet: „Wir sehen sonach, daß die letzten Jahre der Pubertätsperiode[4]) als eine frischere, die Phase dagegen, welche der Pubertätsperiode unmittelbar folgt,[5]) auch für die Mädchen als eine Phase schwacher Widerstandsfähigkeit bestimmt gekennzeichnet ist.“ (Siehe das gleichlautende Zitat in Nr. 16.)

Daraus ergibt sich für jeden unbefangenen Leser der selbstverständliche Schluß: Der Beginn des Gymnasialunterrichts muß ins 14. und nicht ins 16. Lebensjahr verlegt werden, oder — was dasselbe ist — die sechsklassigen Mädchengymnasien sind den vierklassigen in hygienischer Hinsicht vorzuziehen. Ganz richtig — wenn nur nicht der Artikel in Nr. 16 einen sehr verhängnisvollen Irrtum enthielte. Der Verfasser läßt nämlich den Leser gänzlich in Unkenntnis darüber, daß sich sein „sogenanntes Keysches Gesetz“ und sein obiges Zitat nur auf eine einzige Krankheit, nur auf die Bleichsuchts-Prozente, bezieht. — Wir greifen nun aus der Menge der Krankheiten auch nur eine — die Kopfschmerzen — heraus, und zwar gerade deshalb, weil das Krankenprozent für beide Krankheiten im Durchschnitt nach Keys eigenen Worten gleich ist. Nach der Tabelle (S. 318 in Axel Keys „Schulhygienische Untersuchungen“) ziehen wir nun aus den für die Kopfschmerzen angegebenen Krankenprozenten den logisch unanfechtbaren Schluß, der allerdings dem obigen ganz entgegengesetzt ist: Der Anfang des Gymnasialunterrichts darf nicht ins 14. Lebensjahr, sondern muß unbedingt ins 16. Lebensjahr fallen, oder — was dasselbe ist — die vierklassigen Mädchengymnasien sind in gesundheitlicher Beziehung entschieden geeigneter als die sechsklassigen, da bei jenen das Krankenprozent im 16. Jahre tiefer ist als im 14. und 15. und sich im allgemeinen bis zum 19. Jahre stetig vermindert. Ganz richtig — und doch falsch! In den exakten Wissenschaften darf man sich eben keine poetischen Lizenzen (Pars pro toto) erlauben, wenn man nicht — wie in den beiden vorausgegangenen Beispielen — zu heillosen Trugschlüssen kommen will.

Das wirkliche Keysche Gesetz wurde natürlich auch nicht etwa aus dem Krankenprozent einer einzigen Krankheit gewonnen, sondern aus der Gesamtheit der Krankheiten: hiernach beträgt das allgemeine Krankenprozent 61.7. Diese Prozentzahl liefert natürlich einen ganz anderen, d. h. den einzig richtigen Maßstab für die Beurteilung des Gesamtgesundheitszustandes der Mädchen, und das echte Keysche Gesetz lautet demnach auch ganz anders; nämlich: 1. „Die Zeit, welche das 12., 13., 14. und 15. Lebensjahr umfaßt, muß mit Rücksicht auf die hohe Bedeutung der Gewichtszunahme als die eigentliche Phase der Pubertätsentwicklung betrachtet werden.“ 2. „Die Kränklichkeit erreicht hier (d. h. im 13. Lebensjahre) ihre erste Spitze mit 64.8 Prozent, die zweithöchste Spitze fällt ins 14. Lebensjahr mit 64.4 Prozent.“ 3. „Die ganz erschreckende Kränklichkeit unter den Schülerinnen der höheren Mädchenschulen findet (nach Key, Verhandlungen, S. 103) unschwer ihre Erklärung in der ganzen Erziehungsweise der Mädchen und in der nach dem Muster der Knabenschulen getroffenen Einrichtung der Mädchenschulen.“

Welche Einrichtung war das damals in Schweden? Genau das, was jetzt vereinzelte deutsche Schulmänner erstreben, nämlich: sechsklassige Mädchengymnasien mit Gabelung nach dem 13. Lebensjahre! Trotz der höchst traurigen gesundheitlichen Folgen, wie sie sich bei zwei Dritteln der schwedischen Mädchen gezeigt haben, will man durch Schaden nicht eher klug werden, als bis man ihn am eigenen Volkskörper verspürt. Schweden hat sich durch die gemachten jahrzehntelangen bitteren Erfahrungen von verderblichen Vorurteilen befreit, den sechsklassigen Typus abgeschafft und dagegen den vierklassigen Oberbau, den wir auch in Norwegen, Dänemark, Nordamerika, Oesterreich und in der Schweiz finden, eingeführt. Auch die allermeisten deutschen Pädagogen, die sich ihrer hohen Verantwortlichkeit bewußt sind, werden das Keysche Gesetz beachten und befolgen, nicht das „sogenannte“, auch nicht das „richtig gestellte“, sondern das wirkliche echte Keysche Gesetz, wonach der Gymnasialunterricht der Mädchen nicht eher als im 16. Lebensjahre beginnen darf und nicht „nach dem Muster der Knabenanstalten“ eingerichtet sein soll. In jedem Handbuch der Schulhygiene wird das Gesetz so wie oben und nicht anders dargestellt.

Mit dem echten Keyschen Gesetze stehen allerdings die „Schlußfolgerungen anderer Hygieniker, die gleichfalls eigene Untersuchungen auf diesem Gebiete angestellt haben, in bestem Einklang“ — keineswegs aber, wie der Verfasser des Artikels in Nr. 16 behauptet, mit dem von ihm „richtig gestellten“ Keyschen Gesetze. Zum Beweise dieser Behauptung werden freilich ganz bedeutende Hygieniker, und zwar sehr genau, zitiert.[6]) Trotzdem ist das Zitat tatsächlich falsch. In dem unten zitierten Band ist nämlich ein Vortrag abgedruckt über „Koedukation in den höheren Schulen“ von Professor Dr. Axel Hertel, der bei der Betrachtung der physiologischen Entwicklung sowie der Morbiditätsverhältnisse bei Knaben und Mädchen zu ganz denselben Ergebnissen wie der „echte“ Key kommt.

Er verlangt, daß der ganze Lehrplan sorgfältig ausgearbeitet wird mit Rücksicht auf die physiologischen und hygienischen Eigentümlichkeiten beider Geschlechter, damit wichtige Eigenschaften unserer heranwachsenden Mädchen nicht verloren gehen als „Opfer auf dem Altare der theoretischen Gleichheit beider Geschlechter“. Es genügt ihm das neue dänische Schulgesetz vom Jahre 1903 durchaus nicht, obwohl es doch eine hygienische Hauptforderung erfüllt, nämlich: Beginn der Gymnasialstudien im 16. Lebensjahre. Er verlangt eben noch mehr: 1. einen differenzierten Lehrplan und 2. ein Jahr längeren Unterricht für die Mädchen; also einen dreizehnstufigen Lehrgang, folglich genau das, was unser erster Typus (d. i. vierjähriger Aufbau nach dem 15. Lebensjahre) darstellt.

Wir schlagen nun auch noch das zweite Zitat nach.[7]) Auch dieses ist sachlich durchaus unrichtig. Ein dritter berühmter Hygieniker — Schmid-Monnard — kommt durch seine Untersuchungen zu ganz denselben Resultaten, wie die echten, nicht etwa „richtig gestellten“, Keys und Hertels sind. Kurz und überzeugend zieht der Vortragende — Dr. A. W. Lay — aus den übereinstimmenden Forschungsergebnissen der genannten drei Hygieniker den Schluß, daß die Knaben und mehr noch die Mädchen durch unsere gegenwärtigen Schuleinrichtungen in hervorragendem Maße an ihrer Gesundheit geschädigt werden. Hiernach ist es an und für sich gewiß nicht mehr zweifelhaft, welche Anschauung die drei genannten Hygieniker hegen, doch machen wir „die Gewißheit doppelt gewiß“! Der viel zitierte zweite Band bringt erfreulicherweise auf Seite 6 ff. einen Vortrag über „Maß der Lehrpensen und Lehrziele an höheren Unterrichtsanstalten“ von Dr. Benda. Dieser Nervenarzt stützt seine Ausführungen u. a. auf einige 20 Physiologen, Psychologen und Hygieniker, von denen wir nur die folgenden nennen wollen: Wehmer, Schmid-Monnard, Möbius, Virchow und Westphal, Burgerstein, Th. Ziehen, Erb, Griesbach, Eulenburg, Key, Hertel, Ebbinghaus, und faßt sein Urteil über die uns vorliegende Frage in die deutlichen Worte zusammen: „Eine allgemeine Uebertragung der heutigen Knabenbildung auf die Bildung der weiblichen Jugend würde nicht nur für diese selbst, sondern auch für die kommenden Geschlechter von unberechenbaren Folgen sein.“ Mit aller nur wünschenswerten Klarheit und Bestimmtheit ist in diesen Worten das Gesamturteil aller — wir sagen aller — irgendwie namhaften Hygieniker niedergelegt; man nenne uns doch auch nur einen allereinzigen, der einer abweichenden Meinung huldigt. Die höchst sonderbare — Richtigstellung (in Nr. 16) ist also wirklich nichts weiter als eine — Enthüllung von Tatsachen, deren Existenz wissenschaftlich absolut nicht nachweisbar ist,

4) D. i. das 14. und 15. Lebensjahr.

5) D. i. das 16., 17. und 18. Lebensjahr.

6) Bericht über den I. Internationalen Kongreß für Schulhygiene zu Nürnberg. 1904, Bd. II, S. 140 ff. u. S. 338 ff.

7) Bericht rc. Bd. II, S. 388 ff.

eine trügerische hygienische Grundlage, auf welcher die sechsklassigen Mädchengymnasien unter gar keiner Bedingung aufgebaut werden können und dürfen.

Mit ähnlichen Trugschlüssen sucht man den psychologischen Grund in sein Gegenteil zu verkehren. Man braucht kein überzeugter Anhänger der empirischen physiologischen Psychologie zu sein und kann trotzdem ihre durch exakte Methode mühsam erworbenen Forschungsergebnisse anerkennen. So ist es denn auch, und zwar von keinem Geringeren als Th. Ziehen, der selbst über das Resultat seiner Versuche ganz erstaunt war, zum erstenmal festgestellt worden, daß bei Kindern bis zum 14. Jahre die Individualvorstellungen gegenüber den Totalvorstellungen bis zu 90 Prozent überwiegen; d. h. also, daß der Anschauungskreis der Kinder bis zum 14. Jahre sogar noch vor allem ein konkreter ist und daß das rein abstrakte Denken erst später so recht eigentlich beginnt. Das aber bedeutet nun wieder, daß der jugendliche Geist bei der Erlernung fremder Sprachen nicht in eine allzu ungewohnte Umwelt versetzt werden soll, daß er also die ihm wesensgemäßeren modernen Sprachen zunächst und dann erst die ihm ferner liegende streng logische lateinische Sprache zu erlernen hat. Diese Schlußfolgerung wird so allgemein anerkannt, daß die sehr überlegen klingende Behauptung: „So richtig dieser allgemeine Satz ist, so unrichtig erscheint seine Anwendung auf den vorliegenden Fall", deutlich ein ironisches Lächeln hervorlockt, das sich noch sehr merklich verstärkt, wenn man weiter die gar seltsame Kunde vernimmt: „Die einzelnen Deklinations- und Konjugations-Formen sind Individualvorstellungen, die sich später . . ., sowie die anderen (welche denn?) hierher gehörigen Individualvorstellungen zu dem Gesamtbild der antik-römischen Welt zusammenschließen." Wunderlich!

Aus dem eben angeführten psychologischen Grunde erwächst ganz naturgemäß der didaktische Lehrsatz: „Vom Leichteren zum Schwierigeren!" — ein Lehrsatz, der so alt ist wie die wissenschaftliche Pädagogik selbst. Schon Amos Comenius spricht ihn aus und verlangt darum, daß die neueren Sprachen vor den alten zu lernen sind. Auf diesem Lehrsatz beruht auch der fremdsprachliche Aufbau des humanistischen Reformgymnasiums: „Französisch, Latein, Griechisch." Diese ganz natürliche und logische, den biologischen und physiologischen Gesetzen durchaus entsprechende Aufeinanderfolge, müßte bei allen realistischen Anstalten heißen: „Englisch, Französisch, Lateinisch." Da aber aus praktischen, pädagogischen, sozialen und ökonomischen Gründen — man denke z. B. auch an die Koedukation vom 9., bezw. 10. bis 12. Jahre! — ein gemeinsamer Unterbau für alle höheren Schulen durchaus wünschenswert ist, so wird wohl der gegenwärtig angenommene Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts mit Französisch auf lange Jahre hinaus noch weiter bestehen. Es ist nun leicht einzusehen, daß die Reihenfolge „Französisch, Englisch, Latein" logischer und didaktischer ist als „Französisch, Latein, Englisch." Außerdem ist die erstere Reihenfolge in hygienischer Beziehung — und das ist die Hauptsache für ein Mädchengymnasium! — zulässiger: in das gesundheitlich so minderwertige 13. oder 14. Lebensjahr fällt nämlich dann der Beginn einer leichteren Sprache (Englisch) und nicht einer schwierigeren (Latein).

Zugunsten des vierklassigen Oberbaues spricht ferner der praktische Grund: 1. daß die Wahl des Berufes seitens der Eltern für ihr Kind, namentlich, wenn diese fern von einer größeren Stadt mit einem Mädchengymnasium wohnen, leichter ist, da sie ihre Tochter anstatt schon mit 12 oder 13 Jahren erst mit 15 Jahren in die kalte Fremde zu schicken brauchen; — das ist ganz klar; 2. daß ein einigermaßen sicheres Urteil über eine etwaige Geeignetheit für Gymnasialstudien erst nach der Pubertätszeit gefällt werden kann, da es speziell bei den Mädchen nicht bloß auf die geistige Befähigung, sondern ganz besonders auch auf die körperliche Reife und Kraft zur Durchführung des einmal angefangenen, die Nerven aufreibenden Studiums ankommt; — auch das ist absolut klar. Der Artikel in Nr. 16 behauptet jedoch wieder einmal frischweg: „Gerade das Gegenteil ist richtig."

Was nun fünftens den Autoritätsgrund betrifft, so lautet dieser dahin, daß die große Mehrzahl der Fachkreise für den ersten Typus (Aufbau) und gegen den zweiten (Gabelung) ist. Natürlich — alter Gewohnheit getreu — behauptet der Artikel in Nr. 16 wieder: „Auch gegen diesen Autoritätsgrund ist zu sagen, daß er vollständig unrichtig ist und daß das gerade Gegenteil wahr ist." Um dieser Behauptung eine erhöhte Glaubwürdigkeit zu verleihen, wird ihr ein sauberes wissenschaftliches Mäntelchen in Form und Schnitt zweier sehr genauen Literaturnachweise umgehängt. Leider ist der schimmernde Stoff des Umhanges sehr fadenscheinig und durchsichtig. Bezüglich der einen Literaturangabe[8]) weisen wir nur auf die zarte Rücksicht hin, mit der der Name eines hervorragenden Mädchenschulmannes hier an dieser öffentlichen Stelle nicht genannt wird. Noch auffallender steht es mit der zweiten Literaturangabe.[9]) Der unten zitierte Bericht trägt amtlichen Charakter. Folglich ist ihm wohl eher zu glauben als dem Artikel in Nr. 16. Der amtliche Bericht beweist nun, daß sich von 15 oder — wenn man den ersten Vorstand des Vereins und den Vortragenden mitzählt — von 17 Rednern und Rednerinnen nur 6 — schreibe sechs — gegen den Aufbau und für die Gabelung ausgesprochen haben. Ist das die Mehrzahl? Es muß hier öffentlich gesagt werden, daß man ein gar zu grausames Spiel mit der Wahrheit treibt, ja dieses Spiel artet zu einem widerwärtigen Kampfe gegen jegliche Objektivität aus, wenn man die weitere Behauptung aufstellt, „daß die überwiegende Mehrheit der Fachkreise für die sechsklassige Anstalt und infolgedessen für die Gabelung ist". — Dagegen vergleiche man 1. die Zweidrittelmehrheit (22 unter 32) der vierklassigen Anstalten; 2. die überwiegende Mehrzahl der Mitglieder des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen, die stets für den Oberbau und nie für die Gabelung gestimmt hat, und 3. die jüngst einstimmig gefaßten vorauszusehenden Beschlüsse der Berliner Mädchenschulkonferenz (siehe oben unter 1). Was soll man zu solch wahrheitswidrigem Verhalten sagen? Nichts. Der zutreffendste Ausdruck bleibe unausgesprochen.

Für den Aufbau und gegen die Gabelung wird als sechster Hauptgrund der soziale angeführt. Wenn schon eine ganze Reihe von Gründen für die Einführung der allgemeinen Volksschule spricht, namentlich auch der, die Züchtung eines übertriebenen Klassenbewußtseins durch Standesschulen mit allen Mitteln zu verhindern, so gelten diese Gründe erst recht für die Mittelschulen, und unter diesen wieder in erhöhtem Grade für die höheren Mädchenschulen. Darum wurde ja auch der „Verein für Schulreform" gegründet zum Zwecke der Erstrebung und Errichtung von Einheitsschulen oder wenigstens von höheren Schulanstalten, die einen gemeinsamen dreijährigen Unterbau haben (wie das Frankfurter und Altonaer System) und womöglich dazu noch einen gemeinsamen zweijährigen Mittelbau, wie wir ihn in Deutschland schon an fünf Gymnasien und Realgymnasien, in den skandinavischen Ländern und in Nordamerika an allen höheren Schulen antreffen. Wollen wir uns doch das einheitliche System im höheren Mädchenschulwesen, wie wir es in Bayern als durchaus bewährte Einrichtung besitzen, nicht rauben und durch Errichtung von sechsklassigen Mädchengymnasien, die selbstverständlich als die „vornehmeren" Anstalten betrachtet und bevorzugt werden würden, einen die liebe Eitelkeit geradezu großziehenden Zwiespalt in die Mädchenerziehung nicht hineintragen lassen. „Es muß als höchst bedauerlich bezeichnet werden, daß dieser Gesichtspunkt (d. h. der soziale Grund) von Vertretern des höheren Mädchenschulwesens" — überhaupt auch nur bekämpft wird.

Somit sind die angeführten sechs Gründe, insofern sie für die sechsklassige Anstalt sprechen sollen, „durchaus widerlegt und als unrichtig erkannt".

Selbst wenn nun aber auch durch die beliebte indirekte Beweisführung die Richtigkeit der obigen sechs Gründe für

[8]) Zeitschrift „Frauenbildung", 3. Jahrgang, 1. Heft, S. 424 vom September 1904.

[9]) Bericht über die Hauptversammlung des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen von Auguste Sprengel in der Zeitschrift „Frauenbildung", 5. Jahrgang, 1906.

den Ausbau wirklich nachgewiesen worden wäre — was nicht geschehen ist und niemals geschehen kann —, so wäre damit noch lange kein direkter positiver Beweis für die Richtigkeit der Gabelung nach dem 12. oder 13. Lebensjahr erbracht. Darum werden denn auch im ganzen drei vermeintlich positive Gründe, die für den zweiten Typus zeugen sollen, angeführt. Sie sind leicht zu widerlegen. 1. Die frühzeitige Scheidung der Schülerinnen nach dem 12. oder 13. Lebensjahre ist kaum möglich, wie wir oben beim „praktischen Grunde“ glauben nachgewiesen zu haben. 2. Die Lehrfächer sind an der höheren Mädchenschule plus vierjährigem Oberbau ganz dieselben wie am sechsjährigen Mädchengymnasium. Diese Lehrgegenstände werden genau ebenso nach wissenschaftlicher Methode von genau ebenso akademisch gebildeten Lehrkräften erteilt, und zwar in derselben Wochenstundenzahl. Eine einzige Ausnahme bildet Latein mit etwa drei Stunden wöchentlich mehr beim zweiten Typus. Und darum diese lächerliche querelle d'Allemand, die noch lächerlicher wirkt, wenn man bedenkt, daß die Schülerinnen des Oberbaues beim Beginn des Lateinunterrichts um zwei Jahre älter und somit viel reifer sind. 3. Was den Enderfolg anbelangt, so war er nach den alljährlichen Programmen und sonstigen Mitteilungen „gut — sehr gut — vorzüglich — ausgezeichnet“ bei den bisherigen vier- bis fünfkursigen Anstalten. So haben z. B. in Berlin von zusammen 76 Absolventinnen nur 4 nicht bestanden — glänzender können die Erfolge bei den sechsklassigen Anstalten gar nicht werden.

Die vorgenannten drei positiven Gründe, die logisch nur einen einzigen bilden, sind also hiermit durchaus „widerlegt“ und als „unrichtig erkannt“.

„Endlich muß gegen jeden Aufbau . . . das schwerwiegende Bedenken geltend gemacht werden“, heißt es im Artikel von Nr. 16 weiter, „daß damit ein gänzlich neuer Schultypus geschaffen wird, der kein Analogon an den höheren Knabenschulen hat.“ — Ja, gerade das wollen ja — in Anbetracht der weiblichen Eigenart — alle hervorragenden Fachgenossen und Hygieniker seit vielen Jahren schon, sie verwerfen mit vollstem Recht die Schablonisierung, das ist die Nachahmung der Knabenbildung, denn es gibt unstreitig eine Differenzierung auch in der geistigen Veranlagung der Geschlechter, die „durch wissenschaftliche Untersuchungen eindeutig und einwandfrei begrifflich festgelegt ist“, — wenn es auch wahrscheinlich aus bescheidener Verleugnung der Kenntnis der einschlägigen Literatur manchmal nicht zugegeben wird. Wir wollen hier zum Schluß nur auf eine der neuesten Erscheinungen aufmerksam machen,[10]) wo es auf Seite 135 heißt: „Man sollte nicht glauben, daß es auch Männer gibt, die in dieser Hinsicht nicht klar sehen wollen oder können. Von solchen behauptet Laura Marholm mit Recht, sie nehme keinen Anstand zu sagen, daß „Männer, die die Gleichheit und Gleichstellung von Mann und Weib lehren und vertreten, immer einigermaßen den Eindruck von physischen oder geistigen Bankeratteuren hervorrufen, seien es nun Gelehrte, Dichter oder private Schleppenträger der Damen.“

Wir sind nun nicht ganz dieser Meinung, wohl aber stimmen wir aus vollster Ueberzeugung der durchaus richtigen Behauptung bei, daß es Kreise gibt, die der gymnasialen Bildung der Mädchen, wie überhaupt dem höheren Mädchenschulwesen „noch recht ferne stehen und zum größten Teile nicht über genügende Studien und Erfahrungen auf diesem Gebiete verfügen“, die aber trotzdem oder vielmehr gerade deswegen ihre schnellfertigen Urteile mit häufigen, aber durchaus überflüssigen Ueberlegenheitsaccenten versehen. Durch solche Kunststückchen wird sich der ruhig und sachlich denkende Leser nicht hypnotisieren lassen; im Gegenteil, er wird jetzt mehr denn je überzeugt sein, daß die Mädchen im 13. und 14. Lebensjahre — dem richtigen, nicht etwa dem „richtig gestellten“ Keyschen Gesetze zufolge — gerade im ungünstigsten Alter „für den Beginn einer stärkeren Schulbelastung durch Latein stehen“, und daß **darum** das sechsklassige Mädchengymnasium zu verwerfen ist.

---

10) Prof. Dr. Knapp (Prag): Zur Frauenfrage. 1906. (Der physiologische und psychologische Geschlechtscharakter der Frau.)

Technische Briefe.

XXX.

Lenkbare Luftfahrzeuge.

Durch die Presse ging kürzlich wieder einmal die Nachricht, daß von den Gebrüdern Lebaudy ein lenkbares kriegsbrauchbares Motorluftschiff erfunden worden sei. Bereits im August dieses Jahres sollen die Probefahrten beginnen, nach deren glücklicher Vollendung dieses Fahrzeug der französischen Militärbehörde übergeben werden soll, die dann über ein weiteres erprobtes Kriegsluftschiff verfügen wird. Da Deutschland über gleichwertige Luftschiffe nicht verfügt, sind die Vorteile, die Frankreich hieraus erwachsen, recht bedeutende, auch wenn man damit rechnet, daß zur Zeit die Verwendungsmöglichkeit solcher Fahrzeuge noch eine beschränkte ist. Aber im Kriege kann ein Motorluftschiff den Verkehr zwischen der belagerten Festung und der Außenwelt aufrecht erhalten, wenn alle sonstigen Verkehrswege abgeschnitten sind, es kann Personen, Postsachen, Brieftauben heraus- und hereinbringen u. s. w. und dadurch dem eingeschlossenen Gegner von unberechenbarem Nutzen sein, wenn man auch Lebensmittel wegen der geringen Tragkraft der Luftschiffe damit nicht in die Festung wird hereinbringen können. Eine weitere wichtige Rolle kann das lenkbare Luftschiff ferner im Erkundigungsdienst spielen, es kann von ihm aus unter günstigen Umständen der strategische Aufmarsch der feindlichen Armee erkannt, es können wichtige Nachrichten über die Bewegungen der feindlichen Streitkräfte erbracht und der Verbleib des Feindes nach der Schlacht festgestellt werden. Aber nicht nur hierzu kann ein sicher steuerbares Luftschiff dienen, es kann auch direkt entscheidend in den Verlauf eines Krieges einwirken, wenn von ihm aus Sprengstoffe in die belagerte Festung oder auf größere in der Versammlungsformation befindliche Truppenkörper geworfen werden. Zwar ist nach den Abmachungen der Haager Konferenz das Werfen von Sprengstoffen von Luftballons aus völkerrechtlich verboten, aber wer bürgt dafür, daß diese Vereinbarungen nach ihrem Ablauf erneuert werden, und wer will dafür einstehen, daß sie im geeigneten Moment auch wirklich befolgt werden. Der Krieg zwischen Rußland und Japan hat bekanntlich auch ohne Kriegserklärung begonnen, dem Völkerrecht zuwider hat die japanische Flotte den Ueberfall auf Port Arthur ausgeführt. Die Vorteile, die Japan daraus erwuchsen, hat kein noch so berechtigter Protest Rußlands aus der Welt schaffen können. Im Kriege ist der stets im Nachteil, der Gleiches nicht mit Gleichem vergelten kann, und so werden auch wir vor die unabweisliche Notwendigkeit gestellt werden, lenkbare Motorluftschiffe für Kriegszwecke zu bauen, wenn die eingangs erwähnten Versuche in Frankreich zu einem Resultat führen sollten, das die uneingeschränkte Kriegsbrauchbarkeit des neuesten Lebaudyschen Fahrzeuges ergeben würde.

Daß dies zu erreichen nicht ganz leicht ist, und daß Frankreich auch nach glücklichem Verlauf der Probefahrten noch hinter dem gesteckten Ziele zurückgeblieben sein wird, ergibt sich ohne weiteres aus den Anforderungen, die an ein solches Luftschiff gestellt werden müssen, und dem, was bis jetzt erreicht ist. Nach Hauptmann v. Groß, dem bekannten Lehrer im Luftschiffer-Bataillon (Berlin), müßte das Fahrzeug zur Erkundung des strategischen Aufmarsches oder zu einer größeren Aufklärungsfahrt wenigstens einen Aktionsradius von 500 Kilometer haben, d. h. es müßte bei 40 Kilometer durchschnittlicher Geschwindigkeit in der Stunde eine Fahrtdauer von 12 Stunden besitzen. Die Geschwindigkeit von 40 Kilometer ist von dem Lebaudyschen Luftschiff bei den vielen Probefahrten mit Sicherheit erreicht

worden. Die Fahrtdauer hat aber bisher, soweit bekannt, nicht mehr als etwa 3 Stunden betragen. Dabei ist das Luftschiff jedesmal unbeschädigt an seinem Bestimmungsort angekommen. Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß auch ein solches Fahrzeug mit dieser geringeren Leistung von großem Wert sein kann und daß seine Verfolgung durch Automobile, wie sie bei gewöhnlichen Ballons wiederholt geglückt ist, nicht mehr durchführbar sein wird. Auch wird es der Artillerie nicht leicht werden, einen Ballon in voller Fahrt erfolgreich zu beschießen, da ein solches Ziel doch unvergleichlich schwerer zu treffen ist als z. B. ein Fesselballon.

Unter Würdigung dieser Tatsachen ist es nur zu erklärlich, daß Deutschland dem französischen Beispiel folgen muß, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß sich durch die Initiative Sr. Majestät des Kaisers bereits eine Studiengesellschaft gebildet hat, die die Grundlagen für den Bau deutscher Motorluftschiffe klären soll.

Die Frage des „lenkbaren Luftschiffes" ist daher heute so aktuell wie je, und es mag deshalb nicht unangebracht erscheinen, auf die Bedingungen hinzuweisen, unter denen das lenkbare Luftschiff überhaupt möglich ist, sowie mit welchen Mitteln und mit welchem Erfolge bisher an diesem die Gemüter seit den urältesten Zeiten beschäftigenden Problem gearbeitet worden ist.

Was hätte wohl näher gelegen, als der Versuch mit gleichen Mitteln und in gleicher Weise sich von der Erde in die Lüfte zu erheben, wie die Vögel es tun. Die Sage von Dädalus und Ikarus und von Wieland dem Schmied zeigen uns aber auch gleichzeitig, wie wenig geklärt in jenen alten Zeiten die Vorstellungen von den Naturgesetzen gewesen sind, denn die Unmöglichkeit mit durch Wachs zusammengeklebten oder aus Eisen geschmiedeten Flügeln fliegen zu können, muß heute jedermann ohne weiteres einleuchten.

Aus dem Mittelalter, wo die Kunst zu fliegen als Teufelswerk galt, sind Flugversuche meines Wissens nicht bekannt geworden. Im Volke lebte aber der Wunsch, fliegen zu können, fort, wenn er auch infolge der Unwissenheit und des Aberglaubens in eigenartige Bahnen gelenkt wurde und das Fliegen nicht mit natürlichen Mitteln, sondern auf dem Hexenbesen ausgeführt werden sollte.

Aus der großen Zahl der geschichtlichen Ueberlieferungen über Flugmaschinen und Flugversuche aus der späteren Zeit sei hier nur auf Leonardo da Vinci (1452—1519) hingewiesen, der seine Vorstellungen von der Möglichkeit des Menschenfluges in folgendem, allerdings nie zur Ausführung gelangten Entwurf niedergelegt hat[1]): Der fliegende Mensch befindet sich in einem Gestell in horizontaler Lage. Durch über Rollen laufende Leinen bewerkstelligen die Arme den Aufschlag der fledermausähnlichen, aus mehreren Gliedern bestehenden Flügel, die Beine hingegen den Niederschlag derselben. Die Flügel klappen beim Aufschlag nach unten zusammen, beim Niederschlag dehnen sie sich in ihrer ganzen Flugfläche aus. Es ist anzunehmen, daß der allumfassende Geist Leonardo da Vincis diesen Plan auf Grund von eingehenden Studien über die Schwere des zu hebenden Körpers und den Luftwiderstand aufgestellt hat, und daß er somit zu den ersten gehört, die die Lösung des Flugproblems auf wissenschaftlicher Grundlage versuchten. Und in der Tat, auf andere Weise ist diesem Problem nicht beizukommen. Wenn der Satz auch allgemein gilt, daß wirkliche Erfindungen, d. h. nicht bloße Ideen, sondern praktische brauchbare Maschinen und Einrichtungen, nur auf Grund umfassender Kenntnisse der einschlägigen Naturgesetze angegeben werden können, so haben auf dem Gebiet der Flugmaschinen alle Phantasten oder „gottbegnadeten Erfinder" erst recht keine oder nur negative Erfolge erzielt. Alle, die, einer Wahnvorstellung folgend, glaubten, fliegen zu können, haben glänzend Fiasko gemacht und sind zum größten Teile dabei auch noch zu Schaden und ums Leben gekommen.

Aber auch viele derjenigen, die das Flugproblem auf wissenschaftlicher Grundlage lösen wollten, haben ihre Versuche mit dem Tod bezahlen müssen. Wohl kaum auf einem anderen Gebiet ist die Zahl der Opfer so groß wie gerade hier. Zu den letzteren gehört der geniale Ingenieur Otto Lilienthal, der im August 1896, wie bekannt, verunglückte, nachdem er die für die Flugmaschine maßgebenden Grundlagen durch langjährige wissenschaftliche Versuche wesentlich gefördert hatte. Lilienthal erblickte die Lösung der Flugfrage in der Nachahmung des Segelfluges der größeren Vögel. „In der Luft schwebend müsse der Mensch sich praktische Kenntnisse in der Fliegepraxis erwerben, indem beim wirklichen Fliegen viele eigentümliche Erscheinungen, besonders durch die Unregelmäßigkeiten des Windes, auftreten, die sich der Berechnung ganz entziehen." Zu diesem Zwecke sollte der Luftschiffer innerhalb der Flügelfläche sitzen und durch seine Bewegungen den Schwerpunkt entsprechend verlegen, sowie das Steuer bewegen und hierdurch den Schwebeflug leiten. Lilienthal fuhr bei seinen Versuchen von einem erhöhten Standpunkte, einem Hügel, herunter. Bei seiner letzten Fahrt hat sich der Apparat wahrscheinlich überschlagen und so die Katastrophe herbeigeführt. So traurig das Ende dieser Versuche auch war, die gesammelten Erfahrungen haben für die Konstruktion der Drachenflieger, insbesondere derjenigen mit Propeller, eine Reihe wertvollsten Materials geschaffen. Bei diesen Flugmaschinen sind große Flügelflächen vorhanden, die schräg gegen die Horizontale gerichtet sind. Wird eine solche Fläche durch einen Propeller wagrecht durch die Luft bewegt, so erzeugt der Luftdruck eine Komponente nach oben, die Auftriebkraft, die in dem Mitteldruckpunkt angreift und die gleich der Schwerkraft sein muß, wenn das System in der Luft schweben soll. Aendert man nun mittels eines Steuers die Neigung der Flügel, so kann, genügende Kraft des Propellers vorausgesetzt, die Auftriebkraft größer werden als die Schwerkraft und umgekehrt, und man wird dann nach Belieben steigen können. Voraussetzung für das Fliegen mit einem solchen Drachenflieger ist es also, daß eine Verdichtung der Luft unter den Tragflächen eintritt. Es muß deshalb Schwierigkeiten bereiten, von ebener Erde abzustoßen, da der Apparat sich naturgemäß vor Erreichung einer gewissen Eigenbewegung gegenüber der Luft senken muß, ein Nachteil, den der Hofmannsche Drachenflieger[2]) durch einen eigenartigen Stelzenapparat unwirksam machen will, auf dem die Flugmaschine zunächst beim Abfahren läuft, bis eine gewisse Geschwindigkeit erreicht ist, und der dann im geeigneten Augenblick angezogen wird, so daß das System dann in der Schwebe bleibt. Diese Maschine, die im Modell allen Erwartungen entsprochen hat, ist über das Versuchsstadium nicht hinausgekommen.

Den Gebrüdern Wright in Nordkarolina ist es vor 2 Jahren zwar gelungen einen Drachenflieger zu konstruieren, der mit Hilfe der Steuerung der Tragflächen und vorwärts bewegt durch Propeller einen Menschen in verschiedenen Höhenlagen über der Erde getragen und sicher gelandet hat, aber die Fahrtdauer dieser Maschine zählte nur nach Sekunden oder Minuten[3]). Wenn es nun auch nicht als aussichtslos bezeichnet werden kann, auf diesem Wege das Problem des lenkbaren Luftfahrzeuges zu lösen, so erscheint ein anderes System, nämlich das des motorisch vorwärts bewegten Ballons bei weitem aussichtsvoller, ja es sind, wie eingangs bereits ausgeführt wurde, mit diesen Motorluftschiffen Fahrzeiten und Geschwindigkeiten erreicht worden, die zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen. Bei ihnen dienen der Motor und die Propeller nur zur Erzielung der Eigenbewe-

[1]) Nach einem Aufsatz von Max Leher (Augsburg) in den Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen 1904, in dem eine Fülle interessantester Flugmaschinen von der urältesten bis in die neueste Zeit hinein besprochen ist.

[2]) Näheres siehe Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes 1901, S. 121 u. f.

[3]) Näheres hierüber s. z. B. in den Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen 1904, S. 97 ff. Auch findet sich in der Zeitschrift „La Nature" 1906 die Mitteilung, daß mit einem ähnlichen Apparat ein Flug von 1200 Meter ausgeführt worden ist.

gung gegenüber der umgebenden Luft, während der Auftrieb durch den mit Wasserstoffgas gefüllten Ballon erzielt wird.

So einfach der Gedanke an sich nur auch scheinen mag, einen Luftballon durch motorisch bewegte Flügel gegen den Wind zu steuern und zu bewegen, so schwierig stellt sich die Umsetzung dieser Aufgabe in die Praxis, und es zeigt sich hierbei mit zwingender Beweiskraft, daß die technische Lösung des Problems nur einem sowohl in der Luftschiffahrt, als auch im Motor- und allgemeinen Maschinenbau durchaus erfahrenen Ingenieur gelingen kann. Werden doch an die Leichtigkeit der Konstruktionen aller Teile und die Leistungsfähigkeit der Motoren selbst ganz eigenartige Anforderungen gestellt.

Als ganz aussichtslos muß es bezeichnet werden, die Flügel durch menschliche Kraft wirksam anzutreiben, wie es z. B. Ganswindt versucht hat. Eine einfache Rechnung ergibt, daß zum Tragen des Gewichts, z. B. eines Storches, ein Kugelballon von über 2 Meter Durchmesser nötig ist. Denkt man sich nun an einer solchen Kugel die Storchenflügel wirkend, so wird man ohne weiteres schon das Gefühl haben, daß eine Eigenbewegung auch gegenüber dem geringsten Luftzug nicht möglich sein wird. Wir kommen aber auch sofort darauf, daß es unbedingt nötig ist, Klarheit über die Luftströmungen, Windstärken und Luftwiderstände verschiedener Ballonformen zu gewinnen, da diese Größen in die Rechnung eingesetzt werden und daher bekannt sein müssen, bevor man an die Dimensionierung der einzelnen Teile überhaupt herangehen kann.

Was zunächst die Windgeschwindigkeit betrifft, so ist durch die vielen Registrier- und Drachenversuche festgestellt, daß in den höheren Luftschichten die Windstärke größer ist als in unmittelbarer Nähe der Erdoberfläche.[*]) Je höher also das lenkbare Luftschiff steigen soll, desto größer muß seine Eigenbewegung gegenüber dem Windstrome sein, in welchem es schwimmt. Ohne die Propeller gibt es für ein Luftschiff keinen Wind in dem Sinne wie etwa für ein Segelschiff. Ein Luftschiff kann also auch nicht gegen den Wind aufkreuzen. Sind die Propeller in Tätigkeit, so gibt es nur einen Luftzug für das Luftschiff, nämlich stets den von vorn nach hinten gerichteten, der eigenen Fahrt im Luftstrom entsprechenden Wind, der vollständig unabhängig ist von der Weiterbewegung des Fahrzeuges über die Erdoberfläche. Die Luftschiffe haben daher auch, solange sie in der Luft schweben, nur einem von vorn kommenden Luftdruck Widerstand zu leisten. Ob sie, von der Erde aus betrachtet, mit dem Wind oder gegen ihn oder seitlich zu ihm fahren, stets kommt dem Motorluftschiffer der Wind nur von vorne. Da sich nun zur Ueberwindung des Luftwiderstandes die langgestreckte Torpedoform als am zweckmäßigsten erwiesen hat, bei der die vorne zerteilte Luft sich ohne Wirbelbildung hinten wieder zusammenschließen kann, so müssen ganz besondere Vorkehrungen getroffen werden, damit der Ballon beim Ueberwinden des von vorne kommenden Luftwiderstandes seine Form beibehält und nicht etwa aufklappt oder sich verbiegt. Dies kann nun auf zweierlei Weise erreicht werden, entweder dadurch, daß man die Hülle mit einem leichten, starren Gerippe versieht, oder indem man dem in der sonst nicht starren Hülle befindlichen Gase einen Ueberdruck gegenüber der Außenluft verleiht.

Der Vorteil der ersteren Konstruktion, also des starren Gerippes, nach der das Luftschiff des Grafen Zeppelin gebaut war, besteht darin, daß es leicht ist, für die Maschinen einen günstigen Angriffspunkt zu bekommen. Dem steht aber der große Nachteil des enorm hohen toten Gewichts gegenüber, der wohl auch der ausschlaggebende Grund dafür gewesen sein mag, daß, wie noch in aller Erinnerung sein wird, der Graf selbst sein letztes, auf einer Wiese gelandetes Fahrzeug rücksichtslos zerstören ließ.

Die andere Methode, dem Ballon ähnlich wie einem Gummiballe durch inneren Ueberdruck eine starre Form zu geben, hat dagegen zu sehr günstigen Resultaten geführt, da die erzielte Steifigkeit für die in Frage kommenden Verhältnisse genügt und die tote Last nur unwesentlich erhöht wird. Der Gedanke, dies zu tun, stammt von dem General v. Meusnier aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Er schlug vor, in die gasgefüllte Hülle einen Luftsack (Ballonet) einzufügen und diesen mit Hilfe eines Ventilators mit Luft aufzupumpen, sobald die Hülle durch Gasverluste sich zu deformieren drohte. Mit diesem Ballonet ist auch das Lebaudysche Luftschiff ausgerüstet, das bisher die günstigsten Resultate erzielt hat. Auch der deutsche Drachenballon behält auf diese Weise seine äußere Form und kann Windstärken von mehr als 20 Meter widerstehen, ohne Formveränderungen zu erleiden. Ein Nachteil des nicht starren Luftschiffes ist also der, daß die Anbringung der Propeller an der günstigsten Stelle auf Schwierigkeiten stößt. Nach den bisherigen Erfahrungen überwiegen jedoch die Vorteile den letzteren Punkt so wesentlich, daß für den Neubau eines lenkbaren Motorluftschiffes und für die Versuche der neu gebildeten Studiengesellschaft in erster Linie nur das durch Benzinmotoren getriebene, durch das Ballonet versteifte Luftschiff in Frage kommen wird.

Mit Hilfe des Ballonets kann man auch noch eine weitere, sehr wichtige Aufgabe lösen, nämlich die, stets in der beabsichtigten Höhe zu fliegen.

Bekanntlich steigt ein gewöhnlicher Luftballon so lange in die Höhe, bis sein Gewicht gleich ist dem der verdrängten Luftmasse. In den höheren Luftschichten wird nun aber der äußere Luftdruck geringer, infolgedessen dehnt sich das Gas im Innern des Ballons aus und der Ueberschuß entweicht bei ursprünglich stramm gefülltem Ballon durch ein Ventil. Hierdurch wird wieder das Gewicht des Ballons geringer und er steigt weiter in höhere Regionen u. s. f. Ein fallender Ballon findet dagegen keine Gleichgewichtslage mehr unter sich. Unter dem zunehmenden äußeren Luftdruck zieht sich das Gas im Innern immer mehr und mehr zusammen, die Ballonhülle wird schlaff, und wird der Ballon nicht durch das Auswerfen von Ballast erleichtert, so fällt er bis zur Erde zurück. Bestrahlungen durch die Sonne, Wolkenschatten, Feuchtigkeit u. a. m. beeinflussen das Fallen und Steigen des Ballons ebenfalls in willkürlicher Weise. Die Fahrtdauer kann nur dadurch verlängert werden, daß immer mehr Ballast ausgeworfen wird, was dann wieder zur Folge hat, daß der Ballon am Ende der Fahrt die größte Höhe erreicht hat. Es ist also nicht möglich, einen gewöhnlichen Ballon längere Zeit in einer bestimmten Höhenlage zu halten, da die Veränderungen des Gasvolumens und die Ausdehnungen und Zusammenziehungen der nicht starren Ballonhülle ein stetes Steigen oder Fallen verursachen.

Durch das Ballonet dagegen, das im Innern des Ballons vorgesehen ist und das durch einen Ventilator ganz nach Bedarf aufgepumpt werden kann, ist man in der Lage, diese Schwankungen im Volumen des Gases auszugleichen. In höheren Lagen, wo die Gasausdehnung eine größere ist, wird das Ballonet ein kleineres Volumen haben, in tieferen, wo das Ballongas sich zusammengezogen hat, wird das Ballonet aufgepumpt, so daß die Ballonhülle in beiden Fällen die gleiche äußere Form behält, und zwar diejenige, die einer gewollten Höhenlage entspricht.

Außer diesem Mittel benutzt das Lebaudysche Fahrzeug zur Vermeidung der Höhenschwankungen noch horizontale Steuerflächen, die ähnlich wirken wie die Horizontalsteuer von Torpedos, und ist es auf diese Weise gelungen, wenn auch noch nicht abgeschlossen erprobt, während der ganzen Fahrtdauer die gleichniedrige Fahrthöhe einzuhalten, was für die Motorluftschiffe von ganz besonderer Wichtigkeit ist, da ja, wie wir oben gesehen haben, die Windgeschwindigkeiten in höheren Regionen stark zunehmen und dadurch dem Luftschiff die Relativbewegung gegenüber der Erde wesentlich erschwert wird.

Natürlich ist das Lebaudysche Motorluftschiff nicht ohne Vorgänger entstanden. Es sind da zu nennen in erster Linie das Giffardsche Fahrzeug (1855), das durch eine Dampfmaschine an-

[*]) Eingehende Besprechungen der folgenden kurzen Ausführungen, mit sachlicher Würdigung vieler Einzelheiten finden sich z. B. im Jahrbuch der Automobil- und Motorboot-Industrie 1905 in einem Aufsatz von A. Groß über die Motorluftschiffe.

getrieben wurde, Dupuy de Lômes Luftschiff, das zum erstenmal das Meusnierſche Ballonet zur Erhaltung der Stabilität des Ballons verwendete, ferner das durch einen Elektromotor angetriebene Luftschiff der Gebr. Tissandiers, sodann die „La France“ des damaligen Kapitäns Renard, die bei 7 Probefahrten 5mal unversehrt zu ihrer Aufstieghalle zurückkehrte und eine Strecke von mehr als einer deutschen Meile bei einer mittleren Eigenbewegung von 6 Meter zurücklegte und die somit als das erste, wirklich brauchbare Motorluftschiff bezeichnet werden kann, das als Vorbild auch dem unermüdlichen Sportsmann Santos Dumont bei seinen Versuchen gedient hat.

Die günstigsten Resultate sind aber unbestritten von den Gebr. Lebaudy im Verein mit dem technischen Direktor der Lebaudyschen Fabriken, M. Juillot, erzielt worden, daher wird man bei weiteren Versuchen wohl bestimmt auf den Erfahrungen mit dem Typ weiterbauen.

Fast alle Namen der erfolgreichen Motorluftschiffbauer sind Franzosen. Frankreich hat demnach einen großen Vorsprung in erfahrenen Ingenieuren vor uns, und es wird vieler Mühe und vielen Geldes bedürfen, bis wir das bisher Erreichte einigermaßen eingeholt haben werden. Möge die neue Studiengesellschaft stets über die nötigen Mittel verfügen, die zur Ausführung der recht schwierigen Aufgabe nötig sind. Dann wird der Erfolg auch nicht ausbleiben.

E. Wrubel.

Bücher und Zeitschriften.

Schwüle Tage. Novellen. Von E. v. Keyserling. S. Fischer, Verlag, Berlin 1906.

Ausschnitte lebenserfüllter Natur, gesehen durch das durchdringende Auge eines kultivierten, aristokratisch-zurückhaltenden und doch leidenschaftlichen Temperaments, — das sind die Novellen Keyserlings. Ironie mehr als Humor, Melancholie mehr als Sentimentalität bilden die Elemente dieses fesselnden Charakters. Als wollte der Dichter volle Probe geben für alle Künste, die sein Können beherrscht, stellt er drei Novellen nebeneinander, die trotz dem Gegensatze der Grundstimmung dennoch in unklem, wohllautendem Akkord erklingen. Da ist die Kleinigkeit „Soldatenkerska“, ein Schwank aus dem Leben des kurländischen Volkes, ein Teniers, umgesetzt aus seiner bildlichen Drastik in den lachenden Humor der Sprache. Da ist die Skizze „Harmonie“, in der Ironie und Sentimentalität ein anmutig Kampfspiel mit graziösen, funkelnden Waffen beginnen, bis unversehens Spiel und Spaß enden und Tod und Tragik die Schaubühne betreten. Und dann das Meisterstück, in dem alle Qualitäten des Dichters in voller Potenz konzentriert erscheinen und das dem schmächtigen Bande Namen und wertvollen Inhalt gibt: „Schwüle Tage“, eine Novelle, die den Kenner in Duft, Farbe und Stimmung an Turgenjeffs blitzendes Novellenjuwel „Erste Liebe“ gemahnt. Bezaubernd ist das schwüle Weben der sommerlichen, der sinnebetörenden Welt in seiner feinsten Nüancierung getroffen, prächtig geschildert die unbewußte, spielerische Erotik der ersten Pubertätsperiode und ihr Gegensatz, das schmerzensreiche, skeptische Liebesempfinden des gereiften, erfahrenen Mannes. Das Ganze gezeichnet mit delikatem Strich, der in jeder Linie des vornehmen Künstlers, des sicheren Weltmannes graziöse und feine, doch griffeste Künstlerhand verrät.

Wien. Alfred Neumann.

*** **Das Kostüm in Vergangenheit und Gegenwart.** Von Georg Buß. Mit 134 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig 1906, Verlag von Velhagen und Klasing.

Die rühmlichst bekannten kulturgeschichtlichen Illustrierten Monographien, die Hanns v. Zobeltitz im Verlage von Velhagen u. Klasing (Bielefeld und Leipzig) herausgibt, haben durch ihren jüngst erschienenen Band „Das Kostüm“, Preis 4 Mark, eine außerordentlich dankenswerte Bereicherung erfahren. Der Verfasser dieser Monographie, Dr. Georg Buß, verstand es, auf verhältnismäßig knappem Raum ein übersichtliches und stets interessantes Bild der wechselvollen Geschichte des Kostüms zu entrollen, wobei besonders anerkannt werden muß, daß er diese Geschichte bis zu den neuesten Wandlungen der Mode fortführte. Ein großer Vorzug des schönen Werkes aber beruht auf der Art seiner Illustration: sie gibt nicht, wie so viele ähnliche Bücher, mehr oder minder gelungene Zeichnungen von der Hand eines Heutigen, sondern es sind für alle Perioden Abbildungen aus dem Schatze der zeitgenössischen Kunst gewählt worden. Das verleiht dem Buch nicht nur große Frische und Anschaulichkeit, sondern auch erhöhten praktischen Wert.

Allgemeine Rundschau.

Zum 70. Geburtstag L. Jacobis.

Als in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Privatbaumeister Jacobi von dem Konservator v. Cohausen zu den Ausgrabungsarbeiten an der Saalburg zugezogen wurde, ahnte keiner von beiden, daß dereinst die alte Römerfeste aus Schutt und Asche wieder auferstehen werde. Heute ragen ihre Zinnen und Türme wieder ins Blaue, der Zentralbau mit Prätorium und Exerzierhalle, die Horrea, in denen demnächst die Saalburgfunde untergebracht werden, sind vollendet, das sog. Quästorium als künftiger Arbeitsraum und eines der Häuschen der bürgerlichen Ansiedelung vor dem Westtore als Wohnung für den Wärter, kommen in Kürze unter Dach.

Nächst dem Kaiser, der den Konnex der neuen Zeit mit der alten wohl zu schätzen weiß und oft genug betont hat, und den opferwilligen Privatleuten, die beträchtliche Summen für den Wiederaufbau spendeten, gebührt das Verdienst an dem letzteren dem Geh. Baurat Professor L. Jacobi, der am 21. April die Feier seines 70. Geburtstages begeht. Geboren im Jahre 1836 zu Homburg v. d. H., ging er als junger Techniker nach Amerika und vollendete später seine Studien in Karlsruhe. In seiner Vaterstadt ließ er sich dann als Privatbaumeister nieder und errichtete hier eine Reihe hervorragender Bauten, u. a. das Kaiser Wilhelm-Bad. Als Vertreter des Konservators v. Cohausen beteiligte er sich an den Ausgrabungen der Saalburg, die bereits 40 Jahre vorher Habel in ihren Hauptgebänden aufgedeckt hatte. Vom Kaiser wurde er mit dem Wiederaufbau des Römerlagers auf dem Taunuskamme betraut. Seine hervorragendste schriftstellerische Leistung ist das Werk „Das Römerkastell Saalburg“. Wegen seiner großen Verdienste um seine Vaterstadt hat ihn diese an seinem 70. Geburtstage zum Ehrenbürger ernannt. Ebenso wurde er vom Altertums- und Geschichtsverein mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet. Die Vereinigung der Saalburgfreunde in Berlin hat eine inhaltreiche Festschrift erscheinen lassen.

Möge der rührige und rüstige Jubilar auch noch fernerhin manches Jahr im Interesse der Altertumsforschung tätig bleiben!

B.

Kleinere Mitteilungen.

* Die Berliner wissenschaftlichen Kurse zum Studium des Alkoholismus wurden am Dienstag eröffnet. 140 Teilnehmer waren anwesend. Senatspräsident Dr. v. Strauß u. Torney, der Vorsitzende des „Zentralverbandes zur Bekämpfung des Alkoholismus“, eröffnete die Vorlesungen mit einer Begrüßung. Er bemerkte darin u. a. folgendes: Die Tatsache, daß die Kurse in diesem Jahre zum dritten Male eingerichtet sind und mit jedem Jahre stärker besucht werden, bejaht die Bedürfnisfrage und ist zugleich ein charakteristisches Zeichen für die ganze Bewegung. Die Wissenschaft beschäftigt sich ernstlich mit der Alkoholfrage. Was die Wissenschaft an Untersuchungen angestellt und an Ergebnissen festgestellt hat, sollen diese Kurse weiteren Kreisen vermitteln. Die Alkoholfrage ist eine Frage von größter sozialer und nationaler Bedeutung. Diese Vorlesungen sollen sicheres Material bieten und nicht agitatorisch einer Partei oder Richtung, sondern denjenigen dienen, welche, sei es innerhalb oder außerhalb ihres Berufes, sich für die Alkoholfrage interessieren.

— Dem Museum für Völkerkunde in Berlin ist vom Vizekönig Tuanfang ein wertvolles Geschenk gemacht worden: die wortgetreue Kopie des aus dem Jahre 781 n. Chr. stammenden Dokuments von Sianfu über das damalige erste Aufsuchen der christlichen Lehre in China, die bekanntlich durch Nestorianer dorthin getragen worden ist. Unter den Zeugnissen über das Vordringen des Christentums in Asien zu so früher Zeit nimmt diese Inschrift einen hervorragenden Rang ein.

* Die Hygiene und die höhere Schule. Ueber dieses zeitgemäße Thema sprach Professor Dr. Hartmann (Leipzig) anläßlich der Tagung der Deutschen Oberlehrer in Eisenach. Er führte etwa folgendes aus: 60 bis 70 Prozent

aller zum einjährig-freiwilligen Militärdienst Berechtigten seien für den Militärdienst untauglich. Schuld hieron haben die Erkrankungen des Nervensystems und des Herzens. Erstere Erkrankungen haben in den letzten zwei Jahrzehnten um das Doppelte, letztere um das Dreifache zugenommen. Dringend notwendig sei die Anstellung von Schulärzten in allen Schulen. Die Schulzimmer dürfen nicht überfüllt, sie müssen außerdem täglich gelüftet und in peinlichster Weise sauber gehalten werden. Allerdings gehöre dazu Geld, und dieses werde von den Parlamenten für die Schulhygiene schwer zu erhalten sein, da die Notwendigkeit der Schulhygiene noch zu geringem Verständnis begegne. Um so mehr sei es Pflicht der Lehrer, der Schulhygiene vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Bekanntlich seien nur körperlich gesunde Schüler in der Lage, auf geistigem Gebiete Tüchtiges zu leisten. Das Fachlehrerwesen dürfte ein großes Hindernis für die Schulhygiene bilden. Die Schulhygiene müsse schon auf der Universität gelehrt werden. Die Lehrer müssen es sich zur Aufgabe machen, in möglichstem Zusammenwirken mit dem Schularzte, durch Verbreitung gedruckter Belehrungen auf Schüler und Eltern zu wirken. Letztere bedürfen oftmals ebenso in hygienischer Beziehung der Belehrung wie die Schüler. Auf die Hygiene des Schulgebäudes dürften die Lehrer wenig Einfluß haben, sie können aber dafür sorgen, daß hinreichende Waschgelegenheiten in den Schulgebäuden, insbesondere in der Nähe von Aborten, vorhanden seien. Weitere Aufmerksamkeit müsse der Lehrer der Sauberkeit der Schüler, insbesondere der Sauberkeit der Hände, zuwenden. Der Lehrer könne nicht nur zur Verhütung ansteckender Krankheiten, sondern auch zur Verminderung der Kurzsichtigkeit, der sexuellen Verfehlungen und des Alkoholgenusses beitragen. Jeder Direktor müsse es als nobile officium betrachten, der Schulhygiene vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es müsse für Erweiterung des Turn- und Schwimmunterrichtes und Verkürzung der wissenschaftlichen Unterrichtsstunden hingewirkt, mit einem Worte, es müsse der Stählung des Körpers größte Aufmerksamkeit zugewendet werden. Deshalb müsse auch das Rudern und das Spiel begünstigt werden. Wenn der Lehrer in der Wahrung der Hygiene eine Hauptaufgabe seines Berufes erblicken werde, dann werde ein gesundes Geschlecht heranwachsen, das auf dem Höhepunkt der Kultur, Sittlichkeit und Bildung stehen werde. Er ersuche, folgender Erklärung zuzustimmen: „Die Schulhygiene ist ein notwendiger Bestandteil in der Vorbildung der Kandidaten zum höheren Schulamt." (Lebhafter Beifall.) Die Erklärung gelangte sogleich einstimmig zur Annahme.

J. M. **Die erste hebräische Grammatik.** In Nr. 85 der Beilage wurde kürzlich gesagt, daß es heuer 400 Jahre sind, daß die erste wissenschaftliche hebräische Grammatik herausgegeben wurde. Diese Behauptung dürfte nach meiner Ansicht nicht ganz richtig sein. Denn bereits im Jahre 1504 erschien eine hebräische Grammatik, die Steinschneider in seinem Manuale Bibliographicum (Leipzig 1859, S. 116) eine „kurze Anweisung zu den Anfangsgründen der hebräischen Sprache" nennt. Ihr Verfasser ist der bedeutende Hebräist Pellikan, der anfangs dem Franziskanerorden angehörte, sich später aber der Reformation anschloß. Diese Grammatik erschien nicht als selbständiges Buch, sondern bildet einen Teil der Margarita Philosophica des Kartäusermönchs Gregorius Reisch. Es ist das eine Art Enzyklopädie aller Wissenschaften, ausgestattet mit zum Teil sehr kuriosen Holzschnitten. Die erste Ausgabe erschien bei Schott zu Freiburg im Breisgau; die zweite, die die Grammatik zum ersten Male enthält, 1504 bei Grüninger in Straßburg. Die Grammatik findet sich unter dem Titel: De modo legendi et intelligendi Hebraeum, auf dem Bl. F IX bis XXVIII. Wenn Steinschneider sagt, daß hier Reuchlins Rudimenta benutzt (nicht vollständig abgedruckt) sind, so ist dieser Irrtum darauf zurückzuführen, daß er die Ausgabe von 1504 nicht gesehen und der Ansicht gewesen ist, die hebräische Grammatik sei zum erstenmal in der Ausgabe von 1508 enthalten. Näheres ist zu finden in der interessanten Abhandlung von Eberhard Nestle: Nigri Böhm und Pellican. Ein Beitrag zur Anfangsgeschichte des hebräischen Sprachstudiums in Deutschland. (Verm. Sonderabdruck aus: Marginalien und Materialien.) Tübingen 1893. Ein vollständiges Exemplar der seltenen Ausgabe von 1504 ist im Besitze des Antiquars Ludwig Rosenthal.

hc. **Von der Berliner Sternwarte.** An Stelle des mit 1. April d. J. in den Ruhestand getretenen Professors Dr. Viktor Knorre ist der bisherige zweite Observator Dr. Courvoisier zum ersten Observator vorgerückt; an seiner Stelle ist der Astronom der v. Bülowschen Sternwarte in Bothkamp Dr. Paul Guthnick zum Observator an der kgl. Sternwarte in Berlin ernannt worden.

W. **Der Internationale Kongreß der Aerzte und Chirurgen in Lissabon** wurde am Mittwoch eröffnet. Die Königin empfing eine Abordnung der Organisation zur Bekämpfung der Tuberkulose und beglückwünschte sie zu den bisher erzielten Resultaten. Hierauf fand in Gegenwart des Königs und der Königin sowie der Minister die Eröffnung des Heims für Lungenkranke statt.

* **Todesfälle.** Der Direktor der kgl. Münze in Berlin, Karl Conrad, ist im 78. Lebensjahre an Adernverkalkung gestorben. — Der Lexikograph Gustave Vapereau, der sich besonders als Verfasser des „Dictionnaire universel des Contemporains" verdient gemacht hat, ist am 18. d. M. in Paris im Alter von 87 Jahren gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

* **Karlsruhe.** Der Nervenarzt Dr. phil. et med. Willy Hellpach hat sich an der hiesigen Technischen Hochschule als Privatdozent für Psychologie auf naturwissenschaftlich-medizinischer Grundlage habilitiert.

hc. **Aachen.** Auf die durch das Ableben des Geh. Regierungsrates Professor Dr. ing. O. Intze erledigte etatsmäßige Professur für Bauingenieurwissenschaften an der hiesigen Technischen Hochschule ist der Privatdozent für Architektur daselbst, Regierungsbaumeister Professor Karl Sieben, berufen worden.

hc. **Hannover.** Der Privatdozent für deutsche Renaissance an der hiesigen Technischen Hochschule Professor Dr. Albrecht Haupt unternimmt eine mehrmonatige Studienreise nach Spanien zur Untersuchung der ältesten christlichen Bauwerke, insbesondere der westgotischen und asturischen; er wird deshalb seine Lehrtätigkeit während des Sommersemesters 1906 unterbrechen.

hc. **Aus Oesterreich-Ungarn.** Der außerordentliche Professor Dr. phil. Robert Daublesky v. Sterneck ist zum ordentlichen Professor der Mathematik an der Universität Czernowitz ernannt worden. — Dem Privatdozenten für analytische Chemie an der Wiener Technischen Hochschule und Professor am technologischen Gewerbemuseum Ferdinand Ulzer ist der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen worden.

V **Rom.** An der hiesigen Universität ist eine außerordentliche Professur der deutschen Literatur eingerichtet und dafür der Konkurs ausgeschrieben worden. Gesuche (auf italienischem Stempelpapier zu 1.20 Lire) sind bis spätestens 10. Juni d. J. an das Ministerio della Pubblica Istruzione, Rom, zu richten. Beizulegen sind: 1. eine Darlegung des Studienganges mit Angabe der Publikationen und deren wichtigster Ergebnisse; 2. die Titel und Publikationen, letztere womöglich (nicht unbedingt erforderlich) in je 5 Exemplaren; 3. ein Verzeichnis der Publikationen in 6 Exemplaren (stempelfrei); außerdem für nicht im italienischen Staatsdienst Stehende ein polizeiliches Sittenzeugnis, nicht älter als vom 10. Mai 1906. Nach dem 10. Juni einlaufende Gesuche oder Zugaben zu den Publikationen bleiben unberücksichtigt. — Für mit den italienischen Verhältnissen nicht Vertraute bemerken wir, daß außerordentliche Universitätsprofessoren in der Regel ein Gehalt von 3000 Lire jährlich beziehen. Kollegiengeld existiert nicht. Die Lehrverpflichtung beträgt meist drei Stunden wöchentlich; kein akademisches Viertel. Der außerordentliche Professor ist pensionsberechtigt und hat von Anfang an für die meisten Angelegenheiten Sitz und Stimme in der Fakultät, bedarf aber für das zweite und dritte Jahr noch einer auf Vorschlag der Fakultät erfolgenden Bestätigung in seiner Stellung, ehe er, vom vierten Jahre an, stabil und unabsetzbar wird. Eine Erhöhung des Gehalts auf 3500 Lire ist möglich, wird aber gewöhnlich erst nach mehrjähriger, befriedigender Tätigkeit gewährt. Die Beförderung zum Ordinarius kann im günstigen Falle erst nach drei Jahren eingeleitet werden, dauert aber unter Umständen noch viel länger. Italienische Staatsbürgerschaft ist nicht erfordert. Vortragssprache natürlich italienisch.

ck. **Paris.** Im letzten Jahre zählte die hiesige Universität 14,462 Studierende, darunter 1638 Ausländer. Die Zahl der Studentinnen betrug 968, von denen 513 Ausländerinnen waren. Die stärkste Fakultät, die juristische, hatte im Jahre 1905 6088 Studenten, 1289 mehr als im Vorjahre. Die medizinische Fakultät zählte 3482 Studenten, 83 weniger als im vorhergehenden Jahre, die naturwissenschaftliche Fakultät 1610 und die schönwissenschaftliche 2100.



Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 9.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Abraham Lincoln als Rechtsanwalt und Politiker.*)

Die noch unter den Nachwehen des soeben beendeten Sezessionskrieges blutenden Vereinigten Staaten von Nordamerika wurden am 15. April 1865 durch die Kunde der Ermordung des Präsidenten Lincoln aufs neue in ihren Grundfesten erschüttert.

Ein fanatischer, durch Trunksucht verkommener Schauspieler feuerte einen Schuß auf Lincoln ab, als er am Abend des 14. April 1865 in seiner Loge zu Washington einer Vorstellung beiwohnte, und verwundete mit einem Dolche den neben dem Präsidenten sitzenden Adjutanten. Darauf sprang der Mörder über die niedrige Brüstung der Prosceniumsloge auf die Bühne, schwang den blutigen Dolch mit dem übel angebrachten theatralischen Ausrufe: „Sic semper Tyrannis“, und entkam, dank der Verwirrung und seiner genauen Kenntnis der Bühne, unaufgehalten aus dem Theater, um vierzehn Tage später auf der Verfolgung ebenfalls erschossen zu werden.

Da noch vielfach die Meinung besteht, daß dieser außergewöhnliche Mann wie Cincinnatus vom Pfluge weg zu den höchsten Stellen seines Landes berufen worden sei, möge heute, nach seinem Todestage, in den nachfolgenden Zeilen der Werdegang Lincolns als eines der hervorragendsten und erfolgreichsten Politiker und Anwälte Nordamerikas geschildert werden.

Abraham Lincoln war 1809 im Staate Kentucky als der Sohn eines in den ärmlichsten Verhältnissen lebenden Zimmermannes und Farmers geboren, der es infolge seiner Rastlosigkeit und Gleichgültigkeit niemals zu irgend einem Erfolg brachte. Lincolns Vater wanderte zunächst nach Indiana aus und ließ sich 1830 endgültig in Illinois nahe der späteren Hauptstadt Springfield nieder. Bezeichnend für die damaligen Zustände in jenen erst kurz vorher den Indianern definitiv abgerungenen neuen Staaten der Union ist die Tatsache, daß Lincolns Vater mit seiner Familie ein volles Jahr in einem an drei Seiten offenen Schuppen kampierte, der nicht einmal einen Bretterboden oder sonst irgend eine Spur von Bequemlichkeit aufwies.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß Abraham bis zu seinem 17. Jahre als Knecht seines Vaters lediglich ländliche Arbeiten verrichtete und nur notdürftig Lesen, Schreiben und Rechnen erlernte. Aber das zeichnete den jungen Lincoln, außer einer ungewöhnlichen Körpergröße und Kraft, vor anderen seiner Altersgenossen aus, daß er weder rauchte noch trank, dagegen mit größtem Eifer jedes Buch las, dessen er habhaft werden konnte. Darunter befand sich auch eine Gesetzsammlung des Staates Indiana, und es wird behauptet, daß diese gewiß nichts weniger als interessante Lektüre den Gedanken in ihm erweckt habe, Advokat zu werden.

Um jene Zeit soll er auch bei einer längeren Bootsfahrt auf dem Mississippi durch den Anblick einer Anzahl zusammengeschmiedeter, schlecht behandelter Sklaven die tiefe Abneigung gegen die Einrichtung der Sklaverei gefaßt haben — eine Abneigung, die er jederzeit offen bekannte und die auch schließlich zur Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten führte. Frühzeitig entwickelte sich bei Lincoln eine hervorragende Rednergabe, die ihm sehr bald die Führerstelle unter seinen Altersgenossen verschaffte. Eine der Hauptunterhaltungen der erst im Entstehen begriffenen Orte des Staates Illinois bildeten die zeitweitigen Gerichtsverhandlungen. Daß diese Gerichtsverhandlungen in jenen Tagen ohne Pomp und große Formalitäten abgehalten wurden, ist leicht verständlich, und Lincoln erzählte oft, daß er als Knabe nicht selten bei solchen Anlässen den Richter, die Anwälte und sämtliche Geschworene in Moccasins, hirschledernen Anzügen, mit dem großen Jagdmesser am Gürtel und auf dem Kopfe eine Mütze aus Fuchspelz, dessen Schweif über den Rücken hinabhing, gesehen habe. Aber diese in Hirschleder gehüllten Hinterwäldler waren scharfsichtige und furchtlose Vertreter des Gesetzes, so daß ihre Verhandlungen trotz des Mangels jeglichen Zeremoniells auf Lincoln einen tiefen Eindruck machten und ohne Zweifel seinen Entschluß, Anwalt zu werden, bestärkten. Wie einfach die Räume waren, in welchen diese Gerichtsverhandlungen abgehalten wurden, ist wohl daraus ersichtlich, daß, laut heute noch vorhandener Rechnung, die Herstellung des ersten Gerichtsgebäudes in Springfield, natürlich ein Blockhaus, die enorme Summe von 42 Dollars 50 Cents verschlang. — Recht vorsichtig pflegten übrigens manche Richter in jenen Tagen, wohl mit Rücksicht auf die nur locker in den Scheiden sitzenden Jagdmesser und sicher treffenden Kugeln der Freunde eines Angeklagten, das Urteil zu verkünden. Das beweist wohl am schlagendsten folgender Fall:

Ein gelehrter Richter, welcher später Gouverneur des Staates wurde, war gezwungen, ein Todesurteil zu verkünden. Er entledigte sich dieser für ihn wie für den Gefangenen im wahren Sinne des Wortes kitzlichen Angelegenheit folgendermaßen: „Mr. Green,“ begann er zum Gefangenen gewendet, „die Geschworenen haben gefunden, daß Sie des Mordes überwiesen sind, und das Gesetz bestimmt, daß Sie hierfür gehängt werden müssen. Ich möchte nun ganz besonders darauf hinweisen, daß nicht ich, sondern das Gesetz und die Geschworenen Sie zum Tode verurteilt haben. Mr. Green, das Gesetz gewährt Ihnen

*) Mit Benützung von *F. T. Hill:* Lincoln as Lawyer. *Ford:* History of Illinois. *J. T. Morse:* American Statesmen.

Zeit zur Vorbereitung und der Gerichtshof frägt hiermit an, wann Sie gehängt zu werden wünschen?" — Nach einigem Hin- und Herreden zwischen dem Richter, dem Gefangenen und dessen Anwalt endete die gemütliche Unterhaltung damit, daß der Tag der Hinrichtung von heute ab in vier Wochen festgesetzt und, was das Verwunderlichste war, auch wirklich vollzogen wurde.

Ein Richter namens Clark, welcher mehr durch Körpergröße und enorme Muskelkraft als durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, dabei aber ein kluger Kopf war, behandelte den Fall eines Pferdediebes in der folgenden originellen Weise: Der Gefangene war durch Zeugen des Pferdediebstahls überführt und der Richter verurteilte ihn zu 39 Hieben. Sein Anwalt versuchte nun, ihn durch alle möglichen Spitzfindigkeiten vor dieser Strafe zu retten. Richter Clark war im Gesetz nicht genügend bewandert, um den Einwürfen des Advokaten begegnen zu können, er schloß daher die Verhandlung mit dem Bemerken, daß er den Fall nochmals prüfen und am nächsten Morgen die Entscheidung fällen würde. Kaum waren die Geschworenen und Anwälte aus dem Hause, befahl Richter Clark dem Scherif, die dem Pferdedieb zugesprochene Strafe von 39 Hieben aus dem ff zu vollziehen. Als am nächsten Morgen der Gerichtshof wieder zusammenkam, erklärte der Richter im ernstesten Tone, daß er sich entschlossen habe, den Fall des Pferdediebes nochmals vorzunehmen. In diesem kritischen Momente aber sprang der Delinquent auf und erklärte höchst energisch, daß er schon genug „Gesetz" gehabt habe und auf die Wiederaufnahme seines Falles gern verzichte, womit die Sache erledigt war.

Ein anderer, ebenfalls herkulisch gebauter Richter konnte einer andauernden Störung während der Verhandlung nur dadurch ein Ende machen, daß er von seinem Sitze herabstieg, den Rock auszog und den nächststehenden Unruhestifter nach allen Regeln der Boxkunst zerbläute. Nachdem dies geschehen, zog er seinen Rock wieder an und erklärte, „daß er allerdings nicht wisse, welche Macht ihm das Gesetz gäbe, um Ordnung im Gerichtshofe zu erhalten, daß er aber sehr wohl die Kraft kenne, die ihm der Allmächtige zu diesem Zwecke verliehen habe". —

Derartige kleine Unregelmäßigkeiten bei den Gerichtsverhandlungen waren keine Seltenheiten, aber sie raubten den Verhandlungen nichts von ihrer Würde, denn sämtliche Beteiligten waren eben einfache Hinterwäldler, deren Leben in rauher Form verlief.

Daß das Amt eines Geschworenen schon damals ebenso wenig wie heute beliebt war, geht aus folgender ergötzlichen Szene hervor: „Ein als Zeuge geladener Mann erzählte, daß er beim Betreten des Gerichtsraumes den Richter auf einem Holzblock sitzend angetroffen habe, emsig damit beschäftigt, die Nägel seiner Zehen zu schneiden, zugleich stürzte der Scherif herein und machte dem hohen Gerichtshofe atemlos die Meldung, daß es ihm gelungen sei, sechs von den Geschworenen zu fangen und zu binden, die übrigen sechs würden wohl bald seine Gehilfen in gleich angenehmer Weise einliefern. — Aber gerade dieser Fall mit seinen humoristischen Nebenumständen zeigte, daß das Gericht es trotzdem blutig ernst mit seiner Aufgabe nahm, denn es handelte sich hierbei um einen Angeklagten, der einen Indianer getötet hatte und der auch trotz des in jenen Grenzdistrikten herrschenden Vorurteils gegen die Rothäute ohne Zaudern verurteilt wurde.

Bis zur Niederlassung seines Vaters in Illinois arbeitete Lincoln ausschließlich im Interesse seines Vaters. Von da an jedoch und gleichzeitig mit der Erlangung der Mündigkeit ging er seinen eigenen Weg, der ihn schließlich zur höchsten Würde seines Landes führte. Abgesehen von seiner unverwüstlichen Gesundheit und körperlichen Kraft, war er für den Kampf ums Dasein spärlich ausgerüstet, denn seine Kenntnisse bestanden nur in Lesen, Schreiben und etwas Rechnen. Aber mit eisernem Fleiß und zäher Ausdauer erwarb er sich, neben seinen für den Lebensunterhalt nötigen körperlichen Arbeiten, durch rastloses Lesen und Studieren jene Kenntnisse, welche nötig waren, um sein ihm vorschwebendes höchstes Ziel, „Rechtsanwalt", erreichen zu können. In New-Salem, einem Dertchen, welches schon längst wieder verschwunden ist, fand er in einem Kolonialwarenladen eine Stelle als Gehilfe. Aus jener Zeit stammen die Anekdoten, welche ihm den Ehrentitel „ehrlicher Abraham" einirugen. Wie er schon einmal als Knabe drei Tage lang hart gearbeitet hatte, um dadurch die zufällige Beschädigung eines ihm geliehenen Buches wieder gut zu machen, so wanderte er eines Abends nach Schluß des Geschäftes meilenweit als Kommis, um einer alten Frau ein paar zu wenig herausgegebene Cents zu bringen. Ein anderes Mal brachte er einem Kunden, ehe er zu Bette ging, einige Lot Tee, um die der betreffende infolge einer erst nachträglich entdeckten Unregelmäßigkeit der Wage gekommen wäre. Diese außerordentliche Ehrlichkeit in all seinem Tun und Lassen war und blieb für alle Zeit und in jeder Stellung Lincolns hervorragende Eigenschaft und Richtschnur. Es ist daher begreiflich, daß seine Genossen ihn zum Kapitän erwählten, als in New-Salem wegen eines Indianer-Aufstandes eine Kompagnie Freiwilliger gebildet wurde. Lincoln pflegte oft zu sagen, daß ihm keine in späteren Jahren ihm zugefallene Ehrung so viel Freude gemacht habe wie jene Wahl der New-Salem-Freiwilligen. Von hier datiert auch, neben den unablässigen Gesetzesstudien, Lincolns Tätigkeit als Politiker, für die ihn seine volkstümliche Beredsamkeit besonders qualifizierte, und es gab schon damals Leute, welche, vielleicht mehr scherzhaft als im Ernste, Lincoln als den künftigen Kongreßmann, ja als den Präsidenten der Vereinigten Staaten bezeichneten. Als erste Anerkennung der politischen Tätigkeit Lincolns und seiner Popularität kann wohl seine Ernennung zum Postmeister von New-Salem gelten. Viel Arbeit oder ein nennenswertes Einkommen verschaffte ihm dieser Posten allerdings nicht, denn sein Amt bestand hauptsächlich in der Annahme und Abgabe der wenigen ein- und auslaufenden Briefe des kleinen Oertchens.

Ebenso originell wie einfach war Lincolns Besorgung der einlaufenden Briefe, indem er sie in seinen Hut steckte und den Adressaten gab, wenn er ihnen zufällig begegnete. Sein Hut war und blieb bis an sein Lebensende Lincolns bevorzugtes Geheimfach aller Arten von oft recht wichtigen Papieren. Sogar seine Antrittsrede als Präsident der Vereinigten Staaten wurde im Hute verwahrt und wäre beinahe verloren gegangen, ehe er sie gehalten hatte.

Im Jahre 1836 entschlief New-Salem, wie so viele derartige Gründungen, eines ruhigen Todes und damit auch die Postmeisterstelle Lincolns. Erst einige Jahre später, da Lincoln schon als Anwalt in Springfield tätig war, kam ein Regierungsbeamter zu ihm und verlangte eine Abrechnung über seine Tätigkeit als Postmeister. Ohne ein Wort zu sprechen, öffnete Lincoln seinen Koffer, entnahm demselben einen blauen Strumpf, welcher noch dieselben Silber- und Kupfermünzen enthielt, die er von den Leuten in New-Salem als Porto eingesammelt hatte, obgleich Lincoln in der Zwischenzeit viele Tage der bittersten Not durchzumachen gehabt hatte!

Inzwischen glaubte Lincoln, durch eifriges Studium so weit gekommen zu sein, daß er das Ziel seines Lebens: Rechtsanwalt zu werden, anstreben konnte, und ließ sich als solcher in Springfield nieder, wo er sich mit einem anderen Anwalte namens Stuart assoziierte. Die glänzende Rednergabe Lincolns und seine allgemeine Beliebtheit verschafften der jungen Firma bald genügend Arbeit. Trotzdem war das Einkommen, da Lincoln keinerlei geschäftliches Talent besaß und seine Honorarberechnungen sogar für die damaligen Zeiten viel zu niedrig waren, höchst ungünstig. Diesem Einkommen entsprechend war auch die Einrichtung des anwaltlichen „Bureaus", denn sie bestand nur aus einem Tisch, einem Stuhl, einer Bank, einem Ofen und einem harten Sofa, welches, mit einem Büffelfell überdeckt, Lincolns Ruhestätte für die Nacht bildete. Die Bibliothek umfaßte ganze 20 Bände. — Von Anbeginn seiner anwaltlichen Tätigkeit lehnte Lincoln jedes Geschäft irgend welcher kommerziellen Natur ab, denn er hatte seine eigenen Gedanken über die Würde seines

Berufes. — Lincolns Verstand war ordnungsliebend und methodisch, die Art, wie er arbeitete, nicht. Er vernachlässigte die untergeordneten Einzelheiten und überließ dieselben seinem Partner, weil sein scharfer Verstand blitzartig sofort den springenden Punkt einer Sache ergriff und sich ausschließlich damit beschäftigte.

Sein Wahlspruch als Anwalt lautete: „Ueberrede deinen Nachbarn zum Vergleich, wenn irgend möglich. Zeige den streitenden Parteien, daß selbst der Gewinner eines Prozesses verloren hat, wenn er die Kosten, die Zeitverschwendung und den Verdruß berechnet. Als Friedenstifter hat der Anwalt vielfach Gelegenheit, ein guter Mann zu werden. Niemals rege einen Prozeß an, um damit Geld zu verdienen. Eine höhere Moral müßte den ganzen Anwaltstand durchdringen, welche zwingt, Anstifter zu Prozessen auszuschließen".

Solche Worte sollten in jeder Anwaltskanzlei mit goldenen Buchstaben angebracht werden, und es ist unbestreitbare Tatsache, daß Lincoln stets danach handelte.

In den ersten Jahren der Tätigkeit Lincolns als Anwalt mußten in dem noch dünn besiedelten Illinois die Advokaten dem Richter folgen, welcher von Ort zu Ort zog, um Recht zu sprechen. Diese monatelangen Reisen in einem Distrikte, welcher 150 Kilometer lang und 120 Kilometer breit war, dabei noch keine wirklichen Straßen besaß, konnten nur zu Pferd oder zu Fuß gemacht werden, und es ist bemerkenswert für Lincolns Kraft und Ausdauer, daß er der einzige von allen Anwälten war, der diese Strapazen Jahr für Jahr vollständig mitmachte. Die wenigen vorhandenen Wirtshäuser hatten meist nur ein Fremdenzimmer, welches natürlich für den Richter reserviert war. Die dem Richter folgenden Anwälte waren daher gezwungen, auf Sofas, Tischen, Bänken, ja nicht selten im Stall auf Maisstroh zu übernachten.

Es wird erzählt, daß Lincoln des öfteren bei diesen pittoresken anwaltlichen Wanderungen als Pfadfinder vorausgeschickt wurde, um mittels seiner ungewöhnlich langen Beine die Furt durch einen angeschwollenen Bach ausfindig zu machen.

Trotzdem hatte dieses Leben für die jungen, kräftigen und abgehärteten Anwälte eine große Anziehungskraft und Lincoln äußerte später oft, daß diese Periode die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen sei. Zweifellos verdankte auch Lincoln gerade diesen Reisen, welche ihn mit Tausenden von Bewohnern Illinois persönlich in Berührung brachten, seine wachsende Popularität.

Im Jahre 1841 assoziierte sich Lincoln mit einem gelernten Juristen namens Logan, der ganz im Gegensatze zu Lincoln seinen Beruf benützte, um möglichst rasch wohlhabend zu werden. Lincoln blieb jedoch seinen Prinzipien treu und pflegte, wenn die Rede auf diese Eigenschaft seines Partners kam, nur zu sagen: „Reichtum ist lediglich ein Ueberfluß von Dingen, die wir nicht brauchen" und war für die finanziellen Vorteile, welche ihm sein Beruf hätte bringen können, völlig gleichgültig, während Logan diese Seite seines Berufes nie aus den Augen verlor und als reicher Mann starb.

Lincoln heiratete 1842 Miß M. Todd, aber es ist bezeichnend für sein Verhältnis zu Logan, daß er aus dem gemeinsamen gutgehenden Geschäfte von seinem Partner nicht so viel erhielt, um einen eigenen Haushalt bestreiten zu können, und daher mit seiner jungen Frau in einem bescheidenen Boardinghause leben mußte. Sein Ehrgeiz, ein hervorragender Anwalt zu werden, wurde stets größer, und indem er anfing, jeden Fall aufs sorgfältigste zu studieren, wurde er im Gerichtshofe seinen Kollegen gegenüber bald einer der gefürchtetsten Gegner. Bei der Art seiner Erziehung ist es erklärlich, daß er weder Lateinisch noch Griechisch gelernt hatte. Einer seiner Gegner wollte dies benützen, indem er ein lateinisches Zitat benützte und hinzufügte, ist das nicht so, Mr. Lincoln? Wenn das Lateinisch ist, entgegnete Lincoln trocken, wird es besser sein, Sie lassen einen anderen Anwalt holen. Dagegen brachte Lincoln einmal einen ihm gegenüber stehenden Anwalt, welcher ein sehr gelehrter aber auch sehr eitler Mann war, völlig dadurch aus der Fassung, daß er seine Entgegnung mit den Worten einleitete: „Wie kann der ehrenwerte Gegner behaupten, daß Ordnung vor allen Dingen nötig sei, wenn er selbst nicht einmal imstande ist, sein Hemd ordentlich anzuziehen."

Der Betreffende hatte in der Eile sein Hemd verkehrt angezogen, Lincoln bemerkte und benützte es, um durch seine Bemerkung den eitlen Mann fassungslos und den ganzen Gerichtshof in schallendes Gelächter ausbrechen zu machen. — Schon 1844 trennte sich Lincoln von Logan, vermutlich da er sich nicht länger unterordnen und seinen eigenen Weg gehen wollte. Trotzdem blieben beide warme Freunde, und in Anerkennung ihres Wirkens beschloß die gesetzgebende Körperschaft von Illinois, eine Grafschaft mit dem Namen Logan und deren Hauptstadt Lincoln zu benennen. — Lincoln als geborener Führer wollte eben selbst das Haupt einer Anwaltfirma werden und fand einen jüngeren Partner in der Person eines Anwaltes namens Herndon. Diese Firma wurde auch nicht durch die nicht lange danach erfolgte Wahl Lincolns in den Kongreß und später durch seine Wahl zum Präsidenten aufgelöst und bestand bis zum Tode Lincolns. Auch die neue Firma Lincoln u. Herndon war bald mit Geschäften überhäuft. So erschien Lincoln schon im ersten Jahre seiner anwaltlichen Selbständigkeit nur allein vor dem Obersten Gerichtshofe in nicht weniger als 33 Fällen. Sicher würde er noch bedeutend größere Erfolge gehabt haben, wenn er nicht 1846, nachdem er schon viermal der Legislatur des Staates Illinois angehört hatte, als Kandidat für den Kongreß aufgestellt und mit großer Majorität gewählt worden wäre.

Außerordentlich charakteristisch für Lincoln ist die Beschreibung, die er von sich für den Kongreß-Almanach gab: „Lincoln, geboren 12. Februar 1809 in Kentucky, Erziehung mangelhaft, Beruf Rechtsanwalt, Ex-Kapitän einer Kompagnie Freiwilliger im Black Hawk-Kriege, Postmeister in New-Salem, viermal Mitglied der Illinois-Legislatur, Mitglied des Kongresses der Vereinigten Staaten Nordamerikas."

Es ist bemerkenswert, daß Lincoln schon frühzeitig ein Gegner der Sklaverei wurde und hieraus kein Hehl machte, obgleich dies zu jener Zeit und in jenen Staaten nicht ungefährlich war. Auch während seiner Tätigkeit im Kongreß versuchte er ein Gesetz einzubringen, welches die allmähliche Abschaffung im Distrikte Columbia bezweckte. Allein es war für die Erreichung dieses Zieles noch zu früh, und seine Absicht fand nicht die nötige Unterstützung. Wäre dieses Gesetz damals angenommen worden, so würde der spätere so blutige Sezessionskrieg aller Wahrscheinlichkeit nach vermieden worden sein. —

Richter D. Davis, einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten von Illinois, erkannte sehr bald die hervorragenden Eigenschaften Lincolns, so daß dessen Ansichten und Beweisführung im Gerichtshofe des Richters Davis mehr Einfluß und Gewicht hatten als die irgend eines anderen Anwaltes. Davis' Vorliebe für Lincoln ging so weit, daß er im Verhinderungsfalle an seiner Stelle mehrmals Lincoln den Vorsitz bei Verhandlungen übertrug. Es war dies natürlich ein unzulässiges Verfahren, welches in einigen Fällen vom Obersten Gerichtshofe beanstandet wurde, obgleich Lincoln den Vorsitz stets nur dann übernahm, wenn die Anwälte beider Parteien damit einverstanden waren. Man darf wohl sagen, daß Richter Davis in Verbindung mit anderen einflußreichen Personen, welche ebenfalls von Lincolns Lauterkeit seines Charakters, sowie von seinen Fähigkeiten in jeder Hinsicht überzeugt waren, im Jahre 1860 seine Aufstellung als Kandidat für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten durchsetzte und damit der großen Republik einen der bedeutendsten, wenn nicht den bedeutendsten aller Präsidenten gab.

Unter Führung des Richters Davis wurde Lincoln noch methodischer im Studium des Gesetzes. Er legte sich Bücher mit eingehenden Notizen über schwierigere Fälle an, welche ihm Aufschluß geben konnten in solchen entlegenen Orten,

wo Gesetzbücher nicht zu haben waren. Gleichzeitig begann er, wohl mit Rücksicht auf die enorm große Zahl von deutschen Einwanderern nach Illinois und deren steigenden Einfluß, das emsige Studium der deutschen Sprache.

Auch die Kollegen fingen an, sich seiner Hilfe zu bedienen und ihn in schwierigen Fällen zu Rate zu ziehen. Dies war ihm, wie er sich später oft äußerte, die größte Anerkennung, die seinem Fleiße und seinen Fähigkeiten zuteil werden konnte. So wurde er bald der anerkannte Führer der Anwälte jenes Distrikts-Gerichtshofes, und es gab keinen unter seinen Kollegen, welcher zwischen 1844 bis 1860 mehr Fälle zu vertreten hatte als Lincoln.

Gerade diese umfangreiche anwaltliche Praxis, welche ihn 23 Jahre lang mit den verschiedensten Charakteren in stete Berührung brachte und ihm eine ganz außergewöhnliche Menschenkenntnis verschaffte, machte ihn so ungewöhnlich geeignet für das schwierige, verantwortungsvolle Amt, welches ihm beschieden war und das er während eines blutigen Bürgerkrieges fünf Jahre lang zum Besten seines großen Vaterlandes in noch nie dagewesener Weise, ja mit Hingabe seines Lebens verwaltete.

Der Verfasser dieser Zeilen sah und hörte nur einmal den Mann mit den melancholischen, fast traurigen Augen und der nachlässigen Haltung, aber in dem Momente, wo Lincoln zu sprechen begann, belebten sich seine Züge, seine Augen sprühten ein seltsames Feuer, sein Körper streckte sich, so daß die ungewöhnliche Größe des Mannes auch äußerlich zum Ausdruck kam, während ein von ihm ausgehender Magnetismus jedermann zu Begeisterung entflammte. Lincoln war in solchen Momenten der geborene Lenker eines mächtig aufstrebenden Volkes und der Befreier von Millionen in der bittersten Sklaverei schmachtender Mitmenschen.

Max Wülfert.

Hieronymus Lorms „Bekenntnisblätter".

Die seltene, ja einzigartige Individualität des tauben und blinden Sehers, die aus seinen bedeutenden Werken hervortritt und einen glänzenden Beweis dafür liefert, daß Heinrich Heines Wort: „Der Dichter bringt die Welt mit auf die Welt" unter allen Umständen für den Dichter gilt, offenbart sich auch in seinen von Philipp Stein eingeleiteten „Bekenntnisblättern" (Berlin, Schuster u. Loeffler 1906). Marie v. Ebner-Eschenbach, Lorms edle und geistesverwandte getreue Freundin, hat es einmal ausgesprochen, wie wünschenswert es wäre, den reichen Schatz an Gedanken in des Dichterphilosophen Werken einmal zusammenzustellen. Etwas derartiges wird in dem vorliegenden Buche versucht. Berücksichtigt sind die zahlreichen verstreuten Arbeiten Lorms, die nicht in Buchform erschienen sind, dann einige Arbeiten, die längst vergriffen und nicht mehr auffindbar sind. Dazu gesellt sich, was wie tagebuchartig in den letzten Lebensjahren des Dichters sich aneinandergereiht hat und als sein Nachlaß hinterblieben ist.

Die „Bekenntnisblätter" bieten uns im ganzen und großen nichts wesentlich Neues, gleichwohl verschlingen wir sie mit einem wahren Heißhunger, weil sie sein unermeßlich reiches Innenleben gleichsam konzentriert widerspiegeln, die große, gewaltige Tat seines Lebens, die ihm die Unsterblichkeit sichert, seinen grundlosen Optimismus in scharfen Umrissen vor uns erstehen lassen. Zudem werfen die autobiographischen Aufzeichnungen manches neue Streiflicht auf ihn, sie gewähren hochinteressante Einblicke in sein Seelenleben, in den Gang seiner Entwicklung und in den Zeitcharakter, mit dem seine Individualität verankert war.

Er nennt sich mit Recht einen „König der Leiden" und wir glauben es ihm aufs Wort, wenn er meint, wie reich ein an Glücksfällen armes Leben ist und wie viele gleichsam individuell-historische Taten ein König der Leiden vollbringt, um sich das Beherrschen und wahrhaft tyrannische Unterdrücken seines trübseligen Volkes zu einer Lebensfreude zu machen. Jawohl, darin war er Meister. Sein Leben war eine „pennsylvanische Einzelhaft", allein kein Gefängnis, zu welchem das Unglück ein Einzelleben gestaltet, kann so eng und so finster sein, daß sein Boden nicht ungeahnte Rosen trüge und große Gestalten es füllten, die ungleich den irdischen Raumgesetzen den engen Kerker nur um so mehr erweitern, je zahlreicher sie ihn bevölkern. Durch eine doppelte chinesische Mauer war er von der Außenwelt abgeschieden, sein starker, bewunderungswürdiger Geist rang sich jedoch unbeirrt dadurch zu einem Optimismus empor, wie er lebenbejahender nicht ausgesprochen werden kann. Er zog die Bilanz seines Lebens in den erhebenden Versen:

> Und droht auch Nacht der Schmerzen ganz
> Mein Leben zu umfassen,
> Ein unvernünft'ger Sonnenglanz
> Will nicht mein Herz verlassen.

Als er am 9. August 1821 die Welt des Lichtes erblickte — „das Licht der Welt, einer Welt, die immer erst nach Erleuchtung ringt, hat noch niemand erblickt" —, schwebte ihm, wie er humoristisch sagt, als Vorbild Lessings Sohn vor, von dem der Vater in einem Briefe an Eschenburg, in dem er sich zugleich verwahrt, deshalb der Affenliebe geziehen zu werden, voll Bewunderung schrieb: „War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er so bald Unrat merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen?" Daß Lorm sein Vorbild nicht erreichte, war nur die Schuld der hartnäckigen, unerbittlichen Mutterliebe, die so aufopfernd grausam, so erbarmungslos hingebend ist. „Sie plagen sich umsonst mit ihm," gaben die Aerzte seiner Mutter eindringlich zu bedenken, „Sie bringen ihn nicht auf und zerstören sich mit der ewigen Sorge um ihn nur Ihre Nächte und Ihre Gesundheit." Die eigensinnige Mutter ließ sich dies jedoch nicht gesagt sein, sie schlug die Belehrung der Aerzte in den Wind und brachte es schonungslos wie ein Kriminalrichter dahin, daß er zu lebenslänglichem, das heißt zu einem Leben von mehr als 81 Jahren verurteilt wurde. In seinem 16. Lebensjahre verlor er plötzlich über Nacht das Gehör. Wie furchtbar dieses unselige Verhängnis auf seine Seele wirken mußte, mag schon daraus ermessen werden, daß er bis dahin mit Leidenschaft musikalischen Studien obgelegen und es zur Virtuosität auf dem Klavier gebracht hatte. Nur der heilige Ernst, mit dem er seine Kunst betrieb, und seine schamhafte Scheu vor der Oeffentlichkeit hatten ihn abgehalten, öffentlich als Virtuose aufzutreten und die damals noch sehr geringe Zahl der „Wunderkinder" zu vermehren. Als er zu seiner größten Bestürzung sein eigenes Anschlagen auf die Tasten zum erstenmal nicht hörte, überkam ihn eine zum Grauen gesteigerte Abneigung gegen das Klavier, die er noch Jahrzehnte später nicht überwinden konnte, so daß sich seine technische Fertigkeit mit der Zeit fast spurlos verlor. An die Stelle des Klaviers trat nun die — Philosophie und er betätigte dadurch ganz unbewußt die Verwandtschaft der Musik und Metaphysik. Suchte er auf dem Wege strengen Denkens in metaphysischen Systemen den Dämon und die Natur Beethovens wieder aufzuspüren, so ist der unmittelbare Herzensschrei einer Musik, der die vernehmbaren Töne plötzlich entrissen wurden, selbstverständlich die Lyrik. Entsprechend dem vereinzelten und seltenen Falle konnte sich die Sehnsucht nach dem Ausdruck des eigentümlichen Schmerzes nicht in der Poesie anderer, wie es bei allgemeinen Jugendgefühlen möglich gewesen wäre, sondern nur in der eigenen Poesie zu voller Befriedigung verhelfen. Seine Lyrik blieb jedoch nicht bei dem persönlichen Schmerz und seinen Ursachen stehen, sondern sie vertiefte sich zur Stimmung der Menschenseele überhaupt, sie erweiterte sich bis an die metaphysische Grenze, wo sich der Schmerz als Bedingung des allgemeinen Lebens offenbart und aus einem Gebiete jenseit der Grenze des Erkennens den Frieden einer wehmütig-süßen Entsagung gewinnt. Die Philosophie ist nun einmal eine Wissenschaft, die beständig das Wissen schuldig bleibt. Die sehnsüchtig verlangte Befriedigung auf dem Gebiete

der Transcendenz, im Bereiche der metaphysischen Realität ist ausgeschlossen.

So erbaute sich Lorm auf den Trümmern alles erdenklichen Lebensgenusses und Lebensglückes ein Glück, über welches das Schicksal keine Macht hat — ein Glück, das sich nicht in Raum und Zeit, in die ewig widerwärtig rasselnde Kette der Kausalverbindung aller Dinge einfangen läßt. Auf den Schwingen des uninteressierten Schauens, der begehrungslosen Intuition ward er zu übersinnlicher Glückseligkeit getragen, die die Stimmung überwand, der unter anderem das erste von ihm veröffentlichte Gedicht: „Klage eines Tauben" entsprungen war. Das erschütternde Gedicht lautet:

Wenn sanft Zephyr am Abend weht,
Die Ruhe jedem Wandern winkt,
Im Westen schon die Sonne sinkt,
Da ruft die Glocke zum Gebet,
Erweckt der Andacht heil'ges Licht —
Ich Armer hör' die Glocke nicht.

Wenn oft das Herz so schwer und bang,
Des Trübsinns Wolke uns umgraut,
Und unser Blick nach oben schaut,
Erfreuet uns der Leier Klang,
Da sanft er durch den Schmerz sich bricht —
Ich Armer hör' die Leier nicht.

Wenn Teures uns geraubt der Tod,
Wenn wir verwundet vom Geschick,
Verlassen von dem ird'schen Glück,
Dem Freunde klagen unsre Not,
Ist er's, der Tröstung um uns flicht —
Ich Armer hör' die Tröstung nicht.

Drum tönt das Lied aus meiner Brust
So dumpf und schwer des Trübsinns voll;
Was ist's, das mich erfreuen soll?
Und was erfüllt mein Herz mit Lust?
Da mir ein kostbar Gut gebricht:
Ich Armer höre leider nicht.

Da Lorm die Fähigkeit verloren hatte, Lieder in Musik zu setzen, so hat er seine Musik in Lieder gesetzt. „Von jedem meiner Gedichte," erklärt er, „kann ich sagen, daß es als Musikstück mein Inneres durchklungen hat, bevor ich noch einen Vers dazu gestaltete." Seine gedankenwuchtigen Gedichte sind denn auch in der Tat Gesänge, die durch ihren Wohllaut bezaubern. Es hat freilich Flachköpfe gegeben, die ihm die Gedankengedichte zum Vorwurf machten, als ob Gedanken für den Dichter Fesseln bedeuten, ihn in seinem Fluge hemmen, seinen Schwingen ein Bleigewicht anhängen würden. Sie sprachen demgemäß seiner Lyrik jeden musikalischen Klang ab und legten den Komponisten nahe, sich nicht an ihr zu versuchen. Diese Sorte von Kritikern ist durch ein im musikalischen Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig erschienenes Liederheft, dessen Texte ausschließlich Lorms Gedichten entnommen sind, aufs gründlichste ad absurdum geführt worden.

Ganz merkwürdig ist es, wie der Dichterphilosoph in seiner Weltabgeschiedenheit zu seinen musikalischen Neigungen zurückkehrte. Er rekapitulierte in seinem Geiste alle Opern, die er gehört hatte, und las fleißig Noten. Es liegt klar zutage, wie schwer es ist, Noten zu lesen, wenn man sie wie Tonstücke in sich aufnehmen soll und zur Nachhilfe und Verdeutlichung sich keines Instrumentes bedienen kann. So las er eines Tages in Noten Liszts zweite ungarische Rhapsodie und fühlte sich gedrängt, sie mit ziemlich genauer Beibehaltung des Tonfalles und des Rhythmus in eine Erzählung aus dem ungarischen Volksleben zu übersetzen. Sie ist in seinen „Märchen der Gegenwart" enthalten und dürfte jedem Musiker, der die Komposition kennt, als ein „eigentümliches Kunststück des Ineinanderlebens von Musik und Poesie" erscheinen.

Es würde um unsere Literatur besser bestellt sein, wenn Publikum, Dichter und Literaten Lorms Aufzeichnungen über Dichter und Dichtungen, Schriftsteller und Bücher andächtig lesen und beherzigen würden. Trotz aller —ismen gibt es keine andere Mission des Dichters, als im Dienste der ewigen Wahrheiten zu stehen, insofern dieselben in ihm selbst geboren oder wiedergeboren werden. Er ist der empfindende Nerv der Menschheit und in ihm muß zuerst und am deutlichsten zucken, was sie mit Bewußtsein leidet. Wir glauben Sphärenharmonie zu hören, wenn Lorm sich in seiner Begeisterung vernehmen läßt: „Der echte Poet wird immer auf der Höhe seiner Gedanken stehen, durch sein Leben wird sich dieselbe leitende und leuchtende Idee ziehen, die aus seinen Werken hervorbricht, Mensch und Poet verschmelzen zu einem Charakter. Wen einmal der Weihekuß einer Muse berührt hat, an wen der Ruf ergangen ist, die materielle Wirklichkeit, die ihn umgibt, zu höherem Sein zu durchgeistigen, der darf nicht mehr zweien Göttern dienen, der muß sich vom Mut der Märtyrer durchflammt fühlen. Die Schwinge des Genius trägt den ganzen Menschen aufwärts, bis er zu hoch für irdische Bekümmernisse und Konflikte sein ganzes Selbst mit dem Gotte, der ihn berufen, verschlungen hat. Diesen Gott, diesen Genius wird er nicht verraten für die Silberlinge des Glückes, der Existenz, dieser Gott duldet keinen zweiten neben sich; verhungernd wird der echte Poet sprechen: Dein Wille, Herr, geschehe!" Ein solcher Poet ist er selbst. Himmelhoch jauchzend ist er, weder nach rechts noch nach links schauend, unentwegt den Weg gewandelt, den ihm der Gott in seiner Brust gezeigt hat. Er ist sich in der kleinen feinsinnigen Künstlernovelle: „Das Kopftuch der Madonna", das seinerzeit bei einer Preiskonkurrenz den ersten Preis davongetragen hat und im Buchhandel vergriffen ist und zu unserer Freude der vorliegenden Sammlung einverleibt wurde, selbst Modell gesessen. Sie ist ein Hochgesang auf den schönheitstrunkenen Künstler, der nicht Herr seiner Kunst, sondern ihr Sklave ist, der unbekümmert darum, ob er Anerkennung ernten wird, schafft, weil er muß, der der Seligkeit, die täglich in seinem Innern aufgeht und nach außen drängt, nicht widerstehen kann.

B. Münz.

Bücher und Zeitschriften.

Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erörterungen von Dr. Moritz Benedikt, Professor an der Wiener Universität. Wien 1906. Verlagsbuchhandlung Karl Konegen (Ernst Stülpnagel). 419 Seiten gr. 8°.

Autobiographien sind ja in der Regel interessant und lehrreich, wie das menschliche Leben selbst. Und weil der Schwerpunkt des Interesses an solchen Büchern gewöhnlich in ihrem Stoffe liegt, so dürfen sich deren Verfasser meistens gehen lassen und auf die schriftstellerische Gestaltung und Durcharbeitung weniger als sonstwo bedacht sein. Aber diese Freiheit zur Nachlässigkeit hat schließlich doch auch ihre Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen, wenn das Buch noch literarischen Wert haben soll. Der Autor des vorliegenden Werkes ist über diese Grenzen der erlaubten Leichtfertigkeit weit hinausgegangen, zum großen Nachteile des Buches. Der erste Band zwar — es sind deren drei mit je einer Spezialwidmung in einem vereinigt —, der die Jugendgeschichte des Verfassers enthält, besitzt noch halbwegs einen fortschreitenden und zusammenhängenden Gang der Erzählung, und man wünschte, daß dieser Gang wenigstens so fortgesetzt würde. Aber auf einmal bricht die Ordnung ab, und die zwei übrigen Bände enthalten nur mehr einen Haufen unbehauener Bausteine ohne Ordnung und auch nur oberflächliche Verbindung. Es sind dies einzelne „Reisekapitel" ohne verbindenden Text, in denen teils Reiseschilderungen, teils verschiedenes andere geboten werden. Und doch hätte Benedikt aus dem reichen Stoffe ein sehr interessantes Ganzes machen können. Er blickt auf ein siebzigjähriges inhaltvolles Leben zurück, das, reich an wissenschaftlichen Arbeiten, wissenschaftlichen Erfolgen und Kämpfen war, und das ihn mit einer ungeheueren Anzahl berühmter und hervorragender Menschen in Berührung oder selbst nähere Beziehung brachte. Sowohl als vielgesuchter Nervenarzt wie auch insbesondere sozusagen als internationaler Wissenschaftsreisender, der an wissenschaftlichen Kongressen und Versammlungen aller möglichen Art tätigsten Anteil genommen, hatte er Gelegenheit, fast alle Länder Europas meist mehrmals zu besuchen und auf ausgedehnten Exkursionen kennen zu lernen. Man wundert sich, wie Benedikt bei so vielem Herumreisen, zu dem sich noch Vergnügungsreisen und Bergbesteigungen gesellen,

die Zeit fand, grundlegende wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen und umfangreiche Schriften über verschiedenartige Gegenstände zu verfassen. Er besitzt außerdem ein großes Interesse für Kunst, namentlich für die bildende Kunst, und allerlei Kunstfragen und -notizen nehmen einen breiten Raum in seinen Schilderungen ein. Leider sind auch diese Erörterungen so zerhackt und zersplittert, daß höchstens ein mit den Gegenständen vertrauter spezieller Kunstforscher aus den verstreuten Bemerkungen einen Gewinn ziehen könnte. An interessanten Elementen fehlt es in dem Buche auch sonst freilich nicht, sowohl aus Dingen, die den Verfasser selbst betreffen, wie auch aus allgemeinen Ereignissen. Man muß es nur immer wieder bedauern, daß er sich überall keine Mühe gab, ein geschlossenes Bild auszuführen, sondern beinahe bloße Farbenklexe liefert. Er hat offenbar mit Hochdruck gearbeitet, worauf auch viele Nachlässigkeiten in der Sprache hinweisen. Der Verfasser scheint sich übrigens auf seinen Stil etwas zugute zu tun, aber sein Stil ist — um aufrichtig zu sprechen — miserabel, sogar für einen wissenschaftlichen Schriftsteller ungewöhnlich schlecht. Eine große Anzahl rein wissenschaftlicher Probleme, psychologischer, kriminalanthropologischer, medizinischer, ferner sozialer und politischer Fragen werden erörtert oder ein bißchen gestreift, immer aber leichtfertig und obenhin, so daß es sich nicht verlohnt, sie im einzelnen anzuführen. Benedikt beklagt sich zu wiederholten Malen über schweres Unrecht und böswillige Verkennung, die er von seiten der heimischen Kollegen und des Staates habe erfahren müssen, und er ist auf den Geist, der an den Universitäten herrscht, gar nicht gut zu sprechen. Seine Urteile und Anklagen sind zum Teil gewiß berechtigt, zum Teil aber scheint er doch selbst mit schuld zu sein, da seine vorhin erwähnte leichtfertige Arbeitsweise auch in seinen wissenschaftlichen Schriften und Gutachten, zum Beispiel bei traumatischen Neurosen, sich zu finden scheint. Der Gefahr der eitlen Selbstbespiegelung, die bei Autobiographien besonders nahe liegt, ist Benedikt durchaus nicht entronnen; er hat dazu nicht einmal den Versuch gemacht. Nur gefällt er sich zuweilen darin, die Maske der vornehmen Bescheidenheit und rein sachlichen unpersönlichen Interessiertheit vorzulegen, ohne daß er sie beständig zu tragen imstande wäre. Trotz alledem hat das Buch sowohl einen rein menschlichen, wie auch kulturhistorischen Wert, indem wir, besonders im ersten Bande, tiefere Einblicke in eine vergangene Zeit und ihre Zustände tun können; Benedikt hat auch zwei österreichische Feldzüge freiwillig als Arzt mitgemacht und weiß darüber Interessantes zu erzählen. Die Lektüre des Buches verlohnt sich also sehr wohl.

B. L. W.

Allgemeine Rundschau.

7. Kongreß der Freien Vereinigung Deutscher Gewerkschaften.

(Dritter Verhandlungstag.)

* Berlin, 18. April.

Heute befaßte sich der Kongreß ausschließlich mit der Ergänzung und Erweiterung des Programms.

Der Referent Jul. Gehl (Berlin) schlug höchst kriegerische Töne an. Dreister denn je erhebt die Reaktion ihr Haupt und mit einem wahren Wutanfall wendet sie sich gegen die Arbeiter. Wir sehen das an Crimmitschau und am Bergarbeiterstreik. Wir sehen aber die Unternehmer nicht allein in diesem Kampf, sondern sie erfreuen sich dabei der Hilfe der Regierung. Wir sehen weiter, wie die Unternehmer ihre Organisationen immer mehr auszubauen suchen, um die Arbeiter immer mehr zu knebeln! Alles ist an der Arbeit, um den Arbeitern noch die letzten tatsächlichen Rechte zu nehmen! Die wirtschaftlichen Gegensätze werden sich immer mehr zuspitzen, bis einmal das Tischtuch vollständig zerschnitten ist, bis einmal die Arbeiterschaft von der Macht Gebrauch machen wird, die ihr zukommt. (Beifall!) Die Grundlage des Programmentwurfs lautet:

„Ausgehend von der Erkenntnis, daß in der jeweiligen bürgerlichen Gesellschaft die Merkmale der Klassenherrschaft auf allen Gebieten in zunehmender Weise schroffer denn je in die Erscheinung treten, insbesondere die wirtschaftlichen Kämpfe durch das gewaltige Erstarken der Reaktion immer schärfere Formen annehmen, andernfalls durch fortwährende Knebelungs- und Unterdrückungsversuche seitens der Machthaber die Rechtlosmachung und Ausbeutung der Arbeiter systematisch betrieben wird, und zu diesem Zweck die Besitzenden aller religiösen und politischen Schattierungen sich geschlossen ihrer wirtschaftlichen, sowie der politischen Macht bedienen, ist es notwendig, wenn der wirtschaftliche und politische Kampf mit Erfolg und Nachdruck von den Arbeitern geführt werden soll, daß er als Klassenkampf im Sinne des revolutionären Sozialismus geführt wird. Dazu gehört die Bildung und der Ausbau solcher Gewerkschaften, die sowohl den auf Verbesserung der Lebenshaltung und Arbeitsbedingungen gerichteten Tageskampf führen, wie auch die auf Beseitigung der Klassenherrschaft gerichteten Bestrebungen unterstützen, die begründet sind in der sozialistischen Weltanschauung und ihren Ausdruck finden in der Propaganda für die Idee des Massen- und Generalstreiks."

Referent kennzeichnet alsdann die Stellung zum Anarchismus und zur sozialdemokratischen Partei. Die Freie Vereinigung will ein Sonnenplatz sein für alle revolutionären Elemente! (Großer Beifall.) Wir wollen den Kampf führen mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln, wir wollen nicht über der Partei und nicht unter der Partei stehen; wir wollen uns auch zum Beispiel nicht den anarchistischen Standpunkt zu eigen machen. Vielmehr wollen wir mit der Partei und den revolutionären Elementen unserem Ziele entgegengehen! (Stürmischer Beifall.) Dann werden wir die Sturmkolonnen bilden in dem Emanzipationskampfe des Proletariats! (Langanhaltender stürmischer Beifall.)

Es wurde hierauf in die Besprechung eingetreten.

Maler Biester (Berlin, Anarchist) zog gegen den Parlamentarismus zu Felde.

Zimmerer Heinrich Weise (Berlin): Wir dürfen uns nicht scheuen, den Massenaussperrungen des organisierten Kapitalismus eine Massenarbeitsverweigerung entgegenzusetzen! (Sehr richtig!)

Tischler Sydeling (Berlin): Neben dem Militarismus müssen wir besonders scharf die Vertreter der Religion bekämpfen. Diese schwarzen Pfaffen sind unsere ärgsten Feinde! (Beifall.)

Oerter (Fürth, Anarchist) will das Wort „Massenstreik" aus dem Programmentwurf beseitigt wissen.

Zimmerer Schmidt (Berlin): Durch das Wort „revolutionär" wird uns nach außen hin die Propaganda erschwert werden.

Maler Heller (Berlin) wendet sich besonders dagegen, daß man auf das erbärmliche Landtagswahlrecht schimpft, und sich dennoch an den Wahlen beteiligt. In Bayern haben sich die Sozialdemokraten sogar an den Kirchenwahlen beteiligt. (Hört, hört!)

Tapezier Menze (Anarchist): Wir sind hier so als eine Art Hochstapler und Wegelagerer verschrien! (Heiterkeit und Unruhe.) Der praktische Parlamentarismus hat unter anderem auch den Vorzug, daß wir während der Wahlzeit viel freier von der Leber reden können! Wir wollen eben den Weg angegeben wissen, auf dem etwas Ersprießliches erreicht werden kann, gegenüber der hier allgemein zugegebenen Versumpfung der Sozialdemokratie.

Metallarbeiter Schrader (Hannover): Ich glaube, es genügt, wenn wir offen zugeben, wir sind antimilitaristisch, religionsfeindlich und vaterlandslos! Wir können aber noch weiter gehen und sagen: wir sind nicht gerade parlamentsfeindlich, aber wir erhoffen auch nicht alles Heil vom Parlamentarismus.

Ein Schlußantrag wird mit einer Stimme Mehrheit abgelehnt. Die weitere Debatte bringt nichts bemerkenswert Neues. Die Abstimmung erfolgt erst in sehr vorgerückter Abendstunde und ergibt Annahme des Programmgrundsatzes, für den die große Mehrheit eingetreten ist.

(Vierter Verhandlungstag.)

* Berlin, 19. April.

Heute wurde in einer langen Sitzung, die aber nichts besonders Interessantes bot, weiter über den Programmentwurf verhandelt. Es wurden eine Reihe Programmsätze angenommen, in denen es u. a. heißt:

Zugehörigkeit: Zur Freien Vereinigung können alle Gewerkschaften gehören, die sich zu deren Grundsätzen bekennen und sich solidarisch erklären in den Kämpfen aller Arbeiter ohne Rücksicht auf Nationalität und Organisationsform, soweit sie auf dem Boden des Klassenkampfes stehen.

Ausstände: Die Unterstützung von Ausständen beruht auf Gegenseitigkeit und freier Solidarität. Aufgabe jeder Gewerkschaft ist es jedoch, daß sie alles aufbietet, um ihre Streiks und Sperren selber unterstützen zu können.

Kongreß: Der Kongreß bildet die oberste Vertiefung der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften. Zu den Aufgaben des Kongresses gehört vor allem die Beschlußfassung über die sämtlichen, das Gewerkschaftsleben berührenden Fragen.

Die Geschäftskommission hat ihren Sitz in Berlin.

Die Einigkeit, das von der Geschäftskommission herausgegebene Organ der Freien Vereinigung, ist, soweit kein eigenes Organ vorhanden ist, in allen Gewerkschaften obligatorisch einzuführen.

Der Kongreß wurde abends geschlossen.

Ueber die Bemalung der Hildesheimer Fachwerkhäuser

veröffentlicht Baurat Moormann (Hildesheim) in der Zeitschrift Die Denkmalspflege folgende interessante Mitteilungen:

In den letzten Jahren hat die Bemalung der alten Fachwerkhäuser in Hildesheim wiederum erhebliche Fortschritte gemacht. Die anfänglich etwas zaghafte Art, die mit gebrochenen flauen Farbentönen vorging und die nur durch gelegentliche Vergoldung kräftigere Wirkungen erzielte, hat einer sicheren Farbenwahl Platz gemacht, die durch Nebeneinanderstellen kräftiger klarer Töne prächtige Wirkungen zu erzielen weiß. Für die Fachwerkhölzer wird meistens ein tief dunkelbrauner oder sattbraunroter, ausnahmsweise auch ein grüner Ton gewählt, während die Felder je nach Gefallen oder nach Art der Ausmauerung mit Ziegelrohbau oder mit verputzten Lehmsteinen, bald in einem hellen Ton, bald mit nachgeahmten Ziegelfugen und abgetönten Ziegeln gemalt werden. Die Schnitzereien erhalten meistens, soweit sie lediglich Schnörkel bilden, steinfarbigen Anstrich und werden durch einen dunkelbraunen oder roten Grund hervorgehoben. Pflanzliche aber der Tierwelt und dem Leben entnommene Zierate werden meistens in natürlichen Farben oder in bräunlichen Steintönen abschattiert und ebenfalls durch blauen, roten oder ausnahmsweise auch Goldgrund hervorgehoben. Die Setzschwellen werden nur in ihren Kehlungen buntfarbig behandelt, die Balkenköpfe sind vorwiegend schlicht in dem Ton der anderen Hölzer gehalten, doch wirkt auch die Aufmalung eines hellfarbigen senkrechten Bandstreifens recht gut. Die Kopfbänder der vorgetragten Balkenköpfe erhalten eine lebhafte Betonung der Wulste und Kehlungen, sowie der eingeschnittenen Muster, wobei das etwa 1500 aufgekommene Schachbrettmuster mit leuchtendem Dunkelgelb, Blaugrün und Rot besonders gut wirkt. Die schrägen Windbretter sind gewöhnlich auf hellem Grunde mit dunklem Laubmuster oder Sternmuster nach alten Vorbildern schabloniert. Die figürlichen Schnitzereien der Brüstungsfüllungen werden in Naturfarben gemäldeähnlich behandelt, ebenfalls mit blauem oder rotem oder auch Goldgrund, die Inschriften und Jahreszahlen werden durch Vergoldung hervorgehoben, die sonst nur bei besonders reichen Arbeiten angewendet wird. Die Fenster sind dunkelgrün oder braunrot oder auch meerblau oder mit anderen passenden Tönen gestrichen, wobei die Kittfalze in der Regel durch weiße Farbe hervorgehoben sind. Die Türen erhalten bräunliche Töne, möglichst unter Erhaltung der natürlichen Holzrose durch Lasierung. Als Farben eignen sich nur Erdfarben und durchaus lichtbeständige Mineralfarben. Die Holzrisse werden vorher, nachdem das Holz mit heißem Oel gut getränkt ist, mit Oelkitt sorgfältig ausgefüllt. Größere Risse müssen mit Holz ausgespänt werden, da der Kit infolge der Verdunstung der Harze des Oels nach und nach schwindet und daher losreißt, so daß bedenkliche Wasseransammlungen im Innern hierdurch entstehen können. Alte Farbenkrusten werden durch Abbrennen beseitigt, da sie beim Schwinden dem Holze gefährlich werden. Durch das vereinigte Wirken des „Vereins für Erhaltung der Kunstdenkmäler“ in Hildesheim und der Hildesheimer Maler, die in der ausgezeichneten Handwerkerschule eine vortreffliche, gerade auf die örtlichen Verhältnisse rücksichtigende Vorbildung erhalten, ist es im Laufe von etwa fünfzehn Jahren gelungen, fast sämtliche alten Fachwerkhäuser der Stadt, die früher einen gleichmäßigen, meist grauen Anstrich trugen, in neuer Farbenpracht erstehen zu lassen. Die Stadt hat durch diese farbige Behandlung der Fachwerkbauten einen wundervollen Schmuck erhalten, der ihr ganzes Bild mit frischem Leben erfüllt. Das Verdienst, diese schöne Wandlung hervorgerufen zu haben, gebührt dem Oberbürgermeister Struckmann, der den Verein zur Erhaltung der Kunstdenkmäler ins Leben gerufen hat und seit seiner Gründung im Jahre 1887 das Amt des Vorsitzenden bekleidet. Wenn man bedenkt, daß so viele größere und kleinere Orte, die noch eine große Anzahl von Fachwerkhäusern besitzen, die in ihrem nüchternen, grauen Kleide eher als Verunzierungen des Straßenbildes gelten können, durch Förderung einer passenden Bemalung dieser Häuser sich einen überaus wirksamen Schmuck verschaffen können, so versteht man nicht, wie man nach den glänzenden Erfolgen, die Hildesheim aufzuweisen hat, noch so säumig bleiben kann.

•

Die Erdbebenkatastrophe in San Francisco

hat auch die Leland Stanford-Universität in Palo Alto, die am reichsten dotierte Hochschule in den Vereinigten Staaten, dem Erdboden gleich gemacht. Von einem früheren Dozenten dieser Hochschule erhält das Berliner Tageblatt über sie folgende bemerkenswerte Angaben:

Die durch das Erdbeben gleichfalls zerstörte University in Palo Alto ist eine Gründung der Witwe des früheren Bundessenators Leland Stanford. Der Senator hatte sein nach Millionen zählendes Vermögen im Eisenbahnbau erworben. Nach seinem Tode fiel sein ganzer Besitz seiner Witwe und seinem einzigen Sohne Leland Stanford junior zu. Als auch dieser Sohn in jungem Alter gestorben war, gründete Frau Stanford zum Andenken an ihn die nach ihm benannte Universität und stattete sie in verschwenderischer Weise mit Geldmitteln aus. Allein wenn auch die Gebäude und die Lehrmittel der Universität allen Ansprüchen der Wissenschaft und des ästhetischen Geschmackes genügen, so hat sie doch, namentlich in den letzten Jahren, gezeigt, daß der in diesem Institut herrschende Geist nicht den Charakter wissenschaftlicher Objektivität trug. Die Schuld hieran wurde dem wiederholten direkten Eingreifen von Frau Stanford zugeschrieben, welche mehrfach einen Druck auf die Lehrfreiheit der dortigen Professoren ausübte. Es erregte seinerzeit in den Vereinigten Staaten großes und berechtigtes Aufsehen, als eine Anzahl Dozenten der staatswissenschaftlichen Fakultät in brüsker Weise zur Aufgabe ihrer Lehrtätigkeit gezwungen wurde, weil sie Ansichten vertreten, die den Doktrinen der Partei des verstorbenen Senators und seinen einstigen Geschäftsinteressen zuwiderliefen. Dazu gehörte namentlich der Protest, der seitens eines Professors der Nationalökonomie gegen die Einfuhr chinesischer Kulis erhoben wurde, sowie die Agitation eines anderen Dozenten zugunsten der Doppelwährung. Auch der Vertreter der germanistischen Abteilung, der an der Stanford-Universität lehrte, wurde in ähnlicher Weise von seinem Posten entfernt, als er sich in temperamentvoller Weise an der Agitation zugunsten des Zusammenschlusses der Deutsch-Amerikaner beteiligte. Ueber die Motive, die Frau Stanford bei ihrer Leitung der Universität beeinflußten, waren seinerzeit in den Vereinigten Staaten allerlei Versionen im Umlauf. Man behauptete, daß sie in spiritistischem Verkehre mit ihrem verstorbenen Sohn stünde und die angeblichen Weisungen, die ihr auf diesem Wege zugingen, bei der Besetzung der Lehrerstellen und der Regelung der inneren Angelegenheiten der Universität befolgte. Seitdem Frau Stanford vor nicht allzu langer Zeit auf einer Reise nach Hawai einen plötzlichen und tragischen Tod fand, schienen sich die Verhältnisse in der Universität etwas geklärt zu haben.

Aus den bisherigen Depeschen geht noch nicht hervor, ob die zweite kalifornische Universität Berkley, ein dicht bei San Francisco gelegenes Staatsinstitut, gleichfalls vernichtet ist.

•

Entdeckung von neuen Planeten.

In den ersten drei Monaten des laufenden Jahres wurden im ganzen nicht weniger als 44 neue Planetoiden aufgefunden. Wie immer trifft der Löwenanteil hiervon auf das astrophysikalische Observatorium Königstuhl bei Heidelberg, wo Professor Max Wolf und seine Mitarbeiter durch photographische Daueraufnahmen mit dem von der Amerikanerin Miß Catherine Bruce gestifteten 16zölligen photographischen Doppelrefraktor zusammen die stattliche Zahl von 39 kleinen Planeten entdeckten; aber dieser kleinen Himmelskörperchen fand ferner Mr. Metcalf in Taunton (Mass.), gleichfalls auf photographischem Wege, und einen solchen Dr. Palisa in Wien auf visuellem Wege mit dem 27zölligen Grubbschen Refraktor der dortigen Sternwarte. Bis zu ihrer endgültigen Namerierung haben die neuentdeckten Planetoiden folgende provisorische Bezeichnungen erhalten: 1906 SJ bis SO, 1905 SP, 1906 SQ bis SW, 1906 SY bis UA, 1902 HVa und 1904 OOa. Der Planet 1906 SX, der ursprünglich für neu gehalten worden war, erwies sich später als identisch mit dem schon länger bekannten Planetoiden Thisbe, die Planetoiden 1902 HVa und 1904 OOa fanden sich noch nachträglich auf älteren Heidelberger Platten aus den Jahren 1902 und 1904. Wie fast durchgehends in der letzten Zeit, sind die neuentdeckten Objekte sämtlich sehr lichtschwach; die Helligkeit der großen Mehrzahl von ihnen entspricht der Sterngröße 13, bei nur wenigen liegt sie zwischen den Sterngrößen 11 und 12, der Planetoid 1906 SN ist sogar 14. Größe. Da visuelle Beobachtungen von derartig lichtschwachen Objekten nur mit ganz großen Fernrohren erlangt werden können, stellen sich der Beschaffung des für die Bahnbestimmung derselben erforderlichen genaueren und umfangreicheren Beobachtungsmaterials immer größere Schwierigkeiten entgegen, so daß das Wiederverlorengehen einer mehr oder weniger großen Anzahl der neuentdeckten Planetoiden als unvermeidlich erscheint.

—rt—



Kleinere Mitteilungen.

Hg. Ueber die Waldschulen sprach Stadtrat Dr. Neuffert (Charlottenburg) auf der 40. Delegierten-Versammlung des Vaterländischen Frauenvereins in Berlin. Er stellte die Waldschule als eine Tochter der Walderholungsstätten vor und somit als eine Enkelin des Vaterländischen Frauenvereins. Sie wurde am 1. Aug. 1904 im Walde vor Westend errichtet und mit 120 Kindern eröffnet. Diese Zahl ist jetzt auf 240 erhöht worden. Sie hat das Ziel, Kinder, die nur in beschränktem Maße schulfähig sind, während des Sommers mit den einfachsten medizinischen und hygienischen Hilfsmitteln, mit kräftiger, aber einfacher Kost, dauerndem Aufenthalt in guter Waldluft, reichlicher Bestrahlung durch das Sonnenlicht und geeigneten Bädern zu kräftigen und gleichzeitig durch einen ihrem Kräftezustand angepaßten Unterricht soweit zu fördern, daß sie beim Wiedereintritt in die Volksschule mit ihren Klassengenossen gleichen Schritt halten. Der Lehrplan entspricht dem der Volksschulen, nur daß der Lehrstoff in den meisten Fällen verkürzt ist. Auch die Lehrmethode und der Lehrton sind den besonderen Verhältnissen der Kinder angepaßt. Die Auswahl der Kinder wird von den Schulärzten getroffen; einer von ihnen, Privatdozent Dr. Bendix, wirkt als Waldschularzt. Bei der äußeren Einrichtung haben, soweit nicht besondere Schuleinrichtungen in Frage kommen, die Walderholungsstätten als Muster gedient. Die Waldschüler erhalten volle Verpflegung. Zum Mittagessen wird für jedes Kind gerechnet 100 Gramm Fleisch, 200 Gramm Zukost. Die ganze Verpflegung kostet täglich 50 Pfennig und wird ganz armen Kindern überhaupt umsonst gegeben. Die laufenden Kosten betrugen im Jahre 1905 bei sechsmonatiger Kursdauer 17,000 M., das ist pro Kopf und Tag etwa 80 Pfg. Der Unterricht wird, sobald es das Wetter irgend erlaubt, im Freien erteilt, daneben auch Turnen und Spiel eifrig gepflegt. Die gesundheitlichen und pädagogischen Erfolge sind überaus günstig. Im letzten Jahre wurden 62 Prozent gebessert, 25 Prozent geheilt. Die Kinder nahmen durchschnittlich 8½ Pfund zu. Die Aufmerksamkeit zeigte schon nach einigen Wochen eine auffallende Steigerung, und bei ihrer Rückkehr nach der Gemeindeschule kam die übergroße Mehrzahl mit den Klassengenossen mit fort. Als nächstes Ziel stellte Redner die Ausdehnung des Waldschulbetriebes auch in den Winter hinein hin, und wünschte die Errichtung von Sanatorien mit Nachtbetrieb in Verbindung mit Waldschulen.

* Die Tauchnitz-Sammlung. Im Strand Magazine lesen wir: Es dürfte kaum einen für Literatur empfänglichen Menschen geben, der nicht schon irgend einen Band der berühmten Tauchnitz-Sammlung englischer und amerikanischer Autoren in der Hand gehabt oder wenigstens im Schaufenster einer Buchhandlung oder in der Auslage eines Bahnhofbuchhändlers gesehen hätte. Die Sammlung existiert jetzt seit 65 Jahren: sie ist im Jahre 1841 von Tauchnitz in Leipzig ins Leben gerufen worden. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben, da der deutsche Verleger die englischen Autoren anständig und ehrlich behandelte in einer Zeit, in welcher eine eigentliche internationale Gesetzgebung über das literarische Eigentum noch nicht bestand. Der erste Band der Tauchnitz-Sammlung war „Pelham" von Bulwer, der zweite die „Pickwickier" von Dickens. Im Jahre 1860 waren bereits fünfhundert Bände veröffentlicht, im Jahre 1881 zweitausend; jetzt sind es fast viertausend. Jedes Jahr werden durchschnittlich 80 Bände herausgegeben. Das Setzer- und Druckerpersonal des berühmten Verlagshauses wird in wahrhaft väterlicher Weise behandelt; in den ganzen 65 Jahren ist nicht ein einziger Ausstand vorgekommen. Der Gründer des Hauses, der im Jahre 1816 als Sohn wohlhabender Eltern geboren und bei einem Onkel, der gleichfalls Verleger war, erzogen wurde, starb im Jahre 1895; ihm folgte der Sohn, der jetzige Baron Tauchnitz, der den Namen des Hauses hochhält. Tauchnitz besitzt natürlich aus seinen 65 Jahre alten Beziehungen zu den berühmtesten englischen Schriftstellern eine große und überaus wertvolle Sammlung von Autographen. Das Strand Magazine veröffentlicht einige dieser Briefe in der Originalhandschrift der Briefschreiber. In einem Briefe erklärt Dickens, daß er sich bei den Abrechnungen für die Reproduktionen seiner Werke unter allen Umständen auf die allbekannte Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Verlegers verlasse. Amüsant ist ein Brief von Thackeray. Tauchnitz hatte dem großen Humoristen Geld geschickt und in dem Begleitschreiben wegen seiner mangelhaften Kenntnis der englischen Sprache um Entschuldigung gebeten. Darauf erwiderte Thackeray: „Ihr Englisch braucht Ihnen keine Sorge zu machen: ein Brief, der Geld enthält, ist immer gut geschrieben."

ek. Ein französisches Fahnenmuseum. Aus Paris wird berichtet: Der Direktor des französischen Heeresmuseums, General Niox, hat soeben die Einrichtung eines historischen und beschreibenden Katalogs der Fahnen, die von Franzosen in den Kriegen der Vergangenheit vom Feinde erbeutet wurden, beschlossen; alle diese Trophäen sollen dann an einem einzigen Ort, der Invalidenkirche, vereinigt werden, während sie bisher an den verschiedensten Orten verstreut sind. Die Mehrzahl dieser eroberten Fahnen ist allerdings schon jetzt in den Gewölben der Invalidenkirche aufgehängt. Es sind nahezu 400 Fahnen, Standarten, Flaggen und Fähnlein, die vom Feinde erbeutet wurden. Nur verhältnismäßig wenige davon stammen aus den Kriegen des ersten Kaiserreichs, je 50 aus Spanien und Oesterreich, 7 sind englisch, 1 italienisch und 1 türkisch. Die anderen sind neueren Datums und stammen zumeist aus den französischen Kolonialkriegen, so 112 aus Algerien, 44 aus Mexiko, 10 aus Tonkin u. s. w. Die Fahnen, auf deren Besitz die Franzosen am meisten stolz sind, sind aber, wie der Gaulois hervorhebt, die beiden einzigen, die während des Krieges von 1870 von ihnen erbeutet wurden, die erste am 16. August bei Rezonville und die zweite die berühmte Fahne der 61er, die bei Dijon verloren ging.

* In der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin finden während des Sommersemesters folgende Vorträge statt: Freitag, 27. April, Dr. Gramzow: Fechner als Psychologe. Donnerstag, 3. Mai, Professor Rudolf Lehmann: Poetik als Psychologie der Dichtkunst. Donnerstag, 17. Mai, Max Hochdorf: Artistische Weltauffassung. Donnerstag, 7. Juni, Dr. Möller: Wundt als Psychologe. Donnerstag, 21. Juni, Frln. Kölling: Persönlichkeitsbilder zweier schwachsinniger Kinder. Donnerstag, 5. Juli, Dr. Hirschlaff: Brentano als Psychologe. Außerdem an einem noch zu bestimmenden Tage Privatdozent Dr. Scheler: Zur Psychologie des andern. Die Vorträge finden abends 8 Uhr im Langenbeckhause, Ziegelstraße 10/11, statt. Anfragen sind an den Vorsitzenden der Psychologischen Gesellschaft, Blumeshof 9, zu richten.

H. Von den Bibliotheken. Die Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg i. E. erhielt durch Vermächtnis des (zu Lichtenthal bei Baden-Baden verstorbenen) Professors emeritus der Kaiser Wilhelms-Universität D. Dr. Eduard Böhmer einen Teil seiner reichhaltigen Bibliothek, hauptsächlich theologische Werke, neuprovenzalische Drucke, Literatur über Dante, Universitäten, Duellwesen, Chronologie und Kalenderwesen (besonders jüdisches) und die Handexemplare seiner zahlreichen Druckschriften. Der Heidelberger Universitätsbibliothek hat Böhmer — wie bereits berichtet — seine Pindarica und Literatur über die evangelische Bewegung in Spanien und Italien hinterlassen.

* Todesfall. Am 14. d. M. ist in London die Dichterin Nora Hopper (Frau Chesson) gestorben. Die Verstorbene war am 2. Januar 1872 in Exeter geboren und von irischer Abstammung, was sich in dem Charakter ihrer Dichtungen nicht verleugnete. Nora Hopper war auch eine nicht unbedeutende Romanschriftstellerin.

Hochschulnachrichten.

tt. Heidelberg. Im Studienjahr 1904/05 haben an der hiesigen Universität 251 Doktor-Promotionen stattgefunden. Davon entfallen 1 (zum Lic.) auf die theologische, 130 auf die juristische, 36 auf die medizinische, 45 philologische und 39 naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät.

be. Halle. Von der hiesigen kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher wurden als Mitglieder aufgenommen: Dr. Franz Doflein, Privatdozent für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Universität und zweiter Konservator der zoologisch-zootomischen Staatssammlung in München (Fachsektion für Zoologie und Anatomie), Professor Dr. Max Gürke, Kustos am botanischen Museum in Berlin (Fachsektion für Botanik); Dr. Robert Scheibe, etatsmäßiger Professor für Mineralogie an der Berliner Bergakademie (Fachsektion für Mineralogie und Geologie); Dr. Richard Goldschmidt, Privatdozent für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Universität und erster Assistent am zoologischen Institut in München (Fachsektion für Zoologie und Anatomie); Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Ferdinand Wohltmann, Ordinarius der Landwirtschaft an der Universität Halle (Fachsektion für Mineralogie und Geologie, sowie für Botanik); Professor Dr. Erich v. Drygalski, Extraordinarius der Geographie und Geophysik an der Universität und Abteilungsvorstand am Institut und Museum für Meereskunde in Berlin, Leiter der deutschen Südpolarexpedition (Fachsektion für Anthropologie, Ethnologie und Geographie).

Jahrgang 1906. München, Sonntag, 22. April. Nummer 93.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur
Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Ahasver in der Dichtung.*)

Zu den Figuren, die uns in der neueren Literatur am häufigsten begegnen, gehört die Gestalt des ewigen Juden. Man darf sie ihrer stoffgeschichtlichen Bedeutung nach neben die Gestalten des Don Juan und Faust stellen, ja vielleicht über diese beiden, und zwar deshalb, weil Ahasver wie kaum eine zweite Sagenfigur der Phantasie und freien Ausbildung weitesten, fast unbegrenzten Spielraum läßt. Es ist begreiflich, daß sich an dieser Gestalt, die viele Jahrhunderte durchlebt hat und bis zum jüngsten Tage leben wird, die Fabulier- und Erzählungslust gütlich tut. Und ebenso ist es erklärlich, daß sich der philosophische Geist, der Geist des Erkennens, Erklärens und der Spekulation, um diese Figur eifrig bemüht. Schon von den verschiedensten Seiten suchte man die Gestalt des ewigen Juden zu beleuchten, nach den verschiedensten Richtungen hin sie zu erklären und ihr besonderen Sinn und tiefere Bedeutung beizulegen.

Der Ursprung der Sage vom ewigen Juden läßt sich auf die christliche Legende zurückleiten. Ihre ältesten Bestandteile kann man in der christlichen Ueberlieferung vom Lieblingsjünger Jesu, Johannes, erblicken, „der den Tod nicht schmecken wird, bis daß der Herr wiederkommt“, und in der Erzählung von dem Diener des Hohenpriesters Kaiphas, der Christus einen Backenstreich versetzte und zur Strafe nun um die Säule, an die Christus bei seiner Geißelung gebunden war, herumläuft und sich vergebens den Tod zu geben sucht, indem er sein Haupt an die Säule stößt. Von Kaiser Nero, dem grausamen Christenverfolger, erzählt die Legende ebenfalls, daß er nicht sterbe, daß er bis zu den Tagen des Antichristes auf Erden sein werde, um noch im letzten Kampfe sich wider Christus zu stellen. Größere Aehnlichkeit mit dem späteren ewigen Juden hat die Gestalt des Cartaphilus, die uns zuerst im 13. Jahrhundert in den Flores historiarum des englischen Mönches Roger von Wendawer begegnet. Cartaphilus war der Türhüter des Pilatus. Er versetzte dem mit dem Kreuze beladenen Christus einen Faustschlag mit den Worten: „Geh doch, Jesus, geh doch schneller, was zögerst du?“ Jesus antwortete: „Ich gehe, du aber wirst warten, bis ich komme.“ Diese Verdammung hat sich erfüllt. Cartaphilus findet nicht den Erdentod. Aber er bereut seine Schuld, läßt sich taufen und wird ein frommer Christ. Als einsiedlerischer Mönch lebt er in Armenien. Die Sage von diesem Manne war bald weit verbreitet, besonders in Italien. Hier hieß er aber Buttadeus, ein Name, der auf seine verbrecherische Tat gegen Christus hinwies.

Von einem Wandern, einem Hauptbestandteil der späteren Ahasver-Sage, war bis dahin noch nicht die Rede. Nun wird Buttadeus zunächst Wallfahrer, noch im 13. Jahrhundert. Eine bedeutende Weiterbildung des Wandermotivs erscheint sodann in einem Bericht eines Antonio di Francesco di Andrea aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. Dort wird zum erstenmal von der großen Unrast gesprochen, mit der Buttadeus umhergetrieben wird. Christi Fluch lautet nunmehr: „Du wirst ebenso schnell gehen, als du mich erwarten wirst.“

Buttadeus ist aber hier wie früher christlicher Mönch. Von einem Juden, der sich mit Cartaphilus-Buttadeus eng verwandt zeigt, erzählt im Anfange des 16. Jahrhunderts Jan Aerts aus Mecheln: Der Jude Jan Baudewyn stand auf der Schwelle seines Hauses in Jerusalem, als Christus mit dem Kreuze beladen vorbeikam. Baudewyn schrie Christus zu: „Vorwärts, vorwärts, schon längst hättest du diesen Weg gehen müssen!“ Jesus wandte sich zu ihm und sagte: „Ich werde gehen, und du wirst stillestehen und jedes Jahr wirst du nach meiner Rückkehr fragen.“ Der Jude muß nun bis zum Ende der Welt warten.

Von einem „wandernden“ Juden hören wir zum erstenmal im 16. Jahrhundert in Portugal. Er hieß Joao d'Espera em Deus. Diese Figur des wandernden Juden, der als ewig lebend erscheint, wurde auch in anderen Ländern rasch bekannt und beliebt, zunächst in den südlichen Ländern, dann aber auch in Frankreich und Deutschland. Ein wichtiger Markstein ist hier das 1602 gedruckte Volksbuch: „Kurtze beschreibung und Erzehlung von einem Juden mit Namen Ahasverus...“ Der Jude ist ein Schuster; der Name Ahasver tritt in der Sage vom ewigen Juden hier zum erstenmal auf. Das Bild der Büßergestalt ist im Geiste der Volksbücher phantastisch ausgemalt. Ahasver erscheint als ziemlich schauerliche, unheimliche Figur an Körper, in Kleidung und im Auftreten. Die Volkspoesie der folgenden Zeit arbeitete mit ihrer lebendigen Phantasie an der Ausgestaltung dieser Figur rüstig weiter. Von besonderer Bedeutung für die spätere künstlerische Gestaltung der Sage sind die Darstellungen Ahasvers in der französischen Volkspoesie des 17. und 18. Jahrhunderts.

Die Kunstpoesie fand es lange Zeit unter ihrer Würde, sich mit der im niederen Volke verbreiteten Ahasver-Sage zu beschäftigen. Nur als lächerliche Figur glaubte man anfangs das Gebilde des Aberglaubens und der Volksphantasie verwenden zu können. In einem französischen Ballett des 17. Jahrhunderts muß Ahasver in der Gesellschaft eines Narren und betrunkener Maultiertreiber auf-

*) Die Sage vom ewigen Juden in der neueren deutschen Literatur von Dr. Johann Prost. Leipzig 1905, Georg Wigand. 8°. 167 S.

Ahasver-Dichtungen seit Goethe. Von Albert Soergel. Leipzig 1905. (6. Band der „Probefahrten“. Herausgegeben von Albert Köster.) 8°. 172 S.

treten nnd ein Couplet singen. Auch in England benutzte man bis ans Ende des 18. Jahrhunderts den ewigen Juden als komische Gestalt.

Deutschland blieb es vorbehalten, die Figur des Ahasver für die ernsthafte Kunstpoesie dauernd zu gewinnen. Und zwar war es der Größte unserer Großen, Goethe, der ooranging, den Stoff seiner Kunst unterwürsig zu machen. Er entwarf einen großen Plan einer Ahasoer-Dichtung, der, so ausgeführt, wie er ihn uns in Dichtung und Wahrheit und an anderen Orten darlegl, ohne Zweifel ein großartiges, ideentiefes Epos gegeben hatte. Leider jedoch gedich die Ausführung des Planes nur zu einem Fragmente. „Des ewigen Juden erster Fetzen" ist zwar, besonders in seinem zweiten Teile, der von der Wiederkunft des Heilandes handelt, bedeutend, läßt aber doch kanm die Größe und die Absichten des uns bekannten Planes erkennen. Der humoristisch-satirische Grundton des Gedichtes mit seinem derben Hans Sachs-Stil will uns nicht recht passend erscheinen, das problemetiefe Thema seinem Gegenstande entsprechend dnrchzuführen. Goethe hat das wohl selbst gefühlt nnd deshalb vielleicht die Ausarbeitung des Fragmentes aufgegeben.

Bald nach Goethe beschäftigte sich mit dem gleichen Stoffe der unglückliche schwäbische Dichter Schnbart. Auch er kam nicht znr vollen Durchführung seines Planes. Was wir von ihm haben, ist eine leidenschaftliche lyrische Rhapsodie, die in der Schilderung schmerzlicher Todessehnsucht und tiefster Qual über das Nichtsterbenkönnen ihre Hauptstärke zeigt. Die grellen Farben, die Schubart dabei aufträgt, sind freilich nicht nach jedermanns Geschmack.

Nach diesen beiden Anfängen wird die Gestalt des ewigen Juden in der neueren Literatur mehr nnd mehr heimisch, nicht nur in Deutschland, soudern auch in anderen Ländern, wie Frankreich, Rußland und Dänemark. Lyrische Gedichte, Epen, Novellen, Romane und Dramen schöpfen aus diesem Stoffe. Soergel braucht 16 Seiten, um die ihm bekannten Ahasoer-Dichtungen aufzuzählen. Seine Bibliagraphie ist aber gewiß noch nicht vollständig. Ihrem künstlerischen Werte nach stehen an der Spitze der deutschen Ahasver-Dichtungen die beiden Epen Mosens nnd Hamerlings: „Ahasver" (1838) und „Ahasver in Rom" (1866); wenigsteus wie ich mit Dr. Proß meine. Soergels Schätzung des Hamerlingschen Werkes ist eine andere. Nachdem er zuvor schon dessen Dichtung „ein Makartsches Gemälde mit metaphysischen Noten, d. h. ein Unding an sich" genannt hat, spricht er später von einer Vernarrtheit (!) seitens des Dichters in die Gestalt des Ahasver, die sich bis zur Blasphemie steigere. Und weiter: „Wenn auch Schopenhauer vielleicht anf die Stellung des Problems nicht ohne Einfluß gewesen ist: von seinem Geiste weht auch nicht ein Hauch durch das Gedicht. Nie hat sich die Erlösnngslehre in entstellendere Fratzen (!) gekleidet. Im Gedicht ist keine geistige Tiefe..." Weshalb Soergel auf den bedeutenden deutsch-österreichischen Dichter gar so schlecht za sprechen ist, ist mir nicht recht verständtich.

Aus der Menge der übrigen Ahasoer-Dichtungen ragen als fesselnde Kanstleistungen nur wenige mehr hervor. Bedeutend sind die beiden Gedichte Lenaus: Der ewige Jude (1832/33) und Ahasver, der ewige Jude (1833). Lenau wußte das oergebliche Ringen des rnhelosen Wanderers um den Tod, um die Erlösung von der Erdenqnal zu ergreisendem, erschütterndem Aasdruck zn bringen. Auf hoher Stufe steht anch das dreiteilige dramatische Gedicht „Der ewige Jude" van Max Haashofer (1886). Es ist ein Werk, das ebensa für die künstlerische Kraft wie für die philosaphische Tiefe des Dichters rühmliches Zeugnis ablegt. Noch eine Reihe angesehener Schriftsteller ließe sich neunen, wie A. W. Schlegel, Platen, Chamisso, J. G. Seidl, Zedlitz, Freiligrath, Joseph Seeber, Lienhart, Bnlthaupt n. a. m., die sich mit dem Ahasverstaff beschäftigt und dabei ihrer poetischen Veranlagung entsprechend tüchtige Leistnngen vollbracht haben. Von hervorstechender künstlerischer Bedeutung ist aber kein Werk dieser deutschen Dichter.

Viel mehr als das künstlerische Interesse wird das Interesse für den Stoff bei der Betrachtung der Ahasver-Dichtungen befriedigt. Die Auffassnngen über die Figur des ewigen Juden weichen bei fast allen Dichtern voneinander ab. Je nach der Weltanschauung des Poeten, je nach seinem religiösen, philosophischen, politischen, sozialen nnd künstlerischen Standpunkt, wird Ahasaer als Wahrzeichen irgend einer besonderen Idee benützt. Bei Mosen z. B. ist Ahasver Symbal der im irdischen Dasein befangenen Menschennatur, die sich dem Gotte des Christentums gegenüberstellt. Bei W. Madjera (Ahasver-Tragödie 1903) wird in eigenartiger Deutung der ewige Jnde als die Idee des ewigen, triumphierenden Lebens gefaßt, als „Inbegriff der stets sich erneuenden Jugendkraft". Auch Träger des Wiedergeburtsgedankens wird Ahasver. Eine Reihe von Dichtern benützt die Gestalt des ewigen Juden im Sinne der christlichen Lehren, des christlichen Geistes. Das Erläsungsproblem nimmt dabei eine bevorzugte Stelle ein, ebensa das Problem des Weltnnterganges. Ahasver wird zum lebendigen Zeugen des fortschreitenden Sieges des Christentums. Das kann sowohl sein, indem er sich als verstackter Feind des Christentums darstellt, wie wenn er als büßender, bekehrter Sünder auf Seite des triumphierenden Christentums steht. Als solcher tritt Ahasoer teilweise als Warner, Mahner und Schntzgeist im Sinne christlicher Anschaunngen auf. Bei anderen Dichtern erscheint Ahasver als lebendiges Sinnbild des über die Erde zerstreuten, durch Jahrhunderte durch verfalgten Judenvolkes, so in Auerbachs Roman „Spinoza; ein Denkerleben" (1837). Auch spezifisch moderne Judenfragen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Aktualität hatten, werden an die Figur des Ahasver geknüpft. In den 40er Jahren wurde wie vieles andere, sa auch der ewige Jude als Vorwand benützt, um palitische Tendenzen zu vertreten. Mit sozialen Tendenzen wird Ahasaer ebenfalls in Verbindung gebracht, sa von Eugen Sue in seinem berühmten Roman: Le Juif errant. Gute Gelegenheit bot sich natürlich bei Behandlang der Ahasver-Sage, Zeit- und Weltgemälde zu entwerfen nnd mit Geschichtskenntnissen zn prnnken. Ahasver selbst mußte ja, da er in der Zeit der christlichen Zeitrechnang alle Weltereignisse miterlebte, ein unübertrefflicher Geschichtskenner sein. Hat daher Theodor Oelckers nicht recht, wenn er meint, sämtliche Universitäten müßten nach dem ewigen Juden sahnden, um ihn als Professor der Geschichte anzustellen? (Prinzessin Marie von Oldenhoff oder der ewige Jude. Leipzig 1844.) Gleicher Meinung ist Carry Brachvogel, wenn er dem ewigen Juden rät: „Du solltest Geschichtsprofessor werden, Ahasver!" (Götter a. D. Berlin 1900.)

Man hat dem ewigen Juden aber noch ganz andere Dinge zugemutet. August Silberstein schildert ihn in seiner Traumdichtung „Der oerwandelte Ahasver" (1899) als modernen Zeitungsheransgeber. Und im Jahre 1842 hat H. v. Leoitschnigg die Umwandlang des Lumpenhändlers Ahasver znm jüdischen Bankier gezeigt, dessen Hauptlehre in dem Satze besteht: „Die Kirche ist die Börse, der letzte Gott der Kurs". Ueberhaupt hat sich die Satire und der Humor sehr gern an die Gestalt des Ahasver herangemacht. Am bekanntesten ist vielleicht das Gedicht Baumbachs „Schuster Ahasverus", in dem nns der ewige Jude als Bruder Straubinger vorgestellt wird. Sogar zu einer Karikatur Richard Wagners mußte sich Ahasver nmwandeln lassen! Fritz Mauthner schrieb 1878 die Paradie: „Der nnbewußte Ahasoerus oder das Ding an sich als Wille und Vorstellung". Darin wird der ewige Jnde durch die Danermelodie „Wnrmsamenweis'", die so unendlich ist, daß sich Ahasver wie ein Kind varkammt, vam Leben erlöst. Die Parodie auf die tonggesponnenen Melodien im „Ring" ist nicht unwitzig, wenn man sie auch nicht gutheißen will.

Soergel sagt am Schlusse seines Buches, Ahasoer lasse sich im Gegensatz zu Faust leicht parodieren und karikieren. Die zahlreichen Satiren und Parodien geben ihm wohl recht. Ob er aber auch recht hat, wenn er, wie er im Innersten überzeugt zn sein scheint, meint, es liege in der Art des Ahasver-Stoffes begründet, daß nicht nur bis jetzt teine überragende Ahasver-Dichtung geschaffen wurde, ähnlich dem Goetheschen Faust, sondern daß auch niemals ein derartiges Knnstwerk ans diesem Stoffe geschaffen werden

könne, möchte ich bezweifeln. Es ist ja wahr, daß der Faust-Stoff von vornherein fester umrissen und weniger vieldeutig war als der Ahasver-Stoff. Aber ein großer Künstler könnte wohl auch ihn meistern. Alles kommt darauf, wie Dr. Prost richtig am Schlusse seines Buches sagt, daß der Poet, der sich an den gewaltigen Stoff mit seinen weiten Perspektiven heranwagt, Danteschen Geist besitze, in Geschichte und Philosophie reich bewandert wie mit großer Dichtergabe gesegnet sei. Freilich: ob ein solches Genie wohl kommen wird?

Die beiden Bücher von Soergel und Prost, die offenbar unabhängig voneinander entstanden sind, bergen viele Verdienste in sich. Jedes Buch hat seine besonderen Vorzüge. Prost hat den Kreis seiner Betrachtungen nicht über so viele Werke ausgedehnt wie Soergel. Dafür geht er im Analysieren und Erklären der einzelnen Werke weiter als jener. Bei Soergel dagegen ist in hohem Grade die Gruppierung der Ahasver-Dichtungen nach verwandten Merkmalen und Ideen zu rühmen. Bei seinen Urteilen hätte er aber des öfteren seine selbstbewußte Subjektivität zum Vorteile seiner wissenschaftlichen Arbeit mildern dürfen. — Wer sich über die Ahasver-Dichtungen, auf deren Vielseitigkeit ich hier nur hindeuten konnte, nähere Kenntnis verschaffen will, möge die beiden Bücher zur Hand nehmen, aber beide. Zudem findet er in diesen Büchern reiche Literaturangaben, die ihm weitere Werke nennen, falls er sich in die Sage vom ewigen Juden und ihre Verwertung in der Literatur noch tiefer zu versenken die Absicht hat.

Dr. Arnulf Sonntag.

Bilder aus Toledo.

Von Franz v. Stockhammern.

I.

Zweimal war ich in Toledo. Das erste Mal nur ganz flüchtig, auf einen Tag mit Cook-Billett. Die Verbindung ist sehr gut und recht verständig für einen Tagesausflug angesetzt. Früh 9 Uhr geht's von Madrid weg — Toledo ist Endstation — um dieselbe Stunde abends ist man wieder im tosenden Gedränge madrilenischen Nachtlebens, das Arrangement war, wie alles, was Cook macht, vorzüglich. Cook hat bekanntlich als einzige Reisefirma in Madrid eine trefflich geleitete Filiale, die neben Gibraltar für ganz Spanien sozusagen zuständig ist. Das gibt ihm gegenüber anderen Firmen, auch unseren deutschen, die nicht im Lande ständig vertreten sind, sondern nur Gesellschaftsreisen dorthin arrangieren, selbstverständlich einen gewissen Vorsprung. Nicht nur, daß er seinen Kunden mit postalischer Genauigkeit die Korrespondenz von Madrid aus durch ganz Spanien nachschickt, daß er auf keinem Platze, wo der heimische Kreditbrief nicht mehr respektiert wird, Wechsel ausstellt. Mehr noch. Ist man im Madrider Bureau persönlich bekannt, so sendet er ohne Zögern im Notfall sogar Geld, wie mir, der eines Tages einmal in Salas de los Infantes, hoch im Altkastilischen, saß, zwar nicht aller Barmittel beraubt, aber im Besitz neuer Banknoten, die die mißtrauischen Kleinstädter nicht annahmen. Schöne Situation, aus der nur Cooks Coulanz mir half, der binnen 24 Stunden mir eine Banknote vom alten Schlage sandte, auf der der Mann mit der antidiluvianischen, aber offenbar vertrauenerweckenden Brille prangt, die jedes ästhetisch gebildete Auge beleidigt. Cook hat denn auch ein vorzüglich geschultes Personal von Führern, das, jahrelang in seinem Dienste stehend, auf ordentliches Benehmen bedacht sein muß und sich daher von all den Gaunereien freihält, mit denen die Führer und Dolmetscher meist kosmopolitischen Ursprungs, an denen es in Spanien wimmelt, dem Reisenden das schöne Land zu verärgern pflegen. So war auch der Führer, der, mit Cookscher Legitimationskarte versehen, am Bahnhof den Ankömmling empfing, ein sehr anständiger älterer Mann, der fließend Englisch sprach, dem Reisenden auch nicht eine Sehenswürdigkeit schenkte und ihn abends halbtot am Zuge ablieferte, offenbar sehr befriedigt über das Resultat seiner gewissenhaften Pflichterfüllung. Toledo ist nämlich sehr anstrengend, ähnlich etwa wie das einzig schöne Tivoli bei Rom —, wer da jetzt sein könnte! —, auf einem Berg mit jäh abstürzenden Hängen liegend, an denen zahlreiche Häuschen gleich Vogelnestern mit bewunderungswürdiger Ausnutzung des bebaubaren Raumes angeklebt sind. Die meisten Gassen und Gäßchen Toledos sind denn auch so eng und steil, daß außer auf der Chaussee zu der etwa eine Stunde entfernten Bahnstation, sowie ein paar Hauptstraßen, Fuhrwerke gar nicht verkehren können. Da trägt denn alles der gute geduldige Esel — aber auch alles ohne Ausnahme, Menschen, Möbel, Wasser, Holz, Kohlen, Kehricht und Mist. Ich zog es vor, zu Fuß zu wandern. Da geht es beständig bergauf, bergab, bei der glühenden Sonnenhitze — Toledo ist im Frühling und Sommer wegen seiner Hitze, im Winter wegen seiner Kälte berüchtigt — alles eher als ein Vergnügen. Da die Stadt aber wirklich einer genaueren Besichtigung wert ist, soll man sich ein paar Tage nicht gereuen lassen. Das war der Eindruck, den dieser erste flüchtige Besuch bei mir hinterlassen hatte, und so machte ich auch später einmal von Madrid aus, in den ersten Apriltagen, einen längeren Ausflug nach dem träumerischen Felsennest am Tajo, dessen heimliche Reize man erst kennen lernt, wenn man nach Ueberschreiten der San Martinsbrücke die mächtige Umwallung mit seltsamen Türmen aus maurischer Zeit sieht, die stellenweise bis zum Ufer des Flusses herabsteigt, überragt von der düsteren Silhouette des Alcazar, den spitzen Türmchen der herrlichen Kirche San Juan de los Reyes, dem gewaltigen Riesenbau der Kathedrale, Spaniens erster und stolzester Kirche.

Es waren denn drei wahrhaft idyllische Tage, die ich in Toledo verlebte. Wenn man so müde vom Schauen all der Herrlichkeiten im Museo del Prado aus der Unruhe, aus all der lärmenden Hast Madrids herauskommt, wo auf der Puerta del Sol Zeitungsverkäufer und Hausierer bis 11 Uhr nachts brüllen, die taghell beleuchteten Läden bis Mitternacht offen stehen, die Theater und Variétés um 1 Uhr ganze Menschenströme auf die Straße werfen, die Elektrische noch um 2 Uhr klingelt, dann legt sich die vergnügliche Ruhe der Kleinstadt, die über Toledo lagert, balsamgleich auf die Nerven. Nicht als ob Toledo abends etwa den Anblick einer Kleinstadt im deutschen Sinn böte, wo nach Eintritt der Dunkelheit alles entweder zu Hause oder im Wirtshaus sitzt. Nein, auf dem Hauptplatz, der rings von malerischen Bogengängen voll entzückender kleiner Läden und Lädchen, Cafés, Werkstätten, Barbierstuben, Stiefelputzsalons umzogen ist, herrscht ein nicht minder fröhliches Treiben wie in Madrid! Aber viel harmloser, viel gemütlicher, denn der Abendzug entführt die meisten Fremden, die von Madrid herauskommen, und so hat das Städtchen nachts ein durch nichts gestörtes einheimisches Gepräge. Da schiebt sich eine plaudernde, scherzende, rauchende, buntgemischte Menschenmenge in lebhaftem Gedränge stundenlang durch die Bogengänge und quer über den Platz, da tönt aus den kleinen Cafés die Gitarre, da klingen die sehnsüchtigen Weisen altspanischer Volkslieder von freundlich mit Lampions beleuchteten Balkonen, da drängen sich entzückend schlanke Mädchengestalten durch das Gewimmel, Blumen, bunte Bänder im üppigen Gelock, fröstelnd den malerischen Schal um die feingezeichneten Schultern schlagend. Sittige Bürgersmädchen, nicht etwa leichtfertige Dinger — deren es natürlich auch in Toledo welche gibt: die Freude aber an der frischen Abendluft versagen auch sorgsame Eltern ihren Töchterchen nicht. Und wirft einmal ein Mädchen einem flotten Caballero einen kecken Blick zu — was schadet's? Die Spanierin ist ebenso spröde wie schön, und wer es auch dem einfachsten Mädchen aus dem Volke gegenüber an Achtung fehlen ließe, würde übel ankommen. Sind ja doch selbst in Madrid Sitten wie in Rom, Berlin und Paris unbekannt, steht doch dort jedes weibliche Wesen gewissermaßen unter dem Schutz des Publikums — sofern es denselben anruft! Und was von der Hauptstadt

gilt, ist in der Provinzstadt in erhöhtem Maße der Fall. Leute, die so gern vom korrupten Süden reden, sollten sich daher Spanien ansehen, und zwar sehr genau, und dann an die Friedrichstraße in Berlin denken.

Die schöne kühle Nachtluft, der strahlende Glanz des sternenfunkelnden südlichen Himmels hält auch den Fremden munter, wenn ihn selbst des Tages Mühen noch so mitgenommen haben. Und ich ließ nichts unbesehen. Nicht zufrieden, sämtliche Kirchen aufs genaueste zu besichtigen, umwanderte ich auch die ganze Stadt. Und zwar zu Fuß. Mühsam, aber lohnend durch die reiche Abwechslung pittoresker Bilder, die Toledo von den Gipfeln der jenseit des Tajo gelagerten, teilweise fast senkrecht vom Flußbett aus aufsteigenden felsigen Höhen bietet. Nicht weniger als 7 Stunden war ich unterwegs, mir nur kurze Frühstücksrast in einem nicht gerade sehr einladenden Dorfwirtshause gönnend, mit dem zugleich eine Schmiede verbunden war. Wundgedrückte Eselchen mit großen traurigen Augen und erbärmlich magere Mähren standen da angebunden, geduldig an ein paar ausgetrockneten Grashalmen knabbernd, und harrten der neuen Beschuhung, die ihnen das mühsame Tagewerk wieder auf ein paar Wochen erleichtern sollte. Denn der Boden rings um Toledo ist hart und steinig und die meist schwerbeladenen Tiere würden den Hufbeschlag schwer vermissen. Tiefgebräunte Männer, schmutzige Weiber mit ungewaschenen Kindern hockten und lagen im Straßengraben und warteten. Warten ist überhaupt eine Passion des Spaniers. Drum regt sich auch niemand auf, wenn Eisenbahn oder Post ein paar Stunden zu spät kommen. Und diese orientalische Ruhe lagerte über der ländlichen Gruppe — niemand trieb zur Eile oder murrte — alles besah nur höchst aufmerksam mich, der vorsichtigerweise sich an Vegetabilien hielt, auch da die schön geschnittenen Zwiebel- und Knoblauchscheibchen sorgsam beiseite schiebend. Der Wein aber versöhnte mit allem.

Dann ging's wieder weiter. Immer aufs neue fühlte man den Blick gebannt durch den schwermütigen Zauber, der über all den Resten der stolzen Befestigungen lag, die 1085 schon dem Ansturm der Spanier erlegen waren. Da stieß der Wanderer auf halbzerfallene Mauerreste, die, mit oft geflickter Leinwand überspannt, einer vielköpfigen Familie Sommer und Winter offenbar zum Asyl dienten. Es sind dies gewissermaßen die vorgeschobenen Posten des wohlorganisierten Bettlerheeres, das tagsüber die Stadt durchzieht. Nirgends traf ich derartige Massen bettelnder, unglücklicher Geschöpfe wie in Toledo. Blinde, Lahme, Menschen mit verkrüppelten Armen und Beinen. Wenn ganz Spanien eine riesige Fabrik mit unzähligen das Leben gefährdenden Maschinen wäre, könnte es nicht so viele verkrüppelte, ihrer Gliedmaßen beraubte Menschen haben, als einem überall begegnen. Man hat mir das verschiedenfach zu erklären gesucht. Die erschreckend häufige Blindheit wird seitens kompetenter Persönlichkeiten auf das völlig ungenügend entwickelte Entbindungswesen zurückgeführt. 90 Prozent der auffallend vielen Blinden Spaniens verdanken den Verlust des edelsten Organs, das der Mensch besitzt, der mangelhaften Reinlichkeit der hilfsbereiten Nachbarin ihrer Mutter, die die Stelle der „weisen“ Frau vertrat. Viele Säuglinge, die, achtlos auf den Rücken gelegt, das arme kleine Gesicht von Fliegen belagert, stundenlang in die blendende Sonne des Südens starren müssen, erblinden im ersten Lebensjahre. Dann die Krüppel. An denen sind nicht allein die mangelhaften Künste der weisen Frauen schuld. Die schafft, besonders in größeren Städten, die elterliche Spekulation. Ein nach außen aus dem Gelenke gedrehter Arm sichert seinem Besitzer ein behagliches Auskommen für das ganze Leben. So denkt mancher Vater, besonders in jenen Heimstätten des Elends, in denen Betteln als einträgliches und durchaus nicht verächtliches Gewerbe gilt. Und der arme Mensch, der mit solch einem Schaden behaftet in nichtsahnender Kindessorglosigkeit heranwächst, ist später ganz zufrieden mit seinem Schicksal. Dies sind Erklärungen des spanischen Bettlerelends, die mir einer der angesehensten Aerzte der Hauptstadt gab, der auf ausgedehnten Studienreisen im Ausland sich ein sicheres Urteil über die sanitäre Rückständigkeit seines Heimatlandes bilden konnte, und die auch ganz zutreffend erscheinen. Denn so viel Unglücksfälle können in einem Lande, in welchem es fast gar keine Industrie und nur verschwindend wenig maschinelle Betriebe gibt, gar nicht passieren.

Von diesem Schlupfwinkel erschütternden Elends ging's weiter auf rauhem Fußpfad. Da stand wieder ein von dichtem Gestrüpp überwuchertes Kapellchen, das kunstlos geschnitzte Statuen offenbar längst vergessener Heiliger barg. Da ragten trotzige Quadern tief unten aus den gelbschlammigen Fluten des Tajo, der in einem Halbkreis die Stadt umzieht, die in ihrer ganzen Anlage zeigten, daß hier einst eine gewaltige Stauanlage die Wasser gedämmt und ihre Kraft den Bewohnern dienstbar gemacht hatte. Da stand el baño de la cava in trostloser Steinöde, vom seit Jahrhunderten herabrieselnden Geröll des Felsens halb vergraben, ein mächtiger turmartiger Bau, nach der Flußseite hin in einem maurischen Spitzbogen sich öffnend, der trübselige Rest einer Badeanlage von einst vielleicht märchenhaftem Luxus. Da dehnte sich der Blick dann wieder weit auf die endlose Ebene hinaus, die öd' und unbebaut sich bis zur Sierra de Guadelupe hinstreckt, verlor sich dann wieder im düstern Dunkel einer wilden Schlucht. Darüber aber immer die Stadt, das sagenumwobene Toletum von ehedem, wo Römer, Goten und Mauren gehaust, wo die Kirche zuerst dem Islam mit Erfolg entgegengetreten, wo sie den Primatialsitz für ganz Spanien errichtet hatte, jene einzige wundervolle Kathedrale mit ihrer Schatzkammer voll sinnbetörender Pracht an gleißendem Gold und echtem Edelgestein, mit ihren unermeßlichen Reichtümern an toten Schätzen, die Jahrhunderte hier zusammengeschleppt, während man in denselben Jahrhunderten den größten, unersetzlichen Reichtum des Landes, den Wald, sinnlos, erbarmungslos niederschlug. Bald zeigen sich nur die halbzerstörten Umfassungsmauern, dann kommt wieder eine Bresche, die den Blick auf ein freundliches Gäßchen öffnet, Blumenumrankte, trauliche Balkons, Menschen vor der Tür, die, im kühlen Schatten des Hauses an kleinen Tischen hockend, ihr ärmliches, wenig lohnendes Handwerk treiben. Dann wieder die Umrisse einer alten Moschee, verfallene Kuppelchen, Reste von Minarets, kunstlos zu Wohnungen des Elends zurecht gemacht. Endlich, am Ende der Wanderung, ein freundliches Bild. Der Ausblick auf die Alameda, jenen breiten, sorgsam mit Bäumen und Gesträuch bepflanzten Platz, der sich von der altersgrauen Puerta del Sol, einer maurischen Toranlage, weg bis zum Alcazar an Stelle der hier eingelegten Befestigung erstreckt. Auf dem Untergrund der ehemaligen Türme und Mauern erheben sich schmucke Häuser, hübsche Villen, wenn auch modern, so doch die maurischen Grundlinien, das flache Dach beibehaltend, und schließen den parkähnlichen Platz gegen die Stadt zu ab, den der Unternehmungsgeist der Neuzeit inmitten des öden Trümmerhaufens geschaffen hat. Hier, wo das Gespenst des Elends, das sonst überall aus düsteren Mauerlöchern grinst, gebannt ist, promeniert gegen Abend die elegante Welt von Toledo. Das militärische Element wiegt offenbar über. Von einer der hübschen Bänke aus, die im Schatten schlanker Palmen aufgestellt sind, lasse ich das wechselvolle Bild an mir vorüberziehen. Offiziere in ihren kleidsamen Uniformen, den Stock mit goldenem Knopf mit nachlässiger Eleganz unter dem Arm tragend. Einzelne mit ihren, selbstverständlich schönen, Frauen. Alles schlank, graziös, gut zum Ansehen, trotz des unleugbar provinziellen Geschmacks mancher Toiletten. Dazwischen die Zöglinge der Militärakademie, durchweg flotte, soldatische Gestalten. Auch ein paar verirrte Zivilisten, offenbar von der Justiz. All das lauscht den munteren Klängen der Militärmusik, lacht und freut sich der kleinen Interessen und Wechselfälle seiner engen Welt.

Meine Gedanken aber wandern unwillkürlich zu jener kahlen Halde hinüber, wo die Bettlerfamilie haust. Da braten sie sich jetzt am kümmerlichen Distelfeuer ein paar Zwiebeln, um die sich die halbverhungerten Kinder dann raufen werden. Und

wenn die Dunkelheit hereinbricht, dann werden sie die vom Laufen zerschundenen Glieder auf das feuchte Stroh strecken, bis der mitleidige Schlaf sie ihr Elend vergessen läßt. Sie schlafen ruhig in dem tröstlichen Bewußtsein, daß gleich ihnen Hunderte ringsum in solchen Höhlen hausen und froh sind, wenn ihnen der Morgentau nicht ins Gesicht fällt.

Auf der Alameda aber verklingen die Töne des letzten Walzers des Abendkonzertes. Und die elegante Welt Toledos wandert vergnügt nach Hause.

Bücher und Zeitschriften.

Shakespeares Wandlung. Ein Schauspiel von Hermann Horn. Stuttgart, Strecker u. Schröder.

Ein Tasso diente einst Goethe zum Ausdruck dessen, was er litt, zum Projizieren seines Selbst nach außen und dadurch zum Selbsterkennen, Selbstüberwinden und Selbstfinden, zum Reiter-, Klarer- und Freierwerden. Eine solche subjektive Dichtung, eine solche mit tiefster Ehrlichkeit vor sich selbst vollzogene Beichte ist „Shakespeares Wandlung". Wie aber das Persönliche in die gewählte Form gegossen, wie es dem Zeitgeist der Elisabethperiode des gerade zu Ende gehenden „merry old England" gleichsam eingegangen ist, das zeugt von der objektiven Gestaltungskraft des Verfassers, der eine Hoffnung für unsere nach Stil und innerem Gleichgewicht ringende Bühne ist. Man muß gestehen, Shakespeare als Helden eines Schauspieles zu wählen, ist ein Wagnis. Wenige Dichter wagten sich an die Riesengestalt, und wenn, dann schrieben sie kleine Erzählungen um ihn herum. Horn aber ist dieses Wagnis gelungen. Lebendig, leidend, ringend mit sich selbst, als Mensch, aber als was für ein Mensch, steht der große Dichter vor uns, der sich in den meisten seiner Werke so wohl hinter seinen Personen zu bergen weiß, daß wir fast verzweifeln mußten, ihm näher treten zu können. Horn löst nun die große Figur des Dichters sich plastisch von der ganzen Zeit und Umgebung abheben, die er mit intuitivem Ahnen, wenn auch sicher auf Grund eingehender Studien, in lapidaren Strichen vor uns aufbaut. Ein frischer Seehauch weht uns entgegen; ein starkes Renaissancefühlen im Wollen und Wagen erfüllt die Menschen, aber schon altert die Zeit, eine Gegenbewegung, der Puritanismus — für die englische Renaissance ebenso totbringend wie die Gegenreformation für die italienische — setzt ein, der alles Fühlen, Denken und Wollen auf eine enge Formel festschrauben will. Und wie ein Symbol der großen aber sterbenden Zeit zieht die altgewordene Königin Beß an uns vorüber. So birgt die Zeit schon einen dramatischen Konflikt in sich. Und Shakespeare selbst nun hat mit der Zeit gehofft, gearbeitet und an ihr geformt als treibende Kraft. Aus engen Fesseln hat er sich befreit, mit tausend Masten ist er mitten ins Leben hineingesegelt, hat teilgenommen an allem, Freundschaft, Liebe scheinen ihm zu lächeln. Aber einsam wird es um ihn, kleinliche Genußsucht, die Großes nicht fassen und werten kann, und enger Unverstand erheben ihr Haupt, und er sieht sich gezwungen, sein eigen Werk, sein Theater vor der Menge zu verteidigen: „Die Erde, sowie unser Herz sind unermeßlich reich für den, der sehnend auszieht, ihre Wunder zu erkennen! Den Reichtum zeiget des Theaters Kunst, die frohe Laune, den Humor, das ernste Denken, der Ehre stolze Lust, den Mut, der Liebe Klagen und ihr Jauchzen, all dieses und viel anderes zeigt sie auf, wie's unter sich und mit den anderen Mächten sich kreuzet und verwickelt, bald so, bald so des Schicksals Würfelspiel, des Lebens Werden offenbarend. Aus solchem lernt das Aug' die unbekannten Weiten sehen, die Rätsel und die Tiefen ahnend achten, oder es stärkt der Geist im Schau'n sich des Bekannten! — Leicht spiegeln und erwachen dann im Kopf des Lebens Bilder, zu eignem Leben wächst empor die reiche Welt, die Mensch dem Menschen dann aufs neue zu einer Welt und zum Ereignis machen! . . ." Nun erkennt er, daß, wer sehenden Auges sein will, beiseite stehen, daß er verzichten muß. Nicht mit den anderen ziehen ist sein Teil; der seine ist „Betrachtung". Und er übt diesen Verzicht, und was Verlust erschien, wird ihm nun zum Gewinn. Freudig kann er nun sprechen: „Gedanken will ich an Gedanken reihen, verfolgend und erwägend euer aller Schicksal, mich freuen, daß von neuem immer wieder das Leben doch beginnt! . . . Aufs Land will ich . . . nach Stratfords Heimatfluren — den Abend will ich sinken sehen und den Morgen kommen, die Arme breiten aus und lauschend hören, wie die Natur in tiefen Zügen atmet, bis sich in ihrem Takt mein Busen hebt." — Er hat das Menschliche abgestreift, das Göttliche hat Besitz von ihm ergriffen; er ist sich und seiner Sendung bewußt geworden. — Wir hoffen, dem tiefgründigen und doch sonnenklaren, wuchtig geführten Stücke bald auf einer jener Bühnen zu begegnen, die es mit unserer Bühnenkunst und Literatur ernst nehmen.

F. E. W. F.

Zu Zarathustra! Zwei Vorträge. Von Dr. Max Zerbst. C. G. Naumanns Verlag, Leipzig o. J. 81 Seiten.

Ein begeisterter Anhänger und Verehrer Nietzsches ist hier bestrebt, einige der Hauptgedanken aus Zarathustras Philosophie zu interpretieren und klar zu legen. Der erste Abschnitt „Einführung in die Gedankenwelt Zarathustras" ist im Verhältnis zu dem behandelten Gegenstand etwas dürftig ausgefallen und erfüllt durchaus nicht, was die Ueberschrift verspricht. Von der reichen Gedankenfülle Nietzsches werden nur zwei Hauptpunkte vorgeführt, die Lehre von der ewigen Wiederkunft und die vom Uebermenschen, und auch dies nur in sehr ungenügender Weise. Irgend eine neue Einsicht ist darin nicht zu finden. Etwas besser ist es mit dem zweiten Abschnitt „Die Psychologie des „Uebermenschen" bestellt. Es werden hier mehr von Nietzsches Gedanken zur Sprache gebracht und das sogenannte „Problem der Einverleibung", d. h. das Streben und die Fähigkeit des von Nietzsche geschaffenen Uebermenschen, alle Geschehnisse und Erlebnisse zu verarbeiten und zu Mitteln der Förderung seines Selbsts umzugestalten, in den Vordergrund gerückt und hell beleuchtet. Daß Zerbst diese seine Leistung oder „Entdeckung", wie er es nennt, sehr überschätzt, ist gewissermaßen selbstverständlich. Unangenehm empfunden werden die beständig wiederkehrenden maßlosen Superlative, die objektiv arge Uebertreibungen bilden. Außerdem kommen manche geradezu lächerlich zu nennende Aussprüche vor, wie z. B. die anmaßliche Behauptung: „Heraklit von Ephesus war der tiefblickendste (!) Denker der Menschheit vor Nietzsche." Einem unbefangen Urteilenden sind diese und ähnliche Thesen ungünstige Zeugnisse über die Urteilskraft und Vorurteilslosigkeit des Verfassers. Und man begreift aus ihnen auch, warum Zerbst Aristoteles' Ethik, die auf Mäßigkeit und die richtige Mitte sich gründet, verächtlich eine „philisterhafte" nennt. Das Günstigste läßt sich über die Sprache der Schrift sagen, die im allgemeinen schön und klar zugleich ist.

B. L. W.

* Zeitschriften-Literatur. Das neueste Heft der Frankfurter Wochenschrift Die Umschau (Herausgeber Dr. J. H. Bechtold) enthält folgende größere Aufsätze: Prof. Ehrlichs neue Karzinomstudien an Mäusen. Von Dr. Apolant. Scheinbar lebende fließende Kristalle. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. O. Lehmann. Physiologische Wachstumsperioden. Von Dr. Richard Weinberg. Sauglust-Entstaubung.

Allgemeine Rundschau.

Rauchplage und Technik.

⊙ Ueber die Beseitigung der Rauchplage in Städten hielt kürzlich Professor Dr. Jurisch, Privatdozent an der kgl. Technischen Hochschule zu Charlottenburg, einen instruktiven Vortrag. Schon dem Altertum war die Rauchplage bekannt; während sie im alten Griechenland, wo die Beschaffung des Feuers überhaupt mit Schwierigkeiten verknüpft war, nicht gerade sehr dringlich hervortrat, rief sie im alten Rom mit seinen engen Gassen bereits vor dem Neronischen Brande große Unbequemlichkeiten hervor, und Seneca, Vitruv und Galenus schildern in beweglichen Tönen die verpestete Luft des alten Roms. Es kam auch damals bereits zu gerichtlichen Klagen gegen die Rauchplage, und römische Richter entschieden, daß die Immission von Rauch zu verbieten sei. Während die alten Römer ihr Feuer noch von der heiligen Flamme im Tempel der Vesta holten oder an ihren eigenen Lampen entzündeten, verschaffte sich das Mittelalter schon wesentlich leichter das Feuer durch Schlagen von Eisen gegen Feuerstein. Für uns moderne Menschen begann die wohlbekannte Rauchplage mit der Einführung der Steinkohle als Brennmaterial; an der Beseitigung der Rauchplage hat sich seither die Legislatur der Kulturvölker durch alle möglichen Gesetze versucht, ohne aber ihre Beseitigung auf gesetzgeberischem Wege erzwingen zu können.

Nur von der Entwicklung der Technik kann eine solche erhofft werden. In Deutschland haben wir gegen übermäßige Belästigung durch Rauch nur den allgemeinen Schutz der Paragraphen 906 bis 907 des Bürgerlichen Gesetzbuches; außerdem wird auf Grund älterer Erlasse bei Genehmigung von Dampfkesselanlagen die gewerbepolizeiliche Anforderung erhoben, daß solche Mittel zur Anwendung kommen, welche die Rauchentwicklung auf das kleinste erreichbare Maß beschränken. Eingehend hat sich auch der Verein deutscher Ingenieure mit der Rauchfrage

beschäftigt; 1902 bildete sich in Hamburg ein „Verein für Feuerungsbetrieb und Rauchbekämpfung“. Jetzt scheint endlich die sogenannte Wegener-Feuerung die Rauchfrage im vollen Sinne des Wortes ihrer Lösung zugeführt zu haben: sie beruht auf dem Prinzip, daß die Kohle von unten her zugeführt wird, die frische Kohle also niemals mit den Feuerungsgasen in Berührung kommt, und auf diese einfache Art die Entstehung von Rauch absolut ausgeschlossen ist: die durch trockene Destillation entstehenden Dämpfe müssen stets durch eine Schicht nahezu weißglühender Kohlen hindurchstreichen und gehen dabei vollständig in Kohlensäure und Kohlenoxyd über. Die neue rauchlose Feuerung ist bereits im königlichen Schlosse Monbijou in Berlin eingebaut, wo der Schornstein seitdem überhaupt nicht mehr raucht. Da der Umstand, daß durch die eigenartige Zuführung der Kohle weniger überschüssige Luft erhitzt zu werden braucht, auch gleichzeitig eine Ersparnis an Brennmaterial bedingt, scheint die Wegener-Feuerung das gegebene praktische Mittel zu sein, um die Rauchplage zu beseitigen.

*

Neues von Renan.

* Die Revue hat die Veröffentlichung von „Jugendheften“ von Ernest Renan begonnen. Die „Cahiers de jeunesse“ stammen aus den Jahren 1845 und 1846; es sind Tagebuchnotizen, die Renan nach bestimmten Vorfällen als Ergebnisse tiefen Nachdenkens oder als Lesefrüchte niedergeschrieben hat. Man findet darin einige der Gedanken wieder, die später in der „Zukunft der Wissenschaft“ breiter entwickelt wurden. Die Menschheit, sagt Renan, ist „für den Fortschritt organisiert“. Man findet in ihr aber Elemente, die er „restriktive“ nennt, und die die vorwärtsschreitende Menschheit aufhalten. Sind diese Elemente schlecht und verdammenswert? Nein! Sie haben zwar eine „häßliche“, aber eine nützliche Rolle: ohne sie würde die Welt zu schnell gehen. Wenn die Menschheit „nicht lange genau denselben Gesichtspunkt beibehielte“, würde sie nicht die Muße haben, „ihre Analyse zu machen“, wie es nötig ist. „Erhaben wäre es,“ schreibt der junge Renan an einer anderen Stelle, „das ganze All zu umfassen. O Gott! gib mir diese Gabe, und ich will alles leiden. Aber das Traurige ist, daß man nicht sicher ist; und wäre man auch seiner selbst sicher, kann man der Außenwelt sicher sein?“ Die Außenwelt ist für den jungen Seminaristen das Gefährliche: „... Mein Gott, mein Gott, werde ich tun können, was ich will, ich, so schwach, so arm, so einsam in der Welt, in der ich keinen Menschen kenne? Aber Luther ging es wie mir. Jesus, stütze mich!“

Bemerkenswert sind einige historisch-literarische Fragmente. Hier zeigt sich schon, welchen Wert Renan der Kritik und der Wissenschaft beilegte. „In gewissem Sinne,“ schreibt er, „steht die Kritik höher als das Schaffen, denn sie ist analytischere Wissenschaft und Philosophie. Bis jetzt hat sich die Kritik bescheiden als Dienerin im Hintergrunde gehalten; vielleicht wäre es Zeit, daß sie sich auf sich selbst besänne und sich über diejenigen, welche sie beurteilt, erhöbe. Dieses Jahrhundert ist wenig schöpferisch auf dem Gebiete origineller klassischer Dichtungen; steht es darum niedriger? Nein, denn es ist philosophischer.“ Renan glaubt an die Wissenschaft, weist aber die übertriebenen Ansprüche der Wissenschaft entschieden zurück: „Man glaubt, mechanische und künstliche Mittel selbst für die reinste Psychologie zu finden. Man behauptet z. B., daß man den Menschen mechanisch bessern könne, wie man Früchte nachreifen läßt oder den Wein im Keller verbessert. Oh! wie dumm! Rezepte, den Menschen gut zu machen!“

Unter den literarischen Werken unterscheidet Renan die „spontan entstandenen“ und die „berechneten“. Er liebt nur die erstgenannten Beispiele: Homer, die biblischen Gedichte, die französischen Ritterlegenden. Diese Werke offenbaren für die Kritik, wie sie Renan versteht, eine Epoche, und die Ideen, die die Menschheit dieser Epoche beschäftigten. Im Jahre 1845 nahmen die Kritiker an, daß Homer nie existiert habe: die Homerischen Heldengedichte waren das spontane Produkt einer Menge, eines Volkes, eines sozialen Zustandes. Das ist ungefähr auch die Ansicht Renans: „Ach! wie liebe ich diese erste naive Literatur! Gewöhnlich hat die poetische Legende ihre Einheit nur in dem Helden oder in dem Geschehnis, um welches sie sich gruppiert.... Dann kommt ein Mensch, der alle diese zerstreuten Glieder zusammenfügt, das, was er für gut hält, in den Vordergrund schiebt und den Körper bildet. Das ist dann der Homer. Das Epos existiert, bevor es gemacht ist. Das Volk bildet seine Glieder, der Dichter macht einen Körper daraus, und das Volk heißt es gut, denn es selbst könnte das nicht machen.... Man betont noch immer nicht genug, daß bei all dem der einzelne Mensch nur wenig und die Menschheit alles ist. Selbst der Sammler ist bei einem solchen Werke nichts Bedeutendes. Er verschwindet. Und die Autoren legendärer Fragmente sind fast immer unbekannt. Ach! wie bedeutsam das ist! Die Gelehrten bedauern sehr, daß man nicht den Namen dieser Autoren mit all seinen Buchstaben und Silben weiß, nichts von ihrem Geburtsort, nicht, ob sie verheiratet oder ledig, reich oder arm gewesen sind. Was mich betrifft, so bereitete mir ein solches Wissen keine Freude, weil man dann sehr positiv sagen würde: die „Ilias“ von Homer, der „Roland“ von Turol u. s. w. Man würde dann also diese Gedichte einem einzelnen Manne zuschreiben, und dieser Mann hätte doch so wenig dazu getan. Es wäre eine historische Fälschung.“ Heute huldigt man bekanntlich nicht mehr dem Glauben an die spontane Entstehung der Epen: man hat sich inzwischen zu einer etwas individualistischeren Doktrin bekehrt.

*

Pierre Curie †.

C. L. **Paris**, 20. April. Der schreckliche Tod des Radium-Entdeckers Pierre Curie versetzt die wissenschaftliche Welt in Trauer. Ein einfach gekleideter Passant überschritt am Donnerstag nachmittag eilig die Rue Dauphine, wich einer Droschke aus und wurde von den Pferden eines aus entgegengesetzter Richtung kommenden Lastwagens umgeworfen; ein Hinterrad des schweren Gefährtes zertrümmerte dem Fremden den Kopf. Man trug die blutige Leiche in eine benachbarte Apotheke und fand in ihrer Kleidung einige Visitenkarten, auf denen zu lesen stand: Pierre Curie, membre de l'Institut, professeur à la faculté des sciences. Kein Zweifel konnte mehr herrschen, daß einer der größten Männer Frankreichs auf so elende Weise sein Leben ausgehaucht. Die Menge draußen wollte den Fuhrmann lynchen, aber die Polizei stellte alsbald fest, daß der Unfall ihm nicht zur Last zu legen war. Curie, wie so viele Gelehrte ein zerstreuter Mann, war geradenwegs in die Pferde hineingelaufen, der Kutscher zog sofort, wie Zeugen bestätigten, mit aller Kraft die Zügel an, aber da vom Pont-Neuf an die Rue Dauphine absteigt und infolge des Regens der Boden schlüpfrig war, drückte das Gewicht des mit Militäreffekten hochbeladenen Gefährtes die auf ihren Hufen gleitenden Pferde noch eine Strecke fort. Einem im Großstadtverkehr banalen Ereignis war ein genialer Mensch zum Opfer gefallen. Der Doyen der Fakultät der Wissenschaften, Professor Appel, und einige andere Kollegen des Verunglückten wurden herbeigerufen, und ihnen fiel die Aufgabe zu, den greisen Vater des Gelehrten und Frau Curie-Sklodowska zu benachrichtigen; ihr Schmerz war unbeschreiblich; zwei Kindchen im Alter von zwei und sieben Jahren wurden zu Waisen. Pierre Curie, im besten Mannesalter hinweggerafft — er war im Jahre 1859 geboren —, war in seiner Ehe sehr glücklich gewesen, er hatte eine Studentin der Sorbonne, die Tochter des Warschauer Gymnasialprofessors der Physik Sklodowski, geheiratet und in ihr nicht nur die treue Gefährtin, sondern die emsige Mitarbeiterin bei seinen Versuchen gefunden. In einem Schuppen hinter der Sorbonne arbeiteten beide, und dieses ärmliche Laboratorium sah die Entdeckung des rätselhaftesten aller Körper, des Radiums. Der hochgewachsene, bescheidene Forscher Curie und sein blondes Weib waren den Physikern und Chemikern im quartier latin bald bekannt geworden, da Curie ein vortreffliches Elektrometer und die denkbar feinste Präzisionswage für Laboratoriumsarbeiten konstruiert hatte. Frau Curie interessierte sich für die Entdeckung Becquerels, der im Uranium die Röntgenstrahlentätigkeit nachgewiesen hatte; sie fand, daß auch das Thorium diese Eigenschaft hatte, und gewann die Mithilfe ihres Gatten bei ihren Arbeiten, die Ursache der Strahlentätigkeit festzustellen. Die in Böhmen vielfach gefundene Pechblende ließ ebenfalls X-Strahlen entschlüpfen; aus enormen Mengen dieses Gesteins gelang es Curie, einige Zentigramme eines neuen Elements wunderbarer Eigenschaften nach langwieriger Methode zu gewinnen. Das Radium rief eine Art Revolution in der Wissenschaft hervor; es entwickelte selbsttätig Hitze und Elektrizität und sandte in intensiver Stärke X-Strahlen aus, ohne sich in seiner Menge, Komposition und Energie anscheinend zu verringern. Die Lehre von der Kraft schien auf den Kopf gestellt, das perpetuum mobile gefunden! Curie selbst hat nie zu weit gehende Schlüsse gezogen und sich in seinen Rapports an die Akademie damit begnügt, festzustellen, was jeder nachprüfen konnte. Andere gingen in ihrer Begeisterung weiter und triumphierten schon, die geheime Triebkraft der Natur, das göttliche Fluidum wäre wissenschaftlich nachgewiesen und gefangen genommen worden. Die Gelehrten sind noch lange nicht am Ende mit ihrer Kunst, was das Radium und seine seltsamen Eigenschaften angeht, wenn man auch die Sache bereits kühler ansieht. Die Heilwissenschaft setzt besondere Hoffnungen in das Radium; man macht Versuche damit bei Krebskrankheiten; Curie selbst machte Versuche damit bei Blinden. Es ist unendlich zu bedauern, daß er aus dieser humanen Tätigkeit plötzlich weggenommen wurde. Die Anerkennung, die er seit ein paar Jahren gefunden, hatte ihn nicht stolz gemacht; als Amerika ihm für ein paar Zentigramm Radium eine halbe Million bot, lehnte er ab, weil er sie für seine Arbeiten gebrauchte; auch

die Ehrenlegion wies er zurück. Er nahm nur die Hälfte des Nobel-Preises und des Osiris-Preises an, weil er größere Kapitalien für die Beschaffung der Pechblende nötig hatte. Seine Kollegen verehrten ihn sehr und sein bescheidenes Heim war der gesellschaftliche Mittelpunkt für viele von ihnen.

*

Vom Londoner Zoologischen Garten.

⊻ Der soeben veröffentlichte Jahresbericht über den Zoologischen Garten in London bietet viel Interessantes. Die Zahl der am Schlusse Dezember 1905 in demselben gehaltenen Tiere reichte ganz nahe an 3000 heran (2913), was gegen das Vorjahr einer Zunahme am 361 entspricht. Es entfielen davon auf Vögel 1554; Säugetiere 689; Reptilien und Amphibien 560 und 110 Fische. Die im Laufe des Jahres hinzugekommenen Tiere beziffern sich auf 2731 oder nur 182 weniger als der ganze Bestand am Jahresschlusse betrug, was die außerordentliche Sterblichkeit erkennen läßt. Dies scheint auf eine fehlerhafte Pflege hinzuweisen, wird aber von der Verwaltung damit erklärt, daß viele der hinzukommenden Tiere bereits in erkranktem und nahezu sterbendem Zustande ankommen und unter den Einwirkungen der zumeist langen Reise und des geänderten Klimas unter anderen Lebensbedingungen schnell erliegen. Der Wert der in dem Zoologischen Garten befindlichen Tiere wird auf rund 320,000 Mark geschätzt; die im Jahre zum Verkauf gelangten Tiere erzielten einen Preis von annähernd 90,000 M.

Sehr interessant ist der Speisezettel dieser bunten Bevölkerung des Zoologischen Gartens. Was da von der vielgestaltigen Tierfamilie aufgezehrt wurde, kostete im ganzen etwas über 70,000 Mark — nicht viel, wenn man die Kosten per Kopf berechnet. Auf dem Speisezettel figurieren u. a.: 13,104 Büschel Wasserkresse, 28,710 Eier, 5694 Laib Brot (à 4 Pfund), 10,293 Köpfe Salat, 1454 Pfund Datteln, 13,587 Liter Milch, 6816 Pfund Orangen, dagegen nur 945 Zitronen. Die Raubtiere verzehrten 225 Pferde und 263 Ziegen. Die Raubvögel nicht weniger als 26,664 Hühner und Tauben. Die Elefanten und anderen Dickhäuter, sowie die Wiederkäuer bedurften zur Stillung ihres guten Appetits 13¾ Fuder frischer Luzerne, 125 Fuder Klee, 8 Fuder Buchweizen, dann 117 Fuder Heu, 154 Fuder Stroh, 167 Quarter Hafer, 22 Fuder Gerste und 56 Fuder Weizen. Kleinsaaten für die Vögel bilden auch einen ganz gewaltigen Posten.

Im ganzen muß sich aber der Zoologische Garten doch bezahlt gemacht haben, da der Besuch ein außerordentlich starker war (715,480 an Wochentagen und über 200,000 an Sonntagen), der Verkauf der Tiere, wie bereits erwähnt, auch eine beträchtliche Summe ergab und die Beiträge der auf 3702 gestiegenen Mitglieder der Gesellschaft, deren Jahresbeitrag für jeden mindestens 63 Mark beträgt, auch ein Erkleckliches abwarf.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Erdbeben und religiöse Vorstellungen. Fast alle Völker des Altertums, so lesen wir in der Vossischen Zeitung, sahen in den Erdbeben eine göttliche Fügung, ein göttliches Strafgericht. Auch in der Bibel kommt diese Auffassung mehrfach zum Ausdruck. So heißt es im Psalm 113: „Als Israel aus Aegypten zog, da ward Juda sein Heiligtum. Das Meer sah es und floh, der Jordan wandte sich zurück. Die Berge hüpften wie Widder und die Hügel wie junge Lämmer. Vor dem Antlitz des Herrn erbebte die Erde.“ Im 59. Psalm betet der Sänger: „Gott, du verstießest und zerstörtest uns, du warst zornig und du hast dich unser erbarmt. Du bewegtest die Erde und erschüttertest sie; heile ihre Brüche, denn sie war bewegt.“ Die Griechen und Römer sahen in den Erderschütterungen ein Werk des Donnerers Zeus oder des Meergottes Poseidon. Nach der nordischen Sage bringt Loki, der Feuergott, das Erdeben der Erde hervor. Er liegt in einer tiefen Höhle festgebannt und über ihm ein Giftwurm, der ihm ins Angesicht sein Gift träufelt. Lokis Weib hält das Gift ab, indem sie eine Schale unterhält. Wenn diese aber geleert werden muß, so fällt das Gift auf den Feuergott, und dieser sträubt sich dann so sehr vor Schmerz und Weh, daß davon die Erde erbebt. Nach der Vorstellung der Indianer Perus erhebt sich bei jeder Erderschütterung Gott von seinem Sitze; er tut dies aber nur, um die Menschen bequemer zählen zu können. Schon an der Größe des Geräusches, das dann von der Erde aufsteige, wisse er die Zahl der Menschen zu schätzen. Sobald die Indianer darum auch nur das leiseste Erdbeben verspüren, kommen sie aus ihren Hütten hervor, laufen und springen, stampfen auf die Erde und schreien: Herr, wir sind hier, hier sind wir! Nur bei solcher Veranlassung stellen sie sich ihrem himmlischen Vater vor. Die Bewohner des Reiches der Mitte führen die Erdbeben auf böse Geister, die ihrem Lande zürnen, zurück. Als im Jahre 1649 gewaltige Erderschütterungen Angst und Schrecken im weiten China verbreiteten, brachten sie den Dämonen große Opfer dar.

* Magnetismus an vulkanischen Gesteinen. Wir lesen im neuesten Heft der im Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig erscheinenden Naturwissenschaftlichen Rundschau: Daß die stark magnetischen Punkte und Zonen, die man an vulkanischen Gesteinen gelegentlich trifft (die sogenannten „ausgezeichneten“ Punkte und Zonen), in der Regel Wirkungen des Blitzes sind, weiß man, namentlich durch Folgheraiters Untersuchungen; man fand diese starke Magnetisierung an Stellen, von denen man wußte, daß der Blitz dort eingeschlagen, und wo Schmelzspuren seine Anwesenheit bezeugten. Daß man ein und dieselbe Stelle vor und nach dem Einschlagen des Blitzes untersucht hätte, war aber noch nicht beobachtet worden; eine diesbezügliche Mitteilung der Herren Gaetano Platania und Giovanni Platania ist daher besonders beachtenswert. Bei Untersuchungen über den Magnetismus der Gesteine des Aetna hatten sie auch die Blöcke basaltischer Lava und die Ziegelsteine, aus denen die Mauern eines bestimmten Hauses aufgebaut waren, auf ihr magnetisches Verhalten geprüft und an ihnen nur sehr schwachen, kaum nachweisbaren Magnetismus beobachtet. Am 20. September, kurz vor Mitternacht, hat nun ein sehr heftiges Gewitter an dem Hause einen Telephondraht geschmolzen, den 22 Millimeter dicken Erddraht, der ohne Isolation an der Mauer befestigt war, jedoch intakt gelassen. Am nächsten Morgen überzeugten sich die Herren Platania, daß die Mauer längs der Oberfläche, an der der Draht verläuft, stark magnetisch war bis zum Abstande von 13 Zentimeter, und zwar lag der Nordpol auf der linken Seite, der Entladungsstrom muß also eine Richtung von unten nach oben gehabt haben. Während desselben Gewitters trafen mehrere Schläge den Blitzableiter eines Palastes und veranlaßten daselbst einige Beschädigungen. Die Leitungen des Blitzableiters bestanden aus 8 Millimeter dicken Kupferdrähten, die durch Porzellanisolierungen 9 bis 20 Zentimeter von der Mauer entfernt gehalten wurden. Das Gebäude war noch neu und der Blitzableiter war noch niemals früher vom Blitz getroffen worden. Die Lavablöcke der Mauern fern von den Leitungen zeigten keine merklichen magnetischen Eigenschaften; wenn man sich aber den Leitungen näherte, wurde die Wirkung der Mauer auf die Magnetnadel schon im Abstande von 3 Meter merklich. Bei einem Leiter konnte man auf der Mauer rechts und links Zonen entgegengesetzter Polarität von 15 Zentimeter bis 25 Zentimeter Breite nachweisen, und auch hier entsprach die Richtung der Magnetisierung einem Strom von unten nach oben.

* Auf eine Doktorfabrik in Breslau macht der bayerische Abgeordnete Dr. Flemisch in der Münchener Allgemeinen Rundschau aufmerksam. Es handelt sich um die öfter in den Zeitungen erscheinenden Inserate zur Erwerbung der Doktorwürde an europäischen Hochschulen. Die genannte Zeitschrift druckt einen Briefwechsel mit dem „Direktor“ des Unternehmens, einem Herrn Claisé, ab, worin sich dieser erbietet, für 450 M Promotionsarbeiten zu liefern. Als geeignete Universitäten zur Einreichung des „Fabrikates“ bezeichnet er Erlangen, Freiburg in Baden, Freiburg in der Schweiz, Heidelberg, Basel und Jena. Es ist wohl ohne weiteres mit Bestimmtheit anzunehmen, daß unsere Universitätslehrer diesem Schwindel völlig fern stehen. — Ein Leser der Täglichen Rundschau macht darauf aufmerksam, daß dieser Herr Direktor sein Handwerk schon seit etwa vierzig Jahren betreibt. Er kommt dann auch auf seine persönliche Bekanntschaft mit Claisé zu sprechen: „Ich lernte ihn 1866 in einem schlesischen Badeorte kennen, ohne eine Ahnung von seinem Treiben zu haben; erst als er mir die Handschrift meiner ersten wissenschaftlichen Schrift (ich hatte eben promoviert) abkaufen wollte, schöpfte ich Verdacht, der dann später vollauf Bestätigung fand. Sein Geschäft scheint noch immer zu blühen, d. h. er verkauft fertige Abhandlungen als Doktorarbeiten. Da jeder Kandidat eidlich versichern muß, daß er seine Arbeit selbst angefertigt habe, ist das geradezu als Aufforderung oder Mitwirkung zum Meineid. Unbegreiflich, daß dergleichen ungestraft seit 40 Jahren betrieben werden kann.“

cc. Eine Corneille-Ausstellung ist, wie bereits kurz gemeldet, in der Galerie Mazarine der Pariser Nationalbibliothek eröffnet worden. In Glasschränken liegen die Originalausgaben der Theaterstücke des fruchtbarsten und größten dramatischen Dichters, den Frankreich hervorgebracht hat, die Originalausgaben der Stücke, an welchen er mitarbeitete, verschiedene Schriften, die den „Cid“ betreffen, aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammende Gesamtausgaben der Werke des Dichters, Manuskripte und Privatbriefe, die einen besonders interessanten Teil der Ausstellung bilden, u. a. Für die Bibliophilen sind hier wahre Schätze aufgehäuft — lauter erste oder

Originalausgaben! Da sind die ersten Ausgaben von „Mélite“ oder „Les Fausses Lettres“, einer im Jahre 1629 aufgeführten Komödie, von „Horace“, mit einem von Le Brun gezeichneten und von P. Daret gravierten Titelblatte, von „Rodogune“ u. s. w. Unter den Autographen befindet sich ein von Corneille an Colbert gerichteter Brief, der also beginnt: „Hoheit, seit vier Jahren habe ich das Unglück, nicht mehr an den Gratifikationen teilzuhaben, welche Majestät den Schriftstellern zukommen läßt; in diesem Unglück kann ich zu keinem andern besser meine Zuflucht nehmen als zu Ihnen, Hoheit...“ Unter den auf das Leben Corneilles bezüglichen Dokumenten von hohem Wert seien erwähnt: ein Buch, das Corneille wegen guter Uebersetzung aus dem Lateinischen in Rouen als Schulprämie erhielt, ein Exemplar seines „Théâtre“ und das Original der „Sentiments de l'Académie sur le Cid“ mit Anmerkungen von der Hand des Kardinals Richelieu. Bei dieser Gelegenheit möge erwähnt sein, daß in Paris noch eine direkte Descendentin Corneilles lebt: es ist die 78 Jahre alte Frau Deraine-Corneille. Corneille hatte einen Sohn, der, wie der Vater, Pierre hieß. Dieser Pierre hatte einen Knaben, Pierre-Alexis, der der Vater von Claude-Etienne Corneille wurde. Der letztere wieder hatte einen Sohn, der Louis-Ambroise Corneille hieß. Das war der Großvater der Frau Deraine-Corneille. Ihr Vater, Pierre Corneille, starb am 6. Juni 1870.

*** **Archäologisches.** Der Direktor der britischen Schule für Archäologie in Athen hat am Ufer des Flusses Eurotas, in der Nähe des alten Sparta einen Tempel der Artemis gefunden. Dr. Bosanquet fand in den Ruinen zahlreiche Statuetten sowie goldene, silberne und elfenbeinerne Ornamente und viele interessante Reliquien anderer Art.

K. **Der 4. internationale Kongreß für Versicherungs-Medizin** wird vom 11. bis 15. September d. J. in Berlin tagen, und die Stadt wird ihm einen festlichen Empfang bereiten. Das wissenschaftliche Programm umfaßt als Hauptgegenstände aus dem Gebiet der Lebensversicherung: die frühzeitige Feststellung des Vorhandenseins einer Veranlagung zur Tuberkulose, insbesondere zur Lungentuberkulose; die Fettleibigkeit in ihrer Bedeutung für die Versicherung; den Einfluß der Syphilis für die Lebensdauer; die Impfklausel im Versicherungsvertrag. Dem Gebiet der Unfallversicherung gehören folgende Fragen an: die Beeinflussung innerer Leiden durch Unfälle im allgemeinen; die akute Verschlimmerung von Geisteskrankheiten im Verlauf von Unfällen; der Einfluß des Trauma bei latenten und offenbaren Rückenmarks- und Gehirnkrankheiten; die Kriterien der Verschlimmerung von funktionellen Neurosen durch Unfälle. Jedoch ist die Behandlung weiterer Gegenstände sehr erwünscht. Ueber jede Frage der Tagesordnung sollen in den einzelnen Ländern Berichte eingefordert werden, die in deutscher, französischer und englischer Sprache vor dem Kongreß an die Teilnehmer versandt werden. Auch die Verhandlungen werden in diesen drei Sprachen geführt werden.

* **Die eisenbahnfachwissenschaftlichen Vorlesungen in Preußen** finden im Sommerhalbjahr 1906 in folgender Weise statt. In Berlin werden in den Räumen der Universität Vorlesungen über preußisches Eisenbahnrecht, sowie über den Betrieb der Eisenbahnen gehalten werden. Das Nähere, namentlich auch über die Anmeldung zu den Vorlesungen, ist aus dem Anschlag in der Universität ersichtlich. In Breslau erstrecken sich die Vorlesungen auf die Verwaltung der preußischen Staatseisenbahnen, Nationalökonomie und technologische Geologie, in Köln und Frankfurt a. M. auf Eisenbahnbetriebslehre.

nem. **Personalien.** Der Archiv-Assistent Dr. phil. Kurt Schottmüller in Posen ist als Archivar an das Staatsarchiv in Danzig versetzt worden.

M. C. **Todesfall.** Die italienische Geschichtswissenschaft hat einen ihrer unermüdlichsten und dabei bescheidensten Pioniere verloren, Dr. Giuseppe Mazzatinti, gestorben am 18. d. M. nach langem Leiden. Mazzatinti war 1866 in Gubbio geboren, wurde in jungen Jahren Professor der Geschichte am Obergymnasium in Forli und ist es immer geblieben; einen Ruf an die Akademie in Florenz lehnte er ab, weil er in Forli mehr freie Zeit für seine historischen und bibliographischen Studien hatte. Er schrieb I manoscritti italiani delle biblioteche di Francia; La Biblioteca dei Re d'Aragona, veröffentlichte die 14 Bände des Inventario delle Biblioteche italiane, gab das Archivio storico per le Marche e per l'Umbria heraus und edierte für die Neuausgabe der Scriptores rerum italicarum des Muratori die Chronik von Gubbio und die Annalen von Forli. Mit Mazzatinti ist einer der besten Kenner der kleinen mittelitalienischen Archive und Bibliotheken hingeschieden.

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** Den beiden Prosektoren am anatomischen Institut der hiesigen Universität außerordentlichen Professoren Dr. Göppert und Dr. Braus wurde der Titel „Abteilungsvorstand“ und die Beamteneigenschaft verliehen. — Unter den 250 im Studienjahr 1904/05 promovierten Doktoren der Ruperto-Carola befinden sich drei Damen (1 Medizinerin, 1 Anglistin — aus Baltimore —, 1 Nationalökonomin) und 22 Ausländer.

* **Berlin.** Der Ordinarius für physikalische Chemie an der hiesigen Universität, Professor Dr. W. Nernst, wird, der Täglichen Rundschau zufolge, im Oktober an der Yale-Universität in New-Haven (Connecticut) Vorlesungen über experimentelle und theoretische Anwendungen der Thermodynamik in der Chemie halten. Er wird dort auch die sogenannten Silliman-Vorlesungen abhalten. — Professor A. Rambeau, bisher Direktor des fremdsprachlichen Unterrichts an der Städtischen Hochschule von Kansas City, Missouri, ist mit Beginn des Sommersemesters als Lehrer der englischen Sprache an das hiesige Seminar für Orientalische Sprachen berufen und zugleich zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Friedrich Wilhelms-Universität ernannt worden.

* **Wien.** Wie das Neue Wiener Tagblatt mitteilt, hat der als Nachfolger Pencks an die hiesige Universität berufene Professor Dr. Eduard Brückner aus Halle die Berufung angenommen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Karl Saur: Die deutsche Wehrsteuerfrage im Zusammenhange mit der neuen Militärvorlage vom November 1892. Berlin 1893. Liebelsche Buchhandlung. 43 S.

Dr. Th. Fischer: Mittelmeerbilder. Leipzig u. Berlin 1906. B. G. Teubner. 480 S.

Dr. Willy Scheel: Zur Geschichte. (Aus deutscher Wissenschaft und Kunst.) Ebenda 1906. 174 S.

Hch. Wolgast: Vom Kinderbuch. Ebenda 1906. 140 S.

G. Vivanti: Theorie der eindeutigen analytischen Funktionen. Deutsch herausgegeben von A. Gutzmer. Ebenda 1906. 512 S.

A. Gutzmer: Reformvorschläge für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Ebenda 1905. 48 S.

Frz. Bücheler: Gedächtnisrede auf Hermann Usener. Ebenda 1905.

Leopold Katscher: Russisches Revolutionstagebuch 1905. Leipzig 1906. Gebhardt u. Wilisch. 246 S.

Leonhard Müller: Die politische Sturm- und Drangperiode Badens. 1. Teil: 1840—1848. Lieferung 4. Mannheim 1905. Dr. Haassche Buchdruckerei G. m. b. H.

Dr. Paul Geyer: Der deutsche Aufsatz. (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, herausgegeben von Dr. Adolf Matthias. 1. Band. 2. Teil.) München 1906. C. H. Beck. 326 S.

Beiträge zur Hydrographie des Großherzogtums Baden. Herausgegeben von dem Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie. 12. Heft. Karlsruhe 1906. G. Braunsche Hofbuchdruckerei. 10 Tafeln. 38 S.

Rudolf Schulze: Die Mimik der Kinder beim künstlerischen Genießen. Leipzig 1906. R. Voigtländer. 34 S.

Die Gleichnisse Jesu. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses. 92 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Jahrgang 1906. München, Dienstag, 24. April. Nummer 94.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Shakespeare in Amerika.

Von Dr. George B. Churchill.*)

Als ich die Einladung, zu Ihnen über das Thema „Shakespeare in Amerika“ zu sprechen, annahm, war ich mir der Bedeutung dieser Einladung und der Schwierigkeit meiner Aufgabe sehr wohl bewußt. Sie haben sich dabei, wie ich weiß, von dem Wunsche leiten lassen, in mir die ganze große Gemeinde der amerikanischen Shakespeare-Gelehrten zu begrüßen und willkommen zu heißen. Sie wollten dieser Ihre Anerkennung ausdrücken für die Selbständigkeit und den Wert ihrer Arbeit, die sie unserer großen gemeinsamen Sache gewidmet hat — einer Arbeit, die weit über die Grenzen ihres Heimatlandes hinausreicht und sie in die Gemeinschaft aller deren einreiht, die dem König der Dichter- und Dramatiker ihren Tribut zollen. Als Vertreter der amerikanischen Shakespeare-Gemeinde wünschte ich Ihnen als Gegengruß einen Bericht ihrer Tätigkeit geben zu können, der unser aller Verlangen vollauf befriedigen würde. Jedoch, selbst wenn meine schwachen Kenntnisse und Fähigkeiten dafür ausreichten, Zeit und Ort hier würden es verbieten. Ich habe daher, was mir zweckmäßiger erscheint, beschlossen, lieber in einer knappen Uebersicht und Auswahl, denn in eitlem Streben nach Vollständigkeit zu sprechen über „Shakespeare auf der amerikanischen Bühne, Shakespeare in der Wertschätzung des amerikanischen Volkes und Shakespeare in der Arbeit des amerikanischen Gelehrten“. Und ich wage zu hoffen, daß wenn irgendwelche Urteile meinerseits rücksichtlich des Wertes dieser Arbeit sich als irrtümlich erweisen sollten, sie wenigstens dazu dienen mögen, einen ehrlichen und genauen Begriff der Größe und Art dieser Arbeit zu geben.

Daß die Geschichte des Dramas in Amerika erst anderthalb Jahrhunderte nach der Gründung von Virginia und Massachusetts beginnt, ist nicht weiter verwunderlich. Verwunderlich ist eher, daß sie so früh begann. Ein Volk, das in schwerer Arbeit dem Urwald Ackerland abgewinnt und dabei einen Existenzkampf gegen die Wilden zu führen hat, denkt nicht an Literatur, geschweige denn an Theateraufführungen. Als diese erste Kolonisationsperiode vorüber war, als Sicherheit und Wohlhabenheit im Lande ihren Einzug gehalten hatten, türmte sich ein neues, nicht minder großes Hindernis auf in der Gestalt der religiösen Ansichten der Kolonisten. Massachusetts wird ein Puritanerstaat, gegründet von Nachkommen derer, die in England die erbittertsten Feinde der Shakespeare-Bühne gewesen waren. Pennsylvania war eine Quäker-Kolonie, und die strengen Ansichten der Quäker stellten sich nicht anders zum Drama als der starre und asketische Calvinismus zum Puritanismus. In New-York herrschte eine etwas mildere Lebensauffassung vor, aber in New-York hatte das holländische Element die Oberhand, noch lange, nachdem die Stadt als New-Amsterdam aufgehört hatte zu existieren, und die Holländer kümmerten sich blitzwenig um englische Literatur oder englisches Drama. Im Süden, besonders in Virginia und Maryland, durfte man einen günstigeren Boden für die Pflege des Dramas erwarten. Dort herschten die Ansichten der Episkopal-Kirche vor, dort wurden die Forderungen von Kunst und Kultur, die Forderungen der schönen Wissenschaften und auch der Geselligkeit besser gewürdigt. Aber im Süden gab es keine großen Städte. Die Kultur dort war hauptsächlich in den Pflanzerfamilien zu Hause, die über das platte Land zerstreut auf ihren Gütern saßen.

Das waren die Zustände, die eine Produktivität auf dem Gebiete des Dramas 150 Jahre lang schlechterdings unmöglich machten und viele Jahre nachher noch hemmend einwirkten. Im puritanischen Neu-England faßte das Drama erst nach der amerikanischen Revolution festen Fuß. In New-York und Philadelphia setzte es noch 50 Jahre später Aufführungsverbote von seiten der Regierung und die Feindseligkeit der öffentlichen Meinung störte beständig die Arbeit des Schauspielers. Im Süden, wo der Willkomm ein herzlicherer und allgemeinerer war, waren der Theaterbesucher so wenige, daß sich das Theater als ständige Institution nicht lohnte. Mithin waren trotz aller Schwierigkeiten New-York und das damals weit größere und bedeutendere Philadelphia die besten Theaterzentren Amerikas.

In Philadelphia beginnt 1749 die Theatergeschichte Amerikas; dort führte eine Schauspielertruppe, wie es scheint, halb Berufsschauspieler und halb Dilettanten, zwei Monate lang eine Anzahl von Stücken auf, von denen allerdings nur Addisons Cato in der Geschichte der Theaterforschung überliefert ist. Ein zweites obrigkeitliches Verbot bereitete ihren Aufführungen ein schnelles Ende. Die nächste Truppe erschien in New-York, wo sie am 5. März 1750 ihre Spielzeit mit Shakespeares Richard III. eröffnete. 1751 folgte Othello und bis 1760 waren der Kaufmann von Venedig, König Lear, Romeo und Julia, Hamlet und Macbeth über die Bretter des amerikanischen Theaters gegangen. Eine Liste der folgenden Aufführungen Shakespearescher Stücke bis zur Revolution zeigt einen glänzenden und verheißungsvollen Anfang, zu dem die spätere Geschichte unserer Bühne in betrübend schroffem Gegensatz steht.

Die Schauspieler jener Zeit nahmen ihre Aufgabe sehr ernst und versuchten sich gleich am höchsten, an der Tragödie. Das Lustspiel eroberte sich nur langsam einen Platz. Die Spielzeit war im allgemeinen kurz, aber der Stücke gab es

*) Festvortrag, gehalten auf der Generalversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft am 23. April 1906.

in jener Saison viele. Ein großer Spielplan aus den besten Stücken mit Shakespeare an der Spitze war, was die amerikanischen Schauspieler des 18. Jahrhunderts ihrem Publikum boten, und der Erfolg blieb nicht aus.

Was die Zahl der Stücke anlangt, so führt die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts die gute Tradition des 18. Jahrhunderts. Ein paar Stücke, wie Cymbelin und der Sturm, erschienen nur in größeren Zwischenräumen, aber die meisten anderen wurden häufig gegeben und in allen großen Städten.

Auf seine Shakespeare-Darsteller während der ersten 75 Jahre des 19. Jahrhunderts kann Amerika mit Recht stolz sein. Viele waren gut, einige bedeutend, und zweien hat die Welt das Prädikat „groß" verliehen, Edwin Booth und Charlotte Cushman.

Unvergleichlich groß ist der Dienst, den Edwin Booth der Wertschätzung Shakespeares in Amerika geleistet hat. Er war es, der 1870 die Tate-Version des Lear über Bord warf und unserer Bühne ein für allemal die wirkliche Tragödie Shakespeares gab, er, der sechs Jahre darauf die Tyrannei der Cibberschen Version von Richard III. brach.

In den Jahren 1877/78 veröffentlichte er unter dem Titel „The Prompt Books" eine Bühnenbearbeitung von 15 Stücken, mit Anweisungen und Anmerkungen, die uns von seiner Bühnenpraxis Zeugnis ablegen und mancherlei über die Auffassung seiner Rollen verraten. Der Wert dieser Prompt Books kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Was gäben wir nicht für ähnliche Zeugnisse unserer berühmten Tragöden! Sie liefern uns einen Kommentar, wie ihn der Gelehrte und Forscher mit seiner hingebenden und eindringenden Untersuchung niemals geben kann. Wie tief er auch ins Innere der dramatischen Gebilde blicken mag, sie bleiben ihm in letzter Linie immer nur Ideen. Für den Schauspieler werden sie lebende Wesen, er lebt ihr Leben. Er wird Macbeth, Lear, Richard, und wenn sein Macbeth nicht unser Macbeth ist, so ist er sicher immer etwas, was unser Macbeth nie sein kann — ein lebendes Wesen. Niemals werden wir Shakespeare verstehen, es sei denn mit Hilfe des Schauspielers. Und doch! Welche Tragik im Schaffen des Bühnenkünstlers! Das Wesen, dem er Leben verleiht, verfällt täglich wieder dem Tode und erlischt für immer mit dem Künstler ohne weitere Spuren zu hinterlassen, als einen dürftigen Zeitungsbericht oder flüchtige zufällige Erinnerung bei dem oder jenem Beobachter. Wie dankbar müssen wir es also aufnehmen, wenn ein Meister der Bühne uns einen Einblick in die Werkstatt seines Schaffens tun läßt und das zu Papier bringt, was sich der schriftlichen Fixierung zugänglich erweist: die Grundlinien seiner Gesamtauffassung, einzelne Züge aus der Kleinarbeit seiner besonderen Methode, treffende Urteile und mannigfache Anregung für das Verständnis noch ungelöster Schwierigkeiten; alles in allem, ein kostbares Vermächtnis für alle späteren, die mit diesen Mitteln seine Nachschöpfung der Shakespeareschen Gestalten wieder auferstehn lassen. Von der Bedeutung der Boothschen Aufzeichnungen nach dieser Richtung hin kann mnn sich einen annähernden Begriff machen, wenn man sich erinnert, wie oft Furneß in seiner „Variorum edition" von ihnen Gebrauch machte.

Und doch liegt Booths Hauptverdienst — und das läßt sich nur bei einiger Vertrautheit mit den heutigen Bühnenverhältnissen Amerikas voll würdigen — in der geradezu vorbildlichen Auffassung vom Berufe des Schauspielers. Nie und nimmer ließ er sich zu einem Zugeständnis an die heute herrschende Anschauung bewegen, daß der Schauspieler dazu da sei, den Instinkten der Masse zu schmeicheln, daß seine Aufgabe darin bestehe, diese ausfindig zu machen und ihnen entgegenzukommen. Ganz im Gegenteil betrachtete er seine Tätigkeit als Kunst, und das im höchsten Sinne des Wortes, sowohl was die Auswahl der Stücke anlangt, die er dem Publikum bot, wie auch die Art, in der er sie herausbrachte. Als krönenden Abschluß seiner Künstlerlaufbahn erstrebte er die Gründung eines großen Theaters, das in Spielplan, Ausstattung und Darstellung den allerhöchsten Ansprüchen dramatischer Kunst genügen sollte. Wäre sein Traum in Erfüllung gegangen, so hätte der durchaus materielle Geist, wie er sich heutzutage im amerikanischen Theater breit macht, nie solch unbestrittene Herrschaft erlangen können. Aber er scheiterte — und das aus Mangel an Geschäftsgeist, dessen Uebermaß bei seinen Kollegen alle anderen Interessen erstickte.

Ueber die volle Größe seiner Schauspielkunst kann ich mir kein Urteil erlauben. Ich sah ihn in meiner Knabenzeit. Mancher unter Ihnen mag ihn wohl in seiner Blütezeit auf seiner denkwürdigen Gastspielreise in Deutschland gesehen haben, die zeitlebens eine seiner liebsten Erinnerungen geblieben ist. Im Januar und Februar 1883 spielte er den Hamlet, Lear und Jago im Berliner Residenztheater. Weitere Gastspiele in Hamburg (wo er auch den Othello spielte), Bremen, Hannover, Leipzig und Wien folgten. Der Aufforderung, auch hier, in Weimar, aufzutreten, konnte er nicht entsprechen, da andere Verpflichtungen ihn schon vorher in Anspruch genommen hatten. Die allgemeine Hochschätzung, die ihm das deutsche Publikum entgegenbrachte, wird am besten durch die große Menge der Spenden, die ihm zuteil wurden, gekennzeichnet. In Berlin, Bremen und Leipzig belohnte man ihn mit Silberkränzen, in Hamburg mit einem Zweig Silberlorbeeren, in Hannover mit einem Silberbecher. Diese Erinnerungsgaben gehören heute zu den wertvollsten Besitztümern des Players Club, den Booth in New-York gründete. Der Berliner Kranz trägt die Inschrift: „Edwin Booth, dem unvergleichlichen Tragöden."

In Amerika gilt fast einstimmig Booth als unser größter Bühnenkünstler und wird zu den größten aller Zeiten gerechnet. Er war nicht so groß als Liebhaber, aber auf dem Gebiete der hohen Tragödie der Shakespeare-Bühne ist er von keinem übertroffen worden.

Nach dem Urteil einiger unserer besten Theaterkritiker war seine bedeutendste Schöpfung sein Lear. Doch ist in der Erinnerung des amerikanischen Publikums Booths Andenken in erster Linie unauslöschlich mit seinem Hamlet verknüpft. Wir haben seit seinen Tagen viele Hamlets über die Bretter gehen sehen, große und kleine, von Irving bis zu Rossi und Mounet-Sully, von Wilson Barret, Sothern und Forbes-Robertson; und doch hat keiner auch nur einen Schatten Abdruck tun können der Verkörperung, wie sie als die Boothsche in unserer Erinnerung weiter lebt. Es war ein unvergleichlicher Ehrentag für die Geschichte der amerikanischen Bühne und zugleich für die Geschichte Shakespeares auf dem amerikanischen Theater, als Booth am 22. März 1865 im Wintergarden zu New-York in ununterbrochener Folge zum hundertstenmal seinen Hamlet spielte. Die Erklärung für den gewaltigen Erfolg des Boothschen Hamlets liegt einfach darin, daß er in Naturanlage und Nachschöpfung eben Hamlet war. „Ein edler Geist, ernst, nachdenklich und energisch; ein Temperament, trotz aller Umdüsterung, sympathisch, ein Gefühlsleben, bei aller Verschlossenheit, wohltuend und zu Herzen gehend. Er gab die Geschichte eines Träumers, der sich in den rauhen Kampf der Wirklichkeit stürzt, eines schlichten Edelmannes, der sich beständig außer Fassung sieht und ratlos den Klippen und Gefahren dieser Welt gegenüber steht." Und ist dies nicht wirklich Hamlets ureigenste Natur? Das Schicksal hatte es gefügt, daß Edwin Booth sich zu sehr mit dem Leid und der Tragik des Erdenlebens vertraut machen mußte. Als er im Jahre 1865 den furchtbaren Schlag über sich ergehen lassen mußte, daß seines eigenen Bruders Mörderhand den beliebtesten aller amerikanischen Präsidenten ruchlos zu Boden schlug, war der Becher seines Leidens voll. Von jenem Tag an war die Hamletrolle seine eigene. Wenn ich heute lese, was die Kritik über Booths Hamlet geschrieben hat, wenn ich mir vergegenwärtige, was in meiner Erinnerung davon fortlebt, so möchte ich sagen, daß mir als höchster ewiger Ruhm seiner Darstellung erscheinen will: die wunderbar geglückte Synthese aller Elemente, die Hamlet zum Repräsentanten der Menschheit machen, zum Dulder aller Tragik des Lebens, der, wie der Blinde tastend, die geheimnisvollen, niederdrückenden und zermalmenden Kräfte dieser unbegreiflichen Welt zu begreifen sucht; willenslahm, weil er nicht zu

sehen vermag, wohin sie führen. Dies sind die Züge in Hamlet, die ihn nicht allein über alle tragischen Helden der Bühne hinausheben, sondern ihm in der Menschheit seinen besonderen Platz anweisen. In Booths Darstellung verband sich in bisher nicht wieder erreichtem Maße, das Natürliche mit dem Uebernatürlichen, das Realistische mit dem Poetischen. Er war der letzte unserer großen Darsteller, dem es gelungen ist, rein mit dramatischer Kraft den vollen Schauer Shakespearescher Tragik auszuschöpfen. Zugleich verlieh ihm die Tiefe seiner Phantasie, die erhabene Sprache und sein untrüglicher Sinn für Rhythmus und Tonfall die Mittel, dem Realität zu geben, was wir Darstellung des Dichters Shakespeare nennen.

Neben Edwin Booth steht Charlotte Cushman, die einzige wirklich in Amerika geborene Darstellerin, der man den Anspruch auf Größe nicht vorenthalten kann. Ihre künstlerische Ausdrucksfähigkeit war weit beschränkter als die ihres großen Rivalen, ihr Name ist nur mit einer geringen Anzahl großer Rollen verknüpft. Sie war mit glänzenden Geistesgaben ausgestattet, und ihre Auffassung Shakespeares darf kongenial genannt werden, — doch fand sie keine Töne für das spezifisch Weibliche, wie ihr auch Porzia, Ophelia, Viola und Imogen nicht lagen. Doch in der Gestalt der Leidenschaft, der Schärfe und Tiefe des Pathos, wo es sich um innige nachempfindende Darstellung von Leiden, wie sie nur den Stärksten des weiblichen Geschlechtes beschieden sind, handelt, da war auch sie unerreicht. Ihre Lady Macbeth und Queen Katherine (in Henry VIII) haben auf der amerikanischen Bühne nicht ihresgleichen gefunden.

Ich könnte ohne Schwierigkeit die Namen von mindestens 50 Schauspielern und Schauspielerinnen nennen, die ihre Kräfte der Verkörperung Shakespearescher Gestalten gewidmet haben und der amerikanischen Bühne zum Ruhme gereichen. Doch muß ich mit Rücksicht auf die mir zur Verfügung stehende Zeit davon absehen.

Bis hierher war nur von Darstellern die Rede, die entweder in Amerika geboren oder doch frühzeitig dort heimisch geworden sind. Doch so eng ist stets der Zusammenhang der amerikanischen Bühne mit der englischen, mittelbar auch mit der deutschen, französischen gewesen, daß fast alle großen Künstler Europas in Amerika aufgetreten sind, manche sogar sehr häufig, und die Mehrzahl als Darsteller Shakespearescher Helden. Edmund und Charles Kean, George F. Cook, Charles und Fanny Kemble, Macready, Irving, Davison, Fechter, Possart, Sonnenthal, Mounet-Sully, Salvini, Rossi, Ellen Tree, Adelaide Heilsen, Ellen Terry, Rachel, Ristori, Modjeska, Janauschek, Methua-Scheller sind nur einige Namen der ausländischen Bühnengrößen, deren Shakespeare-Darstellung einen Teil unserer Bühnengeschichte ausmacht.

Es ist eine Liste erlauchter Namen, und der Wert ihrer künstlerischen Leistungen ist enorm. Doch tauchen sie nur sporadisch und gelegentlich auf und nehmen in den letzten 35 Jahren, sowohl was Zahl der Gastspiele wie ihre Bedeutung anlangt, mehr und mehr ab.

Dasselbe gilt auch von unseren einheimischen Darstellern. Als Edwin Booth 1893 starb, ließ er die Bühne „verwaist, einen Schauplatz geisterhaften Erinnerns im Andenken an den Großen“. Seitdem hat kein eingeborener Künstler von wirklich unbestrittenem hohen Rang die Bretter betreten. Ja, die Shakespearesche Tragödie ist fast ganz von unserer Bühne verschwunden oder taucht bestenfalls hier und da von Zeit zu Zeit auf. Noch spielt bisweilen ein ausländischer Schauspieler großen Namens Shakespeare in Amerika, doch fast ausschließlich in der Komödie, in der Tragödie höchstens den Hamlet. So war z. B. die letzte Darstellung des „King Lear“ durch einen Schauspieler von großem Ruf die des Salvini in New-York im Februar 1883. Die allerletzte Darstellung bis zum November letzten Jahres war die von Possart 1888. Richard III. und Romeo und Julie kommen allerdings durchschnittlich jedes Jahr zur Aufführung, jedoch meistens durch eine einzelne Truppe.

Für die Shakespearesche Komödie liegen die Verhältnisse etwas besser.

Die beste Vorstellung von dem gegenwärtigen Stand der Shakespeare-Darstellungen in Amerika kann etwa der Bericht einer Zeitung in Philadelphia liefern, der unter dem 6. Januar d. J. erschienen ist. Demnach spielten vier Truppen in einer Stadt wie Philadelphia zu gleicher Zeit Shakespeare und hatten in ihrem Spielplan alle großen Tragödien! Das sieht gewiß vorzüglich aus! Doch schauen wir einmal näher zu! Zur Zeit, als gerade diese eine Stadt sich dieser günstigen Konstellation erfreute, wurde in keiner anderen Stadt in dem ganzen Land Amerika auch nur ein einziges Shakespeare-Stück aufgeführt. Denn der Zufall hatte gerade an einem Platz alle Schauspieltruppen zusammengeführt, die in der Spielzeit 1905/06 Shakespeare-Aufführungen veranstalteten, abgesehen von ein paar späteren Darstellungen von „Wie es Euch gefällt“ durch Miß Crossmann. Und überdies lagen die Verhältnisse in diesem Jahr ausnahmsweise gut aus Gründen, die ich hier nicht näher erörtern kann.

Alles in allem, was für ein betrübender Zustand! Der Deutsche wird ihn mit Achselzucken und Staunen hören und wieder einen neuen Beweis für die bei seinem Volke leider schon zu tief gewurzelte Ueberzeugung erblicken, daß dem Amerikaner jeder Idealismus abgeht. Und der Amerikaner steht beschämt da, wenn er seinen Bühnenbericht mit dem deutschen in unserem Jahrbuch vergleicht, der mit Einschluß der wenigen Gastspiele deutschredender Theatertruppen in der Schweiz und Rußland für das Jahr 1904 935 Aufführungen von 28 Stücken Shakespeares durch 186 verschiedene Ensembles aufführt.

Es sei mir erlaubt, in Kürze die Hauptsachen für die so geschilderte Sachlage in Amerika aufzuzählen.

(Schluß folgt.)

Türkische Volksliteratur.

Die neu entstandene volkskundliche Bewegung, mächtig gefördert durch die unabhängige Stellung, welche die Nation an der Seite der Regierung einnimmt, hat in den letzten Jahrzehnten so tiefe Teilnahme erregt und so weite Kreise gezogen, daß jede Kenntnis, die uns Reisende aus fremden Erdteilen mitbringen, auf den lebhaftesten Beifall rechnen kann. Es sind die großen Staaten mit ihren überseeischen Besitzungen, welche unserem Wissen unermeßliche Schätze zuführen und den Drang des Publikums nach frischer geistiger Nahrung mit der Freigebigkeit eines unerschöpflichen Füllhorns stillen. Das ganze nördliche Asien, für unsere Väter eine Welt des Grauens und als blutiger Zeuge eines harten Despotismus verschrien, ist erst in unseren Tagen in helleres Licht gerückt worden. Namentlich russische Gelehrte haben so Erstaunliches geleistet, daß heute kein Forscher ungestraft an ihren alle Gebiete der Ethnologie befruchtenden Werken vorübergehen darf. Die mühsamen, an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen des genialen Deutsch-Russen W. Radloff, eines geborenen Berliners, lenkten die Aufmerksamkeit auf die bisher nur oberflächlich bekannten Länder türkischer Zunge in Sibirien und wiesen mit unfehlbarer Sicherheit einer Reihe von Wissenschaften den Weg ihrer künftigen Entwicklung.

Es ist das bleibende Verdienst des ungarischen Akademikers Kunosch, für die so nahen und uns doch immer noch so fremd gegenüberstehenden Osmanen zuerst authentische Proben der Volksliteratur in großer Zahl und in ihren verschiedenen Gattungen der Oeffentlichkeit vorgelegt und so dem innersten Seelenleben dieses westlichsten Ausläufers der weitverzweigten türkischen Rasse ein dauerndes Denkmal gesetzt zu haben. Die neuen Funde waren indes noch keineswegs gesichtet, das Zusammengehörige noch nicht als solches erkannt. Das Material mußte wissenschaftlich durchdrungen, die Fäden, welche die türkische Kultur mit der anderer Völker verbanden, aufgedeckt und die großen historischen Epochen in ihrem bestimmenden Einfluß klar-

gelegt werden. Es war allerdings hierbei auch gebieterische Pflicht, manche, namentlich Fernerstehende bestrickende kühne Hypothese rücksichtslos ins Reich der Fabel zu verbannen. Die ersten kräftigen und, sagen wir es gleich, entscheidenden Spatenstiche auf dem vielversprechenden Boden sind dem bekannten Erlanger Orientalisten Georg Jacob zu danken. Vor zwei Jahren gründete er eine „Türkische Bibliothek“ [1]), welche, eine Fülle des Neuen bietend, weitere Schichten der Gebildeten für den jüngsten Sproß der Volkskunde zu gewinnen trachtet. Wir wollen im folgenden einige charakteristische Erscheinungen, die auch von literarischer Wichtigkeit sind, herausheben.

In Reiseberichten wird zwar mehrfach der Erzählungskunst der Stambuler Rezitatoren gedacht. Indes vermochten unsere Gewährsmänner, dem fremden Idiom wenig gewachsen, nur Gebärden, nicht das gesprochene Wort zu deuten und taten das Ganze mit ein paar Wendungen ab. Die Meddahs, die Erzähler von Beruf, sind Redekünstler, wie sie dem asiatischen Kontinent vom Aegäischen Meere bis zum Stillen Ozean eigen sind, besonders jedoch in mohammedanischen Ländern zu hoher Blüte gelangten. Durch den Reiz ihrer Gedanken, die Schmiegsamkeit eines in allen Sätteln gerechten Naturells reißen sie mit sich fort. Rasch kommt diesen phantastischen Orientalen eine neue Idee, blitzschnell löst sich ihnen das Wort von der Zunge; sie spielen mit ihrem Publikum, und dieses folgt ihnen willig durch alle Regionen des Universums. Es ist vorzugsweise die komische Seite des menschlichen Daseins, das Leben der niederen Stände, dessen Bild sie mit all seinen Schattierungen und grellen Farben in stets neuer Variierung hervorzaubern. Die Dialogform ist dabei ein unumgängliches Mittel der Anregung. Nachahmung der verschiedenen, gleichsam miteinander in Wettstreit tretenden Dialekte und Stimmen eines der beliebtesten Effektstücke. Ihre Mimik unterstützen sie durch einen Stock, mit dem sie, auf den Boden klopfend, Träumende aufrütteln, und durch ein Tuch, das, immer von neuem um den Hals gelegt, das Signal für Pausen und Szenenwechsel abgibt; denn so weit, die Handlung mit überflüssigem Kommentar zu begleiten, verirrt sich ein geschickter Mime nicht. In früherer Zeit liebte man es, durch einen ziemlich langen, in gebundener Rede gehaltenen Eingang, eine Art Prolog, den Zuhörern den Gegenstand anzukündigen. Heute begnügt man sich damit, am Anfang und am Schluß den Segen Gottes über Herrscher und Vaterland herabzuflehen.

Nur selten führt der Erzähler ein großes geschlossenes Ganze in dramatischer Form vor. Das übersteigt das Fassungsvermögen seines mehr den unteren und mittleren Klassen angehörigen Publikums. Verschiedene Szenen werden neben einander gereiht; die Komposition pflegt schwach, das Gefüge locker zu sein. Das Band wird durch die Einheit der Hauptfigur gebildet, deren abenteuerlicher Charakter in fortwährenden Ueberraschungen die buntesten und drolligsten Szenen entrollt. Bei meinem mehrjährigen Aufenthalt in der Türkei begegnete ich nur einmal einem Meddah, der es wagte, einen ganzen Abend mit einem Stück auszufüllen. Aber da kam er schön an. Der unglückliche Neuerer, der, fein europäisch gekleidet, mit überlegener Würde für einen mehr vergeistigten Stil warb, sah seine Freunde wie Schnee zusammenschmelzen und mußte nach einigen Tagen seine Tätigkeit einstellen.

Der Dialekt, der am häufigsten nachgeahmt wird, ist, weil als Hauptperson ein Türke aus Kastambol erscheint, das Idiom dieses Ortes. Durch den Anklang an das anatolische Kastamani, die Heimat unbeholfener und bornierter Burschen, ertönt an allen Tischen schallendes Gelächter. Mit dem gleichen Talent läßt der Meddah den gutmütigen Karamanen sprechen, den trotzigen Arnauten, der hinter der unschuldigsten Bemerkung einen grausamen Mordplan wittert, den gewandten Armenier, den hausierenden Juden oder den griesgrämigen, alles dirigieren wollenden Pfortenbeamten, der trotz unzähliger großherrlicher Verordnungen und trotz des einhelligen Protests der gesamten Bevölkerung dabei beharrt, sein Holz mitten durch fremdes Gelände in seinen Konak zu fahren. Bald begegnet man der stolzen Tscherkessin, bald dem unter der Last der Jahre gebeugten Weibe oder der verliebten jungen Channm, die, wenn ihr Gatte, der steinalte Chodscha, zum Nachtgebet in die Moschee eilt, an der halbgeöffneten Tür lauert, um den Erwählten ihres Herzens in den Harem einzulassen. Die Vielseitigkeit, welche dem Deklamator zugemutet wird, bringt so empfindliche Schwierigkeiten mit sich, daß ihre Ueberwindung auch einem europäischen Schauspieler alle Ehre machen würde. Es ist selbstverständlich, daß in der Türkei, wo das Erziehungswesen noch in den Kinderschuhen steckt, nicht jeder Redekünstler auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Selbst in einer großen Stadt ließen sich kaum mehr als zwei fertige Meister ausfindig machen. Ein guter Meddah muß eben alle Anlagen zum Schauspieler mit in die Wiege bekommen und als Autodidakt zu reifer Vollendung ausgebildet haben.

Der interessanteste Abschnitt des Jahres ist in mohammedanischen Ländern der Ramasan, der heilige Fastenmonat. In alle Gemüter zieht Feier- und Feststimmung ein. Den kecken Wegelagerer beschleicht Furcht und Schaudern bei Ausübung seines gottvergessenen Handwerks; der verstockte Sünder verbietet sich den Genuß des Weins, dem er sonst, wenigstens im Stillen, mit derselben Wollust wie der Ungläubige frönt. Selbst der freigesinnte Skeptiker, der nicht müde wird, dem Propheten ein Bündel von Untaten aufzubürden und ihm die häßlichsten Epitheta ins Grab nachzuschleudern, fühlt sich zur Einkehr genötigt und drängt sich mit seinen kindlich-frommen Freunden in die Aja Sofia, um Allah und seinem „letzten Propheten“ die schuldige Ehrfurcht zu zollen.

Die höchsten Freuden des Moslems im Ramasan stellen gesellschaftliche Nachtunterhaltungen dar. Es wird ja überhaupt der Tag zur Nacht gemacht. Während die Männer im Hause eines gleichgesinnten Freundes, um einen Berg von Süßigkeiten gelagert, sich mit Spiel, Gesang und Scherz die langen Stunden verkürzen, scharen sich Frauen und Kinder um eine im Quartier als Hüterin des nationalen Märchenschatzes berühmte Alte und ruhen nicht, bis sie derselben ihre Geheimnisse entlocken. Merkwürdig und wohl einzig in der Literatur dastehend sind die Eingänge solcher Erzählungen. Hier ein Beispiel: Es war einmal einer, es war einmal keiner. In der grauen Vorzeit, als das Sieb noch im Stroh war, da war zwar mein Vater der Vater von mir und ich die Tochter meines Vaters, aber mein Vater wurde mein Sohn und ich die Mutter meines Vaters. Der Stoff solcher Erzählungen ist gewöhnlich den Abenteuern eines nach allen Richtungen der Windrose verschlungenen lustigen Gesellen oder dem an keine Grenze von Ort und Zeit gebundenen Reich der Mythe entlehnt, das im Orient, der Brutstätte so vieler Ungeheuerlichkeiten, sich jederzeit einer gläubigen und begeisterten Gefolgschaft erfreut. Man verlangt die Entwendung eines von tausend Talismanen geschützten und mit tausend Gefahren umgebenen Juwels, die Herbeizauberung eines Wunderspiegels, in welchem sich mit einem Blick der ganze Erdball beobachten läßt, oder als Schlußstein die Heirat eines Findlings mit der in einem Felsenbau verborgenen bildschönen Tochter des allmächtigen Feenkönigs. Es sind Stoffe, die uns allen geläufig sind, die in der Kinderzeit unsern Sinn berückten und ihren klassischen Ausdruck in den Märchen aus 1001 Nacht gefunden haben.

Die bisher erschienen ersten vier Bände der „Türkischen Bibliothek“ sind in Darstellung und Uebersetzung vorzüglich gelungen. Theodor Menzel hat sich als ein die ganze Skala zarter und schriller Töne beherrschender feiner Stilist gezeigt und dem verdeutschten Text die reiche schwellende Klangfarbe des Originals gewahrt. Dabei wollen wir der wertvollen, auch für den Kenner belehrenden Noten nicht vergessen.

[1]) Verlag von Mayer u. Müller in Berlin. 1. Bd.: Vorträge türkischer Meddahs, von Universitätsprofessor Dr. Georg Jacob, 1904. — 2.–4. Bd.: Mehmed Tevfiq, Ein Jahr in Konstantinopel, übersetzt und erläutert von Theodor Menzel, 1905 und 1906.

Das wenige hier Angeführte mag genügen, um die vielfache Aufklärung darzutun, die uns aus dem bunten, alle Verhältnisse des Lebens beleuchtenden Inhalt des gut geleiteten neuen Unternehmens zuströmt. Hoffen wir, daß dasselbe dazu beitragen werde, die trotz der zahlreichen Orientreisen der letzten Jahre immer noch durch eine falsche Brille betrachteten Osmanen, dieses von schlummernder, behäbiger Kraft strotzende Volkstum richtig zu erfassen. Jetzt, da wir im Orient uns eine Achtung gebietende Stellung zu erobern angefangen haben, ist eine Vertiefung unseres Verständnisses türkischer Denkart eine zwingende Notwendigkeit.

Dr. phil. K. Süßheim.

Bücher und Zeitschriften.

Kirchengeschichtliches Lesebuch. Herausgegeben von Dr. Heinrich Rinn und Lic. Johannes Jüngst. Große Ausgabe. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Tübingen. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1906. XII und 340 S.

Wie nicht anders zu erwarten war, hat dieses ausgezeichnete „Kirchengeschichtliche Lesebuch" in kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt. Referent bekennt gerne, daß er das Buch seinerzeit mit dem größten Gewinn durchstudiert und es nun im Unterricht ihm zum unentbehrlichen Hilfsmittel geworden. Die jetzt vorliegende Auflage weist mannigfache Veränderungen auf: es sind neue Stücke eingefügt (zum Beispiel S. 290 ff.: Richtungs- und Parteiorganisationen innerhalb der evangelischen Kirche), andere erweitert; zugefügt ist auch ein Sach- und Namenregister und eine Zeittafel. Immerhin mag wohl der eine oder andere da und dort noch etwas auszusetzen haben. War wirklich (auf S. 320 f.) der zwar sehr instruktive, aber doch allzu drastische „Fall Anna" durch kein gleichwertiges Beispiel zu ersetzen? Warum wird (auf S. 274 f.) trotz H. Hoffmann Dr. theol. Semlers 1905 S. 123 wiederum das Wort aus der Einleitung zu Baumgartens Glaubenslehre als für Semler charakteristisch zitiert? — Historische Bildung, geschichtliches Denken, Ehrfurcht vor der Geschichte auch auf dem Gebiete der Religion — das war nie so nötig als in unserer Zeit. Was aber dürfte dazu mehr geeignet sein, als unser Geschlecht gerade im Unterricht immer wieder zu den Quellen hinzuführen? Und wenn die Herausgeber hoffen, „daß die Schüler durch den Gebrauch des Lesebuchs in der Schule veranlaßt werden, es ins Leben mit hinauszunehmen, um sich bei gegebener Gelegenheit über diese und jene Frage darin Rats zu erholen", so hat Referent keinen sehnlicheren Wunsch, als daß dies bei recht vielen der Fall sein möchte — in der Tat das Buch verdient es.

R. F. M.

* **Zeitschriften-Literatur.** Die neueste Nummer der illustrierten Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde Globus (Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig) enthält folgende größere Aufsätze: Fric: Eine Pilcomayo-Reise in den Chaco Central. (Schluß.) Mit 8 Abb. — Goldstein: Der Monotheismus Kanaans. — Scherer: Streifzüge in Oran im Sommer 1904. — Förster: Gibbons' Forschungen in Britisch-Ostafrika. — Aus der Vorzeit des Nigergebietes. — Das neueste Heft der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift (Verlag von Gustav Fischer in Jena) veröffentlicht den Vortrag im Wortlaut, den Privatdozent Dr. Stock in der Deutschen Gesellschaft für volkstümliche Naturkunde in Berlin im Januar d. J. über „Die Chemie der extremen Temperaturen" gehalten hat.

Allgemeine Rundschau.

Jahresversammlung des „Deutschen Vereins für Psychiatrie" zu München (20.—22. April 1906).

I.

Der Deutsche Verein für Psychiatrie, welcher seine Sitzungen im Hörsaal der Psychiatrischen Klinik (Nußbaumstraße) abhielt, begann seine Tagung am 20. April mit einer herzlichen Begrüßungsansprache des Vorsitzenden Geh. Rat Moeli-Herzberge (Berlin). München habe für die Irrenärzte deshalb große Bedeutung, weil es zwei neue mustergültige Institute besitzt: die große Heilanstalt Eglfing und die neue Klinik.

Unter den zahlreichen (über 200) Teilnehmern bemerkten wir viele auswärtige Psychiater: Binswanger, Cramer, Alt, Aschaffenburg, Hitzig, Heilbronner, Hoche, Siemens, Neisser, Pelmann, Weygandt u. a. m.

Von seiten der kgl. Staatsregierung waren abgeordnet: Obermedizinalrat Geh. Rat v. Grashey und Staatsrat v. Bumm, welch letzterer die Versammlung im Namen der Regierung warm begrüßte.

Generalstabsarzt v. Bestelmeyer führte aus, daß die Militärärzte nur dann die Aufgaben des Heeressanitätsdienstes mit Erfolg lösen könnten, wenn ihnen gediegene psychiatrische Kenntnisse zur Verfügung stünden. Deshalb würden auch alljährlich mehrere Militärärzte in die Irrenanstalten abkommandiert. Er begrüßt die Versammlung namens des Kriegsministeriums und teilt mit, daß der Kriegsminister lebhaftes Interesse an den Verhandlungen habe.

Hofrat v. Hößlin brachte den Willkommgruß des Münchener Aerztlichen Vereins und Dozent Dr. Gaupp den des Lokalkomitees und den des zur Zeit auf dem Internationalen Kongreß für Psychiatrie in Lissabon weilenden Direktors der Münchener Klinik, Hofrates Kraepelin.

Der Vorsitzende gedachte in warmen Worten der im letzten Jahre verstorbenen Mitglieder des Vereins, des auf einer Pfingsttour verunglückten Professors Wernicke und des Seniors der deutschen Psychiatrie, des hochverdienten Geheimen Rates Laehr.

Nachdem Direktor Stoltenhoff über die vom 16. bis 31. Oktober 1905 in Berlin zum ersten Male veranstalteten Fortbildungskurse für preußische Irrenärzte berichtet hatte, begannen die Vorträge mit einem Referate von

Heilbronner (Utrecht) über „Sprachstörungen bei funktionellen Psychosen mit Ausschluß der aphasischen Störungen". Es ist für die Betrachtung genannter Störungen unbedingt notwendig, mit möglichster Schärfe zwischen primären essentiellen Sprachstörungen und denjenigen sprachlichen Aeußerungen zu unterscheiden, welche durch andere elementare Symptome sekundär bedingt sind. Man nimmt Reiz- und Ausfallerscheinungen an, eine dritte Form, die sog. Parafunktion, läßt sich auf die eine oder andere Art der genannten Störungen oder auf eine Kombination beider zurückführen. Die rein formellen Aenderungen, welche der primäre Ausfall auslöst, lassen sich von den sekundär verursachten noch nicht mit Sicherheit abgrenzen. Betrifft der Ausfall den Inhalt, so haben wir eine Form der Aphasie, die man mit Agrammatismus bezeichnen kann. Die Reizerscheinungen (Rededrang) veranlassen quantitative Aenderungen: vermehrten Stimmaufwand, Beschleunigung des Sprechtempos; kurze Worte werden anscheinend bevorzugt. Charakteristisch ist häufiges Sprechen, Steigerung der Produktion durch den Sprechakt selbst, das „Nichtaufhörenkönnen" und die „Rhythmisierung".

Allen Formen des primären essentiellen Rededranges ist die Eigentümlichkeit gemeinsam, daß die sprachlichen Aeußerungen nicht dem Zwecke der Verständigung oder Mitteilung dienen. Im Inhalte des primären Rededranges spielen eine wesentliche Rolle die Eigenleistungen des motorischen und sensorischen Sprachapparates. Hierher gehören: die Reihenleistungen, die vielfachen, sinnlosen Sätze, die sprachlichen Reminiszenzen, die Reime, Alliterationen und andere Klangassoziationen. Die Perseveration, resp. Verbigeration ist als Folge einer unzureichenden Produktivität aufzufassen. Die Perseveration kann auch ursprünglich inhaltlich bedeutsame Elemente betreffen und so zu unrichtiger Auffassung Anlaß geben. Außer den innersprachlichen Elementen kommen auch im Sprachprodukt beim primären Rededrang noch exogene vor; hierher gehören die Ablenkbarkeit und die Ideenflucht. Erstere ist wahrscheinlich zum Teil sekundär Folge des Rededranges; für einen anderen Teil ist die Annahme einer primären Störung, die zur Ablenkung führt, nicht von der Hand zu weisen. Sicher muß eine derartige primäre Störung als Ursache der Ideenflucht angenommen werden; dagegen ist der Rededrang die notwendige Voraussetzung für das Manifestwerden der Ideenflucht. Der Mitteilungsdrang des Manischen ist nicht ganz identisch mit dem Rededrang. Welcher Reizvorgang den Rededrang auslöst, ist nicht bekannt.

Unter den Sprachneubildungen sind zu scheiden: die willkürlich gebildeten termini technici und diejenigen Neubildungen, die nach ähnlichen Gesetzen gebildet werden. Analog zu betrachten sind die Paralogien und die Sprachverwirrtheit; letztere stellt keine einheitliche Störung dar, sondern eine variable Kombination von Erscheinungen.

Unsere Kenntnis der zusammengesetzten Störungsformen ist noch sehr lückenhaft; selbst ideenflüchtige und verbigeratorische Formen werden durch Uebergangsformen verbunden; andere Formen, wie die inkohärenten, sind bis jetzt nur provisorisch nach negativen Kriterien vereinigt. Es sind deshalb für diagnostische Zwecke nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse die Sprachstörungen nur mit größter Vorsicht zu verwerten.

Pfister (Freiburg i. B.): „Ueber Verbigeration". Pfister teilt die Verbigeration, wie sie bei funktionellen Psychosen beobachtet wird, in solche mit sprachlichem Zerfall und ohne denselben ein und bringt für letztere Art einen instruktiven Fall seiner Beobachtung. Während man zu Anfang der Krankheit noch von einer psychischen Motivierung sprechen könne, fehle dieselbe auf der Höhe der Krankheit.

Rosenfeld (Straßburg): „Die psychischen Störungen bei Aphasie". Die Ausführungen des Redners gipfeln in dem Schlusse: Aphasie hat stets eine Störung der allgemeinen psychischen Funktionen zur Folge.

Hoche (Freiburg i. B.): „Kritisches zur psychiatrischen Formenlehre". Der Vortrag erweckte um so größeres Interesse, als in der durch denselben veranlaßten Diskussion die Schüler Kraepelins und die Gegner der Kraepelinschule oder die Jungen und die Alten auseinander prallten. Hoche spricht von den beiden Dogmen, von denen die Münchener Schule das Heil der Zukunft erwarte, dem Klinischen und Anatomischen und hält den gegenwärtigen Zustand der psychiatrischen Diagnostik für unbefriedigend. Man beschäftige sich heute damit, durch jahrzehntelange klinische Sichtung und Sonderung gleichartige Symptomenkomplexe im Verein mit den Ergebnissen der pathologischen Hirnhistologie die Psychosen exakt zu klassifizieren, aber auf diesem Wege würde man bald 50 und noch mehr Gruppen erhalten, man schaffe neue Typen, dies sei aber kein Fortschritt, vielmehr müsse man bestrebt sein, die Symptomenkenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Den Wert der pathologischen Anatomie als Hilfswissenschaft der Irrenheilkunde schätzt Hoche nicht so hoch ein wie die Münchener Schule, denn die Annahme, daß einer bestimmten Psychose auch ein bestimmtes anatomisches Substrat zugrunde liege, sei ebenso falsch wie die etwaige Ansicht, daß sich die individuellen Verschiedenheiten der Einzelmenschen durch histologische Differenzen erklären ließen. Zum Schlusse wies Hoche auf die Möglichkeit hin, daß die psychischen Veränderungen durch chemische Störungen entstehen und die Krankheitsprozesse im Gehirne autochthone Gifte erzeugen könnten.

War schon der Vortrag, welcher vor einem Zuviel in der Klassifikation warnte und den Wert der pathologisch-histologischen Forschungen auf eine niedrigere Stufe stellte, von größtem Interesse, so war es nicht minder von hoher wissenschaftlicher Bedeutung zu hören, wie die Münchener Schule antwortete. Alzheimer wies nach, welche Fortschritte die pathologische Histologie bei der Erkennung und dem Verständnis der Paralyse, der Hirnlues, der arteriosklerotischen Demenz erzielt habe. Er halte an dem „histologischen Dogma" fest und erwarte, daß es mit dessen Hilfe gelingen wird, noch weitere Typen zu finden, welche die klinische Psychiatrie vertiefen. Ihm schloß sich Gaupp (München) an. Cramer (Göttingen) erinnerte daran, daß man auch bei den funktionellen Psychosen histologische Befunde habe, die man zwar noch nicht verwerten könne, die aber einen alten Fall von einem frischen unterscheiden ließen. Binswanger (Jena) nimmt einen vermittelnden Standpunkt ein; er teilt nicht Hochs Pessimismus, hält die Arbeiten der Jungen für ein fruchtbares Ferment, warnt aber davor, das Alte über Bord zu werfen. Bei gleichem Substrat verliefen die Psychosen verschieden, je nachdem ein Ausgleich des Krankheitsprozesses stattfinde oder nicht. Zum Schlusse betonte Hoche ausdrücklich, wie sehr er die Leistungen der Münchener Schule anerkennt.

Alt (Uchtspringe): „Ernährungstherapie der Basedowschen Krankheit". Durch monatelang mit größter Sorgfalt angestellte Stoffwechseluntersuchungen erkannte Alt, daß neben einer Niereninsuffizienz genau wie bei den Myxidioten der Phosphorstoffwechsel daniederliegt. Durch Verabreichung von Thyroidin wird der Phosphor besser ausgenützt, und durch eine Phosphor-Thyroidinbehandlung hat Alt in relativ kurzer Zeit hervorragende Erfolge bei myxidiotischen Kindern und bei basedowkranken Frauen erzielt.

Vocke (Eglfing): „Irrenanstalten sind Krankenanstalten, keine Verwahrungsanstalten für verbrecherische Entartete oder gemindert Zurechnungsfähige". Die Anhäufung der entarteten Verbrecher in den Irrenanstalten macht Sicherheitsmaßregeln notwendig, die dem Charakter der modernen Irrenanstalt zuwiderlaufen und sie, namentlich die in der Nähe von Großstädten gelegenen, zu Verwahrungsanstalten degradieren. Es muß dagegen energisch angegangen werden. Unsere moderne Strafrechtspflege trägt zum Teil die Schuld daran, weil sie kein Mittelding zwischen Zurechnungs- und Unzurechnungsfähigkeit kennt. Diese entarteten Verbrecher bedürfen viel weniger der ärztlichen Hilfe wie die psychisch Erkrankten. Die Minderwertigen fühlen sich in ihrer strafrechtlichen Unverantwortlichkeit so sicher, daß daraus ernstliche Komplikationen entstehen. Entweder muß die geminderte Zurechnungsfähigkeit eingeführt oder es muß ein grundsätzlicher Wandel in der Begutachtung seitens der Sachverständigen eintreten. Auch der Strafvollzug ist im modernen Sinne zu ändern. Die verbrecherischen Geisteskranken gehören in eigene Verwahrungshäuser, welche am zweckmäßigsten an die schon vorhandenen Korrektionsanstalten angegliedert werden. In ähnlichem Sinne äußerte sich in der Diskussion Snell (Lüneburg), der darauf hinwies, daß durch die Anwesenheit geisteskranker Verbrecher in den Irrenanstalten entweder der humane Ton herabgestimmt wird oder sonst überflüssige Sicherheitsvorkehrungen sich notwendigen. Cramer (Göttingen) machte darauf aufmerksam, daß man den Staat resp. die Gerichte durch den Wortlaut des Gesetzes zwingen könne, Verbrecher von den Irrenanstalten ferne zu halten, denn genannte Anstalten hätten nur die Berechtigung, Geisteskranke, Epileptiker und Idioten aufzunehmen. Wenn sich die Juristen an den Wortlaut des Gesetzes hielten, könnten die „Minderwertigen" zurückgewiesen werden. Stoltenhoff erwähnte, daß in Westpreußen sich eine Anstalt für geisteskranke Verbrecher befindet.

Gaupp (München): „Die Besonderheiten des psychiatrischen Großstadtmaterials". Zwischen dem Krankenmaterial ländlicher und dem großstädtischer Bezirke besteht ein großer Unterschied: ersteres läßt sich durch lange Jahre hindurch verfolgen und studieren, letzteres ist zu fluktuierend, um eine konsequente Katamnese zu gestatten. In großstädtischen Anstalten kommen viel mehr jugendliche Kranke als in die Landesirrenanstalten; die wiederholten Aufnahmen sind in den Städten häufiger. Auffallend ist in München die große Anzahl weiblicher Paralysen, was sich vielleicht dadurch erklärt, daß bei gewissen weiblichen Berufen (Kellnerinnen) Alkoholismus und Lues als schädigend sich vereinigen. Die Zahl der Alkoholisten, welche 1905 neu aufgenommen wurden, ist in München größer wie in Frankfurt (253 männlich, 30 weiblich), aber das Delirium tremens ist in München seltener als in anderen Städten (es beträgt zum Beispiel in Breslau 38 Prozent aller männlichen Aufnahmen). Daraus kann geschlossen werden, daß die Schädigung durch Bier einen anderen Charakter trägt als die durch Branntwein. Daß die Aufnahmeziffer der Alkoholisten überhaupt in die Höhe geht, gestattet nicht den Schluß, daß der Alkoholismus zunimmt, sondern ist dadurch zu erklären, daß die Polizeiorgane sich mehr und mehr daran gewöhnen, die lärmenden Trinker in die Klinik zu schaffen. Auch haben die großstädtischen Anstalten mehr Epileptiker unter den Neuaufnahmen, woran gleichfalls der Alkohol die Schuld trägt. Auch die Depressionszustände der Frauen finden sich in den Städten häufiger wie auf dem Lande, dagegen ist bei der Dementia praecox kein Unterschied zu konstatieren. Begreiflich erscheint in den Städten das Plus infektiöser Delirien, die zumeist aus den chirurgischen und internen Kliniken eingeliefert werden. Auch die neurologischen Fälle sind in der Großstadt häufiger wie auf dem Lande, so hat München in einem Jahre mehr Fälle von Hysterie als Lauenburg in zehn Jahren. Interessant ist aber die Beobachtung, daß die Mehrzahl dieser Hysterien vom flachen Lande stammt. Es scheint, daß die Großstadt namentlich für diejenigen gefährlich ist, die nicht in ihr aufgewachsen sind. Lehrreich ist das psychiatrische Material der Großstädte für die Erkennung der wahren Ursachen des Selbstmordes, der meist pathologische Grundlage hat, und in forensischer Hinsicht zeichnet sich dasselbe durch die Menge der Alkoholdelikte aus.

An diesen Vortrag schloß sich eine Besichtigung der neuen psychiatrischen Klinik, deren vorzügliche Einrichtungen ungeteilten Beifall fanden.

*

9. Versammlung deutscher Historiker.

I.

B-dr. **Stuttgart**, 22. April.

Die regelmäßigen Beratungen und Zusammenkünfte der deutschen Historiker müssen im Vergleich zu der Kongreßtätigkeit der Vertreter anderer Disziplinen als ziemlich späte Institution angesprochen werden. Die erste, von Felix Stieve geförderte Versammlung fand bekanntlich 1893 in München statt, die zweite zu Leipzig (1894), die dritte zu Frankfurt (1895) fiel mit der Gründung des „Verbandes Deutscher Historiker" zusammen, der die materielle Basis für das Zustandekommen dieser Versammlungen bilden sollte. Die folgenden Zusammenkünfte hielten einen Abstand von je anderthalb Jahren inne, die Versammlungsorte waren Innsbruck (1896), Nürnberg (1898), Halle (1900), Heidelberg (1903) und Salzburg (1904). Schwierigkeiten der Ortswahl schoben zwischen Heidelberg und Halle eine längere Pause. Der diesjährige 9. „Historikertag", der in der Osterwoche vom 17.—21. April seine Verhandlungen in Stuttgart abhielt —, zugleich mit ihm fand die 7. Konferenz landesgeschichtlicher Publikationsinstitute statt —, erfreute sich einer zahlreichen Beteiligung aus allen Gauen des Deutschen Reichs, auch ausländische Vertreter (Oesterreich, Schweiz, Belgien, Holland,

Dänemark und Schweden) hatten sich eingefunden. Die zweite Präsenzliste wies zusammen mit der ersten 184 Namen auf. Aus der Zahl der Besucher seien vor allem hervorgehoben die Namen: Univ.-Prof. Dr. Dietrich Schäfer (Berlin), Dr. Heinr. Heerwagen (Nürnberg, Germ. Museum); Univ.-Prof. Dr. Georg Kaufmann (Breslau), Univ.-Prof. Dr. Redlich (Wien), Geh. Hofrat Prof. Dr. v. Below (Freiburg i. B.), Archivdirektor Prof. Dr. Hansen (Köln), die Universitäts-Professoren Dr. Chroust (Würzburg, Dr. Alois Schulte (Bonn); Hofrat Dr. Finke (Freiburg), Dr. Dopsch (Wien), Dr. G. F. Knapp (Straßburg), Dr. Meyer v. Knonau (Zürich), Dr. Breßlau (Straßburg); Redakteur Dr. Helmolt (Leipzig), die Universitäts-Professoren Henri Pirenne (Gent), Dr. Kolde (Erlangen), Dr. Meinecke (Freiburg), Dr. Brandenburg (Leipzig), Geheimrat Dr. Lindner (Halle).

Das auf drei Tage verteilte Programm bot eine Fülle des Interessanten und Anregenden für Wissenschaftler und Laien, stellte aber auch im einzelnen wie in seiner Gesamtheit hohe Anforderungen an die Auffassungskraft und die physische Ausdauer der Zuhörer. Die Vormittagssitzungen erstreckten sich, von einer kurzen Frühstückspause unterbrochen, häufig von 9 Uhr früh bis gegen 2 Uhr nachmittags, denn an die einzelnen Referate schlossen sich meist äußerst angeregte und lebhafte Diskussionen, entsprechend dem vom derzeitigen Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Historiker, Professor Dr. G. v. Below (Freiburg), in seiner Begrüßungsansprache hervorgehobenen Zweck dieser Zusammenkünfte, eine gemeinsame Aussprache der auf allerlei Spezialgebieten tätigen einzelnen Mitglieder herbeizuführen und so die mannigfachen Nebenströmungen wissenschaftlicher Forschung stets wieder zum großen Bette zurückzuleiten.

Einen für jeden, der sich für die Ergebnisse der Limesforschungen interessiert, sehr interessanten Vortrag bot als erster Redner Professor Dr. Fabricius (Freiburg i. B.) über „Das römische Heer in Deutschland". Das Problem, das sich Fabricius für diesen Vortrag gestellt hatte, beschäftigte sich mit dem Kausalkonnex der auffallenden Tatsache des völligen Verschwindens des obergermanischen und rhätischen Heeres in der diokletianischen Zeit. Diesen Konnex glaubt Fabricius in der eigentümlichen Organisation der römischen Grenzverteidigung gefunden zu haben, wie sie nach dem Bataveraufstand platzgriff, ein System, das sich aus der Untersuchung der römischen Wehrbauten am Limes rekonstruieren läßt. Wohl eine Folgeerscheinung des Bataveraufstandes war die Besetzung des sogenannten Dekumatlandes, des Gebietes zwischen Rhein und Donau. Diese weitere Ausdehnung des Truppengürtels machte bei dem geringen Bestand an stehenden Truppen, den das römische Reich aufzuweisen hatte, und bei der hieraus resultierenden Notwendigkeit, diese einheimischen, römischen, Truppen des öfteren nach anderen Kriegsschauplätzen abzurufen, eine immer stärkere Verwendung von Hilfsvölkern (auxilia) aus den Völkerschaften der Provinzen nötig. Die aus solchem Zusammenhang heraus bedingten häufigen Truppenverschiebungen führten zur Herstellung einer näheren Verbindungsstraße zwischen Rhein und Donau, einer Reichsmilitärstraße, eben des Limes. Man hatte sich die Erfahrungen des Bataveraufstandes, bei dem sich die Auxiliartruppen gegen Rom selbst gewandt, also mit den Aufständischen gemeinsame Sache gemacht hatten, zunutze genommen und die Auxiliartruppen über Rhein und Donau hinübergeschoben, während die Legionen in Mainz, Straßburg und Windisch blieben. Die fortschreitende Kolonisierung des Dekumatenlandes und seine Durchsetzung mit bürgerlichen Ansiedelungen führte zu weiterer Verschiebung der Besatzungstruppen des Grenzlandes. Es folgte der Soldat dem Kolonisten und hinter diesem breiten Schutzgürtel bauten sich weitere bürgerliche Gemeinden aus. Wirtschaftliche Beweggründe beginnen da und dort die militärische Maxime zu überwuchern. Ums Jahr 121 wurden die Truppen der im Binnenlande gelegenen Kastelle der Untermainebene und der Wetterau bis an die Reichsgrenze vorgeschoben. Zur Verstärkung dieses jetzt ungenügenden Schutzes griff man zur polizeilichen Absperrung der Grenze durch Errichtung fortlaufender Palisaden dort, wo nicht Flüsse, sondern Limites die Grenze bildeten. Unter dem Einfluß administrativer Schablone wurden unter Hadrian und seinem Nachfolger die Limesstrecken in Obergermanien und Rhätien ohne Rücksicht auf das Terrain oft stundenlang über Berg und Tal gezogen. Die Kastelle liegen in gleichen Abständen jeweils unmittelbar an der Grenze.

Der Grund dieser militärischen Maßnahmen ist darin zu sehen, daß an Stelle der Dominialgebiete im Laufe der Zeit autonome Gaugemeinden getreten sind. Den Anfang zur Errichtung von Civitates hatte schon Trajan gemacht. Militär- und Zivilgewalt aber schlossen einander aus. Dazu kommt, daß die Auxilia sich nicht mehr aus der Heimat ergänzen, ihre Bezeichnungen sind nur noch Namen. Die meisten Leute waren in der Nähe des sehr selten wechselnden Standortes oder im Lager selbst geboren. Da die Truppen so immer mehr an kriegerischem Wert verloren, mußte zu künstlichen Mitteln (Pfahlgraben, rhätische Mauer) gegriffen werden. Seit Hadrian erscheint in den Numeri eine Soldatenklasse dritter Güte aus der im Grenzgebiet selbst ansässigen Bevölkerung. Dazu kommen in den Dediticii, Unterworfenen und Ausländern immer barbarischere Elemente. Daneben vor allem das Element der ansässigen Bevölkerung, die mit dem Reichsgebiet zugleich eigene Aecker, eigene, wenn auch zuweilen aufgezwungene Heimat verteidigen. So verwuchsen auch die alten Truppen mit Weib und Kind mit dem Boden, auf dem sie untergebracht waren. Die Mannschaften wohnten außerhalb der Kastelle bei Weib und Kind und machten in dem Kastell nur ihren Dienst. Sie lebten außer vom Sold vom Ackerbau, stellenweise von Industrie (Ziegeleien), sanken also zu militärisch organisierten Bauern herab. Die auf sie gesetzten Hoffnungen, sie würden das ihnen anvertraute Land unter solchen Bedingungen um so stärker verteidigen, erfüllten sich nicht. Sie machten mit den eindringenden Grenzvölkern gemeinsame Sache und gliederten sich ihnen an. Der Mangel an pekuniären Mitteln und an Menschenmaterial machte es dem Reiche unmöglich, dieser allmählichen Abbröckelung wirksam entgegenzutreten. — An der Diskussion beteiligten sich die Herren Jung (Prag), Kornemann, Gundermann (Tübingen), Kaufmann (Breslau) und Hartmann (Wien).

Die Vorträge der beiden folgenden Redner des ersten Tages beschäftigten sich mit zwei interessanten Streitfragen. Bei dem Referat des Tübinger Rechtshistorikers Prof. Dr. Rietschel handelte es sich um das Problem der ältesten historischen Gliederung der deutschen Stämme, ob Hundertschaft oder Tausendschaft. Rietschel wandte sich nach einem Hinweis auf G. Waitz, der schon 1844 die Hundertschaft als die älteste politische Einteilung der Germanen nachgewiesen hatte, gegen die von Sickel vertretene Tausendschafttheorie und trat mit aller Entschiedenheit für die Theorie der sogenannten Hundertschaften ein, für deren von den Römern nicht beeinflußte Entstehung, also rein germanischen Ursprung, er Beweise aus der skandinavischen Vergangenheit erbrachte. Als Gerichts-, Wirtschafts- und später als kirchlicher Bezirk läßt sich die Hundertschaft bei den Skandinaviern (das schwedische Lundart am Mälarsee und das Hérad im südlichen Norwegen und in Dänemark), sowie bei den Alemannen nachweisen. Für Rietschel ist die Hundertschaft als ein Verband von 100 (bezw. 120) Familienvorständen oder Hufenbesitzern anzusprechen, die dann zusammen wiederum Gaueinheiten ausmachen, deren Namen sich von den Stammvätern dieser Familienverbände herschreiben. Bei diesen wiederum handelt es sich nicht um politische, sondern um rein geographische Bezirke. — In der anschließenden Diskussion stimmten die Herren Schulz (Leipzig), Knutgen (Jena), Kaufmann (Breslau), Kornemann und Hack (Tübingen), H. Breßlau (Straßburg) dem Redner im Prinzip bei, während Professor Oppermann (Utrecht) für die Auffassung der Hundertschaft (Centena) als eine römischen Einrichtungen entstammende Institution plädierte.

Nicht weniger interessant waren die Ausführungen von Professor Dr. Knapp (Straßburg) über die „rechtshistorischen Grundlagen des Geldwesens", zudem verstand es der Redner, sein Thema durch launige, mit frischem Witz durchsetzte Darstellung zu würzen. In einem knappen Vortrag die Ergebnisse eines Werkes, an dem der Autor fünf Jahre gearbeitet, zu übermitteln, ist immer eine heikle Aufgabe, auch war es wegen der Strittigkeit der Materie doppelt zu bedauern, daß diesem als öffentlichem Abendvortrag gegebenen Referat keine Diskussion folgen konnte. In lebhafter Polemik wandte sich Knapp gegen die Theorien der „Metallisten", deren Definition des Geldes (zum Beispiel eine Mark ist der 1395. Teil eines Pfundes Gold) dessen eigentliches Wesen verkenne, da es einzig auf die proklamatorische Wertung des Goldstückes von seiten des Staates, auf den Nominalwert ankomme. Die auf die beiden Schlagworte „Metall" und „Kredit" gestellte Theorie der Metallisten führe eine unordentliche Geldwirtschaft, wie die Oesterreichs von 1859—1892, ad absurdum, in welcher Zeit, wo dieser Staat seine Zahlungen in nicht einlösbaren Bank- und Staatsnoten geleistet habe.

Wilhelm Wackernagel.

L. F. In aller Knappheit sei am heutigen Datum einer ganz hervorragenden Persönlichkeit gedacht, die ihre originalen Anlagen in verschiedenster Hinsicht für deutsches Geistesleben und unsere vaterländische Poesie vorzüglich nutzbar gemacht hat: des vor 100 Jahren am 23. April 1806 zu Berlin geborenen ausgezeichneten Germanisten Wilhelm Wackernagel, der 1869 nach viereinhalb Jahrzehnte langer erfolgreicher Wirksamkeit als Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität zu Basel verstorben ist. Seine Entwicklung, in ihren Grundlagen

durch seines Sohnes Rudolf fesselnde Veröffentlichung „Jugendjahre von Wilhelm Wackernagel“ (1884) verfolgbar, fiel in die Kindheit der Deutschphilologie und vollzog sich gerade darum in fast ganz selbständigen Bahnen. Die durchweg eigentümlichen wissenschaftlichen Leistungen, die sie gezeigt hat, sind trotz ihres teilweise schon recht frühen Erscheinens und ihrer nunmehr meist über ein halbes Jahrhundert alten Niederschrift keineswegs veraltet, ja sie gehören in ihren Hauptstücken unverbrüchlich zum Rüstzeug unserer Germanisten, sie sind wichtige Waffen im Arsenal für unserer Muttersprache und ihrer Vergangenheit im Literatur- und Kulturleben-Erkenntnis. Da W. Wackernagel, wenn auch leider nicht in Wissen und Gewissen der heutigen Bildung, so doch wenigstens in allen Nachschlagewerken angeführt und unter Aufzählung seiner Schriften behandelt ist, so stehen hier bloß die Titel seiner bedeutsamsten Werke: „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock“ (schon 1831), „Altfranzösische Lieder und Leiche“ (1846), „Die deutsche Glasmalerei“ (1855), „Ἔπεα πτερόεντα, Beiträge zur vergleichenden Mythologie“ (1860), „Die Umdeutschung fremder Wörter“, (1862), „Die Lebensalter“ (1862), „Johann Fischart von Straßburg und Basels Anteil an ihm“ (1870), „Poetik, Rhetorik und Stilistik“ (1873), „Altdeutsche Predigten und Gebete aus Handschriften“ (1876); außer letzteren Nachlaßarbeiten auch die bunt reichhaltigen „Kleinen Schriften“ (3 Bände, 1874 bis 1875). Vor allem aber die Glanztat seiner regen Arbeitskraft und seiner bewundernswerten Einsicht in deutsches Schrifttum: „Deutsches Lesebuch“, seit 1835 wiederholt in fünf Teilen gedruckt, von denen die, leider unvollendete (durch Ernst Martin überarbeitete und fortgesetzte) „Geschichte der deutschen Literatur“ den dreibändigen vierten, das „Altdeutsche Handwörterbuch“ den fünften ausmachen. Ausgaben des Gebets und der Glossen vom oberbayerischen Kloster Wessobrunn, dieser hochwichtigen alten Sprachdenkmaler, sodann des Schwabenspiegels, Walthers von der Vogelweide kommen dazu, sowie die gehaltvollen Reisefrüchte „Pompeji“ und „Sevilla“. — Wilhelm Wackernagels Andenken verdient aber auch als das eines ganz vortrefflichen Poeten festgehalten zu werden, welcher zwar in seinen altdeutschen Studien, vornehmlich auf dem Felde des Minnesangs mannigfach fußt, jedoch im innigen Ton seiner oft romantisch angehauchten Lyrik nicht weniger als in den köstlich heiteren Nummern (z. B. „Junker Durst“ mit dem scherzhaften Schluß: „will ich ... Wacker nagelproben“) und den an die Xenien der Klassiker anklingenden Epigrammen eigene Wege wandelt („Gedichte eines fahrenden Schülers“, „Neuere Gedichte“, „Zeitgedichte“, das köstliche „Weinbüchlein“; Gedichte in Auswahl 1873).

☓

Kleinere Mitteilungen.

□ Die Vogelstimmen bei Richard Wagner. Dr. Bernhard Hoffmann hat den Bayreuther Blättern eine reizvolle naturwissenschaftlich-musikalische Studie eingesandt, worin er sich mit den Motiven der Waldvögel im zweiten Akt des Siegfried beschäftigt. Sein Zweck ist die Feststellung, welchen Vogelstimmen Richard Wagner dabei nachgearbeitet haben mag. Zunächst sucht Hoffmann durch Stellen aus Wagnerschen Briefen die Wahrscheinlichkeit zu erweisen, daß Wagner überhaupt natürliche Vorbilder für diese musikalischen Erfindungen benutzt hat. In dem ersten Motiv der Waldvögel soll die Goldammer wiedergegeben sein, die im Volk auch Hämmerling genannt wird, weil sie einen Ton wie schnelle Hammerschläge im Staccato wiederholt. Hoffmann meint, daß jeder einfache Landmann das Lied der Goldammer aus dem Wagnerschen Motiv sofort erkennen würde. Der zweite Waldvogel ist ein Pirol (Goldamsel). Hoffmann bringt diesen Umstand in Zusammenhang mit dem längeren Aufenthalt Wagners in Dresden, in dessen Umgebung der Pirol in Wäldern und Parks elbaufwärts besonders häufig ist. Der dritte Waldvogel, der ebenso wie der zweite durch ein Flötenmotiv dargestellt wird, zeigt eine ziemlich unzweifelhafte Uebereinstimmung mit der Baumlerche oder Baumpieper. Größere Schwierigkeit macht die Erklärung des vierten Motivs, das wohl als Nachahmung der besonders charakteristischen Eigenheiten des Nachtigallenschlags zu verstehen ist. Als sechstes ziemlich umfangreiches variiertes Motiv findet sich dann noch die Schwarzamsel. Daß Nachtigallen und Amseln von Wagner besonders bevorzugt worden sind, erklärt Hofmann daraus, daß diese Stimmen im Siegfried besonders viel zu sagen haben und daher Vögeln mit reicher Gesangskunst entlehnt werden mußten. Alle genannten Vögel sind übrigens in der Nähe von Dresden als häufigste Vertreter der Waldsänger zu bezeichnen, jedoch ist zu berücksichtigen, daß die beiden ersten Akte von Siegfried erst sieben bis acht Jahre nach Beendigung des Dresdener Aufenthaltes komponiert worden sind.

R. Die Neubearbeitung des Verzeichnisses der Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg, das ursprünglich von Prof. Bergau bearbeitet wurde, bildete den Gegenstand der letzten Sitzung der Provinzialkommission für Denkmalspflege in Berlin. Die Veröffentlichung, die mit zum Teil farbigen Abbildungen ausgestattet wird, wird voraussichtlich über 200,000 Mark erfordern, wovon zunächst 40,000 unter Zustimmung der Stände zu beschaffen sind. Die Gesamtleitung des Werkes liegt in den Händen des Provinzial-Konservators Bauinspektors Büttner; den Regierungsbezirk Potsdam bearbeitet Architekt Eichholz, der schon den Text für Ostprignitz geliefert hat, den Regierungsbezirk Frankfurt a. O. Archivar Dr. Wilhelm Jung. Das Werk soll in einzelnen Bänden, die je einen Kreis umfassen, erscheinen.

* Die Deutsche Bibliographische Gesellschaft hält am Donnerstag, 26. April (nicht am 25., wie den Mitgliedern zuerst gemeldet wurde), eine Jahresversammlung ab. Auf der Tagesordnung stehen ein Vortrag des Herrn Prof. Dr. August Sauer aus Prag über „Die Zeitschriften Oesterreichs im 19. Jahrhundert“, Jahres- und Kassenbericht für 1905 und die Besprechung der nächsten Publikationen. Versammlungsort ist das Restaurant Großer Kurfürst, Berlin W., Potsdamerbrücke. Ueber die bald nach der Versammlung erfolgende Ausgabe der neuen Veröffentlichung (Bibliographisches Repertorium 3. Band: Zeitschriften des Jungen Deutschlands, I. Teil) wird mit dem Bericht über die obige Sitzung eine besondere Mitteilung versandt.

* Die deutschen Bibliothekare werden während der Pfingstwoche in Berlin tagen. Dazu wird ein „Berliner Bibliothekenführer“ erscheinen, dessen Verfasser der Abteilungsdirektor der dortigen königlichen Bibliothek Dr. Schwenke ist. Das Werk wird eine Zusammenstellung aller Berliner Büchersammlungen bringen und über ihren Inhalt, ihre Benutzung u. s. w. Auskunft geben. Der Führer soll nicht nur für die Gäste während ihres Aufenthaltes in Berlin ein Wegweiser durch die dortigen Büchereien, sondern von bleibendem Werte sein.

6. Das neue norwegische Reichswappen in Form eines Siegels König Haakons VII. wurde im Berliner Verein Herold vorgelegt. Der rote Dreieckschild enthält den gekrönten norwegischen Löwen, frühgotisch stilisiert, in den Vorderpranken ein kurzes Beil haltend. Den Schild von etwa 1350 deckt eine moderne königliche Bügelkrone, die mit einer Purpurmütze halb gefüllt ist. Hinter dem Reichsapfel auf der Kreuzung der Kronenbügel zeigt sich der norwegische Löwe im Wachsen. Interessant ist, daß die norwegische Königskrone in dieser Beziehung der englischen nachgebildet sein soll, die nur an der nämlichen Stelle einen der englischen Leoparden zeigt.

hc. Personalien. Der bisherige Hilfsbibliothekar an der Königlichen Bibliothek in Berlin, Dr. phil. Hermann Springer, ist zum Bibliothekar daselbst ernannt worden. — Zum etatsmäßigen Direktorialassistenten bei den Königlichen Museen in Berlin ist an Stelle von Dr. C. Watzinger, der als Professor der klassischen Archäologie nach Rostock berufen wurde, Dr. phil. August Köster ernannt worden. — Zum Direktor des Bezirksarchivs des Unterelsaß zu Straßburg i. E. ist der bisherige wissenschaftliche Hilfsarbeiter daselbst Dr. Hans Kaiser ernannt worden.

☓

Hochschulnachrichten.

hc. **Jena.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor der Botanik an der hiesigen Universität kann mit Beginn des Sommersemesters Dr. Ernst Stahl zurückblicken.

hc. **Leipzig.** Lic. theol. Dr. phil. Wilhelm Hunzinger, bisher Pastor Collaborator für Innere Mission in Rostock, führt sich am 23. d. M. mit einer Antrittsvorlesung über das Thema: „Das Frömmigkeitsideal der Imitatio Christi“ in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität als Privatdozent ein.

hc. **Aus Oesterreich-Ungarn.** Sechs Privatdozenten wurden an den österreichischen Hochschulen zugelassen und bestätigt: Dr. med. Friedrich Wechsberg für interne Medizin an der Wiener Universität, der Amanuensis an der Universitätsbibliothek in Prag Dr. phil. Joseph Eisenmeier für Philosophie und der Staatsrealschullehrer Dr. phil. Pr. Lessiak für ältere deutsche Sprache und Literatur, Phonetik und moderne Dialektkunde, beide an der Prager deutschen Universität, Dr. phil. Karl Thon für systematische Zoologie an der Prager böhmischen Universität, der Privatdozent für Geschichte der Naturwissenschaften an der deutschen Technischen Hochschule in Brünn Franz Strunz und der Privatdozent für allgemeine Mechanik an der deutschen Technischen Hochschule in Prag Dr. Franz Jung für dieselben Fächer an der Technischen Hochschule in Wien.

Jahrgang 1906. München, Mittwoch, 25. April. Nummer 95.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Beziehungen zwischen ulmischer und römischer Kunst.

I.

Als einen besonders eigenartigen und im Württemberger Land sonst nicht gar häufigen Schmuck des erneuerten Ulmer Rathauses wird man die auf Grund vorhandener Reste und früherer Aufnahmen ebenfalls erneuerten Außenbilder der Nord- und Ostwand betrachten dürfen. Mit ihren gerade in den bedeutenderen Stücken auf die Ueberlieferung des griechischen und römischen Altertums begründeten Gegenständen, ihrer vielfach allegorisierenden Darstellung, der beigefügten, breit moralisierenden Spruchweisheit atmen sie ganz den Geist des deutschen Humanismus mit seinem reflektierenden Wesen und seinen lehrhaften Tendenzen. Aber noch etwas muß an diesen Bildern auffallen. Als ich die beiden zur vergleichenden Anschauung verschiedener malerischer Technik, der Freskotechnik und der Mosaiktechnik, vor den übrigen fertiggestellten Bildern an der Ostecke der Nordwand zuerst genauer betrachtete — beide stellen bekannte Geschichten aus Livius dar, das eine die des Mucius Scaevola, das andere die des Schulmeisters von Falerii — war der erste Eindruck der, daß sie mich in frappanter Weise an die Technik des Holzschnittes jener Zeit erinnerten; „das sind ja gemalte Holzschnitte“, sagte ich zu meinem Mitbetrachter. Nicht bloß das dekorative Beiwerk, auch die scharfe Linienführung, die spitze Eckigkeit der Formen, das unvermittelte harte Aneinanderstoßen der verschiedenen Farbentöne wie von Licht und Schatten erzeugte, wie ich glaube, diesen Eindruck. Um so mehr war ich überrascht, wenige Wochen nachher in einer Sitzung des Ulmer Altertumsvereins dem urkundlichen Nachweise zu begegnen, daß wirklich die meisten dieser Bilder, wenn nicht alle, in sprechender Deutlichkeit übereinstimmen mit Holzschnittafeln des Nördlinger Malers Hans Schäufelin nnd anderer Meister aus der Zeit, da die Bilder gefertigt wurden. Diese Schäufelinschen Holzschnitte sind von dem die Ernenerung ausführenden Künstler, Herrn Professor Widmann, zuerst in der Münchener Bibliothek und fast gleichzeitig von Herrn Regierungsbaumeister Holch, dem bauführenden Architekten, mit Hilfe des Herrn Stadtbibliothekars Professor Müller in einer Abteilung der Ulmer Stadtbibliothek vorgefnnden worden. Ob der naheliegende Schluß begründet ist, daß die Ulmer Bilder, deren Urheber bisher nicht bekannt war, von Hans Schäufelin und seinen Schülern nach dessen eigenen Holzschnitten und denen anderer Holzschneider ausgeführt sind — diese Annahme, die ein ganz neues Licht auf die Wirksamkeit dieses Künstlers werfen würde, soll hier nicht geprüft werden.

Einer dieser Holzschnittbände enthält Werke des bekannten süddeutschen Touristen, Humanisten und Bildungsförderers Freiherrn Hans von Schwartzenberg in zwei zusammengebundenen, aber typographisch völlig voneinander geschiedenen Teilen. Den ersten Teil, der nur wegen der Gleichheit des Verfassers hierher gehört, bildet die „peinliche Gerichtsordnung Karls V.“, als deren hauptsächlicher Schöpfer bekanntlich Schwartzenberg gilt. Der zweite Teil führt den Titel „Der Teutschcicero“, bezeichnet sich als „ersehen nnd wider fleissig gedrugkt“, also als eine revidierte Anflage und ist „vollendet in der kayserlichen Statt Augspurg durch Heinrich Steyner“ — der im gleichen Jahr auch das erste Werk gedruckt hat — A. D. MDXXXV.“ Er enthält außer einer Uebersetzung verschiedener philosophischer Schriften Ciceros, die Schwartzenberg durch seinen Kaplan Johann Neuber hat anfertigen lassen, aber dann selbst in sein „fränkisch Hofteutsch“ (nicht Hochdeutsch!) gebracht hat, nnd einer in ähnlicher Weise entstandenen Lebensbeschreibung dieses Lieblings der deutschen Renaissance noch „aine gemayne Vorred“ und einige „aygne Büchle“ Schwartzenbergs. Das vorletzte dieser „Büchle“, „Memorial, das ist ein Angedänkung der Tugend“ betitelt, gibt neben einer Vorrede auf 106 Tafeln bildliche Darstellungen von allerlei Geschichten aus der Bibel und aus dem klassischen Altertum, denen in beigesetzten Versen die moralische Nutzanwendung gegeben wird. Eine dieser Tafeln stellt die aus Livius V, 27 bekannte Geschichte des Schulmeisters von Falerii dar in einer dem Freskobilde des Ulmer Rathauses ziemlich genau entsprechenden Weise, nur mit der Vertauschung der Seiten, indem was hier auf der rechten Seite steht, dort links ist nnd umgekehrt. Die Holzschnitte zeigen nicht alle, aber sehr viele und so auch dieser, das bekannte Künstlerzeichen von Hans Schäufelin.

Es könnte sich nun zunächst die Frage erheben, welche Darstellnng die ältere ist, der Holzschnitt oder das Fresko. Unseren heutigen Anschauungen entspricht ja die Vorstellung, daß ein Holzschneider ein bekanntes und beliebtes Original der großen Kunst vervielfältigt, besser als die anderen, daß ein Monumentalkünstler sich als Vorlage ein bekanntes Werk der Kleinkunst erwählt. Die urkundlichen Feststellungen stimmen aber nicht damit überein, da die Vollendung der Ulmer Fresken für das Jahr 1540 sicher bezeugt ist dnrch die Anbringung dieser Jahreszahl an der Bilderwand der Ostseite selbst, während das Holzschnittwerk — nnd zwar in wiederholter Anflage — schon im Mai 1535 gedruckt wnrde, die Vorrede Schwartzenbergs zu der im gleichen Bande enthaltenen Lebensbeschreibung Ciceros sogar das Datum 1517 trägt nnd Schwartzenberg selber schon im Jahre 1528, und zwar in Nürnberg, der Heimat Schäufelins wie seines Lehrers Dürer, gestorben ist, was für diesen Zusammenhang auch von Bedeutung

ist. Hiernach ist der Holzschnitt die frühere, das Fresko die abgeleitete Darstellung. Das eigentümliche Verhältnis der beiden zueinander, wonach der Holzschnitt eigentlich das Negativbild zum Fresko bildet, erklärt sich wohl am besten durch die Annahme, daß Schäufelin zuerst in jungen Jahren die Skizze zu seinem Holzschnitt anfertigte, nach welcher der fertige Holzschnitt natürlich die Anordnung des Negativs erhielt, im späteren Alter aber das Ulmer Fresko nicht nach dem Holzschnitt, sondern nach der Skizze dazu ausgeführt hat.

II.

Diese Gedanken lagen noch in halb wachem Schlummer in meinem Geiste, als sie bald nach jener Entdeckung in der Osterwoche 1905 in Rom bei einem Gange durch die Prunksäle des Konservatorenpalastes auf dem Kapitol von neuem auf das lebhafteste angeregt wurden. Neben allerlei Schätzen der Kleinkunst und des Kunstgewerbes bergen diese Säle bekanntlich auch eine Anzahl von Werken der höheren Kunst, der Malerei und der Bildnerei. Beim Durchgang durch einen mäßig großen, nicht gut beleuchteten Saal, die sala del trono, fiel mir ein Gobelin ins Auge, als dessen in roter Umrahmung aufgewebten Gegenstand ich schon bei flüchtigem Hinsehen den Schulmeister von Falerii erkannte. Da ich mich dieses Vorwurfs von italienischen oder anderen Sammlungen her zwar nicht erinnern konnte, wohl aber von meinem heimischen Rathause her ihn noch wohl im Gedächtnisse hatte, so betrachtete ich das Bild näher und erkundigte mich bei dem anwesenden Kustoden. Dieser gab mit großer Sicherheit als Entstehungszeit freilich sehr allgemein das Cinquecento an, als Herstellungsort die ehemalige päpstliche, jetzt noch bestehende Teppichweberei im Ospizio di San Michele in Trastevere. Sonst wußte er nichts zu sagen. Einen Katalog dieser Schätze, die ja keiner eigentlichen Sammlung angehören, konnte ich nicht bekommen und gibt es wohl nicht. Nach dem großen Reisebuch von Gsell-Fels, der den Gobelin erwähnt, wäre das Original zu ihm ein Gemälde von Poussin. Damit stimmt auch die Angabe über die römische Teppichweberei besser überein, die — wenigstens in ihrem jetzigen Gebäude — erst seit 1686 bestehen soll; so wäre es mit dem Cinquecento nichts. Um so mehr aber drängt sich die Frage einer Beziehung dieses Teppichgemäldes zu dem Ulmer Fresko auf.

Der allgemeine Eindruck der flüchtigen Betrachtung des ersteren ist nun freilich ein von dem letzteren zunächst verschiedener. Abgesehen davon, daß die besondere Art der Technik des Webens gegenüber der der Freskomalerei natürlich an sich schon eine verschiedene Wirkung hervorbringen muß, treten uns gegenüber der etwas steifen und trockenen Behandlung des Gegenstandes auf dem Ulmer Bilde in dem Gobelin runde Formen, weiche Linien, zart abgetönte Farbenübergänge, Vermeidung alles doktrinären oder sonst unkünstlerischen Beiwerkes entgegen; das Ganze erscheint aus dem lehrhaften Geiste der deutschen Renaissance in eine mehr rein künstlerische Sphäre erhoben. Aber ganz anders war das Ergebnis der Einzelbetrachtung. Um dieses verständlich zu machen, kann ein kurzes Eingehen auf den Inhalt der Szene nicht vermieden werden: Die Römer lagerten in hartem Kampfe vor Falerii, einer Stadt im südlichen Etrurien, nahe am Fuße des berühmten Sorakteberges. Lange konnten sie die Stadt nicht gewinnen. Da bot ihnen der Erzieher der vornehmen Jugend der Stadt seine Mithilfe an. Auf einem der üblichen Schulausmärsche, an die die modernste Pädagogik wieder anknüpft, führte er seine Kinder statt in die Stadt zurück in das feindliche Lager hinüber und bot sie dem römischen Führer Camillus als Geiseln an, durch die er leicht die Uebergabe der Stadt bewirken könne. Dieser lehnte das schnöde Anerbieten ab, hielt dem ungetreuen Schulmeister eine eindringliche Strafpredigt, ließ ihm die Hände auf den Rücken binden und ihn durch die Kinder mit Ruten in die Stadt hinein peitschen. Die Falisker, von diesem Edelmut gerührt, übergaben nun die Stadt freiwillig. Römischer Edelsinn hat sich moralisch wie praktisch gleich glänzend bewährt — quod erat demonstrandum. „Kriegsehrbarkeit“ formuliert ein späterer Restaurator dieser Moralitätsmalereien die Lehre der Geschichte, eine Bezeichnung, die weder der alte Holzschnitt, noch der römische Gobelin kennt.

Die genauere Prüfung zeigt nun zwar mancherlei Verschiedenheiten im einzelnen: dem Gobelin fehlt der schreckliche Apparat der Belagerungsartillerie, den das Ulmer Fresko zeigt — nicht aber der Holzschnitt; dagegen hat jener ein Schlachtroß, vor dem Camillus steht — das ist der augenfälligste Unterschied — und einen Hund neben ihm vor den deutschen Bildern voraus; diesen fehlt das Roß ganz; an Stelle des Hundes hat das Fresko einen Kanonenlauf, nicht aber der Holzschnitt; die Hände des Schulmeisters sind auf dem Gobelin — getreu nach Livius — auf den Rücken gebunden, auf den deutschen Bildern nach vorn; der römische Führer Camillus hält den Feldherrnstab wirkungsvoll in der erhobenen Rechten, auf dem Fresko in matt herabhängender Hand; die Ruten der Ulmer Kinder bestehen aus geraden Gerten, die römischen sind oben umgebogen, ganz so, wie man sie auf dem reizenden Fresko des Gozzoli in Sant Agostino in Gimignano sieht, das die Einführung des kindlichen Augustinus in die Schule darstellt. Man sieht, es sind — etwa vom Schlachtroß abgesehen — nur ganz untergeordnete Dinge, in denen die Verschiedenheit hervortritt, und die Verschiedenheiten selbst erscheinen meist als Verbesserungen.

Weit bedeutender ist die Aehnlichkeit, die um so bemerkenswerter ist, weil ein anderer, einer gleichfalls in der Ulmer Stadtbibliothek befindlichen Uebersetzung des Livius entnommener Holzschnitt aus derselben Zeit, der dieselbe Geschichte behandelt, eine gänzlich verschiedene Darstellung zeigt. Diese Aehnlichkeit tritt zunächst darin hervor, daß beide Gemälde im Unterschied vom Holzschnitt die gleiche Anordnung zeigen: was auf dem einen rechts, bezw. links ist, das ist es auch auf dem andern. Die Hauptsache ist aber die völlige Gleichheit der Gruppierung und der Komposition im ganzen: Im Mittelgrund steht ein Zelt, hinter dem noch andere folgen; rechts — vom Beschauer — steht vorne Camillus mit dem Feldherrnstab, zwischen ihm und dem Zelt ein Diener bezw. ein Soldat. Den Hintergrund bilden nach rechts die Zelte, in der Mitte eine mit einer Burg gekrönte Anhöhe, nach links die Stadt. Im Vordergrunde links läuft galoppierend der Schulmeister; als Ziel seines Laufens tritt auf beiden Bildern die Stadt gleichwenig deutlich hervor, es sieht eher aus, als ob er von ihr wegliefe, was offenbar gleichermaßen durch die Enge der Raumverhältnisse bedingt ist. Er ist umgeben von Knaben mit sehr ausgesprochenem Gesichtsausdruck, auf beiden Bildern in gleicher Anzahl, nämlich von fünfen, während es im Holzschnitt nur viere sind; sie zeigen eine lebhaft bewegte Haltung; einer vertritt ihm den Weg von vorne, vier sind neben und hinter ihm, ihn mit ihren Ruten verfolgend, gerade hierin stimmen beide Bilder überein.

Niemand wird annehmen wollen, daß diese genaue Gleichheit in Komposition und Gruppierung ein Werk des Zufalls sein könnte, zumal da nach dem Obigen andere Versuche, denselben Gegenstand darzustellen, tatsächlich zu einem wesentlich verschiedenen Ergebnisse geführt haben. Also haben wir starke Beeinflussung des einen Künstlers durch den anderen oder beider durch eine gemeinsame Urvorlage anzunehmen. Solange eine solche unbekannt ist, müssen wir von ihr absehen und unter Festhaltung der zweifellosen, auch wohl erklärbaren Abhängigkeit des Ulmer Bildes von dem Schäufelinschen Holzschnitt entweder annehmen, Schäufelin habe den römischen Gobelin bezw. sein etwaiges Vorbild gekannt und frei kopiert. Dem widerspricht aber nicht bloß der Umstand, daß ein Aufenthalt Schäufelins in Italien oder gar Rom sich nicht nachweisen läßt und in seinem bekannten Lebensgang eigentlich ein Platz für einen solchen kaum auszusparen ist, sondern noch mehr die chronologische Fixierung des römischen Gobelins durch Gsell-Fels. Worauf diese beruht, weiß ich nicht — sie widerspricht ja der allerdings nicht

hoch zu taxierenden Angabe des römischen Kustoden — aber zweifellos ist das römische Bild seinem ganzen Stilcharakter nach jünger als das Ulmer Fresko. So bleibt nur die Annahme übrig, der Künstler, der dem römischen Gobelin seine Vorlage gab, habe das deutsche Bild und zwar wahrscheinlicher das Fresko als den Holzschnitt irgendwie gekannt und nach seinem Geschmacke verändert, ja, wir können wohl sagen, für seine Zwecke wenigstens verbessert. Denn die meisten Abweichungen erscheinen als Verschönerungen. Nun fehlt aber für eine solche, schon an sich auffällige Annahme, daß ein italienischer oder französischer Meister des 16. oder 17. Jahrhunderts ein deutsches Kunstwerk, insbesondere den Schmuck des Rathauses einer deutschen Reichsstadt, sich zum Vorbilde genommen habe, bis jetzt jeder urkundliche oder sonst historische Nachweis, und ich bin nicht imstande, ihn zu geben. In weiteren Kreisen dazu anzuregen, ist der nächste Zweck dieser Zeilen. So schließen diese nicht mit einer Entdeckung, einer Lösung, sondern mit einer Aufgabe, einem „problema". Aber nicht bloß die Lösung, sondern schon die klare Formulierung eines Problems bezeichnet, meine ich, einen wenn auch vielleicht kleinen Beitrag zum wissenschaftlichen Fortschritt.

Ulm. Karl Hirzel.

Shakespeare in Amerika.

Von Dr. George B. Churchill.

(Schluß.)

Mit der Geschichte des puritanischen Angriffs gegen das englische Theater und mit den Gründen, die ihm zur Basis dienten, habe ich Sie bereits bekannt gemacht. Aber die religiösen Anschauungen, denen jene entsprangen, gehören durchaus nicht nur der Vergangenheit an, noch heute sind sie lebenskräftig und einflußreich. Hunderttausende blicken auf das Theater herab als eine der Religion widersprechende Anstalt. Die religiöse Sekte, die bei uns die meisten Anhänger zählt, belegt noch heute das Theater mit dem feierlichen Bann ihrer Kirche. Unter denen, die diesem Einfluß unterliegen, sind viele hochgebildete Männer, denen Shakespeare fast ein heiterer Name ist und in deren geistigem Leben seine Werke eine große und bedeutende Rolle spielen — und doch würden sie nie die Schwelle eines Theaters überschreiten, um die Aufführung eines jener Stücke anzusehen. Daher können diese auch nie irgendwelchen Einfluß auf das Theater ausüben.

Dazu kommt, daß das Drama in Amerika nicht Kunst ist; es ist Geschäft. Das im Theater angelegte Kapital beziffert sich, nach angeführter Schätzung, auf über eine Milliarde zweihundert Millionen Mark, und über zwei Milliarden Mark werden jährlich von den amerikanischen Theaterbesuchern ausgegeben.

In den ganzen Theaterunternehmungen wird kein Pfennig öffentliche Unterstützung gewährt, sei es von der Nation als solcher, der Regierung oder den Städteverwaltungen. Denn die amerikanische Demokratie erkennt keine öffentliche Verpflichtung dem Theater gegenüber an. Auch die private Fürsorge, die doch in Amerika so reichlich einsetzt, wo in Europa die staatliche oder städtische Unterstützung in Betracht kommt, hat dem Theater keinerlei Hilfe geleistet. Wir haben große Orchester, die in liberalster Weise von privaten Gönnern unterhalten werden, wir haben eine Oper in New-York, die ihren Weltruf dauernd infolge der Zuschüsse reicher Leute aufrecht erhält, aber wir haben noch nie ein großes, durch private Mittel erhaltenes Theater besessen. Es bedarf geradezu einer Umwälzung des amerikanischen Geistes, bevor man auf eine wirksame Unterstützung unserer Theater von seiten des Staates oder der Städte rechnen kann. Nicht unerwähnt soll indessen bleiben, daß allerdings in einigen kleineren Städten des Westens unbedeutendere Theater als städtische Anstalten im Betrieb sind.

Aber diese geringen Ausnahmen bestärken nur die allgemeine Regel. Die Leitung eines Theaters in Amerika ist lediglich eine Sache von Nachfrage und Angebot. Der Direktor führt nur das auf, was etwas einbringt. Ich brauche kaum die unvermeidliche Wirkung dieses Zustandes auszumalen. Das amerikanische Publikum als ganzes sucht im Theater nur Zerstreuung und Amüsement und ist bereit, für dieses Amüsement gut zu zahlen. So lange das Publikum gut dafür bezahlt, werden die Theaterdirektoren sich nicht danach drängen, für größere Kosten und geringere Einkünfte einen Kunstgenuß im höheren Sinne zu bieten.

Das führt, soweit echte dramatische Kunst in Betracht kommt, zum Ruin des Theaters, des Schauspielers und des Publikums. Ein solch umfangreiches Geschäft ist auch nicht dem Schicksal der anderen großen Geschäfte in den Vereinigten Staaten entgangen. Wir haben einen Stahl-Ring, einen Oel-Ring und ebenso einen Theater-Ring. Wie die anderen Ringe, macht auch der Theater-Ring sich bezahlt, aber wie sie nur in Geld.

Ihre Direktoren sind zweifellos gute Geschäftsleute, aber das Wort „Kunst" haben sie nicht in ihrem Wortschatz. Die Direktoren der großen Theater, die sie in ihrer Gewalt haben, treffen keine Auswahl mehr unter den dramatischen Attraktionen, sie nehmen einfach das, was ihnen der Ring schickt. In Texas steht der ganze Staat unter ihrer Macht, so daß beispielshalber Sarah Bernhardt, die zur Zeit in Amerika spielt, aber nicht unter der Agentur des Rings steht, hier in einem Zelt zu spielen gezwungen ist.

Derselbe Geschäftsgeist beherrscht auch den Spielplan einer Schauspielertruppe; die Gesellschafter haben überhaupt keinen Spielplan mehr; sie führen eben nur ein Stück auf, und zwar so lange, als es sich bezahlt macht. Das dauert in New-York manchmal eine ganze Saison, manchmal auch zwei. Und wenn es in der Hauptstadt keine vollen Häuser mehr gibt, geht die Gesellschaft auf die Walze, spielt in den größeren Landstädten ein paar Wochen und gibt in kleineren Orten ein einmaliges Gastspiel. Auf diese Weise kann ein Schauspieler dieselbe Rolle jahrelang spielen. Unser Komiker-Veteran Joseph Jefferson war in einer Rolle, der des Rip van Winkle, so populär, daß er tatsächlich nur diese während des größten Teils seines Lebens spielte. Was das für einen Schauspieler bedeutet, liegt auf der Hand; er hat keine Möglichkeit, sich zu entwickeln. Unsere Schauspieler können daher Shakespeare einfach nicht spielen. Kein Wunder, daß weitsichtige Kritiker mit Recht die Frage aufwerfen: „Ist das Theater überhaupt noch der Mühe wert?", und daß die Antwort oft nach der negativen Seite ausfällt. Ein Wandel zum Besseren kann natürlich nur langsam kommen, aber Anzeichen dazu sind, wie ich glaube, schon vorhanden.

Zunächst nimmt die Theaterflucht, soweit sie das Ergebnis religiöser oder moralischer Bedenken ist, reißend ab. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Theaterdirektoren unter die einflußreichen Zuhörer guter Stücke auch die Gebildeten zählen dürfen. Wertschätzung des Dramas als Literatur ist, wie ich Ihnen zu zeigen hoffe, schon weit verbreitet und tiefgehend. Das ganze Erziehungssystem von Amerika hat dieser Entwicklung vorgearbeitet. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß diese Wertschätzung den Wunsch nach Aufführungen der besten Stücke der klassischen und modernen Zeit laut werden läßt. Schon jetzt nimmt das Verlangen nach einem abwechslungsreichen Spielplan zu, und Gesellschaften, die dieses Verlangen erfüllen, tauchen hier und da auf.

Was wir aber vor allem brauchen, sind subventionierte Theater, besonders in den großen Städten, und vor allem in New-York. Ein großes Theater, durch eine namhafte Unterstützung frei von den Launen der großen Menge und nur dem Besten aus der dramatischen Kunst geweiht, würde für Shakespeare auf der amerikanischen Bühne mehr bedeuten als irgend etwas. Ein solches Theater in denkbar größter Vollkommenheit brauchte sich nur an die Gebildeten zu wenden, könnte in Aufführung und Ausbildung der Schauspieler ein klassisches Muster für Amerika abgeben,

wie die Comédie Française für Frankreich, und würde einen erziehlichen Einfluß sondergleichen auf das Publikum ausüben.

Daß wir binnen kurzem ein solches Theater haben werden, dürfen wir mit einiger Zuversicht erhoffen. Eine Anzahl wohlhabender Bürger von New-York hat sich zu dem Plane vereinigt, ein von rein künstlerischen Gesichtspunkten geleitetes Theater ins Leben zu rufen, das uns klassische und moderne Meisterwerke aufführen soll. Das Grundstück ist bereits gesichert, der Bau soll bald beginnen, im Frühjahr 1908 hofft man die Eröffnung feiern zu können. Mag daraus werden, was will, das Projekt läßt hoffen, daß Amerika endlich ein Theater haben wird, in dem Shakespeare zu seinem Recht kommt.

Ich wende mich jetzt dem zweiten Teile meines Gegenstandes zu, der der Forschung und Darstellung weit größere Schwierigkeiten bietet: Shakespeare im Herzen des amerikanischen Volkes. Wo soll man die Daten hernehmen, um Anfang und Entwicklung der Vertrautheit mit seinen Stücken und ihrem Einfluß auf unser geistiges Leben zu zeichnen! Wir haben aus den Tagen unserer Vergangenheit keine Buchhändlerberichte, die uns sagen, wie viele Exemplare von Shakespeares Werken verkauft wurden, keine Briefe, keine Tagebücher, die uns lehrten, was für Leute Shakespeare lasen oder was sie von ihm hielten. Wir wissen, daß englische Shakespeare-Ausgaben importiert wurden, daß 1794 in Boston „Was ihr wollt?" und um dieselbe Zeit auch „Hamlet" veröffentlicht wurde; wir wissen ferner, daß die erste vollständige Shakespeare-Ausgabe in Amerika 1795 in Philadelphia gedruckt wurde, daß bis 1844 an 15 Ausgaben erschienen waren, und können aus allem diesen einen Schluß ziehen auf das steigende Interesse des amerikanischen Publikums an den Erzeugnissen der Shakespeareschen Muse.

Daß viele der größten Geister unseres Landes ein tiefes Interesse für Shakespeare und das Studium seiner Werke beseelte, dafür haben wir des Beweises genug. Von den vielen brauche ich nur zu nennen: unter unseren Staatsmännern John Quincey Adams, Präsident der Vereinigten Staaten von 1825 bis 1829; Daniel Webster, unser großer Staatssekretär, Lincoln, von unseren Präsidenten nur übertragt von Washington, Rufus Choate, unser großer Rechtsgelehrter; und unter unseren Dichtern Irving, Hawthorne, Whittier, Lowell, Emerson — um zu zeigen, daß die Führer Amerikas Shakespeare den höchsten Platz und Wert zuerkannten.

Aber der würde ein eilfertiger Chronist sein, der aus der lückenhaften Reihe von Daten oder der Neigung großer Männer weitgehende Schlüsse auf die Vertrautheit des Volkes mit Shakespeare ziehen wollte. Meines Erachtens darf es als ziemlich sicher gelten, daß, wenigstens bis 1825, die Shakespeare-Lektüre meistenteils auf kleine Kreise von Gelehrten und Gebildeten beschränkt war und daß die Bekanntschaft weiterer Kreise des Volkes mit Shakespeare durch das Theater vermittelt wurde. Erst als Washington Irving 1819 sein „Sketch Book" mit den Skizzen von Stratford-on-Avon und der Eberkopf-Schenke in Eastcheap veröffentlichte, scheint der erste nennenswerte Hinweis auf Shakespeare in unserer Literatur vorzukommen.

Um weiteres Interesse zu wecken, waren starke Einflüsse seit früher Zeit am Werk. Ich will nur auf George Ticknor hinweisen, der sich einer intimen Bekanntschaft mit Tieck in Deutschland erfreut hatte und nach seiner Rückkehr 1833 bis 1834 in Boston öffentliche Vorträge über Shakespeare hielt.

Zwei Ereignisse, gleich bedeutend, wenn auch sehr verschieden in ihrer Art, bilden zwei Marksteine für das wachsende Interesse an Shakespeare in Amerika. Das eine ist der Versuch eines raffinierten und populären Schaustellers, Barnums, Shakespeares Geburtshaus durch Kauf an sich zu bringen und nach Amerika zu überführen. Wenn das auch einen Mangel an Feingefühl verrät, der uns heutzutage schaudern macht, so zeigt es doch zu gleicher Zeit auch die Verehrung des Volkes für Shakespeare. Das beste Ergebnis von Barnums Versuch war 1847 der Ankauf des Hauses durch das englische Volk. So wie es jetzt auf seinem ursprünglichen Platze dasteht, sind ein Viertel seiner Besucher Amerikaner.

Das andere Ereignis war die Errichtung von J. Q. A. Wards Shakespeare-Denkmal im New-Yorker Zentralpark, wo die Büsten von Schiller und Humboldt bereits vorher einen Platz gefunden hatten.

Die Einweihung rief mancherlei Erörterung in der Tagespresse und den Wochenschriften, wie auch manche Gedichte hervor. Das berühmteste von diesen war eine Ode Bayard Taylors, des Dichters, Weltreisenden und Diplomaten, der in Berlin als amerikanischer Gesandter starb. Die zweite Strophe der Ode gibt den Empfindungen Ausdruck, mit denen die Errichtung des Denkmals von seiten Amerikas begrüßt wurde.

Here, in his right, he stands!
No sweep of earth-dividing seas can bar
The breeze of morning or the morning star
From visiting our Lands:
His wit, the breeze, his wisdom, as the star,
Shone where our earliest life was set, and blew
To freshen deed and plan
In brains American, —
To urge, resist, encourage and subdue!
He came, a household ghost we could not ban;
He sat on winter nights, by cabin fires;
His summer fairies linked their hands
Along our yellow sands;
He preached within the shadow of our spires:
And when the certain Fate drew nigh to cleave
The bird-cord, and a separate being leave,
He in our ranks of patient-hearted men
Wrought with the boundless forces of his fame,
Victorious, and became
The Master of our Thought, the Land's first Citizen.

Und doch! Wenn man die Größe des öffentlichen Interesses an Shakespeare, des Interesses der Bevölkerung mit nur Durchschnittserziehung abschätzt, so zwingt die Ehrlichkeit zuzugeben, daß es wahrscheinlich doch nicht sehr groß genannt werden darf. Shakespeare-Studien in Schulen und Colleges datieren erst aus der Zeit von etwa 1870 ab, wo Männer, wie Professor Lounsbury von Yale und Professor Child von Harvard die Führung übernahmen. In meiner eigenen Universität, Amhurst College, dessen Geschichte für die der kleineren Colleges im Norden charakteristisch ist, erscheint die Ankündigung von Spezialstudien über Shakespeare zuerst 1880, und 1885 wurde ihm erstmalig ein ganzer Kursus gewidmet. So hat Shakespeare auf unseren Hochschulen ein Vierteljahrhundert lang den Platz eingenommen, der ihm vor allen anderen gebührt. Und ähnlich wie mit unseren Universitäten steht es mit unseren Schulen; die erfreulichen Erfolge zeigen sich bereits jetzt — der Durchschnittsamerikaner von heute kennt seinen Shakespeare besser als irgend einen anderen englischen Autor. Für diese Tatsache legen auch die Annalen unserer Verlagsanstalten beredtes Zeugnis ab. Ueber 40 populäre und wissenschaftliche Shakespeare-Ausgaben in englischer Sprache werden zurzeit in Amerika vertrieben, und mindestens 15 haben von ihnen eine Auflage erlebt, die in die Millionen geht. Von einer einzigen Ausgabe sollen in einem Jahre allein über 250,000 Exemplare verkauft worden sein.

Ich weiß nicht, von wem oder wo es gesagt worden ist, daß, wer die kleinste Hütte unseres Landes betrete, sicher wäre, zwei Bücher zu finden — die Bibel und Shakespeare; aber ich bin überzeugt, daß der Ausspruch nicht übertrieben ist, soweit es sich um geborene Amerikaner handelt.

Wenn also die Darstellungskunst Shakespearescher Stücke auf einem Tiefstand angelangt ist, der zu tiefster Bekümmernis Grund gibt, dürfen wir mit der allgemeinen Hochachtung und Kenntnis Shakespeares vollauf zufrieden sein. Ich glaube, daß es kein Volk gibt, das als ganzes so viel von Shakespeare kennt oder ihn so hoch schätzt wie das amerikanische.

Als dritter Teil meines Vortrags bleibt mir noch übrig, die Veröffentlichungen der amerikanischen Shakespeare-

Forschung kurz Revue passieren zu lassen. So wichtig sie ist, ist sie doch derjenige Gegenstand meines Vortrages, der an diesem Orte am wenigsten gebührend und erschöpfend behandelt werden kann. Die Zahl der Gelehrten und ihrer Arbeiten ist zu groß, um auch nur eine kurze Erwähnung an dieser Stelle zu ermöglichen, und über ihren Wert muß ein Amerikaner vor einer Versammlung von deutschen Gelehrten mit der größten Zurückhaltung urteilen. Und doch möge das Wenige, was ich hier ausführen werde, Ihnen die Möglichkeit bieten, einen Begriff von der Art und Ausdehnung unserer Arbeit zu bekommen, und einige Faktoren in den Vordergrund treten lassen, die zwar für die Welt von verhältnismäßig geringer Bedeutung sind, aber einen großen Anteil an der Entwicklung des Shakespeare-Studiums in Amerika haben.

Die erste amerikanische Shakespeare-Ausgabe von Bedeutung war die von Gulian C. Verplanck, die in den Jahren 1844—1847 herauskam. Verplanck gebührt die Ehre, die erste mit kritischen Anmerkungen versehene amerikanische Ausgabe veröffentlicht zu haben. Die Ehre, die selbständige amerikanische Shakespeare-Forschung eröffnet zu haben, gebührt einem Größeren, gebührt Richard Grant White. White brachte seine 12 bändige kritische Shakespeare-Ausgabe in den Jahren 1857—1866 heraus. Man hat sie epochemachend genannt, und für Amerika wenigstens war sie das; sie war nicht nur die beste bis dahin publizierte Ausgabe in Amerika, sie war auch das Werk eines Mannes von wahrer, tiefer und selbständiger Gelehrsamkeit, der die Prüfung von Shakespeares Text und die Ableitung seiner Folgerungen auf den gesündesten und vernünftigsten Grundsätzen aufbaute. Seine Ausgabe ist natürlich veraltet — nahezu 50 Jahre fruchtbarer Forschung und Kritik haben das ihrige getan. Trotzdem bleibt White der Pionier der amerikanischen Shakespeare-Forschung, und als er 1883 eine zweite Shakespeare-Ausgabe, die sogenannte Riverside-Edition, veröffentlichte, waren auch dieser die neueren Ergebnisse der Forschung zugute gekommen.

Im Zusammenhang hiermit muß ich die Namen von zwei Männern nennen, die in Europa vielleicht nicht so bekannt sind, mit denen aber die Kenntnis Shakespeares in Amerika auf das engste verknüpft ist; das sind Dr. Henry N. Hudson und Dr. William J. Rolfe.

Hudson war eines Farmers Sohn, der sich durch entsagungsreiche, harte Arbeit so viel Geld erübrigt hatte, daß er davon eine College-Erziehung bestreiten konnte. Er wurde von einem kleinen College auf dem Lande, Vermont, 1840 promoviert, unterrichtete dann, hielt öffentliche Vorlesungen über Shakespeare und brachte 1851 seine erste Shakespeare-Ausgabe an die Oeffentlichkeit, die in ihrem Kommentar deutlich den Einfluß von Coleridge verriet. Dieser folgte in den Jahren 1870—1879 eine weitere Ausgabe, der sogenannte „Harvard-Shakespeare", dem kurz darauf der „Shakespeare für Schulen" und schließlich noch ein sogenannter „dreibändiger Shakespeare" folgte. Diese letzteren finden noch heute weite Verbreitung. Der Wert aller dieser Ausgaben liegt nicht so sehr in der Textgestaltung oder den historischen und kritischen Anmerkungen, als in den literarhistorisch-ästhetischen Einleitungen und Kommentaren. 1872 krönte Hudson sein Lebenswerk mit einer vielgelesenen Darstellung von Shakespeares Leben, Kunst und Charakteren.

Die Lebensgeschichte Dr. Rolfes berührt sich in vielen Punkten mit der Hudsons. Er wurde 1849 in Amherst College promoviert, wurde Direktor mehrerer höherer Schulen und edierte von 1870 ab Shakespeares Dramen in einbändigen Schulausgaben. Diese Ausgaben, die in Amerika am popularsten geworden sind, erweisen Dr. Rolfe nicht so sehr als Forscher denn als Schulmann und Lehrer, und gerade in dieser Eigenschaft hat er für die Ausbreitung der Kenntnis Shakespeares in Amerika mehr getan, als irgend ein anderer. Sonstige Werke Rolfes muß ich hier leider unerwähnt lassen.

Ich wende mich jetzt zu einem Gelehrten, dessen Name allen Shakespeare-Gelehrten wohl bekannt, dessen Werk ihnen allen unentbehrlich ist, Dr. Horace Howard Furneß, Ehrenmitglied der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Der Charakter seines monumentalen Werks bedarf an dieser Stelle schwerlich der näheren Beschreibung oder der Beurteilung meinerseits. Der „New-Variorum-Shakespeare" ist heute das größte Erzeugnis amerikanischer Gelehrsamkeit und wird es wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus bleiben. Sicherlich könnte nichts mit größerer Deutlichkeit als das Werk von Furneß zeigen, wie sehr amerikanische Gelehrte das Gute überall zu würdigen wissen, nichts könnte besser lehren, daß ihre Kenntnis und Wertschätzung nicht mit den Grenzen ihres Landes zu Ende sind. Kein Herausgeber, meine ich, hat sich mit den Arbeiten der Shakespeare-Forscher jedes Landes besser vertraut gezeigt, kein Amerikaner insbesondere hat sich in solchem Maße die wissenschaftlichen Schätze Deutschlands und Amerikas zunutze gemacht, wie gerade Furneß. Furneß' Hamlet ward 1877 der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft als Vertreter desjenigen Volkes gewidmet, dessen jüngste Geschichte ein für allemal gezeigt habe, daß Deutschland nicht Hamlet ist. Und wer hat dieser Gesellschaft größere Ehre erwiesen, als Furneß, wenn er im Vorwort zu „Was Ihr wollt" 1901 auf die Jahrbücher als die unschätzbaren Vorratskammern der Shakespeare-Forschung hinweist und dabei die Frage stellt: hat es je ein erhabeneres Shakespeare-Denkmal aere perennius gegeben, als seine 36 Bände? !

Shakespeare ist kein größeres Denkmal errichtet worden, als Furneß' eigenes Werk; nur mit dem tiefsten Bedauern vernimmt die Welt der Shakespeare-Forschung die Nachricht, daß er selbst nicht die letzte Hand an sein Werk legen wird. Schon über 70 und erst 13 Stücke fertig, sieht er sich genötigt, einen Teil seiner enormen Arbeit seinem Sohne, Horace Howard Furneß jr., zu überantworten, dem er bereits die Revision der früheren Stücke und die Vorbereitung der Historien anvertraut hat.

Von den übrigen amerikanischen Shakespeare-Ausgaben verlangt nur eine besondere Erwähnung an diesem Orte. Das ist „The Elizabeth Shakespeare", herausgegeben von Mark H. Liddell, früher Professor des Englischen an der Universität Texas. Sein Werk ist nur Fragment, denn ein törichter Plan der Verleger und Krankheit des Herausgebers haben die Ausgabe nach Veröffentlichung des „Macbeth" und des „Sturms" zu einem unglücklichen vorzeitigen Schluß gebracht. Es würde die kostspieligste bis jetzt existierende Shakespeare-Ausgabe abgegeben haben, aber man konnte keinen genügenden Abnehmerkreis für diese Luxusausgabe im Preise von 10,000 M finden, und damit ist auch Liddells wissenschaftliche Ausgabe, zu einem Dollar der Band, gefallen. Manche Gesamt- und Einzelausgaben Shakespearescher Werke sowie Abhandlungen, die wohl alle bisher bebauten Gebiete der Shakespeare-Forschung betreffen, würde ich gern einer Betrachtung unterziehen, doch drängt die Zeit. Ich nenne daher nur die Namen Wendell, Mabie, Moulton, Sharp, Lounsbury, Bartlett und von Gelehrten, die durch Behandlung ganzer Perioden auch zum Verständnis Shakespearescher Kunst nicht wenig beigetragen haben; Schelling mit seiner vortrefflichen Darstellung der englischen Historie und bevorstehenden „History of Elizabethan Dramatic Literatur", Manly, zu dessen „Specimens of the Pre-Shakespearean Drama" zunächst ein dritter Band kritischen und kommentatorischen Inhalts erscheinen wird. Ich darf auch nicht vergessen, an dieser Stelle der großen, seit kurzem begonnenen „Belles-Lettres Series" zu gedenken, in der unter der Oberleitung von Prof. Baker der ganze Gang des englischen Dramas in den sorgfältigsten Ausgaben der besten Stücke mit historischen und kritischen Erläuterungen eine großzügige Darstellung finden wird.

Bei diesem Ueberblick über die amerikanischen Veröffentlichungen habe ich, wie Sie wohl bemerkten, hier und da einen Blick in die Zukunft geworfen. Lassen Sie mich dem noch hinzufügen, daß die Reihen der amerikanischen Shakespeare-Forschung in steigendem Maße zunehmen, dank den wachsenden Bemühungen unserer Universitäten und

dem Erfolg dieser Bemühungen an den Zentren unserer Hochschulbildung.

Ueber zwei große Gebiete der Shakespeare-Forschung, über Shakespeare-Gesellschaften und Zeitschriften in Amerika ist — leider! — nur recht wenig zu sagen. Shakespeare-Gesellschaften hat es im ganzen Lande haufenweise gegeben, und sie sind wertvolle Anzeichen für das allgemeine Interesse an Shakespeare, aber es sind meistens Dilettantenklubs. Nur zwei, die Shakespeare-Gesellschaft in Philadelphia und die New-Yorker Shakespeare-Gesellschaft, dürften allgemeineres Interesse beanspruchen. Erstere wurde 1852 gegründet, hat aber eine sehr geringe Mitgliederzahl und sieht ihre Hauptaufgabe, wie ich glaube, in einem jährlichen Festessen; zudem hat sie als Gesellschaft niemals etwas veröffentlicht. Die New-Yorker Shakespeare-Gesellschaft, 1885 gegründet, derzeitiger Präsident Appleton Morgan, hat eine Auswahl gelehrter und eifriger Mitglieder, und in den Jahren 1883—1893 auch eine Zeitschrift „Shakespeareana", die einzige Shakespeare-Zeitschrift in Amerika, herausgegeben. Nach zehnjähriger Pause hat man 1903 diese als „New Shakespeareana" wieder aufleben lassen, eine Zeitschrift, die ich, weil herzlich unbedeutend und zudem von der Bacon-Theorie angekränkelt, ebenso gut unerwähnt hätte lassen können.

Die amerikanischen Mitglieder der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft sollten ein für allemal zugeben, daß der weite Gesichtskreis der Deutschen Gesellschaft sowie die hohe Stellung und Vollständigkeit ihres Jahrbuches die Gründung einer starken arbeitsamen Gesellschaft oder Veröffentlichung einer wertvollen Shakespeare-Zeitschrift in Amerika fast, wenn nicht ganz, unmöglich gemacht haben. Das hat sich soeben wieder bei dem seit März dieses Jahres erscheinenden „Shakespeare Monthly and literary Companion" gezeigt, eine Zeitschrift, die herzlich unbedeutend ist und einen ausgesprochen populären Charakter trägt.

Während wir aber keine gute spezielle Shakespeare-Zeitschrift haben, wenden doch unsere allgemeinen wissenschaftlichen wie The Antlantic Monthly, The literary World, The Critic und unsere Fachzeitschriften wie die Publications der Modern Language Association of America und die Modern Language Notes Shakespeare ihr lebhaftes Interesse zu.

Es bedarf zum Schluß wohl kaum noch des Hinweises darauf, daß Amerika im glücklichen Besitz von 3 großen Sammlungen von Shakespeare-Seltenheiten ist, der Barton-Sammlung in der öffentlichen Bibliothek zu Boston, der Lenox-Sammlung in der zu New-York sowie der Privat-Sammlung von Marschen J. Perry in Providence. Im Range als vierte dürfte die Handbibliothek von Dr. Furneß kommen. Hier und sonst ist der Wohlstand Amerikas auch dem Shakespeare-Forscher zugute gekommen.

So steht es denn mit Shakespeare in Amerika. Er ist nicht von unserer Bühne verkannt, aber seine Sonne hat sich verfinstert. Unsere Schauspieler haben sich vor dem Tyrannen Gold gebeugt, und hier und da hält ein Prophet die alte Treue und mahnt das Volk zur Abkehr von den falschen Götzen und zur Rückkehr zum alten Gott. — Ueber die Gelehrtenwelt Amerikas aber schwingt Shakespeare in steter Verjüngung sein goldenes Szepter. Die Offenbarungen ihrer Verehrung halten allerdings einem Vergleich mit der Größe oder dem Werte derjenigen in Deutschland und England keinen Stand.

Aber sie zeigen, daß unsere Arbeit aufgehört hat, Provinz zu sein, sie nehmen vollen Anteil an der Begeisterung und Kenntnis der Welt, zeigen unseren heiligen Zorn gegen alle Mittelmäßigkeit und prophezeien eine glänzende Erfüllung. Und in den Herzen des amerikanischen Volkes herrscht Shakespeare allumfassend und in erhabener Majestät. Dafür wollen wir aus tiefster Seele dankbar sein, denn dort bedürfen wir seiner am meisten.

The welcome, Master! in our active air
Keep the calm strength we need to learn of thee!
A steadfast anchor be
Through passions that exhaust and times that wear!
Thy kindred race, that scarcely knows
What power is in Repose,
What permanence in Patience, what renown
In silent faith and plodding toil of Art
That shyly works apart,
All these in thee unconsciously doth crown!
Forgotten virtue feels in thee restored,
And throug its genius gives to thine award!

Bücher und Zeitschriften.

Geschichtliche Rückblicke auf die Entwicklung der deutschen Artillerie seit dem Jahre 1866. Von Georg v. Rietzell, Major a. D. Berlin 1906, Verlag von A. Bath.

Im Anschluß an die „Geschichtlichen Rückblicke auf die Formation der preußischen Artillerie seit dem Jahre 1809", welche, von dem ehemaligen Oberst v. Decker verfaßt, 1866 in zweiter Auflage erschienen (Berlin, Mittler u. Sohn), bringt uns in vorgenannter Broschüre der Verfasser den für die Entwicklung der deutschen Artillerie hochbedeutsamen Abschnitt von 1866 bis zur Gegenwart, gerade in einer Zeit, wo dieselbe wieder an einem entscheidenden Wendepunkt steht. Die drei ersten Abschnitte umfassen zunächst die preußische Artillerie und zwar die Zeit bis einschließlich 1871, dann jene von 1872—1888 und schließlich die Weiterentwicklung der Waffe bis zur Gegenwart. In einem IV., V. und VI. Abschnitt wird sodann die Artillerie der Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg behandelt. Anlage 1 bringt sodann die Einteilung der gesamten deutschen Feld- und Fußartillerie nach dem Stande vom 1. Juli 1905, ihre Zusammensetzung seit 1865 und die Stiftungstage; Anlage 2 enthält eine Nachweisung des Friedensstandes der deutschen Artillerie, im allgemeinen vom Stande Ende 1865 ausgehend; Anlage 3 und 4 beschäftigen sich mit je einer Nachweisung der Generale und in Generalsstellung stehenden Obersten der deutschen Artillerie und der deutschen Generale der Artillerie. In knapper, mustergültiger und äußerst zuverlässiger Darstellung gibt uns Verfasser einen hinreichenden Ueberblick über Entwicklung, Organisation, Material, Bekleidung und Ausrüstung u. s. w. der gesamten deutschen Artillerie in der genannten Zeit, mit lobenswerter Mäßigung ein näheres Eingehen auf die im vorliegenden Rahmen nicht zu besprechenden Feldzüge 1866 und 1870/71 vermeidend. Ein vortreffliches, mit großer Mühe und Fleiß zusammengestelltes Quellenwerk, durch dessen Herausgabe Verfasser sich ein großes Verdienst um die Entwicklungsgeschichte der deutschen Artillerie erworben hat und das allen, die dafür Sinn haben, auf das beste empfohlen werden kann.

-H-

* **Zeitschriften-Literatur.** Das eben zur Ausgabe gelangte April-Heft der von Dr. Karl Koetschau herausgegebenen Vierteljahrsschrift Museumskunde (Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35) enthält folgende größere Aufsätze: Biologische Museen. Von Otto Lehmann. Goode's Formula. Von Benjamin Ives Gilman. Das Museum in Riga. Von W. Neumann. Die Feuersgefahr in den naturhistorischen Museen. Von F. Römer. Einiges über Museumsschränke. Von G. E. Pazaurek. The inductive method in installation. Von E. Ernest Lowe, F. L. S. The nomenclature of types in natural history. Von Charles Schuchert and S. S. Buckman. Ein Vorschlag zum Katalogisieren von Stichen. Von Frank Weitenkampf. Reisestudien. Von H. Dedekam.

* **Antiquariats-Katalog.** Die Firma Mathias Mittermüller (Alois Hilmar Huber) in Salzburg hat eben ihren 33. Antiquariatskatalog herausgegeben. Er ist der katholischen Theologie gewidmet und verzeichnet auf 65 Seiten über 1300 Bücher. Er ist in folgende Kapitel gegliedert: I. Zeitschriften. Bibliographie. Encyklopädien. II. Christliche Archäologie und Kunst. III. Allgemeine Kirchen- und Dogmengeschichte. Kirchenväter. Geschichte der Päpste. IV. Geschichte der geistlichen Orden, ihrer Stifter, der Klöster u. s. w. Leben der Heiligen. Biographien berühmter Theologen und hervorragender Katholiken. Konvertiten. Diözesangeschichte. Missionswesen. V. Sekten. Geheime Gesellschaften. Mystik. VI. Kirchenrecht. Kirchenverfassung. Kirchenpolitik. Eherecht. Anhang: Judaica und Hebraica. Orientalia. Neuerwerbungen.

* **Berichtigung.** In der gestrigen Besprechung des „Kirchengeschichtlichen Lesebuchs" von H. Rinn und J. Jüngst muß der Titel des angeführten Buches von H. Hoffmann lauten: Die Theologie Semlers.

Allgemeine Rundschau.

Jahresversammlung des „Deutschen Vereins für Psychiatrie" zu München (20.—22. April 1906).

II. (Schluß.)

Der 2. Kongreßtag wurde begonnen mit der Rechenschaftsablage und Neuwahl der statutengemäß ausscheidenden Vorstandsmitglieder (Pelman und Fürstner). Da letzterer wegen Erkrankung eine Wiederwahl abgelehnt hatte, wurde an seiner Stelle Kraepelin in die Vorstandtschaft gewählt.

Die Vorträge des Vormittags begann Alzheimer (München): „Ueber den Abbau des Nervengewebes". An der Hand von prächtigen Projektionsbildern mikroskopischer Präparate gab Alzheimer eine Uebersicht über die neuesten Ergebnisse seiner Studien über die Veränderungen des Nervengewebes bei den verschiedensten, namentlich funktionellen Psychosen. Wie sehr die Forschungen Alzheimers, die rein fachwissenschaftliches Interesse haben, den Beifall der Versammlung fanden, geht aus der Diskussion hervor, in welcher Binswanger dem Redner im Namen der Versammlung dankte und betonte, daß Alzheimer vollständig neue Wege der Forschung und Erkenntnis eröffnet habe, welche die bisherigen Forschungen nahezu wertlos mache. Mit Alzheimers Vortrag war der Höhepunkt des Kongresses erreicht und das Uebergewicht der Kraepelin-Schule bewiesen. Im Vergleich mit der Skepsis, die noch am ersten Verhandlungstage geherrscht hatte, mußte allgemein anerkannt werden, daß die Münchener Bahnen eingeschlagen haben, auf welchen ihnen die deutsche Psychiatrie folgen muß.

Weiler (München): „Pupillenuntersuchungen bei Geisteskranken". Weiler hat einen äußerst sinnreich ausgedachten Apparat erfunden, der kinematographische Aufnahmen der Pupillareaktion gestattet. Damit ist das Subjektive der Pupillaruntersuchungen, die bei einzelnen Psychosen von entscheidendem Werte ist, ausgeschaltet. Die mit der neuen Messung gewonnenen Resultate demonstrierte Weiler unter großem Beifall auf dem Wege der Projektion.

Der gleichen Methode bediente sich Hartmann (Graz): „Ueber pathologische Beeinflussung des Bewegungsablaufes bei Erkrankung des Stirnhirns". In einem Falle von Stirnhirngeschwulst fertigte Hartmann Serienschnitte durch das erkrankte Gehirn, vermittelst deren er den eigenartigen Symptomenkomplex, welchen der Fall darbot, zu erklären versuchte.

Weygandt (Würzburg): „Ueber den Stand der Idiotenfürsorge in Deutschland". Im Anschlusse an die Mitteilungen Tuczeks (Marburg), daß der auf der vorjährigen Versammlung gewählte Ausschuß für Idiotenfürsorge sich konstituiert habe, referierte Weygandt über die äußerst wichtige Frage der Idiotenfürsorge. In Deutschland gibt es zirka 50,000 Idioten, für welche 108 Anstalten (54 unter geistlicher Leitung) zur Verfügung stehen. Meist fehlen an diesen Anstalten die Aerzte; nur 14 unterstehen fachmännischer Leitung. In Anstalten sind zirka die Hälfte (23,000) untergebracht; von den Zöglingen sind etwa 20 Prozent unterrichts- und zirka 33⅓ Prozent arbeitsfähig. Mit beredten Worten plädiert Weygandt dafür, man möge die Idioten nur ärztlicher Fürsorge anvertrauen, d. h. Psychiatern. Man solle nicht nur die modern eingerichteten Irrenanstalten besuchen, sondern auch die von Laien geführten Idiotenhäuser, in denen man noch heute Zwangsstühle und Straflisten mit Kostentziehung und Schlägen fände. Die sonstige Einrichtung dieser Anstalten (elektrisches Licht, Zentralheizung) beweise, daß nicht Mangel an Mitteln an diesen Uebelständen die Schuld trage, sondern Rückständigkeit, die, je eher, je besser, beseitigt würde.

Im Anschluß daran verbreitete sich Möller (Berlin) über den „Unterricht der Idioten, Imbecillen und Schwachbegabten". Dabei erwähnt er als Kuriosum ein von einem Schulmanne (Jahnke) über Schulhygiene zusammengeschriebenes Buch, welches derselbe als Lehrbuch für Lehrer, Aufsichtsbeamte und Aerzte (!!) bezeichnet.

Vogt (Langenhagen): „Ueber den mongoloiden Typus der Idioten". Dieser Typus, welcher in England häufiger, in Deutschland etwa nur in 1 Prozent der Fälle beobachtet wird, charakterisiert sich durch schlitzförmige Augen, breites Gesicht, breite, auf unregelmäßigen Zahnreihen vorstehende Zunge, mikrokephalen Schädel, Schwimmhäute. Diese Mongoloiden sind sich so ähnlich, daß sie öfter von ihren besuchenden Eltern nicht auseinander gekannt werden. Die Ursache dieser Störung, deren Träger meist absolut bildungsunfähig sind, sucht Vogt in den Entwicklungshemmungen, eventuell in Sekretionsanomalien. Die sonst so gerühmte Behandlung mit Schilddrüsenextrakt hat hier keine Resultate zu verzeichnen. Alt ist der Ansicht, daß eine Erkrankung der Sexualorgane Ursache des Mongoloismus sei, und erzählt von einem mongoloiden Knaben, welcher den Typus plötzlich änderte und sich zu einem brauchbaren Schüler entwickelte. Daß die frühere Ansicht, nach welcher Mongoloismus immer frühzeitig zum Tode führe, nicht richtig sei, bewies Alt durch Fälle aus seiner Praxis. Weygandt hält eine Drüsenkrankheit für die Ursache.

Heß (Görlitz): „Ueber Heboidophrenie" sucht den von Kahlbaum eingeführten Begriff der Hebephrenie zu verteidigen und wieder einzuführen, begegnet aber lebhaftem Widerspruche.

Schröder (Breslau): „Zur Lehre der Intoxikationspsychosen". Vergiftungen mit Blei, Ergotin, Chloroform, Salizyl, Kohlenoxyd, Alkohol, Nikotin u. s. w. können psychische Erscheinungen auslösen, die sich im Grunde ziemlich ähnlich sind: Trübungen des Bewußtseins, Krampfanfälle, Neigung zu Delirien. Er unterscheidet akute und chronische, direkte und indirekte Vergiftungen, meint aber, man müsse zur Erklärung sich eines Zwischengliedes, etwa des Gefäßsystemes, bedienen.

Fischer (Prag): Ueber die anatomischen Grundlagen des Zellbefundes der Zerebrospinalflüssigkeit bei progressiver Paralyse". Fischer hat in 20 Fällen von progressiver Paralyse kurz vor dem Tode Zerebrospinalflüssigkeit entnommen und mikroskopisch untersucht. Die gewonnenen Resultate sind noch nicht eindeutig genug, um wissenschaftlich verwertet werden zu können.

Den Schluß der wissenschaftlichen Vorträge machte ein Münchener: Plaut: „Psychologische Untersuchungen bei Unfallkranken". Bei der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Themas waren nicht nur die Psychiater, sondern auch die Neurologen in höchstem Grade gespannt, was ihnen die Kraepelin-Schule Neues in ihrem schweren Berufe als Unfallbegutachter bringen könne. Plaut hat die Ermüdbarkeit der Unfallverletzten gemessen und mit der Gesunder verglichen und kam zu dem Resultate, daß bis heute noch keine Methode gefunden sei, welche mit absoluter Sicherheit Simulation ausschließt. Die zahlreichen Tabellen, welche Plaut vorführte, illustrierten dessen Fleiß und Hingabe an das wichtige Thema. Daß auf dem genannten Wege die „traumatische Neurose" nicht weiter geklärt wurde, ist zu bedauern, aber zu begreifen.

Um 4 Uhr schloß Geh. Rat Moeli die Versammlung mit seinem Danke für alle diejenigen, welche an dem Gelingen des Kongresses mitgearbeitet haben. Die Zahl der Teilnehmer betrug 190. Als nächster Versammlungsort wurde Gießen in Aussicht genommen, aber noch nicht bestimmt.

Am 22. April besichtigten die Kongreßteilnehmer unsere Musteranstalt Eglfing. Sie wurden von Direktor Vocke geführt und erkannten das neue Institut in unbeschränktem Maße an.

Der Kongreß stand unter dem Zeichen der Kraepelin-Schule, sie hat gesiegt und damit der Psychiatrie eine neue Richtung gegeben. Aber der Sieg war kein vollkommener. Wer auf den geselligen Zusammenkünften, beim Diner und im Hofbräuhaus die alten und jungen Psychiater sah, wie sie beschäftigt waren, das „Völkergift" zu vertilgen, der mußte zwar ihre Selbstaufopferung bewundern, aber auch eingestehen, daß Theorie und Praxis kontrastierende Begriffe sind.

m.

*

9. Versammlung deutscher Historiker.

II.

B-dr. Stuttgart, 23. April.

Reich an wertvollen Anregungen für die weitere Forschung erwies sich der erste Vortrag des zweiten Tages, in dem Prof. Dr. Meinecke (Freiburg) eine vorläufige Zusammenfassung von später noch zu veröffentlichenden Studien bieten wollte. Das Thema lautete „Deutschland und Preußen im 19. Jahrhundert". Die Untersuchung des Verhältnisses Deutschlands zu Preußen und Preußens zu Deutschland zur Zeit der Frankfurter Nationalversammlung (1848—49) war das zentrale Problem. Die damals herrschenden, auf die Schaffung eines deutschen Kaisertums hinzielenden Bestrebungen vornehmlich süddeutscher Politiker sind in der vorhandenen historischen Literatur nicht so recht zum Ausdruck gekommen, teils weil sie durch Bismarcks Einheitswerk für immer in den Schatten gestellt schienen, teils aus politischen Gründen. Damals galt es bekanntlich, für die Errichtung des nationalen Bundesstaates Boden zu schaffen, zunächst durch Verdrängung Oesterreichs, aber auch ein geeinigtes Deutschland mit nur einer Großmacht schien vielen unmöglich. Frhrn. vom Steins Programm war freilich im Kerne großdeutsch, nicht kleindeutsch, jedoch war er im Prinzip damit einverstanden, Deutschlands Einheit durch Preußens Auflösung zu erkaufen. Gneisenau dagegen war für eine Heranziehung der deutschen Staten an Preußen, durch Verbesserung von dessen Verfassung und Gesetzen, durch erhöhte

Pflege von Kunst und Wissenschaft. Mit anderen Worten: Preußen sollte liberal werden, um Deutschlands Vormacht zu werden. Die Erkenntnis, Preußen habe, um Vormacht werden zu können, erst Verfassungsstaat werden müssen, ist unvollständig; durch seine Konstitution, sein Zentralparlament, also durch seine Entwicklung zum Nationalstaat wurde gerade die Besorgnis wach, Preußen sei zu stark geworden, um sich in das Gefüge des Bundesstaates einpassen zu können. Man stand vor dem Dilemma: entweder müsse Preußen auf sein besonderes Parlament verzichten und damit, wie H. v. Arnim am 21. März 1848 Friedrich Wilhelm IV. sprechen ließ, in „Deutschland aufgehen", oder es mußten zwei große Parlamente, das preußische und deutsche, ineinander „geschachtelt" werden. Unter den Männern, die damals für ein Aufgehen Preußens im Reiche eintraten, waren vor allem Paul Pfizer (Briefwechsel zweier Deutscher, 2. Aufl. 1832), sodann Friedrich v. Gagern, der strenge Trennung von Zentral- und Einzelstaatsgewalt wünschte. J. G. Droysen kennt gleichfalls nur die Alternative, entweder Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen oder Preußen zum Kern, zum unmittelbaren Reichsland zu machen, um das sich die anderen Staaten gruppieren sollten. Für ähnliche Gedanken traten Frhr. v. Stockmar und Gustav Rümelin ein. Der Gedanke wird integrierendes Stück des Verfassungsprogramms der Erbkaiserlichen. So erblickt Professor Meinecke in der bekannten geheimnisvollen Reise Gagerns an den Hof Friedrich Wilhelms IV. November 1848 einen verspäteten Versuch, die Schaffung einer konstitutionellen Verfassung und eines Sonderparlaments für Preußen zu verhindern. Die ganze Aktion wurde durch die Oktroyierung der Verfassung vom 5. Dezember 1848 vereitelt, eine Tat des Ministeriums Brandenburg, in der sich schon etwas von Bismarckschem Geiste offenbart. Es hat um des hegemonischen Motives willen die Verfassung so liberal als möglich ausgestattet, in ihnen war nicht nur der preußische Staatsgedanken, sondern auch der deutsche Ehrgeiz stärker wirksam als im König von Preußen. Liberale und konservative Gedanken wurden von diesem Ministerium in ganz eigenartiger Weise verbunden. Dies waren also die Zusammenhänge, auf Grund deren im Jahre 1848 das Einheitswerk scheitern mußte. — Bismarck löste später das Problem nicht im Sinn der Alternative, sondern der Synthese. Dem 48iger parlamentarischen und unitarischen Vorurteil gegenüber löste er die Frage föderalistisch durch die Institution des Bundesrates. Freilich hat auch diese Lösung einen Rest zurückgelassen, Treitschkes Befürchtung vor Uebersättigung ist eingetroffen. In seinen außerordentlich interessanten und reizvollen Schlußausführungen betonte Meinecke, die Befürchtungen der Erbkaiserlichen seien durch die neueste Entwicklung bestätigt worden, auch scheine es fast, als habe Bismarck die Abnützung des Parlamentarismus vorausgesehen, vielleicht sogar gewünscht. In den Gedankengängen Friedr. Naumanns glaubt Meinecke eine Anknüpfung an Pfizer erblicken zu dürfen, Naumanns, der stets auf die Gefahren des Uebergewichts des preußischen Militär- und Beamtenstaates hinweise. Mit Nauman glaubt er an eine neue Entwicklung, die in einer allmählichen Einrückung sämtlicher Einzelstaaten in den Rang von Reichsprovinzen zu suchen sei.

Als Herausgeber des Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer war Professor Dr. Redlich (Wien) zur Darstellung seines Themas „Historisch-geographische Probleme" besonders berufen. Anknüpfend an Ratzels Wirksamkeit kam Redlich nach einem Exkurs zu den Arbeiten Joseph Wimmers, Wilh. Götz' u. a. m. zu dem Ergebnis, die Bestrebungen der Geographen hätten von seiten der Historiker bisher noch nicht die nötige Unterstützung gefunden. Diese begnügten sich meist mit der historischen Topographie, dazu müßten auch die historische Landschaftskunde und historische Anthropogeographie kommen. Dem unerschöpflichen und vielgestaltigen Quellenstoff gegenüber bedürfe es vor allem der Einzelforschung durch geographisch geschulte Historiker und historisch geschulte Geographen. Ein in großen Zügen gegebener Ueberblick über die Wichtigkeit der Berücksichtigung des Anbaues, des Klimas, der Elementarereignisse aller Art, auf die in dieser kurzen Skizze nicht näher eingegangen werden kann, stützten die interessanten Darlegungen, die eine lebhafte Diskussion im Gefolge hatten.

✠

Kleinere Mitteilungen.

= Ueber Alter und Entstehung unseres Kulturbodens sprach in der im Hotel Bayerischer Hof in München abgehaltenen fünften Monatsversammlung der Bayerischen Gartenbaugesellschaft Professor Dr. Rothpletz. Nach einer allgemeinen Erläuterung über die Bedeutung des letzteren für das gesamte Lebewesen auf der Erde gab Redner unter Vorführung von instruktiven Lichtbildern einen ausführlichen Ueberblick über die unter dem Kulturboden lagernden festen Gesteinmassen, deren Verwitterung sich auf chemischem wie auf physikalischem Wege vollzieht. Bedeutende Naturkräfte sind es, die den Verwitterungsprozeß schon viele Jahrtausende bewirken, welchen wir deutlich im Hochgebirge beobachten können. Zu den mächtig wirkenden Temperaturdifferenzen — Kälte und Wärme — gesellt sich als weitere Kraft das Wasser. Letzteres dringt in die Risse der Gesteine ein und bewirkt durch den Uebergang aus dem flüssigen in den starren Eiszustand, infolge der Volumensänderung eine Sprengung der Felsmassen. Stück für Stück bröckelt ab und stürzt in die Tiefe. Wiederum tritt das Wasser zur Arbeit an, nimmt die gelösten Steinmassen auf, zerkleinert sie weiter und befördert das Geröll zu Tal. Getreulich helfen hierbei gewaltige Gletscher, die das Gestein gleich einer Mühle quetschen, schleifen, zermahlen und Schneefelder tragen die Gesteinstrümmer in die Tiefe, wo der Gebirgsbach den kostenlosen Weitertransport übernimmt. Nun setzt auch die chemische Verwitterung ein. Die im Wasser enthaltene Kohlensäure, der Sauerstoff der Luft, dann aber auch die bei der Verwesung organischer Stoffe sich bildende Huminsäure wirken lösend und zersetzend auf die Gesteinstrümmer. Je weiter nun die Zersetzung fortgeschritten ist, desto energischer erfolgt die vollständige Auflösung. Die ersten Pflanzen und Tiere beleben die Erdkrumme, welche nach dem Absterben ihre Leichen und Reste dem Boden vermachen. Auf diese Weise hat die Natur den Boden soweit vorbereitet, bis der Besitz ergreifende Mensch seine vollständige Aufschließung durch Bodenbearbeitung mannigfacher Art betätigt und den Boden für seine Zwecke verbessert. — Das zahlreiche Auditorium spendete dem Redner für diese lehrreichen Ausführungen reichen Beifall.

* Die Beerdigung Pierre Curies fand am Sonnabend Nachmittag in aller Stille statt. Es waren keine Todesanzeigen ausgegeben und jede offizielle Trauerfeier war abgelehnt worden. Trotzdem kamen die Professoren der Sorbonne und des Collège de France, sowie der Unterrichtsminister Briand, um dem großen Manne der Wissenschaft die letzte Ehre zu geben. Frau Curie geleitete allein ihren Gatten auf dem letzten Wege nach Sceaux, wo die Bestattung stattfand. — Aus Paris wird ferner gemeldet: Der französische Ministerrat beschloß, daß bei Wiederzusammentritt der Kammer der Unterrichtsminister einen Vorschlag einbringen soll, wonach der Witwe und den Kindern des Entdeckers des Radiums, Professor Curie, eine Nationalpension ausgesetzt werden soll.

* Personalien. Dem Professor Dr. Alfred Widmaier an der Technischen Hochschule in Stuttgart ist aus Anlaß der Ablehnung des an ihn ergangenen Rufes an die Technische Hochschule in Berlin-Charlottenburg vom König von Württemberg das Ritterkreuz 1. Kl. des Friedrich-Ordens verliehen worden.

* Todesfälle. Der bekannte Berliner Verlagsbuchhändler Geheimer Kommerzienrat Dr. Hermann Paetel ist in Nervi, wenig mehr als 70 Jahre alt, einer Lungenentzündung erlegen. — Gleichzeitig wird uns aus Leipzig der Tod eines anderen, um das Verlagswesen verdienten Mannes gemeldet: Johann Jakob Weber, der Mitinhaber der berühmten Verlagsfirma J. J. Weber, ist nach kurzer Krankheit verschieden. — Der Direktor der Stuttgarter Baugewerkschule, Oberbaurat Walter, ist im Alter von 71 Jahren gestorben.

✠

Hochschulnachrichten.

d. **Heidelberg.** Geheimrat Tscherni wird am 1. Oktober von seinem Lehramt zurücktreten. An seiner Stelle wird der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Bier in Bonn den hiesigen Lehrstuhl für Chirurgie erhalten. Tscherni wird die Leitung des von ihm begründeten Krebsinstituts übernehmen.

hc. **Göttingen.** Seinen 60. Geburtstag feiert am 26. April der außerordentliche Professor für Musikwissenschaft an der hiesigen Universität Otto Freiberg.

hc. **Posen.** Der Direktor des kgl. Wilhelms-Gymnasiums in Krotoschin Dr. Wilhelm Schjerning ist mit der Abhaltung von Vorlesungen über Geographie an der hiesigen kgl. Akademie beauftragt worden.

oem. **Breslau.** Der ordentliche Professor in der katholisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. theol. August Nürnberger, Ordinarius für Dogmatik, ist zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf ein Jahr beurlaubt worden und wird daher im nächsten Sommer- und Wintersemester keine Vorlesungen halten. — Frln. Dr. med. Klara Bender, Volontärärztin an der medizinischen Universitätsklinik zu Königsberg, ist als etatsmäßige Assistenzärztin an die medizinische Poliklinik der hiesigen Universität berufen worden.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 26. April. Nummer 96.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Die Entschädigung der bayerischen Landtagsabgeordneten.

b Im gegenwärtigen Zeitpunkte, in dem der langjährige Wunsch nach der Gewährung einer bis jetzt durch den Artikel 32 der Reichsverfassung ausgeschlossenen Entschädigung der Mitglieder des Deutschen Reichstags — denen gegenwärtig lediglich auf Grund eines Bundesratsbeschlusses vom 13. November 1884 freie Eisenbahnfahrt zwischen ihrem Wohnorte und Berlin eingeräumt ist — sich der Erfüllung zu nähern scheint, dürfte es nicht ohne Interesse sein, einen Rückblick auf den geschichtlichen Entwicklungsgang zu werfen, den die Regelung der Entschädigung der bayerischen Landtagsabgeordneten seit dem Bestehen der Verfassung vom 26. Mai 1818 genommen hat.

Hierbei sollen der Vollständigkeit halber nicht nur diejenigen Bestimmungen Erwähnung finden, die im Verlaufe dieses Entwicklungsganges als geltendes Recht einander gefolgt sind, sondern es werden auch die teils von der Staatsregierung gemachten, teils aus dem Schoße des Landtags hervorgegangenen Abänderungsvorschläge, die von Erfolg nicht begleitet waren, in den Kreis der Darstellung einbezogen werden.

Die X. Verfassungsbeilage, das Edikt über die Ständeversammlung vom 26. Mai 1818, sprach den Mitgliedern der Kammer der Abgeordneten, die nicht am Orte der Versammlung selbst wohnten, für die Dauer der Versammlung „eine bemessene Entschädigung der Reise- und Zehrungskosten“ in der Art zu, daß ihnen „von dem zur Erscheinung bestimmten Tage bis zum Schlusse der Versammlung, jedoch mit Einschluß des vorhergehenden und nachfolgenden Tages, eine Taggebühr von fünf Gulden und für die Reisekosten von einer Entfernung von 1—6 Stunden und so weiter von jeden 6 Stunden eine Gebühr von acht Gulden verabfolgt werden sollte“. Ueber die Auszahlung der Diäten und Reisekosten bestimmten die Geschäftsordnungen der Kammer der Abgeordneten vom Jahre 1825 und vom Jahre 1831 gleichlautend folgendes: Die Diäten können nur in Uebereinstimmung mit dem vorgeschriebenen Präsenzprotokolle ausbezahlt werden. Wenn ein Abgeordneter in der Sitzung nicht erscheint und sich beim Präsidenten nicht entschuldigt hat, so werden für die Zeit der Abwesenheit die Diäten nicht ausbezahlt. Hat aber ein Abgeordneter sich nur so lange entfernt, daß er keine Sitzung versäumt, so findet der Abzug an den Tagegeldern nicht statt. Für Reisen auf Urlaub und zurück werden keine Reisegelder bezahlt, desgleichen dann, wenn ein Mitglied der Kammer sich vor der feierlichen Schließung derselben ohne Urlaub entfernt. Tritt ein Mitglied aus der Kammer aus, so erhält es die Gebühren für die Rückreise, ausgenommen, wenn der Austritt als Strafe erkannt ist.

Im Jahre 1831 stellte der Landtag an die Krone die Bitte, es möchte ein Gesetzentwurf an die Stände gebracht werden, durch den die Diäten für die Deputierten von fünf auf vier Gulden herabgesetzt würden; dieser Bitte wurde jedoch von seiten der Krone nicht entsprochen.

Das Gesetz vom 4. Juni 1848, die Wahl der Landtagsabgeordneten betreffend, bestimmte über die Tagegebühren das gleiche wie die X. Verfassungsbeilage und setzte die Reisekostenentschädigung auf einen Gulden für die Wegstunde fest. Hierzu verfügte die Geschäftsordnung der Kammer der Abgeordneten vom Jahre 1851 nachstehendes: Die Diäten werden unter Zugrundelegung des Anmeldeprotokolls und des Tagebuches für Beurlaubungen ausbezahlt; die Beurlaubten beziehen keine Diäten. Für Reisen in den Urlaub und zurück werden keine Reisegebühren bezahlt. Tritt ein Mitglied aus der Kammer aus, so erhält es die Gebühren für die Rückreise.

Der gleichfalls noch auf der Grundlage der vorerwähnten Bestimmungen des Landtagswahlgesetzes vom Jahre 1848 beruhende Artikel 56 der Geschäftsordnung der Kammer der Abgeordneten vom Jahre 1872 schrieb vor, daß die Diätenzahlung an Beurlaubte bis zu ihrer Wiederanmeldung einzustellen sei und daß austretende Mitglieder die Reisegebühren für die Rückreise erhalten sollten.

Ein im Jahre 1852 von der Staatsregierung beim Landtag eingebrachter Gesetzentwurf über die Tagegebühren und Reisekostenvergütung der Mitglieder der Kammer der Abgeordneten enthielt folgende Vorschriften: Die nicht am Orte der Landtagsversammlung wohnenden Abgeordneten erhalten vom Tage der Anmeldung bis zum Schlusse der Versammlung mit Einschluß des vorhergehenden und nachfolgenden Tages eine Tagegebühr von vier Gulden; Abgeordnete, die am Sitze der Versammlung wohnen, erhalten auf Verlangen die Hälfte dieser Tagegebühr. Für die Reisekosten werden den Abgeordneten da, wo Eilwagen, Dampfschiffe oder Eisenbahnen benützt werden können, die Fahrtaxen der höchsten Klasse einschließlich der Auslagen für das Gepäck, dagegen wird für die Wegstrecken, wo und soweit solche Fahrgelegenheit nicht benützt werden kann, eine Gebühr von einem Gulden für die Wegstunde verabfolgt. Ist der Wohnsitz des Abgeordneten so weit von dem Versammlungsorte entfernt, daß der Weg nicht innerhalb zwölf Stunden zurückgelegt werden kann, so hat der Abgeordnete außer der oben bezeichneten Reisevergütung auch noch den Betrag eines Tagegeldes für jede weiteren zwölf Reisestunden zu beanspruchen.

Dieser Entwurf fand jedoch nicht die Zustimmung der Kammer der Abgeordneten.

Das gleiche Schicksal hatte ein dem Landtage von der Regierung im Jahre 1854 vorgelegter Gesetzentwurf über die Bildung der Zweiten Kammer des Landtags, der über

die Tagegebühren die gleichen Bestimmungen enthielt wie der abgelehnte Entwurf vom Jahre 1852, bezüglich der Reisekostenentschädigung aber vorschrieb, daß den Abgeordneten für diejenigen Wegstrecken, wo die Benützung von Eilwagen oder Eisenbahnen möglich sei, der Betrag der Fahrtaxe der höchsten Klasse, für die übrigen Wegteile dagegen eine Gebühr von einem Gulden für die Wegstunde verabfolgt werden solle.

Die nach der Ablehnung auch dieses Entwurfes unverändert fortbestehenden Bestimmungen des Gesetzes vom Jahre 1848 wurden in einen dem Landtage von der Staatsregierung im Jahre 1870 vorgelegten Entwurf eines neuen Landtagswahlgesetzes herübergenommen; dieser Entwurf gelangte jedoch im Landtage nicht zur Beratung.

Neue Bahnen betrat der von der Regierung im Jahre 1874 eingebrachte Wahlgesetzentwurf, der nachstehende Bestimmungen vorsah:

„Den Mitgliedern der Kammer der Abgeordneten wird als Entschädigung für die Reisekosten eine Gebühr von zwei Mark Reichsmünze für die Wegstunde verabfolgt.

Außerdem erhält jeder Abgeordnete für die Teilnahme 1. an einer ordentlichen Landtagssession eine Aversal-Entschädigung von 1000 Mark Reichsmünze, 2. für die Teilnahme an einer außerordentlichen Session oder an den Sitzungen eines in Abwesenheit des Landtags tagenden Ausschusses der Kammer der Abgeordneten ein Taggeld von 12 Mark Reichsmünze.

Als eine ordentliche Session im Sinne der vorstehenden Bestimmung ist es zu betrachten, wenn der Landtag zur Beratung des Budgets oder einer größeren Anzahl von Regierungsvorlagen einberufen ist.

Der Kammer der Abgeordneten bleibt vorbehalten, über die Auszahlung der Aversalentschädigungen und Taggelder, sowie insbesondere darüber, ob und unter welchen Voraussetzungen die Einziehung oder Kürzung derselben zu erfolgen hat, im Wege der Geschäftsordnung das Nähere festzusetzen."

Dieser Gesetzentwurf wurde jedoch noch vor Schluß des Landtags von der Staatsregierung zurückgezogen, da der Gang der Ausschußverhandlungen eine weitere Beratung als aussichtslos erscheinen ließ.

In den von den Abgeordneten *Jörg* und *Schels* in den Jahren 1878 und 1879 gestellten, erfolglos gebliebenen Initiativanträgen wurde die Gewährung eines Tagegeldes von zwölf Mark für die Dauer der Landtagsversammlung mit Einschluß des vorhergehenden und nachfolgenden Tages und eine Reisekostenentschädigung von 30 Pfennig für das Kilometer für die Reise zum Landtage und für die Heimreise nach Beendigung des Landtages vorgeschlagen; der Abgeordnetenkammer sollte vorbehalten bleiben, im Wege der Geschäftsordnung festzustellen, ob und unter welchen Voraussetzungen eine gänzliche oder zeitweise Entziehung der Taggebühren zu erfolgen habe.

Der von der Regierung im Jahre 1881 vorgelegte Entwurf einer Wahlgesetznovelle ließ die Bestimmungen des Gesetzes vom Jahre 1848 über die Tagegebühren und die Reisekostenentschädigung der Abgeordneten unberührt; im Verlaufe der Ausschußverhandlungen der Kammer der Abgeordneten wurden jedoch auch diese Vorschriften in den Kreis der Abänderung einbezogen, und der Artikel 36 des revidierten Landtagswahlgesetzes vom 4. Juni 1848 und 21. März 1881 erhielt folgende Gestalt:

„Die Abgeordneten haben während der Landtagsversammlung sowie während der vorausgehenden und nachfolgenden acht Tage freie Fahrt auf den vom bayerischen Staate betriebenen Eisenbahnen nach verordnungsmäßigen Bestimmungen zu beanspruchen und erhalten bei Beginn und der Beendigung der Landtagsversammlung für die Reise zwischen dem Wohn- und Versammlungsorte, soweit dieselbe nicht auf oben genannten Bahnen zurückgelegt werden kann und soweit nicht freie Fahrt auf anderen Eisenbahnen im Wege der Vereinbarung erwirkt ist, als Reisekosten-Entschädigung fünfzig Pfennig für den Kilometer.

Jeder nicht am Orte der Versammlung wohnende Abgeordnete erhält für deren Dauer unter Einrechnung des vorausgehenden und nachfolgenden Tages eine tägliche Entschädigung im Betrage von zehn Mark."

Eine Königliche Verordnung vom 1. September 1881 bestimmte zum Vollzuge des Artikels 36 Absatz 1, daß den Abgeordneten zu ihrer Legitimation von der Generaldirektion der Königlichen Verkehrsanstalten, Betriebsabteilung (seit dem Jahre 1886 von der Generaldirektion der Königlichen Staatseisenbahnen) auf Namen lautende, zur taxfreien Benützung sämtlicher fahrplanmäßiger Personenzüge auf den vom bayerischen Staate betriebenen Eisenbahnen in beliebiger Wagenklasse berechtigende Karten unbeschadet der gesetzlichen Beschränkung ihrer Benützbarkeit für die jeweilige Dauer der Wahlperiode ausgestellt werden. Das Gewicht des Reisegepäckes, zu dessen freiem Transporte die Legitimationskarte berechtigt, betrug nach der Verordnung vom 1. September 1881 25 Kilogramm und wurde durch eine Verordnung vom 3. Juli 1902 auf 50 Kilogramm erhöht.

Hinsichtlich der freien Fahrt der *in der Pfalz wohnenden* Abgeordneten auf den von ihnen zu benützenden, nicht vom bayerischen Staate betriebenen Eisenbahnen sind im Wege besonderer Vereinbarung die erforderlichen Vorkehrungen getroffen; von den hier in Betracht kommenden Bahnen werden die pfälzischen Eisenbahnen nach dem Gesetze vom 7. Dezember 1905 am 1. Jan. 1909 an den bayerischen Staat übergehen, und von diesem Zeitpunkte an tritt auf ihnen die gesetzliche Freifahrt *sämtlicher* Abgeordneten ein.

Die Lokalbahn-Aktiengesellschaft in München räumt den Freifahrtkarten, die den Abgeordneten für die bayerischen Staatseisenbahnen ausgestellt werden, regelmäßig auch Gültigkeit für die von ihr in Bayern betriebenen Linien ein.

Die Geschäftsordnung der Kammer der Abgeordneten vom Jahre 1904 bestimmt, daß die Diätenzahlung an die beurlaubten Abgeordneten bis zu ihrer persönlichen Wiederanmeldung auf dem Bureau eingestellt wird.

Der von der Regierung am 28. September 1903 eingebrachte Entwurf eines neuen Landtagswahlgesetzes nahm die Vorschriften vom Jahre 1881 unverändert herüber und fügte lediglich dem zweiten Absatze die Worte bei: „nach Maßgabe der näheren Bestimmungen der Geschäftsordnung". Dieser zweite Absatz erhielt sodann in den Beratungen der Kammer der Abgeordneten eine veränderte Fassung, nach der auch den am Orte der Versammlung wohnenden Abgeordneten das Tagegeld von zehn Mark gebührt.

Der Regierungsentwurf vom Jahre 1903 erhielt bekanntlich in der Kammer der Abgeordneten bei der Schlußabstimmung nicht die für Verfassungsänderungen erforderliche Zweidrittelmehrheit und wurde hierauf von der Kammer der Reichsräte abgelehnt.

Der zu Beginn der Landtagssession 1905/06 von den Abgeordneten Dr. v. *Daller* und Genossen eingebrachte Initiativantrag enthielt die Vorschriften über Tagegelder und Reisekostenentschädigung in der Fassung, die ihnen bei der Beratung des Regierungsentwurfs vom Jahre 1903 von der Kammer der Abgeordneten gegeben worden war; in dieser Fassung sind sie in dem neuen Landtagswahlgesetze vom 9. April 1906 als Artikel 38 sanktioniert und verkündigt worden.

Ueberblicken wir am Schlusse zusammenfassend das Ergebnis unserer geschichtlichen Betrachtung, so sehen wir, daß die bayerischen Landtagsabgeordneten sich im wesentlichen schon seit 88 Jahren im Besitze derjenigen Entschädigung für den aus der Ausübung ihres Abgeordnetenamtes sich ergebenden Aufwand und Erwerbsentgang befinden, die den deutschen Reichstagsabgeordneten — abgesehen von der freien Eisenbahnfahrt zwischen ihrem Wohnorte und Berlin — bis jetzt versagt war; wir sehen ferner, daß die im Laufe dieses langen Zeitraumes eingetretenen Aenderungen verhältnismäßig geringfügige sind.

Das Tagegeld, das bis jetzt die Abgeordneten mit Ausnahme der am Orte der Versammlung wohnenden bezogen, betrug vom Jahre 1818 bis zum Jahre 1881 fünf Gulden; im letzteren Jahre wurde es auf zehn Mark festgesetzt und in dieser Höhe ist es auch in das Gesetz vom

9. April 1906 übergegangen, wobei jedoch insofern eine Neuerung geschaffen wurde, als künftig auch den am Orte der Versammlung wohnenden Abgeordneten das Tagegeld gebührt, was bisher nur ausnahmsweise den Mitgliedern besonderer vorbereitender Ausschüsse für größere Gesetzgebungsarbeiten durch Spezialgesetze zugestanden worden war.

Die Reisekostenentschädigung war ursprünglich auf acht Gulden für je sechs Stunden Entfernung vom Versammlungsorte festgesetzt und wurde im Jahre 1848 auf einen Gulden für die Wegstunde herabgemindert.

Von den modernen Verkehrsmitteln ist in diesen älteren Bestimmungen noch nicht die Rede, da die Eisenbahnen, die im Jahre 1818 noch nicht existierten, auch im Jahre 1848 noch kein so allgemein über das ganze Land verbreitetes Netz bildeten, daß ihre Berücksichtigung im Gesetze veranlaßt gewesen wäre. Erst die Novelle vom Jahre 1881 hat der inzwischen vor sich gegangenen Entwicklung des Verkehrswesens Rechnung getragen, indem sie den Abgeordneten freie Fahrt auf den vom Bayerischen Staate betriebenen Eisenbahnen gewährte, und zwar nicht nur zwischen dem Wohnorte und dem Versammlungsorte, sondern im ganzen Königreiche, und indem sie weiter bestimmte, daß die Abgeordneten bei Beginn und bei Beendigung der Landtagsversammlung für die Reise zwischen dem Wohn- und Versammlungsorte, soweit sie nicht auf den bayerischen Staatsbahnen zurückgelegt werden kann und soweit nicht freie Fahrt auf anderen Eisenbahnen im Wege der Vereinbarung erwirkt ist, eine Reisekostenentschädigung von fünfzig Pfennig für das Kilometer erhalten. Die gleichen Vorschriften enthält auch das neue Landtagswahlgesetz vom 9. April 1906.

Welchen Einfluß etwa die in Aussicht stehende Regelung der Entschädigung der deutschen Reichstagsabgeordneten auf den Tagegelderbezug derjenigen bayerischen Landtagsabgeordneten ausüben wird, die zugleich Mitglieder des Deutschen Reichstags sind, läßt sich zurzeit noch nicht ermessen. Es darf jedoch angenommen werden, daß in irgend einer Form Vorsorge gegen den Bezug einer doppelten Entschädigung durch Inhaber sogenannter Doppelmandate getroffen werden wird.

*

Der soeben dem Reichstage zugegangene Gesetzentwurf, betreffend die Gewährung einer Entschädigung an die Mitglieder des Reichstags, schlägt zu diesem Zwecke in § 5 folgende Bestimmungen vor:

„Ein Mitglied des Reichstags darf in seiner Eigenschaft als Mitglied einer anderen politischen Körperschaft, wenn beide Körperschaften gleichzeitig versammelt sind, nur für diejenigen Tage Vergütung beziehen, für welche ihm auf Grund dieses Gesetzes ein Abzug von der Entschädigung gemacht ist oder in den Fällen des § 3 Taggeld nicht gewährt wird. Auch darf es in dieser Eigenschaft während der Dauer der freien Fahrt auf den Eisenbahnen keine Fuhrkosten für die Reise zwischen seinem Wohnort und dem Sitze des Reichstags annehmen."

Ueber den hier erwähnten Abzug von der im § 1 der Vorlage auf jährlich 3000 Mark festgesetzten Entschädigung bestimmt der § 2 des Entwurfs, daß für jeden Tag, an dem ein Mitglied des Reichstags der Plenarsitzung ferngeblieben ist, von der nächstfälligen Entschädigungsrate ein Betrag von 30 Mark in Abzug gebracht wird.

Der im § 5 zitierte § 3 der Vorlage lautet:

„Ein Mitglied des Reichstags, das neu gewählt wird, während der Reichstag versammelt ist, erhält an Stelle der nächsten Entschädigungsrate (§ 1 Abs. 1 unter b) bis zu deren Höhe 20 Mark Taggeld für jeden Tag der Anwesenheit in einer Plenarsitzung.

Ein Mitglied des Reichstags, dessen Mandat, während der Reichstag versammelt ist, erlischt oder niedergelegt wird, erhält während der Zeit seit dem Fälligkeitstage der letzten Entschädigungsrate 20 Mark Taggeld für jeden Tag der Anwesenheit in einer Plenarsitzung mit der Maßgabe, daß der Gesamtbetrag der Taggelder den Höchstbetrag der Entschädigung nicht übersteigen darf, die nach § 1 Abs. 1 unter b am nächsten Fälligkeitstage zu zahlen gewesen wäre. Das Gleiche gilt, wenn der Reichstag aufgelöst wird, während er versammelt ist."

Wenn diese Vorschläge zum Gesetz erhoben werden, so würde hierdurch, da nach Artikel 2 der Reichsverfassung die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen, eine Aenderung des Artikels 36 des jetzt noch geltenden und des Artikels 38 des neuen, mit dem Tage der Ausschreibung der nächsten allgemeinen Wahlen in Kraft tretenden bayerischen Landtagswahlgesetzes bewirkt, ohne daß es hierzu erst noch eines Aktes der Landesgesetzgebung bedürfte.

Paracelsus in der Sage.

Von Dr. Paul Schenk.

Der hochberühmte und noch jetzt viel genannte mittelalterliche Arzt Paracelsus, geboren 1493, gestorben 1541, war ein urwüchsiger Schwabe. Nennt er auch den Ort Einsiedeln in der Schweiz seinen Geburtsort, so war er doch des schwäbischen Geschlechts der Bombaste von Hohenheim berühmtester Sprößling. Auf der Burg Lauterstein im Oberamtsbezirk Blaubeuren soll er längere Zeit ein geheimnisvolles alchemistisches Laboratorium gehabt haben. Sein Großvater, Georg Bombast von Hohenheim, war Großmeister des Johanniterordens und Begleiter des Grafen, nachherigen Herzogs Eberhard im Bart von Württemberg auf dessen Zug nach Palästina. Der natürliche Sohn des Herrn Georg Bombast von Hohenheim, namens Wilhelm, lebte als Arzt zu Einsiedeln in der Schweiz. Dort wurde ihm ein Sohn Theophrastus am 17. Dezember 1493 geboren. Dieser Theophrastus Bombast von Hohenheim nannte sich später Paracelsus und wurde unter diesem Namen vielfach als Reformator der Medizin gepriesen. Mit urwüchsigem Mutterwitz nicht minder als mit geistreicher Phantasie ausgestattet, wies Paracelsus der in ödem Formelkram erstarrten mittelalterlichen Arzneikunst neue Wege. Dabei blieb er ein Sohn des Volkes und machte sich in den schimpflichsten Ausdrücken lustig über seine gelahrten Kollegen mit ihren roten Kapuzen. Er spricht wohl von ihnen als von den „konterfeiten Oelgötzen, die von Kotzensilber und Kotzengold glitzern". Paracelsus selbst verschmähte es nicht, bei alten Weibern und Zigeunern und Barbieren in die Lehre zu gehen. Er stellte eine derartige „praktische" Unterweisung von seiten einfacher Naturmenschen weit über den hergebrachten Unterricht auf den medizinischen Hochschulen des In- und Auslandes. Doch wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir unser Urteil dahin abgeben, daß eben der Paracelsus, der die „schulgerecht" kurierenden Aerzte als Betrüger beschimpfte, recht viel vom Charlatan an sich hatte. Einmal rühmte sich der durch glückliche Umstände schon in jungen Jahren zum Professor in Basel emporgehobene Paracelsus, daß er imstande sei, aus einem Studenten schon in dem kurzen Zeitraume eines Jahres einen ausgezeichneten Doktor der Medizin fertig zu liefern. Und dann wieder glaubte derselbe Professor Paracelsus, seine chemischen Geheimmittel vor den Augen seiner Schüler durch einen Schwall mystischer Worte verbergen zu müssen. Nebenbei behauptete er außerdem, der Mensch könne überhaupt kein Krankheit kurieren ohne die Hilfe Gottes. Und doch hat Paracelsus die Arzneimittellehre um eine Menge stark wirkender giftiger Mittel bereichert. Zu einem so widerspruchsvoll und gleichzeitig so selbstbewußt auftretenden Geiste drängten sich natürlich Schüler und Patienten. Um eine so eigenartige Persönlichkeit bemüht sich noch mit besonderm Eifer der Forschergeist, den es reizt, das Dunkle dieser Menschennatur aufzuklären. „Sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer", dieses Dichterwort könnte man als Leitmotiv über das ganze Handeln und Wirken des Paracelsus setzen. Jedenfalls hat er

nichts, um den Glauben zu zerstören, daß er noch helfen könne, wo die Kunst der anderen Aerzte versagte. So kam er schnell beim Volke in den Ruf eines Wundertäters. Alle Zaubereien und Wunder, welche die Sage vom Dr. Faustus berichtet, wurden auf Paracelsus übertragen. Der Dr. Phrastes oder Rastus oder Raster, wie er in der Sage heißt (in Umgestaltung seines Vornamens Theophrastus) stand wie Faust mit dem Teufel im Bunde. Namentlich in Schwaben und in Tirol begleitete Frau Fama den Dr. Theophrastus Paracelsus auf seinen ausgedehnten Wanderfahrten. Das ganze Auftreten des Wunderdoktors seine Kollegen gegenüber war derartig, daß er sich an keinem Orte länger als ein paar Jahre zu halten vermochte. Wie es einem rechten landfahrenden Gesellen zukommt, starb er zuletzt in Elend. Alle seine (recht geringe) wissenschaftliche Habe vermachte der Arzt einem Salzburger Barbier. Seine ärztliche Tätigkeit ist weniger seiner Urheimat Schwaben und dem schweizerischen Geburtslande als dem schönen Tirol zugute gekommen.

In Tirol knüpfen sich denn auch an die Person und die Tätigkeit unseres Paracelsus besonders viele Sagen. In dem Knopfe seines Degens verwahrte der sagenhafte Paracelsus die vier Elemente oder gar den Teufel, der ihm allerlei schwierige Stücke aufführen mußte. Einmal mußte der Teufel dem Theophrast eine Brücke über den Inn bauen, aber so schnell, daß wie der Doktor beim Beginn des Baues mit seinem Pferde im Trab geritten kam, er auch im Trab über die im Entstehen begriffene Brücke reiten konnte; und dann mußte auch gleichzeitig hinter dem Doktor die Brücke wieder abgebrochen werden, damit kein anderer sich ihrer nach ihm bediene. Zu einer anderen Zeit mußte der Teufel für den Doktor Theophrast durch einen Felsen einen Tunnel graben, aber das mußte so schnell gehen, daß der Doktor schon drei Minuten nach Beginn der Arbeit im Galopp durch den besagten Tunnel reiten konnte. Dem Spielmann R. Steuchler zu St. Gallen hat Paracelsus der Sage nach mit Hilfe des Teufels ein Pferd besorgt, auf dem Steuchler in einer halben Stunde von St. Gallen nach Baden ritt, wo er bei einem Feste aufspielen sollte. Dieses Zauberpferd trug den Spielmann durch die Luft. Ueber Theophrasts Geburt berichtet die Sage, er habe im Mutterleibe schon so laut geschrien, daß man endlich, um ihn zur Welt zu befördern, seine arme Mutter in vier Teile habe zerschneiden müssen. Noch wunderlicher jedoch ist, was sich der Sage nach bei seinem Tode zutrug. Als nämlich der Doktor Theophrastus Paracelsus zu Innsbruck verweilte, hatten die dortigen Aerzte fast gar keinen Verdienst mehr, weil alle ihre Kranken ihnen untreu wurden und sich zu Paracelsus um Hilfe wandten. Denn dieser war der Mann der Wunder; und Wunder hofft zuletzt jeder Kranke, wenn die Hoffnung auf natürliche Genesung schwindet. Theophrast, das war allbekannt und in jedermanns Munde, konnte Gold machen, besaß den Stein der Weisen, eine Verjüngungsessenz, einen gezähmten Haselwurm, der ihm alle Geheimnisse der Welt offenbarte, und einige Spinnen, welche alles Gift auf- und an sich saugten, das in feindlicher Absicht dem Doktor nahe gebracht wurde. Die feindseligen Aerzte zu Innsbruck verschworen sich aus Brotneid, dem Paracelsus an das Leben zu gehen. Wohl dachten sie an Vergiftung. Doch Theophrast hatte seine giftsaugenden Spinnen und kannte alle Gegengifte besser als sie. Da kam ein Magier auf die Idee, dem Theophrast aufgelöste Diamantkörner, welche das stärkste Gift enthalten, beizubringen. Theophrast spürte bald die Wirkung, schloß sich ein und befahl seinem Diener, innerhalb fünf Tagen die Tür nicht zu öffnen. Dann setzte er sich in einen Stuhl, nahm eine Kreuzspinne und ließ sie in seinen Magen kriechen, damit sie das Gift heraufziehe. Die Spinne tat redlich ihre Pflicht, sie holte jeden Tag einen Tropfen Gift, so viel als ein Diamantkorn, aus dem Magen heraus. Den Diener aber plagte die Neugier, er begriff nicht, wie sein Herr so lange allein und ohne ihn leben könne. So öffnete er schon am vierten Tage die Tür. Ueber das Geräusch erschrak die Spinne und ließ das letzte Gift wieder fallen. Nun konnte sie es nicht noch einmal wieder aufsaugen. Das wußte Paracelsus, doch hatte er noch ein Mittel, sich im irdischen Leben zu erhalten. Er übergab seinem Diener das Gläschen mit der Goldtinktur und gebot ihm, den Inhalt in den Inn zu schütten, dann gab er ihm auch eine Dose voll Pulver und befahl ihm: Wenn ich gestorben sein werde und erkaltet, so zerhacke meinen Leichnam in kleine Stücke, lege ihn in eine eherne Truhe, streue dieses Pulver oben darauf und öffne nach neun Monaten erst das Gefäß. Dafür soll dir reicher Lohn werden. Der Doktor starb. Die Goldtinktur lag, damit kein Kollege sie besitze, im Inn, dessen Wasser noch heute davon bisweilen goldhellen Glanz strahlt. Der zerhackte Leib des Wunderdoktors aber ruhte (wie es ganz ähnlich auch von Dr. Faust und dem Zauberer Virgil berichtet wird) in der Truhe fest verschlossen. Doch wieder ließ die Neugier den Diener nicht ruhen. Er öffnete schon nach sieben Monaten die Truhe und erblickte voll Schreck in ihr eine menschliche Siebenmonatsfrucht; die krümmte sich und starb mit Zutritt der kalten Luft. Nach einer anderen Sage mußte der Diener die festverschlossene Truhe mit dem zerhackten Leichnam des Paracelsus drei Tage lang hinter den glühenden Ofen stellen. Als der Diener vor Ablauf der Zeit in das Zimmer sah, da guckte Paracelsus' Kopf und Brust bereits aus der Truhe hervor, um dann vor seinen neugierigen Augen wieder zu verschwinden.

So wurde Theophrasts Verjüngungsprozeß vereitelt. Der Wunderdoktor erstand nicht wieder zum Leben. Doch in der Sage lebt er ewig fort.

Bücher und Zeitschriften.

ust. **Angelika v. Hörmann**, eine deutsche Dichterin in Tirol, heißt eine kleine liebevolle literarische Studie, die Dr. Arnulf Sanntag kürzlich (im Verlage der J. Lindauerschen Buchhandlung [Schöpping], München 1906) herausgegeben hat. Der treffliche Kenner tirolischer Literatur, insbesondere Gilms, weist darin weitere Kreise auf die Dichterin der Epen „Oswald von Wolkenstein“ und der „Salig-Fräulein“ und gemütstiefer Lyrik hin, die Kenner und Könner wie Adolf Pichler und Robert Hamerling in die erste Reihe unserer Dichterinnen gestellt haben. Der Verfasser bringt eine ausreichende Analyse der Hauptdichtungen, Proben daraus und einen kurzen biographischen Abriß, und macht sich dadurch neuerdings um das tirolische Schrifttum verdient.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Das dritte Heft des Jahrgangs 1906 von Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt (Herausgeber: Professor Dr. A. Supan; Verlag: Justus Perthes in Gotha) veröffentlicht folgende Hauptartikel: Zur Geschichte der alten Handelsstraßen in Deutschland (mit einer Uebersichtskarte). Von F. Rauers. Winterwasser der Gletscherbäche. Von Professor Dr. Hans Heß.

Allgemeine Rundschau.

23. Kongreß für Innere Medizin.

I.

München, 23. April.

Der 23. Kongreß für Innere Medizin wurde heute früh in den Räumen des Hotels Vier Jahreszeiten im Beisein des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern, des Ministers des Innern v. Feilitzsch und des Oberbürgermeisters der Stadt München v. Borscht vom diesjährigen Vorsitzenden Herrn v. Strümpell (Breslau) eröffnet. In der Eröffnungsrede gedachte der Vorsitzende zuerst der Toten des letzten Jahres (Hermann Nothnagel, S. Rosenstein, Ernst Ziegler und fernerer hervorragender Vertreter der Praxis). Des weiteren beleuchtete derselbe die großen diagnostischen Fortschritte, die in den letzten 20 Jahren gemacht worden seien, die der junge Nachwuchs bereits als selbstverständlichen Besitz ansehe, ein Besitz, den die Alten haben mühsam entstehen sehen. Die Verbesserungen der Diagnostik seien besonders durch die Entdeckung der Röntgen-

strahlen, durch die Einführung der bakteriologischen Untersuchungsmethoden und des ferneren durch die Ausbildung der funktionellen Diagnose, d. h. der festen Maßbestimmungen für die Veränderungen eines erkrankten Organs, erreicht worden. Indessen möge man das Erreichte nicht überschätzen, und neben den neuen Untersuchungsmethoden werde die gesamte sonstige klinische Untersuchung bestehen bleiben und in ihrer Genauigkeit und Peinlichkeit ein wie früher unersetzliches Rüstzeug des Arztes bleiben. Es müsse betont werden, daß neben der ätiologischen die pathologisch-anatomische Diagnose als der eigentliche Schlußstein der Diagnose anzusehen sei. Hier sei auf ein unliebsames sich bemerkbar machendes Zurückgehen der anatomischen Vorstellungen hinzuweisen; das zeige sich in einer übergroßen Vielheit mancher therapeutischen Bestrebungen, die in einem oft blendenden Aufputz ein Mißverhältnis zum wirklich Geleisteten aufwiesen. Eine Verquickung wissenschaftlicher Bestrebungen mit dem Streben nach wirtschaftlichem Erfolg, wenn auch menschlich allzu verständlich, müsse bekämpft werden. In einem weiteren therapeutischen Ausblick hebt Herr v. Strümpell hervor, daß wir schon jetzt eine Zeit geistig schauen könnten, in der die Infektionskrankheiten ihren Schrecken verloren hätten; für andere Krankheiten fehle bisher jedoch auch nur eine theoretische Grundlage für eine kausale und erfolgreichere Therapie.

Prinz Ludwig Ferdinand, der gebeten wird, das Ehrenpräsidium des Kongresses zu übernehmen, erklärt darauf den Kongreß für eröffnet.

Namens der bayerischen Staatsregierung begrüßt Staatsminister v. Feilitzsch den Kongreß. Die Gesamtheit blicke mit Dank auf die großen praktischen Erfolge, die zum Wohle der leidenden Menschheit erreicht worden seien, und deshalb erfülle die Regierung nur eine ihrer Pflichten, wenn sie ihr lebhaftes Interesse an den Verhandlungen kundgebe.

Generalarzt der bayerischen Armee v. Bestelmeyer legt Zeugnis ab von der hohen Bewertung der inneren Medizin im Rahmen des jetzigen militärischen Sanitätsdienstes; auf diesem Gebiet liege jetzt der Schwerpunkt der militärärztlichen Tätigkeit, und dementsprechend habe sich auch die Ausbildung der Militärärzte geändert.

Oberbürgermeister v. Borscht begrüßt namens der Stadt den Kongreß und weist auf die engen Beziehungen zwischen Heilkunde und Gemeindeverwaltung hin. Hofrat v. Hößlin spricht eine Begrüßung im Auftrag des Münchener Aerztlichen Vereins aus.

Als Hauptthema für den Kongreß hatte die Leitung ein Gebiet aus der speziellen Pathologie gewählt, auf dem innere Medizin und Chirurgie in zielbewußter Nebeneinander- und Zusammenarbeit bemerkenswerte therapeutische Erfolge erzielt haben: die Pathologie der Schilddrüse. Demgemäß hatten zwei der Hauptarbeiter auf diesem Gebiete, Herr Kraus (Berlin) als Vertreter der inneren Medizin und Herr Kocher (Bern), das Referat übernommen.

Herr Kraus (Berlin): In der Schilddrüse darf wie in anderen gewöhnlichen Drüsen ein Absonderungsvorgang als erwiesen betrachtet werden. Der Inhalt der Schilddrüsenbläschen, das sogenannte Colloid, läßt die Schilddrüse als eine Art Vorratsdrüse erscheinen, der Charakter des Absonderungsvorgangs ist kein allzu reger. Es handelt sich um eine Absonderung nach den Lymph- und Blutbahnen hin: eine sogenannte innere Sekretion, wofür auch das Experiment spricht. Seit dem Nachweis des regelmäßigen Vorkommens von Jod in der Schilddrüse wird allgemein die Wirksamkeit derselben in ihren chemischen Lebensprozeß verlegt. Hier stehen sich zwei Hypothesen gegenüber, die Sekretionstheorie, gemäß der die Schilddrüse für den Bestand des Organismus wichtige chemische Verbindungen ins Blut abgibt, und eine Entgiftungshypothese, welche eine ebenfalls durch die Schilddrüse bewerkstelligte Entgiftung schädlicher Stoffwechselprodukte annimmt. Der Vortragende steht auf dem Standpunkt, daß viele Brücken zwischen beiden Annahmen existieren. Die Sekretionstheorie wird dadurch gestützt, daß die Einführung ihrer Substanz oder die operative Wiedereinpflanzung des Organs den Folgeerscheinungen einer experimentellen oder natürlichen Zerstörung des fraglichen Organs entgegenwirkt. In diesem Sinne ist durch die ermittelten Tatsachen bis jetzt wenigstens ein lebenswichtiger Modus der Schilddrüsenfunktion, die Abgabe von lebenswichtigen Stoffen an die Säftemasse festgestellt. In Kürze wird der Kreislauf des Jods in der belebten und unbelebten Natur vorgeführt; der Vortragende hält sich dabei zum Teil an eigene Versuche und an Arbeiten seiner Schüler. Wichtig ist, daß das Jod im Körper durchaus nicht nur in der Schilddrüse vorkommt, die Schilddrüse scheint hier aber allerdings sehr stark zu dominieren. Ferner ist bedeutungsvoll, daß das Jod im Organismus des Neugeborenen fehlt. Da aber auch Säugende am Verlust der Schilddrüse zugrunde gehen und da der kindliche Organismus nichts von den Ernährungsstörungen zeigt, welche sonst den Schilddrüsenmangel begleiten, so ist jeder exklusiven Erklärung der Funktion der Schilddrüse auf Grund ihres Jodgehaltes der Boden entzogen.

Der Vortragende geht jetzt über zu den Gründen, welche dafür sprechen, daß in der Schilddrüse zwei getrennte Teilapparate mit zwei verschiedenen Funktionen existieren. Der operativ bewerkstelligte und der durch Krankheit verursachte Ausfall der Schilddrüsenfunktion hat zwei verschiedene Krankheitsbilder zur Folge: die thyreoprive Tetanie, eine schwere, meist unter Krämpfen verlaufende Erkrankung, und die thyreoprive Cachexie, das sogenannte Myxödem, mit chronischen, charakteristischen Ernährungsstörungen. Es spricht große Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Tetanie an ein Fehlen der sogenannten Beischilddrüsen, das Myxödem an die eigentliche Schilddrüse geknüpft ist.

Eingehend beschäftigt sich, wiederum meist auf Grund eigener Untersuchungen, der Vortragende mit der Wirkung der Schilddrüsenstoffe. Am meisten allgemeines Interesse verdient die Beziehung der Schilddrüse zum Herzen und zum Stoffwechsel. Schilddrüsensaft bewirkt von den Venen aus Erweiterung der Augenlidspalte, Hervortreten des Augapfels, Pupillenvergrößerung und eine Beschleunigung des Herzschlages. Es ist insbesondere das Krankheitsbild der bekannten Basedowschen Krankheit, das in den dargelegten Elementen seine Entstehung finden soll. Bezüglich des Stoffwechsels lassen sich nach der Ansicht des Vortragenden Eiweißverluste, die man früher als durch die Schilddrüsensubstanz bedingt ansah, leicht vermeiden. Die Schilddrüsenstoffe steigern erheblich den Verbrennungsprozeß, besonders bei Fettleibigen und Myxödemkranken, theoretisch sei daher die Schilddrüsensubstanz das idealste aller Entfettungsmittel.

Schließlich wendet sich der Vortragende rein praktisch ärztlichen Dingen zu, indem er untersucht, ob durch das keineswegs abgeschlossene pathologische Tatsachenmaterial der weiteren Forschung nach den Krankheitsbildern eine sichere Grundlage und eine produktive Richtung gegeben sei. Er bespricht hier zunächst das von ihm sogenannte Kropfherz, ferner das Basedow-Problem, die Frage der sogenannten idiopathischen Tetanien, die Krankheitstypen mit Insuffizienz der Schilddrüse und den endemischen Kretinismus und schließt mit einem erfreulichen Ausblick auf noch größere Fortschritte in der Therapie.

Der zweite Referent, Herr Kocher (Bern), bespricht darauf in einem gedrängten inhaltsreichen Referat auf Grund von 3000 beobachteten und operierten Kropfkranken das klinische Bild der Schilddrüsenerkrankungen. Er faßt seine Ausführungen in ungefähr folgenden Schlußsätzen zusammen. Wir können zwei große Gruppen von bakteriologischen Erscheinungen am Menschen genau charakterisieren, welche abhängig sind von Veränderungen des Schilddrüsenapparates und scharf voneinander trennen: 1. Die Erkrankungen, die als Folge teilweisen oder totalen Ausfalles der Schilddrüsenfunktion entstehen. Zu unterscheiden ist der Ausfall der eigentlichen Schilddrüse (Myxödem) und der Ausfall der Nebenschilddrüsen (Tetanie); bei beiden handelt es sich um eine verringerte oder gänzlich fehlende Sekretion. In allen Graden und Formen dieser Gruppe ist die Einführung von Schilddrüse in den Stoffwechsel ein souveränes Heilmittel, insofern sie alle noch rückbildungsfähigen Symptome zurückbildet und solange eine richtige Dosierung dabei beobachtet wird. Das radikale Heilmittel ist die Implantation gesunder Schilddrüse. 2. Die Erkrankungen, die eine Folge gesteigerter Tätigkeit der veränderten Schilddrüse sind. Die Therapie ist hier eine ebenso sichere, wenn der Arzt besonders auch die Anfangsstadien und die gelinden Formen zu beurteilen lernt. Heilmittel ist hier alles, was die Tätigkeit der Schilddrüse einschränkt (geistige und körperliche Ruhe, entsprechende Ernährung). Das radikale Heilmittel ist die operative Behandlung, bestehend in der Unterbindung der Schilddrüsenarterien oder der Excision der Drüse — je nach Maßgabe des Grades der Hypoplasie.

Die Nachmittagssitzung wurde durch die Diskussion über die Morgenvorträge und einige weitere das Schilddrüsenthema behandelnde Vorträge ausgefüllt.

Herr Heuser weist auf Beziehungen zwischen Erkrankungen der Leber und der Schilddrüse hin.

Herr F. Müller (München) erwähnt eine abnorm große körperliche und geistige Ermüdbarkeit als Symptom der Basedowschen Krankheit und spricht von Beziehungen zwischen dieser und der Zuckerkrankheit.

Herr Ewald (Berlin) kann die guten therapeutischen Erfolge beim Myxödem und beim Kretinismus bestätigen. Dagegen sei bei der Basedowschen Krankheit ein Erfolg mit Sicherheit nicht vorauszusagen. Bezüglich der operativen Behandlung entsteht die Frage, wann man operieren soll. Mißlich sei auch eine fortgesetzte Darreichung von Schilddrüsenpräparaten, da eine Gewöhnung an die unangenehmen Begleitsymptome nicht eintrete.

Herr **Hoenicke** hat experimentell Basedowsche Krankheit zu erzeugen gesucht. Er glaubt, daß die rein quantitative Erhöhung der Sekretion das Krankheitsbild bedingt. Die Osteomalacie (abnorme Weichheit der Knochen) ist nach ihm ebenfalls eine Schilddrüsenerkrankung.

Herr **Hoehl** weist darauf hin, daß sich häufig bei psychischen Störungen Basedowsche Krankheit an einen bestehenden Kropf anschließe.

Herr **Hoffbauer** spricht von Atemstörungen bei Basedowscher Krankheit, die bis zu 1¼ Minuten beobachtet seien.

Herr **Gutzmann**: Sprachstörung sei oft das vorherrschende oder alleinige Symptom beim kindlichen Myxödem.

Herr **Asher** berichtet, daß Atropinvergiftung (Pupillenerweiterung) anhaltender bei Erkrankung der Schilddrüse wirkt; dies könne eventuell als diagnostisches Hilfsmittel benützt werden.

Herr **Jacob** weist darauf hin, daß die anatomischen Befunde nicht mit der Tatsache übereinstimmen, daß die Basedowsche Krankheit bedingt ist durch gesteigerte Sekretion der Drüse und plädiert therapeutisch für Hydrotherapie und Arseneisenquelle.

Herr **Weintraud** berichtet über eine Patientin mit Schilddrüsenerkrankung, bei der das Röntgenbild an einer Stelle, an der palpatorisch nichts nachzuweisen war, vielfache kleine Infraktionen des Knochens aufwies; bei Mangel an Schilddrüse handle es sich um eine mangelhafte Knochenwiedervereinigung.

Herr **Alt** weist unter Demonstration von Photographien vor und nach Behandlung von Schilddrüsensubstanz auf eklatante Erfolge bei Idiotie und Kretinismus hin; beim gegensätzlichen Krankheitsbild der Basedowschen Krankheit habe eine entsprechende (salzarme) Kost gute Erfolge ergeben.

Herr **Seifert** spricht vom Zusammenhang von Syphilis und Schilddrüsenerkrankung.

Herr **Schultze** kann die guten Resultate bei frühzeitiger Operation bestätigen.

Herr **Siegert** befürwortet Schilddrüsenmedikation bei dem nicht so seltenen Krankheitsbild des sogenannten Mongolismus bei Kindern.

Herr **Oswald** vertritt die Ansicht, daß es sich bei der Basedowschen Krankheit nicht um ein Plus, sondern um ein Minus der Funktion der Schilddrüse handle.

Herr **Hoffmeister** spricht von den Herzstörungen bei Kröpfen, die vielfach abhängig seien von der Gegend, aus der die Patienten kommen.

Herr **Reinbold** nimmt die Entfettungstherapie durch Schilddrüsenpräparate unter den nötigen Kautelen in Schutz und weist auf ein neues giftfreies Präparat hin.

Von mehr fachwissenschaftlichem Wert waren die Diskussionsbemerkungen der Herren **Blumenthal**, **Erdheimer**, **Pfaundler**, **Gerhardt**, **Roos** und **Mathes**.

Die Herren Referenten faßten in kurzen Schlußbemerkungen das Ergebnis der Diskussion zusammen und Herr **Kocher** plädierte besonders für eine möglichst frühzeitige Operation der in Betracht kommenden Fälle.

Herr **Blum** (Frankfurt) (Neues zur Physiologie und Pathologie der Schilddrüse) glaubt, daß in der Schilddrüse ein besonderes Jod spaltendes Ferment vorhanden ist. Die Basedowsche Krankheit faßt er als bedingt durch Fäulnisprozesse im Darm auf und er will dementsprechend durch Regulierung der Darmtätigkeit (fleischlose Kost) gute Erfolge erzielt haben.

In der Diskussion bekämpfen die Herren **Roos** und **Oswald** diese Anschauungen.

Herr **Gilmer** (München) (Die Röntgenbehandlung bei Struma und Basedow) berichtet auf Grund von 26 eigenen Kropffällen und einer Anzahl Basedow-Erkrankungen über günstige Erfolge der Röntgentherapie.

Herr **Löning** (Halle) berichtet über anatomische Veränderungen bei einer durch Schilddrüsenerkrankung bedingten krankhaften Fettanhäufung.

Herr **Mendel** (Essen) spricht über die Syphilis der Schilddrüse.

*

9. Versammlung deutscher Historiker.

III. (Schluß.)

B-dr. **Stuttgart**, 23. April.

Die Stellung **Englands zu Europa vor hundert Jahren** untersuchte Oberstudienrat Dr. **Egelhaaf** im Abendvortrag des zweiten Tages. Der dreimalige Umschwung der öffentlichen Meinung Großbritanniens Politik gegenüber in den Jahren 1750, 1780 und 1806 ward in seinen Ursachen und Wirkungen einer auf vielseitiges Material gestützten Untersuchung, die inhaltlich meist Bekanntes bot, unterzogen, woran sich ein Ausblick auf die heutige Stellung der westeuropäischen Großmächte zueinander schloß.

Einen an reizvollen Partien reichen Ausflug in die **Wirtschaftsgeschichte Italiens im früheren Mittelalter** bot als erster Redner des dritten Tages Privatdozent Dr. L. M. **Hartmann** (Wien). Als Grundlagen der Entwicklung während eines Zeitraumes von 400 Jahren kommen in Betracht: die von der Römerzeit überkommene Grundherrschaft, die Städte, der Gegensatz von Eigenwirtschaft und Großpacht und das Fortbestehen der Collegia (etwa mit „Zünfte" zu übersetzen). Bedeutsam ist ferner die Unterbevölkerung, mit herbeigeführt durch den Gotenkrieg und seine Begleiterscheinungen, und die Störung des großen traditionellen Menschenkonfluxes. — Seit Ende des 6. Jahrhunderts ist ein langobardisches erobertes und ein römisch gebliebenes Italien zu unterscheiden. Letzteres war wegen seines Menschenmangels bei der Beschaffung seiner Wehrkraft völlig auf byzantinische Hilfe angewiesen, bei deren Versagen Ende des 6. und 7. Jahrhunderts sich neue Formen der Defensive und wirtschaftliche Neubildungen ergaben: Bildung binnenländischer Verteidigungslinien und damit einer Miliz, Militarisierung des Grundbesitzes. Tribun und Grundherr sind identisch, bilden sich zu einem erblichen Institute. — Die Langobarden sind zunächst Viehzüchter oder Anhänger der arbeitslosen Rente. Grundbesitzer und Langobarde sind zunächst gleichbedeutende Begriffe, aber schon im 8. Jahrhundert findet sich eine ständische Vermögensskala, eine abgestufte Militärverpflichtung. Darüber steht als politische Organisation ein aus der Not geborenes, zunächst mit schwachem Hausgut begabtes Königtum, das durch Belehnung der Besitzlosen mit dem aus Eroberungen zeitweiser Expansionspolitik gewonnenen Gute eine Machtgrundlage sich zu schaffen sucht. Weiterhin kommt es dann zu wirtschaftlicher Wechselwirkung zwischen dem römischen und dem langobardischen Italien durch Austausch von Waren bezw. Rohprodukten. Unter dem fränkischen Einfluß treten dann die lokalen Gewalten mehr und mehr hervor, deren das fränkische Königtum nur zeitweise Herr zu werden vermag.

Den Versuch, eine neue Auffassung der Persönlichkeit **Karls des Großen** einzuführen, machte ein Vortrag von Professor Dr. **Bloch** (Rostock). Er bemühte sich, die Wirksamkeit Karls aus dessen tiefer Religiosität und dessen wahrem, tiefgründigem Christentum heraus aufzubauen. Nach Blochs Meinung gab sich Karl nicht wie Chlodwig dem Christengotte als dem starken Siegbringer hin, vielmehr sei ihm die Verbreitung des Christentums an sich Herzenssache gewesen. Bloch ging so weit, Handlungen wie die der Niedermetzelung der gefangenen Sachsen auf biblischen Einfluß, die Behandlung der Philister durch David, zurückzuführen. Diese Auffassung, für welche Bloch in einer künftigen Publikation ausführliches Beweismaterial erbringen will, erfuhr scharfe Gegnerschaft von seiten der Diskussionsredner, so durch den Kirchenhistoriker Prof. Dr. **Kolde** (Erlangen), dann durch Prof. Kaufmann, der Karl vor allem als Herrscher und Halbbarbaren auffaßt als einen in der Verfolgung seiner Zwecke die Kirche in seinen Dienst stellenden, rücksichtslos vorgehenden Mann.

Als Einleitung zu einer Führung durch die Stuttgarter kgl. Gemäldegalerie sprach dann Professor Dr. v. **Lange** (Tübingen) über **Schwabens Stellung in der Geschichte der Malerei**, wobei er sich auf die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts beschränkte. Es galt für den Redner vor allem, den Nachweis zu liefern, daß entgegen den bis zum letzten Jahrzehnt geltenden Anschauungen die oberdeutsche Malerei jener Periode als eine völlig selbständig sich herausbildende realistische Richtung zu betrachten sei, also als unbeeinflußt durch die niederländische Malerei. Die Wendung zum Realismus, die an die Miniaturmalerei anknüpfe, sei als eine allgemein in der Zeit gelegene Strömung aufzufassen, sie sei aus dem alten oberdeutschen Kulturboden erwachsen. Besondere Berücksichtigung erfuhren drei Hauptgestalten der schwäbischen Schule, Lukas **Moser**, der Schöpfer des großen Magdalenen-Altars in der Kirche zu Tiefenbronn, ein Uebergangsmeister an der Schwelle zweier Jahrhunderte; der Baseler Maler Konrad **Witz** (gestorben 1447), charakteristisch durch die illusionäre Art seiner Raumgestaltung, die Plastik seiner Figuren, die Ausdrucksfähigkeit seiner Farben für das Stoffliche; schließlich der zu Reichenhofen in Württemberg geborene **Multscher**, der Schöpfer des bekannten Altarbildes zu Sterzing in Tirol, von dessen Hand auch die Stuttgarter Galerie vier Gemälde besitzt. Er ist der ausgesprochenste Realist des 15. Jahrhunderts, der Führer und Anreger seines Nachfolgers **Zeitblom**.

Einen glänzenden Abschluß fanden die Verhandlungen am Schlußtage durch den Vortrag von Prof. Dr. **Tröltsch** (Heidelberg), der über die **Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt** sprach. Bei der Behandlung seines Themas kam es dem Vortragenden vor allem darauf an, die Zusammenhänge des Altprotestantismus, der von dem heutigen Protestantismus als ein Produkt ganz

anderer Verhältnisse wohl zu unterscheiden sei, mit der heutigen modernen Welt in ihren eventuellen kausalen Beziehungen aufzudecken, wobei er, wie gleich betont sein mag, im wesentlichen zu einem negativen Resultate gelangte. Bei dieser Untersuchung betonte der Redner vor allem den bedeutsamen Unterschied zwischen Luthertum, Calvinismus und Wiedertäufertum in ihrer Einwirkung auf die moderne Welt. Der Altprotestantismus stehe in allen wesentlichen Punkten mit der modernen Welt in direktem Widerspruch, er sei nur eine andere Antwort auf die alte katholische Frage nach der Heilsgewißheit, die er als prädestinatorisch von Gott gegeben erfasse. Ihm bleibe der alte Begriff der Kirche als eine autoritative Heils- und Erziehungsanstalt, die infallibel und intolerant sei. Bezüglich der Askese habe er nur Sinn und Form verändert, sie sei im Grunde genommen strengster Augustianismus. Die Askese sei nur statt der katholischen außerweltlichen eine innerweltliche geworden.

Auf Grund dieser Definition untersuchte sodann der Redner in eingehender und überaus interessanter Weise die Zusammenhänge des Altprotestantismus mit den verschiedenen Kulturgebieten. Der Protestantismus habe durch den Bruch der alleinigen Herrschaft der katholischen Kirche das kirchliche Wesen überhaupt, wenn auch gegen seinen Willen, zerstört, die Vielheit der Kirchen und deren Kämpfe hätten mehr als alles andere die Libertisten und Neutralisten großgezogen. Wegen seiner schwächeren Struktur vermochte der Protestantismus den Anstürmen der modernen Wissenschaft und Aufklärung weniger als der Katholizismus zu widerstreben, dies führte zu einer schnelleren Amalgamierung mit der modernen Welt. Durch sein beweibtes Pfarrertum habe er eine Neuschöpfung des Pfarrerstandes und damit ein durchaus am alten Patriarchalismus festhaltendes Familienideal, das der neuen Entwicklung widerstrebte, geschaffen, habe aber von der Belastung des Geschlechtslebens mit dem Erbsündebegriff nicht loskommen können und so eine Schranke gegen die individuelle Befreiung der Frau aufgerichtet. Hier hat erst die Renaissance und in der Kindererziehung haben erst Leute wie Rousseau und Pestalozzi neue Bahnen eingeschlagen. Die heutige Verfeinerung des Geschlechtslebens sei erst den Faktoren moderner Kunst u. s. w. zuzuschreiben. Was der Protestantismus auf dem Rechtsgebiet geschaffen, knüpfe nur ans römische Recht an, im Sinne Luthers, dessen gesunder Bauernverstand populäres Recht verlangte, war dies freilich nicht. So hat Melanchthon das römische Recht als eine weite Führung des Dekalogs betrachtet, andrerseits wurde das kanonische Recht mit wenig Aenderungen beibehalten, also auch hier ein Gegensatz zur modernen Welt.

Tiefer wirkte der Protestantismus auf das Staats- und öffentliche Leben durch Befreiung von aller Ueberordnung der kirchlichen Hierarchie. Er führt die endgültige Verselbständigung des Staates herbei, enthält aber noch nichts von der modernen Staatsidee. Der aufgeklärte, bevormundende Absolutismus wächst aus dem kirchlichen Patriarchalismus heraus, jedoch handelte es sich hier nur um eine Verstärkung schon vorhandener Triebkräfte, während seine Einwirkung auf die Staatsform infolge des konservativen Elementes stärker war. Mehr den modernen Ideen vorbauend, zeigt sich der Calvinismus, seine Kämpfe haben das Widerstandsrecht radikaler entwickelt, er führt zur Theorie vom neu zu ordnenden Staate, und rein religiös betrachtet, zur Idee vom Staatsvertrag; jedoch handelt es sich hier um einen wesentlich religiösen und aristokratischen Staat, der sich vom demokratischen Rousseaus stark unterscheidet. Diese calvinistischen Ideen der Menschenrechte und der Gewissensfreiheit sind in alle modernen Verfassungen übergegangen. Ihr Vater ist also nicht der Protestantismus, sonder eher das noch radikalere Täufertum. Der Einfluß des Protestantismus auf die Entwicklung modernen wirtschaftlichen Lebens war sehr gering. Dagegen findet sich bei Calvin die Verwerfung des Zinsverbotes. Männer wie Weber glauben sogar, den Geist des Kapitalismus aus dem Begriffe der calvinistischen Askese heraus entwickeln zu müssen. Auch eine tiefere Einwirkung auf das soziale Leben und die soziale Schichtung glaubt der Redner nicht dem Protestantismus, sondern der Aufklärung zuschieben zu müssen. Jedoch habe er einen gewissen Geist historischer Kritik großgezogen, auf die Philosophie eingewirkt. Der Einfluß auf die Kunst, soweit sie darstellend ist, betrifft zunächst lediglich das Gegenständliche, ihr konnte der Katholizismus bedeutend mehr geben. Dagegen hat die Musik (J. S. Bach) manche Anregung erfahren.

So kommt der Vortragende zu dem Resumé, im Protestantismus in erster Linie eine religiöse und erst in zweiter und dritter Linie eine Kulturpotenz zu erblicken. Die Wurzeln der spezifisch modernen Religiosität lägen im Protestantismus, speziell in seiner Heilsgewißheit begründet und in dieser, dem Protestantismus entströmten Kraft erblickt der Vortragende Schutz und Schirm des freien Geisteslebens, das mehr denn je, eine Folge der Entwicklung des Militär- und Beamtenstaates, vom Geiste der Bevormundung bedroht sei. Hingegen könne der dem Protestantismus entquellende Geist mehr Widerstand leisten als die etwas müde gewordene, in Einzelbestrebungen sich verflüchtigende Wissenschaft, als die moderne Kunst, die eher angetan sei, sensitiv zu machen, denn stark und kampfesfroh. — Dem Vortrag folgte minutenlanger, außerordentlich herzlicher Beifall.

*

Geschichtliches vom Vesuv.

N. In Nr. 87 der Beilage ist der Glaube der Neapolitaner, daß der Vesuv dann unruhig werde, wenn solche sterben, die ein böses Leben geführt haben, bis auf das Jahr 1036 zurückgeführt. Die Anschauung läßt sich noch früher belegen.

Die griechische Kirche feiert am 19. Mai, die lateinische am 28. April den Bischof Patricius von Prusa mit seinen drei Genossen Acacius, Menander und Polyäcus. Von diesem Bischof sind zwei Reden über das göttliche Gericht und über das unterirdische Feuer berühmt. Unterm 30. April gibt ein nach Süditalien gehöriges griechisches Kirchenbuch der Leipziger Stadtbibliothek Auszüge aus Patricius und Pionius über das unterirdische Feuer und die warmen Quellen und sagt dann dazu:

Wenn einer das nicht glaubt, soll er nur die Insel Lipari betrachten, die so erhitzt ist, daß sie das Meer kochen macht und daß die dahin kommenden Schiffe auseinanderreißen, weil das Pech schmilzt. Wenn aber starke Donner aus der Insel kommen, schwankt und zittert Lipari und feuriger Sand kommt aus dem Meer aus den tiefsten Teilen der Erde und wird in eine ungeheure Höhe hinaufgehoben und vom Wind hingetrieben, wohin er fallen mag. Man sagt aber auch dies: Wenn man hört, daß ein Gottloser und Frevler das Leben verlassen habe, daß dann jene Gegenden die Feuerausbrüche und Donner haben, weil dort deren Seelen gerichtet werden. Durch jene Gegenden kam auch ich Gregorius nach der zweiten Synode in Nicäa (787 n. Chr.) und hörte und sah diese Wunder. Und wie ich auf meiner Reise nach Neapel kam, als ich zur See nach dem alten Rom ging, sah ich in Neapel den sechs Meilen vor der Stadt liegenden schluchtenreichen Berg schwefliges Feuer wie Wasser zur Spitze des Berges sprudeln und auf sechs Meilen herabkommen. Dies lag sechs Tage lang und verbrannte die Erde und die Steine und das Holz und machte alles zu Asche, bis der damalige heiligste Bischof Stephanus mit einem Bittgang hinauszog, in die Nähe kam, Gott bat und es aufhörte. Wenn er aber brannte, stiegen sehr große Steine aus der Erde mitten im Feuer empor und wurden in unendliche Höhe hinaufgeworfen, und bei Tag erschien eine Rauchsäule bis zum Himmel, bei Nacht eine Feuersäule. Das alles aber zeigt Gott dem Menschen zu ihrer Bekehrung, daß sie die Wege der Bosheit aufgeben und die heilsamen und geraden Pfade gehend, des Reiches der Himmel teilhaftig werden, welches uns allen beschieden sein möchte. Amen.

So dieses griechische Kirchenbuch unterm 30. April (Propylaeum ad Acta Sanctorum Novembris 1902, p. 641). In dem aus Pionius ausgehobenen Stück sagt er, er sei selbst in Judäa gewesen, über den Jordan gegangen und habe dort den Boden gesehen, der noch jetzt Gottes Zorn bezeuge. Er habe auch selbst den Rauch noch aufsteigen sehen und die zu Asche gewordene Erde, welche keinerlei Frucht trage. Er verweist auch noch, da jenes fern sei, auf das Feuer im Aetna, als Zeugen für das kommende göttliche Gerichtsfeuer.

*

m. In Ergänzung der verschiedenen geschichtlichen Daten dürfte auch ein anläßlich eines Ausbruchs des Vesuvs zwischen 507 und 511 ergangener Erlaß des Ostgotenkönigs Theoderich des Großen von Interesse sein, der (Cassiod. Var. IV., 50) in freier Uebersetzung folgendes besagt:

An den Praefectus Praetorio Faustus König Theoderich. Die von der Verwüstung des Vesuv heimgesuchten Campanier haben Unsere Gnaden flehentlich und fußfällig gebeten, daß ihnen, deren Feldfrüchte vernichtet sind, eine Entlastung zuteil werden möge. Das geruhen wir zu tun. Aber da Uns zweifelhaft ist, wie groß das Unglück des einzelnen ist, so befehlen wir, daß Ew. Hoheit einen Mann von erprobter Treue nach den Territorien von Nola und Neapel, wo die Not herrscht, sende, damit nach sorgfältiger Inspektion der Felder, die Besitzer gemäß ihrem Schaden erleichtert werden. Die des Bodens entblößte Provinz leidet nämlich an diesem einen Uebel, daß sie, damit sie sich nicht des vollen Glücks erfreue, häufig durch die Bitterkeit dieser Furcht erschüttert wird. So gewaltig ist das dumpfe Grollen des Bergschlundes, daß lautes Brausen die Nachbarschaft erschreckt. Die Luft wird durch tiefschwarzen Dampf verfinstert, und fast durch ganz Italien erkennt man es, wenn dieses Grollen sich erhebt. Weithin fliegt die gekochte Asche und in überseeischen Provinzen

regnet es Staub, und man erkennt, was die Campania leiden kann, wenn ihr Weh in dem anderen Teil des Erdkreises gespürt wird. Wie Aschenflüsse kommt es herunter und siedender Sand stürzt in Strömen herab. Bis in die Wipfel der Bäume werden die mit dem ergötzlichsten Grün geschmückten Felder plötzlich überzogen und durch plötzliche Hitze verwüstet. Es speit jener ewige Schmelzofen zwar bimssteinartige aber fruchtbare Erde, in der bald wieder die aufgenommenen Keime treiben und die mit großer Schnelligkeit die kurz vorher angerichtete Verwüstung wieder gut machen. Eine singuläre Ausnahme, daß der eine Berg so tobt, daß er so viele Teile der Welt durch die Veränderung der Luft schreckt und seinen Inhalt überall zerstreut, ohne daß er Schaden zu nehmen scheint. Weit und breit taut er Staub, in der Nähe aber speit er gewisse Steine, und so viele Jahrhundert steht der Berg, der so viel von sich ausgibt. Wer möchte glauben, daß so ungeheuere, in die Ebene geschobene Schollen aus so tiefen Schlünden gequollen und aus dem Munde des Berges wie leichte Spreu gespien seien? Anderwärts scheinen hohe Gipfel örtlich zu brennen: Die Brände des Vesuvs kann beinahe die Welt erkennen. Wie sollen Wir also den Bewohnern nicht glauben, was durch das Zeugnis der Allgemeinheit erkannt werden kann! Deshalb wähle, wie gesagt, Euere Klugheit einen solchen Mann aus, der den Beschädigten Hilfe bringt und den Erschleichungen keinen Raum gewährt.

❧

Kleinere Mitteilungen.

* Lysol-Vergiftungen. Ueber dieses sehr zeitgemäße Thema hielt Dr. Arthur Schulz, Assistent am Institut für Staats-Arzneikunde in Berlin, anläßlich der XXIII. Hauptversammlung des Preußischen Medizinalbeamten-Vereins einen fesselnden Vortrag. Er wies nach der Vossischen Zeitung einleitend darauf hin, daß jetzt Lysol, das modernste Selbstmordmittel, durch Bundesratsverordnung unter die Abteilung III der Gifte eingereiht worden sei, so daß, wenn auch nicht das Verschwinden, so doch eine erhebliche Einschränkung der Zahl der Lysol-Vergiftungen zu erwarten sei. Lysol hatte sich schnell den Ruf eines vorzüglichen Desinfektionsmittels erworben; es wurde geschätzt wegen seiner im Verhältnis zum Karbol relativen Ungiftigkeit. Man wandte es in der Blütezeit der inneren Asepsis trotz des kaum zu verdeckenden abscheulichen Geschmackes zur inneren Desinfektion und zu Ausspülungen an, und zwar bis zu Dosen von 10 Gramm. Seit Mitte der 90er Jahre hörte man nichts mehr von der aseptischen Verwendung des Lysols, erst im vorigen Jahre wieder empfahl ein praktischer Arzt die Verwendung von Lysol gegen Appetitlosigkeit. Die erste Vergiftung mit Lysol ereignete sich 1892 bei einer Handverletzung. Dann stieg die Zahl der Vergiftungen; sie betrugen 1884: 83 mit 17 Todesfällen. Aber im Jahre 1904 trat eine Episode der Vergiftungen ein, die geradezu einzig dasteht in der Geschichte der Vergiftungen. Es fiel die große Zahl der Selbstmorde mittels Lysol auf. In Berlin verging kaum ein Tag, an dem die Presse nicht mindestens einen Fall der Lysol-Vergiftung meldete. Besonders charakteristisch war hierbei das jugendliche Alter der Selbstmörder und die Leichtfertigkeit der Ausübung. Von 24 in der Charité behandelten Fällen entfielen 14 auf Mädchen unter 22 Jahren. Im Jahre 1897 war durch Ministerialerlaß den Hebammen gestattet worden, Lysol an Stelle von Karbol zu verwenden. Als sich dabei eine größere Zahl von Vergiftungen ereignete, wurden Verhaltungsmaßregeln bekannt gegeben. Damit wurde zwar die Zahl der Todesfälle an sich vermindert, auf die Selbstmordkandidaten konnten diese Verfügungen aber natürlich keine Einwirkung ausüben. Die Lysol-Vergiftungen in selbstmörderischer Absicht wurden immer mehr zu einer öffentlichen Kalamität, bis der Bundesrat am 1. Februar dieses Jahres die erwähnte Verordnung erließ. Die Giftigkeit des Lysols ist auf Kresol zurückzuführen, und es hat annähernd dieselbe Heftigkeit wie Karbolsäure. Kresolsäure und Karbolsäure rufen klinisch genau die gleichen Erscheinungen beim Menschen hervor. Redner bespricht dann die Erscheinungen, welche man beim Institut für Staats-Arzneikunde an den zahlreichen (21) obduzierten Leichen von Lysolselbstmördern gemacht hat. Der Vortragende zeigt an zahlreichen Präparaten die Einwirkung des Lysols auf die einzelnen Teile des menschlichen Körpers.

* Ueber blaues Brot lesen wir in der Zeitschrift Prometheus (Verlag von R. Mückenberger, Berlin): Unter dem Brotgetreide des Kaukasus ist die skabiosenähnliche Cephalaria Syriaca ein so allgemein und weitverbreitetes Unkraut, daß der Weizen durchweg bis zu 2 v. H. Cephalariensamen enthält. Wie alle echten Getreide-Unkräuter (Mohn, Kornrade, Kornblume, Rittersporn, Adonis) ist auch dieses Unkraut einjährig und bringt reichlich Samen, die bläulich sind. Sie enthalten, wie der kaukasische Weizen, etwa 16 v. H. Eiweiß, das Mehl aber läßt sich nicht für sich allein verbacken, wohl aber mit Getreidemehl. Eine Beimischung von ½ v. H. Cephalarienmehl macht aber den Brotteig bereits bläulich, 1 v. H. bereits deutlich blau. Diese Wirkung beruht indessen nicht auf einem eigenen Farbstoff, sondern rührt nach Kupcis von der Zersetzung eines in den Samen enthaltenen Bitterstoffes und der Gerbstoffe her, auch wird das Brot nicht in der Rinde, sondern nur in der Krume blau. Die Bevölkerung des Kaukasus bevorzugt das blaue Brot vor dem weißen, und da die Samen gänzlich ungiftig und nahrhaft sind, wird natürlich auch nichts zur Vertilgung des Unkrautes getan.

* Zum Gedächtnis Curies. In der Pariser Akademie der Wissenschaften widmete der Mathematiker Poincaré Curie einen ergreifenden Nachruf, worauf die Sitzung zum Zeichen der Trauer aufgehoben wurde. Die Regierung bewilligt Frau Curie für sich und ihre Kinder 12,000 Francs jährlich als Ehrengabe.

t. Neue elektrische Lokomotiven. Die große Westinghouse-Gesellschaft für elektrische Fabrikation in Pittsburg hat jetzt die erste von 25 neuen elektrischen Lokomotiven vollendet, die bei ihr durch eine der amerikanischen Eisenbahngesellschaften in Bestellung gegeben waren. Nach einer Nachricht von English Mechanic wird die neue Maschine binnen kurzem zwischen New-York und Boston in Dienst gestellt werden. Der Unterschied zwischen diesen und anderen Typen elektrischer Lokomotiven beruht darin, daß sie durch einen elektrischen Wechselstrom von einer Phase betrieben wird. Nach dem Urteil einiger amerikanischer Techniker würde diese Maschine einen so hohen Grad von Vollkommenheit besitzen, daß sie die Dampflokomotive bald ganz von der Eisenbahn verdrängen würde. Die jetzt fertige elektrische Lokomotive hat ein Gewicht von 78 Tonnen und ist mit vier Motoren von 400 Pferdestärken ausgerüstet, die Fahrtleistungsfähigkeit ist beträchtlich über die jeder gewöhnlichen Lokomotive erhaben. Angeblich hat die Fabrik die Verpflichtung übernommen, daß die Lokomotive einen Zug von 250 Tonnen Gewicht zwischen New-York und Boston mit einer Geschwindigkeit von 112 Kilometer in der Stunde befördern wird.

hc. Personalien. Der Kustos am Zoologischen Museum der Berliner Universität Professor Dr. Anton Reichenow ist zum Direktor an diesem Museum ernannt worden.

* Todesfall. Der Botaniker Prof. Dr. Buchenau in Bremen ist im Alter von 75 Jahren gestorben.

❧

Hochschulnachrichten.

* Straßburg. Der Privatdozent für Meteorologie an der hiesigen Universität Dr. A. de Quervain hat, nach der Frankfurter Zeitung, einen Ruf an die Meteorologische Zentralanstalt in Zürich erhalten und angenommen.

hc. Halle a. S. Auf eine 25jährige Tätigkeit als akademischer Lehrer kann am 26. April der Privatdozent für Chemie an der hiesigen Universität und Vorsteher des Versuchslaboratoriums am landwirtschaftlichen Institut Professor Dr. phil. Georg Baumert zurückblicken.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Jahrgang 1906. München, Freitag, 27. April. Nummer 97.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.30.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Ein russischer Revolutionär.

Von Elisabeth Lorentzen.

Ein breiter, blutiger Strom flutet durch Rußlands Geschichte! Palastrevolution, Fürstenmorde, Aufstände!

Peter der Große, der Mann mit dem eisernen Willen, der erste Kaiser Imperator, der aus der Reihe der Herren, die den Titel provelitel, Selbstherrscher, führten, hervorging, erzwang eine Zivilisation. Die große Masse, „das schwarze Volk", blieb unberührt. Die höheren Stände mußten sie annehmen.

Sie revolutionieren alle: Altrussen und Träger der westlichen Zivilisation, Fürsten und Würdenträger, die Sprößlinge der Aristokratie in erster Linie.

„Rußland ist eine europäische Macht", betonte Katharina II., die deutsche Prinzeß, die Russin sein wollte.

Der große Zar und die große Zarin, diese beiden formten Rußland zum europäischen Staat um. Sie mußten mit Gewalt die Vertreter des spezifischen Russentums unterdrücken.

Peter schmetterte die Strelitzen zu Boden, richtete den Sohn und Thronfolger, dessen Widerstreben gegen die kaiserliche Politik bis zur Verschwörung führte. Der unter seinen Nachfolgern von Aufruhren bedrohte Thron stand erst fest, als Katharina ein Heer aufständischer Bauern unter dem Kosaken Pugatschew besiegt hatte.

Aber diese kaiserliche Macht, die als Bringerin höherer Kultur alles ihr Widerstreitende vergewaltigte, strebte eine allgemeine Zivilisation an, aus deren Schoße die entschiedensten, erfolgreichsten Gegner ihres Absolutismus hervorgehen sollten.

Westliche Bildung war den russischen Bojaren sympathischer nach dem Abnehmen holländischer und deutscher Einflüsse, seit, durch Katharina begünstigt, französische Lehrmeister als Kulturförderer in den Vordergrund traten.

Unter Katharina, der Korrespondentin Voltaires und Diderots, wurden die Ideen der Enzyklopädisten, die Formen der französischen Gesellschaft maßgebend für die Höflinge.

Europäische Große und altrussische Bojaren zugleich, so kehrten auch nach Pauls kurzem Schreckensregiment die grands Seigneurs an den Hof ihres Enkels, Alexanders I., zurück.

In den Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck werden die Vertreter dreier Generationen, die er während seiner Gesandtschaft in St. Petersburg, 1859—62, kennen lernte, miteinander verglichen. Die Beobachtungen des großen Staatsmannes fielen zugunsten der Aeltesten, der Ueberlebenden aus der Zeit Alexanders I. aus. Diese hatten klassische Bildung, waren auf der breiten Basis des Wissens und Erkennens ihres Zeitalters erzogen.

Dieser crème der Aristokratie nacheifernd, ließ der Adel von damals im allgemeinen seine Söhne durch westeuropäische Hofmeister, vorwiegend Franzosen, erziehen.

Nach der französischen Revolution ward Rußland überschwemmt von Emigranten. Ci-devant Würdenträger, Gelehrte, bis herab zum Koch und Kellermeister, drangen in die russischen Familien ein. Zum größten Teil Gegner der gewaltsamen Umwälzungen, Anhänger des ancien régime, waren sie doch Träger von Ideen, die für russische Verhältnisse als fortgeschrittene, revolutionäre gelten mußten.

Die napoleonischen Kriege brachten noch intimere Berührungen mit der Kultur des Westens. Der jahrelange Aufenthalt der siegreichen russischen Heere in Frankreich konnte nicht anders als die jungen Offiziere mit politischen Idealen und Zielen erfüllen und nach ihrer Heimkehr zur Auflehnung gegen den Absolutismus und die verderbten staatlichen Einrichtungen führen. Der Zar Alexander I. war selbst mit den Ideen des Liberalismus vertraut geworden. Er trug sich mit Gedanken an eine Verfassung, es fehlte ihm jedoch an Mut und an Männern, dieselben zur Tat werden zu lassen.

Bald vereinigte ein weitverbreiteter Geheimbund die Intelligenz, „alle, die Talent, Bildung, Edelmut hatten," Offiziere aller Grade, Beamte, Dichter, Schriftsteller, vornehme Herren.

Als bei der Thronbesteigung Nikolaus' I., 1825, die Verschwörung ausbrach, wurde sie energisch unterdrückt, strenge und grausam bestraft. Fünf der bedeutendsten „Dekabristen", Pestel, Rilejew, Sergius, Murawiew-Apostol, Bestuschew, Rachowsky wurden gehängt. Auf den Gräbern der im offenen Aufruhr Gefallenen ließ man Galgen errichten! Den nach Sibirien Verbannten wurde durch den Zorn des Autokraten Nikolaus die Schwere ihres Loses auf das härteste verschärft. Selbst den Frauen, die ihren Gatten folgten, keine Milde, kein Erbarmen bewiesen.

Dieser Militärrevolution gegenüber hatte die Masse des Volkes sich gleichgültig gezeigt, während die höheren Stände ihre volle Sympathie den Verschwörern schenkten. Die Gerichteten und Verbannten wurden ihnen zu Märtyrern; um so mehr, als das Niveau der Gesellschaft sank, und die nach höheren Zielen Strebenden, die sich aus der Dumpfheit des sozialen und politischen Lebens heraussehnten, zur Verneinung getrieben wurden.

Die Dekabristen, „unsere großen Vorgänger", als Ideale unter dem Zwang des bureaukratischen Absolutismus heranwachsend, von allen Gegensätzen, inneren und äußeren, des russischen Lebens hin und her geworfen, so konnten die Begabten, die Feinfühlenden nicht anders, als zu Revolutionären heranreifen.

Eine derartige Entwicklung läßt sich im Werdegang der meisten russischen Oppositionsmänner des 19. Jahrhunderts verfolgen.

Der bedeutendste, liebenswürdigste, feinstgebildete unter diesen, eine geniale Persönlichkeit durch und durch, war ohne Zweifel Alexander Herzen. Als glänzender Journalist wurde er zu einer europäischen Berühmtheit. Seine heiße Vaterlandsliebe und sein schöner Stil ergriffen und rissen fort, so daß Turgenjew sagen konnte, er schreibe in Blut und Tränen, und kein anderer Russe habe geschrieben wie er.

Das Milieu, in dem Herzen heranwuchs, ist charakteristisch für die russischen Verhältnisse. Wie die meisten Führer der revolutionären Bewegung, ging auch er aus einer altrussischen Bojarenfamilie hervor.

Er war der illegitime Sohn eines russischen Edelmannes und einer Deutschen. Sein Vater, Iwan Jakolew, von einem Franzosen erzogen, Voltairianer, hatte als Gardekapitän unter Kaiser Paul seinen Abschied genommen, dann ein zehnjähriges Wanderleben im Ausland geführt. Von seiner Reise brachte er eine junge Deutsche, eine sechzehnjährige Stuttgarterin, heim, der er versprochen hatte, sie nie zu verlassen. Jakolew hielt seine Zusage. Der unabhängige Mann, der sich liberaler, aufgeklärter Ideen rühmte, konnte sich aber nie zu einer Heirat entschließen. Dem aus dieser Verbindung entsprossenen Knaben gab er jedoch den Namen Herzen, da sein Verhältnis zu dessen Mutter ein so herzliches sei.

Jakolew hatte sich nach seiner Rückkehr im Adelsviertel zu Moskau niedergelassen. Hier wurde Alexander Herzen 1812 geboren und wenige Monate später als Säugling aus dem brennenden Elternhause gerettet durch das Flammenmeer der Straßen, in denen französische Soldaten und russischer Pöbel miteinander rauften. Herr Jakolew erkannte glücklicherweise einen alten Bekannten in dem Marschall Mortier. Dieser schützte die Familie und machte den Kaiser Napoleon auf den vornehmen Russen aufmerksam. In einer Audienz beauftragte der Imperator Jakolew sodann mit einer Sendung an den Zaren Alexander und ließ ihn mit einem Handschreiben durch die Vorposten auf den Weg nach St. Petersburg bringen.

Nach dieser ereignisvollen Kriegszeit zog Jakolew sich von aller Welt zurück und pflegte, hypochondrisch, seine Gesundheit.

Es war eine wunderbare Häuslichkeit, in der der reichbegabte Alexander, der Liebling des Vaters, und sein jüngerer Bruder, den er aber in seinen glänzenden Memoiren seltsamerweise nicht erwähnt, aufwuchsen. Der alte Jakolew ließ die Knaben von den besten Lehrern unterrichten, Französisch war die Umgangssprache des Hauses, Deutsch sprach die Mutter mit ihren Kindern, Russisch schwatzten sie mit der Dienerschaft. Zu dieser flüchteten sie, wenn es zu öde wurde in den einsamen Räumen der Mutter, in Gegenwart des kaustischen Vaters, der nichts über „les convenances, l'esprit de conduite" stellte, der in der Verletzung der Form eine persönliche Beleidigung sah, die Folge einer bürgerlichen Erziehung, nach seiner Meinung das schlimmste der Uebel.

Jakolew, stets übler Laune, suchte seine Umgebung mit beißender Ironie zu regieren, seine verschüchterte Lebensgefährtin, den feurigen Knaben, Verwandte, Freunde, Hausgenossen, Untergebene. Die nicht an ihn gebunden waren, ertrugen auf die Länge das gallige Wesen des alten Hypochonders nicht und blieben einfach fort.

„Die endlosen Winterabende waren furchtbar in dieser Isolierung. Zwei Lampen erleuchteten sparsam zwei lange Reihen von Zimmern, in welchen der alte Mann, gebeugt, seine Arme auf dem Rücken gefaltet, in einem schwarzen Samtmützchen und einem Schlafrock, welch letzterer mit Pelz besetzt war, stundenlang auf und niederging, ohne ein einziges Wort hervorzubringen. Seine Begleiter waren zwei Hunde, seine Schritte hörte man kaum, dank seinen Filzschuhen." — „Gleichzeitig mit seiner Melancholie entwickelte sich bei meinem Vater ein launischer, unpraktischer Geiz. Er verwaltete sein Eigentum selbst, aber schlecht für sich und schlecht für die Bauern. Die Starosten und seine „missi dominici" raubten nach beiden Seiten hin; ein Viertel seiner Einkünfte wurde sicherlich geraubt, daher war denn jedes Ding, das sich unter seiner Kontrolle befand, einer doppelt strengen Aufsicht unterworfen: die Lichter, die eingemachten Früchte und die sonstigen Vorräte des Hauses. Während er einen schwachen französischen Wein mit dem sauern Wein aus der Krim ersetzte, hieben die Bauern eines seiner Dörfer ein ganzes Holz zum Verkauf nieder und der Starost eines andern verkaufte ihm seinen eigenen Hafer zu einem doppelten Preise. Er hatte auch privilegierte Räuber" usw.

Seinen Sohn liebte der alte Sonderling auf seine Weise. Er suchte ihm den Weg in die vornehme Gesellschaft zu bahnen, der durch die illegitime Geburt erschwert wurde. Der Jugendfreund des seit seiner Thronentsagung mit einem Nimbus umgebenen Großfürsten Konstantin, sah Jakolew, sobald der Hof in Moskau war, sein Haus von den höchsten Würdenträgern aufgesucht. Er ließ bei Gelegenheit den siebzehnjährigen Alexander durch den Fürsten Jussupow in die „Kreml-Expedition" einschreiben, um dem so zum Beamten gemachten Jüngling einen Klassenrang zu verschaffen.

Aber Alexander wollte nicht. Der einsame Knabe war ein glühender Freiheitsschwärmer, ein haßerfüllter Gegner des Kaiser Nikolaus. Er hatte den finsteren, kalten Mann in Moskau einreiten sehen, wenige Tage nachdem auf seinen Befehl die Anführer des Militäraufstandes von 1825 gehängt waren. Da hatten der Dreizehnjährige und sein Freund Ogarew auf einem nahen Hügel einen Schwur getan, die „fünf Dezember-Märtyrer" zu rächen.

Diese Dezember-Märtyrer, sie blieben die Ideale, die Heiligen der russischen Jugend bis auf den heutigen Tag. Wohl hatte Matthias Murawiew Apostol, der Bruder des gerichteten Sergius, vor dem Ausbruch der Verschwörung warnend gesagt: „Fähnriche von 20 Jahren und politische Ideen! Was haben wir an die Stelle der bestehenden Ordnung zu setzen?" Aber haben Enthusiasten je noch praktischen Zielen gefragt?

Die Begeisterung wurde gekräftigt durch die allgemeine liberale Richtung der geistigen Strömung jener Zeit. Der Knabe hatte sich früh eine umfassende Kenntnis von drei Literaturen angeeignet. In der Bibliothek des Vaters hatte er zu erst die Enzyklopädisten kennen gelernt, durch die Mutter Kotzebue und Lafontaine, ward dann aber durch den Eintritt in die Welt Schillers und Goethes zu geläutertem Kunstgeschmack erzogen. Auch die Erzeugnisse der russischen Literatur, die freilich durch die Zensur geknechtet war, gelangten in seine Hände. Die Gedichte der beiden Dezember-Männer, Rilejew und Bestuschew, waren handschriftlich verbreitet.

Von Abscheu gegen die Beamtenlaufbahn erfüllt, setzte der Jüngling es durch, die Universität zu beziehen, und zwar als Student der Mathematik und der Naturwissenschaften, trotz aller Proteste des Vaters. Nominell blieb er jedoch kaiserlicher Beamter. Für die Großen des alten Rußland gab es eben keine Unmöglichkeit.

Die Universität Moskau hatte sich im Gegensatz zu St. Petersburg entwickelt. Hier war nach Herzens späterer Schilderung „der aufgehende Tag eines neuen Rußland verschieden von demjenigen, wo das Tageslicht nur durch die gefrorenen Fenster des Winterpalais fiel". Hier war die Blüte der russischen Intelligenz, eine neue Gesellschaft, die, frei von höfischem und bureaukratischem Zwang, das Altrussentum und die allgemeine Zivilisation betonte, während „zur Zeit Katharinas der Hof und die Garden in Wahrheit mehr oder weniger alles umfaßten, was zivilisiert war in Rußland."

Dem jungen Herzen ging eine neue Welt auf in den Hörsälen der Universität, im Verkehr mit den Studiengenossen. Außer dem Bande gemeinsamen geistigen Strebens, das die Jünglinge zusammenhielt, — Studenten sowohl als jüngere Dozenten — gab es noch ein zweites, das Bewußtsein, beargwöhnt und bewacht zu sein von Kaiser Nikolaus' geheimer Polizei. In den Universitätsjahren

vertieften Herzen und seine Gefährten sich in die deutschen Philosophen. Sie wurden Anhänger der Junghegelianer, Ruges, Stirners u. a., und der französischen Sozialpolitiker wie Enfantin, Prudhomme, Saint-Simon. Verdächtiger Gesinnung wegen wurden sie dann 1834 verhaftet.

Herzen gibt in dem zuerst erschienenen Bande seiner Memoiren, „Im Staatsgefängnis und in Sibirien“, eine anschauliche Schilderung des nächtlichen Ueberfalls durch einen Gensdarmerie-Offizier mit Gefolge, der ihn aus seinem erschreckten Elternhause fortführte.

Neun Monate Untersuchungshaft in verschiedenen Gefängnissen, dann Verbannung nach Perm, resp. Wätka am Ural, weil Gesinnungsgenossen Herzens — die übrigens auch verurteilt wurden — revolutionäre Lieder gesungen hatten bei einem Trinkgelage, bei dem Herzen nicht zugegen gewesen war!

Der Aufenthalt im Gefängnis und die Jahre der Verbannung machten den in dieser Zeit zum Manne Gewordenen vollends zum bewußten, überzeugten Gegner eines Systems, das er seit seiner Kindheit instinktiv gehaßt hatte. Dem Gouverneur von Wätka, einem rohen, brutalen Tyrannen, als Kanzleigehilfe beigeordnet, werden ihm über alle Monstrositäten des russischen Lebens die Augen geöffnet.

„Eine widernatürliche, ungebildete, hungrige Menschenklasse“ nennt er die Beamten, die er nur zu gut kennen lernen sollte.

Er zeichnet sie meisterhaft die Vorgesetzten und Kollegen im Regierungsdienst, die armseligen Bauern und Juden, die als Kolonisten und Soldaten nach Sibirien geschleppt werden, die mit Ketten belasteten Sträflinge, die vornehmen, unpolitischen Verbannten, die mit ihrem Troß in Luxus und Ueppigkeit auftreten und ihren perversen Gelüsten freien Lauf geben.

Aus diesem Zirkel grotesker Gestalten wurde Herzen durch den Thronfolger befreit. Dieser, der spätere Kaiser Alexander II., machte 1837 eine Reise durch die Provinzen. Sein Besuch in Wätka führte zur Entlassung des schurkischen Gouverneurs und zu verschiedenen Gnadenakten, unter denen war auch die Internierung Herzens in Wladimir, 700 Werst weiter nach Westen, eine Tagereise von Moskau.

Herzen traf an seinem neuen Aufenthaltsort am 2. Januar 1838 ein. Von hier machte der jugendliche Tollkopf es möglich, eine Cousine, seine Jugendliebe, heimlich in Moskau zu besuchen und zu entführen. Ein gutmütiger Pope traute das junge Paar. Die überraschte, entrüstete Familie konnte ihre Einwilligung, nach der sie nie gefragt wurde, auf die Länge nicht versagen. Zwei Jahre stiller Zurückgezogenheit, ein Idyll, in Wladimir, dann begnadete der allergnädigste Zar, und das junge Paar kehrte nach Moskau zurück.

Hier fand Herzen den alten Genossen wieder. Ogarew, Belinski, den Kritiker, Granowsky, Professor der Geschichte, Stankewitsch, Tschadajew und andere mehr, mit denen er sich durch politische und soziale Ideen und Hoffnungen, wissenschaftliche und ästhetische Interessen, verbunden fühlte.

Aber der alte Jakolew, dessen väterliche Liebe trotz aller Grilligkeit sich dem Sohn immer mehr offenbarte, drängte zur Wiederaufnahme der Beamtenkarriere, zum Staatsdienst. Seine Verbindungen verschafften dem innerlich widerstrebenden Sohn ein Amt im Ministerium des Innern.

Die Sache nahm jedoch ein jähes Ende!

Der Hofrat Herzen hatte sich, wie viele andere, über die Ermordung eines Bürgers durch einen Polizeisoldaten geäußert. Die Geheimpolizei, die überall ihre Späher hatte, berichtete davon an den Kaiser. Der Befehl, eine neue Verbannung in Wätka anzutreten, war die Folge.

Durch die Wirksamkeit vornehmer Gönner wurde dieses Verdikt in einen Aufenthalt in Nowgorod unter polizeilicher Aufsicht und eine Anstellung als Regierungsrat dort umgewandelt.

Ein neuer Einblick in die Tyrannei der Bureaukratie, die grausame Mißhandlung von Bauern und Bürgern! Der humane Mann in abhängiger, bedrahter Lage war der Verzweiflung nahe! Doch wurde ihm 1842 die Rückkehr nach Moskau gestattet, in Anbetracht des leidenden Zustandes seiner Frau.

Hier, im alten Kreise, nach all den bitteren Erfahrungen des russischen Lebens bestärkt in seiner Anschauung und bis zum Extrem zur strikten Negation alles Bestehenden geführt, blieb Herzen als praktische Tätigkeit nur die literarische, und diese beschränkt durch die Zensur.

Die Borniertheit der Zensoren ermöglichte ihm jedoch, die allertreffendsten und bittersten Anschuldigungen in verblümter Form in die Welt zu schleudern. Er, ein hervorragendes literarisches Genie, ein Stilist ersten Ranges, ein Künstler des Darstellungsvermögens, ordnete alle seine Fähigkeiten gänzlich dem Zweck des politischen Angriffs unter. Sein leidenschaftlicher Kummer über das soziale und politische Elend seines Volkes, sein Haß gegen die Regierung des Kaisers Nikolaus drängte alles andere zurück.

Es war auch nur die Rücksicht auf den alternden, seinem Ende entgegensiechenden Vater, die ihn in Moskau hielt. Nach dem Tode Jakolews realisierte er das bedeutende ererbte Vermögen, um nach Erlangung eines Passes für das Ausland, längst entwurzelt in der Heimat, Rußland auf immer im Jahre 1847 den Rücken zu kehren.

In Begleitung seiner Familie — von Mutter, Frau und Kindern — wurde Deutschland durchreist, dann der Winter 1847—1848 in Italien zugebracht. Im Begriff, nach Frankreich zu gehen, schiffte er seine Frau mit dem jüngsten Kinde und seine Mutter in Livorno ein und wählte selbst mit den älteren Kindern den beschwerlichen Landweg. Als er in Marseille zum Empfang der Seinen eintraf, ereilte ihn die Nachricht vom Untergang des Postdampfers.

Dieser Ruin seines häuslichen Glücks, die Verzweiflung über den Verlust veranlaßten Herzen, sich in den wilden Trubel der Pariser Revolution zu stürzen. Schaudernd lernte er in der Hauptstadt die Lage des westeuropäischen Proletariats kennen. Seine vom Vater ererbte Antipathie gegen die Bourgeoisie wurde zum Haß.

Als dann die Präsidentschaft wieder einmal den kühnen Hoffnungen der Revolutionsmänner ein Ende machte, suchte Herzen ein Asyl in dem aristokratischen England.

Ueber sein Leben dort, seine Häuslichkeit mit den ihm gebliebenen Kindern findet sich eine eingehende Schilderung in Malwida v. Meysenbugs „Tagebuch einer Idealistin“.

Die deutsche Freiheitsschwärmerin traf mit Herzen zusammen im Kreise der Flüchtlinge, die nach 1848 sich in London niedergelassen hatten. Schon in Deutschland war sie von Herzens erster seit seinem Verlassen der Heimat erschienenen Schrift mächtig gepackt. „Ein Feuerstrom lebendiger Empfindungen, leidenschaftliche Schmerzen, brennende Liebe, unerbittliche Logik, beißende Satire, kalte Verachtung, unter der sich ein getäuschter Glaube barg, stoische Entsagung und verzweifelnder Skeptizismus — das alles brauste mir aus diesem Buche entgegen.“ Herzen beschreibt sie wie folgt: „Eine gedrungene, kräftige Gestalt, mit schwarzem Haar und Bart, etwas breiten, slavischen Zügen und wunderbar leuchtenden Augen, die mehr als alle anderen Augen, die ich je gesehen, im lebendigen Wechsel der Empfindung das Innere widerstrahlten.“

Die Bekanntschaft führte zur Freundschaft. Dann wurde Malwida v. Meysenbug die Lehrerin der Herzenschen Kinder, später die mütterliche Leiterin des verwaisten Hauses, die Harmonie brachte in ein Leben, von dem Herzen schrieb: „Es ist zerrissen, wüst, es gleicht einem jener alten, verödeten Paläste aus der Vorzeit, in denen nur noch ein kleines bewohnbares Eckchen ist.“

Fast drei Jahre währte das Zusammenleben. Trotz der innigen Liebe, die sie mit den Kindern verband, löste Fräulein v. Meysenbug unter schmerzlichem Losreißen das Verhältnis. Ogarew, Herzens Jugendfreund, und seine Gattin, ein neuvermähltes Paar, waren Herzens Hausgenossen geworden. Der Einfluß der Russin, einer Freundin der verstorbenen Mutter, störte die Einheit der Er-

ziehung. Und Herzen, der konsequente Fanatiker der Idee, hatte doch in seinem Wesen jene echt russische Passivität — eine gewisse Trägheit der Entscheidung, die ihn zögern ließ, die Leitung seines Hauses uneingeschränkt in den bewährten Händen zu lassen.

Herzen entwickelte in diesen Jahren immer mehr eine ernsthafte literarische Tätigkeit. Jetzt, im Auslande, nahm er machtvoll den Kampf mit dem Regiment des Kaisers Nikolaus auf. Seine poetisch-künstlerische Kraft und leuchtende Intelligenz machten seine politischen Schriften zu europäischen Ereignissen. Mit glühender Begeisterung verteidigt er die „Dezember-Märtyrer", von jeher sein Lieblingsthema, gegen des Baron v. Korff offizielle Darstellung der Verschwörung von 1825. Er verspottet dessen „Armut der Gedanken, die konventionelle Form, den engen Horizont, die offizielle Kälte, die lieblose Häte der Mittelmäßigkeit, die abstoßende Parade-Sentimentalität".

Er gab ferner ältere russische Werke heraus, die ebenso dem Angriff auf den Absolutismus dienten. Die Memoiren der Kaiserin Katharina II., ein sorgfältig gehütetes Dokument des kaiserlichen Archivs, waren in seine Hände geraten. Er schrieb eine glänzende Vorrede, ebenso für die Memoiren der Fürstin Daschkow. Die letzteren hatte Malwida v. Meysenbug in das Deutsche übersetzt und bei Hoffmann u. Campe in Hamburg erscheinen lassen. Herzen arbeitete sodann an seinen Lebenserinnerungen, die bis 1847, bis zum Verlassen Rußlands reichen. Diese „Memoiren eines Russen" erschienen auch in den fünfziger Jahren in russischer, englischer und deutscher Ausgabe. Diese letztere in Malwida v. Meysenbugs Uebersetzung.

In einer eigenen russischen Druckerei, gegründet 1855, erstand die Monatsschrift „Der Polarstern", eine Wiederbelebung des Organs der Dezember-Männer. Das Titelblatt trug die Bilder der fünf Gerichteten. Die „Glocke", eine Wochenschrift, läutete Sturm. Aufhebung der Leibeigenschaft, der Besitz der Erde, die sie bebauen, den Bauern, öffentliches Gerichtsverfahren, Abschaffung der Körperstrafen und eine freie Presse, das waren die Forderungen.

Im Streben nach diesen Zielen ließ der praktische Russe für das erste die extremen revolutionären und sozialistischen Ideen zurücktreten. Und gerade darum war der Einfluß der „Glocke" in den ersten Regierungsjahren Alexanders II. bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft ein so ungeheurer!

Mit zündenden Worten begrüßte Herzen den neuen Kaiser beim Regierungsantritt in der „Glocke": „Sire! Ihre Regierung beginnt unter einem erstaunlich glücklichen Horoskop. Ihre Fußstapfen sind von Blut frei geblieben und Sie haben ein schuldloses Gewissen. Ihnen ist die Nachricht vom Tode Ihres Vaters nicht von dessen Mördern gebracht worden und Sie hatten nicht nötig, den Weg zum Throne über einen mit russischem Blute besprengten Pfad zu machen. In den Annalen Ihres Hauses ist ein solcher Regierungsanfang noch kaum vorgekommen."

Zu Hunderttausenden wurde die „Glocke" in Rußland eingeschmuggelt! Jeder las das Blatt vom Kaiser bis zum Droschkenkutscher.

Herzens Verbindungen in Rußland hatten ihm von jeher ermöglicht, hinter die Kulissen zu sehen. Seitdem er als kühner Publizist im Sturm die Herzen gewonnen, stellten sich ihm Berichterstatter aus allen Ständen und an allen Enden des großen Reiches zur Verfügung. Er war besser unterrichtet als die gefürchtete, geheime Polizei. Diebereien hoher Staatsbeamten und Höflinge, Schurkereien, im entlegensten Gouvernement begangen, kamen zu seiner Kenntnis und wurden in der „Glocke" gebrandmarkt. Das liberale Rußland, seit dem Tode Nikolaus und dem Krimkriege mit seinen Ideen hervortretend, war Herzens begeistertes Gefolge!

Herzen geriet jedoch, nachdem die Emanzipation der Bauern vollzogen, in ein immer radikaleres Fahrwasser. Bakunin, der wilde Revolutionär, sein Zeitgenosse, langte nach einer abenteuerlichen Flucht aus Sibirien und manchen Irrfahrten in London an. Seit seiner Beteiligung an Herzens publizistischer Wirksamkeit und einer Verbindung mit den allerzweifelhaftesten Elementen der russischen und polnischen Emigration wurden Revolution und Umsturz offen als Endziel proklamiert.

Der russische Pöbel der Hauptstädte, die Halbbildung folgten ihrem Führer, die gebildeteren Elemente, die feetisch auch mit revolutionären Ideen kokettierten, zögerten. Als nun Herzen aber 1863 beim Ausbruch der polnischen Revolution gar mit dieser fraternisierte, mit einer Bewegung, die den russischen Staat erschütterte und in seinen Grenzen bedrohte, da war es geschehen um das Ansehen Herzens, der bis dahin der Halbgott der Nation gewesen. Katkow, der Slavophile, trat unter dem jungen Rußland seine Erbschaft an.

Herzen konnte sich schwer in das Sinken seines Einflusses finden. Er setzte seine Tätigkeit unter großen pekuniären Verlusten fort, selbst als seine Blätter nicht mehr zum hundertsten Teil abgesetzt wurden. Er wollte seine Machtstellung nicht aufgeben, als er sie schon längst verloren hatte. Erst 1868 zog er sich von der öffentlichen Wirksamkeit zurück. Er lebte abwechselnd in Genf und Brüssel und starb dann plötzlich am Nervenfieber im Januar 1870 zu Paris.

„Herzen gehörte zu den bedeutendsten Menschen, denen ich im Leben begegnet bin. Ich habe immer vorgehabt, noch ausführlich und besonders über ihn zu schreiben, da ich jetzt wohl die einzige Ueberlebende bin, die ihm nahe gestanden, und daher imstande bin, ein gerechtes Bild von ihm zu entwerfen. Wenn die Kraft noch ausreicht, werde ich es tun," schrieb Malwida v. Meysenbug im Mai 1899 an eine jüngere Schriftstellerin. Leider hat die hochbetagte Idealistin diesen Vorsatz nicht mehr ausführen können.

Herzens wechselreiches Leben harrt jedenfalls noch einer umfassenderen Darstellung. Aufzeichnungen aus seinen Londoner Jahren sollen noch zurückgehalten werden. Vielleicht werfen sie zu grelle Streiflichter auf die von ihm freilich stets unterstützten revolutionären Flüchtlinge aller Nationen. Denn Herzen, der Fanatiker der Wahrheit, dessen „Memoiren eines Russen" von einem Wirklichkeitssinn ohnegleichen zeugen, der in ihnen Kabinettsstücke lebendiger Charakterisierung schuf, befand sich im Grunde in einem inneren Gegensatz zu dem wüsten, demagogischen Treiben der Emigration. Durch seine Lebensformen, seinen ästhetischen Geschmack, seinen Kunstsinn stand er turmhoch über dem Durchschnitt der Parteigenossen. Er, der begeisterte Kenner Schillers und Goethes, bewahrte sich trotz allem im Innersten seines Wesens einen Idealismus.

Es liegt ein tragischer Zwiespalt im ganzen Werden und Sein dieses Mannes. Seine eminenten Fähigkeiten konnten nur im Kampf gegen den Absolutismus zur Geltung kommen für das heißgeliebte Vaterland. Alle inneren und äußeren Erfahrungen, persönliche und allgemeine, drängten zur Negation, die unfruchtbar und darum stets unbefriedigend bleibt.

Im kaiserlichen Rußland war kein Platz für die praktische Tätigkeit eines seiner bedeutendsten Söhne, der nie zu positivem Schaffen gelangte. Es gab dort keinen großen Staatsmann, der vorurteilsfrei auch dem Gegner über den Abgrund politischer Meinungsgegensätze die Hand reichte und ihn über sich selbst hinausführte, zur gemeinsamen Wirksamkeit für das Vaterland. Ein Fürst Bismarck konnte einen Lothar Bucher gewinnen, ein Lothar Bucher sich selbst disziplinieren, um dem Größeren beim Aufbauen und Ausbauen im Dienste der großen Sache zu helfen.

Alexander Herzen aber verlor sich in den äußersten Extremen — philosophischen, politischen und sozialen —, auch er ein Opfer der Pseudo-Weisheit russischer Staatskunst!



Bücher und Zeitschriften.

Rechtsgeschichte der Landschaft Gaster. Von Emil Gmür. Bern 1905, Verlag von Stämpfli u. Cie., XII und 366 S. (Abhandlungen zum schweizerischen Recht, hgg. von Dr. Max Gmür, Professor der Rechte an der Universität Bern, 10. Heft.)

Die alte Landschaft Gaster, deren Gebiet nicht nur den heutigen St. Gallischen Bezirk Gaster umfaßte, sondern sich ziemlich weithin, etwa zwischen St. Gallen und Glarus erstreckte, wurde in der Zeit vor der großen Revolution zu den Untertanenländern oder gemeinen Herrschaften gerechnet, die in staatsbürgerlicher Hinsicht gar nicht als Eidgenossen galten; sie mußte die Oberhoheit der Länder Schwyz und Glarus anerkennen, nach außen sich durch sie vertreten lassen und ihnen dafür Steuern zahlen und Kriegsdienste leisten. Allein innerhalb dieser Grenzen besaßen die Leute von Gaster ihre Landsgemeinde mit ziemlich bedeutender Autonomie. So verlohnt es sich denn schon, die Rechtsentwicklung dieses kleinen Territoriums zu verfolgen. Eine solche Arbeit ist für sich ergiebig, und zugleich kommt sie in Betracht als Vorstudie für eine St. Gallische und auch zugleich allgemein schweizerische Rechtsgeschichte. Dem Verfasser des vorliegenden Buches merkt man an, daß er sich seinem Stoff mit dem Eifer gewidmet hat, den die Liebe zur Vergangenheit der engeren Heimat verleiht. Er spricht mit Recht von „dem großen Zauber, der in der Erforschung der Geschichte des heimatlichen Bodens liegt“. Die Schweizer sind noch erheblich mehr als wir Reichsdeutsche in der Lage, die historischen Studien auf die engere Heimatsgeschichte zu richten. Denn obwohl ja auch in der Schweiz die neuen Grenzen und Gewalten nicht immer mit den alten übereinstimmen, so ist doch der Zusammenhang zwischen Altem und Neuem dort stärker als bei uns. Die Arbeit Gmürs steckt sich zeitlich einen weiten Rahmen: von den ersten Anfängen wird die Geschichte der Landschaft Gaster bis in die Zeit des 19. Jahrhunderts behandelt. Der Verfasser gliedert seinen Stoff in vier Kapitel: bis zum Uebergang an die Stände Schwyz und Glarus im Jahre 1438; das Gaster unter diesen beiden Ständen, von 1438 bis 1798; die Helvetik; die neue Zeit. Auch sachlich strebt er nach Vollständigkeit: die Rechtsgeschichte wird im weitesten Sinne gefaßt. Um einiges hervorzuheben, was besondere Beachtung verdient, so erwecken lebhaftes Interesse die Ausführungen über die grundherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, über das „Landbuch“ (ein wichtiger Beitrag zur Kodifikationsfrage), die Gemeindeverfassung, die Finanzen (die verschiedenen Arten der Einnahmen und ihre Zuteilung an die Stände Schwyz und Glarus einerseits und die Landschaft andrerseits), das Privat-, Straf- und Prozeßrecht. Besonders dankenswert ist auch die eingehende Berücksichtigung der kirchlichen Verhältnisse. Hier fesselt namentlich die Schilderung der älteren Zeit. Lehrreich ist jedoch auch die Geschichte der Aufhebung des Stiftes Schännis. Es ist zu wünschen, daß das Beispiel der vorliegenden Arbeit zu ähnlichen Spezialstudien über die Rechtsgeschichte deutscher Landschaften Anregung gibt.

Freiburg i. B. G. v. Below.

*

* **Das neue Landtagswahlgesetz.** Wir sind in der Lage, mitzuteilen, daß von dem soeben im Gesetz- und Verordnungsblatt veröffentlichten bayerischen Landtagswahlgesetz vom 9. April 1906 aus der Feder des Referenten im kgl. Staatsministerium des Innern Ministerialrat Krazeisen sich eine Handausgabe mit Erläuterungen für den Verlag von C. H. Beck in München in Vorbereitung befindet. Diese erläuterte Ausgabe wird unmittelbar nach Publikation der neuen Vollzugsvorschriften, die zu dem Gesetze eine notwendige Ergänzung bilden und die ebenfalls erläutert werden sollen, erscheinen.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Das dritte Heft des 22. Bandes der Eisenbahnrechtlichen Entscheidungen und Abhandlungen, Zeitschrift für Eisenbahnrecht, herausgegeben von Dr. Georg Eger, Regierungsrat in Berlin, enthält folgende Abhandlungen: Dr. Sendpiehl: Die Pflicht der Eisenbahn zur Verwiegung der Stückgüter. Dr. Felix Stoerk: Die Verstempelung der Zustimmungsverträge als „Mietverträge“ (§ 6 des Preuß. Kleinbahngesetzes vom 28. Juli 1892). Dr. F. Gorden: Die Lagergeldforderungen der Eisenbahn. Dr. M. Epstein: Zur Frage der Kompensation (Aufrechnung) verjährter Gegenforderungen der Eisenbahnen. W. Coermann: Der Beförderungszwang der Eisenbahnen (Schluß). Dr. Adam Schmitt: Der Eisenbahnfrachtzuschlag (nach § 53 der deutschen Eisenbahn-Verkehrsordnung vom 26. Oktober 1899 [Fortsetzung]). Dr. Ferdinand Baumgarten: Zahlung des Frachtzuschlags bei unrichtiger Inhaltsangabe (Art. 7 Internat. Uebereink., § 53 Ungar. Betr.-Regl.). Außerdem sind 68 grundsätzlich wichtige Entscheidungen mitgeteilt und ausführliche Besprechungen und Angaben über Literatur und Gesetzgebung des In- und Auslandes aus allen Gebieten des Eisenbahnrechts aufgenommen.

Allgemeine Rundschau.

23. Kongreß für innere Medizin.

II.

München, 24. April.

In der Vormittagssitzung erstattete Herr Hering (Prag) sein Referat über die Unregelmäßigkeiten der Herztätigkeit. Hering leitet sein Referat mit dem Hinweis auf die Einrichtung des Prager Instituts für allgemeine und experimentelle Pathologie ein, an dem das Laboratorium mit einer Krankenabteilung verbunden ist, eine Einrichtung, die allein die Ausführung aller derjenigen Untersuchungen gestattet, über die er in seinem Referate berichtet. Er drückt sein Bedauern darüber aus, daß diese Kombination von Laboratorium und Klinik bisher nur in Prag durchgeführt ist, da diese Kombination, die auch für alle anderen derartigen Institute erfordert werden muß, sich aufs beste bewährt hat.

Gerade das Herz ist bei Mensch und Säugetier ein prinzipiell gleichartiges Organ, und es ist am menschlichen Herzen keine Beobachtung gemacht worden, die nicht bereits experimentell an Säugetieren gemacht worden wäre. Ein normaler physiologischer Vorgang ist die Beschleunigung der Herzaktion bei der Einatmung; die quantitative Erhöhung dieses Vorganges ist pathologisch (respiratorische Arhythmie). Dieselbe ist besonders deutlich ausgeprägt im jugendlichen Alter, in der Rekonvaleszenz nach fieberhaften Erkrankungen, bei der Neurasthenie; sie weist auf eine erhöhte Erregbarkeit des sie vermittelnden Nervensystems hin.

Des weiteren analysiert der Vortragende in interessanter, jedoch vorwiegend fachwissenschaftlicher Weise die sonstigen bekannten Unregelmäßigkeiten des Herzens. Hierzu gehören die „extrasystolischen Unregelmäßigkeiten“, der „andauernd unregelmäßige Puls“, die „Ueberleitungsstörungen“, der „alternierende Puls“.

Die klinische Bedeutung aller Herzunregelmäßigkeiten liegt darin, daß dieselben eine Funktionsstörung im Organismus anzeigen. Diese Funktionsstörung kann entweder das Herz selbst betreffen oder sie kann durch außerhalb des Herzens lokalisierte pathologische Vorgänge bedingt sein. Das ist jedesmal aus der speziell vorliegenden Unregelmäßigkeit zu erschließen und diese gibt uns meistens auch Kenntnis über die Schwere der Erkrankung. Die Herzunregelmäßigkeiten zeigen indes nicht die jeweilige spezielle Ursache an; das ist ein Manko, das sie mit fast allen Krankheitssymptomen zeigen.

Die Analyse der Herzunregelmäßigkeiten steht in naher Beziehung zu der viel ventilierten Frage, ob die automatische Funktion des Herzens muskulärer oder nervöser Natur ist. Ganz sicher ist das Zentrum für die Herzbewegung im Herzen selbst zu suchen, weil auch das gänzlich isolierte Herz schlägt. Der Vortragende neigt der Muskel-Theorie zu, deren Hauptstütze die Tatsache ist, daß ein Muskelbündel die Vorhöfe und Kammern des Herzens funktionell miteinander verbindet. Diese Tatsache wurde experimentell gefunden und nachher zur Erkennung eines Krankheitssymptoms verwandt, ein neuer Beweis der Beziehungen zwischen Theorie und Praxis und der fruchtbaren und notwendigen Verbindung von klinischer Beobachtung und Experiment.

Eine rege Diskussion schloß sich dem Vortrag an. Herr Kisch (Marienbad) hebt hervor, daß die Prognose der nervösen Herzunregelmäßigkeiten, bei denen auch andere neurasthenische Symptome vorhanden sind, am günstigsten ist. Dieselben kommen unter anderem vor bei Exzessen in Tabak und Alkohol, auch bei großen geistigen und körperlichen Anstrengungen. Reguläre und hochgradige Herzunregelmäßigkeiten sind ernster zu beurteilen.

Herr A. Hoffmann warnt vor Ueberschätzung der klinischen Bedeutung der Herzunregelmäßigkeiten und bezeichnet die Prognose als eine meist günstige.

Die übrigen Diskussionsbemerkungen der Herren Raos, Adam, Gerhardt, Volhard, His, Schmidt und Ortner sind von hervorragendem fachwissenschaftlichem weniger allgemeinem Interesse.

Herr Lorenz spricht „über Herzerscheinungen bei der akuten Polymiositis und deren Bedeutung für die Diagnostik der letzteren“. Es kann die gesamte quergestreifte Muskulatur einschließlich des Herzens von der Muskelentzündung befallen werden. Die Er-

krankung des Herzmuskels ist nur bei einem Teile der Fälle bekannt geworden, und zwei bei jenen, in welchen die Muskelentzündung einen hämorrhagischen Charakter trägt. Der Vortragende beschreibt die anatomischen Veränderungen bei dieser Herzerkrankung. Klinisch zeigen sich bei ihr schwere Attacken von Angstgefühl und hochgradiger Atemnot und allgemeinen Muskelkrämpfen mit durch mehrere Sekunden anhaltendem Herzstillstand.

Herr Snyers (Lüttich) spricht über die „Adams-Stokessche Krankheit". Dieselbe ist kein genau charakterisiertes Krankheitsbild, sondern mehr ein Symptomenkomplex mit permanenter und hochgradiger Pulsverlangsamung und Anfällen von Ohnmacht mit apoplektiformen Erscheinungen ohne nachfolgende Lähmung.

Herr Fränkel (Badenweiler) (Zur Digitalistherapie) konnte in einer größeren Versuchsreihe an Kreislaufkranken feststellen, daß durch intravenöse Verabreichung von Strophantin eine energische Regulierung der Herztätigkeit schon nach kürzester Zeit einsetzt und daß durch diesen alleinigen Eingriff schwere, durch Stauung veranlaßte Kompensationsstörungen zum Verschwinden gebracht werden können. Als besonders wichtig aber erscheint die Tatsache, daß die intravenöse Strophantinanwendung auch in allen Fällen bedrohlicher Herzschwäche erfolgreich ist, in denen die bisherige Digitalistherapie wegen der langsamen Wirkungsweise nicht zum Ziele führte.

In der Diskussion bestätigt Herr Ewald (Berlin) diese Angaben.

„Ueber normale Größe und Lage des Herzens" spricht Herr Dietlein (Gießen). Die Herzgröße ist abhängig von Körpergröße, Gewicht, Lebensalter und Geschlecht. Unter Berücksichtigung dieser Faktoren kann man gewisse Normalwerte für die Herzgröße aufstellen, die praktisch verwertbar sind. Die topographische Lage des Herzens ist abhängig vom Stande des Zwerchfells, demgemäß bei Frauen und Männern verschieden und Alterseinflüssen unterworfen. Die Form des normalen Herzens richtet sich nach der Form und den dadurch bedingten Raumverhältnissen des Brustkorbes.

In der Diskussion weist Herr Moritz (Gießen) darauf hin, daß die Herzgröße beim gesunden Menschen eine ziemlich konstante ist; Abweichungen von der Größe machen eine vorsichtige Behandlung des Herzens ratsam und hierin liege die praktische Bedeutung dieser Herzuntersuchungen.

Die Vorträge des Herrn Ortner (Wien) (Klinische Wahrnehmungen über Aorten- und Carotispulse des gesunden und kranken Menschen) und des Herrn Gerhardt (Jena) (Beitrag zur Lehre der Saugkraft des Herzens) haben vorwiegend fachwissenschaftliches Interesse.

Im Gegensatz zu Herrn Gerhardt, nach dem das Herz als Saugpumpe wirkt, betont Herr von der Velden (Marburg) in seinem Vortrag (Die Saugkraft des Herzens), daß das Herz im Kreislauf nur als Druckpumpe wirke.

In der Nachmittagssitzung spricht zuerst Herr Curschmann (Tübingen): Zur Physiologie und Pathologie der kontralateralen Mitbewegungen. Die ursprüngliche, an vielen Rumpf- und Kopfmuskeln bleibende Bilateralität der motorischen Anlage bleibt auch an den Extremitäten in Andeutungen nachweisbar. Impulssteigerung kann symmetrische Mitbewegung der Gegenseite auslösen. Bei Koordinationsstörungen (Tabes, Veitstanz) spielen die Mitbewegungen eine Rolle. Bei hysterischen Bewegungsstörungen fehlen nach den Erfahrungen des Vortragenden diese Mitbewegungen konstant — Hinweis auf die diagnostische Bedeutung dieses Symptoms.

Herr L. R. Müller (Augsburg): Klinische Beiträge zur Physiologie des sympathischen Nervensystems. Der Einfluß, den das Gehirn auf die Tätigkeit der inneren Organe ausübt, ist ein recht großer, so daß die Affekte peinliche Störungen in den Funktionen bedingen können (Erbrechen, Durchfälle, Harndrang, Schweißsekretion, Herzklopfen). Der Vortragende glaubt, daß durch die verschiedenen „Stimmungen" des Zentralnervensystems das sympathische Nervensystem angesprochen wird und von hier aus die körperlichen Aeußerungen der seelischen Vorgänge ausgelöst werden. So wäre es zu erklären, daß der Schmerz zur Sekretion der Tränendrüsen, die Scham zur fleckigen Rötung des Gesichts, die Furcht zur Gänsehautbildung, daß seelische Erregungen bald zu Darmstörungen, bald zu Herzklopfen führen. Es bestehen also zweifellos lebhafte, wenn auch vielfach unbewußte Beziehungen zwischen diesen Organen und dem Zentralnervensystem.

Zur Diskussion sprach Herr Bickel (Berlin), der experimentell den Einfluß von Affekten auf die Magenschleimhaut nachweisen konnte. Herr Lommel (Jena), Reinbold (Kissingen) und Magnus Levy (Berlin) machen ähnliche bestätigende Angaben.

Herr Päßler (Dresden) spricht „zur Pathologie der Nierenkrankheiten nach klinischer Beobachtung bei Anurie". Der Vortragende berichtet über Anuriefälle, bei denen er trotz schwerster Allgemeinintoxikation eklamptisch-urämische Erscheinungen nicht auftreten sah. Im Anschluß daran verbreitet er sich in eingehender Weise über einige andere Fragen aus der Nierenpathologie.

In einer regen Diskussion verbreiten sich die Herren Talma, Umber, Sudber, Falter, v. Jaksch und Weiß weiter über dieses Thema.

Der folgende Vortrag des Herrn Stadler (Leipzig) (Experimentelle und histologische Beiträge zur Herzhypertrophie) hat nur fachwissenschaftliches Interesse.

Herr Ottfried Müller (Tübingen) (Experimentelle Untersuchungen über die Vasomotoren des Gehirns) konnte auf Grund von vier Experimenten, die durch klinische Untersuchungen am Menschen ergänzt wurden, den Nachweis führen, daß äußere Reize direkt auf die Gehirnnerven einwirken. Das Kopfgewicht einer horizontal gelagerten Person stieg an bei Uebergießung von kaltem Wasser, sank bei einem warmen Bad. Das Gehirn paßt sich also den Reizen der Außenwelt an.

Herr Heß (Marburg): Ueber einen neuen Reflex (Zwerchfellreflex). Derselbe besteht in einer muldenförmigen Einziehung in der Magengrube und wird durch leichte Schläge in der Umgebung der Brustwarze ausgelöst.

Herr Tuszkai (Marienbad): Der Puls bei Herzinsuffizienz. Durch Beobachtung an herzkranken Schwangeren kam der Vortragende zu dem interessanten Ergebnis, daß aus der Differenzanzahl des Pulsschlages bei vertikaler und horizontaler Stellung auf einfache und schnelle Weise auf die Funktionsschwäche des Herzens zu schließen ist. Das ermöglicht eine schnellere Diagnose und therapeutisch ist dadurch der Arzt einer gefahrdrohenden Herzerkrankung gegenüber in dem frühesten Stadium in die Lage versetzt, rechtzeitig die notwendige Therapie einzuschlagen.

•

Der 2. Kongreß für experimentelle Psychologie in Würzburg.

I.

Vom 18. bis 21. April tagte in Würzburg der 2. Kongreß der 1904 in Gießen gegründeten Gesellschaft für experimentelle Psychologie unter dem Vorsitz von Professor G. E. Müller (Göttingen). Die einzelnen Vorträge verteilen sich auf verschiedene Gruppen. Zur ersten Gruppe gehören die Referate, die einen Bericht über einzelne Gebiete der Psychologie erstatten, unter besonderer Berücksichtigung der in den letzten zwei Jahren geschehenen Arbeiten; zur zweiten Gruppe gehören die Mitteilungen einzelner Forscher über ihre eigenen experimentellen Arbeiten, zu einer dritten Gruppe schließlich gehören die Diskussionen prinzipieller Fragen.

Naturgemäß sprachen die Referate von denjenigen Gebieten, die gerade in den letzten Jahren eine wesentliche Förderung erfahren haben, am meisten an. So referierte Professor Külpe (Würzburg) über den gegenwärtigen Stand der experimentellen Aesthetik. Die experimentelle Aesthetik hat sich ähnlich entwickelt wie die experimentelle Psychologie: Ihre Voraussetzung, daß das ästhetische Verhalten gegenüber den einfachen Eindrücken die wesentlichen Züge mit dem gegenüber den komplizierten gemeinsam hat, ist bis zu dem Grade erhärtet worden, daß die von manchen Forschern, wie Lange, Lipps, Volkelt, geübte Zurückhaltung nicht mehr zeitgemäß ist. Die Methoden der experimentellen Psychologie der Gegenwart zerfallen in Eindrucksmethoden, Herstellungsmethoden und Ausdrucksmethoden. Bei den Eindrucksmethoden kann man wiederum mit konstanten Eindrücken arbeiten und durch die Versuchsperson nach verschiedenen Weisen der Wahl eine Skala des Gefallens herstellen lassen, oder man nimmt veränderliche Eindrücke und läßt die Versuchsperson auf ein Maximum des Gefallens einstellen. Hier kam Külpe auf alle Feinheiten der experimentellen Methodik zu sprechen; wie etwa auf die von ihm selbst angeregten Versuche, bei denen das ästhetische Verhalten in seiner Abhängigkeit von der Zeit untersucht wird, innerhalb der das ästhetisch zu bewertende Objekt dem Beobachter dargeboten wird. Falls die Aussagen des Beobachters selbst unmittelbar zugrunde gelegt werden, ergibt sich eine Methode der Beschreibung, die je nachdem wieder unter verschiedenen Bedingungen stattfinden kann. Hierbei wird aber immer nur das passive ästhetische Verhalten in Anschlag gebracht; suchen wir auch des aktiven ästhetischen Verhaltens habhaft zu werden, dann stoßen wir auf die Herstellungsmethoden, bei denen der Beobachter durch stetige Aenderung zusammenhängender Gebilde oder durch Anordnung diskreter Bestandteile, oder durch Produktion irgendwelcher Art, wie etwa praktisch in der Schule von Del[...]chiz

ein ästhetisches Ideal zu verwirklichen strebt. Auf eine spezielle experimentelle Technik stützen sich die **Ausdrucks**methoden, die Registrierung von Puls und Atmung, der Mimik, Pantomimik und sonstiger Bewegungen, vor allem der Augenbewegungen bei optischen Eindrücken, ist hier die Basis der Untersuchung.

In einem zweiten Kapitel handelte Külpe von den **Hauptergebnissen und Theorien** der experimentellen Aesthetik der Gegenwart. Die Gefälligkeit einzelner Farben sowie binärer Verbindungen unter bestimmten Verhältnissen der Intensität ist nach allen Richtungen hin Gegenstand der Forschung geworden. Nicht minder bilden die räumlichen und zeitlichen Formen ein dankbares Gebiet experimenteller Forschung abgegeben. **Münsterberg** ließ durch **Pearce** das Problem der räumlichen Anordnung bearbeiten; das wesentliche Resultat der auf diesem Gebiete geleisteten Arbeiten ist die Widerlegung der Theorie, die die motorischen Prozesse im auffassenden Organ, also in diesem Falle die Augenbewegungen, für das ästhetische Erlebnis verantwortlich macht. Stratton z. B. hat die Inkongruenz der als gefällig beurteilten und der vom Auge wirklich durchlaufenen Strecken nachgewiesen und damit der motorischen Theorie ihre Stützen entzogen. Ueber die **zeitlichen** Formen liegen Arbeiten von Wotton, McDougall, Stadson u. a. vor. Die Tatsachen der **Komik** sind besonders eingehend von Martin untersucht worden; schließlich suchten Calkins, Max Meier, Gilmann und Dony auch die Urteile über bildende Kunst und Musik zu exakten Maßstäben zu verwenden. Die Saat Fechners, der zuerst das Ncaland der experimentellen Aesthetik in Angriff nahm, ist aufgegangen; die Entdeckung der zweckmäßigen Methode verbürgt uns den weiteren Fortschritt der Arbeiten; weder dürfen die ästhetischen Eigenschaften, noch die ästhetischen Zustände für sich in Rechnung gezogen werden, sondern fortan ist es unsere Aufgabe, stets Gegenständliches und Zuständliches auseinander zu beziehen.

Ueber ein Gebiet, auf dem Fragestellungen und Lösungsversuche in besonders engem Anschluß an die Entwicklung der technischen Hilfsmittel aufgetaucht sind, referierte Prof. **Krueger (Leipzig) über die Beziehungen der Phonetik zur Psychologie.** Ursprünglich ging man entweder von peripher-physiologischen oder von sprachwissenschaftlichen Fragestellungen aus, die die Sprache als ein rein phonetisches Problem faßten und ihrer durch stomatoskopische Methoden habhaft zu werden suchten. Hier müssen aber artikulatorische und akustische Methoden ergänzend eingreifen. Hermanns Präzisionstelephon, Königs manometrische Flammen, Forchhammers Chronoskop, Scotts Phonautograph und schließlich Hensens Methode der Sprachzeichnung durch direkte Photographie der Schwingungen, geben eine Reihe ausgezeichneter Hilfsmittel für die phonetischen Untersuchungen. An sie hat sich dann die Erforschung der psychologischen Bedingungen der Erzeugung und der Auffassung der Sprachlaute angeschlossen; und allmählich hat sich eine ganze Reihe rein psychologischer Fragestellungen herausgebildet, wie etwa die Frage nach der Aenderung der Klangfarbe unter verschiedenen psychischen Bedingungen, die in Hermann, Hensen, Pipping erfolgreiche Bearbeiter gefunden hat. Zum Schluß sprach Krueger von seinen eigenen Versuchen, in denen er mittelst des Kehltonschreibers die Abhängigkeit der Tonhöhe von psychischen Bedingungen erforschte.

O. K.

*

Die Bibliothek der Stadt Wasserburg am Inn.

Ende vorigen Jahres betraute die Stadt Wasserburg mich mit der Ordnung des Stadtarchivs; zugleich wurde mir auch die in der Registratur untergebrachte Stadtbibliothek zugänglich gemacht. Ueber das Entstehen und die Schicksale dieser städtischen Büchersammlung sei hier kurz berichtet.

Die Bücher stammen fast sämtlich aus dem Besitz der früheren „Lesegesellschaft" Wasserburg, die im Jahre 1808 von P. Benno Winnerl, O. S. B., Stadtpfarrer und Dekan in Wasserburg, gegründet wurde. Dieser Lesezirkel scheint anfänglich nicht allzu sehr geblüht zu haben, denn erst nach dem Tode B. Winnerls, als dessen reicher Bücherschatz mit der Bibliothek der Lesegesellschaft vereinigt wurde, wuchs, wie Heiserer (Chronik der Stadt Wasserburg, S. 79. Manuskript im städtischen Archiv) angibt, „die früher nur aus 26 Mitgliedern gewesene Anzahl schnell über 50". Im Jahre 1836 zählte der Verein 60 Mitglieder, später trat jedoch durch das Emporkommen einer anderen Gesellschaft ein Rückschlag ein. Heiserer bemerkt in seinen Aufschreibungen vom 10. Februar 1852 hierüber folgendes: „Eine jüngere Gesellschaft — die Liedertafel — will die ältere Gefährtin — den Lese-, Konversations- und Musikverein überflügeln und an den Rand des Grabes bringen. . . . Den Sieg der einen oder anderen Gesellschaft muß man abwarten." Im Jahre 1868 löste sich die Lesegesellschaft auf, ihre Bibliothek, etwa 4000 bis 5000 Bände, kam unter den Hammer, der größte Teil fiel der Stadt zu.

Anfangs der 70er Jahre wurden die Bücher durch Herrn Gabriel Sturm, Benefiziat und Lehrer an der Fortbildungsschule Wasserburg, geordnet und im Rathause aufgestellt. Bei dem großen Brande des Rathauses im Jahre 1874 konnten sie glücklicherweise gerettet werden. Durch die dankenswerte Fürsorge des gegenwärtigen Herrn rechtskundigen Bürgermeisters Alfred Ertl wurden die Bücher, die späterhin im Dachraum lagerten und infolge des mangelhaften Aufbewahrungsortes litten, in die Registratur verbracht und dort verwahrt.

Bei Sichtung der Bestände fanden sich vor 14 Inkunabeln in Lederholzbänden aus den Jahren 1487 bis 1499, Druckorte: Speyer, Venedig, Straßburg und Nürnberg (Anthon Koberger: Joh. Bekenhaub, dictionarius, 3 Bände, Fol. 1499, und Trilogium animae, auf Bitten der Minoriten von A. K. gedruckt, Kl.-Fol.,[1]) ferner Drucke von E. Ratdolt (Statuta diocesana Philippi episcopi Frising. 1509 publ.), von Seb. Gryphius, E. Vögelin (Sachsenspiegel 1561), Joh. Blaeu, 6 Ausgaben der Elzevire aus den Jahren 1629 bis 1656 (respublicae, Curtius Rufus), dann verschiedene gelehrte Zeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts, viele belletristische, juristische und historische Werke und eine ganze Reihe recht interessanter bavarica. Im ganzen mögen es wohl 3000 bis 4000 Bände sein. An ex libris sind mir bis jetzt 27 verschiedene, meist aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammend, zu Gesicht gekommen, unter ihnen das des bayerischen Rechtsgelehrten P. Paul Finauer und das des W. Chnot, 1625 bis 1654 Pfarrer in Wasserburg.

K. Brunhuber.

*

Zur Charakteristik Alfred de Mussets.

* In der letzten Nummer der Revue de Paris veröffentlicht Leon Seché eine Studie über Frau Allan-Despréaux, „die letzte Laune des unglücklichen Alfred de Musset". Daß die Frauen mit dem genialen Dichter nicht gut auskommen konnten, ersieht man aus einem interessanten Briefe, den Frau Allan im Oktober 1849 an Frau Samson-Toussaint richtete:

„Ich werde geliebt und sogar angebetet," schreibt sie, „jetzt noch mehr als früher; aber wir geraten oft so hart aneinander, daß wir alle beide Schmerz empfinden und zwar so unerträglichen Schmerz, daß in solchen Augenblicken keiner von beiden nachgeben kann. Wenn er sich immer von der Seite zeigte, die ich liebe, gäbe es nichts, das süßer und schöner wäre. Aber unglücklicherweise ist da noch der „andere Musset", und ich fühle, daß ich mich an den niemals gewöhnen werde. Schon zweimal habe ich dieses Band, das manchmal wirklich nicht mehr möglich ist, brechen wollen. Es sind Verzweiflungen, welchen ich nicht widerstehen kann, Nervenanfälle, die Halluzinationen und Delirien herbeiführen. Meine Gegenwart, meine Hand in der seinen, ein freundliches Wort lassen das alles wieder wie durch einen Zauber verschwinden. Dann gibt es wieder ebenso exaltierte Anfälle von Reue, eine stürmische Freude, mich auf dem Wege, den ich habe verlassen wollen, wiederzufinden. Was für ein verdrehter Kopf, liebe Freundin! Die Liebe berauscht ihn ebenso sehr wie anderes. Manchmal ist diese Trunkenheit erhaben, aber zu anderen Zeiten ist sie fast nicht mehr erträglich. Es ist geradezu ein Stück Arbeit, sich von ihm lieben zu lassen. Der ungeheure Hochmut seines Charakters und der Stolz des meinigen läßt uns am häufigsten feindlich aneinander geraten. Es ist nicht der Hochmut, dem ich mich gern unterordnen würde, der Stolz des Dichters, des Talents, der Berühmtheit; nichts von allem. Ihr Vater, der ihn nicht liebt, würde sehr erstaunt sein, wenn er hörte, wie niedrig der Dichter selbst sein Werk einschätzt. Allerdings bekomme nur ich diese bescheidenen und aufrichtigen Urteile zu hören. Nur beim intimen Beieinandersein treten sie zutage, vor dem Publikum ist er nicht so bescheiden. Was könnte ich Ihnen noch sagen? Seine zügellose Vergangenheit hat untilgbare Spuren zurückgelassen. Mißtrauen und Verdächtigungen zeigen sich inmitten einer ganzen Schar von trüben Erinnerungen, die bitter zu hören sind. Ich kann das nicht ertragen, daher Zank, Verzeihung, Wiederversöhnung. Ich habe nie seltsamere Gegensätze gesehen, als es die beiden Wesen sind, die in diesem einzigen Individuum leben. Das eine gut, sanftmütig, zärtlich, enthusiastisch, voll Geist, Vernunft, naiv (das ist das Wunderbare!), naiv wie ein Kind, gutmütig, schlicht, ohne Ansprüche, bescheiden, empfindsam, exaltiert, um ein Nichts weinend, künstlerisch veranlagt in allen Kunstarten, alles, was schön ist, in der schönsten Sprache empfindend und ausdrückend — Musik, Malerei, Literatur, Theater. Jetzt wenden Sie aber die Seite um, und Sie haben es mit einem von einer Art Teufel besessenen Manne zu tun, mit einem Menschen, der schwach ist, aufbrausend, hochmütig, despotisch, verrückt, hart, kleinlich, mißtrauisch bis zur Beschimpfung, egoistisch so viel als möglich, alles

[1]) Auf dem Titelblatt findet sich handschriftlich vermerkt: Ex Bibliotoca Augsburge.

herabsetzend und im Bösen ebenso exaltiert wie im Guten. Wenn er erst einmal dieses Teufelsroß bestiegen hat, reitet er so lange, bis er sich den Hals bricht. Uebertreiben — das ist seine Natur, sei es im Schönen, sei es im Häßlichen. Im letzteren Falle endet das immer mit einer Krankheit, die das Gute hat, ihn wieder zur Vernunft zu bringen. Ich kann nicht begreifen, wie er dem so lange Widerstand leisten konnte und wie er nicht schon hunderttausendmal daran zugrunde gegangen ist. . . ."

✱

Nachwachsen abgeschnittener Pflanzenteile.

-o- Solange die Gewebe der Pflanzen sich im jugendlichen Zustande befinden, besitzen sie ein Neubildungsvermögen, das zu einer wunderbaren Selbstergänzung verstümmelter Pflanzenteile führen kann. — Schon lange ist es bekannt, daß an Sprossen und Wurzeln durch Spaltung des Scheitels bezw. durch Längsschlitzung unterhalb des Vegetationspunktes Teilprodukte erzeugt werden, welche imstande sind, im Laufe ihrer weiteren Entwicklung das abgetrennte Stück vollkommen zu ergänzen (Ney 1877). — Aehnliche Resultate erhält man nun auch an Blütensprossen, besonders an den Blütenköpfen der Korbblütler; am leichtesten bei der so großblütigen Sonnenrose, Helianthus annuus. — Lopriore in Catania und Berthold und Peters in Göttingen haben darüber einiges publiziert. Es gelingt, sehr junge Köpfchenanlagen durch Längsspaltung mittels eines Lanzettmessers so zu teilen, daß die Hälften an den Schnittflächen sich nicht nur abrunden, sondern Hüllblätter und Strahlenblüten bilden, welche sonst an dieser Stelle nicht entstanden wären. — Die Längsspaltung muß sehr frühzeitig und mit einem sehr scharfen Rasiermesser ausgeführt werden; sonst gelingt die Ergänzung nicht. Da die jungen Blütenköpfe im frühesten Entwicklungszustand zwischen den Blättern der Laubknospen tief verborgen liegen, so ist es nicht leicht, die Spaltung zuverlässig mit Erfolg auszuführen. Von 36 Versuchspflanzen, die im Sommer operiert waren, erwies sich im Herbst nur ein Teil als brauchbar, und von diesem war die Operation nur bei sechs wirklich gelungen; die Ergänzung auf der Wundseite war eine vollständige, so daß auch die mikroskopische Untersuchung eine entsprechende Neubildung auf der Wundseite ergab. Diese merkwürdigen Dinge, worauf Prof. Dr. Ney neuerdings in der naturwissenschaftlichen Wochenschrift aufmerksam gemacht hat, weisen mit Bestimmtheit darauf hin, daß die jungen Zellen eine gewisse Menge Keimplasma oder erbliche Anlagen in sich bergen, also bei ihrer Entstehung mitbekommen haben; dasselbe ist um so reichlicher vorhanden, je jünger die Zelle ist, je weniger sie also in der Generationsfolge von der Scheitelzelle absteht.

✱

Kleinere Mitteilungen.

* Die Jahresversammlung der Shakespeare-Gesellschaft in Weimar wurde am Montag durch Herrn v. Vignau eröffnet, worauf der zweite Vizepräsident Ernst v. Wildenbruch den Jahresbericht erstattete. Der Festredner Professor Churchill, der die allmähliche Einbürgerung Shakespeares in Amerika sehr interessant schilderte, erntete für seine Ausführungen (mit denen unsere Leser bereits bekannt gemacht sind, siehe Nummer 94 und 95 der Beilage) lebhaften Beifall. Exzellenz Bürklin (Karlsruhe) wurde zum Vorstandsmitglied, Professor Edward Dowden (England) zum Ehrenmitglied gewählt.

* Das Kunstschutzgesetz und die Vereinigten Staaten von Amerika. Nach dem zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten geltenden Abkommen über den gegenseitigen Urheberrechtsschutz stehen die amerikanischen Staatsangehörigen in bezug auf literarischen und artistischen Urheberrechtsschutz den Reichsangehörigen gleich; infolgedessen werden ihnen, wie Rechtsanwalt Dr. Fuld in Mainz in der Zeitschrift „Das Recht" ausführt, die weitgehenden Befugnisse ohne weiteres und ohne jede Gegenvergütung zustehen, welche das in der Reichstagskommission bereits durchberatene Kunstschutzgesetz enthält. Dies kommt aber nicht nur für Kunst und Photographie in Betracht, sondern auch insbesondere für das große und wichtige Gebiet des Kunstgewerbes. Die Unzuträglichkeiten, welche sich aus diesem Rechtszustande ergeben, sind um so erheblicher, als nicht einmal den Angehörigen derjenigen Staaten, welche die Berner Konvention unterzeichnet haben, in Deutschland ohne weiteres die Schutzrechte gewährt sind, auf welche die Reichsangehörigen Anspruch haben. Der Verfasser verlangt deshalb mit aller Entschiedenheit, daß, wie dies seitens des Verlagsbuchhandels fast übereinstimmend und seitens eines großen Teiles des Kunstverlags gewünscht wird, das geltende Literarabkommen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten gekündigt werde, da nur auf diese Weise das Reich freie Hand bekomme, um einen für seine Angehörigen günstigen Vertrag von den Vereinigten Staaten zu erlangen. Jedenfalls hat Deutschland hieran ein größeres Interesse als die Vereinigten Staaten, da die Amerikaner eine bessere Rechtsstellung, als sie zur Zeit haben, überhaupt nicht erlangen können.

= Die von der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Aerzte im Jahre 1904 in Breslau ernannte Kommission zur Neugestaltung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Schulunterrichts tagte in der Zeit vom 9. bis 11. April d. J. zu Elberfeld und nahm Stellung zu folgenden Fragen: 1. Gestaltung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Mädchenschulen, den sechsklassigen Realschulen und den Reformschulen. 2. Allgemeine Gesichtspunkte für den naturwissenschaftlichen Unterricht an den Volks- und Fortbildungsschulen, sowie an den Handels- und an den Fachschulen. 3. Hygienische und sexuelle Fragen. 4. Gestaltung des chemischen Hochschulunterrichts für Lehramtskandidaten. — Während die Drucklegung der ausführlichen Referate über alle diese Punkte der im Herbst zu Stuttgart tagenden Naturforscher-Versammlung vorbehalten bleibt, soll ausnahmsweise der Bericht über den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an den höheren Mädchenschulen so bald als möglich veröffentlicht werden.

-rt- Nachrichten von Sven Hedin. Der Teheraner Korrespondent des Reuter-Bureaus telegraphiert, daß er von dem schwedischen Forschungsreisenden Dr. Sven v. Hedin aus Ostpersien Nachricht erhalten habe. Der Forscher teilte ihm mit, daß er nach einer äußerst interessanten Reise, die ihn über Jandak, Turut, Khur, Tabbas, Naiband und Nih führte und in deren Verlauf er die große Salzwüste Descht-i-Kavir dreimal überquerte, zu Anfang der vorigen Woche in Seistan (an der persisch-afghanischen Grenze) in bester Gesundheit angekommen sei. Es ist ihm gelungen, im Verlauf seiner bisherigen Reise ein äußerst umfangreiches Material zu sammeln, das einem größeren Werk über die bisher noch wenig bekannten ostpersischen Gebiete als Grundlage dienen wird. Zu 162 Blättern kartographischer Aufnahmen kommen Hunderte von Photographien und Skizzen, eine umfangreiche Gesteinssammlung u. a. m. Nach kurzem Aufenthalt in Seistan ist Sven Hedin nach Nuschki weitergereist.

hc. Personalien. Dem Honorarprofessor und Leiter des Unterrichts in der Chemie an der Kriegsakademie in Berlin Dr. phil. Emil Maaß ist der Professortitel verliehen worden.

* Todesfall. Wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, ist der ausgezeichnete Biologe W. F. R. Weldon, Professor für vergleichende Anatomie an der Universität Oxford, gestorben.

✱

Hochschulnachrichten.

hc. **Bonn.** In der hiesigen philosophischen Fakultät haben sich Dr. phil. A. Herrmann und Dr. phil. Justus Hashagen als Privatdozenten niedergelassen. — Professor Dr. jur. Heinrich Pflüger, Privatdozent für römisches Recht an der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Honorarprofessor ernannt worden.

* **Aachen.** In Würdigung hervorragender Verdienste um die Förderung der technischen Wissenschaft ist nach der Frankfurter Zeitung dem Professor für medizinische Technologie an der Technischen Hochschule zu Hannover Geh. Regierungsrat H. Fischer und dem österreichischen Professor Regierungsrat F. Rick in Wien von der hiesigen Technischen Hochschule die Würde eines Dr.-Ingenieurs ehrenhalber verliehen worden.

hc. **Danzig.** Unterm 19. d. M. ist der Regierungs- und Baurat Albrecht Ehrhardt zum Dozenten für den Unterricht in „Baumaterialienkunde" und „Veranschlagen und Geschäftsführung" an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden.

hc. **Graz.** Den 80. Geburtstag feierte am 24. d. M. der emeritierte ordentliche Professor der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte und des deutschen Privatrechts an der hiesigen Universität Hofrat Dr. jur. Ferdinand Bischoff, Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. Hofrat Bischoff war in den Studienjahren 1871/72 und 1885/86 Rektor der Grazer Hochschule.

Jahrgang 1906. München, Samstag, 28. April. Nummer 98.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Vom Weimarer Shakespeare-Tag.

Das Interesse, das die Jahresversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft für die engere und weitere Gemeinde des Dichters zu bieten pflegt, war in diesem Jahre in ganz besonderem Maße reich. In erster Linie dadurch, daß den Festredner zum deutschen Shakespeare-Tag zum erstenmal eine amerikanische Hochschule entsandt hatte. Der Vortrag von Professor Dr. George Churchill über **Shakespeare in Amerika**, ebenso fesselnd durch die sympathische Persönlichkeit des Festredners wie durch den hochinteressanten Inhalt seiner freimütigen Darlegungen, legte ein erfreuliches Zeugnis ab für die enge Verbindung der deutschen mit der ausländischen Shakespeare-Forschung und gab ein klares und übersichtliches Bild dessen, was durch Bühnenkunst und Gelehrtenarbeit für das Verständnis und die Popularisierung von Shakespeares geistiger Hinterlassenschaft jenseit des Ozeans geleistet wurde. Der wertvolle Inhalt des Festvortrages ist den Lesern dieses Blattes bereits aus der Beilage bekannt.

Und weiter gewann der diesjährige Shakespeare-Tag ein erhöhtes Interesse durch eine wertvolle Gabe, die das Weimarer Hoftheater zur Festfeier beisteuerte. Die schon für das vorige Jahr versprochene, damals aber wegen Krankheit des Hauptdarstellers verschobene Aufführung von **Richard II.** auf einer neuen Art von Shakespeare-Bühne wurde an dem diesjährigen Festtag zum erstenmal den Mitgliedern der Gesellschaft vorgestellt. Der interessante Versuch ist durch Alois Brandl, den Präsidenten der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, angeregt. In einem Aufsatze der Deutschen Rundschau „Eine neue Art Shakespeare zu spielen", der auch in verschiedene andere Blätter überging, hatte Brandl zu Beginn des vorigen Jahres seine Ideen entwickelt und auf den in Aussicht genommenen praktischen Versuch mit Richard II. hingewiesen. Der Kernpunkt seiner Darlegungen lag darin, daß eine Bühneneinrichtung zu erstreben sei, die es ermögliche, das Shakespearesche Drama vollkommen pausenlos, also auch mit Beseitigung aller durch den Akteinschnitt gebotenen Unterbrechungen, zur Darstellung zu bringen.

Das Problem wurde bei dem Weimarer Versuche in der Weise gelöst, daß die Bühne durch einen Vorhang in der Höhe der zweiten Kulisse in eine Vorder- und in eine Hinterbühne geteilt war. Die Vorderbühne, die seitlich durch Draperiekulissen begrenzt war, stellte bei geschlossenem Vorhang einen beliebigen, neutral gedachten Raum dar, die Hinterbühne war mit dem vollen Dekorationsapparate der modernen Bühne versehen. Sie diente für alle die eigentliche Handlung des Stückes fortsetzenden Hauptszenen, wogegen auf der neutralen Vorderbühne die kleineren verbindenden Zwischenszenen und solche Szenen, die mehr lyrischen Charakter tragen, gespielt wurden. Brandl ist zu der bestimmten Annahme geneigt, daß die Szenen auf dem altenglischen Theater in derselben Weise auf Vorder- und Hinterbühne verteilt waren und daß die für die Vorderbühne gedachten Szenen zum großen Teil einem bühnentechnischen Zweck des Dichters dienten: der dekorativen Herrichtung der Hinterbühne für die Hauptszenen. Ob und inwieweit diese Hypothesen Brandls in allen Einzelheiten dem historischen Sachverhalt entsprechen, sei dahingestellt. Wir bewegen uns hier fast durchweg auf dem Gebiete der Vermutungen. Für die moderne Bühne wurde durch die von Brandl angeregte Bühneneinrichtung jedenfalls der Vorteil geschaffen, daß das ganze Stück durch einen fortwährenden regelmäßigen Wechsel zwischen den auf der Vorder- und den auf der Hinterbühne spielenden Szenen ohne jede Pause und ohne jedes Fallen des Hauptvorhangs gespielt werden konnte.

In dem Versuch, bei der Darstellung des Shakespeareschen Dramas alle Pausen zu beseitigen, ist eine an sich gewiß sehr berechtigte und anerkennenswerte Reaktion zu erblicken gegen den durch den Ausstattungsluxus unserer Tage leider zur Notwendigkeit gewordenen Brauch, die Stücke durch unzählige mehr oder minder lange Pausen bei den Verwandlungen und den Aktschlüssen in eine Reihe von szenischen Bildern auseinanderzureißen und damit den dramatischen Zusammenhang der Dichtung zu unterbinden. Eine Beseitigung dieses Mißstandes und der damit verbundenen Zerstückelung des Kunstwerkes ist sicher auf das dankbarste zu begrüßen. Aber man kann auch hierin einen Schritt zu weit gehen. So sehr die Vermeidung aller Verwandlungspausen und die Beschränkung der Aktpausen auf das denkbar kleinste Maß aufs innigste zu wünschen ist, so zweifelhaft erscheint es, ob eine völlige Beseitigung der Aktpausen als ideales Ziel zu erstreben ist. Ob Shakespeares Dramen auf dem altenglischen Theater ohne jede Pause gespielt wurden, ist eine offene Frage. Sicher ist nur das Eine, daß der Akteinschnitt bei Shakespeare nicht entfernt dieselbe Bedeutung hatte wie auf der modernen Bühne, schon deshalb, weil ein die ganze Bühne abschließender Vorhang dem Elisabethanischen Theater fehlte. Auch daß die Aktpausen, falls solche stattfanden, nur von der kürzesten Dauer waren, darf man nach dem Charakter der altenglischen Bühneneinrichtung mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen. Dagegen ist es ausgeschlossen, daß die Akteinteilung als solche dem Shakespeareschen Drama nicht bekannt gewesen sein sollte. Verschiedene Anzeichen, vor allem die Prologe in **Heinrich V.**, weisen mit voller Deutlichkeit auf das dem altenglischen Drama innewohnende, von der Antike und insbesondere von Seneca übernommene

Prinzip der Fünfteilung hin. In der Folioausgabe sind es im ganzen nur sieben Stücke, denen die Akteinteilung fehlt. Daß sie bei diesen relativ wenigen Dramen nicht eingezeichnet war, daß sie bei den Quartausgaben noch völlig fehlte, daß die Akteinteilung selbst vielfach schwankte, beweist nichts gegen das Vorhandensein der Einteilung und das darin zum Ausdruck gelangte Prinzip der Fünfteilung. Bestand aber dieses Prinzip, so mußte es notwendigerweise auch bei der Aufführung in irgend einer Weise zur Anschauung kommen. Die fünfteilige Gliederung ist auch bei Shakespeare ein notwendiger Bestandteil des dramatischen Kunstwerks. Deshalb sollte der Akteinschnitt auch in den heutigen Shakespeare-Aufführungen nicht fehlen. Nur das Eine ist anzustreben, daß die Pausen so kurz wie möglich sind und daß höchstens an einer Stelle des Stückes eine kurze Ruhepause stattfinde. Eine derartige einmalige, natürlich nicht zu lange dauernde Unterbrechung des Spiels ist — weniger bei den meisten sehr kurzen Lustspielen, wohl aber bei den großen Tragödien — schon im Interesse der Aufnahmefähigkeit des Zuschauers zu wünschen. Brandl irrt, wenn er eine pausenlose Aufführung des Hamlet in „zwei kurzen Stunden" glaubt erledigen zu können. Schon Richard II., der keineswegs zu den umfangreichsten Werken des Dichters gehört, nahm in Weimar ohne jede Pause 2¾ Stunden in Anspruch. Ein ungekürzter und pausenloser Hamlet würde eine Spieldauer von mindestens 3½ Stunden verlangen. Das ist trotz der guten Gewöhnung unseres Publikums durch Richard Wagner zu viel für die normale Aufnahmefähigkeit.

Die Weimarer Bühneneinrichtung selbst mit ihrer Zweiteilung des Bühnenraums knüpft an die Prinzipien der durch die Anregungen Genées 1889 von Perfall und Savits ins Leben gerufenen Münchener Shakespeare-Bühne an. Hier wie dort wird der Bühnenraum in eine Vorder- und eine Hinterbühne geteilt, durch deren abwechselnde Verwendung eine Beseitigung der lästigen Verwandlungspausen ermöglicht wird. Hier wie dort trägt die Vorderbühne einen gewissen neutralen Charakter, wogegen die Hinterbühne mittels der dekorativen Unterstützung einen bestimmten Schauplatz darstellt. Diese dekorative Unterstützung beschränkt sich in München zumeist, entsprechend dem in höherem Grade stilisierten Charakter dieser Bühneneinrichtung, auf einen andeutenden Prospekt, wogegen der Hinterbühne in Weimar dieselbe umständliche dekorative Ausstattung zuteil wird wie der gewöhnlichen modernen Illusionsbühne. Auch insofern bewahrt die Münchener Reformbühne in höherem Grade den symbolischen Charakter des altenglischen Theatergerüstes, als dem Zuschauer die grundsätzliche Trennung der beiden Bühnenfelder durch den stabilen Palastbau und die erhöhte Anlage der Hinterbühne fortwährend vor Augen bleibt; in Weimar dagegen, wo nur der Vorhang die beiden auf gleicher Höhe liegenden Bühnenfelder trennt, wird die Grenzlinie zwischen beiden vollkommen verwischt, sobald bei geöffnetem Vorhang gespielt wird. Der Zuschauer sieht alsdann nur einen einzigen Bühnenraum, der das übliche Bild des modernen Illusionstheaters zeigt und wird nur durch die von dem übrigen dekorativen Bilde unschön abstechenden roten Draperiekulissen der beiden vordersten Gassen an den neutralen Charakter des vorderen Bühnenteils erinnert. Die beträchtliche Tiefe, die die Bühne bei dieser Einrichtung überall da erhält, wo bei geöffnetem Vorhang gespielt wird, ist allerdings für solche Szenen, die, wie beispielsweise die in Richards Gefängnis, kleine, intime Räume verlangen, sehr wenig günstig und stimmungsfördernd.

Durch die dekorative Behandlung der Hinterbühne, die sich nicht wie in München auf eine bloße Andeutung beschränkt, macht sich in Weimar der Gegensatz der in voller dekorativer Umrahmung und der vor dem Vorhang auf der dekorationslosen Vorderbühne spielenden Szenen in noch auffälligerer Weise bemerkbar. Die Vorstellung erhält dadurch in ihrem äußeren Bilde etwas Unausgeglichenes und Uneinheitliches. Auch die Art, wie die Szenen des Stücks auf die beiden Bühnenfelder verteilt werden, ist stellenweise anfechtbar. Brandl sagt in seinem einleitenden Aufsatz mit Recht, daß die neutrale Vorderbühne für die Szenen mit einem „ganz unbestimmten Hintergrund" zu verwenden sei. Demgemäß dürfte sie nicht für den Abschied Richards von seiner Gattin auf dem Weg zum Tower (IV, 2) und noch weniger für die wundervolle Szene der Königin mit den Gärtnern (III, 5) verwendet werden. Diese beiden Szenen, vor allem die Gartenszene, sind für einen ganz bestimmten Schauplatz gedacht und weisen durch den Text wiederholt auf diesen Schauplatz hin. Werden überhaupt Dekorationen in der betreffenden Vorstellung verwendet, so müssen diese beiden Szenen unbedingt mit dekorativem Hintergrund gespielt werden. Auf der neutralen Vorderbühne vor dem geschlossenen Vorhang gespielt, wirken beide Szenen nüchtern und werden ihrer eigentümlichen dichterischen Stimmung beraubt. Etwas anderes wäre es, wenn das ganze Stück ohne dekorative Unterstützung gespielt würde; in diesem Fall würde die Phantasie des Zuschauers gemäß den ungleich größeren Anforderungen, die im ganzen an sie gestellt werden, auch hier dem Fluge des dichterischen Genius willig folgen.

Der Weimarer Versuch leidet noch mehr als die Münchener Shakespeare-Bühne an dem Kompromiß, den sie zwischen dem altenglischen Bühnengerüste und dem modernen Illusionstheater zu schließen sucht. Indem sie dem heutigen Dekorationswesen größere Konzessionen macht als die Münchener Reformbühne, läßt sie die mißliche Halbheit derartiger Versuche in noch stärkerem Maße fühlbar werden. Will man eine Bühne konstruieren, die dem Charakter und der Technik des Shakespeareschen Dramas einigermaßen adäquat ist, so gehe man getrost noch einen Schritt weiter und ziehe die letzte Konsequenz, indem man die Dekorationsmalerei überhaupt aus dieser Bühneneinrichtung verbannt. Eine Doppelbühne, die in ihren beiden Teilen bloß durch künstlerisch geordnete Gobelins begrenzt wird, wird der Aufgabe sicher am nächsten kommen, das unveränderte Shakespearesche Drama in seinem kühnen phantastischen Fluge über Ort und Zeit zur ungeschmälerten Wirkung zu bringen.

Trotz der Bedenken, die sich nach dieser und jener Seite aufdrängten, war die Weimarer Aufführung von Richard II. ein sehr anregender und interessanter Versuch, durch den sich die dortige Bühnenleitung den warmen Dank der deutschen Shakespeare-Gemeinde verdient hat. Das Unternehmen war auch insofern charakteristisch, als es einen abermaligen Versuch bildete, eine gewisse Reaktion gegen den überhandnehmenden Ausstattungsnaturalismus unserer Bühnen auszuüben, gegen eine Art der Dekorationskunst, durch die man gerade der Aufführung des Shakespeareschen Dramas nur einen zweifelhaften Dienst erweist.

Am zweiten Abend wurde der Shakespeare-Versammlung die Uraufführung von Philipp Massingers Trauerspiel Der Herzog von Mailand in der neuen Bearbeitung von Hermann Conrad als litterarischer Leckerbissen vorgesetzt. Der Name Massingers, des jüngeren Zeitgenossen Shakespeares, ist der Gegenwart in den letzten Jahren wieder geläufig geworden durch den Siegeszug, den Beer-Hofmanns Drama Der Graf von Charolais über viele deutsche Bühnen gehalten hat. Es handelte sich bei diesem Stück allerdings weniger um eine Bearbeitung von Massingers Fatal Dowry, als vielmehr um eine völlige Neuschöpfung des modernen Dichters, die nur das Grundmotiv und eine Reihe von Zügen aus der älteren englischen Vorlage benutzte. Auch der Herzog von Mailand (geschrieben zwischen 1606 und 1624), in dem die Kritik mit Recht eines der interessantesten und bedeutendsten Werke Massingers bewundert, ist der deutschen Bühne nicht fremd. Eine Bearbeitung des 1836 von Baudissin übersetzten Stückes von Deinhardstein wurde 1848 in Wien, eine spätere von Arthur Peetz, wenn ich nicht irre, in Berlin zur Aufführung gebracht. Ueber die Deinhardsteinsche Fassung hat Hebbel, allerdings ohne das Original zu kennen, eine sehr abfällige Kritik geschrieben; er geißelte darin mit scharfen Hieben den Mißgriff, das dem Drama zugrundeliegende Herodes-Motiv, das er selbst zu einer seiner gewaltigsten Bühnenschöpfungen verarbeitete, in die Zeit der

italienischen Renaissance zu übertragen. Man kann die scharfsinnigen Argumente Hebbels in ihrem ganzen Umfang anerkennen, ohne daß man sich deshalb gegen den Reiz und die außerordentlichen dichterischen Schönheiten von Massingers Renaissance-Tragödie zu verschließen braucht. Auch der neuesten deutschen Bearbeitung (sie wurde gedruckt in den Büchern der Weisheit und Schönheit, Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer) ist es freilich nicht geglückt, dem Stücke das zu geben, was ihm fehlt und was zu einer mittelbaren Bühnenwirkung notwendig ist: das Ueberzeugende, und andrerseits das Konstruierte und Gekünstelte, was der Katastrophe und ihrer Herbeiführung anhaftet, zu beseitigen. Daran konnte und wollte Conrad nichts ändern, da er im allgemeinen eine treue Wiedergabe des Originals zu bieten suchte. Er hat in der Hauptsache nur gekürzt, verschiedene Szenen anders gruppiert, einige Motive verschärft und deutlicher herausgearbeitet. Manches ist dabei gefallen, was man nur ungern entbehrt, so die hübsche humoristische Arabeske des Gerichtsdieners (III, 2) und einiges andere. Eine stärkere, im allgemeinen recht glückliche Umarbeitung hat die erste Hälfte des zweiten Aktes erfahren, einer gänzlichen Neudichtung wurde unter Ausmerzung der Gestalt Eugeniens der fünfte Akt unterzogen. Der Schluß des Originals, die Vergiftung des Herzogs durch die Schminke, womit der als jüdischer Arzt verkleidete Francisco die Leiche Marcellas einsalbt, hat für die moderne Bühne freilich gewisse Bedenken. Der neue Schlußakt Conrads aber mit dem konventionellen Selbstmord des Herzogs ist doch nur ein ziemlich schwächliches Surrogat für die kraftvollen und bei aller Kraßheit sehr charakteristischen Schlußszenen des Originals. Es ist die Frage, ob solche weitgehende Aenderungen notwendig waren und ob es nicht möglich gewesen wäre, hier und an einigen anderen Stellen den Spuren des Originals noch treuer zu folgen, als es der Bearbeiter getan hat. Sieht man hiervon ab, so ist die Arbeit Conrads in vieler Beziehung warmer Anerkennung wert. Es stellt dem Geschick und dem Anpassungsvermögen des Bearbeiters das denkbar beste Zeugnis aus, daß der Uneingeweihte an keiner Stelle des Stückes Risse bemerkt und die Zutaten und Neudichtungen der Bearbeitung — wenigstens in den ersten vier Akten — als solche nicht herausfühlt. Die neue Uebersetzung Conrads ist gut sprechbar und leicht verständlich, ohne ihr charakteristisches Gepräge zu entbehren. Einzelne Figuren, so namentlich die prächtige Gestalt Grachos, sind sehr lebendig und individuell von dem Autor herausgearbeitet.

Die erste Weimarer Aufführung des Werkes in der neuen Fassung wurde, wie nicht anders zu erwarten, mit lebhaftem Interesse aufgenommen. Die ersten Akte, insbesondere der vortrefflich ausgebaute zweite Akt in der glücklichen Gestaltung des Bearbeiters, ferner die prachtvolle episodische Szene zwischen Karl V. und dem Herzog, nach Hebbels Urteil der Glanzpunkt des Werkes, übten eine starke theatralische Wirkung aus. Ueber die psychologischen Mängel in der Entwicklung des vierten Aktes vermochte freilich auch die wohlgelungene Aufführung nicht hinwegzutäuschen. —

In seiner Zusammensetzung zeigte der diesjährige Shakespeare-Tag seine bekannte Physiognomie. Wie gewöhnlich, so war auch diesmal das deutsche Theater und seine Leiter so gut wie nicht vertreten, trotz des besonderen Interesses, das die Feier gerade in diesem Jahre durch die Darbietungen der Weimarer Bühne für die Theaterkreise hätte bieten müssen.

Dr. Eugen Kilian.

Die Ueberleitung der Nebenkautionen in Bayern.

Von Dr. Doerr (München).

Der von vielen mit Spannung erwartete Entwurf eines bayerischen Gesetzes, betreffend die Ueberleitung von Hypotheken, ist nebst eingehender Begründung, die sich im wesentlichen an die Begründung zum Entwurf des Reichsgesetzes vom 17. März 1906, betr. die Ueberleitung von Hypotheken des früheren Rechtes, anlehnt, seitens des bayerischen Justizministeriums der Kammer der Reichsräte übermittelt worden. Er umfaßt lediglich — was seiner Bedeutung für die dermals bestehenden Rechtsverhältnisse natürlich keinen Abbruch tut — zwei Artikel und hat folgenden Wortlaut:

Art. 1: „Eine zu der Zeit, zu welcher das Grundbuch als angelegt anzusehen ist, bestehende Hypothek, die zur Sicherung künftiger Ansprüche auf Zinsen, Kosten und andere Nebenleistungen neben der Hypothek für die Hauptforderung bestellt worden ist, erlischt, wenn sie sich mit dem Eigentum in einer Person vereinigt.“

Art. 2: „Hat eine Hypothek der im Artikel 1 bezeichneten Art sich schon vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes mit dem Eigentum in einer Person vereinigt, so gilt sie als im Zeitpunkte der Vereinigung erloschen, es sei denn, daß ein Dritter nach der Vereinigung der Hypothek mit dem Eigentume durch Rechtsgeschäft ein Recht an der Hypothek erworben hat. Hat jemand vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes mit Rücksicht auf die Vereinigung der Hypothek mit dem Eigentum in einer Person eine Befriedigung erhalten, so kann die Rückgabe auf Grund der Vorschriften dieses Gesetzes nicht verlangt werden.“

Die nicht einmal ein Jahr ausmachende Vorgeschichte des Entwurfes, die Anerkennung der Selbständigkeit und Eigentümerhypothekfähigkeit der bayerisch-rechtlichen regelmäßig 10prozentigen Nebensachekautionen oder Unterkautionen (Zinsen- und Kostenkautionen) in Theorie und Praxis, die hier einschlägigen Beschlüsse des bayerischen Obersten Landesgerichtes vom 23. Juni 1905 und des Reichsgerichtes vom 18. Oktober 1905, die tiefgehende Beunruhigung des am Liegenschaftsverkehr interessierten Publikums infolge der entstandenen und weiter drohenden empfindlichen Rechtsunsicherheit, die von der bayerischen Staatsregierung beantragte und durchgesetzte Erlassung des erwähnten Reichsgesetzes vom 17. März 1906 sind noch zu neu und in zu frischer Erinnerung der beteiligten Kreise, als daß hier des näheren darauf eingegangen werden müßte. Nie und nirgends ist wohl den Beteiligten — Juristen und Laien — die große Tragweite und Wirkung des für Süddeutschland bisher fremden Gebildes der Eigentümerhypothek mit seinen mißlichen Erscheinungen und gefährlichen Folgen so zum Bewußtsein gekommen wie in den letzten Monaten in jenen Bezirken Bayerns, in denen das Grundbuch bereits angelegt ist, und insbesondere hier in München. Ein Blick in die letzten Kammerverhandlungen anläßlich der Beratung des Justizetats und in die von den Tageszeitungen und Fachblättern jüngerer Zeit gebrachten Aufsätze bestätigt dies. Waren solche Preßstimmen auch nicht immer ganz objektiv, so herrschte doch darin seltene Einhelligkeit, daß Abhilfe im Wege der Gesetzgebung dringend notwendig sei und der dermalige bedenkliche Rechtszustand mit seiner Quelle zahlreicher Rechtsstreite nicht lange bestehen bleiben könne. Diesen allgemein als unhaltbar erkannten Rechtszustand, den die Rechtsprechung nicht beseitigen konnte, wird das auf Grund des Reichsgesetzes vom 17. März 1906 zu erlassende Landesgesetz in einschneidender, aber befriedigender Weise ändern, ebenso wie Aussicht besteht, daß eine andere hiermit zusammenhängende wichtige Streitfrage über Zulässigkeit der Pfändbarkeit künftiger Eigentümerhypotheken oder Eigentümergrundschulden einer glücklichen Lösung entgegengeht.

Der Inhalt des Entwurfes unter Zugrundelegung der amtlichen Begründung mag im folgenden der Gegenstand näherer Erörterung sein, die bei der Wichtigkeit der einzelnen in Betracht kommenden Fragen für weiteste Kreise einer Rechtfertigung wohl nicht bedarf.

Nach Fassung und Inhalt schließt sich Art. 1 des Entwurfs aus naheliegenden Gründen unmittelbar an Absatz 1 des Reichsgesetzes an, für den wiederum § 1178 Absatz 1 BGB. vorbildlich war. Die unter der Herrschaft des bayerischen Hypothekengesetzes sowie die in der Pfalz — dort allerdings seltener — vor Einführung des Grundbuchrechtes entstande-

nen, nach Art. 192 EG. zum BGB. vorbehaltlos in Sicherungshypotheken und zwar in Maximalhypotheken, i. S. des § 1190 BGB. übergeleiteten Nebenkautionen wurden nach der Auffassung im Verkehr und insbesondere dem Willen der Beteiligten nur bestellt, um die Haftung des Grundstückes für Zinsen, Kosten und andere Nebenleistungen über die im bisherigen Rechte gezogenen engen Schranken hinaus zu erweitern. Dem Vertragswillen der Parteien entspricht es zweifellos, diese Nebenkautionen unter der Herrschaft des BGB. und der GBO. ebenso zu behandeln wie die in § 1178 Absatz 1 BGB. bezeichneten Hypotheken. Deshalb bestimmt Artikel 1 des Entwurfs, daß eine *altrechtliche* Hypothek zur Sicherung *künftiger* — nicht bereits entstandener — Ansprüche auf Nebenleistungen bei Vereinigung mit dem Eigentum in einer Person erlischt oder untergeht, und zwar unabhängig von der sich nur als Berichtigung darstellenden formellen Löschung im Grundbuch (vergl. GBO. § 27 Abs. 1), das Entstehen einer Eigentümerhypothek (Eigentümergrundschuld) aus Hypotheken solcher Art sohin schlechterdings ausgeschlossen ist.

Der Entwurf will nach seiner Begründung *alle* Hypotheken treffen, die vor dem Inkrafttreten des Grundbuchrechtes ausschließlich als sogenannte Nebensachekautionen neben der Hypothek für die Hauptforderung — sei es gleichzeitig oder nachträglich, jedenfalls aber noch unter altem Recht — begründet wurden, gleichviel, ob sie unter *einer* Nummer mit dem Hauptanspruch oder unter gesonderter Nummer eingetragen sind. Unter die „Nebenleistungen“ fallen alle Forderungen, wie Zinsen, Verzugszinsen, Kosten, Schäden, Spesen, Provisionen, Kursdifferenzen, Vertragsstrafen für unpünktliche Zinszahlung regelmäßig in Form eines Zinszuschlages, die nicht die Eigenschaft selbständiger Kapitalsforderungen haben, wohl aber neben dem Hauptanspruch des Gläubigers zu entrichten sind. Wenn aber — wie dies öfter der Fall — solche sogenannten Nebenkautionen nicht nur zur Sicherheit von wirklichen „Nebenleistungen“, sondern auch zur Sicherheit für einen weiteren *selbständigen* Anspruch des Gläubigers, z. B. für Biergeldschulden oder Rückstände an Bierzahlungen neben den Darlehenshypotheken von Brauereien auf Wirtsanwesen, dienen, so fällt eine solche *gemischte* Kaution nicht unter den erwähnten Artikel 1. Sie bleibt nach wie vor für den vollen Betrag eigentümerhypothekfähig. Ueber die manchmal zweifelhafte Frage, ob Leistungen im einzelnen Falle wirklich unselbständige Nebenleistungen oder unabhängige, selbständige Hauptleistungen sind, hat das richterliche Ermessen unter Berücksichtigung der konkreten Umstände zu entscheiden. So wird es stets Tatfrage des Einzelfalles sein, ob Konventionalstrafen ohne nähere Bezeichnung, die in einer sogen. Nebenkaution als durch sie gesichert erwähnt sind, Nebenleistungen darstellen. Wesentlich für die Anwendbarkeit des Art. 1 Entwurfs ist nicht, daß die Hypothek *ursprünglich* schon als Nebenkaution bestellt worden ist; ausschlaggebend ist nur der Charakter der Hypothek als Nebenkaution zu der Zeit des Inkrafttretens des Grundbuchrechtes, mag die Kaution vorher auch zur Sicherung anderer Hauptansprüche ausschließlich gedient oder zu den gemischten Kautionen gehört haben.

Art. 1 Entwurfs statuiert *keine Ausnahme*. Das Erlöschen der Nebenkaution tritt nur unter der Voraussetzung, daß sie sich mit dem Eigentum in einer Person vereinigt, unter dieser Voraussetzung aber *stets* ein, auch dann, wenn eine durch die Nebenkaution gesicherte Forderung entstanden und diese vom Eigentümer des belasteten Grundstückes bezahlt worden ist. Für die Entscheidung der Frage, unter welchen Voraussetzungen die Hypothek sich mit dem Eigentum vereinigt, sind die allgemeinen Vorschriften des BGB. maßgebend (vergl. §§ 889, 1143, 1153 1163, 1168 ff.). Tritt die Vereinigung von Hypothek und Eigentum nur in Ansehung eines *Teilbetrages* der Hypothek ein, so erlischt die Hypothek nur in der Höhe des Teilbetrages. Ein *Wechsel in der Person des Grundstückseigentümers* ist bedeutungslos; die Hypothek erlischt auch insoweit, als sie nicht dem letzten, sondern einem früheren Eigentümer zufallen würde. Ebenso belanglos für das Erlöschen der Hypothek ist selbstverständlich die Konkurseröffnung über das Vermögen des Grundstückseigentümers vor oder nach dem Zeitpunkt der Vereinigung von Hypothek und Eigentum.

Da eine Hypothek der bezeichneten Art, soweit sie von dem Hypothekgläubiger nicht in Anspruch genommen wird, erlischt und nicht auf den Eigentümer übergeht, kann dieser unter keinen Umständen — und zwar weder der Subhastat noch ein früherer Eigentümer, noch der Ersteher — nach dem Zuschlag in der Zwangsversteigerung bei der *Verteilung des Versteigerungserlöses* Befriedigung aus dem Grundstück, d. h. den Betrag des Versteigerungserlöses verlangen, der an sich auf den vom Gläubiger nicht in Anspruch genommenen, sondern frei gebliebenen Teil der Nebensachekaution, also auf die Eigentümerhypothek entfiele, wenn das Erlöschen der Hypothek nicht einträte. Insoweit die Hypothek untergeht, rücken die Nachhypothekgläubiger wie vor Einführung des Grundbuchrechtes ohne weiteres vor.

Das Erlöschen der Hypothek hat allerdings zur Folge, daß der den Hypothekgläubiger befriedigende Eigentümer nur noch die Hypothek für den Hauptanspruch erwirbt (BGB. § 1163 Abs. 1) und künftig nicht mehr über die bisherige Nebenkaution verfügen, sie insbesondere nicht bei der Uebertragung der Hypothek an einen neuen Gläubiger diesem miteinräumen kann. Diese Einschränkung der seitherigen Rechte des Eigentümers ist, wie die Begründung zum Entwurf mit Grund hervorhebt, für die Praxis von untergeordneter Bedeutung, weil nach dem BGB. die gesetzliche Haftung des Grundstückes für Zinsen und Kosten erheblich weiter geht als nach früherem Recht. Während nach dem Hypotheken-Gesetz das Grundstück kraft der Hypothek nur für die laufenden Zinsen und die Zinsen eines Vorjahres, für Kosten überhaupt nicht haftete, erstreckt sich die Haftung nach dem BGB. auf die laufenden Zinsen, die Zinsen aus den zwei Vorjahren und die Kosten der Kündigung und der die Befriedigung aus dem Grundstück bezweckenden Rechtsverfolgung (BGB. §§ 1115, 1118, Zwangs-Versteig.-Gesetz § 10 Nr. 4, § 13). Daher besteht für die Bestellung einer eigenen Hypothek für Zinsen, Kosten und andere Nebenleistungen nicht mehr das gleiche Bedürfnis wie früher und hat die Nebenkaution ihren eigentlichen Zweck verloren. Nach § 1180 BGB. könnte die Nebenkaution noch verwertet werden, aber nur dann, wenn eine hierdurch gesicherte Forderung entstanden ist, an deren Stelle eine andere Forderung gesetzt werden kann.

Art. 1 Entwurf soll in den Bezirken, in denen das Grundbuchrecht noch nicht gilt, in dem Zeitpunkt in Kraft treten, in dem das Grundbuch als angelegt anzusehen ist. Für diese Bezirke wird hierdurch das Entstehen einer Eigentümerhypothek aus einer Unterkaution früheren Rechtes von vornherein ausgeschlossen.

In den Bezirken, die schon unter Grundbuchrecht stehen, nämlich in den Bezirken des Oberlandesgerichtes München und der Landgerichte Amberg, Regensburg und Weiden und in der Mehrzahl der pfälzischen Steuergemeinden, findet Art. 1 nach seinem Wortlaut ohne weiteres auf jene altrechtlichen Nebenkautionen, die sich nicht schon vor dem Zeitpunkt des Inkrafttretens des Entwurfes mit dem Eigentum vereinigt haben, Anwendung, sobald die Vereinigung eintritt. Aber auch in Ansehung der seit der Einführung des Grundbuchrechtes aus Nebenkautionen des früheren Rechtes bereits entstandenen Eigentümerhypotheken bestimmt der Entwurf in Art. 2 mit *rückwirkender Kraft*, daß in dem Zeitpunkt, in dem der Entwurf als Gesetz in Kraft tritt, es so anzusehen sei, als ob diese Kautionen nicht Eigentümerhypotheken geworden, sondern im Zeitpunkt der Vereinigung erloschen wären. Der Eigentümer kann also über Hypotheken dieser Art nicht mehr verfügen; er kann im Zwangsversteigerungsverfahren keinen Anspruch auf den Betrag des Versteigerungserlöses erheben, der ohne die Rückwirkung des Entwurfes auf seine Eigentümerhypothek träfe, und einen vor dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes rechtswirksam schon geltend gemachten, noch

nicht befriedigten Anspruch solcher Art nicht weiter verfolgen. Die Gläubiger des Eigentümers können ein Pfandrecht an der mit dem Eigentum vereinigten Hypothek im Wege der Zwangsvollstreckung nicht mehr erwerben. Auch dann, wenn die Nebenkaution vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes durch den Zuschlag in der Zwangsversteigerung erloschen ist (Zwangs-Versteig.-Gesetz § 91), hat der Eigentümer bei der Verteilung des Versteigerungserlöses keinen Anspruch auf Befriedigung aus dem Grundstück; etwaige Pfändungen des Anspruches des Eigentümers auf einen Teil des Versteigerungserlöses werden mit dem Inkrafttreten des Gesetzes wirkungslos.

Eine einzige Ausnahme von der Rückwirkung der Vorschrift des Art. 1 macht Art. 2 Entwurfs nur für den Fall, daß ein Dritter nach der Vereinigung der Hypothek mit dem Eigentum — also unter Grundbuchrecht — durch entgeltliches oder unentgeltliches Rechtsgeschäft, Abtretung oder Verpfändung, ein Recht an der Hypothek erworben hat. Ein solches Recht, das der Berechtigte im Vertrauen auf die Eintragung im Grundbuch von dem Eigentümer in der Regel gegen eine Gegenleistung bereits erworben hat, bedarf zweifellos der gesetzlichen Anerkennung und des gesetzlichen Schutzes gegenüber der rückwirkenden Kraft des Entwurfes. Nur die rechtsgeschäftliche Verfügung über die schon entstandene — nicht künftig vielleicht entstehende — Eigentümerhypothek bleibt von der einschneidenden Vorschrift des Entwurfes unberührt, nur sie bewirkt, daß die Hypothek für Nebenleistungen nicht als im Zeitpunkt der Vereinigung erloschen gilt.

Hingegen ist den Rechten derjenigen Gläubiger, die ein Pfandrecht an einem Rechte ihres Schuldners durch Pfändung der — entstandenen oder künftigen — Eigentümerhypothek nach den Vorschriften der ZPO. oder im Zwangsversteigerungsverfahren durch Pfändung des infolge des Zuschlages an die Stelle der Hypothek tretenden Anspruches des Eigentümers auf einen Teil des Versteigerungserlöses erlangt haben, behufs gründlicher Beseitigung bestehender Schwierigkeiten und Streitfragen der Schutz gegenüber der rückwirkenden Kraft versagt. Wie die Begründung des Entwurfes mit Recht betont, ist der Pfändungspfandgläubiger, der seines (wenn auch wohlerworbenen) Pfandrechtes wieder verlustig geht, in wesentlich geringerem Maße geschädigt, als dies bei dem nachstehenden Hypothekgläubiger unter Umständen der Fall wäre, wenn das Pfandrecht aufrecht erhalten bliebe. Aus den gleichen Gründen, aus denen § 892 BGB. jedem nicht rechtsgeschäftlichen Erwerb, insbesondere dem Pfändungspfandrecht, den Schutz des öffentlichen Glaubens des Grundbuches versagt, diesen öffentlichen Glauben auf den rechtsgeschäftlichen Erwerb von Rechten an einem Grundstück beschränkt, greift der Entwurf in die Rechte des Pfändungspfandgläubigers ein und schließt sie zugunsten des älteren, stärkeren und daher schutzwürdigeren Rechtes des Nachhypothekengläubigers aus.

Ist aber ein Beteiligter seit der Einführung des Grundbuchrechtes und vor dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes mit Rücksicht darauf, daß eine Nebenkautionshypothek sich mit dem Eigentum in einer Person vereinigt hat, wegen seiner Ansprüche aus der mit dem Eigentum vereinigten Hypothek befriedigt worden, hat z. B. der Eigentümer, dessen Rechtsnachfolger, ein Pfändungsgläubiger oder eine andere Person, sei es bei der Verteilung des Versteigerungserlöses oder sonst auf Grund einer Vereinbarung, mit Rücksicht auf die Vereinigung der Hypothek mit dem Eigentum den auf die Nebenkaution treffenden Teil des Versteigerungserlöses ganz oder teilweise zugewiesen und gezahlt erhalten oder sonst eine Leistung zu seiner Befriedigung empfangen, so kann die Rückgabe des Empfangenen auf Grund der Vorschriften des Gesetzentwurfes — die Rückforderung aus anderen Gründen wird hierdurch nicht berührt — nicht verlangt werden. Der Entwurf tut gut daran, derartige Rückforderungsansprüche, die leicht zu neuen Zweifeln und Streiten Anlaß geben könnten, aus Billigkeits- und Zweckmäßigkeitsgründen auszuschließen. Dabei wird vorausgesetzt, daß die Befriedigung wirklich erfolgt ist. Art. 2 Satz 2 findet keine Anwendung, wenn nur die Hinterlegung nach den Vorschriften des Zwangs-Versteigerungs-Gesetzes stattgefunden hat; dagegen ist die Uebertragung der Forderung gegen den Ersteher als Befriedigung anzusehen (Zwangs-Versteigerungs-Gesetz § 118).

Nach Lage der Sache wird der Entwurf in wenigen Tagen oder Wochen Gesetz werden. Möge er die auf ihn gesetzten Hoffnungen allseits erfüllen!

Bücher und Zeitschriften.

⊙ **Gemälde Alter Meister** im Besitze Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen unter Mitwirkung von Wilhelm Bode und Max Friedländer herausgegeben von Paul Seidel. 72 Photogravüren, 128 Textillustrationen. Rich. Bong, Kunstverlag, Berlin, W. 57. I. Lieferung.

Es ist ein monumentales Prachtwerk, dessen erste Lieferung soeben zur Ausgabe gelangt. Schon diese erste Probe macht in ihrer vorzüglichen Ausstattung mit den drei in herrlicher Tönung wiedergegebenen Photogravüren und dem aus den Federn unserer ersten Bilderkenner stammenden Texte einen hervorragenden Eindruck und erweckt die gespanntesten Erwartungen auf die für die allernächste Zeit angekündigten Fortsetzungen. Die so schwer zugänglichen Kunstschätze der königlichen Schlösser zu Berlin, Potsdam, Königsberg u. s. w., die hier zum erstenmal zusammen vereinigt sind, werden in meisterhaft ausgeführten Illustrationen der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Wir finden in dieser ersten Lieferung des groß angelegten Werkes Jacques Louis David mit dem lebensprechenden Gemälde „Napoleon Bonaparte den St. Bernhard überschreitend 1801", Paters reizendes „Blindekuhspiel" und den wunderbaren Rubens „Die heilige Familie mit dem Nähkorb". Das Gesamtwerk ist auf 24 Lieferungen berechnet, von der jede einzelne neben drei Photogravüren acht sehr reich illustrierte Textseiten enthält. Aus dem Inhaltsverzeichnis ist ersichtlich, daß Werke von Cranach, Landauer, Conti, Morando, Romanino, Flinck, Rubens, Boucher, Chardin, Lancret, van Loo, Mignard, Nattier, Pater, Pesne, Troy, Watteau u. s. w. wiedergegeben werden; darunter viele Bilder, die hier zum erstenmal publiziert sind. Neben dieser Lieferungsausgabe erscheint eine in vornehmster Ausstattung ausgeführte Fürstenausgabe. Ein kostbarer Ledereinband und Vorsatzblätter in echtem Brokatstoff umschließen den gediegenen Inhalt aus 72 Photogravüren auf Japan und sorgfältigst gedrucktem; reich illustriertem Text. Ein glänzendes Zeugnis für Deutschlands graphisches Gewerbe.

*

* **Zeitschriften-Literatur.** Das April-Heft der von der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois herausgegebenen Vierteljahrsschrift Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter enthält folgende größere Artikel: Die Mission der Deutschen als Wandervolk in der Weltgeschichte. Vortrag, gehalten von Prof. Hermann Oncken. Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois. Röster v. Oels: (Fortsetzung und Schluß von „Spitznamen in Amerika".) Geschichte der Deutschen Quincys. XX. Von Heinrich Bornmann. Geschichte des Townships Saline. Das große Erdbeben im unteren Ohio-Tal Ende 1811. Das Leben der Pioniere. Ursprung einiger der Chicagoer Straßennamen.

*

Voranzeigen neuer Verlagswerke.

* Die Firma Karl W. Hiersemann in Leipzig hat zum Alleinvertrieb für alle Länder (außer Rußland) die im Erscheinen begriffene Publikation des Großfürsten Nikolai Michailowitsch von Rußland Russische Porträts des 18. und 19. Jahrhunderts erhalten. Das in der Kaiserlichen Expedition zur Anfertigung der Staatspapiere in St. Petersburg hergestellte, auf 10 Bände in Quartformat (35×27 Zentimeter) berechnete historische Porträt-Prachtwerk, jeder Band zu 100 Tafeln — 50 in Heliogravüre auf Chinapapier, 50 in Lichtdruck auf Bristolkarton —, über 200 Porträte mit begleitendem Text enthaltend, wird daher mehr als 2000 Porträte historischer, künstlerisch und literarisch bedeutender russischer Persönlichkeiten in authentischer, prächtiger Reproduktion darstellen. Allen Porträten wird eine kurze, auf streng historischer Forschung beruhende Biographie zu geschichtlicher Würdigung des Dargestellten — in russischer und französischer Sprache — beigegeben

werden. Der Subskriptionspreis ist pro Band auf 120 Mark festgesetzt — das vollständige Werk wird also 10 Bände zum Preise von je 120 Mark umfassen. Jährlich erscheinen vier Lieferungen, die am Schlusse des Jahres zu einem Bande vereinigt werden, zu dessen Aufbewahrung bei Erscheinen der vierten Lieferung eine künstlerisch ausgestattete Leinwandmappe kostenlos geliefert wird. Da Band I bereits erschienen ist, so wird das Porträtwerk in 8—9 Jahren vollständig vorliegen. Die Berechnung erfolgt jeweils bei Ausgabe der ersten Lieferung für den betreffenden Band.

* Da von dem bekannten Karikaturenwerk von Eduard Fuchs „Das erotische Element in der Karikatur" eine Neuausgabe nicht veranstaltet wird, wird das Werk demnächst von dem Verlag von C. W. Stern in Wien unter dem Titel „L'élément erotique dans la caricature" in französischer Sprache herausgegeben werden.

Allgemeine Rundschau.

23. Kongreß für innere Medizin.

III.

München, 25. April.

Herr Rothmann (Berlin) spricht „Ueber die anatomische Grundlage der transkortikalen motorischen Aphasie". Das Krankheitsbild, bestehend in Aufhebung der Spontansprache und -schrift bei intaktem Nachsprechen, Diktatschreiben und Lautlesen, ist als unsicher bezeichnet und anatomisch stark angezweifelt worden. Der Vortragende berichtete über einen klinisch und anatomisch reinen derartigen Fall.

Herr Schmidt (Dresden) spricht über „Intrapleurale Infusionen zu therapeutischen Zwecken", die zur Heilung von Resten von Brustfellexsudaten und zur Besserung krankhafter Prozesse in den Lungen gemacht worden sind. Zur Infusion wurde sterile Luft oder Sauerstoff, physiologische Kochsalzlösung oder Oel verwendet. Der Vortragende bespricht die therapeutischen Erfolge dieser Behandlung, die am günstigsten seien bei krankhaften Ausdehnungen der Bronchien.

Herr Aronsohn (Ems): „Ueber Vorkommen und Bedeutung des erhöhten Eiweißstoffwechsels im Fieber und in fieberlosen Krankheiten". Die Erhöhung des Eiweißstoffwechsels ist nach dem Vortragenden abhängig von Nerven- oder Fermentwirkung; dieselbe kommt nur vor bei Verarmung der Körperzellen an Fett und Kohlehydraten, im Fieber und in der Kachexie. Kommt ein erhöhter Eiweißzerfall in fieberlosen Krankheiten (Krebs, Basedowsche Krankheit, Phosphorvergiftung, Ueberhitzung) vor, so ist er auf eines der vorhin erwähnten Momente zurückzuführen.

In der Diskussion berichtet Herr Löning über Versuche, die in dieser Richtung an Hunden gemacht wurden und die ergaben, daß im Fieber Kohlehydrate und Fette eine eiweißsparende Wirkung der Erhöhung der Körperwärme gegenüber zeigen.

Herr Hartmann (Graz) („Ueber den Einfluß des Stirnhirnes auf den Bewegungsablauf") spricht in fesselnder Weise über einen Fall von Stirnhirnerkrankung, der vorwiegend eine rechtsseitige Störung im Ablauf der Bewegung aufwies, und schließt daraus mit Vorbehalt auf die Stirnhirnfunktionen.

Herr v. Jaksch (Prag) berichtete über „Amylosis pulmonum". Aehnlich wie durch Einatmung von Staub, Eisen und Kohle spezifische Lungenaffektionen entstehen, so könne dies auch geschehen durch eine fortwährende Einatmung von Amylum.

Herr Külbs (Kiel): „Herzmuskel und Arbeit". Bei Experimenten an Hunden zeigte es sich, daß das Herzgewicht bei schwerer Muskelarbeit zunimmt im Gegensatz zum Hund, der nur wenig arbeitet. Diese Gewichtserhöhung betrifft auch sämtliche inneren Organe, während die Körpermuskulatur lange nicht im gleichen Maße zunimmt. Interessant ist die von Külbs beobachtete Wasseraufnahme; der Hund nimmt stets genau die gleiche Menge Wasser auf, die er durch Laufen an Gewicht verloren hat.

In reger Diskussion sprechen zu diesem Thema die Herren Bäumler, Moritz, Selig, Hering, Lennhof und Engländer.

Der Vortrag des Herrn Hoppe-Seyler (Kiel), „Zur Kenntnis des Bindegewebes in der Leber" (Diskussion Herr Ebstein), hat nur fachwissenschaftliches Interesse.

Herr Lüthje (Erlangen): „Beitrag zum Eiweißstoffwechsel". Bei Fütterung von Kaninchen mit eiweißfreier Nahrung erfolgte größere Ausscheidung von Eiweiß und die Tiere gingen an Eiweißhunger zugrunde. Im Anschluß daran diskutiert der Vortragende die Frage — vorwiegend im zweifelnden Sinne —, ob es im Tierkörper wie bei der Pflanze eine Eiweiß-Synthese gibt. Zur Diskussion sprechen die Herren Schlesinger (Wien) und Rosenfeld (Breslau).

Herr Determann (Freiburg): „Klinische Untersuchungen der Viscosität des menschlichen Blutes". Unter Viscosität versteht man den höheren oder geringeren Flüssigkeitsgrad des Blutes. Dieselbe wird durch kalte Bäder gesteigert, durch warme Bäder vermindert, durch Biersche Stauung gesteigert. In der Beurteilung der Grade der Viscosität muß man sehr vorsichtig sein. Bei Vegetariern findet sich eine auffallend geringe Viscosität. In der Diskussion (Weiß, Stern, Lommel und His) werden kritische Bedenken über die klinische Bedeutung der Viscosität geäußert.

Herr Schilling (Nürnberg) berichtet in seinem Vortrag „Günstige Beeinflussung der chronischen Bronchitis durch Röntgenstrahlen" über eine Reihe derartig behandelter Patienten. Selbst in hartnäckigeren Fällen zeigte sich ein Nachlassen oder ein allmähliches völliges Versiegen des Auswurfes ohne störende Nebenerscheinungen; auch die asthmatischen Beschwerden der Patienten besserten sich. In der Diskussion warnt Herr v. Jaksch vor jedem Optimismus in der Beurteilung der Röntgen-Therapie bei allen inneren Erkrankungen.

Die folgenden Vorträge (Baer: Ueber den Abbau der Fettsäure, und Embden: Beitrag zur Lehre vom Abbau des Fettes im Tierkörper) sowie die Diskussionsbemerkungen dazu betrafen Stoffwechseluntersuchungen und sind von rein fachwissenschaftlichem Interesse.

*

Die Nachmittagssitzung fand unter dem Vorsitz des Herrn v. Bauer in der 1. Medizinischen Klinik statt und brachte vorwiegend Demonstrations-Vorträge. Hr. Köhler (Jena) zeigt mikroskopische Präparate ungefärbter Gewebe mit ultraviolettem Licht. Die Herren Selling und Edelmann (München) haben sehr subtile Experimente über die physikalischen Grundlagen des Perkussionsschalles gemacht und demonstrieren ihre dabei benutzten Apparate und erlangten Kurven. Herr Adam (Hamburg) demonstriert Röntgen-Platten von tuberkulösen Lungenspitzen-Erkrankungen und vergleicht mit den Befunden auf der Röntgen-Platte den physikalischen Untersuchungsbefund. Die Röntgen-Untersuchung unterstützt nach der Ansicht des Vortragenden die sonstige Untersuchung dadurch, daß sie die beginnende Verdickung früher aufdeckt.

Herr Siegert (Köln) bespricht die Differentialdiagnose des Mongolismus und des infantilen Kretinismus. Er schildert die für den Mongolismus charakteristisch angeborenen Symptome, die Haltlosigkeit des überfetten Säuglings, das Verhalten des Skelettsystems und der übrigen Organe, und erläutert an der Hand zahlreicher interessanter Projektionen von Mongolenkindern diese charakteristischen Merkmale. Der Ausdruck Mongolismus rührt von den für die Affektion ebenfalls charakteristischen schlitzförmigen Augen her.

Herr Ehret (Straßburg) spricht über die Bedeutung des Fiebers für die Diagnose des Effektes der Gallenwege; er erblickt in demselben den Ausdruck einer wirksamen Abwehr des Organismus gegen die Infektionen.

Herr E. Reiß (Aachen): „Die Messung der elektrischen Reizung sensibler Nerven". Dieselbe gehorcht einem von Nernst aufgestellten Gesetz. Durch die experimentelle Bestimmung der Wechselfrequenz und der Stromstärke kann man diesem Gesetz folgend die Reizschwelle sensibler Nerven am lebenden Menschen in absoluten Werten ausdrücken. Dadurch wird es vielleicht auch möglich werden, krankhafte Störungen der Hautempfindlichkeit wirklich genau zu messen.

Herr Schlayer (Tübingen) spricht über experimentelle Studien über die toxische Nierenentzündung.

Herr Grödel jun. (Nauheim) demonstriert einen Apparat, der es ermöglicht, die genaue Herzgröße mit Röntgenstrahlen zu ermitteln und das Herz zugleich mit den Körperumrissen aufzuzeichnen.

Herr Cremer (München) demonstriert im Physiologischen Institut am lebenden Menschen die Entstehung von Aktionsströmen bei der Kontraktion des Herzens; die geschluckten Elektroden zeigen eine Ablenkung der Magnetnadel an.

*

Der 2. Kongreß für experimentelle Psychologie in Würzburg.

II.

Die Arbeiten über eine der wenigen komplexen intellektuellen Funktionen, auf die bisher experimentelle Methoden anwendbar waren, über das Lesen, gaben den Stoff für das Referat

von Prof. Schumann (Zürich): Die Psychologie des Lesens. Die Psychologie des Lesens geht vom Vorgange der Erlernung des Lesens aus. Neben der Lautier-Methode steht die neue Realmethode, die unmittelbar Assoziationen zwischen den Wortelementen und den bezeichneten Gegenständen zu stiften sucht. Eine dritte Methode schließlich geht von den ganzen Wörtern aus; und diese hat von psychologischer Seite am meisten für sich, da bei allen komplexen Eindrücken das Ganze nicht minder als das Einzelne reproduzierend wirkt. Einen Einblick in den Ablauf des geübten Lesens gewähren die tachistoskopischen Methoden. Bei ihrer Anwendung werden die Buchstaben momentan dargeboten; hier erhalten wir Aufschlüsse über die Anzahl der simultan auffaßbaren Anzahl von Buchstaben und Silben, zugleich auch nach welcher Richtung hin die Assoziationen liegen, die bei der Reproduktion wirksam sind. Je nachdem, ob das akustische Bild oder das optische Bild der Wortvorstellung in den Vordergrund tritt, unterscheiden wir den akustischen und den visuellen Typus. Die neueren Untersuchungen haben gezeigt, daß das Worterkennen verschieden ist vom Buchstabenerkennen, und damit gewinnen wir auch eine Einsicht in das Verhältnis, indem beim Lesen einzelne simultane und successive Auffassungsakte stehen.

Eine lange Reihe von Grenzfragen über das Verhältnis zwischen dem normalen und dem anormalen psychischen Geschehen, die von jeher in der Psychologie rege waren, fanden ihre Berücksichtigung in dem Referat von Prof. Sommer-Gießen: Individualpsychologie und Psychiatrie. Die Geschichte dieses Problems muß wenigstens mit dem 18. Jahrhundert beginnen. Die Individualpsychologie der Aufklärung war verbunden mit einem regen Interesse für psycho-pathologische Erscheinungen. Erst die Fortschritte der Gehirnanatomie und Gehirnphysiologie ließen um die Mitte des 19. Jahrhunderts die individualpsychologischen Ansätze verloren gehen. Für uns ist eine Revidierung des Problems notwendig, da wir es mit einem Problem der analytischen Psychologie zu tun haben. Wir stoßen auf drei Fragestellungen:

1. Wie verhalten sich verschiedene geistige Funktionen im normalen und pathologischen Zustande? Um dieser Frage zu genügen, verlangen wir eine vergleichende Symptomatologie, die an elementaren Funktionen einsetzt.

2. Inwieweit ist in den Symptomen einer Psychose der frühere normale Charakter noch zu erkennen?

3. Inwieweit sind die individuellen Eigenschaften schon pathologischer Art?

Unter 1 besprach Sommer die Anwendung von Methoden der experimentellen Psychologie auf psycho-pathologische Zustände; unter 2 gab er eine eingehende Schilderung einzelner Krankheitsbilder, der fortschreitenden Gehirnparalyse, bei der neben einer causa externa immer noch eine individuelle Neurokultur angenommen werden muß; ferner der Psychosen bei Hirngeschwülsten der Intoxikationskrankheiten und der Idiotieformen; unter 3 handelte er von den Problemen der Vererbungsforschung und statuierte neben dem manifesten Charakter einen latenten Charakter, der sich gegenüber dem individuellen zugleich als ein Familiencharakter darstellt. Er formulierte das Ergebnis in dem Satz: „Nur eine medizinische Pathologie, die sich auf die Methoden der empirischen Psychologie aufbaut, kann die Frage lösen, wie sich die Pathologie zur Individualpsychologie verhält und welche Beziehungen zwischen den psychisch-normalen und den psycho-pathologischen Erscheinungen bestehen".

Im Anschluß an diese Ausführungen gab Professor Weygandt-Würzburg ein Referat über: Psychologische Untersuchung schwachsinniger Kinder. Er stellte zuerst die Ergebnisse von Reaktionsversuchen und Assoziationsversuchen an imbecillen Kindern dar, wobei zu bemerken ist, daß neben der intellektuellen Seite bisher die psychomotorische und die affektive vernachlässigt worden sind. Barnoille, Wreschner und Berley haben hier die wichtigsten Arbeiten getan. In zweiter Linie handelte es sich um die Merkfähigkeit; Ranschberg und Goldstein fanden die Merkfähigkeit bei Schwachsinnigen groß, die Assoziationen mangelhaft, die apperceptiven Bildungen erschwert. Weygandt selbst konnte nachweisen, daß die Arbeitskurve des Schwachsinnigen nicht dem Einflusse der Uebung untersteht; schließlich handelt es sich noch um die Ermüdbarkeit. Auch hier stehen die Ergebnisse im Einklang mit den sonstigen Erfahrungen. Wegen ihrer praktischen Bedeutung sind die Forschungen auf diesem jungen Gebiete trotz der großen Schwierigkeiten unerläßlich.

Soweit ein kurzer Abriß der Referate. Und nun dazu noch einige Worte. Das Referat von Külpe ist reich an Tatsachen und außerordentlich systematisch, das Referat von Krueger zeigt mit feinem Verständnis die psychologischen Fragestellungen auf, das Referat von Schumann kombiniert in anziehender Weise die Einzeluntersuchungen mit allgemeinen psychologischen Erwägungen, wobei allerdings Differenzen mit verschiedenen anderen Richtungen auftauchen; das Referat von Sommer gibt eine Reihe von großen vereinheitlichenden Gesichtspunkten, unter denen die klinischen Erscheinungen ein ganz besonderes psychologisches Interesse beanspruchen; schließlich das Referat von Weygandt ordnet bewußt und ernst die experimentelle Forschung den praktisch-pädagogischen Zwecken unter. Während die Referate einen Ueberblick über die Entwicklung ihres Gebietes zu geben suchen, machen uns die Mitteilungen eigener Versuche nicht nur unmittelbar mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge vertraut, sondern sie zeigen auch die aktuellen Probleme und die durch die Versuche zu ihrer Lösung bedingte Verteilung des wissenschaftlichen Betriebes. Es gibt heutzutage nicht nur eine introspektive und eine experimentelle Richtung der Psychologie, sondern innerhalb der experimentellen Richtung können wir wiederum einige Schulen unterscheiden, deren Unterschiede zum Teil in dem verschiedenen Verhältnis bestehen, in das Experiment und Selbstbeobachtung gebracht werden, zum Teil auch in den verschieden gehandhabten Methoden. Es nimmt uns darum nicht wunder, wenn die einzelnen Beiträge ziemlich verschiedenartiger Natur waren.

O. K.

*

Zur Geschichte eines plattdeutschen Meisterwerkes.

ck. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Werke unserer plattdeutschen Meistererzähler wird jetzt von vielen Seiten in Angriff genommen. Die zahlreichen Ausgaben, die nach dem Freiwerden von Reuters Werken veranstaltet worden sind, haben äußerst günstig auf eine sorgfältige Revision des Textes gewirkt und eine reiche Fülle neuen Materials zutage gefördert. Auch die Werke des einzigen unter den niederdeutschen Erzählern, der neben Reuter gestellt werden kann, die Geschichten John Brinckmans, werden jetzt in billigen Ausgaben allgemeiner bekannt, aber die Gestaltung ihrer Texte ist nicht ganz einwandfrei, und sie vermögen auch nicht, ein vollständiges Bild dieses zu seinen Lebzeiten wenig bekannten Dichters zu enthüllen. Erst der umfangreiche Nachlaß Brinckmans läßt die Allseitigkeit und Art seines Talentes rein hervortreten, und es ist daher ein verdienstvolles Werk von Dr. A. Römer, diese noch unveröffentlichten oder längst vergessenen Schriften mit wissenschaftlicher Sorgfalt von neuem herauszugeben. Hat er in den vorhergehenden Bänden des Nachlasses die zu einem zweibändigen Roman „Von Anno Toback" ausgesponnene Fassung seiner kurzen Erzählung „Generalrhedee" veröffentlicht und damit uns eine behaglich unterhaltende, prachtvolle Dichtung geschenkt, so gibt er nun im vierten Bande des Nachlasses die kurze Urform heraus, aus der sich die endgültige Gestalt von Brinckmans bekanntestem Werk „Kasper-Ohm und ick" gebildet hat. Ein interessantes Vorwort des Dichters geht voraus, in dem er selbst auf den Zusammenhang seiner urwüchsigen Seemannsgestalten mit den wetterharten, bärbeißig gutmütigen Kapitänen der englischen Romane des 18. Jahrhunderts von Fielding and Smolett hinweist. Aber dieser literarische Zusammenhang ist nur ein äußerlicher, denn das Urbild dieses prachtvollsten alten Seebären, den die deutsche Literatur geschaffen, hat Brinckman, obwohl er es selbst in dieser Vorrede ableugnet, der Wirklichkeit entnommen. Brinckman schrieb zwar, er habe nicht eine bestimmte Rostocker Person zu zeichnen beabsichtigt, dennoch erkannten die Nahestehenden deutlich, daß der lebensprühende „Käppen Pött" nicht weit von ihnen in der Koßfelderstraße wohne und dem ehrsamen „Kaufmann" Kaspar Töppe aufs Haar ähnlich sähe. Die Tochter des Urbildes sagte denn auch zu der Gattin des Dichters vorwurfsvoll: „Aber Elise, wie konntest du nur leiden, daß er so etwas schrieb!" Brinckman hat das selbst später in den „Glossen zu Kasper-Ohm" zugestanden. Er wollte in einem grotesken Typus den baltischen Seemann des 18. Jahrhunderts festhalten und darum ließ er ihn so naturgetreu ein mit holländischen Brocken vermischtes Seemannsdeutsch reden und gab ihm die historische Echtheit einer wirklichen Figur, die zu seiner eigenen Blutsverwandtschaft gehörte. „Ich schmeichle mir, sein getreuer Biograph gewesen zu sein, wenn ich dies eben aus Familienrücksichten auch in der Vorrede zu der ersten Ausgabe noch nicht zugeben durfte. Die Züge, welche der niederdeutsche Seemann des vorigen Jahrhunderts von Kolberg bis Emden vereinzelt bietet, fanden sich bei ihm vereinigt. Mut and Gottesfurcht, Tätigkeit und Sparsamkeit, Rechtssinn und Freimütigkeit, aber auch an die Grenze des Rohen streifende Derbheit und alberne Vornehmtuerei, aus Geld-, Familien- und Kastenstolz gemischt, aber auch eine Portion grotesken Eigendünkels und skurrilen Besserwissens neben einer kleinen Quote kleinlicher Abgunst, die ihre tiefen Schlagschatten über jede liebenswürdige und schöne menschliche Seite werfen und nicht selten dann in eine Rodomontade ausarten. Gerade auf diesen

Kontrasten beruht der Humor, den der Kasper-Ohm einem unbefangenen Leser bietet." Auch der prächtige Neffe dieses würdigen Onkels, der ja recht den Rostocker Bürgerjungen mit all seinen tollen Streichen darstellt, gehörte dem wirklichen Leben an; Brinckman hat ihm die schönste Frische des Lebens aus seinen eigenen Erinnerungen geliehen, und so steht denn dieses humorvolle Paar von Onkel und Neffe nicht unebenbürtig neben den zwei ähnlichen Gestalten eines anderen unvergeßlichen komischen Meisterwerkes der Weltliteratur, des „Onkel Benjamin" von Claude Tillier.

✻

Kleinere Mitteilungen.

1. Automatische Entzündung von Gaslampen. Wiederholt hat man die Beobachtung gemacht, daß die seltenen Erdmetalle, aus denen bekanntlich der Mantel („Glühstrumpf") des Auerschen Glühlichts hergestellt wird (Cer, Lanthan, Thor, Zirkon, Yttrium, Erbium u. s. w.) Funken geben, wenn sie mit einer Feile leicht geritzt werden. Baron Auer von Welsbach, der Erfinder des nach ihm benannten Glühlichts, ist dieser Erscheinung weiter nachgegangen und hat gefunden, daß sie nur dann eintritt, wenn die bezeichneten Metalle mit etwa 30 Proz. Eisen legiert sind. Wie nun die Fachschrift Gas World mitteilt, ist es Baron v. Welsbach nunmehr gelungen, diese Eigentümlichkeit solcher Legierungen für die Selbstentzündung von Gaslampen praktisch zu verwerten. Mittels einer von ihm erfundenen einfachen mechanischen Vorrichtung wird beim Oeffnen des Gashahns seiner Lampen durch das ausströmende Gas eine Feile in Bewegung gesetzt, welche den nunmehr aus den Eisenlegierungen der Erdmetalle hergestellten Glühstrumpf automatisch sanft ritzt und so einen Schauer von glänzenden Funken erzeugt, die eine unmittelbare Entzündung des ausströmenden Leuchtgases herbeiführen.

* Die Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen ist in das 7. Jahr ihrer Tätigkeit eingetreten und zählt heute 48 Vereine mit etwa 700 Mitgliedern. Das Protektorat führt der Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein. Der Kaiser überwies bekanntlich im Jahre 1900 dem Verein eine der ältesten Burgen am Rhein, die Marksburg bei Braubach, einen bisherigen Domänenbesitz, zur Erhaltung, Pflege und zum Wiederaufbau zerstörter Teile. Die Vereinigung hat diese schwere Aufgabe mit ihren geringen Geldmitteln glänzend gelöst und hat ferner ihre Aufmerksamkeit etwa 12 anderen Burgen Deutschlands zugewandt, die dem Verfall nahe waren. Am Mittwoch Abend fand in dem vollbesetzten Hörsaal des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin der letzte Vortrag in diesem Winterhalbjahr statt, und zwar sprach Herr Regierungsbaumeister Zeller über: die Burgen im unteren Neckartal, dieser wichtigsten Verkehrsader, die gerade in das Herz von Schwaben führt. Zahlreiche Burgen der verschiedenen Gaue beherrschten hier Zoll und Schiffahrt, oft in gewaltsamer und unerlaubter Art. Eine feste, hohe Schildmauer, sowie ein starker Bergfried geben diesen Befestigungen ihr eigenartiges, malerisches Gepräge. Zu nennen sind besonders der Dilsberg und ihm gegenüber bei Neckarsteinach die vordere, mittlere und hintere Burg und das gefürchtete Schwalbennest. Schloß Hirschhorn fällt auf durch den Reichtum seiner Besitzer, die später auch die Burg der Herren v. Zwingenberg ankauften und herrlich ausbauten. Zuletzt erinnerte der Redner noch an die Burg Götz von Berlichingens, die viele Umwandlungen, besonders infolge des großen Anbaues durch den Enkel Philipp Ernst von Berlichingen, erfuhr.

w. Lysol-Vergiftungen. Aus Apothekerkreisen wird uns geschrieben: Am Donnerstag war ein ausführlicher Bericht an dieser Stelle über einen Vortrag des Herrn Dr. Schulz im preußischen Medizinal-Beamtenverein in Berlin, welcher die Vergiftungen mit Lysol behandelt hatte. Neben den statistischen Aufzeichnungen wurde dabei auch die Tatsache erwähnt, daß der Bundesrat laut Beschluß vom 1. Februar 1906 verfügte, das Lysol ist in die Abteilung III der Gifte einzureihen und der Freiverkauf nur auf ärztliche Ordination oder mit Beibringung eines polizeilichen Erlaubnisscheines gestattet. Zweifellos ist damit gegen die Gefahren des Hantierens mit Lysol schon viel geschehen — aber man muß sich fragen, daß merkwürdigerweise niemand, auch nicht die Behörden, auf den Gedanken kam, auch schon die Lysol-Fabrikanten zu zwingen, Lysol nur in den „gesetzlich vorgeschriebenen" Gläsern, das sind die sechseckigen und auf drei Seiten gerippten Arzneigläser, in Verschleiß zu bringen. Während diese Dispensationsweise (Arzneimittel zum äußerlichen Gebrauche) den Apotheken strengstens vorgeschrieben ist und eingehalten werden muß, wird z. B. das so gefährliche Lysol von den Fabriken in runden Façongläsern in den Handel gebracht, die eher an ein Senf- oder Likörglas ꝛc. erinnern, aber wohl nicht die Gefährlichkeit ihres Inhaltes erkennen und vermuten lassen. Vielleicht sind manche Vergiftungen gerade auf diese Eigenschaften zurückzuführen, und es wäre daher in erster Linie angezeigt, daß auch Fabrikanten im Großbetrieb sich den Reichs- und Landesgesetzen unterwerfen müssen, wie es in der kleinen Dispensation, in den Apotheken, auch vorgeschrieben ist. Würde also der Bundesrat diese Ergänzung obiger Verordnung noch vornehmen, so wäre jedenfalls der Sache in ihrer wichtigsten Weise gedient.

* Astronomische Lehrkurse für Offiziere. Der englische Armeerat hat beschlossen, in dem stehenden Lager von Aldershot ein Observatorium zu errichten. Es wird bereits eifrig daran gebaut. Nach Fertigstellung desselben sollen Lehrkurse in der Astronomie für alle Offiziere, vom Hauptmann aufwärts, stattfinden. Der Kommandant des Lagers, General French, hat sich dahin geäußert, daß seiner Ansicht nach die militärischen Operationen der Zukunft bei Nacht stattfinden werden. Es sei bei dieser Gelegenheit daran erinnert, daß sich Lord Wolseley bei seinem Nachtmarsch nach Tel el-Kebir nach den Sternen richtete. Bei ähnlichen Gelegenheiten wurden Detachements von Marineoffizieren geleitet, die man als Sternkundige den Truppen beigegeben hatte.

* Personalien. Professor Zimmer, der Begründer des Evangelischen Diakonievereins in Zehlendorf, hat am 1. April sein Amt als Direktor dieses Vereins niedergelegt, um zu seiner früheren wissenschaftlichen Arbeit zurückzukehren.

* Todesfälle. Der Publizist und Leiter des Feuilletons der Königsberger Hartungschen Zeitung, Emil Krause, ist im Alter von 62 Jahren gestorben. — Der bekannte Psychiater Professor Dr. Fürstner ist in Straßburg i. Els. verschieden.

✻

Hochschulnachrichten.

ac. **Bonn.** Drei neue Privatdozenten treten in den Lehrkörper der hiesigen Universität ein: in der medizinischen Fakultät Dr. med. Karl Bachem und in der philosophischen Fakultät Dr. phil. Ernst Bickel und Dr. phil. Willy Wygodzinski, Honorardozent für landwirtschaftliches Genossenschaftswesen an der Landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf.

hc. **Aachen.** Der Landgerichtsrat Ernst Meyer ist vom 1. April 1906 zum Syndikus der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden.

hc. **Göttingen.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor an der hiesigen Universität kann dieser Tage der Historiker Dr. phil. Georg Busolt zurückblicken.

R. **Berlin.** Die Professur des Mathematikers Geheimrat Dr. Hauck an der hiesigen Technischen Hochschule ist noch unbesetzt. Im Sommer wird das Lehrgebiet mit Genehmigung des Ministers, wie bisher, vom Dozenten Dr. Steinitz vertreten werden.

Jahrgang 1906. München, Sonntag, 29. April. Nummer 99.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Ellen Keys Angriff auf unsere Erziehungsmethoden.

Im 19. Jahrhundert wurde für das Recht der Frau gekämpft, das 20. muß die Rechte des Kindes verstehen und achten lernen: so ungefähr erklärt Ellen Key, wie sie zu dem Titel ihres Buches „Das Jahrhundert des Kindes“ gekommen sei. Wird nun die theoretische Auseinandersetzung in Betracht gezogen, so mag sie für das vorige Jahrhundert ungefähr recht haben, und das gegenwärtige kann es auf demselben Boden in anderer Richtung natürlich noch weit bringen. Aber noch lange nicht ist der äußere Kampf der Frauen zu Ende, wie viel weniger die inneren Konflikte, die der Wandel der Zeiten und Verhältnisse mit sich bringt. Unter diesen Konflikten tritt immer mehr e i n e r hervor, wie nämlich die verheiratete Frau eine Erwerbsarbeit mit der Erziehung ihrer Kinder zugleich erfüllen könne. Hieraus erst wird Ellen Keys einleitender Gedanke begreiflich. Besitzt die Frau alle bürgerlichen Rechte und Freiheiten, so soll sie diese in der Richtung nutzbar machen, daß die Erziehung aus dem gegenwärtigen Massenbetrieb wieder herauskommt; denn von ihr, von den Müttern, kann die große Liebe erhofft werden, die für jede besondere Individualität Verständnis hat, die aus den Kindern die Schöpfer einer schöneren und besseren Zukunft heranbilden will.

Ellen Keys Arbeit trägt die Vorzüge und Mängel der spontan niedergeschriebenen Essays. Wenn versucht wird, ihre Hauptgedanken herauszustellen, so kann dies nicht ohne eine gewisse subjektive Willkür geschehen. Auch ist es hier nicht möglich, so umfassend vorzugehen, daß ihre außerordentlich scharfe Beobachtungsgabe, ihre eindringenden Studien, die Wärme und Kühnheit ihres Wesens ins volle Licht gesetzt würden.

Ellen Key schaut tief hinein in die Seelen der Kinder. Sie sieht, was da alles werden will, wie so manches Pflänzchen hervorkeimt, wachsen und sich ausbreiten möchte, und wie es roh oder unachtsam wieder zertreten wird. Was könnte nicht alles in unserer Jugend heranwachsen, wenn es Licht und Luft hätte zum Gedeihen! Manchmal klingt ihr Ruf wie Rousseaus Mahnung „Zurück zur Natur!“ Aber dann wieder anders. Alle Ergebnisse moderner Forschung zieht sie als Hilfsmittel heran. Das tiefste Erkennen geistigen und sittlichen Lebens will sie in den Dienst der Erziehung stellen. Aus den Resultaten der Naturforschung schließt sie ähnlich wie Wilhelm Bölsche, daß die Menschheit noch nicht gar weit über den Anfang ihrer Entwicklung hinaus sei, daß noch unendliche Möglichkeiten vor ihr liegen. Bei ihr ist kein Ablehnen der Kultur, aber eine ganz entschiedene Stellungnahme gegen das Unnatürliche in unseren gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen, gegen alle Unwahrheit und Halbheit. Was wir innerlich überwunden haben, was uns gar nichts mehr bedeutet, dem fügen wir uns doch äußerlich. Von der Weltanschauung, die wir überkommen haben, bröckeln wir da ein Stück ab, dort flicken wir eins an. Nie bringen wir's zu etwas Ganzem und Rechtem. Am meisten leidet die Erziehung unter der modernen Zerfahrenheit. Die Methoden werden wohl beständig verbessert. Es läßt sich nun wirklich recht viel und recht vielerlei in die Kinderköpfe hineinbringen. Es wird so lange an dem jungen Wesen gestoßen und geschoben, bis es in die gewünschte Form paßt, zu einem gewissen Amt oder Geschäft tauglich ist. Dann regt sich meist nichts Unbequemes und Eigenes mehr. Der Mensch ist ganz „vernünftig“ geworden und zufrieden, so weiterzuleben, wie seine Eltern auch gelebt haben, in demselben Gleise ruhig weiterzutraben. In älteren Zeiten, wo die Schulerziehung noch nicht diesen ungeheuren Raum einnahm, war es entschieden etwas besser. Die Kinder wuchsen in Gesellschaft der Eltern auf. In ihrer ersten kleinen Welt hatten sie mehr Freiheit als jetzt, und in die der Erwachsenen lebten sie sich ohne unnatürliche Uebergänge ein. Sie hatten kleine und doch wichtige Pflichten im Hause zu erfüllen, und in ungestörter Folge bauten sich die Stufen ihres Lebens auf. Es war damals ein weit günstigerer Boden für das Wachstum starker, entschieden ausgeprägter Charaktere.

Die guten Gedanken früherer Pädagogen sind in Systeme gebracht worden. In diesen Systemen werden Kindergärtnerinnen, Lehrer und Lehrerinnen ausgebildet, und sie unterrichten dann korrekt und anregend. Ein wohlerzogenes Kind kommt überhaupt nicht aus der Behandlung heraus. Es ist ein reines Wunder, daß es fertig bringt, sich einmal zu erkälten. Das Thermometer hängt doch im Kinderzimmer, und eines vor dem Fenster wird täglich befragt, welche Kleidung am zweckmäßigsten sei. Im Kindergarten wird das Kleine liebevoll beaufsichtigt, zu kleinen, niedlichen Arbeiten angeleitet, zum Formen und Zeichnen, zum Beobachten der Natur. In der Schule wird dann das Lesen nach schneller und sicherer Methode gelehrt, auch das Schreiben geht merkwürdig flink, und nun wird jahraus, jahrein mit Büchern und Heften gearbeitet, eine recht schöne Summe von Kenntnissen aufgenommen, im günstigsten Fall ein Teil davon zur Bildung eigener Ansichten und Urteile verwendet. Gelesen wird von manchen Kindern nebenher auch noch vieles: was die Buchhändler oder ihre Kataloge gerade für das betreffende Alter empfehlen. Die Klassiker bekommt die Jugend erst zur rechten Zeit in die Hand, wenn sie in der Schule durchgenommen werden. Uebrigens nehmen die Hausaufgaben ein gut Teil der freien Zeit in Anspruch, und ein bißchen Vergnügen sollten die Kinder doch auch haben: Vereinsfeste mit vorher einstudierten Tänzen und Spielen, manchmal eine Märchenaufführung,

eine häusliche Kindergesellschaft, alles in bestimmten, gegebenen Formen, möglichst genau nach dem Muster der Erwachsenen. Doch nein, es gibt noch eine Zeit der Freiheit, die großen Sommerferien. Die Eltern gehen da jedesmal mit den Kindern an einen anderen schönen Ort, bald an die Nordsee, bald ins bayerische Gebirge, ein andermal in den Schwarzwald oder in die Schweiz, oft wirklich in dem guten Glauben, es sei für die Kinder interessant und bildend, so vielerlei von der Welt zu sehen. Das Resultat dieser Erziehung, dieser so wohl eingeteilten und in all ihren Stufen ausgenutzten Jugendzeit sind Menschen ohne Originalität, ohne eigenes Streben — außer dem einen nach materiellen Gütern —, trotz dieses praktischen Zuges oft ohne Wirklichkeitssinn, Wiederholungen des ewig Gestrigen, mit einem Wort Mittelmäßigkeiten, wie sie allerdings immer noch gesucht und brauchbar sind. Was sie selbst in der Jugend durchgemacht und gelitten haben, was in ihnen umgebracht worden ist, haben die einen völlig vergessen, die anderen finden, daß es ganz nützlich war, ihnen die „Illusionen“, wie sie's jetzt nennen, auszutreiben. Sie sind in der Regel bereit, auch ihre Kinder wieder nach den alten, bewährten Methoden zu erziehen.

Viel schärfer, als ich sie bis jetzt wiedergegeben habe, ist Ellen Keys Kritik unseres Erziehungswesens. Es ist überhaupt nichts Gutes daran. Schon der Kindergarten ist ein Notbehelf; denn das kleine Kind müßte von der Mutter selbst erzogen werden. Dort wird es beständig geführt und geleitet, statt allein der Natur gegenüberzustehen und selbst seine Entdeckungen zu machen. Es wird ihm zum Beispiel gezeigt, wie der Same in die Erde gelegt wird, später, nachdem er aufgegangen, ihm erklärt, welche Einflüsse da mitgewirkt haben. Das Richtige wäre, des Kindes Fragen nach der Entstehung der Blumen abzuwarten, ihm dann auf seinen Wunsch ein Stückchen Land und Samen zu geben, es selbst beobachten zu lassen, ob da etwas aufgeht oder nicht. Das eine Kind kommt sehr früh und rasch auf solche Dinge, ein anderes spät und langsam, ein drittes bedarf sogar einer besonderen Anregung dazu. Da aber gar nichts, auch das glänzendste Wissen nicht, den eigenen Tätigkeitstrieb und die Schaffenslust ersetzen kann, so muß solche Anregung mit der allergrößten Zurückhaltung geschehen. Geben wir dem Kind einen Sandhaufen, und es wird Berge, Brücken und Schlösser bauen, wie sie in den Märchen vorkommen, die seine Mutter ihm erzählt. Mit einigen Hölzchen baut es sich die schönste Eisenbahn. Je begabter das Kind ist, um so weniger braucht es an Material und an Anregung durch Erwachsene; denn es findet sie selbst in den Dingen. Aber es braucht Raum und Freiheit, sich zu bewegen, damit das Wertvollste, was in ihm liegt, seine Schaffensfreude und seine Phantasie, sich ungestört entfalten kann. Ein ganz einfaches Spielzimmer ist notwendig und ein Garten, in dem es alles sich anschauen darf, aber den eigenen Tatendrang auf einen bestimmten Teil beschränken muß. Wenn auch das Kind sich frei fühlen soll in seiner eigenen kleinen Welt, so muß es doch zugleich wissen, daß diese Welt ihre Schranken und sein Wille mit einem anderen sich auseinanderzusetzen hat. Ein absoluter Gehorsam ist notwendig, und er muß in den allerersten Lebensjahren erzielt werden. Ein Kind, das über drei Jahre alt ist, sollte ohne Schläge zu leiten sein. Bei manchen sind sie auch vorher nicht notwendig, da sie unbewußt den stärkeren Willen empfinden und dem energischen Wort sich fügen. Wo ein halbwüchsiger Bursche von 12 oder gar 14 Jahren nicht ohne Prügel parieren will, da hat er sie sicher in seinen ersten Lebensjahren nicht bekommen. Damals nahmen seine Unarten sich so drollig aus. Man konnte ihm nicht böse sein. Es ist allerdings nur das Gebiet des Sittlichen, wo der Gehorsam unbedingt gefordert werden muß. Anders kann der Grund zur späteren Rücksichtnahme auf die Nebenmenschen nicht gelegt werden. Das Kind kommt in Mamas Zimmer und will da mit einer kostbaren Porzellanfigur spielen oder ein wertvolles Buch haben. Es muß entweder auf diesen Wunsch verzichten oder aus dem Zimmer gehen. Wenn in solchen Fällen nie nach Laune oder Willkür, sondern nach sachlichen Gründen entschieden wird, so kann es keine besondern Schwierigkeiten geben. Und wo wegen gesundheitlicher Gefahren etwas versagt werden muß, wird das fest gegründete Vertrauen die Autorität unterstützen. Die Strenge am rechten Ort kann eine Mißstimmung des Kindes, die es selbst nicht wegbrachte, mit einem Schlag beseitigen. Es empfindet die Richtigkeit der Entscheidung und fühlt sich selbst von dem bisherigen Druck befreit.

Eine derartige Erziehungsweise stellt an die Eltern die allerhöchsten Anforderungen. Schon ehe sie Kinder haben, bevor sie die Ehe schließen, müßten sie sich der vollen Verantwortlichkeit bewußt sein und bereit zu einer immerwährenden sittlichen Selbsterziehung. Nicht ohne Liebe, aber auch nicht ohne Rücksicht auf die Kraft und Gesundheit der Nachkommen sollte eine Ehe eingegangen werden. Wenn es den Menschen gelingt, diese beiden Dinge zu vereinen, die große Liebe und die große Verantwortung, dann werden sie Nietzsches Anforderung genügen, in ihren Kindern über sich hinauszubauen, nicht fort sich zu pflanzen, sondern hinauf.

Das Kind muß selbst beobachten, selbst versuchen, selbst seine Kraft üben. Wir können ihm kein Talent geben, keine Fähigkeit, auch keine starke Neigung für irgend etwas. Was wir ihm suggerieren, hat keinen dauernden Wert. Aber seine Umwelt allerdings, die müssen wir schaffen. Denken wir einmal daran, wie die Erwachsenen aufeinander wirken, lediglich durch die geistige Atmosphäre, die von ihnen ausgeht. Wie oft paßt die Frau sich dem Manne an oder umgekehrt, der Freund wird durch den Freund in Ansichten und Lebensgewohnheiten umgewandelt. Ein zufällig gehörtes, gar nicht an uns gerichtetes Wort beeinflußt uns bei einer wichtigen Entscheidung. Um wie viel mehr müssen alle Zufälligkeiten auf das Kind einwirken, das mit offenen Sinnen in der Welt Umschau hält, das noch keine bestimmte Richtung hat, aber gerade deshalb die Wege sich sucht. Türen und Fenster stehen offen, muß da nicht mit aller Sorgfalt dafür gesorgt werden, daß frische, reine Luft eindringe, nichts Aufdringliches und Gekünsteltes, sondern das milde natürliche Licht. Es ist nicht genug, daß das Kind Einfaches und Schönes in den Wohnräumen um sich sehe, klare und leicht faßbare Linien. Das Wesen der Menschen, mit denen es täglich umgeht, muß von derselben Klarheit und Einfachheit sein. In einer reinen geistigen Luft wird von selbst das Gute, das in dem Kinde liegt, sich hervorwagen, wachsen und gedeihen. „Nur wenn wir selbst beständig mit den Größten und Besten aller Zeiten umgehen, so werden wir allmählich eine halbwegs gute Gesellschaft für unsere Kinder.“

Daß die Gesetze alles Lebens dieselben seien, daß das Organische von innen heraus wachsen muß, sehen wir heutzutage ganz wohl ein. Wie ein junger Baum seine Wurzeln tief in die Erde senkt und seine Zweige in die Lüfte breitet, von überallher sich die Stoffe holend, die er zum Wachstum braucht, so müßte der junge Mensch alles bereit finden, was ihm dienlich ist, fest und sicher, mit behenden Füßen über diese Erde zu gehen und sein eigenes geistiges Reich sich zu bauen. Aber wer schafft diese Ruhe und Stille, die gleichmäßige Wärme, in der ein junger Menschengeist gedeihen und sich entwickeln kann! In der Unrast unserer Tage ist sie noch seltener als früher zu finden. Es wird immerfort an dem Kinde gebildet. Die Eltern stellen sich vor, was aus ihm werden soll, natürlich etwas, das recht schön in die gegenwärtige Zeit und ihre Verhältnisse hereinpaßt: der Sohn soll ein schneidiger Offizier werden, ein tüchtiger Arzt, ein guter Jurist. Mit Liebe und Sorgfalt wird überlegt, was am besten für seine Zukunft sei, seinem Stande angemessen und den Ansprüchen, die er einmal an das Leben stellen dürfe. Immer noch glauben wir, aus den Kindern etwas „machen“ zu können, anstatt sie etwas werden zu lassen. Wir machen freilich etwas aus ihnen. Recht beizeiten fangen wir an und pressen sie in eine bestimmte Richtung hinein. Nur manchmal hat eines den entschiedenen und starken Willen, trotz dieser Zwangsbehandlung das zu werden, wozu es selber Lust hat, oder es geht aus dieser Welt hinaus, die es nicht

mit eigenen Händen greifen, nicht mit eigenen Augen sehen durfte. Niemand wird bestreiten, daß die erschütternde Erzählung „Freund Hein" dem Leben entnommen ist, und oft genug erzählen die Zeitungen von ähnlichen Fällen. Warum sehen wir nicht, oder wollen wir nicht sehen, daß wir die Kinder, die wir doch fürs Leben tüchtig machen wollen, ihrer besten Kräfte berauben, indem wir ihnen das Eigene nehmen, den freien Flug der Phantasie, die selbstschöpferischen Träume Dafür statten wir sie aus mit unserer überlieferten Religion, mit unserem fertigen Wissen — es wäre ja zu schade, wenn ihnen davon etwas vorenthalten würde. Es ist beinahe so, wie wenn wir ihnen die eigenen Füße abhauen und dafür ihnen kunstreiche Krücken in die Hand geben, an denen auf gebahnten Wegen ganz leidlich sich gehen läßt. Wo finden wir heute diese absolute Voraussetzungslosigkeit, die Ellen Key verlangt, die Ehrfurcht vor dem neuen, zunächst noch unbekannten Wesen, die ganz und gar darauf verzichtet, Zukunftspläne zu machen, bis die eigene Entwicklung des Kindes an einen Punkt gelangt ist, wo die Eltern ihm helfen müssen. Ellen Key hofft bestimmt, daß in den Frauen und Müttern der psychologische Scharfblick, die ganze Feinfühligkeit und Selbstlosigkeit sich entwickeln werde, die hierzu gehört. Sie klagt die Frauenbewegung der Kurzsichtigkeit und Verständnislosigkeit an, da sie die Frauen immer mehr auf den Erwerb außer dem Hause hinweise und mit dazu beitrage, den Schwerpunkt der Erziehung in die Schule zu verlegen. In dieser Anklage steckt der so häufige Irrtum, die Frauenbewegung habe die Erwerbsarbeit der Frau geschaffen, während sie doch durch unsere wirtschaftlichen Verhältnisse gegeben ist. Die Frauenbewegung rechnet mit dieser Tatsache und hilft einfach der Not steuern, indem sie die Arbeitsbedingungen der Frauen durch bessere Ausbildung und manches andere Hilfsmittel zu heben sucht. Es ist aber etwas ganz anderes, Zustände an und für sich für richtig zu halten oder, da sie nun einmal da sind, zu suchen, sie erträglicher zu machen. Wo die Kinder der Arbeiterin nichts zu essen haben, da predige ihr einer, daß sie zu Hause bleiben und ihre Kleinen pflegen und erziehen soll. Ein rasches und gewaltsames Vorgehen gegen die Fabrikarbeit der Frau würde nur das noch größere Uebel der Heimarbeit vermehren. Die deutsche Frauenbewegung tritt aber seit Jahren für Arbeiterinnen-, Kinder- und Wöchnerinnenschutz, wie für Arbeiterinnenorganisation ein, so daß Ellen Keys Vorwürfe für uns nicht zutreffen. Daß jenes Vorgehen durch Gesetz bei den gegenwärtigen Verhältnissen nur äußerst langsam und wenig lohnend ist, gibt sie an anderer Stelle selbst zu.

Eine Fülle praktischer Ratschläge fügt sie ihrer Besprechung der häuslichen Erziehung bei. Gegen die kleinen Handarbeiten im Kindergarten ist sie deshalb, weil der Sinn der Kinder nicht auf Nichtigkeiten, sondern auf die großen Werte des Lebens hingelenkt werden sollte. Wie könnte dies aber schon in so frühem Alter geschehen! Soll die Beschäftigung der Kinder Spiel sein, so läßt man sie am besten allein damit. Den Stoff für ihre Phantasie nehmen sie aus dem, was sie selbst gesehen und gehört haben. Natürlich sollen sie auch etwas Nützliches arbeiten lernen. Aber dies lernen sie viel besser, wenn sie zugleich den Wert dessen sehen, was sie tun, durch kleine persönliche Dienste, die sie den Eltern erweisen, Hilfeleistungen in Haus und Garten, die ihrem Sinn und ihrer Natur viel näher liegen als das Stillesitzen beim Flechten und Nähen. Dabei kann ihnen auch die Verantwortlichkeit des eigenen Tuns ganz unmittelbar zum Bewußtsein kommen. Ein Kind will die Blumen selbst pflegen, die es zum Geschenk erhalten hat. Wenn es vergißt, sie zeitig zu begießen, so hängen sie die Köpfe und welken dahin. Auf seinen glühenden Wunsch hat es ein Vögelchen bekommen, aber es füttert die Hühner und Tauben. Infolge eines Versäumnisses stirbt vielleicht das Vögelchen; aber dann ist es nicht umsonst zugrunde gegangen. Mit furchtbarer Deutlichkeit sieht das Kind, wie unerbittlich die Gesetze des Lebens sind, daß es für sein Tun unbedingt selbst verantwortlich ist. Was machen wir dagegen für Umwege, um die Jugend an Pflichten zu gewöhnen! Wird die Stickerei zu Mutters Geburtstag schlecht ausgeführt, die Schularbeit unordentlich geschrieben, so können wir lange reden, daß es Pflicht gegen die Eltern sei, dies alles geduldig und aufs beste zu besorgen. Daß die Eltern so viel davon haben sollen, wenn es recht schön schreibt, kann das Kind nicht einsehen, und an den eigenen Nutzen denkt es glücklicherweise auch noch nicht. Erst wenn die häusliche Erziehung eine solide Grundlage geschaffen hat, wenn das Kind schon daran gewöhnt ist, die ihm aufgetragenen Arbeiten pünktlich und gewissenhaft auszuführen, so wird es auch dem Lehrer gegenüber das notwendige Verantwortlichkeitsgefühl haben.

Mathilde Planck.

(Schluß folgt.)

Neues zur Venezianer Kunstgeschichte.

Im Beiheft (26. Bd., 1905) des „Jahrbuchs der königlich Preußischen Kunstsammlungen" wurden Gustav Ludwigs „Archivalische Beiträge zur Geschichte der venezianischen Malerei" veröffentlicht. Wilhelm Bode gedenkt in einem kurzen Vorwort des allzu früh verstorbenen Mannes, der, wie treffend gesagt wird: „ein großer Dulder und doch ein Werkmann wie wenige Gesunde" war. Dem gebildeten Leserkreis, der sich für Kunst interessiert, ist diese Veröffentlichung aufs wärmste zu empfehlen. Wir können hier leider nur einen flüchtigen Ueberblick des Ganzen geben. Dokumente, welche mit großer Vorsicht, kritischem Ernst und sorgfältiger Auswahl benutzt werden, wie es von dem Kunstgelehrten Ludwig geschehen ist, werden immer großen, dauernden Erfolg haben. Dies sei vorausgeschickt, damit man nicht glaube, daß einfache Aktenanffindungen, wie sie heutzutage so zahlreich gepflogen und publiziert werden, eine wirkliche Förderung der Wissenschaft sind.

Ludwigs Forschungen beziehen sich diesmal auf Venezianer Maler, von denen Gemälde bekannt sind, hauptsächlich aus den Jahren 1450—1500. Er fängt mit Carlo Crivelli an, diesem charaktervollen Zeichner und reizenden Koloristen, der oft mit spielend kindlicher Phantasie ans Werk ging. Von seinem Leben erfahren wir jetzt gerade nichts Erfreuliches. Er wurde am 7. März 1457 zu sechs Monaten Gefängnis und 200 Lire Strafe verurteilt, weil er eine gewisse Tarsia, die Frau eines abwesenden Matrosen, in sein Haus genommen und mit ihr ehebrecherisch gelebt hat. „Crivelli konnte dies riskieren," meint Ludwig witzig, „weil damals, trotz der Erfindung des Kompasses, die Seereisen vorzugsweise noch Küstenfahrten waren und darum sehr lange dauerten." Nach abgebüßter Strafe wird er, um der Vendetta zu entfliehen, Venedig verlassen haben und in die Marken geflohen sein, wo ihm ein schöner Ruf und wichtige Aufträge wurden.

Von Giovanni Boldu sind zwar keine Bilder erhalten, aber einige schöne Medaillen; über ihn erfahren wir, daß seine Frau früher einen Sohn hatte, den er nicht anerkannte und den ins Haus zu nehmen er sich verbat. Er selbst wird Maestro di Nape (Meister des Rauchfanges) genannt. Die Herstellung von Rauchfängen scheint die Arbeit von Spezialisten gewesen zu sein, denn die Kamine wurden mit Flachskulpturen und anderem Zierat künstlerisch dekoriert. Nebenbei möchte ich bemerken, daß selbst Giorgione auf seinem Schornsteine Putten in Chiaroscuro abgebildet haben soll, und Tintoretto hat auf dem seinen das heutzutage fast verschwundene Colleoni-Reiterbild abkonterfeit. Ja, Alfonso d'Este, Gemahl Lucrezia Borgias, wollte selbst durch Raffael Zeichnungen von Rauchfängen entwerfen lassen; doch der Meister ist, bevor das zur Ausführung kam, aus dem Zeitlichen geschieden. Giovanni Boldu mag wohl 1476 gestorben sein, denn ein Jahr später verheiratete sich seine Gattin zum drittenmal.

Niccolo Rondinelli, wie man aus seinen Werken in der Doria-Galerie zu Rom und im Louvre erkennt, muß in Venedig ausgebildet worden sein, nur hat man noch nicht erfahren, zu welcher Zeit er dort gelebt. Nun lesen wir, daß er 1495 in Venedig heiratete. Wahrscheinlich war er Schüler Gianbellinis, denn er ahmte oft die Madonna desselben nach, so die im Städelschen Institut zu Frankfurt. Vom Muraneser Alvise erfahren wir, er habe nicht seine Schulden bezahlen können; sein Haus war in verwahrlostem Zustande, so daß die Erben es verkaufen mußten. In seinen letzten Jahren hinderte ihn wahrscheinlich Krankheit an der Arbeit, da Giovanni Bellini zur Vollendung seiner Werke berufen wurde und als Gehilfen keine geringeren als V. Carpaccio und V. Belliniano heranzog.

Ludwig beschäftigt sich auch eingehend mit den Malern, welche vor dem großen Brande des Dogenpalastes daselbst im großen Ratsaal beschäftigt waren. Die untergeordnete Stellung, in der sich kleinere Meister befanden, erhellt klar aus einer Urkunde, mit welcher der berühmte Baumeister Bart. Bon beauftragt wird, jeden Abend die Arbeit zu kontrollieren und die Faulenzer mit Geldstrafe zu belegen. Freilich wird man sich dies nicht bei Bellini und Vivarini erlaubt haben. Unter den kleineren Malern war Cristoforo da Parma, von dem sich noch einiges erhalten hat, am besten bezahlt mit 48 Dukaten jährlich; ein anderer bekam nur 44. Francesco Bissolo, der vielleicht derselbe ist, welcher wegen eines gräßlichen Mordes angeklagt, jedoch vollständig freigesprochen wurde, arbeitete für 2 Dukaten monatlich als Vergolder. Auch Sebastiano Zuccato, wahrscheinlich Dalmatiner, malte für das Maggior Consiglio; er ist aus zwei Ursachen für uns wichtig. Nach L. Dolci soll er der Lehrer Tizians gewesen sein, sodann stammen von ihm die beiden Brüder Zuccato, berühmte Mosaizisten. Sebastiano muß in gutem Ansehen gestanden haben, denn jeden Augenblick kamen Leute aus der Nachbarschaft zu ihm, um ihn als Testamentszeuge zu gebrauchen.

Vicenzo Catena, jener empfindsame, faszinierende Kolorist, der alles Gemeine in seinen Werken vermied und gleichsam mit zarter Tenorstimme die Wonne und Ekstase seiner Heiligen erzählte, wurde auch nicht vergessen. Er ist unverheiratet gewesen, war sehr reich, erfreute sich der Bekanntschaft der bedeutendsten Männer und Patrizier. Nie erschloß er sich dem Fortschritt der Kunst; obgleich er als besonders hartnäckiger Bellini-Schüler beginnt, malt er gegen Ende seines Lebens ganz giorgionesk. Catena vermachte testamentarisch ein Bild dem berühmten Humanisten Egnatio, den Jakob Burckhardt oft zitiert. Später geriet Egnatio in Verdacht lutherischer Ketzerei, was ihn bewog, sich vom Lehramt zurückzuziehen. Catena unterließ auch nicht, die Scuola der Maler zu begünstigen, er vermacht 200 Dukaten mit der Bestimmung, daß fünf Töchter armer Maler zur Hochzeitsausstattung 20 Dukaten bekommen sollten.

Ein bisher in der Kunstgeschichte unbeachteter, vorzüglicher Meister, Zuane da Brescia (gestorben 1531), wird hier zum erstenmal gewürdigt; was flüssigen Imposto, tiefe Farbenstimmung und Technik anbelangt, wird er oft mit dem bekannteren Savoldo verwechselt. Von letzterem erfahren wir, er sei mit einer flandrischen Witwe verheiratet gewesen; sein Testamentsvollstrecker war ein deutscher Lautenmacher, ein Handwerk, das in Venedig viele Deutsche ausübten. Auch Zampiero Silvio (gestorben 1552), ein vergessener lottesker Maler, der aber tiefe, saftige Töne a la Pitati liebte, gibt hier seine Visitkarte ab. In einem Bilde zu Conegliano zeigt er in dem flotten Aufsetzen breiter Lichter eine gewisse Aehnlichkeit mit Tintoretto. „So möge dieser tüchtige Maler," sagt der Verfasser, „der Aufmerksamkeit der Kunstfreunde empfohlen sein; es finden sich gewiß noch manche Werke von ihm."

Ueberhaupt kam Ludwig zu seiner Lebenszeit jedem Anfänger in der Kunstforschung mit wahrer Herzensgüte und Uneigennützigkeit entgegen; nur das Dilettantenhafte konnte er nicht ausstehen. Um Zeitungsartikel oder sonstige Würdigungen war es ihm nicht zu tun, er floh jede Publizität, kannte keine Kliquen und Voreingenommenheiten. Sobald die letzten Korrekturen eines seiner Werke gelesen waren, bekümmerte er sich nicht mehr darum. Von der Gicht gemartert, lag er meist in seinem bescheidenen Hotel beim Markusplatz und erwartete mit Hiobsgeduld sein herannahendes Ende. Aber wenn von Kunst die Rede war, flackerte es ganz eigentümlich in jenen tiefsinnigen, klugen Augen auf, und dieser Rausch und Farbentaumel verfehlte nicht, auf den Besucher eine faszinierende Wirkung zu üben.

L. Brosch.

Bücher und Zeitschriften.

I „Gedanken der Stille". Von Hans Hermann v. Blomberg. Altenburg 1905 bei Stephan Geibel. 247 S. 12°.

Das Buch darf eine freundliche Aufnahme erwarten. Das Gebiet der Aphorismen wurde seit Novalis und Jean Paul Friedrich Richter und anderen in unabsehbarer Reihe fleißig angebaut. Der Verfasser hat seine Sammlung seinem (am 24. Mai 1903) verstorbenen „väterlichen Freunde" Julius Lohmeyer in pietätvoller Erinnerung zugeeignet; eine geistige Zusammengehörigkeit ist unverkennbar. Es sind lauter echte Perlen. Aber die wenigsten glänzen und schillern gleich den verblüffenden „Gedankensplittern" der Fliegenden Blätter. Nebenbei unterläuft auch mehr Wahres als Geniales. Auch klingt gerade nicht alles neu. Manches haben schon andere gedacht, wie zum Beispiel „Wissen ist Macht". Aber wahr ist alles, aus Erfahrung aufgebaut, erlebt und erprobt, wie der Autor selbst ausspricht: „Gedanken, die uns schlicht und einfach begegnen, sind es, die uns so oft ein: Wie wahr ist das! — staunend entlocken." In beliebigen Abschnitten nach „Persönlichkeit", „Umgang mit Menschen", „Liebe" (die hier nicht erotisch behandelt wird) gegliedert, wirken sie immer lehrreich und interessant, wo man die Blätter zufällig aufschlägt. So heißt es zum Beispiel in der vorgenannten Rubrik: „Jeder Mensch sollte danach trachten, das Sein des Nächsten wie ein Künstler aufzufassen und, gleich jenem, sich bemühen, die menschliche Natur nicht in lauter Kleinigkeiten auseinanderzusetzen." — „Der Verstand dekretiert die Wahrheit und ihre Anerkennung, daß kein Mensch auf Erden unentbehrlich sei, aber das Herz hat noch nie daran geglaubt." — „Nur, wo sich der Mensch in seinem Besten und Edelsten erkannt und geschätzt weiß, kann er sich dauernd glücklich fühlen und mit Erfolg wirken." — „Der Haß eines anderen Menschen bleibt nie unbemerkt und unbeantwortet, die Liebe nur zu oft." — „Erprobte Liebe, sie nennen wir Treue." — „Eitle Frauen kann tiefe, hingebende Liebe von ihrer Schwäche heilen; eitle Männer sind überhaupt nicht fähig, tief und wahr zu lieben." — „Wir wundern uns über die Wunder..., ist nicht die einzige Idee der Feindesliebe für Menschen ein unendliches, unfaßbares Wunder!" — „Hasse — und die Welt erscheint dir zu eng! Liebe — und die Welt wird dir Weltall!" Das sind wohl gute Ratschläge eines wohlmeinenden Freundes. Unter „Herzens- und Geistesbildung" findet sich der Satz: „Anmut ist die kindlich naive Schönheit in reiner Unberührtheit, die nicht ahnt, wie schön sie ist." — „Ein Unrecht einzusehen, dazu bedarf es nur eines feinen Verstandes, es aber einzugestehen, dazu bedarf es auch eines großen Herzens." — „Zwang ist das Steuer der Unentschlossenheit." — „Wahres Wohltun hat einen leisen Tritt." — „Jugend hat keine Tugend, aber die Tugenden des Alters haben selten noch einen Zug von Jugendfrische." — „Scham ist der reizvolle Ausdruck innerer Schönheit." — „Hohn ist der Triumph der Verachtung; Bosheit ist die Tatkraft des Neides!" — „Es ist erstaunlich, welche Portion Langeweile unzählige Menschen konsumieren können, ohne sich vor ihrem Leben zu ekeln!" — Sehr wahr heißt es (S. 138): „Im Punkte des Aberglaubens hören die Menschen nie auf, erstaunlich tolerant gegen die Dummheit zu sein." — „Eine ganze Gesellschaft unterhalten zu können, soll viel mehr besagen, als es zu bedeuten hat. Man kann mit dieser Gabe ein sehr gewandter, aber — unendlich fader Mensch sein und ist es auch allermeistens." — „Das heroisch Höchste und Edelste erreicht der Mann im Handeln, die Frau im Dulden." — Andere Abteilungen sind der Pädagogik und Kinderwelt gewidmet, auch „Dem, was höher ist, denn alle menschliche Vernunft". Den Anhang bilden literarhistorische „Randbemerkungen"; zum Beispiel „Das menschlich wertvolle Verhältnis Schillers und Goethes lehrt uns, daß Freunde in allen Bedeutenheiten ihres Lebens gemeinsam gehen können, ohne sich gegenseitig in die — Kochtöpfe zu sehen." — „Friedrich Nietzsche hat kommende Größe verkündigt aus seiner intuitiven, geisterfüllten Ahnung heraus; darin lag seine Größe.

Er hat aber auch ein ewig Lebendiges totsagen wollen; darin lag seine erkenntnislose Schwäche und Ohnmacht. Der Mann der Zukunft wird jene in Tat verwandeln, dieses freudig bei sich aufnehmen." — Henrik Ibsen „kann uns kein Führer sein! Er hat zu viele Gestalten geschaffen, die als lebendige Fragezeichen einhergehen; die innerlich schon versagen, wo sie erst recht anfangen sollten zu überzeugen. Seine Unklarheit ist durchaus nicht etwas bloß Verfehltes im einzelnen, sondern etwas naturnotwendiges: ein Mangel. Was Ibsen mangelt, das werden wir Deutschen sofort erfahren, wenn wir von ihm zu Goethe zurückkehren: Das innige Gefühl für warmes, wahres Leben." Vielleicht ließe sich dieses Urteil auch auf die Erzeugnisse der neuesten Malerei übersetzen? — „Wir sind nun bald so weit, daß nichts berechtigter ist als ein scharfes Vorurteil gegen die Bücher, die in wenigen Wochen schon zahlreiche Auflagen erleben." Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an Gustav Frenssen? Hoffentlich faßt das Büchlein mit den „Gedanken der Stille" festen Fuß und bürgert sich, wenn auch langsam, doch als gerngesehener Gast bleibend ein!

*

* **Mörikes Gedichte.** S. Fischer, Verlag, Berlin. Textrevision und Einleitung von Franz Deibel. Mit dem Porträt des Dichters (Heliogravüre) und einer Titelzeichnung von Franz Christophe.

Diese Ausgabe der Gedichte Mörikes, die auch die Idylle vom Bodensee enthält, hat neben den bekannten äußeren Vorzügen der schönen Pantheon-Ausgabe auch den Reiz einer neuen Anordnung. Die sonst übliche Reihenfolge der Gedichte, die nicht von Mörike selbst getroffen ist und mit ihrem planlosen Durcheinander den künstlerischen Genuß beeinträchtigt, ist durch eine chronologische Ordnung ersetzt. Diese Gruppierung stellt ein neues inneres Band her und erhöht die Wirkung der einzelnen Schöpfungen, indem sie den Zusammenhang mit dem Leben des Dichters deutlicher hervortreten läßt.

*

* **Zeitschriften-Literatur.** Das eben zur Ausgabe gelangte vierte Heft des 20. Jahrgangs der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon; Verlag von B. G. Teubner in Leipzig) enthält folgende größere Aufsätze: Michael Georg Conrad. Von Prof. Dr. Ludwig Bräutigam. Zur Aussprache des Schriftdeutschen. Von Prof. J. Ackerknecht. Woher hat Schiller den Stoff zu seinem „Taucher" genommen? Von H. Braune.

*

Voranzeigen neuer Verlagswerke.

* Das im Anschluß an die Deutsche Jahrhundertausstellung in Berlin von der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München vorbereitete volkstümliche Werk Ein Jahrhundert deutscher Kunst, Text aus der Feder Hugo v. Tschudis, wird Mitte Mai zur Ausgabe gelangen. Es werden darin 452 Werke reproduziert.

* Nächste Woche erscheint im Verlag von Karl Konegen (Ernst Stülpnagel) in Wien unter dem Titel Mit Kosaken durch die Mandschurei, Erlebnisse aus dem russisch-japanischen Krieg von Rittmeister Alexander Spaits, ein Werk, das für Militärs und Nichtmilitärs von gleichem Interesse ist. Rittmeister Spaits hat den kriegerischen Ereignissen neben den offiziellen Delegierten, Oberstleutnant v. Csicserics und Hauptmann Graf Szeptycki als der einzige Offizier aus Oesterreich-Ungarn beigewohnt. Das vorliegende Werk ist die einzige authentische Publikation aus der Feder eines Augenzeugen aus Oesterreich-Ungarn.

Allgemeine Rundschau.

23. Kongreß für innere Medizin.

IV. (Schluß.)

München, 26. März.

Die letzte (Vormittags-) Sitzung brachte aus den verschiedensten Gebieten der Pathologie eine große Anzahl von Vorträgen, die vorwiegend ein rein fachwissenschaftliches Interesse boten. Als mehr einen größeren Kreis interessierend seien folgende Mitteilungen wiedergegeben.

Herr Bickel (Berlin) fand bei neuen Beobachtungen über die Magensaftsekretion beim Menschen, daß der Magen auf verschiedene Geruchs- und Geschmacksreize und auch bei der sogen. Scheinfütterung, bei der die Speisen gekaut und geschluckt werden, aber nicht in den Magen gelangen (Speiseröhrenfistel), Saft produziert. Der Vortragende konnte feststellen, daß die Magenschleimhaut unter pathologischen Verhältnissen mit einer erstaunlichen Zähigkeit an dem normalen Salzsäuregehalt des Magensaftes festhält.

Herr Raab (München) bespricht die Erkennung der beginnenden Herzschwäche aus der Röntgen-Untersuchung über Herzgröße, aus den Pulsbildern vor und nach körperlicher Anstrengung und aus den Veränderungen des im Kreislaufsystem herrschenden Blutdruckes als Hauptursache beginnender Zirkulationsstörungen.

Herr Winternitz (Halle) berichtet, daß die Resorption von Fett bei subkutaner Fettzufuhr nach seinen Erfahrungen eine nur geringe ist und sich deshalb zur therapeutischen Verwendung wenig eignet.

Herr Rosenfeld (Breslau) hat den Einfluß toxischer Substanzen auf die Niere studiert und gefunden, daß dieselben fast durchweg entfettend, nicht verfettend auf die Niere wirken.

Herr Engländer (Wien) berichtet, daß bei den Ascitis (Bauchwasser-)Flüssigkeiten die Bestimmung des spezifischen Gewichtes einen Schluß auf den prozentischen Eiweißgehalt gestattet und deshalb diagnostisch von Bedeutung ist.

Herr Jochmann (Breslau) berichtet über Versuche zur Serodiagnostik und Serotherapie der Genickstarre. Angeregt durch Beobachtungen bei der schlesischen Genickstarre-Epidemie im Jahre 1905, widmete er sich der Aufgabe, ein hochwertiges Immunserum herzustellen. Dasselbe wurde von der Firma E. Merck in Darmstadt geliefert. Die Versuche am Menschen, eine Heilwirkung zu erzielen, gestatten noch kein abschließendes Urteil; jedoch hatte er wiederholt den Eindruck, als ob die Serumbehandlung eine Wendung zum Besseren bewirkte und den weiteren günstigen Verlauf gefördert habe. Die Einspritzungen wurden subkutan und im Rückenmarkskanal vorgenommen; bei beiden Applikationsmethoden wurden irgendwelche schädigende Wirkungen nicht beobachtet. In der Diskussion sprechen mehrere Redner (Landmann, Dürk) über ebenfalls günstigere Resultate bei der Serumtherapie und betonen, daß jedenfalls deren Versuch bei der absoluten Unwirksamkeit aller anderen empfohlenen Mittel berechtigt sei.

Der Kongreß, der ca. 600 Besucher aus allen Gegenden Deutschlands und viele ausländische Forscher als Teilnehmer hatte, wurde um 12 Uhr vom Vorsitzenden Hrn. v. Strümpell mit dem Ausdruck des Dankes an die Referenten und alle Vortragenden geschlossen. Der nächstjährige Versammlungsort wird wie jedes zweite Jahr Wiesbaden sein.

Mit dem Kongreß verbunden war eine sehr interessante, von Professor Klein (München) arrangierte Ausstellung von Originalwerken zur Geschichte der medizinischen Abbildung des 15. bis 18. Jahrhunderts; ferner eine reichhaltige Ausstellung von medizinischen Instrumenten, elektro-medizinischen Apparaten, Röntgen-Photographien, Nähr- und Kräftigungsmitteln aller Art.

*

Der 2. Kongreß für experimentelle Psychologie in Würzburg.

III.

Es sind zunächst einige Mitteilungen zu notieren, die mit der Arbeitsweise der deutschen Psychologie nur in loserer Beziehung stehen; so der Bericht von Dr. Decroly-Brüssel über anthropometrische und psychologische Untersuchungsmethoden bei Kindern, die sich an das von Binet und Henry gegebene Schema anschließen; der Vortrag von Privatdozent Dr. Veraguth-Zürich über den galvanischen, psychophysischen Reflex, in dem den Stromschwankungen, die in einem durch bestimmte Körperpartien gebildeten Stromkreis auftraten, die Bedeutung von Ausdruckssymptomen psychischer Zustände zugeschrieben wurde, ohne daß doch der unberechenbare Einfluß physiologischer Zwischenglieder in Anschlag gebracht worden wäre.

Aus dem Göttinger Institut wurde eine Arbeit von Dr. Rupp (Göttingen) über die Lokalisation von Tastreizen vorgetragen. Es war eine streng methodisch durchgeführte Arbeit, die sich auf einige exakte Fragestellungen einschränkte, wie etwa den Einfluß einer außergewöhnlichen Lage der Tastorgane oder das Verhältnis des Aktes der Auffassung eines Tastreizes zu dem der Lokalisation, und in der vorsichtigen Art ihrer Schlüsse ein gutes Beispiel für ähnliche Arbeiten bieten konnte. Die Verschiedenheiten der Reaktionszeiten auf Tastreize bei normaler und anormaler Lage, desgleichen die Unterschiede einer taktilen und einer visuellen Markierung der gereizten Stelle scheinen einwandsfrei herausgestellt zu sein.

Aus dem Leipziger Institut wurden die Resultate von drei Arbeiten vorgelegt.

Prof. Wirth (Leipzig) berichtete über die seit einigen Jahren von ihm erforschte Aufmerksamkeitsvertei-

lung in verschiedenen Sinnesgebieten. Der Grundgedanke dieser Versuche war der folgende: Die Aufmerksamkeit wurde durch einen bestimmten Eindruck eines bestimmten Sinnesgebietes in Anspruch genommen, und nun wurde die Frage nach der Unterschiedsschwelle für Eindrücke gestellt, die sich in einer variablen Entfernung von diesem Blickpunkte der Aufmerksamkeit befanden. Auf optischem und akustischem Gebiete und auf dem Gebiete des Tastsinns hat Wirth selbst mit dieser Fragestellung angepaßten Apparaten die Untersuchungen durchgeführt. Die technischen Hilfsmittel dieser Untersuchungen, für die Optik ein Trichterperimeter in Verbindung mit einem Brennpunkttachistoskop, für die Akustik ein Tachistophon mit einem Satz von Röhren, die die Intensität des durch eine Schlauchleitung dem Beobachter übermittelten Tones beliebig zu variieren gestatten, schließlich für den Tastsinn ein Tachistotyp, sind für diesen Zweck nach Wirths Angaben zusammengestellt worden, und ihre Beschreibung nahm ein besonderes Interesse in Anspruch.

Als Ergebnis dieser Versuche stellte sich eine durch bestimmte Zahlenwerte ausdrückbare Verteilung der Aufmerksamkeit heraus und dementsprechend eine Abnahme ihrer Leistung je weiter die Objekte aus ihrem Blickpunkte gerückt sind; in einem Verhältnis, das in den drei untersuchten Sinnesgebieten das gleiche zu sein scheint.

Als zweite Arbeit, die in Tübingen begonnen und in Leipzig abgeschlossen wurde, sind die von Privatdozent Dr. Specht-Tübingen vorgetragenen Ergebnisse „Die Divergenz von Unterschiedsschwelle und Reizschwelle unter Alkohol“ zu nennen. Er ging aus von einer Bestimmung des Verhältnisses zwischen Psychopathologie und Psychologie unter zwei Gesichtspunkten. 1. Psychopathologie als Verifikation psychologischer Gesetze, 2. Psychopathologische Vorgänge als Experimente. In dem speziellen Falle der Alkoholwirkung, die an dem Verhalten der Unterschiedsschwelle für Tonempfindungen mit dem Wundtschen Fallphonometer nach der Methode der Minimaländerungen und an dem Verhalten der Reizschwelle studiert wurde, ergab sich nun, daß die Unterschiedsempfindlichkeit und die Reizschwelle vollkommen synchron abnahmen; oder, anders ausgedrückt, daß die Unterschiedsschwelle und die Reizempfänglichkeit vollkommen synchron zunahmen. Es ist also im Alkoholzustand die Schärfe der Auffassung des Reizes gesteigert, während die Schärfe der Vergleichung zweier Reize herabgesetzt ist. Die Interpretation für dieses Verhalten fand Specht in der Annahme, daß das Bewußtsein unter Alkohol stark eingeengt ist. Einige interessante Einzelheiten fanden sich in der dritten Mitteilung aus dem Leipziger Institut von Dr. Linke-Naumburg über „Neue stroboskopische Versuche“. Die stroboskopischen Erscheinungen sind bekannt aus dem Dädaleum oder Lebensrad oder Wunderkreisel genannten Kinderspielzeug. Linke konnte in seinen Versuchen das Verhältnis bestimmen, in dem die Wirksamkeit des physiologischen Faktors, der sich in den Nachbildern verrät, zu der Wirksamkeit des rein psychologischen Faktors steht, der als eine assimilative Assoziation zur Geltung kommt. Allerdings entbehrten die sich hieran schließenden Interpretationsversuche, in denen der Vortragende seine eigenen Wege zu gehen suchte, einer exakten Grundlage. In den Räumen des Würzburger Instituts demonstrierte Prof. Marbe-Frankfurt eine Versuchseinrichtung für kurzdauernde optische Reize, und Prof. Ebbinghaus-Halle einen Fallapparat, der bei exakter Messung kurzer Zeiten bis zu einer gewissen Grenze den komplizierten Kontrollhammer ersetzt.

In den Arbeiten, die aus dem Würzburger Institut bekannt wurden, handelte es sich um die experimentelle Analyse sehr komplexer psychischer Vorgänge. Privatdozent Dr. Dürr (Würzburg) sprach über Willenshandlung und Assoziation. Er suchte die Frage zu entscheiden, ob Reproduktionsverläufe auch Willenshandlungen sind; und nahm als Ausgangspunkt die Aussagen der Selbstbeobachtung, die bei der Stellung einfacher Fragen und Aufgaben an die Versuchsperson möglich war. Er unterschied drei Arten von Motiven: Motive mit Reproduktionserfolg, mit Produktionserfolg und mit Verdeutlichungserfolg, die ihrerseits wiedrum in einem bestimmten Verhältnis zu Assoziationsverläufen stehen. Nachdem er sich mit verschiedenen Willenstheorien kritisch auseinandergesetzt hatte, fand er schließlich das Wesen der Willenshandlung in dem Wissen um die Reproduktionstendenz.

Von anderer Seite her suchte Privatdozent Dr. Ach (Marburg) demselben Problem nahe zu kommen. Seine experimentellen Untersuchungen über den Willen schlossen sich an Lernversuche mit sinnlosen Reihen an. Wenn nun dem Beobachter bei der Reproduktion eine bestimmte Willensdetermination auferlegt ist, also etwa die zu reimen, oder Silben oder Buchstaben zu vertauschen, dann kann eine durch häufige Darbietungen der Reihe gestiftete Reproduktionstendenz von solcher Stärke bestimmt werden, daß sie gerade der Determination des Willens äquivalent ist, d. h. die in der Determination gelegene Tendenz nicht zur Ausführung kommen läßt. Diesen Gedanken hat Ach nach den verschiedensten Richtungen hin verwertet; freilich ist der Zusammenhang zwischen diesen Beobachtungen und seiner Theorie der Bewußtheiten, unter denen er eine ganze Gattung von psychischen Erlebnissen versteht, die jeder Vorstellungsgrundlage entbehren, nicht innig genug, um hieraus allein jene Theorie zu rechtfertigen; so daß hier noch eine Kritik trotz vollkommener Billigung des experimentellen Teils ansetzen könnte.

Die Psychologie des Denkens ist das andere Problem, auf das sich die Beiträge des Würzburger Instituts bezogen. Dr. Bühler (Würzburg) trug eine experimentelle Analyse komplizierter Denkprozesse vor, die sich im wesentlichen auf die Aussagen zweier in der Selbstbeobachtung geübter Beobachter stützte, denen im Gegensatze zu den sonst gebräuchlichen einfachen Fragestellungen Fragen vorgelegt wurden, die schon zu komplizierten Denkprozessen Anlaß gaben. Auf Grund dieser Aussagen wies Bühler ein Denken ohne sprachliche Formulierung nach, er statuierte ferner Denkelemente, die er als das Wissen um etwas bezeichnete, und rechnete hierzu schon das Wissen um die Verständnismöglichkeit: Mit solchen Erwägungen mündet die experimentelle Psychologie in die introspektive, hier begegnete sich denn auch Bühler mit Anschauungen, die auf rein introspektiver Basis gewonnen wurden.

Ein engeres Problem hatte Prof. Messer (Gießen) seinen experimentell-psychologischen Untersuchungen über das Denken zugrunde gelegt. Ihm kam es darauf an, Assoziationen und Urteilserlebnisse zu vergleichen. Er fand zwei Merkmale, die jedesmal bei einer gestellten Aufgabe das Hinzutreten eines Urteilserlebnisses gegenüber einer bloß assoziativ hervorgerufenen Lösung der Aufgabe bezeichnen: Das Bewußtsein von der Gültigkeit der Aufgabe und das Eingreifen in den Vorstellungsverlauf.

Eine Reihe von Einzelfragen wurde noch erörtert, die teils eine Ergänzung abgaben, teils aber auch andere Richtungen einzuschlagen suchten, und damit die Kritik herausforderten. Dr. Lipmann (Berlin) berichtete über die Wirkung von Suggestivfragen, Prof. Jerusalem (Wien) erzählte einige Beispiele für eigenartige Fälle von Erinnern und Vergessen, Pfeiffer (Würzburg) verwertete seine pädagogischen Erfahrungen zur Feststellung qualitativer Arbeitstypen in der Schule; Dr. Detlefsen (Wismar) schlug eine einfache Bezifferung der Farbenwerte und Farbenmasse vor, und Dr. Hughes (Soden) suchte das Interesse der Zuhörer für seine Bemerkungen zur Lehre von den einzelnen Affekten zu fesseln. Mit einigen Bemerkungen über die Lehre von der räumlichen Tiefenwahrnehmung trat Privatdozent Dr. v. Aster (München) in starken Gegensatz zu bestehenden Theorien. Eine Zustimmung zu seiner Auffassung ist davon abhängig, inwieweit er die Argumente zu entkräften vermag, auf die sich die von ihm bekämpften Theorien stützen.

O. K.

*

Die Entwicklung der Kirschblüte.[1])

Nun hat in dem Heidelberger botanischen Garten das Blühen der Kirschbäume auf das allergenaueste erforscht und dabei gefunden, daß es sich in ziemlicher Unabhängigkeit von den Launen des Wetters abspielt. Diese Tatsache ist so bemerkenswert und allen Alltagserfahrungen so widersprechend, daß ich nicht umhin kann, sie ausführlicher zu schildern.

Nach diesen Untersuchungen, die neuerdings von anderer Seite ihre Bestätigung fanden, zerfällt die Entwicklung der Blütenknospen der Kirsche in zwei streng geschiedene Perioden, zwischen denen die Winterruhe liegt. Nur dauert diese nicht so lange wie die blattlose Zeit des Baumes, die man für gewöhnlich als die Ruhezeit der Vegetation ansieht. In Heidelberg währt die „entwicklungslose Zeit“ nur von Ende Oktober bis Anfang Februar. Die erste Wachstumsperiode der Blüten beginnt schon lange, bevor wir Menschen sie veranlassen würden, wenn wir das Blühen der Bäume zu dirigieren hätten. Kein Hausvater ist so vorausschtig wie die Natur. Noch bevor sich die Blüten des Jahres 1906 entfalten, legt sie schon jene des Jahres 1907 an! In aller Verborgenheit im heimlichsten Winkel der Knospen reift da die Blüte als zarte Wulst heran, mehrt Zelle um Zelle, verschiebt und ordnet ihre Bausteine so lange, bis sie etwa im Juli auch dem unbewaffneten Auge als feines Kelchlein erkennbar

[1]) Aus R. H. Francés anregendem Werke „Das Leben der Pflanze“, welches z. Zt. im Verlag des „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde“, Stuttgart, in Lieferungen à M 1.— erscheint.

wird, als stecknadelkopfgroßes Schüsselchen, in dessen Grund wieder kleine Wülste aufsprießen. Zarte Köpfchen erheben sich, hauchdünne Blättlein breiten sich schützend darüber, und im wohlgeborgenen Zentrum wölbt sich langsam das „süße Geheimnis“ der zukünftigen Blume, die Knospe, die schon den zur Befruchtung heranreifenden Samen in sich birgt. Diese sachten Regungen und Entfaltungen dauern den ganzen Sommer über, bis spät in den Herbst hinein. Noch lange, nachdem die Aequinoktialstürme das letzte verdorrte Blatt vom Baume gerissen haben und er wie tot dasteht, sind in ihm tausend und abertausend Knospen rastlos tätig, das Blütenfest des kommenden Frühlings vorzubereiten. Die Natur denkt im Herbste wahrlich nicht ans Sterben, wie wir Kurzsichtigen so lange glaubten; unerschöpflich entquillt ihr Leben und Lebenslust, und dort, wo wir Ruhe und Tod zu sehen vermeinen, ist es nur die beklagenswerte Beschränktheit unseres Blickes, welche uns irreführt. Nirgends sieht man dies so deutlich, wie an der angeblichen Winterruhe der Knospen. Ende Oktober erstarren sie und erwachen erst wieder durch die matten Küsse der Februarsonne. So spiegelt es uns das Auge vor. Aber in Wirklichkeit hat die Knospe trotz Schnee und Kälte nicht geruht. Ungeheure Wandlungen haben sich an ihr vollzogen; es ist etwas vorgegangen, für das uns noch das richtige Verständnis fehlt. Wir können es erst an den Folgen erkennen und nur als innere Wandlung bezeichnen. Wie wenn das Knösplein ein seelentiefer Mensch wäre, der durch innere Erlebnisse zu einem anderen Wesen wird. In einer Periode scheinbarer Verhärtung und Untätigkeit formt es sich um, und nur dadurch wird es befähigt zu neuem Leben. Askenasy, derjenige Botaniker, der die Kirschblüte zuerst untersuchte, sagt, aus seinen Versuchen gehe „deutlich hervor, daß die Blütenknospen der Kirsche zwischen Ende Oktober und Ende Dezember eine Aenderung in ihrer Beschaffenheit erleiden, die sich nicht in einer Gewichts- und Größenzunahme der Teile, sondern nur in dem verschiedenen Verhalten zu höheren Temperaturgraden zu erkennen gibt. Es liegt nahe, anzunehmen, daß diese Aenderung chemischer Natur ist.“

Was berechtigte ihn zu dieser überraschenden Erklärung? Welche Tatsache verrät die angebliche innere Wandlung? Wir hörten es schon, eine Aenderung in dem Einflusse der Temperatur auf die Blütenentwicklung. Sie zeigt sich darin, daß wir ruhende Zweige der Kirsche im November oder anfangs Dezember vergeblich in das Warmhaus bringen. Sie schlagen nicht aus. Wohl aber geschieht dies nach Weihnachten. Nach der hohen Zeit der geheimnisvollen Zwölfernächte ist ein großer Teil der heimischen Pflanzenwelt wie verwandelt. Baldurs Geburt, die Wintersonnenwende, brachte ihnen wirklich die Auferstehung. Von da ab brauchen sie nur noch günstige Temperatur, damit Blüte und Blatt rasch, mit zauberhafter Schnelligkeit, sich entfaltet. Aber vor Weihnachten könnte es noch so warm sein, sie bleiben leblos und harren ruhig der inneren Wandlung, die ihnen nicht von der Wärme, sondern von der Zeit kommt.

Von den ersten wärmeren Tagen des Nachwinters an beginnt dagegen für die Kirschblüte eine Zeit der gewaltigsten Entwicklung. Die Blüten wachsen an Größe und Masse anfangs langsam, später schneller, zum Schluß mit erstaunlicher Geschwindigkeit. In den letzten 6 bis 10 Tagen vor ihrer Entfaltung verdoppeln sie ihr Gewicht; in den letzten Tagen wird eine federleichte Kirschblüte täglich um 1/40 Gramm schwerer. Das macht bei den 200,000 Blüten, die ein nur mittelgroßer Kirschbaum hat, eine kolossale Arbeitsleistung aus.

Alle diese Tatsachen bringen uns aber dem Verständnis des Lebens um einen gewaltigen Schritt näher; die Poesie des Frühlings erhält durch den Gelehrten eine solche Folie des Wissens, daß jeder Kirschbaum für den Wissenden ein ergreifend ernstes Erlebnis wird, weil er uns an die tiefsten Tiefen des Seins mahnt. In dem lieblichen Zauber des Frühlingsblütenmeeres tritt uns wuchtig und schwer das Lebensrätsel entgegen. Vorläufig hat es die Gestalt, daß die Pflanzen innere Fähigkeiten besitzen, welche sie teilweise in der Entwicklung unabhängig machen von den Einflüssen der Temperatur.

Wir sehen deutlich, daß die Sommertemperatur die Entwicklung der Kirschblüte gar nicht beeinflußt. Aber auch während der Frühlingsentwicklung vermögen Schwankungen der Temperatur den Verlauf des Wachstumstempos nicht zu ändern. Die Blüten entwickeln sich im März stets rascher als im Februar, und es ist dabei gleichgültig, ob der März wärmer ist als der Februar oder nicht. Nur auf den Gesamtverlauf der Blütenbildung hat die Temperatur Einfluß, und ein nasses, dabei warmes Frühjahr sieht die Gegenden früher im Blütenschmucke prangen, als ein kaltes und trockenes. Ganz besonders aber gibt sich die teilweise Unabhängigkeit der Lebenserscheinungen von der Temperatur dadurch zu erkennen, daß vom Oktober an die Knospenentfaltung ruht, mag nun ein herrlicher Spätherbst die Sommerwärme wieder auf Wochen zurückrufen, oder ein Frühwinter uns um dieses späte Glück der letzten Herbsttage bringen.

Kleinere Mitteilungen.

* **Das Kokain in der Geburtshilfe.** Als Koller seinerzeit das Kokain in die Augenheilkunde einführte, so daß man die größten Augenoperationen ausführen konnte, wurde die Wunderkraft des Kokains allgemein angestaunt. Seither hat das Kokain in der gesamten übrigen Medizin Anwendung gefunden, besonders als örtliches Schmerzstillungsmittel. In der Wiener klinischen Wochenschrift wird über die neueste wunderbare Wirkung dieses Mittels berichtet. An der zweiten geburtshilflichen Klinik wurden nämlich in letzter Zeit Versuche gemacht, durch Kokainisierung der Nase die Geburten schmerzlos zu machen. Schon vor Jahren hatte ein deutscher Gelehrter, Fließ, Vorarbeiten in dieser Richtung gemacht. Seit dieser Zeit wurden diese Versuche, von der Nase aus Schmerzen zu beseitigen, wiederholt. Nun ging man daran, es bei den Geburten zu tun, und erzielte sehr gute Erfolge. Nach Kokainisierung bestimmter Punkte in der Nase verlief die Geburt in zahlreichen Fällen vollkommen schmerzlos, in anderen wesentlich schmerzloser als sonst ohne Kokain. Das Verfahren hat auch sonst keine Nachteile und dürfte wohl bald allgemein versucht werden.

* **Blaues Brot.** Zu dieser Mitteilung in Nr. 96 der Beilage wird uns geschrieben: Blaues Brot ist im fränkischen Jura eine altheimatliche Erscheinung. Das Brot ist aus Roggenmehl gebacken, schmeckt kräftig und angenehm und wird von allen Touristen gern gegessen.

λ. **Die evangelischen Missionsschulen in unseren Kolonien.** Dieselben stellen, wie Missionsinspektor D. Oehler von Basel auf dem zweiten Kolonialkongreß in Berlin näher ausgeführt hat, derzeit schon ein stattliches Resultat dar. Es sind 30 höhere Schulen und 1053 Volksschulen mit im ganzen 43,000 Schülern. (Die katholische Mission zählt 486 Volksschulen mit 26,000 Schülern und 17 Erziehungshäusern.) Die Schultätigkeit der deutschen Regierung erscheint diesen Missionsschulen gegenüber noch als eine sehr bescheidene. Diese Schulen bereiten auch für die Aufgaben des praktischen Lebens vor. In Kamerun werden zum Beispiel von der Basler Mission auch junge Leute ausgebildet, die später in den Regierungsdienst oder in Faktoreien eintreten wollen. Der stellvertretende Gouverneur in Deutsch-Togo, Graf v. Zech, hat jüngst den dortigen Missionsschulen ein sehr anerkennendes Zeugnis ausgestellt. Der Unterricht wird gewöhnlich in der Landessprache gegeben, wenigstens in den Volksschulen. Dagegen ist in den höheren Schulen Unterricht in einer fremden Sprache, bei unseren Kolonien im Deutschen, nötig. Unter der Uebermacht der wirtschaftlichen Interessen soll — das ist eine Hauptaufgabe, welche diese Missionsschulen sich stellen — der ideale Sinn nicht Not leiden. Beide Seiten sollen möglichst berücksichtigt werden.

*** **Preise für Leistungen auf chirurgischem Gebiete.** Das Königliche Kollegium der englischen Chirurgen hat in seiner letzten Zusammenkunft die diesjährige Preiseverteilung vorgenommen. Der wichtigste, von Walker gestiftete Preis von 2000 M, der nach der Bestimmung des Gründers zur Ermutigung der Forschung über die Pathologie und Behandlung der Krebskrankheit dienen soll, ist einem Ausländer zugesprochen worden, nämlich Professor **Jensen** in Kopenhagen. Als Begründung wird angeführt, daß nicht nur durch die eigentlichen Arbeiten Professor Jensens die Erforschung der Natur des Krebses wesentlich gefördert worden ist, sondern daß er auch einen großen Einfluß auf seine Fachgenossen nach dieser Richtung ausgeübt hat, indem er Untersuchungen über längere Zeitabschnitte und unter besseren und zuverlässigeren Bedingungen ermöglicht hat. Die übrigen Preise des Chirurgen-Kollegiums sind im Inland geblieben. Den nach Jackson benannten Preis erhielt Dr. **Elmslie** für eine Abhandlung über die Pathologie und Behandlung von Verunstaltungen der langen Knochen infolge von Krankheiten während oder nach dem Jünglingsalter. Die Ehrenmedaille des Kollegiums wurde dem Oberstleutnant Richard **Charles** verliehen in Anerkennung seiner anthropologischen Sammlungen, die dem Londoner Museum übergeben worden sind und einen ganz besonderen Wert nach der Zahl und Mannigfaltigkeit der Gegenstände besitzen. Für das nächste Jahr hat das Kollegium als Gegenstand der Preisarbeit eine Auseinandersetzung über die operative Chirurgie des Herzens und der Lungen, einschließlich des Herzbeutels und des Brustfells, verlangt. Für einen weiteren Preis ist das Thema: Verhütung des Stockens der Zähne gestellt worden, ein Beweis dafür, daß dies früher als geringfügig betrachtete Leiden jetzt als unermeßlich bedeutsam für die Entstehung vieler anderer und schwerer Krankheiten anerkannt wird.

* **Der Verlust der Sutro-Bibliothek.** Unter den unersetzlichen Verlusten von Kunstschätzen, die die Kata-

strophe von San Francisco zur Folge gehabt hat, ist ein besonders schwerer die völlige Zerstörung der Sutro-Bibliothek. Adolf Sutro, der Begründer dieser Bibliothek, hatte sich durch Bergwerksbesitz ein großes Vermögen erworben und dann als Liebhaberei das Sammeln von alten Büchern betrieben. Er hatte nicht weniger als 225,000 Bände zusammengebracht, darunter Schätze von höchstem historischen und künstlerischem Werte. So besaß er eine große Sammlung von Handschriften aus alemannischen Klöstern und von Dokumenten und Berichten von der kalifornischen Mission, eine vollständige Reihe von Folio-Ausgaben von Shakespeare, eine schöne Reihe von Gutenberg- und Caxton-Drucken, seltene hebräische Schriftrollen, Serien von französischen und englischen Zeitungen aus dem Ende des 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts u. s. w. Die meisten Schätze seiner Bibliothek waren infolge der Streitigkeiten über sein Testament bisher noch nicht katalogisiert.

* **Vom Florentiner Kunsthistorischen Institut.** Am 19. April hielt der vom Deutschen Reich unterstützte Verein zur Erhaltung des Kunsthistorischen Instituts in Florenz seine jährliche Ausschußsitzung ab. Erschienen waren außer dem Vorsitzenden Frhrn. v. Stumm und dem Direktor Professor Brockhaus die Herren Geheimrat Bode aus Berlin, Prof. Clemen aus Bonn, Graf Lanckoronski und Prinz Liechtenstein aus Wien, v. Marcuard, Geheimrat v. Reber aus München und Geheimrat v. Seidlitz aus Dresden. Nachdem das Kunsthistorische Institut zu Florenz, das seit Jahren einen Mittelpunkt der Forschung bildet, kürzlich einen inhaltreichen Band veröffentlicht hat, wurden die weiteren in Vorbereitung befindlichen Arbeiten besprochen. Für Ende des Jahres steht das Erscheinen eines neuen, der Florentiner Kunst gewidmeten Bandes in Aussicht.

Bü. **Ausgrabungen zu Sparta.** Durch die Auffindung der Reste des Tempels der Artemis Orthia im Bezirk des alten Sparta ist nun auch die Lage der alten Kome Limnai festgesetzt, und zwar an ganz anderer Stelle, als man sie vordem gesucht hatte. An der Fundstelle, deren Aufdeckung mit aller Vorsicht vor sich gehen muß, werden fortwährend Mengen von Weihgeschenken gefunden. Damit das ganze Trümmerfeld bloßgelegt werden kann, muß das Bett eines Baches, durch den dicht nebenan eine Wassermühle getrieben wird, verlegt werden. Hierdurch werden die Arbeiten verzögert.

* **Ein Lehrkursus für Gefängniswesen** wird auf Anordnung des preußischen Justizministers Dr. Beseler auch in diesem Jahre in der Zeit vom 7. bis 19. Mai in Berlin stattfinden. An diesem Lehrkursus, dessen Leitung wiederum in den Händen des Geheimen Justizrats Plaschke liegt, werden 24 Richter und Staatsanwälte aus allen Provinzen der preußischen Monarchie teilnehmen. Die Vorträge und theoretischen Studien finden im Bildersaal des Kammergerichts in der Lindenstraße statt. Neben den praktischen Uebungen in den Berliner Gefängnissen sollen besucht werden: die Landarmen- und Korrigendenanstalt, sowie die Provinzialerziehungsanstalt zu Strausberg, die Monatsversammlung des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen, die Gefängnisse der Stadt Magdeburg u. s. w.

W. **Studienreise.** Aus Tanger wird gemeldet, daß zwei junge Studierende vom Maghzen ausgewählt wurden, um ihre Studien in Europa und vorwiegend in Deutschland zu machen.

* **Todesfall.** Der Restor der Dresdener Literaten, der Schriftsteller Robert Prölß, ist 86 Jahre alt gestorben. Er war geboren zu Dresden am 18. Januar 1821. Anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt, wandte er sich bald wissenschaftlichen Studien zu und trat nach größeren Bildungsreisen, besonders nach Italien, im Jahre 1847 mit dem Lustspiel Das Recht der Liebe hervor, dem eine Reihe von Tragödien und Lustspielen folgte (Sophonisbe, Michael Kohlhaas, Katharina Howard u. v. a.). Auch als Theaterkritiker und Dramaturg tat der Entschlafene sich hervor und schrieb u. a. Erläuterungen zu Shakespeares Dramen, über das Meiningensche Hoftheater und die Bühnenreform, über das Dresdener Hoftheater, einen Katechismus der Dramaturgie, eine Geschichte des neueren Dramas u. s. w. Auch als Uebersetzer aus dem Französischen war er sehr tätig. Eine seiner letzten Veröffentlichungen war die Studie: „Von den ältesten Drucken der Dramen Shakespeares und dem Einfluß, den die damaligen Londoner Theater auf diese ausgeübt haben."

*

Hochschulnachrichten.

* **Köln.** Gerichtsassessor Dr. Wüstendörfer hat sich als Privatdozent an der hiesigen Handelshochschule für Verkehrsrecht, insbesondere privates See- und Binnenschiffahrtsrecht, internationales Privat-, insbesondere Handelsrecht, habilitiert.

hc. **Breslau.** Mit einer Antrittsvorlesung über das Thema: „Geschichte der Frage nach einem Wiedersehen jenseits des Todes innerhalb des Christentums" führte sich am 28. d. M. in der evangelisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität der Pastor an St. Bernhardin daselbst Dr. theol. Georg Hoffmann als Privatdozent für Kirchengeschichte ein.

hc. **Kiel.** Der Privatdozent Professor Dr. phil. Johannes Stosch ist neuerdings beauftragt worden, im Sommersemester an der Universität Greifswald vertretungsweise Vorlesungen und Uebungen über deutsche Sprache und Literatur abzuhalten.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur
Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 2.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Inhalt:

Wasserkraft.

Von Privatdozent Dr. Gottfried Zoepfl (Erlangen).

„Und wenn wir das Eisen leichter gewinnen können als jetzt, und wenn wir eine Treibkraft haben, die fast nichts kostet, — dann werden die Eisenbahnen zu Straßen; alle verkehren dort frei. Dann gibt es gleichsam keine Entfernung mehr.“

Björnson: „Ueber unsere Kraft“, II. Teil.

I.

Die Bedeutung der Technik für unsere ganze Kultur wird vielleicht durch nichts besser anerkannt als dadurch, daß wir die Epochen unserer Kultur nach technischen Errungenschaften benennen, von der Stein- und Bronzezeit bis zum Zeitalter des Dampfes. Die seit 15—20 Jahren fortwährend steigende Bedeutung, welche die elektrische Uebertragung der Wasserkraft gewonnen hat, legt die Frage nahe, ob wir mit dieser technischen Errungenschaft einer neuen Kulturepoche entgegengehen, die das Zeitalter der Dampfmaschine ablöst, oder ob die hydro-elektrische Kraft gegenüber der Dampfkraft in ergänzender untergeordneter Stellung bleiben wird. Wenn man die durch die elektrische Uebertragung der Wasserkraft geschaffenen Kulturverhältnisse deutlich bezeichnen will, kann man wohl von einer „Wasserkraftkultur“, auch „Turbinenkultur“ nach Analogie von „Zeitalter der Dampfmaschine“ sprechen, während die Bezeichnung „Zeitalter der Elektrizität“ das Wesen der Sache nicht trifft, vielmehr auch die durch Dampfkraft u. s. w. erzeugte Elektrizität umfaßt. Die Turbine ist die Maschine, welche die natürliche Wasserkraft erst technisch gebrauchsfähig macht,[1]) und es würde deshalb auch das Wort „Turbinenkultur“ verständlich sein.

Freilich vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus haben alle unsere wirtschaftlichen Betriebskräfte die gleiche Urquelle, nämlich die Sonnenwärme. Von dieser Stellung aus — sub specie aeterni — sind unsere Kulturepochen nur Spielereien, Wasserkraft ist gleich Dampfkraft u. s. w. Wir haben die Sonnenwärme als Kraftquelle[2]) in einer Gegenwarts- und Vergangenheitsform; zur letzteren gehört besonders die Kohle, zur ersteren die Hebung des Wassers auf Gebirgshöhen vermittels der Verdunstung durch Sonnenwärme zu Wolken. Es ist also schließlich kein so großer Unterschied zwischen Dampfkraft und Wasserkraft; denn nur dadurch, daß die Sonnenwärme das Wasser verdampft, gelangt es in die Höhe, von der herabrinnend es für uns eine nutzbare Kraft wird. Sowohl für Schiffahrt, wie für gewerbliche Zwecke wird diese Energie des atmosphärisch gehobenen Wassers benützt. Die Elektrizität dient bei unseren Betriebskräften bekanntlich nur der Kraftvermittlung, die eine Krafterzeugung durch Dampf, Wasser u. s. w. voraussetzt. Die mit der Turbine gekuppelte Dynamomaschine setzt die mechanische Arbeit in elektrische um und der Elektromotor am Endpunkte der Fernleitung verwandelt die elektrische Energie wieder in mechanische Arbeit.

Das Arbeitsvermögen des atmosphärischen Niederschlags überhaupt berechnete Reuleaux auf 100,000 Millionen Pferdekräfte,[3]) d. i. also die Grundlage der gegenwärtigen und künftigen Wasserkraftkultur ebenso, wie die Kohlenvorräte der Erde, deren Erschöpfung von Fachleuten bereits mehrfach berechnet worden ist, die Grundlage bilden für das Zeitalter des Dampfes. Es kann leicht sein, daß dieses Zeitalter der Kohle und des Dampfes in der Gesamtentwicklung der Menschheit nur die Rolle einer kurzen unschönen und schmutzigen Uebergangsepoche spielt, und der Gedanke, daß wir gerade in dieser Zeit gelebt haben, wäre nicht sehr erfreulich. Die Wasserkraftkultur dagegen, wenn sie wirklich berufen ist, das Zeitalter des Dampfes allgemein zu ersetzen, trägt die Bedingung einer — man möchte fast sagen — ewigen Existenz in sich, denn der Kreislauf des Wassers — Meer, Wolke, Regen, Fluß, Meer — dürfte sich wenigstens bei der gegenwärtigen Gestaltung der Erde im wesentlichen nicht verändern und somit auch der Vorrat an Wasserkraft sich niemals erschöpfen. Es fragt sich also nur, ob diese dem Menschen dauernd zur Verfügung stehende Betriebskraft auch technisch-ökonomisch geeignet ist, die anderen zurzeit vorhandenen Kraftquellen insbesondere die Dampfmaschine, ganz oder wenigstens überwiegend zu ersetzen.

Gegenüber der einfachen Wasserkraftbenützung war die Dampfkraft ein wesentlicher Fortschritt, dagegen ist die Wasserkraftverwertung mit elektrischer Uebertragung in vieler Beziehung der Dampfkraft entschieden überlegen. Der ausschlaggebende Vorteil der Wasserkraft ist ihre Billigkeit, da die Kosten der Erzeugung dieser Kraft besonders nach Amortisation des Anlagekapitals der Kraft-

[1]) Das Wort kommt vom lateinischen turbo, Kreisel, und bedeutet also Kreiselrad. Es wurde zum erstenmal von dem Franzosen Burdin 1824 für sein verbessertes Reaktionswasserrad angewendet. Näheres siehe Zoepfl: „Nationalökonomie der technischen Betriebskraft.“ Jena 1903. I. Bd. S. 32 ff.

[2]) Ueber diese naturwissenschaftlichen Fragen in Beziehung zur technisch-wirtschaftlichen Praxis unterrichtet sehr schön und gemeinverständlich Kohlrausch: „Die Energie oder Arbeit und die Anwendung des elektrischen Stromes.“ Leipzig 1900.

[3]) Unter der Pferdekraft (PS. oder engl. HP.) versteht man diejenige Kraft, die in einer Sekunde 75 kg einen Meter hoch zu heben vermag.

station im Vergleich zur Dampfkraft minimale werden.[4]) Einer der wichtigsten Nachteile der Wasserkraft, der aber durch die Fortschritte in der Kraftübertragung auf größere Entfernungen immer mehr beseitigt wird, ist das Gebundensein an die Lage der Kraftquelle. Ist diese von den Hauptverkehrswegen entfernt gelegen, so wird die Ersparnis an den Kosten für Krafterzeugung vielfach durch höhere Transportkosten wieder ausgeglichen. Der Kraftverlust bei Fernleitungen ist allerdings beträchtlich. Für 100 Pferdekräfte auf 10 Kilometer Entfernung sind zirka 130 Pferdekräfte am Ort der Erzeugung notwendig. Immerhin ist diese Kraftausnützung noch ökonomischer als die Wärmeausnützung der Kohle bei der Dampfkraft. Die elektrische Uebertragung vermehrt die Gelegenheit zur Benützung der Wasserkraft, und da diese erst bei intensiver Ausnützung ihren vollen ökonomischen Vorteil der Billigkeit entfaltet, ihre ökonomische Bedeutung. Dem großen Vorteile der Unabhängigkeit von der Kohlenproduktion, den Kohlenpreisen, Arbeiterverhältnissen, Eisenbahnverhältnissen für Kohlenverkehr steht bei der Wasserkraft die Ungleichmäßigkeit der Wasserstände und die Wintersperre, wodurch vielfach eine Dampfreserve nötig wird, gegenüber. Je mehr das Akkumulatorenwesen vervollkommnet und verbilligt wird, je weniger dadurch die Dampfreserve nötig wird, um so mehr wird sich der große Vorzug der hydroelektrischen Kraft voll entfalten, und diese zu dem ökonomisch-technischen Ideal einer Betriebskraft für die nächste Zukunft sich entwickeln können. Je mehr aber der Vorteil der Wasserkraft abgeschwächt wird, um so mehr treten dann die Vorteile der anderen freien Kraftquellen hervor, besonders Anpassung an die Lage für den Bezug von Rohstoffen und den Absatz von Fabrikaten. Daß aber unter günstigen Verhältnissen die elektrische Uebertragung der Wasserkraft sozusagen eine **Vorzugsbetriebskraft** gegenüber den anderen in Betracht kommenden Betriebskräften darstellt, wird am besten durch die Tatsache illustriert, daß gelegentlich Kupfererze aus Europa nach Niagara Falls gebracht, dort verhüttet und als Kupfer wieder nach Europa zurücktransportiert werden. Der Vorzug jener Betriebskräfte am Niagara-Falle muß also so groß sein, daß er den Unkosten eines zweimaligen Seetransportes Europa-Amerika die Wage hält. Es wären also die besonderen Verhältnisse, unter denen die Wasserkraft ihre Ueberlegenheit entfaltet, des näheren zu untersuchen. Um diese Untersuchung zu erleichtern, habe ich in der zitierten Schrift über Nationalökonomie der Betriebskräfte drei typische Arten von Wasserkraft für die kritische Würdigung unterschieden:

1. Die Ausnützung des mäßigen Gefälls unserer Flüsse durch Wehrbauten.

2. Die Ausnützung des starken Gefälles unserer Gebirgsgewässer, das seinen Höhepunkt in den sogenannten Wasserfällen erreicht.

3. Die Ausnützung der in den sogenannten „Stauweihern“ künstlich oder in entsprechend gelegenen Seen natürlich konzentrierten Wassermengen, bezw. Gefälle.

Bis jetzt ist es nur in wenigen Fällen gelungen, an für Schiffahrt kanalisierten Flüssen mit regem Verkehr durch Ablassung der hier konzentrierten Wasserkraft industrielle Betriebe neu hervorzurufen.[5]) Ausschließlich für Kraftzwecke angelegte größere Elektrizitätswerke mit Flußwasserkraft, wie in München, in Rheinfelden u. s. w., haben gute Erfolge zu verzeichnen. Bei den Wasserkräften der Gebirgsflüsse[6]) liegen bereits reiche Erfahrungen besonders in der Schweiz, in Frankreich und Italien vor. Es soll nur das eine bemerkt werden, daß die Wassermasse allein nicht ausschlaggebend ist, daß vielmehr die motorische Kraft einer Turbine proportional der Höhe des Wasserfalles **und** der Wassermenge ist. Der Traunfall in Oberösterreich bei 13 Meter Höhe und 50 Sekundenkubikmeter Wasser stellt eine Wasserkraft von 5800 Pferdekräften dar, die kleine Krimmeler Ache mit nur 3 Sekunden-Kubikmeter Wasser und 380 Meter Fall eine Kraft von 15,000 Pferdekräften. Die dritte Gruppe der Wasserkräfte, die Stauweiher- und Seen-Abflüsse, haben den Vorzug der gleichmäßigeren Wasserführung. Gerade über diese Frage existiert eine reiche Literatur, die — wie die hierfür wichtigsten Schriften von **Intze** — auf praktischer Erfahrung beruht.[7]) Für diese drei Gruppen von Wasserkräften ergibt sich eine Reihe von technischen Einzelfragen, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

II.

Von allgemeinerem Interesse sind die wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkte, unter denen die Verwertung und Wirkung dieser Wasserkräfte zu betrachten ist. Man wird sich hierbei auch an die hohe Bedeutung erinnern, welche die einfache Wasserkraftverwertung mit einfachen Wasserrädern ohne Turbinen und elektrische Uebertragung schon in der Kultur vor der Erfindung der Dampfmaschine gespielt hat. Trotzdem kann man erst durch die elektrische Uebertragung von einer „Wasserkraftkultur“ sprechen; denn erst jetzt ist die Möglichkeit gegeben, die Wasserkraft für die verschiedenartigsten Hantierungen zu verwerten, so daß sich der Einfluß dieser Kraftverwertung geradezu auf allen Lebensgebieten in Werkstätten, Haus und Hof, Handel und Verkehr, Theater, Sport u. s. w. äußern kann. Man wird bei zunehmender Bedeutung der Wasserkraftkultur in Zukunft vielleicht ebenso häufig von einem „Wasserjahr“, einem guten oder schlechten, wie jetzt von der Ernte sprechen; die ganze Kultur würde dann in hohem Maße von der Trockenheit oder Feuchtigkeit eines Jahres abhängen.

Wichtig können auch geographische Verschiebungen in der wirtschaftlichen Kultur werden. Während die Dampfkraft diese von dem Standorte frei machte und die Möglichkeit gegeben hat, sich nach dem Vorhandensein der Rohstoffe, sowie des Handels und Verkehrs bei der Niederlassung der Industrie zu richten, wird durch die neue Wasserkraftkultur die Industrie wieder an den Standort der Kraftquelle gebunden. Das würde nicht bloß für die Industrie, sondern auch für die Landwirtschaft von Bedeutung sein. Der Vorteil der hydroelektrischen Kraft für die Landwirtschaft gegenüber der im landwirtschaftlichen Maschinenwesen bis jetzt vorzugsweise angewendeten Dampfkraft besteht hauptsächlich in der Billigkeit, die bei gleichmäßiger Verwendung für verschiedene Zwecke, Verkehr, Beleuchtung und Arbeitsmaschinen, noch gesteigert wird. Die Dampfkraft dagegen ist für die mittleren und kleineren Betriebe unserer Landwirtschaft sehr teuer, erfordert beständige Zuführung von Wasser und Kohle, und das große Gewicht einer Lokomobile ist ebenfalls nicht von Vorteil.

Die Industrie hat fast ohne Ausnahme ein so naheliegendes Interesse an der Betriebskraft, daß darauf nicht näher eingegangen zu werden braucht. Die für die billige Wasserkraft speziell in Betracht kommenden Industrien, die sozusagen durch die hydroelektrische Kraft erst geschaffen werden, sind besonders chemischer und metallurgischer Art.[8]) Auch die Möglichkeit der Dezentralisation der Industrie vermittels elektrischer Wasserkraftleitung ist von Wichtigkeit.[9]) Es kommt aber noch ein anderer sozialpolitischer Gesichtspunkt in Betracht. Aus der Tatsache, daß die zur Notwendigkeit gewordene Verwendung technischer Betriebskräfte in großem Maßstabe die Ueberlegenheit des Kapitals, den sogenannten „Kapitalismus“, und den Gegensatz von Reichtum und Armut fördern mußte, läßt sich der Schluß ziehen, daß diejenigen technischen Betriebskräfte

[4]) Näheres über die Kosten und Wertberechnung der Wasserkraft siehe N.-Oek. d. techn. Betriebskr. S. 36 ff.

[5]) Näheres und Gründe siehe N.-Oek. d. techn. Betriebskr. S. 81 ff., S. 141 ff. und **Schanz**: „Die Mainschiffahrt im 19. Jahrhundert.“ Bamberg 1894.

[6]) Siehe N.-Oek. der techn. Betriebskr. S. 98 ff., bez. Bayern S. 189 ff.

[7]) Ebenda S. 105, 106 und 147.

[8]) Näheres N.-Oek. d. techn. Betriebskr. S. 159 ff.

[9]) Näheres ebenda S. 201 ff. und **Jules Méline**: „Die Rückkehr zur Scholle“, Berlin 1906.

sozialpolitisch die größte Beachtung des Staates verdienen, bei denen die Anlage- und die Betriebskosten möglichst geringe sind und bei denen der Staat entweder selbst noch in großem Umfange ein Eigentumsrecht hat oder doch auf Verwaltung und Betrieb sich Einfluß vorbehalten kann.

Es sind also nicht bloß für die Privatinitiative, sondern auch für die Staatsverwaltung und sonstigen Verwaltungsorgane wichtige Gesichtspunkte gegeben, um sich mit der gegenwärtig so aktuellen, zunächst allerdings technisch-ökonomischen Frage der Ausnützung der Wasserkraft zu befassen. Handelt es sich doch auch um die Konkurrenzfähigkeit der wirtschaftlichen Produktion!

Ich sagte in dem mehrfach zitierten Buche nach Erwähnung der Zollpolitik und des Verkehrswesens: „Als ein mindestens ebenso wichtiges, die Gegenwart betreffendes Problem erscheint die Aufgabe des Staates und aller anderen an der Wirtschaftspolitik beteiligten Organe, daß die bei der Erzeugung und Verwertung von Gütern verwendeten technischen Betriebskräfte eines Landes auf einer möglichst hohen Stufe stehen." Es dürfte deshalb auch von Interesse sein, die wichtigsten Tatsachen zur Kennzeichnung des gegenwärtigen Standes der elektrischen Wasserkraftkultur und deren Höhepunkte mitzuteilen und im Anschluß daran auch die einheimischen, insbesondere bayerischen Bestrebungen zu berücksichtigen und kritisch zu würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ellen Keys Angriff auf unsere Erziehungsmethoden.

(Schluß.)

Phantasie und Gemüt sind es, die bei der gegenwärtigen Erziehung Not leiden und verkümmern. Und doch brauchen sie gar nicht besonders viel. Eine Heimat, die ganz bescheiden sein kann, etwas Ruhe und Ungestörtsein. Wer nie erfahren hat, was es heißt, in irgend einer Bodenkammer einen Schrank mit alten Büchern zu wissen, Nachmittage da oben zu sitzen und alte Schätze auszugraben, der versteht das freilich nicht. Unser Leben in Mietshäusern kennt keine solchen weltvergessenen Winkel mehr, und das häufige Wandern nimmt den Eltern die Empfindung dafür, wie viel den Kindern durch die moderne Heimatlosigkeit verloren geht. Der Zug in die Städte ist bei den Beamten ebenso stark wie bei dem Fabrikarbeiter. Es ist ihnen nicht übel zu nehmen, wenn sie ihre Kinder zur Ausbildung nicht aus dem Hause geben, sondern lieber selbst da wohnen wollen, wo die Gelegenheit dazu vorhanden ist. In vielen Fällen würde aber die kleinere Stadt, die noch eine Art Landleben ermöglicht, genügen. Zum mindesten könnten alle Eltern, die einen Sommeraufenthalt sich gestatten, um ihrer Kinder willen jedesmal denselben ruhigen Ort aufsuchen, damit diese dort wenigstens heimisch werden und ein Fleckchen Erde mit ihrer ganzen Liebe umfassen können. Es ist nicht gleichgültig für die Entwicklung eines Menschen, ob er irgendwo mit seinem Gemüt fest verankert liegt, ob es einen Ort für ihn gibt, wo er mit jedem Baum und Strauch vertraut ist, wo er beim Frühlingswehen sein kleines Herz erschauern fühlte und dann jubilieren mußte, wie die Lerche hoch oben, wo das fallende Laub und die Nebel des Herbstes eine leise Trauer in ihm wachriefen und zugleich die erste Ahnung von der Vergänglichkeit dieses Lebens. — Wie es später den Kindern ergehen wird, dafür können die Eltern tatsächlich recht wenig tun, so sehr sie mit Geld und Gut für sie sorgen. Der Kampf und die Ruhelosigkeit der Zeit werden sie einmal ergreifen. Aber die Schönheit und der Frieden einer Heimat wird ihnen im Herzen bleiben; alles Große und Gute ist ihnen innig damit verwachsen, und alle Kraft zu edlem Tun wird ihnen aus dieser Quelle strömen.

Die oft gehörte Behauptung, daß die Klassiker, namentlich Schiller, den Kindern in der Schule verekelt werden, stammt nicht von Ellen Key, stimmt aber mit meinen eigenen Beobachtungen überein. Und wenn sie vorschlägt, die gebräuchlichen Kinderbücher bis auf die wenigen wirklich guten abzuschaffen, an ihre Stelle die großen Dichter alter und neuerer Zeit treten zu lassen, so will sie dies auch nur für die eigene Lektüre der Kinder. Sie werden die Meister in gewisser Art verstehen; denn diese haben jedem Lebensalter etwas zu sagen; was sie nicht begreifen, schadet ihnen nicht. Und später werden sie gern mit den alten Freunden wieder umgehen, die ihnen nun erst ganz die eigene besondere Welt erschließen, die sie in ihrer Kindheit nur ahnen konnten. Für die Kinder ist nur das Beste gut genug, und was für sie paßt, ist durchaus individuell. Unter diesem Besten muß man ihnen selbst die Wahl lassen.

Was unserer gegenwärtigen Erziehung in der Regel fehlt, die Gemütsbildung und die selbständige Entwicklung, bietet die Schule ebenso wenig wie das Haus, manchmal noch weniger. Solange alle Kinder genau im gleichen Alter Lesen lernen, ganz dieselben Stoffe jahraus jahrein zu hören bekommen, ist unser Reden von Berücksichtigung der Individualität der reine Hohn. Ellen Key denkt, ihre Schule der Zukunft werde in einigen hundert Jahren Wirklichkeit sein. Daß es dann keine Standesschulen mehr, ebenso wenig eine Trennung der Geschlechter geben wird, ist ihr selbstverständlich. Ein Teil des Unterrichts ist obligatorisch; er bietet, was allen zu wissen nottut; die anderen Fächer werden nach Wahl genommen, d. h. vielleicht eines von zwei oder dreien. An Fremdsprachen wird stets nur eine eine Zeit lang mit aller Energie getrieben, bis eine gewisse Fertigkeit erreicht ist.

Wird eine andere angefangen, so müssen die in der ersten erworbenen Kenntnisse durch Lektüre erhalten bleiben. An einem Vormittag vier oder gar fünf Fächer hintereinander zu treiben, hält Ellen Key für unsinnig und schädlich, und ich glaube, wir müssen zugeben, daß es zum mindesten ganz unnatürlich ist. Aber man muß ihren Schulplan selbst lesen. Auf seine einzelnen fruchtbaren Gedanken kann heute nicht weiter eingegangen werden. Es scheint mir auch deshalb weniger nötig, weil manches von ihr Vorgeschlagene in den Landerziehungsheimen Englands und Deutschlands schon versucht wird. Wir kommen im Schulwesen immer mehr in eine Zeit wohl überlegter pädagogischer Experimente hinein. Diese bringen wenigstens da und dort einen frischeren Luftzug, wenn wir auch im großen und ganzen unendlich weit von jener Schule der Zukunft entfernt sind. In einem Aufsatz des Geh. Regierungsrats Dr. Mathias „Bewegungsfreiheit in den oberen Klassen der höheren Schulen" — er ist vortragender Rat im preußischen Kultusministerium —, findet sich einiges, was als Anfang zu einer freieren Organisation der höheren Schulen betrachtet werden kann. Dr. Mathias berichtet u. a.:

„Wenn Schüler sich in frischer und freier Vereinstätigkeit zur Pflege turnerischer Uebungen und zur Pflege des Ruderns zusammentun, wenn sie Wandervereine bilden, um Heimatkunde zu pflegen, wenn sie in anderer Art selbständig sich betätigen und zum Beispiel — wie in Düsseldorf der Schadow-Verein an der Oberrealschule — der Pflege des Zeichnens, Skizzierens und Malens sich widmen, in Ausflügen in die umgebende Natur oder ins Kunstgewerbemuseum, und dabei unter sich Preiszeichnen veranstalten, so sind solche Betätigungen Anzeichen, daß der Bewegungsfreiheit und Selbsttätigkeit heute ein größerer Spielraum gegönnt wird als in früheren Tagen. . . Wenn man in Hannover am Lyzeum I und am Leibniz-Gymnasium das Griechische mit dem Homerschen Dialekt beginnt und nach verhältnismäßig kurzer Zeit frisch und froh in das neunte Buch der Odyssee hineinsteuert, wenn man an anderen Schulen die Schranken, welche die griechische Lektüre immer mehr einengten, durchbricht und Wilamowitz' Lesebuch in angestrengter Arbeit zu bewältigen sucht, so zeigt sich hier eine Bewegungsfreiheit, die Anregung zu neuer Arbeit und zur Freude an neuen Stoffen reichlich spendet. Auch auf anderen Unterrichtsgebieten haben wir diese Freiheit. Um Raum zu gewinnen für philosophische

Propädeutik in der Prima, ohne die Wochenstunden zu vermehren, hatte Direktor Cauer am Realgymnasium zu Düsseldorf sich so eingerichtet, daß er in einer Woche beim Latein, in der zweiten beim Deutschen, in der dritten bei den exakten Wissenschaften eine Anleihe machte. Am Elbinger Gymnasium will man tüchtige Schüler von diesen oder jenen regelmäßigen Arbeiten befreien oder ihnen ganze Studientage gewähren, um für eine größere Arbeit und Lieblingsstudien ihnen Zeit zu schaffen; auch von Stunden, in welchen diejenigen, die noch elementarer Förderung und Wiederholung bedürfen, die Tüchtigeren langweilen und behindern, will man diese entlasten, um ihnen die Freude an ihrer Strebsamkeit nicht zu verderben. In Strasburg in Westpreußen stellt man dem Primaner die Wahl, ob er mehr mathematische oder mehr sprachliche Studien treiben will. Diejenigen, welche sich für die Mathematik entscheiden, haben lehrplanmäßig vier Stunden Mathematik und werden in diesen Stunden und durch private Tätigkeit über die Ziele des Gymnasiums hinaus gefördert. Dafür sind sie von den lehrplanmäßigen zwei Wochenstunden, die den lateinischen, grammatisch-stilistischen Uebungen gewidmet sind, befreit und liefern in der Reifeprüfung statt des lateinischen Extemporales eine Uebersetzung aus dem Lateinischen. Die übrigen haben, getrennt von dieser mathematischen Selekta, nur zwei Stunden Mathematik wöchentlich. Dafür werden von ihnen höhere Leistungen, auch privater Natur, in den sprachlichen Fächern erwartet. Will jemand eine größere deutsche Arbeit über einen Lieblingsschriftsteller machen, so können ihm häusliche Arbeiten dafür erlassen werden. Auch auf dem Gebiete der neueren Sprachen ist Bewegungsfreiheit frisch im Gange. An mehr als 25 höheren Lehranstalten wirken durch Austausch mit deutschen Lehramtskandidaten gewonnene französische Lehramtsassistenten in den oberen Klassen im Dienste französischer Konversation. Die Anfänge (seit dem 1. Oktober 1905 besteht diese Einrichtung) sind erfolgverheißend; schon jetzt kommt frisches Blut auch von dieser Seite in unsere Schulen."

Am Schlusse seines Aufsatzes versichert Dr. Matthias, er werde sich durch die Gegner solcher Neuerungen nicht beirren lassen und auf dem eingeschlagenen Wege weiter vorangehen. Ich habe diese Tatsachen nur angeführt, um zu zeigen, wie manches aus Ellen Keys Vorschlägen uns recht nahe liegt. Daß die ersten praktischen Versuche an Oberklassen gemacht werden, ist gewiß gut. Unter Leitung verständnisvoller Lehrer — andere unternehmen sie natürlich nicht — bewähren sie sich sicherlich und breiten sich dann weiter aus.

Im Geiste unserer Zeit liegt es freilich, immer noch das Hauptgewicht auf die Verstandesbildung und ein möglichst großes Wissen zu legen. Ellen Key möchte im Gegensatz hierzu eine im eigentlichen Sinne des Wortes individuelle Bildung schaffen, die Selbstbetätigung des Schülers im höchsten Grade entwickeln, so daß er genau so gebildet würde, als es seinem eigenen Wesen entspricht, alles Fremde und Künstliche ihm fernbliebe. Eine solche Bildungsweise kann nur in größter Freiheit gedeihen. Es mag auch richtig sein, daß der unregelmäßige Bildungsgang mancher hervorragender Menschen, z. B. Goethes, nichts Zufälliges ist, sondern solche Lernweise das beste Mittel, die Eigenart zu entwickeln. Doch lassen sich nicht ohne weiteres Schlüsse und Regeln für alle daraus ableiten. Vielleicht geht Ellen Key in dieser Hinsicht zu weit. Wer weiß, ob so viel Originalität in den Kindern steckt wie sie annimmt. Sie kann aber auch recht haben. Es kann über diesen Punkt niemand ein fertiges, sondern höchstens ein Wahrscheinlichkeitsurteil haben. Denn von jeher sind die Kinder vergewaltigt oder verwahrlost worden. Nicht mehr als ein Jahrhundert humanen Schulunterrichts liegt hinter uns. Unsere psychologische Erkenntnis ist noch beschränkt. Wir stehen so am Anfang aller Erziehungskunst, daß wir späteren Geschlechtern die Probe überlassen müssen, wieviel erreicht werden kann.

Trotzdem, vielleicht gerade deshalb, lassen sich Ellen Keys Gedanken nicht einfach als Utopie beiseite setzen. Daß wir nichts Vollkommenes schaffen, hält uns doch auch nicht davon ab, nach dem Höchsten und Besten zu streben. Wer es wagt, das ferne Ziel ins Auge zu fassen, wird ihm jedenfalls näher kommen, als der andere, der nicht über den engen Kreis des Altgewohnten hinausschaut. Ob wir daran glauben, daß ein gleiches Recht für alle hergestellt werden könne oder nicht: jedenfalls geht uns die offenbare Ungerechtigkeit, wo sie erscheint, zu Herzen, und wir treten ihr entgegen. So wird auch das Erziehungsideal immer wieder ausgeprägt und hauptsächlich von der Seite gezeigt werden, die in der Gegenwart vernachlässigt ist.

Zu solchen Eltern allerdings, die einfach von sich aus verfügen, was aus ihren Kindern werden soll, redet Ellen Key nicht. Sie würden so ziemlich jedes ihrer Worte als verrückt bezeichnen. Aber es gibt viele, die von ihr lernen wollen, und wir dürfen uns wohl dessen freuen, daß gerade in Deutschland das Jahrhundert des Kindes gern gelesen wird.

Daß ich den darin enthaltenen Angriff auf die landläufigen Erziehungsbegriffe und Methoden im allgemeinen für berechtigt halte, geht aus dem Bisherigen hervor. Vielleicht sind die Schatten des Bildes manchmal zu dunkel geworden. Es ist mehr Ausgleich im Leben als wir sehen können. Oft findet ein Kind, das bei seinen Eltern keine hat, wenigstens eine Heimat in der Schule, wo es gerecht und liebevoll behandelt wird. Ein gewisser Ersatz ist besser als gar keiner. So ließe sich im einzelnen da und dort ein kleiner oder auch ein größerer Einwand finden. Aber es konnte Ellen Key nicht darauf ankommen, das Gute herauszusuchen, das auch in den gegenwärtigen Zuständen vorhanden ist, oder besser in den Menschen trotz der Zustände. Sie hat aber selbst weit höhere Meinung von diesem Guten als ihre Gegner. Warum zeigt sie uns denn eine Erziehung, die unter anderen Voraussetzungen als die bisherige einsetzt, wenn sie nicht glaubte, daß wir diese Voraussetzungen verstehen und annehmen können? Sie traut uns unendlich viel mehr zu als die mit dem Gegenwärtigen Zufriedenen; denn diese wissen ja gar nicht, um welch großen Einsatz es sich handelt. Und jene andern, die zwar das Vorhandene schlecht genug finden, aber auf nichts Besseres hoffen, mögen recht stolz auf ihre Weisheit sein; aber mit Ellen Key dürfen sie sich nicht messen.

Die Einsicht in die Mängel der Gegenwart kann zu verschiedenen Maßregeln führen. Heute ist es das Gewöhnliche, da einzusetzen, wo es am schlimmsten aussieht, und zunächst hier zu helfen. So anerkennenswert diese Arbeit ist, so sollte sie doch nicht allein unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Auch der kleinste Stein ist nötig an einem großen Bau; aber er muß dem Plane gemäß sich einfügen. Uns fehlen meist die großen Pläne; dafür sind unsere Arbeiten recht vielseitig. Ob aber etwas Ganzes daraus wird, ist noch sehr die Frage. Jedenfalls ist es gut, daß unser Blick immer wieder auf das Große und Allgemeine gerichtet wird. Und wer seiner Natur nach gerade dieses sieht und zu zeigen versteht, mehr als das Einzelne, der wird seiner Zeit und der Nachwelt damit den besten Dienst leisten. Es ist die Zukunft der Menschheit, die in den Kindern lebt, die in ihnen gefördert oder geschädigt wird. Ein Gedanke, der an sich nicht neu ist, aber mit solcher Kraft und fortreißender Ueberzeugung noch kaum verkündigt wurde. Und er wird immer neu gepredigt werden müssen; denn wir haben ihn noch lange nicht begriffen. Ueberall ist der Lehrstand der am schlechtesten bezahlte — dies ist z. B. der Grund, warum in Amerika die Schulen immer mehr den Frauen überlassen werden —, und wenn ein junger Lehrer sich in eine Klasse von 100 oder gar noch mehr Schülern hineingesteckt sieht, so muß er entweder das reine pädagogische Genie sein oder er wird seinen kleinen Rekruten mit der ganzen Schneidigkeit eines Unteroffiziers gegenübertreten. Wieviel da noch auf die Art des einzelnen Kindes eingegangen werden kann, läßt sich leicht nachrechnen. Wir erschrecken wohl von Zeit zu Zeit über die zunehmende Roheit der heranwachsenden Jugend, über die große Zahl der kindlichen Verbrecher. Wir suchen dann, wie das ja überhaupt

unsere Art ist, das Verdorbene nachträglich durch Zwangserziehung oder gar Strafen zu reparieren, da wir nicht die Kraft und nicht den Mut haben, dem Uebel an die Wurzel zu gehen.

Man schelte aber nicht die Regierungen, die, nach einem bekannten Wort, doch so sind, wie wir sie verdienen. Die „Schule der Zukunft“, die allen gerecht wird, kann erst nach einer rechtlichen und sozialen Umgestaltung erstehen. Wenn wir unser Heil nicht mehr von Kanonen und Panzerschiffen erwarten, dann wird es Geld genug für die Jugend geben. Wir können zwar im ganzen wenig tun, die Zeit der Reife zu beschleunigen. Aber große Umwandlungen bereiten sich lange vor. Achten wir auf diese Vorbereitungen und suchen wir sie zu unterstützen. Allmählich müssen wir doch aus dem gegenwärtigen wunderlichen Gemisch mittelalterlicher und moderner Lebensauffassung heraus kommen. Ellen Key macht energisch den Schnitt zwischen beiden. Und wenn sie gleich in der neuen Welt nicht alles mit derselben Klarheit erfaßt hat — dies wäre auch zu viel verlangt —, so steht sie doch mit beiden Füßen darin. Es gibt nichts Halbes für sie. Wollt ihr alles gewinnen, so müßt ihr auch alles einsetzen, ruft sie uns zu. Und es gelingt ihr zu erwärmen, zu begeistern.

Mit bloßer Begeisterung ist es nun freilich nicht getan, wo es sich um lebenslange Arbeit handelt. Wer aber im tiefsten Innern von dem vorgezeichneten Ideal ergriffen ist, der wird ihm nachstreben müssen. Er wird sich von Anfang an klar darüber sein, daß er sich in schroffen Gegensatz zu den Vorurteilen seiner Zeit, vielleicht auch seines Standes stellt. Wer für seine Kinder ein kleines Glück sucht, und das, was Nietzsche „erbärmliches Behagen“ nennt, hält sich schon von selbst an die gebahnten vielbegangenen Wege. Es kann hier nicht mehr debattiert, nicht nach Verstandesgründen entschieden werden, sondern die gesamte Weltanschauung ist das Ausschlaggebende, ob wir in der Gegenwart für die Zukunft zu leben verstehen, ob wir auf dem, was gestern war und heute ist, weiterbauen wollen für morgen. Wenn das Erste und Wichtigste ist, seine Kinder zu freien, starken Menschen zu erziehen, der wird es wagen, und sich von Ellen Key gerne helfen lassen. Leicht ist es nicht; er kann schon einige Hilfe brauchen. Das junge Geschlecht für die kommende Zeit zu erziehen, erfordert solch ein entschiedenes Abweisen der eigenen Wünsche und Pläne, das nur der völlig begreift, der sich in die Sache hineingewagt hat. Je reiner aber das Streben der Eltern ist, je mehr sie es verstehen, ihre Kinder das werden zu lassen, wozu sie veranlagt sind, umso besser werden sie mit diesen geistig weiterleben. Es wird sich allmählich eine gute Kameradschaft zwischen ihnen ausbilden, ein wirkliches gegenseitiges Verstehen. Es ist dies etwas, das die meisten Eltern entbehren müssen, weil sie versäumten, den Grund dazu zu legen oder es im Keim mit ihren verkehrten Autoritätsbegriffen zerstörten. Die Ehrfurcht vor den Eltern gehört zu den Dingen, die nicht befohlen werden können. Wo sie verdient ist, stellt sie von selbst sich ein; wird sie verlangt, so ist mehr oder weniger Heuchelei darin.

Damit ist aber keineswegs gemeint, daß die Eltern etwa in ihren Lebensgewohnheiten sich den Kindern anpassen sollten. Bei bescheidenen Verhältnissen ist es unsinnig, die Kinder im unklaren darüber zu lassen und sie gar, wie es heute so oft der Fall ist, zu Ansprüchen zu erziehen, die sie später schwer befriedigen können. Es ist für die Charakterbildung weit besser, das Kind lernt sich fügen, ist seinen Verhältnissen entsprechend gekleidet, hat auch manchmal auf ein Vergnügen zu verzichten, das andere haben. Wer die Menschen genauer zu beobachten versteht, weiß, daß in den meisten Fällen die innere Freiheit eines Menschen zusammenhängt mit Unabhängigkeit von äußeren Verhältnissen, mit einer gewissen Geringschätzung von Geld und Ehre. Es gibt sich übrigens von selbst, daß die Arbeit der Eltern auch auf äußere Schwierigkeiten stößt und das Kind empfindet sie mit. In der Schule, unter Anderserzogenen hat es vielleicht einiges zu leiden, und wie es als erwachsener Mensch mit seiner besonderen Art sich durchsetzen wird, kann niemand voraus wissen. Es gehört der unerschütterliche Glaube an die Fortentwicklung der Menschheit dazu, um Streiter für diese bessere Zukunft zu erziehen, die Ueberzeugung, daß solcher Glaube ein Reichtum sei, der von Generation zu Generation weitergegeben werden müsse — ein Lebenswert, unendlich höher als die äußerlich und zufällig erworbenen. Es ist wohl Nietzsches Idee vom Uebermenschen, die Ellen Key aufgenommen hat. Sie hat sie aber nach der sozialen Seite hin ergänzt und vertieft, indem der Uebermensch der Führer wird, der Kämpfer für eine Neuordnung der Dinge, die allen zugute kommen soll. Zugleich ist ihr Sozialismus, der übrigens nur in der Schulorganisation hervortritt, völlig frei von Uniformierung, so sehr er die Gleichberechtigung betont.

So mag es wohl als ein Verdienst der schwedischen Schriftstellerin betrachtet werden, daß sie in ihrem Zukunftsbilde zeigt, wie die individualistische und die sozialistische Richtung unserer Zeit sich bei der Erziehung gegenseitig zu ergänzen haben und daß durch ihre Versöhnung erst die eine wie die andere in der Schule und im Leben zu ihrem vollen Rechte kommen kann.

Noch eine andere, bis jetzt wenig beachtete Wahrheit bringt Ellen Key uns nahe. Jede Methode wird Schablone, wenn sie nicht mit vollkommener Freiheit gehandhabt wird. Der Erzieher darf sie nicht anders gebrauchen, als der bildende Künstler sein Werkzeug, bei jeder neuen Arbeit wieder anders. Sie muß in seiner Hand lebendig werden, neugeschaffen, vollkommen von seiner Art, wie die alten Maler ihre Farben selbst bereiteten. Erziehung ist Kunst. Die handwerksmäßigen Hilfsmittel and Griffe lassen sich wohl erlernen. Aber ein Stümper wird jeder bleiben, der keinen eigenen Wert einzusetzen hat. Das Allerpersönlichste, die sittlichen Qualitäten, geben hier den Ausschlag. Denn nicht immer darf der Erzieher das Seine geben; oft genug muß er zurücktreten und geduldig warten. Er muß viel mehr durch das wirken, was er ist, als durch das, was er mitzuteilen hat.

Damit ist allerdings das Höchste verlangt; aber es ist nicht unerreichbar. Wir haben wohl alle einen Lehrer oder eine Mutter gekannt, die in solcher Weise zu erziehen verstanden. Es hat immer, auch auf diesem Gebiet, geborene Künstler gegeben. Je wichtiger uns die ganze Sache wird, je mehr wir die psychologische Entwicklung des jungen Menschen verstehen lernen, um so leichter werden sich die Persönlichkeiten herausbilden, die der Erziehungsaufgabe gewachsen sind.

Auch von der Schule aus werden wir in dieser Richtung vorankommen. Wird jede freiheitliche Bewegung von den Besten des Volkes unterstützt, so kann sie bald weitere Kreise ziehen. Dann muß es uns gelingen, die Herrschaft des Stoffes abzuschütteln, den der Gelehrtenfleiß der vergangenen Jahrhunderte gesammelt hat und die so schwer auf der Jugend lastet. Daß Wissen Macht und daß Wissen Freiheit sei, sind sehr schöne Worte; aber sie werden erst Wirklichkeit, wenn sich jeder von den Schätzen holen darf, was er braucht. Dann ist Bildung nicht mehr ein weites Gewand, aus bunten Stücken zusammengesetzt, das jeder sich umhängen kann, sondern ein Kleid, das der Einzelne sich selbst gearbeitet hat, das in Schnitt und Farbe genau für ihn und keinen andern paßt.

Bei der Berufsbildung kann wohl nie auf ein für alle Genossen gleiches Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten verzichtet werden. Wir können nicht zurückgehen auf den Gebrauch der alten Athener, die ganz auf die persönlichen Eigenschaften eines Mannes achteten, der für ein Amt gewählt werden sollte. Dazu sind unsere Verhältnisse viel zu kompliziert geworden. Aber wir sehen allmählich ein, daß es doch nur die Charaktereigenschaften sind, die im Beruf Wissen und Fertigkeit in wirkliche praktische Werte umsetzen. Unsere bisherige Einseitigkeit kann nicht anders ausgeglichen werden, als wenn bei der Vorbereitung eine viel sorgfältigere Auslese stattfindet, und wenn das wegfällt, was bisher meist den Ausschlag

gibt, wenn die materiellen Rücksichten und die Standesvorurteile bei der Berufswahl zurücktreten.

Es ist wohl noch lange hin, bis allgemein nach solchen Grundsätzen verfahren wird. Aber niemand kann den Eltern wehren, sie heute schon anzuwenden. — Es hat von jeher Frauen gegeben, die außerordentlich anregend wirkten, ohne selbst an die Oeffentlichkeit zu treten. An diese mag Ellen Key denken, wenn sie hofft, daß die Mütter mit der geistigen Selbständigkeit, die ihnen heute erreichbar ist, jene selbstlose Zurückhaltung und Geduld verbinden, deren ein heranwachsender Mensch bedarf. Vielleicht rechnet sie auch auf die bekannte weibliche Neigung zum Radikalismus. Hat eine Mutter erkannt, was das Beste für ihre Kinder ist, so wird sie auch alles daran setzen, es für sie zu gewinnen.

Damit sind wir zum Anfang unserer Besprechung zurückgekehrt. Seit Pestalozzi hat keiner so eindringlich und überzeugend von der großen und heiligen Aufgabe der Mutter geredet wie Ellen Key. Sie möchte deren Sinn ganz erschließen für das Höchste und Beste, das sie den eigenen Kindern bieten kann und ihnen die Not der fremden Kinder vor Augen führen, damit sie mitarbeiten an der Umbildung unserer sozialen Verhältnisse. Dies ist das unmittelbar praktische Ziel, das Ellen Key mit ihrem Angriff auf das Gegenwärtige und mit ihrem Zukunftsbild erreichen will. Dieses Ziel ist ihr das allerwichtigste. Und wir sollten seinen Wert und seine Berechtigung anerkennen, auch wenn es nur von Wenigen ganz verstanden, nur von Einzelnen erreicht wird. Daher möchte ich zum Schluß ihren Mahnruf an die Frauen noch einmal kurz zusammenfassen:

Ihr hattet zu allen Zeiten den stärksten Einfluß auf die Jugend. Aber frühere Jahrhunderte hielten euch in Unwissenheit und Abhängigkeit gebannt, so daß dieser Einfluß nicht rein und nicht vollständig zur Geltung kommen konnte. Die neue Zeit bringt euch Wissen und wird euch allmählich auch die volle Freiheit bringen. Wenn nun euer Dasein an Licht gewinnt, sorget dafür, daß es nicht an Wärme verliere! Gedenkt eurer alten Macht und eurer neuen Verantwortung! Beide stellt in den Dienst eurer Liebe zum Kinde, damit sie hellsehend und weitblickend werde, ein freies und edles Geschlecht heranzubilden! Wie Ellen Key ihre Schule „nur einen Zukunftstraum“ nennt, fügt sie hinzu: „Aber Träume sind nun einmal die eigentlichen Wirklichkeiten in unserem wunderbaren Dasein!“

Möchte ihr siegesfrohes Wort sich erfüllen!

Mathilde Planck.

Bücher und Zeitschriften.

Die Rose von Jericho. Eine Idylle. Von Konrad Berthold. Jena 1906, Verlag von Hermann Costenoble.

Hat Konrad Berthold in seiner vor Jahresfrist erschienenen Novelle „Die Bilder des Meister Eltz“ das Problem der freien Liebe bei edlen, hochbegabten und schönheitsuchenden Menschen behandelt, so befaßt er sich hier mit dem Problem der gebundenen Liebe. Die gebundene Liebe ist hier die der Rose Görtz, die als Mädchen Rose von Jericho hieß, und ihres Gatten Herbert Görtz. Was ihnen beiden Anfechtung bringt, ist eben jene Gräfin Berka, die die Hauptperson in den Bildern des Meister Eltz war und jedenfalls den Ruhm einer ganz außerordentlichen Frau — an Geist wie an Schönheit und Grazie — für sich in Anspruch nehmen durfte. Da taucht mir aber zunächst eine Nebenfrage auf, die vielleicht sophistisch erscheint, aber doch nicht ohne Berechtigung ist. Wann in dem Leben der Ellen Berka spielt diese Episode mit Herbert Görtz und der Rose? Man erinnere sich, daß Gräfin Berka nach ihrer unglücklichen Ehe mit dem Grafen mit dem Maler Eltz lebt und mit ihm ihren Sohn Tristan hat. Als Tristan sieben Jahre alt war, lernt sie den Doktor Hans Herzog kennen. Sieben Jahre alt ist Tristan auch in dieser Novelle, also spielt sie, kurz bevor Ellen den Doktor Herzog kennen lernt. Das ist für die Beurteilung des Charakters der Ellen Berka von Wichtigkeit. — In den „Bildern des Meister Eltz“ hat Berthold mit beachtenswerter Kunst sich an die Lösung des Problems gewagt, wie außerordentliche Menschen auch in ihrer sittlichen Führung von dem engen Pfade der bürgerlichen Tugend abgehen dürfen, hier in der neuen Novelle zeigt er die Grenzen dieser Freiheit. Und wenn auch für die Bewertung der Ellen Berka die Abweichung des Herbert Görtz hier so gut wie gar nichts ausmacht, da sie ihn nicht liebt, so beweist die neue Novelle doch für die, die schon die erste mit eindringenderem Verständnis anschauten, daß es innere Werte sind — hier wie dort — die dort Ellen Eltz bis zu der dritten „Liebe“ gelangen lassen, die auch sie dann aufgibt und die ebenso hier die Ehe der Rose mit Herbert unbedingt zusammenhalten müssen. Ganz abgesehen von der persönlichen Stellungnahme zu den geäußerten Anschauungen, ist die Behandlung dieser Probleme für einen Dichter, wie es Konrad Berthold unstreitig ist, höchst anziehend und dankbar. Und gerade in der feinsinnigen Art, wie es Berthold getan, ließ sich das Problem mit sicherem Erfolge behandeln. Wie er nun hier in der „Rose von Jericho“ die Rose als ein neues Ideal der Gräfin Ellen gegenüberstellt — ein Ideal, das sich in Aeußerlichkeiten wohl noch der reifen Grazie und ästhetischen Vollendung der Gräfin modeln kann, ja mit Erfolg modelt, um ein neuer Typus einer reizenden Frauengestalt zu werden —, das ist hier wundervoll und mit dichterischer Zartheit dargestellt. Neben dem bildnerischen und ideellen Reichtum hat die neue Novelle namentlich viele psychologische Feinheiten. Die Entfremdung der beiden Ehegatten und ihr ganz allmähliches, halb widerwilliges und doch im Innersten sich unabänderlich vollziehendes Wieder-Nähern, die Wandlung der eigenen Seele zu reinerer Vollendung, das ist in all den schweren Bekümmernissen, die sie beide drücken, mit der klaren Intuition eines Dichters und reifer Gestaltungskraft vor Augen gestellt. Dazu hat das Ganze Stil, zwar hier und da mit einigen Deplacements, aber im ganzen von Originalität und voll interessanter Einzelbilder. Musik und Malerei geben in der Vollendung der Charakteristik das Ihre, das heißt eben: wir haben Menschen von heute vor uns, die wohl wissen, daß zu der Charakterisierung ihrer Seele nicht allein mehr gehört, wie sie über Gott und die sie umgebende leblose Natur und die Sonne und die Vöglein im Walde denken, sondern auch, wie sie zu den Fragen der Kunst, der Musik, der Kleidung, der Wirtschaft und des Spiels stehen. Das alles gibt der Erzählungskunst Bertholds einen Reichtum und eine Reife, die seine Arbeiten sympathisch machen und ihnen mehr Inhalt geben, als es der knappe Umfang zu versprechen scheint.

dr.

* **Zeitschriften-Literatur.** Das eben erschienene Maiheft der Neuen Rundschau (Berlin, S. Fischer, Verlag) bringt über die Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst, die augenblicklich in den Räumen der Nationalgalerie von Berlin einem sehr starken Interesse begegnet, einen ausführlichen Aufsatz aus der Feder des Direktors dieses Museums, Prof. Hugo v. Tschudi. Im selben Heft finden wir die neueste Erzählung des alten Leo Tolstoi „Göttliches und Menschliches“, in der frühere und jetzige Typen russischer Revolutionäre in Form einer spannenden Novelle vorgeführt werden. Diese Arbeit erscheint gleichzeitig im Mai in allen großen Welt-Revuen. Außerdem veröffentlicht Rudolf Kaßner einen empfindungsvollen Essai über den immer noch wenig gekonnten nordischen Philosophen Kierkegaard, einen der größten Geister unserer Zeit. Felix Salten steuert eine neueste Novelle „Herr Wenzel auf Rehberg“ bei, die in bunter und feinsinniger Schilderung eine Episode Kleistschen Charakters aus der Zeit Karls V. behandelt. Einige Sonette von R. A. Schröder und verschiedene kleinere Essays schließen das inhaltsreiche Heft.

*

Voranzeigen neuer Verlagswerke.

* Das bekannte Repetitorium der Botanik von Prof. Dr. Adolf Hansen (Verlag von Alfred Töpelmann, vormals J. Rickers Verlag in Gießen) erscheint in Kürze in der siebenten Auflage, die wesentlich umgearbeitet und erweitert ist.

* Von dem vom Verlag von Ernst Heinrich Moritz in Stuttgart herausgegebenen Werkchen Körper- und Geistespflege im schulpflichtigen Alter von Privatdozent Dr. Trumpp kommt demnächst die zweite Auflage in den Buchhandel.

Allgemeine Rundschau.

Autographen von Dürer.

‡ Wertvolle Autographen von Albrecht Dürer kommen aus dem Nachlaß des allbekannten eifrigen Sammlers Heinrich Lempertz am 8. Mai und folgende Tage durch J. M. Heberle in Köln zur

Auktion. Darunter das Original des am 7. Februar 1506 von Dürer an Willibald Pirkheimer (von Dürer immer hartnäckig als „Pirkamer“ geschrieben) gerichteten Briefes, welcher, nebst den weiteren acht meist höchst jovialen Episteln des großen Malers, zwar längst bekannt (kritisch ediert von Eye in Zahns „Jahrbuch“ 1869, II, 201 ff., und unnötigerweise von Thausing 1872 modernisiert, aber gut kommentiert), eine wichtige Quelle zur Dürer-Biographie bildet. Darunter die merkwürdige, zu einer langen Kontroverse Anlaß bietende Stelle über das exegetisch — übrigens gewiß nicht im Sinne Schopenhauers zu nehmende — vielumstrittene „Ding“, welches ihm (Dürer) „vor eilf jaren so wol' und jetzt gar nimmer gefallen hat, woraus sich der sehr berechtigte Schluß ergab, daß Dürer schon auf seiner ersten immer noch nicht allseitig erforschten Wanderschaft (1490—1494) auch in Venedig geweilt haben müsse, eine These, welche Wilhelm Schmidt bei seiner Doktor-Promotion am 28. Juli 1873 scharfsinnig erörterte. Dürer versichert dem lieben Herrn Pirkheimer, daß er „keinen anderen Freund auf Erden“ habe und ihn „nicht anders halte, als für einen Vater“; er wünscht ihn hierher nach Venedig: „Es sind so vielartiger Gesellen unter den Wälschen, die sich je länger je mehr zu mir gesellen ... vernünftige Gelehrte, gute Pfeifer und Lautenschläger (Dürer muß ein großer Freund der Musik gewesen sein, seine Engel handhaben meist die Laute; so einen himmlischen Saitenspieler zeichnete er nach Bellinis Vorbild aus der Erinnerung in Kaiser Maximilians „Gebetbuch“-Arabesken; auch Dürers nachmaliger Schwäher Hans Frey exzellierte auf diesem Instrument — sein Bildnis in Silberstiftzeichnung bei William Mitchell in London — und das Konterfei des „besten Meister“ in diesem Fach, den einäugigen „Hauptmann Felix“ verewigte er in seinem Skizzenbuch 1520 zu Antwerpen), Kenner in der Malerei und Leute von viel edler Gesinnung und rechter Tugend und sie erweisen mir viel Ehr und Freundschaft. Dorten sind auch die untreuesten verlogenen diebisch Böswicht, davon ich glaub', daß sie auf Erdreich nit leben... Ich habe viel Freund unter den Welschen (Walchen), die mich warnen, daß ich mit den Maleren nit eß und trink... Aber Giambellin (Giovanni Bellini, 1426—1516, „der trotz seines Alters noch der beste unter ihnen ist“ und das herrliche Bild in S. Zaccaria 1505 vollendete) hat mich vor vielen Edelleuten gar sehr belobt. Er wollte gerne etwas von mir haben und ist selber zu mir gekommen und hat mich gebeten, ich solle ihm etwas machen, er wolle es gut bezahlen. Und die Leute sagen mir alle, was er für ein rechtschaffener Mann sei, daß ich ihm eben so gewogen bin.“ Und dann spielt Dürer neckend auf Pirkheimers „Buhlschaften“ an, die er wortwörtlich „durch die Blume“, d. h. durch eine gezeichnete Rose, eine Staubbürste und einen springenden Hund persifliert. „So gegeben zu Venedig am neun Uhr in der Nacht am Samstag nach Lichtmeß im Jahr 1506.“

Dazu kommen noch ein sogenanntes „Rezeptbuch“ von Dürers Hand in 22 Blättern mit allerlei Adnotationen, in einer ähnlichen Sprachmischung von Deutsch und Italienisch, wie solche Scherze der heitere Meister in seinen venezianischen Briefen gerne gebrauchte; ferner ein vier Seiten füllendes Manuskript und ein auf zwei Seiten beschriebenes Querblatt aus Pirkheimers Nachlaß.

Eine weitere Kostbarkeit für Autographen-Sammler bietet der Brief des bei König Heinrich VIII. in England zu hohen Ehren gekommenen Kartographen und Hof-Astronomen Nikolaus Kratzer (geboren zu München 1487, gestorben kurz nach 1550 in England), welchen dieser am 24. Oktober 1524 aus London an Albrecht Dürer mit allerlei persönlichen und wissenschaftlichen Anfragen richtete. Dürer hatte ihn auf seiner niederländischen Reise zu Antwerpen 1520 kennen gelernt und gezeichnet; sein von Hans Holbein 1528 gemaltes Porträt befindet sich in Paris. Nun ist Kratzers Brief und Dürers am 5. Dezember 1524 erteilte Antwort durch Thausing (Dürer 1876, S. 463 ff.) schon bekannt, doch wuchs inzwischen das Interesse an Kratzer sehr bedeutend durch die archivalen Forschungen von Dr. Max Maas (in Beilage 64 und 65 der Allgemeinen Zeitung vom 18. und 19. März 1902, auch als Separat-Abdruck im Verlag dieser Zeitung).

Lempertz sammelte aber auch eine stattliche Anzahl von Bildnissen, Stichen und Blättern, die mit Dürers Gedächtnis irgendwie in Beziehung stehen, dazu in meist auserlesenen Drucken die berühmtesten Stiche und das gesamte Holzschnittwerk Dürers. Gleiches Interesse hegte Lempertz für Hans und Ambrosius Holbein und Raffael Santi. So sind Raffael-Gemälde in zahlreichen alten und neuen Stichen repräsentiert und die Holbeins nebst deren Zeitgenossen in Xylographien und Buchillustrationen. Daran schließt sich eine Reihe von Kupferstichen, Radierungen, Lithographien u. s. w. von alten und neueren Meistern; der illustrierte Katalog umfaßt an vierthalbtausend Nummern.

*

Der 2. Kongreß für experimentelle Psychologie in Würzburg.

IV.

Auf der Grenze zwischen der Mitteilung von Beobachtungen und der Behandlung prinzipieller Fragen stand schließlich der Vortrag von Dr. Schultze (Halle) über Wirkungsaccente. Der Begriff der Ach'schen Bewußtheiten spielte auch hier eine große Rolle; der Versuch auf die Tatsache eines verschiedenen Eindrucks anschaulicher Objekte, unter verschiedenen Bedingungen eine Einteilung der Bewußtseinsinhalte aufzubauen, litt mehr noch als an einer schwierigen Terminologie an der Angreifbarkeit einer solchen Problemstellung.

Je verschiedenartiger die Voraussetzungen sind, unter denen die Beiträge dieser ganzen Gruppe zustande kamen, um so verschiedenartiger ist zum Teil auch ihr Wert. Vom Standpunkt der experimentellen Forschung aus stehen die aus den genannten Instituten gelieferten Arbeiten nicht nur deshalb im Vordergrund, weil sie unter den günstigsten Versuchsbedingungen entstanden, sondern auch darum, weil die einheitliche Leitung der Institute eine Gewähr dafür bietet, daß nach dem Stande unseres Wissens gerade die Behandlung dieser Probleme einen günstigen Fortgang verspricht.

Obgleich die prinzipiellen Erörterungen, die wir als eine dritte Gruppe von Vorträgen bezeichnet haben, nicht an bestimmte Experimente gebunden sind, verrät sich doch in der Auswahl von Problemen, die hier zur Sprache kamen, die Beziehung zu einzelnen Gebieten, in denen gegenwärtig die experimentelle Forschung ihre dankbarsten Aufgaben findet.

Als die Behandlung einer Frage, die von physiologischer wie von psychologischer Seite her gleich wichtig ist, sei der Vortrag von Professor Asher (Bern) „Ueber das Gesetz der spezifischen Sinnesenergien“ vorangestellt. Asher gab einen ausgezeichneten Ueberblick über die Ergebnisse der Nervenphysiologie, durch die er die Gültigkeit des Gesetzes für gesichert hielt; und legte im besonderen dar, daß der Entwicklungsgedanke nicht dem Gesetz der spezifischen Sinnesenergien widerspricht, sofern wir nur die Qualitäten der Empfindungen nicht als letzte Elemente auffassen, sondern hier eine möglicherweise sprungweise sich vollziehende Entwicklung zulassen.

In dem Mittelpunkt der prinzipiellen Erörterungen stand der Vortrag von Geheimrat Stumpf (Berlin) „Ueber Gefühlsempfindungen“. In der neueren Psychologie sind Gefühl und Empfindung getrennt. Es hat sich aber ein Streit entsponnen um die sogenannten sinnlichen Gefühle, das heißt um die Schmerzgefühle, Kitzel, Sexualgefühle und die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, die an sinnliche Eindrücke geknüpft sind.

Hier liegt eine klassifikatorische und zugleich eine deskriptive Aufgabe vor. Wie verhalten sich die aufgezählten sinnlichen Gefühle zu den sinnlichen Empfindungen? Auf diese Frage haben drei Theorien geantwortet. Die erste ist die Eigenschaftstheorie; sie nimmt an, daß das sinnliche Gefühl eine variable Eigenschaft der Empfindung sei. Diese Theorie ist durch die Argumente Külpes widerlegt, daß erstens eine Eigenschaft wie die Empfindung nicht wieder Eigenschaften haben kann, und daß zweitens graduell abgestufte Eigenschaften Null werden, wenn auch nur ein Merkmal null wird: Die sinnliche Empfindung dagegen wird nicht null, wenn das sinnliche Gefühl verschwindet. Die zweite Theorie nimmt eine strukturelle Verknüpfung der Gefühle mit den Empfindungen an; sie statuiert in den Gestaltqualitäten eine besondere Gattung von Bewußtseinsinhalten. Falls die Behauptungen dieser Theorie sich nicht beweisen lassen, dann gilt die dritte von Stumpf selbst vorgeschlagene Theorie, derzufolge die sinnlichen Gefühle eine Klasse von Empfindungen neben den anderen Empfindungen sind. Nun stützt sich die zweite Theorie auf drei Argumente:

1. Verwandtschaft der sinnlichen Gefühle mit den Gemütsbewegungen.
2. Die sinnlichen Gefühle sind etwas subjektives, während Empfindungen objektiviert werden können.
3. Es fehlt ihnen Lokalisation und Ausdehnung.

Der erste Grund ist nicht triftig, weil es sich um eine Verwandtschaft des Teils zum Ganzen handelt und die Komponente nicht dem Ganzen homogen zu sein braucht. Das zweite Argument übersieht, daß die Objektivierung von Empfindungen nicht allgemein für die niederen Sinne gilt. Außerdem darf der Gegensatz von Ich und Außenwelt, solange es sich um die Elemente handelt, keine Rolle spielen. Der dritte Stützpunkt versagt, da weder alle Empfindungen ausgedehnt und lokalisiert sind, noch auch allen sinnlichen Gefühlen die Räumlichkeiten fehlt; so ist zum Beispiel gerade der Schmerz sehr häufig lokalisiert.

Wir bleiben also bei der dritten Theorie und nennen diese Klasse von Empfindungen Gefühlsempfindungen.

Nach diesen Festlegungen wandte sich Stumpf zu der Betrachtung im einzelnen. Hier kam eine Reihe interessanter psychologischer Details zur Sprache; zum Schluß legte er noch den Nutzen der vorgeschlagenen Auffassung unter folgenden fünf Gesichtspunkten dar:

1. Die Analgesien sind ohne weiteres verständlich.

2. Das Auftreten indifferenter Empfindungen hat nicht mehr den Grad von Unwahrscheinlichkeit wie bisher, wo das Gefühl ein Merkmal der Empfindungen war.

3. Die Gefühle stellen sich als Mitempfindungen dar.

4. Die Probleme der generellen Entwicklung erfahren eine wesentliche Förderung, wenn wir die Hypothese von zentralen Mitempfindungen annehmen, die sehr leicht variabel sind.

5. Die reproduzierten Empfindungen gehen schnell in aktuelle Gefühle über.

Neben diesem klassifikatorischen Vortrage standen noch zwei methodische, die unter sich sehr verschieden waren. Die heute gültige Methode der Psychologie wurde von Dr. Kabilecki (Krakau) mit den Argumenten des Empiriokritizismus in einem Vortrage mit dem paradoxen Thema: Das psychologische Experiment ohne Selbstbeobachtung angegriffen, ohne daß doch die Verquickung erkenntnistheoretischer mit experimental-psychologischen Fragestellungen und eine streng intellektualistische Fassung des Problems ihm die Verfechtung seiner Meinungen erleichtert hätten.

O. K.

*

Ein Schreibfehler Mommsens.

In seiner ausgezeichneten Ausgabe der Varien Cassiodors in den Monumenten (Germaniae historica, auctores antiquissimi XII. 1894, p. XXXV) nennt Mommsen Theoderichs des Großen Schwester Amalaswintha. Das ist verschrieben oder verdruckt (aber nicht als Druckfehler angeführt) für Amalafrida: Amalaswintha hieß seine Tochter. Der richtige Stammbaum ist:

Wandalar

Walamer — Widemer — Theodemer ⚭ Erilieva

Childerich

Theodemund — Amalafrida — Theoderich ⚭ Audefleda — Chlodovech

Amalaberga — Amalaswintha ⚭ Eutharich

Amalafrid — Athalarich — Matasvintha.

Felix Dahn.

Kleinere Mitteilungen.

* Die 5. Jahresversammlung der Freien Vereinigung Deutscher Nahrungsmittelchemiker findet am 25. und 26. Mai 1906 in Nürnberg statt. Es sind bis jetzt folgende Vorträge angemeldet:: W. Fresenius (Wiesbaden): Untersuchung und Beurteilung von Fruchtsäften; A. Beythien (Dresden): Untersuchung und Beurteilung von Brauselimonaden; E. Schär (Straßburg i. E.): Anwendung von Saponinen bei brausenden Getränken; derselbe: Firnissierung gerösteter Kaffeebohnen; H. Große-Bohle (Köln): Prüfung und Beurteilung des Reinheitszustandes der Gewässer; H. Beckurts (Braunschweig): Untersuchung and Beurteilung von Kakao und Kakaowaren; H. Matthes (Jena): Beiträge zur Kenntnis des Kakaos; R. O. Neumann (Heidelberg): Die Bewertung des Kakaos als Nahrungs- und Genußmittel nach Stoffwechselversuchen am Menschen; M. Wintgen (Berlin): Ueber den Solaningehalt der Kartoffeln; W. Fresenius (Wiesbaden): Weinbeurteilung und Weingesetz; P. Lehnkering (Duisburg): Phosphorwasserstoffvergiftungen durch elektrolytisches Ferrosilicium.

hc. Todesfall. Der Chemiker, Privatdozent an der Berliner Universität, Professor Dr. Wilhelm Meyerhoffer ist in Meran im Alter von 42 Jahren gestorben.

Hochschulnachrichten.

R. **Heidelberg.** Auf Veranlassung des Geographischen Seminars werden in diesem Sommersemester erstmals an der hiesigen Universität Uebungen in topographischen Aufnahmen abgehalten. Mit deren Leitung wurde Herr Bürgin beauftragt.

hc. **Jena.** In der hiesigen Juristenfakultät werden die Vorlesungen des nach Breslau berufenen Professors Dr. Richard Schott in diesem Sommersemester von seinem Nachfolger, außerordentlichen Professor Dr. Wilhelm Hedemann (bisher Privatdozent in Breslau), gehalten werden, mit Ausnahme der Vorlesungen über deutsches Zivilprozeßrecht, die der Privatdozent Dr. Heinrich Gerland übernommen hat. — Für Studierende aller Fakultäten der hiesigen Universität wird auf Anregung der juristischen Fakultät der Privatdozent Dr. Max Reich im Sommersemester eine Vorlesung über „Elektrotechnik" halten.

H. **Bonn.** Privatdozent Dr. Zieler, bisher Assistenzarzt an der hiesigen Klinik für Hautkrankheiten, übernimmt am 1. Mai die Stelle des Oberarztes der Klinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten an der Universität Breslau.

hc. **Kiel.** Der ordentliche Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Universität Dr. phil. Paul Wendland hat einen Ruf an die Breslauer Universität angenommen.

hc. **Greifswald.** Dr. Walter Roth, Privatdozent und Assistent bei Geheimrat Nernst am physikalisch-chemischen Institut der Berliner Universität, ist zum außerordentlichen Professor für physikalische Chemie an der hiesigen Universität ernannt worden.

hc. **Königsberg.** Der Göttinger Privatdozent Prof. Dr. phil. Rudolf Meißner ist zum ordentlichen Professor für deutsche Sprache und Literatur an der hiesigen Universität ernannt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Das Deutschtum im Wirtschaftshaushalt Oesterreichs. 2. Teil: Die Abgabenleistungen der Deutschen in Oesterreich an den Staat. Reichenberg 1906. Rudolf Gerzabek u. Co. 301 S.

Otto de Terra: Alkohol und Verkehrswesen. Berlin 1906. Mäßigkeitsverlag des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. 53 S.

Dr. F. H. Hayward: Drei historische Erzieher: Pestalozzi, Fröbel, Herbart. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Gustav Hief. Leipzig, London, Paris 1906. A. Owen u. Co. 62 S.

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 3. Mai. **Nummer 101.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Krieg als schaffendes Weltprinzip.

Eine Erwiderung.

Es ist nicht neu, die Behauptung von der Unausrottbarkeit des Krieges als das Ergebnis der Wissenschaft zu bezeichnen. Andrerseits ist es nicht schwer, nachzuweisen, daß sie ein solches Ergebnis weder ist, noch auch nur sein kann. Denn es ist das Merkmal des wissenschaftlichen Resultats, daß es durch die Erfahrung, d. h. durch Vergangenheit oder Gegenwart, bestätigt ist. Ein erwartetes Ereignis kann wissenschaftlich nur vorausgesagt werden, wenn die das Ereignis bestimmenden Faktoren sämtlich bekannt und unveränderlich sind oder deren Veränderungsgesetz völlig bekannt ist. Nichts von alledem trifft für die Voraussage der Unausrottbarkeit der Kriege zu.

Wenn in der Entwicklung der Menschheit stets Kriege waren, so kann durch nichts bewiesen werden, daß sie auch nur ein Jahrhundert weiter bestehen werden. Wir können die Fortdauer vermuten, aber nicht wissen. Ergebnis der Wissenschaft aber ist nicht das, was man vermuten, sondern das, was man wissen kann.

Bleibt die Frage der Wahrscheinlichkeit. Die Gedankenfolge, welche zur gegenwärtigen Erwiderung Veranlassung gab, ist, von Beiwerk befreit, ungefähr diese:

Der Kampf ist der Vater aller Dinge, auch der Entwicklung der Menschheit. In dieser hat er zwei Hauptformen angenommen. Die eine regelt die innere Entwicklung in Familie, Gemeinde, Staat, Volk nach der von diesen Verbänden hervorgebrachten Gesellschaftsordnung. Der so geregelte innergesellschaftliche Wettbewerb bewirkt eine Auslese der Tüchtigsten, deren Tätigkeit die Weiterentwicklung der Gesellschaft bedingt. Diese Auslese ist künstlich, Menschenwerk, als solches in seiner Wirkung zweifelhaft. Sie vollzieht sich unblutig. Dieser Auslese steht die der Völker und Rassen gegenüber oder vielmehr sie geht neben der ersteren her, ist ein Werk der Natur und vollzieht sich durch Blut und Eisen, durch den Krieg. Der Kriegserfolg verschafft dem Sieger Neuland, Häfen, Zugänge zum Meer, günstigere Lebensbedingungen, die er dem Unterlegenen nimmt. Da dieses Wegnehmen durch die größere Volksvermehrung des Siegers nötig und dessen größere Kriegstüchtigkeit möglich, ein anderes Mittel nicht vorhanden, so ist der Krieg unvermeidlich und unersetzbar. Insofern der Kriegserfolg die Voraussetzung des Fortschritts des Siegers, ist er die Bedingung der Kulturentwicklung überhaupt.

In dieser Schlußfolge muß zunächst die Allgemeinheit des Ausgangssatzes beanstandet werden. Gewiß ist der Kampf eine Grunderscheinung des Lebens. Aber wenn er eine Bedingung alles Werdens ist, so ist er doch nicht die einzige, sondern nur eine unter vielen. Dann nimmt er eine solche Unmasse von verschiedenen Formen an, daß die überaus seltene der Ermordung des Artgenossen völlig verschwindet — ein Umstand, welcher es von vornherein sehr unwahrscheinlich macht, daß dieser seltenen Form irgendwelche artgestaltende Kraft zugeschrieben werden kann. Endlich bildet in dem jedem Individuum auferlegten Lebenskampf der Kampf gegen die Artgenossen einen verschwindend kleinen Bruchteil gegenüber dem Kampf mit den anorganischen Gewalten der Natur und gegenüber feindlichen fremden Arten. Unser Organismus kämpft Tag und Nacht unablässig gegen Hitze und Kälte, Nässe und Trockenheit, gegen Hunger und Durst, gegen Bakterien und Vergiftungen aller Art, gegen Lust und Schmerz, gegen Ueberanstrengung und Faulheit, gegen Vergnügen und Langeweile, so daß dem Augenblick, in welchem der wehrfähige Deutsche, einer aus Millionen seines Volkes, in die Lage kommt, einen wehrfähigen Franzosen, wieder einen einzigen aus Millionen seines Volkes, niederzuschießen, wirklich keine Rassenmerkmale hervorbringende Kraft zugemessen werden kann, wenn auch die ein- oder zweijährige Dienstzeit für manchen diesen oder jenen dauernden oder vorübergehenden hygienischen oder erzieherischen Gewinn mit sich bringt. Daß dieser Gewinn nicht auf anderem Wege erzielt, insbesondere erst durch jenen Augenblick, in welchem der Deutsche den Franzosen erschießt, zum Gewinn der Menschheit werden kann, wird im Ernst nicht behauptet werden können.

Dann: Die Lehren vom Kampf ums Dasein und von dessen artbildender, auslesender Kraft, vom Ueberleben des Geeignetsten, kurzum das Dogma von der mechanischen Entstehung der organischen Welt, waren nie und sind auch heute nicht Bestandteile irgendwelcher Wissenschaft, sondern eines Glaubens, und zwar eines Glaubens, der heute im wesentlichen der Vergangenheit angehört. Dies gilt nicht nur im allgemeinen, sondern insbesondere für die Uebertragung jener Vorstellungen auf die Untersuchung der Kräfte, welche die gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit bestimmt haben und noch bestimmen. In der Tat, in einem Zeitalter der Findelhäuser, der Säuglingsbrutanstalten, der zahllosen Heil- und Pflegestätten für kranke und lebensschwache Kinder, der Ferienkolonien, der Sanatorien für alle möglichen Gebreste, der Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung, der Unsumme von hygienischen Vorkehrungen aller Art, welche, von der Allgemeinheit dem einzelnen bereitgestellt, dem kümmerlichsten Schwächling eine Aussicht des Fortkommens und des Wettbewerbs mit dem Gesündesten eröffnen, die jene frühere Zeit unberechenbar weit übertrifft, ist es wirklich schwer, von einer auslesenden, artbildenden Kraft des Kampfes

ums Dasein in diesem Zusammenhang zu reden. Diese Schwierigkeit kann nun aber nicht dadurch beseitigt und jene artbildende, auslesende Kraft kann nicht dadurch gerettet werden, daß die innerhalb der Gesellschaft in den Verbänden von Familie, Gemeinde, Staat sich vollziehende — einen Augenblick als tatsächlich angenommene — Auslese als künstlich, als Menschenwerk und zweifelhaft erklärt wird, während die zweifellos wirksame Auslese zwischen den Völkern und Rassen durch den von der Natur gebotenen Kampf dieser Verbände, durch den Krieg stattfinde. Denn Volk und Rasse sind Sammelbegriffe, Abstraktionen, so gut wie die von Familie, Gemeinde und Staat, und haben so wenig wie diese eine von den Individuen lösbare Bedeutung. Und der umschließende Verband steht in keinen anderen Naturbeziehungen als der umschlossene. Denn wenn der tägliche und stündliche Kampf innerhalb von Familie, Gemeinde, Stamm, Staat und Volk nicht die erforderliche Auslese bewirkt, so ist dies von den alle Menschenalter eintretenden paar Schlachttagen kaum zu erwarten, man müßte denn alle Wirkung dem Unterschied der Form des Kampfes, der blutigen gegenüber der unblutigen, zuschreiben können. Welche artbildenden Eigenschaften können aber von dem Bruchteil des Heeres, das wieder ein kleiner Bruchteil des Volkes, in den drei Entscheidungsschlachten durch die bewiesene Marsch-, Lauf- und Schießfertigkeit für das gesamte Volk — von Rasse gar nicht zu sprechen — für die folgende vierzigjährige Friedenszeit und für den vierzig Jahre entfernten Krieg, für den man vielleicht mittlerweile in fortschreitender Kulturentwicklung gelernt haben wird, den Gegner zu vergiften statt zu erschießen, erworben werden? Die Frage erheischt keine Antwort.

Doch verlassen wir den Boden der Hypothesen und Konstruktionen einer vergangenen Gedankenwelt. Sehen wir zu, wie der Krieg, die gewaltsame Tötung von Artgenossen, zum Zweck der Aneignung von Lebensgütern der Getöteten durch die Tötenden sich im Laufe der Zeiten zu der heutigen zwischen den Kulturvölkern üblichen Form entwickelt hat. Der Kannibale tötet den Artgenossen und verzehrt den Leichnam in dem Glauben, nur durch den Fraß wirklich getötet und sich das Wertvolle des Getöteten angeeignet zu haben. Der Krieg zum Zwecke der Menschenfresserei besteht heute noch in Afrika, Asien, Amerika, Australien und auf den Südsee-Inseln. Entferntere Güter raubt dem Getöteten der Krieg zum Zwecke des Waffen-, Vieh-, Weiber-, Sklaven-, Land-, Waren- und Goldraubs. Im einfachsten Fall steht ein einzelner einem einzelnen gegenüber, dann kommen Familien-, Sippen-, Stammes-, Staaten-, Völkerkriege. Rassenkriege sind bis jetzt nicht vorgekommen. Das Schema ist immer gleich: Von zwei Nachbarn verlangt der eine von dem anderen etwas, was dieser nicht zugesteht. Der erste bedroht mit der Waffe des anderen Leben, dieser wehrt sich mit der Waffe. Der Ausgang des Kampfes befriedigt, beschränkt oder widerlegt den Anspruch des Angreifers, je nachdem die allgemeine Lage der Dinge nach Beendigung des Kampfes es bedingt. Der Friede ist hergestellt, für immer im Falle des Einzelkampfes, wenn einer der Gegner getötet ist oder wenn sich die beiden Gegner nach dem Kampfe zu einem Verband zusammenschließen, zu Familie, Sippe, Stamm, Gemeinde, Staat, Volk, innerhalb dessen der blutige Austrag von Interessengegensätzen ausgeschlossen ist. Insofern nun solcher Zusammenschluß im Laufe der Menschheitsentwicklung in immer rascher wachsendem Umfang zugenommen hat, hat andrerseits die Anzahl der Kriege mit zunehmender Geschwindigkeit abgenommen. Kannibalismus, Brudermord, Blutrache, Sippen-, Stammes-, Gemeinde-, Städtekriege sind aus dem Leben der Kulturvölker völlig verschwunden, der Abstand der Staaten- und Völkerkriege nimmt stetig zu, der Zusammenschluß der Völker, manchmal sogar recht verschiedenartiger Völker, zu Völkerbünden zum Zwecke, den Teilnehmern den Frieden zu sichern — Bündnisse, welche schon eine erhebliche Zahl von Kriegsmöglichkeiten, wenigstens zwischen den Teilnehmern der Bündnisse, ausschließen —, wird immer häufiger und wirksamer. Das bedeutet nun keineswegs, daß die Gegensätze seltener oder geringer geworden, sondern nur daß sie entweder selbst andere geworden oder daß heute wirksamere Mittel des Ausgleichs als der Krieg zur Verfügung stehen, wie sich in den Verbänden von Familie, Gemeinde, Staat, Volk die unblutigen Mittel als die zweckmäßigeren durchgesetzt haben. Und den Nagel auf den Kopf mit der Bewertung der zunehmenden Kraft dieser Mittel trifft der altersahrene, weitblickende österreichische Parlamentarier, der vom 12. April vor ein paar Tagen in der Allgemeinen Zeitung über die Lösung der letzten Krisis in Ungarn schreibt: „Wieviel mehr oder weniger berechtigte Vorwürfe man auch gegen unsere Zeit richten mag, das eine hat sie gewiß vor anderen Geschichtsperioden voraus, daß sie gewaltige Umwälzungen zuläßt ohne Blutvergießen. In Ungarn bestand in den Jahren 1905 und 1906 eine Revolte, eine Revolution. Die sogenannte Koalition war nichts anderes als ein Konvent; aus den Wahlen von 1905 schien ein revolutionäres Ungarn nach dem Muster von 1848 hervorzugehen. Grimmig und unversöhnlich standen sich Koalition und Herrscher gegenüber. In der Tat kam es auch zu Schlachten, aber sie wurden nicht bei Komorn, Ofen oder Temesvar geschlagen, sondern in Wien und Pest; nicht auf rot gefärbtem Walfelde, sondern in reinlichen Ständesälen und Kabinetten; nicht mit Kanonen, sondern mit Reden, Denkschriften und Verhandlungen. Und das Ende? Die Rebellen bluteten nicht auf den Richtstätten von Eperies oder Arad, sondern sie sitzen in bequemen Sesseln und sind Minister Seiner Majestät geworden."

Und in derselben Nummer ein paar Zeilen weiter heißt es in einem Artikel über die Presse und die deutsche Weltpolitik folgendermaßen: „Es mag ja den überlieferten Vorstellungen von der Würde und dem Tätigkeitskreis des Diplomaten widersprechen, was z. B. in Rom und in Madrid die dortigen Botschafter der französischen Republik taten, die mit der Presse und ihren Vertretern in eine so enge Fühlung traten, als seien sie bei diesen und nicht bei den Regierungen beglaubigt. Diners der gesamten Preßvertreter beim Botschafter, intime Diners und trauliches Tête-à-Tête mit einzelnen Zeitungsleitern, Ordenssegen für alle und — als Gipfel — ein förmlicher Dankerlaß nach beendetem Feldzug, wie ihn soeben Herr Cambon in Madrid an die hauptstädtische Presse hat ergehen lassen: das mag alles neu sein, unerhört vielleicht, aber in unserer auswärtigen Politik müssen wir hinfort mit solchen Dingen als der Regel rechnen und vor allem mit ihren Wirkungen.

Aendert sich also die Welt — und sie ändert sich handgreiflich und schneller als man wohl denkt, so ändert sie sich doch offenbar nicht im Sinne des Krieges. Am deutlichsten zeigt sich dies unter anderem an zwei Punkten. Dem Sieger wird es immer schwerer, den Siegespreis zu erhalten, den Zweck des Krieges zu erreichen. Der Sieger von Custozza und Lissa gewinnt nicht nur nichts, sondern verliert noch Venetien, der Berliner Kongreß und der Frieden von Shimonoseki raubt den Siegern den Erfolg, das nach allen Regeln der Kunst geschlagene Griechenland verliert nicht nur nichts, sondern gewinnt von der siegreichen Türkei noch Kreta, und im Frieden von Portsmouth kann Japan nach einem beispiellos glänzenden Kriegserfolg von dem niedergestreckten, aus tausend inneren Wunden blutenden Gegner nicht einmal einen Pfennig Kriegskostenentschädigung erreichen. Von der Eroberung jener weiten Strecken Neuland, um welche angeblich die modernen Völkerkriege unternommen werden, ist keine Spur zu entdecken, noch zu erwarten, schon aus dem einfachen Grunde, weil solche Strecken, welche irgend einen erheblichen Teil der Kulturvölker aufnehmen könnten, nicht vorhanden sind. Der letzte Fall einer nennenswerten territorialen Veränderung innerhalb der Kulturstaaten ereignete sich vor 35 Jahren mit Elsaß-Lothringen. Und wieviel von den 15 Millionen Köpfen, um welche sich seitdem die deutsche Bevölkerung vermehrt hat, wurden von dem neuen Reichsland aufgenommen? Wenn also die Volksvermehrung den Krieg mit Frankreich naturgesetzlich notwendig gemacht hätte, so ist doch der Zweck in dem

eroberten Gebiet, Platz für den Menschenzuwachs des Siegers zu schaffen, jedenfalls nicht erreicht worden. Bliebe nur die Annahme, daß der deutsch-französische Krieg eine Ausnahme, was für Naturgesetze immerhin eine fatale Feststellung wäre, wenn solche Feststellung gegenüber der Tatsache, daß die Erwerbung von Neuland, welches zur Aufnahme eines wesentlichen Teils des Bevölkerungsüberschusses des Siegers dienen könnte, als Folge des Sieges überhaupt nicht beobachtet wird, noch irgend welchen Reiz böte.

Zweitens: Der Krieg ist in raschem Wechsel der Dinge heute zu einem Werkzeug geworden, dem bald kein Arm mehr gewachsen sein wird. Die Gefahr, beim Gebrauch sich unheilbar selbst zu beschädigen, steht in keinem Verhältnis mehr zur Aussicht des Gewinnes. Das siegreiche Japan mußte, auf den Tod erschöpft, den Frieden mehr erbitten, als es ihn diktieren konnte, und muß heute ungezählte Tausende seiner Bewohner verhungern lassen, was es zur Verminderung des Bevölkerungsüberschusses auch ohne Krieg hätte tun können. Das geschlagene Rußland steht, von inneren Wirren zerfleischt, am Rande des Verderbens, ohnmächtig, sein eigenes Dasein zu ordnen, und dreimal ohnmächtig, in die Ordnung der Dinge jenseit seiner Grenzen einzugreifen. Ein Krieg, in dem Deutschland seine heutige Heeresmacht ins Feld stellt, kostet dem Lande täglich 20—30 Millionen Mark, d. h. der Kriegsschatz im Juliusturm ist in vier bis sechs Tagen erschöpft. So gleicht der Krieg einem hohlen Beil, in das die Benutzer nach und nach so viel Blei eingegossen haben, bis es nun von niemand mehr geschwungen werden kann.

Aber selbst wenn die Kraft noch hinreichte, so bedarf es doch noch eines gewissen Aktionsraums. Wenn der Angriffs- oder Verteidigungslustige von den andern so nahe umstanden wird, daß er das Beil nicht heben kann, so hilft der stärkste Muskel und die schärfste Schneide nichts mehr. Und ist die Anzahl der anderen groß genug und jeder in gleicher Enge dauernd umgeben, so kann ein jeder sachte sein Beil fallen lassen ohne Schaden für sich und die übrigen. Diesem Zustande, der in den Verbänden von Familie, Gemeinde, Staat, Volk bereits erreicht ist, nachdem der kriegsähnliche in ihnen in stetiger Entwicklung mit einem Merkmal um das andere verschwunden ist, strebt offensichtlich auch das Zusammenleben der Völker zu, nicht aber fabelhaften Rassenkriegen, die schon deshalb undenkbar, weil die Angehörigen der verschiedenen Rassen, heute schon über die ganze Erde zerstreut, sich niemals zu kriegsfähigen Verbänden zusammenschließen können.

Summa: Der Krieg entspringt nicht irgend einem unabänderlichen Naturgesetz, sondern menschlichen, allzu menschlichen Ursachen von dem Geweih des guten Menelaus an bis zu den russischen Waldspekulationen in der Mandschurei. Er ist nicht die Blüte der Kultur, die erst in ihrer letzten und gräßlichsten Form, dem Rassenkrieg, allen möglichen und höchsten Segen bringen kann, sondern ein Ueberbleibsel barbarischer Zeiten, ein Fleck auf dem Kleide der Menschheit, der mit gesteigertem Reinlichkeitsgefühl verschwinden wird, wie die anderen Flecke der Art: Kannibalismus, Blutrache, Menschenraub, Sklaverei, Folter, Hexenverbrennung und Soldatenverkauf, verschwunden sind. Ob sich dabei der eine oder der andere das Weltbild einer kriegslosen Entwicklung nicht zu zeichnen vermag oder als Kriegs- oder Friedensfreund den Gang der Weltgeschichte mit seinen Gefühlen begleitet, fällt wenig ins Gewicht.

Paul Sarin.

Wasserkraft.

Von Privatdozent Dr. Gottfried Zoepfl (Erlangen).

(Fortsetzung.)

III.

Das Urbild der elektrischen Wasserkraftkultur und deren gegenwärtiger Höhepunkt ist an den Niagara-Fällen zu suchen. Ich habe bei deren Besichtigung im September 1905 nicht ausschließlich — wie die meisten Besucher — die landschaftliche Schönheit bewundert, sondern bin auch ins Innere gegangen. Man kommt dabei übrigens auch ästhetisch auf seine Rechnung, wenn man nur auf dem Standpunkt steht, der neben einer Landschaft von Ruisdael auch das Walzwerk von Menzel gelten läßt.

Der Gedanke, die Wasserkraft der Niagara-Fälle auszunützen, hat eine Geschichte von mehr als hundert Jahren aufzuweisen.[10]) Weit zurück geht die Aufstellung mehr oder weniger unausführbarer Pläne, bis in den Jahren 1853—1858 ein mißlungener Versuch, durch den Bau eines 30 Fuß (à $^{3}/_{10}$ Meter) breiten und 6 Fuß tiefen Zweigkanals aus dem Niagara-Strom eine Kraftquelle zu gewinnen, erfolgte. Nur eine Kornmühle siedelte sich im Jahre 1870 an diesem Wassertunnel an. Erst 7 Jahre später gelang es, ein größeres Krafterzeugungsunternehmen zu gründen, und zwar ist es ein Deutscher, dem dieses Verdienst zukommt, ein Schwabe namens Jakob Schöllkopf, der als armer Gerber eingewandert war und heute auf 15 Millionen Dollars geschätzt wird. Schöllkopf gründete in Buffalo 1877 die Niagara Falls Hydraulic Power and Manufacturing Company, die ein einträgliches Geschäft mit der Verpachtung von Wasserrechten trieb, so daß allmählich eine kleine Fabrikkolonie am Rande der Fälle sich entwickelte. Zunächst bestand die bewegende Kraft in Turbinenrädern mit Vertikalschächten von 80—100 Fuß Tiefe. Man erzeugte 1500 Pferdekräfte, die in einem Umkreis von 300 Fuß durch Treibriemen oder Draht weiter geleitet wurden. Die Gesellschaft vermehrte allmählich ihre Rechte und verpachtete den Ausfluß ihres Kanals an die Cliff Paper Company, die hier eine Stampfmühle am Rande (cliff!) des Flusses anlegte. In demselben Jahre begann die Gesellschaft die Erweiterung und Vertiefung ihres Kanals zu den heute noch bestehenden Dimensionen.

Die zweite Gesellschaft auf der Vereinigten Staaten-Seite des Niagara-Falls, nämlich die Niagara Power Company, ist jünger als die eben genannte, hat sich aber seit kurzem zu überragender Bedeutung entwickelt. Den entscheidenden Schritt von bloßen Projekten zur Verwirklichung tat bei diesem Unternehmen der Kanalbauingenieur Evershed, der im Jahre 1886 mehrere angesehene Bürger von Niagara Falls — das ist der Name des an den Niagara-Fällen gelegenen Ortes, der heute etwa 20,000 Einwohner hat — für seinen Plan gewann. Man erwarb eine Konzession für die Nutzbarmachung eines Teils des Niagara-Stromes für Arbeitszwecke. Aber nur langsam reiften die Pläne für den Bau einer großen Kraftstation und für die Uebertragung der erhaltenen Kraft der Ausführung entgegen. Im Juli 1890 wurde ein Preis von 22,000 Dollars für die besten Pläne ausgesetzt und eine internationale Niagara-Kommission in London zur Prüfung dieser Pläne ernannt. Bei diesem Wettbewerb wurden für die Turbinenanlage die Entwürfe von Fesch u. Piccard in Genua ausgewählt und auf diesen Unterlagen drei Versuchsräder von der Maschinenbauanstalt J. P. Morris u. Co. in Philadelphia erbaut. Diese wurden gekuppelt mit Wechselstromdynamos, welche die Westinghouse Company in Pittsburg lieferte. Der unterirdische Kanal, mit welchem dem Niagara-Strom das Wasser entnommen wurde, wurde in den Jahren 1890—1892 vollendet. Damit waren die Grundlagen für das größte Wasserkraftunternehmen auf dem Vereinigten Staaten-Gebiete des Niagara-Falls geschaffen.

Noch neueren Datums sind die drei großen Wasserkraftwerke auf der kanadischen Seite des Stromes, von denen je eines der Canadian Niagara Power Company, der Ontario Power Company und der Toronto Power Company gehört, und die zum Teil noch in Bau begriffen sind.

Außer diesen großen Unternehmungen gibt es noch eine Reihe von kleineren Wasserkraftanlagen oberhalb des Niagara-Falles, dadurch hergestellt, daß einzelne Fabriken

[10]) Die nachfolgende Darstellung der Niagarakraftwerke und ihres Wirkungskreises gründet sich auf persönliche Erkundigungen in der Stadt Niagara Falls und einige hier erhältliche Beschreibungen und Prospekte.

aus dem gefällreichen Laufe des Stromes in Leitgräben die zu ihrem Betriebe nötigen Wassermengen entnehmen, die sie dann wieder dem Strome zuführen. Während an diesen kleinen Anlagen nichts Außergewöhnliches ist, bieten die großen Unternehmungen in mehr als einer Beziehung in technischer, wirtschaftlicher und — ästhetischer Hinsicht sehr viel Bemerkenswertes, ja man kann sogar sagen, sie stellen einen ganz neuen eigenartigen Typus von Kultur dar, den man mit prototypischer Ausdrucksweise „Niagara-Kultur" nennen kann. Es ist weniger schwierig, über die technische Seite dieser Wasserkraftunternehmungen zu berichten, als über die wirtschaftliche. Wenn man gute Beziehungen oder Empfehlungen hat, wird man wohl das eine oder andere der großen unterirdischen Elektrizitätswerke besichtigen können. Einen Einblick in den Geschäftsbetrieb der Werke, eine Uebersicht der Kunden, die ihnen die Kraft abnehmen, und Einsicht in die Konkurrenzverhältnisse der Unternehmungen zueinander, Tarife, Rentabilität u. s. w. ist weniger leicht zu erhalten. Ich hatte das Glück, von einem Ingenieur, der mit der Einrichtung eines der neuen Riesenwerke auf der kanadischen Seite des Niagara-Falls betraut ist, die zwei größten und neuesten Wasserkraftwerke, das der Canadian Niagara Falls Power Company und der Ontario Power Company, bis in die Details gezeigt zu bekommen und habe namentlich von dem Werke der Canadian Niagara Falls Power Company einen Eindruck erhalten, der nicht weniger unvergeßlich ist als der von der landschaftlichen Schönheit des Niagara-Falls selbst.

Die Canadian Niagara Falls Company ist eine Tochtergesellschaft der schon erwähnten älteren Niagara Falls Power Company, die auf der Vereinigten Staaten-Seite zwei große Kraftstationen besitzt, ihr größtes Werk aber eben unter der genannten Firma „Canadian Niagara Falls Power Company" zurzeit auf der kanadischen Seite errichtet. Das Gesellschaftskapital für die drei Werke zusammen beträgt 25 Millionen Dollars und dürfte überwiegend in den Vereinigten Staaten plaziert sein. Die beiden Werke auf der Vereinigten Staaten-Seite werden, wie oben bei der Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Gesellschaften schon bemerkt wurde, von einem längeren Graben mit Wasser aus dem Niagarafalle gespeist. Ueber eine Meile (= 1609 Meter) oberhalb der Fälle zweigt der Werkkanal 250 Fuß breit, 12 Fuß tief und 1700 Fuß lang aus dem Niagara ab. In einer Tiefe von 178 Fuß befindet sich die Turbinenanlage, zu der aus den vergitterten Oeffnungen des Kanals durch mächtige Stahlröhren von 7½ Fuß Durchmesser das Wasser hinabstürzt. Ein fast 7000 Fuß langer Tunnel führt das Wasser außerhalb der Stadt wieder in den Fluß unterhalb seines Falles zurück. Die Doppelturbinen von je 5000 PS arbeiten unter einem Gefälle von 136 Fuß, und das Wasser strömt mit rapider Geschwindigkeit — 430 Kubikfuß pro Sekunde — in dem Tunnel aus. Die mit den Turbinen gekuppelten Dynamos machen je 250 Umdrehungen in der Minute und erzeugen je 15,000 elektrische PS. Der hier erzeugte doppelte Wechselstrom von je 800 Ampèren und je 2200 Volt Spannung wird zu einem dreifachen von 22,000 Volt transformiert, nach Buffalo übergeleitet und dort wieder auf eine Spannung von 480—2000 Volt, dem Bedarf der Konsumenten entsprechend, transformiert. Die entfernteste Unterstation in Buffalo ist 31.4 (engl.) Meilen (à 1609 Meter) von der Krafterzeugungsstation entfernt. Diese Daten sind einer in Buffalo erhältlichen Beschreibung des Elektrizitätswerkes aus dem Jahre 1902 entnommen und können seitdem einzelne Abänderungen erfahren haben. Die Zahl der Dynamos war zu jenem Zeitpunkt auf 10 angewachsen, die eine Gesamtarbeitskraft von 50,000 PS lieferten. Seitdem ist das zweite Elektrizitätswerk der Niagara Falls Power Company an dem gleichen erwähnten Werkkanal entstanden, in dem mit 11 Turbinen (System Francis) von Escher, Wyß u. Co. in Zürich und von Morris u. Co. in Philadelphia, direkt gekuppelt mit 11 Dynamos à 5000 PS, 55,000 PS erzeugt werden. Das Wassergefälle in den Röhren ist 44.5 Meter; diese selbst haben einen Durchmesser von 2.28 Meter. Die Turbinenachse ist von Stahl von 935 Millimeter Durchmesser. Die Turbinen machen 250 Umdrehungen pro Minute. Es werden also aus dem Werkkanal auf der Vereinigten Staaten-Seite zurzeit von der Niagara Falls Power Company über 100,000 PS entnommen, wozu noch 7200 PS kommen, welche die International Paper Company gepachtet hat.

Die erwähnte kleinere, aber älteste Krafterzeugungsunternehmung, die Niagara Falls Hydraulic Power and Manufacturing Company, die natürlich aus ihrem früheren einfachen Wassermühlenbetriebe gleichfalls zur elektrischen Kraftübertragung übergegangen ist, verfügt über einen Werkkanal von 14 Fuß Tiefe und 100 Fuß Breite, der eine Arbeitsfähigkeit von mindestens 100,000 PS besitzt. Um diese entsprechend auszunützen, hat die Gesellschaft eine Kraftstation am Fuße der Niagarafall-Klippe, wo schon die Stampfmühle der Cliff Paper Company steht, eingerichtet. Die drei Stahlröhren führen hier außen am Felsen das Wasser herunter und sie sind es namentlich, die den ästhetischen Eindruck des Niagarafalles beeinträchtigen, während die anderen großen Kraftwerke dem Strom ja schon vor dem Falle das Wasser abzapfen und es durch unterirdische Gräben dem Flusse unterhalb des Falles wieder zuführen. Sie könnten höchstens durch die Verringerung der fallenden Wassermenge die ästhetische Wirkung des Wasserfalles herabsetzen. Die äußeren Stahlrohre aber an dem Kraftwerke der Niagara Falls Hydraulic Power and Manufacturing Company, eines von 8 Fuß und die beiden anderen von 11 Fuß Durchmesser, machen allerdings einen recht prosaischen Eindruck neben den Gischt sprühenden Wasserfällen. Die Turbinen in diesem Kraftwerke, 14 an Zahl, ruhen auf Horizontalachsen und jede ist gekuppelt mit zwei Dynamos von 560—1000 Kilowatt. Die Räder haben eine Leistungsfähigkeit von je 2000—3000 PS und sind von James Leffel u. Co. in Springfield, Ohio, und von I. I. Morris u. Co., Philadelphia, gebaut. Zurzeit gibt die Niagara Falls Hydraulic Power and Manufacturing Co. zirka 30,000 PS hauptsächlich an Fabriken ab; im Laufe des Jahres 1906 soll aber die Leistungsfähigkeit auf 70,000 PS gesteigert werden. Es würden dann, wenn man zu den 100,000 PS der Niagara Falls Power Company noch die 7600 der International Paper Company und einige kleinere private Werkkanäle von Fabriken und Mühlen hinzurechnet, auf der Vereinigten Staaten-Seite etwa rund 200,000 PS aus dem Niagarafall gewonnen werden.

Von den auf der kanadischen Seite gelegenen neuen großen Kraftwerken, die zum Teil noch im Bau sind, besichtigte ich eingehend das der Canadian Niagara Falls Power Company, in dessen Schachträume man oben auf der Höhe des Dammes, also auf der Höhe des Wasserabsturzes des Niagarafalles, eintritt. Ein Fahrstuhl führt durch die Schachtanlage hinab bis zu den Turbinen. Diese Schachtanlage ist also parallel mit dem Wasserfalle, d. h. mit dem kanadischen Teile des Falles, gebaut. Das Wasser wird kurz vor dem Falle dem Fluß entzogen und stürzt durch den 175 Fuß hohen Schacht in riesigen Wasserröhrenleitungen von 10 Fuß Durchmesser zu den Turbinen hinab. Die dazu gehörige Führungswelle hat 22 Zoll und die Rohrwelle 4 Fuß 2 Zoll. Die ganze Leitungsanlage hat die Höhe des Schachtes, nämlich 175 Fuß, und die Röhren, von denen je eine für eine Turbinenanlage bestimmt ist, stehen in einer langen Batterie nebeneinander in dem Raume. Das ganze Schachtgebäude ist stockwerkartig konstruiert und mit elektrischem Licht beleuchtet. Ganz unten befinden sich die Turbinen und der Wasserausfluß, der zum Unterspiegel des Niagara am Fuße des Falles erfolgt. Ueberflüssige, in das Ausflußbassin geleitete Elektrizität leuchtet unheimlich aufblitzend in der grünen Flut, in welcher ein Bad tödlich wäre. Es sind drei Doppelturbinen nach Francis-System mit vertikalen Achsen aus der Maschinenbauanstalt von Escher, Wyß u. Co. in Zürich aufgestellt und zwei weitere Doppelturbinen, die nach dem Muster dieser importierten von E. P. Morris u. Co. gebaut worden sind. Während meines Besuches waren in Ausstellung begriffen einige der 11 Dynamos à 10,000 PS von der General Electric Company, die nach Fertigstellung der Turbinenanlage mit den

Turbinen direkt gekuppelt werden. Jede der letzteren gibt 10,250 PS mit 250 Umdrehungen in der Minute. Die Einströmungsturbinenanschlüsse aon riesigen Dimensionen aus Stahlguß sind aon Oesterreich dezogen, auch bei den van Morris u. Ca. gelieferten Turbinen. Die Regulntaren für die Turbinen, die für die gleichmäßige Einströmung des Wassers nötig sind, kommen von Escher, Wyß u. Ca. in Zürich. Im aderen Teil des Raumes befindet sich die Erregungsmotorenkammer mit den kleinen Dynamos und der kupfernen Ausschaltetafel und die Oel- und Pumpenkammer. Das ganze Werk war September 1905 erst zum Teil in Betrieb, da aon den 10 geplanten Turdinenanlagen erst drei fertig und zwei in Ausführung begriffen waren; es wird aber nach Fertigstellung der sämtlichen Turdinenanlagen das gräßte seiner Art am Niagara und wohl der ganzen Welt werden, da es über 100,000 PS erzeugt, also ebensoviel wie die beiden Kraftwerke der gleichen Gesellschaft auf der Vereinigten Staaien-Seite zusammen.

Während das Werk der Canadian Niagara Falls Power Company ebensa wie diese Gesellschaft seldst eine Gründung der Niagara Falls Pawer Company darstellt, ist das zweite große Kraftwerl auf der kanadischen Seite, der Ontario Power Company gehörig, eine spezifisch kanadische Gründung, deren Unternehmung sehr groß gedacht, aber erst zum Teil ausgeführt ist. Die Gesellschaft hat eine Konzession für 220,000 PS, welche nach Fertigstellung des ganzen Werkes mit 18 Turdinenanlagen à 11,400 PS nutzbar gemacht werden sollen. Als ich das Werk desichtigte, waren drei Anlagen im Betrieb, und es wurde mir aersichert, daß im Lause des Winters 1905/06 aier weitere Anlagen fertiggestellt würden. Die bestehenden drei Anlagen erzeugen je 12,000 PS mit Turbinen aon Voith u. Co. in Heidenheim, Württemberg (!), und Dynamos der Westinghause Campany à 7500 Kilawatt. Eine Kraftabgabe an Priaate findet noch nicht statt. Die Turdinen sind hier Spiralturbinen (System Francis), was durch die Lage des Werles am Unterspiegel des Wasserfalles bezw. durch die Art der Wasserzuführung bedingt ist. Während das große Werl der Niagara Falls Power Company senkrechte Rohrleitungen hal, wird dem Werk der Ontario Power Company das Wasser aon dem Oderspiegel des Falles in einem geneigten Tunnel zugeführt. Das Werk macht einen ganz anderen Eindruck als das der Canadian Niagara Falls Power Company, da man in dem Maschinenhaus des ersteren Werles von den Wasserschächten, die dem Maschinenhaus des letzteren einen so charakteristischen Zug verleihen, nichts bemerkt.

Eine dritte Gesellschaft auf kanadischer Seite, die Toranta Niagara Falls Power Campany, hat eine Konzession für 125,000 PS und will mit einem Kostenaufwand von 3,000,000—5,000,000 Dollars ein ähnliches Werk wie die dereits genannten Gesellschaften errichten. Zur Zeit meines Besuches war erst der Schacht des Werkes im Bau.

Nach diesen im September 1905 von mir gemachten Ausnahmen waren also auf der lanadischen Seite erst 65,000 PS detriebssähig. Dagegen wurde geardeitet an der Herstellung der Anlagen für die Gewinnung folgender Kraftmengen:

Canadian Niagara Falls Power Company	100,000 PS
Onlaria Power Company	220,000 PS
Taranta Niagara Falls Power Campany	125,000 PS
	445,000 PS

Nimmt man dazu die für die Vereinigten Staaten-Seite berechneten zirla 200,000 PS, die dort zurzeit schan tatsächlich aerwertet werden, sa ergidt sich, daß nach Fertigstellung der im Bau begriffenen Werle im ganzen 645,000 PS aus dem Gefälle des Niagara-Strames der wirtschaftlichen Ardeit zugeführt werden. Die Sache liegt also doch wesentlich anders, als in einem aar lurzem durch die Presse gegangenen Artikel dargestellt wurde, worin es hieß, daß etwa 100,000 PS am Niagara-Falle für die elektrische Uebertragung gewonnen würden. Die Gesamtarbeitslraft die in den Niagara-Fällen liegt, ist auf 3,000,000—4,000,000 Pferdestärlen derechnet worden, so daß also durch die jetzigen Unternehmungen etwa ein Sechstel der verfügbaren Kraft ausgedeutet wird. Der Wasserentzug durch die sämtlichen bestehenden Unternehmungen wird nach välliger Indetriebsetzung derselben auf 2,880,000 Kudilfuß in der Minute derechnet. Diese Berechnungen scheinen allerdings nicht sehr exakt zu sein, da sie sehr differieren. Es liegt mir auch eine Angabe aor, wonach die Wassermenge der Niagara-Fälle 300,000 Kubitfuß in der Setunde beträgt und Arbeitskraft von 10 Millionen Pferdestärken aarhanden sein soll.

(Fortsetzung folgt.)

Der gestirnte Himmel im Monat Mai

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Der nächtliche Sternhimmel erhält durch das Heraufrücken einer Reihe von glänzenden Sternbildern allmählich wieder ein lebhafteres Gepräge. Die Milchstraße umsäumt auch im Monat Mai noch den Horizont vom Nordwest- bis zum Ostpunkt, ohne in größere Höhe emporzusteigen, sa daß sie nach wie vor nur in dunklen Nächten wahrgenommen werden lann. Tief im Nordwesten steht in ihr das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella, weiter gegen Westen neigen sich die Sternbilder der Zwillinge mit den hellen Sternen Castor und Pollux und des Kleinen Hundes mit dem Stern erster Größe Prolyon dem Untergange zu. Die Sternbilder des Kleinen und des Großen Löwen stehen im Westen nach ziemlich hoch. Zwischen dem Großen Löwen — in welchem uns die hellen Sterne Regulus nnd Denebola auffallen — und den Zwillingen ist das Sternbild des Krebses mit dem schon mit bloßem Auge erkennbaren Sternhausen der Präsepe (Krippe) wahrzunehmen. Nordwestlich vom Zenitpunkt bemerken wir das allbekannte Sternbild des Großen Bären, dessen äußerster Schwanzstern (η Ursae majoris) ganz wenig nördlich vom Scheitelpunkt gerade durch den Meridian geht. Nahe bei diesem Stern steht der bekannte schöne Spiralnebel in den Jagdhunden, die südlich oom Großen Bären lulminieren. Etwas südwestlich von den Jagdhunden ist noch ein kleines, aber sehr charakteristisches Sternbild zu bemerlen: das Haupthaar der Berenike.

Im Süden hat das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spila bereits die Mittagslinie überschritten. In geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont steht das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange (Hydra) mit dem hellen Stern Alphard; in etwas größerer Höhe sind daselbst die Sternbilder des Bechers und des Raben wahrzunehmen. Am südöstlichen Horizont ist das Sternbild des Slorpions mit dem schönen, rötlich funkelnden Stern Antares (Gegenares = Gegenmars) eben anfgegangen; zwischen dem Storpion nnd der Jungfrau ist das Sternbild der Wage zu bemerken. Oberhalb des Slorpions glänzen im Südosten die reichen Sternbilder des Schlaugenträgers (Ophiuchus) und der Schlange.

Im Osten steht das Sternbild des Hertules mit seinem berühmten, prachtvollen Sternhaufen schon ziemlich hoch; zwischen ihm nnd den Jagdhunden bemerken wir zunächst das Sternbild der nördlichen Krone und weiter westlich, der Mittagslinie schon ziemlich nahe, das Sternbild des Boates mit dem rötlichen Stern erster Größe Arlturus. Im Nordasten erblicken wir innerhalb und südlich der Milchstraße die Sternbilder der Leler mit dem Stern erster Größe Wega, des Schwans mit dem hellen Stern Deneb und des Adlers mit dem gleichfalls sehr hellen Stern Atair, der eben aufgegangen ist.

Hoch im Norden steht das Sternbild des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, ferner der Drache und die Giraffe; in geringer Höhe, gleichfalls zum größten Teil inner-

halb der Milchstraße, sind daselbst die Sternbilder der Cassiopeja, des Perseus, des Cepheus, der Eidechse und der Andromeda wahrzunehmen.

Die Sonne kulminiert in immer größerer Höhe über dem Horizont; am Anfang des Monats beträgt ihre Mittagshöhe für die geographische Breite von München 57 Grad, am Ende desselben nahezu 64 Grad. Die Entfernung der Erde von der Sonne wächst im Verlaufe des Monats um rund 130,000 Meilen, was eine Abnahme des scheinbaren Sonnendurchmessers von 31' 44.5" auf 31' 32.5" zur Folge hat.

Die Zeiten des Auf- und Unterganges der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Mai	Aufgang			Untergang		
1.	5 h	0 m	früh	7 h	23 m	abends
8.	4	48	„	7	32	„
15.	4	39	„	7	42	„
22.	4	30	„	7	50	„
29.	4	24	„	7	58	„
31.	4	22	„	8	0	„

Die Länge des Tages nimmt hiernach während des Monats Mai um 1 Stunde 15 Minuten zu, sie beträgt am Ende des Monats (ohne Dämmerung) 15 Stunden 38 Minuten. Die Zunahme verteilt sich, wie man der obigen Tabelle entnimmt, auf die Morgen- und Abendstunden völlig gleichmäßig, dagegen ist auch im Mai noch der „Vormittag" durchschnittlich um 21 Minuten kürzer als der „Nachmittag".

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Mai sind folgende:

1.	Mai	8 h	abends	Erstes Viertel
8.	„	3	nachm.	Vollmond
8.	„	6	abends	Erdnähe (48,105 Meilen)
15.	„	6	vorm.	Letztes Viertel
22.	„	4	nachm	Erdferne (54,806 Meilen)
23.	„	9	vorm.	Neumond
31.	„	7	„	Erstes Viertel.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Mai	Aufgang			Untergang		
1.	10 h	49 m	vorm.	1 h	17 m	nachts
8.	7	27	abends	5	4	früh
15.	1	29	nachts	11	31	vorm.
22.	4	31	früh	6	51	abends
29.	9	41	vorm.	—	—	nachts
31.	11	55	„	1	4	„

Bedeckungen. Am 3. Mai, um 5 Uhr früh, wird der Stern erster Größe Regulus (Alpha im Löwen), am 16. Mai, um 10 Uhr abends, der Planet Saturn, am 30. Mai, um 12 Uhr mittags endlich abermals der Stern erster Größe Regulus vom Monde bedeckt; sämtliche Bedeckungen sind jedoch in unseren Gegenden nicht sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten werden sich im Monat Mai etwas günstiger gestalten als im Vormonat.

Merkur ist während des ganzen Monats [illegible]stern. Er erreicht am 3. Mai zwar seine größte [illegible] Elongation von der Sonne mit nahezu 27°, bleibt dem Tagesgestirn aber doch so nahe, daß er mit freiem Auge nicht wohl sichtbar sein wird. Am 21. Mai steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Venus geht am 6. Mai am Planeten Mars ganz nahe südlich, am 12. Mai am Planeten Jupiter nur wenig nördlich vorüber. Im ersten Falle beträgt der Abstand beider Planeten nur 5 Bogenminuten, im letzteren etwas mehr als 1 Grad. Am 28. Mai durcheilt Venus das Perihel ihrer Bahn. Sie geht im Monatsdurchschnitt um 9¾ Uhr abends, also gut 2 Stunden nach der Sonne unter und ist daher während des ganzen Monats am westlichen Himmel als hellglänzender Abendstern sichtbar. Am 25. Mai kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars geht im Monatsdurchschnitt reichlich 1¾ Stunden nach der Sonne unter und ist daher gleichfalls, tief am nordwestlichen Horizont (im Sternbild des Stiers) in düsterrotem Lichte glänzend, während des ganzen Monats sichtbar. Am 18. Mai geht er im Abstand von nur zwei Vollmondsbreiten nördlich an dem viel helleren Planeten Jupiter vorüber, am 24. Mai steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Jupiter steht nunmehr bei Anbruch der Dämmerung als hellglänzendes Gestirn schon ziemlich tief am nordwestlichen Abendhimmel und geht im Mai durchschnittlich um 9¼ Uhr abends unter. Am 24. Mai kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Saturn geht im Mai durchschnittlich schon um 2¼ Uhr nachts auf und kann daher, allerdings ziemlich tief am südöstlichen Himmel (im Sternbild des Wassermanns) stehend, bis zum Anbruch der Morgendämmerung beobachtet werden. Durch sein ruhiges, mattgelbes Licht ist er von den helleren Fixsternen seiner Umgebung leicht zu unterscheiden. Der diesen Planeten umgebende Ring bildet nunmehr eine sehr langgestreckte Ellipse, welche annähernd 16mal so lang als breit ist. Der am 16. Mai stattfindenden Bedeckung des Planeten Saturn durch den Mond, welche für unsere Breiten jedoch in eine einfache Konjunktion übergeht, ist schon weiter oben gedacht worden.

Uranus ist gegenwärtig langsam rückläufig im Sternbild des Schützen. Er geht im Monatsdurchschnitt schon um 11¼ Uhr abends auf, kann somit fast die ganze Nacht hindurch als Sternchen 6. Größe — dem bloßen Auge also eben noch wahrnehmbar — beobachtet werden.

Neptun bleibt im Sternbild der Zwillinge, etwa in der Mitte zwischen den hellen Sternen Gamma und Epsilon desselben, nach wie vor fast unverrückt stehen. Da er im Monatsdurchschnitt schon um 11 Uhr nachts untergeht, kann er, jedoch nur unter Benutzung von stärkeren optischen Hilfsmitteln, jetzt nur noch während der ersten Abendstunden beobachtet werden.

Sternschnuppen. Am 6. Mai — heuer also hinsichtlich des Mondlichtes zu einem nicht gerade günstigen Zeitpunkt — passiert die Erde alljährlich die Bahn eines ausgedehnten Sternschnuppenschwarmes, dessen Radiationspunkt im Sternbild des Wassermanns liegt, weshalb die von ihm kommenden Meteore als Aquariden bezeichnet werden. Ebenso finden alljährlich um die Mitte des Monats periodische Sternschnuppenfälle statt, die von dem Sternbild der nördlichen Krone auszustrahlen scheinen. Sporadische Sternschnuppenfälle von größerer oder geringerer Frequenz endlich sind während des ganzen Monats zu beobachten, sie kommen scheinbar aus dem Herkules, aus dem Schlangenträger, aus dem Drachen und aus dem Pegasus.

-rt-

Bücher und Zeitschriften.

Eduard Mörikes Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Walther Eggert-Windegg. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse des Dichters, sowie zwei Beilagen. Münster i. W. 1906, Aschendorffsche Buchhandlung.

Walther Eggert-Windegg, der sich um seinen großen Landsmann schon durch eine gute Biographie verdient gemacht hat, tritt nun auch als Herausgeber der Werke Mörikes auf. Die Absicht, die ihn bei seiner Ausgabe geleitet hat, ist, „Mörike im deutschen Haus und deutschen Herzen die Stätte zu bereiten, die ihm gebührt". Seine Ausgabe ist wohl geeignet, dieser Absicht Erfolg zu verschaffen. Die Gedichte sind mit Geschmack ausgewählt und angeordnet. Mörikes Novellen sind sämtlich abgedruckt. Der Roman „Maler Nolten" allerdings fehlt, wofür der Grund in der Einleitung zu den Novellen angegeben ist. Auch zu den Gedichten schrieb Eggert-Windegg eine passende Einleitung, in die sich jedoch ein Fehler eingeschlichen hat. Ein dort gebrachtes Zitat stammt nicht, wie angegeben, von Carriere, sondern von Schiller. Ein kurzer Abriß von Mörikes Leben und erläuternde Anmerkungen zu den Gedichten und Novellen vervollständigen den Inhalt der empfehlenswerten Ausgabe.

Dr. A. Sonntag.

Recueil de textes français publiés pour les cours universitaires par *Kr. Nyrop*. Deuxième fascicule. Poésie Française 1850—1900. Copenhague, Librairie Schubothe. 1905. 8°. II, 138 p.

Der große dänische Gelehrte, dem wir Romanisten eine ebenso sorgsame Förderung unseres sprachhistorischen wie unseres literarhistorischen Wissens verdanken, ist von jeher als Universitätslehrer darauf bedacht, seine Schüler auch mit den neuesten Erscheinungen französischen literarischen Lebens bekannt zu machen. Fehlt es für seine weitreichenden psychologischen Zwecke an wissenschaftlichen Hilfsmitteln, so ist er stetig bemüht, dem Mangel selbst abzuhelfen. Unter diesem Gesichtspunkt entstand die vorliegende Sammlung. Behandelte das erste Heft die französische Philologie in wissenschaftlichen Erörterungen von Bréal, A. Darmesteter, A. Jeanroy, E. Littré, P. Meyer, G. Paris, G. Pellissier, De Ruble, A. Thomas, so ist das zweite Bändchen aus ebenso trefflich gewählten Proben der französischen Lyrik von 1850—1900 zusammengestellt. Die kleine Anthologie enthält Gedichte von Charles Baudelaire, Aristide Bruant, François Coppée, J.-M. de Heredia, Louis Le Cardonnel, Leconte de Lisle, Stéphane Mallarmé, Stuart Merrill, Henri de Régnier, Jean Richepin, Albert Samain, Sully Prudhomme, Paul Verlaine, Vielé-Griffin und Xanrof. Der Text ist nach den besten Ausgaben hergestellt, insbesondere auch für Baudelaires Fleurs du mal. Sully Prudhommes bekannte Dichtungsperle Le Vase brisé erscheint endlich von den störenden Druckfehlern befreit. Die Notes explicatives sind auf das Notwendigste beschränkt; unter den bibliographischen Angaben findet sich der wertvolle Hinweis auf nordische Literatur (Ruben G. v. Berg, Sven Lange, Emil Zilliacus), die neben Georg Brandes Beachtung verdient.

M. J. Minckwitz.

•

Voranzeigen neuer Verlagswerke.

Die Invasion von 1910. Von diesem interessanten, aktuellen Romane von William Le Queux, der den Einfall der Deutschen in England im Jahre 1910 behandelt, hat sämtliche Rechte für die deutsche Sprache die Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock in Berlin W. 30 erworben. Schon vor Fertigstellung hat dieses Werk das Interesse weitester Kreise erweckt und auch bereits Veranlassung zu einer Anzahl ausführlicher polemischer Artikel gegeben. Der Verlag vertraute die Uebersetzung dem Verfasser des bereits jetzt in dritter Auflage vorliegenden Romanes „Im Lande der Jugend", Dr. Traugott Tamm, an.

Allgemeine Rundschau.

Der 2. Kongreß für experimentelle Psychologie in Würzburg.

V. (Schluß.)

Vom Boden der experimentellen Erfahrung ging Prof. Witasek (Graz) in seinem Vortrage Methodisches zur Gedächtnismessung aus. Er beschrieb die beiden bisher bei dem Auswendiglernen sinnloser Reihen zur Gedächtnismessung verwendeten Verfahrungsweisen: die Methode der Hilfen, bei der die Anzahl der Unterstützungen notiert wird, die der Beobachter braucht, um die Reihe hersagen zu können; und das Wiederholungsverfahren, oder Ersparnisverfahren, bei dem die Anzahl der zum Auswendigkönnen erforderlichen Rezitationen ein Maß für die Gedächtnisleistung hergibt. Die Einseitigkeiten jeder der beiden Methoden sollen durch ein kombiniertes Verfahren vermieden werden, in dem die Hilfen, die dem Beobachter zuteil werden, je einen besonderen Zahlcoeffizienten erhalten, durch den ihr Gewicht ausgedrückt wird. In der Bestimmung dieses Gewichtes sieht Witasek die methodische Grundlage der Gedächtnismessung. Er selbst hat auf Grund von gewissen Voraussetzungen über die Komponenten, aus denen sich der Akt der Reproduktion eines richtigen oder falschen Gliedes an einer bestimmten Stelle der Reihe aufbaut, diese Koeffizienten zu ermitteln getrachtet, und entwarf ein die Hauptfälle enthaltendes Schema der Bewertung. Der lebhafte Widerstand aber, der sich in der Diskussion gegen ihn erhob — namentlich Dürr, Cohn und Ebbinghaus fanden seine Methode der Bewertung unzureichend, während Wirth eine Methode der selbständigen Reproduktion vorschlug —, zeigte, daß man entweder auf eine solche quantitative Bewertung der Hilfe verzichten oder aber die Voraussetzungen des ganzen Verfahrens noch schärfer formulieren müßte.

Damit kommen wir überhaupt auf die Debatten zu sprechen. Leider war nach manchen anregenden Vorträgen wegen Zeitmangels eine Debatte ausgeschlossen. Immerhin geben doch auch die wenigen Debatten einige Anhaltspunkte für die Beurteilung der Verteilung von Zustimmung und Ablehnung gegenüber den einzelnen Vorträgen. Hier trat vor allem die Persönlichkeit von Ebbinghaus in den Vordergrund, der auf die Vorsicht hinwies, mit der die von Sommer als Diagnostikum gehandhabte Reaktionsmethodik verwendet werden müßte, und gegenüber der Auffassung von Stumpf zu erweisen strebte, daß in den sinnlichen Gefühlen, also etwa in dem Schnitterlebnis, ein Empfindungsbestandteil, das Vorstellungsbild des Schneidens, und ein gefühlsmäßiger Bestandteil, der eigentliche Schmerz, stecke. In derselben Debatte ergriff v. Frey für Stumpf Partei, indem er den unangenehmen Eindruck des flackernden Lichtes auf die Ermüdungsempfindungen in den Einstellungsmuskeln der Pupille zurückführte, während Krueger Gefühle überhaupt nicht als Elemente, sondern nur als Eigenschaften gewisser Komplexe gelten ließ, und Wirth als methodischen Ausgangspunkt aller solcher Betrachtungen die Einheit des Gesamtbewußtseins festlegte, in der wiederum der Gegensatz der passiven und aktiven Erlebnisse die Grundlage der Phänomenologie hergibt. Um so klarer, als er bei allen Problemen, die irgendwie die psychophysische Methodik auch nur streiften, der gleiche war, trat schließlich noch der Standpunkt von G. F. Lipps hervor, der die aus seiner Theorie fließenden Anforderungen an methodische Strenge zur Geltung zu bringen sucht.

Bei der Würdigung der Bedeutung solcher Differenzen gilt es vor allem zu ermessen, wie breit doch der gemeinsame Boden ist, auf dem sie erst aufgetaucht sind. Wenngleich durch den experimentalpsychologischen Charakter dieses Kongresses von vornherein eine gemeinsame Basis abgegrenzt war, so scheint es doch im allgemeinen, als wenn der fruchtbare Boden der Psychologie nicht mehr nur die von anderen Gebieten wahllos hergewehten Saatkörner aufwachsen und ein vergängliches Schlinggewirr von Problemen entstehen ließe, sondern als wenn hier eine rein aufsprossende Saat die aufgewandte Mühe zu lohnen verspreche.

Ein erfreuliches Zeichen dafür, wie weit sich die experimentelle Psychologie ihre Stellung in dem Bereiche der experimentellen Wissenschaften zu sichern versuchte, ist ferner die Tatsache, daß nach den feindlichen Auseinandersetzungen mit den Nachbargebieten jetzt wiederum freundliche Beziehungen in einer gegenseitigen Ergänzung der Problemstellung stattfinden. Dies trat z. B. an dem Verhältnis zur Psychopathologie und zur Phonetik auch auf dem Kongreß zutage. Schließlich ist dies nicht am geringsten anzuschlagen, das das Bewußtsein gemeinsamer Arbeit und gegenseitiger Unterstützung durch die mannigfachen Beziehungen gestärkt wird, die im lebendigen Gedankenaustausch auftauchen, und in diesem Sinne hat die Deutsche Gesellschaft für experimentelle Psychologie die schöne Aufgabe übernommen, die Vermittlerin zu sein für das innere Leben einer Wissenschaft, die an ihren eigenen Grundzügen noch arbeitet und darum gerade jetzt am meisten der Fürsorge bedarf.

O. K.

•

Der serbische Psalter der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München.

Lr. Eine der wichtigsten unter den slavischen Handschriften, welche die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München besitzt, ist durch eine soeben erschienene Veröffentlichung der Wiener Akademie der Wissenschaften weiteren Kreisen erschlossen worden, die Prachthandschrift eines mit zahlreichen Miniaturen geschmückten serbischen Psalters. Dieser Psalter der Münchener Bibliothek zählt zu den interessantesten Schätzen der südslavischen Kunst. Die aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammende, vielleicht in dem Kloster Chilandar am Athos gemalte Handschrift war einst im Hausschatz der letzten serbischen Fürsten, der Despotenfamilie Brankovic, gewesen. Der kurfürstlich bayerische Oberkriegskommissar Frhr. Wolfgang Heinrich v. Gemmel, der die Feldzüge Max Emanuels gegen die Türken mitgemacht hatte, hatte den Kodex als Beutestück aus dem slavonischen Kloster Pribina Glava nach Bayern mit sich geführt und ihn 1689 dem Kloster Gotteszell geschenkt. Fast hundert Jahre später, 1782, hatte das Kloster St. Emmeram in Regensburg das wertvolle Stück durch Tausch um andere Bücher an sich gebracht; von dort kam die Handschrift infolge der Säkularisation in die Münchener Staatsbibliothek. Als zweiter Teil des 52. Bandes der Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien (1906, Hölder in Komm.) konnten nunmehr unter dem Titel „Die Miniaturen des serbischen Psalters der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München" die sämtlichen Malereien dieser Handschrift in vorzüg-

lichem Lichtdruck reproduziert werden. Den Wert der Reproduktionen erhöht die beigegebene kunsthistorische Abhandlung über die Miniaturen von dem Grazer Kunsthistoriker Universitätsprofessor Joseph Strzygowski und die Einleitung über den Psaltertext von Hofrat Universitätsprofessor Vatroslaw Jagic in Wien, von welch letzterem die Anregung zu dieser Publikation ausgegangen war. Während der Münchener Psalter schon längere Zeit den Fachkreisen bekannt war, wurde ein zweiter ähnlicher Psalter erst vor kurzem in der Belgrader Nationalbibliothek ans Licht gezogen, welcher sich als eine Kopie des Münchener Psalters erwies. Die Vergleichung beider Denkmäler brachte eine Reihe wichtiger Ergebnisse, welche von Jagic und Strzygowski in musterhafter Weise ausgearbeitet wurden. Besonders des letzteren kunsthistorische Untersuchung ist ein ungemein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Psalterillustration und berührt die wichtigsten Fragen internationaler Beziehungen in der Kunstgeschichte.

Der Münchener Psalter (Cod. slav. 4) ist in der ständigen Ausstellung der Kostbarkeiten und Seltenheiten im Fürstensaale der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek unter anderen wertvollen slavischen Handschriften ausgelegt.

☙

Kleinere Mitteilungen.

* Ein bayerischer Vorschlag auf dem Weltpostkongreß. Auf dem gegenwärtig in Rom tagenden Weltpostkongreß hat Nordamerika den Vorschlag gemacht, Briefumschläge mit bezahlter Rückantwort einzuführen. Auf dem Umschlag sind zwei Marken, die eine rechts, die andere links aufgeklebt. Das Ausgangsland entwertet die Marke rechts, das Eingangsland die Marke links. Der Empfänger präsentiert den Umschlag bei der Post und erhält dafür eine Marke seines Landes. Letzteres sammelt die Umschläge, übersendet sie am Ende eines Jahres an die Ausgangsländer und erhält den Betrag für die vorgestreckten Marken zurückvergütet. Die auf dem Geldcharakter der Briefmarke beruhenden Mängel des Verfahrens — Anreiz zu Briefunterschlagungen, zur Markenfälschung, zu Agiospekulationen — lassen dem Vorschlag wenig Aussicht. Das Wesentliche desselben unter Vermeidung der erwähnten Mängel wurde übrigens bereits im August vorigen Jahres (vgl. Allgemeine Zeitung Nr. 392) von dem bayerischen Telegrapheningenieur J. Baumann, dem bekannten Urheber des Frankostempelverfahrens, welches die Anwendung der Briefmarke in weitem Umfange entbehrlich macht, angegeben. Die Beseitigung jener Mängel erlaubt, das Verfahren nicht nur für die Bezahlung der Rückantwort, sondern ganz allgemein zur Ueberweisung kleiner Geldbeträge an Stelle der zu teueren durch Postanweisung und der unerträglich lästigen durch Uebersendung von Briefmarken anzuwenden. Es beruht darauf, daß von der Post ein von dem Aufgeber zu bezahlender, den zu überweisenden Betrag angebender Stempelaufdruck auf dem Briefumschlag angebracht wird, welcher vom Empfänger bei seiner Post abgegeben in Bar oder in Marken zu dem Betrage des Stempelaufdruckes honoriert wird.

hc. Französische Forschungen in Marokko. Ueber die Marokko-Expedition, welche das französische Marokko-Komitee zur Sicherung seiner Handelsbeziehungen mit dem scherifischen Reiche und zur Verstärkung seines dortigen Einflusses unter Leitung von Leutnant Dyé mit der Jacht Aigle an die Westküste entsandte, berichtet H. Wichmann in „Petermanns Mitteilungen“: Der Zweck der Expedition war genaue Vermessung der Küste, der Landungsplätze, Häfen, des Fahrwassers u. s. w. Die auf 200,000 Francs berechneten Kosten wurden von Madame Heriot zur Verfügung gestellt. Der erste Teil der Aufgabe, eine Rekognoszierung der Küste von Agadir bis Tanger, ist in den Monaten Oktober bis Dezember 1905 ausgeführt worden; unter anderem wurde besonders die Mündung des Sebu untersucht. Daran schloß sich eine geodätische Triangulation der Küste in zwei Abteilungen. Im Laufe des Sommers 1906 sollen dann die Tiefenverhältnisse an der Küste festgestellt werden. Eine zweite, vom Kolonialministerium entsandte Expedition, zu deren Leitung Professor Gruvel-Bordeaux bestimmt ist, hat die Untersuchung der südlichsten Küste Marokkos bis zum Kap Blanco zum Ziele, besonders im Hinblick auf den Fischreichtum dieser Gebiete. In der Baie du Lévrier soll eine Station als Ausgangspunkt für die Untersuchungen errichtet werden.

ck. Ein weiblicher Professor in Japan. Die japanische Regierung hat, wie das British Medical Journal mitteilt, Fräulein Tada Urata zum Professor honoris causa ernannt. Die Dame hat vor einigen Jahren in Marburg den medizinischen Doktorgrad erworben als erste Japanerin, die in Deutschland Medizin studierte. Nun ist ihr wegen ihrer ungewöhnlichen Tüchtigkeit diese auch Männern sonst nur selten zuteil werdende Ehrung zuerkannt worden.

h. c. Aus dem Bibliothekswesen. Der Oberbibliothekar an der Erlanger Universitätsbibliothek, Dr. phil. Markus Zucker, vollendet am 1. Mai das 65. Lebensjahr. Im Bibliotheksdienst wirkt er seit 1878, nachdem er bis dahin neun Jahre im Lehramte tätig gewesen war. — Der bisherige Hilfsbibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Greifswald, Dr. phil. Karl Wendel, ist zum Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Halle ernannt worden.

* Todesfall. Am 27. d. M. ist zu Ostermundingen der frühere Professor an der Berner Universität Paul Volmar gestorben.

☙

Hochschulnachrichten.

h. c. Freiburg i. Br. Der Referendar Dr. jur. Richard Thoma hat sich in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität als Privatdozent für Staats- und Verwaltungsrecht habilitiert.

h. c. Straßburg i. E. Mit einer Antrittsvorlesung über das Thema „Wahrheit und Dichtung“ im 14. Jahrhundert“ führte sich Dr. Ernst Hoepffner in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität als Privatdozent für romanische Philologie, insbesondere für französische Sprache und Literatur, ein.

h. c. Bonn. Professor Dr. August Bier, Direktor der hiesigen chirurgischen Klinik und Poliklinik, hat den ehrenvollen Ruf nach Heidelberg als Nachfolger Czernys abgelehnt.

h. c. Aus der Schweiz. Von der Züricher Universität sind zu Ehrendoktoren ernannt worden: In der staatswissenschaftlichen Fakultät Professor Ernst Roguin, Ordinarius an der Universität Lausanne, wegen seiner Verdienste um die vergleichende Rechtswissenschaft, und Louis Renault, Professor an der Ecole libre des Sciences politiques in Paris, wegen seiner Verdienste um die wissenschaftliche Behandlung des Handelsrechts und des internationalen Privatrechts; in der veterinär-medizinischen Fakultät Nationalrat Peter Knüsel in Luzern wegen seiner Verdienste um die Bujatrik und die Hebung der Viehzucht, und Schlachthausdirektor Stegmund in Basel wegen seiner Verdienste um die Lebensmittelhygiene.

☙

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Die deutsche Finanzreform der Zukunft: Dritter Teil von „Staatsstreich oder Reformen“ von einem Auslanddeutschen. Zürich 1906. Zürcher u. Furrer. 184 S.

Artur Weese: Renaissance-Probleme. Bern 1906. A. Francke. 76 S.

Zeitschrift für soziale Medizin. Herausgegeben von A. Grotjahn und F. Kriegel. 1. Band. 1. Heft. Leipzig 1906. F. C. W. Vogel. 96 S.

Dr. C. Doelter: Petrogenesis. (Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 13.) Braunschweig 1906. Fr. Vieweg u. Sohn. 261 S.

Ferdinand Bac: Vieille Allemagne. Paris 1906. Bibliothèque-Charpentier. 344 S.

Viktor Hehn: Reisebilder aus Italien und Frankreich. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Stuttgart, Berlin 1906. J. G. Cotta Nachf. 376 S.

Emanuel Geibel: Klassisches Liederbuch der Griechen und Römer in deutscher Nachbildung. Ebenda 1906. 241 S.

Dr. Ludwig Dilles: Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft. 2. Teil. Die Urfaktoren des Daseins und das letzte Weltprinzip. Grundlinien der Ethik. Stuttgart 1906. Fr. Frommann. 250 S.

Die Versicherung der Aufsichtsratshaftpflicht. (Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Versicherungs-Wissenschaft, herausgegeben von Dr. phil. et jur. Alfred Manes.) Heft VIII. Berlin 1906. E. S. Mittler u. Sohn. 60 S.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 3. Mai. Nummer 102.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 2.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin.

L. G. Unter den zahllosen Schriften des Schillerjahres verdient die Stölzelsche Abhandlung[1]) eine ganz besondere Hervorhebung, weil sie höchst eigenartig ist. Nicht nur deswegen, weil sie von keinem Literarhistoriker von Fach, vielmehr von einem der hervorragendsten preußischen und deutschen Juristen geschrieben ist, sondern weil sie einen sehr wichtigen Gegenstand mit einer bemerkenswerten Sachlichkeit und juristischen Schärfe behandelt. Veranlaßt ist sie durch einen vor einigen Jahren im Goethe-Jahrbuch veröffentlichten Briefwechsel. Goethe hatte nämlich in seiner Zueignung der mit Schiller geführten Korrespondenz an den König von Bayern geklagt, daß Schiller unter den Fürsten Deutschlands keinen Gönner gefunden hätte. Dagegen erließ 1830 der Staatsrat Beyme eine Erklärung, daß auf Schillers Wunsch, nach Berlin zu ziehen, der König von Preußen ihm einen Gehalt von 3000 Talern versprochen hätte und daß die Ablehnung dieses Anerbietens nur infolge von Schillers Erkrankung und Tod nicht möglich gewesen sei. An diese Veröffentlichung Beymes schlossen sich einige unwillige Aeußerungen Goethes; von diesen aber soll ebenso wenig die Rede sein wie von den Anstrengungen, die 1804 in Weimar gemacht wurden, Schiller dort zu halten, Anstrengungen, die ja, wie bekannt, den erwünschten Erfolg hatten. Nur von der Berufung Schillers nach Berlin soll in Anlehnung an die Stölzelsche Schrift kurz gesprochen werden.

Die Schiller-Biographen, ebenso wie einzelne seiner Zeitgenossen, z. B. Niethammer, vertreten meist die Auffassung, daß diese Ansicht, Schiller sei nach Aeußerung seines Wunsches, nach Berlin zu kommen, wirklich dorthin berufen worden, in einem Punkte gewiß irrig sei, nämlich darin, daß Schiller den Wunsch ausgesprochen. Sie meinen vielmehr, daß die ganze Sache von Beyme ausgegangen sei, und vertreten ferner die Ansicht, daß es nur zu Besprechungen gekommen, ein wirklicher Antrag aber weder erfolgt noch angenommen sei.

Stölzel untersucht die Sache nun genauer. Es steht fest, daß Schiller Anfang 1804 seine Unzufriedenheit mit Weimar entschieden aussprach. Es steht ferner fest, daß Iffland schon seit 1802 den Gedanken faßte und Schritte zu dessen Ausführung tat, Schiller näher ans Berliner Theater zu fesseln, ihn vielleicht nach Berlin zu verpflanzen; es steht endlich fest, daß derselbe Iffland um 16. Mai 1804 einen Brief und ein Memoire an Beyme sandte, in dem es ausdrücklich heißt, daß Schiller in Berlin zu bleiben wünsche, daß er vielleicht anstatt Johannes v. Müllers als Lehrer der Geschichte für den Kronprinzen tätig sein könnte. Dieses Memoire kann unmöglich das Zeugnis eines plötzlich aufgetauchten Entschlusses, sondern muß der Niederschlag einer schon längst unter den Beteiligten, unter denen auch Ifflands Schwager, der Hofrat Greuhm, genannt wird, verhandelten Bemühung sein. Man kann also sicher behaupten, daß eine Neigung Schillers, in Berlin zu bleiben, vorhanden war, wenn auch die Weimarer Vertrauten Schillers davon nichts wußten.

Aber zu einer Berufung nach Berlin mußten, so einflußreiche Männer auch Iffland und Beyme waren, doch andere Gewalten in Tätigkeit treten als ein Theaterdirektor, der viel beim Könige galt, und ein Staatsrat, selbst wenn, wie dies hier der Fall ist, sein besonderes Departement die Kunst- und literarischen Angelegenheiten waren. Der König selbst mußte in Aktion treten.

Leider fehlen nun zum Beweis dieses Eintretens die Quellen. Dreierlei solcher Quellen könnten in Betracht kommen. Zunächst die Aeußerungen der beiden Hauptbeteiligten: des Königs und Schillers. Aeußerungen des Königs sind nicht vorhanden: ein königliches Handschreiben, das eine wirkliche Berufung enthielte, existiert ebensowenig wie etwa ein Protokoll, aus dem eine unwiderlegliche Willensmeinung des Monarchen zu erschließen wäre.

Auch von Schiller existiert keine unzweideutige Aeußerung. In den Briefen aus jener Zeit ist keine bestimmte Meldung enthalten. Dagegen gibt es eine Mitteilung über ein Gespräch, das Schiller mit den Worten schloß: „Ich würde in Berlin bleiben, wenn mir nur in Potsdam ein Anlaß oder eine Gattung Eröffnung gegeben würde." Unter „bleiben" kann natürlich nicht verstanden werden, daß er gar nicht nach Weimar zurückkehren wollte, sondern nur, daß er zu einem dauernden Aufenthalte in Berlin bereit sei nach vorausgegangener offizieller Regelung und, was ebenso selbstverständlich ist, nach erfolgter Abwicklung und Auflösung der Weimarer Verhältnisse.

Zu dieser zweiten Art von Schiller-Quellen ist auch Schillers Kalender zu rechnen. Dieser aber, die vornehmste Quelle, bietet gerade die größte Schwierigkeit. Die darin enthaltene Eintragung lautet nämlich: „17. Mai. Reisten wir nach Potsdam ab. Mittags bei Beyme, abends in Fanchon (dem bekannten Singspiel), nachts bei Massenbach." Worauf dann am 18. folgt: „Von Potsdam nach Wittenberg." Diese Notiz, so ausgiebig sie scheint, ist doch unvollständig und läßt manchen Zweifel übrig. Unvollständig muß man sie nennen, weil darin von einer

[1]) Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin, geschichtlich und rechtlich untersucht von Adolf Stölzel. Berlin 1905, Vahlen.

Zusammenkunft mit dem König nicht die Rede ist, man müßte denn annehmen, der Monarch sei bei Beyme oder Massenbach gewesen oder habe im Theater den Dichter zu sich befohlen; auffällig bleibt bei dieser Annahme immerhin, daß der Dichter nicht ausdrücklich die Person des Königs erwähnt hat. Der Zweifel besteht darin, daß man nicht genau weiß, wann die Eintragungen des Kalenders gemacht sind. Nach der Schrift zu schließen, sind die Einzeichnungen vom 17. bis 21. Mai mit derselben Feder und Tinte geschrieben; dafür, also nicht für die unmittelbare Einzeichnung an jedem einzelnen Tage, spricht auch das Folioformat des Kalenders, das ein wirkliches Mitführen im Rock oder in der Handtasche ausschließt. Dafür spricht ferner die Ausdrucksweise; denn „reisten wir" sagt der Abreisende nicht, sondern etwa: „Abreise" oder Aehnliches.

Auch eine dritte Quelle, die für Weimarer Hofgäste sich oft höchst ergiebig erzeigt hat, versagt bei Potsdam: die Hoffourierbücher. Sie, die es ermöglichen, jeden Gast der herzoglichen Tafel in der kleinen thüringischen Residenz ohne weiteres nachweisen zu lassen, fehlen entweder für den Berliner Hof oder sind damals nicht ordentlich geführt worden. An ihre Stelle treten Küchenrechnungen. Es ist höchst wahrscheinlich das erste Mal, daß solche Küchenrechnungen für literarhistorische Untersuchungen benötigt werden.

Der Zweck beider Aufzeichnungen ist freilich ein sehr verschiedener: das Hoffourierbuch verzeichnet die Namen der Personen, die an den Mahlzeiten teilgenommen; das Küchenbuch gibt nur die Zahl der zu beköstigenden Personen an, gelegentlich mit Hervorhebung besonderer Ehrengäste oder mit Bezeichnung des Zweckes des Gastmahls, verzeichnet aber nicht die einzelnen Teilnehmer, sondern nennt nur die Summe, die aufgewendet wurde. Besitzen also die ersteren Beweiskraft für die einzelnen von der fürstlichen Tafel bewirteten Gäste, so können die letzteren nur zu Vermutungen benutzt werden. Aber zum Aussprechen, ja zur Wahrscheinlichmachung der Vermutung, daß das Schillersche Paar bei dem König von Preußen zu Gast gewesen sei, reichen sie aus. In diesen Küchenbüchern ist für den 15. Mai 1804 ein Frühstück verzeichnet, „für die Königlichen Herrschaften", offenbar im engeren Kreise, und eine größere Mittagstafel bei dem Könige. Am 16. ein Frühstück für „die Churprinzeß von Kassel", offenbar in etwas weiterem Kreise, eine größere Mittagstafel bei der Königin und eine kleinere königliche Abendtafel, alles im Potsdamer Schlosse. Dann folgen am 17. und 18. „für die Königlichen Herrschaften" je ein größeres Frühstück außerhalb des Schlosses, ohne Angabe des Ortes; am 18. abends aber fand in Charlottenburg eine kleinere Abendtafel des Königs statt. Bei einem dieser Frühstücke nun kann das Schillersche Paar zugegen gewesen sein, und da, wie Stölzel aus anderen sehr ins Kleine und Einzelne gehenden Untersuchungen beweist, in denen wir ihm nicht zu folgen brauchen, weder der Herzog von Weimar, der gleichzeitig mit Schiller in Berlin und Potsdam sich aufhielt, am 17. in Potsdam gewesen sein kann, noch das braunschweigische Herzogspaar am genannten Tage in Potsdam anwesend war, „so müssen am 17. Mai andere Personen als die Braunschweiger Fürstlichkeiten das erste der beiden Sonderfrühstücke veranlaßt haben". Und als Resultat der Untersuchung nimmt Stölzel an, daß dies das Schillersche Paar gewesen. Er bemerkt, „es verblieb bei dem zum 18. zu Ehren des Herzogs angeordneten Frühstück; soweit die Speisen für dies Frühstück aber am 17. vormittags bereits hergestellt waren, wurden sie zu den nachträglich angeordneten des 17. aufgetragen. Das erstbestellte wandelte sich um in das zweitservierte, das zweitbestellte aber in das erstservierte. Am Frühstück des 17. nahmen teil das Königspaar, das Schillerpaar, der Geheime Kabinettsrat Beyme und andere Hofherren und Hofdamen; am Frühstücke des 18. nahmen teil das Königspaar, die fremden und die einheimischen fürstlichen Gäste, sowie die Hofherren und Hofdamen". Zur Stütze dieser Vermutung, namentlich zur Bestätigung des Umstandes, daß am 17. keine weiteren fürstlichen Gäste teilgenommen, wird die eigentümliche Ausdrucksweise des Küchenbuches angeführt, die nur bei diesem Mahle sich findet.

Nimmt man dieses scharfsinnige Resultat an, so bleibt nur die Schwierigkeit zu lösen übrig: wieso hat Schiller diese Tatsache nicht notiert? Er verzeichnet nur: „mittags bei Beyme", wobei ich nicht weiter mit Stölzel nachforschen will, ob Schiller nach dem opulenten königlichen Frühstück wirklich eine Mahlzeit beim Kabinettsrat eingenommen oder sich um die oder nach der Mittagszeit einige Stunden bei Beyme aufgehalten oder am Mittag bei Beyme vorgesprochen habe und mit ihm zum königlichen Frühstück gegangen sei. Daß man jedoch aus dieser Notiz nicht schließen dürfe, Schiller sei am 17. nur bei Beyme und nicht bei dem König gewesen, folgert Stölzel aus der folgenden, sehr interessanten Zusammenstellung:

„Am 2. Juli 1799 reiste Schiller von Jena eigens nach Weimar herüber zu einer Wallenstein-Aufführung und wurde in Gemeinschaft mit Goethe und Wieland dem preußischen Königspaar während eines Zwischenaktes vorgestellt. Gewiß war dies erstmalige Zusammentreffen mit dem Königspaare bei solcher Gelegenheit und in solcher Gesellschaft ein denkwürdiges Ereignis für Schiller, mindestens ebenso denkwürdig wie ein Erscheinen des Königspaares bei einem Frühstück in Sanssouci, zu welchem Beyme den Dichter geführt hatte. Von jenem Weimarer Zusammentreffen mit dem Königspaare erwähnt der Kalender ebenfalls nichts; er beschränkt sich auf die Notiz: „Wallenstein in Weimar gegeben. Nachts nach Jena (Weimar steht irrtümlich im Kalender) zurück". Durch die Angabe der Wallenstein-Aufführung wurde die Erinnerung daran, daß die drei Dichter dem Königspaare im Zwischenakt vorgestellt waren, von selbst genügend wachgehalten. Ein Zusatz: „Goethe, Wieland und ich im Zwischenakte dem preußischen Königspaare vorgestellt", hätte auch nicht der knappen Ausdrucksweise entsprochen. Ebensowenig entsprach dieser Ausdrucksweise ein ähnlicher Zusatz zu der Eintragung des 17. Mai: „Mittags bei Beyme" etwa mit den Worten „zur Rücksprache in Potsdam und dann zum Frühstück in Sanssouci, wo auch das Königspaar erschien"; für Schillers Erinnerung genügten auch hier jene kurzen Worte."

Daß wirklich direkte Verhandlungen Schillers mit dem König stattgefunden haben, braucht man jedoch nicht nur aus Vermutungen zu entnehmen, die nur einen losen Halt an Schillers Kalender und an den Küchenrechnungen finden. Vielmehr lassen sich solche aus Aeußerungen Schillers und der Seinigen in Briefen der unmittelbar folgenden Zeit entnehmen.

In seinem Briefe vom 4. Juni 1804 an den Herzog, in seinem Schreiben an Humboldt vom 2. April 1805 spricht Schiller von Berliner Anträgen. Ferner ist an vier Stellen von Schiller selbst oder von seiner Gattin diesen „Anträgen" ein sehr gewichtiges Beiwort gegeben: In dem Brief an Karl August ist die Rede von der Eröffnung „glänzender Aussichten", einer „glänzenden Stellung", in einem Briefe der Gattin an Fischesch vom 8. November 1804 von glänzenden Anträgen, in der Biographie der Schwägerin Karoline von „ehrenvollen Anträgen" die Rede. Aus alledem muß man schließen: es haben in Berlin und Potsdam nicht etwa nur allgemeine Unterhaltungen stattgefunden, sondern es ist — ob nun auf Schillers Wunsch oder auf eine von Berlin ausgehende Anregung — ein ganz bestimmter Antrag an Schiller gelangt. Schiller ist es nun, der später diesen Antrag abgelehnt hat. Bestimmend für diese Zurückweisung war einerseits die Rücksicht auf seine Kränklichkeit, andrerseits die Dankbarkeit für das Entgegenkommen des Herzogs, vielleicht auch die Erkenntnis, daß das Zusammenwirken mit Goethe für ihn ersprießlicher sei als das Hineinleben in eine ganz andere Wirksamkeit, in der das Dichterische und Theatralische hinter einer repräsentativen Stellung und einer wissenschaftlichen Tätigkeit zurücktreten mußte.

Da es sich in dem vorliegenden Büchlein nicht nur um eine literarhistorische Abhandlung, sondern auch um eine juristische Untersuchung handelt, so seien neben den bisher erwähnten literarhistorischen auch die vom Verfasser formu-

lierten juristischen hervorgehoben. Hat der König eine wirkliche Gehaltsgewährung ausgesprochen, so lag eine rechtsverbindliche königliche Zusicherung vor. Erklärte Beyme dem Dichter nur die königliche Willensmeinung, so könnte darin entweder ein rechtsverbindliches Angebot oder eine rechtsunverbindliche Aufforderung für Beyme gelegen haben. Eine ganz bestimmte Antwort auf die Frage, welche dieser drei Möglichkeiten anzunehmen ist, läßt sich nicht erteilen.

Sicher aber ist erstens: Goethes Anklage, man habe von Berlin aus nichts getan, um Schiller eine auskömmliche Stellung zu gewähren, ist unrichtig; zweitens: die Behauptung ist falsch, daß die von Berlin einmal angeregte Sache von Berlin aus fallen gelassen wurde. Höchst wahrscheinlich ist durch Stölzel gemacht, daß über die Angelegenheit mündliche Verhandlungen geführt wurden und daß bei einem Frühstück in Sanssouci auch zwischen Schiller und dem Königspaare Besprechungen stattfanden.

Ich würde es sehr bedauern, wenn ich durch diese Ausführungen bei den Lesern den Eindruck erweckte, es handle sich in Stölzels Untersuchung um eine Quisquilie. Die Sache selbst ist vielmehr von der allerhöchsten Bedeutung: Friedrich Wilhelm III., den man gern als einen nüchternen Soldatenkönig hinstellt, der für Dinge des Geistes, speziell der Dichtung, wenig Interesse hatte, wird dadurch zu einem Fürsten, der Schillers Bedeutung ahnte und ihm Bedingungen stellte, die für jene Zeit als ganz großartig bezeichnet werden müssen, da von dem Dichter nur geringe Gegenleistungen beansprucht wurden. Nicht minder bedeutsam ist es, sich Schiller in Berlin vorzustellen, als eine Art Spiritus rector des Theaters, als eine hohe geistige Potenz zur Ausschmückung der Stadt, zur Erhebung des Niveaus der Stadt. Aber ich halte die Stölzelsche Schrift nicht nur für bedeutend, weil sie derartig große Ausblicke gewährt, sondern auch wegen der Art der Bearbeitung und der Darstellung. Die Ruhe und Gewissenhaftigkeit, der emsige Spürsinn des juristischen Forschers, der behutsam Schritt für Schritt vorwärts geht, die minutiösesten Untersuchungen nicht scheut, mit dem größten Respekt Goethes Angaben behandelt, ohne sich vom leeren Autoritätsglauben zurückhalten zu lassen — das ist alles so wissenschaftlich und so lehrreich, daß dadurch die Stölzelsche Abhandlung zu einer ganz eigenartigen und höchst bedeutsamen gestempelt wird.

Wasserkraft.

Von Privatdozent Dr. Gottfried Zoepfl (Erlangen).

(Fortsetzung.)

IV.

In wirtschaftlicher Beziehung ist der Preis und die Qualität der gelieferten Wasserkraft ausschlaggebend für die Konkurrenz mit anderen Kraftquellen, besonders der Dampfkraft. Erste Voraussetzung ist aber das Bedürfnis, die Nachfrage nach Kraft überhaupt, die ihrerseits durch die Gelegenheit zu entsprechender produktiver Betätigung in der Nähe der Kraftquelle bedingt ist. Die Annahme, die manche Techniker bei ihren Projekten zu machen scheinen, daß die Kraftverwertung in fast unbeschränktem Maße ganz von selbst komme, wenn nur erst billige Kraft geliefert wird, ist in dieser Allgemeinheit natürlich falsch und kann unter Umständen auf recht bedenkliche Abwege führen. Die neuen Unternehmungen am Niagara-Fall wissen sehr wohl, warum sie die ihnen konzessionierten großen Kraftquellen nur langsam und allmählich ausbauen, wissen, daß sie sich ganz nach dem Grad der Sättigung mit Betriebskraft in den wirtschaftlichen Unternehmungen des Hinterlandes ihrer Kraftquellen richten müssen. Der amerikanische Ingenieur zeigt solchen wirtschaftlichen Erwägungen gegenüber sehr viel Verständnis, während bei manchen deutschen Ingenieuren — durchaus nicht bei allen — das Verständnis für die Ueberlegenheit des wirtschaftlichen Gesichtspunktes über den technischen bei Anlagen, die sich rentieren sollen, manchmal sehr zu wünschen übrig läßt. Ich erinnere mich einer lebhaften Diskussion, die ich früher einmal mit einem solchen abstrakten Techniker bezüglich eines Kanalprojektes führte. Die betreffende Kanallinie machte einen großen Umweg gegenüber der Eisenbahn, und ich rechnete dem Ingenieur an der Hand des Einmaleins vor, daß die wegen des Umweges doppelt und dreifach zu nehmende Kanalfracht höher komme als die Eisenbahnfracht und daß deshalb keine Tonne Kohlen auf dem Kanal gehen werde, wenn nicht eine bedeutende Abkürzung der Kanaltrace gemacht und dadurch die Wasserfracht im Vergleich zur bestehenden Eisenbahnfracht billiger gestaltet würde. Der technisch gewiß ganz gebildete Herr gab mir darauf die sehr bezeichnende Antwort: „Für die Tracierung eines Kanals ist die Wasser-, nicht die Kohlenbeschaffung ausschlaggebend." Darauf mußte ich natürlich als Nationalökonom die Diskussion mit dem Techniker schließen. Vernünftige Techniker werden natürlich auch bei uns stets die wirtschaftlichen Verhältnisse ausschlaggebend sein lassen.

Es scheinen nun besonders glückliche Verhältnisse beim Niagara-Fall dahin zu wirken, daß ein steigendes wirtschaftliches Kraftbedürfnis mit einem technischen Kraftvorrat zusammenfällt und daß der letztere durch große Betriebe, günstige technische Bedingungen und durch den Wettbewerb mehrerer Unternehmungen auch noch verhältnismäßig billig geliefert wird. Bezüglich der Tarife konnte ich nicht viel Zuverlässiges erfahren; sie sollen auch ziemlich kompliziert sein. Im allgemeinen rechnet man bei der Niagara Falls Power Company den Preis der Pferdestärke pro Jahr je nach der Größe der Stromabnahme seitens des Kunden auf 16—25 Dollars. Diese Gesellschaft liefert auch die Kraft für die Straßenbahn in Buffalo, außerdem aber auch an zahlreiche industrielle Anlagen.

Von Bedeutung ist die Frage, auf welche Entfernung die aus dem Niagara gewonnene elektrische Kraft noch billig genug ist, um mit den konkurrierenden Kraftquellen, insbesondere der Dampfkraft, in Konkurrenz zu treten. Zur Zeit meiner Anwesenheit wurde als Höhepunkt der Leistungsfähigkeit der Kraftanlagen am Niagara bezeichnet die Fernleitung der Kraft bis nach Syracuse, etwa 150 Statute Miles (à 1609 Meter) von der Kraftstation entfernt gelegen. Die Leitung war im September fertiggestellt, und die Kraftübertragung sollte im Oktober begonnen werden. Das wäre vielleicht die Hälfte des Weges nach New-York. Wie mir die Ingenieure versicherten, gedenkt man nach und nach außer nach Hamilton und Toronto bis Cleveland und Ohio, vielleicht sogar bis New-York mit der Kraftübertragung vorzurücken und gibt sich der Hoffnung hin, daß es vielleicht auch gelingt, die New-Yorker Zentralbahn mit Kraft von den Niagara-Kraftwerken aus zu betreiben. Die Fernleitung nach Toronto auf eine Entfernung von 60 Meilen ist ja eine spezielle Aufgabe der erwähnten Toronto Niagara Falls Power Company, die vor allem 20,000 Pferdekräfte für die elektrische Straßenbahn in Toronto liefern soll. Einen sehr guten Eindruck machte mir die vorsichtige Art, in der die Ingenieure der Niagara-Kraftwerke von der weiteren Ausgestaltung und Zukunft ihrer Betriebe sprechen. Sie schwärmen einem nicht vor, wie man da- oder dorthin eine „schöne" oder „großartige" Leitung bauen könne, worauf sich dann Industrie an der Endstation der Kraftleitung ansiedeln würde, sondern sie haben stets ganz bestimmte zu errichtende oder bestehende industrielle oder Verkehrsbetriebe im Auge, deren Betriebsspesen sie ganz genau kennen und die sie durch Unterbietung im Preise als Kunden ihres Krafterzeugungsunternehmens zu gewinnen trachten. Und doch hätte gerade am Niagara wo die Kraftwerke eine große Industrie geradezu geschaffen haben, ein weitgehender Optimismus mehr Berechtigung als vielleicht anderswo! Die Qualität der von den Niagara-Kraftwerken gelieferten Kraft, die neben der Billigkeit im Wettbewerb mit anderen Kraftquellen maßgebend ist, soll sich zusehends verbessert haben. Am wichtigsten in dieser Beziehung sind die durch Betriebsstörung in den

Wasserkraftwerken eintretenden Unregelmäßigkeiten in der Zuführung elektrischen Stromes. Es wird dafür Sorge getragen, daß Unfälle und sonstige Betriebsstörungen rasch wirkungslos gemacht werden. Bei einem Blitzschlage, der die Kabel für 50,000 Pferdekräfte verbrannte und infolgedessen in Buffalo eine allgemeine Verkehrs- und Betriebsstörung, sowie Dunkelheit herbeiführte, wurden die Reparaturarbeiten im Laufe einer halben Nacht und eines Vormittags vollendet. Immerhin ist die schwebende Gefahr solcher Betriebs- und Verkehrsstörungen in dem ganzen Hinterland der Kraftquellen noch eine der wichtigsten Schattenseiten der „Niagara-Kultur“.

V.

Ein so hochbedeutendes Zentrum der Wasserkraftkultur wie das am Niagara existiert bis jetzt sonst in der Welt nicht mehr. Projekte freilich gibt es, welche die Niagara-Kraftverwertung noch in Schatten stellen. Immerhin haben einzelne Länder schon recht Bemerkenswertes in der Ausnützung ihrer natürlichen Wasserkräfte für gewerbliche, Verkehrs- und überhaupt Kulturzwecke aufzuweisen.[11]) Dabei sind natürliche Bedingungen in erster Linie ausschlaggebend. Voran stehen in Europa die Schweiz, Frankreich und Italien, die auch bereits statistische Aufnahmen über die bereits ausgebauten, sowie die noch unbenützten Wasserkräfte besitzen. Italien z. B. würde, wenn sich die berechneten 2,800,000 Pferdekräfte Wasserkraft wirtschaftlich als ausbauwürdig bewähren, die Summe der zur Zeit im ganzen Lande arbeitenden motorischen Kräfte, nämlich 650,000 Pferdekräfte, verfünffachen können. In Norditalien kann man schon direkt von einer Wasserkraftkultur sprechen; es sei nur erinnert an die großen Kraftwerke in Vizzola, Mailand und Brescia.

Die Wasserkräfte in den französischen Alpen werden auf drei Millionen Pferdekräfte geschätzt. Die großen Wasserkraftwerke an der Rhone, bei Genf und Lyon haben in diesen Gegenden eine auf Wasserkraftverwertung begründete gewerbliche Kultur geschaffen. Außer den Gewerben, die von alters her die Wasserkraft bevorzugen, Getreidemühlen, Holzsägewerke und Holzschleifereien u. s. w., sind es auch hier wieder, genau wie am Niagara, bestimmte chemische und metallurgische Industrien, welche die Wasserkraftverwertung nicht nur fördert, sondern geradezu hervorruft; so treffen in Lyon 85,000 Pferdekräfte auf die Fabriken von Calcium-Carbid, Soda, Pottasche, Aluminium und Metallwaren.

In der Schweiz werden überhaupt an Wasserkraft, also nicht bloß für elektrische Uebertragung, 270,000 Pferdekräfte verwendet, während 500,000 Pferdekräfte noch zur Verfügung stehen. Die Wasserwerke in Schaffhausen und Hageneck mit 12—16,000 Pferdekräften geben Wechselstrom zu 6—7 Centimes, Gleichstrom zu 8—10 Centimes ab. Dies macht bei 3000 Arbeitsstunden im Jahr 130—200 Francs pro Pferdekraft. —

In Schweden und Norwegen sind sehr günstige Bedingungen für Wasserkraftverwertung insbesondere in den Abflüssen der Seen vorhanden. Die Ausnützung der Trollhättan-Fälle, des Rjukanfos-Falles und des Sarpsfos stehen zurzeit auf der Tagesordnung. Auch in Schweden und Norwegen finden wir aber, daß die fabrik-industrielle Entwickelung auf Grund der Wasserkraftverwertung, bis jetzt wenigstens, eine einseitige, auf chemische Industrie, Holz- und Papierindustrie beschränkte Richtung einnimmt. An dem erwähnten Rjukanfos-Fall mit 100 Meter Gefälle errichtet die Nordische elektrotechnische Gesellschaft zurzeit große Werke für die Erzeugung künstlichen Salpeters nach dem Verfahren von Berkeland und Eyde, und hat eine Wasserkraft von 220,000 Pferdekräften hierfür zur Verfügung. Ein ähnliches Unternehmen, welches bei Notodden am Sarpfos (45 Meter-Fall) mit 30,000 Pferdekräften jährlich 20,000 Tonnen Salpeter erzeugen will, ist soeben in Christiania mit 7 Millionen Kronen Aktienkapital gegründet worden.

Erwähnt sei noch die Ausnützung der Wasserkräfte des St. Lorenzstroms, der High-Fälle in Ottawa, der Necara-Fälle in Mexiko, der Viktoria-Fälle in Südafrika, der Cluvery-Fälle in Indien, des Peñuela-Sees bei Valparaiso u. s. w.; Werke, die teils erst projektiert, teils schon ausgeführt oder wenigstens im Bau begriffen sind. Wenn die Entwickelung so weiter schreitet, dürften starke Verschiebungen in der auf Kraft-Erzeugung und -Verwertung begründeten wirtschaftlichen Kultur zu erwarten sein. Solange Kalifornien z. B. auf die teuere Kohle angewiesen war, konnte sich keine Industrie entwickeln. Jetzt gibt es dort bereits 11 Kraftwerke, und die Fabrikindustrie beginnt sich schon auszubreiten. Der Norden und Süden von Europa ebenso wie die Alpenländer gewinnen an Bedeutung gegenüber den Ländern der Tiefebene, und in Amerika sind es namentlich die Gebiete, die an den Abhängen der unter verschiedenen Namen Nord-, Süd- und Mittel-Amerika durchziehenden Kordillern gelegen sind, welche für die Wasserkraftkultur in Betracht kommen. Insbesondere für das pazifische Nord- und Südamerika, wo die Wasserläufe bei dem raschen Abfall zur Küste ein starkes Gefälle haben, bieten sich günstige Aussichten für die Zukunft. Als ich im Sommer vorigen Jahres in Peru weilte, kam gerade ein Projekt auf die Tagesordnung, das mit dem zurzeit in Bayern viel diskutierten Projekte der Walchen-Kochelsee-Wasserableitung einige Aehnlichkeit hat, nur noch viel großartiger gedacht ist. Man will aus dem 3800 Meter hohen Titikakasee 100 Sek.-Kubikmeter Wasser nach dem pazifischen Teile hin sozusagen abzapfen, das Wasser in einigen Wasserfällen zum Stillen Ozean leiten, dabei 2 Millionen Pferdekräfte gewinnen und die zurzeit wegen Trockenheit unfruchtbaren Gegenden von Südperu künstlich bewässern. Da aber die Randberge jenes Sees noch einige 100 Meter hoch sind, will man entweder das Wasser elektrisch hinüberpumpen oder durch einen Tunnel aus dem See leiten. Man will auch die peruanische Südbahn mit Hilfe dieser Wasserkräfte elektrisch betreiben. Ich habe diese Bahn, die vom Titikakasee nach der Küste führt und vorher auf die Höhe von nicht weniger als 14,666 Fuß aufsteigt, selbst befahren und ihre kühne Linienführung bewundert. Noch kühner — aber technisch vielleicht ebenso ausführbar wie die Eisenbahn — erscheint das Projekt, statt des Schienenstranges eine große Wasserableitung von dem Titikakasee nach dem Stillen Ozean zu bauen. Daß die Frage, die zwischen der Schweiz und Frankreich schon mehrfach von Bedeutung wurde und auch zwischen Bayern und Oesterreich noch zu Erörterungen Anlaß geben wird, nämlich, ob es angeht, aus einem Wasserreservoir — offenen oder unterirdischen — eines politischen Nachbargebietes Wasser auf das eigene Gebiet abzuleiten, nicht bloß in Europa eine Rolle spielt, zeigt gerade das Beispiel des Titikakasees. Dieser gehört zur Hälfte zu Bolivien und zur anderen Hälfte zu Peru, so daß die Peruaner sagen: „Der Titi gehört uns und der Kaka gehört den Bolivianern.“ Es läßt sich nun ganz gut denken, daß man einen solchen auf der Wasserscheide gelegenen See statt zum Amazonas und dem Atlantischen Ozean durch Anbohrung nach der pazifischen Seite abfließen läßt. Dabei handelt es sich bei diesem Projekte um die Schaffung einer ganz neuen Kultur, Erschließung nachgewiesen reicher Erzvorräte und Schaffung einer subtropischen Plantagenwirtschaft in einem weiten Gebiete, dem bisher nur das Wasser fehlte. An dem Maßstab so bedeutender Projekte gemessen, erscheinen Pläne, wie sie in Deutschland zurzeit erörtert werden, nicht so ungeheuerlich.

---

[11]) Nach einem von C. Swinton in der British Association in Cambridge im vorigen Jahre gehaltenen Vortrage weisen zur Zeit alle Elektrizitätswerke, welche bloße Wasserkraft verwerten, auf der ganzen Erde 1,483,300 PS. auf, davon kommen auf: Vereinigte Staaten von Nordamerika 527,500; Kanada 228,200; Italien 210,000; Frankreich 161,000; Schweiz 153,000; Deutschland 81,000; Schweden 71,000; Mexiko 18,500; Oesterreich 16,000; Großbritannien 11,000.

Hygienische Erfolge in unseren Kolonien, beleuchtet von einem Franzosen.

Von G. O. A. Dr. Reh.

Wenn es an und für sich schon selten ist, daß wir Deutsche bezüglich unserer Leistungen von anderen Nationen Anerkennung finden, so muß es schon etwas ganz besonderes sein, wenn wir von seiten unserer westlichen Nachbarn, den Franzosen, Worte der Anerkennung zu hören bekommen. Im Märzheft des Archivs für Marineheilkunde (Archives de médecine navale) findet sich über koloniale Prophylaxe ein Aufsatz des französischen Marinearztes Dr. Gloaguen, welcher an Bord des Capricorne eine Seereise nach dem Indischen Ozean im vergangenen Jahre machte und Mauritius, Madagaskar und Deutsch-Ostafrika besuchte. In diesem Aufsatze vergleicht nun Gloaguen die Art, wie Engländer, Deutsche und Franzosen in ihren ostafrikanischen Kolonien die Prophylaxe gegen ansteckende bezw. dort endemische Krankheiten auffassen. Es ist geradezu komisch zu lesen, daß es in Frankreich ebenso wie bei uns immer heißt: wenn dieses Land den Engländern gehören würde, wäre es schon längst assaniert, d. h. es wäre schon längst alles den Regeln der Hygiene Entsprechende angeordnet und durchgeführt. Der Verfasser fügt aber sogleich bei, daß dieser Ausspruch absolut keine Gültigkeit habe, für englische Kolonien des Indischen Ozeans, welche er besuchte — und wahrscheinlich auch für die anderen —, daß vielmehr die Deutschen als die Meister in der Verhütung (Prophylaxe) der tropischen Krankheiten zu gelten haben, „denn die Resultate, welche sie in der ostafrikanischen Kolonie erreicht haben, sind ein eklatanter Beweis für den Wert ihrer Methode; ihre sanitäre Organisation ist zu beneiden und sollte als Muster für die Tropen dienen.“

Der Rassencharakter der drei Völker hat auch den in dieser Richtung angewandten Mitteln seinen Stempel aufgedrückt: der Engländer brachte seinen Egoismus und seinen diesem dienenden praktischen Sinn, der Deutsche seinen unbeugsamen militärischen Willen, der Franzose seine sprichwörtliche Sorglosigkeit in Anwendung.

Beginnen wir mit der englischen Methode; sie ist praktisch und einfach und besteht in vollständiger Trennung der Eingeborenenstadt von jener der Europäer, sowie in strenger Anwendung der Hauptregeln der privaten Hygiene (im Gegensatz zu einer öffentlichen). Die englische Stadt einer ostafrikanischen Kolonie ist in drei Quartiere scharf getrennt, in ein europäisches, in ein indisches und in ein solches für die Eingeborenen. Das europäische Viertel hat immer die beste und gesündeste Lage, die Wohnungen sind behaglich, entsprechend den Erfordernissen der Tropenhygiene. Außerdem treibt der Engländer Privathygiene durch seine Vorliebe für den Sport. Durch gymnastische Uebungen beugt er dem Tropenkoller u. s. w. vor. Das ist aber auch alles, was unser Blutsverwandter jenseit des Kanals zur Assanierung der Kolonie tut. Wie man sieht, treibt er Prophylaxe nur für sein liebes Ich, für die Eingeborenen gibt's keine öffentlichen hygienischen Vorschriften oder sanitären Verbesserungen. Er treibt Hygiene nur, weil er von Hause aus daran gewöhnt ist, Vorschriften hierüber läßt er sich nicht machen, er betrachtet dieses Gebiet eben als Privatsache: my house is my castle! Man wird deshalb vergeblich nach einem planmäßigen Vorgehen gegen endemische Krankheiten in englischen Kolonien suchen, weshalb diese in den unreinlichen Quartieren der Neger, Inder u. s. w. ungeschwächt fortdauern. Man erinnere sich nur an die Pest und an die Malaria. Gloaguen erwähnt auch noch der geringen Zahl und schlechten Ausstattung der kleinen unzureichenden Spitäler und kommt zu dem Schlusse, daß der Engländer in der Kolonie die Prophylaxe dahin auffaßt, daß der Europäer dort sich solche Existenzbedingungen schafft, welche ihm das Leben unter einer infizierten Bevölkerung so angenehm wie möglich machen.

Der Deutsche faßt im Gegensatz zum Engländer die Sache in Ostafrika (und in seinen anderen Kolonien) anders auf: in Rücksicht darauf, daß die Schwarzen fortwährend die Träger von Keimen endemischer Krankheiten sind, zwingt er sie zu hygienischer Lebensweise. Dem Deutschen ist es zuwider, von Endemien oder Epidemien umgeben zu sein, darum hat er sich der ungeheuren Mühe unterzogen, die Eingeborenen hygienisch zu erziehen. Diese Erziehung wird aber nicht bloß theoretisch durch Verordnungen gehandhabt, sondern auch praktisch durchgeführt, indem die Kolonien in eine Zahl von Quartieren geteilt werden, in deren jedem ein Beamter die Behausungen und deren Bewohner dahin kontrolliert, ob die gesetzlich vorgeschriebenen hygienischen Maßnahmen auch durchgeführt werden. Die Karawanenstraßen haben Posten, in denen die Farbigen einer strengen ärztlichen Untersuchung unterzogen werden. An den Hauptorten sind prächtige Spitäler, „welche ein Muster sind in Beziehung auf ihre Einrichtung“. In Städten und Dörfern sind die Behausungen an breiten, luftigen, rein gehaltenen Straßen. Die häuslichen Abfälle werden täglich gesammelt und weit hinaustransportiert, nicht liegen gelassen wie in den englischen Kolonien. Auch Dachtraufen und Abzugsrinnen sind vorhanden. Sumpfige Stellen werden wegen der Malaria kanalisiert oder ausgetrocknet, andere regelmäßig mit Petroleum begossen (um die Entwicklung der Moskitolarven zu verhindern), Straßen werden angelegt und vorzüglich unterhalten. „Kurz, die Deutschen üben praktische Prophylaxe und suchen durch alle Mittel den Gesundheitszustand ihrer Kolonien zu verbessern.“

Mit der französischen Prophylaxe steht es noch im argen. Der Franzose als Kolonist in Madagaskar übt die persönliche Prophylaxe nur wenig; er versteht es nicht, wie der Engländer, sich mit dem entsprechenden Komfort zu umgeben. Während längerer Zeit war die allgemeine Prophylaxe gänzlich vernachlässigt; erst seit etwa einem Jahre sucht man durch administrative Maßregeln das Vorgehen der Deutschen in bezug auf Assanierung des Bodens und die obligatorische Hygiene der Bewohner zu adoptieren. Es wurde den Einwohnern geraten — nicht befohlen —, ihre Wohnungen weit von den Sümpfen und Reisfeldern anzulegen; in Tananarivo wurde eine medizinische Schule für Eingeborene geschaffen, um die jungen Madagassen mit den Regeln der Hygiene und der Prophylaxe gegen die hauptsächlichsten Tropenkrankheiten bekannt zu machen; auch hat man Chinin verteilt. „Zweifellos,“ sagt Gloaguen, „sind wir noch weit von der Organisation der Deutschen in Ostafrika entfernt, aber diese bescheidenen Versuche zur Hebung der Salubrität in Madagaskar sind nichtsdestoweniger von Interesse und werden unschätzbare Folgen in einigen Jahren haben, wenn diese Maßnahmen auf der ganzen Insel verallgemeinert werden.“

Nach dieser Uebersicht über das Verhalten der drei Nationen in bezug auf Prophylaxe in ihren Kolonien führt Gloaguen als Beispiel für das zielbewußte und erfolgreiche Vorgehen Deutschlands die Sumpffieber in Dar-es-Salaam an. Als im Jahre 1897 Professor Koch mit einigen seiner Schüler nach Ostafrika kam, fand er eine schwere Malaria-Endemie mit einer Morbidität von 50—60 Prozent für Europäer infolge der Moskitoplage. Nach längeren Vorarbeiten begann der Kampf gegen die Malaria im Jahre 1901 unter Leitung von Dr. Ollwig, einem Schüler Kochs. Nach zwei Jahren fiel die Morbidität bei den Europäern bereits auf 10 Prozent, die Sterblichkeit sank auf 0, ebenso bei den Eingeborenen; bei letzteren war die Morbidität etwa nur mehr 0,1 Prozent, und dieses fast unglaubliche Resultat wurde dadurch erreicht, daß die Eingeborenenquartiere in Blocks geteilt wurden, welche regelmäßig von entsprechend geschulten Krankenwärtern und -wärterinnen kontrolliert und daß von den Verdächtigen Blutproben entnommen werden, welche im Laboratorium des Spitals einer mikroskopischen Untersuchung unterliegen. Durch Verabreichung von Chinin, durch Austrocknung, Drainierung der Sümpfe u. s. w. wird der Boden saniert und die Weiterverbreitung der Krankheit verhindert.

Als Beispiel für das englische Verfahren führt Gloaguen die Insel Mauritius an. Diese lernte das Sumpffieber erst im

Jahre 1865 kennen dadurch, daß durch den Eastern Empire eine schreckliche Malaria-Epidemie von Bombay oder Kalkutta eingeschleppt wurde, so daß in einem Jahre 40,000 Personen von 360,000 = 11 Prozent starben. Wie viele erkrankten, konnte nicht eruiert werden mangels einer Kontrolle. Alle Versuche, der Infektion Herr zu werden, scheiterten an der Unsauberkeit der Eingeborenen. Die Europäer beschlossen daher, die verseuchte Stadt Port-Louis zu verlassen und sich auf der Höhe neu anzusiedeln unter Ausschluß der Farbigen. So entstand Curepipe in einer Entfernung von 25 Kilometer und in einer Höhe von 580 Meter. Da dort keine Moskitos als Träger der Malaria-Plasmadien vorkommen, wurde der Aufenthaltsort für die Nacht, während Port-Louis des Geschäftes halber zum Tagesaufenthalt blieb. Die Moskitos verstecken sich bekanntlich am Tage und sind dann unschädlich. Bei den Europäern sank die Mortalität auf 5—6 Prozent, die Morbidität auf 15—20 Prozent in 40 Jahren, im Vergleich zu den deutschen Erfolgen in Dar-es-Salaam immer noch wenig, denn hier haben wir innerhalb zwei Jahren, wie erwähnt, eine Morbidität von 10 Prozent und eine Mortalität von 0, und zwar bei Europäern und Eingeborenen zusammengenommen, während in Mauritius für die farbige Bevölkerung nichts geschah!

So weit die interessanten Ausführungen Gloaguens. Freuen wir uns über die deutscher Gründlichkeit und Humanität gezollte Anerkennung, und mögen die Nörgler, welche ständig an unseren Kolonien etwas auszusetzen haben, bald verstummen.

Bücher und Zeitschriften.

Evangelische Religionslehre. Von Hans Vollmer.

Außerordentlich groß war die Zahl der Festschriften und Festgaben, die der im vorigen Herbst in Hamburg tagenden 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargebracht wurde. B. G. Teubners Verlag ließ ihr zugehen neben einem Probeheft von der „Kultur der Gegenwart" den ersten Band des „Handbuches für Lehrer höherer Schulen". In diesem befindet sich die oben genannte Abhandlung von Lic. Hans Vollmer. — Zunächst gibt der Verfasser eine Uebersicht über die Geschichte der religiösen Unterweisung der Jugend in Deutschland. Von einer besonderen Pflege des religiösen Jugend-Unterrichtes durch die Kirche kann bis zum Ausgang des Mittelalters keine Rede sein. Was die Schulen angeht, so wurde in den Bildungsanstalten für künftige Kleriker auf dieselben mehr Gewicht gelegt. An den städtischen Schulen suchte die Kirche das Maß der zu vermittelnden Kenntnisse möglichst zu beschränken; auch an den Lateinschulen konnte von einem eigentlichen Religionsunterricht keine Rede sein. Noch vor der Reformation regten zu besserer religiöser Unterweisung an die böhmischen Brüder und der Humanismus. Wie viel Luther daran lag, daß in der genannten Beziehung Wandel geschaffen wurde, hebt Vollmer gebührend hervor, ausführlicher verbreitet er sich über dessen Katechismus. Aus diesem wurden die drei ersten Hauptstücke vornehmlich behandelt; einzelne biblische Bücher wurden gelesen, der Unterricht wurde, das ist das Bedeutsamste, an einem Wochentag erteilt. Merkwürdig bleibt, daß biblischer Geschichtsunterricht ganz zurücktrat. Im 17. Jahrhundert haben wir Ansätze zum Besseren, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts erschienen die „Zweimal 52 auserlesenen biblischen Historien" von Johann Hübner in Hamburg. Daß der Pietismus auf die Unterweisung der Jugend in der Bibel drang, ist natürlich. Aus den Franckeschen Stiftungen zu Halle ging das Lehrbuch für die oberen Religionsklassen in Gelehrtenschulen von Aug. Herm. Niemeyer hervor, dessen Wert ganz besonders hervorgehoben wird.

Nach dieser Geschichte des Religionsunterrichtes im allgemeinen verbreitet sich Vollmer über die Entwicklung in den einzelnen Ländern. In Preußen wurde 1834 das Religionsexamen allgemein eingeführt. In Bremen sorgte man nur in den Unterklassen für Religionsunterricht. (Vergl. die heute von dort ausgehende Bewegung für Abschaffung des Religionsunterrichtes!)

In dem Abschnitt „Prinzipien und Methode" fordert der Verfasser mit Recht, daß der Religionsunterricht dem sonst an höheren Schulen herrschenden wissenschaftlichen Betrieb organisch anzugliedern ist. Das eigentliche Feld der Unterweisung ist das geschichtliche. Nicht oft genug kann die hier ausgesprochene Forderung wiederholt werden, daß die Leiter höherer Schulen diesen Unterricht nur wirklich befähigten Lehrern anvertrauen sollten. Schließlich verbreitet sich Vollmer über Lehrgang und Schulbücher. Daß hier die Subjektivität hervortritt, daß nicht jeder Lehrer nach dieser Aufstellung arbeiten wird, ist klar. Jedenfalls zeigt sich in der letzteren aber, daß der Verfasser an sich selbst hohe Anforderungen stellt, und daß er von der Bedeutung des Religionsunterrichts und der Verantwortlichkeit des Religionslehrers hohe Begriffe hat. Möge Vollmer für die viele Mühe, die er auf seine Arbeit verwandt hat, bei der er mit manchen Irrtümern, die sich immer weiter vererbt haben, aufgeräumt und vieles andere in neues Licht gerückt hat, in der Anerkennung derer, an die er sich wendet, seinen Lohn finden.

Heinrich Klinn.

* **Zeitschriften-Literatur.** Die beiden bis jetzt erschienenen Hefte der Halbjahrsschrift für die Geschichte und Kunst des Freiburger Münsters Freiburger Münsterblätter (Herausgeber: Freiburger Münsterbauverein; Verlag: Herdersche Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau) enthalten folgende Aufsätze: Der Freiburger Münsterturm. Aesthetisch gewürdigt von Bischof Dr. Paul Wilhelm v. Keppler. Ein „Barmherzigkeits-"Bild Lukas Cranachs d. Ae. im Freiburger Münster. Von Münsterarchitekt Friedrich Kempf. Mit 1 Kunstbeilage. Der romanische Bilderfries am südlichen Choreingange des Freiburger Münsters und seine Deutung. Von Universitätsprofessor Dr. Friedrich Panzer. Maria mit dem Schutzmantel am Freiburger Münster. Von Dr. Engelbert Krebs. Das Hans Baldungsche St. Annen-Fenster im Freiburger Münster. Von Professor Fritz Geiges. Mit 1 farbigen Kunstbeilage. Der ehemalige Lettner im Freiburger Münster. Von Kunstmaler Karl Schuster. Die Wandteppiche im Freiburger Münster. Von Museumsdirektor Dr. Hermann Schweitzer. Der Freiburger Münsterschatz. Von Hofrat Professor Dr. Marc Rosenberg. Das Freiburger Münster im Lichte der neuesten Forschung. Von Dr. Joseph Sauer. Ordnungen und Satzungen der Freiburger Münstergeistlichkeit. Von Stadtarchivar Dr. Peter P. Albert und Dr. Hermann Flamm. Das Rechnungs- und Finanzwesen des Freiburger Münsters. Von Dr. Anton Maurer. Urkunden und Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Freiburger Münsters. Von Stadtarchivar Dr. Peter P. Albert. Bibliographie des Freiburger Münsters. Von demselben.

*

Vorunzeigen neuer Verlagswerke.

In den nächsten Tagen steht das Erscheinen des zweiten Heftes der vom Senatspräsidenten am Oberverwaltungsgericht Fuisting herausgegebenen, im Verlage von Julius Springer in Berlin erscheinenden „Finanzpolitischen Zeit- und Streitfragen" bevor, in dem sich der Herausgeber mit der Tätigkeit der Steuerkommission des Reichstags beschäftigt und die von der Kommission beschlossenen Steuergesetze einer eingehenden, sachverständigen Beurteilung unterzieht. Für die schwebende Reichsfinanzreform dürften die Ausführungen des bekannten Finanzpolitikers, der das Ergebnis seiner wissenschaftlichen Studien unter dem Titel: „Das Gesamtsteuersystem in Reich, Staat und Gemeinde in Verbindung mit der Reichsfinanzreform" zusammengefaßt hat, nicht unbeachtet bleiben.

Allgemeine Rundschau.

Unterricht und Erziehung.

In einer Versammlung der Abteilung München der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur am Samstag Abend gedachte Dr. Max Kleß in einem Vortrage seine Ansichten darüber wiederzugeben, was die heutige Schule als Unterrichtsanstalt und was sie als Erziehungsanstalt leistet und was sie als solche überhaupt noch zu leisten imstande ist. Der Riesenumfang des Stoffes war dem Redner aber über den Kopf gewachsen und als er der vorgerückten Stunde wegen seinen Vortrag mit einem kurzen Schlußwort beendete, hatte er nur über den ersten Teil des Themas sich verbreiten können. Immerhin hat dieser Teil sehr viel Anregendes, und man darf dem Wunsche des Vorsitzenden der Gesellschaft beipflichten, besondere Diskussionsabende anzusetzen, in denen alle an der Erziehung unserer Jugend und des Volkes zur Mitarbeit berufenen Kräfte sich zusammen fänden, um zu beraten, was für die Reform unseres

Unterrichts- und Erziehungswesens praktisch durchführbar erscheint und was von den Rießschen Vorschlägen ins Gebiet der Utopien zu verweisen ist. Dr. Rieß gehört zu jenen stürmischen Reformotorennaturen, deren durch nichts zu besiegender Idealismus sich Ziele steckt, die von den meisten der mit nüchternem Sinn und kühler Beobachtung im praktischen Leben stehenden Leute kurzweg als unerreichbar und von manchen auch deshalb vielleicht als keiner Erörterung wert erachtet werden. Auf dem letzteren Standpunkt steht, wie aus einer an den Rießschen Vortrag sich anschließenden kurzen Besprechung später hervorging, im Kreise der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur niemand, sondern übereinstimmend huldigt man der Ansicht, daß alle großen reformatorischen Bewegungen sich zuerst immer als Utopien idealistischer Schwärmer angekündigt haben, ehe sie ganz oder zum Teil in die Wirklichkeit übertragen worden sind.

Dr. Rieß legte im Eingang seines Vortrages dar, warum die heutige Schule weder eine gute Unterrichtsanstalt, noch eine gute Erziehungsanstalt mehr sein könne.

Die Schule ist überlastet mit Lehrstoff und die chronische Ueberfüllung der Klassen hindert die Beschäftigung des Lehrers mit dem einzelnen Schüler. Im Laufe des letzten Jahrhunderts hat der Lernstoff, den der nach höherer Bildung strebende Schüler in sich aufzunehmen hat, durch die enormen Fortschritte auf allen Gebieten der Naturwissenschaft und der Technik einen Zuwachs erhalten, der alles, was die vorhergehenden achtzehn Jahrhunderte hervorgebracht haben, übertrifft. Dazu sind jetzt Unterrichtsfächer hinzugekommen, von denen die humanistischen Bildungsanstalten unserer Vorfahren bis ungefähr zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gar nichts oder nur sehr wenig wußten. Gegen das humanistische Schulideal mit seiner ausschließlichen Bevorzugung der toten Sprachen des klassischen Altertums ist man heute widerwillig geworden, und daraus entsteht dann ein passiver Widerstand des Elternhauses, der die Begeisterung des Schülers für den ihm gebotenen Unterrichtsstoff niederdrückt. Die reine und naive Begeisterung für das klassische Ideal ist auch im Lehrerstande selten geworden.

An Stelle des alleinigen humanistischen Gymnasiums sind nun die verschiedenen Typen Gymnasium, Realgymnasium, Realschule und Fachschulen getreten. Bei der Feststellung des allein selig machenden Schulplanes herrscht ein Schacher und Handel um die Zahl der Stunden, die man dem einen oder dem anderen Fache bewilligen möchte.

Man muß sich endlich entschließen, sich auf eine Vorschule von ganz allgemeinem Typus zu beschränken. Außer dem Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen sollte dem Kinde zunächst nur solcher Unterricht geboten werden, der ihm auf Grund seines sinnlichen Anschauungsvermögens leicht eingeht, hauptsächlich also Zoologie und Botanik. Diese Fächer aber sollen so wenig wie möglich aus Büchern gelehrt und gelernt werden, sondern in freier Natur und in Museen, Staats- und Privatsammlungen; und jeder dazu Berufene, wenn er auch nicht dem Lehrerstande angehört, müßte herbeigezogen werden, um auf dem Gebiete seines Wissens und seiner Liebhaberei den Schülern als Führer und Instruktor zu dienen. An diesen ersten, für alle Schüler gleichen Unterricht hat sich dann später ein Unterricht anzuschließen, der mit der Spezialisierung der Schule viel weiter geht, als wir es heute können. Nicht drei, sondern vielleicht sechs oder acht Schularten sind einzurichten, von denen jede einen besonderen Typus bildet, einer für die speziell für Mathematik hervorragend begabten Schüler, ein anderer, der sich dem Unterricht in Griechisch und Latein so ernsthaft widmete, daß er das böte, was zu Zeiten der höchsten Glanzperiode an den humanistischen Gymnasien im Lesen der alten Klassiker je erreicht worden ist, ein dritter Typus nur für germanistische Bildung, altnordische Poesie und deutsche Heldensage, mittelhochdeutsche Epiker u. s. w., dann Gruppen für Französisch oder Englisch oder Französisch und Italienisch zusammen als romanische Sprachgruppe, ferner eine Gruppe für Philosophie und Ethik, die aber nur als freiwillig zu wählende und nicht in den allgemeinen Schulunterricht gehörige Fächer aufzunehmen wären.

Jeder Schüler könnte bei dieser Erteilung eine oder zwei der genannten und vielleicht noch andere hinzukommende Fakultäten wählen und brauchte sich daneben nicht mit dem ganzen Ballast der übrigen Fächer zu beschweren, würde dann aber Zeit und Möglichkeit gewinnen, den von ihm erwählten Stoff wirklich gründlich geistig zu bewältigen und in sich aufzunehmen. An diesen verschiedenen Lehrgängen müßte es auch Erwachsenen gestattet sein, teilzunehmen. Denn bei der Fülle des von Tag zu Tag sich mehrenden Wissensstoffes müssen wir uns wieder an das alte Wort zu halten haben, wonach der Mensch nie aufhören soll, zu lernen.

Da von der Staatsschule nicht so bald eine derartige gründliche Schulreform zu erwarten ist, gibt der Vortragende allen Eltern, die solches durchführen können, den Rat, ihre Kinder durch Privatlehrer unterrichten zu lassen und, wo es angängig ist, Gruppen von Eltern mit Klassen von je sechs Kindern zu schaffen. Auf Grund der Erfahrungen solcher Privatkurse könnten die Schulen dann vielleicht später reformiert werden.

Der Vortragende erntete lebhaften Dank für seine Ausführungen, mußte sich aber von verschiedenen Zuhörern, die im praktischen Leben stehen, bei aller Anerkennung für seine idealen Bestrebungen, mancherlei Berichtigungen gefallen lassen, die bei den in Aussicht genommenen Diskussionsabenden der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wohl noch erhebliche Erweiterung und eingehende Begründung erfahren werden.

H. G.

*

Die nächste Versteigerung griechischer Münzen.

y. In der letzten Zeit sind die öffentlichen Ausbietungen griechischer Münzen sehr bedeutend gewesen. So hatten wir im vergangenen Jahre, um nur von den deutschen Veranstaltungen zu reden, zwei große Versteigerungen bei Dr. J. Hirsch in München, von denen die eine (Nr. XIII) in mancherlei Hinsicht die schönste und wertvollste ist, die wir kennen (allein der 58 Tafeln enthaltende und noch heute käufliche Katalog ist ein Meisterwerk und in Ermangelung eines guten deutschen Handbuches für griechische Münzkunde ein guter Ersatz), woran sich neulich die Veräußerung der Doppelstücke des Berliner Münzkabinetts anschloß (bei Heß in Frankfurt). Jetzt steht wieder bei J. Hirsch eine große Versteigerung in Aussicht. Es handelt sich um eine bedeutende Spezialsammlung griechischer Münzen in Spanien, Gallien, Italien, Sizilien und Karthago, woran sich noch 63 römische Goldmünzen bester Erhaltung und die numismatischen Bücher des verstorbenen Braunschweiger Bankherrn Arthur Löbbecke, dessen sehr bedeutende griechische Münzsammlung jetzt von dem Berliner Kabinett erworben wird, anschließen. Das Hauptaugenmerk wird sich auf die schönen Reihen aus Italien und Sizilien richten. Und da ist es denn besonders erfreulich, daß man nicht, wie so oft, nur eine erlesene Sammlung vor sich hat, in der die häufigeren Prägungen so gut wie ganz fehlen, sondern eine umfassende Zusammenstellung, die es ermöglicht, daß der einzelne seinen eigenen Bestand aufs beste ergänzen kann. Das ist z. B. bei Neapel der Fall, wo neben 39 zum Teil sehr seltenen Silbermünzen noch 49 Kupferstücke erscheinen, dadurch auch eine, die selbst in dem neuesten Werke über die campanischen Münzen, dem des Franzosen A. Sambon, nicht zu finden ist (Nr. 240). Glänzend ist die Reihe der Münzen von Metapont, in der großen Fülle der Silberlinge ist ein Doppelstater mit dem Kopfe des Leukippos das schwerste Stück (leider ist die künstlerische Ausführung nicht auf der Höhe), das reizendste ein Didrachmon, das als Beizeichen neben der Aehre eine zierliche, auf dem Deckblatt spielende Spitzmaus zeigt. Für diejenigen, welche die jetzt sehr beliebt gewordenen Münzen von Terina bevorzugen, findet sich ein Glanzstück ersten Ranges in Nr. 887, wo auf der Rückseite die sitzende Nike mit dem Vögelchen dargestellt ist. Die Ausführung ist glänzend, und wenn ein anderes, übrigens demselben Stempel entstammendes Stück dieser Prägung im vergangenen Jahre mit 2875 Mark in München bezahlt wurde (J. Hirsch XIII, Nr. 887), so muß das jetzt ausgebotene wenigstens denselben Preis erzielen, da es die Umschrift, die auf jenem Stücke kaum erscheint, ganz klar und reinlich bietet. Von Syrakus und anderen sizilianischen Städten kann nicht mehr im einzelnen gesprochen werden, hervorgehoben sei nur, daß die Anordnung der Münzen im Kataloge streng wissenschaftlich erfolgt, so daß auch hier wieder das Lehrreiche des Unternehmens, das schon am Katalog XIII zutage trat, zu rühmen ist. Die Versteigerung beginnt in München im Geschäftsraum des Veranstalters (Arcisstraße 17) am 28. Mai.

☙

Kleinere Mitteilungen.

Bü. **Ausgrabungen an der Stätte des alten Spartas.** Bei den Arbeiten der Britischen Archäologischen Schule zu Athen an den Ruinen des Tempels der Artemis Orthia in Sparta wurde ein Teil des Krepidomas aufgedeckt. Sechs Inschriften bezeugen, daß der Tempel der Artemis Orthia geweiht gewesen war. In dem nur zum kleinen Teil bisher aufgegrabenen Temenos wurden in einer Schicht etwa 10,000 (!) kleine Idole von Elfenbein und Bronze aus dem 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. aufgefunden.

C. K. **Ein neues Museum für Altertümer in Rom** ist in Anwesenheit italienischer Würdenträger und vieler Gelehrten am Ende der vorigen Woche bei dem Botanischen Garten eröffnet worden. Wertvolle Antiquitäten, die bei der Ueberfüllung des Kapitol-Museums dort keinen Platz finden

konnten, haben in diesem kleinen Museum eine höchst sorgfältige und geschmackvolle Aufstellung erhalten; zu den hervorragendsten Werken gehören einige große Mosaikfußböden, die Jagdszenen darstellen und bei Santa Bibbiana als Boden eines prächtigen Saals gefunden worden waren. Unter den Werken der Plastik ragt besonders eine Herkulesgestalt hervor, die während der Arbeiten an dem Quirinal-Tunnel ausgegraben wurde. Ueberhaupt haben besonders die Ausgrabungen gerade der letzten Jahre hier Platz gefunden. Das Museum liegt mitten in einem herrlichen, blumenreichen Garten und wunderschön sind die alten Sarkophage unter den Blütenbeeten aufgestellt, über die sich grünendes Laub neigt.

* Die bekannten Papyrusforscher **Grenfell** und **Hunt** sind, wie die Frankfurter Zeitung mitteilt, von ihrer fünften **Oxyrhynchosgrabung** mit großer Ausbeute nach England zurückgekehrt. Es sollen literarische Stücke von außerordentlichem Interesse darunter sein, deren Detail noch nicht angegeben werden kann.

w. **Vom internationalen Kongreß für angewandte Chemie in Rom.** In der Hauptsitzung am 1. Mai sprach Prof. **Frank** (Charlottenburg) über direkte **Nutzbarmachung der Stickstoff-Atmosphäre** für Gewinnung von Düngemitteln und anderen chemischen Produkten. Der Vortragende machte besonders Mitteilungen über die volkswirtschaftliche Bedeutung eines von ihm und Caro hergestellten Düngemittels, welches einen vollwertigen Ersatz des Chilisalpeters bilde und auch die deutsche Landwirtschaft von dem Import dieses bislang unentbehrlich erscheinenden Düngstoffes unabhängig machen werde.

p. **Der Kongreß der Deutschen anthropologischen Gesellschaft** wird in der Zeit vom 5. bis 10. August in Görlitz tagen. Es sind vorgesehen fünf Vormittags-, bezw. Nachmittagssitzungen mit wissenschaftlichen Vorträgen, Besichtigungen von Wendengräbern, Schlackenwällen u. s. w. Die Stadt Görlitz wird ein Trachtenfest auf der Landeskrone, die Stadt Zittau ein Oybinfest veranstalten, ferner ist eine Reihe von Besichtigungen interessanter Bau- und Kunstdenkmäler, sowie wissenschaftlicher Anstalten und ein Besuch der Reichenberger Ausstellung vorgesehen.

ar. **Ein Riviera-Verein deutscher Aerzte.** Die deutschen Aerzte, die an der Riviera praktizieren, haben sich zu einem Riviera-Verein zusammengeschlossen. Der Verein bezweckt die Förderung der wissenschaftlichen und kollegialen Interessen und die Vervollkommnung der hygienischen Einrichtungen an der Riviera. Zentralsitz ist Nizza. Eine Sitzung soll alljährlich an der italienischen Riviera stattfinden.

ar. Geh. Rat Prof. **Sonnenburg** ist zum **Ehrenmitglied** der Gesellschaft der Aerzte **Finnlands** zu Helsingfors ernannt worden.

⁂

Hochschulnachrichten.

hc. **Freiburg i. Br.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als Universitätsprofessor kann dieser Tage Geheimer Hofrat Dr. Max **Schottelius**, Ordinarius für Hygiene und Direktor des hygienischen Instituts an der hiesigen Universität, zurückblicken.

hc. **Bonn.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. phil. Erhard **Schmidt** mit einer Antrittsvorlesung über die Verteilung der Primzahlen als Privatdozent eingeführt. — In der juristischen Fakultät habilitierte sich der Referendar Dr. jur. Leo **Raape** als Privatdozent.

* **Berlin.** Professor **Dührssen**, der bekannte Berliner Gynäkologe, begab sich dieser Tage auf zwei Monate nach **Amerika**, um auf Einladung der amerikanischen Gynäkologischen Gesellschaft und der American Medical Association auf den Kongressen dieser Gesellschaften Vorträge zu halten. Außerdem will Dührssen in den Hospitälern von New York, Chicago und anderen Städten seine Operationsmethoden vorführen. — Professor Dr. **Engler**, der Ordinarius für Botanik an der Universität Berlin, ist von seiner Studienreise durch Süd- und Ostafrika, Java und Britisch-Indien zurückgekehrt. — Als Nachfolger Helfferichs wird Legationsrat Dr. **Kalkmann**, ständiger Mitarbeiter in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, die Vorlesungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Kolonien am Seminar für Orientalische Sprachen der hiesigen Universität übernehmen. Dr. Kalkmann tritt sein neues Lehramt bereits zum bevorstehenden Sommersemester an.

* **Bern.** Wie der Frankfurter Zeitung gemeldet wird, ist es jetzt gelungen, mit der preußischen Regierung, die bisher bekanntlich die Anerkennung des philosophischen Doktortitels der Berner Universität verweigerte, zu einer Einigung zu gelangen. Nach der neuen Vereinbarung fordert Bern künftig von den Deutschen als Bedingung der Zulassung zur philosophischen Doktorprüfung das Reifezeugnis einer neunstufigen höheren Lehranstalt oder ein schweizerisches entsprechendes Maturum. Nach einem einstimmigen und von der Regierung gutgeheißenen Beschluß der Fakultät kann jedoch von dieser Bestimmung befreit werden, wer eine hervorragende Dissertation einreicht. Die bisherigen Promotionen werden anerkannt. Somit bleibt Bern in der Lage, selbständig Ausnahmen zu machen, die freilich eine gewisse Zahl nicht übersteigen sollen. Damit tritt Bern gleichberechtigt in den Kreis der deutschen Universitäten, und die hier studierenden Deutschen haben das Recht auf Anerkennung ihres Doktortitels.

hc. **Czernowitz.** Hofrat Professor Dr. phil. Richard **Pribram**, Ordinarius für Chemie an der hiesigen Universität, ist in den Ruhestand getreten.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Ernst Kayka: Kleist und die Romantik. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von Dr. Franz Muncker. XXXI.) Berlin 1906. Alexander Duncker. 210 S.

Theodor Bitterauf: Bayern als Königreich 1806—1906. Hundert Jahre vaterländischer Geschichte. München 1906. C. H. Beck. 200 S.

Emil Michael: Kulturzustände des deutschen Volkes während des 13. Jahrhunderts. Viertes Buch. Freiburg i. Br. 1906. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 457 S.

La Guerre possible par un Diplomate. Paris 1906. Jules Tallandier. 231 S.

Ott. Stauf von der March: Frau Holde. (Dichtungen.) Berlin. Karl Schnabel. 125 S.

F. Karsch-Haack: Das gleichgeschlechtliche Leben der Ostasiaten: Chinesen, Japaner, Koreaner. (Forschungen über gleichgeschlechtliche Liebe.) München 1906. Seitz u. Schauer. 133 S.

Theodor Kappstein: Bedürfen wir des Pfarrers noch? Ergebnis einer Rundfrage. (Das moderne Christentum. Erste Serie. Heft 1/2.) Berlin, Leipzig 1906. Hüpeden u. Merzyn. 175 S.

Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. IV. Bd. 1. Heft. Berlin, Stuttgart, Leipzig 1905. W. Kohlhammer. 225 S.

Leo Batel: Im Banne der Berufung. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Else Otten. Kempten, München 1905. Jos. Kösel. 192 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1906. München, Freitag, 4. Mai. **Nummer 103.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur
Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Mozart-Briefe.

Es ist ein Kriterium des Genies, daß es schafft, weil es schaffen muß, daß es unter allen Umständen, auch unter den ungünstigsten und widrigsten Verhältnissen, schafft, daß es die Misere des Lebens niederringt. Ein leuchtendes Beispiel hierfür ist Mozart, dessen ganzes Leben eine Kette von Enttäuschungen und Schicksalsschlägen ist. Nur selten bricht die Sonne des Glücks durch das dichte, graue Gewölk, das es umhüllt, und doch arbeitet er, dank seiner sonnigen Frohnatur, rastlos an seiner Selbstvervollkommnung und an der Erhebung und Veredlung der Menschen durch seine Kunst. In diesem Sinne sind Mozarts Briefe, von denen eben Karl Storck, der jüngste Mozart-Biograph, eine Auswahl veranstaltet hat (Stuttgart 1906, Greiner u. Pfeiffer), Dokumente eines Genies. Sie tragen den Stempel der Ungezwungenheit und Naivität an sich. Mozart tritt uns in ihnen, wenn ich so sagen darf, im Schlafrock entgegen, er spricht frei von der Leber weg. Er hat nicht nur einen Schnerblick für die Schwächen seiner Nebenmenschen, sondern auch eine scharfe Zunge. In dieser Naturwüchsigkeit und kindlichen Offenheit, die sich auch an Derbheiten nicht stößt, liegt der köstlichste Reiz, den die Briefe den Lesern bieten. Sie sind zum weitaus überwiegenden Teile an den Vater, an dem er trotz seiner Strenge mit überaus zärtlicher Liebe hing, gerichtet und wirken, wie der Herausgeber treffend bemerkt, wie ein Tagebuch, das vor den meisten Tagebüchern den Vorzug höherer Lebendigkeit und Anschaulichkeit und das Fehlen jeglicher bewußten Selbstbespiegelung voraus hat. Sie sind eine unumgängliche Ergänzung jeder Mozart-Biographie.

Er lebt und webt in der Musik, er schwelgt in einem Meere von Tönen und weiß manchmal nicht, was er schreibt, „indem ich nur immer die Gedanken bei meiner Oper habe und Gefahr laufe, dir anstatt Worte eine ganze Arie herzuschreiben." Er gratuliert dem Vater einmal allerliebst folgendermaßen: „Ich kann nicht poetisch schreiben; ich bin kein Dichter. Ich kann die Redensarten nicht so künstlich einteilen, daß sie Schatten und Licht geben; ich bin kein Maler. Ich kann sogar durchs Deuten und durch Pantomime meine Gesinnung und Gedanken nicht ausdrücken; ich bin kein Tänzer. Ich kann es aber durch Töne; ich bin ein Musikus... Ich wünsche Ihnen, daß Sie so viele Jahre leben möchten, als man Jahre braucht, um gar nichts Neues mehr in der Musik machen zu können."

Ergreifend ist sein Abschiedsgesuch an den engherzigen Erzbischof von Salzburg. Hieronymus v. Colloredo hegte gegen den jungen Künstler, der seit 1769 Konzertmeister seiner Kapelle war, eine ausgesprochene Abneigung, er honorierte ihn erbärmlich, erklärte ihm, daß er nichts von ihm zu hoffen hätte, ließ seinen Genius nicht aufkommen und verweigerte ihm den Urlaub, dessen er bedurfte, um seinen Horizont zu erweitern und als Komponist künstlerisch und finanziell lohnende Aufträge zu bekommen. Es ist traurig, aber wahr, daß er einen Kirchenfürsten an die elementarsten Gebote der Menschenliebe mahnen muß: „Die Eltern bemühen sich, ihre Kinder in den Stand zu setzen, ihr Brot für sich selbst gewinnen zu können; und das sind sie ihrem eigenen und dem Nutzen des Staats schuldig. Je mehr die Kinder von Gott Talente erhalten haben, je mehr sind sie gebunden, Gebrauch davon zu machen, um ihre eigenen und ihrer Eltern Umstände zu verbessern, ihren Eltern beizustehen und für ihr eigenes Fortkommen und für die Zukunft zu sorgen. Diesen Talentenwucher lehrt uns das Evangelium. Ich bin demnach vor Gott in meinem Gewissen schuldig, meinem Vater, der alle seine Stunden unermüdet auf meine Erziehung verwendet, nach meinen Kräften dankbar zu sein, ihm die Bürde zu erleichtern und nun für mich und dann auch für meine Schwester zu sorgen, für die es mir leid wäre, daß sie so viele Stunden beim Flügel sollte zugebracht haben, ohne nützlichen Gebrauch davon zu machen." Der Appell an das Evangelium hatte die Wirkung, daß der Erzbischof Mozart „nach dem Evangelium" die Erlaubnis gab, sein Glück anderweitig zu suchen. Er bot alles auf, um in Deutschland auf einen grünen Zweig zu kommen und der deutschen Oper auf die Beine zu helfen, denn er war schon voll Begierde, deutsche Opern zu komponieren, als er das deutsche Singspiel hörte; aber er machte in München die Erfahrung, daß die meisten großen Herren „einen so entsetzlichen Welschlands-Paroxismus" haben, und er sagte dem Grafen Salern ganz offen und rückhaltlos und mit berechtigtem Selbstbewußtsein: „Der Kurfürst weiß nichts von mir, er weiß nicht, was ich kann. Daß doch die Herren einem jeden glauben und nichts untersuchen wollen! Ja, das ist allzeit so! — Ich lasse es auf eine Probe ankommen; er soll alle Komponisten von München herkommen lassen, er kann auch einige von Italien und Frankreich, Deutschland, England und Spanien verschreiben, ich traue mir mit einem jeden zu schreiben." Nicht besser erging es ihm in Mannheim. Der Kurfürst hörte ihn wohl, er hörte ihm sogar mit großem Vergnügen zu, er war sehr gnädig gegen ihn, das war aber auch alles. Mozart besaß eben nicht die Gabe zu kriechen. Er kannte seinen Wert und war steifnackig. Zum Abschiede bekam er von dem Kurfürsten zum Danke für die Ohrenweide, die er ihm bereitet, eine schöne goldene Uhr. Er war von dem Präsent nicht sonderlich erbaut, denn, wie er dem Vater humoristisch schreibt, „auf der Reise braucht man Geld. Nun habe ich mit dero Erlaubnis fünf Uhren. Ich habe auch kräftig im Sinne, mir an jeder Hosen noch ein Uhrtaschl machen zu lassen und, wenn ich zu einem großen Herrn komme, beide Uhren zu tragen, wie es ohnehin jetzt Mode

ist, damit nur keinem mehr einfällt, mir eine Uhr zu verehren." In Mannheim lernte er auch Wielond kennen, der eine große musikalische Begabung besaß, ein fertiger Klavierspieler war und sich auch dauernd für die höheren Probleme in der Musik interessierte, vor allem für die Idee einer deutschen Oper. Er empfing von ihm folgenden Eindruck: „Ich hätte mir ihn nicht so vorgestellt, wie ich ihn gefunden. Er kommt mir im Reden ein wenig gezwungen vor, eine ziemlich kindliche Stimme, ein beständiges Gläselgucken, eine gewisse gelehrte Grobheit und doch zuweilen eine dumme Herablassung. Mich wundert aber nicht, daß er (wenn auch zu Weimar oder sonst nicht) sich hier so zu betragen geruhet; denn die Leute sehen ihn hier an, als wenn er vom Himmel herabgefallen wäre. Man geniert sich ordentlich vor ihm, man redet nichts, man ist still, man gibt auf jedes Wort acht, das er spricht. Nur schade, daß die Leute oft so lange in der Erwartung sein müssen, denn er hat einen Defekt in der Zunge, vermöge er ganz sachte redet und nicht sechs Worte sagen kann, ohne einzuhalten. Sonst ist er, wie wir ihn alle kennen, ein vortrefflicher Kopf. Das Gesicht ist von Herzen häßlich, mit Blattern angefüllt und eine ziemlich lange Nase. Die Statur wird sein beiläufig etwas größer als der Papa." Wieland war von Mozarts Spiel bezaubert und rechnete es sich als ein Glück an, ihn hier angetroffen zu haben.

Mozart bekam einen Ekel vor Deutschland und seinen fürstlichen Knickern, und es ist nur zu begreiflich, daß sein nationaler Eifer erlahmte. Er wollte fortan nur italienisch oder französisch komponieren, nicht deutsch, eine seria, nicht buffa! Er befreundete sich mit dem vom Vater geschmiedeten Plan einer Kunstreise nach Paris, er verschob sie nur, bis Freund Grimm dort wäre; denn „zum Unterricht bin ich nicht geboren". Aus Gefälligkeit will er gern eine Lektion geben, wenn er sieht, daß jemand Genie, Freude und Lust zum Lernen hat. „Aber zu einer gewissen Stunde in ein Haus gehen müssen oder zu Hause auf einen warten müssen," schrieb er in edler Auswallung dem Vater in einem Briefe, in dem er den Aufschub seiner Reise zu rechtfertigen suchte, „das kann ich nicht, und sollte es mir noch so viel eintragen; das ist mir unmöglich, das lasse ich Leuten über, die selbst nichts können als Klavier spielen. Ich bin ein Komponist und bin zu einem Kapellmeister geboren; ich darf und kann mein Talent im Komponieren, welches mir der gütige Gott so reichlich gegeben hat — ich darf ohne Hochmut so sagen, denn ich fuhle es nun mehr als jemals —, nicht so vergraben, und das würde ich durch die vielen Skolaren; denn das ist ein sehr unruhiges Metier, ich wollte lieber sozusagen das Klavier als die Komposition negligieren. Denn das Klavier ist nur meine Nebensache, aber Gott sei Dank, eine sehr starke Nebensache."

In Paris erwachte sein Nationalgefühl wieder und wuchs sichtlich. Er fand, daß die französischen Herrschaften ebenso schmutzig sind wie die deutschen, daß Paris sich überhaupt stark verändert hat, und dankte Gott, daß er ein ehrlicher Deutscher ist. Die Franzosen haben lange nicht mehr so viel Schliff wie vor 15 Jahren, „sie grenzen jetzt stark an die Grobheit, und hoffärtig sind sie abscheulich." Mit Wucht ließ er sich vernehmen: „Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten, Herz zum Empfinden und nur ein wenig etwas von der Musik verstünden und Gusto hätten, so würde ich von Herzen zu allen diesen Sachen lachen, aber so bin ich unter lauter Vieher und Bestien (was die Musik anbelangt). Wie kann es aber anders sein, sie sind ja in allen ihren Handlungen, Leidenschaften und Passionen auch nichts anderes. Es gibt ja keinen Ort in der Welt wie Paris. Sie dürfen nicht glauben, daß ich ausschweife, wenn ich von der hiesigen Musik so rede, wenden Sie sich an wen Sie wollen — nur an keinen geborenen Franzosen —, so wird man Ihnen ... das nämliche sagen. Ich danke Gott dem Allmächtigen, wenn ich mit gesundem Gusto davonkomme. Ich bitte alle Tage Gott, daß ich hier standhaft aushalten kann, daß ich mir und der ganzen deutschen Nation Ehre mache, indem alles zu seiner größeren Ehre und Glorie ist." Auch sonst vermögen ihn die Franzosen nicht künstlerisch zu befriedigen. Das Wesen der französischen Oper, ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche in musikalischer Hinsicht beruhte auf dem vollständigen Uebergewichte des Textes gegenüber der Musik. Mozart aber, der an Händen und Füßen vor Begierde zitterte, eine französische Oper zu schreiben, um den Franzosen den Meister zu zeigen, ihnen ungeheuren Respekt vor den Deutschen beizubringen, sah sich veranlaßt zu klagen, daß der Text alle Tage schlechter werde. Die alten Libretti seien die besten, aber sie seien nicht auf den modernen Stil eingerichtet. Eine große Freude bereitete es ihm, in einem Musikladen die „Violinschule" seines Vaters ins Französische übersetzt zu sehen.

Es blühte ihm aber in Paris nicht nur kein Erfolg, sondern auch das herbste Leid traf dort sein Gemüt. Auf Geheiß des Vaters begleitete die in ihrem Wesen und Gehaben schlichte Mutter, von der er die Gabe kernigen Frohsinns geerbt, den unerfahrenen, weltfremden Jüngling nach Frankreichs Metropole, damit sie den gefährlichen Zauber breche, den Aloysia Weber auf ihn ausübte. Sie kehrte jedoch nicht mehr in das traute Heim zurück. Mitten im Kampfe mit der Sorge um die Notdurft des Lebens, umgeben von gleichgültigen, ja mehr als das, von mißgünstigen Menschen, die in dem großen Künstler auch den Fremden, den Deutschen haßten, verlor er die bangende, sorgende, liebevolle Mutter. In einem engen, feuchten, aber billigen Zimmer der Rue des Gros Chenets, in dem nicht einmal für ein Klavier Raum war, hatten sich Mutter und Sohn bei ihrer Ankunft in dem großen Seine-Babel eingemietet; eine andere Wohnung konnte der so viel redende und so blutwenig helfende Baron Grimm ihnen nicht verschaffen. Nichts wollte Wolfgang gelingen, und nur mit größter Mühe konnte er ein Konzert veranstalten, das ihm aber mehr Kosten brachte als Gewinn; hier wie überall waren es seine Neider, die seinem Fortkommen hinderlich waren. Und gerade auf Paris hatten die Eltern so große Hoffnungen gesetzt, in Paris, wo man Wolfgang als Kind angestaunt hatte, in dieser Stadt der feinsten Kultur konnte es ihm ja an glänzenden Erfolgen nicht fehlen. Sie blieben aber aus, der Aufenthalt in Paris war mit großen Kosten verbunden, und der kleine von Salzburg mitgebrachte Geldvorrat ging bedenklich zur Neige. Es versteht sich von selbst, daß diese Ungunst des Schicksals auf das seelische und körperliche Befinden der Mutter einen schlimmen Einfluß nahm. Das letztere ließ ohnehin viel zu wünschen übrig. Sie waren fast zehn Tage ununterbrochen gereist, so daß Wolfgang nach Hause berichtete: „Wir haben geglaubt, wir können es nicht aushalten." Die arme Mutter hat es auch tatsächlich nicht ausgehalten. Beinahe zwei Monate mußte der bekümmerte Sohn die Leiden der Teuren mitansehen, hilflos zuschauen, wie ihr Lebenslicht erlosch. Sein unerschütterliches, felsenfestes Gottvertrauen hielt ihn nach der Katastrophe aufrecht. Er schrieb an den befreundeten Abbé Bullinger in Salzburg am 3. Juli 1778: „Trauern Sie mit mir, mein Freund! Dies war der traurigste Tag in meinem Leben.... Meine Mutter, meine liebe Mutter, ist nicht mehr! — Gott hat sie zu sich gerufen, er wollte sie haben, das sehe ich klar, mithin habe ich mich in den Willen Gottes zu geben. Er hatte sie mir gegeben, er konnte sie mir auch nehmen." Seine Biefe atmen überhaupt tiefe Religiosität. Seine Maxime war, daß Freunde, die keine Religion haben, von keiner Dauer sind. Dem strenggläubigen Mozart erschien das grauenhafte Ende Voltaires als Strafe Gottes für seine Gottlosigkeit und „Erzspitzbüberei."

Die mit so kühnen Hoffnungen angetretene Reise endigte mit der demütigenden Rückkehr in die alten verhaßten Salzburger Verhöltnisse, die ihm nur die kindliche Liebe zum Vater als erträglich erscheinen ließ. Der beste Mensch kann jedoch nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Trotz seiner Engelsgeduld, der er sich mit Rücksicht auf den Vater befleißigte, mußte es wieder zum Bruche mit dem allem eher denn einem Priester gleichenden Erzbischof kommen, der ihn in der unqualifizierbarsten Weise behandelte, ihn mit den gemeinsten Schimpfworten belegte. „Bester aller Väter!" schrieb er dem Vater, der den Gang der Dinge sehr mißliebig aufnahm. „Wie herzlich gerne wollte ich Ihnen

nicht ferner noch meine besten Jahre an einem Orte aufopfern, wo man schlecht bezahlt ist, — wenn dies allein das Uebel wäre. Allein schlecht bezahlt und obendrein verspottet, verachtet und kujoniert, das ist doch wahrlich zu viel." Die Szene, die sich bei seinem Abschiede von Colloredo abgespielt, hat bekanntlich einen traurigen Weltruf erlangt. Sie entlockte ihm die zornflammenden Worte: „Man hat so lange meine Geduld geprüft, endlich hat sie aber doch gescheitert. . . Sollte ich betteln gehen, so möchte ich keinem solchen Herrn mehr dienen, denn das kann ich mein Lebtag nicht vergessen, und ich bitte Sie — ich bitte Sie um alles in der Welt, stärken Sie mich in diesem Entschlusse, anstatt daß Sie mich davon abzubringen suchen." Gleichwohl konnte der Vater den Bruch nicht verwinden, und er legte immer eine gereizte Stimmung an den Tag, die leicht zu einer Entfremdung hätte führen können, wenn Wolfgangs Anhänglichkeit und Verehrung nicht so unerschütterlich gewesen wären. Freilich hatte des Vaters Mißstimmung auch darin seinen Grund, daß Wolfgang sich gegen seine dringenden Mahnungen mit Konstanze Weber verlobte. Er blieb bei seiner Verlobung den löblichen Grundsätzen treu, die er am 7. Februar 1778 ausgesprochen. Er erklärte damals, daß er keine Geldheirat eingehen könnte: „Ich will meine Frau glücklich machen und nicht mein Glück durch sie machen. . . Dem Herrn Schiedenhofen war es notwendig, sich eine reiche Frau zu wählen; das macht sein Adel. Noble Leute müssen nie nach Gusto und Liebe heiraten, sondern nur aus Interesse und allerhand Nebenabsichten; es stünde auch solchen Personen gar nicht gut, wenn sie ihre Frau etwa noch liebten, nachdem sie schon ihre Schuldigkeit getan und ihnen einen plumpen Majoratsherrn zur Welt gebracht hat. Aber wir armen, gemeinen Leute, wir müssen nicht allein eine Frau nehmen, die wir und die uns liebt, sondern wir dürfen, können und wollen so eine nehmen, weil wir nicht nobel, nicht hochgeboren und adelig und nicht reich sind, wohl aber niedrig, schlecht und arm, folglich keine reiche Frau brauchen, weil unser Reichtum nur mit uns ausstirbt, denn wir haben ihn im Kopf." Von seiner hohen Sittlichkeit sprechen die Motive, die er für seinen Entschluß, zu heiraten, geltend machte. Er führte zunächst die Stimme der Natur an, die in ihm so laut spreche wie in jedem andern und „vielleicht lauter als in manchem großen, starken Lümmel". Er könne unmöglich so leben wie die meisten dermaligen jungen Leute, die ohne Gewissensbisse ein unschuldiges Mädchen „anführen"; er habe ferner zu viel Grauen und Ekel, Scheu und Furcht vor den Krankheiten und zu viel Liebe zu seiner Gesundheit, als daß er sich mit Dirnen herumbalgen könnte. Er könne einen heiligen Eid darauf schwören, daß er noch mit keiner Frauensperson auf diese Art etwas zu tun gehabt habe. „Ich weiß wohl," fährt er fort, „daß diese Ursache, so stark sie immer ist, doch nicht erheblich genug dazu ist; mein Temperament aber, welches mehr zum ruhigen und häuslichen Leben als zum Lärmen geeignet ist — ich, der von Jugend auf niemals gewohnt war, auf meine Sachen, was Wäsche, Kleider u. dgl. anbelangt, acht zu haben, — kann mir nichts nötiger denken als eine Frau. Ich versichere Sie, was ich nicht Unnützes öfters ausgebe, weil ich auf nichts acht habe." Und — last not least — ein lediger Mensch lebt in seinen Augen nur halb. Dieses Geständnis einer schönen Seele konnte jedoch den Vater nicht bewegen, die Wahl seines Sohnes zu billigen, und der weltkluge Mann befand sich diesmal nicht ganz im Unrecht. Die Liebe machte seinen Sohn blind. Körperliche Vorzüge besaß Konstanze nicht; sie war nach seiner eigenen Schilderung nichts weniger als schön, ihre ganze Schönheit bestand in zwei kleinen schwarzen Augen und in einem schönen Wachstum. Und sie verstieß während des Brautstandes, aber auch während der Ehe, wenn auch nicht gegen die Sittlichkeit, so doch gegen die Schicklichkeit, so daß er sich bemüßigt sah, ihr zuweilen wegen ihrer „unverschämten Unüberlegtheiten" geharnischte Standreden zu halten. Trotzdem war und blieb seine Ehe eine glückliche. Alle seine Briefe an sie durchweht eine seltene Zärtlichkeit, die Briefe, die er ihr in seinem letzten Lebensjahre schrieb, sind ebenso liebevoll wie die aus dem ersten Jahre ihrer Ehe. Diese Tatsache zeugt für Mozarts edles Gemüt, sie beweist aber auch, daß Konstanze es verstanden hat, ihm ungeachtet aller schweren Heimsuchungen das Leben zu versüßen.

Auf des Lebens und des Schaffens Höhe, mußte er nach einem halbwegs menschenwürdigen Dasein unaufhaltsam ringen; die Zeit, in der er seine unvergänglichen Meisterwerke schuf, in der sein Genius das Füllhorn seiner Gaben ausschüttete, brachte ihm nur Enttäuschungen. Sie war ein Martyrium für ihn. Nur zu schrecklich bewährte sich an ihm der Spruch, daß niemand ein Prophet in seinem Vaterlande ist. Umsonst setzten sich Persönlichkeiten, wie Baron van Swieten, Fürst Kaunitz, Graf Zichy, Gräfin Thun u. a., für ihn ein, Kaiser Joseph war für ihn nicht reif. Er blieb zeitlebens überzeugter Anhänger der italienischen Musik, wenn er auch das deutsche Nationalsingspiel begründet hat. Das war eben mehr eine politische Tat, daher er auch das Unternehmen später so leicht wieder preisgegeben hat. Er hat Mozart vor allem als Klavierspieler geschätzt, in der Musik war ihm der Deutsche zu gründlich. Dieser ließ sich aber durch sein Mißgeschick in seiner Ueberzeugung und Hoffnungsfreudigkeit nicht irre machen. Er schrieb am 5. Februar 1783 dem Vater: „Ich glaube nicht, daß sich die welsche Oper lange soutenieren wird, und ich halte es auch mit der deutschen; wenn es mir schon mehr Mühe kostet, so ist es mir doch lieber. Jede Nation hat ihre Oper, warum sollen wir Deutsche sie nicht haben? Ist deutsche Sprache nicht so leicht singbar wie französische und englische, nicht singbarer als die russische?" Am 21. März 1785 schrieb er allerdings an Professor Anton Klein in Mannheim kleinlaut: „Die zukünftige deutsche Singbühne . . . soll mit Anfang Oktober eröffnet werden. Ich meinesteils verspreche ihr nicht viel Glück. — Nach den bereits gemachten Anstalten sucht man in der Tat mehr die bereits vielleicht nur auf einige Zeit gefallene deutsche Oper gänzlich zu stürzen, als ihr wieder emporzuhelfen und sie zu erhalten. Meine Schwägerin Lange nur allein darf zum deutschen Singspiele. Die Cavalieri, Adamberger, Teyber, lauter Deutsche, worauf Deutschland stolz sein darf, müssen beim welschen Theater bleiben — müssen gegen ihre eigenen Landsleute kämpfen! . . . Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette — es sollte ein anderes Gesicht bekommen! — doch, da würde vielleicht das so schön aufkeimende Nationaltheater zur Blüte gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfingen, deutsch zu denken — deutsch zu handeln — deutsch zu reden und gar deutsch — zu singen!!!" Die zähe deutsche Ausdauer bewog ihn jedoch, in Wien auszuharren, obwohl König Friedrich Wilhelm II. ihn zu seinem Kapellmeister machen wollte und ihm einen Gehalt anbot, der ihn dauernd von allen Sorgen befreit haben würde. Sein Patriotismus wurde ihm dadurch gelohnt, daß er anläßlich der Kaiserkrönung Leopolds II., die am 29. Oktober 1790 in Frankfurt a. M. stattfand, keine Einladung zur Mitwirkung zu den Festlichkeiten erhielt. Es liegt eine furchtbare Ironie darin, daß er von dem neuen Kaiser als Günstling Josephs II. mit scheelen Augen angesehen wurde. So unternahm er die Reise auf eigene Kosten. Um die Auslagen zu decken, mußte er sein Silberzeug versetzen. Die Reise hat ihm indes nur neue Enttäuschungen eingetragen, denn „die Leute sind hier noch mehr Pfennigfuchser" als in Wien. Seine Lage wurde immer trostloser, die Geldverlegenheiten erreichten eine Höhe, die auch der lebensfreudige Künstler als sehr drückend empfand. Herzzerreißend sind die Briefe an Michael Puchberg, der, ein einfacher Kaufmann, ihn unermüdlich nach Kräften mit größeren und kleineren Summen unterstützte, die Mozart nie zurückzahlen konnte, so daß die Schuld über tausend Gulden betrug. Die Briefe an diesen Mann, dem Mozart als Freimaurer nahe getreten war, gewähren einen erschütternden Einblick in seine verzweifelte Situation. Es ist ein

unauslöschliche Schmach für Wien, daß auf einer Subskriptionsliste, in der er zum Abonnement auf seine Hausakademien einlud, nur ein einziger Name figurierte, der Name van Swieten.

Der Tod hatte für ihn nichts Schreckliches. „Da der Tod (genau zu nehmen) der wahre Endzweck unseres Lebens ist," schrieb er dem ernstlich erkrankten Vater, „so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes! .. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den anderen Tag nicht mehr sein werde, — und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgang mürrisch oder traurig wäre, — und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen."

Ich kann zu Schlusse nicht umhin, den 179. Brief wiederzugeben, der auf die Genialität seines Schaffens interessante Streiflichter wirft, in die äußeren Eigentümlichkeiten desselben hineinleuchtet. Er lautet: „Ich kann über meine Art beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen wahrlich nicht mehr sagen, als das, denn ich weiß selbst nicht mehr und kann auf weiter nichts kommen. Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf und summe sie wohl auch für mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Hatte ich das nun fest, so kommt mir bald eins nach dem andern bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Kontrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente usw. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde; da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopf wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich's hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen, im Geist übersehe und es auch gar nicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir nun nur wie in einem schönen, starken Traum vor. Aber das Ueberhören, so alles zusammen, ist doch das beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hineingesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell aufs Papier, denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig und wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopf gewesen ist. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen, und mag um mich herum mancherlei vorgehen, ich schreibe doch, kann auch dabei plaudern, nämlich von Hühnern und Gänsen, oder von Gretel und Bärbel u. dgl. Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt eben die Gestalt oder Manier annehmen, daß sie Mozartisch sind und nicht in der Manier eines andern, das wird halt ebenso zugehen, wie daß meine Nase ebenso groß und herausgebogen, daß sie Mozartisch und nicht wie bei anderen Leuten geworden ist. Denn ich lege es nicht auf die Besonderheit an, wüßte die meine auch nicht einmal näher zu beschreiben."

Berth. Münz.



Wasserkraft.

Von Privatdozent Dr. Gottfried Zoepfl (Erlangen).

(Fortsetzung.)

VI.

In Deutschland ist eine Wasserkraftkultur modernen Stils, also mit elektrischer Kraftübertragung, noch so gut wie nicht vorhanden. Von den am 1. April 1904 in deutschen Elektrizitätswerken erzeugten 434,882 Kilowatt kommen 341,248 auf Erzeugung mit Dampfbetriebskraft in 570 Werken und nur 14,547 Kilowatt in 109 Werken auf Erzeugung durch Wasserkraft.[12]) Einige größere, rein auf Wasserkraft begründete Elektrizitätswerke finden sich in Süddeutschland: Rheinfelden, Augsburg, München. In Bayern, nämlich in den Alpenvorbergen des südlichen Bayern mit seinen reichlichen Wasserabflüssen, sind unter allen deutschen Landesteilen die besten natürlichen Grundlagen für eine Wasserkraftkultur großen Stils vorhanden. Freilich, ein so konzentriertes Gefälle, wie es der Niagarafall darstellt, fehlt. Doch ließe sich wohl an manchen Stellen durch Anlegung von Talsperren ein konzentriertes Wassergefälle künstlich schaffen.

Die Projekte für die Ausnützung des Gefälles der bayerischen Alpenflüsse, insbesondere der Isar, zu gewerblichen Arbeitszwecken gehen bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück. Ich habe in einem im Polytechnischen Verein in München im Jahre 1897 gehaltenen und im Bayerischen Industrie- und Gewerbeblatt abgedruckten Vortrag[13]) auch auf diese Projekte hingewiesen und an mehreren Stellen dieses Aufsatzes die Wiederaufnahme und das erneute Studium dieser Pläne empfohlen. Während man aber bei der neueren bayerischen Kanalprojektierung auf einige der von mir in jenem Vortrage ausgegrabenen alten Pl̈ne direkt zurückgriff, z. B. mit der Idee, den künftigen Donau-Main-Kanal in Steppberg in die Donau einmünden zu lassen, hat man bei den neueren Plänen zur Schaffung einer modernen Wasserkraftkultur im bayerischen Alpenvorlande meines Wissens bisher die hundertjährige Vorgeschichte dieser Pläne noch wenig beachtet. Ich darf deshalb, bevor ich auf die gegenwärtig auf der Tagesordnung stehenden Projekte von Wasserkrafterzeugung an der Isar eingehe, einige Worte über die älteren Projekte vorausschicken.

In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1827 Nr. 130 wurde unter dem Titel „Kanalbau in Bayern" ein interessanter Aufsatz über die Kanalverbindung Münchens mit dem Ammersee und mit der Donau anonym veröffentlicht. Aus dem Inhalte des Aufsatzes[14]) ergibt sich aber, daß der nachmalige Erbauer des Ludwigskanals, Frhr. v. Pechmann, der Verfasser dieses Artikels ist. Ein Hauptgesichtspunkt des Verfassers ist außer dem Schiffahrtsanschluß Münchens an die Donau die Schaffung von Wasserkraft zu gewerblichen Zwecken. Der Verfasser legt dar, daß für die schnell zunehmende Bevölkerung der Hauptstadt die gegenwärtige Zahl der Mühlen unzureichend sei, daß aber die zu Gebote stehende Wassermenge der Isar keine vermehrungsfähige sei. Der zunehmende Gewerbefleiß bedürfe einer viel größeren Wasserkraft, die durch einen Kanalbau geschaffen werden müsse. Es sollen 240 Kubikfuß Wasser aus der Ammer und der Würm genommen werden. Zu diesem Zwecke müßten in

[12]) Elektrotechnische Zeitschrift vom 12. Januar 1905.

[13]) Wiederabgedruckt in der Schrift: Zoepfl: „Bayerische Schiffahrtsprojekte in alter und neuer Zeit, ein Beitrag zur deutschen Verkehrsgeschichte", Nürnberg 1902 (s. bes. S. 74 ff.). Auch in den Denkschriften des bayerischen Kanalvereins wurde seit mehr als 10 Jahren auf die Bedeutung der Anlegung von Sammelweihern, die Erzeugung eines gleichmäßigen Flußwasserstandes und auf die stets nach Möglichkeit anzustrebende gleichzeitige Berücksichtigung der Wasserstraßengefälle für Schiffahrts- und Kraftzwecke gebührend Rücksicht genommen.

[14]) Und aus der Polemik, welche v. Baader im Hesperus, Stuttgart 1827, gegen diesen Aufsatz richtet!

dem Einzugsgebiete der Flüsse Talsperren angelegt werden wenn nicht schon von Natur, nämlich in dem Ammer- und Würmsee, solche vorhanden wären. Der Ammersee könne leicht 5 Fuß tiefer gelegt werden, könne aber auch um 2½ Fuß aufgestaut werden. Unterhalb des Würmsees seien bereits die Mühlwehre in Obermühltal entfernt worden, um die dortigen Sümpfe auszutrocknen. Durch vollkommene Benutzung des dadurch gewonnenen Gefälles der Würm könne der See noch um 4 Fuß tiefer gelegt und dann durch ebenso viele wieder durch eine kleine Schleuse an seinem Ausfluß aufgestaut werden. Auf diese Weise werde in beiden Seen eine Wassermasse von beinahe 4000 Millionen Kubikfuß Wasser aufbewahrt, welche den Bedarf von 240 Kubikfuß in der Sekunde für ein volles Halbjahr, also für länger, als die Niederwasserzeit dauert, hinreichend decken könnte. Ein Schleusenbau bei Stegen am Ausflusse des Sees müsse hinzukommen, um die Ammer und Würm mit hinreichendem Wasser zu oersehen. Auch die Loisach könne bei Johannisrain über Iffeldorf in den Würmsee geleitet werden, um eine noch größere Wassermenge zu gewinnen. Der Kanal von der Ammer zur Würm würde auf eine Länge oon 62,200 Fuß (bayerisch) ein Gefälle von 336 Fuß erhalten. Von München ab wäre der Kanal im Tal der Ilm bis zur Donau fortzusetzen. Für die Strecke München-Ammersee wurde ein vollständiger Bauplan durch Pechmann ausgearbeitet, später auch für die Strecke von München zur Donau; 1830 war das Projekt ausgearbeitet und wurde vom König Ludwig I. zur Ausführung bestimmt nach Fertigstellung des Donau-Main-Kanals.

Während es sich bei diesen fast hundert Jahre alten Projekten um die Ableitung des Wassers aus Würmsee und Ammersee zu Schiffahrts- und Kraftgewinnungszwecken handelt, treten bei den neuesten Projekten in Südbayern zwei andere höhere Gebirgsseen, nämlich der Walchen- und der Kochelsee, in den Vordergrund. Wenigstens ist dies bei dem zurzeit am meisten erörterten Projekte, dem Donatschen, der Fall, welches durch eine Broschüre[18]) zur öffentlichen Diskussion gestellt ist und welches deshald im nachfolgenden besonders hervortritt. Der Ausgangspunkt des Projektes ist der, das Isartal zwischen Walgau und Vorderriß durch eine Talsperre in einen See zu verwandeln, aus diesem mittels eines Tunnels das Wasser nach dem Walchensee und durch einen zweiten Tunnel nach dem Kochelsee zu führen, außerdem noch den Rißbach mittels eines Kanals in den See zu leiten. Das Resultat soll, wie es in der Donatschen Schrift heißt, eine Kraftgewinnung sein, wie sie in Europa und selbst am Niagara noch nicht erreicht ist, also „Niagara-Kultur“ größten Stils in Deutschland! In dem Tunnel von der Isartalsperre zum Walchensee ergibt sich wegen der höheren Lage der ersteren ein Gefälle oon 55 Meter mit 32 Sekunden-Kubikmeter Wasser, womit in dem hier anzulegenden Kraftwerke eine Kraft von 20,000 Pferdekräften erzeugt werden soll. Den zweiten Tunnel vom Walchensee zum Kochelsee sollen 35 Sekunden-Kubikmeter passieren bei 200 Meter Gefälle, wodurch eine Kraftstation von 79,200 Pferdekräften ermöglicht würde. Der Verfasser der Projektschrift erklärt, daß selbst Amerika im Niagara fertig zurzeit nur ein halb so großes Werk besitze, während das größte Kraftwerk in Europa, das in Vizzola in Italien, nur 20,000 Pferdekräfte zur Verfügung habe. Der Vergleich mit den Niagnra-Werken trifft nicht ganz zu. Denn der Werkkanal der Niagara Falls Power Company auf der Vereinigten Staaten-Seite des Stromes betreibt zwei Kraftwerke von je 50,000 Pferdekräften und der Werkkanal der Niagara Falls Hydraulic Power and Manufacturing Company hat in den Stahlrohren seines Klippenabsturzes zum Fuße des Niagara-Falles eine Arbeitsfähigkeit oon mindestens 100,000 Pferdekräften, wooon im Laufe des Jahres 1906 wenigstens 70,000 nutzbar gemacht werden. Daß die Werke auf der kanadischen Seite nach ihrem vollständigen Ausbau noch wesentlich leistungsfähiger sein werden, wurde oben dargelegt. Der Verfasser des bayerischen Projektes glaubt durch Zuführung entsprechender Reseroegewässer die Leistungsfähigkeit seiner Kraftwerke auf 100,000 Pferdekräfte unbedingt sicherstellen zu können. Es handelt sich also tatsächlich um ein Projekt, mit dem auf der ganzen Erde nur die von mir geschilderten Kraftzentralen am Niagara-Falle zurzeit in Vergleich gestellt werden können. Wie weit das bayerische Projekt vom technischen Standpunkt aus durchführbar ist, d. h. oon dem ausschlaggebendem ökonomischen Gesichtspunkte aus mit einem die Rentabilität sichernden Kostenaufwande technisch durchführbar ist, das kann ich als Nichttechniker nicht beurteilen. Bei einem Vergleich mit den Niagara-Kraftwerken fallen freilich auch dem Nichttechniker einige erhebliche Unterschiede auf. Das konzentrierte Gefälle des Niagara ermöglicht die Anlage sehr kurzer Werkkanäle oder Tunnels, mit denen das Wasser lediglich von einem Punkt des Oberspiegels des Falles zum Unterspiegel geführt wird; hier wird das Wasser einfach in dem tief eingeschnittenen Bett des Flusses wieder aufgenommen und fortgeführt. Der größte Werkkanal und Tunnel der Kraftzentralen hat eine Länge von 1700 Fuß (Kanal) und 7000 Fuß (Tunnel) bei einem Gefälle von 136 Fuß. Bei dem bayerischen Werke hat der erste Tunnel eine Länge von 3800 Meter und der zweite eine solche von 1080 Meter. Das Wasser, das durch die Talsperre künstlich konzentriert wird, soll dem kleinen Abfluß des Walchensees, der Loisach, zugeführt werden, und es muß zur Regulierung des Wasserstandes der Loisach abermals eine regulierende Talsperre im Loisachtale angelegt werden. Damit soll aber auch der Isarwasserstand reguliert werden, während jetzt Hoch- und Niederwasser in großen Extremen wechseln. Die gleichmäßige Gestaltung des Isarwassers würde auf den Donauwasserstand günstig wirken und damit der Donauschiffahrt zugute kommen. Eine gleichmäßiger fließende Isar würde nach der Ansicht v. Donats eine Kanalisierung der Isar ohne Seitenkanäle gestatten. Die kanalisierte Isar würde weitere Kraftzentralen aufweisen, so daß an jeder dieser Schleusen etwa 6000 Pferdekräfte gewonnen werden können. Diese Annahme schränkt der Verfasser selbst in einer Anmerkung hierzu wieder ein. Die Erfahrung an anderen kanalisierten Flüssen mit regem Schiffahrts- und Floßoerkehr sprechen auch gegen diese Annahme. Eine gleichmäßige Gestaltung der Wasserführung der Isar würde die derzeitigen Kraftwerkanlagen an diesem Fluß, die unter Hochwasser leiden und andrerseits Dampfreseroe besitzen müssen, in ihrer Leistungsfähigkeit bedeutend — nach der Ansicht v. Donats auf das Dreifache — erhöhen. Die Annahme, daß von den 300 Meter Gefälle zwischen Kochelsee und der Donau 200 Meter aus der Isar für Kraftzwecke benützt werden und damit weitere 200,000 Pferdekräfte gewonnen werden können, läßt eine Berechnung des Wasserverbrauchs für die Durchschleusung der Schiffe und Flöße, die ja nach der Perspektive Donats in hohem Maße stattfinden soll, und sonstige kanaltechnische Details vermissen. Es wäre dies wichtiger als die weitere Ausführung über den „stattlichen Marstall von 300,000 weder Hafer noch Kohlen fressenden, niemals müden, 24 Stunden am Tag arbeitenden, nie lahmen, nie bockenden oder streikenden — unsterblichen Gäulen“. Man hat in Frankreich die Wasserkraft „weiße“, auch „grüne Kohle“ genannt und die wirtschaftliche Bedeutung der weiß-grün schäumenden Wasserfälle damit gar nicht schlecht ausgedrückt; aber die Bezeichnung „nie bockende, unsterbliche Gäule“ ist wohl doch etwas zu kühn! Doch wäre es engherzig, durch solche kleine Entgleisungen sich in der objektiven Würdigung eines an sich großgedachten Projektes beirren zu lassen. Wenn es sich technisch und wirtschaftlich als ausführbar erweist, wird dieses Projekt jedenfalls zu den scheinbar kühnen, modernen Ideen zu rechnen sein, welche das dem Weltverkehr etwas entlegene Bayern recht gut brauchen kann. Sind die Ideen

[18]) v. Donat: Die Kraft der Isar. München 1906. Oskar v. Miller hat in der Festschrift für die Versammlung deutscher Ingenieure 1903 wohl zuerst eine zusammenfassende Studie über die südbayerischen Wasserkräfte veröffentlicht. Ueber das von dem Donatschen Plane etwas abweichende Projekt einer Walchen-Kochelseekraftzentrale von Schmick-Darmstadt und Fischer-Reinau war mir im Buchhandel keine Publikation erhältlich.

wirklich gut, dann dringen sie auch durch. Vor 15 Jahren hat **Prinz Ludwig von Bayern** in der bayerischen Reichsratskammer die unstreitig gute Idee der Mainkanalisierung mit der Sachkenntnis eines Fachmannes begründet. Er fand Anhänger, die sofort für das damals neue und vielfach verblüffende Projekt eintraten, er fand aber auch Gegner und Hindernisse. Schließlich siegte aber die gute Idee doch, und in diesen Tagen wurde endlich durch Staatsvertrag die Fortsetzung der Mainkanalisierung bis Aschaffenburg, womit sich die weitere Fortsetzung von selbst ergibt, gesichert. Ich bin fest überzeugt, daß nach weiteren 15 Jahren auch große Wasserkraftwerke im südlichen Bayern bestehen werden, sei es auf Grund des Donatschen, Fischerschen oder irgend eines anderen Projektes!

(Forts. folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Sexuelle Ethik. Ein Vortrag von Professor Dr. **August Forel**. Mit einem Anhang: Beispiele ethisch-sexueller Konflikte aus dem Leben. München 1906. Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung.

Der Ende März d. J. in München gehaltene Vortrag, der jetzt in guter Ausstattung im Drucke erschienen ist, gewinnt auf diese Weise die Möglichkeit einer allgemeinen und weiten Verbreitung, die vermutlich auch nicht ausbleiben wird. Er verdient deshalb einige kritische Bemerkungen an dieser Stelle. Im ganzen genommen ist er einer allgemeinen Aufmerksamkeit wohl wert, wenngleich einzelne Punkte bestreitbar und andere auch falsch sind. Dies gilt vorwiegend von dem allgemeinen einleitenden Teile, der die Ethik überhaupt behandelt. Forel polemisiert da gegen Kants Lehre vom kategorischen Imperativ und vermeint sie dadurch widerlegen zu können, daß er hervorhebt, wie verschieden die Entwicklung des Gewissens bei verschiedenen Menschen sein kann, wie es verschiedene Stärke besitzen kann vom Nullgrad bis zu einer krankhaft gesteigerten Ueberreizung. „Wie reimt sich das alles," ruft er aus, „mit dem Kantischen Sittengesetz?" — Das ist ein Mißverständnis. Kant waren diese Tatsachen sehr wohl bekannt, er behauptet aber nicht, daß das Sittengesetz tatsächlich allgemein und absolut herrscht — er lehrt vielmehr das gerade Gegenteil davon —, sondern er sagt, daß es absolut bindend sei, daß seine Forderungen unbedingte Geltung beanspruchen, gleichviel ob die Menschen danach handeln oder nicht: sie **sollen** so handeln. Und dieser Ansicht scheint Forel selbst stillschweigend zugetan zu sein. Denn er stellt von seinem Standpunkt aus ebenfalls Forderungen nach dem, was sein muß und sein soll, ohne dafür andere Gründe anzugeben als eben moralische. Seine scheinbare Ableitung des Gewissens- und Pflichtgefühls aus dem Konflikt, der sich zwischen der Eigenliebe und dem Sympathiegefühl bildet, erklärt das Moralische nicht, sondern setzt seine Geltung voraus. Uebrigens ist diese ganze Frage für den besonderen Gegenstand selbst ohne Belang, da der Inhalt einer Moral unabhängig ist von ihrer formalen Seite und der Ableitung ihrer Ansprüche. Der Gesichtspunkt nun, von dem aus Forel seine sexuellen Vorschriften gewinnt und begründet, ist ein hoher sozial-ethischer. Es ist neben dem Wohl des Individuums selbst und der Gesellschaft vor allem das Wohl der Nachkommen und der ganzen zukünftigen Rasse, worauf mit Recht das Hauptgewicht gelegt wird. Zudem sind Forels Anschauungen von einem sehr freiheitlichen Geiste getragen, aber leider noch zum Teil in einer absehbaren Zukunft unrealisierbar. Sie können jedoch trotzdem von Wert und Nutzen sein, indem sie eine bestimmte Richtung anzeigen, in der man zu streben hat, ein Ziel setzen, zu dessen Erreichung jedermann wenigstens für seine Person viel beitragen kann. Daneben sind auch Lehren gegeben, deren Befolgung jederzeit und durch jeden Menschen geschehen kann und soll. Aus diesem Grunde ist diese kleine Schrift durchaus zu empfehlen und dabei ist zu wünschen, daß sie nicht bloß gelesen, sondern daß ihre Anschauungen, soweit es geht, auch in die Tatsächlichkeit umgesetzt werden. Nur der Anempfehlung des Gebrauches von Mitteln „zur Verhinderung und Regulierung der Zeugungen" darf nicht so ohne weiteres beigestimmt werden. Die Sache ist in keiner Hinsicht so einfach und harmlos, wie sie hier erscheint. Zum Schluß der Schrift ist ein ziemlich umfangreicher Anhang beigegeben, der interessante und sehr lehrreiche Beispiele von verschiedenartigen Verwicklungen, Kämpfen und Leiden auf sexuellem Gebiet aus der Wirklichkeit enthält und aus denen eigentlich hervorgeht, wie schwer und verantwortungsvoll es in den meisten Fällen ist, auch an der Hand genauer und richtiger Prinzipien eine sichere Entscheidung zu treffen.

B. L. W.

Bach-Jahrbuch 1905. Leipzig. Breitkopf u. Härtel.

Die Einrichtung von Jahrbüchern, die sich um Person und Lebenswerk eines großen Mannes gruppieren, ist bei den Literarhistorikern schon seit längerer Zeit in Brauch; man denke nur an unsere Goethe-, Schiller- und Shakespeare-Jahrbücher. Mit dem Bach-Jahrbuch ist das erste entsprechende Beispiel auf musikalischem Gebiete gegeben. (Das 1886 erschienene Wagner-Jahrbuch von Kürschner gedieh nicht über den ersten Jahrgang hinaus.) Sein erstes Erscheinen im Anschluß an das Leipziger Bach-Fest 1904 trug mehr zufälligen Charakter; nunmehr aber tritt es als dauerndes Organ, als neues Glied in der Kette regelmäßiger Musikpublikationen auf. Daß die Verwirklichung des Jahrbuch-Gedankens auf musikalischem Gebiete gerade an die Person und die Kunst Sebastian Bachs anknüpft, ist nicht nur ein Zeichen für die beherrschende Stellung, die die kräftige Gestalt des alten Thomaskantors im heutigen Musikleben einnimmt, sondern auch ein bedeutsames Merkmal für den musikalischen Renaissancecharakter unserer Zeit. Aufgabe des Bach-Jahrbuches soll sein, wie Dr. Schering in seinem vortrefflichen Geleitwort im einzelnen näher ausführt, Ergänzung und Vertiefung der wissenschaftlichen Bach-Forschung, Verbreitung des Verständnisses für die Bachsche Kunst, endlich Klärung der für die praktische Bach-Pflege in Betracht kommenden Fragen. Die vorliegende Nummer des Jahrbuches bringt gleich eine Anzahl trefflicher Arbeiten, die diese Zwecke zu verwirklichen suchen. Rudolf Bunge bringt wertvolle, archivalisch belegte biographische Ergänzungen zu Bachs Cöthener Zeit, B. F. Richter behandelt ausführlich die Wahl Bachs zum Thomaskantor, Fritz Volbach gibt eine Analyse der Kantate „Ein' feste Burg ist unser Gott" und Max Schneider liefert mit einem Verzeichnis der bisher erschienenen Literatur über J. S. Bach einen schätzbaren bibliographischen Beitrag, wenn auch seine Arbeit keineswegs erschöpfend ist, wie unlängst R. Schwarz in den „Signalen für die musikalische Welt" (Leipzig, Bartholf Senff 1906, Nr. 25/26) im einzelnen nachwies. Eine Reihe Kritiken über praktische und theoretische Bach-Publikationen beschließt das Jahrbuch. Wir begrüßen das neue Organ nicht nur als Bahnbrecher für die Kunst eines der Größten unserer Großen, sondern auch als erfreuliches Zeichen für den stetigen Fortschritt unserer jungen Musikwissenschaft.

Dr. E. **Schmitz**

---

* **Zeitschriftenliteratur.** Prof. Dr. G. **Jaegers Monatsblatt** (Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart, jährlich 3 M.) 1906, Nr. 5. In einem Aufsatz **Die Schulmedizin vor 100 Jahren** unternimmt der Herausgeber eine Ehrenrettung der vielverkannten, ja verachteten „Humoralpathologie", d. h. der Aerzteschule, die die „verdorbenen Säfte" für die Krankheit verantwortlich gemacht und dementsprechend die Krankheiten geheilt hat. Sie ging von der Anschauung aus, daß die natürlichen Erscheinungen, die bei Krankheiten auftreten, zweckmäßige Einrichtungen der Natur seien, die man unterstützen oder künstlich hervorbringen müsse; während die spätere Allopathie darin unzweckmäßige, nur lästige Vorgänge sah, die sie mit allen Mitteln bekämpfte und unterdrückte, was jetzt allmählich als Irrweg erkannt wird. Der Fehler, den die Humoralpathologen gemacht haben, war, daß sie zu viel taten, zu geschäftig waren, zu gewaltsam vorgingen. Beiderlei Fehler hat eine andere vielverkannte und geschmähte Richtung, die Homöopathie, glücklich vermieden. Auch auf seine eigene, schon vor mehr als 25 Jahren vorgetragene Fieberlehre, die sich mehr und mehr als richtig erweist, kommt der Herausgeber zu sprechen. — Weitere Artikel behandeln: Konstantin v. Rengarten †, Vortrag über Appetit, Feines Gefühl der Tiere, einen Vorläufer Jaegers, Dichter und Seele, Schärfung des Geruchsinns, Immunität der Araber gegen Typhus.

Allgemeine Rundschau.

Das Weihrauchland der alten Aegypter.

In der am Freitag Abend im Saale des Münchener Kunstgewerbehauses abgehaltenen Sitzung der **Anthropologischen Gesellschaft** hielt Professor Dr. Karl **Dyroff** einen interessanten Vortrag: **Ueber das Land Punt, das Weihrauchland der alten Aegypter.** Die Frage über die geographische Lage von Punt ist eine viel umstrittene. Die mehrfach versuchte Gleichsetzung mit dem Put der mosaischen Völkertafel verbietet sich aus sprachlichen Gründen. Punt muß dem Zusammenhang der Texte nach, allgemein gesprochen, entweder in

Aethiopien oder in Arabien liegen oder aber beide zusammen umfassen. Dazwischen schwankten die Ansichten der Aegyptologen. Die meisten stehen im Herzen auf afrikanischer Seite, doch hat sich der Historiker Ed. Meyer mehr für Arabien entschieden, wofür auch der Arabienreisende Dr. Glaser in einigen Aufsätzen in der Beilage der Allgemeinen Zeitung eintrat.

Die Stellen über Punt, die in den Versuchen, das Land zu fixieren, am meisten angezogen werden, sind im Jahre 1892 durch einen von Schiaparelli an den Wänden eines Grabes bei Assuan entdeckten Text erweitert worden. Der Eigentümer jenes Grabes war Her-chuf, Fürst von Elephantine, unter den Königen der 6. Dynastie etwa 2500 v. Chr. Aus dieser Inschrift, die älteste Erwähnung von Punt enthaltend, geht hervor, daß Punt als fernes Land betrachtet wurde und im allgemeinen südlich von Assuan zu suchen ist. Durch die Heranziehung und richtige Interpretation späterer Stellen (Redner verweist auf den berühmten Hymnus auf Gott Amon von Theben, „dessen Geruch die Götter lieben, wenn er aus Punt kommt; den Fürsten der Gesalbten, wenn er von Matoi naht". Punt erscheint hier als das Weihrauchland und damit das Land Matoi) kennen wir aber auch ungefähr seine Lage, denn Matoi wird synonym mit Punt als Weihrauchland genannt, und Matoi kennen wir durch die Inschrift des Her-chuf, da es mit den Ländern Imam, Jerti und Wawat in der berühmten Inschrift des Una, der mit Her-chuf gleichzeitig ist, in einer Reihe aufgeführt wird. Es muß hier aber darauf hingewiesen werden, daß unsere ältesten zusammenhängenden Texte, die Totentexte aus den Pyramiden, das Land Punt noch nicht kennen. Man kann aber daraus nicht schließen, daß Punt deshalb den damaligen Aegyptern unbekannt war, sondern nur, daß die damalige Spruchdichtung es verschmähte, dieser Barbarenländer zu erwähnen. Erst aus der 11. Dynastie stammt die Nachricht, daß von nun ab Seefahrten nach dem Lande Punt stattfanden, und dieses Land erscheint nun als ein am Meere gelegenes. Damals wurden Schiffe ausgerüstet, um von den Fürsten von Punt den frischen Weihrauch zu holen. Wie sehr das Land auch die Dichter beschäftigt hat, beweist das berühmte Märchen des St. Petersburger Papyrus, der aus dieser Zeit stammt. Hier ist vom Antiu-Weihrauch die Rede, dem Hauptprodukt von Punt, denn nur ich — heißt es —, der Fürst des Landes Punt, besitze Antiu.

Der Redner ging dann auf die 18. Dynastie über, über die er sich ausführlicher verbreitet. Wer aus der von Trümmern der Jahrtausende übersäten Ebene von Theben von Der-el-bahri aufwärts über den Berg steigt, gelangt in die großartige Wildnis des Totentales von Bibau. Der-el-bahri seinerseits ist der Totentempel der Königin Hatschepsawet, deren Grabkammer vor einigen Jahren gefunden wurde. Und hier ist nun das wichtigste Denkmal erhalten, das wir für das Land Punt besitzen, nämlich eine genaue Darstellung der Expedition nach Punt, die auf ihren Befehl ausgerüstet wurde. Das Land Punt ist vollständig abkonterfeit, inmitten einer tropischen Landschaft am Meeresufer. Die Großen von Punt empfangen die gelandeten Aegypter, der Tauschhandel beginnt, die Puntier bringen Weihrauch, Affen und Leoparde. Einige Puntier gehen mit nach Theben und bringen 31 blühende Weihrauchbäume, wie gleiches man in Theben nie gesehen, solange die Welt steht. Diese Darstellungen in Wort und Bild sind für unsere Frage, namentlich hinsichtlich der Produkte, von Wichtigkeit. Hier kommt auch wieder das bereits erwähnte Antiu vor. Qemi von Antiu, sowie grüne Antiubäume sind die ersten Posten: das qemi des Antiu ist nichts anderes als das bis auf unsere Zeit gekommene Wort Gummi.

Schwieriger ist die Bestimmung von Antiu selbst. Es wurde mit Myrrhen übersetzt, und Weihrauch und Myrrhen sind ja auch Gummiharze. Nun behauptet der Kenner Südarabiens, Glaser, daß die Abbildungen des Weihrauchbaumes, wie ihn ein Vergleich gelehrt habe, keinen Zweifel lassen, daß wir es mit einem im Somalilande, in minderer Qualität in Südarabien gedeihenden Weihrauchbaum zu tun haben. Karl Schumann, der Botaniker, meint, daß sich aus den Abbildungen eine Entscheidung nicht treffen lasse, die Bäume haben ihren Blätterschmuck erst nach ihrer Ankunft in Aegypten entfaltet, aber der Weihrauchbaum wie der Myrrhenbaum sind laubwechselnde Pflanzen. Das gewöhnliche ägyptische Wort für Weihrauch ist aber sonte, was den „Duft Gottes" bedeutet. Ist aber sonte die Bezeichnung für Weihrauch und nicht für Myrrhen, für die als einziges Räucherungsmittel in Aegypten ein Beweis nicht zu erbringen ist, so spricht doch alles dafür, daß Antiu nur eine gewähltere Bezeichnung für Weihrauch ist und daß eben, wie in dem St. Petersburger Märchen erwähnt, die beste Sorte von Weihrauch als Antiu bezeichnet wird. Die Vegetation Punts besteht aus Weihrauchbäumen und einer Palmenart, die der Botaniker Schumann mit voller Sicherheit als Kokospalme bezeichnet, diese aber finde sich nur in Ostafrika. Aber das kann in der Tat nicht aufkommen dagegen, daß die Inschriften ganz deutlich besagen: „Punt zu beiden Seiten des Ozeans". Es ist nicht einzusehen, wie man anders um diesen Punkt herumkommen will, als durch das Geständnis, daß in diesen Inschriften auch die Südküste Arabiens zu Punt gerechnet wird. Das ist aber ein neues Moment, die Vorstellung ist für die 18. Dynastie zuzugeben, daß die arabischen und die afrikanischen Weihrauchländer zusammengehören. Erwähnenswert ist noch eine Angabe aus der Zeit Ramses' III., also der 20. Dynastie, in der Punt deutlich Südarabien zu bezeichnen scheint. Hiermit sind die wichtigsten Punkte, die für die Fixierung von Punt in Betracht kommen, aufgeführt und beurteilt. Die Nachrichten der Klassiker über die Aromatophoros bringen erwünschte Bestätigungen. Punt ist Opone und lebt daher in dem Namen des Kaps Guardafui noch heute. Dieser Name und das Wort Gummi sind die nachlebenden Zeugen der Puntfahrten der Aegypter.

Dem beifälligst aufgenommenen Vortrag schloß sich noch eine Diskussion an, an der sich außer dem Vortragenden Dr. Glaser und Professor Hommel beteiligten. Zum Schluße erstattete Privatdozent Dr. F. Birkner, der als Vertreter der prähistorischen Staatssammlungen und der Anthropologischen Gesellschaft dem 13. Internationalen Kongreß der prähistorischen Anthropologie und Archäologie in Monaco beigewohnt hatte, einen kurzen Bericht über diese Versammlung.

mt.

Kleinere Mitteilungen.

C. H. **Archäologischer Kursus.** Das bayerische Kultusministerium hat mit dem hessischen Ministerium die Vereinbarung getroffen, zu Pfingsten 1906, ähnlich wie in früheren Jahren, einen gemeinsamen archäologischen Anschauungskurs für Lehrer höherer Unterrichtsanstalten abzuhalten, unter Einbeziehung von Würzburg, Aschaffenburg, des hessischen Limes, von Speyer, Worms und Mainz, sowie der Saalburg. Der Kurs beginnt am Dienstag, den 5. Juni, in Würzburg und dauert bis einschließlich 13. Juni. Auf bayerischer Seite sind als Dozenten berufen die Universitätsprofessoren Dr. Wolters in Würzburg und Dr. Bulle in Erlangen, sowie der Assistent am Kunstgeschichtlichen Museum Dr. Hock in Würzburg. Von hessischer Seite sind zur Mitwirkung in Aussicht genommen der Direktor der römisch-germanischen Kommission des Kaiserl. Archäologischen Instituts Professor Dragendorff in Frankfurt a. M., Universitätsprofessor Dr. Sauer in Gießen, Professor Dr. Anthes in Darmstadt, die Museumsdirektoren Dr. Schumacher und Lindenschmit in Mainz, Professor Dr. Koerber in Mainz und die Professoren Dr. Weckerling und Dr. Köhl in Worms. Das Programm sieht vor: für den 5. und 6. Juni Vorträge in Würzburg und Besuch der dortigen Sammlungen, 7. Juni Fahrt nach Aschaffenburg und Besuch des Pompejanums, Museums ꝛc., nachmittags Besuch des römischen Lagers bei Stockstadt und Weiterfahrt nach Amorbach, 8. Juni Besichtigung des Limes, Besichtigung der Antikensammlung im Schloß Erbach und der Basilika in Steinbach, 9. Juni Besuch von Speyer, 10. Juni Worms und Lorsch, 11. bis 12. Juni Mainz, 13. Juni die Saalburg. Die Gesuche von Lehrern bayerischer Unterrichtsanstalten um Zulassung zum Kurse sind bis 12. Mai beim Kultusministerium einzureichen.

* **Archäologisches.** In Rom hat seit einigen Tagen die Abtragung eines Häuserblocks über dem Römischen Forum zwischen Via Cavour und Via in Miranda begonnen, um die Ausgrabungen zwischen der Kurie und dem Tempel des Antoninus zu ermöglichen, von denen man eine vollständige Aufdeckung der Basilika Emilia erwartet. — Die Berliner Philologische Wochenschrift meldet, daß der Statthalter des Reichslandes dem Konservator der Kunstdenkmäler im Elsaß, C. Winkler in Kolmar, einen Betrag zu Ausgrabungszwecken behufs Feststellung des Platzes der Schlacht zwischen Cäsar und Ariovist zur Verfügung gestellt hat. Winkler hat die Gegend zwischen Epfig, Stotzheim, Eichhofen und Ittersweiler schon früher bestimmt und will auch da die archäologische Evidenz suchen.

hc. **Preiszuerkennung.** Der internationale medizinische Kongreß in Lissabon erkannte den von dem Pariser Kongresse ausgesetzten Preis von 3000 M dem Geh. Med.-Rat Dr. Ehrlich, Direktor des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M. und ordentlichen Honorarprofessor in Göttingen, für seine Arbeiten über Leukozytose zu. — Dem Prof. Dr. Ossian Aschan in Helsingfors ist auf Grund seines kürzlich erschienenen Werkes über die Chemie der alizyklischen Verbindungen, sowie in Anerkennung seiner experimentellen Arbeiten der ganze fällige Betrag der Walbruch-Stiftung (12,000 M) auf Antrag der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen verliehen worden.

hc. Von der Kaiserlichen Leopoldinisch-Karolinischen deutschen Akademie der Naturforscher in Halle a. S. wurden als Mitglieder aufgenommen: der Landesgeologe Dr. phil. A. Leppla in Berlin und der Privatdozent für Zoologie und Assistent am zoologischen Institut der Grazer Universität Dr. phil Rudolf Ritter v. Stummer-Traunfels.

* Von den Bibliotheken. Der Bibliothekar an der kgl. Universitätsbibliothek in Halle Dr. Losch ist in gleicher Eigenschaft an die kgl. Bibliothek in Berlin versetzt worden.

*

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Mit dem Beginn dieses Sommerhalbjahres ist an der hiesigen Universität der „Stud. reg." verschwunden, eine eigene württembergische, verschiedene Jahrzehnte geführte Bezeichnung für die Studierenden des höheren Verwaltungsdienstes, die nun weggefallen ist, weil der Studiengang für Juristen, Regiminalisten und Kameralisten bis zur ersten Prüfung auch in Württemberg vereinheitlicht wurde und infolgedessen dieses Frühjahr die 1837 eingeführte regiminalistische Prüfung zum letztenmal stattfand.

hc. **Heidelberg.** Der Großherzog von Baden hat den ordentlichen Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik an der hiesigen Universität Geheimrat Dr. Vinzenz Czerny auf sein Ansuchen unter Anerkennung seiner langjährigen, treuen und ausgezeichneten Dienste auf 1. Oktober in den Ruhestand versetzt. Exzellenz Czerny wird sich in Zukunft dem von ihm in Heidelberg gegründeten Institut für experimentelle Krebsforschung widmen. Der berühmte Chirurg steht im 64. Lebensjahre. Er stammt aus Trautenau in Böhmen, studierte in Wien, wo er hauptsächlich Assistent Billroths war, 1866 promovierte er und habilitierte sich im Mai 1871 als Dozent in Wien. Ein halbes Jahr später folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Chirurgie nach Freiburg i. Br., eine Stellung, die der Gelehrte 1877 mit der gleichen in Heidelberg vertauschte. Eine im Jahre 1894 an ihn ergangene Aufforderung der Wiener Hochschule, als Nachfolger Billroths dorthin überzusiedeln, lehnte er ab, ebenso wie er schon vorher Berufungen nach Prag und Würzburg abgelehnt hatte.

* **Bonn.** Der Professor der Botanik an der landwirtschaftlichen Akademie zu Bonn-Poppelsdorf Geheimer Regierungsrat Dr. Fritz Körnicke beging am 29. April sein 50jähriges Doktorjubiläum.

* **Berlin.** Durch die Berufung des Professors D. Adolf Harnack an die Berliner Bibliothek ist dessen Entlastung um zwei Vorlesungen notwendig geworden. Auf die zu diesem Zweck neubegründete Professur in der evangelisch-theologischen Fakultät zu Berlin ist, nachdem Loofs-Halle abgelehnt und v. Schubert-Kiel Heidelberg vorgezogen hatte, der außerordentliche Professor D. Karl Holl in Tübingen berufen worden, der als hervorragender Kenner der Patristik und der ersten christlichen Jahrhunderte gilt.

hc. **Halle a. S.** Zum Rektor der hiesigen Universität für das Studienjahr vom 12. Juli 1906 bis dahin 1907 ist Professor Dr. phil. Karl Robert, Vertreter der klassischen Archäologie, gewählt worden.

* **Jena.** Die vom 6. bis 18. August an der hiesigen Universität stattfindenden Ferienkurse werden umfassen: neun naturwissenschaftliche Kurse, sieben pädagogische Kurse, vier Kurse aus dem Gebiete der Psychologie und pädagogischen Pathologie, drei Kurse aus dem Gebiete der Frauenbildung, fünf Kurse aus dem Gebiete der Theologie, Geschichte und Philosophie, sechs Sprachkurse. Diese Kurse werden von dreißig Dozenten abgehalten: Dr. Gänge, Dr. Detmer, Dr. Immendorff, Dr. Ziegler, Dr. Reich, Dr. Mangold, Dr. Knopf, D. Braasch, Dr. Rein, Fr. Lehmensick, P. Henkler, Dr. Thrändorf, Dr. Just, Dr. Leser, Dr. Pabst, Dr. Spitzner, Dr. Ament, Dr. Gutzmann, Dr. Fiebig, Dr. Zimmer, Fräulein Dr. v. Lengefeld, Fräulein Dr. G. Bäumer, D. Weinel, A. Damaschke, Dr. Menk, Dr. Leitzmann, O. Flügel, Fräulein Käthe Rein, Miß C. J. Dodd, Jules Dietz. Die Programme sind im Sekretariat der Ferienkurse, Jena, Gartenstraße 2, bei Frau Dr. Schneider, zu erhalten.

* **Rom.** Am 30. April feierte der bekannte Physiker Prof. P. Blaserna, derzeitiger Präsident der Accademia dei Lincei, das 50jährige Jubiläum seiner akademischen Lehrtätigkeit, zugleich mit dem 25jährigen Bestehen des Physikalischen Instituts, dessen Leiter er ist.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

René Bazin: Schwester Pascale (L'Isolée). Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von H. v. Reuß. Ebenda 1906. 329 S.

Derselbe: Die blaue Krickente (sarcelle bleue). Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von R. u. E. Ettlinger. Ebenda 1905. 288 S.

Dr. B. Donath: Die Grundlagen der Farbenphotographie. (Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 14.) Braunschweig 1906, Fr. Vieweg u. Sohn. 164 S.

Wolfgang Madjera: Märtyrer der Krone. (Schauspiel.) Wien 1906. Manzsche Buchhandlung. 97 S.

G. W. Schiele: Ueber den natürlichen Ursprung der Kategorien Rente, Zins und Arbeitslohn. Berlin-Leipzig 1906. Hüpeden u. Merzyn. 100 S.

Dr. J. Heimberger: Strafkolonien. (Vortrag.) (Neue Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von der Gehestiftung zu Dresden. 3. Jahrg. 3. Heft.) Dresden 1906. Zahn u. Jaensch. 29 S.

[redacted]ahrgang 1906. München, Samstag, 5. Mai. Nummer 104.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

D. Johannes Friedrich.

(Zu seinem 70. Geburtstag.)

Vor einem Jahr hatten wir hier zu melden, daß Professor Dr. Johannes Friedrich, der Mitstreiter und Biograph Ignaz Döllingers und Verfasser des berühmten Werkes über die Geschichte des Vatikanischen Konzils, nach 43jähriger Lehrtätigkeit an der Universität München auf sein Ansuchen von der Pflicht, Vorlesungen zu halten, entbunden wurde. Es waren nicht Gesundheitsrücksichten, die den bejahrten Gelehrten — er ist geboren am 5. Mai 1836 zu Poxdorf in Oberfranken — zur Einstellung seiner Lehrtätigkeit bestimmten; wir durften vielmehr damals die Hoffnung aussprechen, daß er in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit noch mancherlei wissenschaftliche Arbeiten zum Abschlusse bringen und seine bewährte Kraft insbesondere der kgl. Akademie der Wissenschaften als Sekretär der historischen Klasse auch fernerhin noch lange widmen werde. Den Ausdruck dieser Hoffnung erneuern wir heute, am 70. Geburtstage des trefflichen Mannes.

In die akademische Laufbahn ist Friedrich durch seine Beziehungen zu Döllinger gekommen, die im Jahre 1859 angeknüpft worden sind. Döllinger hatte damals von König Maximilian II. den Auftrag zur Herausgabe kirchengeschichtlicher Materialien erhalten und war während der Herbstferien von 1859 nach Bamberg gekommen, um den Erzbischof Deinlein zu fragen, ob er nicht einen jungen Geistlichen habe, der gesonnen sei, sich der Kirchengeschichte zu widmen. Der Erzbischof wies auf Friedrich hin, der damals Kaplan zu Schrinfeld im Fürstentum Schwarzenberg (Mittelfranken) war, aber eben die erzbischöfliche Erlaubnis zur Fortsetzung seiner Studien in München erhalten hatte. Im Wintersemester 1859/1860 kam Friedrich, der seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium und dem Lyzeum zu Bamberg erlangt hatte, nach München, um sich für die Erwerbung der akademischen Doktorwürde vorzubereiten. Auf Grund einer Dissertation über „Johann Wessel" promovierte er in der theologischen Fakultät der Universität München, in der er sich 1862 auch habilitierte, mit einer Schrift über „Die Lehre des Johann Hus". Zugleich war er Diözesangeistlicher von München. Seine Ernennung zum Extraordinarius wurde unter dem Kultusminister v. Zwehl durch den Erzbischof Scherr von München-Freising, der Friedrich als einem vermeintlichen Mitgliede der „Jung-Münchener Schule" mißtraute, vereitelt; sie erfolgte erst 1865 durch den Kultusminister Koch, Zwehls Nachfolger.

Inzwischen hatte Friedrich Materialien zur älteren Geschichte des Kirchenstaates für Döllingers 1861 erschienenes Werk „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat" gesammelt und die „Dokumente zur Geschichte Karls V. und Philipps II. und ihrer Zeit aus spanischen Archiven" bearbeitet, die 1862 als erster der von Döllinger mit Unterstützung König Maximilians II. herausgegebenen „Beiträge zur politischen, kirchlichen und Kulturgeschichte" erschienen. 1863 nahm Friedrich an der vom 28. September bis 1. Oktober zu München abgehaltenen Versammlung katholischer Gelehrten teil, zu der im August 1863 von Döllinger, dem Abt Haneberg und dem Kirchenhistoriker Alzog unterzeichnete Einladungen ergangen waren, deren Verlauf aber den Gegensatz zwischen den deutschen katholischen Gelehrten von der Richtung Döllingers und den jesuitischen Neuscholastikern schon recht deutlich erkennen ließ. Dieser Gegensatz verschärfte sich nach Erlaß des päpstlichen Rundschreibens Quanta cura mit angehängtem Syllabus vom 8. Dezember 1864 immer mehr und wurde nach der im Juni 1867 durch Pius IX. erfolgten Ankündigung des Vatikanischen Konzils geradezu akut, Friedrich verfolgte die immer mehr anwachsende Konzilsliteratur mit größter Aufmerksamkeit. Als Ergebnis seiner kirchengeschichtlichen Studien veröffentlichte er 1867 bis 1869 die „Kirchengeschichte Deutschlands", worauf er 1869 zum Mitgliede der kgl. Akademie der Wissenschaften in München gewählt wurde. Im August 1869 ging er nach Trient, um auf der dortigen Stadtbibliothek seine längst begonnenen Studien über die Geschichte des Konzils von Trient fortzusetzen und zu vertiefen. Aus diesen Studien riß ihn ein vom 25. September 1869 dalirrter Brief Döllingrrs, der ihm folgende „Sensationsnachricht" mitteilte:

Kardinal Hohenlohe hat an seinen Bruder, den Minister, geschrieben, man möge ihm einen guten deutschen Theologen vorschlagen, der, noch von intakter Reputation (das heißt: noch nicht etwa auf dem Index stehend), während des Konzils in Rom bei ihm wohnen und ihm mit Rat u. s. w. für das Konzil beistehen könne. Ich habe darauf nicht gezögert, Sie in Vorschlag zu bringen, mit der Bemerkung, Ihre Reputation bezüglich der Römischen Orthodoxie sei nive candidior, nullo, ne quidem levissimo rumore aspersa etc. etc. Sie seien der rechte Mann für Seine Eminenz. Ich sehe Sie den Mund verziehen — aber es ist alles ganz ernsthaft zu nehmen. Kardinal Hohenlohe denkt über die beabsichtigten Dinge, besonders die von den Jesuiten dabei gespielte Rolle, ohngefähr so wie wir, und will einen deutschen (d. h. deutsch denkenden und fühlenden) Theologen. Sie würden bei ihm wohnen und speisen und natürlich Vergütung der Reisekosten erhalten. Welch eine prächtige Gelegenheit, hinter den Kulissen stehend ein großes weltgeschichtliches Drama (hoffentlich weder Komödie, noch Trauerspiel) aufgeführt zu sehen! Das ist für Ihre kirchengeschichtliche Ausbildung so viel wert als 10 Jahre Quellenstudium! Die betreffende Unterredung zwischen dem Fürsten Hohenlohe und mir fand erst vor ein paar Stunden statt. Er wird nun an seinen Bruder in Rom darüber schreiben, und wir

werden bald die Antwort darüber vernehmen, die ich Ihnen gleich melden werde."

Die Antwort des Kardinals Hohenlohe lautete zustimmend, und Friedrich nahm das Anerbieten um so lieber an, als es seinem Wunsche, während drs Konzils in Rom sein zu können, entsprach. Er kehrte Mitte Oktober von Trient nach München zurück und reiste von hier am 24. November 1869 nach Rom ab, wo er am folgenden 4. Dezember eintraf und bis zum 13. Mai 1870 als Theologe des Kardinals Hohenlohe verblieb. Seine römischen Erlebnisse und Beobachtungen hat er verzeichnet in dem 1871 in erster und 1873 in zweiter vermehrter Auflage erschienenen „Tagebuch. Während des Vatikanischen Konzils geführt von Dr. J. Friedrich". Seine drei Bände umfassende „Geschichte des Vatikanischen Konzils" erschien in den Jahren 1877 bis 1887. Die Bedeutung des „Tagebuches" haben „ultramontane Schmähartikel, angefüllt mit böswilligen Verdrehungen und Verleumdungen", vergeblich zu schmälern versucht. Ebenso vergeblich sind alle ultramontanen Bemühungen, den Wert von Friedrichs „Geschichte des Vatikanischen Konzils" herabzusetzen. Das gilt insbesondere von der „Geschichte des Vatikanischen Konzils", die der Jesuit Theodor Ganderath unter den Auspizien Leos XIII. 1893 bis 1902 in Rom ausgearbeitet hat und mit deren Herausgabe nach des Verfassers Tode der Jesuit Konrad Kirch von den Ordensoberen beauftragt worden ist. Ganderath bezeichnet Friedrichs Konzilsgeschichte als „antikirchlich tendenziös", ohne diesen Vorwurf auch nur im geringsten streng wissenschaftlich zu begründen, seiner eigenen Arbeit spricht er aber selbst das Urteil, indem er alles, was nicht in den anerkanntermaßen sehr lückenhaften und wenig zuverlässigen Konzilsakten des vatikanischen Archivs enthalten ist oder diesen widerspricht, für „erdichtet oder doch entstellt" erklärt und von seiner Darstellung sagt: „Ich schreibe diese Geschichte vom katholischen Standpunkte aus, der für die Beurteilung eines Konzils als der einzig richtige, ja unumgänglich notwendige erscheint. . . . Die katholische Lehre setze ich also stets bei meiner Darstellung als wahr voraus. Die Tatsachen berichte ich genau, wie ich sie finde, ich beurteile sie aber katholisch." Kein Wunder, daß sich die Ganderathsche Konzilsgeschichte, die dem Jesuiten Kardinal Steinhuber gewidmet und mit der Druckerlaubnis des erzbischöflichen Ordinariats von Freiburg im Breisgau veröffentlicht ist, als ein jesuitisch tendenziöses Machwerk herausstellt.

Das Vatikanische Konzil bezeichnet einen Wendepunkt wie in Döllingers, so auch in Friedrichs Leben und Lehrtätigkeit. Ihre stetig sinkende Hoffnung, daß sich die deutschen Bischöfe der Konzilsminderheit den vatikanischen Beschlüssen nicht unterwerfen würden, machte die Fuldaer Bischofsversammlung vom August 1870 gänzlich zuschanden. In einem Schreiben vom 20. Oktober 1870 forderte Erzbischof Scherr die theologische Fakultät der Universität München zur Anerkennung der Konzilsbeschlüsse auf. Die Mehrheit der Fakultät beantwortete diese Aufforderung mit einem Schreiben, worin sie erklärte, „den ökumenischen Charakter des vatikanischen Konzils und der Beschlüsse desselben . . . mit rückhaltloser Ueberzeugung und Hingebung festhalten zu wollen". Friedrich und mit ihm Döllinger versagten diesem „unwürdigen Schreiben" ihre Unterschrift, denn, abgesehen von den neuen Lehren, konnten sie das Vatikanische Konzil nicht als ökumenisch anerkennen. Da sie trotz wiederholter erzbischöflicher Mahnungen und Warnungen bei ihrem Entschlusse beharrten, verfielen beide der großen Exkommunikation, die gegen Döllinger am 17. April, gegen Friedrich am 18. April 1871 „zur Rettung ihrer Seelen und zur Warnung anderer" vom Erzbischof Scherr vollzogen und am 23. April 1871 in der Domkirche und in der Ludwigskirche zu München verkündigt wurde.

Bis zum Jahre 1882 blieb Friedrich noch Mitglied der theologischen Fakultät der Universität München, dann wurde er als ordentlicher Professor der Geschichte in die philosophische Fakultät, die ihn zum Ehrendoktor ernannte, versetzt. Als die Berner Regierung 1874 an ihrer Universität eine altkatholische Fakultät zu begründen und Friedrich dafür zu gewinnen suchte, ging dieser auf den Rat Döllingers mit dem nötigen Urlaub nach Bern, um dort zwei Semester über Kirchengeschichte zu lesen. In München las er anfänglich ebenfalls über Kirchengeschichte und nach seiner Versetzung in die philosophische Fakultät über allgemeine und namentlich über mittelalterliche Geschichte und Reformationszeit.

In der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München bekleidet Professor Dr. Friedrich als Nachfolger des Historikers Adolf v. Cornelius seit 1898 das Amt eines Sekretärs der historischen Klasse. Eine ganze Reihe bedeutender Vorträge sind von ihm während der 36 Jahre, seit er Mitglied der Akademie der Wissenschaften ist, gehalten worden und zum Teil in Sonderabdrücken aus den Sitzungsberichten der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften erschienen.

Von seinen sonstigen Arbeiten sind außer den bereits erwähnten Veröffentlichungen noch besonders hervorzuheben: die denkwürdige Biographie Ignaz v. Döllinger", deren letzter Band 1901 erschienen ist; „Die Konstantinische Schenkung" 1889; die unter dem Titel „Das Papsttum" 1892 erschienene Neubearbeitung von Döllingers „Janus".

So blickt heute der Siebzigjährige auf eine an Mühe und Arbeit, an Kämpfen und Leiden, aber auch an rühmlichen Leistungen und Erfolgen reiche Vergangenheit zurück. Stets ist er für seine in ernstem Ringen und Nachdenken erworbene Ueberzeugung furchtlos eingetreten, und in dem Bewußtsein, stets nur das Gute und Rechte gewollt und erstrebt zu haben, steht er treu zu der erkannten Wahrheit und blickt mit philosophischem Gleichmute auf die mancherlei Anfeindungen seiner ultramontanen Gegner herab. Möge er noch lange in geistiger und körperlicher Frische das wohlverdiente otium cum dignitate genießen.

O. K.

Max Eyth.

Zu seinem 70. Geburtstag (6. Mai).

Der Name, der als Titel über diesen Zeilen steht, hat einen guten Klang in deutschen Landen, und besonders in der Heimat von Max Eyth, in dem schönen Schwabenlande, sprechen viele ihn mit Liebe und Bewunderung aus. Und das ist nicht zu verwundern. Denn der, dem dieser Name zu eigen, hat ein schönes und köstliches Vorrecht vor vielen anderen, die in der literarischen Gegenwart Deutschlands im Vordergrund stehen oder stehen möchten, er hat die Begeisterung der warmherzigen Jugend für sich, der er ja nicht nur durch die farbenreiche Romantik seiner Reisebilder, sondern vor allen Dingen auch durch die strenge Selbstzucht und unermüdliche Pflichttreue in Arbeit und Beruf ein Lehrer und Erziehrr ist für die ernste und gewissenhafte Erfüllung aller Lebensaufgaben. Er will ja nicht einer jener Großen und Gewaltigen sein, die der Menschheit voranschreiten auf neuen Bahnen; er will nicht neue geistige Werte schaffen und vor kühne Probleme stellen. Er will nur ein treuer und fröhlicher Mitarbeiter sein an der Kulturentwicklung unserer Zeit und das schöne Talent, das er sein eigen nennt, in ihren Dienst stellen. Dieses Ziel hat sich Max Eyth von dem Anfang an, da er weiteren Kreisen von seinem Wollen und Streben berichtete, gesteckt, und wir dürfen es heute, da wir seiner zu seinem 70. Geburtstag gedenken, freudig anerkennen, daß er dasselbe auf all seinen Wanderungen in die Kreuz und die Quer, in einem wechselreichen Leben, niemals aus den Augen verloren, sondern allezeit festgehalten hat an dem ehrlichen Streben, das, was er sein wollte, auch ganz zu sein und zu bleiben, ein Mann mit einem empfänglichen Sinn für alles Hohe und Schöne, doch auch als Schwabe von echtem Schrot und Korn eine zähe Willenskraft und einen scharfen Blick für alles Tatsächliche und Wirkliche verbindend. Der frische

Wandertrieb, der in ihm steckte, die träumende Sehnsucht nach unbekannten Fernen mag ja wohl auch so ein Stück schwäbischer Eigenart sein. Aber doch war es Max Eyth nicht an seiner Wiege gesungen worden, daß er einmal Länder und Meere durchfahren und ein Pionier der Arbeit, und zwar, wenn auch lange Zeit in englischen Diensten, doch deutscher Arbeit unter fremden Völkern werden sollte.

Am 6. Mai 1836 als Sohn des Präzeptors Dr. Eduard Eyth in Kirchheim u. T. geboren, verlebte der Knabe nach Versetzung seines Vaters an das niedere theologische Seminar in Schönthal, in dem schönen und stillen Tale der Jagst, in dem einst auch Götz von Berlichingen gehaust hatte, eine schöne und glückliche Kindheit. Mindestens Altphilologe wie Vater und Onkel, wenn nicht gar nach alter schwäbischer Tradition Theologe, sollte er werden. Allein die für diesen Beruf vorbereitenden Studien hatten nur wenig Reiz für ihn, und als einmal erst sein „mathematischer Sinn" erwacht und er in das Geheimnis der Zahlen eingeweiht war, stand auch sein Entschluß, den technischen Beruf zu ergreifen, fest. Mochte es seinem Vater auch wie ein eigenartiges Rätsel der Natur erscheinen, daß keiner seiner Söhne — denn auch der jüngere, Eduard, wählte später den Beruf des Technikers — Neigung zu der Wissenschaft zeigte, der er selbst mit Leib und Seele ergeben war, so ließ er doch als lebenskluger Mann den Söhnen völlige Freiheit in der Wahl ihres Berufes, und er hat das niemals bereut, wenn auch der jüngere später demselben in fremdem Lande zum Opfer fiel. So absolvierte denn Max Eyth seine technischen Studien auf der polytechnischen Schule in Stuttgart mit Auszeichnung, arbeitete dann noch eine Zeit lang in der Praxis in der Heimat und zog dann zur Erweiterung seiner Kenntnisse in die Fremde, bis nach London. In England gelang es ihm denn auch im Jahre 1861, in der Fowlerschen Maschinenfabrik für Dampfpflüge in Leeds Stellung zu finden, und nachdem er erst auf der Londoner Weltausstellung des Jahres 1862 mit großem Erfolg für seine Firma tätig gewesen war, erhielt er Anfang 1863 von dieser den Auftrag, den Dampfpflug in Indien und auf dem Wege dahin auch in Aegypten in Betrieb zu setzen. Im Lande der Pharaonen aber, dem Ziele seiner kindlichen Träume, blieb Max Eyth hängen. Prinz Halim Pascha, der ebenso wie der damalige Vizekönig Ismael Pascha sich sehr um die Bodenkultur Aegyptens bemühte, hielt Eyth durch die Ernennung zu seinem Chefingenieur bis zum Jahre 1866 fest, und diesem Aufenthalt verdanken wir neben einer Schrift über „Das Agrikulturmaschinenwesen in Aegypten" eine Reihe kürzerer Aufsätze über die Geschichte und Kultur des Landes. Geschäftliche und politische Krisen zwangen Halim Pascha, Eyth zu entlassen, und dieser trat nun sofort wieder in die Dienste der Fowlers, für die er nun bis zum Jahre 1882 in aller Herren Ländern tätig war. Maschinen, Konstruktionen und Erfindungen aller Art galt es nun einzuführen und zu verbreiten, Drahtseilschiffahrt und Straßenlokomotiven und noch so vieles andere nahmen Eyths Kraft in Anspruch; aber doch fand er in all dieser manchmal recht mühseligen Arbeit noch Zeit, von all seinen Erlebnissen und Beobachtungen in fremden Landen den besten Freunden, die er in der Heimat hatte, den Eltern, und durch sie weiteren Kreisen in anziehenden und scharf beobachtenden Schilderungen zu berichten. So entstand sein „Wanderbuch eines Ingenieurs", das er später zu dem hochinteressanten Sammelwerk „Im Strom unserer Zeit" umarbeitete und ergänzte; so entstanden seine Geschichtenbücher „Feierstunden" und „Hinter Pflug und Schraubstock" mit ihren in Ernst und Humor gleich anziehenden Erzählungen und sogar einem echt schwäbisch-gemütlichen Lustspiel, „Der Waldteufel", und so entstand zuletzt auch die eigenartigste und sicher gehaltvollste seiner literarischen Schöpfungen, sein ägyptischer Roman: „Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs."

Will man es Max Eyth verdenken, wenn er nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit im Dienste der Fowlers sich nach einem ruhigeren Leben auf heimatlichem Grund und Boden sehnte? Als er sich im Jahre 1882 in Bonn a. Rh. ansiedelte, hatte er freilich durchaus noch nicht die Absicht, gänzlich untätig zu sein. Denn jetzt gerade glaubte er die Zeit gekommen, einen Plan zu verwirklichen, zu dem ihm die Königliche Landwirtschaftliche Gesellschaft von England einst die Anregung gegeben. Zu dieser ein deutsches Gegenstück zu schaffen, war sein Ziel. Er wußte ja wohl: die Aufgabe war keine leichte. Es galt der Köpfe gar viele unter einen Hut zu bringen, mit manchem Vorurteil abzurechnen und mit mancher veralteten Einrichtung aufzuräumen. Aber Max Eyth war nicht umsonst in England in die Schule der Arbeit gegangen. Mit zäher Ausdauer setzte er all seine Kraft an das Gelingen seines Werkes. Und nachdem einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, konnte er sich mit der Begründung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft und ihrer bis zum heutigen Tage fortschreitenden Entwicklung eines Erfolges freuen, wie er ihn selbst kaum erhofft hatte. Bis zum Jahre 1896 stand er, namentlich als Veranstalter der alljährlichen Wanderausstellungen tätig, als Leiter an der Spitze der Gesellschaft, die, von ihm einst mit 250 Mitgliedern ins Leben gerufen, heute deren mehr als 15,000 zählt, ein stattliches Anwesen in Berlin und ein Vermögen besitzt, das ihre Zukunft festigt und sichert. Reich an Dank und Ehren trat Eyth 1896 von der Leitung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft zurück. In Ulm, wo ihm der Vater gestorben und die Mutter wohnte, schlug er nun seinen Wohnsitz auf. In behaglichem Heim, auf luftiger Höhe, von dessen Fenstern man hinüber sieht zu den schlanken Türmen des Münsters und hinein in die Ferne auf die schneebedeckten Alpen, lebt er auf seinem wohlverdienten Altenteil, auch heute noch literarisch vielfach tätig, der Erinnerung an die Vergangenheit, sinnt nach über den Wechsel von Freud und Leid, der ja auch ihm nicht erspart blieb, denkt teurer Toten, deren Sorge ihn durchs Leben geleitete, und freut sich der Errungenschaften und Fortschritte der Gegenwart, an denen ja auch er mitgearbeitet hat in unverdrossenem Eifer!

Was ist uns Max Eyth? Das fragen wir am 70. Geburtstag des vielgewanderten, des arbeitsfrohen und heimatstreuen Mannes, und wir finden nicht allzuschwer eine Antwort auf diese Frage. Von einem haben wir ja schon gesprochen: unserer Jugend ist er ein Vorbild der Pflichttreue und des unerschütterlichen Glaubens an unveräußerliche Ideale! Und dem reifen Mann, der selbst mitten drin steht in der Arbeit des Lebens, der zweifelnd und forschend vor so manchem Rätsel steht, so manchen Widerspruch unseres Daseins meint nicht überwinden zu können, zeigt er den Weg zur Klarheit und zum Frieden mit sich selbst und der Welt. Gütig und mild, wie ein treuer Freund, nicht mit aufdringlichem Rat und der schwerflüssigen Weisheit des grübelnden Denkers, tut er das; er erzählt schlicht und einfach von seinem eigenen Leben, auf dessen Weg auch so mancher schwere Stein lag, der beiseite geräumt, und manches Dorngestrüpp wucherte, das durchbrochen werden sollte, und indem er davon berichtet, weiß er auch zugleich dem, der ihm zuhört, Mut und Vertrauen zu geben zu den stillen Mächten, die über uns walten. Und das sind ja, meint er, doch die Kräfte, die uns halten und leiten, das sind die treuen Freunde, die uns zur Seite gehen und uns über allen Wechsel hinaus hinweisen auf das Ewige und Unvergängliche, das uns allen heilig sein soll, mag's der eine nun so und der andere anders nennen.

Das ist in kurzen Worten der sittliche Kern, der in Max Eyths literarischem Wirken steckt. Und von diesem haben wir doch noch eingehender zu reden. Will man für dasselbe das richtige Wertmaß gewinnen, so muß man sich doch wohl in erster Linie darüber klar werden, daß Poesie und Technik — und um diese handelt es sich ja bei Max Eyth in erster Linie — durchaus nicht die unversöhnlichen Gegensätze sind, für die sie so mancher hält. Max Eyth selbst hat sich damit in einem Vortrag, der in seinem neuesten Buch „Lebendige Kräfte", einer Sammlung technischer Vorträge, zu finden ist, auseinandergesetzt, und er hat in der ihm eigenen klaren Art nachgewiesen, daß eine Wissenschaft, die bis ins Innerste der Natur dringt, die alle ihre Elemente in ihren Dienst stellt und in den Tiefen de-

Erde wie in den Höhen des blauen Aethers den Geheimnissen der Schöpfung nachgeht, selbst ein Stück Poesie ist. In diesem Sinne hat er auch sein Leben lang seinen Beruf erfaßt, und das Hohelied von der Technik, das er in seinen Schriften singt, hat Widerhall gefunden in allen Landen und seinen Namen verbreitet überall, wo man seine Bücher liest und schätzt. Ist es im „Strom unserer Zeit" die rastlose, bunt wechselfarbige Gegenwart mit ihrem Drängen und Ringen nach neuen Errungenschaften, so ist's im „Kampf um die Cheopspyramide" die machtvolle Ruhe der Vergangenheit mit ihrer Kunde von gewaltigen, gen Himmel ragenden Denkmalen, die davon berichtet und immer wieder darauf hinweist, daß in der Beantwortung so vieler Werte durch die Gegenwart auch die Technik zu ihrem Rechte als geistiges und wissenschaftliches Kulturelement gekommen ist. Dafür mit seinem ganzen Wissen und Können allezeit entschieden eingetreten zu sein, ist namentlich auch ein Verdienst von Max Eyth, das ihm gerade auch in den Kreisen seiner Berufsgenossen jetzt und in Zukunft gebührend hoch angerechnet wird. Und er hat es ja in einer Form getan, wie sie eigenartiger und anziehender kaum gedacht werden kann. Er ist ein Meister des Stils; er weiß das, was er gesehen und gehört auf seinen langen und weiten Fahrten, mit so lebendigen Farben und in so vollen Tönen wiederzugeben, daß wir meinen, selbst all das miterlebt zu haben. Er hat einen scharfen Blick für das Kleine und Große in der Welt und ihr Leben; er findet auch im Unscheinbaren und Geringen etwas, das er herausgreifen und gestalten kann zu einem freundlichen Bild, und sein gründliches Wissen findet immer wieder zwischen Gegenwart und Vergangenheit das einigende Band. Beweis dafür sind ja auch seine beiden Bücher „Volkmar", eine poetische Erzählung aus der Zeit des frühen Mittelalters, mit der er wohl zuerst an die Oeffentlichkeit getreten ist, und seine Geschichte „Mönch und Landsknecht", die in kraftvollen Zügen von den Kämpfen des Bauernkriegs im stillen Jagsttale berichtet. Mit ihnen hat er auch zugleich der Romantik seinen Tribut entrichtet, und ein Stückchen Romantik ist an ihm sein Leben lang hängen geblieben. Er wäre ja sonst kein Sohn seiner schwäbischen Heimat gewesen, der er auch in fremden Landen treu geblieben ist, ohne doch sich in engherzigem Partikularismus gegen die Anerkennung und fördernde Anregung fremder Tüchtigkeit zu verschließen. Denn gerade darin mag Max Eyth auch heute noch manchem vorbildlich sein. Er hat stets und überall sich bemüht, den Dingen auf den Grund zu sehen und in der ruhigen und unbefangenen Erfassung der natürlichen und kulturellen Verhältnisse den Maßstab für sein eigenes Urteil zu finden; er hat tüchtiges Wissen, mochte es ihm begegnen, wo es wollte, stets geschätzt und ohne Scheu ihm auch da das Lob gesprochen, wo er mit angestammten Vorurteilen dadurch in Konflikt kommen konnte. Denn er hatte den Willen, ein Mann zu werden, der auch hier auf eigenen Füßen steht, und daß er das geworden, das zeigt uns in jedem einzelnen Zug das Bild seines Lebens!

Noch lebt Max Eyth, rüstig an Geist und Körper, unter uns, und wir hoffen, noch recht lange. Wir Schwaben nennen ihn mit Stolz den unserigen. Aber ich meine, ein Mann wie er gehöre nicht nur uns, er gehöre allen denen, die mutiges Streben und ernstes Erfassen der Aufgaben des Lebens schätzen und achten. Er mag ja heute dem und jenem nicht mehr so ganz „modern" dünken, das hindert uns nicht, uns, die wir ihn kennen mit seinem Goldgehalt an echter Treue und frohem Mute, mit seiner herzlichen Begeisterung für alles Wahre und Schöne und mit seinem unerschütterlichen Glauben an deutsche Kraft und deutsches Wissen, ihn zu ehren als einen ganzen Mann.

G. F.



Wasserkraft.

Von Privatdozent Dr. Gottfried Zoepfl (Erlangen).

(Fortsetzung.)

VII.

Die ausschlaggebenden wirtschaftlichen Grundlagen des v. Donatschen Projektes sind aber — bis jetzt wenigstens — noch ein wenig dürftig. Eine Bemerkung, die der Verfasser der Projektschrift bezüglich der Fracht auf der kanalisierten Isar vorausschickt, fordert sogleich die Kritik heraus. Es heißt da, daß der Wassertransport nur $^1/_5$—$^1/_7$ der Eisenbahnfracht koste; das ist — leider — ein großer Irrtum! Selbst als vor etwa 20 Jahren die Kanalbewegung in Deutschland einsetzte und die Eisenbahntarife noch viel höher waren, betrug der Unterschied bei den ausschlaggebenden Massengütern niemals das Fünf- bis Sechsfache. Nun haben sich aber in der neuesten Zeit die Frachtsätze der Eisenbahntarife derartig nach unten entwickelt, daß bei den ausschlaggebenden Massengütern der Unterschied zwischen Eisenbahnfracht und Schiffsfracht nur noch gering ist. Freilich ist auch diese geringe Differenz noch von großer wirtschaftlicher Tragweite. Der Eisenbahn-Rohstofftarif, wozu auch die Kohlen gehören, und andere Ausnahmetarife zu Spezialtarif III, Tarife für Zucker, Eisenerz, Zement u. s. w., weisen bei längeren Entfernungen einen Frachtsatz von etwa 1,5 Pfg. pro Tonnen-Kilometer auf. Bei der Großschiffahrt (600—1000 Tonnen-Schiffe!) rechnet man einen Frachtsatz von etwa 0,5 Pfg. pro Tonnen-Kilometer. Dazu kommt bei künstlichen Kanälen, die sich verzinsen sollen, eine Gebühr pro Tonnen-Kilometer, so daß sich eine Schiffahrtsfracht von etwa 0,5 bis 1,0 Pfg. gegenüber einer Eisenbahnfracht von etwa 1,5 Pfg. bei den wichtigsten Massengütern ergibt. Von $^1/_5$—$^1/_7$ der Eisenbahnfracht, welche die Schiffahrt kosten soll, kann also keine Rede sein. Bei neuen Kanalbauten muß vielmehr sehr genau darauf gesehen werden, daß die Wasserstraße gegenüber der Eisenbahn keinen größeren Umweg macht, sonst ist die Wasserstraße gegenüber der Eisenbahn bei Massengütern nicht mehr konkurrenzfähig. Der Umweg absorbiert den Frachtunterschied leicht, und die technisch schönste Wasserstraße hat dann gegenüber der Eisenbahn einfach keine Existenzberechtigung. Bei einem Frachtsatzverhältnis z. B. von 0,8 (Wasserstraße) zu 1,5 (Eisenbahn) pro Tonnen-Kilometer darf die Wasserstraße schon keinen doppelten Weg als die Eisenbahn machen, weil sie sonst ebenso teuer verfrachtet wie diese. Die Isarschiffahrt soll nach dem Donatschen Projekte Rohstoffe, an denen Oberbayern Mangel leidet, heranbringen, man darf aber wohl fragen, woher diese per Schiff kommen sollen. Es kämen höchstens Oesterreich-Ungarn und die Süddonauländer in Betracht, während zum Main hin zurzeit wenigstens ein leistungsfähiger Schiffahrtsanschluß auch für die Isar fehlt. Ob man einen solchen noch bauen würde, wenn die großen Vorteile der Wasserkraftkultur auf Grund des Donatschen oder einiger anderen großen Projekte in Bayern allgemein sich ausbreiten würden, könnte man fast bezweifeln. Soll doch nach der Donatschen Darstellung fast der ganze Kohlenimport Bayerns schon durch das eine große Kraftwerk am Walchen-Kochelsee und die daran anschließende Isar-Kanalisierung mit ihren Kraftzentralen durch Wasserkraft ersetzt werden. Die Kohlen werden aber immer die wichtigste Verkehrsgrundlage für ein Main-Donaukanalprojekt bilden. Zu welchen Tarifen ferner die Eisenbahnen in Bayern künftig Güter befördern können, wenn sie die motorische Kraft von den Wasserkraftzentralen des Gebirges bekommen, ist gleichfalls ein für den Kanalbau wichtiger Umstand. Freilich wird man bei einem modernen Kanal gleichfalls an elektrischen Schiffszug mit Hilfe von Wasserkraft denken. In dem Donatschen Schriftchen werden 100,000 Pferdekräfte, wie sie an der Isartalsperre bezw. den Seetunnels gewonnen werden, als hinreichend bezeichnet, um den elektrischen Betrieb auf den gesamten rechtsrheinischen bayerischen Eisenbahnen einzu-

führen. Von Kochel bis Hof bezw. Aschaffenburg seien in der Luftlinie 300 Kilometer. In Nordamerika werde die elektrische Energie bereits auf weitere Entfernung übertragen, und die Verluste von höchstens 15 Proz. könnten bei der außergewöhnlichen Billigkeit der Kraft wohl mit in den Kauf genommen werden. Tatsächlich ist, daß die elektrische Kraft vom Niagara-Fall bis Syracuse auf 200 Meilen à 1609 Meter geleitet wird, das wären also 381 Kilometer. Der Verfasser findet aber selbst ein Bedenken darin, das ganze bayerische Eisenbahnnetz von e i n e m Wasserkraftwerk aus mit Kraft zu versehen, und verweist auf andere Wasserkräfte in den Alpen und in den nördlichen Gebirgen Bayerns, die für die Eisenbahn auch noch zur Verfügung stehen, und will einen Teil seiner Krafterzeugung auch an die Industrie abgeben. Ein Hauptgesichtspunkt bleibt dabei der Ersatz von Kohle, wofür Bayern jährlich 90 Millionen Mark über seine Grenze schicke. Das ist sehr beweiskräftig; daß aber solche Summen von jährlichen Gewinnen kapitalisiert werden, wobei sich Summen von Milliarden ergeben, um den Nutzen des Werkes darzulegen, ist um so anfechtbarer, als sich andererseits über Anlagekosten der Kraftwerke und besonders der Kraftleitungen fast nichts und über Betriebsausgaben gar nichts in dem Schriftchen findet. Es werden nur die Anlagekosten der großen Kraftzentralen am Walchen-Kochelsee berechnet und zwar mit 15 Millionen Mark, so daß jede der 100,000 Pferdekräfte auf 150 M käme. Auch sonst fehlen in wirtschaftlicher Beziehung die Grundlagen für eine Rentabilitätsberechnung. Es wird nur allgemein erwartet, daß sich die Anwendung der Elektrizität in ganz Bayern auf Landwirtschaft, Handwerk und Industrie ausdehne. Es wird gehofft, daß man im Wettersteingebirge wertvolle Erze finden werde, und daß die ganze Stadt München die erste große Stadt sein werde, die elektrische Heizung erhalte. Das ist alles noch sehr der Ergänzung bedürftig, und vielleicht hat Donat selbst die Absicht, diese Ergänzung noch zu liefern.

Nur auf einen Punkt geht der Verfasser etwas näher ein, nämlich die Herstellung von Luftstickstoff, der an Stelle von Chile-Salpeter als Düngemittel gebraucht und mit Hilfe der billigen Elektrizität hergestellt werden soll. Das ist tatsächlich ein sehr wichtiger Gesichtspunkt. Hier handelt es sich um eine ganz speziell für Wasserkraft in Betracht kommende Industrie, der es inmitten des landwirtschaftlichen Südbayern und sonst in Deutschland sicher nicht an Absatz fehlen kann, w e n n sie billiger liefert als die Konkurrenz. Das ist nun freilich noch genauer zu untersuchen. Was in dem Donatschen Schriftchen steht, ist nur zum Teil richtig. Ich habe in einem meiner letzten Berichte, die ich über meine Reisen im pazifischen Südamerika an das Auswärtige Amt erstattet habe, die Entwickelung, die Lage und die Aussichten der chilenischen Salpeterindustrie auf Grund eigener Erhebungen in dem Industriegebiete dargestellt und kann hier auf diesen durch den Buchhandel erhältlichen Bericht verweisen.[16] Wenn Donat sagt, daß die Salpeterlager Chiles im Jahre 1923 erschöpft sein werden, daß andere auf der Erde nicht entdeckt, höchst wahrscheinlich nicht vorhanden sind, so ist das größtenteils richtig. Neuerdings sind freilich auch in Peru und Kalifornien Salpeterlager aufgefunden worden, die später vielleicht noch abbauwürdig werden. Schwer verständlich ist, was Donat meint, indem er schreibt: „Die Nötigung, zum früheren, schier vergessenen Salpeterplantagenbau (!) zurückzukehren, wäre eine enorme wirtschaftliche Schädigung.“ Die Annahme v. Donats, daß er die Salpetersäure aus dem Stickstoff der Luft mit elektrischer Kraft so billig gewinnen könne, daß der Luftsalpeter höchstens $^1/_6$, wahrscheinlich nur $^1/_{10}$ des Chilesalpeters kosten werde, ist leider irrig. Bis jetzt stand einer allgemeineren Verdrängung des Chilesalpeters durch den künstlichen Salpeter gerade die Tatsache entgegen, daß der letztere trotz der bedeutenden Fracht, die auf dem Chilesalpeter liegt, noch etwas teurer kam als dieser. Am Niagara-Fall, wo doch gewiß die denkbar günstigsten Vorbedingungen für die billige Erzeugung elektrischer Energie vorhanden sind, hat man schon vor einigen Jahren ein Werk für die Herstellung von künstlichem Salpeter mit einigen Millionen Dollars errichtet. Das der Atmospheric Products Company gehörige Werk erzeugte nach dem Verfahren von Bradley und Lovejoy Salpeter aus der Luft. Als ich aber im September vorigen Jahres gerade dieses Werk, das mich sehr interessiert hätte, besuchen wollte, wurde mir gesagt, daß es schon seit Ende 1904 seinen Betrieb eingestellt habe, weil das Produkt nicht konkurrenzfähig war. Nun weiß ich wohl, daß inzwischen neue Erfindungen von Frank, Birkeland, Eyde und Guye gemacht wurden,[17] und habe auch schon erwähnt, daß man in Italien und Schweden neue Werke für die Herstellung künstlichen Salpeters errichtet hat. Es steht zu hoffen, daß nicht auch diese neuen Werke wieder geschlossen werden müssen wegen Konkurrenzunfähigkeit. Das wäre um so mehr zu bedauern, als die Salpeterkonsumenten durch den Trust zurzeit stark ausgebeutet werden. Aber man darf — wie ich schon in dem erwähnten Bericht über die Salpeterindustrie Chiles betont habe — nicht vergessen, daß der natürliche Chilesalpeter noch ziemlich im Preise herabgehen kann. Zurzeit ist er abnorm hoch infolge der Politik des Salpetertrustes, der sich vermutlich nicht mehr lange halten wird. Sowie der künstliche Salpeter ernstlich in Wettbewerb tritt, wird der jetzt sehr hohe Preis unter Sprengung des Trustes wesentlich herabgedrückt werden, und dann bleibt immer noch die Möglichkeit, daß die chilenische Regierung, um die wichtigste Industrie ihres Landes zu halten, auf den zur Zeit erhobenen Salpeterexportzoll wenigstens zum Teil verzichtet und damit dem Handel einen neuen bedeutenden Spielraum für die Preisherabsetzung gibt; zur Zeit beträgt dieser Exportzoll ungefähr ebensoviel wie die Selbstkosten der Produzenten! Alles Nähere über diese Verhältnisse kann in dem erwähnten Berichte nachgelesen werden. Auch ich bin der Ueberzeugung, daß der künstliche Salpeter noch vor der Erschöpfung des chilenischen Materials dieses ersetzen wird, und halte die Idee, eine Industrie für künstlichen Salpeter in Südbayern ins Leben zu rufen, für ausgezeichnet; aber jetzt schon von dem künstlichen Salpeter als einem Produkt zu sprechen, das nur ein Sechstel bis ein Zehntel des Chilesalpeters kostet, das geht denn doch nicht an. Ebenso ist der nächste Satz Donats zu beanstanden, daß Luftsalpeter besser für den Pflanzenwuchs sei als Chilesalpeter. Wenn ich von beteiligten Personen richtig informiert bin, verhält sich die Sache gerade umgekehrt, da der künstliche Salpeter namentlich die jungen, zarten Frühjahrssaaten ziemlich angreifen soll und deshalb der natürliche Salpeter hierfür seine Bedeutung nur nach beträchtlicher Verbilligung des künstlichen Materials verlieren wird. Wenn Donat schließlich die ganze bayerische Landwirtschaft mit Hilfe des elektrischen Luftsalpeters zu „ungeahnter, jede frühere Glanzperiode weit überstrahlender Blüte“ emporsteigen läßt, so ließe sich auch dagegen manches sagen. Die Agrarfrage läßt sich mit der Verschreibung billigen Salpeters a l l e i n ebenso wenig lösen, wie sich etwa ein chronisches Magenleiden durch Somatose heilen läßt.

So viel über das Donatsche Projekt! Es liegen aber neben diesem noch verschiedene andere vor betreffs der Ausnützung der Wasserkraft in dem bayerischen Alpenvorlande. O s k a r v. M i l l e r soll schon im Jahre 1903 ein sehr beachtenswertes Projekt für eine Isar-Kochelsee-Ableitung mit 100,000 Pferdekräften aufgestellt haben. Ferner existiert ein Projekt von S c h m i c k in Darmstadt, das nach Zeitungsnotizen in ganz ähnlicher Weise wie das Donatsche gedacht sein, aber nur 22,600 Pferdekräfte gewinnen soll.[18] Die

[16] „Berichte über Handel und Industrie.“ Zusammengestellt im Reichsamt des Innern, Berlin, C. Heymanns Verlag. Bd. IX. Heft 5 vom 15. März 1906: „Die Salpeterindustrie Chiles und ihr Kartell; Entwickelung, Lage und Aussichten“.

[17] Näheres s. W. R a m s a y: „Bindung von Stickstoff“ in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 22. Februar 1906.

[18] Näheres hierüber dürfte in dem Vortrag von F i s c h e r-Reinau „Die Wasserkräfte der bayerischen Alpen“, der im Polytechnischen Verein in München gehalten wurde, gesagt worden sein. Im Buchhandel ist der Vortrag aber nicht zu bekommen.

national-ökonomischen Gesichtspunkte sind für alle diese Prajekte die gleichen, wie ich sie für das Donatsche Projekt darzustellen versucht habe. Die bayerische Regierung hat erklärt, daß sie diese Projekte prüfen und überhaupt der Frage der Wasserverwertung zu Kraftbetrieben das graße Interesse zuwenden wolle, das sie verdiene. Das ist sehr erfreulich! Nach einer Mitteilung des Regierungsvertreters in der Sitzung des Finanzausschusses vam 15. März 1906 ist eine Regierungskammissian zurzeit damit beschäftigt, Aufnahmen über die varhandenen Wasserkräfte in Bayern und deren Verwendungszwecke zu machen.[10]) Die Wasserkräfte der Isar sallen van dem Verkehrsministerium in Anspruch genommen werden. Die Danatschen und Schmickschen Prajekte sallen dabei in Erwägung gezogen werden. Die in Südbayern varhandenen Wasserkräfte, und zwar an öffentlichen Flüssen, wurden van dem Oberbaudirektor auf 300,000 Pferdekräfte geschätzt. Hierzu kämen noch 100,000 Pferdekräfte, die durch Ueberleitungen gewannen werden könnten. Van den letzteren seien hauptsächlich zu nennen: 20,000—25,000 Pferdekräfte durch Ueberleitung der Isar zum Walchensee, 37,500 durch Ableitung der Alz zur Salzach, 5000 durch Ausnützung der Iller unter Benützung des Aipsees, 9000 unter Benützung des gleichen Flusses und des Bandlersees. Mehr Kräfte würden kaum zu erhalten sein. Würde die Ausnützung der Privattätigkeit überlassen, sa sei auf eine jährliche Gebühr von 3 bis 3.50 M pra Pferdekraft zu rechnen, sanach auf etwa 900,000 M Einnahme im Jahre. Damit wäre aber doch nur die fiskalische Seite der Frage erledigt, die doch nicht ausschlaggebend ist. Bei den Isarwerken in München kastet zurzeit die Pferdekraft 200 M, bei den städtischen Werken 1600 M pra Jahr. Man sieht auch hieraus, unter welchen günstigen Bedingungen man am Niagara, wa die Pferdekraft 20—30 Dallars kostet, arbeitet. Bei dem Donatschen Projekt sall die Pferdekraft freilich nach viel billiger, nämlich auf 30 M (!) in München, kammen. Mit Recht bezeichnet der Abgeordnete **Pichler** im Finanzausschusse der bayerischen Abgeardnetenkammer den **Reichtum Bayerns an Wasserkraft als einen Varzug gegenüber allen anderen deutschen Gebieten** und als einen „Ausgleich gegen den Mangel an sonstigen Naturschätzen".

[10]) Näheres über die in Bayern bereits vorhandenen Wasserkraftanlagen siehe N.-Dek. d. techn Betriebskr., S. 140 ff.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Der Bau des Fixsternsystems mit besanderer Berücksichtigung der photometrischen Resultate. Von Dr. H. **Kobold**, außerordentlicher Professor an der Universität und Observator an der Sternwarte in Kiel. Der Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien **Die Wissenschaft** 11. Heft. XII u. 256 S. Oktav, mit 19 eingedruckten Abbildungen und 3 Tafeln. Braunschweig 1906, F. Vieweg u. Sohn.

Die Frage noch dem Bau des Fixsternsystems, dem unsere Sanne angehört, bildet eines der wichtigsten Probleme der heutigen Astronomie. Wenn eine nach allen Seiten befriedigende Lösung dieses Problems auch in naher Zeit nicht zu erworten ist, so war es doch ein höchst verdienstvolles Unternehmen des Verfassers, den Standpunkt, den die astronomische Forschung gegenwärtig im Hinblick auf diese Frage einnimmt, sowie die Darstellungen, die wir uns über den Bau des Fixsternsystems zu machen haben, in zusammenfassender Weise darzustellen und die bis jetzt erlangten Ergebnisse weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Verfasser gibt zunächst einen kurzen historischen Ueberblick über den Gegenstand. Die Frage nach dem Bau des Universums ist verhältnismäßig neu. Kepler (1571—1630), der Entdecker der Gesetze für die Bewegung der Planeten um die Sonne, betrachtet die letztere, „das Herz des Universums", noch als das Weltzentrum; erst Huygens (1629—1695) stellt sie auf die gleiche Stufe mit den Fixsternen. Aber schon 1734 tritt Thomas Wright dafür ein, daß der Milchstraße in bezug auf das Fixsternsystem dieselbe Bedeutung zukomme wie der Ekliptik hinsichtlich unseres Sonnensystems, und nur zwei Jahrzehnte später spricht Kant in seiner „Naturgeschichte des Himmels" die Ansicht aus, daß das Fixsternsystem in der Richtung der Milchstraße sich weiter ausdehne als in anderer Richtung, daß die Sterne über eine linsenförmige Fläche verteilt seien, die wie längs der Kante (der Milchstraße) betrachten, daß ferner die Sonne dem Mittelpunkt dieser Fläche ziemlich nahe stehe und daß endlich die Sterne ähnlich, wie die Planeten um die Sonne, eine Bewegung um einen gemeinsamen Mittelpunkt besäßen. Es ist gewiß von hohem Interesse zu konstatieren, daß diese auf Grund von rein spekulativen Betrachtungen gewonnenen Anschauungen Kants durch die Ergebnisse der neueren Forschungen im wesentlichen bestätigt worden sind. — Im ersten Abschnitt des Buches behandelt dann Verfasser, zunächst mehr allgemein, die für die Lösung des Problems in Betracht kommenden astronomischen Instrumente und Beobachtungsmethoden: die Bestimmung der Fixsternorte und die Aenderungen der letzteren; die Bestimmung der Helligkeit, der Farbe und des Spektrums der Gestirne, ihrer Entfernung von uns (ihrer „Parallaxe"), ihrer Eigenbewegung am scheinbaren Himmelsgewölbe, sowie in der Richtung des Sehstrahls, endlich die Verteilung der Sterne. Im zweiten Abschnitt geht Verfasser sodann auf diese Gegenstände näher ein, insbesondere teilt er hier, soweit es nötig erscheint, die Ergebnisse der wichtigsten einschlägigen Beobachtungsreihen mit und kommt dann in ausführlicher Weise auf die Bestimmung des Apex der (translatorischen) Bewegung der Sonne aus den bis jetzt bekannten Eigenbewegungen der Fixsterne zu sprechen, indem er die Grundlagen der von verschiedenen Astronomen hierfür aufgestellten Rechnungsmethoden samt den jedesmaligen Ergebnissen einer kritischen Würdigung unterzieht. Im dritten Abschnitt werden endlich die von den verschiedenen Forschern über das Phänomen der Milchstraße, über die räumliche Anordnung des Universums, sowie über die Bewegungen in dem letzteren angestellten Untersuchungen und Theorien übersichtlich dargestellt und eingehend erörtert. Auf Einzelheiten einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Wir begnügen uns, die von dem Verfasser in einem Schlußwort „als das hinreichend gesichert erscheinende Ergebnis unserer Forschungen über den Bau des Universums" gezogenen Schlußfolgerungen hier wiederzugeben. Es heißt dort: „In einem endlichen Raume von sphärischer Gestalt sind Körper von sehr verschiedener Masse in sehr verschiedenem physikalischen Zustande befindlich zerstreut. Neben gasförmigen Nebeln von sehr geringer Temperatur kommen Körper im Zustande stärkster Verdichtung, im höchsten Glutzustande vor. Die Anordnung der einzelnen Massen ist keine regellose, gleichförmige, sondern sie sind um einzelne Konzentrationszentra in Haufen zusammengedrängt, die aber miteinander in einem lockeren Zusammenhange stehen und angeordnet sind in Gestalt einer großen mehrarmigen Spirale. In den entfernteren Teilen dieser Spirale herrschen die heißeren und gasförmigen Sterne vor, während die mit der Sonne, welche dem Zentrum der Spirale verhältnismäßig nahe ist, in engerer Beziehung stehenden Sterne überwiegend ihr auch im physikalischen Zustande ähnlich sind. Der Sonne wohnt eine auf einen Punkt in der Milchstraße, der Hauptebene der ganzen Spirale, gerichtete Bewegung inne, an der eine größere Anzahl der ihr nahe stehenden Sterne teilnimmt. Unter den Sternen gibt es zahlreiche Gruppen mit gemeinsamer, auf Punkte der Milchstraße gerichteter scheinbarer Bewegung. Die Sterne jeder Gruppe stehen in einer Ebene und ihre wahre Bewegung, über deren Charakter sichere Angaben noch nicht zu machen sind, erfolgt in dieser Ebene." — Wir möchten nicht verfehlen, das Studium des ausgezeichneten Buches, das seinesgleichen in der deutschen Literatur nicht besitzt, allen Freunden der Astronomie auf das wärmste zu empfehlen.

—rt—

Buchhändlerische Voranzeigen.

Von der unter dem Namen „**Fischer-Henle**" allen Juristen wohlbekannten **Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuches** gelangt, wie uns mitgeteilt wird, demnächst im Verlag von **C. H. Beck in München** die 7. Auflage zur Ausgabe. Sie umfaßt das 51. bis 63. Tausend. Es sind also schon 50,000 Exemplare des Buches verbreitet! — Obwohl der Text starke Kürzungen erfahren hat, ist die Neuauflage auf 96 Bogen angewachsen; das bedeutet einen Mehrumfang von 5 Bogen gegenüber ihrer Vorgängerin. In diesem Zuwachs spiegelt sich deutlich ab, welch reiches Material die Literatur und Rechtsprechung der letzten zweieinhalb Jahre uns gebracht hat.

Allgemeine Rundschau.

Die literarischen Verhältnisse in den altbayerischen Klöstern.

Ueber dieses Thema sprach am Dienstag Abend in der fünften Monatsversammlung des Historischen Vereins für Oberbayern der Hofbenefiziat Dr. Joh. Heldwein. Aus der Fülle des auf genauestem Quellenstudium beruhenden ungeheuren Materials dieses zweistündigen Vortrags können hier nur folgende Gesichtspunkte resümierend herausgegriffen werden:

Nach erschöpfender Aufzählung all jener Namen, welche als Insassen und Aebte altbayerischer Klöster sich eines wissenschaftlichen Rufes erfreuten, nennt Redner als die beiden Bildungszentren, welchen diese Persönlichkeiten den Bestand ihres Wissens schuldeten, die Schulen des eigenen Hauses und die Lehrer, die sich im Kloster selbst befanden, auf der anderen Seite die Universitäten, unter denen besonders Ingolstadt einen regen Zuspruch genoß. Behauptete auch das theologische Studium noch sehr den Vorrang, so wurden auch Fragen aus anderen Gebieten behandelt und Werke allgemein wissenschaftlichen Charakters, in erster Linie Geschichtschreibung und in deren Gefolge Philosophie, Poesie und Pädagogik gepflegt. So waren die Schriften Bernhards, eines Mitgliedes des Klosters Tegernsee, moralischer und asketischer Natur, während sich ein zweites hervorragendes Mitglied des Tegernseer Konvents, Ulrich von Landau, eine bevorzugte Stellung in den literarischen Kreisen jener Zeit erworben hatte. Ein Kloster ohne Bibliothek ward denn auch damals verglichen mit einer Feste ohne Waffenvorrat. Gewöhnlich befanden sich diese Schätze im Turm der Kirche. Mit dem Bau eines eigenen Bibliothekraums ging das Kloster Ebersberg voran. Zahlreiche Kopien alter Werke oder Produkte eigenen Geistes wurden vielfach im Hause selbst mittels der Hand oder der Presse hergestellt. Jedes Kloster besaß schreibkundige Mitglieder und Schreiber, welche ihre gefertigten Handschriften um Lohn und Entgelt den einzelnen Klöstern überließen, wenn jene nicht freiwillig, als Geschenk, gegeben wurden. Sehr groß war die Zahl der schreibgewandten Mönche von Ebersberg. Zwei Klöster haben der Pflege ihrer Handschriftensammlung hervorragende Aufmerksamkeit geschenkt, nämlich Scheuren und Tegernsee. Die Schönheit der Ausführung dieser Werke in prächtiger Schrift und schönen Initialen bietet für die in beiden Klöstern herrschende Bildung das günstigste Zeugnis. Druckwerke hat nur ein einziges Kloster im eigenen Haus gefertigt: der Abt Heinrich, gestorben 1508, im Kloster Wessobrunn. Die besten Belege für die Würdigung des geistigen Gesichtskreises bei den Mönchen bilden die Bücherverzeichnisse, welche in jener Zeit selbst entstanden sind. Da sind mehr als drei Viertel der Werke rein theologischen Inhalts; den anderen Teil faßte man unter dem Gesamtbegriff „Artes" zusammen; aber auch juristische und medizinische Abhandlungen waren vorhanden, ebenso Geschichte, Philosophie und Poesie, weniger häufig waren Arithmetik, Mathematik und Musik vertreten. Zahlreiche Kopien von Briefen wurden aufbewahrt, die von den Mönchen oder zuhanden derselben geschickt worden waren. Die geographischen Werke gaben nur Aufschluß über Palästina. Noch dürftiger war es um die Astronomie bestellt. Dießen und Tegernsee besaßen über diese Materien die meisten Schriften, während Andechs verschiedene medizinische Traktate aufbewahrte. Dagegen fehlten nicht einzelne der besten Werke des klassischen Altertums, wie Aristoteles, Cicero und Seneca. Der Vortragende resümierte seine interessanten, mit verdientem Beifall aufgenommenen Ausführungen dahin: In den einzelnen Klöstern stand das geistige Leben in schönster Blüte, während in der Mehrzahl der wissenschaftliche Eifer der Mönche einen höheren Bildungsgrad nicht erstrebte.

Der Vorsitzende Geheimrat Gareis dankte dem Redner herzlich und bat ihn, dem Verein auch ferner ebenso treue Dienste zu leisten, wie er es bisher getan hat.

Eine Anfrage aus der Versammlung, ob die Lohnschreiber in den Klöstern nach Diktat oder Manuskript gearbeitet haben, beantwortete Dr. Heldwein dahin, daß dies vorzüglich nach Manuskripten geschehen sei.

*

Die letzten Erfolge der drahtlosen Telegraphie.

Nach kürzlich veröffentlichten Nachrichten sollte es angeblich Marconi gelungen sein, weitere Fortschritte in der Geheimhaltung der Telegramme vor dem Feinde oder Unbefugten durch die „Richtbarmachung elektrischer Schwingungen" erreicht zu haben. Bisher war bekannt, daß die vom Sendeapparat erzeugten Schwingungen von irgend einem Empfänger aufgenommen werden, welcher nicht zu weit entfernt und auf den Sender abgestimmt ist. Ganz gleichgültig für den Empfänger ist dabei, in welcher Richtung er zum Geber steht, wenn er nur die Erfordernisse der Abstimmung und des Abstandes erfüllt. Marconi will nun zuerst die Wirkungen, die bisher gleichmäßig um den Sender herum im Raume verteilt waren, in einem bestimmten Raumwinkel konzentriert und damit die Richtbarkeit der elektrischen Schwingungen eingeführt haben. Die Konsequenz dieses Verfahrens besteht also darin, daß ein Empfänger von einem Sender nur dann empfängt, wenn er sich in dem Winkel befindet, in welchem die Strahlen des Senders konzentriert sind, ebenso wie in jedem Scheinwerfer das Licht in einem Lichtkegel konzentriert ist und außerhalb des Lichtkegels keine Wirkungen mehr vorhanden sind. Diese Möglichkeit ist aber von Marconi nicht zum erstenmal zu einer praktischen Tat gestaltet worden. — Bereits 1901 und 1902 hat Dr. Blochmann in Kiel die elektrischen Schwingungen mittels Linsen gesammelt und damit eine Richtbarkeit erzielt. Ferner hat Professor Braun in Straßburg vor etwa einem Jahre ein neues Prinzip zur Anwendung gebracht, das auf der Zusammensetzung mehrerer Senderschwingungen, die sich in der einen Richtung addieren und in der anderen subtrahieren, beruht. Dann hat auch Prof. Artom in Turin seit einem Jahre Versuche mit gerichteter Telegraphie gemacht, indem er ein dem Braunschen ähnliches Prinzip benutzte, das sich recht gut bewährt hat. Es ergibt sich hieraus, daß nicht Marconi zuerst die Lösung dieser Aufgaben gelungen ist, vielmehr hat Prof. Braun schon vor Jahr und Tag seine Erfindung dem deutschen System „Telefunken" überwiesen. Eine absolute Sicherheit der Geheimhaltung ist damit natürlich noch nicht erreicht. Das wäre nur denkbar, wenn die ausgesandten Wirkungen sich an der Empfangsstelle in einem einzigen Punkte konzentrieren könnten. Die Erfüllung dieser Forderung erscheint bis jetzt aber höchst unwahrscheinlich. — Für den deutschen Erfindungsgeist und das System „Telefunken" ist es hocherfreulich, daß auch das Ausland durch sich jetzt immer mehr häufende Aufträge seine Vorzüge anerkennt. Die russische Marine bedient sich deutscher Apparate (neuerdings 30 Torpedoboote und mehrere Kriegsschiffe), und die kaiserlichen Schlösser und Forts bei St. Petersburg weisen Telefunkenstationen auf. Die dänische, spanische und schwedische Marine taten das gleiche, und Norwegen bestellte zwei Stationen auf den Lofoten. Die brasilianische Marine hat sich für das System „Telefunken" jetzt definitiv entschieden. Auch in Cuba wurden am 1. Februar d. J. zwei Stationen eröffnet, und in den Vereinigten Staaten wurde das Nantucket Leuchtschiff, nachdem zuerst Marconis System von Staats wegen entfernt worden war und dann eine französische Firma die gegebenen Bedingungen nicht erfüllen konnte, endgültig mit Telefunken-Apparaten ausgerüstet. Die letzte Leistung der Station bestand darin, daß sie die Meldung vom drohenden Untergange des Schiffes nach Newport gab und dadurch die Rettung der gesamten Mannschaft veranlaßte. Das Ersatzschiff wird natürlich mit denselben Apparaten ausgerüstet. In Nordamerika ist ferner die Marinestation in New-Orleans auf Entfernungen von 1000—1500 Kilometer mit anderen Orten in Verbindung getreten, und im März d. J. ein auf der Fahrt nach Manila befindliches Schwimmdock mit der Station Portsmouth-Navy Yard auf zirka 2000 Kilometer. Besonders bemerkenswert ist die Fertigstellung der von der Türkei in Auftrag gegebenen Telefunkenstationen in Patava (Kleinasien) und Dernah (Nordafrika), die mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden war. Nach monatelangen Studien gelang es wirklich, Vorrichtungen zu schaffen, welche atmosphärische Störungen von oft fabelhafter Stärke (Intensitätsschwankungen von Stunde zu Stunde bis auf ca. 1000 Proz.) fast völlig auszuschalten vermochten. In Niederländisch-Indien sind auch kürzlich zwei Stationen in Betrieb gesetzt worden. Fast wäre es Marconi gelungen, durch einen schlau eingefädelten Plan Holland und seine Kolonien in seinen Monopolring hineinzuziehen, indem er zwei angesehene Holländer, Delprat und Wackers, dazu animierte, von ihrer Regierung eine Konzession für drahtlose Telegraphie einzufordern, die natürlich der Marconi-Gesellschaft in geeigneter Form zur Ausnutzung ihres Monopolgedankens übertragen werden sollte. Die holländische Regierung sagte diese Konzession auch zu und verhandelte sogar wegen Bewilligung einer Unterstützung (ca. 200,000 M pro Jahr). Wer die Haltung der holländischen Presse in dieser Angelegenheit verfolgt hat, der konnte wahrnehmen, daß man sich mit Entrüstung gegen die Regierung wandte, die einerseits die verzweifeltsten Anstrengungen mache, aus dem englischen Kabelmonopol herauszukommen, während sie andrerseits nicht nur die Monopolbestrebungen der Marconi-Gesellschaft (d. h. der englischen Regierung) unterstütze, sondern sogar noch dafür eine recht bedeutende Summe bezahlen wolle. Bezeichnend ist, daß sich Marine und Post in Holland für das System Telefunken entschieden haben!

Kleinere Mitteilungen.

M. C. **Vom preußischen historischen Institut in Rom.** Soeben ist der Jahresbericht über das Arbeitsjahr 1905—1906 erschienen, aus dem man auch wieder den Eindruck jenes gewaltigen Aufschwunges gewinnt, den das Institut in der letzten Zeit genommen hat. Vor allem ist dem Institut durch die Errichtung einer dritten Sekretärstelle eine neue und hoffentlich bedeutende Zukunft eröffnet worden. Sie wurde für die kunsthistorischen Forschungen bestimmt, mit denen im Jahre zuvor ein erster Versuch gemacht worden war. Neben dem Sekretär traten auch zwei kunsthistorische Volontäre in den Verband ein. Sonach bestand das Institut 1905—1906 aus folgendem Personal: Direktor und erster Sekretär Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Kehr. Zweiter Sekretär Prof. Dr. Schellhaß. Dritter Sekretär Privatdozent Dr. Haseloff. Assistenten Dr. Göller, Dr. Schneider. Hilfsarbeiter Dr. Meyer, Dr. Kiese, Dr. Cardauns, Stipendiat Dr. Hiltebrandt. Zugeteilte Oberlehrer Dr. Otto und Prof. Dr. Kalkoff. Volontäre Dr. v. Hofmann, Dr. Wackernagel, Virenius. Bibliothekar Dr. Steinberger. Die Bibliothek hat um 2257 Bände im Berichtsjahre zugenommen. Die Anzahl der Recherchen für fremde Gelehrte ist auf 78 gestiegen. — Ueber die wissenschaftlichen Unternehmungen des Instituts ist folgendes zu berichten: In der ersten Serie der Nuntiaturberichte sind zum Druck fertig der die Jahre 1539—1541 umfassende Band 5 von Dr. Cardauns und der die Jahre 1547—1548 behandelnde Band 10 von Prof. Dr. Friedensburg. Von der dritten Serie der Nuntiaturberichte stehen bevor Band 5 von Prof. Dr. Schellhaß betr. das Schlußjahr der süddeutschen Nuntiatur des Bartolomeo Portia, der erste Band der kaiserlichen Nuntiatur von 1572 von demselben Verfasser, und die Prager Nuntiaturberichte von 1603 ab von Dr. Meyer. Die Arbeiten für das Repertorium Germanicum wurden von Dr. Göller nach dem neuen Arbeitsplan fortgeführt. Ebenso wurde von Dr. Schneider und Dr. Kiese die systematische Durchforschung der toskanischen Archive und Bibliotheken fortgesetzt. Besonders zu erwähnen sind die neu aufgenommenen kunsthistorischen Forschungen, die Dr. Haseloff in Apulien vornahm. Es wurden zahlreiche Exkursionen gemacht, deren Mittelpunkt Bari und das Studium des Kastells der apulischen Hauptstadt war. Neben diesen Unternehmungen konnten sämtliche Mitglieder ihre besonderen Arbeiten fördern.

—s. **Ein bemerkenswertes Zeichen des Erwachens des chinesischen Intellektes** sieht die The Nation in der Statistik der drei großen Bibelgesellschaften, der britischen, schottischen und amerikanischen, welche für das Jahr 1904 die Ablieferung von 2,308,109 Bibeln nach China konstatieren. Wir haben selbst an dieser Stelle vor nicht langer Zeit die Meinung ausgesprochen, daß sich die Chinesen Bibeln gerne schenken lassen, aber oft das Papier zu anderen Zwecken benützen, wie man z. B. festgestellt hat, daß chinesisches Feuerwerk in Bibeldruck eingehüllt war. Aber wenn wir The British and foreign Bible Society, die über eine Million Bibeln nach China sandte, glauben dürfen, so sind in der Tat alle ihre Bibeln bis auf 33,273 Stück an Chinesen verkauft worden, und unsere damalige Information beruhte auf Uebertreibungen. Der fast ausschließliche Verkauf von Bibeln nach China ist wirklich als ein Zeichen des Wachsens des christlichen religiösen Einflusses anzusehen, wofür allerdings der Ausdruck „intellectual awakening" uns nicht speziell genug erscheint. Bei dieser Gelegenheit sei auch die merkwürdige Entwicklung des chinesischen Journalismus erwähnt. Shanghai besitzt neun große Tageszeitungen, von denen vier in chinesischer Sprache erscheinen. Das nur halb so große Hongkong hat unter zehn Tageszeitungen sechs chinesische. Dazu erscheinen in beiden Städten noch zahlreiche Wochenschriften in chinesischer Sprache. Ueber das ganze große Reich sind lokale Dialektzeitungen verbreitet, die aber auch, nach der Aussage des Konsuls Anderson in Amoy, die fremdenfeindliche Agitation stark betreiben und die früheren Unruhen mit verursacht haben, wie sie auch der jetzt wieder beginnenden Bewegung nicht fernestehen. — Dazu treten dann noch die von den Missionsgesellschaften herausgegebenen religiösen Zeitungen und Zeitschriften, die große Zirkulation haben und einen wichtigen Faktor in der Regeneration des Erziehungs- und Sozialsystems des großen Reiches bilden sollen.

-rt- **Neue Art der Fernrohraufstellung.** Eine neue Art der Aufstellung eines großen astronomischen Instrumentes gelangte vor kurzem, wie die Zeitschrift „Popular Astronomy" mitteilt, auf der Harvard-Sternwarte in Cambridge bei Boston (Mass.) zur Anwendung. Es handelt sich um das von dem verstorbenen Liebhaberastronomen Dr. Common hergestellte 60zöllige Spiegelteleskop, das in den Besitz der genannten Sternwarte übergegangen ist. Anstatt dieses Instrument, wie dies gewöhnlich geschieht, auf einem massiven Pfeiler aufzustellen, wird nahezu das ganze, selbstverständlich gut ausbalancierte Gewicht desselben von einem zylindrischen Stahlschwimmer getragen, der teilweise in ein mit Wasser gefülltes Bassin eintaucht. Des weiteren ist das Rohr, das an seinem einen Ende den Hohlspiegel trägt, als Kniefernrohr (Aequatoreal coudé) montiert. Neben manchen Nachteilen bietet diese zuerst auf der Pariser Sternwarte angewendete Montierungsart den unter Umständen schätzenswerten Vorteil, daß der Beobachter seine Beobachtungen in einem bequem eingerichteten, nötigenfalls geheizten Zimmer sitzend anstellen kann und daß das Okular bei jeder Stellung des im Freien sich befindenden Fernrohrs die gleiche, feste Lage beibehält. Sowohl die Einstellung des Fernrohrs auf einen beliebigen Punkt des Himmels als auch seine Fortbewegung im Sinne der täglichen Bewegung der Gestirne wird durch Elektromotoren besorgt; durch eine Anzahl von Schlüsseln, die im Beobachtungsraum angebracht sind, ist der Beobachter imstande, die beständige Kontrolle über das Instrument auszuüben und etwa notwendige Berichtigungen desselben vorzunehmen, ohne dabei seinen Platz verlassen zu müssen.

C. K. **Das lateinische Vorlesungsverzeichnis**, eine der altertümlichen an der **Universität Berlin** noch bestehenden Einrichtungen, wird endlich **abgeschafft**. Nach Anhörung der Fakultäten und mit der Zustimmung des Ministeriums hat, wie uns geschrieben wird, der akademische Senat beschlossen, das Vorlesungsverzeichnis vom Wintersemester 1906/07 ab nur noch in deutscher Sprache herauszugeben. Es soll aus drei Teilen bestehen, einem Verzeichnis nach Fächern, einem Verzeichnis nach Dozenten und der Stundenübersicht; außerdem soll ein alphabetisches Verzeichnis auch mit einem Titelblatt und einem Inhaltsverzeichnis versehen werden. Als Format ist Großoktav gewählt. Die Redaktion des Verzeichnisses ist dem Leiter der akademischen Auskunftsstelle, Professor Dr. Paszkowski, übertragen worden.

* **Die Deutsche Bunsen-Gesellschaft** hält ihre diesjährige Hauptversammlung vom 20.—23. Mai in **Dresden** ab.

* **Zu Ehrendoktoren der Universität Philadelphia** wurden am 200jährigen Geburtstag Benjamin Franklins u. a. ernannt: König Eduard VII., Marconi, Carnegie und der Berliner Prof. A. **Brandl**, der bei der Feier als Vertreter der Berliner Universität anwesend war.

*

Hochschulnachrichten.

H. **Karlsruhe.** Professor Hermann **Billing** erhielt vertretungsweise für Professor Friedrich **Ratzel** — der sich seit mehreren Monaten in einer Nervenheilanstalt befindet — einen **Lehrauftrag** für Architektur an der hiesigen Technischen Hochschule.

hc. **Greifswald.** Seinen 70. Geburtstag feiert am 5. Mai Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. et jur. Wilhelm **Schuppe**, Vertreter der Philosophie an der hiesigen Universität.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Blätter aus einem Reisetagebuch.

(Ostertage in Toskana.)

Wieder einmal begrüßt mich der Klang der Osterglocken bei der Einfahrt in die Ebene von Verona. Aber vom Frühlingszauber, der mich vor zwei Jahren dort in gleicher Stunde umfing, ist diesmal wenig zu verspüren; ein bleierner Himmel lastet auf den Niederungen der Etsch und des Po und tötet alle Farben. Erst als in den Nachmittagsstunden unser Zug von Bologna aus das Engtal des Reno hinaufgeklommen ist und auf der Wasserscheide des Apennin ein frischer Luftzug uns umspielt, reißt das eintönige Grau über uns auseinander und ein leuchtender, tiefblauer Himmel kündet die Nähe Toskanas an. Droben im Gebirge sieht es freilich noch unwirtlich, fast winterlich aus: die Bäume und Sträucher noch unbelaubt, die Felder noch nicht bekleidet mit dem Teppich grüner Saaten, die Fenster der Landhäuser noch festgeschlossen durch die grauen Persianen. Mein Reisegefährte, ein kurländischer Baron, der Italien noch nie gesehen, schüttelt enttäuscht sein Haupt; eine Frühlingsfahrt über den Apennin hatte er sich wohl bunter ausgemalt. Um so mehr freue ich mich schon im voraus auf die Ueberraschung, die ihm nach der Durchfahrt des großen Tunnels hinter Pracchia werden wird, dort, wo die Bahn aus dem Gebirge heraustritt und man plötzlich von hohem Bergeshange aus weit in die toskanische Ebene hinausblickt.

Und in der Tat, es ist eine wundervolle Ueberraschung; nicht nur für ihn, den Landfremden, sondern auch aufs neue für mich, der ich schon oft des Weges gefahren. Dieser jähe Uebergang aus einer noch farblosen Umgebung in den sonnigen Zauber einer heiteren, vollerblühten Frühlingslandschaft! Als risse ein düsterer Vorhang vor unseren Augen entzwei, der bis dahin ein in duftiger silbergrauer Ferne sich verlierendes Feenland verhüllte! Zu unseren Füßen die weite grüne Ebene, aus der Tausende und aber Tausende von zerstreuten weißen Bauernhäusern und Villen zu uns heraufwinken, in der Städte, Dörfer und Weiler an den Silberfäden der Flüsse sich aneinanderreihen, auf die von den umsäumenden Höhen altersgraue Kastelle und Schlösser aus dunklen Zypressenhainen herniederschauen. Und drüben die bläuliche Bergeskette des Casentino mit ihrer wunderbar feinen Linienführung, in dieser sonnigen Nachmittagsstunde von einem zarten Duft umschleiert. Ueber dem Ganzen liegt ein milder Glanz gebreitet — nur wer diesen je in seinem ganzen Zauber empfunden, kann die zarten landschaftlichen Hintergründe auf den Miniaturen des Trecento oder den Gemälden des Quattrocento verstehen.

In kühnen Kurven, über einen stolzen, dem Ombrone überspannenden Viadukt hinweg steigt die Bahn am Bergeshang hernieder zu der tief im Grunde ruhenden alten toskanischen Stadt Pistoja. Wir sinken auf dieser Fahrt im Laufe einer Stunde förmlich aus den noch kahlen Bergeshöhen in den vollen Frühlingszauber hinein. Droben sind es zuerst einige gelbblühende Ginstersträucher, die an den mit Pinien bestandenen Abhängen uns vom Erwachen der Natur Kunde geben, dann beginnen bald Obstbäume in weißem oder zartrötlichem Blütenschmucke neben dem hellen Grün der jungen Saaten die Bergeshalde zu beleben. Und je weiter wir auf unserer Serpentinenfahrt an der Flanke des Gebirges herniedergleiten, desto größer wird die Fülle des uns umgebenden Grüns, desto mannigfaltiger seine Schattierung. Nun taucht die schwarze, rasch dahinschießende Schlange unseres Zuges schon in das zarte Silbergrau der Olivenhänge hinein und wälzt sich durch den rotbraunen scholligen Boden von Weinbergen hin, in denen die ersten grünen Triebe und Blätter an den weißen Pfählen sich emporranken. Aus den Gärten der Landhäuser, die von hier ins weite Tal hinabschauen, und die immer häufiger an uns vorübergleiten, schlägt jetzt blendendes Weiß oder glühendes Rot von mannigfaltigen Sträuchern her an unser Auge; auf den Grasrainen, die den Saum der Weinberge bilden, wimmelt es von bunten Frühlingsblumen. Dort sehen wir auch die ersten festlich gekleideten Menschen, die Männer in weißen Hemdärmeln, die Frauen in grellroten Umschlagetüchern, auf den Frühlingswegen dahinwandeln. Es ist ein heiterer Farbenrausch, der uns umfängt; nur die dunklen Zypressen, die aus der bunten Fülle hier und da zum Himmel ragen, klingen wie ernste Töne in den Lenzeszauber hinein. Dazu umfächelt uns der belebende Hauch, der in dieser Stunde vom Meere her über das Land streicht, und über das Ganze ergießt die Frühlingssonne ihren festlichen Glanz.

Auf halber Höhe, in der kleinen Station Piteccio, verschnauft die Lokomotive noch einmal, ehe sie uns völlig ins Tal herniederreißt. Dort kommen, neben den üblichen Orangenverkäufern, diesmal Bauernkinder in Scharen an den Zug und bieten Sträuße von Feldblumen und blühende Zweige aller Art zum Kaufe an. Rasch füllt sich unser Wagenabteil mit diesen Vorboten der nahen Blumenstadt; besonders die mitreisenden Damen können von diesen unerwarteten Ostergrüßen aus den Bergen nicht genug bekommen, wenn auch ihre gestrengen Eheherren etwas von aufdringlicher Bettelei der Bevölkerung in den Bart brummen. Wie in einer Blumenlaube fahren wir dann unseres Weges weiter und verwundert schauen eine Viertelstunde später drunten in Pistoja die ständigen Bahnhofsbummler die seltsame Reisegesellschaft an, die um Haupt und Hals reiches Blütengeranke trägt und mit ihrer lauten Fröhlich-

keit die sonntäglich stille Bahnhofshalle erfüllt. — So hatte in unseren staubigen Zug hinein die Frühlingspracht, in die wir uns wie durch ein Wunder nach langer öder Fahrt mit einem Schlage versetzt sahen, einen Teil ihres Zaubers ausgegossen, und auch mein bis dahin skeptischer Reisegenosse wird nun auf einmal munter und angeregt, breitet seine Arme nach dem blühenden Lande aus, durch das wir dahin fahren, und ruft mit mächtiger Stimme: „Italien!"

*

Kaum habe ich, in Florenz angelangt, den Reisestaub abgewaschen, so lenke ich meine Schritte wieder aus der Stadt hinaus, der Villa zu, in der ich einst Jahre lang gehaust habe. Es war doch eine glückliche Zeit, geteilt zwischen angespannter Arbeit und frohem, feinem Lebensgenuß, die dort uns erblühte! Inzwischen hat die Stadt ihre Arme auch nach jenem Hügel hin weiter hinausgestreckt, und ich wandle durch eine Vorstadt, die ich noch nicht kenne. Kleine, nach derselben Schablone gebaute Häuser reihen sich in einförmiger Folge aneinander — es sind die Dienstwohnungen für die Beamten der großen Güterstation, die hier, neben der weiten grünen Fläche des Campo di Marte, angelegt worden ist. Wo jetzt Gleise sich dehnen, niedrige Güterhallen sich ausbreiten und monotone Vorstadtstraßen sich hinziehen, war damals noch grünes Land, mit Oliven und Feigenbäumen bestanden, von breiten Wassergräben durchzogen, an deren Rändern blühende Hecken den geraden Durchgang hemmten. Die hohen Bäume, in deren Schatten die Villa sich verbirgt, grüßten damals schon von weitem dem Kommenden entgegen. Jetzt bilden sie eine Art von Oase inmitten neu entstehender Bauten, die den freien Ueberblick hemmen. Aber an die schönen Bäume selbst hat die nivellierende Bauwut, die hier außen sich regt, noch nicht die Axt gelegt, und sie rauschen alle heute noch wie damals mir ihr Willkommen zu.

Die neuen Bewohner der Villa sind nicht zu Hause, dafür finde ich die Gärtnersfamilie auf der Terrasse beim festlichen Ostergelage. Sie haben sich Gäste geladen, denn la Pasqua ist nun einmal für den Italiener das große Fest des Jahres, das allgemeine Familienfest, wie bei uns Weihnachten. Man feiert es gern in Gemeinschaft, Verwandte und Freunde finden sich beim Osterlamm und beim Wein zusammen, die auswärtigen Familienangehörigen kehren für diesen Tag, wenn irgend möglich, zum alten Neste heim. Heute kann man das Fest im Freien begehen, unter der lachenden, wärmenden Frühlingssonne, umfächelt von dem belebenden leichten Luftzug, der um diese Jahreszeit das Arnotal durchstreicht. Welche Wonne! Wie atmet es sich frei und wohlig auf dieser Terrasse inmitten des weiten Gartens, in dem alles nach dem Lenze duftet!

Meinem alten Freunde Nando, dem Gärtner, scheint der Frühling und der Osterwein etwas in den Kopf gestiegen zu sein: er ist in festlichster Stimmung und kann sich nicht erschöpfen in Freudebezeigungen über unser unerwartetes Wiedersehen. Ich muß mich niedersetzen und von seinem Weine kosten; die Kinder werden herbeigerufen und ihnen wie der ganzen Nachbarschaft die frohe Botschaft verkündet. Dann geht's hinunter in den Garten, wo ich alle Fortschritte und Neuanlagen bewundern muß, die herrlichen Artischocken- und Spargelpflanzungen, die reiche Ernte der Piselli und Finocchi, die farbenprächtigen Azaleenbeete und die neu entstandenen Rosenhecken mit ihren Tausenden von Knospen. Und die Hauptsache kommt zuletzt: die Limonenbäumchen, dieser Stolz jedes toskanischen Gärtners! Noch sind sie nicht ins Freie gebracht worden — das geschieht erst, wenn die kritischen Tage der „gestrengen Herren" vorbei sind —, aber im Winterhause, in der langgestreckten Serra, werden sie mir alle einzeln vorgestellt in ihrem reichen Blätter- und Früchteschmuck. Die alten Bäumchen würde ich wohl alle noch kennen, meint Nando, der mir in dieser Hinsicht ein großes Erinnerungsvermögen zutraut. Sie stehen wie ein Bataillon stämmiger Grenadiere in Reih und Glied aufgepflanzt da in ihren fast meterhohen Tonkübeln; aus ihrem grünen Laube schimmern wie Ordenszeichen die gelben Früchte heraus — fürwahr dem Gartenfreund, der hier die Revue abnimmt, muß das Herz aufgehen. Und drüben erst die kleinen, frischen, jungen, die in engem Haufen beieinanderstehen! Das ist Nandos Stolz und Triumph! Als ich vor Jahren die Villa verließ, waren es im ganzen achtzig Limonenbäumchen, heute hat er es schon auf hundertundvierzig gebracht, die Zahl also fast verdoppelt — und alles in so gutem Stande! Des tüchtigen Mannes Augen leuchten, und diesmal nicht vom Weine allein.

Wie das alles üppig heranwächst und gedeiht in diesem Lande! Auch Nandos Familie hat sich verdoppelt, seitdem ich sie nicht mehr gesehen. Neben dem ältesten, der schon ein schlanker, brauner Jüngling ist und dem Vater bei der Arbeit hilft, und seiner erwachsenen Schwester, die bereits im Herrschaftshause aufwartet, tribbelt noch eine ganze Schar von Kleinen aus allen Altersstufen in dem Gärtnerhause umher, eine prächtige, gesunde Gesellschaft mit feinen Zügen und Augen so groß und so dunkel wie Herzkirschen. Das will alles leben, lebt sorglos und heiter in die Zukunft hinein, mit geringen Bedürfnissen und kräftig sich regenden Gliedern, die sicherste Bürgschaft für den Fortbestand und den weiteren Aufschwung des vielgeplagten und auch vielverleumdeten italienischen Volkes. Denn was in solchen Gärtner- und Bauernhäusern Toskanas heranwächst, ist gewiß keine schlechte Art, weder körperlich noch geistig.

Man muß diese Leute erst in ihrem täglichen Leben, in ihrem Arbeiten und Schaffen, in ihren kleinen Freuden und Leiden lange beobachtet haben, ehe man sich an ein allgemeines Urteil über sie wagen kann; aber dann wird dieses Urteil sicher auch günstig ausfallen. Ich habe wenigstens noch keinen Fremden, auch keinen Deutschen, gefunden, der, wenn er längere Zeit unter dem toskanischen Landvolke gelebt hatte, es nicht lieb gewonnen hätte, vorausgesetzt, daß er überhaupt einen empfänglichen Sinn für die besonderen Eigentümlichkeiten einer gutbegabten Rasse besaß und nicht jede Lebensäußerung der fremden Bevölkerung lediglich an dem aus der Heimat mitgebrachten Maßstabe maß. Die voreiligen Verdammungsurteile, die man häufig von Italienreisenden über das dortige niedere Volk aussprechen hört, haben nicht den geringsten Wert. Auch bei uns daheim gehört der Teil des Volkes, der lediglich von dem Fremdenverkehr lebt, nicht durchweg zu den besten Vertretern unserer Rasse; wie viel mehr muß das in Italien der Fall sein, wo die Ausbeutung des Reisenden schon seit Jahrhunderten das Privilegium einer bestimmten Menschenklasse bildet. Man soll aber von den mancherlei Untugenden, die diese Klasse notwendig annehmen mußte, nicht auf das ganze Volk schließen. — —

Die Sonne dieses ersten Ostertages geht glühend hinter San Miniato unter, während ich mit den Gärtnersleuten wieder auf der Terrasse stehe und auf das blühende Land um mich herum hinschaue. Sie erzählen mir von ihren Sorgen und von ihrer harten Arbeit, von den schweren Steuern, die das Land bedrücken, von dem bevorstehenden Einrücken des Aeltesten unter die Soldaten. Und Nando beginnt sich in die hohe Politik zu verirren. Wird Deutschland wirklich Krieg anfangen, wie es jetzt in allen Zeitungen zu lesen ist? Und wird Italien darein verwickelt werden? — Ich beruhige ihn lachend und versichere ihn, daß wir gute Freunde bleiben werden. Aber er ist ungläubig. Diesmal werde es nicht ausbleiben, so meint er; allzu finster seien die Wolken, die am politischen Himmel ständen. „Und wie wird es uns dabei ergehen!" so schließt er sorgenvoll. „Povera Italia!"

*

Diese Kriegsfurcht, dieses Mißtrauen gegen Deutschland, die jetzt da unten überall sich regen! Am folgenden Tage besuche ich alte italienische Freunde, deren Hinneigung zu Deutschland ich in früheren Jahren oft zu bemerken Gelegenheit hatte. Jetzt ist ihre erste Frage nach der Stimmung, die bei uns gegenüber Italien herrsche. Ob sie wirklich so feindselig sei, wie die Presse hüben und drüben es darstelle. Ich muß, der Wahrheit gemäß, offen

gestehen, daß ich von einer solchen Stimmung wenig bemerkt habe; aber ich fühle, man glaubt mir nicht recht, man hält mein Verneinen für bloße Höflichkeit. Und der alte Commendatore, mit dem ich früher so manchen Abend hindurch politisches Garn gesponnen, entwickelt mir sogar, als wir jetzt wieder zusammen bei der Nachmittagszigarre vor seinem Hause sitzen, in ausführlicher Darstellung, daß Deutschland gar nicht anders könne als sich gänzlich von Italien loszusagen. Mein verwundertes Kopfschütteln beachtet er nicht; die innere Scheidung zwischen Germanentum und Romanentum auch auf rein diplomatischem Gebiete ist ihm eine schon vollendete Tatsache.

Was ist hier vorgegangen? Die Konferenz von Algeciras und die ihr folgenden Depeschen allein können doch nicht einen solchen Umschwung der Anschauungen hervorgerufen haben. Wie ganz anders sprachen doch diese gescheiten und feingebildeten Italiener noch vor acht Jahren von den äußeren und inneren Beziehungen zwischen Deutschland und ihrem Vaterlande! Damals erschien die geistige Anlehnung Italiens an unsere Kultur ihnen noch als eine Notwendigkeit. Jetzt klingt es aus ihren Gesprächen heraus, als fürchteten sie von einer solchen Hingabe mehr, als sie früher von ihr hofften. Ist inzwischen etwa das Selbstgefühl Italiens so stark geworden, daß es sich durch Anlehnung an unsere Kultur in seinem Betätigungsdrange beeinträchtigt fühlt? — —

Ein eben erschienenes Buch des bekannten Turiner Physiologen Angelo Mosso über das heutige Leben der Italiener[1]) wird mir von einem meiner italienischen Freunde anempfohlen. Ich kaufe es mir und lese es in den wenigen verlorenen Stunden, die mir nach allen Besuchen, Einladungen und Streifereien in Kunst und Natur vom Tage noch übrig bleiben. Vielleicht, daß ich in ihm Aufschluß finde über die Frage, die ich mir eben stellte. Es handelt von sozialen Fragen: von dem Problem der Auswanderung, von den Kämpfen zwischen Arbeitern und Unternehmern, von dem Gegensatze zwischen Nord- und Süditalien, von nationaler Erziehung, von dem Einfluß der Entwaldung des Landes auf die agrarischen Verhältnisse, von Malaria und noch manchen anderen Dingen. Aber durchweg von Dingen, die das „Volk" im engeren Sinne, also die ärmere, die arbeitende Bevölkerung, betreffen. Die einzelnen Aufsätze sind nicht gelehrte nationalwirtschaftliche Abhandlungen über die genannten Fragen, sondern stellen sich mehr als Plaudereien eines wohlunterrichteten und um die soziale Zukunft der Nation, der er angehört, eifrig besorgten Mannes dar. So sind sie wohl geeignet, den Fremden in die Bewegung einzuführen, die jetzt den geistig lebhaftesten Teil der heranwachsenden Generationen in Italien ergriffen hat.

Und diese Bewegung deutet in der Tat darauf hin, daß das geistige Leben in Italien zu größerer Selbständigkeit erwacht ist, daß man besonders über die eigenen sozialen Verhältnisse ernstlicher nachzudenken und zu selbständigen Beobachtungen und Urteilen zu gelangen begonnen hat. Das bedeutet schon einen gewaltigen Schritt nach vorwärts, und es ist bezeichnend, daß nicht nur in den sozialwissenschaftlichen Kreisen der Hochschulen und in dem Parlament wie in der Presse die für den wirtschaftlichen Fortschritt des Volkes wichtigen Fragen zur akademischen Erörterung gelangen, sondern daß auch Männer wie Mosso, die ursprünglich auf ganz anderen Gebieten tätig sind, sich angeregt fühlen, die alten sozialen Schäden aufzudecken und Mittel zu ihrer Beseitigung vorzuschlagen.

Das Buch des Turiner Physiologen ist auch noch aus einem anderen Grunde bedeutungsvoll. Es tritt dem Pessimismus entschieden und zum Teil in sehr überzeugender Weise entgegen, der in Italien vielfach in der Beurteilung der wirtschaftlichen Lage sich geltend macht. Der Italiener ist von Haus aus gern zum Klagen und Jammern bereit und glaubt damit dem ihm heimsuchenden Mißgeschick gegenüber sein Teil getan zu haben. Das Verhalten der von dem gewaltigen letzten Ausbruch des Vesuvs Betroffenen hat in jüngster Zeit diese allgemeine Beobachtung wieder einmal deutlich bestätigt. Da ist es nun erfreulich, einem überzeugten Optimisten zu begegnen, der durch das Hervorheben der Anfänge einer wirtschaftlichen Besserung seine Landsleute zu einem tatkräftigen Fortschreiten auf der glücklich eingeschlagenen Bahn ermuntern will. Jedoch ist Mosso durchaus nicht etwa ein Beschöniger tadelnswerter Verhältnisse. Er legt im Gegenteil den Finger in viele Wunden. Nur hat er schärfere Augen als die meisten der neueren Publizisten Italiens für die leisen Anzeichen des beginnenden Heilungsprozesses; und das macht die Lektüre seines Buches erfreulich für jeden, der dieses reichbegabte Volk zu einer inneren, sowohl wirtschaftlichen wie allgemein kulturellen Gesundung gelangen sehen möchte.

Ganz vortrefflich scheinen mir besonders die im ersten Teile dieses Buches niedergelegten, von Mosso in Italien selbst wie in Nordamerika gesammelten Beobachtungen über die italienische Auswanderung zu sein. In ihr, die in dem letzten Jahrzehnt einen stetig steigenden Umfang angenommen hat und jetzt jährlich bereits eine halbe Million Landeskinder ins Ausland führt, ein Anzeichen für wirtschaftliche Gesundung zu sehen, erscheint auf den ersten Blick absurd; und doch hat diese italienische Auswanderung im Gegensatz zu der anderer Völker, besonders unserer Deutschen, eine ganz gewaltige belebende Rückwirkung auf die Heimat in der letzten Zeit ausgeübt. Der ausgewanderte Italiener verliert nur in Ausnahmefällen den Zusammenhang mit seinem Vaterlande; er schickt nicht nur seine Ersparnisse dahin zurück, sei es, um seinen dort verbliebenen Angehörigen aufzuhelfen, sei es, um das Erübrigte fruchtbringend anzulegen, sondern er kehrt auch häufig noch in der besten Lebenskraft für immer wieder in das Vaterland heim und bringt dann meist ein großes Kapital von Aktivität und Unternehmungslust mit sich in die alten Verhältnisse herein. Die von Mosso veröffentlichten Tabellen über den stetig wachsenden Reichtum, den Italien auf diese Weise im Auslande gewinnt, sind ebenso interessant wie die Angaben über die kulturellen Errungenschaften, die durch die von harter Arbeit Heimkehrenden dem Volke zufließen. Und wenn es auch traurig ist, daß ein beträchtlicher Bruchteil der Nation zunächst die Arbeit nur in der Fremde finden kann, so bedeutet doch die Art, in der die Frucht dieser Arbeit wieder dem Vaterland zugeführt wird, gewiß einen beachtenswerten Ansatz zum wirtschaftlichen Aufschwung.

Auch im Innern Italiens macht sich ja dieser Aufschwung vielfach bemerkbar, trotz des gräßlichen Elends, das noch in den agrarischen Verhältnissen mancher Provinzen herrscht. Vielleicht ist das größere Selbstgefühl, das jetzt — uns Deutschen gegenüber — im italienischen Volke zum Durchbruch kommt, nur ein Symptom beginnender innerer Gesundung. Manche meiner älteren italienischen Freunde wollen das freilich nicht anerkennen; sie sind die Pessimisten geblieben, als die ich sie schon früher kannte, und zucken auch über die zukunftsfreudigen Ausführungen des Turiner Physiologen die Achseln. Aber wie viele andere sehe ich schon neben ihnen heranwachsen, die ernst, aber doch zuversichtlich in die Zukunft schauen, die ihre volkswirtschaftliche Aufgabe mit strenger Selbstzucht erfassen und durchführen, die so fest und kampfesfreudig auf ihren Füßen stehen wie der San Giorgio des Donatello am Or San Michele. Auf diesem Nachwuchs aber beruht die Zukunft des sonnigen Landes.

*

Mit einem dieser Jüngeren fahre ich heute aufs Land hinaus, der alten, weitgedehnten Besitzung zu, die seit fast sechs Jahrhunderten im Besitze seines ruhmvollen Geschlechtes ist. Eine Gewitternacht hat die Luft von aller Schwüle gereinigt, und wunderbar belebend schlägt uns die Morgenluft entgegen, als wir auf leichtem Baroccino, vor dem ein edler Renner läuft, von der schon mit dem ersten Zuge erreichten Bahnstation aus die Hügelkette am linken Ufer des unteren Arno hinauffahren. Das Flüßchen, das einst

1) *Vita moderna degli Italiani.* Saggi di *Angelo Mosso.* Milano, Fratelli Treves Editori. 1906. 8⁰. 430 S.

die Grenze zwischen florentinischem und pisanischem Gebiete bildete, läuft uns entgegen dem Tale zu. Vor uns baut sich auf steilem Hange eines der Bergnester auf, das in den jahrhundertelangen Kämpfen der beiden großen Nachbarstädte eine wichtige Rolle spielte; noch heute ist es von alten Mauern und Türmen umschirmt und schaut trotzig von seiner Höhe in die Weite. Drunten breitet sich das fruchtbare Arnotal, mit der zichorienerzeugenden Stadt Pontedera am Flusse, und drüben blauen die kühn geschnittenen Pisaner Berge mit ihrem steilsten Gipfel, der ruinengekrönten Verruca. Von dort schauten die Pisaner Herren einst weit auf das Tyrrhenische Meer hinaus und spähten nach den Flotten aus, die ihnen des fernen Ostens Schätze in Fülle zuführten. Ein feiner, silbergrauer Dunststreif zeigt auch uns am Ausgange des weiten Tales die Nähe dieses Meeres an, von dem in der Mittagsstunde ein frischer Hauch zu den rebenbestandenen Hügeln am Arno herüberweht.

Auf einem dieser Hügel liegt die alte prächtige Villa, der wir zustreben. Ein gewaltiger Bau aus dem Ende des 15. Jahrhunderts mit weiten, von graziösen Bogen getragenen Loggien in der Ost- and Westfront, mit schwerem Rustica-Unterbau und breiten, quaderumsäumten Fenstern nach Norden und Süden hin. Und um dieses thronende Gebäude her breitet sich ein prächtiger Park von alten hohen Bäumen auf den Flanken des Hügels, wie ein schwerer grüner Mantel, dessen Schleppe noch über die nächsten Täler und Höhen sich hinwellt. Wir fahren, von der Hauptstraße abbiegend, in einem dieser grünen Täler der Höhe zu und halten vor dem weitgestreckten Wirtschaftsgebäude, in dem die Fattoressa mit einem warmen Frühstück auf uns wartet. Dann schreiten wir vollends hinauf zu der Villa; dort laden mich meine Gastfreunde ein, in die westliche Loggia zu treten und mich umzuschauen. Welch wunderbarer Anblick überrascht mich: rauschende Tannenwälder breiten sich vor dem erstaunten Blicke, eine Waldwiese in ihrer Mitte und drüben ein von Birken umsäumter Abhang! Ich glaube mich plötzlich wie durch einen Zauber in meine thüringische Heimat versetzt, hier inmitten der Rebengelände und Olivenhänge, durch die wir soeben heraufgekommen sind.

Der berühmte florentinische Staatsmann and Geschichtschreiber Gino Capponi war es, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dieses wunderbare Landschaftsbild um seine alte Villa Varramista herum schuf. Der Ort ward damals in der Zeit des ersten Wehens des italienischen Freiheitsgedankens zu einem Tusculum, in dem die Freunde des Besitzers, darunter besonders die Dichter Lamartine und Giuseppe Giusti und auch unser deutscher Landsmann A. v. Reumont, gerne ihre Villeggiatur als willkommene Gäste hielten. In der Tat wüßte ich mir keinen anmutigeren Aufenthalt in ganz Toskana für die Frühlings- und Herbstmonate; auf der einen Seite der hochgelegenen Villa der weite Ausblick in das Arnotal, auf die Pisaner Berge und nach dem Meere hin und auf der anderen der trauliche Einblick in rauschende Tannenwälder und grüne, lauschige Täler. Der feine Duftschleier, der bei hochstehender Sonne auf der toskanischen Landschaft ruht und ihren Farben etwas ungemein Zartes und Stilles gibt, vereint die in sich fremdartigen Bilder zu einem harmonischen Ganzen und löst ein unendlich wohltaendes Gefühl der Ruhe in dem Beschauer aus.

Wir durchstreifen den stundenweit sich hinstreckenden Park auf langen Spaziergängen, steigen durch Rebengelände und Olivenhänge zum Dorfe Castel del Bosco nieder, um das einst Pisaner und Florentiner in blutigem Kampfe rangen, und sitzen später in der Faktorei beim reichlichen Mahle mit den Stadtwürdenträgern von Pontedera vereint, die wegen der Gründung einer neuen Schule heraufgekommen sind. Gemeinde- und Landtagswahlen bilden anfangs den Gegenstand der angeregten Unterhaltung bei diesem provinziellen Konvivium; aber als der vortreffliche Wein seine Wirkung getan, beginnt jenes anmutige witzige Wortgeplänkel, das einen Hauptreiz der toskanischen Geselligkeit bildet, jenes lustige Hin- und Herwerfen von Neckereien und Scherzworten, jenes motteggiare, wie es die Florentiner und ihre ländlichen Nachbarn in so graziöser Vollendung zu treiben verstehen. Und in heiterster Laune erheben wir uns vom Tische und lassen die städtischen Würdenträger davonfahren, während wir selbst die prächtigen Räume der alten Villa durchwandern, in der jahrhundertalten Familienbesitz an Möbeln und Kunstwerken in behaglicher, abgeschlossener Fülle aufgespeichert ist.

Welch unermeßlicher Reichtum birgt sich doch noch in diesem Lande an oft kaum geahnter Stelle, Reichtum an Zeugnissen alter Kultur wie an immer wieder hervorbrechender neuer Volkskraft! Wie sprüht und lebt alles von Geist und Leidenschaftlichkeit in diesen Leuten, auch bei den bescheidensten Bewohnern der abgelegenen Dörfer und Landhäuser! Aus welch reichem, unerschöpflichem Füllhorn gießt alljährlich aufs neue die Natur ihren Segen über diese Landschaft aus! Und doch neben all dieser Fülle die peinvolle Armut, das herzzerbrechende Elend, das alljährlich Hunderttausende aus dem Lande treibt, am in der Fremde Arbeit und Erwerb zu suchen. Hier in Toskana, der wohlhabendsten Landschaft Italiens, in der der Bauer noch bequem vom Ertrage seiner Arbeit leben kann, ist freilich dieser scharfe Gegensatz zwischen Reichtum und Armut, der das wirtschaftliche Leben Italiens charakterisiert, kaum zu verspüren. Aber auch hier beginnt es bereits zu gären, unter der Landbevölkerung, die sich bessere Arbeits- und Erwerbsbedingungen erkämpfen will. Noch bildet das alte patriarchalische Verhältnis zwischen dem Grundbesitzer und seinen Contodini, das auf gleicher Teilung des Grundertrags beruht, ein mächtiges Gegengewicht gegenüber den sozialistischen Tendenzen, die von außen her in die Bevölkerung getragen werden. Aber wie lange wird es dauern, daß auch dieses Bollwerk zerbröckelt wird! Werden dann neue wirtschaftliche Formen dem Lande wirklich den Aufschwung bringen, den es mit aller Kraft seiner glühenden Volksseele zustrebt? Beim Durchstreifen der stillen, reichgesegneten toskanischen Landschaft steigen neben den Bildern von den jahrhundertelangen blutigen Kämpfen, die im Mittelalter sich hier abspielten, auch die Gedanken an die wirtschaftlichen Kämpfe der heutigen Zeit in mir auf. Wird aus ihnen das Land zu der gleichen hohen Kultur auf allen Gebieten emporsteigen, die es aus den Kämpfen des Mittelalters gewann? Mit dieser Frage auf den Lippen nehme ich diesmal Abschied von Toskana.

O. B.

Wasserkraft.

Von Privatdozent Dr. Gottfried Zoepfl (Erlangen).

(Schluß.)

VIII.

Wenn man, wie ich es den bayerischen Projekten gegenüber getan habe, in den Fragen der Wasserkraftverwertung einen kritischen und die Oekonomik neben der Technik streng betonenden Standpunkt einnimmt, so darf man deshalb doch nicht als Gegner der auf ausgiebige Wasserkraftverwertung gerichteten Bestrebungen angesehen werden. Zu verurteilen sind nur alle die glatten, gar so einfachen Begründungen, die bei diesen Fragen oft mit unterlaufen, die Multiplizierung der als vorhanden angenommenen Wasserkräfte mit einer gewissen gleichfalls lediglich angenommenen Wertsumme für eine Pferdekraft, die Kapitalisierung dieser Summe zu einem oft viele Milliarden betragenden Kapital, durch das der Nationalreichtum vermehrt werden soll und ähnliches. Wieviel Millionen Pferdekräfte kann man dadurch berechnen, daß man alle Flüsse der Erde, auch den Amazonas u. s. w., hernimmt und sie kanalisiert denkt.[20]) Das eine wird man nie vergessen dürfen, daß

[20]) Für den Rhein ist schon von E. Herrmann: „Prinzipien der Wirtschaft", Wien 1873, die Berechnung gemacht worden, daß vom

eine Kraftquelle — wie jedes wirtschaftliche Gut — überhaupt nichts wert ist, wenn keine Gelegenheit zur wirtschaftlichen Verwendung, zu dem Angebot keine Nachfrage vorhanden ist. Alle die theoretischen Berechnungen, bei denen der Wert einer Pferdekraft auf so und so viel 100 oder 1000 M angesetzt wird, sind also sehr vorsichtig aufzunehmen. Es können an einer Stelle Tausende von Pferdekräften einen Nullwert haben und an einer anderen ein paar hundert Pferdekräfte einen sehr hohen Wert darstellen. Das Projekt, die Wasserkraft des oberen Nil elektrisch nach Kairo zu leiten, mußte wieder aufgegeben werden, weil es sich herausstellte, daß es billiger komme, in Kairo Kohlen von England zu beziehen und Dampf zu erzeugen. Wenn man nicht bloß in allgemeiner Propaganda zur Verwertung der Wasserkraft anregen will, was aber jetzt kaum mehr nötig sein dürfte, sondern bestimmte Projekte begründen will, so wird man einer Wasserkraft einen ziffermäßigen Wert nur dann zusprechen können, wenn man diesen auf dem Mietpreis aufbaut, der von bestimmten vorhandenen oder sicher zu erwartenden wirtschaftlichen Betrieben und sonstigen Verbrauchern in Aussicht steht; man kann in einem gewissen Maße dann auch noch den Zuwachsgebrauch durch noch unbestimmte erst zu erweckende wirtschaftliche Betriebsamkeit berücksichtigen und dafür eine gewisse Quote, vielleicht 15—20 Prozent des berechneten sicheren Verbrauches, hinzuschlagen. Aehnlich verfährt man ja auch bei Kanalprojekten, wenn diese über das Stadium der allgemeinen Propaganda hinausgekommen sind. Man kann auch da eine Rentabilitätsberechnung nur auf den bestehenden Verkehr aufbauen und für den Zuwachsverkehr schätzungsweise eine Quote hinzufügen. Es wird aber niemand einfallen, einen Kanal lediglich auf den erst zu erwartenden Verkehr hin wirtschaftlich zu begründen. Aehnlich wird man wohl auch bei den Rentabilitätsberechnungen der Wasserkraftanlagen verfahren müssen. Auch bei dem Niagara-Falle bot das sichere Kraftbedürfnis von Buffalo die erste wirtschaftliche Grundlage für die Kraftstation. Freilich läßt gerade die Entwicklung der Kraftverwertung des Niagara-Falles erkennen, daß der Zuwachs neu geweckter wirtschaftlicher Betriebsamkeit unter günstigen Verhältnissen in kurzer Zeit sehr bedeutend werden kann.

Wie weit überhaupt Maschinenarbeit die animalische, menschliche und tierische mit Vorteil ersetzen kann, hängt außer der Billigkeit auch von der Qualität der Arbeit ab, besonders in Landwirtschaft und Kleingewerbe. Bis jetzt haftet der durch die Wasserkraft geschaffenen wirtschaftlichen Kultur eine gewisse Einseitigkeit an. In der Industrie sind es Betriebe, welche besonders billige Kraft zu ihrer Existenz brauchen, hauptsächlich die chemische und metallurgische Branche, dann auch die Papier- und Holzstofferzeugung, und auf dem Gebiete des Verkehrswesens sind es die Stadt- und Kleinbahnen, wofür sich die elektrische Wasserkraftübertragung bewährt hat. Dazu kommt die Hausindustrie, weniger das Handwerk und die Landwirtschaft[21]) und dann das ganze Gebiet der Beleuchtung. Auf anderen Gebieten ist man vielfach noch im Stadium des Versuches. Es hat aber den Anschein, daß sich die Wasserkraftkultur immer mehr ausdehnen wird.

Bei Rentabilitätsberechnungen kann man die direkten und die indirekten Betriebskosten unterscheiden; die ersteren bestehen aus:

a) Kosten für Erzeugung des elektrischen Stromes;
b) Kosten für Unterhaltung und Reparatur;
c) Kosten für Bedienung.

Die indirekten Betriebskosten bestehen aus den Posten für Verzinsung und Amortisation des Anlagekapitals. Bei einer genauen Untersuchung ist wohl im Auge zu behalten, welche wirtschaftlichen Betriebe nicht bloß die Kosten für die Pferdekraftstunde, sondern auch die Anschaffungskosten des Elektromotors, die für eine Pferdekraft 500 M, für fünf Pferdekräfte schon 1300 M betragen, leisten können; Bedienungs- und Unterhaltungskosten der Elektromotoren sind geringfügig. Der Kraftverlust, der schon normalerweise für Dynamo, Leitung und Motoren 25 Proz. beträgt, wird von immer größerer Bedeutung, je weiter die Stromleitung erfolgt. Slaby hat es noch vor einigen Jahren als nicht ökonomisch bezeichnet, elektrischen Strom über 50 Kilometer weit zu leiten. In neuester Zeit wird man eine größere Entfernung annehmen dürfen.[22]) Bisher war die Entfernung für die Kraftübertragung 40 Kilometer am Niagara-Fall, 56 Kilometer in Kalifornien, 20 Kilometer in Brescia, 25 Kilometer in Zürich u. s. w. Erst in allerneuester Zeit sind größere Entfernungsleitungen ausgeführt oder wenigstens zurzeit in Ausführung begriffen, so von Niagara Falls nach Syracuse, dann die Linie Colgate-Oakland, Kalifornien, mit 225 Kilometer, Stockton-San Francisco mit 235 Kilometer und Sabla-San Francisco mit 370 Kilometer.

IX.

An den Nationalökonomen, der auch mit der Gegenwart Fühlung hält, stellt die Entwicklung der Wasserkraftverwertung als einer neuen Grundlage unserer wirtschaftlichen Produktion eine Reihe von Aufgaben, die durch das Grenzgebiet von Technik und Nationalökonomie, nämlich der Oekonomik, auf das weite Feld der Wirtschafts- und Sozialpolitik hinüberführen. Auch der theoretische Streit über kapitalistische oder sozialistische Gesellschaftsordnung würde gut daran tun, auf die im wahrsten Sinne des Wortes „treibenden" Kräfte der Volkswirtschaft sein Augenmerk zu richten. Es ist jedenfalls eher zu erwarten, daß der Mensch der Zukunft „eine Treibkraft haben wird, die nichts kostet", als daß er seine egoistischen Triebe von Grund aus ändert. Ohne von solchen technischen Fortschritten zu viel zu erwarten, wird sie doch der Sozialpolitiker bei seinen Erwägungen und Hoffnungen nicht außer acht lassen dürfen. Dabei ist zu beachten, daß dem abstrakten Techniker vieles nicht als utopisch erscheint, was für den Nationalökonomen, „wenigstens zunächst noch", aus ökonomischen Gründen eine Utopie ist. Kohlrausch[23]) sagt im Hinblick auf die seines Erachtens künftig zu erwartende direkte Verwertung der Sonnenwärme als Kraftquelle: „Das einzig sichere Kriterium der Utopie ist ein Widerspruch mit den Energiegesetzen." Wenn wir das Grundgesetz der Oekonomik, das „Prinzip des kleinsten Kraftmaßes" oder der größten Leistung auf dem billigsten Wege noch in den Begriff „Energiegesetze" subsumieren dürfen, obwohl es sich hier nicht um ein Gesetz im naturwissenschaftlichen Sinne handelt, dann kann man den Satz von Kohlrausch wohl unterschreiben.

Wenn Kohlrausch die direkte Verwendung der Sonnenwärme als eine Kraftquelle der Zukunft nach Erschöpfung der Kohlenlager als nicht utopisch bezeichnete, so hat er inzwischen durch die Praxis Recht bekommen. In Kalifornien funktionieren bereits seit einigen Jahren große Sonnenmotoren[24]) und auf der Ausstellung in St. Louis wurden sie der ganzen Welt vorgeführt. Es werden bei diesen Motoren die Sonnenstrahlen in riesigen Brenngläsern, um diesen allgemein verständlichen Ausdruck zu gebrauchen, eingefangen und damit Wasser zum Sieden gebracht, Dampf erzeugt u. s. w. Es scheint also, daß der noch ganz jungen Wasserkraftkultur gleich am Beginne ihrer Entwicklung in der direkten Verwertung der Sonnenwärme als Kraftquelle ein Rival entsteht. Richtiger ist es vielleicht zu sagen, daß in der Wiege der neuen Kultur, die das Zeitalter des Dampfes abzulösen im Begriffe ist, ein Zwillingspaar nicht von „kräftigen Jungen", sondern

Bodensee bis zur Mündung 620,000 PS. gewonnen werden können. Ein neueres Projekt will durch einen Rheinkanal vom Bodensee bis Mainz 1½ Millionen PS. gewinnen und gleichzeitig die Großschiffahrt bis zum Bodensee ermöglichen.

[21]) Siehe R.-Oek. der technischen Betriebskr., S. 26 ff., S. 174 ff. und S. 206 ff.

[22]) Vergl. R.-Oek. der technischen Betriebskr., S. 61 und S. 95; Luchs: „Die Grenzen der wirtschaftlichen Rentabilität elektrischer Kraftübertragungsanlagen im Sozialpolitischen Zentralblatt, 3. Jhrg.

[23]) Kohlrausch a. a. O., S. 75.

[24]) Näheres siehe R.-Oek. der technischen Betriebskr., S. 29.

von jungen Kräften sich befindet, die berufen sind, in ihrer Dienstleistung für die Menschheit sich zu ergänzen. Daß die beiden Kraftquellen, die übrigens beide nur mit Zuhilfenahme der Elektrizität vermittels Uebertragung und Akkumulatoren ihre große wirtschaftliche Bedeutung erhalten können, überhaupt nebeneinander genannt und als sich ergänzend charakterisiert werden können, beweist auch wieder die Ueberlegenheit des ökonomischen Gesichtspunktes in den Fragen der kulturellen Naturkraftverwertung. An sich wäre ja die direkte Verwertung der Sonnenwärme nicht eine, sondern einfach „die" Kraftquelle und jede andere Kraftquelle müßte als etwas Abgeleitetes und Abgeschwächtes zurückstehen, wenn es gelingt, die Sonnenwärme direkt zu benützen. Und doch bleibt auf Grund der Oekonomik, die das Wann, Wie und Wo der ihr übermittelten theoretischen Technik zu prüfen hat, auch die Wasserkraft leistungsfähig neben dem besten Sonnenmotor. In Gegenden mit unregelmäßigem oder gar seltenem Sonnenschein und reichlichem Wasserniederschlag wird die Wasserkraft, in trockenen, stark von der Sonne bestrahlten Ländern der Sonnenmotor das ökonomisch Richtige sein. Die der Wasserkraftkultur auf der Erde theoretisch zur Verfügung stehende Kraftquelle des atmosphärischen Niederschlages wurde oben bereits mit 100,000 Millionen Pferdekräfte angegeben. Die Größe und ökonomische Bedeutung der Sonnenwärme auf unserer Erde kennzeichnet *Kohlrausch*[25]) damit, daß „die im Jahre über Deutschland ausgegossene Wärme der Verbrennungswärme von etwa 10 Billionen Zentner Steinkohlen nahe kommt, 200 000 Zentner oder etwa ebensoviel Mark auf den Kopf der Bevölkerung bedeutend". Wir müssen uns also direkt wohlhabend fühlen, wenn wir in der Sonne spazieren gehen und der Begriff „Tagdieb" läßt sich juristisch bestimmen. Die praktische Bedeutung der Sonnenwärme als Kraftquelle im Hinblick auf die immer teurer werdende und sich schließlich erschöpfende Kohlenförderung bespricht Kohlrausch[26]) nach einigen Bemerkungen über die Wasserkräfte, die er allein als unzureichend für den vollen Ersatz der Dampfkraft bezeichnet, in folgender Weise: „Die innere Erdwärme zu verwenden, wird, wenn auch nicht ganz unmöglich, doch mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein. Aber einen Reichtum an Energie, der allen Bedarf weit übersteigt, bieten die Teile der Erdoberfläche dar, denen die Sonnenwärme, und zwar dort gerade größtenteils ungenutzt oder sogar lästig, so regelmäßig zufließt, daß mit ihr auch ein regelmäßiger technischer Betrieb durchgeführt werden kann. Vielleicht würde es keine übertriebene Vorsicht sein, *wenn eine Nation sich schon jetzt einen Anteil an solchen Gegenden sicherte.* Sehr große Flächen sind nicht einmal nötig; einige Quadratmeilen in *Nordafrika* würden für den Bedarf eines Landes wie das Deutsche Reich genügen. Durch Konzentration der Sonnenwärme läßt sich eine hohe Temperatur erzeugen, und hiermit dann alles Uebrige: transportable mechanische Arbeit, Akkumulatorenladung, Licht und Wärme, oder durch Elektrolyse auch direkt Brennmaterial. Gelingt es, auf solche Weise einen beträchtlichen Teil der Sonnenwärme eines bisher brachliegenden Gebietes auszunutzen, so werden in dem hierdurch entstehenden „Schatten" auch die Lebensverhältnisse derer, welche die Maschinen bedienen, erträglich werden können. Die Betriebskraft für die erforderlichen Verkehrsmittel innerhalb der Gebiete würde durch die Sonnenwärme auf elektrischem Wege unschwer erzielt werden. Müßige phantastische Spekulationen sind solche Erwägungen nicht; es wird, da ein anderer, für den immer steigenden Anspruch an nutzbarer Wärme ausreichender Ersatz der Steinkohle schwer denkbar ist, in der Tat schließlich, wenn unser Kulturzustand aufrecht erhalten werden soll, zur direkten Sonnenwärme gegriffen werden müssen."

Es hat also die Annahme ziemlich viel für sich, daß wir einer Zeit entgegen gehen, in der man zwischen Sonnen- und Schattenländern unterscheiden wird und in welcher Sonne und Wolken die Kraftquellen der Kulturarbeit bilden werden. Es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis wir in unseren afrikanischen Kolonien, besonders in Südwestafrika, fleißig Versuche mit Sonnenmotoren machen, während zu Hause im Schattenlande die Verwertung der elektrischen Wasserkraftübertragung Fortschritte macht. Die Elektrizität hat ja bei beiden Kraftquellen noch wichtige Aufgaben zu erfüllen; sie muß die Kraft nicht bloß übertragen, sondern auch mittels Aufspeicherung gleichmäßiger machen. Je teuerer die Kohlenförderung wird, um so mehr Projekte von Wasserkraft- und Sonnenwärmeverwertung treten aus dem Stadium der „Utopie" in das der Ausführbarkeit. Die Richtung zur unmittelbaren Naturkraft erscheint, wie ich schon in der Schrift, auf die ich öfters Bezug nahm, ausgeführt habe,[27]) wie eine Entwicklungstendenz der Technik.

„Das alte, allgemeine Problem der Rückkehr zur Natur, aber nicht als Rückschritt zum Urzustand, sondern als Endziel der Kulturentwicklung, tritt auch bei tieferem Eingehen auf das technische Gebiet hervor. Die unmittelbare Naturkraft, vom Menschen ausgebaut — wie man bei der Wasserkraft sagt —, alles Zufälligen und Unregelmäßigen entkleidet, ist das Ziel. — Wir suchen die früher mit wenigen technischen Hilfsmitteln benützte unmittelbare Naturkraft mit neuen, vollkommeneren technischen Hilfsmitteln wieder zu verwerten, da jene vor allen anderen Betriebskräften den Vorzug der Billigkeit voraus hat. Diese Tendenz der Technik hat aber noch eine sehr vorteilhafte Nebenwirkung, indem das Bestreben, die unmittelbaren Naturkräfte als technische Betriebskräfte zu verwerten, vielfach zur Beherrschung und Bändigung dieser Kräfte überhaupt beiträgt und damit gegebenenfalls der Landesmelioration oder der Sicherung unserer Kultur überhaupt dient. Die Abwehr von Schäden, welche diese Naturkräfte unserer Kultur bringen, erscheint gewissermaßen als die erste Etappe, welche ihrer Verwertung als Betriebskräfte vorausgeht, und diese letztere wirkt in der Richtung fort, daß sie weitere Schäden verhindert. So z. B. geht die Verwertung der Wasserkraft als Betriebskraft mit dem Uferschutz und der Verbauung der Wildbäche Hand in Hand, oder diese Maßnahmen gehen jener voraus." Es erscheint also der technisch-ökonomische Fortschritt unserer Zeit auf dem besten Wege und aussichtsvoll. Wir dürfen uns darüber freuen, ohne dem eine Zeit lang gerade in Deutschland vielgeschmähten „Optimismus" zu verfallen. Weniger klar sehen wir bezüglich der mit dem technischen Fortschritt parallel gehenden sozialen Entwicklung, und neben den manchmal sogar etwas zu sehr gehäuften Ausrufezeichen der „modernen Technik" steht das kleine, inhaltsschwere Fragezeichen: „Cui bono?"

25) Kohlrausch, a. a. O., S. 82.
26) Kohlrausch, a. a. O., S. 75.
27) R.-Oek. der technischen Betriebskr., S. 21 und S. 107.

Zuschriften aus dem Leserkreise.

Das Weihrauchland der alten Aegypter.

(*Erklärung.*)

Geehrte Redaktion! Zu dem in Nr. 103 dieser Blätter vom 4. Mai 1906 veröffentlichten Bericht über den von Herrn Professor Dr. Karl *Dyroff* in der Anthropologischen Gesellschaft am 27. April d. J. gehaltenen höchst interessanten Vortrag über *Punt* bitte ich, mir die ergebenste Bemerkung zu gestatten, daß die Behauptung, ich hätte mich außer dem Vortragenden und Professor Hommel an der Diskussion beteiligt, den Tatsachen widerspricht. Ich habe vielmehr, als ich vom Herrn Vorsitzenden, Geheimrat Prof. Ranke, aufgefordert wurde, das Wort zu ergreifen, *sofort und ausdrücklich erklärt, mich erst äußern zu können, sobald der Vortrag im Druck vorliegen werde, da so verwickelte wissenschaftliche Fragen nicht im Handumdrehen erledigt werden könnten,* und begnügte mich, hinzuzufügen, *daß der Herr*

Vortragende m. E. nichts beigebracht habe, das geeignet wäre, meine vor vollen sieben Jahren (in den Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft in Berlin und in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung) veröffentlichte Ansicht umzustoßen. Da die Aegyptologie sich sieben Jahre Zeit ließ, bis sie meine Theorie angriff, so glaubte ich, nicht verpflichtet zu sein, schon sieben Minuten nach erfolgtem Angriff zu antworten. Sobald Herr Prof. Dyroff das reichhaltige Material im Druck vorgelegt haben wird, die Fachgenossen also in der Lage sein werden, jedes Detail mit Muße und Gründlichkeit nachzuprüfen, wozu man immerhin — so gut wie es beim Herrn Vortragenden selbst der Fall war — einige Zeit braucht, dann werde ich nicht verfehlen, den Nachweis zu erbringen, daß das Hauptergebnis des Vortrages (Punt sei ursprünglich ein innerafrikanisches oder ein maritimes afrikanisches Land, wogegen Südarabien erst viel später von den Aegyptern zu Punt gerechnet worden sei) auf einer Reihe von Trugschlüssen beruht. Diesen Eindruck hatte ich gleich beim Anhören des Vortrages, insbesondere als Herr Prof. Dyroff den Botaniker Schumann, der sicher nie einen Weihrauchbaum gesehen hatte, gegen den „Kenner" Südarabiens, Glaser, ausspielte. Es wird mir ein Leichtes sein, den Beweis zu erbringen, daß kein Reisender, der sich die betreffenden Bäume genau angesehen, einen Weihrauchbaum mit einem Myrrhenbaum verwechseln kann, auch wenn der betreffende Reisende kein Botaniker ist. Man braucht ja auch in Europa noch kein Botaniker zu sein, um z. B. eine Tanne von einem Kirschbaum unterscheiden zu können, selbst wenn letzterer unbelaubt ist. Wohl aber braucht ein Botaniker zwischen zwei Baumsorten, die er nie gesehen und die in der Wissenschaft damals so gut wie unbekannt waren, noch nicht mit Sicherheit, vielleicht überhaupt nicht, unterscheiden zu können.

Hochachtungsvoll

München, am 4. Mai 1906. E. Glaser.

Bücher und Zeitschriften.

Seltsame Geschichten. Von Ernst v. Wolzogen. Berlin, F. Fontane u. Co., 1906.

Eine der geistreichsten Zeitsatiren bietet die zweite und bedeutendere Geschichte des neuen Wolzogenschen Buches, die sich über vieles andere hoch erhebt, was der gewandte Erzähler geschrieben hat. Sie heißt: „Der Prophet im Walde", und hat jene moderne Nachfahren Jean Jacques Rousseaus zum Modell, die, wie Maler Diessenbach, die Zeitgenossen zu einem, nach ihrer Meinung, einzig naturgemäßen Leben bekehren wollen. Vom Urbild seines seltsamen Heiligen hat Wolzogen nicht bloß das Aeußere, die Gewandung in der härenen Kutte auf nacktem Leibe, das lang wallende Kopfhaar ohne Bedeckung, die Sandalen an den Füßen, sondern auch einige tiefere Charakterzüge. Ein Maler ist Bruder Winfried nicht, sondern bloß ein Wanderprediger, der sich mit seinen Vorträgen über die naturgemäße Lebensweise höchst kärglich das Leben fristet. Die Armut ficht ihn nicht viel an, er lebt höchst bescheiden als Vegetarianer und Antialkoholist auf einer einsamen Fischerinsel im Norden, in einer Hütte, die schon einer Erdhöhle gleicht. Da passiert ihm in einer kleinen deutschen Stadt der Unfall, von einem wilden Bullen niedergerannt zu werden, so daß er ins Hospital gebracht werden muß, wo er einige Wochen bis zur Heilung seiner Fleischwunde verbleibt. Hier verliebt sich die Krankenpflegerin, ein älteres Mädchen, in ihn mit der ganzen Leidenschaft einer solchen späten Liebe. Berta ist eines reichen Fleischhändlers Tochter, eine gesunde, kraftvolle Frauenseele mit idealistischen Neigungen, die sie eben zu dem entsagungsvollen Berufe der Diakonissin führten; aber sie hat auch den dicken Schädel der Fleischhauerfamilie und hält zäh an dem fest, woran sich einmal ihr Gemüt geklammert hat. Sie bewirkt zunächst, daß ihr Heiliger, kaum genesen, einen Vortrag im größten Saale der Stadt — der natürlich der Brauhaussaal ist — halten kann. Kein größerer Ulk als die bierfeindliche Predigt des Asketen vor der hundertköpfigen Menge daselbst. Bruder Winfried hält aber tapfer Stand! Er ist ein echter Schwärmer, mit Inbrunst glaubt er an seine Ideale, er ist aus dem Holz der alten Märtyrer. Seine Standhaftigkeit ringt ihm sogar bei der dumpfen Plebs einen gewissen Respekt ab, steigert aber auch die Verliebtheit des alten Mädchens so weit, daß es mit dem Verzicht auf Stellung und Vermögen dem Einsiedler in den fernen Norden folgt, sich gerichtlich mit ihm trauen läßt und seine Lehmhütte auf der Fischerinsel bezieht. Hier nun endlich kommt das von der Leidenschaft irregeführte Weib nach wenigen Monaten des Zusammenlebens zur Besinnung: ihre Natur ist verständiger und gesünder als die des querköpfigen Naturapostels, in der Ehe erweist sich der Mangel seines Systems. Das Weib kann nicht wie ein Troglodyte leben, ihr genügt die weltverachtende Beschaulichkeit des Gatten nicht, sie hat ein Bedürfnis nach Tätigkeit, nicht zu reden von ihren Ansprüchen an Schutz vor den Unbilden der freien Natur. Sie kommt zur Erkenntnis, daß hinter dem ganzen Naturapostolat doch eigentlich nichts als Trägheit steckt, jene Scheu vor materieller Arbeit, die kontemplativen Menschen eigentümlich ist. Schon um die erschlaffenden Muskeln in Bewegung zu setzen, fängt Frau Berta mit ihrem heiligen Gatten zu raufen an, sie ringt ihn leicht nieder, und nun ist der letzte Rest von Respekt und Liebe dahin. Sie kehrt in ihre Heimat zurück, um wieder in den früheren Dienst einzutreten. . . . Wie viel auch in dieser Handlung auf Rechnung des Humors gesetzt werden darf, so enthält sie doch einen so gesunden Kern und ist die Gegenüberstellung des naturlosen Naturpredigers mit der naturvollen Diakonissin so geistreich geraten, daß man der, übrigens auch noch glänzend erzählten Geschichte mit großem Vergnügen folgt. — Die andere Erzählung: „Doktor Porphyrios Dermenjoglus merkwürdige Klinik" erscheint uns in ihrem englischen Humor weniger geglückt und wie der wüste Traum eines Morphinisten.

—ck—

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

* **Johannes Grunow.** Das dieswöchige Heft der Grenzboten (Nr. 18 vom 3. Mai 1906) ist dem Andenken des verstorbenen Herausgebers der angesehenen Wochenschrift, Johannes Grunow, gewidmet, dessen Bild auch beigegeben ist. Wir haben an dieser Stelle (Beilage vom 4. April) kurz nach Empfang der Todesnachricht einige Worte zur Charakteristik des ausgezeichneten Mannes gebracht. Jetzt wollen wir auch auf die drei kurzen Nachrufe aufmerksam machen, die drei Freunde des Verstorbenen und eifrige Mitarbeiter der grünen Blätter in der genannten Nummer über den ihnen entrissenen Grenzbotenarbeiter schreiben: Otto Kaemmel, Adolf Philippi und Karl Jentsch bringen ihre Erinnerungen an Grunow und sein wie ihr Verhältnis zu der Zeitschrift in warmen und dankbaren Worten zur Sprache, die jedem aus der Seele gesprochen sind, der jemals mit dem trefflichen Manne zu tun hatte. Die Grenzboten selbst werden auf der Grundlage und in der Tendenz, wie sie bisher geführt wurden, weiter erscheinen. Niemand hat mehr Grund, sich über die Erhaltung dieses Mitstrebens in der nationalen Arbeit zu freuen, als die Allgemeine Zeitung, deren Geschichte so oft mit der der Grenzboten zusammengeht. Wenn die Grenzboten fernerhin auch Gebieten ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden, die bis dahin wegen der überwiegenden Berücksichtigung der politischen und wirtschaftlichen Fragen manchmal bei ihnen zu kurz gekommen sind, so dürfen wir überzeugt sein, [illegible] diese Gebiete in der für die Zeitschrift stets maßgebenden Weise betrachtet werden. Ob es sich um Politik, Kunst oder Literatur handelt, wird das deutsche Interesse in den Grenzboten ernst, gewissenhaft und unparteiisch gewahrt sein.

-rt- **Der absolute Nullpunkt der Temperatur erreicht.** Wie die Geographen seit langer Zeit auf der Suche sind nach dem Nordpol der Erde, so waren die Physiker in den letzten Jahren eifrig bemüht, ihren Nordpol — nämlich den bei 273 Grad Celsius unter dem Gefrierpunkt des Wassers liegenden absoluten Nullpunkt der Temperatur, zu erreichen. Der angesehene englische Physiker Dewar, dessen Arbeiten über die Verflüssigung von Gasen seinerzeit Aufsehen erregten und der selbst (durch Ueberführung von flüssigem Wasserstoff in den festen Zustand) bis auf die Temperatur von minus 257° C. kam, sprach noch vor einigen Jahren die Ansicht aus, daß es äußerst unwahrscheinlich sei, daß die Temperatur des absoluten Nullpunktes je erreicht werden könne. Nunmehr kommt aus Krakau die Nachricht, daß der dortige, gleichfalls rühmlichst bekannte Physiker Professor Olszewski tatsächlich die Temperatur von minus 271.3 Grad, also bis auf etwa 1.5° tatsächlich den absoluten Nullpunkt, erreicht hat. Olszewski, der sich seit Jahren mit dem Gegenstand beschäftigt und zahlreiche Erfolge auf diesem Gebiet aufzuweisen hat, ist zur Erreichung dieses enormen Kältegrades folgendermaßen zur Werke gegangen. Er umgab ein Glasrohr, in welches Heliumgas eingeschlossen war, mit festem Wasserstoff, der unter hohem Druck stand. Dann erniedrigte er plötzlich den Druck ganz erheblich, wodurch zunächst der Wasserstoff zur Verdampfung gebracht wurde. Die für diesen Verdampfungsprozeß notwendige Wärme nun wurde dem Helium entzogen; das gas-

förmige Helium ging infolgedessen in den flüssigen Zustand über und kühlte sich dabei auf die niedrigste, bis jetzt erreichte Temperatur ab. Bemerkt sei noch, daß Dewar, der sich vergeblich um die Verflüssigung des Heliumgases bemüht hat, die kritische Temperatur desselben auf minus 267 Grad veranschlagt hat; er ist also mit dieser Schätzung der Wahrheit ziemlich nahe gekommen.

ar. **Eine Jupitersäule.** In der Steinhalle des Mainzer Museums fand eine neuentdeckte Jupitersäule Aufstellung, die nach einstimmigem Urteil der bedeutendsten Archäologen und Kunsthistoriker zu den künstlerisch wertvollsten und geschichtlich bedeutendsten bisherigen Funden auf römisch-germanischem Boden gehört. Prof. Neeb (Mainz) berichtet darüber im Zentralblatt der Bauverwaltung. Die Säule mit hohem Unterbau und würfelartigem Aufsatz ist in ihrer ganzen Höhe von 9 Meter mit 28 verschiedenartigen Darstellungen in Hochrelief, meist Götterbildern, geschmückt. Eine Inschrift besagt, daß die Bewohner der Lagerstadt vor den Wällen des Mainzer Militärlagers für das Wohl des Kaisers Nero diese Säule errichteten; als Künstler nennen sich Samus und Severus. Von der ehemals oben stehenden schwervergoldeten Bronzefigur des Jupiter sind nur ein Fuß und der mächtige Donnerkeil erhalten. Die Trümmer der Säule, die in der Mainzer Neustadt in der Nähe des Sömmeringplatzes gefunden wurden, über 1000 Stücke von Faustgröße bis zu Zentnerblöcken, mußten in halbjähriger mühevoller Arbeit erst zu einem Ganzen vereinigt werden. In der Steinhalle des Museums, wo die Säule nun in drei Teilen aufgestellt ist, wird sich demnächst auch der 7 Meter hohe Ehrenbogen des Dativius Victor erheben. Eine Nachbildung der Jupitersäule soll an einem geeigneten Platze der Stadt zur Aufstellung kommen.

* **Karteltag der deutschen wissenschaftlichen Körperschaften.** Die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften hat für den 15. und 16. Oktober d. J. alle deutschen wissenschaftlichen Körperschaften zum Karteltage nach Göttingen eingeladen.

✠

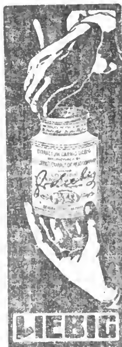
Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** An der hiesigen Universität habilitierte sich am 5. Mai Dr. Ferdinand Fehling als Privatdozent für neuere Geschichte mit einer Probevorlesung über „Bismarck und die preußische Politik während des Krimkrieges". Seine Habilitationsschrift ist betitelt: „Frankreich und Brandenburg in den Jahren 1679—1684. Beiträge zur Geschichte der Allianzverträge des Großen Kurfürsten mit Ludwig XIV."

* **Münster.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Schellfisch als Privatdozent für reine Mathematik habilitiert.

tc. **Breslau.** Der Privatdozent für klassische Philologie an der hiesigen Universität Dr. phil. Felix Jacoby ist für das bevorstehende Sommersemester mit der Vertretung des hierher berufenen Prof. Dr. P. Wendland in Kiel betraut worden. Dr. Jacoby wird in den nächsten Tagen seine Vorlesungen an der Kieler Hochschule beginnen.

tc. **Berlin.** An der hiesigen Technischen Hochschule wird das Lehrgebiet des zur Wiederherstellung seiner Gesundheit beurlaubten Dozenten Geheimen Oberbaurats Professor Rudloff im Sommersemester 1906 mit Genehmigung des Ministers durch den Marinebaumeister Johannes Dix in Berlin vertreten werden. — Der Professor an der Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde Dr. phil. Felix Hartmann und der Professor am kgl. Prinz Heinrich-Gymnasium in Berlin Dr. Max Schmidt sind mit der Abhaltung von Vorlesungen an der hiesigen Universität beauftragt worden.



Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.20, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Darwinismus und Lamarckismus.*)

Von Bernhard Wities.

Der Neovitalismus, d. h. die moderne teleologische Auffassungs- und Erklärungsweise der organischen Natur und ihrer Probleme, hat seine letzten Konsequenzen gezogen und die äußerste prinzipielle Begründung und Erklärung erhalten, deren er fähig ist. In Paulys Buch, über das hier referiert werden soll, hat die moderne Teleologie nach einer kurzen und raschen Entwicklung ihre theoretische Vollendung und ihren Abschluß erreicht, und von diesem Buche hängt ihr weiteres Schicksal ab. Erweist sich jene Theorie in dieser Gestalt als haltbar und berechtigt, dann kann es sich fernerhin nur noch darum handeln, sie in immer ausgedehnterem Maße anzuwenden und ihr die allgemeine Anerkennung zu verschaffen, die übrigens auch gar nicht ausbleiben könnte. Wenn sie sich dagegen diesmal als falsch oder gar als unmöglich herausstellt, dann muß sie in Zukunft vom wissenschaftlichen Forum verschwinden und ihre lebensfähigen und berechtigten Elemente, das ist vor allem der Kampf gegen die mechanistische Erklärung des Lebens, einer besseren und haltbareren Theorie abtreten. Aus diesem Grunde, wegen der entscheidenden Bedeutung des Buches, müssen wir es einer eingehenden kritischen Betrachtung unterziehen, die naturgemäß in zwei Teile zerfällt, in eine Darlegung dessen, was an dieser teleologischen Lehre verfehlt ist, und dann diejenige ihrer Bestandteile, die für die biologische Wissenschaft einen dauernden Gewinn oder Wiedergewinn bedeuten und in die weitere Forschung übernommen werden müssen. Wir beginnen mit unserer zuerst genannten Aufgabe.

I.

Paulys Gedankengang ist in der Hauptsache sehr einfach und durchsichtig. Er geht davon aus, daß das organische Leben allein durch seine Zweckmäßigkeit charakterisiert, ja eigentlich damit eins ist. „Das Wesen des Lebens verstehen," sagt er, „fällt zusammen mit der Erklärung des Zweckmäßigen." „Dieser Begriff ist das Zentrum der Frage." Nun glaubt er, den Nachweis erbracht zu haben, daß Zweckmäßigkeit überhaupt nur durch ein intelligentes oder urteilendes Prinzip zustande kommen kann. Folglich ist das Prinzip alles Organischen ein Intellekt mit Empfindung, Vorstellung, Urteil und Wille. Und da wir sehen, daß der Organismus ein eigenes, inneres Leben hat und bis in seine kleinsten Elemente hinein zweckmäßig handelt, so geht daraus für Pauly hervor, daß ein solcher Intellekt dem organischen Körper in allen seinen Teilen bis ins Unwahrnehmbare und Unergründliche hinein innewohnt, und zwar jedem selbständigen anatomischen Element ein ebenso selbständiger, kompletter, wenngleich primitiver Intellekt. Die zahllosen einzelnen Intellekte in einem vielzelligen Organismus stehen aber in Kontakt miteinander, vermögen aufeinander einzuwirken und sind außerdem durch ein identisches Subjektsgefühl vereinigt. Also, was das Wesentliche ist: der organische Körper zeigt in seinem Bau und in seinen Funktionen eigene innere Zweckmäßigkeit; Zweckmäßigkeit aber hat den Charakter der Vernünftigkeit; folglich ist die Vernünftigkeit, d. h. ein denkendes Prinzip die Quelle des organischen Zweckmäßigen, wie jeder Zweckmäßigkeit überhaupt. Und das eben ist das Leben, daß dieses denkende Prinzip an den Stellen selbst haftet oder ihnen inhäriert, die sich zweckmäßig betätigen. Das ist der Kern dieser Teleologie.

Sie zeichnet sich vor allen anderen verwandten Theorien der neuesten Zeit dadurch aus, daß sie uns klar, ehrlich und entschieden sagt, wie sie sich die Sache denkt, und nicht wie die anderen entweder in Halbheit stecken bleibt oder in dunkler und unbestimmter Weise das Teleologische als einen Faktor in den Lebensvorgängen kennzeichnet, ohne daß wir eigentlich wüßten, wie wir uns das zu denken haben. Pauly geht bewußt von den uns so gut bekannten Zweckmäßigkeiten der menschlichen Handlungen aus und erklärt die organische Zweckmäßigkeit als eine genaue Analogie jener künstlichen Zweckmäßigkeit. Wie der Mensch, wenn er Zweckmäßiges erzeugt, erst ein Bedürfnis empfindet, das nach Befriedigung verlangt, und dann an ein Mittel aus seiner Erfahrung denkt, von welchem er urteilt, daß es geeignet sei, jene Befriedigung zu gewähren, worauf er schließlich dieses Mittel realisiert, genau so verhält es sich bei jedem tierischen wie pflanzlichen Organismus, sowohl in seiner Ganzheit wie auch in seinen einzelnen Teilen und letzten Elementen. Daraus sind nach Pauly alle organischen Zweckmäßigkeiten und Probleme zu erklären. Das ist also eine sehr verständliche Anschauung. Dieser Umstand hindert freilich nicht, daß Paulys Teleologie wohl die größte Wunderlichkeit und Erdichtung ist, die je von naturwissenschaftlicher Seite vorgebracht wurde, größer sogar noch als die Wunderlichkeit und Absurdität der materialistisch-mechanischen Lebenstheorie. Doch wir wollen erst noch seine Anschauung in einigen weiteren wesentlichen Zügen kennen lernen.

Um einigen Schwierigkeiten vorzubeugen, hat Pauly dem Psychischen verschiedene absonderliche Eigenschaften zugeschrieben. Die psychischen Inhalte und Vorgänge be-

*) Darwinismus und Lamarckismus. Entwurf einer psychophysischen Teleologie. Von Dr. August Pauly, außerordentlicher Professor der angewandten Zoologie an der Universität München. Mit 13 Textfiguren. München 1905. Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung. 335 Seiten gr. Oktav. — Das Buch hat der Verfasser dem Andenken Adolf Bayersdorfers gewidmet.

sitzen eine jeweilig bestimmte Ausdehnung — die Gedanken höher organisierter Wesen sind g r ö ß e r als die der tiefer stehenden —; sie können sich ferner durch den Raum fortbewegen und von einem Teil auf den anderen übergehen; sie besitzen physikalische Energie, oder auch, sie sind mit ihr identisch; sie können aufbewahrt und nach Bedarf hervorgeholt werden; und endlich, im Keim wie in jeder einzelnen Körperzelle überhaupt liegen alle Erfahrungen des ganzen Organismus und aller unzähligen Vorfahren nebeneinander eingeschlossen und werden so auf das neue Wesen übertragen. Wohlgemerkt, das alles gilt von dem Psychischen als solchem. An einer Stelle drückt Pauly alle diese Ansichten summarisch so aus, indem er lehrt, „daß das Psychische selbst ein Physisches sein muß.“ Mit diesen Hilfsmitteln ausgerüstet, denkt er sich nun den teleologischen Vorgang im lebenden Körper genauer in folgender Weise: Irgend eine Zelle des Organismus empfindet ein bestimmtes Bedürfnis — Beispiele hat er dabei nicht gegeben und ich selbst kann kein passendes finden —, dieses Bedürfnis s t r ö m t nun im Körper nach allen Richtungen hin und wird allen anderen Zellen mitgeteilt, oder auch es wird zu dem ihrigen gemacht. Wenn sich nun unter diesen Zellen eine findet, die z u f ä l l i g e r w e i s e einmal eine solche Erfahrung gemacht hat, welche geeignet ist, jenes Bedürfnis zu befriedigen, dann wird von ihr aus, wenn der Bedürfnisstrom bei ihr angelangt ist, ein — stärkerer — Gegenstrom erzeugt, der sich ebenfalls nach allen Seiten hin ausbreitet und so auch an die Zelle mit dem Bedürfnis kommen muß. Hier assoziieren sich nun die beiden psychischen Ströme, das Bedürfnis und das Befriedigungsmittel, miteinander, und das gibt dann — ein Urteil; Pauly vermutet, daß diese psychischen Ströme wohl elektrischer Natur seien. Damit ist dieser elementare Vorgang geschlossen und die weitere Ausführung der Befriedigung liefert keinen neuen Bestandteil mehr. Und das ist das Leben. — Pauly deutet einige Male an, daß dieses psychische Element, wie er den geschilderten Prozeß nennt, auch in Physik und Chemie hinein verlegt werden müßte, doch können wir uns hier auf die organische Welt beschränken. Dieses psychische Element oder urteilende Prinzip ist nach seiner Ansicht allein vermögend, alle Probleme im Tier- und Pflanzenreich vollkommen zu erklären und begreiflich zu machen und damit alle anderen Theorien endgültig zu verdrängen. Diese seine Anschauung hält Pauly für die unausweichliche Konsequenz der Lehre Lamarcks, wenn man diese nur zu Ende denkt, was Lamarck selbst jedoch nicht getan hat. Darum nennt sie Pauly Lamarckismus. Sie stellt er dem Darwinismus gegenüber, den er für absolut falsch, schädlich und unsittlich erklärt und dies auch zu beweisen glaubt.

Es seien sogleich an dieser Stelle einige Bemerkungen zu Paulys Behandlungsweise gesetzt, die er Darwin und Lamarck gegenüber gewählt hat. Gegen beide ist er ganz ungerecht, aber in entgegengesetzter Richtung. Es ist vielleicht für seine Voreingenommenheit nichts so charakteristisch als dieses sein Verhalten. Von beiden Lehren streift er dazugehörige wesentliche Bestandteile ab, um eine einheitliche, einfache Anschauung, die er zu diesem Zwecke aus Eigenem ergänzt, also eine Art Abstraktum von Lamarckismus und von Darwinismus, zu erhalten, wie sie in Wirklichkeit gar nicht existieren. Während er aber bei Lamarck diejenigen Momente wegläßt, die nach seiner Ansicht unrichtig sind, um so einen Lamarckismus nach seinem Sinne zu bekommen, verfährt er mit Darwin in gerade entgegengesetzter Weise: hier destilliert er aus Darwins sehr komplexer Theorie dasjenige heraus, was er als völlig unhaltbar darstellen zu können glaubt. Es ist dann kein Wunder, daß Pauly in dieser Art auf der einen Seite zu einem gänzlich verwerfenden Urteile und auf der anderen, freilich nicht mehr so glatt und leicht, zu einer Gutheißung und Anerkennung gelangt. In der Tat stehen sich aber die Anschauungen Darwins und Lamarcks viel näher, als aus Paulys Darlegung hervorgeht. Es kann hier leider nicht weiter darauf eingegangen werden; ebenso wenig ist es möglich, die zum Teil berechtigten, meistens jedoch unbegründeten Einwände gegen Darwin ausführlich zu besprechen. Es mag daher der Hinweis genügen, daß Pauly manche Argumente gegen Darwin vorbringt, auf welche dieser selbst eingegangen, die er zu entkräften versucht hat, ohne daß Pauly diese Gegengründe berücksichtigte. Dies gilt z. B. von dem Einwand, daß der Darwinismus ganz auf den Zufall sich stützt, oder von dem, daß die große überschüssige Zahl der Individuen, die zum Kampf ums Dasein erforderlich ist, gar nicht vorhanden ist. Doch kehren wir zu Paulys eigener Anschauung zurück und versuchen wir, einige Hauptpunkte kritisch in Kürze zu prüfen. All die vielen Unzulänglichkeiten, Unhaltbarkeiten und Widersprüche hier zu berühren, geht durchaus nicht an.

Zunächst ist der Ausgangspunkt schon falsch. Pauly erklärt von vornherein, daß den Zweckbegriff durch etwas anderes als Psychologie erklären zu wollen, ein Widersinn sei, „daß Zweckmäßiges überhaupt nur durch ein urteilendes Prinzip zustande gebracht werden kann“. Er betont besonders stark den Begriff des Mittels, welcher in allem Zweckmäßigen konstatiert werden kann und der unbedingt ein solches urteilendes Prinzip voraussetzt. Allein, abgesehen davon, daß diese Auffassung des Zweckmäßigen überhaupt offenbar falsch ist, da wir ja in der rein mechanischen Natur, im großen wie im kleinen, zahlreiche Zweckmäßigkeiten finden, deren Entstehung und Zusammenhang wir völlig durchschauen, und bei denen es nur der größten Willkür möglich wäre, in einem vernünftigen Prinzip ihre Ursache zu suchen, — so ist doch jedenfalls jene Behauptung Paulys eben das, was in Frage steht und somit erst bewiesen werden müßte. Aber einen derartigen Beweis hat Pauly nicht erbracht. Er behauptet zwar wiederholt, daß das urteilende Prinzip als Ursache des organischen Zweckmäßigen sogar wissenschaftlich experimentell beweisbar sei, aber das ist ein sonderbares experimentelles Beweisen. Man bedenke: die Tatsache, die es für Pauly zu erklären gilt, ist die Zweckmäßigkeit des organischen Körpers in Bau und Funktion. Nun wird behauptet, die Ursache davon sei eine immanente Intelligenz oder ein urteilendes Prinzip. Und zum Beweis, daß dies die Ursache sei, kann ja durch das Experiment gezeigt werden, daß der Organismus bei jeder Veränderung zweckmäßig reagiert! Das ist eine tadellose petitio principii. Die Tatsache, zu deren Erklärung eine Theorie gebildet wird, kann doch nicht selbst zugleich als eine Bestätigung dieser Theorie geltend gemacht werden. In dieser Art ließe sich ja alles beweisen. Pauly mißt übrigens dem Begriffe des Mittels mehr Bedeutung bei, als ihm zukommt. Auch im rein Mechanischen, Zweckmäßigen oder, richtiger gesagt, in jedem Geschehen überhaupt kann ein Mittel festgestellt werden; aber wenn wir nicht selbst in diesen Begriff das Psychische hineinlegen, dann können wir es aus ihm keineswegs herausholen.

Ein weiterer Ausgangspunkt Paulys ist die Ansicht, daß das Leben identisch sei mit Zweckmäßigkeitserzeugung. Auch diese Voraussetzung ist unbegründet und kann einer ernstlichen Prüfung nicht standhalten. Wohl ist die Zweckmäßigkeit — aber nicht ausnahmslos! — eine Eigenschaft des Lebens, sie macht jedoch nicht sein ganzes Wesen aus. Würde sich das Leben in lauter Unzweckmäßigkeiten äußern, es würde doch noch immer das gleiche Problem bleiben. Der Umstand, daß wir bis jetzt das Leben nicht zureichend zu definieren vermögen, ändert nichts an der Sache: wir wissen es dennoch, auch abgesehen von der Zweckmäßigkeit seines Geschehens, von dem Nichtleben zu unterscheiden. Es trägt jedenfalls einen eigentümlichen Charakter, den Bunge und nach ihm auch Pauly selbst mit dem Ausdruck Aktivität bezeichnen. Aber Aktivität ist noch lange nicht gleichbedeutend mit zweckmäßiger Aktivität. In jenem Ausdruck ist ein Inbegriff von Kraft enthalten, während zweckmäßig bloß ein Bewertungsprädikat ist, das Merkmal eines Wesens, aber kein Wesen selbst. Darum bliebe das Problem des Lebens ungelöst, auch wenn Paulys Zweckmäßigkeitserklärung richtig wäre. Selbst wenn es feststände, daß jedes körperliche Element des Organismus eine eigene komplette Vernunft besitzt, würden wir doch noch immer nicht verstehen, wie diese Vernunft all die Fähigkeiten und unergründlichen Kunstfertigkeiten

erzeugt, durch welche sich ein lebender Organismus auszeichnet. Assimilation, Wachstum, Regeneration, Farbenerzeugung usw., das alles sind Fähtgkeiten und Vermögen, die durch Empfinden, Vorstellen und Wollen erzeugt und also auch nicht erklärt und begriffen werden können. In unserem Bewußtsein sind doch alle diese psychischen Faktoren ebenfalls und sogar in verstärktem Maße vorhanden, und doch wissen wir, daß wir vermittels ihrer weder in uns, noch auch außer uns etwas einem organischen Produkte Aehnliches hervorbringen können. Und eine besondere vitale Kraft, die im Organismus außer den chemischen und physikalischen Eigenschaften vorhanden wäre, lehnt Pauly kurzweg ab.

Es war für die biologischen Wissenschaften seit jeher von großem Nachteil, daß die verschiedenen Fragen und Begriffe nicht klar auseinandergehalten wurden. Deshalb sei hier betont, daß der Begriff der Entwicklung der Arten, der der Zweckmäßigkeit und der Begriff des Lebens an sich drei verschiedene Begriffe und Probleme sind, die sachlich wohl miteinander eng zusammenhängen, jedoch durchaus nicht miteinander identisch sind. Darum wurde durch Darwins großartige Lehre, die sich ausschließlich auf die Abstammung der Arten beschränkt, nicht schon auch das Problem des Lebens erklärt. Dieses würde vorhanden sein, auch wenn es gar keine Entwicklung, wenn es nur eine einzelne Art gäbe. Und ebenso würde, wie gesagt, jenes Problem bestehen bleiben, selbst wenn Paulys Anschauung haltbar und begründet wäre, was nun leider jedoch nicht der Fall ist.

Wenn wir in unserer Betrachtung von den Voraussetzungen zu Paulys Lehre selbst übergehen, dann stoßen wir sogleich, wie mit dem Kopf an eine eiserne Wand, auf seine Auffassung des Psychischen. Von ihr ist kurz zu sagen, daß sie weder wahr noch falsch ist, sondern einfach sinnlos. Man kann wohl die Worte hinschreiben, das Psychische sei ausgedehnt, es sei selbst ein Physisches, oder es strahte über den Körper in die Umgebung hinaus, oder: „In sich ist beides eins: der seelische Akt ein energetischer“ — jedoch denken kann man sich bei diesen Worten gar nichts. Was zuvörderst den letzten Satz betrifft, so wird doch Pauly selbst zugeben, daß im Begriffe der Energie der des Seelischen nicht schon von selbst enthalten ist, und ebensowenig in dem Begriffe des Seelischen der der physikalischen Energie; folglich sind diese Begriffe nicht identisch. Sie könnten höchstens durch eine Vermittlung miteinander verbunden werden, aber eine solche Vermittlung hat Pauly nicht geliefert, er behauptet nur immer, sie seien eins. Sie sind aber nicht eins, sondern zweierlei. Dasselbe gilt von seiner Gleichsetzung des Psychischen mit dem Physischen. Alle Menschen müssen sich seit den ältesten Zeiten bis heute in einem seltsamen Wahn befunden haben, daß sie die beiden Dinge für zwei und nicht für eins gehalten haben. Denn die empirische Verschiedenheit des Geistigen und des Körperlichen zu leugnen, hat sich wohl noch niemals ein Forscher und nicht einmal ein Philosoph einfallen lassen. Es ist merkwürdig, daß Pauly auf keine andere Weise zu einer Art Idealisierung der Natur gelangen kann, als indem er vorerst das Ideale materialisiert.

Und zu welchen Konsequenzen muß die Behauptung führen, daß das Psychische ausgedehnt sei! Dann müßte etwa eine Vorstellung eventuell auch durch ein Sinnesorgan wahrnehmbar sein, sie müßte notwendigerweise eine bestimmte räumliche Gestalt haben, etwa dreieckig oder rund sein, von bestimmter Farbe u. dgl. m. Man braucht sich nur die Sache zu vergegenwärtigen um ihre Sinnlosigkeit zu erkennen. Tatsächlich verhält es sich so, daß man von einem psychischen Inhalte nicht sagen kann, er sei ausgedehnt, noch auch, er sei nicht ausgedehnt: er besitzt eben gar keine Beziehung zum Raume. Paulys Berufung auf die Wärme ist verfehlt. Es gibt keine ausgedehnte Wärme, sondern es gibt nur warme Körper oder, richtiger gesagt, Körper in einem bestimmten Zustande, den wir als warm empfinden. Aber die Empfindung warm hat zur Ausdehnung gar kein Verhältnis. Es mutet fast wie eine Ironie an, wenn Pauly zur Unterstützung seiner Ansicht auf Kants Lehre von der Subjektivität des Raumes hinweist. Welch ein Mißverständnis! — Mit der Aufhebung dieser seiner fundamentalen Anschauung über das Psychische stürzt aber sein ganzes Lehrgebäude in sich zusammen.

Endlich will ich noch bemerken, daß, selbst wenn man Pauly alle gemachten Voraussetzungen und Schlußfolgerungen zugäbe, sein Prinzip doch nicht hinreichen würde zur Erklärung dessen, was erklärt werden soll. Ich will hier nur auf einen wichtigen Punkt hinweisen, nämlich auf die Fortpflanzung und die oft erstaunlichen zweckmäßigen Maßnahmen, welche zu ihrem Erfolge getroffen werden. Diese Erscheinungen ließ Pauly seltsamerweise vollständig unberührt; er erwähnte sie nicht einmal. Nur einmal wird ein derartiger Vorgang unter anderen zweckmäßigen Aeußerungen eines Organismus ohne jeden Kommentar und ohne Unterscheidung angeführt. Nun betont Pauly immer wieder, daß wir uns die seelischen Vorgänge der niedrigstehenden Lebewesen, zu denen auch die Pflanzen gehören, oder gar ihrer kleinsten Elemente sehr primitiv und einfach zu denken haben; es werden auch nur unmittelbare Bedürfnisse zweckmäßig befriedigt. Er wird also selbst nicht im entferntesten geneigt sein, einem tiefstehenden Tier oder einer Pflanze ein Bewußtsein oder ein Gefühl davon zuzuschreiben, wie ihre Art am besten erhalten werden kann, und ein Bedürfnis, für diese Erhaltung zulängliche Vorsorge zu treffen. Eine solche Annahme würde auch darum nicht angehen, da ein derartiges Wissen und entsprechendes Handeln nur unter der Leitung abstrakter Begriffe und altruistischer Gefühle stattfinden könnte. Was selbst Pauly den Organismen nicht ohne weiteres zuzusprechen wagt. Wie sind nun die äußerst zweckmäßigen Handlungen und komplizierten Einrichtungen zu erklären, die allein die Erhaltung der Art zum Zwecke haben und für das Individuum selbst gar keinen Vorteil oder selbst einen direkten Schaden mit sich bringen? Nach Paulys Prinzipien sind sie unerklärbar, und er hat sie auch unerklärt gelassen. Aber diese Tatsachen sind ein wesentlicher Bestandteil des Problems und dürfen darum nicht außer acht gelassen werden. Weiß nun eine Theorie nichts mit ihnen anzufangen, dann ist eben die Theorie falsch.

II.

Wir haben bis jetzt allein Paulys Teleologie untersucht und beurteilt. Es muß aber hier noch einmal daran erinnert werden, daß diese die einzige unter den modernen teleologischen Theorien ist, die deutlich und folgerichtig ausgebildet ist. Den andern allen fehlt es an Klarheit und Entschiedenheit der abschließenden Gedanken. Ich darf hierüber vielleicht auf meine an dieser Stelle — im Jahrgang 1903 Nr. 263 und 264 — gegebene Kritik der Teleologie überhaupt verweisen. Wir können demnach sagen, daß die teleologische Erklärung des Lebens nur in der Gestalt von Paulys Auffassung möglich ist, — und in dieser ist sie unmöglich. Damit ist die ganze teleologische Richtung — die sich fälschlich Neovitalismus nennt — als unhaltbar erwiesen. Sehen wir nun zu, ob sie denn gar keine Wahrheitselemente enthält und welchen Weg etwa die Forschung wird einschlagen müssen, um möglicherweise eine richtigere Erklärung des Lebens zu gewinnen.

Daß der Mechanismus dieser Weg nicht ist, noch sein kann, wurde hier schon angedeutet, und diese Erkenntnis sowie ihre Begründung ist ein Hauptverdienst der neueren Teleologie und so auch derjenigen Paulys. Es ist dabei freilich das als Fehler zu bezeichnen, daß sie den Darwinismus mit der mechanistischen Auffassung des Lebens einfach identifiziert, und daß sie infolgedessen gegen jenen kämpfen zu müssen glaubt, wenn sie diese erschüttern will. Das ist ein Irrtum. Der Darwinismus ist nicht nur nicht gleichbedeutend mit Mechanismus, sondern er ist sogar mit diesem weniger gut vereinbar als etwa mit einem rationalen Vitalismus oder selbst mit dem Psychismus, wie er von Pauly vertreten wird. Und überdies ist der Mode gewordene Kampf gegen den Darwinismus ein undankbarer,

weil vergeblicher. Das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl ist fest begründet und gehört nunmehr zum unverlierbaren Besitz der Wissenschaft, gleich dem Lamarckischen Prinzip des Gebrauches und Nichtgebrauches der Organe. Beide Prinzipien, richtig aufgefaßt, schließen einander nicht aus, sondern ergänzen einander. Es ist ein Vorurteil von Pauly, wenn er meint, daß beim Problem des Lebens mit allen abzweigenden Fragen nur e i n Erklärungsprinzip gelten kann. Es gibt keinen konkreten Tatbestand, selbst die mechanischen Vorgänge und astronomischen Geschehnisse nicht ausgenommen, bei dem nicht verschiedene und oft auch verschiedenartige Gründe zusammengewirkt hätten, um ihn gerade so werden zu lassen, wie er vor uns daliegt. Man denke zur besonderen Verdeutlichung etwa an die Kulturgeschichte. Darum ist der Darwinismus mitsamt dem Lamarckismus — ich meine den eigentlichen — noch immer nicht zulänglich zur vollen Erklärung des Organischen und seines Wesens. Die Bekämpfung des Mechanismus ist also durchaus nicht notwendig auch eine Verneinung des Darwinismus, wenn ich auch zugeben will, daß jener sich tatsächlich der Lehre Darwins bemächtigt und sie sich scheinbar dienstbar gemacht hat. Demgegenüber muß eben das Unberechtigte dieses Verfahrens gekennzeichnet werden.

Wenn wir jedoch von dieser falschen Gleichsetzung absehen, enthält die Teleologie in ihrem Widerstreite gegen den Mechanismus viel Wahrheit. Da ist es vor allem ihr Eindringen in das Problem und dessen deutliche Hervorhebung, was von großer Bedeutung ist. Der Mechanismus schien die schwierigsten Fragen zu lösen, indem er sie umging oder verhüllte; er verlor über Einzelheiten und Nebenfragen die Hauptsache und das Ganze aus dem Gesicht. Demgegenüber war es ein Verdienst der Teleologie, daß sie gerade auf den Kern des Problems und auf das Unbegreifliche hinwies, daß sie die Hauptpunkte immer deutlicher und schärfer darlegte und daß sie ins Innerste eindrang, wohin die mechanistischen Prinzipien gar nicht hinabreichen können. Wenn wir in Paulys Buch alles wegstreichen, was sich auf seine psychologistische Theorie des Lebens bezieht, dann ist das, was übrig bleibt, eine wertvolle und klare Darlegung des Problems, eine Aufzeigung der Punkte, auf welche es vor allem ankommt. Diese Darlegung ist zwar nicht vollständig, da die Probleme der Fortpflanzung und was mit ihnen zusammenhängt, wie z. B. die Entwickelung der Arten, unberücksichtigt sind; allein die notwendige Ergänzung ist sehr leicht. — Und was wir noch außerdem an jenem Rest erhalten würden, das sind bereits positive Elemente und Fingerzeige, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen eine zulängliche Erklärung des Lebens sich bilden könnte.

Unter diesen positiven Teilen ist die wichtigste diejenige Erkenntnis, die Pauly als Autoteleologie oder auch als innere, subjektivistische Teleologie bezeichnet, d. h. die Erkenntnis, daß es der Körper selbst ist, der aus sich heraus reagiert und handelt, daß das Leben also am Körper selbst haftet und ihm bis in seine kleinsten und letzten Teile hinein innewohnt. Der Organismus wird nicht von außen her durch eine fremde Kraft regiert und zu jeder Handlung gestoßen; das gäbe kein Leben. Dies ist eine fundamental wichtige und weitreichende Einsicht. Durch sie werden so manche Theorien von selbst hinfällig und andere Erklärungsversuche von vornherein überflüssig gemacht. Dadurch ist einer möglichen Theorie eine feste Richtung vorgezeichnet, die sie unter allen Umständen wird einhalten müssen. Sie wird immer vom Körper selbst ausgehen und in ihm selbst die Erklärung für sein Leben finden müssen. Denn jene Einsicht enthält eine wahre Tatsache, die durch nichts umgestoßen werden kann. Sie tritt bei Pauly in ihrer ganzen Wichtigkeit vielfältig und sehr klar hervor.

Es wäre ferner zu nennen Paulys Opposition gegen die theoretische Verwendung des Zufalls, die er dem Darwinismus zuschreibt. Dabei ist aber zu sagen, daß der Zufall in seiner eigenen Theorie mindestens die gleiche Bedeutung erhält, die er angeblich im Darwinismus besitzen soll, und eine viel größere, als ihm in Darwins Lehre tatsächlich eingeräumt ist. Es muß hiergegen betont werden, daß für dieses Wunderwesen Zufall in einer wissenschaftlichen Theorie überhaupt kein Platz vorhanden sein darf, und eine künftige Erklärung des Lebens wird von ihm ebensowenig Gebrauch machen dürfen wie nur irgend eine exakte Wissenschaft. Solange eine derartige ganz zulängliche Erklärung nicht erreicht sein wird, bleibt eben das wunderbare Problem des Lebens eine offene Frage, und es wäre schon ein Gewinn, wenn sie von den Fachleuten als solche anerkannt würde.

Schließlich will ich es nicht unterlassen zu bemerken, daß in Paulys Buch nach Abzug seiner Psychologie außer dem bereits Hervorgehobenen auch noch ein sehr interessantes naturwissenschaftliches und literarisches Material zurückbleiben würde, um dessentwillen allein schon das Studium des Buches sich verlohnt. Zudem wirkt es durchwegs auch in seinen verfehlten Bestandteilen, anregend, da Pauly wirklich Gedachtes, ehrlich und ernstlich Gedachtes bietet. Wir sagen also: das Problem des Lebens hat Pauly nicht gelöst, aber er hat ein bedeutendes Buch geschrieben.

Natalie v. Milde

(geb. 31. März 1850, gest. 29. März 1906).

Jäh und plötzlich hat der Tod nach einer kurzen Krankheit am 29. März in Weimar das Leben einer der idealsten Vertreterinnen der Frauensache geendet. Natalie v. Milde, deren äußere Stellung innerhalb der Frauenbewegung in dem von ihr verwalteten Amt der leitenden Vorsteherin der Ortsgruppe Weimar des Vereins Frauen-Bildung—Frauen-Studium zum Ausdruck kommt, gehörte ihrem Geist und Wesen nach recht eigentlich zu den Auserwählten, die, indem sie ein ganzes reich beanlagtes Selbst für die als heilige Lebensaufgabe erkannte Sache einsetzen, auch wiederum dieser und deren Bestrebungen etwas von der eigenen geistigen Höhe und Weite mitteilen. Ein Kind Weimars, aufgewachsen in einem Elternhause, das reifes künstlerisches Leben durchflutete, inmitten der geistigen Atmosphäre der Goethe-Stadt, hatte sich ihre junge Seele schon mit Enthusiasmus dem Kult des Guten und Schönen hingegeben. Ein edler Idealismus trieb sie, die in unermüdlicher Arbeit autodidaktisch erworbenen Errungenschaften ihrer tiefgründigen Bildung, in der sie den besten Reichtum des Lebens für die Frau ebenso wie für den Mann erkannte, einzusetzen, um dem weiblichen Geschlecht zu diesem ihm bisher vorenthaltenen geistigen Gehalt zu verhelfen. Erwuchs aus dieser Erkenntnis ihr erstes Aufnehmen der Frauensache, so erschloß sie damit zugleich noch einer anderen Seite ihres Wesens die Bahn zu weitester Betätigung. Ihr warmes, unendlich fein und reich empfindendes Gemütsleben ließ sie die humanen Ziele dieser Bewegung zu ihren eigenen Lebensinteressen machen. In unermüdlicher Arbeit ist sie für das Wohl und Recht ihrer Geschlechtsgenossinnen eingetreten; in ihren mit künstlerischem Verständnis ausgearbeiteten Reden wie in ihren von kühnem Idealismus erfüllten Schriften (Frauenfrage und Männerbedenken; Der Richter zwischen Mann und Weib; Goethe und Schiller in der Frauenfrage u. a.) verkörperte sich etwas von dem Geiste Weimars. Nicht als ob sie gegenwartsfremd dem flutenden Strom des Tageslebens gegenüber gestanden hätte. Im Gegenteil, sie ergriff die Aufgaben der neuen Zeit mit dem Verstehen eines in eigenen Kämpfen gereiften Seelenlebens. Aber ihre Auffassung spiegelte, vielleicht ohne daß sie sich dessen bewußt war, das Licht jenes klassischen Geistes wieder, der, wie ihm nichts Menschliches fremd geblieben war, auch für alles Menschliche eine versöhnende Harmonie fand. Unentwegt hat sie mit dem großen Genius an das Gute, das Edle im Menschen geglaubt, Menschheitsziele vor Augen gehabt.

In ihrem Wirken innerhalb der Frauenbewegung fand sich Natalie v. Milde von ihrer ganzen von tatkräftigem Geist und schöner Menschenliebe erfüllten Persönlichkeit unterstützt. Ihr

Auge blickte Verstand und gebot verständig zu reden, dazu kam ihr schönes, klangvolles Organ, um ihrem Auftreten einen Zauber zu verleihen, dem sich auch diejenigen, die ihre Ansichten nicht teilten, nicht zu entziehen vermochten. In noch weit höherem Maße aber gewann sie die Herzen im persönlichen Verkehr. Sie stand über dem Alltagsleben, nichts Banales oder Triviales ließ sie an sich herankommen. Sie gab immer — und das war das Große an ihr —, unbekümmert um das Niveau des Empfangenden, bereitwillig ihr Bestes. Als eine Säende, die eine goldene Saat ausstreut, ist sie durchs Leben geschritten. Denn die ihr eigene Gabe zu geistiger Anregung bewirkte, daß kaum einer von ihr ging, ohne eine Erweiterung seines Gesichtskreises erfahren zu haben, ohne sich von ihr aufgefordert zu finden, in seiner Weise Hand anzulegen an das Werk, für das ihre Seele glühte. Sie erblickte in der uneingeschränkten geistigen Entwicklung der Frau, in der für sie anzubahnenden Teilnahme am öffentlichen Leben einen bisher nicht zu seiner Wirkung gelangten Kulturträger der Menschheit. Diese in selbständigen Kämpfen errungene Ueberzeugung vertrat sie mit heiligem Eifer. Nicht nur die gewinnende Seite ihres Wesens, auch ein herber, gelegentlich sich bis zur Strenge steigernder Zug bekundete diesen Ernst ihrer Gesinnung. Er war es auch, der ihr den Mut verlieh, mit dem sie in ihren Schriften, ohne sich durch einen schwächlichen Autoritätsglauben beirren zu lassen, ihre selbständige Ansicht äußerte.

Stand Natalie v. Milde da mit ihren Forderungen für die Frau ganz auf dem Boden der neuen Zeit, so war sie dennoch keine rücksichtslose Neuerin. Mit verständnisvoller Pietät pflegte sie den geistigen Besitz der Vergangenheit, wie ihn ihr Menschen oder Erinnerungen übermittelten. Von diesem Empfinden zeugt ihr Lebensbild der Großherzogin Marie Paulowna und der von ihr veröffentlichte Briefwechsel des Dichters Peter Cornelius mit ihren Eltern. Jeder echte Menschenwert, jedes aufrichtige Empfinden wurde ihr ebenso wie jedes musikalische oder literarische Kunstwerk zu einer Quelle reinsten Genusses. Waren ihr so Vergangenheit und Gegenwart in ihrem edelsten Geistesreichtum lebendig, so galt der Zukunft ihr tatkräftiges Streben zur Verwirklichung ihrer Ideale. Eben jetzt gedachte sie, ihre Tätigkeit für die Frauenbewegung mehr noch als bisher zum Mittelpunkt ihres durch den Tod der Mutter vereinsamten Lebens zu machen. Ihr Leben stand noch in der Vollkraft. Die Vorbereitungen für die im Mai in Weimar abzuhaltende Generalversammlung des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium, der ihrem beharrlichen Eintreten für seine Ziele sein Wurzelfassen und blühendes Gedeihen auf weimarischem Boden dankt, beschäftigten sie aufs lebhafteste. Pläne zur Erweiterung des von ihr in Weimar begründeten Lesezimmers für Frauen, schriftstellerische Vorwürfe im Zusammenhang mit beabsichtigten Veröffentlichungen aus dem Künstlerleben ihrer Eltern bezeugten ihre ungebrochene, rege Schaffensfreudigkeit.

Mitten aus solchem Wirken, das sie mit tausend Fäden an das Leben band, hat sie der Tod grausam herausgerissen, und dennoch barmherzig, denn er führte sie hinweg, noch ehe sie Zeit fand, ihn ins Auge zu fassen. Hoheitsvoll sprach noch aus ihren verklärten Zügen jene Vergeistigung, mit der sie das eigene Dasein wie das anderer reich gemacht hatte. Reich in jenem Goetheschen Sinne, der auf die Frage: Wie vieles ist denn dein? antwortet: Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt, Nichts drunter und nichts drüber. Von der reichen Frucht ihrer Wirksamkeit legte der weite Kreis von Freunden und Arbeitsgenossinnen ein beredtes Zeugnis ab, der sich an ihrem Sarge tief erschüttert des Verlustes der edlen Persönlichkeit Natalie v. Mildes bewußt wurde. Doch nicht nur ihr selbst hat ihr Leben Frucht getragen, es hat — und darin liegt etwas der Natur der Dahingegangenen Entsprechendes, Harmonisches — den höheren Zweck erfüllt, von dem ihr Dichter sagt: „Dennoch sind die Menschen dieser Art a u ß e r uns, was die Ideale im Innern sind: Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben."

E. v. B.

Bücher und Zeitschriften.

Heinrich Heine. Von W i l h e l m H o l z a m e r. Berlin, Schuster & Loeffler.

Eine Biographie Heines, die dem komplizierten Charakter des Dichters vollauf gerecht wird, geschweige ihn erschöpft, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht geschrieben worden. Als eine interessante und geistreiche Vorarbeit hierzu erscheint jetzt eben Holzamers Monographie „Heinrich Heine" in der bekannten Sammlung des rührigen Verlagshauses von Schuster & Loeffler in Berlin. Der ihm gegebenen Anordnung gemäß mußte Holzamer die Fülle der Materie auf nicht ganz hundert Seiten bezwingen. Er löste diese Aufgabe auf die einzig mögliche Art, sofern er nirgends bei Einzelheiten verweilt, sondern immer das Ganze vor Augen hat. Wenn man das Büchlein zu Ende gelesen, steht das Bild des Dichters vor uns nicht anders als ein Freskogemälde, das ein verwandter Geist großzügig erfaßt und hingeworfen hat. Dem Dichter Wilhelm Holzamer habe ich öfter, auch an dieser Stelle, meine Anerkennung ausgesprochen, indessen habe ich nicht verschwiegen, daß sein Spielen mit dem Wort, sein Schwiegen auf Wortklängen ihn zu Wiederholungen verleitet, die der notwendigen Oekonomie eines Kunstwerks zuwiderlaufen. Der Biograph Holzamer befleißigt sich dagegen einer Knappheit des Ausdrucks, die ihm nicht leicht geworden sein mag, die jedoch der Eigenart dieser Monographie ganz besonders zugute kommt. Ich kann hier nur andeuten, was Holzhamer an klugen und tiefen Gedanken in seinem Büchlein Heinrich Heine niedergelegt hat, man lese und genieße es selber. — Im Gegensatz zu Goethe, dessen tiefstes Wesen im Hellenentum wurzelt, stellt Heine den Typus einer neuen Jugend dar, die sich mystisch gibt, um zur Bewußtheit zu gelangen, die sich individualistisch gebärdet, um der Individualität die Wege zu bahnen. Die Romantiker stellen das Leben auf eine Scheide. Heine tritt auf diese Scheide und verhilft dem Wirklichkeitssinn wieder zu seinem vollen Recht. In Berlin kommt seine Art, seine Empfindlichkeit, seine Eitelkeit, das Unberechenbare und Gereizte seines Wesens, aber auch sein glänzendes Talent zur Erscheinung. In den „William Ratcliff" gießt er seine Ueberschwenglichkeit, sein Pathos, seine Jugend, seine Bitterkeit und seinen Haß. Noch schreibt er eine dichterische Prosa, die sich später bis zur Vollendung abklärt, in der er geradezu mustergültig wird. In seinen ersten Gedichten beschert er uns Blumengewinde, hinter denen Amoretten kichern. Allmählich quillt die Ironie in ihm auf. Er dichtet seine unglückliche Liebe, der Schmerz sticht, bohrt und vernichtet. Sein Stolz wird Hohn, er verspottet sein Pathos und seine Sentimentalität. In der „Heimkehr" setzt er seiner wunden Liebe die leichtfertige gegenüber mit einer frechen Originalität, die man verurteilt und bewundert zugleich. Wer Heine zu würdigen unternimmt, muß das Lyrische als den Grundzug seiner Wesenheit betrachten. Die über ihn zu Gericht sitzen, sollen nicht vergessen, daß sie an feine Fäden rühren, an versteckte, unenträtselbare Beziehungen der Menschennatur. Des Dichters Tugenden und Fehler machen seine Art und seinen Charakter. — Die „Nordseebilder", die Heine nach seiner Promotion in Göttingen dichtete, gehören zu den bedeutendsten Schöpfungen unserer Literatur. Zum ersten Male wird das Meer in seiner Bewegung und Stimmung, in seinem Leben und seiner Größe geschildert. Vor uns dehnt sich die unendliche Wüste, wir tauchen in ungemessene Tiefen hinab, wir schauen versunkene Städte, wir lauschen dem Gesange der Okeaniden und vernehmen im „Thalatta, Thalatta!" den Freudenschrei der tapferen Zehntausend aus Griechenland. Sonnenauf- und -untergang, Sturm und Stille, Dämmerung und Nacht, alles empfinden und erleben wir. Größe der Darstellung, der Phantasie und Sprache fließen zu einem Kolossalgemälde von erhabener Schönheit zusammen. — Heines Dichtung tritt in den Dienst der Zeit, Witz und Satire sprühen aus seinen Versen hervor. Der Dichter wird Polemiker, seine Pfeile werden immer giftiger, aber im Exil verläßt ihn das Heimweh nicht. Er liebt sein Vaterland wie ein guter Sohn seine Mutter. Nur blinde Voreingenommenheit kann das leugnen. Die Liebe zum deutschen Vaterlande entlockt seiner Harfe Klänge der Sehnsucht, nachtdunkler Schwermut und tiefsten Schmerzes. In seiner Matratzengruft fand er Gott, den er verloren hatte, wieder, nicht aus Schwäche, in aller Klarheit und frei von allem Dogmatismus. Und seltsam, an seinem Leidensbett steht noch der ungeminderte Haß, die alte Frivolität, stehen all die Gegensätzlichkeiten seiner Natur, vernichtende skeptische Gedanken wohnen mit köstlichem, aufbauendem Empfinden nebeneinander. — Heine ist der Grazien ungezogener Liebling, der deutsche Aristophanes, der genialste Karikaturist. Er singt das Hohelied des Liebens und das Leidenslied der Liebe. Auf drei Säulen steht der Tempel

seines Ruhmes: dem „Buch der Lieder“, den „Neuen Gedichten“ und dem „Romanzero“. — Reichlich wird der Rassenhaß gegen ihn ausgespielt, Dummheit und Borniertheit helfen dabei. Die Rasse gibt dem Dichter gewisse Eigenschaften mit, aber sie kann ihn nicht hindern, ein Dichter von Gottes Gnaden zu sein. — Auf dem Montmartre-Friedhof zu Paris liegt Heinrich Heine begraben. Um den Marmor schlingen sich Blumen, Veilchen und Rosen. Man fühlt sich auf heimischer Erde, man hört die deutschen Eichen rauschen, man spürt den Duft der Lindenblüte, man lebt die Romantik des Rheins, der deutschen Berge, des deutschen Waldes. Und wie von Adlersfittigen geht ein Rauschen durch die Luft: die deutsche Freiheit regt ihre Schwingen. — Heine war ein Suchender, ein Träumender. Er hat das Land der Sehnsucht verkündet, hat seinen Zauber gemalt, aber sein Fuß hat es nicht betreten, wie wir Nachgeborenen es nimmer betreten werden. Ein Schiffer, steuert er auf weitem Meer. „Ein dunkles Wimpel weht an seinem Maste. Und am Kiel steht eine bleiche Frau und hält Ausguck. Die Schwermut beschattet mit der weißen Hand die nächtigen Augen und sieht in die Sonne, sieht in das Licht, das die Weite erfüllt. Es zittert die Bussole — und das Steuer knarrt. Jeder echte Dichter ist ein Kolumbus.“ Und Heine war ein echter Dichter!

Alfr. B..

* Von **Andrees Großem Handatlas**, Jubiläumsausgabe (139 Haupt- und 161 Nebenkarten nebst alphabetischem Namenverzeichnis von etwa 250,000 Namen; Preis des vollständigen Werkes 28 M), sind soeben die Lieferungen 25 bis 30 erschienen. Sie enthalten 24 Kartenseiten in Buntdruck, die sich auf die verschiedensten Gebiete der Erde verteilen. Eine Karte der Nordpolargebiete zeigt u. a. die fernsten nördlichsten Punkte der berühmtesten Polarforscher und die Resultate ihrer Forschungen. Ein anderes Blatt gibt auf vier Erdkarten eine klare Veranschaulichung der Verteilung der Völker und ihrer Religionen, der Volksdichte und der Hauptwirtschaftsformen der Erde (Bergbau und Industrie, Ackerwirtschaft, Viehwirtschaft, Jagd und Fischerei usf.). Eine große Kolonialkarte zeigt die Hauptlinien des Weltverkehrs, der heute alle Kontinente umspannt, ferner eine vergleichende Größendarstellung aller Kolonien und des Tonnengehalts der Handelsflotten, sowie die wichtigsten Handelsflaggen. Von deutschen Gebieten sind im Maßstabe von 1:750,000 in zwei Karten Hannover mit Oldenburg und Braunschweig, sowie Schleswig-Holstein und Mecklenburg dargestellt; die letzte Karte enthält auch die ganze Insel Rügen. Von andern europäischen Ländern enthalten die genannten Lieferungen eine Uebersichtskarte von Schweden und Norwegen, dem jüngsten selbständigen Königreiche, und eine Karte von Südwestfrankreich, die einen Teil bildet von der im Atlas enthaltenen Darstellung Frankreichs in 6 Blättern im großen Maßstabe von 1:1 Million. Von Gebieten anderer Erdteile sind vorhanden Nordasien, Ostchina und Japan, die schon die politischen Veränderungen zeigen, die der russisch-japanische Krieg gebracht hat; Afrika in außerordentlich klarer physischer Uebersicht, ein großes Blatt von Mittel- und Südafrika und Südamerika, südlicher Teil. Ueberall sind die neuesten Forschungsergebnisse berücksichtigt, was besonders bei Südamerika sehr in die Erscheinung tritt. In Nebenkarten sind große Teile Südbrasiliens dargestellt mit besonderer Hervorhebung der deutschen Kolonien daselbst, wo Hunderttausende von Deutschen eine neue Heimat gefunden haben.

Voranzeigen aus dem Buchhandel.

* Zum hundertjährigen Todestage der allzu früh aus dem Leben geschiedenen Dichterin Karoline v. Günderode — sie erdolchte sich am 26. Juli 1806 bei Winkel am Rhein — wird, wie wir hören, die Verlagsbuchhandlung von Max Harrwitz, Berlin W. 35, den poetischen Nachlaß dieser einst von Bettina v. Arnim schwärmerisch verehrten, durch Begabung und Schönheit ausgezeichneten Sängerin reiner Liebe auf Subskription, und zwar im Gewande der Zeit und geschmackvoll ausgestattet, veröffentlichen.

* In zirka 14 Tagen erscheint der zweite Jahrgang des Deutschen Ordens-Almanach für 1906, Handbuch der deutschen Ordensritter und -Damen, herausgegeben unter amtlicher Förderung und nach amtlichen Quellen von der Deutschen Ordens-Almanach-Gesellschaft zu Berlin. Verlag von J. J. Arnd, Leipzig. Das Werk umfaßt etwa 100,000 Ordensritter und -Damen mit genauer Angabe ihrer Orden, Adressen u. s. w. Der Jahrgang 1906 bringt die Bilder der Könige von Sachsen und Württemberg und der Großherzoge von Baden und Hessen, sowie das Bild des Präsidenten der Preußischen General-Ordenskommission, Prinzen Eduard zu Salm-Horstmar. Ferner bringt das Buch die Abbildungen der vier höchsten Orden von Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen. Der Jahrgang enthält außerdem nebst einem eingehenden Vorworte folgende Aufsätze: 1. „Die Hausorden der Königreiche Sachsen und Württemberg und der Großherzogtümer Baden und Hessen“, von Paul von Roell, kgl. preuß. Landrat z. D. 2. „Der kgl. preußische Rote Adler-Orden“, von Dr. jur. Karl Adolf Frhrn. v. d. Horst, kgl. Regierungs-Assessor und Mitglied des kgl. preußischen Heroldsamts, und 3. „Die Vorschriften der deutschen Bundesstaaten über die Trageweise und die Rückgabe der Orden und Ehrenzeichen“, von Prof. Dr. Georg Epstein, Literar. Direktor am „Deutschen Ordens-Almanach“. Das Werk bietet eine ausgezeichnete Orientierung für die interessierten Kreise.

Allgemeine Rundschau.

Eine gallische Stadt in der Schwäbischen Alb.

m. Mit den Resten einer solchen macht uns F. Hertlein in den für Heimatkunde wertvollen Blättern des Schwäbischen Albvereins, 1905, Nr. 11, bekannt. Südöstlich am Hohen-Neuffen, an dem sich der Paulus jun. die Zähne ausgebissen hat, und nordöstlich vom schwäbischen Städtchen Urach liegt eine großartige Verwallung der Vorzeit. Zum Teil war diese den Lokalforschern schon bekannt als „Heidengraben bei Grabenstetten“ (vgl. in den Württembergischen Vierteljahresheften, 1904 die Literaturangabe von Braun und Wetzel). Schon der Keltologe Schreiber nennt hier gefundene keltische, d. h. gallische Münzen (1841). Der Topograph Major Steiner hat seinen Zug in der Landeskarte (1 : 25,000) genau verzeichnet. Hertlein hat noch u. a. das besondere Verdienst, die Verwallung ringsum verfolgt und ihren vollständigen Zug, zum Teil mit Graben und Berme versehen, nachgewiesen zu haben. In ca. 700 m Meereshöhe umschloß die ursprünglich nach bekanntem gallischen Muster — Steindamm mit Holzeinlagen — erbaute Stadtmauer einen Flächenraum von ca. 150 ha, während Bibracte 133 ha, Alesia 97 ha, der Finsterlohner Burgstall 124 ha umfaßt. Auf gallischen Ursprung der prähistorischen Elsachstadt deuten mehrere gallische, hier gefundene Münzen hin. Warum hier der Verfasser (S. 372 2. Sp.) einen König (?) Kaledos herausbuchstabieren will, während doch der belgische Volksstamm der Kaleti oder Kaletes näher liegt (vgl. Heinr. Kiepert: Lehrbuch der alten Geographie, S. 448 u. f.), ist unerfindlich. Weiteren Aufschluß über die Bewohner gibt eine vor dem Burrenhof liegende Grabhügel-Nekropole. Professor Naue setzt mit Recht deren greifbare Ausbeute in die jüngere Hallstatt-Periode, deren Ende Hertlein ohne durchschlagenden Grund um ein Säkulum für Württemberg herabdrücken will (vgl. Fundberichte aus Schwaben XII, S. 102—103; die Chronologie der gallischen Münzen steht leider noch nicht fest). — Auch aus der späteren La Tène-Zeit und der Römerperiode sind im Walde selbst zwischen Tor A und B einige Fundstücke gemacht worden. — Beachten wir, daß, nach den süddeutschen und den mittelrheinischen (Donnersberg, Drachenfels, Königsberg u. a.) Befunden zu schließen, die großartigsten Refugien und Oppida zur Hallstatt-Periode angelegt wurden, daß ferner in der Regel Nekropolen, aus Tumuli bestehend, vor ihrer Stirnseite lagern, welche die Ueberreste der ständigen Burgwache bergen, so erscheint es zweifellos, daß auch diese Elsachstadt in dieser Periode angelegt und bis in die Zeit der Markomannen hinein zum Teil bewohnt blieb, d. h. vom 5. Jahrhundert an bis auf den Beginn der christlichen Aera herab. Von Wichtigkeit für die Ringwallforschung wird es sein, wenn die in der Nähe liegenden Oppida bezw. Bergfesten, wie Rosenstein, Ipf, Hesselberg, Gelber Berg, außerdem die prähistorischen Verschanzungen im Fränkischen Jura genau vermessen und mit dem Spaten untersucht werden. Es wird sich zeigen, daß vom Rhein bis zur Pegnitz, vom Hercynischen Waldstrange bis hinauf zum Jurazug so ziemlich dieselben archäologischen Verhältnisse auf diesen gallischen und vorgallischen Bergfesten anzutreffen sind, und daß eine gleichmäßige, nicht allzu niedrig einzuschätzende Kultur in der jungen Hallstatt-Periode diese größeren und kleineren Bergstädte geschaffen hat, analog den Bergoppingen von Gallien, von Latium und Istrien.

*

Die römische Kanalflotte und der altbritannische Zinnhandel.

Einem in der British Archaeological Association vor kurzer Zeit von Mr. Emanuel Green gehaltenen Vortrag entnehmen wir einiges über die Flotte, welche vom Beginn des römischen Kaiserreiches an durch mehrere Jahrhunderte im Norden Galliens stationiert war, um das Fretum Britannicum, die

[illegible] Stelle des britischen Kanals, für die militärischen Bewegungen der Römer zu sichern. Als Kaiser Claudius von seiner Reise nach Britannien, wo er eine kurze Zeit bei dem unter A. Plautius im Jahre 43 n. Ch. die Briten bekämpfenden Heere geweilt hatte, nach Rom zurückgekehrt war, begrüßte man ihn, weil er die Erde mit einem römischen Ozean umgürtet hatte. Von dieser Zeit an hat die römische Taktik Wert darauf gelegt, die Landbewegungen in England durch eine Flotte, die Classis Britannica, zu unterstützen, über die man bis jetzt immer hinweggesehen hat (d. h. wohl doch nur in England! Denn bei Pauly-Wissowa III[2] Sp. 2643 ff. ist alles durch Autorenstellen, Inschriften und Spezialpublikationen über die Classis Britannica bekannte Material in musterhafter Weise von Fiebiger zusammengestellt und auch die spätere Seeschlacht bei der Insel Wight geschildert. Wir können daher diesen Teil des Greenschen Vortrags übergehen. Bei Mommsen R. G. V ist die in Gesoriacum [Boulogne] stationierte Flotte allerdings nur ganz kurz erwähnt, und zwar nicht im Kapitel Britannien). — Als am Ende des 3. Jahrhunderts unter Diocletian und Maximian Carausius, als römischer Admiral der zum Schutz der gallischen und bataviischen Küste aufgestellten Flotte, sich nach Britannien gewandt und dort zum Kaiser hatte ausrufen lassen, fand bei der Insel Wight eine Seeschlacht statt, von wo die siegreichen Galeeren der siegenden Kaiser nach Clausentum (Southampton) kamen, das als westlicher Hafen des Fretum Britannicum von großer Bedeutung war. Die Ueberfahrt von Clausentum nach Gallien war gesichert durch die Flottenstationen von Gesoriacum (Boulogne), Dubrae (Dover), Portus Lemanae (Lymne), Glevum (Gloucester), Londinium und Portus Magnus (Portsmouth). Clausentum muß auch der Verschiffungsplatz für das aus den Mendipminen in Somerset kommende Blei gewesen sein; und Julian verwendete die britannische Flotte zu Getreidetransporten von Britannien nach Deutschland. — Der Greensche Vortrag beschäftigte sich dann, wie wir dem Athenaeum entnehmen, auch mit dem vielfach als so groß angenommenen englischen Zinnexport von den Zinninseln, den Cassiteriden und der Insel Ictis. Dabei kommt Green nach genauer Prüfung der einschlägigen Caesar- und Diodorstellen zu dem Schluß, daß diese Autoren, die nicht nach persönlich genommenem Einblick schrieben, einen viel zu frühen Zinnhandel mit Britannien überliefert haben, als er noch gar nicht existiert hatte. Die Erwähnung Britanniens bei den vorchristlichen Autoren ging aus der Ansicht hervor, daß das westliche Ende Britanniens gerade gegenüber Spanien lag, gerade hinter den Cassiteriden und der zu diesen gehörigen Insel Ictis. Ein antiker Schriftsteller hat sogar geglaubt, man könne Britannien von Spanien aus sehen. Als die Cassiteriden hat man bekanntlich die verschiedensten Inselgruppen angesehen: kleine Gruppen der nordspanischen Küste, die Insel Ouessant an der nordfranzösischen und die an der Spitze von Cornwall liegenden Scilly-Inseln, während außerdem die Insel Ictis als die Isle of Wight gilt (vgl. jetzt auch Franz Matthias über Pytheas 1 S. 11). Nun weist aber Green nach, daß zur Zeit der römischen Herrschaft und vorher Zinn in Cornwall gar nicht abgebaut worden sein kann; denn das zur Zeit Wilhelms des Eroberers geschriebene Domesday-Buch erwähnt keine Zinnbergwerke in diesem Teile Englands, die erst später in Betrieb genommen worden sind. So sind die Zinninseln sicher nicht mit den Scilly-Inseln zu identifizieren. — Ob nun der Zinnhandel von England früher oder später begonnen hat, jedenfalls darf man daran festhalten, daß die bei Diodor als Zinnstapelplatz genannte Insel Ictis (Mictis, Vectis) mit der Insel Wight identisch sein kann. Diodor meldet, daß zur Zeit der Ebbe der Zwischenraum zwischen Ictis und der Küste Britanniens fast ganz trocken war, so daß die Britannier ihr Zinn dann zu Wagen auf die Insel brachten. Hier handelt es sich also um Zinn aus Devonshire. In der Society of Antiquaries vom 29. Juni 1906 hatte Mr. Clement Reid dafür eine Erklärung vorgetragen, die auf geologischer und physiko-geographischer Begründung beruht. Die Hampshireküste verliert heutzutage noch westlich von der Insel Wight ungefähr drei Fuß ihrer weichen Kreideklippen. Nur bei Yarmouth auf der Insel Wight liegt ein Felsenstreifen, der den Wellen festen Widerstand entgegensetzt. Wenn man pro rata des jetzigen Verlustes das in 1900 Jahren von dem Meer weggewaschene Gebiet wieder ansetzt, so wird der Solent zu einem engen Kanal, in dem von Yarmouth nach Lymington, aber nur an dieser Stelle, ein bei Ebbe bloßliegender Kalksteinstreifen führte, auf dem Wagen wohl hätten herüberkommen können.

M.

Kleinere Mitteilungen.

I. Ein kanadisches Kulturbild. Im canadischen „Haus der Gemeinen" lenkte kürzlich der frühere Finanzminister Mr. Foster die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen Vertrag, der von dem Grafschaftsrat des Yukonterritoriums mit einem gewissen Hatfield, einem amerikanischen Regenmacher, abgeschlossen wurde. In diesem Vertrag verpflichtet sich der smarte Amerikaner gegen eine Entschädigung von 10,000 Dollars, während der auf die Sommermonate beschränkten Goldgräbersaison im Yukonterritorium für genügende Regenmengen zu sorgen und damit eine ähnliche Dürre, wie sie im Sommer des vergangenen Jahres dort in so unheilvoller Weise geherrscht hat, hintanzuhalten. Der Ministerpräsident Sir Wilfrid Laurier erwiderte auf Fosters Anfrage, daß er von diesem Vertrage keine Kenntnis habe, und der Minister des Innern Mr. Olivier bemerkte hierzu, daß dem Grafschaftsrat des Yukondistrikts das Recht zustehe, die verfügbaren Gelder nach Gutdünken auszugeben — ob vernünftig oder unvernünftig, das sei lediglich seine Sache. Mit dieser Antwort gab sich der Interpellant allerdings keineswegs zufrieden, er verharrte dabei, daß die Bundesregierung sich nicht jeglicher Autorität begeben dürfe und daß sie dem Parlament eine nähere Erklärung über diesen höchst merkwürdigen Vertrag schuldig sei.

* In der 102. Jahresversammlung der englischen Bibel-Gesellschaft, British and Foreign Bible Society, wurde mitgeteilt, daß im Jahre 1905 die Gesellschaft 5,977,453 Bände herausgab, was seit der Gründung der Gesellschaft 198,515,199 Exemplare der Bibel bedeutet. Die Gesellschaft beschäftigt unter anderem 900 Kolporteure im Osten, die Christen, aber Eingeborene sind und im Berichtsjahre nahezu 2,250,000 Exemplare verkauften. In China allein wurden mehr als eine Million Exemplare verkauft, nicht etwa verschenkt, und in Japan und Korea hat sich der Umsatz verdoppelt. In Winnipeg, Canada, wurde die Heilige Schrift in 43 verschiedenen Sprachen und in Johannesburg in 52 verschiedenen Sprachen verteilt. Welche Bedeutung die Heilige Schrift für die Bekehrung der Heiden hat, ergibt sich daraus, daß in einem koreanischen Dorf sich 14 Christen fanden, die niemals einen Missionar gesehen hatten, aber durch einen Zufall in den Besitz eines einzigen Exemplars des Evangeliums Matthäi gekommen und so bekehrt worden waren. In der Türkei, Bolivien und Portugal hatten die Agenten der Gesellschaft Verfolgungen zu erdulden.

* Die romfreie katholische Kirche auf den Philippinen. Im Jahre 1902 ist auf den Philippinen ein großer Teil der katholischen Bevölkerung aus der päpstlichen Jurisdiktion ausgeschieden. Der Priester Alejandro Remollina hat nun eine gedruckte Sammlung offizieller Aktenstücke über die unabhängige Kirche auf den Philippinen herausgegeben. Danach zählt sie 20 Bischöfe, 300 Pfarrgeistliche, 700 Kirchen und über 4 Millionen Anhänger. An der Spitze der Kirche steht der Erzbischof (Obispo Maximo) Gregorio Aglipay. Dieser ist mit dem altkatholischen Episkopat in der Schweiz, Deutschland und anderen Ländern in Verbindung getreten.

hc. Forschungsexpedition nach Spitzbergen. Wie der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik aus Christiania berichtet wird, bereitet Rittmeister Isachsen, der hervorragende Kartograph der Sverdrup-Expedition, in Verbindung mit Franzosen, wahrscheinlich aus dem Fürsten von Monaco nahestehenden Kreisen, diesen Sommer eine arktische Expedition zur geologischen und topographischen Erforschung unbekannter Küstenteile Spitzbergens vor.

§ Eisenach, 6. Mai. Unter zahlreicher Teilnahme aus den verschiedensten Städten Deutschlands fand gestern und heute unter dem Vorsitz des großherzogl. Hofzahnarztes E. Schwartzkopff (Eisenach) die 25. Jahreshauptversammlung des Zahnärztlichen Vereins für Mitteldeutschland statt. Die Reihe der Vorträge eröffnete Prof. Dr. Julius Witzel aus Essen, der Leiter der Kruppschen Zahnklinik, mit einem Vortrag über Behandlung nerven- und wurzelkranker Zähne an der Hand zahlreicher Abbildungen und mit nachfolgenden praktischen Demonstrationen. Außerdem führte er einen seltenen Fall von Lupus der Mundhöhle eines 12jährigen Knaben aus Essen vor. Ueber neuere Behandlungsmethoden schwer erkrankter Zähne und über empfehlenswerte Hilfsmittel aus der Praxis sprach Hofzahnarzt O. Escher (Rudolstadt), dessen Vortrag ebenfalls durch Demonstrationen ergänzt und erläutert wurde. Professor Dr. Körner (Halle) sprach in einem sehr lehrreichen Vortrag über die Beziehungen der Erkrankungen zwischen Zähnen und Augen; Zahnarzt Schröder (Eisenach) zeichnete ein Gedenkblatt an Dr. Friedrich Schneider; Zahnarzt Pfläche (Dresden) besprach das Pfaffsche Lehrbuch über Orthodontie; Zahnarzt Müller (Eisenach) behandelte das Thema der Narkosen, mit Operationen an Patienten, und

Zahnarzt Seitz (Jena) sprach über Aethylchlorid-Narkosen, ebenfalls mit Operationen an Patienten, Vorstellung von schwer erkrankten Zahnleidenden, besonders solchen mit Kiefererkrankungen, schlossen sich an. — Die nächste Jahresversammlung wird in Halberstadt abgehalten.

ar. Der 4. internationale Materialprüfungskongreß findet vom 3. bis 8. September d. J. in Brüssel statt. Die Tagesordnung sieht zwei Plenarsitzungen vor, dazwischen Abteilungsberatungen. Ausflüge nach Antwerpen, dem Arsenal von Malines, der Cockerill-Werken in Seraing u. s. w.

* Ein technisches Preisausschreiben. Das Syndikat der französischen Zuckerfabrikanten stellt ein Preisausschreiben von 100,000 Francs zur Bewerbung für eine neue Anwendung von Zucker in einer anderen als der Nahrungsmittelindustrie. Eine Bedingung für die Verleihung ist, daß die vorgeschlagene Neuheit eine Probe in Frankreich erfahren und eine Zunahme des Zuckerverbrauchs in Frankreich um wenigstens 100,000 Tonnen jährlich veranlaßt haben muß. Dafür wird die Bemühung des Syndikats zur Verminderung oder völligen Abschaffung der jetzigen Zuckersteuer in Aussicht gestellt, falls eine solche Maßnahme zur erfolgreichen Entwicklung des vorgeschlagenen Verfahrens notwendig erscheint. Wie schon aus den Einzelheiten des Preisausschreibens hervorgeht, wird eine besondere Beteiligung aus dem Inland erwartet, jedoch sollen Ausländer von der Bewerbung nicht ausgeschlossen sein.

* Die Académie Française bestimmte in ihrer letzten Sitzung als Aufgabe für den prix d'éloquence im Jahre 1908: eine Abhandlung über H. Taine. Der Preis beträgt 4000 Francs.

* Die kgl. rumänische Akademie in Bukarest hat Prof. Dr. K. Krumbacher in München zum Ehrenmitglied gewählt.

* Todesfälle. Am 4. Mai ist in Weimar nach schwerem Leiden Prof. Dr. Hermann Althof gestorben, ein Urenkel Gottfried August Bürgers, aus dessen Nachlasse sich in Althofs Besitz noch einige Reliquien befinden. Der Verstorbene, ein hervorragender Historiker, hat seinen Namen durch die mustergültige Herausgabe des Waltari-Liedes auch weiteren Kreisen bekannt gemacht. — Der Professor der Geologie an der Universität Ann Arbour (Michigan), Israel C. Russell, ist im Alter von 54 Jahren gestorben. — In Lausanne ist der bekannte Geologe Prof. Renevier im Alter von 75 Jahren an den Folgen eines Sturzes in einen Fahrstuhl gestorben. Renevier war Vorsitzender des geologischen Simplonausschusses, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften und Verfasser geschätzter Fachwerke.

*

Hochschulnachrichten.

hc. Straßburg i. E. An Stelle des am 25. April d. J. verstorbenen Professors Dr. K. Fürstner ist mit der einstweiligen Wahrnehmung der Geschäfte des Direktors der psychiatrischen Klinik der hiesigen Universität der Geh. Medizinalrat Professor Dr. Hermann Fehling, Ordinarius und Direktor der Frauenklinik daselbst, beauftragt worden.

* Göttingen. Der Privatdozent für Physiologie an der hiesigen Universität Dr. Pütter wird sich im Auftrage der Regierung nach Deutsch-Ostafrika begeben, um dort in Dar-es-Salaam ein biologisches Institut einzurichten.

* Breslau, 8. Mai. In der Aula der Leopoldina der hiesigen Universität fand am letzten Sonntag vormittags eine Feier zur Erinnerung an die vor 400 Jahren erfolgte Gründung der Universität in Frankfurt a. Oder statt. Außer den Professoren und Dozenten nahmen der frühere Kurator Fürst v. Hatzfeldt, Herzog zu Trachenberg, verschiedene Vertreter hiesiger Behörden und eine Anzahl geladener Gäste teil. Der Rektor der Universität Professor Dr. Kaufmann hielt einen Vortrag über die Geschichte der Universität; Professor Dr. Arnold sprach über die Entwicklung der theologischen und Professor Dr. Brie über die Entwicklung der juristischen Fakultät. Anläßlich des Jubiläums hat die theologische Fakultät den Geheimen Justizrat Professor Dr. Brie und Pastor Lic. Eberlein in Groß-Strelitz zu Doktoren honoris causa ernannt. Fürst Hatzfeldt hat für das hiesige Studentenheim 3000 M gestiftet.

II. Bern. Der akademische Senat der hiesigen Hochschule hat aus Anlaß der bevorstehenden Eröffnung des Simplontunnels zu Ehrendoktoren promoviert: Oberingenieur Hermann Häusler (von Zürich) in Brig, Chef der Arbeiten auf der Nordseite des Tunnels; Jules Dumur, ehemaliger Jura-Simplonbahn-Direktor (von Lutry) in Lausanne, und Oberingenieur Alfons Zollinger (von Feuerthalen) in Lausanne.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Fedor v. Zobeltitz: Eine Welle von drüben. Berlin 1906. Egon Fleischel u. Co. 301 S.

Dr. Richard Wahle: Ueber den Mechanismus des geistigen Lebens. Wien, Leipzig 1906. Wilh. Braumüller. 573 S.

Dr. Herm. Wedding: Ausführliches Handbuch der Eisenhüttenkunde. Braunschweig 1906. Fr. Vieweg u. Sohn.

Dr. Fritz Skowronnek: Lustiges Weidwerk. Berlin-Schöneberg. Verlag „Die Jagd" G. m. b. H. 233 S.

Dr. Richard Wahle: Vorschlag einer universellen Mittelschule. Wien, Leipzig 1906. Wilh. Braumüller. 17 S.

Dr. Karl Walz: Hygiene des Blutes im gesunden und kranken Zustande. Stuttgart 1906. E. Heinr. Moritz. 86 S.

Dr. H. Jäger und Frau A. Jäger: Hygiene der Kleidung. (Bibliothek der Gesundheitspflege. Bd. 10b und 19.) Ebenda 1906. 224 S.

Philipp Fuchs: Die Städteversorgung mit Milch und Säuglingsmilch. Mannheim. J. Bensheimer. 176 S.

Major Immanuel: Erfahrungen und Lehren des russisch-japanischen Krieges 1904/05 für Heer und Truppenführung. Berlin 1906. Militärverlag der Liebelschen Buchhandlung. 172 S.

Hans Leuß: Gekrönte Sanguiniker. (Historische Parallelen.) Berlin 1906. Herm. Walther. 256 S.

Dr. Paul Cohn: Das Bildungswesen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wien 1906. Alfred Hölder. 47 S.

Prof. Alfred Fournier: Für unsere Söhne, wenn sie achtzehn Jahre alt werden. (Aus dem Französischen übertragen von Dr. Ludwig Falk.) Berlin 1906. Oscar Coblentz. 42 S.

A. W. Mayo Robson, F. R. C. S.: Der Krebs und seine Behandlung. (Cancer and its treatment.) Aus dem Englischen übertragen von Dr. O. Rozenraad. Ebenda 1906. 36 S.

Dr. Arthur Kann: Der Haarausfall. Ursache und Behandlung. (Medizinische Volks-Bibliothek. X. Band.) Ebenda 1905. 34 S.

Prof. Dr. George Meyer: Das Rettungs- und Krankenbeförderungswesen im Deutschen Reiche. Jena 1906. Gustav Fischer. 287 S.

Otto Franz Gensichen: Parlnachröslein. (Eine Künstlertragödie.) Berlin. Otto Janke. 128 S.

Jahrbuch der Bodenreform. Vierteljahrshefte. Herausgegeben von A. Damaschke. II. Bd. 1. Heft. Jena 1906. Gustav Fischer. 80 S.

Hans Ludwig Held: Dämmerstunden. Dresden. E. Pierson. 136 S.

Kurt Hoheneck: Ein Justizopfer. Leipzig 1906. Richard Sattler. 221 S.

Walter Homann: Die Liebe im Jenseits. Ebenda 1906. 262 S.

Dr. Gg. Witkowski: Die Kunst und das Leben. (Vortrag gehalten im Auftrage des Vereins für Volksunterhaltungen in der Alberthalle zu Leipzig.) Leipzig. Max Hesse. 62 S.

Ludwig Pallat: Schule und Kunst in Amerika. Leipzig, Berlin 1906. B. G. Teubner. 34 S.

A. Furtwängler: Die Bedeutung der Gymnastik in der griechischen Kunst. Ebenda 1906. 15 S.

Friedr. Manz: Wege nach „Hilligenlei", dem heiligen Lande. Tübingen 1906. J. C. B. Mohr. 78 S.

Lic. Friedr. Niebergall: Hilligenlei und moderne Theologie. Ebenda 1906. 77 S.

Dr. phil. Helene Stöcker: Die Liebe und die Frauen. Minden i. W. J. C. C. Bruns. 183 S.

A. Scanferlato: Lezioni italiane. Leipzig 1906. B. G. Teubner. 254 S.

Dr. W. Zelle: 1814. Der Zusammenbruch des ersten Kaiserreichs. Leipzig 1906. Richard Sattler. 494 S.

Gustav v. Hartmann: Ein neues Wahlverfahren. Berlin 1906. Puttkammer u. Mühlbrecht. 117 S.

Dr. jur. N. Reichesberg: Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. II. Bd. II. Hälfte. Bern 1905. Verlag Encyklopädie.

Dr. Georg Witkowski: Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? (Vortrag.) Leipzig 1906. Max Hesse. 48 S.

J. Schilling: Ist Hühnerhaltung gewinnbringend? Selbstverlag. Flensburg. 39 S.

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den Directeur over het tijdvak van 1. Oktober 1904 bis 30. September 1905. 'S-Gravenhage 1906. 61 S.

[redacted]ang 1906. München, Mittwoch, 9. Mai. Nummer 107.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Erziehungsschule.

Ein Entwurf zu ihrer Verwirklichung auf Grund des Arbeitsprinzips.

Vor einiger Zeit erschien in dieser Beilage ein sehr interessanter Artikel über das Schul- und Prüfungswesen und seine soziale Bedeutung im chinesischen Reiche. Man konnte hieraus ersehen, daß Mitteleuropa an Geschlossenheit des systematischen Betriebes das chinesische Vorbild trotz der Bemühungen so vieler einflußreicher Schulmänner noch nicht ganz erreicht hat und daß uns daher China noch bis auf weiteres mit Erfolg als Vorbild dienen kann. Wohl spricht man in schuloffiziellen Kreisen lieber vom griechischen Ideal, aber das ist ja doch nur eine der vielen durch Alter und Tradition geheiligten inhaltsleeren Phrasen. Ich wüßte in der Tat nicht, was griechischem Geiste ferner läge als ein neunklassiges „humanistisches" Gymnasium. Man denke z. B. nur an die Wortbedeutung dieses Namens! Oder erinnere sich, daß den großen Männern Griechenlands kaum mehr als Turnen, Musik und etwas nationale Poesie auf den Lebensweg mitgegeben worden ist. Vollends mit den historischen Bedingungen ihrer Kultur hat sich das edle Griechenvolk nie befaßt; es hat vorgezogen, lieber Kultur selbst zu schaffen, statt fremde zu studieren.

Nach dem Untergange der antiken Welt rissen unmündige Barbaren die Herrschaft der Welt an sich. Es währte geraume Zeit, bis wieder einigermaßen gesittete Zustände in Europa heimisch wurden und eine neue Kulturperiode begann. Ob dabei die Nachwirkung der antiken mehr förderlich oder mehr hinderlich im Wege stand, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls wird aber selbst der ärgste Pessimist zugeben müssen, daß das Europa von heute Anrecht auf eine eigene Kultur besitzt und somit auch auf eigenartige Anstalten, diese der heranwachsenden Generation zu vermitteln.

Von allen Nationen Europas dürfte vielleicht die englische diesem Ziele noch am nächsten gekommen sein. Zum mindesten sind ihre Schulen wirkliche Erziehungsschulen. Es ist meistens nicht allzu viel, was auf ihnen in geistiger Beziehung geleistet wird, und oft ist von einsichtigen Engländern hierüber Klage geführt worden; trotzdem leisten sie aber in Wirklichkeit und für die Wirklichkeit mehr als die scheinbar so viel gelehrteren Schulen Deutschlands. Wellington war es, wenn ich nicht irre, der in Eton College den Ausspruch tat, hier sei die Schlacht von Waterloo gewonnen worden; und gewiß verdankt der Brite sein Weltreich mit in erster Linie der auf seinen Schulen anerzogenen tatkräftigen Energie seiner führenden Klassen.

Seit die Bevölkerung Europas sich im Laufe eines Jahrhunderts mehr als verdreifacht hat, ist Arbeit das Losungswort der neuen Zeit geworden. Mit der Behäbigkeit der alten Postkutschenzeit ist es nun endgültig vorbei. Nachdem die Welt schwerlich die Freundlichkeit haben dürfte, sich nach der Bequemlichkeit der Pädagogen zu richten, müssen wohl oder übel die letzteren Hand ans Werk legen und, so schwer es auch sein mag, sich mit den neuen Verhältnissen abzufinden suchen.

Von seiten der staatlichen Behörden ist nach dieser Richtung hin so gut wie nichts geschehen. Um so begrüßenswerter ist es daher, wenn Privatleute sich finden, die auf eigene Kosten und Gefahr eine als richtig erkannte Idee in die Tat umzusetzen sich anschicken. Es ist hier bereits bei früheren Gelegenheiten der Nationalschule in Wertheim a. M.[1]) Erwähnung geschehen, die als ein solches Muster einer modernen Schule betrachtet werden kann und die privater Initiative ihre Entstehung verdankt. Wenn nun abermals auf sie die Aufmerksamkeit gelenkt werden soll, so geschieht dies einerseits, weil eine Verlegung ihres Sitzes nach Degerloch bei Stuttgart bevorsteht und sie dadurch vielen leichter erreichbar gemacht wird, andrerseits, weil ihr Leiter, Herr Rektor Dr. Kapff, eben eine sehr lesenswerte Schrift[2]) veröffentlicht, in der über ihre Einrichtung genau Bescheid erteilt wird. Bei dem Interesse, auf das eine wissenschaftliche Grundlegung der Erziehungslehre beim gebildeten Publikum rechnen darf, wird es sich verlohnen, auf die Hauptpunkte ihrer Darlegungen in Kürze hinzuweisen.

„Der große Zwiespalt in unserer Kulturwelt, der die Unfreiheit und Unrast in das geistige Leben der Massen wie in die Weltanschauung des Individuums hineingetragen hat, ist einmal da, und wir müssen sehen, wie wir über ihn hinaus zu seiner Versöhnung gelangen. Er ist da, weil alle Verhältnisse in früher ungeahntem Maße flüssig geworden sind, eine Folge der Demokratisierung der Gesellschaft, der Wandlungen der industriellen Produktion, der freien Berufswahl, der Umwälzungen im Verkehrswesen, der Zugänglichkeit der Bildungsmittel für alle Schichten des Volkes. Das bestimmt das Ziel der Erziehung durch die Schule, das nicht mehr so einfach sein

[1]) Vergl. diese Beilage vom 11. Februar 1905 (Eine moderne Schule), ferner „Sprach- oder Sachunterricht" vom 10. Sept. 1905.

[2]) Die Erziehungsschule. Ein Entwurf zu ihrer Verwirklichung auf Grund des Arbeitsprinzips. Von Dr. E. Kapff. Mit 5 Vollbildern. Stuttgart, Verlag von J. Hoffmann. 79 S.

kann wie in früheren Zeiten. Was aber die Wege betrifft, es zu erreichen, sa sind wir heute nicht mehr auf müßige Hypathesen einer abgetanen Schutphilasophie angewiesen, sondern haben positiae Wissenschaften, auf deren Ergebnts wir uns stützen können. Es sind das die Wissenschaften vom Menschen und seiner Entwicklung, und zwar sowahl in leiblicher wie in geistiger Richtung, also neben der Psychologie and den sazialen Wissenschaften auch der Physiatogie und Hygiene. Es sallte das eigentlich selbstverständlich sein, ist es aber leider nach immer nicht sa ganz. Als erste und wichtigste Konsequenz ergidt sich zunächst die Unfruchtbarkeit der bisherigen auf rein thearetisches Wissen basierten Verstandesschule, die nach heute das staatliche Manapal genießt. Sie beruht auf der irrtümlichen Annahme Herdarts, daß jede Charakterbildung auf dem Wege der Zuführung van Varstellungsmassen aar sich zu gehen habe, weil diese das einzig Wirkliche aorstellen. Statt dessen lehrt die moderne Psychologie,[3]) daß der Willen nur darch Uebung im Handeln wirksam erzogen werden känne und Arbeit an sich das beste und mächtigste Bildungsmittel darstetlt. Diese kann natürlich geistiger wie körperlicher Art sein; da aber physialogische und hygienische Rücksichten eine einseitige Pflege rein geistiger Arbeit verbieten, sa erwächst hieraus die Forderung nach einer entsprechenden Mitberücksichtigung der körperlichen Arbeit. Hierzu treten die Forderungen, die aan seiten der naturwissenschaftlichen Didaktik erhaben werden müssen. Man kann die Natur nicht aus Büchern, aber auch nicht aus blaßer passiver Beabachtung kennen lernen; hier heißt es Hand anlegen, gerade sa wie beim Schwimmen- ader Radfahrenlernen. Anschauangen kännen nicht durch blaßes Anschauen, sandern nur durch eigene Setbstbetätigung erwarben werden. Die Pflege der Naturwissenschaft ist aber nicht etwa ihres bloßen Nutzens wegen notwendig, sondern in erster Linie wieder aus psychalagischen Gründen. Der Unterricht muß an die Umgebung des Kindes anknüpfen, var allem an das unmittelbar Sinnenfällige. Erst in späteren Jahren darf es sich zu weiteren Abstraktianen aersteigen. Und ein sehr wichtiger, bisher ganz vernachtässigter Teil der Erziehung besteht in der Uebung der Sinne und im Anknüpfenlernen des Denkens an die Dinge setbst. Das alles und die Natwendigkeit körperlicher Erholung und Betätigung schreibt ein ganz anderes System der Erziehung aor, einigermaßen ähnlich dem in den Landerziehungsheimen und den englischen Colleges."

Der eigentliche Inhalt der Schrift aon Dr. Kapff ist nun der Beantwortung der Frage gewidmet: Wie ist es unter den gegebenen deutschen Verhältnissen mögtich, ein salches Erziehungssystem auch tatsächlich praktisch zu verwirklichen? Die englischen Verhältnisse direkt zu kopieren, ginge schan der hahen Kosten wegen nicht an, denn die Deutschen sind in Geldsachen eine sehr demakratische Natian. Auch nehmen Spiel und Sport im englischen Erziehungswesen einen wohl zu dreiten Raum ein. Um sa wertaaller sind daher die Auseinandersetzungen Dr. Kapfs, in denen er ein Bild einer deutschen Verhättnissen angepaßten modernen Schule entwirft.

Als äußeren Rahmen derselben denkt er sich die Umgebung einer Graßstadt. Die Schüler sahren frisch hinaus und kehren in den späten Nachmittagsstunden heim. Während dieser Zeit sind sie in einem Hatbinternat untergedracht, werden nicht nur unterrichtet, sandern machen auch ihre Aufgaben. Heimgetehrt, gehören sie wieder ihrer Familie an. Ich glaube, das ist eine sehr glückliche Verbindung van Internats- und Familienerziehung, welche die Varteile beider vereinigt und die Nachteile einer jeden allein hintanhätt. Der erziehende Einfluß des Schulorganismus kann unter diesen Umständen ein weit nachhaltigerer sein, und doch kommt dabei nicht nur das Elternhaus zu seinem Rechte auf das Kind, sondern auch der erziehliche Einfluß der Familie zur Geltung. Nur bei ganz traurigen Familienaerhältnissen ist wahl das vollständige Internat als tteineres Uebel varzuziehen. Die Verhältnisse einer Großstadt und ihrer Umgebung sind aber der Verwirklichung eines solchen Planes ganz besonders günstig. Das Kind gewinnt dadurch zugleich den großen Varteil eines gesunden Landaufenthaltes, die Eltern die große Erleichterung, sich während der Geschäftszeit des Tages um ihr Kind nicht kümmern za müssen. Dazu tritt noch der Vorteil, daß die Nähe der Graßstadt mit ihren reichen Hilfsmitteln für die Zwecke des Unterrichts leicht ausgedeutet werden kann. Schließlich sind noch die Kasten des Halbinternats weit geringer.

Was nun die Einrichtung des Unterrichtes betrifft, sa ist zunächst die Verschiedenheit seiner Methode von der in den staatlichen Schulen angewandten hervarzuheben. Im Gegensatz zu dem rein rezeptiaen, einseitig theoretischen Unterricht in letzteren soll hier eine passende Vereinigung der aktiaen mit der passiven Methade Platz greifen. Die Schüler sallen nicht nur angehalten werden, weise Lehren in sich aufzunehmen, sondern aar allem auch selbst praktisch tätig sein, und zwar im Garten, am Feld, in der freien Natur überhaapt, ferner in besonderen Schülerwerkstätten. Naturwissenschaftlicher Unterricht sall, wie es in Amerika bereits durchgehend geschieht, praktisch erteilt werden. Dadurch wird auch der große Vorteil erreicht, daß eine iadividuelle Behandlung der Schüler, die im gegenwärtigen Unterrichte ganz ausgeschlossen ist, ermöglicht wird. „Dadurch, daß der junge Mensch neue Kräfte in sich erwachsen fühlt und sein Ich der Außenwelt entgegenzusetzen beginnt kommt auch in ihm allmähtich der eigentliche Wille im Gegensatz zu den früheren Velleitäten ader der puerilen Störrigkeit zur Geltung und sucht alle Tätigkeit möglichst dem dunkelgeahnten Lebenszweck dienstbar zu machen. Es erfalgt alsa eine mehr oder minder bewußte Zielsetzang, eine Zielstrebigkeit. Dieser durchaus naturgemäßen Entwicklung das Quos ego des Pflicht-Fanatikers entgegenzusetzen und zu versuchen, den erstarkenden Willen und sich kräftigenden Charakter zu beagen ader gar zu knicken, kann am allerwenigsten Aufgabe der Erzieher sein. Diese haben vielmehr lediglich wie der Gärtner an der Pflanze die geilen Sprossen zu beschneiden und im übrigen zu versuchen, den jungen Wildling nach Kräften zu aeredeln."

Der Lehrplan schließt sich dem Reformrealgymnasium mit Realschule an. Vorläufig sallen in der tu Degerloch bei Stuttgart uach diesen Plänen zu errichtenden Anstalt die ersten sechs Jahre einer salchen zur Verwirklichung kommen. Von den speziellen Ausführungen des Buches mag noch hervorgehoben werden, daß aaf der Unterstufe der deutsche, auf der Mittelstufe der fremdsprachliche Unterricht im Mittelpunkte des sprachlichen Unterrichtes zu stehen hat. Als Fremdsprache empfiehlt der Verfasser das Englische, mit Rücksicht auf die anderen Schulen wird jedoch vorerst das Französische gewählt. Einen zweiten Mittelpunkt, nämlich die exakten und praktischen Fächer, geben die Naturwissenschaften ab. Auch die Mathematik wird — ebenso wie es in Amerika nun degonnen wird — auf naturwissenschaftliche Art unterrichtet werden.

Es würde zu weit führen, auf die weiteren sehr gelungenen Ausführungen des Verfassers über die Didaktik der einzelnen Gegenstände (Literaturgeschichte, Kunsterziehung, Musik usw.) näher einzugehen, die in der Schrift selbst eingesehen werden müssen. Ein Schlußabschnttt verweist schließtich noch auf die vielen Mittel der außerunterrichtlichen Erziehung (wie z. B. Exkursianen) und ein anderer auf mancherlei andere praktische Berufe, zu denen die Schule den Zugang eröffnet, wie z. B. den Gärtnerberuf, der einem Manne wie Virchow als Beruf für seinen Sohn nicht zu schlecht erschienen ist. Zum Schlusse sei nach auf die ausgezeichneten Vallbilder verwiesen, welche die Art des praktischen Unterrichtes veranschaulichen.

Es wäre nur zu wünschen, daß die Schrift des Verfassers wie die nach ihren Grundsätzen zu errichtende Schule überall die ernsthafteste Beachtung fände. Die Reform des mittleren Unterrichtswesens ist eine unserer dringendsten Kulturinteressen. Amerika und England ist uns darin

[3]) Man vergleiche hierüber das höchst instruktive Buch von James, Psychologie und Erziehung, das Beste, das auf diesem Gebiete existiert.

jedenfalls voraus, namentlich was den Betrieb des naturwissenschaftlichen Unterrichtes betrifft.[4]) München besitzt übrigens ein spezielles Interesse an dieser Frage; wird es doch dank der tatkräftigen Initiative des Schulrats Dr. Kerschensteiner die erste Stadt sein, die auf dem Gebiete des Volksschulwesens das Prinzip der Erziehung durch Arbeit zur Geltung gebracht haben wird.

Gmunden. Dr. Hans Kleinpeter.

[4]) Man vergleiche hierüber Fischer, Der naturwissenschaftliche Unterricht in England, insbesondere in Physik und Chemie, Leipzig 1902, und „Der naturwissenschaftliche Unterricht — insbesondere in Physik und Chemie — bei uns und im Auslande, Berlin 1905.

Die Kabelverbindungen mit Japan und ihre politische Bedeutung.

Noch sind nicht drei Vierteljahre vergangen seit dem Frieden von Portsmouth, und schon deuten manche Anzeichen darauf hin, daß Japan nach seinem ruhmvoll geführten Kriege sich jetzt als gleichberechtigte Großmacht mit den wichtigsten europäischen Staaten zu fühlen beginnt und den Anspruch erhebt, mindestens in allen ostasiatischen Fragen künftig nachdrücklich mitzureden. Schon schwirren gar Gerüchte von einem in wenigen Jahren bevorstehenden zweiten Kriege zwischen Japan und Rußland. Man kann jedenfalls mit ziemlicher Sicherheit vorhersagen, daß Ostasien so bald noch nicht aufhören wird, ein Brennpunkt der internationalen Politik zu sein, der es nun schon seit bald zwölf Jahren ziemlich ununterbrochen gewesen ist. Wie die Dinge sich dort auch entwickeln, so viel läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß wir Deutsche wegen unseres chinesischen Pachtbesitzes Kiautschou daran in hohem Maße interessiert sein müssen und daß es deshalb für uns von hoher Wichtigkeit sein muß, uns mit Japan so gut wie möglich zu stellen. Bisher sind die Beziehungen zwischen Deutschland und Japan nicht gerade die besten, trotz aller offiziellen Herzlichkeit. So aufrichtig man in Deutschland den Japanern ihr rasches Aufsteigen und ihre großen Erfolge gönnt, so mißtrauisch und zurückhaltend ist man allgemein in Japan seit dem Frieden von Schimonoseki und der Besitznahme von Kiautschou den Deutschen gegenüber. Vergessen ist, daß Deutschland der wichtigste Lehrmeister Japans auf den verschiedensten Gebieten seiner beispiellos raschen kulturellen Entwicklung gewesen ist; man sieht in Deutschland einen nach Eroberungen lüsternen und auf Japans Aufschwung eifersüchtigen Nebenbuhler, und es war bezeichnend genug, daß man in Japan während des Krieges mit Rußland offen und geheim Deutschland wiederholt bezichtigte, die Russen zu begünstigen, obwohl die Haltung der deutschen Regierung während des ganzen Krieges einwandfrei war und Frankreich weit eher jenen Vorwurf verdiente als wir. Mit dieser weitverbreiteten antideutschen Stimmung der Japaner werden wir als mit einem wichtigen und bedauerlichen Faktor nachdrücklich rechnen müssen, zumal jeder noch so gleichgültige und entlegene Konflikt leicht ausgebeutet werden kann, um den Riß zwischen Japan und Deutschland zu vergrößern. Wo das Mißtrauen sich einmal festgesetzt hat, deutet es ja alles in unfreundlichem Sinne.

Wir werden uns kaum einem Zweifel darüber hinzugeben brauchen, daß die unfreundliche Gesinnung großer Teile des japanischen Volkes gegen Deutschland, die sich zumal in ungerechten und oft gehässigen Artikeln der gesamten nicht-amtlichen Presse Japans zur Zeit deutlich genug kundgibt, im wesentlichen ein Werk englischer Deutschfresser ist. Man muß nämlich nicht vergessen, daß England bis in die neueste Zeit hinein die wichtigsten Telegraphenverbindungen zwischen Europa und Japan so gut wie ausnahmslos beherrschte; daß aber unter diesen Umständen das ohnehin den Deutschen recht wenig freundlich gesinnte Reutersche Bureau die Lage reichlich ausgenützt haben wird, um alle Vorgänge in Deutschland und im übrigen Europa den Japanern in englischer Beleuchtung zu schildern, kann für den Kenner der Verhältnisse keinem Zweifel unterliegen. Die Engländer haben es bisher in Kriegs- und Friedenszeiten überall ebenso gemacht, wo sie die unbeschränkte Herrschaft über die Kabel besaßen, und haben dadurch vielleicht mehr zur Festigung ihrer heutigen Machtstellung in der Welt und erfolgreichen Bekämpfung aller Nebenbuhler beigetragen als durch irgend welche anderen Mittel. — An dem erdrückenden Uebergewicht der englischen Kabel im Weltverkehr ist eben nichts gefährlicher als der Umstand, daß man nahezu überall auf Erden die Vorgänge in anderen Erdteilen immer nur durch die englische Brille zu betrachten gewöhnt wird, ohne daß man selber es merkt. Nur so ist es zu erklären, daß die bisher sicherlich aufrichtigen und freundlichen Gefühle Deutschlands für das uns in manchen Beziehungen so ähnliche japanische Volk in Japan so völlig verkannt werden. Skrupel hat die Politik des Reuter-Bureaus in ihren Mitteln zur Verunglimpfung und Herabsetzung Deutschlands nie gekannt — man mag sich danach ein Bild machen, wie leicht in Japan eine ganz verkehrte Beurteilung Deutschlands platzgreifen konnte und mußte. Wir sind es unserer künftigen Stellung in Ostasien schuldig, daß wir je eher je lieber uns freimachen von der tendenziösen englischen Berichterstattung im Verkehr nach und von Japan. Die russischen Telegraphenlinien, die durch Rußland und Sibirien nach Wladiwostok und von dort durch Kabel nach Nagasaki führen, können aber für den Depeschenwechsel zwischen Deutschland und Japan vor Einführung geordneter Verhältnisse in Rußland nicht wohl wieder in Betracht kommen; sie haben übrigens auch früher nie viel getaugt und meist recht unzuverlässig gearbeitet, so daß sie für den internationalen Verkehr von jeher sehr geringe Bedeutung hatten. Mit dem Ausbruch des ostasiatischen Krieges wurden die über Wladiwostok hinaus führenden Telegraphenverbindungen völlig gesperrt, und von Stund an waren die Engländer wieder die unbestrittenen Herren des gesamten Depeschenverkehrs zwischen Europa und Japan. Wie parteiisch und einseitig dieser Depeschenverkehr gehandhabt wurde, konnten wir oft genug an den aus Japan hierher gelangenden Nachrichten über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz erkennen, die stets zugunsten des verbündeten England gefärbt waren. Wir konnten dann zwar die Meldungen meist an der Hand der russischen Depeschen kontrollieren und auf ihren wahren Maßstab zurückführen; in Japan aber hatte man kein Mittel, die aus Europa einlangenden Depeschen auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen, und mußte auf Treu und Glauben hinnehmen, was sie über das Verhalten der europäischen Kulturmächte berichteten!

Seit kurzer Zeit ist ja nun freilich die Möglichkeit gegeben, Japan unter Vermeidung der englischen Kabellinien telegraphisch zu erreichen: seit dem 1. November 1905, der die Eröffnung des neuen deutschen Kabels Yap-Schanghai brachte, können wir unter ausschließlicher Benützung von deutschen und amerikanischen Telegraphenlinien (über New-York-San Francisco-Hawai-Guam-Yap) bis nach Schanghai depeschieren und von Schanghai verläuft ein russisches Kabel der Großen Nordischen Telegraphengesellschaft nach Nagasaki. Freilich ist dieser Verkehrsweg länger und entsprechend teurer als der gewöhnliche auf den britischen Kabeln, aber er gewährt doch immerhin die Möglichkeit, England aus dem Depeschenverkehr der europäischen Kontinentalmächte mit Japan auszuschalten. Zu diesem Zwecke muß man sich freilich eines Kabelstranges bedienen, der eine Kombination aus deutschen, amerikanischen, deutsch-niederländischen und russischen Linien darstellt. Eine Einschränkung dieser etwas bunten Mannigfaltigkeit wäre natürlich recht wünschenswert, da die Sicherheit des Verkehrs und die Deutlichkeit der Telegramme unter einem häufigen Wechsel der nationalen Zugehörigkeit der befördernden Kabellinien meistens zu leiden pflegen. Es wäre dahin zu streben, daß wir nur deutsche und amerikanische Linien zwischen uns und Japan haben, denn die amerikanischen Interessen in Ostasien laufen einstweilen den unserigen nahezu parallel,

so daß die Benützung der amerikanischen Telegraphen keine Bedenken in sich schließen dürfte. Man plant denn auch bereits seit einiger Zeit einen Anschluß der deutschen Kabel in Ostasien an Japan, indem man entweder von Schanghai oder besser noch von Tsintau aus eine Verbindung mit Nagasaki schaffen will. Während aber dieser Plan, dessen Verwirklichung in jedem Falle mit Freude zu begrüßen wäre, noch keine greifbare Gestalt angenommen hat, haben die Vereinigten Staaten bereits Schritte getan, um von Guam aus ein amerikanisches Kabel an Japans Küste heranzuführen. Schon ist von den Amerikanern in jüngster Zeit außer einem direkten Kabel zwischen Manila and Schanghai auch ein Kabel zwischen Guam und den halbwegs nach Yokohama belegenen Bonin-Inseln verlegt worden; seine Fortsetzung nach Yokohama dürfte nur sehr kurze Zeit auf sich warten lassen — und dann wird eine Kabelverbindung existieren, die zwischen Deutschland und Japan ausschließlich auf deutschen and amerikanischen Linien verläuft und die obendrein auch im Kriegsfalle gegen feindliche Zerstörungen gesichert erscheint, da das Kabel Guam-Yokohama in ganz entlegenen und obendrein sehr tiefen Meeren verlegt wird. Hätte Japan dieses Kabel schon während des letzten Krieges mit Rußland benützen können, so wäre es nie in die Gefahr geraten, aller seiner telegraphischen Verbindungen mit der übrigen Welt beraubt zu werden, — eine Gefahr, die im Frühjahre 1905 bei der Annäherung der Flotte Roshdestwenskys zeitweise greifbar nahe gerückt war.

Japan selbst wird jede Vermehrung der verfügbaren Kabelstränge mit Freuden begrüßen und wohl auch selbst eifrig tätig sein, um diese Vermehrung zu beschleunigen. Die Erfahrungen des letzten Krieges, in dem zeitweise nur ein Kabel den Verkehr Japans mit dem Ausland aufrecht erhielt, werden ebenso das Ihrige hierzu beitragen wie das natürlich auch in Japan sich geltend machende Bedürfnis, sich der Bevormundung des englischen Bundesgenossen im Kabelverkehr mit Europa zu entziehen und sich eine unparteiische telegraphische Berichterstattung über die Vorgänge in der übrigen Welt zu verschaffen. Ist dieses Ziel einmal erreicht, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß dann in Japan auch eine gerechtere Beurteilung der deutschen Politik allgemein und nachdrücklich wird platzgreifen können.

Berlin. Dr. R. Hennig.

Ithaka.

Vor zwei Jahren erschien bei Heinrich Mercy Sohn in Prag ein Prachtwerk von wahrhaft fürstlicher Ausstattung, betitelt: „Sommertage auf Ithaka". Der Verfasser hatte einen ganzen Sommer auf der Insel des Odysseus zugebracht, einen Sommer voll Sonnenschein und doppelter Bläue, des Himmels und des Meeres. Er hatte das Eiland auf Kreuz- und Querzügen durchmessen, seine Kaps umsegelt, dem Gesäusel der Seehöhlen gelauscht, in den schattigen Einbuchtungen der Berge geruht and war auf ihre Höhen gestiegen, wo der Buschwald noch grünt und weithin der trunkene Blick auf den Kranz der nahen Schwesterinseln and bis hinüber zum Festland schweift. Was das leuchtende Auge auf diesen einsamen Wanderungen erblickte, das bannte der Stift des Zeichners aufs Papier, und das prächtige Skizzenbuch, welches aus diesen Federzeichnungen entstanden ist, bildet ebensowohl eine unverwelkliche Erinnerung des Verfassers an jene „Sommertage" wie eine Anregung für den Leser, jene sonnigen Landschaften mit eigenem Auge zu erschauen, deren Schönheit kein Pinsel wiederzugeben, keine Feder zu beschreiben vermag. Daß aber diese mit spielender Leichtigkeit hingeworfenen and doch künstlerisch ausgeführten Kabinettsbilder für die philologische Welt einen ganz besonderen Reiz haben, bedarf keiner weiteren Ausführung. Die wunderbare Uebereinstimmung der heutigen Natur mit der antiken Welt Homers, in die wir an Ort und Stelle uns so leicht hineinzuträumen vermögen, ist von allen Reisenden anerkannt, und es kann für den Freund klassischer Poesie keinen höheren Genuß geben, als am Strande der heiligen Meerflut, etwa an der schmalen Dexiabucht sitzend, an den Stamm eines uralten Oelbaumes gelehnt, die melodischen Verse der Odyssee zu lesen, nur als Künstler zu sehen, als Dichter zu fühlen und jeden Nebengedanken nordischer Stubengelehrsamkeit in die Tiefe des purpurnen Gewässers zu Füßen zu versenken. „Ich bin nie früher dem Gedichte so gerecht geworden," sagt einer der besten Homer-Kenner, wenn auch kein zünftiger Philologe, Frhr. Alexander v. Warsberg, „als in solchen natürlichen Lesestunden auf dem felsigen Ufer der theitrischen Bucht. Homerische Sonne hatte mir wohl schon einige Male früher, auf Scheria und an anderen Stellen des Jonischen Meeres geleuchtet, aber bis in die Seele hinein mich erwärmt und mir antikes Leben gegeben hat sie nur auf Ithaka. Weiche Südluft, ganz wie die Sprache des Dichters, umfächelte mich dabei" . . .

Wem es aber die Götter versagt, den Schauplatz des homerischen Epos persönlich in Augenschein zu nehmen, dem bieten die hier zusammengestellten hundert Federskizzen wenigstens einigen Ersatz. Alle irgendwie merkwürdigen Punkte ziehen hier vor uns vorüber, der Strand von „Polis", wohin neuere Forscher die alte, vom „Paläokastro" überragte Königsstadt des Odysseus verlegen, die kleine, am Fuße steiler Felsen hervorsprudelnde Quelle Melanydros, die noch jetzt, seit Jahrtausenden, ihren antiken Namen bewahrt, weiterhin im Süden der Insel die Hochebene Marathia, die „Weidetrift des göttlichen Sauhirten Eumaios" mit der Arethusaquelle, die steilen Abstürze des Rabenfelsens und die ölbaumreichen Hänge des gewaltigen Neritos.

Und wer ist der ungenannte Künstler, dem wir dieses Odyssee-Album zu verdanken haben? Kein Geringerer als ein Sproß des erlauchten habsburgischen Kaiserhauses, Erzherzog Ludwig Salvator (geb. 1847), der Bruder des Großherzogs von Toskana, Ehrenmitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Gleich anderen Gliedern seines Hauses widmet er sich mit Vorliebe künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen, nicht bloß als Protektor emporstrebender Geister, sondern auch selbsttätig und erfolgreich neue Bahnen beschreitend. Seit 36 Jahren hat der unermüdliche Forscher auf eigener Dampfjacht die Küsten und Inseln des Mittelmeeres bereist und in Zeichnungen und Schilderungen zu verewigen gesucht.

Eine hocherfreuliche Ueberraschung bildete es nun für die Verehrer des kunstsinnigen Erzherzogs, als im vergangenen Jahre ein zweiter Band aus dem Prager Kunstverlag hervorging, in ebenso glänzender Ausstattung, aber mit ungleich reichhaltigerem Text als der erste, bei dem das Schwergewicht auf den bildnerischen Schmuck gelegt war. „Wintertage auf Ithaka" ist der Titel des neuen Bandes, der viele ergänzende Federzeichnungen, 14 prächtige Tafeln in Lichtdruck und — als besonders willkommene Beigabe — eine durchgesehene Karte der Insel Ithaka mit den benachbarten Meerestiefen im ungewöhnlich großen Maßstab von 1:46,570 und in dreifarbiger Ausführung enthält. Der Text aber bietet eine Heimatkunde, wie sie sich der eingeborene Ithakesier nicht trefflicher wünschen, der Philologe nicht vollkommener denken kann. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß eine solche geradezu erschöpfende Monographie nicht der Schaffenskraft eines einzelnen ihre Entstehung verdankt, sondern daß die berufensten einheimischen Sachverständigen zur Mitarbeit an diesem patriotischen Werk herangezogen wurden und ihr Bestes eingesetzt haben. Monatelang sind die mühsamen Sammlungen betrieben, in den verstecktesten Winkeln sind Rara und Kuriosa aufgespürt und alle irgendwie in Betracht kommenden Fundstellen aufs Korn genommen worden, aber dafür lobt auch das Werk den Meister, und die Ethnographie Griechenlands hat mit ihm einen wirklichen Fortschritt zu verzeichnen. Wollte man einen Begriff von dem reichen Inhalt des Buches geben, so müßte man ganze Seiten wiedergeben. So reizt es uns, dem Leser einen Blick zu eröffnen in die umfangreiche Sammlung von

Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, die noch jetzt dort im Volke umlaufen. Welch anziehende Aufgabe wäre es, den hierin sich offenbarenden verwandten Gedankengängen zwischen germanischer und hellenischer Vorstellungswelt nachzuspüren! Indes müssen wir uns das Eingehen in die Einzelheiten hier versagen.

An den allgemeinen Teil, der die natürlichen Verhältnisse des Ländchens und die Eigenart seiner Bewohner, Beschäftigungsweise, Verkehr, Verwaltung, Sitte, Sprache, Volkslieder u. dgl. befaßt, reiht sich ein spezieller Teil, der die einzelnen Lokalitäten sorgfältig und ungeschminkt schildert und mit einer Rundfahrt um das gepriesene Eiland abschließt. „Archäologische Plaudereien" und „Geschichtliche Winke", so ist bescheiden ein Anhang überschrieben. Aber gerade dieser bildet, nach allem Vorangegangenen, für die Philologen und Historiker die anziehendste Lektüre. Und wenn es der Verfasser versteht, bei der mächtig angeschwollenen Flut von Ithacensia — er selbst zählt in seiner Bibliographie nahezu 150 literarische Beiträge zur Erforschung der Odysseus-Insel auf —, über die homerische und ithakesische Frage noch etwas Neues zu sagen, so zeigt dies, daß der schriftstellernde Erzherzog in der Tat ein selbständiger Denker ist. Vom freien Standpunkt des feingebildeten Weltmannes rückt er das alte Thema in eine neue Beleuchtung und gibt mit seinen geistreichen Aphorismen über die künstlerische Freiheit in der Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes dem in sein Museum gebannten Philologen vieles zu lernen. In der durch Dörpfelds Leukas-Hypothese frisch entbrannten Fehde über die Identität des heutigen Thiaki mit dem homerischen Ithaka stellt sich der Erzherzog zwar entschieden auf die Seite der Anhänger des alten Glaubens, ist jedoch unbefangen genug, seinem Gegner selbst das Wort zu vergönnen, und das in dem Werk abgedruckte Schreiben des deutschen Gelehrten ist ein wichtiges Aktenstück in dem noch nicht entschiedenen Rechtsstreit. Der Erzherzog führt, abgesehen von anderen Gründen, auch ein sozusagen nautisch-militärisches Argument ins Gefecht zugunsten der Annahme, daß auf Ithaka der Herrschersitz des vielerfahrenen Odysseus zu suchen sei. „Kein Seemann," meint er, „würde sich aus dem odysseischen Reiche eine andere Insel im Zentrum erwählen als das heutige Ithaka. Von allen Seiten durch inneres Meer erreichbar, ohne je der ganz offenen schweren See trotzen zu müssen, war die Insel auch bei Sturm und Unwetter für kleinere Fahrzeuge erreichbar, ein Umstand, der bei unbefangener Beurteilung für die Wahl der Reichshauptstadt besonders ausschlaggebend erscheinen muß und vielleicht am allermeisten geeignet ist, die Gleichheit des heutigen Ithaka mit dem homerischen darzutun. Die geschützteste, am leichtesten zu verteidigende Residenz für einen maritimen König mußte für den Herrscher der mittleren Jonischen Inseln das heutige Ithaka sein. Diese Tatsache wird keine neue Deutung des Textes, wird keine neue Ausgrabung auf anderem Boden, mögen die Resultate noch so glänzend sein, je umwerfen können. Hätte dagegen die Hauptstadt in Leukas gestanden, so wäre eine Ueberraschung von der Landseite eine stetig drohende Gefahr gewesen. . . . Durchwandert man, durchdrungen vom Geiste der homerischen Dichtung, die Höhen des heutigen Ithaka, so erkennt man, wie meisterhaft das Eiland geschildert ist. Jedes Detail ist richtig, jedes der Natur abgelauscht: der oder die Dichter hatte oder hatten dort gelebt, dort geschaut, dort gedichtet."

Der Forscher steht nicht auf der Zinne der Partei, und selbstverständlich vermeidet es der fürstliche Autor, in seiner Darstellung griechischer Verhältnisse zum Kampfplatz der Tagespolitik herabzusteigen. Doch kann er als Mann von Geist nicht umhin, seinem vorurteilslosen Standpunkt an geeigneter Stelle freimütigen Ausdruck zu geben. Daß ein derartiger Schriftsteller nicht partikularistischer Engherzigkeit Raum gibt, ist von vornherein zu vermuten; dessen ungeachtet berührt es sympathisch, aus dem Munde eines habsburgischen Prinzen Worte zu vernehmen wie die folgenden: „Die Griechen sind das liberalste Volk Europas, weil sie wirklich von freiheitlichen Gefühlen durchdrungen sind. Bei ihnen herrscht wahre Nächstenliebe, und der Gedanke der Gleichberechtigung aller Bürger ist nicht zum leeren und bedeutungslosen Wortschall herabgewürdigt, sondern praktisch aufs vollkommenste durchgeführt."

In das Gefühl der Dankbarkeit, die die Gelehrtenwelt dem erlauchten Forschungsreisenden für sein monumentales Werk schuldet, mischt sich das Bedauern, daß die darin niedergelegten Resultate nicht bestimmt zu sein scheinen, durch eine wohlfeile Volksausgabe Gemeingut der Wissenschaft und aller Freunde des sonnigen Griechenland zu werden.

H. Ludwig.

Bücher und Zeitschriften.

Das psychologische Wesen der Religion und die Religionen, Rede, gehalten von D. Dr. E. W. Mayer, o. Professor der Theologie. Straßburg, 1906. J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), 27 S.

Neben den historischen Problemen hat die theologische Forschung in jüngster Zeit auch das sogen. religions-psychologische Problem beschäftigt, nämlich die Fragen: welche Bedürfnisse der menschlichen Psyche wollen durch die Religion befriedigt sein? Welches ist das Charakteristische derselben in allen und jeder Religion im Unterschied von anderen Erscheinungen des geistigen Lebens? Die Auffassung nun, als befriedige die Religion dieselben Bedürfnisse wie Wissenschaft und Kunst, wird definitiv abgelehnt. Sie ist vielmehr zeitlich und logisch „vorwissenschaftlich" und „vorkünstlerisch", eine bestimmte Gemüts- und Willensverfassung. Als das die Religion konstituierende Gefühl aber bezeichnet der Verfasser das Gefühl der Zuversicht, des Vertrauens „gegenüber der über dem menschlichen Leben waltenden Macht oder Ordnung". Und da hierdurch alle Religionen bestimmt werden, so schlägt der Verfasser vor, dieselben nach dem Grad und der Intensität solchen Vertrauens zu unterscheiden. Auch das Christentum konnte nur als Religion des freudigen Gottvertrauens und der Sündenvergebung selbst für die materiell und sittlich Aermsten und Elendesten zur universalistischen Religion par excellence, zur Menschheitsreligion werden. Damit schuf es das Bewußtsein, daß jedes einzelne Menschenleben objektiv wertvoll, etwas Seinsollendes sei und löste so starke sittliche Impulse aus. „Man handelt nicht mehr sittlich, um zu leben; man lebt, um sittlich zu handeln." — Der gedankenreichen, lichtvollen Rede sind in dankenswerter Weise wertvolle Anmerkungen beigefügt.

μ—λ.

Zur Mörike-Literatur. Es ist ganz erstaunlich, welchen Umfang die Literatur über Mörike in den letzten Jahren angenommen hat. Grundlegenden biographischen Arbeiten und der Veröffentlichung des Briefwechsels sind seit dem vorigen Jahre, wo die Schutzfrist für die Werke des Dichters abgelaufen ist, zahlreiche Ausgaben von Mörikes Werken gefolgt. Der von Rudolf Krauß besorgten vortrefflichen Gesamtausgabe des Hesseschen Verlages sind im Laufe der letzten Wochen nicht weniger als drei neue Ausgaben zur Seite getreten — die zahlreichen Publikationen einzelner Dichtungen nicht gerechnet. Der von Gustav Keyßner besorgten einbändigen Gesamtausgabe der Deutschen Verlagsanstalt und der von Eggert-Windegg herausgegebenen Auswahl hat sich nun eine zweibändige, ebenso handliche wie wohlfeile Ausgabe des Reclamschen Verlages zugesellt: Eduard Mörikes sämtliche Werke in zwei Bänden. Herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Prof. Dr. Edm. v. Sallwürk. (Mit zwei Bildnissen. Leipzig. Phil. Reclam.) Auch sie bringt sämtliche Werke des Dichters, denen eine kurz gefaßte und prägnante biographische Einleitung des Herausgebers — Edmund v. Sallwürk jun. — vorausgeht. Sie unterscheidet sich von den bisherigen Ausgaben dadurch, daß sie in gleicher Weise wie die gleichzeitige Ausgabe Keyßners zum erstenmal wieder auf die erste Fassung des „Maler Nolten" vom Jahre 1832 zurückgreift. Es ist mit lebhaftem Danke zu begrüßen, daß damit die längst vergriffene und sehr selten gewordene erste Fassung des Romans wieder in ihre Rechte tritt. Bei dem vorwiegend literarhistorischen und biographischen Interesse, das diesem Roman, ungeachtet seiner poetischen Schönheiten, für die heutige Generation zukommt, muß man dem Herausgeber recht geben, daß er sich für die Wahl der ursprünglichen Fassung entschieden hat, zumal die spätere Ausgabe ja durch zahlreiche Drucke zugänglich ist. Die unendliche Mühe, die dem Dichter die Umarbeitung des lange zurückliegenden und seiner Gedankenwelt

vielfach entfremdeten Jugendwerks verursachte, der Umstand, daß er damit nicht zu Ende kam und fremder Hand die Vollendung überlassen werden mußte, zeugen beredt, trotz Mörikes eigener Meinung, für das Verfehlte dieser Umarbeitung. Als sehr interessante und willkommene Beigabe werden dem Roman einige zeitgenössische Kompositionen der darin enthaltenen Lieder beigefügt. Den übrigen erzählenden Schriften und den poetischen Werken, die nach dem ursprünglichen Bestand und der Anordnung der Gesamtausgabe gegeben werden, sind aus dem Nachlaß nur die beiden dramatischen Stücke „Die Regenbrüder" und „Spillner" angereiht. — Gleichzeitig mit dieser neuen Ausgabe, die ihren populären Zweck in vortrefflicher Weise erfüllt, veröffentlicht Sallwürk in den Dichter-Biographien der Reclamschen Universalbibliothek (Band 12) eine Monographie über Mörike, die eine willkommene Ergänzung zu seiner Ausgabe der Werke bildet. Sie ist durch eine ungemein feinsinnige, warm und poetisch empfundene Analyse des großen Lyrikers, seines Wesens und seines Schaffens, ausgezeichnet und wird der seltsamen, von der Außenwelt abgewendeten, tiefgründigen Innennatur des kernigen Schwaben in vollem Maße gerecht. So sind auch die beiden vorliegenden Veröffentlichungen in ihrer gediegenen, im besten Sinne des Wortes popularisierenden Tendenz ein sprechendes Zeugnis für die immer mehr wachsende Erkenntnis von der Bedeutung Mörikes, der durch sein lyrisches Schaffen, wie Sallwürk mit Recht sein Büchlein schließt, allezeit als einer der höchsten Gipfel aus dem Meer der Erinnerung herausragen wird.

E. Kilian.

Gedichte. Von Hans Böhm. Verlag von Georg D. W. Callwey. München 1906.

Hans Böhm ist ein Dichter, und zwar ein durchaus moderner. Er hat nicht nur ein scharfes Auge und eine feine Unterscheidungskraft der konkreten Natur gegenüber, deren zarte und differenzierte Nuancen er im dichterischen Bilde wiederzugeben vermag, sondern er spürt mit einem eigenartigen Seelenvermögen das in ihr auf, was nicht zu sehen und nicht zu greifen ist, und doch, nur einem inneren Sinne wahrnehmbar, in der Luft liegt. So findet der richtig gestimmte Leser in manchem seiner Gedichte, gleichsam über den Worten schwebend, jenes seltsame Etwas, das sich mit dem Worte Stimmung eigentlich nicht ganz deckt. Es ist mehr ein Klang, den nur die Seele zu hören vermag. Ich will jedoch, statt etwas zu definieren, das sich nicht gut definieren läßt, ein Beispiel dieser Art hierhersetzen, und zwar einige Zeilen aus dem Gedicht „Nahendes Gewitter". „— — — — Heißer Wind fährt auf; Staubsäulen rieseln, fahlen flugs vorbei. — Alles stumm; kein Vogel ruft mehr; nur die Blätter zittern angstvoll. Ferne durch das Dunkel leuchtet's dräuend wie von goldnen Schilden." — Man sieht, die Worte stehen in keinem Verhältnis zu der in dem Leser durch sie ausgelösten Empfindung. Nicht nur in den Gedichten, die Naturbilder wiedergeben, sondern auch in anderen Zyklen, wie z. B. in der Gruppe „Meiner Schwester" findet sich solche wundersame, stumme Musik. Diese bildet vielleicht die tiefste Eigenart dieses Dichters. Dann tritt an allen Gedichten, wie verschieden sie auch dem Inhalte nach sein mögen, eine überaus sympathisch wirkende Schlichtheit des Ausdrucks hervor. Alles ungekünstelt und daher ursprünglich. — Als Probe hierfür mag das kleine anspruchslose Gedicht „Begegnung" gelten. — Daher wirkt auch die scheinbar keinem Gesetz unterworfene moderne Formengebung, die Hans Böhm bevorzugt, bei ihm ganz natürlich und ungezwungen. Auch der Reflexion ermangelt unser Dichter nicht, nur macht sie sich bei ihm nicht breit, sondern steht wie seine unhörbaren Gesänge über dem Gedichte oder blüht gewissermaßen aus ihm hervor. — Die epische Begabung Hans Böhms macht sich in kleinen Ansätzen bemerkbar, und über manchen niedlichen Augenblicksbildchen liegt ein behaglicher Humor gebreitet. Hier und dort findet sich aber unter den schönen Gedichten auch eine kleine Banalität, nicht häufig, aber noch immer sehr überflüssigerweise. Häufiger schon finden sich Dichtungen, die dem Leser bei aller ehrlichen Mühe nicht ganz verständlich werden. Auch ist an den „Legenden" mancherlei auszusetzen, namentlich daß sie ihrer Auffassung nach doch allzu irdischer Natur sind. Aber das sind Fehler, die angesichts einer so echten Begabung, wie sie Hans Böhm in diesem Buche aufweist, nicht schwer ins Gewicht fallen, um so weniger, da sie durch ein ernstes Streben leicht zu korrigieren sein werden. Wichtiger nach der Schattenseite seiner Kunst hin ist eine für einen Lyriker gefährliche Befähigung, die mir zwar nur an einem seiner Gedichte aufgefallen ist, aber da in so hohem Grade, daß eine Warnung davor als angemessen erscheint. Es ist die Gabe einer ungewöhnlich anschaulichen, zersetzenden, brutalen Realistik. Hans Böhm hat die frische und naive Empfindungsweise einer reinen phantasievollen Künstlernatur, er hat es nicht nötig, in dunklen Schächten nach zweifelhaften Schätzen zu graben.

S. B. W.

G. W. Leibniz' philosophische Werke. 4 Bde. Leipzig 1906. Dürrsche Buchhandlung. Bd. I und II, übersetzt von Dr. A. Buchenau, herausgegeben und erläutert von Dr. Ernst Cassirer. Bd. III übersetzt und erläutert von C. Schaarschmidt. Bd. IV übersetzt von J. H. v. Kirchmann.

Der philosophische Leser schuldet der Dürrschen Buchhandlung für diese hervorragende Neuerscheinung ganz besonderen Dank. Von Wichtigkeit in erster Linie sind Bd. I und II, in denen zum erstenmal die wichtigsten Schriften Leibnizens zusammengestellt sind. Die Ausführung lag in den bewährten Händen von Dr. E. Cassirer, der auch in kürzeren Einleitungen eine Uebersicht über die wissenschaftlichen Grundlagen des Leibnizschen Systems gegeben hat. Wegen der ausführlicheren Begründung sei auf das tiefgründige Werk von E. Cassirer über Leibniz verwiesen (Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen. Marburg, Elwert, 1902). Wir sind überzeugt, daß die vorzügliche Ausgabe dem Leibniz-Studium förderlich sein wird, und hoffen, daß die Einleitungen dazu beitragen werden, jene landläufigen Vorstellungen über die Lehre Leibnizens verschwinden zu lassen. Die Uebersetzungen von Dr. A. Buchenau und C. Schaarschmidt verdienen volles Lob.

F.

Allgemeine Rundschau.

Das Herz des Königs Ramses II.

I. Vor mehreren Monaten gelang der Administration des Pariser Louvre nach Ueberwindung von vielfachen Schwierigkeiten die Erwerbung von vier Kanopus-Vasen, welche die Eingeweide des Königs Ramses II., des Sesostris der Griechen, enthalten. Auf den in blauem Email ausgeführten prächtigen Vasen befinden sich seitlich große Zierleisten, die, wundervoll gezeichnet, Namen und Attribute des großen Königs tragen. Die Vasen sind vor ihrer Erwerbung selbstverständlich einer peinlichen Prüfung unterzogen worden. Um auch ihren Inhalt so weit als möglich auf seine Echtheit zu prüfen, wandte sich die Pariser Museumsverwaltung an den hervorragenden Anatomen Professor Lortet in Lyon, der in Gemeinschaft mit einigen Kollegen diesen Inhalt auf das sorgfältigste untersuchte. Ueber die Ergebnisse dieser Untersuchung berichtet Professor Lortet in den „Comptes Rendus" der Pariser Akademie soeben, wie folgt: „Wir konnten zunächst feststellen, daß drei von den Vasen sehr wahrscheinlich den Magen, die Leber und die Gedärme des Königs enthalten. Diese Eingeweide präsentieren sich indessen nur mehr als körnige, unbestimmbare Massen, die durch eine größere Anzahl von schmalen Leinenbinden zusammengeschnürt und durch das in großer Menge vorhandene, mit harzigen aromatischen Substanzen vermischte Natron völlig zusammengeklebt sind. Dagegen ließ sich der Inhalt der vierten Vase, deren Deckel mit einem Schakalkopf geziert ist, mit völliger Sicherheit bestimmen: sie enthält das Herz des Königs. Dieses Organ ist vor der Einbalsamierung durch Pressen in eine flache, ovale Scheibe von etwa 8 Zentimeter Länge und 4 Zentimeter Breite umgeformt und dann ähnlich wie die übrigen Eingeweide in die konservierende, hauptsächlich aus Natron bestehende Substanz eingebettet worden. Im Laufe der Jahrtausende ist das Herz des Königs in eine harte, hornartige Masse übergegangen. Um einen Schnitt zu erhalten, mußte zuerst die Säge angewendet werden; erst dann gelang es, mit einem Rasiermesser für die mikroskopische Untersuchung geeignete dünne Schnitte herzustellen. Die mikroskopische Untersuchung nun ergab, daß die hornartige Masse aus Muskelfasern gebildet ist, welche vollständig die charakteristische Struktur des Herzmuskels erkennen lassen. Eine ähnliche Struktur wie der Herzmuskel zeigt allerdings auch die Zunge des Menschen. Da aber die im ägyptischen Museum in Kairo aufbewahrte, wohlerhaltene Mumie Ramses II. dieses letztere Organ besitzt, kann kein Zweifel darüber obwalten, daß das in der vierten Vase einbalsamierte Organ tatsächlich das plattgedrückte, durch das lange Liegen im Natron in eine hornartige Masse übergegangene Herz des Königs ist. Ramses II. ist 1258 v. Chr. gestorben, es sind also gegenwärtig 3164 Jahre verstrichen, seit sein Herz einbalsamiert wurde. Ungeachtet dieser langen Zeit ist das anatomische Gewebe dieses Organs in bewundernswerter Weise erhalten geblieben."

*

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesamtsitzung am 29. März. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Zimmer las über die Bearbeitungen klassischer Stoffe in der älteren irischen Literatur und ihre Einflüsse auf die volkstümliche Sagenliteratur Irlands. Erzählungen von der „Zer-

störung Trojas“ und von „Alexander, dem Sohne Philipps“ gehörten ins Repertoire eines irischen Sagenerzählers aus zweiter Hälfte des 10. Jahrhunderts; solche Texte sind uns aus etwas jüngerer Zeit erhalten, ferner irische Erzählungen von dem „Umherirren des Ulixes“, sowie von den Fahrten des Aeneas (nach Virgil). Die irischen Behandlungen der Ilias und Odyssee setzen keine direkte Kenntnis Homers voraus, sondern sind Bearbeitungen lateinischer Texte aus der Zeit des ausgehenden Altertums. Die Einflüsse der nach Art der nationalen Stoffe erzählten klassischen auf die volkstümliche Sagenliteratur sind mannigfacher Art: Helden der irischen Sage werden in einzelnen Episoden mit solchen aus genannten klassischen Stoffen zusammengebracht (Cuchulinn mit Herkules) oder nach ihnen teilweise umgestaltet; Motive aus den klassischen Stoffen werden nachgeahmt, und die Kompositionen derselben dienen als Vorbild bei der Vereinigung einzelner irischer Episoden zu größeren epischen Ganzen. — 2. Vorgelegt wurden folgende Veröffentlichungen des kgl. preußischen Meteorologischen Instituts: Ergebnisse der magnetischen Beobachtungen in Potsdam im Jahre 1901. Von Ad. Schmidt; Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen in Potsdam i. J. 1902. Von A. Sprung; Ergebnisse der Niederschlags-Beobachtungen im Jahre 1902. Von G. Hellmann. Berlin 1905.

Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse am 5. April. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Fischer las einen Beitrag zur Stereochemie der 2.5-Diketopiperazine auf Grund einer gemeinschaftlich mit Dr. Karl Raske ausgeführten Untersuchung. In Uebereinstimmung mit der Theorie wurden bei dem Anhydrid der α-Aminobuttersäure zwei inaktive Stereoisomere beobachtet, die den beiden racemischen Dipeptiden entsprechen. Ferner gab das stark drehende l-Alanyl-d-Alanin ein optisch ganz inaktives Anhydrid, das ebenfalls im Einklang mit der Theorie als die Transform anzusehen ist. — 2. Hr. van't Hoff machte eine weitere Mitteilung über seine Untersuchung der Bildung der ozeanischen Salzablagerungen. XLVII. Auftreten von Polyhalit und Krugit bei 83°. Gemeinschaftlich mit Hrn. d'Ans wird die Untersuchung über die Bildung von Calciumchlorid und Tachhydrit, bei der auch das Entstehen von Polyhalit und Krugit eine Rolle spielt, zum Abschluß gebracht. Damit ist gleichzeitig die gestellte Aufgabe, soweit sie sich auf die natürlichen Calciumvorkommnisse bezieht, gelöst, und es bleibt nunmehr nur noch die Bearbeitung der Borate zu erledigen. — 3. Hr. Klein legte vor: Bericht über Untersuchungen an den sogenannten „Gneißen“ und den metamorphen Schiefergesteinen der Tessiner Alpen von Prof. G. Klemm in Darmstadt. 3. Teil. Verfasser bespricht zunächst die Beziehungen zwischen den Tessiner Graniten und denen des Gotthardgebietes unter Zugrundelegung chemische Analysen und teilt sodann die Resultate von Orientierungstouren an der Südgrenze des Tessiner Granitmassivs mit, besonders in der bei Bellinzona gut aufgeschlossenen, von Granit stark injizierten Zone der Amphibolite von Ivrea. — 4. Hr. Klein legte ferner vor: Das Gabbromassiv im bayerisch-böhmischen Grenzgebirge. II. Der böhmische Teil. Von Prof. Dr. W. Beegt in Leipzig. Die Fortsetzung der Gabbrogesteine des Hohen Bogens nach Böhmen, ein östlicher, 30 km, und ein westlicher, 90 km langer Zug, besteht ebenfalls vorwiegend aus Gabbrogesteinen, Gabbro, Olivingabbro, Norit, Flaser- und Schiefergabbro, Serpentin nebst Pyroxengranulit (hier neu), dessen Zugehörigkeit zum Gabbro hier deutlich ist. Die Bezeichnungen „Amphibolit“ und „Hornblendeformation“ sind ungeeignet und durch Gabbromasse zu ersetzen. Diese ist eruptiv und hat die in ihrem Gebiet liegenden Schieferschollen und die angrenzenden Sedimentformationen kontaktmetamorph verändert. Die flasrigen und schiefrigen Gabbroarten sind wahrscheinlich nicht nachträglich entstandene, sondern ursprüngliche Ausbildungen des Gabbros. — 5. Hr. Vogel legte eine Abhandlung des Hrn. Dr. G. Eberhard in Potsdam vor: Spektroskopische Untersuchung der Terbiumpräparate von Dr. G. Urbain. Durch diese Untersuchungen wird nachgewiesen, daß das vor 60 Jahren entdeckte Terbium, dessen Existenz vielfach angezweifelt wurde, tatsächlich als Element vorhanden ist. Gleichzeitig konnten Tabellen der Linien des Bogenspektrums des Terbiums aufgestellt werden. Durch die Lösung der Terbiumfrage ist ein bedeutungsvoller Fortschritt in der Erforschung der Yttererden gemacht worden, und es wird nun erst möglich sein, die Bearbeitung der weiteren Elemente dieser Gruppe erfolgreich in Angriff zu nehmen.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse am 5. April. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. Hr. Dressel las über die Echtheit der bei Abukir gefundenen Goldmedaillons mit Alexanderdarstellungen (vergl. Sitzungsberichte 1904 S. 751). (Abh.) Die Medaillons sind antik nach ihrer Technik und nach ihrem Inhalte, wegen der tadellosen Form ihrer Schrift, wegen der echten Alexanderbildung, wegen der zum Teil ganz neuen Alexanderbildnisse und wegen der Auffassung des Sternbildes der Zwillinge als Herakles und Theseus; den sichersten Beweis für ihre Echtheit liefert ein römischer Kontorniat im Berliner Münzkabinett, der die antike Kopie eines zu der Medaillonserie von Abukir gehörenden Goldmedaillons ist.

Kleinere Mitteilungen.

* Der nächste Internationale Kongreß für Schulgesundheitspflege, der zweite seiner Art, wird im August 1907 in London abgehalten werden. Ein vorbereitender Ausschuß für die Versammlung hat unter dem Vorsitz des Herzogs von Northumberland seine Sitzungen bereits aufgenommen. Der bekannte englische Hygieniker Lauder Brunton, der zum Präsidenten des Kongresses bestimmt worden ist, stellte vor diesem Ausschuß fest, daß der erste Kongreß für Schulgesundheitspflege 1904 in Nürnberg geradezu epochemachend gewesen sei, indem dort zuerst erkannt wurde, daß die Erziehung nicht getrennt von der Rücksicht auf körperliche Bedingungen beurteilt werden könnte. Fürs erste haben die Franzosen ihr Interesse an dem neuen Kongreß am stärksten bekundet, jedoch ist es schon jetzt ziemlich sicher, daß sich kein zivilisiertes Land der Erde von der Beteiligung ausschließen wird. Brunton sagte, daß der Kongreß einer der größten und wichtigsten zu werden verspreche, die je in London abgehalten worden wären. Von Indien und anderen englischen Kolonien her sollen Vertreter zu dem Kongreß besonders eingeladen werden. Ein anderes Mitglied des Ausschusses, Lord Reay, betonte, man müßte besonders darauf hinarbeiten, daß die Lehrer in den Grundsätzen der praktischen Gesundheitspflege eine Vorbildung genossen haben sollten, um sie gegenüber den Schülern zur Geltung bringen zu können.

t. Eine Gebirgsverschiebung durch das kalifornische Erdbeben. Forschungen, die von Geologen der bekanntlich auch ziemlich schwer beschädigten Leland Stanford University in Palo Alto, südlich von San Francisco, vorgenommen worden sind, haben angeblich den Nachweis erbracht, daß durch das große Erdbeben vom 18. April und die ihm vorausgegangenen und nachgefolgten Erdstöße eine kleine Gebirgskette um 3—6 Fuß gegen Norden verschoben worden ist. Dieses Gebirge trägt den Namen der Sierra de la Santa Cruz oder Sierra Morena und bildet gewissermaßen das Rückgrat der Halbinsel, die die San Francisco-Bai gegen das Meer abschließt und an deren Spitze San Francisco gelegen ist. Dr. Jordan hat nach einem Bericht des English Mechanic folgendes ermittelt: „Längs der Basis der Morena-Kette erstreckt sich in einer Ausdehnung von etwa 65 Kilometern ein Längstal, das gewöhnlich als Portola-Valley bezeichnet wird und eine Bruchlinie der Erdkruste von hohem geologischen Alter darstellt. Als diese Spalte vor langer Zeit entstand, sanken die Gesteine auf ihrer Ostseite im Vergleich zu denen der Westseite, die eben das Morena-Gebirge bilden, etwa 600 Meter in die Tiefe. Die meisten Erdstöße in der Umgebung von San Francisco sind das Ergebnis der Reibung und Spannungsausgleichung längs der Linie dieser alten Verwerfung. Das heftige Erdbeben vom 18. April war gleichfalls ohne Zweifel dieser alten Erdspalte zuzuschreiben, die sich von neuem öffnete, indem die oberflächlichen Bodenschichten auf der Westseite der Morena-Kette etwa 65 Kilometer weit aufbrachen. Diese Verwerfung glitt 3—6 Fuß weiter nördlich, ohne daß eine Veränderung der Höhe auf einer von beiden Seiten stattfand. Als diese Spannung innerhalb der Verwerfung ausgeglichen war, hörten auch die Erdbeben auf. Zunächst war die Bewegung eine horizontale, dann kamen Wellen von entfernteren Punkten und verursachten außergewöhnliche Drehungen.“

ar. Ein Nestor deutscher Wissenschaft, der berühmte Astronom Geheimrat Prof. Dr. Gottfried Galle, vollendet am 9. Mai das 94. Lebensjahr. Früher ordentlicher Professor in Breslau, lebt er jetzt in Potsdam. An seinen Namen knüpft sich die Entdeckung des Planeten Neptun, den er am 23. September 1846 mit dem Fraunhoferschen Refraktor der Berliner Sternwarte am Himmel auffand. Galle hat sich auch als Meteorologe und Klimatologe betätigt.

h. e. Ernennungen und Berufungen. Der bisherige Direktor des chemischen Untersuchungsamtes der Stadt Chemnitz i. S. Dr. phil. Heinrich Lührig ist als Nachfolger des verstorbenen Professors Dr. Bernhard Fischer zum Direktor des städtischen chemischen Untersuchungsamtes in Breslau berufen worden. — Der Privatdozent für Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit an der Wiener Universität, Archivar und Leiter des Archivs im Ministerium des Innern, Dr. phil. Heinrich Kretschmayr, ist zum Archivdirektor ernannt worden. — Professor Dr. H. Ricker, erster Assistent am

Pathologischen Institut der Berliner Universität, ist als pathologischer Anatom an die städtischen Krankenanstalten zu Magdeburg berufen worden. Er übernimmt die Stellung Ende Mai. — Zur Assistentin an der Irrenanstalt Waldau (psychiatrische Klinik der Universität Bern) wurde Fräulein Dr. med. Marie Imchanitzki ernannt.

* Todesfall. In Stuttgart ist am 5. Mai der emeritierte Hauptlehrer für Architekturfächer an der Baugewerkschule, Baurat Adolf Kapff, im Alter von 75 Jahren gestorben.

Hochschulnachrichten.

h. c. **München.** An der hiesigen Technischen Hochschule ist an Stelle des für das laufende Sommersemester krankheitshalber beurlaubten Professors der Ingenieurwissenschaften Ferdinand Loewe der Direktionsassessor bei der Generaldirektion der Staatseisenbahnen zu München, Karl Hager, mit der Abhaltung von Vorlesungen über Eisenbahnkunde beauftragt worden. — Der Privatdozent für forstliche Produktionslehre und forstliche Betriebslehre an der hiesigen Universität, Forstamtsassessor Dr. Vinzenz Schüpfer, wurde zum ordentlichen Professor der Forsteinrichtung, Holzmassenermittelung, Geodäsie und Wegbaukunde in der staatswirtschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität ernannt.

h. c. **Hannover.** An Stelle des nach Rostock berufenen Professors Dieterici ist zum etatsmäßigen Professor für Physik und Leiter des physikalischen Instituts an der hiesigen Technischen Hochschule Professor Dr. Julius Precht ernannt worden.

* **Münster.** An der hiesigen Universität hat sich der Gymnasialoberlehrer Professor Lic. theol. Dr. phil. Koppelmann als Privatdozent für Philosophie habilitiert. Seine Antrittsvorlesung handelte über „Das Problem der Erkenntnistheorie".

* **Cambridge.** Der Lehrstuhl für Sanskrit an der Universität Cambridge ist, wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, dem Schüler und Freund des Vorinhabers, Professor Bendall, Mr. E. J. Rapson übertragen worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Johannes Böttner: Gartenbuch für Anfänger. Frankfurt a. O. 1906. Trowitzsch u. Sohn. 558 S.

A. Hunemann: Warenkunde des Manufakturwarenhandels und verwandter Geschäftszweige. 1. Teil. Leipzig 1905. B. G. Teubner. 107 S.

E. Bethe: Mythus-Sage. Märchen. (Vortrag.) Ebenda 1905. 46 S.

Dr. Ziehen: Schulpolitik und Pädagogik. (Vortrag.) Ebenda 1906. 18 S.

Gründung, Einrichtung und Verwaltung von obligatorischen kaufmännischen Fortbildungsschulen, verfaßt von Dr. Behrend. Ebenda 1905. 193 S.

Dr. jur. Hübbe-Schleiden: Warum Weltmacht? Der Sinn unserer Kolonialpolitik. (Vortrag.) Hamburg 1906. L. Friederichsen u. Co. 42 S.

Dr. med. W. Pfaff: Die Alkoholfrage vom ärztlichen Standpunkt. (Vortrag.) München 1906. Ernst Reinhardt. 125 S.

Dr. Fez. Hoeniger: Berliner Gerichte. (Großstadt-Dokumente herausgegeben von Hans Ostwald. Bd. 24. Berlin, Leipzig. Herm. Seemann Nachf. 86 S.

Dr. med. Alfred Methner: Organismen und Staaten. (Natur und Staat, Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. Herausgeg. von Prof. Dr. H. E. Ziegler in Verbindung mit Prof. Dr. Conrad und Prof. Dr. Haeckel. Teil VIII.) Jena 1906. Gustav Fischer. 172 S.

Halt im Gedächtnis Jesum Christum. Hauptauszüge aus dem Leben Jesu in Wort und Bild. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Mitarbeiter von Pfarrer P. Dorsch. Stuttgart 1906. Chr. Belser. 102 S.

Pedro de Mugica y Ortiz de Zárate: Eco de Madrid. (Violets Echos der neueren Sprachen.) Stuttgart 1906. Wilh. Violet. 175 S.

Louis Laguede: La lutte pour la vie. (Violets Sprachlehrnovellen.) Ebenda 1906. 144 S.

Annalen des Deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft. Herausgegeben von Dr. Karl Theodor v. Eheberg und Dr. Anton Dyroff. Nr. 3. München 1906. J. Schweitzer.

Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission, bearbeitet von Karl Obser. 1. Bd. 1792—1818. Heidelberg 1906. Carl Winter. 528 S.

Karl Hans Strobl: Die gefährlichen Strahlen. Berlin 1906. F. Fontane u. Co. 543 S.

Herm. Dahl: Harald Atterdal. Ebenda 1906. 316 S.

Ernst v. Wolzogen: Seltsame Geschichten. Ebenda 1906. 156 S.

Paul v. Szczepanski: Moskau in Blut und Schnee. Reisebriefe aus dem revolutionierten Rußland. Ebenda 1906. 228 S.

Viktor v. Kohlenegg: Die Ehe im Schatten. Berlin 1906. F. Fontane u. Co. 362 S.

Orla Holm: Pioniere. (Ein Kolonialroman aus Deutsch-Südwestafrika.) Ebenda 1906. 294 S.

Dr. med. Heppe: Allopathie, Homöopathie, Isopathie. Kassel 1906. J. G. Oncken Nachf. 57 S.

Karl Baedeker: Deutschland in einem Bande. Leipzig 1906. Karl Baedeker. 452 S.

Wilh. Walloth: Eros. (Roman aus dem alt-griechischen Künstlerleben.) Leipzig 1906. Lotus-Verlag. 251 S.

Preisarbeiten über die Frage: „Durch welche Mittel läßt sich die Belebung des Sparsinnes bei der ländlichen Bevölkerung und die Förderung des Sparbetriebes unserer Spar- und Darlehnskassen am zweckmäßigsten und wirksamsten ausgestalten?" (Deutsche landwirtschaftliche Genossenschaftsbibliothek. X. Bd.) Darmstadt 1906. Verlag des Reichsverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften. 178 S.

Julius Lippert: Bibelstunden eines modernen Laien. Stuttgart 1906. Ferdinand Enke. 187 S.

Josef Kohler: Urheberrecht an Schriftwerken und Verlagsrecht. I. Lieferung. Ebenda 1906. 160 S.

Marcellinus Bernardus Piscator: Psychologische Studien in Briefen aus der Hölle. Leipzig 1906. Teutonia-Verlag. 59 S.

Dr. Josef Schmid: Die Osterfestfrage auf dem Ersten Allgemeinen Konzil von Nicäa. Wien 1905. Mayer u. Co. 151 S.

Dr. theol. et phil. Martin Grabmann: Die philosophische und theologische Erkenntnislehre des Kardinals Matthaeus von Aquasparta. Ebenda 1906. 176 S.

Dr. theol. Franz Jos. Dölger: Das Sakrament der Firmung. (Theologische Studien der Leo-Gesellschaft, herausgegeben von Dr. Albert Ehrhard und Dr. Franz M. Schindler. Nr. 13, 14, 15.) Ebenda 1906. 228 S.

Herm. Hölzke: Kinderseelen. Dresden 1905. E. Pierson. 343 S.

Arthur Schnitzler: Marionetten. (Drei Einakter.) Berlin 1906. S. Fischer. 147 S.

Otto Erich Deutsch: Beiträge zur Geschichte des Grazer Theaters. 1824—1825. Graz 1906. Historischer Verein für Steiermark. 27 S.

Dr. Asmis: Britisch-Afrika in dem geplanten Reichszollverein. Greifswald 1906. Julius Abel. 57 S.

Friedr. Michel: Osterklänge und andere Gedichte. Straßburg i. E. Schlesier u. Schweikhardt. 144 S.

Das Reichsgesetz zum Schutz der Warenbezeichnungen vom 12. Mai 1894 nebst den Ausführungsbestimmungen und dem internationalen Warenbezeichnungsrecht. Erläutert von Chr. Finger. Berlin 1906. Franz Vahlen 606 S.

Dr. Wilh. Jerusalem: Wege und Ziele der Aesthetik. Wien, Leipzig 1906. Wilh. Braumüller. 39 S.

Derselbe: Einleitung in die Philosophie. Ebenda 1906. 249 S.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 10. Mai. Nummer 108.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Sechsklassige Mädchengymnasien.

Eine Entgegnung.

Von Dr. Gustav Herberich.

In Nr. 16 der Beilage habe ich einen Aufsatz über „Sechsklassige Mädchengymnasien“ veröffentlicht, der hauptsächlich den Zweck verfolgt, diejenigen Gründe zu widerlegen, die gegen die sechsklassigen und für die vier- bis fünfklassigen Mädchengymnasien geltend gemacht worden sind. Dieser Aufsatz hat in den Ausführungen eines anonymen Verfassers „gr.“ in Nr. 91 der Beilage eine Erwiderung gefunden, in dem mir außer anderen schönen Dingen „wahrheitswidriges Verhalten“ vorgeworfen wird. Dieser Vorwurf nötigt mich gegen meinen Willen und gegen meine Grundsätze zu der folgenden Entgegnung, in der ich zeige, daß nicht ich es bin, der sich wahrheitswidrig verhält. Im Interesse des Lesers will ich diese Entgegnung so kurz wie möglich halten.

1. Das Keysche Gesetz. Bei der Beurteilung der Frage, in welches Lebensalter man den Beginn eines schwierigeren Unterrichtsganges (d. i. des gymnasialen beziehungsweise realgymnasialen) am zweckmäßigsten legt, spielt das Keysche Gesetz deswegen eine bedeutsame Rolle, weil es uns Aufschluß gibt über die eigentümlichen Zusammenhänge, die zwischen der Pubertätsentwicklung und der Widerstandskraft gegen schädigende Einwirkungen bestehen. Man wird den Beginn eines solchen Unterrichtsganges vernünftigerweise in die Jahre legen, die sich durch größere Widerstandsfähigkeit und geringere Kränklichkeit auszeichnen, und man wird hierfür die Jahre vermeiden, die sich durch erhöhte Kränklichkeit als Jahre geringerer Widerstandsfähigkeit kennzeichnen. Welches sind nun diese Jahre? Die Antwort hierauf gibt uns der Schwede Axel Key, einer der wenigen Hygieniker, die sich in groß angelegten Massenuntersuchungen mit dem Verhältnis zwischen Pubertätsentwicklung und Schule befaßt haben. Das von ihm aufgestellte „Gesetz des Zusammenhangs zwischen der Größe der Widerstandskraft und jener der Entwicklung“ wird nach dem Vorschlag Burgersteins das Keysche Gesetz genannt.[1]) Wie heißt nun dieses Gesetz? Das ist hier die Streitfrage. In dem Handbuch der Schulhygiene von Dr. Leo Burgerstein und Dr. Aug. Netolitzky[2]) ist es auf S. 687 folgendermaßen formuliert: „Key hat derart gefunden, daß das schwächere Entwicklungsstadium, welches der Pubertätsperiode zunächst vorangeht, eine Zeit repräsentiert, während welcher der kindliche Organismus eine geringere Widerstandskraft gegen schädlich wirkende äußere Einflüsse zeigt, und daß besonders unmittelbar vor Eintritt der Pubertätsperiode die Kränklichkeit beträchtlich steigt; während jener Periode, da das jugendliche Leben mit all seiner schwellenden Kraft hervortritt, steigt das Widerstandsvermögen Jahr für Jahr, das Krankenprozent sinkt und erreicht mit dem letzten Jahre dieser Periode sein Minimum; darauf tritt unmittelbar wieder eine Periode verminderten Widerstandsvermögens ein, im allgemeinen die letzten Jahre des Schullebens umfassend.“ Aehnlich, zum Teil wörtlich gleichlautend, ist es bei Key selbst zum Ausdruck gebracht.[3])

Dieses Gesetz ist zunächst das Ergebnis der Untersuchungen, die Key an über 15,000 Schülern höherer Lehranstalten angestellt hat; es gilt also zunächst nur für Knaben. Key hat aber auch mehr als 3000 Schülerinnen höherer Mädchenschulen untersucht und dabei, wenn auch wegen der wesentlich geringeren Anzahl der untersuchten Schülerinnen weniger deutlich, genau denselben Zusammenhang zwischen Pubertätsentwicklung und Widerstandsfähigkeit gefunden, wie aus der von ihm selbst gezeichneten Krankenkurve[4]) und den im Anschluß daran gemachten Ausführungen deutlich hervorgeht: „Wie wir gesehen haben, tritt nach unseren Untersuchungen für die Mädchen kein so scharf und klar geprägtes Verhältnis zwischen Krankenprozent und Pubertätsentwicklung hervor wie für die Knaben. Für die Knaben hat die Krankenkurve ihre erste Spitze im ersten Jahr der Pubertätsentwicklung, dem 14. Lebensjahre, und sinkt dann stark während der folgenden, um unmittelbar nach Schluß der Pubertätsperiode hastig zu steigen. Bei den Mädchen dagegen, wo die Pubertätsentwicklung früher eintritt, erreicht die Krankenkurve erst im zweiten Jahr der stärkeren Gewichtszunahme (dem 13.) ihre erste Spitze, sinkt danach sehr wenig und steigt auch nicht ganz unmittelbar nach Schluß der eigentlichen Pubertätsperiode, wohl aber zwei Jahre später, im 18. Lebens-

[1]) Axel Keys Schulhygienische Untersuchungen. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Dr. Leo Burgerstein. Hamburg und Leipzig. 1889. S. 251, Anmerkung [1]) unter dem Text.

[2]) 2. Auflage. Jena 1902. Fischer.

[3]) Key, Schulhygienische Untersuchungen, S. 251—252.

[4]) Key, die Pubertätsentwicklung und das Verhältnis derselben zu den Krankheitserscheinungen der Schuljugend. Verhandlungen des X. internationalen medizinischen Kongresses in Berlin 1890, I, S. 101. In den schon in Anmerkung [1]) zitierten „Schulhygienischen Untersuchungen“, die nicht, wie „gr.“ unrichtig angibt, ein Originalwerk Keys, sondern laut Vorwort nur ein von Burgerstein besorgter Auszug aus dem 1885 erschienenen schwedischen Originalwerke Keys sind, ist diese Tafel leider weggelassen.

jahre, bis zu welchem Jahre die Gewichtszunahme nach ziemlich stark ist. Ein zum Teil anderes Verhältnis finden wir, wenn wir die Kurve für die Krankheit betrachten, für welche die Mädchen eine besondere Disposition haben, nämlich die Bleichsuchtskurve. Aus der dort beigefügten Tabelle geht hervar, daß das Bleichsuchtsprazent für die drei jüngsten Altersklassen etwa 15 bis 18 ist. Es steigt dann während der folgenden Jahre vor der Pubertätsperiode mehr und mehr. Während des ersten Jahres dieser Periode ist die Steigerung sehr unbedeutend, und es erreicht hier, gleichwie das allgemeine Krankenprozent, sein erstes Maximum oon 39.7 Prazent. Während der beiden letzten Jahre dieser Periode, dem 14. und 15. Lebensjahre, sinkt es wieder auf 33.3 Prozent herab. Aber unmittelbar nach dem Schluß dieser Periade erhebt es sich im 16. Lebensjahre bis zu 40 Prazent, und auf dieser Höhe bleibt es während der drei falgenden Jahre ziemlich unverändert. Wir sehen sanach, daß die letzten Jahre der Pubertätsperiade[5]) als eine frischere, die Phase dagegen, welche der Pubertätsperiade unmittelbar fakgt,[6]) auch für die Mädchen als eine Phase schwacher Widerstandsfähigkeit bestimmt gekennzeichnet ist."[7])

Aus den Warten „auch für die Mödchen" geht klar hervar, daß dieser Satz nicht, wie „gr." meint, sich nur auf eine einzige Krankheit, die Bleichsucht, bezieht, sondern daß er die Uebertragung des zunächst für die Knaben gefundenen und für die Knaben ausgesprochenen Gesetzes auf die Mädchen dorstellt. Genau die gleiche Auffassung haben auch Burgerstein und Netolitzky in ihrem Handbuch der Schulhygiene, wa es auf S. 698 in der Anmerkung 31 (zu der aben zitierten Stelle) heißt: „Siehe in dieser Arbeit Keys (gemeint ist der in meiner Anmerkung 4 zitierte Aufsatz) Näheres über die Pubertätsentwicklung und Kränklichkeit der Mädchen; auch bei diesen ist die Phase, welche der Pubertätsentwicklung unmittelbar salgt,[8]) eine solche schwächerer Widerstandskraft."[9])

Damit ist nun endlich nachgewiesen, daß das Keysche Gesetz genau so lautet, wie ich es in meinem Aufsatz in Nr. 16 angegeben hade. Damit ist ferner zu wiederholten Malen nachgewiesen, daß Mädchen wie Knaben in den Jahren unmitteldar nach der Pubertätsperiode noch weniger widerstandsföhig, noch kränklicher, noch schonungsbedürftiger sind als in der Pubertätsperiade selbst; und damit ist endlich wiederholt nachgewiesen, daß vam hygienischen Gesichtspunkt aus der Anfang des schwierigeren Unterrichtsganges der Gymnaslal- oder Realgymnasialstudien am desten in den Beginn des 14. Lebensjohres gelegt wird, wo die Kränklichkeitskurve zu fallen beginnt, und weniger gut in den Beginn des 16. Lebensjahres, in welchem nach dem Urteil der Hygieniker eine Phase schwächerer Widerstondskraft beginnt.

Das, was der Verfasser des gr.-Aufsatzes in Nr. 91 für das Keysche Gesetz ausgidt, findet sich in dieser Zusammenstellung weder bei Key, noch in dem Handbuch der Schulhygiene aon Burgerstein und Netolitzky, noch wahl in irgend einem anderen Handbuch der Schulhygiene. Diese Zusammenstellung ist überhaupt kein Gesetz, sondern eine willkürliche Vereinigung verschiedenartiger Dinge, zwischen denen nicht einmal ein Zusammenhang hergestellt ist.

2. Die Stellung der Fachkreise. Ich hatte in meinem Aufsotz in Nr. 16 behauptet, doß die überwiegende Mehrheit der Fachkreise für die sechsklassige Anstolt ist. Diese Behauptung halte ich auch jetzt nach voll und ganz aufrecht. Was zunöchst den Allgemeinen Deutschen Verein für das hähere Mädchenschulwesen anbetrifft, sa hatte ich gesagt, daß auf der Versommlung zu Erfurt (Oktober 1905) sich die Mehrzahl der Diskussiansredner und -rednerinnen des ersten Tages für die Gabelung (d. i. für die sechsklassige Anstalt) ausgesprachen habe und nur eine Minderheit für den Aufbau (d. i. für eine dreiklassige Anstalt) eingetreten sei. Durch ein mir unerklärliches Versehen ist hier der einschränkende Zwischensatz weggeblieben: „Soweit die Diskussiansredner und -rednerinnen zur Frage, ob Gabelung, ob Ausbau, überhaupt Stellung nahmen." Diese Einschränkung ist eigentlich seldstverständlich. Wer zu dieser Frage nicht Stellung nimmt, zählt bei dieser Frage eben nicht mit. Immerhin gebe ich zu, daß die Einschränkung im Interesse noch größerer Deutlichkeit und um jedes Mißverständnis auszuschließen, hätte gemacht werden sallen; ich kann nur wiederholen, daß ihre Auslassung nicht auf Absicht, sondern nur auf einem mir jetzt nicht mehr erklärlichen Versehen beruht. Von den 15 Diskussionsrednern und -rednerinnen des ersten Tages der Erfurter Versammlung, die zu dieser Frage sprachen (der Vortragende und der Versammlungsleiter gehören nicht zu den Diskussiansrednern) haben sich sieben (Wegscheider, Dr. Heydtmann, Dr. Kase, Keim, Dr. Schmidt, Dr. Ott und Hilger) für die sechsklassige Anstalt und die Gabelung ausgesprochen und nur 5 (Doblin, Dr. Lohmann, Dr. Tesdorpf, Sprengel und Siebert) sprochen sich für den vargeschlagenen Aufbau aus. Eine weitere Rednerin (Frl. Jungk) ist infalge eines Versehens nicht zu Wort gekommen, wallte sich aber gleichfalls gegen den Aufbau und für die Gabelung aussprechen.[10]) Die übrigen Diskussionsredner und -rednerinnen nahmen zu der Frage, ob Gabelung, ob Aufdau, keine bestimmte Stellung; drei daoan (Gaudig, Keller und Dr. Harn) lehnten aber jedenfalls und ganz bestimmt den vargeschlagenen dreiklassigen Ausbau ab. Das Verhältnis der Anhänger der Gabelung zu denen des Aufbaues ist sanach 7:5, bezw. 8:5; d. h. soweit sich die Diskussionsredner und -rednerinnen überhaupt zur oorliegenden Froge bestimmt geäußert haden, haben sie sich ihrer Mehrheit nach für die Gabelung und das sechsklassige Mädchengymnasium ausgesprochen. Diesem Sachverhalt entsprechend wurde von seiten der Vorstandschaft bei der Erfurter Versammlung auf eine Abstimmung über die aorliegende Frage verzichtet, nachdem schon zwei Jahre vorher auf der Danziger Versammlung 1903 aus den zur Abstimmung gebrachten Thesen jede Festlegung über den strittigen Punkt — Gabelung oder Aufbau — mit Absicht und ausdrücklich weggelassen warden war. Damit dürfte gezeigt sein, doß man jedenfalls nicht sagen kann, daß der Allgemeine Deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen in seiner Mehrheit für den Ausbau ist; nach dem Gang der Diskussian auf der Erfurter Versammlung ist es vielmehr im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Mehrheit der Mitglieder dieses Vereins, saweit sie sich überhaupt entschieden haben, im Gegensatz zur Vorstandschaft, für die Gabelung und die sechsklassige Anstalt ist. Das ist wenigstens der jetzige Stand, für den Beschlüsse, die aar 5 und 7 Jahren gefaßt wurden (Hildesheim 1899, Freiburg i. Br. 1901) im Hinblick auf den damit im Widerspruch stehenden Verlauf der Danziger Versammlung 1903 und den der Erfurter Versammlung 1905 doch ahne jeden Belang sind.

Ferner sind als Fachkreise anzusehen die Sektian für hähere Schulen des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins und die Leiter und Leiterinnen der bisher (d. i. bis Ostern 1904[11])) bestehenden Mädchengymnasien. Beide — die Sektion und die Leiter und Leiterinnen — haben sich für die sechsjährige Dauer der gymnasialen bezw. realgymnasialen Studien ausgesprochen. Es haben das sogar diejenigen Leiter und Leiterinnen getan, die einer vier- bis fünfklassigen Anstalt varstehen, und sie haben dabei ihrem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß es ihnen wegen der Beschränktheit der ihnen zur Verfügung stehen-

5) Das ist nach Key das 14. und 15. Lebensjahr.
6) Das ist das 16., 17. nnd 18. Lebensjahr.
7) Die Hervorhebung ist von mir. H.
8) Das ist das 16., 17. und 18. Lebensjahr.
9) Die Hervorhebnng ist von mir. H.

10) Siehe den Bericht über die Versammlung in der Zeitschrift „Frauenbildung", 5. Jahrgang, 1906, S. 69.
11) Die Liste von Mädchengymnasien, die mir bei Abfassung meines Aufsatzes in Nr. 16 als neueste zur Verfügung stand, gab den Stand von Ostern 1904 an.

den Mittel oder wegen anderer Schwierigkeiten unmöglich sei, eine sechsklassige Anstalt zu errichten. Wenn also unter den 32 Anstalten des jetzigen Standes 22 vierklassig sind, so beweist das noch lange nicht, daß deren Leiter und Leiterinnen auch alle für den vierklassigen Typus eintreten und gegen die sechsklassige Anstalt sind.

Was endlich die Beschlüsse der Berliner Konferenz vom 23. Januar d. J. anbelangt, so ist es doch ein starkes Stück irreführender Darstellung, wenn dieselben so ohne weiteres als zugunsten der vierklassigen Anstalt und als gegen die sechsklassige Anstalt erfolgt ausgegeben werden. Das Wesentliche in dem ganzen Streit über das Mädchengymnasium bezw. Mädchenrealgymnasium ist die Dauer des Lateinstudiums. Die Berliner Konferenz hat sich für sechs Jahre Lateinunterricht ausgesprochen und hat sich damit in dieser Beziehung auf die Seite der Anhänger der sechsklassigen Anstalten gestellt. Da sie sich ferner dahin ausgesprochen hat, daß der Unterricht in diesen sechs Jahren (d. i. in den beiden oberen Klassen des Lyzeums und in den vier Klassen des Oberlyzeums) nur durch akademisch gebildete Lehrkräfte erteilt werden soll — was entgegen der Behauptung in dem gr.-Aufsatz in den oberen Klassen der höheren Mädchenschulen durchaus nicht überall und keinesfalls in allen wissenschaftlichen Fächern der Fall ist —, so sind mit den Beschlüssen der Berliner Konferenz alle wesentlichen Forderungen der Anhänger des sechsklassigen Typus erfüllt. Daß in den ersten zwei Jahren (d. i. in den beiden Oberklassen des Lyzeums) die Gabelung nur im Latein eintreten soll und nicht auch in den übrigen Fächern, ist eine unerwünschte, aber schließlich doch nicht erhebliche Abweichung vom Typus des sechsklassigen Mädchengymnasiums, die darauf zurückzuführen ist, daß die Beschlüsse der Konferenz eben ein Kompromiß zwischen den beiden widerstrebenden Richtungen sind.

Ich glaube, auch hier gezeigt zu haben, daß „widerwärtiger Kampf gegen jegliche Objektivität" und „wahrheitswidriges Verhalten" nicht auf meiner Seite zu suchen sind. Es würde zu weit führen, den Nachweis der Unrichtigkeit auch auf die anderen Punkte auszudehnen, in denen der Verfasser des gr.-Artikels mich widerlegt zu haben glaubt. Ich kann statt dessen wohl einfach die Versicherung abgeben, daß ich diesen Nachweis in bezug auf diese anderen Punkte jederzeit zu führen imstande bin.

Auf die anderen Liebloſigkeiten des gr.-Aufsatzes, wie „wissenschaftliches Mänteichen", „lächerliche querelle d'Allemand", „bescheidene Verleugnung der Kenntnis der einschlägigen Literatur", „schnellfertige Urteile", „überflüssige Ueberlegenheitsaccente", brauche ich überhaupt nicht weiter einzugehen, sondern schließe hier die unerquicklich, weil (nicht durch meine Schuld) persönlich gewordene Diskussion.

Deutsche Bauernhäuser.

Die Verbreitung der verschiedenen Bauernhausformen des Deutschen Reiches wird zurzeit durch Fragebogen ermittelt. Die Umfrage ist vom Gesamtverein der deutschen Geschichtsvereine veranlaßt. Auf der Bamberger Tagung konnte der Fragebogen bereits vorgelegt und über die Verbreitung desselben beraten werden. Der Bogen enthält auf vier Folioseiten allgemeine Anweisungen, dann in Abteilung I Fragen über die Gesamtanlage (Einheitshof, Rahmenhof, Haufenhof, Wohnstallhaus) in 18 Nummern, in Abteilung II Fragen über die Einteilung des Wohnraumes, zumal Lage des Hausflurs und des Kochherdes, in Abteilung III solche über Einzelheiten, Dachform, Giebel, Geschoßzahl, Baumaterial, örtliche Bezeichnungen. Die Beantwortung ist so gedacht, daß die Nummern der jeweilig an einem Orte beobachteten Formen je nach Häufigkeit zwei- oder einmal unterstrichen, nicht ganz zutreffende Teile korrigiert oder durch einfache Neuzeichnungen ersetzt, die Fragezeichen durch bestimmte Buchstaben (Ka = Kammer, St = Stall u. s. f.) ersetzt werden. Der Fragebogen des Gesamtvereins ist für ganz Deutschland berechnet, wird aber für Gegenden mit großer Mannigfaltigkeit Ergänzungen bedürfen, die auf mechanischem Weg leicht eingetragen werden können, wie es z. B. für die Voralpengegenden geschehen ist. Noch besser, wenn für besondere Gebiete ein eigener Bogen hergestellt wird, wie es zurzeit für die Mark Brandenburg und den Nordosten durch den bekannten Hausforscher R. Mielke mit Mitteln der Virchow-Stiftung geschieht. Der Zweck der Umfrage ist Erforschung der geographischen Verbreitung der einzelnen Formen, also Arbeit in die Breite im Sinne der Kulturwellenforschung R. Meringers. Die Tiefenforschung, die sich mit der eingehendsten Zergliederung der charakteristischen Einzelanwesen zu beschäftigen hat, soll und kann dadurch nicht verdrängt werden, sie wird vielmehr außer neuem Material wohl neue Richtlinien und Aufschlüsse über die Grundlagen der Aehnlichkeit und Verschiedenheit, über gegenseitige Beeinflussung und über die Stufen der Entwicklung erhalten. Das große Architektenwerk über das deutsche (österreichische und schweizerische) Bauernhaus hat, obwohl noch nicht vollendet, gerade die Anregung zu dem geographischen Fragebogen gegeben und die Bearbeitung allein ermöglicht. Es wird aber auch erst recht fruchtbar werden, wenn es durch die Umfrage ergänzt und beleuchtet wird.

Die Erhebung der Antworten kann unmöglich von einer Zentralstelle aus beherrscht werden, da hierfür möglichst enge Fühlung mit den Beantwortern nötig ist, die nur aus näherer Entfernung gewonnen und nutzbar gemacht werden kann. Es war daher die nächste und größte Sorge der Zentralstelle des Vereins für bayerische Volkskunde (Würzburg), in den Einzelstaaten Landesorganisationen zu gewinnen. Es ist dies gelungen für Bayern, wo der genannte Verein die Umfrage besorgt, für Sachsen, wo der sächsische Verein für Volkskunde sich der Mühe unterzogen hat, in Thüringen durch die Historische Kommission, in Württemberg durch den Generalkonservator Dr. Gradmann, in den Rheinlanden durch den Bergischen Geschichtsverein, für Mecklenburg durch den Heimatbund (Baurat Pries), für den ganzen Nordosten durch R. Mielke und die Virchow-Stiftung. Für einzelne kleinere Gebiete wie z. B. die alemannische Baar sind lokale Vereine gewonnen. Die Fragebogen liefert, vom Nordosten abgesehen, wenn nötig mit den örtlichen Ergänzungen, der Verein für bayerische Volkskunde zunächst aus eigenen Mitteln, doch ist zu hoffen, daß er durch Reichsunterstützung entlastet wird.

Die genannten Organisationen können mit ihren Mitgliedern allein die Antworten nicht liefern, da diese ja auf dem Lande geholt werden müssen und nur auf Grund langer, genauer Bekanntschaft mit den ländlichen Hausformen gegeben werden können. Wie seinerzeit beim Sprachatlas des Deutschen Reiches, muß man die größte Hoffnung auf die Landschullehrer setzen. Aber sie allein werden nicht ausreichen, zum Teil auch nicht geneigt sein. Es ist nötig, daß ein Teil der Antworten auf technischen Kenntnissen beruhe. In Bayern sind die Schüler der Baugewerkschulen zuerst beigezogen worden: in den Weihnachtsferien füllten sie auf Belehrung durch ihre Schulleiter die Bogen aus. Hierdurch ist ein Grundstock geschaffen. Sodann wurde mit den Schülern der Lehrerseminare derselbe Versuch mit unerwartet gutem Erfolg gemacht. In den Osterferien ist das gleiche Verfahren an anderen Anstalten fortgesetzt worden. Mittlerweile haben die bayerischen Ministerien außer den Schulen auch die Bau-, Distrikts- und Gemeindebehörden zur Unterstützung bei etwaigen Anfragen aufgefordert. Die Wirkung war bisher noch allerdings gering. Von neun Bürgermeistern, die zunächst zur Probe gebeten wurden, mit den Ortslehrern den Fragebogen zu beantworten, hat bis jetzt einer der Bitte entsprochen, obwohl allen Anfragen das Rückporto beigelegt war. Erfreulicher war der Erfolg, den ein Aufruf des „Pfälzer Museums" hatte; eine Reihe von Arbeitswilligen hat sich auf ihn hin angeboten. Für den weiteren Aufbau des Umfragesystems haben sich die bayerischen Katasterpläne, zumal die 1 : 2500, bei deren Auswahl das

Katasterbureau freundliches Entgegenkommen bewies, sehr nützlich gezeigt. Hauptfragen lassen sich an ihrer Hand sofort beantworten. — So stehen für Bayern die Vorarbeiten hoffnungsvoll. Es ist zu erwarten, daß in etwa anderthalb Jahren eine Hauskarte von Bayern in Angriff genommen werden kann.

Leider ist noch ein großer Teil des übrigen Reiches ohne Organisationen. Viele, viele Anfragen und Bitten sind bis jetzt vergeblich gewesen, besonders im Nordwesten und Norden. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, diese Gegenden zu erschließen. Der Unterzeichnete wird mit Aufschlüssen and Fragebogen jederzeit aushelfen.

Das nächste Ziel ist die Sammlung und Ordnung der ausgefüllten Fragebogen. Dann folgt ein schweres Stück Arbeit: die Lesung und Deutung der Antworten. Beim besten Willen konnten die Fragen nicht für alle Gegenden und alle Leser eindeutig gefaßt werden. Ist es doch sehr häufig vorgekommen, daß z. B. unter Tenne, trotz genauer Anweisung der Haustennen, Flur verstanden wurde und so ganze Figuren falsch aufgefaßt werden mußten. Nach der Deutung kommt die Sichtung. Vieles ist sofort als ungenau, unrichtig zu erkennen, anderes ist nachzuprüfen durch erneute Anfrage oder durch Material aus der Nachbarschaft, aus Katasterplänen. Das letzte Ziel ist die Herstellung von Hauskarten zunächst in großem Maßstab, dann einer Gesamtkarte auf einem Blatt. Erschöpft sind dadurch die Fundgruben der Fragebogen nicht, noch lange werden sie bei der Hausforschung auf allerlei Fragen Antworten zu geben haben, vielleicht auch selbst neue Fragen stellen.

Würzburg. Prof. O. Brenner.

Zur Reform des russischen Volksschulwesens.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Volksunterricht in Rußland auf einer sehr niedrigen Stufe steht und daß der bei weitem größere Teil der russischen Kinder keinen Schulunterricht erhält, obwohl seit einigen Jahrzehnten vieles nachgeholt wurde, was in dieser Beziehung früher versäumt worden war. Nun hat das Ministerium der Volksaufklärung den Entwurf eines neuen Volksschulgesetzes ausarbeiten lassen, das eine gründliche Reorganisation des russischen Volksschulunterrichts herbeiführen soll. Ueber den wesentlichen Inhalt dieses Gesetzentwurfes wird folgendes mitgeteilt.

Alle Kinder, Knaben und Mädchen, sollen im Alter von acht bis zwölf Jahren in organisierten Elementarschulen unterrichtet werden; die Ausführung dieses Beschlusses soll aber nicht auf bureaukratischem Wege, durch Regierungsbehörden, sondern durch freiwillige, aktive Beteiligung der lokalen Bevölkerung jeder Gemeinde erfolgen. Die Mitwirkung des Ministeriums der Volksaufklärung wird sich darauf beschränken, den Wünschen der Gemeinden nach Jugendunterricht möglichst entgegenzukommen. Die Mittel zur Besoldung des Lehrpersonals wird die Staatsregierung gewähren, die übrigen für den Volksunterricht notwendigen Ausgaben sollen von der lokalen Bevölkerung getragen werden.

Durch die Repartierung der für die Volksschulen erforderlichen finanziellen Mittel zwischen der Staatsregierung und der Lokalverwaltung sollen vornehmlich die zu begründenden Rechte der letzteren in bezug auf diese Schulen gewährleistet werden, namentlich durch die Bedingung, daß die von der Regierung zu liefernden Summen für die Besoldung des Lehrpersonals nur als Subsidien zu betrachten sind, die der Gemeinde, als eigentlicher Herrin der Volksschule, gewährt werden.

Mit der Volksschulreform soll in den zentralen Landesteilen angefangen und allmählich bis zu den Grenzländern fortgeschritten werden. Zur vollständigen Durchführung der Reform wird eine zehnjährige Frist angenommen, denn um überall gleichzeitig damit vorzugehen, fehlt es nicht nur an den notwendigen Geldmitteln und Lehrkräften, sondern man wünscht auch den Gemeinden keinen Zwang aufzulegen, sondern will es ihnen selbst überlassen, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann die neuen Volksschulen eröffnet werden sollen. Da aber die Wünsche der Bevölkerung nach Unterricht und Bildung sich nicht spontan und überall gleichzeitig äußern werden, so kann auch die Einführung der Reform nicht auf einmal stattfinden. Um sie zu erleichtern, wurde die Bestimmung getroffen, daß der Rayon jeder einzelnen Volksschule einen Radius von höchstens drei Werst haben soll und daß auf einen jeden Lehrer einer solchen Schule nicht mehr als fünfzig Schüler kommen sollen. Der Gehalt eines Volksschullehrers wird auf mindestens 360 Rubel, der des Religionslehrers auf 60 Rubel jährlich festgesetzt; die Regierung erwartet jedoch, daß Erhöhungen dieser Bezüge, namentlich periodische Zulagen für langjährigen Dienst, durch lokale Mittel aufgebracht werden.

Es braucht wohl nicht erst versichert zu werden, daß die Verwirklichung eines solchen Volksschulgesetzes nicht nur zeitgemäß, sondern sogar notwendig ist; höchstens könnte man fragen, weshalb es nicht schon längst eingeführt wurde. Die große historische Umwälzung, die sich gegenwärtig im russischen Reiche vollzieht, ist nun offenbar die Veranlassung gewesen, daß man sich endlich dazu entschlossen hat, eine Reform des Volksschulwesens in Angriff zu nehmen, und man wird zugeben müssen, daß Rußland, dem jetzt eine neue Regierungsform verliehen werden soll, im bisherigen Zustande der Unkultur großer Volksmassen nicht länger verharren darf. Das Mißverhältnis dieser neu zu erwartenden Regierungsform dem bisherigen Kulturzustande des Volkes gegenüber könnte verhängnisvolle Folgen haben; die Ereignisse der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit liefern dafür die deutlichsten Beweise.

Um den Mangel an Bildung in den großen russischen Volksmassen zu kennzeichnen und um zu beweisen, wie notwendig es ist, das Volksschulwesen in Rußland gründlich zu reorganisieren, können folgende Zahlen dienen. Die Volkszählung von 1897 ergab auf zwölf und eine halbe Million Kinder im schulpflichtigen Alter nur fünf Millionen, die Schulunterricht erhielten. Drei Fünftel blieben also ungeschult. Unter tausend Bewohnern Rußlands männlichen und weiblichen Geschlechts gibt es nur 36 lernende Kinder, während in Frankreich 150, in Deutschland and England 180, in Oesterreich-Ungarn 130 und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 230 Schüler auf tausend Einwohner kommen. In Rußland werden für den Volksunterricht etwa 40 Kopeken auf jede männliche Seele der Bevölkerung ausgegeben, in Frankreich dagegen 2 Rubel, in Deutschland 2 Rubel 50 Kopeken, in England 3 Rubel und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sogar 5 Rubel. (Ob diese Zahlen ganz exakt sind, ist fraglich, die Verantwortung dafür muß die russische Quelle tragen, aus der geschöpft wurde.) Will also Rußland in bezug auf den Volksunterricht annähernd das Niveau der westeuropäischen Staaten erreichen, so muß es die Zahl seiner Volsschulen mindestens verdreifachen und den Aufwand für den Volksschulunterricht, der jetzt etwa 50 Millionen Rubel beträgt, versechsfachen. Daß die zur Verwirklichung der Volksschulreform angenommene zehnjährige Frist nicht zu lang bemessen ist, muß wohl zugegeben werden, denn während dieses verhältnismäßig kurzen Zeitraumes sind gewaltige Kulturarbeiten zu bewältigen, hauptsächlich in den weit entfernten östlichen und südlichen Grenzländern, wo, wie z. B. in Turkestan, auf tausend Bewohner nicht einmal ein Volksschüler trifft.

Daß ein neues Volksschulgesetz von allen Bevölkerungsschichten freudig begrüßt werden wird, ist zweifellos, denn das Bedürfnis nach Bildung ist schon seit langer Zeit weit stärker, als die bisherige Möglichkeit war, es mit den jetzt vorhandenen Bildungsmitteln zu befriedigen. Die gegenwärtig existierenden Volksschulen konnten schon seit vielen Jahren die Menge der sich um Aufnahme meldenden Kinder nicht mehr befriedigen; im Gouvernement Jekaterinoslaw, das zu denjenigen Landesteilen gehört, die verhältnismäßig noch ziemlich gut mit Volksschulen versehen sind, konnten in einem der letztverflossenen Jahre 15,500 Kinder keine Aufnahme finden; in Podolien war es der vierte

Teil der sich als Schüler meldenden Kinder, die zurückgewiesen werden mußten, und man rechnet, daß gegenwärtig in ganz Rußland 400,000 Kindern ihr Wunsch, die Volksschule zu besuchen, nicht erfüllt werden kann.

Die geplante Reform des Volksschulwesens in Rußland wird sehr beträchtliche Mittel erfordern. Nur allein im Moskauer Lehrbezirk, der die Gouvernements Moskau, Wladimir, Kaluga, Kostroma, Nishnij-Nowgorod, Orel, Tula und Jaroslaw umfaßt und in dem sich 1,872,575 Kinder im schulpflichtigen Alter befinden, sind 37,448 Schulen notwendig und das für diese Schulen erforderliche Lehrpersonal muß einen Mindestgehalt von 14,604,720 Rubel erhalten. Gegenwärtig gibt es in diesem Lehrbezirk nur 8000 Volksschulen, in denen etwa 600,000 Kinder unterrichtet werden und deren Lehrer mit zirka 800,000 Rubel besoldet werden. Künftig wird der Staat das Zwanzigfache der Lehrerbesoldungen aufwenden müssen, abgesehen von den beträchtlichen Summen, die von den lokalen Gemeindeverwaltungen für Schulzwecke zu beschaffen sind. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Moskauer Lehrbezirk, verglichen mit dem ganzen Reiche, gar nicht besonders groß ist. Zieht man aber die Wichtigkeit des Volksunterrichts für die Wohlfahrt des Landes und Volkes in Betracht, so wird man zugeben müssen, daß die für das Schulwesen zu verausgabenden Summen gar nicht besser verwendet werden können. Daß man in Rußland unter den obwaltenden Verhältnissen an die Einführung des obligatorischen und unentgeltlichen Schulbesuches noch lange nicht wird denken können, braucht wohl kaum noch bewiesen zu werden.

W. H.

Schulgeographie.

Von Arthur Dix.

Wenn in Deutschland die Heimat- und Erdkunde auch nicht in dem Maße vernachlässigt wird, wie es beispielsweise bei unseren westlichen Nachbarn der Fall und von diesen durch typische Beispiele allgemein bekannt ist, so läßt doch die Berücksichtigung geographischer Kenntnisse auch bei uns immer noch recht viel zu wünschen übrig. Je mehr wir aber in das Getriebe der Weltwirtschaft und Weltpolitik hineingeraten sind, um so notwendiger wird ganz allgemein die Beherrschung geographischer Kenntnisse und die Ausbildung geographischen Anschauungsvermögens.

Der Ausbau und die sorgfältigere Pflege des geographischen Unterrichts an unseren Lehranstalten jeglicher Art ist ein nicht gering zu veranschlagendes Mittel zur Förderung unserer allgemeinen materiellen und politischen Interessen. Die weltpolitischen Fragen werden im Volke ein größeres Verständnis finden, die weltwirtschaftliche Ausbreitung vollzieht sich auf sichererer Grundlage, wenn die Kenntnisse der politischen und der physischen, der Kultur-, Wirtschafts- und Handelsgeographie sich in immer weiterem Maße ausbreiten.

Speziell auf dem Gebiete der Wirtschafts- und Handelsgeographie hat es bis vor kurzem in empfindlicher Weise an einschlägigen Werken zur Belehrung weiterer Kreise gefehlt. Neuere Publikationen haben diese Lücke auszufüllen begonnen, und es erscheint sehr wünschenswert, daß sie noch weiter ergänzt und fortgeführt, auch beispielsweise für den Gebrauch in Fortbildungsschulen noch weiter popularisiert werden.

Wir werden an das Bedürfnis nach solchen Hilfsmitteln für die Verbreitung praktischer geographischer Kenntnisse wieder erinnert durch die soeben erfolgte Neuauflage einer anregungsreichen und wirksamen Schrift des Professors Dr. Conwentz vom westpreußischen Provinzialmuseum über „Die Heimatkunde in der Schule" (Grundlagen und Vorschläge zur Förderung der naturgeschichtlichen und geographischen Heimatkunde in der Schule, zweite vermehrte Auflage, Berlin 1906, Verlag von Gebr. Borntraeger). Die sehr verdienstliche Arbeit, deren erste Auflage bereits manchen praktischen Erfolg gezeitigt hat, berücksichtigt, wie ihr Titel besagt, lediglich jenen engeren Teil der Geographie, der sich auf die Heimatkunde erstreckt. Ein Gegenstück zu dieser Schrift auf dem weiteren Gebiet der allgemeinen Geographie unter Berücksichtigung aller oben erwähnten Teile scheint uns nicht minder erwünscht.

Der Verfasser der genannten Schrift ist kein Schulfachmann, aber er hat lange Jahre mit Lehrerkreisen enge Fühlung gehalten, indem er suchte, sie zur Mitarbeit an seinen naturwissenschaftlichen Studien in der Provinz Westpreußen heranzuziehen. Die Verwaltungsberichte, die er als Direktor des westpreußischen Provinzialmuseums regelmäßig abfaßt, zeigen in beachtenswerter Weise die Erfolge dieser Versuche. Seine Gedanken über den Ausbau der Heimatkunde im Rahmen der Schulprogramme entwickelte er zum erstenmal zusammenfassend in der vor zwei Jahren erschienenen ersten Auflage seines Buches. Dieses wurde auf Veranlassung des preußischen Kultusministers in allen Teilen des Staatsgebiets auf amtlichen Lehrerkonferenzen zur Besprechung gestellt, wozu auch der Verfasser öfter eingeladen wurde. In diesen Konferenzen ist die Heimatkunde in der Schule fast überall von Schulaufsichtsbeamten und von Lehrern mit besonderer Wärme und Teilnahme behandelt worden. Verschiedene Provinziallehrerversammlungen haben auf Grund der von Professor Conwentz gemachten Vorschläge Entschließungen gefaßt, die sich auf die Bereicherung des geographischen Anschauungsmaterials in den Schulen beziehen.

Bei der nunmehr nötig gewordenen zweiten Auflage konnten manche neueren Erfahrungen der Praxis, manche Wirkungen der früheren Vorschläge berücksichtigt werden. Der Verfasser beschäftigt sich eingehend mit der Handhabung der Heimatkunde in allen verschiedenen Arten von Schulen und liefert dabei eine sehr sorgfältige Kritik der gegenwärtig benutzten Lehrbücher und sonstigen Hilfsmittel des Unterrichts in der Heimatkunde. Er untersucht die Lehrpläne der Volksschulen, der Präparandenanstalten und Lehrerseminare, der höheren Mädchenschulen und Lehrerinnenseminare, sowie der höheren Lehranstalten. Neben der Verbesserung und Bereicherung der Unterrichtsmittel richtet er sein Augenmerk auch wesentlich auf die Förderung der Lehrer selbst durch die Behandlung heimatkundlicher Fragen in Lehrerkonferenzen, Lehrervereinen, Kursen, Schulmuseen und ihre Unterstützung durch die Lehrerbüchereien.

Von den Vorschlägen zur Entwicklung des geographischen Anschauungsvermögens in den höheren Lehranstalten sei beispielsweise derjenige erwähnt, diese Anstalten mit Aussichtstürmen zu verbinden, die nach allen Seiten einen freien Ueberblick über das Gelände gewähren und dadurch eine gute erste Einführung in die Erläuterung der Geländekonstruktion ermöglichen. Man findet derartige Einrichtungen bereits am Goethe-Gymnasium in Frankfurt a. M., am Werner Siemens-Realgymnasium in Schöneberg-Berlin und an einigen anderen Stellen. Durch die Anfügung ausgewählter Lehrpläne der verschiedenen Schulgattungen veranschaulicht Conwentz, was zurzeit auf dem Gebiete der Heimatkunde in der Schule geleistet wird und wo Lücken bestehen.

Mit seinen Bestrebungen vollauf übereinstimmend und die Neuauflage seines Buches warm empfehlend, möchten wir doch nicht versäumen, zum Schluß nochmals daran zu erinnern, daß die Heimatkunde allein, so wünschenswert ihre Förderung auch ist, doch nicht den geographischen Unterricht ganz für sich in Anspruch nehmen darf; daß vielmehr in unserer Zeit wenigstens in den höheren Lehranstalten und ferner auch in den Fortbildungsschulen eine reichliche Berücksichtigung der allgemeinen Geographie in politischer und kultureller, wirtschaftlicher und kommerzieller Beziehung durchaus notwendig und geboten erscheint.



Bücher und Zeitschriften.

Die kulturelle Lage Europas beim Wiedererwachen des modernen Okkultismus. Geistige, soziale und politische Hauptströmungen. Von G. L. Daukmur. Leipzig 1905. Oswald Mutze. XL und 626 S.

Das mit dem Titelbild des Verfassers geschmückte Buch ist den Manen L. v. Hellenbachs und K. du Prels gewidmet. Es behandelt im allgemeinen den Zeitraum von 1789 bis 1850 für den englischen, französischen und deutschen Kulturkreis und will eine Ergänzung der geschichtlichen Werke von Besme, Kiesewetter u. s. w. über den gleichen Gegenstand darstellen. In der sehr ausführlichen Einleitung werden als die drei Hauptgrundsätze des Verfassers angegeben: Metaphysischer Darwinismus, transzendentaler Individualismus und sozialer Evolutionismus; die Verneinung der Teleologie seitens Häckels sei durch Darwin und Spencer widerlegt worden; der Fortschritts-Gedanke erfordere gebieterisch den Glauben an Unsterblichkeit und Seelenwanderung; nur der Mensch besitze die Gabe der Sprache, die nicht Ursache, sondern Wirkung seines geistigen Charakters sei; die Weltgeschichte laufe nicht logisch-mechanisch ab, sondern es sei „das im Dunkel des unerforschbaren Seins über allem waltende Weltgesetz zugleich auch das Weltgericht"; es herrsche keine mechanische Notwendigkeit im Verlaufe der Geschichte; Anfang und Ende von allem Denken sei der Glaube, die Glaubensphilosophie. Das alles sind Behauptungen, die sehr starken Widerspruch erfahren werden.

Das äußerst umfangreiche Werk selbst teilt sich in folgende Abschnitte: A. Von der französischen Revolution (1789) bis zur Juli-Revolution (1830). B. Die nachklassische Periode der Romantik in Deutschland. C. Von der neuenglischen Romantik bis zu Ch. R. Darwin. D. Von der Juli-Revolution (1830) bis zu Allan Kardecs „Buch der Geister" (1858). E. Vom Wiener Kongreß (1814) bis zur März-Revolution (1848). Der letzte Abschnitt F zerfällt wieder in drei Unterabteilungen: I. Kulturphilosophisches, II. Die deutsche Pneumatologie vom Ende des 17. bis Mitte des 19. Jahrhunderts. III. Der kategorische Imperativ des Okkultismus. Inhaltlich stellt das Buch eine Zusammenfassung, Verarbeitung und Ergänzung von Aufsätzen dar, welche der Verfasser in den „Psychischen Studien" Jahrgang 29—31 hatte erscheinen lassen. Es wird das ethische, religiöse, intellektuelle, soziale und ökonomische Leben der Zeitepoche von 1789—1850 geschildert, wobei aber das rein intellektuelle, speziell das literarische Element weitaus den Vorrang behauptet. Um gleich Schwächen des Werkes zu erwähnen: Verfasser betont, daß der Okkultismus sogar während der Aufklärungsperiode nie ganz tot gewesen, daß er aber doch erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts wieder auf der Sehfläche des westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreises erschienen sei, gleichsam wiedergeboren. Angesichts dieser unzweifelhaften Tatsache wäre es am Platze gewesen, erstens eine genaue Begriffsbestimmung des älteren wie des neueren Okkultismus und ihres Unterschieds zu geben und zweitens nicht nur ausführlich zu zeigen, **wie** diese Wiedergeburt vorbereitet wurde, sondern auch **warum**; eine wirklich **befriedigende** Erklärung der inneren Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung sucht man jedoch vergebens. Ferner sind die tatsächlichen Angaben keineswegs immer zuverlässig. So liest man z. B. auf Seite 87 von dem „Aufstand der (englischen) Bauern unter dem Ziegelbrenner Wat Tyler gegen Richard II. Löwenherz (1381), der sich aber damals gar nicht löwenherzig, sondern feige und verräterisch benahm". Nun war aber Richard I. Löwenherz bereits seit 1199 tot; Richard II., unter dem obiger Aufstand 1381 stattfand, führte niemals den Beinamen „Löwenherz"; er mag sich gegen die aufrührerischen Bauern verräterisch benommen haben, feige aber keinesfalls; denn selbst von ihm feindlicher Seite wird die Kühnheit und Geistesgegenwart anerkannt, mit der er sich inmitten der wütenden Bauernhaufen bewegte. Auf Seite 151 wird dem französischen König Ludwig XVIII. vorgeworfen, er habe sich nicht gescheut, „die erbärmliche Tat zu begehen: die Gebeine Voltaires und Rousseaus auf den Schindanger werfen zu lassen". Dieser Vorwurf ist erstens bisher wohl nie gegen Ludwig XVIII. selbst erhoben worden, dem als erklärten Freidenker man derlei auch gar nicht zutraute, sondern gegen einige Ultraroyalisten, die ganz ohne sein Zutun handelten, und zweitens ist er dadurch überhaupt widerlegt, daß sich bei einer vor mehreren Jahren stattgefundenen Ausgrabung die Gebeine der beiden berühmten Denker in ihren Särgen noch vorfanden. Daß in der in Betracht kommenden Epoche die Gegner des Okkultismus und ihre Aeußerungen lange nicht mit gleicher Ausführlichkeit behandelt werden wie dessen Anhänger, ist bei der Stellungnahme des Verfassers begreiflich, wenn auch keineswegs zu loben. Bedauerlich ist auch, daß Verfasser sich selbst die Beschränkung auferlegt, bloß den englischen, französischen und deutschen, nicht auch die übrigen Kulturkreise Europas und selbst in ersteren nur typische Größen, „repräsentative" Menschen zu behandeln und z. B. einen Lotze, Ulrici, Krause nicht dazu zu zählen, die vielleicht eher eingehende Behandlung verdient hätten als manche andere. Abgesehen jedoch von diesen Mängeln sind an dem Buche große Vorzüge zu rühmen. Eine Fülle von hochinteressanten Einzelheiten ist mit einem wahren Bienenfleiß zusammengetragen. Es ist jedenfalls sehr verdienstvoll, daß die Kulturentwicklung auch einmal von dieser Seite eingehend beleuchtet und die Stellungnahme der führenden Geister zum Okkultismus geprüft wird, ein näheres Eingehen freilich auf diese Stoffülle muß sich Referent zu seinem Bedauern wegen Raummangels versagen. Nur der letzte Abschnitt F soll noch etwas gestreift werden. Verfasser betont (S. 123), daß in der Entwicklung der Kultur das Gesetz des Fortschritts herrsche und zwar in Gestalt der Spirale. Die materialistische Geschichtsauffassung von K. Marx sei einseitig; letzter Sinn aller sozialen Evolution sei die Wechselwirkung zwischen ideologischen und ökonomischen Faktoren, zwischen Individuum und Milieu; ihre Kombination mache die Weltgeschichte aus. Die „Gattungssolidarität" sei anzustreben, die Harmonie zwischen den Individualinteressen. Nach der aristokratisch-monarchischen und der demokratisch-konstitutionellen werde die sittlich-logokratische Staatsform kommen, Ordnung und Freiheit zugleich umfassend (S. 432). Da der Okkultismus bisher nicht mit Unrecht in dem Geruche stand, Kennzeichen und Werkzeug der finstersten Reaktion zu sein, bemüht sich der Verfasser, dies unter Hinweis auf Hellenbach und Du Prel zu widerlegen und sucht selbst überall eine möglichst freiheitlich-fortschrittliche Anschauung hervorzukehren. In dem letzten Unterabschnitt ist er bestrebt, sich mit dem Sozialismus auseinanderzusetzen, den er im Sinne Kants, nicht Marx' acceptiert, da ihn die Sozialdemokratie durch ihren Materialismus auf ein falsches Gleis geführt habe. Die oft wenig soziale Richtung der Theosophie lehnt er ab. Sieger werde schließlich nicht die Sozialdemokratie, sondern der Sozialliberalismus, die Sozialaristokratie bleiben.

Soweit der Verfasser. Wie immer man sich zum Okkultismus stellen mag, ob man sein Erscheinen beklagt oder bejubelt, auf jeden Fall kann, ja muß man darüber einig sein, daß er in unserer Zeit eine stets wachsende Bedeutung gerade in den höchststehenden Kulturländern gewonnen hat und daß es von außerordentlichem Interesse für jeden Denkenden ist, zu erfahren, was die größten und feinsten Geister verschiedener Nationen in früherer Zeit über ihn in zusagendem oder ablehnendem Sinne geäußert haben. Und in dieser Beziehung hat der Verfasser für Anhänger wie für Gegner des Okkultismus einen trotz vereinzelter Mängel sehr wertvollen Beitrag geleistet.

Fr. v. Stromer-Reichenbach.

λ. **Vier Monate unter den Revolutionären in Livland.** So lautet der Titel einer jüngst im Auftrage des Berliner Hilfsausschusses von Viktor v. Rautenfeld herausgegebenen, sehr packend und spannend geschriebenen Schrift. Der Verfasser erzählt darin seine eigenen Erlebnisse als ehrenamtlicher Kreischefsgehilfe in Livland und schildert die revolutionäre Bewegung in Livland nach ihren Ursachen, ihrem seitherigen Verlauf und einzelnen besonders charakteristischen Episoden und Ereignissen. Die kleine Schrift ist vom Berliner Hilfsausschuß zum Preise von 50 Pfg. zu beziehen und ihr Reinertrag ist zugunsten der notleidenden Deutschen Rußlands bestimmt. Angesichts des enormen Schadens, der von den Revolutionären in den baltischen Provinzen angerichtet wurde und auf 130 Mill. M geschätzt wird, während nach der letzten Geberliste die seitherigen, für die Notleidenden eingegangenen Beiträge erst 631,000 M betragen, möchten wir das hochinteressante Schriftchen warm empfehlen.

Anzeigen aus dem Buchhandel.

Allgemeine Rundschau.

Forschungsreisen in Zentralasien.

Das Dunkel, das bis vor wenigen Jahren noch über dem größten Teil von Zentralasien herrschte, scheint sich jetzt endlich, dank der aufopferungsvollen Bemühungen kühner Forscher, immer mehr zu lichten. Der englische Hauptmann Fitzgerald vom Stabe Lord Kitcheners hat, gemeinschaftlich mit dem Times-Korrespondenten Frazer, soeben eine an Strapazen und Gefahren überreiche Forschungsreise nach Tibet glücklich beendet. Die Hauptaufgabe der Expedition war zwar eine strategische — sie bestand in der Aufklärung und Vermessung der bisher unbekannten Gebiete zwischen dem Shigatse und Khamba-Jong, sowie der vom Kangrapaß ausgehenden Routen —, es liegt aber auf der Hand, daß diese Reise auch in geographischer Hinsicht zu überaus wertvollen Ergebnissen geführt hat. Unter anderem haben die beiden Reisenden die direkteste Route von Tibet nach British Sikkim, und zwar über den Sibudupaß (5500 Meter) zurückgelegt. Die durchreisten Gegenden werden als außerordentlich wild und gebirgig geschildert, an Unfruchtbarkeit sollen sie sogar noch das in dieser Beziehung berüchtigte Chan-Tang-Plateau im nordöstlichen Tibet übertreffen. Bei der Ueberschreitung des Himalaya-Gebirges mußte eine Reihe von Pässen in der Höhe zwischen 5200 and 5500 Meter überwunden werden. Als die Reisenden das Gebirge etwa zur Hälfte überschritten hatten, trafen sie auf mehrere Meter tiefen Schnee, der der Expedition das Vorwärtskommen ganz außerordentlich erschwerte. Die beiden Europäer verließen deshalb hier die Expedition und eilten ihr, nur von drei Kulis begleitet, voran. Völlig ausgehungert, barfuß und dem Zusammenbrechen nahe, kamen sie nach unsäglichen Strapazen endlich im Kloster Lachen an, nachdem sie, Tag und Nacht ununterbrochen reisend, zu einer Strecke von 37 Kilometer nicht weniger als 63 Stunden gebraucht hatten. — Eine Forschungsreise nach Chinesisch-Turkestan, die hauptsächlich archäologischen Zwecken dienen soll, tritt soeben der französische Forscher Paul Pelliot an. Die Mittel für die von ihm zu führende Expedition sind von verschiedenen französischen gelehrten Gesellschaften aufgebracht worden, sie belaufen sich auf 80,000 Francs. Pelliot, der schon früher mehrere Jahre in China zugebracht hat und fließend chinesisch spricht, wird nur von einem Arzt und einem Photographen begleitet sein; er beabsichtigt, über Rußland mit der Eisenbahn nach Russisch-Turkestan und von da über den Pamir nach Chinesisch-Turkestan zu reisen. Dort sollen vor allem die Ueberreste ehemaliger buddhistischer Kultur, die bekanntlich in jenem Teil Zentralasiens existieren, systematisch untersucht werden. Das erste Arbeitsfeld wird die Umgebung der Stadt Kutschar (Kuhar) zwischen der Tien-Schan-Kette und dem Tarim sein. Hier rechnet Pelliot auf das Vorhandensein von Kulturüberresten, wie Ruinen von Tempelbauten, Statuen, Friese und dergleichen, die etwa aus der Zeit des Beginns der christlichen Zeitrechnung stammen und Spuren des Einflusses griechischer Kunst zeigen dürften. Von Kutschar aus wird die Expedition sodann zuerst nach Karashar, hierauf, immer am südlichen Fuß der Tien-Schan-Kette entlang, nach Turfan und Pishan reisen und schließlich, die Wüste Gobi überquerend, die Umgegend des Lob-Nor absuchen. In dem letzteren Distrikt hofft Pelliot die Ruinen von relativ neueren Städten, die etwa zwischen dem 3. und 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Blüte standen, aufzufinden. Die Rückreise, auf der Pelliot gleichfalls noch manches Neue zu entdecken hofft, wird durch China erfolgen, in zwei Jahren glaubt er wieder zurück zu sein.

l.

✠

Kleinere Mitteilungen.

(v) Vom Museu Goeldi in Pará gingen uns in letzter Zeit folgende Veröffentlichungen zu: 1. Ein stattlicher Band der „Memorias do Museu Goeldi“, „Os Mosquitos no Pará pelo Professor Dr. Emilio Augusto Goeldi“ (154 Seiten 4° mit 144 Fig. im Texte und 5 chromolithographischen Tafeln). 2. Eine Monographie der Schildkröten Brasiliens „Chelonios do Brazil“. Capitulo primeiro da monographia „Reptis do Brazil“ pelo Dr. Emilio A. Goeldi (Extracto do Boletim do Museu Goeldi Vol. IV, 1905; 57 Seiten 8°). 3. Das erste Heft des IV. Bandes des „Boletim do Museu Goeldi“, welches neben dem Verwaltungsberichte einen wissenschaftlichen Teil enthält mit dem Titel „Prodromo de um catalogo critico, commentado da collecção de mammiferos no museu do Pará (1894—1903)“ pelos Drs. E. A. Goeldi e G. Hagmann (84 Seiten 8° mit 5 Tafeln). 4. Ein „Verzeichnis der wissenschaftlichen Publikationen, welche während der Periode 1894—1904 aus dem Staatsmuseum Goeldi für Naturgeschichte und Ethnographie in Pará (Brasilien) hervorgegangen sind aber zugleich eine vollständige Liste der vom Prof. Emil A. Goeldi 1879—1904 verfaßten wissenschaftlichen Veröffentlichungen“ (58 Seiten 8°). Man ist erstaunt über die große Anzahl wertvoller schriftstellerischer Leistungen, welche die Herren dieser hervorragenden wissenschaftlichen Anstalt, allen voran ihr verdienter Leiter Goeldi, hervorgebracht haben.

hc. Fischerei als Lehrfach. Die erste selbständige Professur für Fischerei ist an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin mit 1. April 1906 begründet worden. Es ist dies die einzige selbständige Professur für Fischerei an einer Hochschule. Nebenamtlich besteht eine solche an der Tierärztlichen Hochschule in München (Prof. Dr. Hofer). Andere Länder schaffen jetzt auch allmählich Lehrstühle für Fischerei, zum großen Teil aber nebenamtlich. Lehraufträge für Fischzucht gibt es an verschiedenen Hochschulen, zum Beispiel in Halle (Lektor Dr. Kluge), Poppelsdorf (Dozent Geh. Med.-Rat Dr. Frhr. von la Valette St. George, Professor an der Bonner Universität). Die neue Professur für Fischerei und Fischzucht an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule ist dem bisherigen Honorardozenten daselbst, Vorsteher der Biologischen Station des Deutschen Fischerei-Vereins in Friedrichshagen am Müggelsee Dr. phil. Paulus Schiemenz unter Ernennung desselben zum etatsmäßigen Professor übertragen worden. Die von Schiemenz geleitete Station ist in staatlichen Besitz übergegangen, und es wird an Stelle des kleinen Laboratoriums ein ordentliches Institut errichtet und der Landwirtschaftlichen Hochschule angeschlossen werden.

t. Das Gift und Gegengift von Pilzen. Der gefährlichste aller Giftpilze, der schon vor hundert Jahren durch einen hervorragenden Pilzforscher mit der Bezeichnung eines „Todesengels“ belegt wurde, ist der Knollenblätterschwamm, oder mit wissenschaftlichem Namen: Agaricus phalloides. Seine Giftigkeit, seine äußere Aehnlichkeit mit eßbaren Formen, sein ausgezeichneter Geschmack und seine ganz außerordentliche Giftigkeit bedingen dieses Urteil. Ein Drittel von dem Hut eines kleinen Pilzes dieser Art vermag ein zwölfjähriges Kind zu töten, wie die Erfahrung gelehrt hat. Die Waffen der Medizin gegen solche Vergiftungen sind in schweren Fällen noch recht unwirksam, daher sind weitere wissenschaftliche Untersuchungen, wie sie jetzt Dr. Ford in dem Journal für Infektionskrankheiten veröffentlicht hat, von großem Wert. Danach gleichen die Pilzgifte den sogenannten echten Toxinen darin, daß ihre Wirkung für den tierischen und menschlichen Körper erst nach einer gewissen Zeit offenbar wird. Ferner verursachen sie Verletzungen, die denen gewisser durch Bakterien ansteckender Krankheiten gleichen. Dieser letzte Satz trifft auch darin zu, daß sie in den Tieren besondere Gegengifte oder sogenannte Antitoxine erzeugen, so daß man daran denken dürfte, durch Gewinnung solcher Gegengifte ein Mittel zur Bekämpfung der Pilzvergiftung durch Impfung zu erlangen, wie es bei den ansteckenden Krankheiten durch Serumbehandlung geschieht. Es ist Ford gelungen, solche Impfungen an Tieren versuchsweise erfolgreich durchzuführen, so daß die geimpften Tiere zehnmal stärkere Dosen des Pilzgiftes vertrugen, als sonst zu ihrer Tötung genügt hätte. Die Pilzvergiftungen sind immer noch so häufig und so gefährlich — verlaufen doch etwa zwei Drittel aller Fälle tödlich —, daß die Notwendigkeit für eine Art der Serumbehandlung wohl vorliegt.

hc. Geplante belgische Südpolar-Expedition. Aus Belgien wird berichtet, daß dort etwa 500,000 Fr. für eine belgische Südpolar-Expedition gezeichnet seien, die 1907 aufbrechen, sich der pacifischen Seite der Antarktis zuwenden und 1906 heimkehren soll. Im Mai 1906 sollte in Brüssel die vorbereitende Zusammenkunft der praktischen Polarfahrer aller Nationen stattfinden; bei dieser könnten also die Belgier bereits mit einem gesicherten Teilprojekt aufwarten.

* Ein Autograph Dürers. In Nr. 100 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung haben wir eine Notiz gebracht über etliche Autographen Dürers, die sich in der Kollektion H. Lempertz' in Köln befinden. Die Versteigerung, die am 8. d. M. begann, brachte gleich am ersten Vormittag das wichtigste Stück zum Auswurf, nämlich das Original-Schreiben Dürers an Willibald Pirkheimer, ein Schriftstück von ganz ungewöhnlicher Wichtigkeit und für die Biographie Dürers von unschätzbarem Wert. Nach heißem Kampfe ging das Stück in den Besitz des Kunstantiquars Jaques Rosenthal in München über, und zwar zum Preise von 10,000 Mark.

* Todesfall. In Krzywcze am San ist am 5. Mai Johann Zacharyasiewicz, nächst Kraszewski einer der populärsten polnischen Romanschriftsteller, im 85. Lebensjahre gestorben. Er hatte sich auch am politisch-nationalen Leben in

Lemberg und Warschau beteiligt und gab eine Reihe radikaler Zeitschriften heraus. Wegen seiner nationalen Agitation wurde er zweimal zu mehrjährigen Freiheitsstrafen verurteilt. Die Zahl seiner literarischen Werke ist sehr groß.

*

Hochschulnachrichten.

H. **Stuttgart.** Professor Dr. E. Mann, dem ein Lehrauftrag für deutsche Sprache und Methodik des deutschen Unterrichts an der hiesigen Technischen Hochschule erteilt worden ist, hielt am 5. Mai seine öffentliche Antrittsrede über „Die Begründung der deutschen Sprachwissenschaft".

* **Bonn.** Der außerordentliche Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie und Direktor der hiesigen Universitäts-Frauenklinik Dr. H. Schräder siedelt, wie die Frankfurter Zeitung meldet, nach Dortmund über, um daselbst die Leitung des vom Orden der Franziskaner errichteten Frauenkrankenhauses zu übernehmen. Er ist vorläufig auf zwei Jahre beurlaubt worden.

hc. **Göttingen.** An Stelle des nach Königsberg berufenen Professors Dr. Rudolf Meißner wird Professor Dr. Eduard Schwartz, Ordinarius der klassischen Philologie an der hiesigen Universität, in die Redaktion der „Göttinger gelehrten Anzeigen" eintreten.

* **Leipzig.** Der hiesige Lehrerverein hat in seiner letzten Sitzung die Begründung eines Instituts für experimentelle Pädagogik und Psychologie beschlossen. Mit der Leitung dieses Instituts, des ersten seiner Art in Deutschland, das für die Schule und die Entwicklung der pädagogischen Wissenschaft von großer Wichtigkeit werden dürfte, ist der Privatdozent für Philosophie an der hiesigen Universität Dr. M. Brahn betraut worden.

hc. **Rostock.** Dem Privatdozenten für Gynäkologie und Geburtshilfe und ersten Assistenten an der Frauenklinik der hiesigen Universität Dr. med. Otto Büttner ist der Professortitel verliehen worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Adolf Leth: Zur Reform des österreichischen Eherechtes. Wien 1906. Manzsche Hofbuchhandlung. 48 S.
Mario Pilo: Psychologie der Musik. (Deutsche Ausgabe von Chr. D. Pflaum.) Leipzig 1906. Georg Wigand. 222 S.
Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften. Im Verein mit Fachgenossen herausgegeben von Otto Lueger. II. u. III. Band. Stuttgart, Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 800 u. 796 S.
Friedr. Wiegershaus: Ausfahrt. (Gedichte.) Bremen. Niedersachsen-Verlag. 112 S.
Patentgesetz und Gesetz betr. den Schutz von Gebrauchsmustern, erläutert von Dr. Arnold Seligsohn. Berlin 1906. J. Guttentag. 586 S.
Julius Ney: Die Reformation in Trier 1559 und ihre Unterdrückung. I. Heft: Der Reformationsversuch. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 88/89.) Halle a. d. Saale 1906. Verein für Reformationsgeschichte. 114 S.
Karl Girgensohn: Zwölf Reden über die christliche Religion. München 1906. C. H. Beck. 382 S.
Des Knaben Wunderhorn, gesammelt von L. A. von Arnim und Clemens Brentano. Drei Teile in einem Bande. (Hundertjahrs-Jubelausgabe, herausgegeben von Ed. Grisebach.) Leipzig 1906. Max Hesse. 888 S.
Quirin Kohlhepp: Die Berufsbildung der Volksschullehrer. (Pädagogische Zeitfragen. Herausgegeben von Franz Weigl. Bd. II., Heft 8.) München 1906. J. J. Lentner. 49 S.
Schwäbisches Wörterbuch. Bearbeitet von Hermann Fischer. XIII. Lieferung. Tübingen 1906. H. Laupp.
Das Karikaturenbuch des Franz Freiherrn von Gaudy. Herausgeg. von Fedor v. Zobeltitz. Berlin 1906. Ernst Frensdorff. 62 S.
Irene v. Schellander: Rojenica. (Eine Erzählung aus dem Krainer Hochgebirge.) Dresden-Blasewitz 1906. R. v. Grumbkow. 61 S.
Rudolf Martin: Die Zukunft Rußlands. Leipzig 1906. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 176 S.
Albert Hüglin: Der Tarifvertrag zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. (Münchener Volkswirtschaftliche Studien. Herausgeg. von Lujo Brentano u. Walther Lotz. 76. Stück.) Stuttgart, Berlin 1906. J. G. Cotta Nachf. 278 S.
Gertrud Ingeborg Kleit: Aus jungen Tagen. München 1906. Albert Langen. 143 S.
Auguste Hauschner: Zwischen den Zeiten. Ebenda 1906. 272 Seiten.
Otto Gysae: Edele Prangen. Ebenda 1906. 302 S.
Holger Drachmann: Oestlich von der Sonne und westlich vom Mond. Aus dem Dänischen übersetzt von Emma Klingenfeld. Ebenda 1906. 160 S.
Rudolf v. Delius: Robespierre. Ebenda 1906. 95 S.
Björnstjerne Björnson: Zwischen den Schlachten. Uebersetzung von Claere Greverus Mjoeren. Ebenda 1906. 74 S.
Derselbe: Der Redakteur. Uebersetzung von derselben. Ebda. 1906. 183 S.
Cléon Rangabé: Die Bilderstürmer. Uebersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Rudolf Presber. Berlin 1906. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 225 S.
Johannes Schlaf: Diagnose und Faksimile. München 1906. E. W. Bonsels.
Ernst Friedegg: Harlekin als Erzieher. Eine Studie über Maximilian Harden. Berlin 1906. Herm. Walther. 64 S.
Jenny Boese: Lieder auf der G- und E-Saite. Stuttgart. Axel Juncker. 61 S.
Dr. Moritz Jul. Bonn: Die englische Kolonisation in Irland. 1. u. 2. Band. Stuttgart, Berlin 1906. J. G. Cotta Nachf. 397 u. 320 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der deutsche Monistenbund.

Von Dr. Friedrich Siebert (München),
Versammlungsleiter der Ortsgruppe München des Deutschen Monistenbundes.

Die Beilage zur Allgemeinen Zeitung hat sich in Nr. 69 und 70 mit dem Deutschen Monistenbunde beschäftigt und hat in dankenswerter Weise die Verhältnisse, unter denen der Deutsche Monistenbund arbeiten muß, klargelegt. Der Vorwurf, der von theologischer Seite und von gewissen Vertretern der exakten Wissenschaft rein theoretischerweise den Versuchen, durch die Ergebnisse unseres wissenschaftlichen Denkens die Weltanschauung breiterer Kreise zu beeinflussen, gemacht worden ist, ist der, daß wir für die an der Relativität alles menschlichen Wissens und Könnens leidende Wissenschaft die absolute Autorität in Anspruch nehmen.

Die Schwierigkeit besteht darin, daß man gewissen Lehren und Forderungen der Wissenschaft so viel autoritative Kraft geben muß, daß sie beim Hörer eine gewisse Begeisterung und Arbeitsfreudigkeit hervorrufen, und daß man doch nicht das für sich in Anspruch nehmen darf, was man eben nicht hat, die absolute Autorität.

Es ist nun wohl Sache der Anlage, ob man die Schwierigkeiten für überwindbar oder für unüberwindbar hält. Leute, die auf die tätige Seite des Lebens gefallen sind, werden sich leichter dazu entschließen, das, was sie für das augenblickliche Ergebnis der Wissenschaft halten, dem Volke mitzuteilen, als Leute, die weniger den Drang haben, nach außen zu wirken.

Die Ziele des Deutschen Monistenbundes sind praktische, und zwar nach zwei Richtungen. Einmal soll er aufbauen, er soll alles das aus Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft zusammentragen, was zur Bildung einer Weltanschauung beiträgt, und er macht dabei eine Voraussetzung, daß diese Weltanschauung eine monistische ist und sein wird.

Von manchen Seiten wird ein solches Streben als unwissenschaftlich gekennzeichnet, aber doch wohl mit Unrecht. Es gehört mit unter die notwendigen Aufgaben der Wissenschaft, trotz der Relativität unseres Wissens anzugeben, wo wir mit unserem Wissen zurzeit stehen und wie wir uns zu unserer Umgebung stellen.

Den streng agnostischen und kritischen Standpunkt kann die Wissenschaft als Forschung nur in beschränktem Maße einhalten, sowie sie praktische Wissenschaft werden will, muß sie Hypothesen aufstellen. Kein Mensch wird den Wert der heuristischen Hypothese leugnen wollen, und wenn auch die Atomtheorie eine Hypothese bleibt, so möchte doch wohl kein Mensch es für gut halten, wenn außerhalb der Chemiker und Physiker kein Mensch etwas von Atomen wüßte.

Die Wissenschaft als Führerin des Volkes hat aber die Aufgabe, aus den Bausteinen ein Gebäude zusammenzusetzen. Sie hat diese Aufgabe nicht nur als Führerin des Volkes, sie hat sie um ihrer selbst willen.

Ratzenhofer schreibt in der Vorrede zu seinem positiven Monismus: „Das verwirrte und widerspruchsvolle Wesen des Schrifttums am Ende unseres Jahrhunderts wurzelt unverkennbar in dem geringen Antrieb seiner Denker, ihre Arbeiten durch das Vordringen bis zu den letzten Konsequenzen zu rechtfertigen.“

Die verschiedenen Zweige der Wissenschaft, die sich aus einem ursprünglich einheitlichen Ganzen losgelöst haben, können in dieser Beziehung nicht verleugnen, daß sie eben einer Wurzel entsprungen sind. Ein gewisses Einheitliches tragen sie als alte Erbschaft der einen Urmutter doch wohl an sich. Dieses Einheitliche liegt darin, daß sie alle zu dem, was man Lebens- und Weltanschauung heißt, ihr Teil beitragen müssen. Auch in der Natur entfaltet das Gesetz der Arbeitsteilung und der daraus folgenden Spezifikationen nur dann seine segensreichen Wirkungen, wenn über diese die einheitliche Organisation gewahrt bleibt, wenn also ein Organismus geschaffen wird.

So kann der Deutsche Monistenbund im Wissenschaftsbetrieb selbst Anregung bieten, Kräfte frei machen und unterstützen, die bisher vielleicht weniger Gelegenheit hatten, sich zu betätigen. Aber auch der breiten Masse, welche nach dem Brote der Wissenschaft verlangt, soll der Deutsche Monistenbund etwas geben, das wird sogar eine wesentliche Leistung von ihm sein müssen.

Das wird von vielen Seiten als unberechtigt erklärt wegen der Relativität unseres Wissens.

Selbst wenn die Wissenschaft beziehungsweise ihre offiziellen Vertreter, wie es tatsächlich mitunter verlangt wird, es vermeiden wollten, aus ihrem Arbeitsgebiet allgemeine, die Weltanschauung der Mitmenschen beeinflussende und sie verändernde Schlüsse zu ziehen, so glaubt doch niemand, daß eine solche Wirkung auf breitere Volksschichten ausbleiben könnte. Oder glaubt jemand, daß die Umänderung unseres astronomischen Weltbildes auf die Dauer die Weltanschauung der Menschen hätte unbeeinflußt lassen können?

Es fragt sich also praktisch, soll diese Verwertung der Ergebnisse der Wissenschaft für unser Weltbild von berufenen oder von unberufenen Kräften gemacht werden?

Es lauert hinter der Forderung an die Vertreter der Wissenschaft, nur ja nicht ihre subjektive Anschauung mit einem gewissen Eifer zu vertreten, eine gewisse Intole-

ranz, die einer übertriebenen, ängstlichen Toleranz entsprungen ist. Aus lauter Sorge, es möchte jemand die sicher verehrungswürdige Vorstellung der Gläubigen einer Konfession angreifen, fordert man von der einen Seite, daß sie nur die absolute Wahrheit bringen dürften, während man sich bei der anderen mit der Versicherung begnügt, daß sie ihre Aufstellung für absolute Wahrheit halten.

Diese Angst vor dem angeblichen Dogmatismus der Wissenschaft läuft also am Schlusse auf eine Beschränkung der Lehrfreiheit hinaus und auf Privilegierung eines einmal herrschenden Dogmas.

Meine persönliche Anschauung ist es, daß es für den Deutschen Monistenbund äußerst unglücklich wäre, wenn er sich dazu verleiten ließe, auf seine Mitglieder im Sinne eines Austrittes aus den Religionsgemeinschaften hinzuwirken, und wenn diejenigen, die diesen Schritt nicht getan haben, somit als Mitglieder zweiter Klasse erklärt würden. Meines Erachtens haben sich die freireligiösen Gemeinden und die Freidenker dadurch einer breiten Wirkung auf die lernbegierigen Kreise beraubt, daß sie den Weg Luthers nicht beschritten haben, der auch nicht aus dem Christentum ausgetreten ist und etwa eine freie Humanistengemeinde gebildet hat. Die großen Ideen, welche der Deutsche Monistenbund zu vertreten hat, werden ihn befähigen, über die zeitlichen Formen und die zeitliche Ausprägung des religiösen Empfindens hinwegzuschauen. Er wird auch hier von der Natur keine Sprünge verlangen und sich den Sinn für das geschichtlich Gewordene und seine Macht erhalten. Ich habe deshalb freudig die Wahl des Pastors Kalthoff zum Vorsitzenden begrüßt, weil damit nach außen festgestellt ist, daß der Deutsche Monistenbund, der freilich immer einen naturwissenschaftlich gefärbten Monismus pflegen wird, für all das Verständnis hegt, was von den sogenannten Geisteswissenschaften und von der Religion zum Weltbild beigetragen wird. Nach innen ist aber durch die Wahl Kalthoffs eine Sicherung geschaffen, daß das Bestreben, sich Anhänger durch freies Bekennen seiner eigenen Anschauung zu schaffen, nicht verlassen wird zugunsten eines Wirkens, das sich mehr auf das Bekämpfen der Gegner und ihrer Gebräuche verlegt.

Die Behauptung E. Otts: „Jede unserer heutigen mit Bienenfleiß betriebenen Popularisationen ist ein moralisches Vergehen am Volke, wenn sie ihm das Nachdenken und Nachprüfen auf irgend eine Weise erspart," kann der Deutsche Monistenbund ohne Vorbehalt unterschreiben, und ich zweifle keinen Augenblick, daß die Herren, welche diese Arbeiten zu organisieren haben, strengstens darauf achten werden. Aber man darf mit den Anforderungen, die in diesen Worten liegen, nicht zugleich die Forderung verbinden, daß man auf seine Popularisierungen verzichten soll, wenn man nicht alle Hörer und Leser zu dem gewünschten Ziel bringt.

Wissenschaftliche Dinge populär darzustellen, ist eine Kunst, die nicht jedermann gegeben ist. Aber auch derjenige, der es am weitesten in dieser Kunst gebracht hat, wird es nicht verstehen, auch die Dümmsten seiner Zuhörer zum gewünschten Verständnis der Sache zu bringen, er wird nicht alle Mißverständnisse beheben können.

Wenn man so häufig uns die flache Un- oder Halbbildung eines Ladenjünglings vorhält, der etwas von Chemie gehört hat und nun die Welt sich als ein Sammelsurium von in der Luft herumfliegenden Billardbällen vorstellt, so ist es ja bedauerlich, daß der Mann so wenig tief denkt. Ist es aber um eines Haares Breite besser, wenn dieser Mann des Glaubens lebt, daß jeder, der nicht seiner Konfession angehört, nach seinem seligen Ende im Höllenfeuer schmoren wird? Ich möchte ja nicht falsch verstanden werden, keineswegs sollen diejenigen, welche vor die weiteren Kreise treten, es sich leicht machen und sollen nicht der obigen Forderung entsprechen. Ich möchte nur sagen, man möge nicht vor lauter Kritik untätig werden, denn durch die Untätigkeit wird das sicher erreicht, was man vermeiden wollte. Keine noch so geschickte Popularisierung wird das Selbstdurchdenken bei allen Zuhörern erreichen, aber ich glaube nicht im Unrecht zu sein, wenn ich der Hoffnung Ausdruck gebe, daß sie es bei mehr Zuhörern tun wird, als es bei einer Belehrung innerhalb der dogmatischen Lehranschauung der Fall sein würde.

Die Verflachung, in welche die freidenkerische Bewegung verfallen ist, hat ihren guten Grund darin, daß die Vertreter einer kritischen Wissenschaft sich zurückgezogen und es unberufenen Kräften überlassen haben, dem Volk den Hunger zu stillen, den es eben trotz der Sorge der Vertreter der reinen Wissenschaft hat. Gerade darin sehe ich auch für den Deutschen Monistenbund eine Gefahr, daß nicht von den besten Kräften derselbe Fehler wieder gemacht wird und sie, wenn diese oder jene Sache nicht nach Wunsch ausfällt, nun, statt es besser zu machen und zu zeigen, wie man es besser macht, sich zurückziehen.

Nun mag die Anforderung, die ich vorhin anführte, vielleicht beim Deutschen Monistenbund deshalb besonders am Platze erscheinen, weil die Aufklärung, wie sie der Deutsche Monistenbund bringen will, ja sich von der in den letzten Jahrzehnten mit Vorliebe geübten unterscheiden wird. Der Deutsche Monistenbund wird seinem Namen und Bestreben gemäß auf die monistische Weltanschauung hinweisen.

Zuerst den Grund, warum ich das für berechtigt halte. Herr Ott selbst hat von dem Bienenfleiß gesprochen, mit welchem popularisiert wird, und es wird wohl zugegeben werden, daß der Erfolg nicht diesem Bienenfleiß entspricht. Die schönen Werke, die in der Meyerschen Volksbibliothek, in der Göschenschen Sammlung, in der Teubnerschen Sammlung aus Natur und Geisteswelt und manchem anderen zu finden sind, was sonst an Vorträgen geleistet und geboten wird, ist sicher aller Hochschätzung wert, und es ist ebenso bedauerlich wie erstaunlich, daß der Erfolg ausbleibt. Der Grund dafür ist vielleicht darin zu suchen, daß das einigende Band für die weiteren Kreise fehlt. Es wird im Volke viel, es wird ihm aber auch vielerlei geboten, und es wird ihm dadurch zu viel Verarbeitung von Gedächtnismaterial zugemutet. Da hört man heute einen Vortrag oder einen Kurs über Chemie, morgen einen solchen über Kunstgeschichte und übermorgen über ein Stück aus der Geschichte. Es fehlt aber der Rahmen, in welchen das einzugliedern wäre, das einheitliche Band, die einheitliche Persönlichkeit, die hinter dem allen steckt.

Vielleicht ist darin auch der Grund zu suchen, warum die sozialdemokratischen Arbeiterbildungsvereine, soweit ich es übersehen kann, praktisch mehr Erfolge erzielen. Und freilich, derjenige, der dieses einheitliche Band haben will, der also ein hypothetisches Gebäude aufführt, dem ist besonders aufzutragen, das Hypothetische seiner Darlegung nicht zu verwischen und dem Hörer das Denken nicht zu ersparen. Daß aber der Deutsche Monistenbund den Willen hat, diese Forderung zu erfüllen, dafür darf ich einige Aeußerungen des Ehrenvorsitzenden Professor Häckel anführen, die von seinen Kritikern sehr oft überlesen worden sind.

Im Vorwort zu den „Welträtseln" (erste Auflage) schreibt er: „Die Untersuchung über diese Welträtsel, welche ich in vorliegender Schrift gebe, können vernünftigerweise nicht den Anspruch erheben, eine vollständige Lösung derselben zu bringen, vielmehr sollen sie nur eine kritische Beleuchtung derselben für weitere gebildete Kreise geben und die Frage zu beantworten suchen, wie weit wir uns gegenwärtig der Lösung genähert haben. Welche Stufe in der Erkenntnis der Wahrheit haben wir am Ende des 19. Jahrhunderts wirklich erreicht, und welche Fortschritte nach diesem entfernten Ziele haben wir im Laufe desselben wirklich gemacht?

Die Antwort auf diese große Frage, die ich hier gebe, kann naturgemäß nur subjektiv und nur teilweise richtig sein, denn meine Kenntnis der wirklichen Natur und meine Vernunft zur Beurteilung ihres objektiven Wesens sind beschränkt, ebenso wie diejenigen aller anderen Menschen. Das Einzige, was ich für dieselben in Anspruch nehme und was ich auch von meinem entschiedensten Geg-

ner verlangen muß, ist, daß meine monistische Philosophie vom Anfang bis zum Ende ehrlich ist, d. h. der vollständige Ausdruck der Ueberzeugung, welche ich durch vieljährige eifrige Nachforschungen in der Natur und durch unablässiges Nachdenken über den wahren Grund ihrer Erscheinung erworben habe.“

Und in seinem Buch der „Lebenswunder“ schreibt Häckel: „Ich hatte dort (in den „Welträtseln“) keineswegs, wie meine Gegner jetzt oft behaupten, den Anspruch gestellt, „alles zu wissen“ oder gar alle Welträtsel lösen zu können. Früher hatte ich wiederholt betont, daß die Grenzen unseres Wissens eng gezogen sind und immer beschränkt bleiben werden. Auch hatte ich ausdrücklich hervorgehoben, daß der unwiderstehliche Erkenntnistrieb des vernünftigen Menschen, das beständige Kausalitätsbedürfnis der Vernunft uns dazu treibt, die vorhandenen Lücken unseres Wissens durch Glauben auszufüllen.“

Daß Häckel auch innerhalb des Deutschen Monistenbundes kein Schwören auf ein Dogma verlangt, kann aus einem Briefe ersehen werden, den er vor kurzem an mich gerichtet hat. Darin schreibt er: „Aus den zahlreichen zustimmenden und zum Teil begeisterten Schreiben, die mir fortdauernd täglich zugehen, entnehme ich die tröstliche Zuversicht, daß die Gründung unseres Deutschen Monistenbundes einem wirklichen Bedürfnis der freidenkenden gebildeten Klasse entspricht, und die Hoffnung, daß bald breite Kreise aufgeklärter, verschiedener, aber verwandter Richtungen des vernünftigen Denkens und des sittlichen Wollens sich unter seinem weitumfassenden Einheitsprogramm zusammenfinden.“

Und wie Kalthoff sich das Wirken des Deutschen Monistenbundes denkt, das kann man in dem von E. Ott angeführten Aufsatz im Blaubuch Nr. 3 entnehmen:

„Daß der Monismus nicht ein neues Dogma, nicht ein bequemes Polster für denkträge, ruhebedürftige Seelen werden dürfe, sondern als ein alle höheren Menschenkräfte anspannendes und in steter Tätigkeit erhaltendes Lebensprinzip gewertet werden müsse, war zwischen uns so selbstverständlich, wie daß es sich bei der Tätigkeit des Monistenbundes in der Hauptsache um eine positive Arbeit, um die Schaffung einer monistischen Lebenskultur handeln müsse. Das zwiespältige Lebensbild, wie es dem kindlich naiven Denken der Vorfahren genügte, ist durch die Entwicklung der Wissenschaft, unter Führung der Naturwissenschaft, entwurzelt. Damit ist eine Halbheit und Zerfahrenheit geschaffen, die auf dem ganzen heutigen Kulturleben lastet und am Marke des heutigen Menschen zehrt. Die gewaltsamen Anstrengungen, das zwiespältige Weltbild künstlich aufrechtzuerhalten, seine klaffendsten Risse mühsam genug auszuflicken oder zu verdecken, haben das Uebel nur noch verschlimmert. Sie haben einen Zustand der Unwahrhaftigkeit geschaffen, der dadurch, daß er vielfach unbewußt und gewohnheitsmäßig geworden ist, wohl subjektiv erträglicher empfunden wird, objektiv aber noch gefährlicher erscheint. Deshalb gilt es, die Kulturwerte aufzuzeigen, die in einer monistischen, das Weltbild einheitlich betrachtenden, alle Lebensfunktionen auf ihren inneren Zusammenhang zurückführenden Weltanschauung beschlossen liegen. Es gilt, diese Einheit vielfach noch fester zu bestimmen, den Zusammenhang des einzelnen mit dem großen Ganzen des Lebens oft erst noch aufzusuchen, so daß auch die Moral, die Kunst, die Religion als besondere Erscheinungsformen des in sich einheitlichen Lebens erkannt und gewürdigt und auch die gesellschaftlichen Vorgänge, die politischen und sozialen Bildungen und Entwicklungen in ihrer biologischen Bedingtheit erfaßt werden. Diese Arbeit ist etwas wesentlich anderes als die einfache Negation der dualistischen Lebensanschauung. Sie ist durch und durch schöpferisch. Sie läßt sich gar nicht leisten ohne den Blick auf ein Lebensideal, das mit seiner philosophischen Begründung ebenso in den Tatsachen der Wirklichkeit wurzelt, wie es mit seinen Zukunftsperspektiven auf die höchsten Höhen einer freien und harmonischen Menschenbildung hinweist.“

Ob eine Versöhnung zwischen Wissenschaft und Religion möglich ist, das mag man füglich dahingestellt sein lassen. Aber ein Band ist doch wohl möglich, in dem Sinne, daß durch ein gegenseitiges Verstehen der Kampf beider nicht zu einem gegenseitigen Sich-hemmen-wollen ausartet, sondern daß er die eine durch die andere zu höherer Entfaltung zwingt und daß er vom politischen, gesellschaftlichen Streitplatz in die Persönlichkeit jedes einzelnen hineingetragen wird, wo jeder dann für sich das Gebiet abstecken mag, das er der Religion und das er der Wissenschaft zuteilt, ohne es dem anderen zu verübeln, der eine andere Abgrenzung beliebt.

Damit sind wir bei der zweiten praktischen Aufgabe angelangt, die sich der Deutsche Monistenbund neben dem aufbauenden Bestreben stellt. Darüber brauche ich nicht viel Worte zu verlieren. Er will die liberalen Verhältnisse, welche der Liberalismus dem Gesetz nach geschaffen hat, auch im praktischen Leben durchgeführt sehen, daß Bekennertum nicht mehr gleichbedeutend mit Märtyrertum ist und daß es für die gesellschaftliche Stellung und das Fortkommen im Wirtschafts- und Berufsleben eines Mannes gleichgültig ist, ob er das Abendmahl nun in zweierlei, einerlei oder keinerlei Gestalt nimmt. Und daß das auch dann der Fall ist, wenn dieser Mann zufällig Jugenderzieher, Beamter oder Offizier ist.

Daß hier gerade heute dringend notwendig ist, wieder zu arbeiten, das wird wohl niemand bezweifeln.

Die ersten Frauenpromotionen in Deutschland.

Von Dr. S. Hansmann.

Nur wenige Jahrzehnte sind verflossen, seit von den Frauen im allgemeinen die Forderung aufgestellt wird, unter den gleichen Bedingungen wie die Männerwelt zu den höheren Studien zugelassen zu werden. Die ersten Frauenpromotionen in Deutschland fallen dagegen in eine viel frühere Zeit, sie gehen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zurück. In eine nähere Berührung mit der Universitätswelt waren die Frauen schon vorher vielfach gekommen durch die von den Universitäten vorgenommenen Dichterkrönungen, an denen auch Frauen mehrfach beteiligt waren. Es war daher der Boden für eine lebhaftere Erörterung der Frage des Frauenstudiums schon wohl vorbereitet, als im Jahre 1732 aus Italien die Kunde kam, daß dort, und zwar an der altberühmten Universität Bologna, eine Frau Laura Catharina Bassi feierlich zum Doktor promoviert worden sei. Wir haben auch Anhaltspunkte dafür, daß die Nachricht von dieser italienischen Frauenpromotion nachhaltig auf die erste deutsche Frau eingewirkt hat, die formell zum Doktor promoviert wurde. Ueber diese Frau, eine Frau Leporin aus Quedlinburg, und insbesondere über ihre Promotion sind wir von unbedingt authentischer Seite unterrichtet; in den beiden ersten Julinummern der Wöchentlichen Hallischen Anzeigen von 1754 hat kein geringerer als der bei der Promotion der erwähnten Frau Leporin amtierende Dekan der medizinischen Fakultät selbst, Professor J. Juncker, in der ausführlichsten Weise über die Persönlichkeit der Kandidatin und über die Promotion berichtet unter dem Titel: „Reflexionen über das Studieren und die akademischen Würden des Frauenzimmers, bei der medizinischen Promotion Frauen Dorotheen Christiane Erxleben, geborenen Leporin, welche hierselbst den 12. Juni dieses Jahres vollzogen worden ist.“ Die Einleitung ergeht sich in sehr weitläufigen Betrachtungen über die Frage, ob die Frauen überhaupt studieren können und studieren sollen; interessant ist an diesen Auseinandersetzungen, daß damals so ziemlich alles pro und contra ausgesprochen wird, was dann späterhin bis in die neueste Zeit herein immer wieder als neue Weisheit auf dem Markt erscheint. Uns interessiert hier nur, was Juncker aus dem Lebenslauf und dem Studiengang der Doktorandin erzählt, und es ist wohl am einfachsten, wenn wir hierfür Juncker selbst das Wort geben: „Ein wohlverdienter Praktikus in Quedlinburg, Herr Dr.

Chriſtian Polykarp Leporin, war ihr Vater, dem ſie Anno 1715 geboren wurde. Da ſie ihre erſten Jahre unter anhaltenden Kränklichkeiten zubrachte, ſo ward ſie eine fleißige Mitſchülerin ihres älteren Bruders, der von dem Vater in den erſten Gründen des Chriſtentums und der lateiniſchen Sprache unterrichtet wurde. Es geſchah ohne allen Zwang, daß ſie auch den weiteren Unterricht annahm. Da nun auch andere Gelehrte des Ortes ſchriftlich und mündlich das Zunehmen dieſer jungen ſtudierenden Frauensperſon beförderten, ſo geſchah es, daß ſie der Vater auch davon mit profitieren ließ, wenn er den Bruder nach der Anleitung der Stahliſchen, Albertiſchen, Heiſteriſchen und meiner Schriften zu der Univerſität präparierte, und ſolchen Unterricht auch in Abweſenheit des Bruders fortſetzte, ſie noch zur Praxi anführete, ihr zur Uebung Kaſus auszuarbeiten aufgab, und endlich, wenn er krank oder abweſend war, ſeine Patienten von ihr beſorgen ließ. Sie ſelbſt aber las nunmehro die beſten mediziniſchen Schriften, beſonders vorhin genannter Verfaſſer, nebſt den Hoffmanniſchen, Werlhofiſchen, Coſchwitziſchen und Boerhaviſchen, um ihre erlangte Erkenntnis zu vermehren."

„Die bei Antritt der preußiſchen Regierung vorgenommene Huldigung gab Gelegenheit, daß auch die Commiſſarii mit ihr bekannt wurden, und ſie dem König rekommandierten. Dieſer reſkribierte unter dem 14. April 1741, daß er die Leporin, wenn ſie wolle, der mediziniſchen Fakultät zu Halle zur Promotion rekommandieren werde. Sie würde bald darauf ſolche vorgenommen haben, wenn ſie nicht um die Zeit an den Herrn Johann Chriſtian Erxleben, Diakonum zu St. Nikolai zu Quedlinburg, verheiratet worden, hiernächſt nicht ihr Vater verſtorben und ſie ſelbſt die Mutter von vier Kindern geworden wäre, auch dabei eine ſchwere Krankheit ihres Mannes zu beſorgen gehabt hätte."

„Sie hat demnach erſt zu Anfang dieſes Jahres ſich entſchloſſen, die ehemals vorgenommene Promotion vollziehen zu laſſen, deswegen ein Specimen inaugurale ausgearbeitet und ſolches ihrer alleruntertänigſten Bitte an den König, um die ehemals allergnädigſt verſprochene Rekommandation an die hieſige mediziniſche Fakultät, daß ſie zum Examine admittiert werden möchte, und ſie ſich zum gradu und praxi medica legittmieren könnte, beigefügt; darauf ein allergnädigſtes Reſkript vom 6. Martii an die Fakultät ergangen, daß, wofern dagegen nichts Erhebliches einzuwenden, der Supplikantin Geſuch erfüllet werden ſollte. Da nun dieſes Frauenzimmer ſich hierauf zu uns nach Halle verfüget, und ſich als eine ſolche Perſon dargeſtellet, welche ohne Bedenken zum Examine konnte gelaſſen werden, ſo iſt ſolches am 6. May vor ſich gegangen, und hat die Frau Kandidatin in einem zweiſtündigen Examine alle quaestiones theoreticas und practicas in lateiniſcher Sprache, mit einer ſo gründlichen Accurateſſe und modeſten Beredſamkeit beantwortet, daß alle Anweſenden damit vollkommen vergnügt waren. Ob nun ſchon die löbliche mediziniſche Fakultät nach geprüftem und gut befundenem specimine inaugurali zur Promotion hätte ſchreiten können, ſo hat dieſelbe doch lieber der Frau Candidatin in examine befundene Geſchicklichkeit nach der Wahrheit an den König berichtet, und in einem ſolchen ſeltenen Caſu Königliche allergnädigſte Approbation erfragen wollen. Hierauf höchſteigenhändig unterſchriebenes Reſkript, die hieſige Fakultät allergnädigſt autoriſiert, dieſer Candidatin gewöhnlichermaßen den gradum in unſerer Fakultät nach ihrem Petito zu erteilen."

„Es hat ſich hierauf die Frau Candidatin wieder bei uns eingefunden, und ward der 12. Junii angeſetzt, die Promotion zu vollziehen, an welchem Tage in meiner als des Decani Behauſung in Gegenwart einer nicht geringen Anzahl mehrenteils von ſelbſt ſich einfindender Perſonen beiderlei Geſchlechtes und Anweſenheit mehrerer Studioſorum mehrgedachter Frau Candidatin der Gradus Doctoris Medicinae und die Freiheit, zu praktizieren, von mir erteilt, und der gewöhnliche Doctoreid von mir aufgenommen worden. Die Handlung hat die neue Frau Doctorin mit einer kurzen, wohlgeſetzten Rede, in demütigſtem und gehorſamſtem Dank gegen Gott, den König und die Fakultät beſchloſſen, und die wohlgemeinte Glückwünſche der Anweſenden angenommen. Worauf denn auch das gewöhnliche Doctor-Diploma ausgefertigt worden."

Alsdann wird noch die ganze lateiniſche Rede abgedruckt und am Schluſſe endlich bemerkt: „Es iſt von dieſer Frau Doctorin eine wohlgerathene deutſche Schrift herausgegeben: Gründliche Unterſuchung der Urſachen, die das weibliche Geſchlecht vom Studieren abhalten, darin deren Unerheblichkeit gezeiget, und wie möglich, nöthig und nützlich es ſei, daß dieſes Geſchlecht ſich der Gelahrtheit befleiße, nebſt einer Vorrede ihres Vaters 1742. Ohne ihr Wiſſen hat man dann dieſe Schrift ohne die Vorrede unter dem Titel: Vernünftige Gedanken von dem Studium des ſchönen Geſchlechts, Frankfurt und Leipzig, 1749, wieder herausgegeben."

Es iſt nach dieſer Darſtellung kaum zweifelhaft, daß es bei dieſer erſten Frauenpromotion in Deutſchland ſehr ernſthaft hergegangen iſt, daß man an die weibliche Kandidatin im weſentlichen ganz die gleichen Anforderungen geſtellt hat wie an die männlichen Kandidaten jener Zeit. Das Doktordiplom iſt in dem hübſchen Buche von Adalbert v. Hauſtein „Die Frauen in der Zeit des Aufſchwungs des deutſchen Geiſteslebens" abgedruckt (Leipzig 1899). Bis zu ihrem Tode am 13. Juni 1763 hat die Frau Dr. Erxleben als eine geſuchte und glückliche Aerztin zu Quedlinburg ſtill und ruhig gelebt.

Erheblich anders ging es bei der zweiten Frauenpromotion her, die am 25. Auguſt 1787 zu Göttingen ſtattfand. Es handelte ſich um das geſcheite Töchterchen eines hochangeſehenen Lehrers der Univerſität ſelbſt, um Dorothea, die Tochter von Hofrat Auguſt Ludwig Schlözer. Auch über dieſe Promotion ſind wir aller Wahrſcheinlichkeit nach von einem Teilnehmer des Aktes ſelbſt unterrichtet: der zweite Jahrgang der „Annalen der braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Churlande" brachte einen 10 Seiten langen Aufſatz über dieſes Ereignis, gezeichnet mit K.; die innere Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß der Verfaſſer niemand anders iſt als Profeſſor Käſtner, der ſelbſt unter den Examinatoren mitgewirkt hat. Die Promotion ſtand in Zuſammenhang mit dem Jubelfeſt, das die 1737 gegründete Univerſität Göttingen im Jahre 1787 feiern durfte. Im Anfang des erwähnten Artikels wird ausdrücklich hervorgehoben, daß dieſes „junge Frauenzimmer" noch nichts öffentlich in den Druck gegeben habe als nur drei Briefe, die in dem „Frauenzimmer-Magazin" (Straßburg 1785—1787) erſchienen. Gemeiniglich denke man, wenn ein gelehrtes Frauenzimmer genannt werde, an eine Nervenkranke. „Mademoiſelle Schlözer aber näht, ſtrickt, verſteht die gewöhnliche bürgerliche Oekonomie, iſt geſund, tanzt gern, liebt Unterhaltung mit ihrem Geſchlecht, und man muß ſchon ihr Zutrauen gewonnen haben, ehe man die Gelehrte in ihr kennen lernt." Der Hofrat Schlözer habe ſchon ſeine ſpätere Frau Gemahlin als ein Kind von acht Jahren ſelbſt unterrichtet und wahrſcheinlich habe er ſich damals ſchon ſeine Vorſtellung von den Geiſtesfähigkeiten der Frauen gebildet. Es wird dann ausführlich berichtet, wie ſich die Bildung des jungen Mädchens vollzogen hat: mit 2 Jahren 8 Monaten begann ſie das Stricken in der Schule und den Gebrauch des Plattdeutſchen, mit 4 Jahren 2 Monaten begann ſie zu leſen, mit 5¼ Jahren wurden Verſuche in der Mathematik gemacht, im 11. Jahre wurde mit Latein und jetzt vor 1½ Jahren mit Griechiſch begonnen. Ihre wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe beſtehen, außer der Religion, den Sprachen, der damit verbundenen ſchönen Literatur und anderen zur Verſtändlichkeit der klaſſiſchen Autoren erforderlichen Kenntniſſen, in Mathematik, Minerologie, die ſie inſonderlich bei einem ſechswöchigen Aufenthalt im Harz ſtudiert hat, nachdem ſie vorher durch den Herrn Profeſſor Gmelin in einem Privatiſſimo vorbereitet worden war, und in der Geſchichte. Zugleich iſt ſie wohlunterrichtet im Tanzen, Zeichnen, Muſik und in den gewöhnlichen weiblichen Beſchäftigungen, einſchließlich einer praktiſchen Anleitung zum Haushaltgeſchäft; auch im Reiten ſoll ſie „Geſchicklichkeit und Gegenwart des Geiſtes" äußern. Mit 12 Jahren machte ſie mit dem Vater eine Reiſe nach Italien; da mußte ſie

zu den Leuten in die Küche und mit ihnen reden, so daß sie in vier Monaten das Italienische wie ihre Muttersprache verstand; ferner beherrschte sie das Holländische, Englische und Schwedische. Die erste Veranlassung zur Promotion war vielleicht ein Scherz des Herrn Hofrats Michaelis, aus dem nachmals Ernst wurde, insbesondere auf Verlangen von ihr selbst; sie wurde nur entbunden von dem öffentlichen Auftreten und dem öffentlichen Disputieren, auch wurde sie von den litteris petitoriis dispensiert, auch nur in deutscher Sprache examiniert. Das Examen, das im Hause des Dekans, Hofrats Michaelis, stattfand, dauerte von 5 bis 7½ Uhr. Gegenwärtig waren die Herren Michaelis, Kästner, Heyne, Gatterer, Meister, Feder und Kulenkamp. Der Herr Dekanus holte die Kandidatin ab und setzte sie obenan, während sonst die Kandidaten unten am Tische zu sitzen pflegten. Die erste Frage war nach dem Spiegel auf dem Pharus bei Alexandria, worin angeblich die Mohammedaner die christlichen Schiffe zu Konstantinopel gesehen haben sollen. Dann wurde die 37. Ode aus dem ersten Buch des Horaz übersetzt und erläutert. Alsdann gab man ihr ein Stück Erz und frug sie nach dem ganzen Prozeß des Bergwesens. Hierauf gab es aus der Kästnerschen Analyse eine Aufgabe zu berechnen: wenn man gutes 16lötiges und schlechtes 8lötiges Silber hat und daraus 12lötiges machen will, wieviel nimmt man von jedem? Gegen eine Frage aus der Architektur protestierte sie zuerst, weil sie diese Wissenschaft nicht in ihrem Lebenslaufe genannt habe; sie gab aber dann doch ganz richtige Antworten über die verschiedenen Arten der Säulen, insonderheit in Anwendung auf die Peterskirche zu Rom. Zuletzt gab es endlich noch die Frage: Wie groß muß jede Seite eines Bogens Papier sein, den man sovielmal zusammenlegen kann, als man will, so daß dieser Teil allemal dem Ganzen ähnlich bleibt? Hernach mußte sie abtreten, doch bedurfte es keiner langen Deliberation; sie ward hereingeholt, und der Herr Dekan eröffnete ihr, daß man ihr die philosophische Doktorwürde erteilen wolle. Während des Examens ward die Kandidatin mit Tee und Konfitüren bedient. In dem Bericht über das Jubelfest, der sich in dem gleichen Hefte findet, wird die „Demoiselle Dorothea Schlözer" an erster Stelle unter den Ehrendoktoren erwähnt. Kurzum, man wird wohl nicht zu scharf urteilen, wenn man annimmt, daß es sich hier nicht um den regelrechten Abschluß eines richtigen Studiums, sondern um eine eigenartige Liebenswürdigkeit gehandelt hat, die von der Universität ihrem hochverdienten Mitglied Hofrat Schlözer erwiesen werden sollte.

Die junge Doktorin sollte später einen englischen Lord heiraten, ihr Vater erlaubte das aber nicht, und da nahm sie einen reichen Lübecker Senator, v. Rogge, zum Mann. Von ihrem weiteren Leben ist mir nichts mehr bekannt geworden; nur einmal, im Jahrgang 1815 des Morgenblattes (22. Oktober) findet sich eine fürchterlich überschwängliche Schnurde, mit der eine Elise Sommer in Göttingen ihre „verehrte Freundin Dorothea v. Schlözer, vermählte v. Rogge" feiert.

Gar nichts Näheres war über die dritte Frauenpromotion festzustellen, die wahrscheinlich noch im 18. Jahrhundert vorgekommen ist. Ich habe einmal in einem Hamburger Blatte gelesen, daß „die im Jahre 1829 verstorbene Amalie Holst, geborene v. Justi" in Kiel rite zum Doktor der Philosophie promoviert worden sei. Ich habe mich dann an den Dekan der dortigen philosophischen Fakultät gewandt, aber Herr Professor Volquardsen teilte mir in liebenswürdigster Weise mit, daß in dem Protokollbuche der Fakultät sich eine große Lücke von 1776 bis 1800 finde; auch in der Sammlung von Diplomabdrücken, die sich in der Kieler Universitätsbibliothek befinde, deren Vollständigkeit allerdings nicht garantiert werden könne, habe sich ein Diplom, durch das der genannten Dame die Doktorwürde verliehen worden wäre, nicht vorgefunden. Auch sonst ist mir in der älteren wie neueren Literatur über diese Doktorin nichts weiter zu Gesicht gekommen.

Näher unterrichtet sind wir über die erste Frauenpromotion, die uns aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts bekannt geworden ist: die der Marianne Theodore Charlotte Heiland, genannt v. Siebold, die zu Gießen mit einem regelrechten Fakultätsexamen am 26. März 1817 zur Doktorin der Geburtshilfe promoviert worden ist. Bei Justi, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte von 1806 bis 1830 (Marburg 1831), ist der Lebenslauf abgedruckt, den die Doktorandin der Fakultät eingereicht hat. Wir entnehmen ihm, mit einigen Kürzungen, die folgende Darstellung: „Am 10. März 1791 bin ich in Heiligenstadt geboren. Meine Mutter wurde im vierten Jahre meines Lebens Witwe und gab mir im sechsten Jahre einen zweiten Vater, der mich und meine jüngere Schwester adoptierte und die Sorge für unsere Erziehung mit der Mutter väterlich teilte. So wuchs ich neben mehreren jüngeren Geschwistern bis zum 17. Jahre, von verschiedenen Lehrern in Heiligenstadt, Worms und Darmstadt unterrichtet, heran. Hier war es, wo der Wunsch, nach dem Beispiele und im Fach meiner Eltern der Menschheit nützlich zu sein, lebhaft in mir rege wurde. Ich fing an, meines Vaters anatomische, physiologische und geburtshilfliche Bibliothek zu benutzen, und da nach einiger Zeit meine Eltern diese Richtung meiner Lektüre und mein ernstliches Bestreben, mich der Entbindungskunst zu widmen, erkannten, so erteilte mir mein Vater den gewünschten Unterricht, wobei die Mutter, welche inzwischen zu Würzburg den Unterricht meines Oheims, Elias v. Siebold, genossen hatte, es übernahm, mich praktisch am Phantom und nachher an der Natur auszubilden. Nach zwei Jahren glaubten meine Eltern, mich so weit gebracht zu haben, mir unbesorgt in Abwesenheit meiner Mutter deren Stelle als Gehilfe meines Vaters an seiner kleinen provisorischen Entbindungsanstalt, die zum Unterricht für Hebammen bestimmt war, überlassen zu können. Der Erfolg schien ihren Wünschen zu entsprechen, und ich ging so, mit mancherlei theoretischen und praktischen Kenntnissen ausgerüstet, zu Ende 1811 nach Göttingen, hörte dort die Professoren Osiander und Langenbeck, teils in ihren Privatvorlesungen, teils in Privatissimis, und repetierte bei Dr. Wunsch. Zu Ende 1812 ging ich nach Darmstadt zurück mit dem Vorsatze, nach einer Reise nach Wien zu machen. Die damaligen Kriegsunruhen hielten mich davon ab. In dem geburtshilflichen Kreise meiner Eltern und bei deren Unterweisung der Hebammen tätig, erhielt ich 1814, nach einer von dem großherzoglichen Medizinalkollegium in Darmstadt angestellten Prüfung, wie meine früher ebendaselbst geprüfte Mutter, die großherzogliche Erlaubnis, die Geburtshilfe in Darmstadt und der Umgegend auszuüben zu dürfen. Leider trat der Fall ein, daß ich nun längere Zeit fast nur allein von den Meinigen mich dem Entbindungs- und Unterrichtsgeschäfte widmen konnte; indem meine tätige Mutter erst eine schwere Krankheit und dann eine lebensgefährliche Verletzung am Fuße erlitt und mein durch seine ärztliche Praxis in der Residenz, Physikatssachen und die Direktion des Medizinalkollegiums beschäftigter Vater noch außerdem durch epidemische Krankheiten der Gegend während des Krieges öfter abgehalten und unterbrochen wurde. Erfreute ich mich auch nachmals wieder der fast an ein Wunder grenzenden Wiederherstellung meiner trefflichen Mutter, deren stilles Verdienst die hiesige verehrte medizinische Fakultät bald darauf durch Aussertigung eines Doktordiploms zu ihrer und aller der Ihrigen Freude anerkannte, so blieb mir doch bisher immer noch vieles in dem Kreise zu tun übrig, in welchem ich meine erste geburtshilfliche Anweisung erhielt. Es macht den teuren Eltern Freude, auch die Tochter durch die wissenschaftliche Würde geehrt zu sehen, die sie sich erworben hat, und darum schreibe ich Ihnen, im häuslichen Kreise einer Schwester, diese Zeilen nieder, um einer der Forderungen der medizinischen Fakultät zu entsprechen, weil ich wünsche und hoffe, dieser Tage die Doktorwürde in der Entbindungskunst von derselben zu erhalten."

Ueber die Promotion selbst hat dann ein beteiligtes Mitglied der medizinischen Fakultät in der Großherzoglichen Hessischen Zeitung am 29. März 1817 berichtet; irrtümlicherweise meint er, der eben vorgenommene Akt einer Frauenpromotion

sei „der erste seiner Art in den Annalen unserer, wie jeder anderen deutschen Universität". Er erzählt alsdann, die Kandidatin habe sich dem Fakultätsexamen unterworfen und darauf den Katheder betreten, um ihre Thesen öffentlich zu verteidigen: „Sie zeigte dabei einen solchen Umfang von gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen, solche Ruhe und Besonnenheit, daß sie sich den allgemeinen Beifall der Sachverständigen und eines Auditoriums von Tausenden erwarb. Nach Beendigung der Disputation wurde sie von dem dermaligen Dekan der medizinischen Fakultät öffentlich und mit den herkömmlichen Formalitäten zum Doktor der Geburtshilfe ernannt und proklamiert." Bemerkenswert ist, daß um 4. April desselben Jahres die Beilage der Allgemeinen Zeitung, die schon damals sich sehr lebhaft mit den Verhältnissen der deutschen Universitätswelt beschäftigte, die Nachricht von der vollzogenen Promotion brachte, ohne ein Wort der Verwunderung über den immerhin recht ungewöhnlichen Akt beizufügen.

Ueber die in dem obigen Lebenslauf angeführte Promotion der Mutter erfahren wir nur weniger. Nach dem Lexikon von Hirsch-Gurlt, III, 116, ist sie geboren am 14. März 1771 und gestorben 1849, als Geburtshelferin und öffentliche Impfärztin. Sie war eine geborene Henning aus Heiligenstadt und in erster Ehe mit dem Mainzer Regierungsrat Heiland verheiratet. Nachdem sie sich mit dem damaligen Physikatsarzt in Heiligenstadt, dem nachmaligen Obermedizinalrat in Darmstadt Damian von Siebold vermählt hatte, studierte sie 1806/07 die Geburtshilfe unter Anleitung ihres Schwagers Elias v. Siebold in Würzburg, arbeitete dann praktisch auf dem Gebiete der Geburtshilfe und erhielt, nach einer Notiz der Großherzoglich Hessischen Landeszeitung, am 6. September 1815 die Doktorwürde der Entbindungswissenschaft; auch die genannte Zeitung hat diese Notiz merkwürdigerweise erst am 21. November des gedachten Jahres veröffentlicht, ohne eine Bemerkung dazu zu machen.

Ganz offenbar hat es sich also bei diesen ersten beiden Frauenpromotionen aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts um eine sehr ernsthafte wissenschaftliche Betätigung gehandelt, und wir können wohl ohne weiteres annehmen, daß diese beiden Frauen-Doktoren ganz auf der wissenschaftlichen Höhe der damaligen männlichen Doktoren gestanden haben. Und bemerkenswert ist dann, daß schon damals, allerdings in politisch sehr bewegten Zeiten, der immerhin ungewöhnliche Akt einer Frauenpromotion allem Anscheine nach in weiteren Kreisen keine besondere Aufregung verursacht hat. Von weiteren Frauenpromotionen ist uns aus der Zeit bis in die sechziger Jahre herein, da das Frauenstudium überhaupt einen grundsätzlich andersartigen Charakter annahm, nicht bekannt geworden.

Bücher und Zeitschriften.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Ed. Hoffmann-Krayer und Jules Jeanjaquet. Neunter Jahrgang. Zürich 1905. 323 S.

Die schöne Zeitschrift, die nunmehr schon ihren neunten Jahrgang vollendet hat, ist in dieser Zeit ein treuer und wertvoller Freund aller derer geworden, die sich mit volkskundlichen Dingen beschäftigen. In der Zahl der immer häufiger werdenden Zeitschriften auf diesem Gebiet hat sie sich gleich von Anfang an, dank der tüchtigen, umsichtigen und geschickten Leitung ihrer Herausgeber, eine vornehme und geachtete Stellung erworben und diese seither nicht nur trefflich zu wahren, sondern stets noch vollkommener zu gestalten verstanden. Allerdings dürfte das auch mit daran liegen, daß das uralte Kulturgebiet der Schweiz, auf dem sich so mannigfaches Volkstum begegnet, auch heute noch ungewöhnlich viel beachtenswertes, wertvolles und urwüchsiges Gut aufzuweisen hat. (Vergl. Beil. 98, 30. April 1900). Der vorliegende Band ist wieder, wie seine Vorgänger, reich und gediegen in seinem Inhalt, aus dem hier nur einige der wichtigsten Beiträge von allgemeinerer Bedeutung hervorgehoben seien. So legt Stückelberg, der Verfasser der „Geschichte der Reliquien in der Schweiz" (vergl. Beil. 86, 15. April 1902) eine neue Untersuchung aus seinem „Sondergebiete" vor, eine Abhandlung über „Pergamentbilder" von Heiligen; ein Material von über 10,000 Einzelbildern hat ihm dafür zur Verfügung gestanden, in dem sich, freilich vereinzelt, einige künstlerisch ganz hervorragende Stücke befanden. A. Rossat, ein bewährter Kenner der romanischen Mundarten der Schweiz, setzt die schon früher begonnene Herausgabe eines langen satirischen Gedichts über die Mode der Reifröcke (Les Paniers) fort, das, ursprünglich im Dialekt von Besançon geschrieben, in verschiedene Mundarten der romanischen Schweiz übertragen worden war. Die lehrreichen Aufzeichnungen S. Meyers über „Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt", die schon im vierten Bande anfingen, werden in vier weiteren Abschnitten gleichfalls fortgeführt und bringen wieder eine Fülle bemerkenswerter Einzelheiten. Den Erfolg eines gut gelungenen Versuches legt H. Zahler, der als Lehrer durch seine Schüler „Rätsel aus Münchenbuchsee" aufzeichnen ließ; nicht weniger als 415 Nummern sind dabei zum Vorschein gekommen, von denen viele durchaus eigenartiges, noch mehr aber ziemlich allgemein verbreitetes Gut darstellen. Besonders hervorzuheben sind dann noch zwei Abhandlungen, eine von Luchsinger über „Das Molkereigerät in den Alpendialekten der romanischen Schweiz", die andere von Bandi über „Volkstümliche Handwerkskunst und bäurische Zierformen"; beide behandeln bisher noch fast gar nicht bebaute Gebiete und gelangen zu schönen Ergebnissen. — Sonst enthält der Band noch eine ganze Anzahl von kleineren Mitteilungen, Bücherbesprechungen, Vereinsnachrichten und einen in volkskundlichen Zeitschriften sonst nicht eben häufig anzutreffenden reichen Schmuck an gut ausgeführten Bilderbeigaben. (28 Tafeln und 14 Abbildungen im Text.) — Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft beträgt jetzt 462.

Königsberg i. Pr. Hermann Jantzen.

Shaftesburys „Untersuchung über die Tugend". Ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen von Paul Ziertmann, Oberlehrer in Steglitz bei Berlin. Dürrsche Buchhandlung, Leipzig 1905.

Die vorliegende Uebertragung der Hauptschrift Shaftesburys ist wohlgelungen. Besonders lesenswert ist die Einleitung, in der in Kürze die ethischen Ansichten Shaftesburys und sein tiefer Einfluß auf die Großen seiner Zeit und des ausgehenden 18. Jahrhunderts beleuchtet wird. Es ist bekannt, wie Goethe, Herder und Schiller von Shaftesbury abhängen; Leibniz bedauert gerade an unserer Schrift, daß er sie nicht vor Veröffentlichung seiner Theodicee kennen gelernt hat.

F.

Allgemeine Rundschau.

Eine Ehrung des Meteorologen Hann.

Am 5. Mai 1906 fand im Hörsaal des geographischen Instituts der Universität in Wien um 7 Uhr abends die diesjährige Jahresversammlung der k. k. österreichischen Gesellschaft für Meteorologie statt, in welcher das Jubiläum des 40jährigen Bestandes dieser Gesellschaft und der von ihr herausgegebenen Meteorologischen Zeitschrift gefeiert wurde. Der Präsident Hofrat Professor V. v. Lang eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, auf die eine kurze Rede des Vizepräsidenten Hofrats Professor J. M. Pernter über die Tätigkeit der Gesellschaft während ihres 40jährigen Bestehens folgte. Der Redner wies auf die Verdienste hin, die sich die Meteorologische Gesellschaft um die österreichischen Höhenobservatorien und um die Beteiligung Oesterreichs an den internationalen wissenschaftlichen Ballonfahrten, besonders aber durch die Herausgabe der Meteorologischen Zeitschrift erworben hat. Dieselbe ist aus kleinen Anfängen entstanden, entwickelte sich aber bald zum führenden Blatte in der Meteorologie, eine Stellung, die sie — nunmehr mit der Zeitschrift der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft verbunden — bis heute behauptet hat. Zum größten Teile, hob Hofrat Pernter hervor, verdankt sie diese ihre Bedeutung ihrem Redakteur, der nun seit vierzig Jahren, von Beginn an, zu Zeiten in Gemeinschaft mit anderen, mehrere Jahre auch allein, die meteorologische Zeitschrift redigiert. Es ist dies Hofrat Professor Julius Hann, der nun sein 40jähriges Redaktionsjubiläum feiert. Der Präsident beglückwünschte hierauf den Jubilar und überreichte ihm eine Festschrift, den „Hann-Band" der Meteorologischen Zeitschrift welchen Freunde und Schüler Hanns, darunter die hervorragendsten Meteorologen seiner Zeit, zu dessen Ehrung gewidmet haben. Der Hann-Band bildet einen Ergänzungsband der Meteorologischen Zeitschrift und ist in deren Format bei Vieweg in Braunschweig verlegt. Er enthält eine große Zahl wissen-

schaftlicher Arbeiten aus dem Gebiete der Meteorologie in drei verschiedenen Sprachen. — Der Präsident verkündete sodann, daß Herr Hofrat J. Hann dem Direktor der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Wien, Herrn Hofrat Professor J. M. Pernter, die „Hann-Medaille" verliehen habe. Diese Medaille wurde vor mehreren Jahren Hann gewidmet mit der Bestimmung, sie an Gelehrte für bedeutende Förderungen der meteorologischen Wissenschaften zu verleihen. Anläßlich des 40jährigen Jubiläums der Gesellschaft vergab nun Hann zum erstenmal diese Auszeichnung.

*

Pläne für eine Neubewässerung Chaldäas.

C. K. Eine „Neuschaffung von Chaldäa" wird von britischen Ingenieuren, in erster Linie Sir William Willcocks, geplant. Man will die Täler des Euphrat und Tigris, die einst die ersten und reichsten Kulturländer der Welt waren und die heute Wüsten oder unwirtliches Sumpfland sind, durch ein großangelegtes Abdämmungs- und Bewässerungssystem, wie es in Aegypten mit so großartigem Erfolge durchgeführt worden ist, in ein fruchtbares Ackerland verwandeln, das Millionen eindringen soll. Eine begeisterte Schilderung von der Zukunft des Landes entwirft Ernest H. Short im Aprilheft der Broad Views: „1,280,000 Acres besten Landes warten heute nur auf Wasser, und um sie damit zu versorgen, müßten gegen 12,000,000 M für die Wasserwehre des Tigris ausgegeben werden. Der Wiederbau des Haupt-Nahrwankanals wird 60 Millionen kosten, die kleineren Kanäle weitere 80 Millionen Mark, im ganzen werden also 160,000,000 M erforderlich sein. Jetzt ist dieses weite Landgebiet wertlos; als Ackerbauland kann es jedoch ungefähr auf 600 M pro Acres geschätzt werden, bei 140 M Unkosten für den Acre kann man also den 1,280,000 Acres jetzt wertlosen Landes einen Wert von 768,000,000 M geben. Die „Neuschöpfung Chaldäas" aber schließt auch den Wiederaufbau der Hauptbewässerungssysteme in sich, die vor dem Einfall der Mongolen und Tataren bestanden. Ein erfolgreicher Versuch zeigt, daß man der Wüste und dem Sumpf Millionen Acres Land abgewinnen kann, wobei die Ausgaben noch nicht 25 Prozent des zu erwartenden Gewinnes betragen werden, und dabei ist das wahrscheinliche ständige Steigen des Bodenwertes nicht in Anschlag gebracht. Außer dem Wüstenland am Tigris können dem Sumpflande zwischen Tigris und Euphrat, nach Sir Williams Schätzung, 1,500,000 Acres abgewonnen werden. Jetzt finden sich in den dürren Ebenen und den sumpfigen Dschangeln nur wenige angebaute Flächen, und diese können von den periodischen Ueberschwemmungen zu jeder Zeit fortgeschwemmt werden. Hier müßten zwei große Deiche, einer am Ostufer des Euphrat und der andere am Westufer des Tigris, angelegt werden. Die Kosten können auf 110 M für den Acre veranschlagt werden; wenn man das so gewonnene Land nur sehr niedrig schätzt, würde einer Kapitalsausgabe von nur 260,000,000 M eine Einnahme von 440,000,000 M gegenüberstehen. „Es wäre," so schließt Short seine Ausführungen, „bedauerlich, wenn die gründliche Prüfung der Ausführbarkeit von Sir William Willcocks Plänen und der Bau der Eisenbahn vom Mittelmeer zum Persischen Meerbusen nicht zustande kommen könnten."

*

Kleinere Mitteilungen.

* Ueber ein Fritz Reuter-Museum schreibt man der Frankfurter Zeitung aus Mecklenburg: „Der Gedanke, dem Dichter Fritz Reuter in seiner Heimat ein Denkmal in der Weise zu errichten, daß in einem Reuter-Museum alles auf ihn Bezügliche vollzählig zusammengetragen werden solle, gewinnt an Gestalt. Der eifrige Reuter-Forscher Professor Gaedertz in Greifswald hat die Ausführung dadurch auf den rechten Weg gebracht, daß er sich in selbstloser Weise bereit erklärte, die Andenken an den Dichter, Bücher, Bilder u. s. w., die er in mühsamem Sammeln erworben, für ein Reuter-Museum in Mecklenburg herzugeben. Es soll dann auch der sehr zu billigende Versuch gemacht werden, das in Eisenach in recht prekärer Lage befindliche Reuter-Museum von dort fortzuschaffen und mit dem mecklenburgischen Museum zu vereinigen. Es dürfte dann auch wohl gelingen, jene Manuskripte des Dichters, die merkwürdigerweise dem Goethe- und Schiller-Archiv einverleibt sind, für das ihm gewidmete Museum zu gewinnen. Alle Anhänger von Fritz Reuters sonnigem Humor — und sie zählen in Nord und Süd nach Tausenden — werden dieses Unternehmen sicher mit Freuden begrüßen. Es hat um so mehr Aussicht auf Erfolg, als für die Ausführung gewichtige Förderer gewonnen sind, so u. a. der Reichskanzler Fürst Bülow, der sich erinnerte, daß der ehemalige Kommandant von Dömitz, dem Reuter in seiner „Festungstid" ein so schönes Denkmal gesetzt hat, ein entfernter Verwandter Bülows ist. Der Reichskanzler soll auch eine staatliche Unterstützung des Unternehmens nicht für ausgeschlossen erklärt haben.

× Ein modernes Riesenschiff. Wie uns aus Hamburg berichtet wird, ist der für die Hamburg—Amerika-Linie von der Stettiner Maschinenbau-Aktiengesellschaft „Vulkan" letzthin erbaute Passagierdampfer Kaiserin Auguste Viktoria, gegenwärtig das größte Schiff der Welt, nach äußerst gut verlaufener Probefahrt in Hamburg eingetroffen, um am 10. Mai seine erste Ueberfahrt nach Amerika anzutreten. Das Riesenschiff, welches bei einer Länge von 213 Meter, einer Breite von 23.3 Meter, einem Deplacement von 35,500 Tonnen und bei einer Maschinenleistung von 17,500 Pferdestärken eine Geschwindigkeit von 17 Knoten in der Stunde entwickelt, ist mit allen modernen Hilfsmitteln ausgestattet, worunter auch die Elektrizität eine weitgehende Anwendung gefunden hat. Für die Speisung der elektrischen Anlagen des Dampfers, die sämtlich von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft Berlin geliefert und eingebaut sind, dient eine Maschinenanlage von sechs Dampfdynamomaschinen von je 88 Kilowatt Leistung. Zur Beleuchtung des Schiffes dienen 4200 Glühlampen, ferner sind ca. 1000 Anschlußstellen für Tischventilatoren, Brennscheren, Zigarrenanzünder u. s. w. vorgesehen. Für motorische Zwecke sind 30 Motoren von je 0.5 bis 24 Pferdestärken Leistung aufgestellt, und zwar zum Antrieb für größere Ventilatoren, für Aufzüge, Werkzeugmaschinen, Kaffeemühlen, Turnapparate u. s. w. Ferner dient der Strom zur Speisung von elektrischen Heizöfen und einem Lichtbad. Die elektrischen Signal- und Alarmanlagen umfassen eine Feuermelde- und Schottendicht-Alarmanlage, eine Lautsprecher-Telephonanlage für den Betrieb des Schiffes, eine Kajüttelephonanlage mit mehreren Zentralstellen für den Verkehr des Publikums mit den Stewardstationen, dem Obersteward und dem Restaurant, sowie eine Klingelanlage. Das Schiff hat außer der Besatzung von 550 Mann Raum zur Mitnahme von 3000 Passagieren.

ar. Eine akademische Studienfahrt von Studierenden der Berliner Universität wird im August d. J. nach den klassischen Stätten von Italien und Griechenland stattfinden. Bei der voraussichtlich starken Beteiligung sind zwei Reisen zu Anfang und Ende August von je 25 Tagen beabsichtigt. Genua, Rom, Neapel mit Pompeji, Delphi, Athen, Korinth, Korfu, Venedig werden die Hauptpunkte sein. Von Genua bis Venedig steht eine Salon-Lustjacht zur Verfügung. Zur Erläuterung der Ausgrabungen in Griechenland hat Professor Dörpfeld seine Unterstützung zugesagt.

* Wie aus Weimar berichtet wird, hat Hofrat Dr. Karl Ruhland, der bekannte Direktor des Goethe-Nationalmuseums, seine Pensionierung erbeten und erhalten.

* Professor Dr. Albert Hoffa, Direktor der Universitätspoliklinik für orthopädische Chirurgie in Berlin, ist zum Ehrenmitglied der Finnländischen Aerztlichen Gesellschaft in Helsingfors ernannt worden.

* Eine Internationale hygienische Ausstellung wird für das Jahr 1909 in Dresden geplant. Der Rat der Stadt Dresden hat dazu 200,000 M bewilligt.

ar. Die 21. Versammlung der Internationalen Astronomischen Gesellschaft wird vom 12. bis 15. September in Jena abgehalten werden.

* Todesfälle. In Paris ist am 8. Mai Emile Molinier, der ehemalige Konservator am Louvre, einer der feinsten Kenner der Kunst des Mittelalters, gestorben. Er war, nachdem er schon früher zusammen mit Cavalucci ein vortreffliches Buch über die Robbias veröffentlicht hatte, damit beschäftigt, eine allgemeine Geschichte der angewandten Künste herauszugeben, deren erster Band die Elfenbeinarbeiten behandelt und eine genaue Kenntnis auf diesem Gebiete verrät. Molinier war als Beurteiler von kunstgewerblichen Arbeiten des Mittelalters eine Autorität ersten Ranges.

In Lemberg ist der Professor für slawische Philologie an der dortigen Universität Dr. Antoni Kalina im Alter von 59 Jahren gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

* München. Für das Fach der Kinderheilkunde habilitierte sich Dr. med. Albert Uffenheimer in der hiesigen medizinischen Fakultät. Seine Habilitationsschrift enthält experimentelle Studien über die Durchgängigkeit der Wandungen des Magendarmkanals neugeborener Tiere für Bakterien und genuine Eiweißstoffe. In der Probevorlesung sprach er über Ergebnisse der biologischen Methode für Säuglingsernährungslehre. — An der

Technischen Hochschule in München ist mit dem gegenwärtigen Sommersemester nach Vorgang anderer Staaten eine besondere Ausländer-Gebühr von 50 Mark pro Semester eingeführt worden, die für Ausländer, welche von Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache kommen, ermäßigt werden kann.

* **Tübingen.** Professor Dr. P. Vetter, Ordinarius der neutestamentlichen Exegese an der hiesigen katholisch-theologischen Fakultät, ist krankheitshalber für das ganze Sommersemester vom Halten von Vorlesungen dispensiert worden. Er wird von dem Repetenten Stolz vertreten.

h. c. **Bonn.** Zwei neue Honorardozenten beginnen in diesem Sommersemester ihre Lehrtätigkeit an der Landwirtschaftlichen Akademie zu Bonn-Poppelsdorf: Sanitätsrat Dr. Ernst Fiele, der über erste Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen lesen wird, und der Lehrer am Pädagogium zu Godesberg, Karl Ringel. Das Lehrfach des letzteren ist Bienenzucht.

h. c. **Dresden.** Der als Privatdozent für experimentelle Pathologie und Therapie an der hiesigen Tierärztlichen Hochschule aufgenommene Dr. med. Alexander Strubell hält am 9. d. M. seine Antrittsvorlesung über Methoden zur Bestimmung der Herzarbeit.

h. c. **Berlin.** Der Privatdozent für Physik an der hiesigen Universität Professor Dr. phil. Friedrich Franz Martens, der die durch Professor Matthiessens Rücktritt erledigte ordentliche Professur für Physik an der Rostocker Universität im letzten Wintersemester vertretungsweise verwaltet hat, ist als Professor für Physik an die Berliner Handelshochschule berufen worden.

h. c. **Danzig.** An der hiesigen Technischen Hochschule hat sich am 8. d. M. Dr. Karl Mollwo mit einer Arbeit über „Die Lübecker Warrantordnung von 1900" und auf Grund einer Antrittsvorlesung über „Die handelspolitische Wendung von 1879" als Privatdozent für Nationalökonomie und Wirtschaftsgeschichte habilitiert und wird noch in diesem Sommersemester über Handelspolitik lesen.

h. c. **Aus Oesterreich-Ungarn.** An Stelle des emeritierten Professors Hofrats Dr. Smolka ist der außerordentliche Professor für allgemeine und österreichische Geschichte Dr. phil. Viktor Czermak zum ordentlichen Professor der polnischen Geschichte an der Krakauer Universität ernannt worden. — Die in der Budapester medizinischen Fakultät erledigte Professur für allgemeine Pathologie und Therapie soll geteilt werden; zum Leiter des Lehrstuhls für allgemeine Pathologie und Therapie wurde Professor Franz Tangl vorgeschlagen, zum Leiter des zu errichtenden Lehrstuhls für Bakteriologie der Professor an der Budapester Tierärztlichen Hochschule Dr. Hugo Preisz. Ferner ist der Budapester außerordentliche Professor Dr. August Szekely zum Leiter des Pasteurinstituts ausersehen. — Zwei neue Privatdozenten wurden am Budapester Polytechnikum aufgenommen: Dr.-Ing. Emerich Forbat für „Wasserversorgung, Kanalisierung und Regelung der Städte" und der Diplom-Ingenieur Dr. Johann Kossalka für „Theorie der durch Pfeiler verbundenen mehrfach unterstützten Träger".

* **Lüttich.** Die diesjährigen Ferienkurse werden in zwei Serien abgehalten, die eine vom 16. Juli bis zum 4. August, die andere vom 6. August bis zum 1. September reichend. Sehr reichhaltig und sorgfältig zusammengestellt ist das Programm; es umfaßt literarhistorische, philologische, sowie praktische Uebungen allerlei Art; Ausflüge in Stadt und Umgebung, Besichtigung der historischen Denkwürdigkeiten und der industriellen Anstalten sind damit verbunden. Professoren der Lütticher Universität und belgische Gymnasiallehrer teilen sich in die Aufgabe, Fremde in die Kenntnis der französischen Sprache und Literatur, sowie in die der belgischen Geschichte, Literatur, Kunst und der politischen Einrichtungen einzuführen. Praktische Uebungen in der französischen Sprache werden zum Teil geleitet von den Lektoren der Universitäten Leipzig, Halle und Gießen, die von Geburt Belgier sind. Eine Neuheit, die das diesjährige Programm aufweist, sind die von belgischen Ingenieuren gehaltenen Vorträge über industrielle Fragen und Einrichtungen. Auch naturwissenschaftliche Vorträge sind in das Programm neu aufgenommen, sowie ein Lehrgang der Vortragskunst. Besuchs-Zeugnisse werden den Teilnehmern ausgestellt. Auskünfte erteilt Universitäts-Bibliothekar J. Brassinne, Rue Mazon, 78, Lüttich.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Karl v. Wallmenich: Der Oberländer Aufstand 1705 und die Sendlinger Schlacht. München 1906. Dr. H. Lüneburgs Verlag.

Statistica Giudiziaria. Penale per l'anno 1902 in Italia. (Introduzione) Roma 1905. G. Bertero E. C.

Ricardo Garcia Granados: La Constitucion de 1857 y Las Leyes de Reforma en Mexico. Mexico 1906. Tipografia Económica. 135 S.

Dr. theol. et hist. Joseph Schmidlin: Geschichte d. deutschen Nationalkirche in Rom S. Maria dell' Anima. Freiburg i. Br., Wien. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 815 S.

Prof. Dr. Otto Schmiedeknecht: Die Wirbeltiere Europas. Jena 1906. Gustav Fischer. 472 S.

Paul Meyerheim: Adolf v. Menzel. Berlin 1906. Gebr. Paetel. 159 S.

Theophile Thoré (W. Buerger): Jan Vermeer van Delft. Deutsch von Paul Prina. Leipzig 1906. Julius Zeitler. 83 S.

Lothar v. Kunowski: Licht und Helligkeit. (Durch Kunst zum Leben. Bd. 5.) Jena 1906. Eugen Diederichs. 390 S.

Hippolyte Taine: Aufzeichnungen über England. (Aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt.) Jena, Leipzig 1906. Eugen Diederichs. 328 S.

Wanda v. Sacher-Masoch: Meine Lebensbeichte. (Memoiren.) Berlin, Leipzig 1906. Schuster u. Loeffler. 519 S.

Gustave Flaubert: Briefe über seine Werke. Uebersetzt von E. Greve. Ausgewählt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von F. P. Greve. Minden i. W. J. C. C. Bruns. 363 Seiten.

Derselbe: Reiseblätter. (Briefe aus dem Orient. — Ueber Feld und Strand.) Zusammengestellt und herausgeg. von Felix Paul Greve; autorisierte Uebersetzung von E. Greve. Ebenda. 292 S.

Bilder aus der deutschen Heimarbeit. Herausgeg. von der literarischen Kommission der deutschen Heimarbeitausstellung. Leipzig 1906. Felix Dietrich. 31 S.

Oskar Reoe: Die deutschen Arbeiter-Fachverbände. (Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Nr. 63/64, 65.) Ebenda 1906. 15 S.

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Herausgeg. von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé. 12. Band, 2. Heft. Tübingen 1906. J. C. B. Mohr.

Prof. Dr. Werner Wittich: Altfreiheit und Dienstbarkeit des Uradels in Niedersachsen. Berlin, Stuttgart, Leipzig 1906. W. Kohlhammer. 203 S.

Dr Paul Chrobok: Die ästhetischen Grundgedanken von Herders Plastik in ihrem Entwicklungsgange. Leipzig 1906. Julius Zeitler. 61 S.

Viktor Considerant: Fouriers System der sozialen Reform. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Hugo Kaatz; mit einer Einleitung von Georg Adler. (Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik, herausgeg. von Dr. Georg Adler. 6. Heft.) Leipzig 1906. C. L. Hirschfeld. 108 S.

Leo Tolstoi: Für alle Tage. Erste vollständig autorisierte Uebersetzung. Herausgeg. von Dr. E. H. Schmitt und Dr. A. Skarvan. Dresden 1906. Karl Reißner. 572 S.

Dr. Paul Hagen: Wolfram und Kiot. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Deutsche Philologie. Bd. 38, Heft 1 u. 2.) Halle a. S. 1906. Buchhandlung des Waisenhauses. 78 S.

Dr. Albert Kalthoff: Modernes Christentum. (Moderne Zeitfragen. Herausgeber: Dr. Hans Landsberg.) Berlin. Pan-Verlag. 46 S.

D. Johannes Gottschick: Die Lehre der Reformation von der Taufe. (Hefte zur Christlichen Welt, herausgegeben von D. Martin Rade. Heft 56.) Tübingen 1906. J. C. B. Mohr. 54 S.

Otto Baumgarten: Carlyle und Goethe. (Lebensfragen, Schriften und Reden, herausgeg von Heinr. Weinel.) Ebda. 1906. 177 S.

Dr. Alexander Cartellieri: Philipp II. August, König von Frankreich. Band 2. Der Kreuzzug (1187—1191). Leipzig 1906. Dyksche Buchhandlung. Paris. H. Le Soudier. 360 S.

Frederik van Eeden: Der kleine Johannes. (Deutsche Ausgabe, besorgt von Else Otten.) 1., 2. u. 3. Bd. Berlin, Leipzig 1906. Schuster u. Loeffler. 195, 214 u. 347 S.

Jahrgang 1906. **München, Samstag, 12. Mai.** **Nummer 110.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zur Wirtschaftsgeschichte Italiens im frühen Mittelalter.

Der Verfasser der Geschichte Italiens im Mittelalter in der neuen Serie der Heeren-Ukertschen Sammlung, L. M. Hartmann, hat im Winter 1904/05 zwei kleinere Schriften veröffentlicht (beide im Verlag von F. A. Perthes, Gotha). Die eine, welche den Titel „Ueber historische Entwicklung“ führt, ist methodologischen und geschichtsphilosophischen Inhalts. Sie setzt sich mit ihren allgemeinen Forderungen in schroffsten Gegensatz zu dem, was die ganz überwiegende Mehrzahl der Historiker als richtig ansieht. Es haben denn auch schon mehrere Historiker und Nationalökonomen lebhaften Widerspruch gegen Hartmanns Prinzipien erhoben. Ich selbst habe meinem Wunsch, mich mit ihnen auseinanderzusetzen, nur aus Zeitmangel nicht nachkommen können. Jetzt ist eine Bekämpfung vielleicht nicht mehr nötig, nachdem insbesondere Max Weber das gute Recht der Geschichtswissenschaft gegenüber jenen Prinzipien Hartmanns energisch gewahrt hat. Dagegen könnte dessen Schrift nach einer anderen Richtung hin auch heute noch zu nützlichen Betrachtungen Anlaß geben. Weber nennt Hartmann, indem er jene prinzipiellen Sätze bekämpft, einen im übrigen mit Recht angesehenen Historiker. Ist es nun nicht ein Widerspruch, daß ein Autor, dessen prinzipielle Anschauungen von der Geschichtswissenschaft bekämpft werden müssen, als ein mit Recht angesehener Historiker gilt? Lassen sich prinzipielle Anschauungen und historische Praxis so trennen? Der Historiker gewinnt doch seine prinzipiellen Anschauungen im Zusammenhang mit den Beobachtungen, die sich ihm in der Praxis der historischen Forschung aufdrängen. Tatsächlich sind aber bei Hartmann die beiden Dinge auch nicht vollkommen getrennt. Vielmehr gewähren seine Ausführungen gerade dadurch Interesse, daß sie zeigen, wie ein Autor, der sich einem — sagen wir naturalistischen — System ergeben hat, durch den Ernst seiner wissenschaftlichen Arbeit genötigt wird, den Ergebnissen der historischen Forschung Konzessionen zu machen. Man vergleiche z. B. die Art, wie Hartmann über die sogenannten historischen Gesetze spricht. Viele Naturalisten und auch solche, die im Naturalismus prinzipiell nicht so weit gehen wollten wie er, haben historische Gesetze ohne viel Bedenken konstruiert. Dagegen bemerkt man bei ihm überall das Bestreben, sich an das wissenschaftlich Nachweisbare zu halten. Es bleibt nur zu wünschen, daß er sich den Konsequenzen seiner historischen Beobachtungen weiterhin noch mehr zugänglich zeigen möchte.

Mit ungeteiltem Beifall nehmen wir die zweite im Winter 1904—1905 erschienene Schrift Hartmanns auf. Sie ist betitelt „Zur Wirtschaftsgeschichte Italiens im frühen Mittelalter“ und enthält fünf einzelne Abhandlungen nebst mehreren Beilagen. Einige von ihnen oder Teile aus ihnen waren schon früher veröffentlicht; aber sie erscheinen jetzt mit Zusätzen vermehrt. Die Zeit, auf die sie sich beziehen, ist die von der langobardischen Niederlassung bis zum 10. Jahrhundert. Die meisten knüpfen an einzelne besonders wichtige Quellenstücke (die Hartmann teilweise selbst erst zugänglich gemacht hat) aus dieser sonst so quellenarmen Zeit an. Durchweg steht in den Abhandlungen im Vordergrund das Problem des Verhältnisses des Mittelalters zum römischen Altertum, wiewohl nicht bloß dieses Förderung durch sie erfährt. Hartmann nimmt eine starke Abhängigkeit der späteren Einrichtungen von den römischen an, und zweifellos ist ja Vieles und Bedeutendes aus dem Altertum erhalten geblieben. Indessen die lückenhafte Ueberlieferung läßt uns verschiedene Dinge nicht klar erkennen. Es bleibt noch Spielraum für abweichende Auffassungen. Wie ich noch darlegen werde, gehöre ich zu denjenigen, die in der Annahme einer Abhängigkeit der mittelalterlichen italienischen Einrichtungen im einzelnen nicht ganz so weit gehen wie Hartmann. Allein ich möchte hervorheben, daß auch der wissenschaftliche Gegner ihm das Zeugnis eindringender Kritik und vorsichtiger Forschung ausstellen wird. Es mag hier noch eine allgemeine Bemerkung Platz finden. Wenn jemand, der sich mit der mittelalterlichen Geschichte Frankreichs und Deutschlands beschäftigt, Hartmanns Schilderung der italienischen Zustände liest und das, was ihm aus Frankreich und Deutschland bekannt ist, in Italien schon in früherer Zeit verwirklicht findet, so könnte er geneigt sein, ein Weiterströmen römisch-italienischer Erscheinungen nach den anderen Ländern des Abendlandes anzunehmen. Aber die Frage wird dann doch sein, ob wirklich eine Abhängigkeit vorliegt oder ob nicht vielmehr gleiche Verhältnisse verwandte Formen hervorgebracht haben. Und eben diese Erwägung wird man bei der Beantwortung der Frage, was von den Einrichtungen des mittelalterlichen Italien aus dem römischen Altertum stammt, ebenfalls anzustellen haben. In hohem Maße förderlich bleibt die Beschäftigung mit den italienischen Zuständen dem deutschen und französischen Historiker natürlich auch dann, wenn gar kein Abhängigkeitsverhältnis zwischen den Ländern anzunehmen ist. Durch die Beobachtung anderer Verhältnisse wird die Anschauung von dem an sich Möglichen erweitert und ein besserer Maßstab für die Beurteilung des einzelnen gewonnen.

Um auf die verschiedenen Abhandlungen näher einzugehen, so schildert Hartmann in der ersten, „Bemerkungen zum Codex Bavarus“, nach den in diesem ravennatischen Papyruskodex der Münchener Bibliothek enthaltenen Ur-

kunden das Pachtwesen des 10. Jahrhunderts. „Man gewinnt durch den Codex Bavarus Einblick in die Art der Bewirtschaftung der kirchlichen Güter, die direkt von der altrömischen Tradition ausgeht." Ein Teil der Güter ist in Großpacht gegeben, in der Form der Emphyteuse (Verpachtung auf drei Generationen). Bei dieser scheidet das vergabte Gut aus der Wirtschaft des Verpächters für die Zeit der Vergabung aus. Die Emphyteuten sind meist Leute mit hohen Titeln, duces oder dergleichen, die der Kirche an Macht gleich oder überlegen gegenüberstehen und durch die Emphyteuse ihren Besitz arrondieren, ohne sich in irgend ein Abhängigkeitsverhältnis zu begeben. Diese emphyteutischen Verträge scheinen im Mittelalter in Italien vorzugsweise precaria genannt worden zu sein. Der andere Teil der Güter, in Parzellenpacht ausgetan, gruppiert sich um einen von den Beamten der Kirche verwalteten Hof, zu dem die Kleinpächter, die sich coloni nennen, ihre Naturalabgaben liefern müssen und dem sie auch Frondienste leisten. Dieser Kleinpächter bleibt in der Gutswirtschaft inbegriffen. Die Urkunden über dieses Pachtverhältnis, das nur für neunundzwanzig Jahre gilt, führen den Namen libellus. Der hier kurz charakterisierten Abhandlung hat Hartmann soeben in der „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte", Bd. 4, S. 340 ff., eine Fortsetzung in einem Artikel „Bemerkungen zur italienischen und fränkischen Precaria" gegeben. Von welcher Wichtigkeit die richtige Auffassung dieser Arten der Vergabung des Grundbesitzes für die Deutung der Entstehung des mittelalterlichen Lehnswesens ist, braucht nicht hervorgehoben zu werden.

Die zweite Abhandlung „Zur Geschichte der Zünfte im frühen Mittelalter" war schon im Jahre 1894 in der „Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" erschienen und hat bereits viel Aufsehen erregt. Hartmann trägt darin nämlich die Ansicht von einem direkten Zusammenhang der mittelalterlichen Zünfte Italiens mit den altrömischen collegia vor. Man darf ihm in mehrfacher Hinsicht zustimmen, zunächst in negativer Beziehung. Er hat ganz gewiß recht, wenn er die Theorie ablehnt, daß die mittelalterlichen römischen Zünfte sich nach dem Vorbild der päpstlichen und der militärischen Scholen gebildet haben. Sie ist ebenso wenig begründet wie die Behauptung, daß die Zünfte des deutschen Mittelalters aus geistlichen Brüderschaften hervorgegangen seien. Und wenn Hartmann darüber spottet, daß man alles zusammenwerfe, was mit schola bezeichnet wird, so gibt die Literatur über die deutschen Zünfte auch Anlaß zu solchem Spott: die Operationen mit dem Wort fraternitas sind nicht kritischer. Beistimmen darf man ihm ferner darin, daß er davor warnt (S. 17), aus Nichterwähnungen, bei sehr lückenhaftem Material, zu sichere Schlüsse zu ziehen. Was dann aber seine Argumente für seine These betrifft, so muß man diese doch öfters bestreiten. Wenn er z. B. S. 22 sagt: „Es ist kein Grund einzusehen, aus dem die römischen Berufsgenossenschaften, solange Gewerbetreibende bestanden, zu bestehen aufgehört haben sollten", so ist doch mit der Existenz von Gewerbebetrieben noch nicht die von genossenschaftlichen Verbänden gegeben. Ist z. B. das Gewerbe nicht erheblich entwickelt, macht sich keine beträchtliche Konkurrenz geltend, so äußert sich bei den Gewerbetreibenden auch nicht die Tendenz zur Abschließung, wie sie in Zunftbildungen zum Ausdruck kommt, oder ein anderes Prinzip der Gruppierung. Bei dem mehr oder weniger starken Verfall der alten römischen Verfassung und der wirtschaftlichen Verhältnisse können auch die Collegia verschwunden und das Bedürfnis nach Herstellung von gewerblichen Verbänden erst zu dem Zeitpunkt und an den Orten hervorgetreten sein, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse sich besserten. Hartmann beruft sich darauf, daß die mittelalterlichen Zünfte Italiens wesentliche Eigenschaften mit den altrömischen und byzantinischen Verbänden gemeinsam haben. Aber dieselben Eigenschaften finden wir auch bei den deutschen Zünften. Man müßte also schon, wenn man die Herkunft der italienischen aus den altrömischen behaupten will, auch die deutschen daher leiten. Die Fischerzunft des 10. Jahrhunderts in Ravenna, welche Hartmann Seite 29 beschreibt, hat z. B. auffallende Aehnlichkeit mit der Fischerzunft von 1106 in Worms (Keutgen, Urkunden I, S. 351 f.). S. 35 wird bemerkt: „Die Art, in der der Verkauf geregelt ist (die Lokalisierung desselben), erinnnert an die byzantinischen Verordnungen." Aber diese Art begegnet uns auch in deutschen Städten ganz gewöhnlich. Man könnte auf diese Weise auch in Königsberg i. Pr. byzantinische Einrichtungen nachweisen. Ebenso sind die Verbote des Vorkaufs (S. 35) und des Abmietens (S. 40) regelmäßige Erscheinungen der deutschen Gewerbegesetzgebung. Andrerseits kann Hartmann freilich auch auf manche Tatsachen hinweisen, die zweifellos Beachtung verdienen. Er setzt überzeugend auseinander (S. 28), daß jene Fischerzunft schon am Ende des 9. Jahrhunderts in Ravenna existiert hat, und hält daneben, daß dieses bis in die Mitte des achten eine byzantinische Stadt war und als Mittelpunkt der byzantinischen Herrschaft in Italien einige Bedeutung hatte? Die Möglichkeit eines ununterbrochenen Zusammenhanges zwischen einem alten und dem später nachweisbaren Verband wird man hiernach für Ravenna zugeben dürfen, wenngleich doch immer die Frage bleibt, ob die gewerblichen Verhältnisse dieser Stadt, so erheblich sie gewesen sein mögen, wirklich denjenigen Grad der Erheblichkeit gehabt haben, daß das Bedürfnis nach einer Zunftbildung dauernd vorhanden war. Auch ist die Stellung der Fischer mit ihren Anrechten an bestimmten Gewässern von so besonderer Art, daß die Tendenz zur Abschließung sich bei ihnen früher geltend machen kann als anderswo. Bemerkenswert ist es, daß die Fischerzunft in Worms ebenso wie die in Ravenna die Erblichkeit schon zu einer Zeit kennt, in der sie sonst in gewerblichen Kreisen noch unbekannt ist. Ein anderes gewiß nicht verächtliches Argument für seine These sieht Hartmann in dem Titel capitularius, dem Namen des ersten Beamten der ravennatischen Zünfte (S. 32). Er glaubt diesen mit capitularium, der Bezeichnung des Eintrittsgeldes in antiken Kollegien, in Zusammenhang bringen zu müssen. Die technische Bedeutung des Wortes capitularium oder der Gebrauch seiner Ableitungen kann sich aber, argumentiert er weiter, nur erhalten haben, wenn es dauernd Zünfte gegeben hat. Freilich darf man ja aus der Uebereinstimmung technischer Bezeichnungen nicht zu viel beweisen wollen. Sonst käme man zur Konstatierung einer Abhängigkeit der Verfassung von Straßburg von der von Konstantinopel, weil an beiden Stellen ein praefectus urbi (vgl. Hartmann, S. 23) dem Gewerbewesen vorgesetzt ist, und ebenso einer Abhängigkeit der Verfassung von Köln von der von Konstantinopel, weil dort der Handwerkslehrling discipulus und hier μαθητής (Hartmann, S. 25) heißt. Aber der Fall des capitularius ist doch höher anzuschlagen und beweist — wenn Hartmanns Erklärung des Wortes zutrifft — offenbar wirklich etwas. Können wir somit die Möglichkeit wohl zugeben, daß sich in einer Stadt wie Ravenna eine oder einige alte Handwerkerverbände erhalten haben, so spricht doch gegen den Zusammenhang der mittelalterlichen Zünfte mit den antiken Collegia eine große Tatsache, nämlich ihr sehr verschiedener allgemeiner Charakter: jene sind ein Ausdruck aufstrebender Freiheit; diese befinden sich durchaus in dienender Stellung. Ihr Zweck ist ein anderer. Bei allem Widerspruch aber, den wir gegen Hartmanns Darstellung erheben, erkennen wir gern die Verdienste an, die er sich durch die Aufklärung der Anfänge des mittelalterlichen Zunftwesens in Italien erworben hat.[1])

[1]) Um noch ein paar Einzelheiten zu berühren, so meint Hartmann S. 38, daß Rodocanachi mit seiner Behauptung, die älteren mittelalterlichen Zünfte in Rom hätten vielmehr Aehnlichkeit mit den altrömischen Korporationen gehabt als mit den nordischen Zünften, im Recht sei. Allein Rodocanachis Ausführungen halten sich doch sehr im allgemeinen; jedenfalls liefert er keinen genaueren Nachweis. Seine Ansicht von der großen, alle Gewerbetreibenden umfassenden Genossenschaft, die Hartmann S. 36 mit Recht ablehnt, ist übrigens vielleicht durch die bekannte Theorie von C. W. Nitzsch (vgl. Jahrbücher für Nationalökonomie 58, S. 56 ff.) veranlaßt worden. Die auf S. 17, Anm. 1, erwähnte Kritik ist in der Hist. Ztschr. Bd. 71 (N. F. Bd 35) erschienen.

Die dritte Abhandlung, „Die Wirtschaft des Klosters Bobbio im 9. Jahrhundert“ ist von vornherein dadurch interessant, daß Hartmann an diesem Beispiel den Grad der „Geschlossenheit“ der Grundherrschaft des älteren Mittelalters zu bestimmen sucht. Seit dem Erscheinen von K. Büchers „Entstehung der Volkswirtschaft“ steht ja die Frage der Geschlossenheit der Hauswirtschaft und Grundherrschaft auf der Tagesordnung der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung. Wenn man der Hauswirtschaft vollkommene Geschlossenheit zuschreibt, wird es unmöglich, das Aufkommen von entwickelterem Handel und Verkehr zu erklären. Hartmann deutet denn auch mehrere Stellen an, an denen die Abschließung versagt. Nach meiner Auffassung ist die Geschlossenheit noch geringer, als Hartmann annimmt (ogl. dazu meinen Aufsatz: „Ueber Theorien der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker“, „Historische Zeitschrift“ 1886, S. 1 ff.). Zum mindesten ist seine Darstellung in einem wichtigen Punkte durch die Quellen nicht ganz sicher gestützt. Ein Verhältnis, das er mit einem „war“ (S. 71) als beglaubigt verwertet, hatte er vorher nur mit einem zurückhaltenden „scheint“ eingeführt. Seite 70 bemerkt er: „Zu Walas Zeit war die gewerbliche Arbeiterschaft des Klosters noch nicht im Mittelpunkte der Gesamtwirtschaft konzentriert.“ Darf man mit Bestimmtheit behaupten, daß sie es später war? An zuverlässigen Quellenangaben fehlt es, und nach analogen Fällen muß man es bestreiten. In der Feststellung des Grades, in dem die klösterliche Grundherrschaft nach außen abgeschlossen ist, liegt aber keineswegs das einzige Interesse, das diese Abhandlung Hartmanns gewährt. Vor allem enthält sie eine eingehende Darstellung der Klosterverfassung, der Bewirtschaftung des Grundbesitzes, des Verhältnisses zwischen administriertem und ausgetanem Lande, der gewerblichen Arbeit[2]) innerhalb des klösterlichen Gebietes. Bemerkenswert ist z. B. die Ermittlung (S. 57), daß die mit Getreide bewachsene und von Libellariern (Pächtern) bebaute Fläche drei- bis viermal so groß war als die gesamten Getreidefelder des administrierten Landes (des Sallandes).

Diese Abhandlung über das Kloster Bobbio schließt Hartmann mit den Worten: „Von wo konnten in diesen geschlossenen Organismus Produkte eindringen, die geeignet waren, neue Bedürfnisse zu erwecken und zu befriedigen und zum Tausche gegen etwaige Ueberschüsse anzuregen?“ In gewissem Sinne eine Antwort darauf gibt die folgende Abhandlung „Comacchio und der Po-Handel“. Sie ist von besonderem Reiz, da sie uns Gelegenheit bietet, die Ausbreitung des Handels von ganz kleinen Anfängen aus zu beobachten.[3]) Solange die Po-Mündung durch den Kriegszustand zwischen Römern und Langobarden gesperrt war, konnte der Handel nicht zur Entfaltung kommen; erst nach dem Friedensschlusse um das Jahr 680 entwickelte er sich bei den Langobarden mehr. Doch wurde der Aktivhandel mit dem Auslande nicht nur in kriegerischen Zeiten verboten, sondern auch im Frieden immer noch mit Mißtrauen betrachtet und durfte nur mit spezieller Erlaubnis des Königs oder Herzogs betrieben werden. Dagegen mögen die römischen Händler rasch in das Langobardenreich eingedrungen sein, sobald die Grenzen geöffnet waren. Dafür sprechen die beiden Handelsverträge, die schon König Luitprand abschloß, der mit Comacchio (715) und der mit Venedig. Der mit Comacchio, der die Rechtsgrundlage für die Regelung des Verkehrs auch während der ganzen Karolingerzeit bildete und, seitdem Comacchio unter karolingischer Oberherrschaft stand, zu einem Privilegium der Comacchiesen wurde, war, wenigstens für den Po-Handel, ursprünglich der wichtigere. Denn Comacchio lag unmittelbar an der schiffbaren Mündung des Po, und seine großen Salinen waren imstande, das langobardische Oberitalien mit Salz zu versorgen. Im 8. und 9. Jahrhundert sind unter den auf dem Po handelnden milites immer die Leute von Comacchio gemeint (weil sich im byzantinischen Italien Einwohnerschaft und Miliz deckten, konnten die Einwohner eines Ortes schlechthin als milites bezeichnet werden) — so sehr war zu einer gewissen Zeit der Salzhandel von Comacchio der Po-Handel überhaupt. Wir finden also jetzt sehr einfache Verhältnisse. Den Handel betrieben die Einwohner einer einzigen Stadt, und es herrscht auch eine einzige Ware vor. Wenigstens die Hauptsache war der Salzhandel; dazu traten noch Gewürze (vor allem Pfeffer), die die Hafenstädte der Adria vom Osten her beziehen konnten. „Die Ursachen für diese Auswahl der Waren sind dieselben, die bei jedem primitiven Handel wiederkehren.“ Nur die Einfuhr solcher Waren kann zu regelmäßigem Austausche führen, die im Lande nicht produziert werden und Bedürfnissen entgegen kommen oder neue Bedürfnisse wecken; aber die Bedürfnisse sind noch sehr wenig entwickelt. Unentbehrlich ist vor allem das Salz; schon in der ältesten Zeit der Völker ist es, da es nur an bestimmten Stellen gewonnen wird, Gegenstand des Handels. Von großem Interesse ist es nun, zu beobachten, wie allmählich außer den Comacchiesen auch die Bewohner anderer Orte im Handel hervortreten. Nachdem in einem ersten Stadium jene eine Alleinherrschaft ausgeübt hatten, vollzieht sich eine weitere Entwicklung derart, daß die „milites“ in den Hafenstädten des Po beim Verkauf ihrer Waren mit den Einwohnern in geschäftliche Beziehungen treten und daß diese sich dann an dem Po-Handel auf den Schiffen der „milites“ beteiligen und selbst auch nach Comacchio gehen, um Salz oder anderes einzukaufen oder eigene Waren zu verkaufen. Die dritte Stufe ist dann die Verselbständigung dieses Handels der einheimischen negotiatores, die nunmehr auf eigenen Schiffen und mit eigenen Waren den Po befahren. Zunächst treten in den Urkunden die Cremonesen als Konkurrenten der Comacchiesen hervor. Charakteristisch ist auch die Art, wie wir von diesen Gegensätzen erfahren: Bei der Abfassung älterer Urkunden über Zollzahlung an den Plätzen des Po hotte man nur die Leute oon Comacchio im Auge gehabt; nun waren aber andere hinzugekommen, und deshalb gab es Streit über die Interpretation jener Urkunden. Im Anfang des 10. Jahrhunderts werden als Schiffer auf dem Po außer den Comacchiesen und Venetianern noch die Leute von Pavia, Cremona und Ferrara erwähnt. Wenn Venedig von allen die größte Handelsstadt wurde,[4]) so geschah es u. a. dadurch, daß es sich Comacchio mit Gewalt unterwarf. Die Abhandlung Hartmanns, die uns hier beschäftigt, enthält im einzelnen noch mancherlei, was uns fesselt, so z. B. lehrreiche Erörterungen über die Art der Zollerhebung und des Transportes der Produkte der Grundherrschaft. Um auf die Frage der Geschlossenheit der letzteren zurückzukommen, so bemerkt er Seite 88: „Auch aus diesen Verhältnissen ist zu erkennen, daß die Grundherrschaft des Klosters im wesentlichen ein geschlossener Wirtschaftsorganismus war, daß sie aber doch genötigt war, gewisse Waren durch Kauf zu erwerben.“

Wenn die oierte Abhandlung uns die Anfänge eines zunehmenden Handelsoerkehrs erkennen läßt, so werden wir in der fünften, „Marktrecht und Munera“, über die Ausbildung des Verfassungskörpers, innerhalb dessen sich Handel und Handwerk fortan oorzugsweise bewegen sollten, d. h. der städtischen Verfassung, unterrichtet. Auch hier nimmt Hartmann starke Anlehnung der italienischen Stadtoerfassung an die alte römische an. Insbesondere tritt er dafür ein, daß die munera, die persönlichen Leistungen der Untertanen für Bau und Erhaltung von Brücken, Wegen und Stadtmauern, sich von der Römerzeit her bis in die Epoche der Karolinger und vielleicht sogar darüber hinaus erhalten haben. „Es ist unzweifelhaft das alte munus, um das es sich handelt; nur daß es nicht, wie in

[2]) Für die Entstehung des mittelalterlichen Handwerks ist die Tatsache wichtig, daß ein persönlich unfreier Mann sich wirtschaftlich doch frei betätigen kann. Ein solches Beispiel siehe bei Hartmann S 71, Anm. 2. Ich hatte in jener Beziehung zwischen wirtschaftlicher und rechtlicher Freiheit unterschieden. Sombart schlägt vor, statt wirtschaftlicher Freiheit „Produktionsfreiheit“ zu sagen. Vgl. Histor. Ztschr. 91, S. 448.

[3]) Vgl. übrigens Lenel, Histor. Ztschr. 95, S. 352.

[4]) Vgl. Hartmanns Abhandlung über „Die wirtschaftlichen Anfänge Venedigs“ in der „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ II, S. 434 ff.

Römerzeiten, nach einem periodisch berichtigten Kataster umgelegt wird, sondern gewohnheitsrechtlich fixiert ist." Eine Aenderung trat ferner im Rechtssubjekt ein: von der Zentralgewalt geht das Recht, die munera zu fordern, allmählich auf die lokalen Gewalten über. Die Erörterungen über das Marktrecht, die Marktabgaben, Zölle u. s. w. werden von den Forschern, die sich mit deutscher und französischer Städtegeschichte beschäftigen, mit größtem Interesse gelesen werden. Das Problem der Ausbildung einer Stadtverfassung führt ihn auch auf die schwierige, schon viel diskutierte Frage, ob die Langobarden in Italien eine Allmende gehabt haben (die betreffende Partie der Abhandlung war früher unter dem Titel „Fiuvaida" schon in der „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte", I, S. 123 ff., veröffentlicht worden). Er glaubt, sie verneinen zu müssen.

Freiburg i. B. G. v. Below.

Der Aufstand der Oberländer 1705 in kritischer Beleuchtung.*)

Die kritische historische Forschung ist ein ewiger Kampf gegen die Ueberlieferung; ein Kampf, der ihr durch die umbildende Kraft von Sage und Mythus erschwert wird, die sich beide besonders gern aller Begebenheiten von volkstümlichem und tragischem Interesse bemächtigen. Danach muß es uns geradezu befremden, daß ein Ereignis wie der Zug der aufständischen oberbayerischen Bauern gegen München und sein Scheitern in der Weihnacht 1705 während des ganzen 18. Jahrhunderts keine einzige poetische Behandlung erfahren hat. Einige offiziellen Zwecken dienende Darstellungen sind aus dieser Zeit alles, was wir darüber besitzen. Noch das Gedächtnisjahr 1805 brachte nur eine Tendenzschrift Aretins, „welche den Uebertritt Bayerns auf die Seite Frankreichs entschuldigen sollte". Allein ein Vierteljahrhundert später änderte sich das völlig. Mit dem Beginn der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts begann ein wahrer Wettkampf der Schriftsteller und Dichter, jenes Ereignis zu glorifizieren. Gegen die Ergebnisse hat sich die ernste Wissenschaft mehrfach erhoben, man kann nicht gerade sagen mit sonderlichem Erfolg. Die zahlreichen Gedächtnisschriften des vorigen Jahres beweisen es zur Genüge.

Aus diesem vollen Chore tendenziöser Darstellungen tönt den Gläubigen eine einzelne Stimme wie eine Dissonanz entgegen. Karl v. Wallmenich hat uns auf Grund strenger kritischer Nachprüfung des gegebenen Materials mit Heranziehung umfassender neuer Quellen ein Bild der Vorgänge entworfen, das in vielen und gerade den wichtigsten Punkten ganz anders aussieht, als die ausschmückende Ueberlieferung will. Man darf geradezu behaupten, daß die historische Literatur der letzten Jahre nur sehr wenige Werke aufzuweisen hat, die gleich vorurteilsfrei und schonungslos mit einer als irrig erkannten und nachgewiesenen Tradition aufgeräumt haben. v. Wallmenich betont mit Recht, daß die kaiserlichen Eroberer ganz nach dem rauhen Kriegsbrauche der Zeit mit aller Schonungslosigkeit in den Kurlanden verfahren sind. Schlimmer noch wirkten, wie bekannt, die gesetzlosen Ausschreitungen der kaiserlichen Truppen, dann und vor allem die zwangsweise eingeleiteten Rekrutierungen. So griffen die Bauern im Unterlande zur Selbsthilfe, wie sie es nach Rieglers grundlegenden Untersuchungen (Sitzungsberichte der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1900) bereits 1633/34 gegen die eigenen Truppen, wie es 1675 die Brandenburger Landbevölkerung gegen die Schweden, eben noch die Tiroler gegen die Bayern unternommen hatten. Mit besonderem Nachdruck betont dabei der Verfasser den sozialen Charakter des Aufstandes, der zugleich auch gegen den grundbesitzenden Adel gerichtet war. Daß die Kunde von den Waffenerfolgen im Unterlande auf die unter ähnlichem Drucke lebenden Oberländer aufreizend einwirken mußte, versteht sich auch dann, wenn man durch die Ausführungen v. Wallmenichs zu der Erkenntnis kommt, daß patriotische Gefühle in der Masse der oberländischen Bauernschaft nur bei den allerwenigsten wirksam gewesen sind. Ausschlaggebend war vielmehr ein ganz anderes Moment, die Tatsache nämlich, daß die Beamten vor allem des Isarwinkels der Idee des Aufstandes zugänglich wurden und seine Organisation in die Hand nahmen. Aus sehr verschiedenen Gründen. Idealere Motive, Anhänglichkeit an die Person des Kurfürsten, die — freilich irrige — Besorgnis vor der Wegführung der Prinzen aus München sind bei einigen der Beamten unverkennbar, mindestens in gleichem Grade aber der Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, sowie Hoffnung auf persönliche Vorteile und Gnadenbeweise seitens des Kurfürsten, von dessen Zustimmung alle, bekanntlich mit Unrecht, überzeugt waren. Dazu kam, daß ein paar Münchener Verschwörer, offenbar ohne jede Einsicht in die wirkliche Stimmung der Stadtbevölkerung, die geradezu frivole Zusicherung gegeben hatten, man werde unter der Beihilfe der bewaffneten Bürgerschaft ohne Schuß in die Stadt gelangen und dadurch den Abzug der kaiserlichen Administration erzwingen können.

So begannen die Beamten die Aufbietung der Mannschaften. Die Art, wie sie nach des Verfassers gründlichen Darlegungen durchgeführt wurde, beweist uns mit einer jeden weiteren Zweifel ausschließenden Gewißheit, daß von besonders patriotischen Beweggründen als leitenden Kräften in den breiten Schichten des Volkes nicht länger geredet werden darf. „Mit Feuer und Schwert" ist den Bauern gedroht worden, falls sie sich der Teilnahme an dem geplanten Befreiungszuge nach München böswillig entziehen wollten. In dem Markte Tölz, der unter dem tätigen Pflegskommissär Dänkel der Mittelpunkt des Aufstandes war, wurde für solche Fälle der Verlust des Bürgerrechts in Aussicht gestellt. Andrerseits zeigt uns der Verfasser an dem besonders typischen Beispiel von Dachau, daß „nur in jenen Gerichten sich die Bauern am Aufstande beteiligten, wo dies von den obersten Beamten befohlen war". Aehnlich ging es in dem großen Gerichte Wolfratshausen. Dessen Pflegskommissär stand auf kaiserlicher Seite, ein Aufgebot erfolgte daher nicht, und so blieben trotz des Drängens der Aufständischen die meisten ruhig zu Hause. Nachdem in Hohenschäftlarn am 23. Dezember die verschiedenen Haufen in der Gesamtstärke von noch nicht 3000 Mann zueinander gestoßen waren und am 24. Dezember der kurfürstliche Hauptmann Matthias Mayer nach stürmischen Sitzungen der Beamten im Kloster Schäftlarn, durch wiederholte, wilde Drohungen gezwungen, den Oberbefehl angenommen hatte, begann der Vormarsch gegen die Hauptstadt, infolge der Absage der Gerichte von Murnau, Weilheim, Dachau bereits in wesentlich herabgestimmten Hoffnungen. Gegen Abend wurde Solln erreicht; die weiteren Ereignisse, der infolge ungünstiger Nachrichten aus der Stadt von Mayer befohlene Rückzug, seine Absetzung und Mißhandlung, das abermalige wirre Vorrücken im Dunkel der Nacht, ohne jeden Oberbefehl, währenddessen etwa ein Drittel entwich, wie dann um 10 Uhr in Thalkirchen doch noch eine Art Kriegsplan festgesetzt wurde und gegen Mitternacht der Vormarsch der Verblendeten in ihr Verderben begann, das alles ist hinreichend bekannt.

Mit besonderer Schärfe setzt die Kritik des Verfassers bei der Erzählung der „Schlacht" selbst ein. Zunächst zeigt er uns (übrigens in Uebereinstimmung mit „Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, I, 7, S. 406), daß eine „Erstürmung" des die Isarbrücke deckenden Roten Turmes, der vielmehr schon vorher geräumt worden war, überhaupt nicht stattgefunden hatte, daher auch keine Gelegenheit zu irgend welchen Heldentaten geboten war. Der Gegenstoß einer Handvoll fränkischer Kreistruppen genügte dann, um den Bauern diesen einzigen unblutigen Erfolg zu entreißen und die ganze, anfangs etwa 700 Mann starke Ab-

*) Karl v. Wallmenich: Der Oberländer-Aufstand 1705 und die Sendlinger Schlacht. München 1906, Dr. H. Lüneburgs Verlag.

teilung auf den am Glockenbache aufgestellten Haufen von annähernd gleicher Stärke zu werfen. Ein paar Hundert wurden hier von den nachsetzenden Franken und der aus dem Sendlinger Tor ausgefallenen Besatzungsreiterei niedergehauen, die übrigen flüchteten nach dem Dorfe Untersendling, wo sich das seltsam zusammengewürfelte Hauptquartier des Bauernheeres und dessen Reserve befand. Von den Truppen des inzwischen aus Anding herangerückten kaiserlichen Generals Kriechbaum am Morgen des 25. Dezember hier eingeschlossen, vermochten sie ihrem Schicksale nicht mehr zu entgehen. Man kennt die rührende Geschichte, wie ihnen die Kaiserlichen auf ihre Bitte dreimal Pardon zugesichert und diesen dreimal gebrochen hätten. Erwiesen ist nur, daß die entmutigten Bauern ohne jeden Versuch des Widerstandes aus den Häusern heraus auf das westlich gelegene Feld drängten, hier die Waffen von sich werfend, Gnade erflehten, aber von den erbitterten kaiserlichen Reitern — es waren bis auf 150 Ungarn ausschließlich Deutsche; weder Kroaten noch Panduren darunter — wehrlos niedergemetzelt wurden. Das Gerücht von dem mehrmals gebrochenen Pardon ist unmittelbar nachher seitens der Besiegten ausgesprengt worden, die offiziellen kaiserlichen Berichte wissen nichts davon.

So bestätigt sich auch hier wieder die alte psychologische Erfahrung, daß ein Vorgang um so unklarer wird, je mehr Beteiligte über ihn aussagen. Daß Kriechbaum selbst die Metzelei nicht gewollt, wird durch die Aussage des Hauptmanns Mayer bestätigt. Daß sie trotzdem möglich war und solche Dimensionen annehmen konnte, ehe die Offiziere Einhalt zu tun vermochten, scheint mir auf die disziplinarischen Verhältnisse im kaiserlichen Heere eigentlich kein sehr günstiges Licht zu werfen. Auch die umsichtigen und durchaus annehmbaren Erklärungsversuche des Verfassers führen doch wohl zu keiner nach allen Richtungen hin befriedigenden Lösung. Um so überzeugender und vollständiger hat er, hoffentlich für immer, mit einer anderen Tradition aufgeräumt. Es liegt im Wesen der Volksphantasie, daß sie sich unpersönliche Ideen gern sinnlich verkörpert und in diesem unbewußt schaffenden Drange die Summe bedeutsamer Ereignisse in idealer Zusammenfassung auf eine einzige Gestalt zu übertragen liebt. Solche Persönlichkeiten haben oft lange an der Grenze und im Zwielicht von Wahrheit und Dichtung gestanden. Man glaubte wohl auch, daß man nur das ganz Ungewöhnliche von ihnen zu abstrahieren und sie somit auf menschliches Maß zurückzuführen brauche, um den historischen Kern zu erlangen, bis die Forschung bewies, daß sie überhaupt keine Menschen von Fleisch und Blut gewesen sind, sondern freie Gebilde der schöpferischen Sage. So ist es mit Tell und Winkelried gegangen. Hinter beiden aber steht als reale Wahrheit die Tatsache, daß ein Volk für seine idealen Güter Außerordentliches vollbracht hat. Kann man das nun auch von der Sagengestalt des Schmiedbalthes behaupten, den natürlich schon vor unserem Verfasser die ernste Wissenschaft als historische Persönlichkeit abgelehnt hatte?

Auch dieser Auffassung ist durch das vorliegende Buch der Todesstoß versetzt worden. Es zeigt mit schlichter Klarheit aus den gleichzeitigen Quellen, daß ein Kampf auf dem Kirchhofe, von dem die Dichter seit sieben Jahrzehnten zu singen und zu sagen wußten, überhaupt nicht stattgefunden hat, so wenig wie am Roten Turme. Das Unterland, dessen Aufstand fast so viel Monate dauerte wie hier Tage, hat wirkliche tüchtige Kriegstaten aufzuweisen, nicht aber das Oberland. Ein kopfloser Anfang, energielose Durchführung, ein klägliches Ende, dies ist in kurzen Worten die unrühmliche Geschichte des ganzen Unternehmens. Das in seiner Hilflosigkeit menschlich ergreifende Sterben von etwa 600 Männern weckt wohl das Mitleid, aber es erzwingt keine Bewunderung. Denn Heldentum war nicht in diesem Sterben. Ueber die zahlreichen irreleitenden Werke der letzten siebzig Jahre kehren wir daher wieder zu dem noch nicht tendenziös beeinflußten Urteil Westenrieders zurück: die Anführer „waren meist lächerlich und überhaupt war ihr (der Bauern) Werk teils bemitleidungswürdige, teils sträfliche Raserei". Nicht da, wo man sie bisher gesucht hat, sind tapfere Taten zu finden. Die drei bei dem Haufen befindlichen kurfürstlichen Offiziere, Hauptmann Mayer, sowie die Leutnants Clanze und Aberle, treten aus der ganzen Episode als wahre Helden hervor, sie, die sich, nachdem die eigentlichen Verführer ihr teures Leben durch schimpfliche Flucht in Sicherheit gebracht hatten, schuldlos als die Schuldigen bekannten und den Kaiserlichen hochsinnig als Opfer anboten für „die armen Leute, so zu dem Aufstand meistens gezwungen worden".

Diese letzteren, von Mayer gebrauchten Worte sind zugleich auch ein weiterer Beweis für des Verfassers These, daß der Aufstand „ein künstliches, von den Beamten angefachtes Strohfeuer" gewesen ist, nicht aber „ein starker Strom, welcher, wie im Unterlande, alles mit sich fortriß, aus dem Volke selbst entsprungen". Ihn niederzuwerfen, hätte es des Verrates Oettlingers, des bayerischen Ephialtes, wie ihn Dreyer nennt, wahrlich nicht erst bedurft. Bezeichnend für die Auffassung Max Emanuels von dem ganzen Unternehmen ist es übrigens, daß er ebenso wenig, wie er die Teilnehmer später belohnte, Oettlinger zur Verantwortung gezogen hat.

Es ist wohl eine etwas heikle Aufgabe gewesen, mit kritischem Finger an eine Unzähligen lieb und vertraut gewordene Tradition zu rühren und den nüchternen objektiven Stoff aus seiner poetisch verklärenden subjektiven Abspiegelung herauszuschälen, der nur noch ein ethisches Interesse verbleibt. „Es geht einem schwer an — sagt einmal Georg Waitz — einen eifrigen Mann in seinen Illusionen zu stören, ihm sein Vergnügen zu verderben." Wer in jeder Volksüberlieferung etwas Heiliges und Unantastbares erblickt, dem wird der Verfasser nicht zu Danke geschrieben haben. Und doch tat er damit nur seine wissenschaftliche Pflicht, zumal Werken gegenüber, die durch rein willkürliches Deuten, Einführung neuer kleiner Züge oder gar absichtliche Täuschungen den Tatbestand zu vergewaltigen suchten. Solche Bücher, mögen sie auch der wohlmeinendsten Absicht entsprungen sein, sind der Erkenntnis nur hinderlich und darum schädlich und um so schädlicher, je unverhüllter sie mit dem Anspruch hervortreten, das Wahre zu besitzen, und hinter dem Scheine rein äußerlicher Gelehrsamkeit den Mangel eines unbestechlichen historischen Urteils zu verstecken suchen.

Mag man auch in manchen Einzelheiten mit dem Verfasser nicht ganz übereinstimmen, so wird doch jeder anerkennen müssen, daß er sich unbeirrt das hohe Rankesche Ziel gesetzt hat, nur zu sagen, wie es eigentlich gewesen ist. Möchten deshalb auch die Gegner endlich der Sage geben, was der Sage ist. Schließlich bleibt die reine historische Wahrheit doch immer noch schöner als die schönste mit dem Gewande der Wahrheit drapierte historische Fabel.

München. Georg Preuß.

Joachim v. Sandrart.

(Zur 3. Säkularfeier seiner Geburt.)

1606—1688.

‡ Joachim v. Sandrart, geboren zu Frankfurt a. M. am 12. Mai 1606 als Sohn des Bürgers Lorenz Sandrart (dessen Familie im 16. Jahrhundert infolge von Religionsstreitigkeiten aus Bergen im Hennegau nach Frankfurt übersiedelt war), kam, mit einer guten Schulbildung ausgestattet, frühzeitig in Beziehungen mit Künstlern, die ihn Zeichnen und Radieren lehrten, von alten Malern erzählten, deren Werke zeigten und erklärten. Nachdem er sich zu Hanau und Nürnberg umgetan, zog ihn der Ruf des Kupferstechers Egidius Sadeler nach Prag, welcher die Begabung zur Malerei in dem Wunderkinde erkannte und den erst fünfzehnjährigen Scholaren zu Honthorst nach Utrecht verwies. Hier, im Atelier seines Lehrers, wurde Sandrart bei Rubens' Anwesenheit daselbst (1627) mit dem Meister bekannt

und begleitete denselben in die Ateliers von Abraham Bloemert, Poelenburg und nach Amsterdam. Als Honthorst einem Rufe König Karls I. nach England folgte, nahm er den jungen „Gehilfen“ mit, der nach Honthorsts Abgang auf besonderen Wunsch des kunstsinnigen Monarchen am glänzenden Hofe zu Whitehall nicht allein die Schätze dieses Palastes studierte, sondern auch mit den Grafen Buckingham und Arundel and dem ingeniösen Baumeister Inigo Jones, dem gelehrten Francis Junius, dem Pisaner Orazio Gentileschi und vielen anderen artistischen Berühmtheiten in persönliche Fühlung trat, welche ihm den Besuch Italiens dringend empfahlen.

Von König Karl nur ungern entlassen, begann Sandrart, nach Rubens' und Van Dycks Vorgang, die Studienfahrt mit Zustimmung seiner Eltern, nachdem der durch den Sonnenstrahl der englischen Gnade schon berühmte Jüngling gleich in Frankfurt mehrere Bildnisse gemalt hatte. Ueber Augsburg, dessen Kabinette in Augenschein genommen wurden, ging es durch Tirol. nach Venedig. wo Sandrart nach Tizian und Paolo Veronese kopierte und mit allen dortigen Kollegen in Verkehr geriet, dann aber, vor der 1629 grassierenden Pest flüchtend, über Ferrara und Bologna, berauscht von den Schöpfungen der Carracci und mit Guido Reni und Francesco Albani befreundet, mit Le Blon über Florenz nach Rom eilte, wo der Maler nach damaliger Sitte durch eine von ihm veranstaltete große Willkomm-Gasterei bei allen dort weilenden Franzosen, Italienern, Deutschen and Niederländern und bei den landläufigen Schöngeistern aller Art sich einführte. Sandrart gewann bald festen Fuß, so daß ihn sogar der König von Spanien und Papst Urban mit Aufträgen betrauten und der reiche Marchese Guistiniani in seinen Palast nahm, dessen „Galerie“ Sandrart 1631 in einem zweibändigen Kupferstichwerk edierte. Eine Fahrt nach Neapel, Sicilien und Malta und der Umgang mit Poussin und Claude Lorrain — in anmutender Schilderung erzählt Sandrart, wie er zufällig beim landschaftlichen Studienzeichnen seine Affektion gewann — förderten den jungen Maler auch auf weiteren Gebieten der Kunst.

Aus diesem blühenden Treiben rief ihn der Tod seines Vaters 1635 nach Frankfurt zurück, welches in der trübsten Periode des Dreißigjährigen Krieges auf das härteste litt. Trotzdem vermählte er sich am 21. Februar 1637 mit einer Verwandten der De-Neufvilleschen Familie, Johanna von Milkau auf Stockau, mußte aber mit ihr Zuflucht und Arbeit in Amsterdam suchen, wo er bald durch Aufträge für historische Bilder eine sichere Stellung erreichte. Da seine Frau das bei Ingolstadt gelegene schöne Gut Stockau erbte, übersiedelte er auf diesen den Kriegsläuften freilich sehr exponierten Landsitz, nachdem der überhaupt sehr umsichtige und vielseitig tätige Mann seine von überallher angesammelten Raritäten, Stiche und Kunstschätze vorteilhaft veräußert hatte. Von Stockau trat Sandrart in Beziehungen zu dem Pfalz-Neuburgischen Fürsten Philipp Wilhelm und zu dem in der bedrängtesten Lage immer noch mäcenierenden Kurfürsten Maximilian, welcher ihm in eigener Person seine zu Schleißheim und in der Münchener Residenz aufgespeicherten, sorglich verwahrten Kunstschätze zeigte. Als dann Stockau durch die Franzosen verwüstet, geplündert und am zweiten Pfingsttag 1647 ausgebrannt wurde, floh Sandrart nach Ingolstadt, begann aber eifrig im nächsten Jahre mit dem Ausbau seines Schlößchens. Der Nürnberger Friedenskongreß 1649 lockte ihn nach dieser Stadt, wo Sandrart mit G. Ph. Harsdörfer (1607—1658), dem Verfasser der „Frauenzimmer-Gesprechspiele“ (1641—1649) und des berühmt gewordenen „Poetischen Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache in sechs Stunden einzugießen“ (1648), bekannt und Mitglied des „Pegnesischen Blumenordens“ wurde und die Porträte aller daselbst versammelten Fürsten, Herren und Diplomaten in einem aus fünfzig Personen bestehenden, heute noch im Nürnberger Rathaus befindlichen Bilde verewigte, welches von der schnell schaffenden Bravour des Malers Zeugnis gab und ihm einen Ruf nach Wien (1651) zuzog, wo er ebenso schnell die Bildnisse Kaiser Ferdinands III. und seiner gleichnamigen Vorgänger malte und noch viele Aufträge für österreichische Kirchen und Klöster und eine Menge mythologischer und allegorischer Kompositionen erledigte — eine erstaunliche Tätigkeit, welche Sandrart, nachdem er 1660 sein Stockau an den kunstliebenden bayerischen Kanzler Frhrn. v. Mayer verkauft hatte, von Augsburg aus fortsetzte, wovon z. B. die Gemälde in der Barfüßer- und St. Anna-Kirche, auch im Dom zu Würzburg, Zeugnis geben.

In Augsburg scheint er mit den Vorarbeiten zu seiner späteren schriftstellerischen Tätigkeit begonnen zu haben. Nach dem 1672 daselbst erfolgten Tode seiner Frau heiratete der siebenundsechzigjährige Sandrart die erst zweiundzwanzig Frühlinge zählende Esther Barbara Blommert, die den Rest seines Lebens verschönte; sie hütete nach ihrer Uebersiedelung nach Nürnberg (1674) die Schätze und Traditionen and zeigte lange Jahre hindurch, selbst noch als achtzigjährige Greisin, den durchreisenden Fremden die Bilder ihres seligen Gatten. In Nürnberg führte Sandrart den Grabstichel und die Feder, indem er seine kunsthistorischen Aufzeichnungen unter dem langatmigen Titel „Die Teutsche Academie der edlen Bau-, Bild- und Mahlerey-Künste“ (gedruckt bei Johann Philipp Miltenberger zu Nürnberg und Frankfurt bei Matthäus Merian, I. Teil 1675, II. Teil 1679; auch in lateinischer Uebersetzung von Christian Rhod, mit Ergänzungen und Zusätzen, Nürnberg 1683) zum Abschluß brachte und den leichtverdienten Ruf eines deutschen Giorgio Vasari and Karel van Mander errang.

Sandrart trägt wie als Künstler, so auch als Schriftsteller ganz die Signatur seiner Zeit. Im Leben konnte er als eine leibhafte Uebersetzung des vom Grafen Baldassare Castiglione verfaßten „Cortegiano“ gelten, wie er sich auch seines tugendlichen Wandels, seiner „höflichen Comportements“ rühmt und daß er ob seiner „zierlichen Conversation“ überall hochgeehrt und gepriesen worden sei. Er war „conversabel“, gegen jedermann „diensthaftig“; seine „wolgleichenden Kontrafäte“ brachten ihm Ruhm und Geld, ebenso seine durch alle Bilder sich hinziehenden allegorischen „Emblemata und Conclusiones“, wozu ihm Ovidius als „die wahre Bibel der Maler“ unerschöpflichen Stoff bot. Erhaben über alles, wie Salvator Rosa, kam es ihm nur darauf an, „ohne Zeichnung und Uebermalung hurtigst die Bilder auf die Leinwand zu werfen“, sonach der würdige Vorbote des Luca Giordano „Fa Presto“! Wie sein Pinsel über die Leinwandfläche, so tanzte auch seine Feder über das willige Papier.

Aber die Nemesis folgte: Erst über Gebühr erhoben, fiel er bald nach seinem am 14. Oktober 1688 erfolgten Ableben weit unter seinen Wert, wobei ihm seine ruhmredige, mehr als naive Eitelkeit, sein Mangel aller Methode und Ordnung, die Menge seiner ungenauen willkürlichen Angaben, auch seine oft nur auf Hörensagen beruhenden leichtgläubigen Mitteilungen von unserer scharf einschneidenden Kritik zum Vorwurf gemacht wurden. Die schöne Arbeit von Jean Louis Sponsel (Dresden 1896), welcher die Quellen von Sandrarts „Academie“ schrittweise, Satz für Satz prüfte, hat ihm endlich wieder bedingungsweise zur objektiven Würdigung verholfen. — Auch verdient Sandrart den Dank der Nachwelt, daß er Albrecht Dürers schmachvoll vergessenes Grab durch ein 1681 errichtetes Denkmal in Erz schmückte und diese Ruhestätte zu bleibenden Ehren brachte.

Joachim Sandrart hat zahlreiche Bilder in Wien, Berlin, Braunschweig, München, Nürnberg, Würzburg, Pommersfelden, Bamberg, Augsburg, Aschaffenburg, Mannheim, Frankfurt geschaffen. Seine Söhne Joachim Jakob (1655-1698) and Joachim v. Sandrart betätigten sich als Maler, ersterer auch als Kupferstecher mit mehr als 400 Blättern; letzterer schied aber noch vor dem Vater aus dem Leben. Ein Neffe, Jakob v. Sandrart (geb. 1630 zu Frankfurt, gest. 1708 zu Nürnberg), machte sich als Stecher and Kunsthändler bekannt; dessen Tochter Johanna (1658—1716) handhabte Pinsel und Radiernadel mit gleichem

Geschick. Eine Philippine v. Sandrart, welche als Kunststickerin zu Halle exzellierte, wurde 1811 von der Berliner Akademie zum Mitglied ernannt.

Bücher und Zeitschriften.

1. **Das moderne Aegypten.** Von A. B. de Guerville. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen mit 182 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Verlag von Otto Spamer in Leipzig, 1906.

Es ist ein ungemein reichhaltiges, unterhaltend und instruktiv geschriebenes Werk, das ein genauer Kenner des heutigen Aegypten uns darbietet. Eine Fülle geschichtlicher, politischer, finanzieller und religiöser Momente, teils nach den Mitteilungen hochstehender Persönlichkeiten im ägyptischen Staats- und Geschäftsleben, teils auf Grund eigener Erfahrungen und Beobachtungen, wird uns hier in anziehender Darstellung geschildert. Das in Alexandria und Kairo pulsierende Leben in seinen oft anziehenden, oft abstoßenden Erscheinungen, mit seinen Vergnügungen, seinen religiösen und sittlichen Verhältnissen und seiner reichen geschichtlichen Vergangenheit bis auf die Gegenwart tritt, durch gute Photographien illustriert, zuerst vor unser Auge. Dann geht's nach Luxor, Karnak und zu den Königsgräbern, nach Assuan, Chartum und dem Sudan, von dem uns manches Charakteristische, zum Beispiel von der Gesellschaft in Chartum, und von dem überraschenden Komfort des zwanzigsten Jahrhunderts in Zentralafrika berichtet wird. Den Schluß bildet die Schilderung des durch die französische Niederlage bekannt gewordenen Faschoda, wo Lord Kitchener über den französischen Oberst Marchand in jenem kritischen Augenblicke im Jahre 1898 den folgenschweren diplomatischen Sieg gewann. Heute geht der Wunsch Englands Frankreich zu gefallen, so weit, daß der Name „Faschoda" offiziell durch das einheimische Wort „Kodok" ersetzt ist. Die Franzosen gaben eben damals notgedrungen auf, was sie nicht halten konnten. Die Bevölkerung des Sudan, die sich vor 20 Jahren auf ungefähr 10 Millionen belief, ist heute auf 2 Millionen zusammengeschmolzen; Hunderte blühender und volkreicher Dörfer sind verschwunden. Das anglo-ägyptische Heer hat 1898 über den Mahdismus mit seinen 40,000 Derwischen einen entscheidenden Sieg davongetragen und die Ruinen Chartums zurückerobert. Der Feind hatte 11,000 Tote und gegen 15,000 Verwundete, während der Sieger nur 50 Tote und gegen 300 Verwundete zählte. — Die höchst spannend geschriebenen geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und geographischen Partien sind in diesem wertvollen Werke von besonderem Interesse.

Allgemeine Rundschau.

Statuenkopien auf Münzen.

Die Märzsitzung der British School of Rome (s. Beilage vom 18. April) brachte einen interessanten Vortrag von Prof. Percy Gardner aus Oxford über Statuenkopien auf Münzen, wobei er die Wichtigkeit der antiken Münzbilder, auch der späteren Zeit von Hadrian an, als Informationsquellen über die Werke der großen Bildhauer früherer Zeiten betonte. Prof. Gardner definierte zunächst die allgemeinen Bedingungen, unter denen der Evidenz der Münzen Glauben geschenkt werden kann, und machte auf die von den Stempelschneidern eingehaltenen Konventionen aufmerksam. (Diese wichtigen Gesichtspunkte sind leider in dem vorliegenden Berichte des Athenaeum überhaupt nicht detailliert. Wir freuen uns übrigens jedesmal, wenn das noch lange nicht genügend bearbeitete Feld der Vergleichung von Münzbildern mit statuarischen Typen betreten wird. Es ist sicher hier noch viel zu holen und die darauf beruhende Spezialwissenschaft noch weit auszudehnen, was sich junge Archäologen gesagt sein lassen sollen.) — Im Anschluß daran betrachtete Gardner die Artemis von Patrai. Von Nero bis Caracalla tragen Münzen von Patrai eine fast identische Artemis, die zuweilen die Umschrift „Diana Laphria" trägt. Zweifellos liegt hier die Kopie einer Kultstatue der Artemis vor. Pausanias erzählt im 31. Kap. des 4. Buches und im 18. Kapitel des 7. Buches, daß der Name der Göttin Laphria in Achaia bloß in Patrai eingeführt wurde und daß dort der Tempel der von auswärts dorthin versetzten Göttin stand, deren Kultbild Augustus der Stadt Patrai aus der kalydonischen Beute geschenkt habe. „Das Schema der Statue ist das einer Jägerin, es ist ein Goldelfenbeinwerk, und die Künstler Menaichmos und Soidas aus Naupaktos schufen es." Während Studniczka die auf den Münzen dargestellte Statue für später erklärt als die Zeit dieser beiden Bildhauer, die kurz nach Kanachos und Kallon gemäß Pausanias gelebt haben, hält Gardner daran fest, daß sowohl das Münzbild wie die beiden Künstler auf die Mitte des 5. vorchristlichen Jahrhunderts datiert werden können. — Von spezieller Wichtigkeit für München ist das zweite von Gardner herangezogene Münzbild. Zunächst handelt es sich um das Unikum einer Münze von Magnesia ad Maeandrum, die auf der Auktion Dr. Hirsch in München vom 15. Mai 1905 figuriert hat (Auktions-Katalog Nr. XIII, Nr. 3727, abgebildete Tafel XLII). Dann soll mit dem auf dieser Kupfermünze aus der Zeit des Antoninus Pius dargestellten nackten Mann mit kurzem Bart — „das berühmte Monument des Themistokles auf der Agora in Magnesia, wahrscheinlich den Selbstmord des Themistokles darstellend", wie der Katalog Hirsch sagt — ein hervorragendes Stück der Münchener Glyptothek identifiziert werden: Nr. 295 im Heroensaal, das der Glyptothek-Katalog als „Statue eines nackten bärtigen Gottes oder Heros" bezeichnet. Nach einer römischen Münze von Nicaea wollte man am ehesten einen Hephaistos annehmen; aber Gardner sieht darin nach dem Vorbild der Magnesia-Münze einen Themistokles. Daß die Statue um die Mitte des 5. Jahrhunderts geschaffen ist, auch daß sie einen Menschen darstellen könnte, gibt Furtwängler in seinem Katalog zu. Gardner meint, daß die Schwertscheide in der linken Hand, welche ihr der Restaurator gegeben hat, nicht vorbildlos dahin gekommen ist, wie denn auch der Themistokles der Münze nach seinem Schwert faßt. Ein Vergleich der Münchener Statue (Tafel 67 der „Hundert Tafeln" aus der Glyptothek) mit der Abbildung im Hirschschen Katalog und der in den Athenischen Mitteilungen XXI (1896) S. 22 konnte mich aber nicht überzeugen. Hier fehlen mir die von Gardner als „Konventionen der Stempelschneider" vorgebrachten Momente, die der Bericht verschweigt; und zudem ist in der Stellung der beiden verglichenen Statuen rechter Hand linker Hand alles vertauscht. — Von weiteren in dieser Sitzung der British School at Rome gehaltenen Vorträgen ist noch der von A. J. B. Ware über die sechs Langreliefs, die den Fries am den Konstantinsbogen bilden, zu erwähnen. Von diesen setzt er drei in die Zeit des Diocletian (Triumph, Congiarium, Rostraszene), da hier der Kopf eines früheren Imperators durch den eines späteren ersetzt worden war und Diocletian der letzte Kaiser war, der einen richtigen Triumph feierte. Die anderen drei Reliefs (Schlacht am Pons Milvius, Belagerung von Verona und konventionelle Triumphszene) sind verschieden im Stil von den anderen und wirklich konstantinisch.

M.

Professor Metschnikoffs „neue Entdeckungen".

Ueber die Versuche mit einem Mittel gegen Infizierung mit Syphilis wurde, wie bereits in unserem Hauptblatt (Nr. 217) ausführlich berichtet worden ist, von den Professoren Metschnikoff und Roux in der Pariser Academie de Médecine eine Mitteilung gemacht. Das Mittel besteht in einer Kalomel-Pomade, die auf die Stelle, an der die Infizierung erfolgt, eingerieben wird und die Krankheitserreger vernichten soll, bevor sie sich weiter im Körper verbreiten. Diese Mitteilung begegnet in den wissenschaftlichen Kreisen, wie vorauszusehen war, lebhaftem Widerspruch. Zunächst verwahrt sich, wie der Pariser Korrespondent des Lokal-Anzeigers diesem meldet, Professor Roux selbst in einer Zuschrift an Pariser Blätter gegen die Auffassung, als hätten er und Metschnikoff irgend eine besondere Entdeckung in bezug auf die Heilbarkeit der Syphilis gemacht. Es handelte sich bei der Anwendung der von ihnen angewendeten Kalomel-Pomade lediglich um ein Laboratoriums-Experiment zur Bestätigung der längst bekannten Tatsache, daß die Syphilis, rasch behandelt, ihre verheerende Wirkung im Körper nicht ausüben kann. Professor Metschnikoff hat übrigens schon vor einigen Wochen in einem Berliner ärztlichen Fachblatt, der Medizinischen Klinik, über die von ihm und Roux angestellten Versuche berichtet. Daß er das dabei gewonnene Ergebnis als ein abschließendes betrachtet hätte, bis der Syphiliserreger gefunden sei, entspricht nicht den Tatsachen und kann ihnen auch nicht entsprechen, weil Metschnikoff selbst durchaus auf dem jetzt auch von den meisten Forschern geteilten Standpunkt steht, daß der wirkliche Erreger der Syphilis in der von Schaudinn vor einigen Monaten entdeckten Spirochaeta pallida gegeben sei.

Wie unser Pariser Korrespondent uns weiter mitteilt, hat Professor Metschnikoff in derselben Sitzung noch über ein anderes Thema, nämlich über die Frage, warum die Haare weiß werden, berichtet. Er sagte, daß man zwar allgemein das Weißwerden der Haare als eine Kundgebung des Alters ansehe, daß man aber über die wahren Ursachen der Erscheinung

bisher sehr verschiedener Meinung war. Manche behaupteten, mit zunehmendem Alter trockne das Haar, lasse sich von der Luft durchdringen und entfärben; diese Hypothese ist irrig, da die Luft in das Innere der Kapillaeröhrchen eindringt und da nur die Peripherie sich entfärbt. Andere meinten, daß chemische Agentien, geheime von der Kopfhaut produzierte Säuren, das Pigment zerstörten. Der deutsche Chemiker Spigler hat bereits bewiesen, daß zur Entfernung der Haarfarbe mindestens so starke Säuren wie Schwefelsäure nötig wären. Nach Metschnikoff ist das Weißwerden der Haare das Resultat eines Lebensphänomens; in unseren Haaren gibt es lebende Elemente, eine Art tätiger Zellen, welche das Pigment absorbieren und zerstören; ein Teil wird nach außen abgestoßen, ein anderer zur Wurzel zurückgetrieben. Dies beweist die mikroskopische Untersuchung des Haares, das weiß zu werden beginnt und das nach der Wurzel zu seine Farbe behält. Metschnikoff nennt die lebenden Elemente, die Pigmentzerstörer, „Chromophagen". Um das Weißwerden der Haare zu verhindern, müßte man die Chromophagen töten. Metschnikoff glaubt, daß man dies erreichen kann, wenn man die Haare einer Temperatur von 60 Grad aussetzt; die Damen, welche ihre Haare brennen, sollen bereits die Erfahrung gemacht haben, daß ihre Haare nicht weiß werden. In England und jetzt auch in Paris führen die Friseure tatsächlich das Haarverbrennen an Stelle des Haarschneidens ein. Auch die Winterpelze gewisser Tiere wie der Hasen hat der Gelehrte studiert und dieselben Chromophagen als die Urheber des Farbenwechsels erkannt; bei Kamäleons und auch bei Fröschen beruht der plötzliche Farbenwechsel auf derselben Tätigkeit der Chromophagen, die bei einer äußersten Aufregung das menschliche Haar in wenigen Stunden bleichen können.

Kleinere Mitteilungen.

* Der Brief des Müncheners Nikolaus Kratzer an Albrecht Dürer, von dem in der Beilage vom 1. Mai ausführlich die Rede war, und der nicht allein für Bayern, sondern auch für England, wo Kratzer als Professor in Oxford und Hofastronom Heinrichs VIII. lebte, großes Interesse hat, ist auf der Auktion Lempertz in Köln durch das Münchener Antiquariat Ludwig Rosenthal angekauft worden. Die Antwort Dürers an Kratzer befindet sich in der Guildhall Library in London. Zu der Literatur über Kratzer ist jetzt noch die von Dr. Max Moos für die Allgemeine Deutsche Biographie verfaßte Lebensbeschreibung hinzugekommen, die gegenüber der seinerzeit an dieser Stelle veröffentlichten einige Nachträge und Aenderungen aufweist.

* Komitee zur Veranstaltung ärztlicher Studienreisen. Die diesjährige Studienreise hat den Besuch der badischen und württembergischen Kurorte und Lungenheilstätten u. s. w. in Aussicht genommen. Die Reise soll am 4. September in Heidelberg beginnen und am 15. September in Stuttgart, dem Sitze der diesjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, einen Tag vor Beginn derselben enden. Besucht werden voraussichtlich folgende Kurorte: Wildbad, Teinach, Schömberg, Liebenzell, Freudenstadt, Rippoldsau, Griesbach, Peterstal, Badenweiler, Wehrawald, Todtmoos, St. Blasien, Konstanz, Triberg, Baden-Baden. — Die durch den im Februar d. J. erfolgten Tod des Herrn Hofrat Gilbert erledigte Stelle eines Generalsekretärs ist bis zur definitiven Wahl von Herrn Dr. A. Oliven (Berlin), Lützowstraße 89/90, und die Stelle eines Schriftführers von Herrn Oberstabsarzt z. D. Dr. Bossenge (Berlin-Grunewald), übernommen worden. Das Bureau des Komitees zur Veranstaltung ärztlicher Studienreisen befindet sich von jetzt ab im Kaiserin Friedrich-Haus für das ärztliche Fortbildungswesen, Berlin, NW. 6, Luisenplatz 2—4, wohin alle Zuschriften unter Adresse „Komitee für ärztliche Studienreisen" zu richten sind. Die Zahl der Teilnehmer an der diesjährigen Studienreise soll die Zahl 200 nicht überschreiten, und ist aus diesem Grunde eine möglichst baldige Anmeldung geboten. Das definitive Programm, sowie Näheres über Kostenpunkt u. s. w. kann erst Mitte Juni bekannt gegeben werden.

* „Thurn und Taxis" in Mailand. Die am 28. April inaugurierte internationale Mailänder Verkehrsausstellung zur Feier der Eröffnung des Simplontunnels wurde, wie die Augsburger Postzeitung berichtet, auf eine vom Komitee ergangene Einladung hin kraft höchster Genehmigung des Fürsten Albert von Thurn und Taxis mit Cimelien des fürstlichen Zentralarchivs und der fürstlichen Hofbibliothek zu Regensburg beschickt, welche eine Uebersicht über den Entwicklungsgang des modernen internationalen Postwesens von Franz von Taxis († 1517) bis ins 19. Jahrhundert ermöglichen. Diese einzigartige, zumeist aus Urkunden und Einblattdrucken bestehende Sammlung von historischen Dokumenten zur Post- und Verkehrsgeschichte in Mittel- und Südwesteuropa wurde schon in den ersten Ausstellungstagen von Sachverständigen bewundert und durch einen längeren Besuch des Königs und der Königin von Italien ausgezeichnet, welche mit regem Interesse, unter der Führung des fürstlichen Archivrates Dr. Rübsam, die auserlesenen Dokumente in Augenschein nahmen. Ihrem hohen Wert entsprechend, wurde die Sammlung „Thurn und Taxis" vom Mailänder Komitee der internationalen „Mostra retrospettiva" unter der Matrikelnummer 1 einverleibt. In der Mostra retrospettiva haben außerdem in hervorragender Weise ausgestellt: das Reichspostmuseum in Berlin, das Bureau des Weltpostvereins zu Bern, das neugegründete unter Dr. Emilio Diena stehende Postmuseum zu Rom, ein ähnliches französisches Institut, mehrere Archive und Bibliotheken Italiens, der Vizepräsident der Mostra retrospettiva Dr. Achilles Bertarelli und last not least Papst Pius X. und der königliche Hof mit mehreren altehrwürdigen Prunkkarossen von seltener Schönheit. Ein gedruckter Katalog wird demnächst über die in der Mailänder Mostra retrospettiva vereinigten Schätze nähere Auskunft erteilen.

t. Ein neues Preisausschreiben. Die französische Regierung hat einen Preis von beträchtlicher Höhe ausgeschrieben und jetzt die genauen Bestimmungen des Wettbewerbes kundgegeben. An erster Stelle handelt es sich um ein vollkommenes Verfahren zur Denaturierung von Alkohol, wofür ein Preis von 20,000 Francs bestimmt ist. Die Aufgabe wird im einzelnen folgendermaßen gestellt: Der Geruch und Geschmack des vorgeschlagenen denaturierenden Zusatzes muß derart sein, daß er den Gebrauch des denaturierten Alkohols zum Genußmittel ausschließt; der Geruch des Zusatzes darf jedoch nicht so widerwärtig und stark sein, daß er für die Leute schädlich sein könnte, die bei seiner Fabrikation oder beim Gebrauch des denaturierten Alkohols beschäftigt sind, d. h. die Verwendung solcher Stoffe wie Acetylen, Asafoetida, Knoblauch u. s. w. ist ausgeschlossen. Ferner darf das Verfahren zur Denaturierung nicht derart sein, daß sich auf dem Docht oder an einem anderen Teil der Lampe ein Niederschlag bildet, der die Gebrauchsfähigkeit der Lampe beeinträchtigen könnte. Eine derartige Folge würde z. B. eintreten bei der Benutzung von Seesalz, schwefelsaurem Natron, Alaun, Aloetinktur u. a. Der denaturierende Zusatz darf auch nicht durch eine fraktionierte Destillation wieder ausscheidbar sein. Weiterhin darf er keine Stoffe enthalten, der die metallischen Teile von Lampen oder Motoren angreifen würde, wie es bei Ammoniak, Nitrobenzen, Schwefelsäure, Schwefelkohlenstoff u. s. w. der Fall wäre; auch darf er selbstverständlich nicht geradezu giftig sein. Sein Preis muß außerdem natürlich nicht so hoch sein, daß er den Gebrauch von denaturiertem Spiritus für die Zwecke des Haushaltes oder der Industrie behindert. Seine Gegenwart in denaturiertem Alkohol muß leicht nachweisbar sein. Endlich wird gefordert, daß das neue Verfahren dem bis jetzt in Frankreich üblich gewesenen überlegen ist und keinen Schwindel bei der Verzollung ermöglicht. Die Bedingungen sind also ziemlich umfangreiche und schwere. Es ist auch kaum darauf zu rechnen, daß sie in diesem Grade Erfüllung finden werden, denn auch ein entsprechendes Preisausschreiben, das die russische Regierung vor 4 Jahren in der Höhe von 50,000 M erlassen hatte, fand keinen geeigneten Bewerber.

* Todesfall. Professor Oskar v. Gebhardt, Direktor und Oberbibliothekar der Leipziger Universitätsbibliothek, ist im 62. Lebensjahre gestorben.

Hochschulnachrichten.

H. Tübingen. Die Errichtung eines missionsärztlichen Instituts ist hier vom Verein für ärztliche Mission geplant. Ein Studentenheim soll diejenigen Medizinstudierenden aufnehmen, die sich für den Missionsdienst vorbereiten, und eine Samariterschule soll sowohl Missionszöglingen wie auch Missionaren Gelegenheit zu elementarer, durchaus auf das praktische Bedürfnis zugeschnittener medizinischer und chirurgischer Ausbildung geben. Ein Missionsfreund hat für den Erwerb eines Bauplatzes 30,000 Mark zur Verfügung gestellt. Mit dem Bau des Instituts soll aber erst begonnen werden, wenn 100,000 Mark bereit liegen.

hc. Freiburg i. Br. Seinen 70. Geburtstag feiert am 13. Mai der ordentliche Professor der speziellen Pathologie und Therapie und Direktor der medizinischen Klinik an der hiesigen Universität, Geheimrat Dr. med. Christian Bäumler. Der ausgezeichnete Internist wirkt seit 1872 als akademischer Lehrer.

Jahrgang 1906. München, Sonntag, 13. Mai. Nummer 111.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.30.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Gedanken über Bildung.

Von Dr. G. Zeller (Tübingen).

I.

Bildung hat ihren Ursprung in einem triebartigen ...treben nach geistiger Bereicherung, einem Streben, das ...h zunächst als kindliche Neugierde und Wißbegier dar...llt und das erst selbst wieder einer umfassenden Umge...altung und Vertiefung bedarf, bis diejenige Stufe get...iger Reife erreicht ist, die wir mit dem Wort Bildung ...zeichnen. Dieses ziel- und formlose Bildungsstreben er...ält nun durch mehrere äußere und innere Faktoren Richtung und Gestalt.

Unter den verschiedenen Momenten, die den Charakter der Bildung bestimmen, ist wohl für die meisten einer der wichtigsten der Beruf mit seiner Vorbildung. Ueber den Wert der Berufsbildung für die eigentliche Bildung im höheren Sinne kann man, auch ohne gerade der pessimistischen Auffassung eines Hesse beizutreten, ja recht kühl urteilen: immerhin wird man nicht leugnen können, daß die Berufsarbeit mit ihrer Planmäßigkeit und Gleichmäßigkeit dem Bildungsstreben eine gewisse Konsistenz und Solidität zu verleihen vermag, wie sie abseits vom Wege der Berufsbildung nur selten erreicht werden wird. Trotzdem wird zwischen Beruf und Bildung wohl meist eine Spannung bestehen bleiben, selbst da, wo Berufstätigkeit und Bildungsinteresse sich vielfach berühren. Gerade in unserer Zeit, in der die Berufsarbeit den einzelnen immer schärfer in Anspruch nimmt, wird es diesem auch mehr und mehr erschwert, sich nebenher noch den Luxus einer feineren Geistesbildung zu gestatten, die doch nur durch einen großen Aufwand von Zeit und Kraft zu erwerben ist.

Ein weiteres Moment, das freilich nur bei einzelnen den Gang der Bildung stärker beeinflußt, ist die Religion. Da, wo sie als kräftiges Gefühl auftritt, nimmt sie das Interesse auch intensiv in Anspruch, das sich naturgemäß nach anderer Seite nicht in gleicher Weise konzentrieren kann. Da wo nun vollends mißverstandenerweise der Jenseitigkeitscharakter der Religion einseitig betont wird, wird für freie Geistesbildung zunächst nicht mehr viel übrig bleiben, wie dies ja das Beispiel einzelner Sekten nur zu deutlich zeigt. Immerhin bleibt auch für denjenigen, der zeitweise dem Einfluß selbst einer schrofferen Religiosität untersteht, möglicherweise noch ein überaus wertvoller Ertrag für seine Geistesbildung. Es ist dies eine Vertiefung des Gefühlslebens und damit der ganzen Persönlichkeit, wie sie jedem, der nicht die Schule lebendiger Religiosität irgendwie durchlaufen hat, abgeht. Als Beispiel eines solchen nicht genügend vertieften Gemütslebens können etwa die Griechen angeführt werden, die eben wegen dieses Mangels selbst auf dem ihnen eigenen Gebiet des Schönen in der Lösung der von ihnen angefaßten Probleme (ich denke nur etwa an das Drama) doch noch so manche Lücke gelassen haben, deren Ausfüllung erst der neueren Zeit vorbehalten blieb.

Einer der wesentlichsten Faktoren, die von außen her bestimmend in den Bildungsgang des einzelnen eingreifen, ist die Beziehung zu anderen Menschen. Von tiefgreifendstem Einfluß kann die Berührung besonders mit wirklich bedeutenden Menschen werden, die in der Tat durch nichts anderes, namentlich nicht etwa durch Bücher, zu ersetzen ist. Man denke sich den jungen Goethe ohne den persönlichen Verkehr mit Herder, oder Schiller ohne die Anregung, die er durch seine Freundschaft mit Goethe erhielt.

Auch all die Leidenschaften, die sich an persönlichen Verkehr knüpfen, wirken mächtig auf die Gestaltung des Bildungscharakters ein. Goethe hat hauptsächlich in Perioden erotischer Erregung gedichtet. Auch D. Fr. Strauß war überaus empfänglich für Anregung von weiblicher Seite her, wenn auch in anderer Weise. Bei einer seiner glänzendsten literaturgeschichtlichen Leistungen, seinen sechs Vorträgen über Voltaire, war dieses Moment keineswegs ohne Einfluß. Bei anderen wiederum wirkt unerfüllte Sehnsucht als schmerzlicher Stachel. So malt der schwindsüchtige Maler Watteau, dem selbst das Liebesglück versagt war, die entzückendsten „Fata Morgana-Gebilde" von Schönheit und Liebe.

Doch wichtiger als alle von außen kommenden Anregungen und Einwirkungen ist die innere Anlage, die sich meist allen Hemmungen und Ablenkungen zum Trotz siegreich behauptet, wenn sie nur in genügender Stärke vorhanden ist. Einen Kant trieb es zur Philosophie, einen Winckelmann zur Antike, und Jahre vorbereitender, andersartiger Berufstätigkeit ließen ihre Neigung nicht erkalten.

Wie bei den beiden eben Genannten ein bestimmtes Bildungsinteresse vorwaltet, wird dies wohl auch sonst meist der Fall sein. Selbst für einen so universellen Geist wie Goethe steht ein Hauptinteresse, das künstlerische im weiteren Sinn, im Mittelpunkt. Dabei ist das Verhältnis von Haupt- und Nebeninteresse jedoch nicht als ein mechanisches Nebeneinander zu denken. Es findet vielmehr eine gegenseitige Durchdringung und Verschmelzung statt, wie man dies z. B. an dem merkwürdigen Wechselverhältnis von Goethes künstlerischen und naturwissenschaftlichen Interessen beobachten kann.

Eine weitere für die Psychologie des Bildungsstrebens nicht unwichtige Wahrnehmung ist die, daß sich jedes lebhaftere Bildungsinteresse mit einem Lebensinteresse, vielleicht sogar mit dem tiefsten Lebensgefühl berührt. Wenn sich ein Bismarck gründlich mit preußischer Geschichte beschäftigt, so hatte dieses Studium für ihn weit mehr als

akademisches Interesse, da sein preußischer Patriotismus aufs innigste mit Preußens ruhmvoller Vergangenheit verbunden war.

Damit ist auch ein Fingerzeig für die Beurteilung des Wertes der einzelnen Bildungstypen gegeben. Man könnte etwa sagen: Je wertvoller und je tiefer begründet das Lebensinteresse ist, dem ein Bildungstypus seine Entstehung und seinen Charakter verdankt, um so höherer Wert kommt ihm selber zu. Dann wird bei der Bewertung auch Intensität des Bildungsinteresses mehr in die Wagschale fallen als Universalität desselben. Ein Winckelmann mit seiner glühenden Verehrung der Antike gilt uns mehr als ein weit vielseitigerer, im Grunde seines Herzens jedoch kalter Kunsthistoriker.

Bleiben wir bei dem ebengenannten Beispiel stehen, so ergibt sich uns noch eine letzte merkwürdige Schlußfolgerung. Wir können den Satz aussprechen: Wo ein geistiges Interesse eine gewisse Höhe erreicht hat, bleibt es nicht mehr bloß rezeptiv, es erhält vielmehr ganz von selber den Charakter der Produktivität. Aus dem anfänglichen Mitläufer wird ganz von selbst ein Pfadfinder. Allerdings hört auch bei vorwiegend produktiver Tätigkeit die rezeptive nie ganz auf. So nimmt Schleiermacher auf der einen Seite die Schätze alter und neuer Philosophie in sich auf und bereichert auf der anderen sein Arbeitsfeld um ganz neue Provinzen. Und wie bei ihm Aufnehmen und Neuschaffen nur verschiedene Aeußerungen derselben Kraft sind, so ist es im Grund bei jedem der großen Geister, denen wir das Beste unserer Bildung verdanken.

II.

War im Bisherigen vom Bildungssubjekt, vom Verhältnis des einzelnen zur Bildungsfrage, die Rede, wobei die Faktoren, die auf den Bildungsgang des Individuums einwirken, geschildert wurden, so soll im folgenden der Versuch unternommen werden, eine Art Bildungsideal zur Darstellung zu bringen. Dabei würde es sich darum handeln, die Gegenstände, denen sich ein vorausgesetztes universelles Bildungsstreben zuwenden würde, vorzuführen und zugleich die Art, wie dieselben verarbeitet und verwertet werden müßten, zu veranschaulichen.

Doch ehe ich mich an diese schwierige Aufgabe wage, möchte ich auf eine notwendige Voraussetzung jedes höheren Bildungsstrebens hinweisen, nämlich eine gewisse moralische Höhe, ohne die eine gesunde Entfaltung auch theoretischer und ästhetischer Interessen undenkbar ist. Da sich nach Vischers Ausdruck das Moralische von selbst versteht, so braucht über die Sache selbst kein weiteres Wort verloren zu werden. Man könnte nur etwa die Frage erheben, ob dem Moralischen nicht eine Stelle innerhalb der Sphäre der Bildungsgegenstände zuzuweisen wäre. Ich ziehe es jedoch vor, die praktische Sittlichkeit nur als unerläßliche Voraussetzung idealer Bildung zu bezeichnen, um dieser ihren Charakter vollster Freiheit im Gegensatz zur Moral, die für alle gleich bindend ist, zu wahren.

Es stellt sich nun die Aufgabe, auf der soeben bezeichneten Grundlage den stolzen Bau einer umfassenden Bildung zu errichten, einer Bildung von wesentlich, doch nicht ausschließlich theoretischer und ästhetischer Natur, zunächst mehr rezeptiv als produktiv und dennoch universell. Den Anspruch auf Universalität würde dieses Bildungsideal wenigstens insofern verdienen, als die Gesamtwirklichkeit in ihren für die Bildung am meisten wertvollen Gebieten zum Gegenstand des Interesses gemacht wird.

Stellt das Universum nun auch eine untrennbare Einheit dar, so wird eine sondernde Betrachtung doch unschwer drei Hauptgebiete unterscheiden, die sich deutlich voneinander abheben, ohne daß doch eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen vorhanden wäre.

Das erste dieser Hauptgebiete ist die Natur als Inbegriff der unserer unmittelbaren Erfahrung sich darbietenden Wirklichkeit, vom Menschen abgesehen. Doch gleich hier zeigt sich eine der Schranken jener anfangs proklamierten Universalität. Natur als Gegenstand des Bildungsstrebens ist nicht dasselbe wie Natur als Gegenstand der Wissenschaft. Es kann sich auch bei umfassendem Bildungsinteresse nicht um ein fachmäßiges Eindringen in jedes einzelne Gebiet der Naturwissenschaft handeln. Der eigentliche Gegenstand der Bildung ist und bleibt das Subjekt selbst. Die fördernde Wirkung der Beschäftigung mit der Natur auf Geist und Gemüt ist es daher in erster Linie, worauf hier das Augenmerk zu richten ist. Ein Auge für die Natur, für die Mannigfaltigkeit der Formen wie für die Größe des Ganzen, Verständnis für die wunderbare Anpassung der Organismen an ihren Zweck, Sinn für das Walten von Gesetzen beim größten Wechsel der Erscheinungen: darin dürfte etwa der Ertrag einer liebevollen Beschäftigung mit der Natur bestehen. Ein leuchtendes Vorbild für jeden Naturfreund bietet das Beispiel Goethes, den wir uns ohne sein tiefgehendes Interesse an der Natur überhaupt nicht denken können.

Als zweiter Gegenstand bietet sich einer auf das Ganze gerichteten Betrachtung der Mensch selbst. „Das vornehmste Studium des Menschen ist der Mensch", mit diesem Wort Goethes ist zugleich die überragende Bedeutung gerade dieses Gegenstandes gekennzeichnet.

Das reiche Feld menschlicher Tätigkeit gliedert sich für eine nähere Betrachtung in vier große Gebiete, von denen jedes einen Wert an sich darstellt und von denen keines dem anderen übergeordnet oder nachgesetzt werden sollte.

Wenn ich hier nun als erstes die *πολιτεία* nenne, das Gebiet von Staat und Gesellschaft samt dem Unterbau materieller Kultur, so soll damit nur dem Umstand Rechnung getragen werden, daß wir es da mit mit einem sofort dem Auge sich machtvoll präsentierenden Komplex von Erscheinungen zu tun haben, der auch dem Ungebildeten bis zu einem gewissen Grade durchsichtig bleibt. Um so beachtenswerter ist die Tatsache, daß politisches Interesse und Verständnis in eben den Zeiten, wo das Wort Bildung seine Prägung erhielt, noch nicht zum eisernen Bestand einer umfassenden Bildung gerechnet wurde. Erst das 19. Jahrhundert mit seinen politischen Umwälzungen hat darin Wandel geschaffen. Mit Recht oder mit Unrecht verlangen wir heute vom allgemeiner Gebildeten Verständnis für Wesen und Bedingungen des Staates, Kenntnis der verschiedenen Staaten und Staatsformen mit ihrer Entwicklung, wir setzen lebendige Teilnahme an den politischen Ereignissen der Gegenwart bei ihm voraus, außerdem Sinn für die soziale Frage und für die wirtschaftliche Entwicklung der neueren Zeit. Doch auch hier ist die Wirkung auf das Subjekt wichtiger als vollständige Beherrschung des Stoffes. Sie wird in diesem Fall nicht nur auf theoretischem Gebiet liegen, sondern auch auf dem praktischer Gesinnung. Die Natur fordert nicht zu sittlicher Stellungnahme auf, wohl aber der Staat als Vertreter einer sittlichen Idee, mit der sich jeder einzelne auseinanderzusetzen hat. Gegenüber von politischer Indifferenz auf der einen und Nationalismus auf der anderen Seite ergeben sich nun etwa folgende Postulate: Einmal staatliche Gesinnung, soweit der Staat selbst eine sittliche Idee repräsentiert, und dann das Bewußtsein, durch Mitarbeit an den Aufgaben des eigenen Staates zugleich den Interessen der Gesamtmenschheit zu dienen, die als letztes noch über denen des individuell begrenzten Einzelstaates stehen.

Ein weiteres Gebiet menschlicher Tätigkeit ist die Wissenschaft. Der Unterschied zwischen Wissenschaft und Bildung liegt weniger auf inhaltlichem als auf formalem Gebiet. Die Art und Weise, wie die Wissenschaft ihren Gegenstand behandelt, ist wesentlich auf das Objekt gerichtet und erschöpfend, während beim Bildungsstreben stets das Subjekt letzter Zweck der Tätigkeit bleibt und demgemäß nur so viel aus dem Reich des Wissens herangezogen werden muß, als der einzelne zur Herausbildung seiner Persönlichkeit bedarf. So besteht zwischen Wissenschaft und Bildung ein interessantes Wechselverhältnis. Von der Wissenschaft entlehnt der Bildungsbeflissene die für ihn notwendigen Forschungsresultate, außerdem macht er sich mit der Methode des Forschens bekannt, die ihm

für sein eigenes Bildungsbestreben von Wert sein wird. Andrerseits wird der Nichtfachmann, dem es wesentlich um Bildung und Veredlung des eigenen Geistes zu tun ist, auch der Wissenschaft nicht unwichtige Dienste leisten können, sobald er nur wirklich geistvoll zu Werke geht. Er wird immer darauf ausgehen, die Beziehung zum Subjekt, die bei ausschließlich wissenschaftlicher Betrachtungsweise leicht verloren geht, wiederherzustellen. Die Bereicherung, welche die Wissenschaft von der nicht fachmäßigen Bildung erfahren hat, ist in der Tat größer, als man nach dem heutigen Verhältnis von Wissenschaft und Bildung innerhalb unserer Universitäten anzunehmen geneigt ist. Man muß sich nur klar machen, daß auch ein Lessing und Herder nichts anderes als solche Bildungsjäger auf eigene Faust gewesen sind.

Während die Wissenschaft die Gesamtheit des Seienden denkend zu durchdringen sucht, bringt die Kunst das Schöne in charakteristischer Weise zum Ausdruck. Wie nun der Zweck der Kunst die Hervorbringung und Darstellung des Schönen ist, so ist der der Bildung, soweit sie sich mit Kunst befaßt, die Aufnahme des Schönen und die Veredlung der eigenen Persönlichkeit auf diesem Wege. Zwei sich dabei von selbst ergebende Forderungen mögen hier nur kurz angedeutet werden: Einmal muß das Schöne auf sämtlichen Gebieten der Kunst, nicht etwa nur auf einem, gepflegt werden, und dann ist zu vollem Verständnis unmittelbare Berührung mit dem Original unbedingt notwendig.

Als Wirkungen einer solchen Beschäftigung mit der Kunst können etwa drei Punkte genannt werden: Einmal Verfeinerung und Vertiefung des Sinnes für das Schöne, dann jene Veredlung des eigenen Inneren, die Plato ein Teilhaben an der Idee des Schönen bezeichnet, wodurch die Seele des Beschauers selbst dem geschauten Bild ähnlich wird, und endlich Erweiterung der künstlerischen Betrachtung auf das Weltganze, den κοσμος.

Der Dienst, den Liebhaber auf diesem Gebiete der Sache leisten können, ist freilich weit geringer, als dies auf dem der Wissenschaft der Fall sein mag. Ein Winckelmann hat nur Kunstbegeisterung und Kunstverständnis geweckt, kein Kunstwerk selbst hervorgebracht. Und selbst damit ist nicht allzu viel getan. Ein Künstler geht seinen Weg, ob er nun verstanden wird oder nicht. Wo noch so viel Kunstverständnis vorhanden ist, kann die Produktivität dennoch ganz verschwindend sein und umgekehrt. Wer wollte das Auftreten Rembrands oder Böcklins auch nur teilweise aus der Höhe des Kunstverständnisses ihrer Zeit erklären können?

Das einzig richtige Verhalten der hohen Kunst gegenüber ist dankbares und bewundernbes Hinnehmen eines herrlichen unverdienten Geschenkes.

Ein viertes Gebot menschlicher Geistesbetätigung ist die Religion. Daß auch sie Gegenstand des Bildungsstrebens sein soll, mag manchem erstaunlich erscheinen. Aber zu umgehen ist eine Macht im Menschenleben wie die Religion auf keinen Fall. Fast alle ernsteren Geister haben wenigstens zeitweise ihr Hauptinteresse ihr zugewendet, so z. B. Lessing gegen den Schluß seines Lebens hin. Wenn irgendwo, so muß auf diesem Gebiet innersten Fühlens der Individualität ein weiter Spielraum bleiben. Gleichwohl können auch hier gewisse Grundlinien gezeichnet werden. Sie werden freilich heute andere sein als vor hundert Jahren, und künftighin wird das religiöse Bewußtsein wiederum anders gestaltet sein, zum mindesten anders formuliert werden. Unter diesen Vorbehalten möchte ich folgende zwei Sätze als mögliche Resultate einer Beschäftigung mit den Problemen der Religion und deren Geschichte aussprechen:

1. Das Unendliche tritt (sei es in dieser oder jener Form) als Macht in den Kreis des eigenen Lebens und Bewußtseins ein.

2. Dieses Unendlichkeitsbewußtsein wird als getragen von einer geschichtlichen Strömung, die bis zur Quelle zu verfolgen ist, erkannt.

Wenn Goethe in seiner späteren Zeit das einzelne als Sinnbild des Unendlichen auffaßt, so hat er sich damit auf seine Weise mit der Religion auseinandergesetzt. Der Versuch, das eigene religiöse Empfinden geschichtlich zu verstehen, ist uns Heutigen freilich viel leichter als ihm, da die Arbeit eines Jahrhunderts ganz neues Licht über die Entwicklung der Religion verbreitet hat. Geschichtliches Denken ist überhaupt erst eine Frucht der rastlosen Geschichtsforschung dieses Zeitraumes.

Das Verhältnis von Religion und Bildung ist insofern von hohem Interesse, als jeder Denkende sich bis zu einem gewissen Grade eine eigene Religion schaffen muß. Er muß sich zum mindesten nach den Gesetzen seiner eigenen Individualität mit den schöpferischen Geistern seiner Religion auseinandersetzen. Ihnen gegenüber gilt es, zunächst einmal geschichtlich denken und empfinden zu lernen. Sodann muß der Inhalt ihrer religiösen Lehren durch originales Erleben frei reproduziert werden. Wer sich dabei an Verschiedenheiten der Formulierung stößt, und wenn sie noch so fundamental zu sein scheinen, wird nie in ein richtiges Verhältnis zu einem solchen schöpferischen Geist gelangen. So ist das Verständnis unserer Religion eine ziemlich komplizierte Sache, aber es ist auch für den „Modernen“ recht wohl möglich; ja man kann sagen, es liegt eine gewisse Verarmung vor, wo es an diesem Verständnis und diesem inneren Besitz irgendwie fehlt.

Eine abschließende Betrachtung des Menschen muß noch ein häufig übersehenes Moment ins Auge fassen, das geeignet ist, unsere Bewunderung des Reichtums und der Tiefe des menschlichen Mikrokosmus noch zu erhöhen. Es ist dies die gewaltige Perspektive auf eine immer neue Werte aus sich heraus schaffende, sich selbst immer steigernde Arbeit der Zukunft. Zugleich legt uns diese gewiß jede unserer Phantasien weit übertreffende Zukunftsaussicht ganz von selbst den Gedanken nahe, was wohl der letzte Ausgangspunkt dieser ganzen gewaltigen Entwicklung sein mag. Da nun der Mensch mit der Natur aufs engste verwachsen ist, muß die letzte Ursache des Menschen auch die der Natur sein. Mag aber jenes X auch noch so eng mit der Welt als seiner Wirkung verbunden und verwachsen sein, so stellt es sich wenigstens für eine sondernde Betrachtung doch als etwas Selbständiges dar, als ein drittes Hauptgebiet der Gesamtwirklichkeit neben Natur und Mensch, und verdient daher auch zum Objekt eines die Gesamtheit des Seienden umspannenden Bildungsinteresses erhoben zu werden. Wer auf die Auseinandersetzung mit diesem dritten Faktor der Wirklichkeit verzichten wollte, dem würde der Schlußstein des ganzen Gebäudes fehlen. Es erhebt sich nun die Frage, ob das Dunkel, das über diesen letzten Gründen des Daseins ruht, für ein menschliches Auge auch nur bis zu einem gewissen Grade durchdringbar ist. Das wird dann in bescheidenem Maße der Fall sein, wenn es zulässig ist, das Verhältnis von Ursache und Wirkung auf Gott und Welt, wie wir die beiden Größen in Kürze bezeichnen können, zu übertragen. Dann wäre für die Bestimmung des Wesens Gottes dadurch ein Anhaltspunkt gegeben, daß man aus der Summe der Wirkungen Gottes, die die Welt darstellen, einen Rückschluß auf Gott selbst als wirkende Ursache ziehen könnte. Je mehr sich uns nun die Erkenntnis der Welt erschließen würde, um so tieferen Einblick erhielten wir damit auch in das unerforschliche Wesen Gottes.

So erweitert sich ein umfassendes Bildungsstreben schließlich zum Versuch der Erkenntnis der tiefsten Gründe unseres Daseins, und zugleich wird dem ihm innewohnenden Einheitsbedürfnis insofern Genüge getan, als damit, der Einheitlichkeit des Bewußtseins entsprechend, auch die mannigfaltige Welt der ihm gegenständlichen Objekte zu strengster Einheit zusammengeschlossen erscheint.



Bilder aus Toledo.

II.*)

Von Franz v. Stockhammern.

Trotz all der seltsamen Reize, die jene ausgedehnten Ausflüge in die felsige Welt der Ufer des Tajo boten, zog's mich wieder und immer wieder nach der himmelan getürmten Kathedrale, die an Macht des Eindrucks, besonders im Innern, fast das Wunderwerk in Burgos übertrifft. Gleich wie dort ist auch hier der Chorgang umkränzt von herrlichen Grabkapellen, die im Laufe der Jahrhunderte sich über den Grüften längst ausgestorbener Adelsgeschlechter erhoben haben. Wappenbeladene Sarkophage von riesenhaften Dimensionen, steingemeißelte Figuren in ritterlichem Waffenschmuck, üppige Frauenleiber, die schönen Hände vom Rosenkranz umschlungen, liegen da in der unbeweglichen Ruhe des steingewordenen Gedankens, überstrahlt vom träumerischen Farbenreflex, den die durch düstere Glasfenster sich kämpfenden Sonnenstrahlen drüber huschen lassen. Hier eine Familienkapelle, voll von Denkmälern froher Kinder der Welt, siegreicher Feldherren, tapferer Haudegen, stutzerhafter Höflinge, vornehmer Frauen, deren steinernes Abbild noch mit all dem nichtigen Tand angetan, das einst ihr Dasein ausgefüllt, mit schönen Ketten und Spangen, mit feingearbeiteten Spitzen und schwergestickten Stoffen: selbst das zierliche Hündchen fehlt nicht, das sich zu Lebzeiten der Herrin so oft vertrauensvoll zu ihren Füßen geschmiegt. Dort wieder ist's ernst und düster. Bis zum feinverästelten Maßwerk der Gewölbedecke hinauf Gedenktafel über Gedenktafel, die in gewaltigen gotischen Lettern künden, daß hier Spaniens Primaten ruhen. Breitkrämpige, quastenbehangene Kardinalhüte, von kostbarer seidener Schnur getragen, hängen von der Kapellenwand herab, werfen dunkle Schatten über die staubbedeckten Inschriften. Seit Jahrhunderten schmückt der römische Purpur die Erzbischöfe von Toledo, ein Unterpfand des engen Bandes, das den ersten Prälaten der vereinigten Königreiche mit dem Stuhle Petri verknüpft. Jener römische Purpur, den die Kirche als klug gehütetes Erbteil aus den Zeiten herübergenommen hat, da er sich um die Schultern der Senatoren des weltgebietenden Rom schlang, jener Purpur, der heute noch seinem Träger, und hätte seine Wiege auch im ärmlichsten Landhaus gestanden, Anteil gibt am Walten einer weltumspannenden Macht, die ihre geheimnisvollen Fäden weiter ausdehnt als selbst das stolze Römerreich von ehedem. Weiter schweift der Blick! Dort in der Ecke eine riesige Tür, schwer mit Eisen beschlagen, mit kunstvoll gearbeiteten Schlössern und Riegeln von oben bis unten! Sie schirmt die Schatzkammer der Toledaner Kathedrale, diese auf der Welt einzig dastehende Sammlung herrlichster Kunstwerke aus getriebenem, geschmiedetem, ziseliertem Gold und Silber, edelsteinübersäter Monstranzen, Ciborien und Reliquiarien, die frommer Sinn hierher geschenkt. Nur einmal am Tag, nach der Vesper, öffnen sich diese Tore, steht doch der Schatz des Domes unter Obhut des Kapitels, dessen Hebdomadar unter persönlicher Verantwortung das Oeffnen und Schließen des Gewölbes überwacht. Gleich wie in den Schatzkammern der Inkas in Mexiko drüben, die einst die beutegierigen Augen der Conquistadoren blendeten, gleißt's und flimmert's hier in hohen Vitrinen. Kein Museum der Welt birgt solche herrliche Schätze kirchlicher Goldschmiedekunst — und doch ist die Kathedrale arm, das Domkapitel im Besitz nur mäßiger Einkünfte seit der Einziehung der unbeweglichen Kirchengüter. „Denn," so erklärte mir der übrigens durchaus nicht sorgengequält aussehende, recht stattliche Kanonikus, dem diese Woche der Dienst an der Pforte der Schatzkammer anvertraut war, „von all den schönen Sachen, die Sie hier sehen, haben wir nichts als Mühe und Sorge. Verkauft darf nichts werden, — obwohl, wie man sagt, die gesamte spanische Staatsschuld durch den Erlös gedeckt werden könnte —, und vom Anschauen wird man auch nicht reich." Ich konnte dem trefflichen Manne seinen Schmerz nachfühlen — immerhin hätte er das nicht geringe Erträgnis der Eintrittsgelder, das dem Kapitel zufällt, doch auch erwähnen sollen. Vier Pesetas kostet ein nicht allzu langer Blick in diese Herrlichkeit; wer die dem Sakristan nicht auf das Tischchen legen kann, muß draußen bleiben. Und daß nicht etwa mitleidige Nachsicht einem armen Landbewohner einen Gratisblick durch die Türspalte gönne, dafür sorgte der strenge Kanonikus, dessen Argusaugen, trotz eifrigen Breviergebetens, nichts zu entgehen schien.

Daß die Toledaner Kathedrale entweder recht schlecht dran sein mit ihren Vermögensverhältnissen oder ein ganz erklecklicher Geiz die Kapitelsherren beseelen müsse, das schien mir allerdings glaublich, als ich tags darauf um die Mittagsstunde die kühlen Hallen durchwanderte, um die Beleuchtung zu sehen, die das vollstrahlende Tagesgestirn in diese meist so träumerisch düsteren Räume zaubert. Eben hat das Glöckchen ausgeklungen, das den Beginn der letzten Messe ankündigte, und ich traute kaum meinen Augen, als ich vor dem Priester, der ziemlich hastig seinem Ziel zuzustreben schien, einen kleinen Buben eilfertig ein mächtiges Meßbuch daherschleppen sah, der nicht nur jegliche Fußbekleidung für überflüssig gehalten, sondern wenige Minuten vorher noch mit etlichen Spielgenossen sich im Staub gebalgt zu haben schien. Ich dachte, der eigentliche Ministrant werde wohl noch nachkommen, hatte mich aber gründlich getäuscht. Dieser schmutzige, herabgerissene Junge, der sich in seinem Aeußern in nichts von den zahllosen kleinen Stiefelputzern unterschied, die, mit ein paar Bürsten bewaffnet, jedem auflauern, um ihm ihre Dienste anzubieten, diente dem Priester mit großem Eifer die ganze Messe hindurch und schien sich durchaus nicht deplaciert zu fühlen. Wie vorwurfsvoll blickten die ernsten Heiligenstatuen auf dieses seltsame Schauspiel hernieder. Ringsum steingewordene Pracht, kostbare Bilder, herrliche silbergetriebene Leuchter an den Wänden, freilich ein wenig verstaubt all die Herrlichkeit, aber doch Zeugnis ablegend von pietätvollem Sinne, und hier ein Gassenjunge an den Stufen des Altars, ohne auch nur das armseligste Chorröckchen, wie bei uns jede Dorfkirche sie besitzt. Für die erste Kirche Spaniens fürwahr ein kläglicher Zustand, kläglicher noch angesichts des Pompes, der allmorgendlich in der Capilla mozarabe sich entfaltet, wenn das von Kardinal Ximenes gestiftete Kapitel, das, völlig getrennt vom eigentlichen Kathedralklerus, nur der Feier der mozarabischen Liturgie lebt, das Hochamt singt. Zweifellos ein würdiger und auch vom Standpunkt der Kulturgeschichte bedeutungsvoller Gedanke, der den gelehrten Herausgeber der komplutensischen Polyglotte (Erzbischof von Toledo 1495—1517) veranlaßt hatte, auf ewige Zeiten das Gedächtnis der altehrwürdigen Formen zu sichern, zu denen sich die gottesdienstlichen Feiern unter dem Druck der maurischen Herrschaft in Südspanien entwickelt hatten. Diese feierliche Liturgie sollte nach dem Willen des Stifters der Capilla mozarabe die Erinnerung an große Zeiten der Nachwelt überliefern, ein Wille, der heute noch pietätvoll vollzogen wird. Aber immerhin steht der Aufwand, der hier zur Erhaltung einer toten Form getrieben wird, in auffälligem Kontrast zu der offensichtlichen Unehrerbietigkeit, mit der die Feier der freilich nur stillen Mittagsmesse behandelt wird. Viel im kirchlichen Leben hierzulande ist eben rein veräußerlicht, es gibt auch niemand, der darüber sich Rechenschaft ablegte oder Skrupel machte, im Gegenteil, die guten Leute scheinen zu glauben, der liebe Gott habe allen Anlaß, mit ihnen ganz zufrieden zu sein!

Sehr eindrucksvoll gestaltete sich für mich der Besuch des Alcazar, jenes an Stelle des ehemaligen Kalifenschlosses errichteten, riesenhaften Bauwerkes, das im Renaissancestil sich auf den Trümmern des durch Feuer im Jahre 1887 zerstörten Palastes erhebt, in Anlage und Dimensionen dem Palazzo della Cancelleria zu Rom ähnlich, an den auch das prächtige Hofinnere mit seinen offenen Säulengängen im ersten und zweiten Stockwerk gemahnt. Nur dient dieser schöne Bau, der dem Geschmack

*) Vergl. Nr. 98 der Beilage d. J.

der modernen Architekten Spaniens alle Ehre macht, weniger friedlichen Zwecken als die Cancelleria, in der die römischen Kongregationen lagen, wenn nicht gerade Feiertage oder Geschäftsferien sind — der überwiegende Zustand bei fast hundert Kirchenfesten und drei Monaten völligen Bureauschlusses. Hier, in diesen stolzen Hallen, wird Spaniens wehrhafte Jugend in die Geheimnisse der Taktik und Befestigungskunst eingeweiht, leichte Feldgeschütze neben schweren Haubitzen vor dem hochgewölbten Portal zeigen, daß hier Mars sein Quartier aufgeschlagen hat. Eine Empfehlungskarte an einen der Inspektionsoffiziere der Militärakademie, die ich aus Madrid mitgebracht, ermöglichte mir deren genaue Besichtigung, die mich um so mehr interessierte, als ich schon in Barcelona Gelegenheit gehabt hatte, ein ganz modernes Kasernement, das der Numancia-Dragoner, dessen Inhaberstelle gerade um diese Zeit Se. Majestät Kaiser Wilhelm übertragen worden war, in allen Einzelheiten zu sehen. Schon dort war mir die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit aufgefallen, die überall, sowohl in den Schlaf-, Eß- und Arbeitsräumen der Mannschaften, als auch in den Ställen und Remisen sich zeigte. Mein liebenswürdiger Führer — der jourhabende Leutnant — hatte mir, da er aus allen Fragen entnahm, daß ich auch einst Soldat gewesen, freigestellt, ein beliebiges der Mannschaftsspinde zu öffnen, zum Beweis, daß alles, die kleinste Putzschachtel so gut wie das Lederzeug, an seinem Platz sein würde, und ein Blick in das Schrankinnere zeigte denn auch, daß der Inhaber und mit ihm die ganze Eskadron die Probe der Propretät glänzend bestanden. In der Reitschule hatte man dem Besucher zu Ehren flotte Gäule vorreiten und an der Longe Hindernisse nehmen lassen, bei dem unvergleichlich schönen Pferdematerial ein Anblick zum Entzücken. Gäule, deren schlanken sehnigen Beinen man es ansah, daß stundenlanges, tolles Dahinjagen auf den sonnendurchglühten Grasebenen Andalusiens sie gestählt hatte, Remonten von einem ganz unglaublichen Temperament, nur mit Mühe von rasendem Dauergalopp zurückzuhalten. Am Militärübungsplatz Carabanchel bei Madrid hatte ich später Pferde in der Truppe gesehen, ganz hervorragend sicher zugeritten und trotz aller Nervosität von einer Gleichmäßigkeit der Gangart, die geborene Reiter voraussetzt. Chargenpferde, die bei uns jeder Kavalleriebrigadeführer mit Vergnügen reiten würde, die Pferde der höheren Offiziere, was Rasse, Schönheit der Erscheinung, Gliederbau anlangt, einfach wundervoll. Artillerie, Infanterie und Kavallerie hatte ich bei der großen Revue in Madrid gesehen, die sich an die Feier der Jura de la bandera anschloß, ein herrliches und militärisch hochinteressantes Schauspiel. Und ich muß sagen, daß der ausgezeichnete Eindruck, den bei all diesen Gelegenheiten das Menschenmaterial der spanischen Armee auf mich gemacht hatte, hier, in der Toledaner Militärakademie, nur seine Vertiefung fand, denn auch hier herrschte neben chevaleresker Liebenswürdigkeit, mit der dem Ausländer begegnet wurde, offensichtliche Dienstesfreudigkeit und strammste Ordnung. Von oben bis unten durchwanderte ich das hochragende Gebäude, von dessen oberem Stockwerk sich einzig schöne Ausblicke auf die kühngezackte Sierra de Toledo boten, hinab zum jäh abstürzenden Ufer des Tajo, hinaus auf endlose, melancholische Ebenen. Und obwohl es Samstag abend, war weitaus der größte Teil der Fähnriche zu Hause, dem lockenden kühlen Abend zum Trotz. Galt es doch Sonntagmorgen früh 4 Uhr schon einen Reisemarsch von 35 Kilometer antreten, mit taktischen Uebungen unterwegs und kriegsmäßigem Abkochen in Cabañas. Gerade kein Sonntagsvergnügen — doch schienen die jungen Leute diesen Programmpunkt ganz selbstverständlich zu finden, eher eine Abwechslung nach der grauen Theorie, die all die Wochentage über sich ihnen geoffenbart. Derselbe spartanische Zug, der schon das Priesterseminar zur Cordova charakterisiert hatte, schien auch durch diese kriegerische Bildungsstätte zu gehen. Von Oefen oder gar Luftheizung, wie sie unsere Kriegsschule auf dem Marsfelde aufweist, keine Spur! Hace mucho frio, es ist halt kalt, sagte man mir mit vergnügtem Lachen, als ich frug, wie man so ofenlos in dem bekannt rauhen Toledaner Winter es aushalten könne. Und zugleich wehte ein Hauch stolzer Größe durch diese schmucklosen, soldatisch einfachen Hallen und Gänge. Aus Bildern, Büsten und Gedenktafeln stieg vor dem Blick des Beschauers die ruhmreiche Geschichte des spanischen Heeres empor, das Gedächtnis an die Zeiten, da im Bannbereich der Fahnen Spaniens die Sonne nicht unterging, da kühne Heere im neuen Weltteil Riesenreiche eroberten, da die Fahnen von Leon und Kastilien in ehrenvollen Feldzügen jenseit der Pyrenäen flatterten. Auch der Tag von Baylen hatte sein Gedächtniszeichen, jener heiße Julitag des Jahres 1808, an dem drei französische Divisionen sich Castaños ergeben mußten, jener Tag, der mit Ungestüm an den Lorbeeren der Unbesieglichkeit riß, die Napoleon an seine Adler geheftet. Andere Tafeln wieder sprachen von dem Löwenmut, mit dem Saragossa 1808 den Stürmen des französischen Belagerungsheeres getrotzt, von der zähen Tapferkeit, mit der das Fort Engracia sich gehalten, bis die letzte Kugel aus dem Laufe, von der erfinderischen Ausdauer, mit der der heldenmütige Palafox die Belagerungskünste selbst eines Marschalls Lannes vereitelte, bis fast kein Stein mehr auf dem anderen geblieben war und dem Sieger ein stolzer Trümmerhaufen übergeben werden konnte.

Dies alles sind Erinnerungsdaten der kriegerischen Vergangenheit Spaniens, die dem jungen Nachwuchs zeigen sollen, daß der Geist des tapferen Cid und Gonzales, an deren Mut sich dereinst der Ansturm des Islam gebrochen, auch in den späteren Jahrhunderten treu blieb als kostbares Vätererbe. Und wenn die spanische Armee heutzutage technisch nicht auf der Höhe der Zeit steht, so liegt dies nicht im Menschenmaterial, sondern in Verwaltungsfehlern, in den notwendigen Folgen allzu großer Sparsamkeit. Denn der spanische Soldat, wenn man ihn so beobachtet, sei es in oder außer Dienst, macht einen geradezu vorzüglichen Eindruck — dazu ist er intelligent, zäh, bezüglich der Verpflegung fast genügsamer als der Japaner, tapfer bis zur Tollkühnheit: aber weder die Bewaffnung der Artillerie noch die der Infanterie entspricht den Anforderungen moderner Technik, gefechtsmäßiges Scharfschießen und Uebungen in größeren Verbänden sind, entsprechend den geringen Etats, so knapp bemessen, daß weder in Feuerdisziplin noch taktischer Beweglichkeit jenen Anforderungen entsprochen werden kann, die die Neuzeit stellt und auf Ostasiens blutgedüngten Schlachtfeldern gelehrt hat.

Ueber dies alles schienen die jungen Leute trefflich informiert zu sein, zum Teil auch schon nachgedacht zu haben. Hielt doch gerade in diesen Monaten das gewaltige Ringen in der Mandschurei in atemloser Spannung. Da war es denn kein Wunder, daß auch die Schüler der Toledaner Militärakademie nur von Krieg und Kriegsgeschrei sprachen und träumten, daß manche ums Leben gern hinausgezogen wären auf den lorbeerverheißenden Kriegsschauplatz. Selbstverständlich zu den Japanern, deren todesverachtender Elan in der Offensive dem südlichen Temperament mehr zusagt als die zähe, vielleicht erst von einer späteren Zeit richtig gewürdigte, nie entmutigte Ausdauer, mit der der russische Soldat, allen Niederlagen zum Trotz, immer wieder sich in Defensive setzte. Rassenfragen!

Es ist ein ideal schöner Aufenthalt hier für junge Leute, die über ernster Vorbereitung auf einen ernsten Beruf kaum Zeit finden, sich nach den Vergnügungen einer Großstadt zu sehnen. Und jetzt besonders, am Abend, war es zauberhaft. Mit der im Süden eigenen Schnelligkeit hatte die Nacht ihre dunklen Schatten über das friedliche kleine Städtchen gesenkt, das hier zu den Füßen des Felsens sich ausbreitete, auf dessen Zinne der Alcazar sich in mächtiger Wucht zum Himmel erhob. San Juan de los Reyes, die Kathedrale, deren feingezeichnete Türme und Fialen sich scharf vom stahlblauen Firmament abhoben, fingen auf ihren Westfronten die letzten sterbenden Strahlen des soeben hinabgesunkenen Tagesgestirnes auf, in fahlem Widerschein. Von der Mauerbrüstung, die gegen den Tajo zu den Vorplatz abschließt, stieg der Blick suchend in das Gewirr der Gassen und Gäßchen, wanderte zum Hügel hinüber jenseit des Flusses, auf dem eine zerfallene Ruine von vergangener Größe träumte, blieb gebannt

ei traulichen Windlichtern, die dort drüben auf flachen Dächern flackerten, Zeugen stillabendlichen Familienglückes. Tiefe, atemlose Stille ringsum, nur dumpf das Rauschen des Flusses von unten. Drüben aber, vom Hospital de la Santa Cruz, klang das Abendglöcklein vom kühn aufgesetzten Dachreiter, wie klagend tönte es von diesem baumumrauschten Asyl menschlichen Elends herüber, wie tröstend antworteten die mächtigen Glocken der Kathedrale, und wie jubelnd stieg's empor aus dem Chor, der von sämtlichen Türmen und Türmchen der Stadt her einfiel. Die Lebenden mahnte er zuerst in hellen Stimmen zum Dankgebet, den Toten galten die Töne seiner zweiten Glocken, die nach kurzer Pause mit ernstem Klange einsetzten. Und als die letzte sterbende Schallwelle verklungen, da zog nun draußen her ein leise zitternder Ton durch die klare Abendluft. In den Kasernen blies man den Zapfenstreich.

Mein liebenswürdiger Cicerone aber führte mich, nachdem ich mich herzlich von den Herren verabschiedet hatte, die mich zu diesem einzig schönen Ausblick geleitet, hinab in das Städtchen, über die von frohbewegten Menschen gedrängt gefüllte Plaza Mayor, durch enge Gassen, in deren Winkeln Lampen, bei Eintritt der Dunkelheit von frommen Händen entzündet, vor Heiligenstatuen brannten, in das schöne städtische Kasino, das den Vergnügungsort der Toledaner Hautvolée bildet, offenbar ähnlich jenen geselligen Vereinigungen, die unter dem Namen Harmonie das Leben unserer deutschen Kleinstädte verschönen. Damen der Gesellschaft gaben ein Konzert zugunsten eines wohltätigen Zweckes. Man sah hübsche Frauen, sehr hübsche sogar, die ihren modernen Toiletten durch ein paar kühn ins Haar gesteckte Blumen, durch den mit entzückender Grazie gehandhabten Fächer ein sehr anmutiges nationales Timbre zu geben verstanden. Selbstverständlich wog das militärische Element vor, schüchtern nur zeigte sich der Gehrock, doch waren die Herren vom Zivil nicht weniger tadellos angezogen als die Leutnants, die die Saalwände zierten. Und trotz der alltäglichen Berührung des Kleinstadtlebens, die die Menschen unbewußt einander näher bringt, herrschte auch hier, wie in den großen Salons von Madrid, eine gewisse Grandezza: eine Königin hätte ihre Getreuen nicht huldvoller grüßen können, die sich um ihren Thron geschart, als des Obersten schönes Töchterlein, als es das Podium bestieg, um einige melancholische Cantilenen zum besten zu geben. Lieder wechselten ab mit Klaviervorträgen — ein mit stürmischem Beifall aufgenommener Vortrag über Cervantes, dessen Jubeljahr gefeiert ward, bildete den Schluß des Programms. Im ganzen ein interessanter Abend, wenn er auch nur den Eindruck bestätigte, der sich einem aufdrängt, wo nur auf der Welt immer man Menschen in Uniform, Gehrock und Konzerttoilette beisammen sieht: Tout comme chez nous.

Bücher und Zeitschriften.

Was braucht mein Kind? Fragen und Antworten für Mütter von einer Mutter. Von B. Mercador. Potsdam, Stiftungsverlag 1906.

Zu der Literatur über das Kind, die um ihrer Wichtigkeit willen gar nicht reichhaltig genug sein kann, hat B. Mercador einen kleinen, aber lesenswerten Beitrag geliefert. Aus ihrer Muttererfahrung heraus hat sie in dem Büchlein jene Beobachtungen und Gedanken verwertet, die ihr genügend wichtig erscheinen, aufklärend und belehrend auf einem leider nur allzu sehr von Dunkel und Unwissenheit erfüllten Gebiete zu wirken: auf dem Gebiete der praktischen Kinderpflege in den ersten Lebensjahren. Jeder, der weiß, wie gerade hier Unkenntnis, Fahrlässigkeit, Gleichgültigkeit, alte und neue Vorurteile, Aberglaube und Torheiten noch mannigfacher Art herrschen, wird die kleine, doch von einem gesunden Geiste getragene Schrift willkommen heißen. Denn sie ist geeignet, um ihrer Kürze und Handlichkeit willen, sowie wegen des geringen Preises (50 Pfg.) in zahlreichen interessierten Kreisen Eingang zu finden und da vernünftige Ansichten über einige elementare Bedingungen zum Gedeihen unserer Kinder zu verbreiten. Daß B. Mercador in dem 52 Seiten starken Büchlein ein solches schwieriges Thema, das so vieles und Mannigfaltiges in seinem Bereich zieht, nicht erschöpfen, ja auch den eigentlichen Kern nicht in seiner ganzen Vollständigkeit herausschälen konnte, ist selbstverständlich. Sie hat sich für ihre Darlegungen enge und willkürliche Grenzen gezogen, innerhalb welcher sie aber von ihrem Standpunkte aus ihre Lehren einleuchtend und beredt vertritt. In der Grundlage sind die meisten dieser Lehren richtig und beherzigenswert. Nur ist B. Mercadors Standpunkt nicht immer der richtige, und sie begeht, von einem Scheinerfolge getäuscht, manche pädagogische und hygienische Fehler, vor deren Nachahmung allzu vertrauensvolle Mütter gewarnt sein sollen. Um so mehr, da die Verfasserin eine sehr eindringliche und bestrickende Sprache spricht. Sie ist von der Richtigkeit ihrer Ansichten überzeugt und überzeugt darum auch leicht andere. Auch die Pflege des einzelnen Kindes im Hinblick auf seine körperliche Eigenart wird zu wenig berücksichtigt, und an manchen die Gesundheit betreffenden Stellen wird sich B. Mercador im Widerspruche mit dem Arzte finden. Wer aber das Büchlein selbstprüfend und — denkend liest, wird vielleicht das falsche oder übertriebene Einseitige ausscheiden und gewiß von dem Richtigen und Verständigen lernen können. Wenn daher, im Hinblick auf zahlreiche Irrtümer und anzuzweifelnde Lehren hin, das Büchlein nur mit der vorhergehenden Einschränkung empfohlen werden kann, verdient es doch einen großen Leserkreis. Denn es ist durchaus geeignet, durch die Anmut und Gefälligkeit seiner Form, durch die Frische und Herzlichkeit, mit der es geschrieben ist, und nicht zum mindesten durch viele klare und verständige Ansichten jungen belehrbaren Müttern Geschmack an solcher Literatur beizubringen. B. Mercador deutet auch an, was ein Kind nicht braucht. Nur hier und dort, aber so einsichtsvoll und überzeugend, daß man wünschen muß, sie schriebe uns ein Buch über dieses Thema.

Bemerkenswert an dem Büchlein ist die große schriftstellerische Begabung der Verfasserin. Sie findet für alles unwillkürlich eine zugleich imponierende und anheimelnd liebe Form; ein reizendes Augenblicksbildchen ist das von Karlis Grützeessen, hübsch und frisch gegeben (nur leider einen pädagogischen Mißgriff in sich bergend). Der Leser wird die anmutige Schrift gewiß mit Vergnügen lesen.

S. B. W.

An Diesen und Jenen. Episteln und Ansichtskarten. Von Oskar Blumenthal. Berlin 1906, F. Fontane u. Co.

Bei Oskar Blumenthal darf man natürlich keine geistigen und poetischen Tiefen suchen. Da ginge man gründlich fehl. Wer aber einen formgewandten, witzigen Gelegenheitsdichter und Epigrammatiker hören will, wird bei den Versen des Berliner Schriftstellers auf seine Rechnung kommen. Unter seinen neuen Episteln und Ansichtskarten finden sich sogar recht geschickt vorgetragene Bosheiten; denn Bosheiten, Satiren, Kritiken, Streitverse machen den größten Teil seiner Gedichte aus. Den Hauptkampf führt Blumenthal gegen unsere heutige Großstadt-Gesellschaft mit ihren vielen widerwärtigen, dekadenten Auswüchsen. In seinen „Plauderbriefen“ steht manches Wort, das in den Salons von Berlin W., aber auch anderswo beherzigt zu werden verdiente. Auch eine gewisse Art unserer Literatur von heute ist reichlich mit liebenswürdigen Versen bedacht. Besonders scheinen Hofmannsthal und Wedekind und ihre Kunstrichtung die Freundschaft Blumenthals zu besitzen. Er wird auf seine „kritischen Ansichtskarten“ gewiß manche nicht weniger „kritische“ Antwort bekommen. Aber Blumenthal weiß sich wohl wieder zu wehren. Das lassen die Verse vermuten, die er einem „kritischen Gönner“ widmet:

Du schreibst, um mir ein Lobeswort zu zollen:
Ich hätte nie ein Drama dichten sollen,
Das sich so ernst „Der tote Löwe“ nennt —
„Der tote Hund“ sei eh'r mein Element ...
Nun wohl! Dein guter Rat, so zart und witzig,
Er macht mich weder unmutsvoll noch hitzig.
Ich schreibe dir das Stück, das du vermißt —
Doch wart' ich erst, bis du gestorben bist.

Blumenthal hält mit seiner Meinung, die bisweilen recht scharf ist, nirgends zurück. Er zieht offen blank. Das ist einerseits sympathisch; auf der anderen Seite aber wird man fragen, ob gerade Blumenthal überall berechtigt ist, anderen Spottlieder zu singen. Die Frage wird in manchen Fällen nicht ohne Grund aufgeworfen werden. Aber schließlich beeinflußt das nicht den Wert oder Unwert seiner Epigramme nach der künstlerischen Seite hin. Anzuerkennen ist, daß Blumenthal seine satirischen Hiebe mit geübter Hand ausführt. Wenn er z. B. „Dem Genügsamen“ diesen Vierzeiler weiht:

Sich blind und froh am eignen Selbst zu laben —
Es deucht mich fast die köstlichste der Gaben.
Dies macht sein Leben manchem zur Idylle:
Er bildet sich Talent ein in der Stille!

so zeigt er bei dem letzten Verse in der Umstellung des allbekannten Gedankenspruches eine wirkungsvolle Gewandtheit, die nicht überall zu finden ist.

Dr. A. Sonntag.

Allgemeine Rundschau.

Gebackene Zöpfe und Armbänder.

—k. Im Archiv für Anthropologie hat Dr. A. Höfler den Nachweis versucht, daß Zopfgebäcke und Brezeln in engstem Zusammenhang mit urzeitlichem Seelenkult stehen. Die Zopfgebäcke kennt man unter den Namen Zipfchen, Zupfen, Züpfen, Zöpfl, Semmelzopf usw., ohne zu ahnen, daß sie an die barbarischen Zeiten erinnern, wo man die Zopfträgerinnen und Sklaven dem toten Gebieter ins Grab oder auf den Scheiterhaufen folgen ließ. Auch Arm-, Bein- und Halsringe aus Bronze gab man der toten Seele ins Jenseits mit, Armband aber heißt neulateinisch braciatellum, daher französisch bracelet und deutsch Brezel. Ringe aus Bronze fungierten in vorgeschichtlicher Zeit als Geld, und bares Geld dem Toten mitzugeben, war zwar religiös, aber auch für die Erben oft bitter. Früh taucht daher die Sitte auf, den Toten durch Surrogate abzufinden, an Stelle eines Tieres eine Nachbildung aus Ton oder Metall, an Stelle eines Menschen sein Kopfhaar, bei Frauen also Zöpfe zu opfern. Jahrhundertelange religiöse Kämpfe mag es gekostet haben, bis man soweit war, die toten Seelen mit gebackenen Zöpfen und Armbändern zu befriedigen. Brezeln werden vornehmlich in der Fastenzeit, am Allerseelentage und überhaupt zu Terminen gebacken, deren Zusammenhang mit uralt-heidnischem Seelenkult unzweifelhaft ist. Zu Allerheiligen kommt in der Dachauer Gegend aus jedem Bauernhaus ein „Seelenzopf“ genanntes Gebäck als Spende in die Kirche. Die Totenspeisen wurden im Laufe der Jahrtausende zu Spenden an die Kinder, Paten und Armen. So empfangen im württembergischen Crailsheim die Kinder am Allerseelentage aus einer Stiftung eine Semmel mit aufgestempeltem „Seelenzopf“ und die Spende heißt „Seele“. An den ehemaligen Seelenkult erinnern auch die bleiche Farbe der Gebäcke und die Bestreuung mit Salz, Sesam, Mohn. Die christliche Fastenzeit, als eine mit Enthaltung von Speise verbundene Trauer- und Bußzeit, hatte schon eine Vorgängerin bei den alten Germanen. Fasten hängt mit Fest zusammen und bedeutete wohl feste Bindung an den Genuß der Festspeisen, die zuerst den Seelengeistern vorgesetzt wurden. Nach dem Fasten begann das, was uns heute ein Fest kennzeichnet: fröhliches Essen und Trinken, welch letzteres auch heute noch bei gebackenen Zöpfen und Armringen mundet.

•

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesamtsitzung vom 3. Mai. Vorsitzender Sekretär: Herr Auwers i. V. 1. Herr Pischel las über das altindische Schattenspiel. Es wurde nachgewiesen, wann das Schattenspiel zuerst in der indischen Literatur erwähnt wird und welchen Namen es ursprünglich führte. Das klassische Chayanataka ergab sich als literarische Fortbildung des alten, volkstümlichen Schattenspiels. Es wurde ferner gezeigt, daß das angeblich griechische Theater in einer Höhle des Ramgarh Hill in Sarguja in Wahrheit streng nach den Vorschriften des ältesten indischen Lehrbuches der Dramatik eingerichtet ist. Eine der Höhleninschriften wurde entziffert. 2. Herr Diels legte im Namen der Kommission zur Herstellung eines Catalogus medicorum antiquorum den zweiten Teil dieses die griechischen Aerzte außer Hippokrates und Galenos umfassenden Kataloges vor. 3. Herr Schmoller überreichte einen eben erschienenen weiteren Band der Acta Borussica: Die Behörden-Organisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert. Achter Band. Akten 1748—1750. 4. Herr Planck überreichte sein Werk: Vorlesungen über die Theorie der Wärmestrahlung. Leipzig 1906.

Kleinere Mitteilungen.

f. Die Sehkraft bei den Schulkindern. Bei einer Versammlung der Leiter von Elementarschulen in Wien hat Professor Schnabel, der Chefarzt der dortigen ersten Augenklinik, einen Vortrag über die Kurzsichtigkeit bei Schulkindern gehalten und wieder darauf hingewiesen, daß dieses Leiden bei der jetzt aufwachsenden Generation äußerst häufig ist. Er hat die Augen von mehr als 4000 Kindern beiderlei Geschlechts im Alter zwischen 6 und 14 Jahren geprüft, außerdem 1450 Augen von Knaben und Mädchen im Alter zwischen 14 und 19 Jahren. Der Fachmann ist der bestimmten Ansicht, daß die Schularbeiten an sich nicht für eine Kurzsichtigkeit von verhältnismäßig hohem Grade verantwortlich gemacht werden können. Im allgemeinen sei sie in diesen Fällen angeboren, meist hervorgerufen durch eine sogenannte Traubengeschwulst im Augapfel oder durch übermäßige Krümmung der Linse. Die Verhältniszahl von Kurzsichtigen im Alter von 6 bis 14 Jahren ist beinahe feststehend. In den höheren Schulen ist sie etwas häufiger, aber doch nur um einen geringen Betrag. Ihr Vorkommen bei jungen Leuten höheren Alters beruht teilweise auf erblichen Einflüssen und zum anderen Teil allerdings auch auf der Ausführung feiner Arbeiten, wie Nähen, Radieren, Uhrmachen u. s. w. Sehr selten, wenn überhaupt, kommt es vor, daß schwere geistige Anstrengung wie bei der Vorbereitung zu den Prüfungen oder anhaltendes Lesen, gute Beleuchtung vorausgesetzt, zu einem Verlust der Elastizität der Linse führt. Auch wenn das Lesen bei ungenügender Beleuchtung geschieht, kann es zwar dem Auge gefährlich werden, aber doch ohne eine Kurzsichtigkeit zu veranlassen. Uebersichtigkeit ist auch bei verhältnismäßig vielen Kindern zu finden, und diese Tatsache wird von Schnabel als besonders wichtig bezeichnet, da die meisten dieser Kinder, wenn sie nicht eigens von einem Augenarzt untersucht werden, gewöhnlich einfach für kurzsichtig gelten, weil sie die Gewohnheit haben, ihre Augen beim Lesen oder Schreiben sehr nahe an das Buch oder das Heft zu bringen. Sie gebrauchen dabei gewöhnlich nur ein Auge. Diese Kinder leiden auch sehr oft an Kopfschmerz, wenn die Uebersichtigkeit nicht durch geeignete Gläser berichtigt wird. Dadurch laufen sie Gefahr, in der Schule zurückzubleiben. Im ganzen ergibt sich aus dem Vortrag von neuem die Notwendigkeit, den Augen der Schulkinder große Aufmerksamkeit zuzuwenden.

ck. Ein altes Museum in Gefahr. Das Museum, das zu der Universität Pavia gehört und in dem auch das mineralogische Laboratorium untergebracht ist, zeigte vor einiger Zeit sehr bedeutende Risse in den Mauern, so daß man sich schleunigst an das Ministerium der öffentlichen Arbeiten wandte und die immerhin bescheidene Summe von 20,000 Lire für die notwendigsten Reparaturen forderte. Das italienische Ministerium hat jedoch bis heute keine Antwort gegeben. Inzwischen hat sich der Zustand des Gebäudes derart verschlechtert, daß die Baubeamten seinen Einsturz befürchten und die schleunige Räumung anordneten. Als Ursache der drohenden Katastrophe sieht man die fortschreitende Senkung der Säulengänge des Museums an.

hc. Forschungsreise nach den Galapagos-Inseln. Die kalifornische Akademie der Wissenschaften veranstaltet eine Forschungsreise nach den Galapagos-Inseln. Nach der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik sollen zunächst von Ensenada im mexikanischen Kalifornien aus die drei dem Sporn der Halbinsel vorgelagerten Inseln San Benito, Cedros und Natividad besucht werden. Ueber die Revilla Gigedo-Gruppe, wo auf San Benedicto und Socorro gelandet gelandet werden soll, und die Cocos-Insel wird die Expedition ihr Ziel, die Galapagos-Inseln erreichen, um dort ein volles Jahr ihren Forschungen obzuliegen.

R. Von Dr. Sven v. Hedin sind Nachrichten über seine Aufnahmen im östlichen Persien in Stockholm eingetroffen. Am 1. Januar verließ der Forscher Teheran und traf am 9. März in Seistan an der Grenze des südwestlichen Afghanistan ein. Er hatte die große Salzwüste Dascht-i-Kawis auf drei Routen gekreuzt. Der ganze Weg wurde auf 162 Kartenblättern niedergelegt, aus denen eine wesentliche Verbesserung der Karte des östlichen Persien zu erwarten ist. Auch eine reiche geologische Sammlung wurde angelegt.

—dt. Salzburger Ferial-Hochschulkurse. Für die in der Zeit vom 1. bis 15. September d. J. stattfindenden Ferial-Hochschulkurse wurde das definitive Programm bereits festgestellt. In der philosophischen Fachgruppe werden lesen: Dr. Jos. Petzold (Charlottenburg) über „Die mechanische Naturansicht und das Weltproblem“, Prof. Joh. Rehmke (Greifswald) über „Die Seele des Menschen“, Prof. Alois Riel (Berlin) über „Ausgewählte Kapitel aus der Geschichte der Philosophie“, Prof. Th. Ziegler (Straßburg) über „Religionsphilosophie“. In der humanistischen und staatswissenschaftlichen Fachgruppe: Prof. W. Golther (Rostock) über „Goethes Faust 2. Teil“, Prof. E. Gothein (Heidelberg) über „Geschichte der Gesellschaft Jesu“, Prof. G. F. Knapp (Straßburg) über „Die staatliche Theorie des Geldes“, Prof. H. Oncken (Gießen) über „Die historische Entwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika“, Prof. Rathgen (Heidelberg) über „Staat und Kultur der Japaner“, Prof. W. Sombart (Breslau) über „Revolution und Sozialismus“, Dr. Richard Wallaschek (Wien)

über „Mozarts Oper und ihre Bedeutung für das moderne Musikdrama", Dr. Alb. Wirth (München) über „Ueberblick der Weltgeschichte". In der naturwissenschaftlichen Fachgruppe: Prof. A. Forel (Chigny pres Morges) über „Die Biologie der Ameisen und die Sinnesempfindung der Insekten", Prof. L. von Graff (Graz) über „Parasitismus im Tierreich", Prof. G. Jäger (Wien) über „Die Physik der Moleküle", Professor V. v. Lang (Wien) über „Die Symmetrieverhältnisse der Kristalle", Professor Zdenko Skroup (Graz) über „Grundlagen der chemischen Synthese". Mit Professor K. Fritsch wird eine botanische Exkursion auf das Roßfeld bei Hallein, mit Professor Forel eine solche zur Beobachtung von Ameisen in die Umgebung Salzburgs und unter fachmännischer Führung eine Exkursion zum Tauerntunnel unternommen werden. Der Lokalausschuß zur Abhaltung der Ferialhochschulkurse entfaltet bereits eine rege Tätigkeit, um den Professoren und Hörern der Salzburger Sommeruniversität angenehme Stunden zu bieten.

hc. **Aerztliche Fortbildungskurse** werden vom 1. bis 20. Oktober in **Dresden** abgehalten werden. Die Kurse sind unentgeltlich. Es werden lesen: Obermedizinalrat Dr. Lufft: Die ärztliche Sachverständigentätigkeit für die Unfall- und Invaliditätsversicherungsgesetzgebung; Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Renk: Hygienische und bakteriologische Demonstrationen; Prosektor Dr. Geipel: Pathologisch-anatomische Besprechungen mit Demonstrationen; Hofrat Dr. Ganser: Psychiatrische Vorträge mit Demonstrationen; Obermedizinalrat Dr. Schmaltz: Medizinische Klinik; Prof. Dr. Pößler: Ordination von Kurorten und Bädern mit praktischen Uebungen; Prof. Dr. Adolf Schmidt: Elektrodiagnostik und Elektrotherapie; Geh. Hofrat Dr. Unruh: Klimatotherapie und Balneotherapie im Kindesalter; Oberarzt Dr. Förster: Ausgewählte Kapitel der Kinderheilkunde mit Krankenvorstellung; Geh. Sanitätsrat Dr. Credé: Chirurgie des praktischen Arztes; Sanitätsrat Dr. A. Schanz: Massagekurs; Geh. Medizinalrat Professor Dr. Leopold: Gynäkologische Diagnostik; Dr. Galewsky: Klinik der Hautkrankheiten, besonders der Kinder; Oberarzt Dr. Werther: Syphilis; Oberarzt Dr. Becker: Ausgewählte Kapitel der Augenheilkunde mit Krankenvorstellung; Oberarzt Dr. F. Schanz: Augenspiegelübungen und Brillenbestimmung; Dr. Richard Hoffmann: Erkrankungen der Nase und des Rachens mit Uebungen; Oberarzt Dr. Wiebe: Kunstfehler in der Behandlung der Ohrenkrankheiten; Medizinalrat Dr. Chalybäus: Gewinnung animaler Lymphe mit Demonstrationen.

* **Personalien.** Dr. M. Uhle, früher Assistent am Ethnographischen Museum in Dresden, der sechs Jahre lang als Hearst Lecturer für peruanische Archäologie an der Universität von Kalifornien in San Francisco lehrte, wurde dem Globus zufolge zum Direktor des Archäologischen Nationalmuseums in Lima ernannt.

K. **Todesfälle.** Der plattdeutsche Dichter und Dramaturg am Hamburger Schiller-Theater Fritz Stavenhagen ist am 9. d. M. gestorben. Noch nicht dreißig Jahre alt, hatte er schon manche Anerkennung gefunden. Er hatte im Eppendorfer Krankenhaus sich einer schweren Gallenstein-Operation unterziehen müssen, zu der nun Herzlähmung hinzutrat. Damit hat ein mühseliges Leben einen frühen Abschluß gefunden. Der Dichter stammte aus kleinen Verhältnissen; geboren war er in Fritz Reuters Geburtsstadt Stavenhagen. Dr. Otto Brahm, damals noch Direktor des Deutschen Theaters in Berlin, war es, der ihm zuerst ermöglichte, seinem literarischen Schaffen zu leben, indem er ihm für eine bestimmte Zeit eine kleine monatliche Rente aussetzte. Der Erfolg, den sein Jürgen Piepers, De ruge Hoff und namentlich sein bedeutendes Stück, das Trauerspiel Mudder Mews, errungen haben, ist noch in aller Erinnerung. Der Dichter hinterläßt eine Witwe und zwei kleine Kinder, ohne daß er seiner Familie etwas hätte hinterlassen können.

In Steglitz ist im Alter von 70 Jahren der Königsberger Physiologie-Professor Geh. Regierungsrat Dr. K. Pape verschieden.

*

Hochschulnachrichten.

A. **Bonn.** Prinz August Wilhelm von Preußen wird zum Herbst die hiesige Universität beziehen. Da für jene Zeit der Besuch des Kaisers in Aussicht gestellt ist, soll gleichzeitig das Kaiser Wilhelm-Denkmal vor der Universität eingeweiht werden.

* **Hannover.** Für die 75jährige Jubelfeier der hiesigen Technischen Hochschule haben die hiesigen städtischen Kollegien 6000 Mark bewilligt.

* **Marburg.** Dem Sanitätsrat Dr. Endemann in Kassel wurde, nach der Frankfurter Zeitung, aus Anlaß seiner vor 50 Jahren erfolgten Doktor-Promotion und seiner Verdienste um die Hebung des Aerztestandes von der hiesigen Universität das Diplom erneuert.

* **Greifswald.** Der Privatdozent für Zoologie an der hiesigen Universität Professor Dr. Stempell ist in gleicher Eigenschaft nach Münster übergesiedelt.

hc. **Königsberg i. Pr.** Der ordentliche Professor der systematischen Theologie an der hiesigen Universität Dr. theol. et phil. August Dorner vollendet am 13. Mai sein 60. Lebensjahr.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Maximilian Fuhrmann: Aus dem Schieppueß. Ebda. 1906. 243 S.
Max Weller: Vittorio. (Dramatisches Gedicht.) Köln. Paul Neubner. 140 S.
Derselbe: Polyxena. (Dramatische Dichtung.) Ebda. 40 S.
Derselbe: Der Eroberer. (Dramatisches Gedicht.) Ebda. 48 S.
P. Evers: Die Verhochdeutschung Fritz Reuters. (Eine literarische und sprachliche Zeit- und Streitfrage.) Schwerin i. M. Ludwig Davids. 27 S.
Dr. Alexander Gießwein: Deterministische und metaphysische Geschichtsauffassung. 1905. 40 S. — Dr. Franz Strunz: Die Chemie im klassischen Altertum. 1906. 25 S. — Dr. Joseph Lampel: Elfhundert Jahre Oesterreich (Vortrag). (Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Nr. 22, 23, 24.) Wien 1906. Mayer u. Co. 20 S.
Das Kirchenrecht der morgenländischen Kirche. Verfaßt von Dr. Nikodemus Milasch, übersetzt von Dr. Alex R. v. Pessic. Mostar 1905. Pacher u. Kisic. 742 S.
Dr. K. Escherich: Die Ameise. Schilderung ihrer Lebensweise. Braunschweig 1906. Fr. Vieweg u. Sohn. 232 S.
Allgemeines Künstler-Lexikon. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Nachträge und Berichtigungen. Frankfurt a. M. 1906. Rütten u. Loening. 295 S.
J. G. Hierl: Seifried Schweppermann. Neumarkt i. O. 1904. J. M. Boegl. 146 S.
Ferdinand Bernt: Zwischen zwei Sprachen. Leipzig 1906. L. Staackmann. 105 S.
Paul Hubl: Reichenhaller Alpenveilchen. Reichenhall. Im Selbstverlag. 77 S.
Theodor Petermann: Das Ende einer Zeitung. Dresden 1906. Hellmuth Henkler. 15 S.
v. Wilmowski: Deutsche Reichs-Konkursordnung. 5. u. 6. Lieferung. Berlin 1904, 1906. Franz Vahlen.
Geh. Rat Prof. Dr. Goldscheider: Ueber naturgemäße Therapie (Vortrag). Leipzig 1906. Georg Thieme. 27 S.
Wilh. Brandt: Seine Beichte. (Ein Lebensbild.) Gütersloh 1906. C. Bertelsmann. 247 S.
Missionar J. Irle: Die Herero. (Ein Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde.) Ebenda 1906. 352 S.
Hessische Verfassungsgesetze mit Einführung und Erläuterungen. Herausgegeben von Dr. W. von Calker. Gießen 1906. Alfred Töpelmann. 284 S.
Spektator: Berliner Klubs. (Großstadt-Dokumente, herausgegeben von Hans Ostwald. Bd. 25.) Berlin, Leipzig. Herm. Seemann Nachf. 73 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur
Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Auch ein Vergessener.

Wenn die Weltgeschichte das Weltgericht ist, kann man dann auch die Literaturgeschichte als eine Art bleibender und in gewissem Sinne ewiger Literatur-Kritik auffassen? Hat sie als solche die Verbindlichkeit, alle literarisch wertvollen Schöpfungen wenigstens im Spiegel der Rezension aufzubewahren? Oder ist sie keine Wertwissenschaft, sondern wirklich nur Historie? Und hat sie als solche nicht die absolute, sondern nur die relative Bedeutung dichterischer Erzeugnisse zu würdigen, wie sie sich in ihrem Erfolge, ihren Kausalzusammenhängen, in ihrem Verhältnis zu den Zeitströmungen malt? Betrachtet man die zahlreichen, rein ästhetischen Wertungen, von denen jede literarhistorische Darstellung durchsetzt ist, so könnte man das erstere für wahr halten. Denkt man dagegen an die ungerechtfertigte Vergessenheit, der mancher redliche Könner anheimgefallen ist, so erscheint das letztere als zutreffend.

An dem geschätzten Taschenbuchdichter Matthisson geht keine Literaturgeschichte vorüber, weil er als Geschmacksspiegel einer kurzen Zeitspanne in der Tat von Bedeutung ist. Von dem Dichter jedoch, für den ich hier interessieren möchte, nennt keine neuere Literaturgeschichte auch nur den Namen. Ehe ich aber das Interesse des Lesers für ihn in Anspruch nehme, will ich das Gedicht hersetzen, das mich ermutigt hat, ihn der Oeffentlichkeit von neuem vorzustellen. Es lautet:

Feuers Gedanken.

Dürft' ich einmal dies Dach durchbrechen!
Einmal hinaus in die ewige Welt
Strömen in seligen Feuerbächen,
Was mein glühendes Herz mir schwellt!

Einmal unter des Himmels Gezelt
Mit den Stürmen jauchzen und zechen
Und die Schmach an dem Menschen rächen,
Der mich in traurigen Banden hält!

Aber, wie der mächtigen Schlange
Zuckende Glieder, vom Schwerte geteilt,
Schmerzlich leben, hoffend und bange
Ob ein Gott sie zusammenheilt —
So, in dienende Flammen gespalten,
Kann ein tönern Gefäß mich halten.
Auf der Kerze trägt mich der Sklav,
Und, gezähmt die Gewalt der Gewalten,
Ueberläßt er sich sorglos dem Schlaf.
Immer wandert der Wächter die Runde
Um das Haus in brütender Nacht.
Warnend ruft er von Stunde zu Stunde:
„Aber das Feuer, das wache, bewacht!“
Und in des Herdes Winkel verstecket
Beüßt er sich immer den stillen Ort.
Doch von der schlummernden Asche bedecket
Glüht der Gedanke, der Ewige fort.

Ueber mir spielt in heiterer Ferne
Silbern Gewölk, und die seligen Sterne
Ziehen tönend die himmlische Bahn.

An dem Pfeiler klimm' ich hinan!
Oeffnete sich dies alte Gestein,
Von der schmeichelnden Glut umleckt,
Schlüpft' ich zu der Fichte hinein,
Die verborgen zum Dach sich streckt.
Tief von meiner Wärme durchsogen,
Ahnet sie wohl den schrecklichen Plan.
Doch sie ist mir heimlich gewogen:
Mit der Vertrauten wär' es getan!

Horch! Die Winde kommen gezogen!
Haucht's nicht aus der Mauer mich an?

Hoffnung, glimme!
Augen, glühet!
Forschende Blicke, blitzet, sprühet!
Lichte des Himmels, zeigt mir hinaus,
Wie ich dieses Dach erklimme,
Ueberwachse das heulende Haus! —
Fester Mut,
Trauter Ort.
Glimme, Glut,
Immer fort!

Dieses Gedicht findet sich im Cottaschen Morgenblatt vom Jahre 1816 und hat zum Verfasser Karl Bernhard v. Trinius (1778—1844) — nicht zu verwechseln mit dem viel späteren A. Trinius. Man wird diesen Strophen eine kräftige Eigenart, eine merkwürdige Subtilität der Empfindung und eine ungewöhnliche Gewandtheit und impressionistische Kraft des sprachlichen Ausdruckes zugestehen müssen. Das Gedicht ist in der Durchführung des Gedankens außerordentlich klar und von jenem königlichen Raptus beflügelt, der nur aus echtem dichterischen Enthusiasmus entspringt. In dem wechselnden Steigen und Sinken des Tones findet das jähe Aufflackern und Zusammenfallen der Flamme eine ausgezeichnete Charakteristik. Trotz der matteren vier Schlußzeilen ist das Gedicht eine lyrische Gabe ersten Ranges, fein, kultiviert und kraftvoll zugleich. Im einzelnen ließe sich noch vieles zu seinem Lobe sagen, doch kann ich mich auf eine eingehende ästhetische Analyse hier nicht einlassen.

Trinius findet man noch in mehreren älteren Anthologien vertreten, meist mit der Ballade vom Bergmann zu Falun und einigen Blumengedichten. „Feuers Gedanken“, das unstreitig die Krone seines poetischen Schaffens bedeutet, hat keine dieser Sammlungen abgedruckt, ob aus Urteilslosigkeit oder aus Unkenntnis, kann ich nicht fest-

stellen. Der neueren Literaturgeschichte ist er, wie gesagt, völlig verloren gegangen.

Sein Leben hat, äußerlich betrachtet, keine sehr malerische Silhouette. Am 6. März 1778 ist er in Eisleben geboren. Sein Onkel war Dr. S. Hahnemann, der Begründer der Homöopathie. Trinius studierte nach Absolvierung des Eislebener „Gymnasium illustre“ in Jena, Halle, Leipzig Medizin und Botanik. Erstere ward zur Grundlage seiner praktischen Tätigkeit, letztere lieferte ihm den Gegenstand zu seinen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeiten. 1802 promovierte er zu Göttingen und ließ sich 1804 als Arzt des Kammerherrn v. Kaiserling zu Gawesen in Kurland nieder, wo er sich auch verheiratete. 1808 wurde er Leibarzt der Herzogin Antoinette von Württemberg, die sich fast ständig in Rußland (St. Petersburg, Witebsk) aufhielt. Nach dem 1824 erfolgten Tode der Herzogin fungierte er einige Jahre lang als Leibarzt des Zaren Alexander. Auf einer Studienreise erlitt er im März 1837 zu München einen Schlaganfall und kehrte 1838 nach St. Petersburg zurück, wo er nach langer, mit Geistestrübung verbundener Krankheit den 12. März 1844 an allgemeiner Wassersucht starb. Die erwähnten Anthologien setzen als Geburtsjahr irrigerweise 1773 und weichen auch in anderen Zeitbestimmungen von dem Lebensabriß ab, den zwei Freunde des Dichters als Einleitung zu den posthum veröffentlichten „Gedichten“ verfaßt haben. Diese Biographie hat mir, wie auch L. Stiedas Artikel „K. B. v. Trinius“ in der Allgemeinen deutschen Biographie, zur Unterlage gedient.

Von bedeutenden Männern, zu denen Trinius in persönliche Beziehung getreten ist, nenne ich Chamisso, Arndt, Fr. Rückert. Arndt sagt von ihm: „Diesem Mansfelder, der auch ein Mann von kühnem und schönem äußeren Gepräge war, hatte Gott den Lebensbecher vollgeschenkt mit Geist und Liebe, so voll, daß er oft überschäumte... Unser Briefwechsel ist seit 1818 unterbrochen worden, nimmer aber unsere Liebe.“ Ein Nekrolog, der in der St. Petersburger Deutschen Akademischen Zeitung erschien, rühmt an ihm neben den Eigenschaften des Herzens eine eigentümliche Gewandtheit und feine Bildung des Geistes, eine lebhafte, glänzende Phantasie und die Gabe, sich bei der ersten Begegnung alle Sympathien zu erwerben. 1820 gab er sein erstes und einziges poetisches Werk heraus: „Dramatische Ausstellungen“ (bei Georg Reimer, Berlin). Es fand in Willibald Alexis einen wohlwollenden Kritiker. Vorher waren nur vereinzelte Gedichte von ihm in Schlippenbachs Kuronia (Mitau 1806—1808), im Morgenblatt (1816—1818) und in verschiedenen Almanachen erschienen, die „wohl gern gelesen, aber bald vergessen wurden“. Die Herausgabe seiner Dichtungen ward, wie gesagt, von Freunden besorgt. Der Titel des Buches lautet: „Gedichte von Dr. Carl Bernhard Trinius. Mit der Biographie des Verfassers nach seinem Tode herausgegeben von zweien seiner Freunde. Berlin, 1848. Verlag von G. Reimer.“ Diese beiden Freunde sind nach Goedeke M. E. v. Bulmerincq und A. E. D. v. Rauch.

Ihre pietätvolle Arbeit möge zur Unterlage einer flüchtigen Skizze von Trinius' Dichterpersönlichkeit dienen, um so mehr, als Stieda in der Allgemeinen Deutschen Biographie ein Eingehen auf diesen Gegenstand mit gänzlich unbegründeter Vornehmheit ablehnt. Auch die kurzen ästhetischen Würdigungen, die Trinius' Beiträgen in den Anthologien von Hub, Schefer und anderen vorangeschickt sind, erweisen sich als sehr oberflächlich und preisen gerade das, was uns heute an diesen Schöpfungen längst nicht mehr in erster Linie ergreift.

Trinius gehört zum Gefolge der Klassiker. In seinen frühesten Poesien finden sich noch schwache Anklänge an die barocke, überreich profilierte Anschauungs- und Ausdrucksweise Klopstocks. Sie werden jedoch sehr bald durch den mächtigen Einfluß Schillers verdrängt. Daneben findet man Töne, die an Ernst Schulze und an Matthisson denken lassen. Manche Eigentümlichkeit verbindet ihn mit Chamisso, und in seinen patriotischen Gedichten scheint er sich an Arndt anzuschließen. In allen diesen Fällen möchte ich weniger an direkten Einfluß, als an die mächtige Wirksamkeit der Zeit glauben, welche die gemeinsame Mutter der Großen und der Kleinen ist und deren Bedeutung bei der Herstellung literarischer Filiationen sehr häufig stark unterschätzt wird. In seinen besten Gedichten läßt sich Trinius weder der Form noch der Anschauungsweise nach irgend ein Einfluß nachweisen. Hier steht er ganz allein, hier ist er Schöpfer. Gerade das angeführte „Feuers Gedanken“ ist nach dieser Richtung von hohem Interesse. Vergleicht man dieses Gedicht mit der Schilderung der Feuersbrunst in Schillers Glocke, so zeigen sich grundlegende Unterschiede, die wir von unserem heutigen Standpunkte aus zu Trinius' Gunsten bewerten müssen. Man tut dem menschlichen Gehalte der Glocke damit allerdings unrecht, aber das mag hingehen, wo es sich um die Rehabilitierung eines zu Unrecht mit Vergessenheit Bestraften handelt. Schiller bleibt dem Elemente gegenüber ganz in seiner menschlich-utilitaristischen Anschauungsweise befangen. Er gibt den ganzen Inhalt des Triniusschen Gedichtes in den Zeiten: „Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand“. Das Feuer erscheint bei ihm lediglich als Feind des Menschen, als Negation des menschlichen Schaffens, als Vernichtungskraft, die durch brutale Knechtung wohl zum Dienen gezwungen werden kann, deren freies Walten jedoch in keiner Weise einen positiven Wert bietet. Bei Trinius dagegen sieht man Schillers schroffen Humanismus — man gestatte mir die Zurückführung dieses Begriffes auf seine wörtliche Bedeutung — von moderner Künstlermystik zerstört. Betroffen von dem gewaltigen, willenartigen Streben, das sich in der Flamme ausspricht, geht er mit fliegenden Fahnen auf die Seite des Elementes über und leiht ihm, von einer dunklen Rührung ergriffen, das Wort. Er betrachtet die Kehrseite des Verhältnisses zwischen Mensch und Element, zwischen Kultur und Natur und findet das Positive in dem, was Schiller als verkörperte Negation galt. Er findet als Aequivalent für „der Sparren dürre Bäume“, welche die Glut zerstört, das Glück des Feuers, seine endlich gestillte Sehnsucht nach freier Selbstdarstellung, die Lust des Elementes an der Erreichung seines eigenen Ideales.

Dieses Gedicht, das Werk eines Mannes, der dem Klassizismus das Meiste seiner Bildung verdankt, beweist schlagend, daß zur Zeit seiner Entstehung der hohe anthropozentrische Humanismus der klassischen Zeit seinem Ende zuging. Aus dem dunklen Gefühl dieser Tatsache spricht Trinius in seinem Tagebuche am 31. Dezember 1817 das merkwürdige Wort aus: „Sonderbar, wie Goethes glänzendes Zeitalter in meinem Geiste sich schon seinem Untergange zuneigt.“ Denn „Feuers Gedanken“ ist auch bei Trinius nicht das einzige Anzeichen dieses Einflutens moderner Gedanken. Da ist das Gedicht „Das Meer“. Der Dichter schildert in wenigen Zeilen, wie der Mensch das Meer sich nutzbar macht, und bricht dann aus:

Das ist's, was du uns bist! Was wir von dir besitzen!
Ein Speicher dieses All! Ein Fahrweg diese Flächen!
Und diese Wogen, die gen Himmel spritzen,
Ein Sturzbad gegen Nervenschwächen! —
Du, um die Welt geschlungen, Riesenschlange,
Die, zweimal nur in Tag und Nacht eratmend,
Sechs Stunden, schwellend, Luft des Raumes saug.
Sechs Stunden, schwindend, von sich haucht,
Du auch des Menschen Haustier nur,
Das sich zu seinen Füßen windet?
Das er mit Stromes Silberschnur
An seines Stalles Schwelle bindet'.
— — — — — — — — —
Du dienend? — mir,
Der arm an deinem Rande steht
Und um ein Tröpfchen Kraft zu dir
Aus deiner ew'gen Fülle fleht?

Was in „Feuers Gedanken“ als mystische Einfühlung hervortritt, äußert sich hier im Gewande enthusiastischer Reflexion: ein neues, romantisches Naturgefühl, das beharrlich zugunsten des Elementaren gegen den Menschen und seine Interessen Front macht. Trinius ist Romantiker in klassizistischem Gewand, als solcher ein vollkommener Außenseiter, da er sich nie an die Romantik ange-

schlossen hat und zur Klassizistik jenes oben mit einer Tagebuchnotiz belegte Gegensatzgefühl empfand. Diese romantische Naturempfindung äußert sich schwächer und konventioneller in dem Gedichte „Das neue Haus", lebhafter und eigenartiger in einigen „Blumengedichten". Sie sind wertvolle Zeugen für eine neu einsetzende Einfühlungspoesie und preisen in ganz antiklassischer Weise die unfruchtbare Schönheit. Man höre:

Dulcamare.

Kann ich nicht, wie Ihr, behagen?
Bin ich überall zu schlecht?
Was mein schlanker Zweig getragen,
Keinem Gaumen ist's gerecht.
Was ich still im Keim empfangen,
Ist es doch mein einzig Stück!
Und wie hält, was aufgegangen,
Seine reife Frucht zurück?

Der leisen Klage, die aus diesen Zeilen spricht, werden gerade moderne Menschen mit gelehrigem Ohre lauschen. Ebenso auch dem Trotze, der dann auftaucht:

Wird der strenge Gärtner sagen:
Werft das Kraut mir aus dem Land!
Sproß' ich, von der Luft getragen,
Wieder an der Alpe Rand!

Hierher gehört auch:

Die Zeitlose.

Hell steht im Nebelduft,
Geflohn von Hirt und Herde,
Der Blumeageist der Eide
Auf seiner grünen Gruft.
Ded ist es fern und nah,
Der Sommer ist verglommen,
Schon ist der Herbst gekommen,
Sie nur steht zeitlos da,
Und hat nicht Frucht noch Kraut.
Es blüht in selger Fülle,
Was fröhlich Frucht und Hülle
Dem neuen Lenz vertraut

Diese Dulcamare und diese Zeitlose sind Subjektivisten, Anhänger einer neuen Ethik, die alles Tun nur genetisch, nicht final bewertet, Vertreter romantischer Selbstherrlichkeit, Verteidiger des Voluntarismus, des Instinkts, des Triebes und noch einiges andere mehr, was sie als höchst moderne Geschöpfe qualifiziert. Zum Thema Voluntarismus das Gedicht „Müssen und Wollen":

Doch, was nicht selber will, ist Sklav,
Was leben muß, ist tot!

Und willst du, daß es, todesstill,
Auf einmal herrlich lebt,
So denke nur: Der Baum, er will!
Und von dem Fluß: Er strebt!

Die zweite Zeile dieses Zitates enthält eine der schönsten Antithesen, die ich kenne. — Und zum Thema Subjektivismus bemerken die Schlußzeilen des Sonettes „Subjektivität":

Willst du hervor aus deiner Enge strahlen,
So wandle still dein zielbegrenztes Leben:
In seinen Furben wird die Form sich malen.
Doch wisse nichts als deines Geistes Streben.
Wie du erscheinst, wird deine Welt dir sagen,
Und dein Symbol kannst du bei ihr erfragen.

Hier ist modernes Land, auf dem sich vor uns schon Goethe und die Romantik, Philosophie und Naturwissenschaft zusammengefunden haben.

Ich habe Trinius als (ausgefallenen) Romantiker bezeichnet und als Belege dafür verschiedene Dokumente seines modernen Naturgefühls und seines Subjektivismus angeführt. Aber es fehlt bei ihm auch nicht an den übrigen Zügen, die das Bild der Romantik bannen helfen. So blieb ihm auch die romantisch-feindliche Kehrseite des Subjektivismus nicht verborgen. Die Epigramme vom Jahre 1812 beweisen, daß ihm das Ich häufig zum schmerzlichen Problem geworden ist. Ferner äußert er nicht selten den romantisch-modernen Geschmack am Gruuenhaften, zum mindesten Dunklen oder Seltsamen. Da ist die merkwürdige Apostrophe an seinen Schatten, vermutlich vom „Peter Schlemihl" angeregt, aber doch auch so innerlich erlebt und so treffend im Ausdruck, daß sie hier einen Platz finden möge

Der Schatten.

Was bist du, das, wenn mir die Sonne strahlt,
Ein toller, schwarzer Affe meiner Glieder,
Im tuftgen Zerrbild schmählich nieder
Mich in den Staub geworfen malt?

Das, an die Ferse finster mir gebannt,
Den hellsten Pfad mit flüchtger Nacht besprenget,
Und über Blumen, giftversenget,
Den schnellen Todesschleier spannt?

Das dann nur weicht, wenn, von Gewölk umballt,
Die Sonne weicht von meinen trüben Wegen;
Doch dann auch, wann ihr stracks entgegen
Geraden Laufs der Pilger wallt?

Am goldnen Morgen hüpft'st du neben mir
Durch edelsteinbetaute Feenwiesen;
Da träumte sich zum mächt'gen Riesen
Der Knabe jubelnd noch in dir.

Doch halbversteckt, selbst kleiner noch als ich,
Wie drückt'st du, als des Mittags Glut sich häufte
Indes vom Haupt der Schweiß mir träufte,
Ein scheußlich Abbild, dich an mich!

Nun ist es Abend, und nun zuckest du
Weit über Hügel hin, fust von mir weichend,
So scheiden wir. Du wallest erbleichend
Der Nacht, und ich dem Aufgang zu.

Nachtseiten des menschlichen Lebens spiegeln sich auch in dem „Gebet der Verzweiflung eines Kranken" vom Jahre 1803. Es beginnt:

Nimm von mir, Gott, des Lebens schwere Last,
Ich rufe zu dir, Herr, um mein Verderben!
Der Flüche letzten, höchsten, die du hast,
O schenk' ihn mir, Erbarmer, laß mich sterben!

Durch meine Seele schleicht der kalte Tod,
An meinem Geiste leckt die gift'ge Schlange,
O, tauche dich in Wasser und in Brot
Und brich die letzten Rosen meiner Wange!

Und schließt:

Doch weigert deine Gnade mir den Tod,
So gib mir Qualen, bis ich stiller werde,
Und lächelnd in dem Wahnsinn meiner Ro:
Mich selber mische mit der kühlen Erde! —

Dieselbe tiefe Schwermut spricht aus dem „Hochzeitslied" (1804), das an seine Braut Frl. Josephe Borikowsku gerichtet ist. Er warnt sie, ihr Geschick mit dem seinen zu verbinden, und findet für das Glücklose seines Strebens den schönen Ausdruck:

Wohin ich, mutig schreitend, trete,
Da lauscht ein tückisches Geschick.
Was ich hinauf zum Himmel bete,
Fällt kalt und tot von ihm zurück!

Von echt romantischem Geblüt scheint mir ferner das aus dem Jahre 1811 stammende „Heimweh" zu sein:

Flügel! Flügel!
Wie Adler und Tauben,
Zärtlich, mächtig,
Girren und rauben,
Wie des Herzens Gelüst mich bewegt.

Flügel! Flügel!
Von mir die Arme,
Daß in dem Flaume
Mein Herz erwarme,
Daß mich von dannen mein Fittich trägt!

Glänzend, schimmernd,
Melodisch schwingend,
Frei und freudig
Die Nacht durchsingend,
Talwärts strebend und himmelwärts;

Fremd und ferne
Den Raum durchmessen
Sonder Heimat,
Einsam, vergessen —
Nur in dem Busen mein altes Herz!

Gedichte wie „Phantasien" (1810) und „Die heimatlosen Sänger" tragen zu diesem Bilde noch manches bei, doch muß ich mir ihre Anführung versagen. Zu einer aphoristischen Spiegelung der Hauptzüge in Trinius' Leben und Schaffen möge das Gebotene genügen. Nur einige Elemente seines Wesens seien noch namhaft gemacht, die bisher wenig oder gar nicht beachtet wurden. Sie bestehen in einem trefflichen, oft satirisch gefärbten Humor („Das Röhrel" und „Bittschrift der Jagdhunde wegen" geben davon Zeugnis) und in einer lebhaften Neigung zur Reflexion. Von deren Eleganz und Treffsicherheit gebe eine Tagebuchbemerkung (31. Dez. 1817) einen Begriff. Sie ist auch ihrem Gegenstande nach von Interesse: „Des Grafen von Löwen Vergleichung ist klassisch ausgesprochen (denn auch das habe ich dieser Tage im Morgenblatt, 1816, gelesen), wo er Goethe mit dem Apoll von Belvedere und Schiller mit dem Laokoon vergleicht. Ohne es zu wissen, hat Graf von Löwen aber hierin eine zweite Ansicht eröffnet, die vielleicht andere Hintergründe bietet. Apollo ist ein Gott; nicht Gott! Laokoon ist ein von Schlangen umwundener Priester, der nach Rettung und Entfesselung zu Gott emporschreit. Wenn demnach in jenem ein Mittelbegriff abgeschlossen da geht und steht, deutet sich in diesem die Ahndung, ja der Blick selbst eines unendlichen Helfers bewußt an — das Tiefste und Höchste ist beisammen. — Jener ist weder Gott selbst, noch ein Mensch; dieser ist Mensch, und eine Vermittelung zwischen ihm und dem Ewigen, Höchsten, wird in seinem Emporringen klar. Was ist im Grunde höher? Ich glaube, daß auf einem höheren Standpunkte Schiller unseren Nachkommen wie ein Komet wieder erscheinen wird, wenn Goethe in seiner kompletten menschlichen Allheit immerfort, wie ein Mond, als Erd-Trabant leuchten wird, oder, vielleicht besser, wie eine glänzende Erd-Atmosphäre." Die Zeit hat dieses feine Diktum bewährt.

Zu den noch nicht besprochenen Zügen in Trinius' Bilde gehört schließlich auch die allzu große Weichheit und Süße der Empfindung, in welcher eben auch Trinius seiner Zeit den schuldigen Tribut entrichtete. Das Echte, Stichhaltige seines Lebens spricht er in diesen allzu zart getuschten, verblasenen Aquarellen nicht aus. Er war im Grunde eine widerspruchsvolle Natur und beherbergte Gegensätze in sich, die bei einiger Vertiefung vielleicht zur Tragik hätten führen können. Aber er unterlag dem schwächlichen Geschmacke seiner Zeit und ward von ihm bewogen, diesen zarten Ansatz von Tragik, dieses Problematische seines Lebens zu einer gefälligen, empfindsamen Schwermut umzustilisieren. Und Empfindsamkeit ist aller Tragik Tod. Oft aber auch ist das tiefere Gefühl Sieger geblieben und hat ihm zu lyrischen Funden verholfen, die mit dem bißchen Unsterblichkeit im Goedeke wohl nicht hinreichend belohnt sind.

München. **Wilhelm Michel.**



Lebensalter und Jägers Begräbnis und Erwachen.

(Ein Beitrag zur Geschichte der Volkskunst.)

Auf jedes Schweinfurter Kind hat von altersher die alljährliche Pfingstmesse auf dem geräumigen Marktplatz der Stadt große Anziehungskraft ausgeübt. Welche bunten Herrlichkeiten waren in den rotbraunen Budenzeilen aufgebaut und zur Lust für die jugendlichen Nasen, Ohren und Augen ausgeboten! Hier waren nicht allein alle Bedürfnisse zu decken, die des Lebens Ernst und Spiel bei groß und klein erregte, sondern selbst Literatur und Kunst waren vertreten, allerdings in einer Form, die sich streng an die Geschmacksrichtung der hier auftretenden Käufer anpaßte. Alljährlich zur Meßzeit schlug nämlich ein fremder Buch- und Bilderhändler zum Schutz vor den Unbilden der Witterung seine Verkaufsstätte unter dem hochgewölbten Renaissancebogen des naheliegenden Rathauses auf, wo dann billige Volksbüchlein durch blutrünstige Titel und Umschlagzeichnungen, Oeldruckbilder und Holzschnitte durch bunte Farbenfreudigkeit die Augen der staunenden Menge auf sich zu ziehen suchten.

Unter den Erzeugnissen des Holzschnittes waren einige, die sich offenbar bei dem kleinbürgerlichen und ländlichen Käufer besonderer Beliebtheit erfreuten. Sie kehrten mit jeder Messe wieder und sind noch heutzutage weithin, besonders auf dem Lande, in den Wohnstuben des kleinen Mannes anzutreffen. Das sind neben einem Bildnis des fehlerhaften Pferdes und der Wiedergabe einer vielsagenden Szene, in der sich zwei Bauern um eine Kuh raufen, während ein Advokat sie melkt, vor allem die buntkolorierte Darstellung der menschlichen Lebensalter[1]) und ein noch farbenfroheres Bilderpaar, betitelt: Jägers Begräbnis und Jägers Erwachen. Gerade bei diesen Bildern wollen wir — wie als Kinder so oft — ein wenig verweilen, da sie in sehr alten Ueberlieferungen wurzeln, wie ich für die Allegorie der menschlichen Altersstufen bestimmt nachweisen kann und für die beiden letztgenannten Darstellungen wenigstens wahrscheinlich machen möchte.

Die menschlichen Lebensalter waren derart zur Anschauung gebracht, daß auf einer Art von Doppeltreppe zunächst die Vertreter der vier ersten Jahrzehnte des Menschenlebens je eine der ansteigenden Stufen einnahmen. Den Gipfelpunkt des Lebensalters, das fünfte Jahrzehnt, bezeichnete ein Mann durch seine Stellung auf der höchsten Staffel. Endlich trugen weitere vier Stufen in absteigender Richtung je einen Repräsentanten der vier letzten Jahrzehnte, während eine zusammengekauerte Gestalt in einem Hohlraum des Treppenaufbaues den Hundertjährigen wiedergab. Jede der Gestalten war durch ein beigegebenes Tier und durch eine Beischrift gekennzeichnet, die als Ganzes den Spruch[2]) ergaben:

Zehn Jahr ein Kind,
Zwanzig Jahr ein Jüngling,
Dreißig Jahr ein Mann,
Vierzig Jahr wohlgetan,
Fünfzig Jahr stille stahn.
Sechzig Jahr fängt's Alter an,
Siebzig Jahr ein Greis,
Achtzig Jahr schneeweiß,
Neunzig Jahr ein Kinderspott,
Hundert Jahre: Gnad von Gott!

Wie schon der Grieche Solon[3]) in einem seiner Gedichte von zehn Lebensaltern und insgesamt siebzig Lebensjahren spricht, so hat auch sein Landsmann, der berühmte Arzt Hippokrates, die Perioden des Lebens nach der Siebenzahl bemessen. Ebenso haben die Römer in ihren Altersbezeichnungen sieben Alters-

[1]) Sie hing auch in der Elternstube Jakob Grimms, wie er in seiner Göttinger Akademierede „Ueber das Alter" so hübsch beschreibt.
[2]) Aehnlich bei Fr. M. Böhme: „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel", S. 718, Nr. 50, wo Sachsen und Thüringen, in weiterer Linie ganz Deutschland als Gebiet der Verbreitung genannt sind. Desgleichen bei J. Grimm in der angeführten Rede.
[3]) Fragm. 8 (Bach).

stufen angesetzt.[4]) Von sieben Altersstufen spricht in Wort und Bild auch ein deutscher Holzschnitt des 15. Jahrhunderts,[5]) wogegen ein undatiertes fliegendes Blatt vier Alter des menschlichen Lebens abbildet und beschreibt.[6])

Die zehn Lebensstufen unseres modernen Holzschnittes dagegen schildert in fast denselben Worten, die er heute noch trägt, das Vorsatzblatt einer Handschrift des 15. Jahrhunderts:[7])

10 ior eyn kynt.
20 ioe eyn iungeling.
30 ior eyn mann.
40 ior wolgethonn.
50 stillestann.
60 abelonn.
70 eyn greyse.
80 auf der weyse.
90 der tewthe spott.
100 irbarme dich unser, barmherziger
almechtiger gott.

Auf dieser Anschauung und diesen Versen fußt des Pamphilus Gengenbach „Thatspiel“: „Die zehn Alter des menschlichen Lebens“, das 1500 zu Basel vor der Oeffentlichkeit erschien,[8]) hierauf auch Herzog Georg von Sachsen, wenn er i. J. 1525 in der Hauptkirche zu Annaberg unter Beifügung von Sinnbildern, meist Tieren, die zehn Lebensstufen in Gestalt von Kindern, Männern und Frauen bis zu dem Höchstalter von 100 Jahren in Stein darstellen ließ. Der Reimspruch ging dann mit wenigen Abänderungen 1534 in des Johann Agricola Sprichwörterbuch über, erschien darauf 1579 in Jobsts und de Neckers „Stamm- oder Geselln Büchlein“, 1610 in des Hippolytus Guarinonius „Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts“ (herausgegeben[9]) zu Ingolstadt) und endlich 1614 in dem Sentenzen- und Rätselbüchlein des Joh. Buchler von Gladbach, das damals in 3. Auflage zu Mainz verlegt wurde.[10])

Belehrend über Art und Umfang der Verbreitung unseres Reimes ist die Bemerkung des Guarinonius: „Die gemeine Einfalt theilt die gantze Wehrung Menschlichen Lebens in zehen gleiche theyl, biß auf hundert ab, mit gemeynen Mahlbriefen und Reymen, wie man allenthalben im Teutschland an den Stubenwänden herumb sind, nemlich:

Zehen Jahr ein Kind,
Zwantzig jahr ein Jüngling,
Dreissig jahr ein Mann,
Viertzig Jahr wohlgethan,
Fünfftzig Jahr stille stahn,
Sechtzig Jahr fahnt das Alter an,
Siebentzig Jahr ein Greyß,
Achtzig Jahr wunder weiß,
Neuntzig Jahr der Kinderspott,
Hundert Jahr gnad dir Gott.

Zu den Nachkommen dieser „gemeynen Mahlbriefe und Reyme“ zählt das kunstlose Bild an der Wand der Elternstube Jakob Grimms, das sich seinem Gedächtnis so unauslöschlich tief eingeprägt und vielleicht ja den Anstoß zu seiner herrlichen Rede über das Alter gegeben hat, zählen noch heute die Jahrmarktsbilder mit ihren Sprüchen, die alljährlich zur Meßzeit unter dem Schweinfurter Rathausbogen hingen und vielleicht noch hängen.

Das zweite hier in Betracht kommende Bilderpaar gab zunächst unter dem Titel: Jägers Begräbnis die phantastische Darstellung eines Leichenzuges, mit dem die Tiere des Waldes den verstorbenen Jäger geleiten und dabei den ganzen Pomp eines Leichenbegängnisses erster Klasse entfalten. Da gab es tierische Kerzenträger, Vertreter der Geistlichkeit und Ministranten, Kreuz-, Bahrtuch- und Sargträger und dahinter ein mächtiges Leichengefolge, das von den Hauptleidtragenden, dem Leibroß und den Jagdhunden des Entschlafenen, aber auch von den Tieren und Vögeln des Waldes gebildet war. Der zweite Holzschnitt: Jägers Erwachen zeigte, wie der Verstorbene plötzlich sich, mit der Büchse in der Hand, im Sarge erhebt und von seinen Getreuen, Roß und Hunden, freudig begrüßt wird, während die ganze übrige, eben noch so würdige Trauerversammlung, nach allen vier Winden auseinanderstiebt.

Mit diesen beiden Darstellungen auffallend verwandt sind die Schilderungen von Leichenbegängnissen der Tiere,[11]) die Uhland in seiner berühmten Abhandlung über die deutschen Volkslieder (Neuausg. v. H. Fischer, S. 71) in folgenden Worten behandelt: „Wie zum Hochzeitszuge, so werden auch zu Leichenbegängnissen die Tiere eingereiht. Eine lateinische Beispielsammlung zum Gebrauche der Prediger, die einem englischen Mönche des 12. Jahrhunderts zugeschrieben wird, erzählt: Als der Wolf gestorben, versammelt der Löwe die Tiere und läßt die Bestattung feiern. Der Hase trägt das Weihwasser, Igel die Kerzen, Böcke läuten die Schellen, Dachse graben die Gruft, Füchse tragen den Toten, Berengar, der Bär, hält die Messe, der Ochs liest das Evangelium, der Esel die Epistel; nachdem Messe und Beerdigung ausgerichtet sind, schmausen die Tiere stattlich von der Verlassenschaft des Wolfes und wünschen sich auch eine solche Leichenfeier. — Mit anderer Rollenverteilung ist im altfranzösischen Renart dieselbe Zeremonie dem scheintoten Fuchse veranstaltet: Brichemer, der Hirsch, liest die Epistel, Ferrant, der Klepper, das Evangelium, der Erzpriester Bernart, der Esel, singt die Messe, hierauf ersucht der König Löwe Braun, den Bär, das Grab zu machen, Chantecler, der Hahn, soll das Rauchfaß nehmen, Brichemer und Belin, der Widder, die Bahre tragen, Isegrim das Kreuz, die Ziege mit der Trommel gehen, Ferrant eine wallisische Weise auf der Harfe spielen, Coart der Hahn, Tibert der Kater und Hubert der Weihe sollen brennende Kerzen tragen, die Mäuse sollen die Schelle läuten und der Affe die Grimasse schneiden, Bernart den Leichnam in die Erde legen, und so geschieht es auch mit großer Feierlichkeit; als aber Renart zugedeckt werden soll, schlägt er, aus der Ohnmacht erwachend, die Augen auf, springt mit gleichen Füßen aus der Grube, faßt mit den Zähnen den Hahn, der das Rauchfaß hält, und entläuft ins Gehölze. Mit dieser Darstellung des Totenamts und Leichenzuges stimmen in der Hauptsache die Steinbilder, die im Straßburger Münster der Kanzel gegenüber in der Höhe ausgehauen waren, aber 1685 weggemeißelt wurden:[12]) der Hirsch am Altar lesend, hinter ihm der Esel aus dem Meßbuch singend, das ihm der Kater hält; der Bär mit Weihkessel und Sprengel an der Spitze des Leichenzuges, nach ihm der Wolf mit dem Kreuze, der Hase mit der Kerze, Eber und Bock den schlafenden Fuchs auf der Bahre tragend, unter ihnen der Affe. So hat dieses Stück der Tierfabel in der Baukunst Stätte gehabt“ und wirkt — wie ich weiterführen möchte — noch heutzutage mit gewissen Anpassungen an die veränderte Geschmackswelt in der Gegenwart in den eben besprochenen Holzschnitten fort. In einer Zeit, in der die Tierfabel zu verblassen anfing, ist offenbar an Stelle des zu bestattenden Fuchses der Jäger getreten, die alte Ironie auf allgemein menschliche Verhältnisse ist geblieben. Zwar fehlt uns hier zu einer strengen Beweisführung für den Zusammenhang unserer Bilder mit der

4) Grimm a. a. O.

5) Hoffmann von Fallersleben im „Anzeiger f. Kunde d. deutschen Mittelalters“. I, S. 253.

6) Bechstein ebenda II, S. 183.

7) Hoffmann von Fallersleben ebenda I, S. 300.

8) Diese und die folgenden Angaben von Maßmann ebenda II, S. 13 ff. Vergl. auch Goedeke: Grundriß zur Geschichte d. deutschen Dichtung II, S. 147, Nr. 17.

9) Maßmann ebenda II, S. 79. Goedeke a. a. O. II, S. 585, Nr. 21, 1.

10) Maßmann ebenda II, S. 14. Den genauen Titel von Buchlers Werkchen bei Friedreich: „Geschichte des Rätsels“, S. 219. Die 1. Auflage stammt aus dem Jahre 1600 nach Goedeke a. a. O. II, S. 16, Nr. 18.

11) Ein schwacher Rest eines derartigen Tierbegräbnisses scheint noch in Grimms K. u. H. M. Nr. 80 (Vom Tod des Hühnchens) vorzuliegen. Darauf verweist vor allem die in den Anmerkungen mitgeteilte Variante, die alle Teilnehmer am Leichenbegängnis aufzählt.

12) Zu den von Uhland in den „Anmerkungen“ verzeichneten Quellen ist noch zu vergleichen: W. v. Maltzahn: „Deutscher Bücherschatz“, S. 157, Nr. 968 und besonders S. 209 Nr. 1288.

alten Tierfabel die Zahl vermittelnder Zwischenglieder, wie wir sie bei der Betrachtung der Lebensalter anzuführen in der Lage waren, doch gelingt es vielleicht noch, auf unseren Bibliotheken ältere Holzschnitte und Darstellungen dieser Art aufzuspüren.

Eine solche strikte Feststellung wäre von Wert nicht allein für die Geschichte der Volkskunst, sondern auch für diejenigen Bestrebungen, welche „Die Kunst dem Volke!“ auf ihr Panier geschrieben haben. Handelt es sich doch bei letzteren Bestrebungen darum, die echten und alten volkstümlichen Traditionen dieser Art aufzuspüren und, mit neuem künstlerischen Geist durchtränkt, von neuem in das Volk hinauszutragen.

Augsburg. Friedrich Beyschlag.

Bücher und Zeitschriften.

Unrichtige Büchertitel. Von Dr. S. Frankfurter. Wien 1906. Gerold.

An vier aus der bibliothekarischen Praxis genommenen Beispielen wird in sinnfälliger Weise gezeigt, welche Wichtigkeit dem Buchtitel zufällt, wie seine unrichtige Wahl nur allzu oft dem Werke zum Schaden gereicht und zur Kritik auffordert, die sonst unterblieben wäre. Am ersten und dritten Beispiel wird nachgewiesen, daß die falsche Titelwahl irreführend wirkt. Der Inhalt geht über den Titel hinaus oder es fehlt zwischen beiden jeder Zusammenhang. Das vierte Beispiel bietet den Fall einer Titeländerung, wodurch ein Werk, das sich bereits in der Literatur eingebürgert, schwer oder gar nicht auffindbar wird. Wie schädlich eine unrichtige Titelfassung dem Werke selbst werden kann, wird am zweiten Beispiele ausgeführt. Der 30. Band der Monumenta Germaniae Paedagogica führt den Doppeltitel: „Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias I.“ und „Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias. Von Dr. Karl Wotke. Erster Band. Texte und Erläuterungen.“ Nach dem Titel hat man im Anschluß an die publizierten Quellen (1. Bd.) eine geschichtliche Darstellung in einem weiteren Bande zu erwarten, ferner zu glauben, daß es sich lediglich um das Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias handle. Das Buch umfaßt jedoch auch die Zeit Josephs II. und Leopolds II., und der zweite Band soll nach dem Wort in gleicher Weise das Gymnasium in der Zeit Franz' II. behandeln. Es fehlt also einerseits die erwartete geschichtliche Darstellung, andrerseits geht die Quellenpublikation weit über Maria Theresia hinaus. Nach dem Titel und Vorwort mußte aber wenigstens das Material in seiner Vollständigkeit gebracht werden. Frankfurter erklärt, dies treffe nicht zu, eine der Hauptquellen sei fast ganz, aus der anderen eine Reihe wesentlicher Stücke unbenützt und unberücksichtigt geblieben. Nur nebenbei, daß ein Index fehlt und die für Aktenpublikationen geltenden Normen vernachlässigt wurden. Hätte Wotke z. B. den Titel „Beiträge zur Geschichte des österreichischen Gymnasiums“ gewählt, dann wäre auch ein kleinerer Maßstab angelegt und damit das Urteil ein anderes geworden. Daß Frankfurter vom Buchtitel zur Kritik des Wotkeschen Werkes kommen konnte, dafür gibt er S. 20 unter „Persönliches“ eine Erklärung, die gewiß Anspruch auf allgemeines Interesse haben kann. Frankfurter wurde vom k. k. österreichischen Unterrichtsministerium mit der Vorbereitung eines geschichtlichen Quellenwerkes über die Entwicklung des österreichischen Gymnasiums seit Maria Theresia beauftragt und hatte hierfür das Material im Archiv des Unterrichtsministeriums und im k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv durchgearbeitet und zum großen Teil abgeschrieben. Da erschien 1905 das obengenannte Wotkesche Werk. Keine geschichtliche Darstellung wie man nach dem Titel erwarten könnte, sondern lediglich gerade die Quellenpublikation, die Frankfurter im amtlichen Auftrag vorbereitete und die hiermit gegenstandslos wurde. Während jedoch aus den Ankündigungen Wotkes über seine künftigen Arbeiten, wie Frankfurter nachweist, der beabsichtigte Zweck nicht zu ersehen war, hatte Wotke Kenntnis von dem bestehenden Auftrage Frankfurters, wofür gleichfalls der Nachweis geführt wird. Wotkes Arbeit verdankt somit illoyaler Konkurrenz ihre Entstehung. Frankfurter hat, wie er berichtet, aus der durch seinen Konkurrenten nun einmal geschaffenen Situation die von seinem Standpunkt aus begreiflichen Konsequenzen gezogen. Dazu bemerkt er: „Warum ich mein Werk, an dem ich so viele Jahre gearbeitet habe, nicht früher zum Abschlusse brachte — ich muß übrigens besonders dankbar anerkennen, daß ich vom hohen Ministerium nie gedrängt wurde —, hat seine triftigen Gründe. In einem eingehenden Bericht habe ich sie dem hohen Ministerium dargelegt und zugleich mit Rücksicht auf das Wotkesche Werk, trotz seiner von mir dargelegten Mängel, den Vorschlag unterbreitet, daß von einer besonderen amtlichen Quellenpublikation nunmehr abgesehen und ich dieses hohen Auftrages enthoben werde, daß es mir jedoch überlassen bleibe, meinen ursprünglichen Plan einer pragmatischen quellenmäßigen Darstellung auszuführen. In Würdigung der von mir dargelegten Gründe hat Se. Exzellenz der vormalige Herr Unterrichtsminister Dr. W. v. Hartel diese Anträge genehmigt und in diesem Sinne die Entscheidung getroffen.“ — Offen bleibt die Frage, wie es geschehen konnte, daß das k. k. Unterrichtsministerium als Mandant seinen Mandatar Frankfurter nicht in der Ausübung seines Mandats schützte, daß es einem anderen, ohne vorher die notwendigen Kautelen zu schaffen, die Benutzung gerade jener Quellen gestattete, mit deren Publikation es Frankfurter beauftragt hatte? Dies ist um so bedauerlicher, als die überhastete und deshalb mangelhafte und unvollkommen ausgeführte Arbeit Wotkes durchaus keinen Ersatz für die dadurch entfallende Publikation Frankfurters bietet.

R. S.

* **Quantz im Neudruck.** Das berühmte, als musikhistorisches und ästhetisches Quellenwerk geschätzte Buch „Versuch einer Anweisung die Flöte traversiere zu spielen“ von Johann Joachim Quantz, dem bekannten Flötenlehrer Friedrichs des Großen, ist soeben bei C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig, im Neudruck nach dem Original: Berlin 1752 erschienen und von Dr. A. Schering mit kritischen Anmerkungen versehen worden. Damit ist ein langgehegter Wunsch vieler Musikfreunde und Musikhistoriker in Erfüllung gegangen, und es steht zu hoffen, daß die nunmehr gebotene Gelegenheit, sich über die künstlerischen Zwecke und Ziele der Musikpraxis des 18. Jahrhunderts bequem zu orientieren, zu einer wachsenden, stilreinen Interpretation unserer altklassischen Musikwerke führen wird. Der Preis der ungemein geschmackvoll ausgestatteten Neuausgabe beträgt 8 Mark.

* **Cotta'sche Handbibliothek.** Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nummer 125—130. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Die soeben erschienenen neuen Nummern der Cottaschen Handbibliothek bringen zunächst Goethes Faust (Erster und Zweiter Teil) mit der Einleitung von Karl Goedeke und Goethes Reineke Fuchs, ebenfalls von Goedeke eingeleitet. — Mit besonderer Freude ist es zu begrüßen, daß die „Cottasche Handbibliothek“ nun auch Eduard Mörikes Schöpfungen in billigen, schönen Ausgaben zur Verbreitung in weiteren Kreisen verhilft: drei Bände sind denselben eingeräumt. Ein Band gibt zunächst die Sämtlichen Gedichte und die liebliche Idylle vom Bodensee nach der Ausgabe letzter Hand wieder. Ein weiterer enthält den „Maler Nolten“, und zwar in der vom Dichter zuerst geschaffenen Gestalt, in der das unvergleichliche Buch bisher vergriffen und schwer zugänglich war. Der dritte Band bringt Mörikes köstliche Erzählungen (Der Schatz, Das Stuttgarter Hutzelmännlein, Der Bauer und sein Sohn, Die Hand der Jezerte, Lucie Gelmeroth, Mozart auf der Reise nach Prag), letztere berühmte Novelle gerade jüngst aus Anlaß des Mozart-Jubiläums viel zitiert. Bemerkt sei noch, daß der „Faust“ und die Mörike-Bände auch in eleganten Einbänden zu haben sind. — Wegen ihrer trefflichen Ausstattung, des großen, klaren Drucks und der Einleitungen werden diese neuen Cottaschen Ausgaben vor anderen bevorzugt werden.

* **Berichtigung.** Die Verfasserin des in der letzten Nummer der Beilage angezeigten Buches „Was braucht mein Kind“ heißt nicht B. Mercador, sondern B. Merkater.

Allgemeine Rundschau.

Aus den Frankfurter Parlamentszeiten.

Erinnerungen an die Jahre 1848 und 1849 und das Frankfurter Parlament gibt der Comte de Circourt, der im Jahre 1848 von der provisorischen französischen Regierung nach Deutschland geschickt worden war, in der Revue de Paris vom 1. Mai. Sie sind, wie es scheint, Ende der 50er Jahre niedergeschrieben, resp. aus den Aufzeichnungen der 1848er Sendung zusammen-

gestellt, und zwar in der deutschen Bewegung nicht freundlicher Weise. Der französische Diplomat kam anfangs August 1848 nach Frankfurt und ist mit manchen Größen der damaligen Reichsregierung und des Parlaments in Berührung gekommen. Von Heinrich v. Gagern hatte er, wie alle Welt, den besten Eindruck; doch hat er nur wenige Worte an der Table d'hote des Englischen Hofes, bei der die Rechte und das Zentrum des Parlaments ihre Konferenzen abhielten, mit ihm gewechselt.

Circourt wohnte auch einigen Sitzungen in der Paulskirche bei, die er mit einem großen Theaterfoyer vergleicht. Dort hörte er den besten slawischen Redner Schuselka reden, sah den Turnvater Jahn mit seinem langen Bart und zu den Füßen herabhängender Tuchsoutane herumgehen. Der Franzose schildert in übertreibender Weise, wie er, ein graues Samtbarett auf dem Kopf, unaufhörlich zwischen Bureau und Tribüne hin und her lief, wie ein Gespenst durch die Bänke schlich und mit Grabesstimme hinsprach, was gar nicht zur Sache paßte, und von niemand angehört wurde. Während dem vergnügte sich der mit Circourt befreundete Fürst Lychnowski damit, Karikaturen zu zeichnen. Als Vogt atheistische Grundsätze aussprach, zeichnete Lychnowskis unbarmherziger Bleistift den Gelehrten als grasfressenden Nebukadnezar; als Grimm den Moritz Mohlschen Antrag auf Abschaffung des Adels unterstützte, wurde er von Lychnowski als Affe — täuschend ähnlich — karikiert, wie er mit majestätischer Gebärde erklärt: „Der Mensch ist abgeschafft, wir sind alle e i n Blut!"

Ernst Moritz Arndt sagte zu dem Franzosen, bei dem er etwas Deutsches finden wollte: „Gestehen Sie nur, Sie sind aus der lothringischen Ritterschaft; also sind Sie Franke, Erzfranke, halber Ripuarier und mehr Teutone als ich, der als Pommer vielleicht von einem Obotriten oder Wagrener abstammt." Arndt liebte die Franzosen, las gern ihre Autoren und wiederholte des öftern dem Comte de Circourt: „Ich liebe die Franzosen sehr als unsere Nachbarn."

Sehr ausführlich schildert Circourt dann den General von Radowitz, den er schon 1832/33 in Rom durch Bunsen kennen gelernt und mit dem er auch 1847/48 in Paris viel verkehrt hatte. Er meint, Radowitz wäre mehr in seinem väterlichen Heimatland Oesterreich am Platze gewesen als in Preußen. Damals in Paris, ersuchte Radowitz eine „entente cordiale" zwischen Preußen und der Regierung Louis Philippes herzustellen. In einer Unterredung darüber mit dem Comte de Circourt in den Sammlungen des Louvre, wo sie sich Rendezvous gegeben haben, wobei Raffael und Rubens, der borghesische Fechter und die Venus von Milo infolge der politischen Gespräche der Verachtung anheimfielen, sagte der Franzose zu Radowitz: „Ihr Plan ist gut, er hat nur einen Haken. Halten Sie ihn für ernst? Die Regierung Louis Philippes, seine Dynastie und seine Institutionen stehen vor dem Zusammenbruch." Radowitz sah den Comte de Circourt wie einen Visionär daraufhin an.

In den ersten Tagen des September 1848 kam Circourt wieder nach Frankfurt und eilte sofort in die Paulskirche, wo er den amerikanischen Gesandten in Berlin, Donnelson, mit um so anerkennenswerterem Eifer den Verhandlungen zuhören sah, als der Amerikaner kein Wort Deutsch verstand. Man debattierte konfus de omni re declamatoria, während es sich um den Waffenstillstand von Malmö handelte.

Im Juli 1849 fand der Comte de Circourt gänzlich veränderte Verhältnisse in Frankfurt a. M. Den Schluß der in der Revue veröffentlichten Aufzeichnungen bildet ein Besuch Circourts bei dem „Minister" Detmold in dessen Kabinett im Thurn- und Taxischen Palais. Von einem großen Tisch, auf dem für einen Minister sehr wenig Papiere lagen, nahm Detmold einen Band Karikaturen: „Hier," sagte er, „das Hervorragendste, was ich in dieser Session geleistet habe und das Merkwürdigste, was von meinem Ministerium übrig bleiben wird. Betrachten Sie „die Taten und Meinungen des Herrn Piepmeyer", dieses Abgeordneten für das Parlament der deutschen Nation. Hier sehen Sie eine Folge grotesker Szenen, die sich innerhalb der Paulskirche zugetragen haben. Nun, in allen diesen Buffonaden ist mein Bleistift noch weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben. Wir haben so unglaubliche Szenen durchlebt, daß die Karikatur mit all ihrer Unverschämtheit sie nicht reproduzieren könnte, ohne der Verleumdung geziehen zu werden. Mehrere meiner Kollegen, die sich eine furchtbare Mühe gegeben hatten, dem Vaterlande mit ausgezeichneten Reden und beherzten Abstimmungen zu dienen, haben getan wie ich, d. h. Karikaturen gezeichnet. Das ist unser Trost. Denken Sie, was es für einen Deutschen heißt: diese politische Degradation, die nie wieder gut zu machenden Trennungen, die militärische Unfähigkeit, die diplomatische Nullität, das Mitleid Englands, die Hilfe Rußlands, das Mißtrauen Dänemarks und das Abwarten Frankreichs mit anzusehen, das uns nur schont, weil es selbst nicht weiß, was es will und wohin es steuert. Man mußte vor Scham und Wut vergehen. Aber das würde nichts besser machen. Man muß sich daher zu trösten suchen: ich habe meinen Trost in meinem kleinen Talent als Genremaler gefunden." — Abends begleitete der Graf v. Circourt regelmäßig den kleinen Detmold in das Haus des Herrn Georg Brentano nach Rödelheim, dessen reiche und schöne Nichte sich mit dem 42jährigen (nicht 50jährigen) mißgestalteten, aber hochgebildeten und geistvollen Politiker jüdischer Abkunft kurz darauf verlobte.

Die Erinnerungen des Comte de Circourt an das Frankfurter Parlament scheinen auf das Negative ausgegangen zu sein; das Schöne und Große, was diese Zeit auch hatte, ist ihm ganz entgangen.

—s.

Kleinere Mitteilungen.

M. Zum 80. Geburtstag Georg v. Neumayers. Aus Neustadt a. H. wird uns geschrieben: Unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Wand fand am Sonntag vormittag im Stadthaussaale eine Sitzung statt, zu der alle Vereinsvorstände eingeladen waren. Es handelte sich um die Bildung eines Festkomitees zur Feier des 80. Geburtstages des Geh. Admiralitätsrats v. Neumayer. Dieser Festausschuß ist lokaler Natur. Außerdem hat sich ein allgemeiner Ausschuß gebildet, der sich über ganz Deutschland erstreckt und der die Aufgabe hat, eine Stiftung aufzubringen, die eventuell Stipendien für Gelehrte, welche in die Fußtapfen Neumayers (Ozeanographie) treten, gewähren soll. Zusagen sind bereits von Hamburg (Seewarte) seitens bedeutender Persönlichkeiten gemacht, und auch der Polarforscher Nansen hat seine Zustimmung erklärt. Die Feier findet am Sonntag, den 17. Juni, statt. Vorgesehen ist ein Gratulationsfestakt um 11 Uhr im Saalbau, bei dem viele Korporationen von auswärts dem verdienstvollen Gelehrten ihre Glückwünsche darbringen werden. Die Festrede hält Professor Sigmund Günther. An Veranstaltungen lokaler Natur sind geplant am Vorabend ein Fackelzug und am Festabend ein Bankett, außerdem soll durch Benennung einer zu schaffenden Anlage nach dem Namen Neumayers dessen Name mit der Stadt dauernd verknüpft werden.

* Ein Ernst Abbe-Denkmal. Man schreibt der Frankfurter Zeitung aus Jena: Im Volkshaus der Karl Zeiß-Stiftung ist gegenwärtig ein von Professor Brütt (Weimar) geschaffenes Modell zu einem Denkmal für den verstorbenen Professor Ernst Abbe ausgestellt. Das Modell zeigt Ernst Abbe in ganzer Figur, im langen Gehrock mit hochgeschlossener Weste, die der einfache Hemdkragen abschließt. Der linke Fuß ist leicht vorgesetzt, die rechte Hand in wagerechter Haltung erhoben, die linke Hand hält herabhängend den großen Schlapphut. Das Modell, das auch die Gesichtszüge Abbes ausgezeichnet getroffen hat, findet allgemeinen Beifall.

* Gegen die Aufstellung des Rudolf Virchow-Denkmals nach dem preisgekrönten Entwurf des Bildhauers Klimsch werden verschiedene Stimmen und Bedenken erhoben. Der Entwurf läßt die Person Virchows ganz zurücktreten, er stellt Herkules im Kampfe mit einem Fabeltier dar, den Sieg der Wissenschaft über Krankheit und Aberglaube, während an Virchow selbst nur ein kleines Medaillon-Porträt am Sockel erinnert. Hiergegen erhebt nunmehr auch die Deutsche Medizinische Wochenschrift Einspruch. „Wir müssen es," schreibt sie, „für eine Versündigung an den Manen Virchows halten, wenn diesem Manne, dessen ganzes Wesen die lichtvollste Klarheit atmete, der jede mystische und symbolistische Zweideutigkeit verabscheute, der den exakten Naturforscher in höchster Vollendung repräsentierte, ein Denkmal errichtet wird, bei dem das der Nachwelt zu erhaltende Persönliche und Eigenartige zur verschwindend kleinen Dekoration herabsinkt, während zum Hauptmoment eine Gruppe erhoben wird, die irgend ein beliebiges Faktum aus dem Kampfe körperlicher oder geistiger Größen der Weltgeschichte versinnbildlicht. Im Geiste Virchows selbst müssen wir gegen diese Form seiner Ehrung protestieren."

hc. Personalien. Dem Direktorialassistenten und Bibliothekar am Schlesischen Museum der bildenden Künste, Robert Becker in Breslau, ist der Professortitel verliehen worden.

* Todesfall. Am 10. d. M. verschied in Bremen der weitbekannte Prediger und Schriftsteller Albert Kalthoff, der zum Vorstand des Deutschen Monistenbundes und des Deutschen Goethe-Bundes gehörte. Seine zahlreichen Schriften haben in der breiten Oeffentlichkeit, besonders in seinem Wohnsitz Bremen, wo er als einer der beliebtesten Prediger durch seine geistreichen Kanzelvorträge allgemein geschätzt wurde, viel Staub aufgewirbelt. Er hat in seinen beiden Schriften: Das Christusproblem, Grundlinien einer Sozialtheologie 2. Aufl. 1903 und Die Entstehung des Christentums. Neue Beiträge zum Christusproblem 1904, der ganzen modernen Theologie den Fehdehand-

schuh hingeworfen und ihre seit 50 Jahren geübte wissenschaftliche Methode für grundverkehrt erklärt. Kalthoff trat hier in die Spuren Bruno Bauers. Von bleibenderer Bedeutung freilich dürften seine anderen Schriften sein, in denen er sich als vortrefflicher, feinsinniger Stilist zeigte, z. B. das glänzend geschriebene: Nietzsche und die Kulturprobleme, und sein letztes größeres Werk: Die Religion der Modernen. In diesem Jahr begründete er mit Dr. Jlgenstein die Wochenschrift: Das Blaubuch, in der er mehrere Artikel veröffentlichte; seine letzte Schrift ist: Modernes Christentum (in: Moderne Zeitfragen). Er gab sich in letzter Zeit einem allzu verschwommenen kulturseligen Idealismus hin, der ihm zuweilen den Blick für geschichtliches Werden verdunkelte. Immerhin ist es zu bedauern, daß er so früh (Kalthoff ist geboren 1850 zu Barmen) der deutschen Literaturwelt entrissen wurde.

R. W. Bei dem beklagenswerten Tode des begabten, noch in jugendlichen Jahren verstorbenen Hamburger Dichters Fritz Stavenhagen läuft zur Zeit durch die Presse die Notiz, daß Dr. Otto Brahm in seiner Eigenschaft als Direktor des Deutschen Theaters in Berlin es ihm zuerst ermöglicht habe, seinem literarischen Schaffen zu leben, indem er ihm für eine bestimmte Zeit eine kleine monatliche Rente aussetzte. Diese Förderung kam dem Aufstrebenden sicherlich zugute; in solchem Zusammenhange darf aber auch erwähnt werden, daß das Talent Stavenhagens schon zuvor seitens der Deutschen Schillerstiftung gewürdigt, auch wiederholt unterstützt worden ist, zuletzt im Sommer 1902. Der Dichter lebte damals in größter Armut in München.

Hochschulnachrichten.

H. **Tübingen.** Der hiesige Anglist Professor Dr. Franz hielt, anläßlich seiner Beförderung zum Ordinarius, am 10. Mai seine Antrittsrede über die „Bedingungen und Agenzien sprachlichen Werdens im heutigen Englisch".

H. **Freiburg i. Br.** Der außerordentliche Professor Dr. Frhr. v. Dungern hat einen Ruf als Leiter der wissenschaftlichen Abteilung des Instituts für experimentelle Krebsforschung an der Universität Heidelberg Folge geleistet. Frhr. v. Dungern wirkte an der Alberto-Ludoviciana seit 1896 als Privatdozent für Bakteriologie und Hygiene; 1902 wurde ihm der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen.

dr. **Jena.** Die Besuchsziffer der Universität Jena wird in diesem Sommersemester, einschließlich der Hörer, 1400 übersteigen und damit noch höher werden als die Besuchsziffer des vorigen Sommers, der mit 1241 bereits die bis dahin stärkste Frequenz aufwies. Die Immatrikulationen betragen jetzt schon mehr als 1300, wozu noch eine größere Anzahl von Hörern kommt.

W. **Paris,** 13. Mai. Der Unterrichtsminister hat die Anstellungsurkunde unterzeichnet, durch welche Frau Marie Curie, geb. Sklodowska, mit der Abhaltung von Vorlesungen in der naturwissenschaftlichen Fakultät als Nachfolgerin ihres Mannes betraut wird.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Fritz Hartung: Hardenberg und die preußische Verwaltung in Ansbach-Bayreuth von 1792 bis 1806. Tübingen 1906. J. C. B. Mohr. 295 S.

Dr. Wilhelm Nowack: Liebe und Ehe im deutschen Roman zu Rousseaus Zeiten 1747 bis 1774. Bern 1906. A. Francke. 121 Seiten.

Dr. Georg Biedenkapp: Der Nordpol als Völkerheimat. Jena 1906. Herm. Costenoble. 195 S.

Jakob Grimm u. Wilh. Grimm: Deutsches Wörterbuch. 13. Band, 5. Lieferung. Leipzig 1906. S. Hirzel.

Sprichwörterbuch. Herausgeg. von Franz Frhrn. von Lipperheide. 6. Lieferung. Berlin 1906. Expedition des Sprichwörterbuches.

Julius Grosmann: Ist der Familienname unseres Kaiserhauses Zollern oder Hohenzollern? Berlin 1906. W. Moeser. 19 Seiten.

Edwin Sauter: The Faithless Favorite A Mixed Tragedy. Saint Louis 1906. Selbstverlag.

E. v. Keyserling: Schwüle Tage. Berlin 1906. S. Fischer. 185 Seiten.

Gedichte von Albert Kahl. Leipzig 1906. Literatur, Kunst und Musik. 97 S.

B. Mercatse: Was braucht mein Kind? Potsdam 1906. Stiftungsverlag. 52 S.

Der Alkoholismus. Seine Wirkungen und seine Bekämpfung. 1. u. 2. Teil. Herausgeg. vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus in Berlin. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 103. u. 104. Bändchen.) Leipzig 1906. B. G. Teubner.

J. Koltan: E. Haeckels monistische Weltansicht. (Naturphilosophische Strömungen der Gegenwart in kritischen Darstellungen.) Zürich 1905. E. Speidel. 88 S.

Dr. Aug. Forel: Sexuelle Ethik. (Vortrag.) München 1906. Ernst Reinhardt. 55 S.

Hugo Oswald: Mörike-Brevier. Berlin, Leipzig 1906. Schuster u. Loeffler. 192 S.

Anny Thomas Geißler-Lee: Moralische Märchen. München. Christian Kaiser. 78 S.

Eugen Kurz: Studienjahre im Liede. Dresden 1906. E. Pierson. 119 S.

A. R. O. Wünscher: Sonnensehnsucht. Ebenda 1905. 104 S.

Theodor Kappstein: Ahasver in der Weltpoesie. Berlin 1906. Georg Reimer. 157 S.

Wilh. Jensen: Nordsee und Hochland. Leipzig. B. Elischer. 400 S.

Claude G. Montefiore: Liberales Judentum. (Deutsche Uebersetzung von Oskar Plaut. Leipzig 1906. C. E. M. Pfeffer. 219 S.

Albert Geiger: Ausgewählte Gedichte. Karlsruhe 1906. J. Bielefeld. 140 S.

August Horneffer: Nietzsche als Moralist und Schriftsteller. Jena 1906. Eugen Diederichs. 106 S.

Ludwig Coellen: Neuromantik. Ebenda 1906. 125 S.

Carl Albrecht-Bernoulli: Zum Gesundgarten. Ebenda 1906.

Hans Böhm: Gedichte. München 1906. Georg D. W. Callwey. 104 S.

Achim von Winterfeld: Heinrich Heine. Sein Leben und seine Werke. Dresden. E. Pierson. 446 S.

Kein Schema! Drei preisgekrönte Arbeiten über die Lehren aus dem Kriege in Ostasien in bezug auf den Infanterieangriff. Wien 1906. L. W. Seidel u. Sohn. 38 S.

Vorgeschichtliche Wohnstätten in Karlstein bei Reichenhall. Vortrag von F. Weber-München. Separatabdruck aus Heft 6 der „Altbayerischen Monatsschrift" Jahrgang 1905. 15 S.

Das Verhalten der Hochäcker und Hügelgräber zu einander im südlichen Bayern und ihr Altersunterschied. Vortrag von F. Weber. Sonderabdruck aus dem „Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte". (XXXVII. Jahrgang, Nr. 3/5.) 33 S.

Franz Servaes: Shakespeare. Bd. XXXIX. 86 S. — Wilh. Holzamer: Heinrich Heine. Bd. LX. 79 S. — Gustav Falke: Eichendorff. Bd. XLI. 71 S. — Hanns Heinz Ewers: Edgar Allan Poe. Bd. XLII. 67 S. (Die Dichtung. Herausgegeben von Paul Remer.) Berlin, Leipzig. Schuster u. Loeffler.

Paul Remer: Unterm Regenbogen. Der Dichtungen erste Reihe. Berlin, Leipzig 1905. Schuster u. Loeffler. 90 S.

Derselbe: In goldener Fülle. Der Dichtungen zweite Reihe. Ebenda 1906. 78 S.

Edgar v. Mojsisovics: Befreiung. (Roman.) Dresden 1905. E. Pierson. 157 S.

Herbert Ludwig: Die Venus von Milo. Ebenda 1904. 60 S.

Ferd. Schwind: Das zweite Gesicht. Ebenda 1905. 221 S.

Willrath Dreesen: Eala freya fresena! (Balladen.) Oldenburg, Leipzig 1906. Schulzesche Hofbuchhandlung. 100 S.

Ludwig Ganghofers Gesammelte Schriften. Volksausgabe. 1. Serie, 2. Lief. Stuttgart. Adolf Bonz u. Co.

Max Frhr. D. v. Montelon: Zwei Schwestern. Erinnerungsblätter aus den Jahren 1806—1815. Jena 1906. Herm. Costenoble. 139 S.

Walther v. Knebel: Höhlenkunde mit Berücksichtigung der Karstphänomene. (Die Wissenschaftliche Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 15.) Braunschweig 1906. Fr. Vieweg u. Sohn. 222 S.

Jahrgang 1906. München, Mittwoch, 16. Mai. Nummer 113.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.20.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Seeschlacht von einst und jetzt.*)

Von Karl Neureuther.

Um manchen Voraussetzungen und Erwartungen nebst den entsprechenden Enttäuschungen zu begegnen, zu denen der Titel dieser Studie zu führen geeignet ist, empfiehlt es sich, ihr einige Vorbemerkungen vorauszuschicken, welche sich beziehen auf Begrenzung des Stoffes und seine Behandlung, sowie auf Rechtfertigung der Wahl des Themas.

Eine wesentliche Umgrenzung des Stoffes ergibt sich schon daraus, daß nicht auf alles einzugehen ist, was einer Seeschlacht vorhergeht und dazu gehört, sie erst möglich zu machen, also was Bezug hat auf die Beschaffung der Flotten der Staaten, auf den Vergleich ihrer Stärke, auf Beschaffung der Bedürfnisse an Menschen, Waffen, Munition, Nahrung — auch, was sich bezieht auf die Möglichkeiten, zum Seekriegsschauplatz zu gelangen, auf Berechnung des Zeitbedarfs für Sammlung der Streitkräfte in günstigem Stärkeverhältnis zum Gegner, kurz, was man im weiteren Sinne zur Seestrategie rechnen könnte, während wir es nur mit der Seeschlacht zu tun haben, also auf dem Gebiet der Seetaktik bleiben.

Innerhalb dieses Rahmens kann auch verzichtet werden auf Vorführung von Schreckbildern, in denen todspeiende Feuerschlünde, Pulverdampfwolken, blutgefärbte Wellen, brennende Trümmerhaufen und zerrissene Menschenleiber die Grundfarbentöne bilden und deren Erscheinen mit Kanonendonner, Explosionsgetöse und Kugelpfeifen einhergeht.

Ohne einige Grausamkeiten kann es ja ohnedies nicht abgehen, aber es genügt, wenn sich dieselben aus dem rein sachlich Behandelten von selbst ergeben. Man braucht sie nicht eigens hervorzuheben. Auch politisch agitatorische Wendungen erscheinen als entbehrlich, obwohl deren Wirkungswert nicht zu unterschätzen ist.

Was die Wahl des Themas betrifft, so mag mit Recht der Versuch, über die Seeschlacht zu sprechen, auf den ersten Blick als höchst gewagt erscheinen, denn wenn wir von Rußland, China und Japan absehen, so ist selbst innerhalb der jetzigen Marinen die Zahl derjenigen, die einen solchen Kampf aus eigener Anschauung und Erinnerung kennen, nicht mehr sehr groß, und — was schwer wiegt — der Verfasser dieser Studie ist zu seinem Bedauern selbst nicht in solcher Lage.

Aber einerseits möchte gewiß jeder, der den Welthändeln aufmerksam folgt, sich aus den zugänglichen Anhaltspunkten ein Bild vom Verlauf solch eines meist sehr folgenschweren Begebnisses machen, andrerseits aber beansprucht der Verfasser kein weitergehendes Verdienst, als — jedem Leser, welcher das Gebotene ebenso gut selbst hätte zusammenstellen können, die hierfür nötige Zeit und Arbeit zu sparen.

Auch ohne Selbsterfahrung ein richtiges Bild von einer Seeschlacht zu gewinnen, muß unbedingt möglich sein, denn so gut in langer Friedenszeit Kommandeure, die niemals eine Kugel pfeifen hörten, zweifellos durchaus imstande sind, Truppen zum Krieg und Kampf ganz brauchbar zu erziehen, ebensogut können auch Flottenführer ihre Geschwader durchaus brauchbar ausbilden, beides nur auf Grund möglichst deutlicher, richtiger Vorstellung.

Zur Gewinnung solch deutlicher Vorstellung gibt es erprobte Mittel und Wege.

Zu grundlegenden Ausgangspunkten für die Vorstellung von einem nicht bekannten Hergang gelangt man schon, wenn man ihn mit einem ähnlichen, mehr bekannten, der Phantasie zugänglicheren, bezüglich der Umstände vergleicht, die auf Verlauf und Ergebnis Einfluß üben, so hier durch einen Vergleich zwischen Land- und Seekampf, der leicht übersichtlich durchführbar ist und Beziehungen zur Geltung kommen läßt, die sonst als etwas Selbstverständliches erscheinen und deren nähere Betrachtung in ihrer Bedeutung unterschätzt zu werden pflegt.

Im Landkampf hat der höhere Führer Truppenkörper zur Verfügung, welche im Marsch, im Gefecht und in der Ruhe sehr verschiedene Formen annehmen können, die in sich beweglich und auch teilbar sind in weitestgehendem Maße. Er verfügt über verschiedene Waffengattungen, die, in sich selbständige Körper bildend, je nach Bedarf zu gegenseitigem Zusammenwirken gruppiert werden können. Bei diesen Formungen, Gruppierungen, Bewegungen und dem Waffengebrauch spielt die Anpassung an das Gelände eine entscheidende Rolle. Die zu den Anordnungen führenden Entschlüsse sind abhängig von dem gegebenen, in seinen Objekten und Einzelheiten im ganzen unveränderlichen Schauplatz des Kampfes. Das Gelände mit seinen Objekten kann dem Gegner so viel Deckung gegen Sicht gewähren, daß Erkundungen bis in die nächste Umgebung Einfluß gewinnen auf Entschlüsse zu Angriff, Verfolgung, Rückzug oder Festhaltung einzelner Punkte und Stellungen. Der Bedarf im großen an Nahrung, Munition, Verwundeten-Fürsorge wird von besonderen, mit der Truppe im Kampf nur teilweise verbundenen Einrichtungen aus besorgt. Die Unterkunft ist eine je nach Umständen wechselnde. Längere Bewegung größerer Truppenkörper ist an die Verkehrswege gebunden. Also lauter Dinge, die im Seekampf anders, vielfach gerade umgekehrt, liegen.

*) Frei bearbeitet nach einem am 23. Februar 1906 gehaltenen populärwissenschaftlichen Vortrag.

Im Seekampf verfügt der Führer über im allgemeinen ähnliche, in sich geschlossene, unveränderliche, unteilbare Kampfelemente, die Kriegsfahrzeuge mit ihrer bestimmten Bestückung und Bemannung, ihrer bestimmten Bewegungs-, Angriffs- und Widerstandsfähigkeit, mit ihren Gebrauchsvorräten, Unterkunfts- und Verpflegseinrichtungen. Von Einzelheiten des Kampfschauplatzes, wenn es sich nicht um Küstennähe- oder Fahrwasserschwierigkeiten handelt, ist wenig Einwirkung zu erwarten. Beide Gegner stehen im allgemeinen hierin gleichen Umständen gegenüber. Welche Rolle dabei der Wind spielt, werden wir noch sehen. In Beziehung auf Anordnung und Gruppierung der Kampfelemente gewährt der Kampfplatz an sich größte Ungebundenheit, ebenso in Richtung der Bewegung. Der Kampfplatz an sich bietet auch, so lange nicht die Nacht oder trübes Wetter hindern, der weitesten Umsicht kein Hindernis. Bis zum Horizont liegt bei Tag und klarem Wetter jede Bewegung des Gegners offen, wenn man sich nicht etwa zwischen Inselgruppen bewegt. Erkundungen durch besondere Fahrzeuge werden daher meistens erst jenseit des Horizonts notwendig, sind hier aber stets unentbehrlich. Eine recht wesentliche Verschiedenheit ergibt sich für den obersten Führer und Lenker, der bei der Landschlacht das Ganze von einem günstig hierzu gelegenen Punkt und außerhalb der Gefechtslinie leitet. In der Gefechtslinie könnte er dies nicht und würde mit seinem Säbel und Revolver dort sehr wenig Nutzen schaffen. Beim Seekampf steckt er schon deshalb mitten in der Schlachtlinie, weil man sonst das Schiff, das ihn trägt, dort schwer vermissen würde.

Diese Hauptunterschiede zwischen Land- und Seekampf werden stets gleichbleibend bestehen.

Wir fördern die gesuchte Vorstellung von einem nicht unmittelbar klaren Vorgange weiter, wenn wir uns von den Einfluß äußernden Umständen das eine oder andere ganz hinweg oder anders gestaltet aber innerlich umgewandelt oder durch etwas Neues ersetzt denken und dann uns vergegenwärtigen, welche Aenderungen des Verlaufs und Ergebnisses daraus hervorgehen. Man tut dies bewußt oder unbewußt, wenn man geschichtliche Wandlungen von Vorgängen verfolgt, und deshalb habe ich den Vergleich der Seeschlacht von einst und jetzt zum Vortragsthema gewählt.

Dieser Vergleich erscheint erst durchführbar, wenn wir unter dem Einst uns etwas Bestimmtes vorstellen.

Wollte man unter Einst die Zeit begreifen bis zurück zu den Seekämpfen der Römer, Griechen und Karthager, man würde sich in „uferlose Pläne" verlieren.

Es bietet sich aber ein bestimmt hervorzuhebender Zeitraum, wenig mehr als ein Jahrhundert umfassend, ganz von selbst, und zwar deshalb, weil der anzustellende Vergleich im wesentlichen gleichbedeutend ist mit dem Vergleich der Streitmittel, und weil diese, die Kriegsschiffe, vor der großen Umwälzung durch Einführung der Panzer, der gezogenen Geschütze und der Bewegung durch Dampfkraft einen so hohen Vollendungsgrad in ihrer Entwicklung erreicht hatten, daß während längerer Zeit keine wesentliche Aenderung mehr eingetreten war.

Der hierdurch charakteristisch hervortretende Zeitraum umfaßt einige Jahrzehnte vor und nach der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert. In denselben fallen große Seekämpfe Englands mit Frankreich, Spanien, seiner abfallenden Kolonie Amerika und andere, von denen wir Kunde haben. Trafalgar, Abukir, Quessant, St. Vincent u. s. w. sind geläufige Namen.

Besehen wir uns also das Kriegsschiff von „einst" näher: Aus den Gesamterfahrungen über die günstigste Form der Schiffskörper, sowie über Gestalt, Anordnung, Zusammenstellung und Handhabungsart der Segel, wie sie die beste und vielseitigste Ausnützung der Kraft des Windes möglich machten, waren jene herrlichen Werke der Schiffsbaukunst entstanden, die uns jetzt allerdings nur noch in den Bildern begeisterter Marinemaler begegnen und an die sich nur noch ein kleiner Teil der jetzt Lebenden aus eigener Anschauung erinnern kann, die großen, für den Hauptkampf in der Schlachtlinie bestimmten „Linienschiffe" und die für den Kolonialdienst, für Erkundung, Verbindung, Sicherung u. s. w. bestimmten Fregatten, Korvetten u. s. w. Die Linienschiffe, Fregatten und Korvetten führten „Vollschiffs-Takelage", für welche die drei Masten mit den Einzelheiten ihres Aufbaues die Grundlage bildeten. Diese Takelung war, weil Ergebnis der Erfahrung, Erprobung und gegenseitigen Beobachtung seefahrender Nationen, nach und nach in allen Marinen so ähnlich, ja fast gleichmäßig geworden, daß es kaum ein Segel, Tauwerk oder Rundholz gab, welches nicht an jedem Vollschiff irgend einer Marine zu finden war, daß manche dieser Bestandteile sogar in verschiedenen Marinen die gleiche Benennung führten, daß jedenfalls aber der Seemann bei einem Gegner kaum irgend ein Stück erblicken konnte, das er nicht nach einem korrespondierenden Stück des eigenen Schiffes hätte benennen können. Das ein geübtes Auge an Einzelheiten der Verhältnisse aber der Ausführungsart schon ohne Flagge die Nationalitätsangehörigkeit eines Schiffes erkennen konnte, erscheint hier im wahrsten Sinne als eine Bestätigung der Regel durch die Ausnahmen. Die englischen Schiffe z. B. hatten längere und schlankere Raaen. In der Form der Heckbauten, in der Aufragung des Vorderstevens zum Gallionbilde, in der Schrägstellung des Bugspriets und verschiedenen anderen Einzelheiten an Rumpf und Takelage zeigten sich gewisse Unterschiede, für welche das Seemannsauge Empfänglichkeit besaß. Hatte sich die Herausbildung der allgemein gewordenen Schiffsgestaltung in ähnlicher Weise vollzogen, wie etwa die Lebewesen unserer Erde, dem natürlichen Anpassungsgesetz folgend, in Form und Gliederung zu ihrer endgültigen Erscheinung gelangt sind, so hatten sich eben, wie bei diesen innerhalb Gattung und Art noch Heimatseigentümlichkeiten auftreten, auch in den Schiffen bei den Schiffen derartige Heimatsmerkmale entwickelt.

Eine Hauptrolle muß bei einem Kriegsschiff natürlich die Waffe spielen. Fallen dem Gewehr und der blanken Waffe auch große Aufgaben zu, so hat doch die Hauptarbeit das Geschütz zu leisten. Es ist das eigentliche Kampfmittel von Schiff gegen Schiff. Schon seit die hoch aufgebauten Vorder- und Hinterkastelle an den beiden Schiffsenden verschwunden waren und schon seit man die Schiffswände mit den „Stückpforten" versah, durch welche die Kanonenrohre nach außen ragten, waren die beiden langen Schiffsseiten die natürlichen Aufstellungsorte für die Batterien geworden. Das Batteriedeck des Kriegsschiffes führte demnach zwei Reihen ganz gleicher Geschütze, eine Backbord- und eine Steuerbord-Batterie. Je nachdem ein Linienschiff zwei oder drei solcher Batteriedecke übereinander besaß, hieß es Zwei- oder Dreidecker. Es kamen ausnahmsweise auch Vierdecker vor. Für diese Bezeichnung zählten aber nur jene Decke, deren Batterien ununterbrochen durch die ganze Schiffslänge liefen, während auf dem oberen offenen Deck in der Regel sowohl auf dem Vorder- als auf dem Hinterteil („Schanze") noch beiderseitige kürzere Geschützreihen standen. Die Fregatten hatten nur ein volles Batteriedeck und auf dem Oberdeck solche getrennte Geschützgruppen an beiden Enden. Die Korvetten hatten nur ein Batteriedeck, und zwar meistens als Oberdeck, also nach oben offen. Bei allen diesen Kriegsschiffen lag also die Stärke der Artilleriewirkung sowohl für den Angriff als Verteidigung nach den beiden Seiten, wenn auch oft einzelne Geschütze in Bug und Heck noch zu Rückzugs- oder Verfolgungszwecken („Jagdgeschütze") angebracht waren. Wenn es somit auch, geometrisch aufgefaßt, die beiden Längsseiten des Schiffes waren, welche die schwere Geschützbewaffnung trugen, so war doch die Bezeichnung „eine Breitseite geben" gebräuchlich für das von einer dieser Seiten abgegebene Feuer ihrer gesamten Artillerie. Das gleichzeitige Feuer einer Batterie pflegte man „eine Lage" zu nennen. Das Streben bei Bewaffnung der Linienschiffe, also der normalen Schlachtschiffe, ging immer dahin, sie mit so vielen und so schweren Geschützen als möglich auszustatten, wobei nur die Rücksichten auf Beweglichkeit des Schiffes und die Möglichkeit, ein festes Gefüge des ganzen Baues bis zu gewissen Größenverhältnissen noch zu

lichern, einschränkend wirkten. Während Dreidecker 100—130 Kanonen führten, hatte sich für Zweidecker eine gebräuchliche Form zu 74 Kanonen herausgebildet, eine Mittelgröße (Nelsons Flaggschiff bei Trafalgar, die Victory, hatte 104 Kanonen), Fregatten hatten 20—60, Korvetten 14—20 Kanonen u. s. w.

Das Geschützsystem war noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts, wie es in den großen Seeschlachten in ausgiebige Benützung kam und auch noch Jahrzehnte nachher, das denkbar einfachste: lange, schwere, glatte Rohre auf niedrigen Lafetten, aus zwei starken, nach rückwärts abgestaffelten Seitenwänden, auf vier niedrigen, breiten Block-Rollrädern, nach vor- und rückwärts beweglich. Die Höhenrichtung wurde durch Bewegen des Rohres mittelst der auf die Lafettenstaffeln gestützten Handspacken und Einschieben von Richtkeilen gegeben. Eine seitliche Verstellung war durch die Stückpforte, durch welche das Rohr mit etwa einem Drittel seiner Länge ragte, und durch das erschwerte Seitwärtsschieben des Lafettenendes sehr beschränkt, auch kam eine Seitenrichtung meistens erst dann in Betracht, wenn die sämtlichen Geschütze einer Batterie ihr Feuer auf einen nicht zu fernen engeren Zielraum zu konzentrieren hatten. Das Einzelrichten des Geschützes kam vorwiegend bei stehend gewordenem Gefecht Schiff gegen Schiff in Anwendung; war aber sonst weniger die Regel, als ein rechtzeitiges Feuergeben, wenn die Stellung des Schiffes hierfür günstig war. Man kann ohne Uebertreibung sagen: Es wurde hauptsächlich mit dem Schiff gerichtet und mit den Kanonen geschossen. Die Rohre hatten auch meist keine Visier- oder Zielvorrichtung.

Nelson selbst war gegen feinere Zieleinrichtungen und sagte, man müsse eben so nahe herankommen, daß kein Schuß fehlgehen kann. Auch die Ladung war sehr ursprünglich. Lange Zeit kam man nicht darüber hinaus, ein Säckchen mit der abgewogenen Pulverladung in das Rohr zu schieben, einen tüchtigen Pfropf aus Werg oder Segellappen darauf zu setzen, dann die Kugel und auf diese wieder einen sie festhaltenden Pfropfen einzuführen. Aus einem Pulverhorn wurde nach Aufstechen der Ladung das Zündkraut aufgeschüttet und mit der Lunte Feuer gegeben. Schlösser oder ähnliches zum Abfeuern der Geschütze tauchten erst sehr spät auf und begegneten vielfach, z. B. in England, entschiedener Abneigung.

Zum Laden wurde das Geschütz, wenn es nicht bereits Rücklauf erhalten hatte, mittelst Tauwerks, einer sogenannten Talje, eingeholt, nach dem Laden mittelst zweier solcher seitwärts eingehakter Taljen wieder ausgerückt. Ein von der Schiffswand aus um oder durch die Lafette laufendes starkes Tau hemmte den Rücklauf beim Schuß. Mußten wegen hohen Seeganges die Stückpforten geschlossen werden, so holte man das Geschütz ein, hob das Rohr durch Entfernen der Richtkeile, bis es oben der Stückpforte an die Bordwand stieß, und machte es in dieser Stellung mit hierzu bestimmtem Tauwerk fest.

Zuweilen fanden sich auf einzelnen Schiffen drehbar aufgestellte Geschütze kleinen Kalibers auf dem Oberdeck, sogenannte Drehbassen. In der Mittellinie des Schiffes stehende drehbare größere Stücke gehörten zu den seltensten Ausnahmen, auch wäre aus ihrer Wendbarkeit wegen der Takelage und anderer Hindernisse auf Deck wenig Vorteil zu ziehen gewesen. Auf kleineren Fahrzeugen treten sie schon im amerikanischen Freiheitskriege auf. Dagegen waren ganz leichte Geschützrohre, die in drehbarer Gabel ruhten (sogenannte „Schwanenhälse") und oben in den Marsen oder auf der Bordwand ihre Verwendung fanden, vielfach anzutreffen. Die Bedienung aller, auch der schwersten Geschütze geschah durch Menschenkraft, und die Bestückung eines Kriegsschiffes war auch Ausgangspunkt für Berechnung seiner Besatzung an Seeleuten. Die Mannschaften, welche die oben auf Deck stehenden Geschütze bedienten, hatten auch in erster Linie die Segelmanöver zu leisten und wurden nach Bedarf durch Mannschaften aus den Batteriedecken hierzu verstärkt. Die Seeleute, deren eigentliche Waffe somit das Geschütz war, wurden zwar auch mit dem Gebrauch des Gewehres vertraut gemacht, doch war der Gewehrkampf im allgemeinen Sache der Seesoldaten. Fast in allen Marinen hatte sich die Gepflogenheit herausgebildet, diese Marine-Infanterie als etwas Minderwertiges, das man notgerungen mitnehmen mußte, zu betrachten. Das Geschütz war eben Bestandteil des Schiffes, der Seemann, der es bediente, ebenso, und dieser war mit dem Schiff um so mehr verwachsen, als auf demselben außer der Geschützbedienung auch alle anderen Arbeiten, selbst die allerschwersten, mit Menschenkraft verrichtet wurden, wobei nur die einfachsten Maschinen-Elemente, wie Rolle, Walze, Hebel, Keil, Takel- und Tauwerk aller Art zur Verwendung kamen. Für den Seesoldaten, der mit dem Schiff kaum anderen Zusammenhang fühlen konnte als mit irgend einem Befestigungswerk, auf dem er Dienst zu leisten hatte, traf dies alles nicht zu.

Um mit den Geschützen in richtiger Stellung an den Feind zu kommen, handelte es sich um die Bewegung und Beweglichkeit der Schiffe, und hierin war man vom Wind vollkommen abhängig. Sein Vorhandensein, seine Stärke und Richtung, die Anhaltspunkte für Aenderungen seines Vorhaltens waren Gegenstand beständiger Beobachtung und eingehenden Studiums, denn er bildete die Grundlage für alle Maßnahmen und Unternehmungen. Er war das Gegebene, an dem nichts geändert werden konnte, und seine richtige Ausnützung bildete den Kern der Seemannskunst. Am Ort des Kampfes stand der Wind beiden Gegnern ganz gleichmäßig zur Verfügung. Es galt also, die eigene Stellung so zu gestalten, daß der Wind günstig gegenüber dem Feinde stand. Die Stellung auf der Luvseite, also jener, von welcher der Wind herkommt, war im allgemeinen günstiger, weil sie mehr Freiheit der Bewegung in Beziehung auf den Gegner bot. Im Geschützkampf selbst war die reine Luvstellung nur insofern weniger günstig, als sie den Pulverdampf direkt auf das Ziel treiben ließ. Eine Stellung mehr „hart am Wind" oder „mit raumem Wind", d. h. schräg zur Windrichtung, wurde daher vielfach bevorzugt. Die Hauptsache blieb immer, im geeigneten Augenblick oder auch während längerer Gefechtsabschnitte dem Gegner die Geschützmasse der Batterien, die Breitseite, zuzuwenden.

Obwohl daher im Kampf die richtige Verwendung des Windes zur Erlangung und Erhaltung günstigster Stellung für die Geschützwirkung eine große Rolle spielte, so mußte man doch dabei noch mit möglichst verringertem Segelwerk auszukommen suchen, teils um die Segelbedienung so zu vereinfachen, daß sie möglichst wenig Leute erforderte, teils um die Takelwerksteile, deren abgeschossene Trümmer auf das Deck stürzen oder das andere Tauwerk in Verwirrung bringen konnten, soweit tunlich zu vermindern. In der Regel bediente man sich daher vorwiegend der Marssegel, Besahn und Klüver und strich die Bramstengen vor dem Gefecht.

Ausgedehntere Segelmanöver mußten auch größere Verluste an Leuten mit sich bringen, deren Kräfte man an den Geschützen schwer entbehrt hätte. Ausnahmen gab es auch hier immer, wie z. B. Nelson zur Schlacht von Trafalgar heraneilend alle Segel hatte setzen lassen, die nur anzubringen waren, um so rasch wie möglich nahe zu kommen.

Nach gefallener Entscheidung waren übrig gebliebene Unterlegene allerdings besser auf der Leeseite daran, d. h. der Seite, nach welcher der Wind abzieht, weil die Entfernung vom sieghaften Gegner erleichtert war. Häufig war Gewinnung der Luvstellung schon beim Ansegeln von der Fähigkeit der Schiffe abhängig, möglichst hart am Wind, also schräg gegen denselben, vorwärts zu kommen.

Ein geschlossenes Geschwader mußte also seine Bewegungen nach jenem Schiffe richten, das diese Fähigkeit am wenigsten besaß.

Diese Fähigkeit an sich ist bekanntlich durch den Kiel gegeben, der es dem Fahrzeug viel schwerer macht, sich seitwärts in Richtung des Windes zu verschieben, als vor- oder rückwärts in der Kielrichtung.

Für den Führer war die Kenntnis der Segeleigenschaften aller ihm unterstellten Schiffe von höchster Bedeutung.

Da es während des Kampfes darauf ankam, dem Gegner die Breitseite zuzuwenden, also Herr der Schiffs-

bewegung zu sein, so war man auch bestrebt, die Bewegungsorgane des Gegners, Takelage und Segelwerk, möglichst zu zerstören und zu lähmen, wozu eigentümliche Geschosse, wie Kettenkugeln, Stangenkugeln u. s. w. verwendet wurden, die mehr zerreißend als durchbohrend wirkten.

Vorbedingung für Ausnützung der Beweglichkeit war eine vollkommen durchgeschulte Seemannschaft von genügender Stärke und ein gewandtes, erfahrenes Seeoffizierkorps. Für Führer wie Unterführer war rascher Blick, richtiges Erfassen, unmittelbar richtiger Entschluß und die Fähigkeit, kurz und unzweifelhaft zu befehlen, unumgängliches Erfordernis. Hier zeigte sich der Wert eingelebter seemännischer Routine durch den Zeitgewinn bei der Fortpflanzung gegebener Anordnungen und Befehle von oben nach unten bis zum letzten Handlanger. Routine in diesem Sinne, welche eine Reihe von Zwischenerwägungen untergeordneter Art erspart, unterscheidet sich wesentlich vom automatenhaften Abrollenlassen reglementärer Vorschriftsnummern. Welchen Wert die Durchdringung der Schiffsbesatzung mit dem Geist und Wesen ihres Dienstes unter Leitung tüchtiger Offiziere hat, konnten z. B. die Franzosen zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts mit einiger Betrübnis ersehen.

Die tüchtigsten Kommandeure und Offiziere und fast die gesamte Mannschaft ihrer Flotte waren Legitimisten, und sie wurden durch gesinnungssichere Republikaner ersetzt, die zwar meist gediegene tapfere Soldaten waren, aber die in ihren Dienst eingelebten Seeleute nicht ersetzen konnten. Mühselige, genaue Einübung von Reglements und Manövervorschriften, in denen noch überdies allzuviel vorausgesehen werden wollte, bot hierfür keinen Ersatz. Selbst wenn der französischen Flotte damals auch ein Führer von Nelsons Genialität erstanden wäre, der sich durch die theoretisch behandelten Möglichkeiten der Reglements nicht einengen ließ, so hätte ihr dies nichts nützen können, weil es an der Fortpflanzung des Verständnisses nach unten gefehlt hätte. In Schiffsführung und im Kampf mußten diese Verhältnisse unvermeidlich fühlbar werden und wurden es auch. Die Ausbildung der Schiffsbemannungen war übrigens damals schon im allgemeinen dadurch erschwert, daß auch in günstigen Fällen kaum ein Viertel der sehr hohen erforderlichen Kopfzahl aus wirklich befahrenen Seeleuten gestellt werden konnte. Eine besondere Seite seemännischer Betätigungen finden wir unter den Seeleuten damaliger Zeit hoch entwickelt, nämlich die Fertigkeit und Findigkeit im Schaffen von Aushilfen, im Ausbessern von Schäden, Beseitigen von Störungen und Hindernissen. Es hing dies damit zusammen, daß die Schiffe mit ihrer ganzen Zurüstung (Kanonen und Anker kommen hier nicht in Betracht) aus Holz und Hanf aufgebaut waren, wobei Metall nur in Form von Bolzen, Bändern, Haken, Ketten, Ringen, Nägeln u. s. w., dann im Kupferbeschlag zur Anwendung kam. Die Schiffswände waren aus schwerem Eichenholz in solcher Stärke gefügt, daß Kugeln kleinen Kalibers sie häufig nicht durchschlugen, während die schweren runde Löcher verursachten, die, wenn an gefährlichen Stellen nahe der Wasserlinie gelegen, verstopft wurden. Man trieb mit Werg oder Segel-Lappen umhüllte Holzklötze ein, nagelte eine Blechplatte oder je nach Lage eine Bohle darüber, wofür die Leute mittelst Fahrbrett von Bord aus hinabgelassen wurden. Aus dem zerschossenen Takel- und Segelwerk immer wieder etwas aufzubauen, was noch zog, gelang trotz der natürlichen Mannigfaltigkeit solcher Aufgaben in einer großen Anzahl von Fällen.

Der bekannte exklusive Zug der Seeleute trat damals noch schärfer hervor als jetzt, vielleicht auch infolge geringerer Entwicklung der Landverkehrsverhältnisse, und es handelt sich nicht um Phantasiefiguren, wenn in Beschreibungen, Romanen u. s. w. jener Zeit alte Seebären auftreten, die eine Existenzberechtigung für das Festland nur zugeben, weil man auf dem Festland Schiffe bauen kann, weil man Holz, Wasser, Waffen, Munition und Proviant (inklusive Branntwein) dort bekommt, und auch weil man sich dort amüsieren kann. Diese Eingefleischten waren zwar nicht gerade zahlreich, aber wo sie auftraten, waren sie als Kerne für die jüngere Mannschaft ganz willkommen, solange sie nüchtern und dolmäßig zu halten waren. Dem Zug der Zeit entsprach es, diejenigen Seeleute oder Soldaten, die sich durch Gefühlsroheit, derbes Auftreten und Alkoholbeständigkeit auszeichneten, schon von vornherein als etwas Besseres zu betrachten. Dagegen waren allerdings Empfindsamkeit, Zartgefühl und schüchternes Bedenken auch in den damaligen Seekämpfen ebensowenig nutzbar zu verwenden wie jetzt. Sicher war jedenfalls gerade wie jetzt, daß auch die bestgebauten, ausgezeichnet segelnden und tadellos armierten Kriegsschiffe wertlos sind, wenn ihre Bemannung und Führung nichts taugt, ebenso wie die stärksten und günstigst angelegten Festungen ohne tüchtige Besatzung nichts helfen, übrigens eine der wenigen Beziehungen, in denen die landläufige Bezeichnung der Kriegsschiffe als „schwimmende Festungen" zutreffend und daher annehmbar ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nachlaß der Caroline v. Günderrode.

Durch sehr viele deutsche Zeitungen ging Anfang Mai die Notiz, es werde zum 26. Juli 1906 als dem 100. Todestage der Caroline v. Günderrode (denn so wird die unglückliche Dichterin richtig geschrieben) durch eine Berliner Verlagshandlung der Nachlaß der Betreffenden veröffentlicht werden. Diese Angabe wird dann freilich dahin beschränkt, daß als Inhalt dieses Nachlasses ihr Werk Melete v. Jon angegeben wird. Diese Mitteilung ist indessen so irreführend, daß ich mich im allgemein literarischen Interesse für berechtigt, ja verpflichtet halte, eine kurze Aufklärung zu veröffentlichen.

Aus der genannten Notiz könnte die Meinung entstehen, daß das betreffende Werk ungedruckt oder seit langer Zeit unbeachtet sei. Weder das eine noch das andere ist der Fall. Vielmehr ist das seltsame Werk, das von Carolinens Freund, dem Professor Friedrich Creuzer in Heidelberg, herausgegeben werden sollte, schließlich aber nicht ediert worden ist und das sich nur in einem einzigen Exemplar erhalten hat, in neuerer Zeit vollständig gedruckt worden, und zwar der eine Teil in Rhodes Buch: Creuzer und Caroline, Heidelberg 1896, der dort ausgelassene Teil in meinem Buche: Dichter und Frauen, Neue Sammlung, Berlin 1899, S. 187 bis 202. Da diese beiden Bücher im Buchhandel sehr leicht erhältlich sind, so ist ein Grund zu einem Neudruck des poetisch gar nicht so sehr bedeutenden Werkes absolut nicht einzusehen, und es kann sich also bei dem Ganzen nur um eine Buchhändlerspekulation, durchaus nicht um ein wissenschaftliches Unternehmen handeln. Noch weit mehr irreführend ist jedoch in der betreffenden Zeitungsnotiz die Bemerkung, daß damit Carolinens Nachlaß geboten würde. Unter Nachlaß hat man die aus dem Besitz der Schriftstellerin stammenden Briefe und Handschriften zu verstehen; dieser Nachlaß jedoch kann unmöglich von einer fremden Verlagshandlung ediert werden, da er sich seit mehr als einem Jahrzehnt in meinen Händen befindet. Ich bin auf sehr ehrliche Weise, durch Ankauf, in den Besitz der merkwürdigen Papiere gekommen; wie er in den Besitz der höchst achtbaren Dame gelangte, von der ich ihn erwarb, ist eine recht merkwürdige Geschichte, die ich der Oeffentlichkeit anzuvertrauen nicht in der Lage bin. Dieser Nachlaß der Caroline besteht aus drei großen Teilen. Der erste umfaßt die von ihr erhaltenen und sorgfältig aufbewahrten Briefe; darunter befinden sich viele Huldigungsepisteln in Prosa und Versen von verschiedenen Herren, außerordentlich viele Familienbriefe, z. B. von den Schwestern und den Großeltern, außerordentlich wichtige Briefe des später so berühmt gewordenen Botanikers Nees v. Esenbeck und dessen Gattin Lisette, die eine Zeitlang die intimste Freundin der Caroline war. Den handschriftlich wertvollsten und inhaltlich bedeut-

;amsten Bestandteil dieser Briefsammlung machen 20 Briefe des großen Rechtsgelehrten Savigny, sieben Briefe und Gedichte Clemens Brentanos und drei überaus interessante Episteln der Bettine Brentano aus. (Alle diese Briefe habe ich benutzt, die literarisch wertvollen veröffentlicht in meinem Buche: Caroline v. Günderrode und ihre Freunde, Stuttgart 1894, vgl. dazu einen Nachtrag in meiner Sammlung: Dichter und Frauen, Berlin 1897.) So reichhaltig diese Briefabteilung ist, so ist sie allerdings von Vollständigkeit weit entfernt, denn es fehlen die Briefe Friedrich Creuzers und vor allen Dingen die meisten der Bettine, ja alle, die von der Genannten ihrem, der Jugendfreundin gewidmeten Buche zugrunde gelegt worden sind. Den zweiten Teil des Nachlasses der Günderrode bilden ihre Exzerpte und Abschriften. Sie war eine fleißige und trotz ihrer leidenden Augen unermüdlich tätige Schreiberin. Sie fertigte aus den von ihr gelesenen Büchern Auszüge aus, schrieb ihre Gedanken, die bei der Lektüre neuer Bücher entstanden, nieder und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, Kollegienhefte, die sie von befreundeten Studenten oder nahestehenden Dozenten erhielt, abzuschreiben. Diese große Masse literarischer Notizen und Abschriften müßte in einer ausführlichen Würdigung der Schriftstellerin benutzt werden; eine Veröffentlichung wäre selbstverständlich ausgeschlossen.

Da wir es mit einer Dichterin zu tun haben, so bleibt der interessanteste Teil ihres Nachlasses der poetische. Die Gedichte, die sich alle vollständig eigenhändig in meinem Besitze befinden, sind entweder auf einzelne Blätter geschrieben — Caroline wählte wahrscheinlich zur Schonung ihrer Augen häufig dunkelgrünes Papier — oder in einem Hefte zusammengestellt, das sich in trauriger Verfassung befindet. Dieses Heft ist gewiß nicht das Druckmanuskript zu der im Jahre 1804 erschienenen Gedichtsammlung gewesen, denn es sind nicht alle damals vereinigten, von Götz 1857 wiederholten Gedichte in der Handschrift erhalten. Vorhanden sind: „Darthula, ein apokalyptisches Fragment", „Nora", „Musa", „Die Liebe", „Wandel und Treue", „Der Trauernde und die Elfen", „Tilia an Edgar", „Wunsch", „Der Adept". Von den zwölf anderen bei Götz vereinigten sind dagegen keine Urschriften vorhanden. Die Fassung der Handschrift weicht von der des Druckes sehr oft und sehr erheblich ab; einzelne dieser Varianten sind mit meiner Erlaubnis von Max Büsing in seiner Berliner Dissertation: Die Reihenfolge der Gedichte Carolinens v. Günderrode (Berlin 1903) benutzt; eine vollständige kritische Verwertung des gesamten handschriftlichen Materials ist noch nicht erfolgt.

Außer diesen seit mehr als einem Jahrhundert bekannten Gedichten finden sich aber in dem Nachlaß mehrere, die von der Verfasserin nicht in ihre Sammlung aufgenommen wurden. Sie befinden sich teils in dem schon erwähnten Handschriftenbande, teils auf einzelnen Blättern. Diese Gedichte,[1]) und zwar die folgenden: „Brutus", „Der Dom zu Cölln", ein Fragment, „Die Töne", „Hochrot", „Träume", „Der Knabe und das Vergißmeinnicht", ein sehr langes Gedicht ohne Titel mit dem Anfangsvers „Einstens lebt' ich süßes Leben", „Verschiedene Offenbarungen des Göttlichen", „Des Knaben Morgengruß", „Des Knaben Abendgruß", „An meine Heilige", „Vorzeit und Neuzeit", „Tendenz des Künstlers", „Liebe und Schönheit", endlich ein titelloses Gedicht über Schönheit und Liebe und zwei Sonette auf Novalis, sind getreu nach den Handschriften in meinem schon erwähnten Buche: Dichter und Frauen, Neue Sammlung, S. 176 bis 186, zum Abdruck gelangt.

Nach den vorstehenden Ausführungen wird jeder Unparteiische zugeben, daß es sich bei der zum 26. Juli 1906 bestimmten Veröffentlichung, die nach der augenblicklich herrschenden Mode eine Art Privatdruck sein soll, der nur in beschränkter Zahl herzustellen ist, durchaus nicht um den Nachlaß der Caroline v. Günderrode, sondern nur um ein zufällig bei Lebzeiten der Dichterin nicht gedrucktes, seitdem aber an leicht zugänglichen Orten veröffentlichtes Werk handelt.

Ob der wirkliche Nachlaß der Caroline nicht mehr, als das bisher geschehen ist, der wissenschaftlichen Forschung zu erschließen wäre, ist eine andere Frage. Ich habe vor einigen Jahren die Absicht gehabt, eine vollständige Ausgabe der Dichtungen zu veranstalten, habe aber keinen Verleger finden können. Seitdem ist dieser Plan hinter anderen Arbeiten zurückgetreten. Andrerseits kann ich mich der Ansicht nicht verschließen, daß Caroline zwar eine ungemein interessante Frau war, die einen faszinierenden Eindruck auf Frauen und Männer machte, daß aber ihre dichterischen Eigenschaften nicht übermäßig hervorragend sind. Das, was in ihr lebte, brachte sie durch die Poesie nicht zu vollständigem Ausdruck, vielleicht gelang ihr dies mehr durch ihr persönliches Wesen, ihre Rede, ihre Briefe; der persönliche Eindruck jedoch ist mit ihr selbst verschwunden und tritt aus den Bekenntnissen ihrer Vertrauten nicht klar genug hervor; von ihren Briefen haben sich nur wenige Proben erhalten. Friedrich Creuzer, der Adressat der leidenschaftlichsten Briefe, die Caroline je geschrieben, hat gewiß in Rücksicht auf seine eifersüchtige Frau diese Episteln vernichtet; wie es mit den Originalen der Briefe der Günderode an Bettine Brentano steht, weiß man bisher nicht authentisch. Da es sicher ist, daß Bettine bei ihrer Publikation der Briefe Goethes viele hinzudichtete, in die wirklich geschriebenen einzelne Worte und ganze Stellen einfügte und aus ihnen Manches, was ihr nicht paßte, entfernte, so ist es höchst wahrscheinlich, daß sie ein ähnliches Verfahren auch bei den Briefen Carolinens eingeschlagen hat. Will man das Lebenswerk Carolinens vollständig, vielleicht aus Anlaß des 100. Todestages, edieren, so müßte man aus dem nur wenigen Bevorzugten zugänglichen Arnimschen Familienarchiv die echten Briefe Carolinens ans Licht ziehen, soweit sich solche wirklich erhalten haben. Eine solche große Unternehmung, vereinigt mit den Spenden des wirklichen, in meiner Hand befindlichen Nachlasses der unglücklichen Dichterin, wäre jedenfalls eine würdigere Totenfeier als die Wiederholung eines einzigen, übrigens schon gedruckten und leicht zugänglichen Werkes.

Berlin. Ludwig Geiger.

Melodientaubheit.

Es gibt unmusikalische Menschen, welche die gehörten Melodien nicht behalten und nicht wiedergeben können. Ihr Gehör ist dabei völlig normal, kann sogar sehr scharf sein. Daraus ersehen wir schon, daß das „Ohr" allein den Musiker nicht macht; es ist dazu noch ein musikalisches Empfinden nötig. Diese Befähigung liegt aber nicht in dem Sinnesorgan, das uns die Töne und Klänge wahrnehmbar macht, sondern im Gehirn. Aehnlich verhält es sich mit der Sprache. Die neuere Forschung hat erwiesen, daß im menschlichen Gehirn ein Getrieb vorhanden ist, in dem die Erinnerungsbilder für Worte gewissermaßen aufgespeichert sind und in dem sich alle für das Verständnis und den Gebrauch der Sprache nötigen Vorgänge abspielen. Erkrankt dieses Sprachzentrum, dann kommen Störungen der Sprache zustande, obwohl das Gehör erhalten ist und die zum Sprechen nötigen Muskeln völlig gesund bleiben. Auch für die Musik besitzen wir ein solches Zentrum in unserem Gehirn. Wird nun dieses durch krankhafte Vorgänge ungünstig beeinflußt, in seiner Tätigkeit gehemmt, so können je nach dem Umfang der Erkrankung Störungen im Auffassen und Ausüben der Musik sich einstellen, obwohl das Ohr dabei gesund bleibt oder nur in geringerem Maße geschwächt ist. Dieses Organ unserer musikalischen Befähigung steht auch mit dem Gesichtssinn in Verbindung, soweit es sich um die Ausübung der Musik nach Noten handelt.

Wie Sprach- und musikalische Befähigung voneinander unabhängig sind, das hatte man schon früher an seltsamen Erkrankungen kennen gelernt. Es gab Kranke, die infolge eines Gehör-

[1]) Nur eins der gleich zu erwähnenden Stücke „Träume" ist in Prosa.

leidens ihr Sprachvermögen einbüßten und ihren ganzen Wortschatz verloren, aber trotzdem imstande waren, Lieder zu singen. Andere wieder hatten die Fähigkeit des Schreibens und Lesens eingebüßt, aber sie konnten doch ganz korrekt Noten lesen und niederschreiben und sogar komponieren. Im Gegensatz hierzu hat man bei Berufsmusikern Fälle von Notenblindheit beobachtet, wobei die Patienten die Ueberschrift einer Partitur, die Worte und Ziffern zwischen den Notenlinien lesen konnten, aber nicht imstande waren, auch nur eine Note zu lesen oder eine musikalische Bezeichnung zu erkennen.

Zu dieser Art von Störungen zählt auch eine eigenartige Erscheinung, die erst in der Neuzeit genauer geprüft und beobachtet wurde. Ihr Wesen besteht darin, daß Personen mit nachweisbar erhaltenem Gehör für Töne und Geräusche das Verständnis für Melodien vollkommen verloren haben. Diese eigentümliche Störung, die nicht nur für den Arzt, sondern auch für den Psychologen von hohem Interesse ist, bespricht der Wiener Privatdozent Dr. Ferdinand Alt in seiner soeben erschienenen Abhandlung „Ueber Melodientaubheit und musikalisches Falschhören" (Wien 1906).

Unter anderem teilt er einen Fall aus eigener Beobachtung mit: Ein akademisch gebildeter Herr erkrankte im 46. Lebensjahre an Influenza und sollte seither auf dem linken Ohr schlecht hören. Er war stets ein trefflicher Musiker gewesen, spielte Harmonium, Klavier und Flöte, betrieb auch Gesang und war ein Blattsänger und guter Treffer. Ein Jahr nach dem Influenza-Anfall wohnte er einer Aufführung des „Fliegenden Holländers" bei. Nach der Ballade im zweiten Akt trat plötzlich folgende Erscheinung auf: die ganze Musik erschien ihm als ein Geräusch unangenehmster Art, daß die elendeste Katzenmusik dagegen ein Hochgenuß wäre. Es traten nicht Dissonanzen auf, denn diese wären unter Umständen nicht unangenehm gewesen, aber das war greulich anzuhören. Da der Zustand nicht zurückging, verließ er weinend das Theater. Am nächsten Tage begegnete er auf der Straße einer Drehorgel, auch dieses Spiel kam ihm wie ein zusammenhangloses Geräusch zur Empfindung. Das Falschhören hielt nun jahrelang unverändert an. Der Kranke konnte von der Musik nur den Rhythmus unterscheiden, die Musik hörte er nicht mehr. Dagegen war sein musikalisches Empfinden beim Lesen einer Partitur unverändert geblieben und er ergötzte sich an der Lektüre von Opern, die er vor seiner Erkrankung so gerne gehört hatte, und es klangen ihm die Melodien so lebhaft, als ob er sie wirklich hörte. Wir haben hier also einen Fall vor uns, in welchem die musikalischen Fähigkeiten, die auf akustischen Erinnerungsbildern beruhen, vernichtet sind, während die durch das Auge vermittelten optischen Erinnerungsbilder unberührt geblieben sind.

Nicht immer sind solche Erkrankungen dauernd und unheilbar. Dr. Alt zitiert dafür folgende Beispiele: Bei einem Opernsänger trat plötzlich während des Singens ein völliges Vergessen für Musikalisches auf. Er verstand nicht mehr, was gesungen wurde, und konnte selbst nicht einen Ton hervorbringen. Die gewöhnliche Sprache verstand er und antwortete auf das Gesprochene. Seine Kameraden suchten, ohne Erfolg, seinem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen. Er hatte sein ganzes Repertoire aus dem Gedächtnis verloren und zwar erst nach einigen Monaten. Der zweite Fall betraf einen ausgezeichneten Klavierspieler. Er trug seine eigenen Kompositionen, vom Orchester begleitet, vor. Plötzlich verlor er das Gedächtnis von allem, was zur Musik gehörte. Sein Werk erschien ihm als zusammenhangloses Geräusch. Er konnte nicht eine Phrase des Orchesters, nicht eine Melodie auffassen. Selbst nach der Partitur war es ihm unmöglich, vorzutragen. Er genas vollständig, spielte aber nie mehr ohne Partitur vor den Augen.

Aus diesen und ähnlichen Tatsachen ersehen wir, daß die musikalische Begabung sich aus einer Reihe von Elementen zusammensetzt. Tongehör, rhythmisches Gefühl, Unterscheidungsvermögen für Klangfarbe und Melodienverständnis sind voneinander unabhängige Fähigkeiten. Durch Erkrankung kann die eine beeinträchtigt werden, während die andere unversehrt bleibt. Es gibt dabei verschiedene Abstufungen bis zur völligen Vernichtung jedes musikalischen Empfindens. Mängel dieser Art können aber auch angeboren sein; und auch in diesem Falle findet man die mannigfaltigsten Abstufungen. Von Personen, die zwar sehr gern Musik hören, aber die einfachste Melodie nicht nachzusingen vermögen, bis zu Menschen, die von Geburt an mit vollständiger Tontaubheit behaftet sind.

C. Falkenhorst.

Bücher und Zeitschriften.

Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke, dargestellt von Heinrich Keiter. Durchgesehen und ergänzt von Dr. Anton Lohr. Zweite Auflage. Köln 1906. Verlag und Druck von J. P. Bachem. VIII und 164 Seiten 8°.

In der letzten Zeit ist wiederum auf einmal eine ganze Anzahl von Büchern über Heine erschienen, welche von verschiedenen Gesichtspunkten aus diese merkwürdigste Erscheinung in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts darstellen und beurteilen. Die vorliegende Biographie behandelt Heine vom christlichen, katholischen Standpunkte aus, und ich gestehe, daß ich das Buch mit einigem Mißtrauen zur Hand nahm. Es ist ja klar, daß ein heterogenerer Gegenstand für die katholische Forschung als Heinrich Heine nicht leicht gefunden werden kann. Und wir wissen überdies zur Genüge, wie schwer man sich schon von derartigen gegnerischen Seiten an Heine versündigt hat. Um so angenehmer berührte mich in der Schrift das Streben nach Objektivität und gerechter Beurteilung des Dichters. Nicht etwa, daß Heinrich Heine hier so günstig eingeschätzt wird, wie es geschehen könnte und wie er es verdient. Dazu gehört gerade bei ihm mit seinen offenbaren Schwächen und Fehlern mehr als Gerechtigkeit, dazu gehört Liebe und wohlwollendes Versenken in seine so verwickelte Individualität; und dies darf man von katholischer Seite nicht erwarten, weil es eine Unmöglichkeit ist. Aber man empfindet es schon als etwas Erfreuliches und Anerkennenswertes, daß hier Heines offenkundige Vorzüge und Stärken nicht willkürlich entstellt und in den Staub gezerrt werden, daß ihm vielmehr als Dichter gebührende Anerkennung und reichliches Lob gespendet wird. Und die unvermeidliche Einseitigkeit, die in der Schilderung seines Charakters hervortritt, ist sozusagen eine ehrliche: sie stützt sich meistens auf wirkliche Tatsachen und vermeidet tendenziöse erdichtete Anschuldigungen, ebenso freilich auch jeden Versuch einer Rechtfertigung. — Im übrigen ist es eine fleißig ausgearbeitete Biographie. sie berücksichtigt in weitgehendem Maße die Heine-Literatur bis auf die neueste Forschung, nur die Krankheit des Dichters, die ihn sein Leben lang verfolgte, ist nicht zulänglich in Betracht gezogen und dargestellt worden. Sonst bietet sie auf knappem Raum ein Gesamtbild vom Leben und Schaffen des Dichters, worin zahlreiche wichtige Einzeldaten hineingebracht sind. Außerdem werden noch die meisten Werke Heines nach Inhalt und Wert charakterisiert. Nur daß dabei die Nachweisung von Einflüssen anderer Autoren auf Heines schriftstellerisches Schaffen, die im allgemeinen viel Zutreffendes bringt, manchesmal zu weit geht und nur gezwungen durchgeführt wird. Auch die Sprache des Buches läßt manches zu wünschen übrig; sie ist in der Hauptsache einfach und trocken, zum Teil aber auch unbeholfen und ungeschickt. Immerhin kann das Buch jedem Freunde Heines empfohlen werden, wenn er den Dichter nun schon auch aus anderen Biographien kennt. Er wird dann aus dem Buche Nutzen ziehen, da man sich am besten ein richtiges Bild von einem Menschen schafft, wenn man ihn aus verschiedenartigen Darstellungen auf sich wirken läßt. — Ein Literaturverzeichnis und Namenregister erhöhen die Brauchbarkeit unseres Buches.

B. L. W.

μσι. **Die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.** Gegen Weihnachten des Jahres 1904 hatte der Leipziger Insel-Verlag seine ebenso aparte wie luxuriöse Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker mit dem ersten Bande von Goethes Romanen und von Schillers Dramen begonnen. Unlängst erst ist diesen beiden Bänden der erste von Schopenhauers Werken und der Körner-Band gefolgt. Bald darauf starb Eduard Grisebach, der Herausgeber der Schopenhauer-Ausgabe und man konnte wohl befürchten, daß sein Schopenhauer nicht über den ersten Doppelband hinauskommen werde. Auf unsere Anfrage teilt uns aber der Insel-Verlag mit, daß er im Besitze des vollständigen Manuskripts der weiteren Bände sei, so daß erfreulicherweise in der Redaktion keinerlei Aenderung einzutreten

braucht. Vorläufig ist nun der zweite Band von Goethes Romanen erschienen, ein Doppelband von 1018 Seiten feinstes Papier in biegsamem roten Ledereinband, der in klarem Antiquadruck den ganzen Wilhelm Meister enthält: die Lehr- und die Wanderjahre. Der Herausgeber dieses Bandes ist Karl Schüddekopf, für die Ausgabe selbst zeichnet Alfred Walter Heymel. Harry Graf Keßler und Emery Walker leiteten den Druck, den Poeschel und Trepte in Leipzig besorgten. Erich Gill zeichnete die Titel. Die nun einmal moderne Manier, die erste Zeile der Absätze nicht mehr einzurücken, d. h. diese als solche nicht zu kennzeichnen, ist leider beibehalten worden, das Papier dieses zweiten Bandes ist aber gegen den ersten noch besser geworden: es ist bei gleicher Feinheit — der über tausend Seiten starke Band läßt sich bequem in jeder Tasche tragen — noch undurchsichtiger geworden. Hoffentlich erscheinen jetzt, nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten, die versprochenen weiteren Bände dieser ebenso originellen wie geschmackvollen neuesten deutschen Klassiker-Ausgabe in rascherer Folge.

—— · ——

Allgemeine Rundschau.

Mesolithische Fundstelle in der Rheinpfalz.

Eine solche wurde vom Berichterstatter vom September 1905 bis Ende März 1906 auf dem Böhl einer Gewanne zwischen Neustadt a. d. H. und Mußbach festgestellt. Nach der Ansicht des Direktors der kgl. Obst- und Weinbauschule zu Neustadt, Dr. Zschokke, ist die Lage des Fundplatzes für eine Frühansiedlung sehr günstig. Es handelt sich um ein kiesiges Terrain, das in Plateauform unmittelbar am Ufer des Speyerbaches gelegen ist und nach Süden zu abfällt. Die Fundstücke bestehen in eigentümlich rot bemalten, meist weißen Kieseln, die verschiedene Figuren bald in Gestalt von Bilderzeichen (Bogen, Kreuz, Hacke, Pflug (?), Dreieck, Schild u. s. w.) bald in Gestalt buchstabenähnlicher Ziemen, besonders M, E, O, P u. s. w. aufweisen. Nach Untersuchung von kompetenter Stelle ist diese Farbe künstlich aufgetragen und unter den Fingern als plastischer Auftrag erkennbar. Dr. Köhl und Dr. Wilser haben die zweifellose Echtheit der Bemalung anerkannt.

Die bemalten Kiesel vom Böhl bei Neustadt a. d. H. haben nach Mitteilungen von Dr. Wilser (Heidelberg) ein Gegenstück aus Süd-Frankreich erhalten und zwar außer Mas-d'Azil. Das vorletzte Heft der Pariser Zeitschrift l'Anthropologie (1905 4/5 Heft) bringt Nachrichten über durchbohrte Kiesel aus der Höhle von Lacave und über schriftähnliche Zeichen aus den Wandmalereien der Höhle von Marsoulas (Südwest-Frankreich). — Die Arbeit über die Böhler Funde, die zweifellos der mesolithischen Stufe angehören und nach dem Urteil von Sanitätsrat Dr. Köhl, der sie jüngst besichtigte, mit der neolithischen Periode nichts zu tun haben, erschien soeben in der Zeitschrift „Globus“ (1906, Nr. 11) mit Photographien, Situationskarte und Abbildungen, sowie mit Text.

Außer den Kieseln mit Bemalung sind zahlreiche rohe Werkzeuge in der gleichen Schichtung und an zirka 70 Fundstellen (vgl. Kartenskizze im „Globus“, Bd. 9, S. 171), ebenso zwei primitive Mahlsteine mit einem Klopfer aufgefunden worden. Die ersteren sind weder völlig geschliffen noch völlig behauen, sondern nur angeschliffen und angehauen, und nehmen, wie die oben erwähnten südfranzösischen Funde, eine Mittelstellung zwischen paläolithischem und neolithischem Gebrauchswerkzeug ein. Diese Werkzeuge dienten nach ihrem Aussehen als Hacken, Pfriemen, Schaber, Wetz- und Schleifsteine, Klopfapparate, Messer (?) u. s. w. Zahlreiche Nuclei und angeschlagene Kiesel, Grauwacken-Findlinge, Melaphyre, Basalte zeigen einerseits von der Findigkeit dieser rheinischen Urbewohner, andererseits von ihrer manufaktuellen Tätigkeit. Eine rohe, braune, unverzierte Tonscherbe, die in 60 Zentimeter Tiefe an einem Feuerherde lag, beweist, daß diesen Mesolithikern die Kunst des Tonformens nicht völlig fremd war.

Der rätselhafte Hiatus, der bisher zwischen der Renntierperiode, die auch in der Pfalz (Neustadt: Landauerstraße), in Baden (Tuniberg bei Freiburg i. Br.) und im Elsaß (Vollinshofen) vertreten ist, d. h. der paläolithischen Steinzeit und der neolithischen Periode, welche die ersten Kulturelemente in das Rheintal gebracht hat, ist durch die südwestfranzösischen Befunde und die Böhler Fundstelle aus der mesolithischen Zeit, wenn nicht überbrückt, so doch zum Teil ausgefüllt. Zweifellos kamen diese ersten Einwanderer aus dem Süden in das Mittel-Rheintal, wofür schon der Mangel an Silex-(Flint-)Werkzeugen Zeugnis ablegt. — Die Böhler Funde wurden bereits zum Teil im Museum der Pollichia in Bad-Dürkheim aufgestellt, wo sie der weiteren Forschung als einwandfreies Material dienen können. — Noch immer werden übrigens im Böhl weitere Funde gemacht. Unter letzteren ist ein weißer Kiesel von 8.5 Zentimeter Länge bemerkenswert, der auf einer Seite einen künstlichen, 5 Zentimeter langen Einschnitt für eine Schaftung birgt. Der vorn abgenutzte Kiesel diente wahrscheinlich als Bodenhacke. Außerdem ist er am oberen Ende mit drei Zeichen rot bemalt, von denen das dritte das Werkzeug selbst: Hacke mit Schaft darstellt. Eine zweite, gleich lange Bodenhacke trägt auf ihrem Rücken ein 5 Zentimeter langes, pflugähnliches Zeichen in roter Farbe. — Trügen nicht alle Anzeichen, so trieben diese ersten Ansiedler im Rheintale bereits Hackbau zur Gewinnung von Bodenfrüchten. Ihre Wohnungen bestanden in leichtgebauten Hütten, deren Herde noch in situ zwischen Kies und Lehm angetroffen worden sind. Soweit der Tatbestand vom „Böhl“. Zur Chronologie ist noch folgendes zu bemerken: M. Hörnes hat in seinem Werke: „Der diluviale Mensch in Europa“, S. 82, den bisher unüberbrückten Hiatus zwischen Paläolithikum und Neolithikum durch obige und ähnliche Horizonte (Campignien u. s. w.) für überbrückt erachtet und zwar für einige Gebiete Italiens und Frankreichs. Durch die Untersuchungen am „Böhl“, die eine vor der eigentlichen neolithischen Kultur liegende, jedoch an ihren Beginn zu stellende Schicht nachgewiesen haben, wird auch für die Mittelrheinlande eine solche Uebergangsperiode nachgewiesen, und zwar mit denselben Kulturerscheinungen, welche die entsprechenden Horizonte in Südwest-Frankreich (Mas-d'Azil, Abri Dufaure, Lacave u. a.) aufweisen. Auch die neolithische Kultur, die hochentwickelt bei uns im Rheinland auftritt, hat somit ihren Vorläufer gehabt. M. Hörnes, J. Evans u. a. sind übrigens einig, daß Völkerstämmen, die vom Mittelmeer her, längs der Rhône, in das Rheintal als Jäger und Hirten eindrangen, diese mesolithischen Ur-Ansiedlungen zu danken sind.

Dr. C. Mehlis.

▪

Neues Verfahren zur Herstellung von Tafelglas.

1. Der Vizekonsul der Vereinigten Staaten von Amerika in Nürnberg berichtet über eine neue Erfindung auf dem Gebiete der Tafelglasindustrie, die einem Belgier M. Fourcault gelungen ist und welche geeignet erscheint, beträchtliche Umwälzungen auf diesem Gebiete hervorzurufen. Nach dem bisher angewendeten Verfahren wird bei der Herstellung von Fensterglas die geschmolzene Glasmasse bekanntlich zuerst mittelst der Glasbläserpfeife in Zylinderform aufgeblasen, die Zylinder werden dann seitlich aufgeschnitten und im Streckofen in Platten ausgestreckt, die unter beständigem, abwechselndem Erhitzen und Kühlen geplättet und geebnet werden; bei der Herstellung von Spiegelglas wird dagegen die geschmolzene Glasmasse aus dem Schmelzhafen auf gußeiserne Platten ausgegossen und nach einem keineswegs einfachen Verfahren in der erforderlichen Dicke ausgewalzt. Bei dem neuerfundenen Verfahren wird dagegen die geschmolzene Glasmasse aus dem Schmelzhafen gezogen und zwischen zwei Walzen, die horizontal neben einander liegen, in die Höhe geführt. Genau vertikal über dem ersten Walzenpaar liegt ein zweites, das die Glasmasse, nachdem sie das erste Walzenpaar passiert hat, aufnimmt und weiter führt, dann folgt ein drittes Walzenpaar u. s. f. Die gewünschte Glasdicke wird hierbei ebenso leicht wie sicher durch entsprechende Regulierung des Abstandes der gegeneinander verstellbaren, je ein Paar bildenden Walzen erreicht. Im ganzen sind 17 derartige Walzenpaare turmartig über dem Schmelzofen angeordnet. Die flüssige Glasmasse wird auf ihrem Weg durch diese 17 Walzenpaare gleichzeitig abgekühlt und geplättet, sie verläßt das oberste Walzenpaar nicht nur vollständig gekühlt, sondern auch auf beiden Seiten poliert, völlig eben und fertig zum Gebrauch.

✕

Kleinere Mitteilungen.

□ Die Pundschab-Universität. Das britische Indien besitzt fünf Universitäten, in Calcutta, Madras, Bombay, Allahabad und die Pundschab-Universität in Lahore. Letztere, die von 1500 Studenten besucht wird, soll jetzt noch besonders gehoben werden, indem die indische Regierung ihr für die nächsten vier Jahre einen jährlichen Zuschuß von 20,000 Rupien gewährt hat. Mit dieser Summe sollen die bestehenden Kollegien, die zum Teil freilich arg vernachlässigt worden waren, verbessert werden. Dazu kommt noch eine weitere Jahressumme von 10,000 Rupien, gleichfalls für die Dauer von vier Jahren, für Verwaltungszwecke und eine Bewilligung von 30,000 Rupien jährlich für den gleichen Zeitraum zur Verbesserung und Vervollständigung der Gebäude und für die Ausrüstung der Universitätsbibliothek und der neuen Senatshalle.

t. **Eine große Fischsammlung** ist aus dem Victoria-See, dem größten Binnengewässer Afrikas, im Naturhistorischen Museum in London eingetroffen. Sie beruht auf den Forschungen von Professor Minchin während der Expedition zur Erkundung der Schlafkrankheit. Die Bedeutung der Sammlung besteht darin, daß mehr als 25 neue Fischarten aus dem Victoria-See durch sie bekannt geworden sind.

* **Verlegerkongreß.** Das endgültige Programm des internationalen Verlegerkongresses, der in der Pfingstwoche in **Mailand** stattfindet, ist erschienen und wird jedem Interessenten gern von dem deutschen Ausschuß, Leipzig, Gutenbergstraße 7, kostenfrei zugesandt. Der Empfang bei dem Präsidenten des Kongresses, Commendatore Ricordi, wird den Reigen der Festlichkeiten eröffnen, auch die Stadtverwaltung von Mailand wird die Teilnehmer empfangen. Außerdem sind Ausflüge nach dem Comer See und der Certosa di Pavia vorgesehen. Am letzten Tage findet ein Konzert in dem berühmten Scala-Theater statt.

* **Der Deutsche Monistenbund** wird monatlich erscheinende Mitteilungen unter dem Titel „Blätter des Deutschen Monistenbundes" herausgeben.

* **Berichtigung.** In der Notiz **Stavenhagen und die Schiller-Stiftung**, Beilage Nr. 112, ist statt: zuletzt im Sommer 1902 zu lesen: **zuerst** im Sommer 1902.

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Universitätsprofessor kann am 16. d. M. Dr. Karl Frhr. v. **Stengel**, Vertreter des Kirchenrechts und Staatsrechts an der hiesigen Universität, zurückblicken. — Der außerordentliche Professor für Maschinenbaukunde an der Maschineningenieurabteilung der hiesigen Technischen Hochschule Dr. phil. et ing. Rudolf **Camerer** ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

H. **Freiburg i. Br.** Geh. Rat Prof. Dr. **Bäumler**, der Direktor der hiesigen Medizinischen Klinik, empfing zu seinem 70. Geburtstag (13. Mai) durch Deputationen die Glückwünsche der Stadtgemeinde, der Universität und des Freiburger Aerztevereins. Prof. Dr. Krönig würdigte eingehend die wissenschaftlichen und ärztlichen Verdienste seines Kollegen. Der Jubilar erfreute in seiner Dankrede die Gratulanten durch interessante Mitteilungen aus seinem Leben, besonders über sein Wirken an Pariser und Londoner Kliniken. Unter den zahlreichen Glückwunschtelegrammen sei das des Großherzogspaares hervorgehoben. — Am 16. d. M. findet (in der Kunst- und Festhalle) die öffentliche Feier des **Prorektoratswechsels** statt.

H. **Heidelberg.** Am 12. d. M. wurde im Vestibül des Anatomischen Instituts die — von Schülern und Freunden gestiftete — **Büste Karl Gegenbaurs** enthüllt. Als Vertreter der Regierung waren anwesend Staatsrat Dr. Reinhard und Oberregierungsrat Dr. Böhm. Geh. Hofrat Prof. Dr. **Fürbringer**, Gegenbaurs Nachfolger, hielt die Weiherede. Geh. Rat Prof. Dr. **Arnold** dankte.

hc. **Halle.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität Professor Dr. phil. Max **Ihm** ist zum außerordentlichen Professor für klassische Philologie daselbst ernannt worden.

* **Leipzig.** Das sächsische Kultusministerium hat den vom Geh. Hofrat Prof. Dr. W. **Ostwald** erbetenen Rücktritt von der seit 1887 von ihm innegehabten Professur für physikalische Chemie genehmigt. Seine durch Gesundheitsrücksichten begründete Versetzung in den Ruhestand erfolgt am 30. September. Ostwald steht im 53. Lebensjahre. — Auf eine 25jährige Lehrtätigkeit blickt in diesem Semester der Kunsthistoriker Professor Dr. August **Schmarsow** zurück.

dr. **Jena.** Die **Großherzogliche Ackerbauschule in Zwätzen bei Jena**, eine Gründung der Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna von Sachsen-Weimar, begeht am 23. Mai das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens. Die Schule, die unter der Leitung namhafter Direktoren wie Geheimrat Prof. Dr. Gottlob **Schulze**, Prof. **Hansen** segensreich für die Erziehung der Söhne mittlerer und kleinerer Landwirte gewirkt hat, erfreute sich stets der besonderen Fürsorge des großherzoglichen Hauses, verdankt dieser Fürsorge schätzenswerte Stiftungen. Großherzog Carl Alexander hat oft und mit Vorliebe diese Landwirtschaftsschule besucht und den Prüfungen beigewohnt, und den Schülern hat es nie an Gelegenheit gefehlt, nach Absolvierung der Schule sofort in günstige landwirtschaftliche Stellungen geholt zu werden. Der gegenwärtige Leiter der Anstalt, Dr. **Otte**, gibt zu der Feier eine hübsche kleine Festschrift heraus.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Henri Rolin: La Question Coloniale. Liège 1906. Imprimerie La Meuse. 58 S.

Dr. **Hans Schneickert**: Die Bedeutung der Handschrift im Zivil- und Strafrecht. Leipzig 1906. F. C. W. Vogel. 144 S.

Anleitungen zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. Herausgeg. von Prof. Dr. G. v. Neumayer. Lieferung 9/10, 11/12. Hannover 1906. Dr. Max Jänecke.

Oesterreichisches Staatswörterbuch. Handbuch des gesamten österreichischen öffentlichen Rechts. 10. Lieferung. Wien 1906. Alfred Hölder.

Dr. **Rösler**: Deutsche Tüchtigkeits-Bestrebungen. (Vortrag.) Reichenberg 1906. Verlag des „Alkoholgegners". 47 S.

Kleines Orts-Lexikon von Oesterreich-Ungarn. Neu zusammengestellt von Dr. K. Prucker. Wien 1904. Artaria u. Co. 145 S.

Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. Band II: Oberpfalz und Regensburg. Heft 1—3. München. R. Oldenbourg. 232, 96 u. 83 S.

Vom Denken und dem Weltfrieden. Ein Essay. 1. Das Wesen der Idee. Wien 1906. Brüder Hollinek. 16 S.

Ernst Freymut: Der Reichstag in Nöten. Dresden 1906. Oscar Damm. 40 S.

Deutscher und internationaler Patent-Kalender 1906. Herausgeg. vom Patentanwalts-Bureau Gaston Dedreux. München. C. Beck (L. Haile). 96 S.

Prof. Lic. Dr. **Carl Clemen**: Die Entstehung des Neuen Testaments. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 167 S.

Morten Pontoppidan: Briefe über Christus. (Uebersetzung aus dem Dänischen von Hulda Prehn.) Basel 1906. Ernst Finckh. 119 S.

Dr. **Daniel Völter**: Der erste Petrusbrief. Seine Entstehung und Stellung in der Geschichte des Urchristentums. Straßburg 1906. J. H. Ed. Heitz. 58 S.

D. Dr. **E. W. Mayer**: Das psychologische Wesen der Religion und die Religionen. (Rede.) Ebenda 1906. 27 S.

Frhr. Carl v. Laßberg: Das alte und neue Testament als Menschenwerk oder Wahrheit und Dichtung im Bibelglauben. Dresden. E. Pierson. 651 S.

Herm. Schell: Christus. Das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung. Mainz 1906. Kirchheim u. Co. 242 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Noch einmal: Darwinismus und Lamarckismus.

In Nr. 106 der Beilage wurde unter dem Titel: „Darwinismus und Lamarckismus" von B. Wities eine Besprechung des gleichnamigen Werkes des Münchener Zoologieprofessors Aug. Pauly veröffentlicht. Sie erfreut durch Ruhe und Sachlichkeit, scheint mir aber in manchen Beziehungen Prof. Paulys Lebenswerk, das sich in immer steigendem Maße Beachtung erobert, zu verkennen, so daß einige ergänzende Bemerkungen dazu wohl am Platze sind.

Herr Wities meint, die Hauptbedeutung des Paulyschen Werkes liege darin, daß nun die letzten Konsequenzen der modernen teleologischen Naturauffassung gezogen seien. Das will mir nicht einleuchten. Im Gegenteil, wer die zwar sehr umfangreiche, aber nicht gerade inhaltschwere Literatur über den Neo-Vitalismus kennt, wird finden, daß hier nicht die letzten, sondern überhaupt einmal die ersten Konsequenzen gezogen wurden. Zum erstenmal ist nun die Teleologie auf eine klare Formel gebracht worden. Und die lautet: die Ursache der organischen Zweckmäßigkeiten liegt in psychischen Fähigkeiten der lebenden Substanz.

Pauly sucht die Beweisführung hierfür zu erbringen. Wenn sie ihm nicht gelungen sein sollte, bedeutet das nicht, daß diese Formel „in Zukunft vom wissenschaftlichen Forum verschwinden" müsse, sondern einfach nur, daß man nach besserem Beweismaterial suchen muß. Der Vitalismus ist deswegen noch lange nicht tot, denn Herr Wities erkennt ja selbst an, daß die alte mechanische Erklärung der organischen Zweckmäßigkeit nicht genügt. Also sind neue Anschauungen und Erklärungsversuche nach Art des Vitalismus eine wissenschaftliche Notwendigkeit.

Nun aber erscheint mir die Beweisführung Paulys durchaus nicht als verfehlt. Der Verfasser tat nur unrecht daran, zwei sehr heterogene Dinge künstlich zusammenzuschweißen. Das ist die Hypothese der psychischen Teleologie und seine Anschauung vom Wesen der Seele. Man kann sehr gut das Eine annehmen, ohne sich auf das Andere festzulegen.

Die Paulysche Auffassung der Psyche wird sich allerdings keine Freunde erwerben. Das ist nicht schwer zu prophezeien. Denn die von ihm postulierten Seeleneigenschaften sind in der Tat sehr wunderlich. Eine Potenz, die eigentlich feinste Materie sein soll, daher gewissermaßen Form hat und trotzdem Fortpflanzungsgeschwindigkeit — das widerspricht sich selbst und widerspricht allen sonstigen Erfahrungen. Aber warum müssen wir denn unbedingt diese Frage aller Fragen jetzt lösen? Ich lehne vorläufig einmal den Paulyschen Seelenbegriff ab und halte mich an das, was übrig bleibt. Was bleibt? Seine Anschauung, daß die zweckmäßigen Einrichtungen und Handlungen der lebenden Organismen unter dem Einfluß eines unbewußten Seelenlebens zustande kommen, daß in jeder Zelle die Primordien der Psyche: Fühlen, Wollen und Vorstellen, vorhanden sind.

Die Richtigkeit dieser Anschauung kann man ganz gut erweisen, auch ohne daß man das Wesen der Psyche kausal erklären kann. Die Handlungen meines Mitmenschen in einem gegebenen Falle sind mir wohlverständlich — und niemand hat noch klargelegt, was denn dieser glühende Funken der Intelligenz in uns eigentlich ist.

Also bleiben wir bei dem Kern der Sache: bei den Zellseelen. Ist der Begriff so unerhört neu, ist er wirklich so absurd und wunderlich, wie es Herr Wities meint? Mich dünkt, man hat sich mit dem Begriff schon seit sehr langer Zeit befreundet. Das Haupt der Mechanisten, Ernst Haeckel, hat ihn geprägt. Und es ist allen Fachleuten geläufig, daß die Elemente psychischen Lebens an das Leben der Zellen gebunden sind. Und schließlich: das wird niemand leugnen, daß die Ganglien im Menschenhirn der Sitz der psychischen Eigenschaften sind; was aber von der einen Zelle erwiesen ist, soll bei der anderen absurd sein?

Nein, die Annahme, daß allen Zellen, tierischen wie pflanzlichen, die Elemente des Seelenlebens zukommen, ist sehr diskutabel. Sie liegt in der Richtung der naturgemäßen Weiterentwicklung unserer Wissenschaft. Soviel zur prinzipiellen Klärung.

Nun kann man dem Problem auch von einer anderen Seite auf den Leib rücken und sagen: Anders als durch Urteilskraft lassen sich die zweckmäßigen Einrichtungen und Tätigkeiten der Organe gar nicht erklären. Es bleibt nämlich keine andere Annahme. Es sind überhaupt nur drei Möglichkeiten da. Entweder: die organische Zweckmäßigkeit kommt auf mechanischem Wege zustande. Das ist die Behauptung des älteren Darwinismus. Sie ist durch die neuere Entwicklung der Kenntnisse — auf die natürlich hier nicht eingegangen werden kann — wenigstens in gewissen Fällen widerlegt. Herr Wities behauptet übrigens auch nichts anderes. Bleibt Annahme Nr. 2. Das ist die theologische oder die von J. Reinke. Sie sagt: Eine „kosmische Intelligenz" hat alles gemacht und stößt nun immer mit dem Finger daran, damit das Rad des Lebens rolle. Dagegen gibt es so viel Argumente, daß Herr Reinke in der Naturforschung allein blieb mit seiner Auffassung. Um nur eines zu erwähnen, was ja Herr Wities sehr richtig hervorhob: die Teleologie ist, wie sich aus allem zeigt, eine Autoteleologie, also nicht von

außen in die Organismen gelegt. Bleibt also nur mehr ein Drittes: nämlich *die Intelligenz steckt im Organismus selbst darin.* Und zwar, weil nicht nur der menschliche Organismus diese wunderbare Teleologie aufweist, sondern auch Insekt, Polyp, Infusor, Alge und Rosenstock, so steckt die Intelligenz in allen Tieren und Pflanzen, in allen lebenden Zellen. Und diese Konsequenz hat Pauly gezogen. Ich finde, das ist nicht wunderlich und absurd, sondern logisch.

Die Annahme dieser Hypothese hängt natürlich davon ab, daß man in konkreten Fällen notwendigerweise zu ihr greifen muß. Darum wird die Untersuchung eines einzigen solchen Falles überzeugender wirken, als noch so viele allgemeine Argumente.

Das Leben der Pflanzen bietet ungezwungen hundert Beispiele dafür. Ich will nur eines herausgreifen, das besonders markant ist und auch allgemeines Interesse bietet. Die grünen Pflanzen sind bekanntlich für das Licht nicht gleichgültig. Unter dem Einfluß von Lichtstrahlen vollführen sie Orientierungsbewegungen, die eine der Assimilation nützliche Stellung der Blätter zur Folge haben. Das weiß seit einem Menschenalter jeder Botaniker, und der *Heliotropismus* ist eine unbestreitbare Tatsache.

Untersuchen wir aber einmal: wie kommt diese heliotropische Bewegung zustande? Neuere Erfahrung hat gezeigt, daß nicht der ganze Pflanzenkörper auf Lichtstrahlen reagiert. Sondern z. B. nur die Blattspreiten oder bei Keimlingen nur das Keimblatt. Man hat die Sache bekanntlich besonders genau bei Graskeimlingen erforscht. Darwin selbst ist darin vorangegangen. Läßt man Licht auf das Keimblatt eines Hirsekeimlings fallen, so vollzieht sich in dem hypokotylen Glied ziemlich weit unter dem Keimblatt schon nach kaum zehn Minuten eine Aenderung. Es wird dort einseitiges Wachstum eingeleitet, als dessen Folge sich das Keimblatt mit der ganzen Vegetationsspitze dem Lichte zudreht. Bleibt die Beleuchtung konstant, so *wird die Pflanze aus einem sonst dunklen Raum genau in den Lichtkegel, also dorthin wachsen, wo sie die zuträglichsten Lebensbedingungen findet.* Das ist ein Vorgang, dessen „Zweckmäßigkeit" nicht wir erklügelt haben, sondern die an dem Gedeihen und sonstigen Verkümmern der Pflanze durch die Natur demonstrativ wird. Umwickelt man den Kotyledon mit Stanniol und beleuchtet nur das hypokotyle Glied, so erfolgt keinerlei Reaktion. Darum hat man sich gewöhnt, das Keimblatt der Gräser als lichtempfindliches Sinnesorgan anzusprechen, und Haberlandt und seine Schüler haben bekanntlich an Laubblättern auch besondere Vorrichtungen zur Verstärkung des Lichtreizes, als da sind: vorgewölbte Häute, eingesetzte Kieselsäurelinsen und dergleichen mehr, nachgewiesen, so daß man mit gewisser Berechtigung heute von „Pflanzenaugen" spricht.[1])

In diesen festgestellten Tatsachen sind aber wichtige Vorgänge des Innenlebens verraten. Daß die Pflanze an bestimmten Körperstellen Lichtstrahlen perzipiert und auf den Reiz in bestimmter Weise reagiert, beweist, daß sie *Empfindung* hat, die ihr durch Sinnesorgane vermittelt wird. Daß sie an anderer Stelle reagiert, als wo sie gereizt wurde, beweist, daß in ihr eine *Reizleitung* vorhanden ist, daß also der Reiz in ihr einen *objektiv wahrnehmbaren* Energiewechsel hervorruft. Und daß Reaktion auf den Reiz eine *Handlung von unbestreitbarer Zweckmäßigkeit* ist, beweist, daß die Pflanze über dieselben energetischen Umsetzungen verfügt wie ein Tier, das einen Gegenstand erblickt und hierauf zweckentsprechende Bewegungen vollführt, um ihn zu erreichen. In diesem Zusammenhang aber ist sowohl das Kriterium des *Wollens* als auch der *Urteilskraft* gelegen, die dazu gehören, um eine zweckmäßige Handlung auszuführen.

Diese „Urteilskraft" gibt sich noch viel schlagender in den Bewegungen von Schwärmsporen kund, die, vom Lichte angelockt, ihm eiligst zuschwimmen, aber sofort umkehren, wenn das Licht eine ihrem Chlorophyll gefährliche Intensität erreicht.

Und wenn nun jemand einwendet, daß nicht die „Lebensnotwendigkeit" die Pflanze dem Lichte zutreibt, sondern daß der Heliotropismus eine dem Plasma überhaupt eigene, von jeder Zweckmäßigkeit unabhängige Eigenschaft sei, so ist doch leicht zu erwidern, daß diese Ansicht ja keinerlei mechanische Erklärung des Heliotropismus, sondern nur eine *Beschreibung der Tatsachen* sei, die erklärt werden sollen, daß sie also gar kein Gegenargument ist.

Die klare und einzig mögliche Formulierung der in dem gewählten Fall gegebenen Tatsachen ist die: *Der von einer oder ein paar lichtgereizten Zellen ausgehende Impuls wird weiter transportiert und bewegt an der passenden Stelle mehrere tausend Zellen* (wie durch einen Kommandoruf) *zu einer gleichsinnigen Handlung, die mit den Lebensvorteilen des ganzen Körpers in einem vernünftigen Zusammenhang steht.* Ein „intelligentes" Wesen könnte nicht anders handeln. Und wer die aus diesen Tatsachen abgeleitete psychologische Theorie entkräften will, muß diese Wirklichkeit in anderer Weise zu erklären wissen. Diesen klipp und klaren Vorgang des Pflanzenlebens (dem tausend ähnliche an die Seite gestellt werden können) muß man mechanisch-darwinistisch, vitalistisch oder sonstwie auf eine *andere* wirkende Ursache zurückführen können, als auf eine nach psychischen Gesetzen wirkende Kraft — erst dann ist Paulys Anschauung von dem Wesen der organischen Zweckmäßigkeit widerlegt und dann will ich meine Anschauung von der Pflanzenseele gern aufgeben.

R. Francé.

Die Seeschlacht von einst und jetzt.

Von Karl Neureuther.

(Fortsetzung.)

Vom Verlauf des Kampfes selbst zur Zeit der Segelflotten kann man sich ohne Schwierigkeit ein anschauliches Bild machen. Obwohl es eine Menge reglementärer Formen gab und die Bewegung in denselben und die Uebergänge aus einer in eine andere Gegenstand steter Uebung war, so war doch im Kampf selbst nicht mehr viel davon zu bemerken. Der Beschaffenheit der Schiffe nach war die Linie, in der ein Schiff dem anderen, und zwar sehr dicht aufgeschlossen, folgte (Kiellinie), die vorteilhafteste Form, weil die Breitseiten dabei sofort verfügbar lagen. Der Abwartende war dem Angreifer zu Anfang überlegen, wenn dieser die Linie direkt ansegelte, also erst wenden mußte, um *seine* Batterien auch in die Feuerlage zu bringen. Der Angreifer zog daher das „Passiergefecht" oder „laufende Gefecht" vor, wobei die Kämpfenden parallel zueinander, sei es in gleicher oder entgegengesetzter Richtung, segelten. Die Kiellinie konnte so eng aufgeschlossen eingehalten werden, daß fast das Bugspriet eines nachfolgenden Schiffes über das Heck des Vordermannes ragte. Diese *dichte* Reihenfolge war wünschenswert, um wenigstens das Feuer von zwei oder drei Schiffen leicht und rasch gegen *ein* gegnerisches zusammenfassen zu können; sie war aber auch durchführbar, weil die Fahrfähigkeit des Vordermannes, die ja in seinem Segelwerk lag, fortwährend beobachtet werden konnte und weil bei der mäßigen Geschwindigkeit und guten Wendbarkeit ein Ausbiegen bei eintretender Störung immer möglich blieb. Das Fahrzeug des Oberbefehlshabers mußte nicht an einem bestimmten Platz, etwa an der Spitze der Linie, sein. Seine Befehlssignale wurden von einer seitwärts und von der ganzen Flotte aus sichtbaren Fregatte oder Korvette wiederholt. War im all-

[1]) Wer sich für eine zusammenhängende Darstellung dieser Dinge interessiert, den verweise ich auf Band I—II meines „Leben der Pflanze" Stuttgart 1905.

gemeinen die dichtgeschlossene Kiellinie, welche eine mit Kanonen reich gespickte Front dem Feind zu bieten gestattete, eine günstige Form zu wirkungsvollem Beginn des Kampfes, so mußten doch im weiteren Verlauf sich Gruppen- und Einzelkämpfe auch dann ergeben, wenn nicht die zu Anfang gegebenen Befehle und Anordnungen dies mit sich brachten. Es bestanden strenge Vorschriften, den Platz in der Gefechtslinie nicht ohne Befehl zu verlassen. (In Frankreich sogar seit 1765 Gesetz.)

Die Taktik, welcher wir bei Nelson begegnen, war dem Grundgedanken nach sehr einfach wie alles Gute. *In der Ausführung* es ihm gleichzutun, war *eine andere Sache*. Das Verfahren ging darauf hinaus, jenen Teil der feindlichen Flotte mit Uebermacht anzugreifen und so rasch als möglich zu überwältigen, dem der andere Teil am schwersten Hilfe bringen konnte. Zu erkennen, welches der hiernach anzugreifende Teil sei, wofür Lage zum Wind, zu Strömung, etwa zu Ufer oder Untiefen, dann die Natur des Gegners selbst, seine Geschwaderzusammensetzung u. s. w. die Erwägungselemente lieferten, war eben die zu lösende Aufgabe. Beim Hilfebringen handelte es sich immer um dichtes Nahekommen, weil die geringe Tragweite und Schußgenauigkeit der damaligen Geschütze eine wirksame Unterstützung aus der Ferne ausschloß. Eine rasche Ueberwältigung des angegriffenen Teiles war um so eher zu erreichen, je besser eine Umfassung gelang, denn ein von zwei oder mehr Seiten angegriffenes Schiff mußte die Batterien seiner *beiden* Breitseiten besetzen, stand in Raschheit des Feuers also zurück, erlitt auf jeder Seite Verluste und konnte nicht jedem seiner Angreifer immer die volle Breitseite zuwenden. Wenn auch bei solchem Geschützkampf immer die Batterielinien, das Takelwerk und die Wasserlinie die Hauptziele waren, so lag der Schwerpunkt der Wirkung doch in dem massenhaften Ueberschütten mit Geschossen, wodurch, abgesehen von besonders verderblichen Zufallstreffern, ein *allmähliches* Zertrümmern und Zusammenbrechen erreicht wurde.

Gelang es einem Schiff, ohne vorhergehende eigene größere Schäden und Verluste, nahe hinter dem Heck eines feindlichen Schiffes dessen Kielwasser langsam zu kreuzen und währenddessen die feindlichen Decke der Länge nach mit Kugeln Schuß auf Schuß zu durchfegen, so war der Erfolg meistens im wahren Sinne des Wortes ein durchschlagender, denn jedes durch die Fenster und dünnen Schaltwandungen des Hinterbaues eintretende Geschoß fand erst in den Batteriegeschützen und ihren Bedienungsmannschaften und etwa noch in Masten, Verschlägen u. s. w. ein Hindernis seines verheerenden Fluges nach vorn. Solchem Geschick zu entgehen, war nur ein noch bewegungs-, also wendungsfähiges Schiff imstande. Es geschah nicht selten, daß ein in seinen oberen Teilen zerschossenes und seiner Masten beraubtes Schiff schwimmfähig blieb, wenn es nicht gerade starke Wasserlinientreffer erlitten hatte oder in Brand geraten war. Ergab es sich nicht, so wurde zum Entern, zum Kampf Mann gegen Mann geschritten, was bei dem Bestreben, schon den Geschützkampf auf geringe Entfernung zu führen, im wahren Sinne des Wortes nahegelegt war. Das Verhaken der Bord an Bord gebrachten Schiffe geschah meistens mit vereinten Kräften beider Gegner.

Wenden wir uns der Gegenwart zu und betrachten wieder vor allem die Gefechtseinheit der Schlachtlinie, das *Panzerlinienschiff*, so ist vorauszuschicken, daß dieses im Gegensatz zum einstigen Segelkriegsschiff noch keineswegs zu abgeschlossener Vollendung gediehen ist, sondern mitten in der Entwicklung steckt. Trotzdem läßt sich schon viel Charakteristisches und zur Geltung Gelangtes hervorheben.

Dem aufmerksamen Beobachter entgeht nicht, daß in den meisten Richtungen fast alles im Vergleich zu einst auf den Kopf gestellt und ins Gegenteil verkehrt ist, von der äußeren Umrißgestalt über die Kampfbewegung und Kraftäußerung hinweg bis zur Vernichtung. Die Aeußerlichkeiten der Erscheinung erhalten Bedeutung durch ihre Begründung in den besonderen Kampf- und Fahrtelementen des Schiffes. Während früher das Heck mit dem Quarterdeck, dem Standpunkt des Kommandanten, die bedeutendste Erhöhung des Schiffskörpers darstellte und auch über dem Bug oder der „Back" noch ein Deck lag, von dem aus hauptsächlich das Stag-Segelwerk des Fockmastes bedient wurde, sind jetzt die beiden Enden des Schiffes dessen niedrigere Teile und gerade das Heck der niedrigste geworden, und diese niedrigen Teile tragen die gepanzerten Türme mit den schweren Geschützen, wendbar nach allen Seiten. Der Standpunkt des Kommandanten ist bis über die Mitte nach vorn gerückt. Die Kommandobrücke reicht quer über die Schiffsbreite und ermöglicht so den Blick auf die beiden Schiffsseiten. Verschiedene mit der Führung des Schiffes zusammenhängende Deckaufbauten, die größeren Boote und Barkassen, die zur Handhabung schwerer Lasten dienenden großen Krane und bei manchen Klassen auch erhöht angebrachte Gruppen leichterer Geschütze bilden für das Auge des Beschauers *jene* zwischen den Geschütztürmen sich aufbauende und zusammenschiebende, um den mittleren Teil der Schiffslänge sich gruppierende Massenerhöhung, die für die äußere Gestalt des neuen Schlachtschiffes bezeichnend wird. Die Bemastung mit Takel- und Segelwerk ist verschwunden, denn auf Benützung des Windes als bewegende Kraft ist verzichtet. Statt der Masten, deren Marsen einst auf den „Webeleinen" der beiderseitigen „Wanten" bestiegen wurden und deren Raaen und Stage u. s. w. die bewegenden Segel handhaben ließen, sind die eisernen Gefechtsmaste getreten, welche zum Feuergefecht armierte Marse tragen, zu denen man auf Wendeltreppen im Innern oder auf Steigleitern gelangt, und statt der Raaen ragen Vorsprünge und Spieren zum Anbringen von Signalen seitlich in die Luft heraus. Die Zahl, Gruppierung, auch Form und Bemalung der Schornsteine[1]) der Schraubenmaschinen-Feuerungen bilden die am weitesten sichtbaren Unterscheidungs- und Erkennungszeichen der einzelnen Fahrzeuge oder ihrer Klassen. Die Bemalung der Schiffswände, welche einst schon auf weite Entfernung die Stärke eines Linienschiffes nach Zahl seiner Batterien abschätzen ließ, ist durch eine möglichst unscheinbare, dem Wasser sich anpassende Färbung ersetzt und auf größere Entfernung ist nicht viel mehr von der Armierung zu erkennen als die lang aus den beiden Endtürmen herausragenden schweren Geschützrohre.

Die Ursachen, welche diese Schiffserscheinungen gezeitigt haben, nämlich der Wunsch nach Panzerung, nach Unabhängigkeit vom Wind, nach besser geschütztem Bewegungsmittel, als es das Takelwerk bot, und endlich nach kräftiger, weiter und genauer wirkenden Geschützen sind ja sehr natürlich erscheinende, doch führt nähere Erwägung darauf, daß diese Wunschgegenstände wie alle Dinge ihre zwei Seiten haben. Schon als nach den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts die Bombenkanonen à la Paixhans auftauchten und in die Marine Eingang fanden, mußte man auf die Wandverstärkung durch Panzerung bedacht sein. Je stärkere Panzer es später gab, desto kräftiger gegen sie wirkende Geschütze mußten gebaut werden, und es ist ein Glück, daß es mechanisch begründete Grenzen gibt, sonst wäre des gegenseitigen Ueberbietens kein Ende. Je schwerere Panzer und je größere Geschütze das Schiff trägt, desto weniger von seiner Tragkraft bleibt für andere unentbehrliche Dinge übrig. Daher das ständige Anwachsen der Gesamtgröße, des Deplacements.

Die Unabhängigkeit vom Winde durch Verwendung der Schraubendampfmaschinen, die, im unteren Raum gelegen, dem feindlichen Feuer sehr entrückt sind, hat ihre Kehrseite in der Abhängigkeit vom Feuerungsmaterial und im großen Raumbedarf für Maschine und Kohlen. Keine weit ausgreifenden überseeischen Kriegsunternehmungen sind mehr möglich, wenn nicht genügende, gesicherte und stets erreichbare Kohlenvorräte, sei es in Stationen oder mitgeführten Schiffen, zur Verfügung stehen. Ganz unbedingt ist für *Bewegung im großen* die Abhängigkeit größer geworden gegenüber der Segelschiffszeit, in der auch störende

[1]) Die Schlöte heißen offiziell „Schornsteine" obwohl an dem Gegenstand kein Stein zu finden und der Sinn der Silbe „Schorn" dunkel ist.

Windstillen beide Parteien trafen, während es ganz eigentümlich zugehen müßte, wenn heutzutage ein Kohlenmangel beide Teile zugleich lahmlegen sollte.

Ist aber der Kampfplatz mit noch genügendem Kohlenvorrat erreicht, so ist dagegen im Vergleich zu einst die Unabhängigkeit in der Bewegung nach jeder Richtung und in jedem Sinne ganz ungeheuer groß geworden. Der Wind kommt nur noch wegen der Rauchlage, gelegentlich auch wegen Einwirkung des Seeganges auf die Erfolge des Geschützfeuers, in Notlagen auch als ein sekundäres Hilfsmittel etwa in Betracht. *Ausnahmen* werden noch zu erwähnen sein bei Fahrzeugen für *besondere Verwendung*. Die Anwendung der Schiffsschraubrn als Bewegungsmittel an Stelle des Segelwerks hat wesentliche Aenderungen in der Schiffsgestalt bedingt. *Der Kiel* hat dir Bedeutung für die Fahrt, welche ihm beim Segelschiff zukam, verloren. Was von ihm noch übrig blieb, dient am Vorderende zur Anbringung des Ramm-Sporns, am Hinterende als Stütze des Steuers und der mittleren Schraube. Diese Flächen am Vorder- und Hintersteven sind genügend, um der Vorwärtsbewegung eine gewisse Stetigkeit zu gewähren. An Stelle des mittleren fast oder ganz entschwundenen Kielteiles sind meist rechts und links lange, am Rumpf parallel laufende und schräg nach abwärts gerichtete Flächen angesetzt, die „Schlingerkiele“, die bei seitlich angreifendem Seegang die Rollbewegungen verlangsamen. Das Verhältnis der Breite des Schiffes zur Länge, früher etwa 1 : 3½ oder 4, hat sich bedeutend (auf zirka 5½), bei sehr schlanken Schiffen für besondere Zwecke auf etwa das Doppelte umgewandelt, was übrigens auch erst bei dem Eisenbau möglich wurde. Einen ganz wesentlichen Einfluß äußert das große Gewicht der Schlachtschiffe auf die Beweglichkeit. Wenn auch die erreichbare Fahrtgeschwindigkeit an sich eine verdoppelte geworden ist, so erfordert dagegen der Uebergang von geradliniger zu bogenförmiger Fahrt und umgekehrt, das Verlangsamen, Stoppen, Wiederangehen u. s. w. sehr bemerkenswerte Zeiträume wegen des den schweren Massen innewohnenden Beharrungsvermögens. Ein in voller Fahrt befindliches Panzerschiff gleitet, wenn das Ruder für eine Wendung gestellt ist, auch nach Beginn der Wendung noch eine Strecke weit seitwärts in der ursprünglichen Richtung weiter, bis es der neuen folgt, eine etwa mit der „Abdrift“ bei Seglern zu vergleichende Bewegungsart. Wenn es die Wendungsbewegung angenommen hat, bedarf es einer Umsetzung des Ruders in entgegengesetzte Lage bei genügender Fahrt, um es wieder in gerade Fahrtrichtung auf der neuen Linie zu bringen u. s. w. Um die Beherrschung der Bewegungsfähigkeit eines Panzerschiffes in die Hand zu bekommen, sind daher umfassende und gründliche Erprobungen bei verschiedenen Geschwindigkeiten erforderlich, und manche in der ersten Zeit der Panzerschiffverwendung vorgekommene Unfälle haben in diesen Umständen ihren Grund. Ein in Wendung befindliches Panzerschiff kann eine Kreislinie von zirka 400 bis 450 Meter Durchmesser fahren. In Kiellinie einander folgende Schiffe haben mindestens 200 Meter Abstand zu halten, wenn sie bei Fahrt mit äußerster Kraft im Falle einer Fahrtstörung beim Vordermann noch klar an diesem vorbeikommen sollen. Dadurch dehnen sich die erforderlichen Räume in die Länge, und ein Geschwader von acht Schiffen braucht schon über 1500 Meter, bei einem Abstand von 300 Meter von Schiff zu Schiff aber über 2200 Meter. Die Bewegungsbeherrschung ist auch Vorbedingung für den Erfolg eines Angriffs mittelst des Rammsporns und ebenso für das Ausweichen solchem Angriff gegenüber. Diese am Vordersteven unter der Wasserlinie angebrachte Angriffswaffe erfreut sich übrigens selbst vielfacher Angriffe von seiten nicht zu unterschätzender Seemänner, da nur selten Gelegenheit gegeben ist, sie ohne Gefährdung des eigenen Schiffes wirkungsvoll zu gebrauchen. (Der Stoß gegen die Flanke eines in Fahrt befindlichen Gegners ist stets höchst bedenklich.) Der Rammsporn ist dem Stachel der Biene darin vergleichbar, daß er *einmal* wirkt. Man kann daher wegen der Kosten, Konstruktionsschwierigkeiten, Belastung, Bewegungshemmung u. s. w. allerdings zum Gegner des Rammsporns werden. Sieht man sich aber einmal einem unbeweglich gewordenen feindlichen Schiff gegenüber, so wird man in Ermangelung der Ramme es bedauern, ihm nicht den Gnadenstoß geben zu können. Gefährlich kann der Rammsporn dem eigenen Geschwader bei der Fahrt in Kiellinie werden, weil das Hinterteil eines Panzerschiffes gerade sehr empfindlich ist gegen den Rammstoß eines nachfolgenden, und weil das Erkennen einer Maschinenstörung beim Vordermann einen sehr erfahrenen Blick erfordert. Man erkennt die Störung eben erst an deren Wirkung, während man bei der Kiellinie der *Segel*-Kriegsschiffe die Störungsursache selbst unmittelbar vor Augen hatte.

Zu erläutern, wie Urbung und Erfahrung für dieses rechtzeitige Erkennen erworben wird durch die Fahrten mit den Maschinensignalen u. s. w., würde hier zu weit führen.

Jedenfalls wird heutzutage diejenige Flotte ein Ueberlegenheitselement besitzen, welche schneller fahrende, sicherer wendende und richtiger gehandhabte Fahrzeuge hat, weil sie dem Gegner die Art des Kampfes, Fern- oder Nahkampf u. s. w., vorschreiben kann.

In Verwendung und Leistungsfähigkeit der Hauptwaffe, *der Artillerie*, hat sich eine Umwälzung in *jeder* Beziehung vollzogen. Während früher die Breitseite mit ihren Batterien Träger der Artilleriekraft war, finden wir jetzt die schwersten mit großer Präzision auf große Entfernungen arbeitenden gezogenen Geschütze in Türmen drehbar, mit wenig Ausnahmen auf dem Vorder- und Hinterteil des Hauptschiffskörpers paarweise aufgestellt, so daß schon beim Herannahen an den Gegner eine ausgiebige Feuerwirkung erzielt werden kann, während diesem nur ein schmales Ziel geboten wird. Der Gebrauch dieser Geschütze ist von der Stellung des Schiffes zur Schußlinie sehr unabhängig geworden. Wenn auch das Bestreichungsfeld der Turmgeschütze auf etwa 270 Grad, d. i. drei Viertel eines Kreises, als Maximum beschränkt sein wird, so sind doch die Fälle, in denen *Wendungen des Schiffes* Vorbedingung der Artillerie-Wirkung wären, sehr selten geworden. Der mit Geschütz und Bedienung wirksam Ausgestattete kann jetzt auf große Entfernung den Kampf eröffnen und schon in diesem Eingangsstadium dem Gegner so fühlbaren Schaden zufügen, daß für ein folgendes Nah- oder Passirgefecht vorteilhafte Bedingungen gegeben sind. Außer den schweren Geschützen führt das jetzige Schlachtschiff mittlere und leichte Kalibrr, bei deren Aufstellung ebenfalls auf weitgehrnde Wendbarkeit nach rechts und links Bedacht genommen ist. Die Ziele dieser Geschütze sind die leichter verwundbaren Teile des Gegners, alle sich bietenden Lücken, die Geschütze, alle Befehls- und Leitungseinrichtungen u. s. w., außerdem feindliche Torpedoboote. Gegen die lebenden Ziele, die Besatzung, kommen noch besonders an Stelle der früheren „Drehbassen“ oder „Schwanenhälse“ jetzt auf den Marsen, Kommandobrücken und sonstigen freistehenden Punkten die Maschinengewehre zur Verwendung. Während früher bei den mit glatten Geschützen besetzten Breitseit-Batterien jeder Schuß im Nahkampf bei nur annähernd richtiger Lage die Kugel zerstörend ins Holzwerk des Gegners brachte, ist einem Panzerschiff gegenüber genau gezieltes Einzelfeuer sehr wertvoll geworden und um so wertvoller, als es sich nur noch um gezogene, genau arbeitende Geschütze handelt. Eine Konzentration des Feuers bei besonderen Gefechtsaufgaben ist in hohem Maße ermöglicht. Die Vorbedingung hierfür, nämlich eine größere Zahl von Geschützen unter Uebersicht und Leitung einer Persönlichkeit zu haben, kommt dabei allerdings in Konflikt mit dem Bestreben, durch entsprrchende Aufstellung eine gleichzeitige Schädigung mehrerer Geschütze durch das feindliche Feuer möglichst zu verhindern. Eine der verschiedentlich auftauchenden Kompromißgelegenheiten zwischen berechtigten Gegensätzen.

Die Gelegenheit, einen gepanzerten Gegner an einem verwundbaren Punkt zu packen, kann unter Umständen auf sehr kurzen Zeitraum beschränkt sein, *oder* es können sich in kurzen Zwischenräumen nacheinander verschiedene solche Gelegenheiten bieten, *oder* auch es kann die Gefechtslage es erfordern, den Gegner ohne solches besonderes Ziel rasch mit möglichst vielen Geschossen innerh[illegible] kurzer Zeit zu

überschütten. Diese Erwägungen führten zur Einführung der Schnellfeuergeschütze, deren Wesen darin besteht, daß Geschoß, Ladung und Zündungsvorrichtung in einem Stück vereinigt ins Rohr gebracht werden, daß der Rohrverschluß rasch und einfach zu handhaben ist, daß das Geschütz einen gehemmten Rücklauf auf dem Unterteil seiner Lafette erhält und automatisch wieder in die Feuerstellung vorgeht, und daß der Richtende zugleich Abfeuernder ist. Im allgemeinen ist sechsmal so rasches Feuer als beim gewöhnlichen Einzelladen anzunehmen. Beim mittleren Kaliber, bis 20 Zentimeter, können 3 bis 5 Schuß, beim leichten bis etwa 20 Schuß pro Minute angesetzt werden, und auch bei den schwersten Geschützen ist es gelungen, gezielte scharfe Schüsse in weniger als 50 Sekunden Zwischenzeit folgen zu lassen.

Daß diese Feuergeschwindigkeiten nur bei günstigen Vorbedingungen voll ausgenützt werden, gebietet schon der bemessene Munitionsvorrat, der für schwere Geschütze auf 50 bis 80, für mittlere auf 100 bis 150, leichte 200 bis 250 Schuß anzugeben ist, während für Maschinenkanonen 2000 bis zu 2500, für Maschinengewehre 10,000 bis 12,000 Schuß mitgeführt werden. Da diese beiden Maschinenwaffen auch die Wiederladung automatisch besorgen, so ist weise Einschränkung auf Lagen, bis guten Erfolg versprechen, dringend geboten, um Verschleuderung zu vermeiden.

Eine andere Einschränkung bietet die Gebrauchsdauer der Geschütze. Es wäre unbillig, von der Natur zu verlangen, daß solch ungeheure Kraftwirkungen, wie sie zum Durchschlagen 30 bis 40 Zentimeter dicker Panzerplatten gehören, auf unbegrenzte Dauer geäußert werden könnten, ohne daß das Material des Geschützes, das diese Arbeit leistet, angegriffen wird. Man bekommt aber leider auch hier nichts geschenkt. So kann denn in der Regel die verläßige Gebrauchsdauer eines schweren Geschützes auf 100 Schuß begrenzt angenommen werden, während sich bei mittlerer und leichter Artillerie die Zahl natürlich rasch bedeutend erhöht. Die Gewaltäußerung der schweren Geschütze beruht wesentlich darauf, daß die bedeutende Länge der Rohre (40 Kaliber, zirka 12 bis 14 Meter) ein vollkommenes Verbrennen der Pulverladung ermöglicht, bis das Geschoß mit seiner nun erlangten größten Geschwindigkeit das Rohr verläßt. Wollte man rascher wirkende Ladung anwenden, die dem schweren Geschoß nicht genügend Zeit läßt, sich aus seiner Ruhelage im Rohre erst in Bewegung zu setzen, so würde die Wirkung auf dieses eine sprengende werden.

Zum Durchschlagen der Panzer kommen massive Stahlgeschosse zur Verwendung, und außer diesen führen die schweren Geschütze auch Granaten mit Sprengfüllung, die mittleren und leichten außer den Granaten noch Schrapnells.

Von den jetzt bestehenden schwersten Geschützen, 30.5 Zentimeter, noch weiter hinaufzugehen, begegnet einem bedenklichen Umstand, indem nämlich die zum Durchschlagen eines Panzers erforderliche Energie nicht im gleichen Verhältnis zur Zunahme der Panzerdicke wächst, sondern im quadratischen. Da der Wert jedes Schusses in seiner Wirkung liegt, muß man sich diese vergegenwärtigen. Gelingt es, eine Granate da anzubringen, wo sie durchschlagen kann, so platzt sie im Augenblick ihres Eindringens. Ihre Splitter fliegen, sich zerstreuend, im Raum weiter. Nur die gegen Holzgebälk oder etwa genau senkrecht gegen Eisenwände treffenden kommen gleich zur Ruhe, während alle schräg gegen Metallflächen treffenden, soweit sie sie nicht mehr durchbrechen können, so lange weiter prallen, bis ihre mechanische Kraft aufgezehrt ist.

So wurden zum Beispiel auf dem Admiralschiff Cäsarewitsch der Port Arthur-Flotte nur durch die Splitter einer Granate, die durch die Sehspalte des Kommandoturms eingedrungen waren, sämtliche Insassen desselben getötet.

Daß die Explosionsgase der jetzigen Sprenggeschosse erstickend wirken, kommt nebenbei in Betracht.

Welch ein Unterschied tritt uns in alledem entgegen im Vergleich zu den Segelflotten der unmittelbar vorhergegangenen Periode, bei deren glatten Kanonen von Feinheiten irgendwelcher Art, von Gebrauchsdauer und Aehnlichem keine Rede war und bei denen schon das mit den Paixhans-Kanonen auftauchende Sprenggeschoß, die einfache runde Bombe, eine Aufsehen erregende Neuerung bildete.

(Schluß folgt.)

Neues von Beyle-Stendhal.

Die Zeitschrift L'Ermitage beginnt am 1. März mit ihrer angekündigten periodischen „Chronique stendhalienne" von Coffe. Zunächst gibt Adolphe Paupe, der verdienstvolle Verfasser der „Histoire des oeuvres de Stendhal" (Paris 1904) Nachträge zu diesem bibliographischen Werke. Aus dem weiteren Inhalt sei hervorgehoben: „Stendhal chez Mme. Ancelot", eine Notiz aus dem Buch dieser Dame, „Les Salons de Paris" (Paris 1858) die ein helles Licht auf Stendhals Proteusnatur wirft. Es war damals die Zeit, wo Beyle-Stendhal wegen seiner Racine-Broschüre (1823), die den Götzen des falschen Klassizismus eine späte „Götzendämmerung" bereitete, mit den Akademikern (besonders Auger) heftige Polemiken hatte. So sagte er zu Madame Ancelot: „Ich weiß wohl, Sie laden mich nicht zu Ihren Dienstagen ein, weil Sie Akademiker da haben." Daraufhin wird vereinbart, daß er inkognito kommen soll. Am Dienstag Morgen schickt er der Hausfrau sein Erstlingswerk, das „Leben Haydns" (1814), und erscheint am Abend unter dem Pseudonym dieses Buches: César Alexandre Bombet, mit folgender Erklärung: „Entschuldigen Sie mein frühes Kommen. Ich bin ein viel beschäftigter Mann. Ich stehe morgens um 5 Uhr auf und gehe in die Kasernen, um mich zu überzeugen, ob meine Lieferungen gut sind. Sie wissen ja, ich bin Armeelieferant für Strümpfe und Mützen. Namentlich auf Mützen verstehe ich mich seit meiner zartesten Jugend! Nichts hat mich von dieser freudvollen und lukrativen Beschäftigung abbringen können. Ja, ich weiß, es gibt Künstler und Schriftsteller, die einen Glorienschein um Bilder und Bücher weben. Aber was ist das im Vergleich zu der Ehre, eine ganze Armee mit Fuß- und Kopfbekleidung zu versehen und sie vor Erkältungen zu schützen...." So fuhr er wohl eine halbe Stunde fort, gab Einzelheiten an, was er an einer Mütze verdiente, sprach von Konkurrenzneid u. s. w. — Um dieselbe Zeit war es, wo er sein „Nouveau Complot contre les Industriels" schmiedete!

Eine scharfe Zurückweisung erfährt hier, wie im Figaro, der Aufsatz „L'Egotisme pathologique chez Stendhal" von Ernest Seillière (Revue des Deux Mondes vom 15. I. und 1. II. d. J.), der im Resumee (in der Bearbeitung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski) auch deutsch in der Vossischen Zeitung (Sonntagsbeilage 9 und 10 d. J.) erschienen ist. Die Heftigkeit und Unehrerbietigkeit der Sprache dieses Aufsatzes scheint den französischen Stendhaltanern den Blick für seine inneren Qualitäten getrübt zu haben. So sehr man auch die Schlußfolgerungen Seillières als übertrieben ansehen mag, gibt die Art, wie der „romantische Anarchismus" Beyles als Problem behandelt wird, doch jedenfalls reiche Anregung und erleichtert das Verständnis von Beyles komplizierter Psyche.

Noch bedeutsamer ist die Veröffentlichung von Casimir Stryienski, dem verdienstvollsten aller Stendhal-Forscher, „En marge des Promenades dans Rome" (Revue Bleue vom 3. März 1906), Randbemerkungen Stendhals zu seinen „Römischen Spaziergängen", die sein Testamentsvollstrecker Colomb aus Beyles Handexemplar von 1829 abgeschrieben hat.

Diese Notizen stehen nur in sehr lockerem Zusammenhang mit dem Buche, in das sie geschrieben sind, dafür aber geben sie uns viele tagebuchartige Impressionen von nicht geringer Bedeutung. So erfahren wir endlich etwas Bestimmtes über Beyles Lieblingspseudonym de Stendhal, das er sich, wie manche glaubten, nach Winckelmanns Geburtsort Stendal zugelegt hat, zu der Zeit, da er in dem nahen

Braunschweig Kriegskommissar war (1806—1809). Nun zeigt gerade diese Notiz, daß Beyle Winckelmanns Bedeutung nie erfaßt hat, daß er vielmehr sehr abschätzig von ihm sprach, ganz wie von Goethe, Kant und Niebuhr. In einer erweiterten Neuauflage der „Promenades", zu der es übrigens nie gekommen ist, nimmt er sich vor, auch „zwei oder drei Seiten des Schwätzers Winckelmann zu zitieren, der in meinem Leben geboren ist". Diese Zitate sollten mit anderen aus Nardinis „Roma antica" in den Anhang kommen, denn „für die Dummköpfe muß etwas Wissenschaftliches dabei sein. Man liest den Anhang nicht, und er vermehrt das Zutrauen der halben Einfaltspinsel zu dem Uebrigen...." Auch das ist so echt Stendhal — ganz wie sein Auftreten als Mützenlieferant. — Neben vielen anderen für Beyles Kenntnis der römischen Verhältnisse hochinteressanten Einzelheiten finden wir auch literarische Abschweifungen, die für Stendhals Aesthetik wertvolle Aufschlüsse liefern. So heißt es: „Die meisten Anekdoten, die Cintio in seinen Cento novelle wiedergibt, halte ich für wahr. Ebenso scheint mir der Pecorone, die Novellensammlung von Bandello, historisch. Bandello spricht von der Kunst di novellare und sagt ausdrücklich, man müsse wahre Anekdoten sammeln. Dem Boccaccio, der professioneller Literat ist, traue ich schon minder...."

Bücher und Zeitschriften.

Die Kinderschule. Roman von Leon Frapié. Einzig autorisierte deutsche Uebersetzung. Berlin, Egon Fleischel u. Co. 1905.

Die Erfindung der kleinen Handlung in diesem bilderreichen Roman erinnert uns an Paul Göhres „Drei Monate Fabriksarbeiter". Der gelehrte Pastor, der bis dahin niemals schwere körperliche Arbeit zu verrichten hatte, entschloß sich, drei Monate lang das Leben eines gewöhnlichen Arbeiters in einer großen Fabrik zu führen, um es am eigenen Leibe kennen zu lernen und dann mit größtmöglicher Unmittelbarkeit zu beschreiben. Halb freiwillig, halb durch die Not der Umstände gezwungen, läßt Frapié die liebenswerte Heldin und Schreiberin seines Romans in Tagebuchform ein ähnliches Wagestück unternehmen. Rose ist die Tochter eines plötzlich verarmten und verstorbenen reichen Spekulanten in Paris. Sie hat viel gelernt, sogar das Lehrerinnendiplom erworben. Aber mit ihrer Mitgift hat sie auch ihren Verlobten verloren, und da sie keine Protektion genießt, findet sie auch keine ihr entsprechende Anstellung. Vergrämt und verzagt, wie sie nun ist, entschließt sie sich, die armselige Anstellung einer Aufwartefrau in einer Pariser Armenschule anzunehmen, wo sie Dienste leisten muß, die ihren physischen Kräften ebenso wenig wie ihrer bisherigen sozialen Stellung entsprechen: sie muß die Fußböden scheuern, die Fenster putzen, Oefen heizen, Kinder im Alter von 2 bis 8 Jahren rein halten, darf auch ihre dem neuen Stande überlegene Bildung weder im Wort noch in der Haltung verraten. Allein sie ist in der Lage, die Wahrnehmungen, die sie von ihrem untergeordneten Posten aus an den Einrichtungen der Schule, an Zöglingen, Lehrerinnen und nicht am wenigsten an den Müttern und Vätern der Proletarierkinder macht, mit kritischem Geiste aufzuzeichnen. Also ein weiblicher Paul Göhre, nur daß unsere Romanheldin es ein ganzes Schuljahr aushalten muß, bevor sie von ihrem halb unfreiwilligen Martyrium durch eine voraussichtliche Heirat mit dem Anstaltsarzt befreit wird.

Die Wirkung des Buches ist, wenn man von einer zuweilen ermüdenden Wiederholung der Kinderszenen absieht, ganz außerordentlich. Denn Frapié begnügt sich nicht mit der Behandlung rein pädagogischer Probleme, sondern zeichnet in den Kindern den Spiegel der Eltern. Kein naturalistischer Roman der 90er Jahre, der sich nach Zolas Beispiel in den Dienst der sozialistischen Tendenzen stellte, kann sich an erschütternder Wirkung in der Schilderung des Fluches der Armut mit diesem rein dichterischen Werke eines Menschenfreundes vergleichen, der keinerlei andere Tendenz verfolgt als die, zu zeigen, wie wenig am Ende auch die Schule ausrichten kann, so lange die Eltern nicht klüger und besser werden. In die Kinderpsyche hat sich Frapié mit unendlicher Liebe vertieft. Wie weit stehen seine Kinderseelen von den Kinderbildern eines Bernardin St. Pierre ab! Soweit wie das Rokoko des 18. Jahrhunderts von der Armenleutmalerei des letzten Drittels im 19. Jahrhundert. Frapié geht überall den Wirkungen der von der Armut zumeist untrennbaren Roheit der Eltern auf die Kindesseele nach. Er schildert uns altkluge, teils verschüchterte, teils frech gewordene Kinder, bei denen von Anfang an die Instinkte der Not: List und Begehrlichkeit geweckt werden. Ihm erscheinen die Proletarierkinder wie mühselig aus hartem Gestein sich zu Licht und Luft durchringende Pflänzchen. Und einmal bricht er in die Klage aus: „Man wirft einem in jedem Augenblick die „Vorrechte des Familienvaters" auf den Kopf. ... Wer aber wird gegen alle Welt für die nach Erhörung schreienden Rechte der Kinder eintreten? Das Kind hat nicht allein ein Recht darauf, nicht mit Alkohol und Glaubenslehren der Sklaverei vergiftet zu werden — es trägt auch die wesentliche, unerläßliche Forderung in sich selbst, nicht zu viel Brüder und Schwestern zu erhalten! Man läßt auch dem Gemüse auf den Feldern das nötige Quantum Boden, damit es fortkommen kann." Ein ander Mal sagt er: „In bezug auf die Brotfrage sind die Kinder von geradezu tragischer Strenge. Da lassen sie nicht mit sich spaßen." Und er wird nicht müde, die Rückwirkung der Stimmung des verzweifelten Kampfes ums gemeine Leben, die in den Proletarierfamilien des Pariser Armenviertels zu Hause ist, auf die unschuldigen Kinderseelen zu schildern. Nichts erregt häufiger seinen Spott, als wenn er an die schön stilisierten, wohlgesetzten Vorträge denkt, die die Lehrerinnen der Armenschule vor den Kindern halten, denen der kleine Magen knurrt. Ihnen stellt er seine rührende Aufwartefrau Rose gegenüber, die sich mit den Kindern mütterlich einläßt, soweit sie kann jedes nach seiner Art nimmt und individualisierend zu erziehen sich bemüht. Dem Schulsystem macht er den Vorwurf: „Beim Unterricht gilt nicht die Parole, solche Lehren zu erteilen, die den Kindern zu statten kommen, sondern Lehren, die in den Augen des Publikums Effekt machen. Dieser Verpflichtung zu entgehen, ist ein Ding der Unmöglichkeit... Aeußerlichkeit! Aeußerlichkeit! Schein! Der Lehrer, der Inspektor, keiner kann für die Kinder arbeiten; sie sind gezwungen, für die Kirche, das Reglement, die Behörde zu arbeiten. Und die Behörde ist gezwungen, für die Statistik, die Rechenschaftsberichte zu arbeiten. Ueberall nur Schein..."

Frapiés Buch muß den Kinderfreund, den Pädagogen und den Soziologen in gleichem Maße anziehen. Ist's auch, wie bemerkt, stellenweise ermüdend, weil sich der Dichter in der Zeichnung von Momentbildern und Typen aus der Armenschule und dem Familienleben der sie besuchenden Jugend nicht genug tun kann, so quillt doch überall eine so reine Poesie des Herzens hervor — kräftig, ohne Sentimentalität! —, daß man sich den verehrungswürdigen Eifer des Autors gern gefallen läßt. Die Uebersetzung (von Laura Feil) ist sehr gut.

M. N—r.

Prolog und Epilog im deutschen Drama. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Dichtung von Edwin Zellweker. Leipzig und Wien 1906, Franz Deuticke.

Der Verfasser vorliegender Schrift hat sich einer ziemlich unfruchtbaren Arbeit unterzogen. Er suchte Art und Wesen der Prologe und Epiloge im deutschen mittelalterlichen Drama bis Jakob Ayrer (einschließlich) klarzulegen. Das gemeinsame Merkmal dieser Prologe und Epiloge ist, daß sie von vornherein keinem künstlerischen, sondern nur einem praktischen Interesse dienen. Die Prologe vertreten zunächst die Stelle unserer heutigen Theaterzettel. Sie waren dazu da, dem Publikum das Verständnis der Stücke zu erleichtern, indem sie die auftretenden Personen aufzählten, mehr oder weniger ausführliche Inhaltsangaben brachten und auf etwaige Besonderheiten hinwiesen. Ferner erfüllten die Prologe die Aufgaben unseres heutigen Glockenzeichens und Vorhanges; das heißt sie dienten dazu, Stillschweigen herzustellen und den Anfang des Stückes anzuzeigen. Der Epilog enthielt meistens eine Nutzanwendung, Folgerung und Lehre aus dem vorher im Schauspiel Erlebten und die Verabschiedung des Dichters und der Darsteller vom Publikum. Seine Hauptaufgabe war, die Beendigung des Spiels zu verkünden. Was für kleinere Unterschiede und Ausnahmen dabei im Gebrauche von Prolog und Epilog vorkamen, was für Variationen innerhalb des allgemeinen Schemas auftraten, ist mit andauernder Ausführlichkeit in Zellwekers Schrift angegeben. Der Fleiß, der aus seinen Zusammenstellungen spricht, verdient Anerkennung.

Dr. A. Sonntag.

---

hc. Die Flora Brasiliensis, das große botanische Werk, ist jetzt nach 66jähriger Arbeit vollendet. Sie wurde von Geheimrat Professor v. Martius in München 1840 begründet, nach seinem Tode von Prof. A. W. Eichler in Berlin 1868—1887 fortgeführt und jetzt von Prof. Ign. Urban zum Abschluß gebracht. Aus der Einleitung entnehmen wir, daß in den 40 Foliobänden 22,767 Arten (fast doppelt so viel als in

Europa wachsen) aus 2253 Gattungen eingehend beschrieben und auf beigefügten 3811 Tafeln zum Teil auch abgebildet sind. Der Ladenpreis beträgt 4372 Mark. Unter den 65 Mitarbeitern, von denen nur noch 23 am Leben sind, befinden sich 38 Deutsche; außerdem beteiligten sich belgische, dänische, englische, französische, holländische, österreichische, schweizerische und ungarische Botaniker daran. Die brasilianische Regierung gab unter dem Kaiser Dom Pedro II. eine erhebliche Unterstützung, nach der Entthronung desselben zahlte auch die Republik noch einige Male. Seit 1899 hörten aber alle Zuschüsse auf, so daß das Werk nur unter großen Sorgen und persönlichen Opfern zu Ende geführt werden konnte.

Allgemeine Rundschau.

Ein Planetoid mit sehr großer mittlerer Entfernung.

Zwischen Mars und Jupiter umkreist die Sonne bekanntlich ein Schwarm von kleinen und kleinsten Himmelskörperchen, die den Namen Planetoiden, Asteroiden, oder auch „Kleine Planeten“ schlechthin, erhalten haben. Der erste und zugleich größte dieser kleinen Himmelskörper ist in der Neujahrsnacht 1801 von dem italienischen Astronomen Piazzi in Palermo durch Zufall entdeckt worden; hundert Jahre später konnte man bereits gegen 500 von ihnen soweit, daß man ihre Bewegung am Himmel rechnerisch verfolgen, sowie Zeit und Ort für die Wiederkehr in die für ihre Beobachtung günstigste Stellung (ihre „Opposition“) mehr oder weniger genau im voraus angeben konnte. Es zeigte sich bald, daß der durchschnittliche mittlere Abstand der kleinen Planeten von der Sonne sehr nahe demjenigen Wert entspricht, den das bekannte Titiussche Gesetz (auch „Bodesche Reihe“) forderte. Dieses Gesetz, welches die mittleren Abstände der ersten sieben großen Planeten leidlich genau durch eine einfache Reihe darstellt (für Neptun dagegen einen um etwa 30 Prozent zu großen Wert ergibt), zeigte nämlich zwischen Mars und Jupiter eine Lücke, auf Grund deren man dann das Vorhandensein eines zwischen den genannten Planeten die Sonne umkreisenden unbekannten Planeten vermutete. Nach diesem unbekannten Planeten wurde denn auch tatsächlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Entdeckung der Ceres systematisch gesucht. Wie aber in den Bahnelementen der Planetoiden überhaupt sehr beträchtliche Verschiedenheiten auftraten, so ist dies besonders der Fall hinsichtlich ihres Abstandes von der Sonne, bezw. der Größe ihrer mittleren täglichen Bewegung. Den geringsten Abstand von unserem Zentralgestirn und demgemäß die größte tägliche Bewegung unter allen Planetoiden besitzt, wie man weiß, der 1898 von Witt entdeckte Planet Eros, dessen Perihel (d. i. der der Sonne am nächsten gelegene Punkt seiner Bahn) sogar diesseit der Marsbahn sich befindet. Die hierdurch ermöglichte beträchtliche Annäherung dieses interessanten Planetoiden an die Erde gibt bekanntlich ein ausgezeichnetes Mittel zur Bestimmung der mittleren Entferung der Erde von der Sonne, der astronomischen Entfernungseinheit, an die Hand. Als äußerster unter den bekannten kleinen Planeten galt andrerseits bisher der Planetoid Nr. 279, Thule, dessen mittlerer Abstand von der Sonne 4.26 Erdbahnradien beträgt, dessen Bahn von der des Planeten Jupiter jedoch noch völlig umschlossen ist. Das Gegenstück zum Eros nun, ein Planetoid, der im sonnenfernen Teil seiner Bahn weit über die Bahn des Planeten Jupiter hinausgeht, ist im Februar dieses Jahres auf dem astrophysikalischen Observatorium Königstuhl bei Heidelberg entdeckt und vorläufig als Planet 1906 T G bezeichnet worden. Die mittlere Entfernung dieses äußerst lichtschwachen Planeten (seine Oppositionshelligkeit entspricht der Sterngröße 14) beläuft sich nämlich, nach einer von Berberich in Berlin ausgeführten Bestimmung seiner Bahnelemente, auf nicht weniger als 5.25 Erdbahnhalbmesser, während der mittlere Abstand des Planeten Jupiter nur 5.20 Erdbahnradien entspricht. Da die Bahn des Planetoiden aber außerdem noch erheblich exzentrischer ist als die Jupiterbahn, ergibt sich die Tatsache, daß der erstere in der Sonnenferne seiner Bahn weit über die Jupiterbahn hinausgeht. Eine Vergleichung der mittleren, kleinsten und größten Abstände von der Sonne, sowie der zugehörigen mittleren täglichen Bewegungen gibt für die im vorstehenden erwähnten Glieder unseres Sonnensystems die nachfolgende Tabelle:

Planet	Mittlerer Abstand (Erdbahnradien)	Kleinster Abstand (Erdbahnradien)	Größter Abstand (Erdbahnradien)	Mittlere tägliche Bewegung Bogensekunden
Erde .	1.00	0.98	1.02	3548
Eros . . .	1.46	1.14	1.78	2015
Mars . .	1.52	1.38	1.67	1887
Thule . . .	4.26	3.91	4.61	403
Jupiter	5.20	4.95	5.45	299
1906, T G	5.25	4.37	6.13	295

r.

Welche Milch ist am leichtesten verdaulich?

-o- Gelangt die Kuhmilch in den Magen, so ist die nächste Folge eine Gerinnung, wobei schwer lösliche Flocken von Käsestoff (Kasein) auftreten, die erst durch Einwirkung von eiweißlösenden Fermenten wieder in Lösung gebracht und damit von der Darmwand aufsaugbar gemacht werden können. — Die Magensäure und ein Labferment im Magen bewirken diese augenblickliche Gerinnung. Die Milch ist somit nicht so ohne weiteres der Aufnahme in die Chylusgefäße und die Blutbahnen fähig wie eine sonstige Lösung von Nährstoffen, etwa das Bier, in welchem ja bekanntlich Kohlehydrate (Gummi, Malzzucker) in gewisser Menge gelöst sind; die gelösten Stoffe des Bieres sind direkt aufsaugbar. — Die Flocken, welche bei der Gerinnung der Milch auftreten, sind bei Kuhmilch groß und grob. Man kann sich davon überzeugen, wenn man Kuhmilch im Reagensglas mit Säure versetzt, einige Tropfen Salzsäure oder Essigsäure oder Schwefelsäure u. s. w. rufen binnen wenigen Minuten die Ausfällung des Milchkaseins und damit die Gerinnung hervor. Bei der spontanen Gerinnung ist es bekanntlich die Milchsäure, welche das Kasein zur Ausscheidung bringt; sie entsteht beim mehrtägigen Stehen der Milch in genügender Menge durch die Milchsäuregärung, einen bakteriellen Vorgang, aus dem Milchzucker. — Aehnliche große grobe Flocken weist nach F. v. Szontagh (Jahrbuch für Kinderheilkunde, 3. Folge, Bd. XII) auch die Ziegen- und Büffelmilch auf. Fein sind dagegen die Kaseinflocken der Esel- und Stutenmilch, ferner der menschlichen Milch; auch ist der absolute Kaseingehalt in den letzteren drei Milcharten geringer. Szontagh hat auch künstliche Verdauungsversuche angestellt, durch die eine Beobachtung der Verdaulichkeit jener Milcharten im Reagensglas möglich ist. — Bekanntlich heißt das eiweißlösende Ferment des Magens Pepsin und die Säure des Magensaftes ist die Salzsäure. Wenn man nun den Magensaft eines frisch geschlachteten Schweines herausnimmt, so kann man durch vorsichtige chemische Operationen, wobei jede Schwächung oder gar Abtötung des so empfindlichen Fermentes (durch Kochen, zu schädliche Chemikalien u. dgl.) vermieden werden muß, ein wirksames Pepsinpräparat (trockenes Pulver oder Lösung) erhalten, das seine Kraft längere Zeit beibehält. Mit derartigen Präparaten werden, unter Zusatz von etwa 0.3 bis 0.5 Prozent Salzsäure „künstliche Verdauungsversuche“ angestellt, wobei das Reagensglas der Behälter des Verdauungssaftes wie des zu verdauenden Stoffes ist; die natürliche Wärme des Magens und Darmes kann man durch Einstellen des Versuches in einen Brütofen herbeiführen. Es zeigte sich bei den Versuchen von Szontagh, daß menschliche Milch sowie Esel- und Stutenmilch ganz und gar verdaulich ist, während die Kuh-, Büffel- und Ziegenmilch einen Kaseinrückstand hinterläßt; es bleiben von diesen Milcharten unter den ganz gleichen Versuchsbedingungen 15 bezw. 14 und 8 Prozent des Kaseins ungelöst, also unverdaut, zurück. Bekanntlich wird Stuten- und Eselmilch von manchen Völkern genossen, auch alkoholhaltige Getränke werden daraus durch Vergärung des Milchzuckers mittels besonderer Fermente hergestellt. Kumyß ist gegorene Stutenmilch und wird, wie auch der ähnliche Kephir, zur Heilung der Lungentuberkulose angewendet. Von Interesse dürfte noch sein, wie man früher Magensaft zur künstlichen Verdauung gewonnen hat. Spallanzani ließ nüchterne Tiere Schwämmchen verschlucken, zog dieselben dann heraus, nachdem sie sich mit Magensaft vollgesogen hatten. Beim Menschen gelang es zuerst dem amerikanischen Arzt Beaumont (1825) bei einem kanadischen Jäger, dem durch einen Schuß der Magen eröffnet war, aus der hieraus erwachsenen dauernden Magenfistel reinen Magensaft zu gewinnen. Erst im Jahre 1834 stellte Eberle künstlichen Magensaft durch Ausziehen von Pepsin aus der Magenschleimhaut mit verdünnter Salzsäure her. Nach Brücke, dem berühmten Wiener Physiologen, genügen gegen 4 Liter einer Mischung von 4—8 Kubikzmtr. rauchender Salzsäure und 1 Liter Wasser zur Extraktion der zerschnittenen Magenschleimhaut vom Schweine; in Mengen von ½ Liter wird diese Mischung von sechs zu sechs Stunden von neuem aufgegossen. Solcher Saft kann direkt zur Verdauung angewendet werden, man muß nur von Zeit zu Zeit etwas Salzsäure zusetzen.

Kleinere Mitteilungen.

* Die deutsche Schiller-Stiftung hat soeben ihren 46. Jahresbericht erscheinen lassen, der durch die Mitteilungen über die Jahrhundertfeier am 9. Mai 1905 von besonderer Bedeutung ist. Es wird in ihm über die eindrucksvolle Schiller-Feier in Weimar berichtet, bei der der Vorstand ins-

besondere den damals anwesenden Vertreterinnen des Schiller-Verbandes deutscher Frauen tiefempfundenen Dank aussprechen durfte für die in diesen Tagen überreichte Spende von 250,000 Mark, die sich in der Folge noch am 30,000 Mark vermehrt hat. Ferner stiftete die Cottasche Buchhandlung 1000 Exemplare von Schillers Gedichten zur Verteilung, und Wilhelmine Seebach setzte ein Legat von 15,000 M aus. Zu Ehrenmitgliedern worden anläßlich der Schiller-Feier ernannt: Alexander Baron von Gleichen-Rußwarm, der Urenkel Schillers, Professor Dr. Karl Frenzel, Vorsitzender der Berliner, und Ludwig Lobmeyer, Obmann der Wiener Zweigstiftung, Frau Frida Brasch (Leipzig) als Vorsitzende des Schiller-Verbandes deutscher Frauen. Letztere wurde gleichzeitig durch eine Ehrengabe von 2000 Mark ausgezeichnet, während eine solche von je 1000 Mark den Dichtern Gustav Falke in Hamburg, Ferdinand v. Saar in Wien, Isolde Kurz in Florenz, ferner 500 Mark an Karl Söhle in Dresden zugesprochen wurden. Die Gesamtsumme der Ausgaben betrug 60,720 Mark, davon entfielen 15,270 Mark auf lebenslängliche Pensionen an verdienstvolle Schriftsteller oder deren Hinterbliebene, 27,500 M auf vorübergehende Pensionen und 17,950 M auf einmalige Bewilligungen. Mit den Leistungen der Zweigstiftungen ergibt sich eine Gesamtleistung der deutschen Schiller-Stiftung im Jahre 1905 von 68,569.14 M. An Zweigstiftungen hat die Stiftung gegenwärtig 24, lebende Ehrenmitglieder 18. Vorort bleibt Weimar.

* Ausstellung von Werken ostasiatischer Druckkunst. Im Buchgewerbemuseum im Deutschen Buchgewerbehause zu Leipzig ist eine Ausstellung von Werken ostasiatischer Druckkunst veranstaltet. Man sieht dort zunächst eine Anzahl älterer chinesischer Bücher, die Herr Professor Dr. Conrady bei seinem Aufenthalt in China gesammelt hat. Unter der interessanten Kollektion befindet sich auch ein Manuskriptfragment aus dem dritten oder vierten Jahrhundert, das aus den Ausgrabungen Sven Hedins stammt. Vom 14. Jahrhundert an sind dann alle Perioden der chinesischen Geschichte durch charakteristische Beispiele von gedruckten Büchern vertreten bis auf unsere Tage, aus denen man zum Beispiel das Tagebuch des Sühneprinzen Tschun und das Adreßbuch von Peking sieht. Neben China ist Japan mit einer stattlichen Anzahl von Farbholzschnitten aus dem Besitze der Firma Karl W. Hiersemann in Leipzig vertreten. Diese Blätter bieten eine günstige Gelegenheit zur Verfolgung der Geschichte der japanischen Holzschnittkunst von den primitiven Meistern ab über die Blütezeit hin bis in unsere Zeit des Neu- und Nachdrucks. Die Ausstellung, die auch sonst viel Interessantes bietet, z. B. indische und persische Miniaturen, ist zu den üblichen Besuchszeiten des Museums unentgeltlich geöffnet.

* Von einem interessanten Manuskriptfund, der leider einer sofortigen Vernichtung anheimgefallen ist, wird der Frankfurter Zeitung aus Göttingen berichtet: Das Haus, in dem der Dichter Gottfried August Bürger in dem benachbarten Dorfe Gellhausen gewohnt hat, wird zurzeit einer gründlichen Reparatur unterzogen. Bei dieser Gelegenheit fanden die beiden erwachsenen Kinder des jetzigen Besitzers auf dem Boden des Hauses einen Packen Papier. Es waren Gedichte von Bürgers Hand geschrieben. Die beiden jungen Leute lasen darin, da kam die Mutter hinzu und sagte: „Wieß mal her, wat hewet jei da?" guckte hinein und mit den Worten: „Ach, wal brukel jei sau damm Tüg tau lesen" zerriß sie die Papiere und warf sie in das Herdfeuer.

R. Der Romanist Eduard Boehmer, der kürzlich in Lichtenthal bei Baden-Baden starb, hat in seinem Testament mehrere Bibliotheken mit Teilen seiner reichhaltigen Bibliothek bedacht. Neben den Universitätsbibliotheken von Heidelberg und Straßburg erhält die Kgl. Bibliothek in Berlin, die 1885 Boehmers rhätoromanische Sammlung erwarb, alle seitdem von ihm gesammelten rhätoromanischen Drucke und Handschriften, die sie noch nicht besitzt.

hc. Todesfall. Am 14. d. M. ist in Königsberg i. Pr. der außerordentliche Professor für Geologie and Paläontologie an der dortigen Universität, Direktor des ostpreußischen Provinzialmuseums und der Bernsteinsammlung der Universität Dr. phil. Ernst Schellwien im Alter von 40 Jahren gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Die hiesige Technische Hochschule hat den Ingenieuren Karl Brandau aus Iselle und Eduard Locher aus Brig in Anerkennung ihrer Ausdauer und Energie beim Bau des Simplontunnels die Würde eines „Dr. ing." ehrenhalber verliehen.

* **Gießen.** Der außeretatsmäßige außerordentliche Professor der Augenheilkunde Dr. F. Best, bisher erster Assistent an der hiesigen Augenklinik, scheidet aus dem Lehrkörper der Universität, um eine entsprechende Stellung in Dresden zu übernehmen.

hc. **Danzig.** Der erste Privatdozent an der 1904 neuerrichteten Technischen Hochschule ist jetzt zugelassen worden. Für das Fach der Nationalökonomie und Wirtschaftsgeschichte habilitierte sich Dr. phil. Karl Moliwo aus Lübeck auf Grund der Schrift über „Die Lübecker Warrantordnung von 1900".

hc. **Leipzig.** Dr. med. Heinrich Füth, Privatdozent für Geburtshilfe und Gynäkologie und erster Assistent bei Prof. Zweifel an der hiesigen Universitäts-Frauenklinik, ist zum ordentlichen Mitgliede der Kölner Akademie für praktische Medizin und Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe an derselben gewählt und Allerhöchst bestätigt worden. Er tritt dort an Stelle des Bonner Gynäkologen Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Fritsch.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Karl Maria Kolb: Die komische Oper nach Lortzing. Berlin. Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. 78 S.

Therapeutische Neuheiten, herausgeg. v. Dr. med. Paul Streffer in Leipzig. 1. Jahrgang. Heft 1, 2 u. 3. Leipzig 1906. Joh. Ambrosius Barth. 96 S.

Dr. med. R. Gollmer: Die Todesursachen bei den Versicherten der Gothaer Lebensversicherungsbank. (Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Versicherungs-Wissenschaft. Herausgegeben von Dr. Alfred Manes, Heft 9.) Berlin 1906. E. S. Mittler u. Sohn. 46 S.

Ludwig Schucht: Die Chemische Düngerindustrie. Braunschweig. Fr. Vieweg u. Sohn. 164 S.

Karl Spitteler: Glockenlieder. (Gedichte.) Jena 1906. Eugen Diederichs. 92 S.

Erich Harnack: Tierschutz und Vivisektion. (Das moderne Christentum. Herausgeber Theodor Kappstein. Heft 3.) Berlin 1906. Hüpeden u. Merzyn. 103 S.

Frhr. v. Lüttwitz: Das Angriffsverfahren der Japaner im ostasiatischen Kriege 1904/05. Berlin 1906. E. S. Mittler u. Sohn. 55 S.

M. Friedmann: Die russischen Finanzen. (Herausgeg. von der Siegfried Cronbach. Russischen Korrespondenz.) Berlin 1906. 92 S.

Prof. Dr. Ludwig Martens: Die Plato-Lektüre im Gymnasium. Elberfeld 1906. A. Martini u. Grüttefien G. m. b. H. 65 S.

Am Scheidewege. Von Z. Riga 1906. Jonck u. Poliewsky. 71 Seiten.

Wilhelm Begemann: Comenius und die Freimaurer. Berlin 1906. E. S. Mittler u. Sohn. 56 S.

Helga Ohlsen: Ein Sonntagsleben. Dresden. Wilh. Boensch. 346 S.

Prof. Dr. Julius Franz: Der Mond. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 90. Bändchen.) Leipzig 1906. B. G. Teubner.

Prof. Dr. Georg Jacob: Türkische Bibliothek. Berlin 1906. Mayer u. Müller. 122 S.

Hermann Graef: Schillers Romanzen in ihrem Gegensatz zu Goethes Balladen. 42 S. — Karl M. Brischar: Jens Peter Jacobsen und seine Schule. 19 S. — Paul Kunad: Immermanns Merlin und seine Beziehungen zu Richard Wagners Ring der Nibelungen. 16 S. — Karl Ernst Knodt: Theodor Storm als Lyriker. 27 S. — Herm. Graef: Heinrich Heine. 30 S. — Ernst v. Wildenbruch: Das deutsche Drama, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand. 49 S. (Beiträge zur Literaturgeschichte. Heft 1 bis 6. Herausgeber Hermann Graef.) Leipzig 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Die wichtigsten landwirtschaftlichen Zahlen und Tabellen. 1. Heft. Betriebs- und Ackerbaulehre. Herausgegeben von Dr. Johannes Bresler. Halle a. S. 1906. Karl Marhold. 71 S.



Jahrgang 1906. München, Freitag, 18. Mai. Nummer 115.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.30.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Das Ornament in der modernen Kunst.

Von Prof. Karl Widmer (Karlsruhe).

Wie eng sich die Behandlung des Ornaments mit den innersten Fragen des künstlerischen Geschmacks berührt, dafür ist gerade unsere Zeit, die seit mehr als dreißig Jahren an einer ästhetischen Reform ihrer äußeren Kultur experimentiert, das lebendige Beispiel. Für alle Wandlungen, die der Geschmack auf diesem Weg durchlaufen hat, wird die Rolle, die man dem Ornament in den angewandten Künsten angewiesen hat, in gewissem Sinn den Ausschlag geben. Wir sind dabei von einem Extrem zum anderen gelangt. Zuerst eröffneten Versuche von ausgesprochen dekorativem Charakter den Reigen der Reformen. Es war die Zeit der Neurenaissance, des Neurokoko u. s. w. Schon die Vergangenheit selbst, bei der man in die Schule ging, hatte ihre größten Leistungen nicht in der Schöpfung konstruktiver Grundformen (wie etwa das Mittelalter in seinem Bürgerhaus, seinem Kirchenstil), sondern in der Fortentwicklung und immer reicheren, immer kapriziöseren, wenn auch von zeitweiligen Reaktionen unterbrochenen Steigerung der dekorativen Effektmittel. Spätgotik, Hochrenaissance, Barock und Rokoko waren an sich schon Zeiten des dekorativen Stils. Und dekorativ war erst recht der Geist ihrer Nachfolge. Indem man die ornamentale Sprache ihrer Architektur, ihres Möbel- und Gerätestils nachsprach, glaubte man die untergegangene Kultur jener Zeiten wieder ins Leben heraufbeschworen zu haben.

Dann kam als Reaktion auf diese einseitig im Historisch-Retrospektiven aufgehenden Richtung die „moderne Bewegung“. Aber auch sie hatte im Anfang noch einen überwiegend dekorativen Grundzug. Man suchte vor allem nach dem neuen Ornament. Des Akanthus und der übrigen Gemeinplätze der historischen Schulsprache überdrüssig, begann man, angeregt durch japanische und chinesische (bei uns in Deutschland über England vermittelte) Einflüsse, aus der Natur selbst zu schöpfen. Man durchforschte die Tier- und Pflanzenwelt der heimischen Landschaft nach neuen dekorativen Vorbildern. Im Anfang war man noch in einer naturalistischen Auffassung befangen. Ein tieferes Eindringen in das Wesen des Oraments, unterstützt durch das Studium des primitiven (altnordischen, frühmittelalterlichen, altorientalischen) Kunsthandwerks, schärfte die Augen für die Gesetze des ornamentalen Stils. Was jene Alten unbewußt geübt hatten, das wurde jetzt das Resultat bewußter Erkenntnis: daß die Wirkung des Ornaments nicht auf der Vollkommenheit der Naturwiedergabe, sondern auf den Gesetzen der formalen Proportion, der farbigen Harmonie beruht. Daß das Ornament kein Bild ist, sondern die Belebung einer Fläche. Man lernte die Darstellung diesen Gesetzen unterordnen, in das Material und in die Fläche übersetzen.

Das moderne Ornament bekam seinen stilisierenden Charakter. Ein Schritt weiter führte zum abstrakten Ornament. Es ist die natürliche Konsequenz der modernen Auffassung, daß das Wesen des Ornaments als ein reiner Linien- und Farbeneindruck mit der Wiedergabe eines Naturobjektes an sich nichts zu tun hat. Und schließlich deckt es sich überhaupt mit der Grundrichtung der modernen Kunstanschauung, mit den herrschenden Begriffen vom rein Künstlerischen „als der eigentlichen Quintessenz“ des Kunstwerks. Die bekannten Quadrate, womit z. B. die Wiener Werkstätten ihre Wände und Möbel dekorieren, bezeichnen in der Tat die äußerste Prägnanz einer modernen, auf die reine, sinnliche Augenwirkung abstrahierenden Kunstsprache.

Dazu kommt noch ein Vorteil materieller Art. Er liegt in dem Charakter unserer heutigen Produktionsweise. Der größte Teil aller unserer Gebrauchsgegenstände — das sogenannte „Kunsthandwerk“ mitgerechnet — wird heute von der Fabrik geliefert. Den Traum, daß eine Hebung unserer künstlerischen Kultur auf die künstliche Wiederbelebung des Handwerks gegründet werden könne, nimmt kein Vernünftiger mehr ernst. Unsere moderne Arbeit ist auf die Maschine gestellt: es gilt also, dem Werk der Maschine selbst den Ausdruck eines künstlerischen Geschmacks abzugewinnen. Das ist nur möglich, wenn man die Grenzen der Maschinenarbeit einhält, von der Maschine nichts verlangt, was sie nicht leisten kann. Wenn eine echte alte Rokokotasse mit einer Schäferszene bemalt ist, so hat das als ein von der menschlichen Hand ausgeführtes Kunstwerk seinen Wert in sich (abgesehen vom Reiz des Altertümlichen!). Mit der Maschine ausgeführt, wird die Imitation der Pinseltechnik zur Karikatur. Der mechanischen Herstellung entspricht das neutrale, sich an die geometrische Grundform anlehnende Linienornament, der Streifen, das Band, das allereinfachste Blattornament und dergl. Es ist stilgerecht, denn es entspricht der Technik seiner Entstehung.

So hat sich also das moderne Ornament immer entschiedener vom Naturalismus der Ausführung, vom Darstellerischen der Auffassung zur Ausbildung einer rein ornamentalen Formensprache entfernt.[1]) Wir wollen keine Bilder

[1]) Eine Ausnahme von künstlerischer Bedeutung ist das Kopenhagener Porzellan mit seinem illustrativen Dekor (Szenen aus dem Tierleben).

und Statuen mehr auf Möbeln und Tapeten, Tellern und Krügen. Diese konsequente Unterordnung des Ornaments im Rahmen seiner ästhetischen Funktion wirkte nicht nur *auf den Stil des Ornamenis*; sie veränderte auch *die Bedeutung des Ornaments* im Zusammenhang mit der ganzen künstlerischen Arbeit.

Die moderne Bewegung hatte im Anfang noch das größte Gewicht auf das Dekorative gelegt. Die Wortführer in dieser ersten Zeit der Bewegung waren die Künstler, die ein neues Ornament, „*ihr* Ornament" erfunden hatten. Indem sie es wie ein Monogramm auf ihre Arbeiten drückten (van de Velde!), glaubten sie womöglich den „neuen Stil" entdeckt zu haben. Es war ein Irrtum, der durchgemacht, aber schließlich überwunden werden mußte. Auf einen gesunden Boden kam man erst, als man sich alle Gedanken an den neuen Stil, überhaupt das absichtliche Kunst-machen-wollen aus dem Kopf schlug. Seitdem ist die sachlichste Einfachheit Losung geworden: die Schönheit als Ausdruck schlichter Zweckmäßigkeit, als die Wirkung harmonischer Verhältnisse. Die Streitfrage: historisch oder modern hat sich zur Forderung präzisiert: konstruktiv, nicht dekorativ. Damit hat das Ornament seine bevorzugte Rolle ausgespielt. Damit die im ganzen, in der konstruktiven *Grundform* liegende Schönheit rein zum Ausdruck kommt, muß sich das Ornament dem Ganzen auch in der *räumlichen Verteilung* bis zur äußersten Beschränkung unterordnen. Das moderne Prinzip ist die *Konzentration des Ornaments*: auf glatten, ungemusterten Flächen tritt es in sparsam verteilten Formen auf. Und schließlich kann man des Ornaments auch ganz entbehren. Nehmen wir irgend einen Gegenstand des alltäglichen Gebrauchs, einen Messer- und Gabelgriff, eine Salzbüchse, ein Trinkglas: überall, wo man vor zehn und zwanzig Jahren eine Verzierung in irgend einem „Stil" verlangt hatte, erfreuen wir uns heute an der einfachen, glatten Zweckform. In der Architektur ist es das konstruktive Element der Wand, das man durch die äußerste Beschränkung des Ornaments (im Gegensatz zu den ornamentüberladenen Fassaden der Renaissancezeit) zur ungebrochenen Wirkung bringen will. Im Innern des Raumes ist die blumengemusterte, vielfarbige Tapete der einfarbigen Wandbespannung, der glatten, oder höchstens in gleichfarbigen Streifen gehaltenen Unitapete gewichen u. s. w.

Hat auf diese Weise das eigentliche Ornament immer mehr an Raum verloren, so verlangen wir dafür, daß jeder Teil eines Kunstwerks an sich ornamental wirkt: die Beschläge einer Türe, die Fenster einer Fassade u. s. w. So soll das Möbel ornamental im Raum, ein Denkmal, ein monumentales Gebäude ornamental in seiner Umgebung stehen; so sollen die Linien einer Figur, die Silhouette einer Baumgruppe, die Form einer Licht- oder Schattenmasse ein Ornament im Rahmen eines Bildes beschreiben. In diesem tieferen, universaleren Sinn hat das Ornament seine volle Bedeutung in der Kunst bewahrt: es ist *das Gesetz der Ornamentalität als Prinzip aller künstlerischen Form.*

Die Seeschlacht von einst und jetzt.

Von *Karl Neureuther*

(Schluß.)

Allgemein wird jetzt der mittlere Schiffsteil, der die Bewegungselemente birgt, am stärksten gepanzert und ein genügend großer Teil des Mittelschiffes so geschützt, daß das Ganze schwimmfähig bleibt, wenn die anderen Teile zerschossen sind. Meistens wird der Panzer noch nach vorn und rückwärts längs der Wasserlinie ein paar Meter über und unter derselben verlängert als Gürtelpanzer, doch handelt es sich auch hier wieder um ein Kompromiß, weil jede Ausdehnung der Panzerung eine Verminderung an Tragkraft für Geschütze, Munition, Kohlen u. s. w. mit sich bringt. Alle Schiffe werden durch Längs- und Querwände (Schotten) in Einzelräume, verbunden durch wasserdicht schließende Türen, geteilt, um die Wirkung von Verletzungen eingrenzen zu können. Der Stand des Kommandanten, der Kommandoturm, erhält nahezu ebenso starke Panzerung wie der mittlere Schiffsteil wegen der Wichtigkeit der Führung. Die Befehlsübermittelung von hier aus ist vorsichtshalber eine dreifache: elektrisch, optisch und akustisch. Bei allen Linienschiffen treffen wir ferner jetzt die Torpedo-Lancierrohre in verschiedener Zahl und Stellung an.

In bezug auf den Torpedo, diese ganz der Neuzeit angehörige Waffe, ist hervorzuheben, daß die Meinung, nun habe die Sterbestunde der Panzerschiffe geschlagen, eine sehr voreilig gefaßte war. Der Torpedo bleibt, mag er vom Schiff oder vom Torpedoboot aus geschossen werden, eine Gelegenheitswaffe, und die Gelegenheiten, welche der Anwendung einen ausschlaggebenden Erfolg in Aussicht stellen, scheinen, nach den Erfahrungen im russisch-japanischen Krieg und bei den einschlägigen Uebungen zu urteilen, nur selten und dann sehr kurz gegeben zu sein. Die richtige Berechnung der Bahn eines Torpedos, wenn der Angegriffene und besonders wenn auch der Angreifer selbst in Bewegung ist, gehört zu den schwierigsten Kunststücken auf dem Seekampfgebiet. Jedenfalls wird derjenige, der trotz der Torpedoerfindung seine Linienschiffe beibehält, die Seeherrschaft halten können, der Torpedobesitzer ohne Linienschiffe oder nicht. Die gegen Torpedos als Schutz angewendeten stählernen Torpedonetze, deren Handhabung schwerfällig und zeitraubend ist, und welche die Bewegungen eines Schiffes sehr hemmen, sind nur noch von England, Amerika und Rußland beibehalten worden. Der wirksamste Schutz gegen Torpedoboote, die Hauptträger des Torpedokampfes, ist dagegen in der Mittel- und Klein-Artillerie zu suchen. Wenn nur einige Erfolgwahrscheinlichkeit gegeben sein soll, muß eben das Torpedoboot nahe genug an sein vermeintliches Opfer herankommen (zirka 500 Meter), und wenn es bis dahin auch nur von einem Schnellfeuergeschütz aus beschossen wird, so muß es eben doch einer solchen Zahl von Schüssen begegnen, daß die Wahrscheinlichkeit des Getroffenwerdens größer wird als die des Treffens. Unter welchen Voraussetzungen bessere Aussichten gegeben sind, werden wir noch sehen. Bei Nacht und Nebel sind sie natürlich günstiger.

In neuerer Zeit macht man auch die Längsschotten in den Panzerschiffen so stark und zusammenhängend, daß sie eine zweite innere Schiffsschale bilden können und so die Sicherheit gegen Torpedogefahr erhöhen.

Was hier kurz zusammengefaßt im wesentlichen über *Schlacht*-Panzerschiffe gesagt wurde, gilt in abstufender Umwandlung auch für die Fahrzeuge zu anderen Zwecken, die auch wieder ein Kompromiß darstellen, indem bei ihnen die Gefechtskraft und Widerstandsfähigkeit mehr zurücktreten gegenüber den Anforderungen an Schnelligkeit, Befähigung zu langer Fahrt, auch an einen gewissen Grad von Unabhängigkeit bezüglich Bewegung, Anforderungen, mit denen eine leichtere Panzerung, leichtere Artillerie, größere Maschinenkraft und größerer Kohlenvorrat Hand in Hand geht. Es sind dies die großen Panzerkreuzer, die kleinen und die sogenannten geschützten Kreuzer, Schiffe, welche je nach Bestimmung für Ueberseedienst auch noch Bemastung und Segelwerk führen können.

Unter den vier Dingen, die bei dem jetzigen Kriegsschiff Gegenstand des Kompromisses sind, nämlich: Bewaffnung, Schutz, Geschwindigkeit, Aktionsradius,[2]) stehen eben beim Schlachtschiff Bewaffnung und Schutz in erster Linie, beim Kreuzer Geschwindigkeit und Aktionsradius, während Schutz und Waffe sich anschließen. Die großen Kreuzer, deren Haupttätigkeit in Erkundung der gegnerischen und Verschleierung der eigenen Bewegungen besteht und die in Ausübung dieses Dienstes zunächst gegenseitig in Kampf kommen, können übrigens auch zur Beteiligung am Kampf

[2]) Dieses nur scheinbar dem Altertum entstammende Wort kann deutsch etwa mit „Kohlenstrecke" übersetzt werden, denn es bedeutet die Strecke, die ein Schiff mit seinem eigenen Kohlenvorrat zurückzulegen vermag.

der Schlachtschiffe gelangen, da sich Aufgaben für sie hierbei bieten. Im allgemeinen erfüllen sie die Aufgaben der früheren Fregatten und Korvetten, deren Namen bis in die 90er Jahre für Fahrzeuge schon recht umgewandelter Art noch gebraucht wurde und jetzt noch als historisches Denkmal in den Chargenbezeichnungen Fregatten- und Korvetten-Kapitän fortlebt.

Aus den Eigentümlichkeiten der jetzigen Kriegsschiffe ergeben sich die Anforderungen, welche an ihre Bemannung zu stellen sind.

Für eigentlich seemännische Betätigungen hat sich das Gebiet eingeschränkt, dagegen sind die Anforderungen an Intelligenz zur Erlernung der sehr mannigfachen Bedienung der verschiedensten Mechanismen und Geschütze sehr wesentlich gestiegen. An Stelle der Bewältigung schwerer Arbeiten durch vereinte Menschenkraft ist überall die Arbeit der Maschine, sei es mit Dampf-, elektrischem oder hydraulischem Betrieb, getreten. Für eine Reihe von Begebnissen im Gefecht ist durch bestimmte Schiffseinrichtungen und -Vorrichtungen Vorsorge getroffen und sind die einschlägigen Handhabungen Gegenstand sorgfältiger Ausbildung. Ist zum Beispiel ein Leck entstanden, so daß einzelne Zellen vollgelaufen sind und das Schiff sich nach dieser Seite, „Schlagseite" genannt, neigt, so kann es durch Volllaufenlassen entgegengesetzter Abteilungen, wofür Ventile bestehen, wieder aufgerichtet werden u. s. w. Wie beim Segelkriegsschiff, eher noch mehr, hat der Einzelne sich als Schiffsbestandteil zu fühlen, sich hineinzuwachsen als ein Teil der Seele, die das Ganze belebt.

Die Prüfungen, denen das Nervensystem im Seekampf stand zu halten hat, sind schwerere geworden, denn die betäubenden Gewaltwirkungen der im Einschlag explodierenden Geschosse jeder Art und Größe, und die Ungleichmäßigkeit dieser Einwirkungen, das Niederschmetternde einzelner eindringender Zufallstreffer nach zuweilen längerem Verlauf außen abprallenden Feuers, soll und darf den Einzelnen nicht beirren in der sorgfältigen und aufmerksamen Ausführung der oft gar nicht einfachen Verrichtungen, die ihm übertragen sind. Die Aufmerksamkeit ist für jeden eine ununterbrochene und hochgespannte. In erster Linie gilt dies für die Geschützbedienung jeder Art und bei jedem Kaliber, und die Ausbildung ist bestrebt, in bezug auf Genauigkeit des Richtens und Richtigkeit des Abkommens ohne Uebereilung und ohne Verspätung das denkbar Beste zu erreichen. Die Erziehung der Mannschaft ist darauf gerichtet, das so Erlernte mitten im Getümmel verwirrender Gefechtseindrücke ungestört zur Geltung kommen zu lassen. Welch ein Unterschied gegenüber der Seekampfstätigkeit am Geschütz in der als „Einst" zusammengefaßten Zeit, in der eine sorgfältige Ausbildung der Geschützbedienungen schon angesichts des Instrumentes selbst fast als Zeit- und Kraft-Verschwendung erschienen wäre.

Aus alledem ergibt sich, daß einerseits die Beschaffung der Schiffsbemannungen insoferne erleichtert ist, als man viel weiter über die eigentlich seemännische Bevölkerung hinausgreifen kann, daß sie aber qualitativ erschwert ist, weil es wenig klassifizierende Merkmale gibt, an denen man die Leute erkennen kann, welche den hohen Anforderungen entsprechen werden.

Die Fähigkeit zu derartigen Leistungen aktiver und passiver Natur kann bei gegebener Grundanlage durch richtige erzieherische Behandlung nicht nur geweckt, sondern in ganz außerordentlichem Maße gehoben und erhalten werden. Und die so erzielte Bekämpfung der inneren Nervosität bedeutet der Hauptsache nach die Bekämpfung des äußern Gegners trotz dessen Panzer und Geschützgewalt.

Aus dem Ueberblick über die wesentlichsten Eigentümlichkeiten der jetzigen Kampfschiffe und dem Vergleich mit den einstigen, wächst trotz tausendfältiger Gestaltungsmöglichkeit des Seegefechtsverlaufes doch von selbst ein Bild des Typischen heraus: Für die drei Hauptformen, auf die sich alle Geschwaderbewegungen und Gruppierungen gründen, nämlich Kiellinie (Schiffe hintereinander), Dwarslinie (Schiffe nebeneinander) und Staffel (schräge Linie), ergeben sich aus den dargelegten Bewegungsbedingungen gewisse Dimensionen, und aus der Grenze der Möglichkeit einer ausreichenden Beherrschung von einer Stelle aus ergibt sich wieder die Zahl der unter einen Geschwaderführer zu stellenden Schiffe, nämlich nach bisherigen Erfahrungen 8 bis etwa 12.

Bei der Unmöglichkeit, heutzutage militärische und maritime Einrichtungen ganz geheim zu halten, ist Zahl, Stärke und Eigenart aller Schiffe, die als Gegner auftreten können, jedem zur Führung Berufenen bekannt und vertraut, ebenso Ausbildungs-Grad und -Art der gegnerischen Bemannungen.

Diese Kenntnis wirkt schon ein auf den Entschluß, in welcher Form, von welcher Richtung her und auf welche Entfernung der Gefechtsbeginn anzustreben sei.

Die Entfernung, auf welche auch mit weittragenden Geschützen der Kampf zu beginnen ist, begrenzt sich von selbst durch die Notwendigkeit bezw. Möglichkeit der Schußbeobachtung. Bei 6000—7000 Meter Entfernung ist diese Beobachtung, selbst von den höheren Standpunkten des Schiffes aus, schon schwierig. Einflußreich ist dabei die Stellung zur Sonne, und bei klarem Wetter gewinnt dieselbe sehr hohe Bedeutung wegen Erschwerung oder Erleichterung des Zielens. Der große Wert jedes einzelnen der verfügbaren Schüsse aus schwerem Geschütz (wobei nicht etwa an den Geldwert zu denken ist) erfordert sorgfältigste Auswahl der Anwendung und Anpassung an die gegebenen Verhältnisse. Es wird daher mit Granatfeuer der schweren Geschütze begonnen, während die massiven, panzerbrechenden Geschosse erst auf genauere Scharfschuß gewährende Entfernung an die Reihe kommen.

Schon auf große Entfernung wird gesucht, den Granatsplittern ein möglichst großes Wirkungsgebiet zu schaffen, indem einzelne Schiffe im Mittelteil oder der Länge nach gefaßt, oder (wo sich Gelegenheit bietet) Gruppen oder hintereinander befindliche Schiffe als Ziel genommen werden. Unter den Zufallstreffern auf Kommandotürme, Geschoßaufzüge, Geschütze u. s. w., auf die mit Wahrscheinlichkeit zu rechnen ist, sind jene auf die Schornsteine nicht zu unterschätzen, indem der ungestörte Luftzug der Kesselfeuerungen von großem Einfluß auf die Maschinenwirkung, also auf die Beweglichkeit, ist.

Bei lebhaftem Seegang ist schon in diesem Stadium das Treffen unterhalb des starken Panzergürtels oder auch Beschädigung der Schrauben wegen der Schwankungen möglich. Schon jetzt ist ferner eine Feuerkonzentration auf einzelne Schiffe durchführbar.

Eine wesentliche Voraussetzung für baldige Wirkung ist das Beibehalten gleichmäßigen Kurses und gleichmäßiger Stellung zu einem möglichst lange unverändert beibehaltenen Ziel.

Der bezüglich der artilleristischen Ausbildung und der weiter reichenden präzisen Geschützwirkung Bevorzugte wird während dieser Einleitung und gegenseitigen Annäherung schon gute Vorbedingungen weiteren Verlaufs erreichen.

Der an weittragender Artillerie Schwächere wird daher bestrebt sein, möglichst rasch den Gegner in den Wirkungsbereich seiner Geschütze zu bekommen. Hier erlangt die verfügbare Fahrtgeschwindigkeit hohe Bedeutung, weil eine nur geringe Ueberlegenheit hierin es dem glücklichen Besitzer freistellt, wann und wo er einen Kampf beginnen und auf welche Entfernung er ihn führen will.

Sind die Gegner sich so nahe gekommen, daß auch die mittlere Artillerie eingreifen kann, nimmt diese die Geschützstände, Aufbauten, Befehlsstellen, Schornsteine u. s. w. zum Ziel. Nun kann je nach Sachlage auch eine Breitseitenwirkung in dem Sinne eintreten, daß durch Wendung der Schiffe auch die rückwärtigen Türme sowohl mit Panzerschuß als auch Granatwirkung sich unter entsprechender Auswahl an der Arbeit der Mittelartillerie beteiligen. Ob ein den herankommenden Gegner erwartendes Geschwader von dieser Breitseitewirkung, also dem Gebrauch sämtlicher schweren Turmgeschütze jedes Fahrzeugs, Vorteile zu erwarten hat, hängt von der Leistungsfähigkeit seiner schweren Artillerie ab. Ist diese bedeutend, so ist der Herankommende in zweifellosem Nachteil. Hat die schwere Artillerie gute Vorarbeit erzielt, so wird beim Erreichen mittlerer Entfernungen (ca. zwei Kilometer) die

zum Nahkampf zu erkennen sein, ob das eine oder andere der feindlichen Schiffe starke Schäden erlitten hat.

Es handelt sich dann darum, mit einem solchen baldigst aufzuräumen, indem die Reste seiner mittleren und leichten Artillerie womöglich zerstört oder noch übrig Gebliebenes durch Ueberschütten mit Geschossen in der Geschützbedienung so sehr behindert und lahmgelegt wird, daß Torpedoboote solchen Opfern gegenüber Aussicht auf Erfolg gewinnen. Gelang es, eine Herabminderung der Beweglichkeit des feindlichen Geschwaders zu erreichen, so wird es eine bogenförmige Umfassung nicht verhindern können, welche eine Feuerkonzentration auf einzelne Gruppen, auch Schrägfeuer und Längenbestreichung einzelner Schiffe erleichtert.

Mit unbeweglich gewordenen und niedergekämpften Schiffen des Gegners, welche die Flagge nicht streichen wollen, sich Bord an Bord zu legen, um zu entern, wird heutzutage kaum mehr in Frage kommen, einmal wegen des mechanischen Schwergewichtsmomentes, das bei Panzerkolossen ein solches Beginnen sehr bedenklich macht, dann auch, weil nicht mehr ein frei übersichtliches Oberdeck als Kampfplatz gegeben ist.

Man wird lieber suchen, solchen Gegner durch wiederholte Torpedoschüsse, durch Wasserlinientreffer oder auch durch Rammstoß zu beseitigen, wenn er nicht etwa Selbstmord durch Wasser oder Feuer vorzieht, wozu ihm seine Bodenventile oder sein Munitionsrest zur Verfügung stehen.

Die Vorstellung des skizzierten Kampfoerlaufes führt auf die Verwendungsmöglichkeit auch der Panzerkreuzer neben den Schlachtschiffen, also in der Schlacht. Abgesehen davon, daß einzelnen derselben ebenso wie früher den Repetier-Fregatten oder Korvetten die Wiederholung und Uebermittlung der Befehlssignale von einer allseitig sichtbaren Seitenstellung aus zukommt, kann ihnen die Bekämpfung feindlicher Torpedoboote gelingen, die in der Regel auf der feindabgelegenen Seite des Gegners auf die günstigen Augenblicke ihrer Verwendung harren.

Sie können ferner sich an der Niederkämpfung der Verteidigungsmittel solcher feindlicher Schlachtschiffe beteiligen, die bereits im Kampf mit ebenbürtigen Angreifern liegen.

Hat sich der eigentliche Nahkampf entwickelt, so tritt ein höchst wichtiges Moment in Wirksamkeit, nämlich die sehr weitgehende Selbständigkeit der einzelnen Schiffskommandeure. Je gründlicher die Durcharbeitung einer Flotte in ihren Geschwadern während der Friedensübungen betrieben wird, um so mehr Sicherheit ist gegeben, daß jeder Unterführer ganz im Sinne und Geist des Oberbefehlshabers verfährt, sowohl in Handhabung des eigenen Schiffes als auch im schnellsten Erfassen der Gelegenheiten, mit anderen zusammen Einzelerfolge zu erzielen. Bei einem gut eingeschulten Geschwader sind daher auch erstaunlich wenig Befehlssignale für den eigentlichen Kampfzweck erforderlich, soweit es sich nicht um Formation, Feuerkonzentration, allgemeine Bewegungsrichtung und ähnliches handelt.

Für jeden Kommandeur bleibt die Aufgabe bestehen, den ihm gerade zugefallenen einzelnen Gegner so lange zu schädigen, als er hierzu imstande ist. Es ist jedem Schiff anheimgegeben, Gelegenheit zum Rammstoß oder zur Abgabe seiner Torpedoschüsse zu benützen. Ist Bewältigung eines Schiffes gelungen, so reiht sich unmittelbar der Angriff auf ein anderes oder die Beteiligung an einem solchen an. Die Verpflichtung hierzu endigt erst mit der eigenen, und zwar absoluten Kampfunfähigkeit. So lange noch etwas Streitbares im Schiff in Tätigkeit gesetzt werden kann, gibt es auch keine Uebergabe, denn während z. B. im Landkampf ein umzingeltes Bataillon in ganz hoffnungsloser Lage berechtigt sein kann, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden und sich zu ergeben, handelt es sich im Seekampf nicht um die Menschen, sondern um das Schiff, welches der Feind eben nicht bekommen, welches vielmehr nur für beide Teile verloren gehen darf. Das Schiff ist eben selbst der Kämpfende, der zu kämpfen hat, so lange er noch eine brauchbare Waffe besitzt. Es liegt daher in der eigenen Erwägung des Kommandanten, in der er auch nicht von oben beeinflußt ist, ob sein Schiff in einen Zustand versetzt sei, der seine Uebergabe nicht mehr als einen materiellen Gewinn des Feindes erscheinen läßt, und selbst in diesem Falle noch, ob nicht längeres Aushalten Erfolge an anderer Stelle des Kampfplatzes sichern kann.

Daß dieser Grundgedanke in den japanisch-russischen Seekämpfen nicht zum klaren Ausdruck kam, ändert nichts an seiner Richtigkeit.

Auch beim Siegenden ist die Gefechtsaufgabe nicht vollständig gelöst, so lange noch ein feindliches Schiff kampffähig ist.

Die Vernichtung des Gegners im wahren und weitesten Sinn des Wortes, nicht seine Verjagung oder Vertreibung, bleibt das unverrückbare Ziel von dem Augenblick an, in dem es sich den äußeren Umständen nach darum gehandelt hat, den Kampf überhaupt zu beginnen. Bei der großen Bedeutung, welche in der Neuzeit dem technisch-mechanischen Element, der Konstruktion von Schiff und Waffe unleugbar zufällt, können allerdings je nach Umständen bei einem feindlichen Zusammenstoß auf See die Aussichten auf Sieg bei einem der beiden Gegner gering oder gar nicht gegeben sein. Eines bleibt aber sicher, es ist die Tatsache, daß eine Flotte jedem, auch dem überlegenen, Gegner furchtbar bleiben wird, in welcher der Grundsatz sich festgewurzelt hat, den eigenen Untergang zwar als ein Unglück hinzunehmen, aber dabei es als unabweisbare Pflicht zu betrachten, den Gegner bis zu diesem Ende so weit zu schädigen, als die Kräfte reichen.

Es wurden zwar in den Vorbemerkungen zu dieser Studie politische Wendungen als entbehrlich bezeichnet; doch wäre es unnatürlich, den behandelten Gegenstand, den Seekampf, so glatt am politischen Gebiet vorbeizulotsen, zu dem er doch unabweisliche Beziehungen hat.

Die leise Streifung dieses Gebietes, welche hier gestattet sein möge, soll aber nur im Ausdruck der Ueberzeugung bestehen, daß unsere deutsche Flotte, selbst wenn sie doppelt oder dreifach so groß wäre, wie sie jetzt sein soll, doch bei der Eigenart unserer deutschen Bevölkerung nicht um Bemannungen in Verlegenheit kommen würde, welche in jeder Lage für den Besitz jener Eigenschaften Zeugnis abzulegen bereit und befähigt wären, die als erforderlich für einen Seekriegsmann der Jetztzeit aus den gegebenen Kampfschilderungen sich erkennen lassen.

Der Sieger von Marathon.

h. Von allen Veeonstoltungen, die bei Gelegenheit der „Olympischen Spiele" den Vertretern der Sportwelt Gelegenheit gaben, ihre Kräfte in edlem Wettsteeit zu messen, hat dee Dauerlauf oon Marathon nach Athen unter den Tausenden, die in der veilchenumkränzten Stodt der Minerva jüngst zusommengeströmt waeen, bei weitem das stärkste Interesse heeoorgerufen. Dieser Doueelauf sollte in gewissem Sinne eine Nachahmung dee bekannten, von den Alten überlieferten Leistung des Schnelläufers Pheidippides sein, der am 12. September 490 v. Chr. vom marathonischen Schlochtfeld nach der attischen Hauptstadt eilte, um den soegenvoll harrenden Archonten den glücklichen Ausgang des Kompses zu melden, und dann entseelt niedeesank.

Schon mehreee Toge zuvor woe die sonst so einsame Landstraße, die sich zwischen dem Pentelikon und dem Hymettos hindurch nach dem 42 Kilometee oom Stadion entfernten Dorfe „Maeathona" windet, koum wiederzuerkennen. Ein buntes Gewimmel oon Fuhrwerken allee Art, dazwischen ein flutender Menschensteom, Sportleute, Photographen, Journolisten, fustanellentrogende Bouern und modische Europäer — olles deängt hinaus nach Marothon, um dem „Start" beizuwohnen. Mit onerkennenswerter Umsicht hot das Komitee die nötigen Maßregeln getroffen. Die Landstroße, deren olte Pinien mit ihren

hochgewölbten Wipfelkronen einigen Schutz vor der glühenden Frühlingssonne des Südens gewähren, ist kurz vor der Spielzeit in Stand gesetzt worden; Truppenabteilungen sind an mehreren Punkten postiert zur Aufrechterhaltung der Ordnung; das „Rote Kreuz“ hat alle 5 Kilometer Zelte aufschlagen lassen, die als Unfallstationen Ermatteten und Verunglückten die erste Hilfe angedeihen lassen sollen, — sogar für Entfernung der allen Griechenlandfahrern wohlbekannten bissigen Hunde hat man Vorsorge getroffen.

In dem malerisch am Südfuß des Pentelikon gelegenen Dorfe Pikermiou, welches genau die Mitte des ganzen Weges bildet, stehen auf der Straße dichtgedrängte Scharen von Bauern aus der ganzen Umgegend geduldig vom frühen Morgen an, das Kampfspiel zu erwarten, das in ihren Augen den Glanzpunkt der diesjährigen Festspiele darstellen wird; denn an dem Siege ihrer griechischen Landsleute zweifeln sie keinen Augenblick, ebenso wenig wie die Bewohner der Hauptstadt. Helios selbst, der vom stahlblauen Himmel seine glühenden Pfeile herabsendet, steht offenbar mit den Hellenen im Bunde — wie können die „Franken“, die Söhne des nebelkalten Kimmeriens, solcher Hundstagshitze widerstehen? — Unter dem Publikum wird viel bemerkt der berühmte „Louis“, der im Jahre 1896 beim letzten Marathon-Rennen die Palme davongetragen hatte. Auf der damals als Siegespreis erhaltenen Chaise fährt er jetzt nach Athen, um dort mit den anderen den Sieger zu begrüßen. Noch ein zweistündiger Marsch am Osthang des Pentelikon entlang, verschönt durch den Blick auf die blitzenden Fluten des Aegäischen Meeres, dann liegt Marathon vor uns, gegenwärtig ein unansehnliches Dorf, eingebettet zwischen kahlen, grauen Kalkbergen, aber überglänzt von dem Schimmer der Erinnerung an eine große, ruhmvolle Vergangenheit. Die Läden und Werkstätten sind heute in Cafés und Restaurants umgewandelt. Alle Räume zum Brechen voll, und ein Thema auf aller Munde: der Marathonlauf! Ein babylonisches Sprachengewirr, bei dem es den fremden Zeitungsschreibern nur mit Mühe gelingt, eine Verständigung herbeizuführen. Die angemeldeten Läufer, etwa 60 an der Zahl, waren allermeist schon Tags zuvor eingetroffen und, so gut es ging, bei den Honoratioren des Dörfleins untergebracht worden.

Der Mittag des großen Tages ist herangekommen. Die Erwartung wächst von Viertelstunde zu Viertelstunde. Um 2 Uhr eilen die Herolde durch die Gassen, von amtswegen die Läufer zum Start zu laden. Mehrere derselben haben in letzter Stunde ihre Absicht aufgegeben — es finden sich im entscheidenden Augenblick 53 Preisbewerber ein. Vertreten sind Griechenland (mit 14 Mann), Kreta (10), Türkei und Kleinasien (3), sodann Schweden (7), Vereinigte Staaten (4), Deutschland (2) — natürlich trägt der eine der beiden Deutschen den Namen „Müller“ —, Oesterreich, England, Frankreich, Belgien, Dänemark, Aegypten, Böhmen, Italien und Kanada. Die Renner werden in drei Reihen geordnet, in Abständen zu 1 Meter. Fertig? fragt der Leiter des Sports, Herr Karamanlis, auf griechisch und französisch. Es ist 5 Minuten vor 3 Uhr. Man hört nur noch das Knipsen der — photographischen Kamera, die den historischen Augenblick auf ihrer Platte verewigt.

3 Uhr! Das Signalhorn des Leiters gellt markerschütternd übers Feld, und unter dem brausenden 'Σ τὸ καλό (Heil!) der Marathonier stürmen die jugendlichen Gestalten, im lichten, leichten Sportgewand, die Straße entlang, hinter ihnen drein ein staubaufwirbelnder Troß von Wagen und Rädern. Den Vortrab bilden 7 Läufer, Australier, Italiener, Engländer, Amerikaner und Franzosen, das Zentrum Kreter und Schweden und die übrigen die Nachhut.

Nach Zurücklegung des ersten Kilometers verwandelt sich der „Dauerlauf“ in einen Schnellauf. Die ersten 5 Kilometer werden in 20 Minuten, die zweiten in 16 „gemacht“ — eine respektable Leistung! Bis dahin hat der Amerikaner Frank die Spitze, und nur der Schwede Schwanberg und der Kanadier Sering folgen ihm in den früheren Abständen. Zu den dritten 5 Kilometern werden 19 Minuten gebraucht. Statt des Amerikaners Frank gewinnt jetzt der Australier Black den Vorsprung, ist indessen höchst erstaunt, mit einem Male, beim 20. Kilometer, den Kanadier Sering an seiner Seite zu sehen, der seine Kräfte anfangs geschont hatte, nun aber den ihm vom Vordersten noch trennenden Zwischenraum von 200 Meter mit Leichtigkeit durchmißt, während die übrigen Läufer unter sichtlichen Zeichen der Erschöpfung zurückbleiben und teilweise schon genötigt sind, die Unfallstationen aufzusuchen. In Pikermion hat Sering unbestritten die Führung. Nach weiteren 5 Kilometern verlangsamt er den Lauf, vorsichtig zurückblickend, ob kein gefährlicher Gegner ihm auf den Fersen sei, und bittet den ihn begleitenden Radfahrer um eine Orange, mit deren Saft er seine Lippen netzt, und einen Schluck Cognac, sein Gesicht zu erfrischen. Lächelnd bemerkt er, daß kaum die Radler ihm auf dem steigenden Gelände zu folgen vermögen und der eskortierende Offizier sein dampfendes Roß wechseln muß. Aber rastlos setzt Sering das Rennen fort. . . .

An den Pforten des Stadions ist das Komitee versammelt, mit dem Prinzen Georgios, dem Gouverneur von Kreta, an der Spitze, während drinnen eine vieltausendköpfige Menge in atemloser Spannung dem Resultat entgegenharrt. Da hört man zwei gewaltige Kanonenschüsse von der am Ostende der Hauptstadt gelegenen Artilleriekaserne her erkrachen, das Zeichen, daß der Sieger das Weichbild der Stadt betreten hat. Und schon naht auf flinkem Rad ein flinker Redakteur, um als Erster das Ergebnis zu melden. Wer ist's? fragt Prinz Georgios. „Der Kanadier Sering, königliche Hoheit!“ erwidert jener mit gesenktem Blick. Ein Kanadier! Ein Ausländer! Mit Blitzesschnelle fliegt die Botschaft durch des Theaters Rund. Geknickt sind die schönen Hoffnungen, vernichtet mit einem Schlage der Ruhm der Hellenen. Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt sich aller Gemüter, Verzweiflung, als ob man eine große, entscheidende Schlacht verloren hätte, selbst das Geflüster erstirbt. Totenstille ringsum. Mit trübem Lächeln blickt man auf Louis, den einstigen Marathonsieger, der an der Rampe auftaucht mit seiner Fustanella und seinem neuen Fes, eben noch hoffnungssicher, einen Landsmann als Erben seines Triumphes begrüßen zu können. Und nun überstrahlt ein Größerer seinen Ruhm, der Löwe des Tages, der Fremde, der Kanadier!

Und schon erscheint der Sieger an der Vorhalle des Stadions — die Uhr zeigt gerade 6 Uhr —, noch immer im Laufschritt, als ob er besorgte, der Kranz könne ihm im letzten Augenblick noch aus den Händen gerissen werden. Merkwürdig frisch ist sein Auftreten. Eine kleine, aber sehnige Gestalt, blauäugig und blondhaarig, ein echter Germane! Das Komitee begrüßt ihn mit Herzlichkeit, und Prinz Georg geleitet ihn ins Innere der weiten Rundung. Der Champion aber löst sein Halstuch ab, welches die kanadischen Farben, rot und blau, zeigt und schwingt es, heiter lächelnd, frohgemut als Siegesfähnlein. Diese sonnige Heiterkeit entwaffnet den Groll der Athener. Die Wolken des Unmutes schwinden, und die Bewunderung, die der wackere Held ihnen abringt, gibt sich in vielstimmigen Hochrufen kund. Sering aber schreitet, an der Hand des Prinzen, triumphierend durch die Mitte des Stadions zum Sitze des Königs, verbeugt sich mit Anstand und empfängt den glückwünschenden Händedruck des Beherrschers der Hellenen. — Sieben Minuten nach dem Kanadier naht der zweite Sieger, gleichfalls in bester Verfassung. Wiederum geht schmerzliche Enttäuschung durch die Reihen der Versammelten: auch der Zweite ist nicht ein Sohn der griechischen Erde, sondern wieder ein Nordländer, der Schwede Schwanberg. Bald danach betritt der Amerikaner Frank die Arena, freilich stark erschöpft. . . . Erst der Fünfte ist ein griechischer Landsmann, Alepus aus Amarusia; auch den 7., 9. und 10. Platz haben Griechen besetzt. Ihre Namen aber wird Klio nicht mit diamantenem Griffel in ihre Jahrbücher eintragen.

Und worin liegt das Geheimnis der Großtat des Kanadiers begründet? Im Training. Sering hielt sich, wie er nachträglich den Interviewern enthüllte, bereits seit zwei Monaten in

Marathon auf und legte die gesamte Strecke wiederholt zurück, indem er alle ihre Eigenheiten seinem Renngedächtnis einprägte, um seinen Lauf danach zu regeln. Uebung macht den Meister!

Die Griechen aber haben aus der moralischen Niederlage, die sie diesmal erlitten, alsbald eine Lehre gezogen. Es fehlt ihnen nicht am geeigneten Menschenmaterial, wohl aber an systematischer Durchbildung. In Erkenntnis dieses Mangels ist gleich am Schlusse der Spiele ein Ausschuß zusammengetreten, der die Gründung von Turnhallen und Sportvereinen in allen größeren Städten Griechenlands bezweckt und darauf ausgeht, die gewiegtesten Fachlehrer auf allen gymnastischen Gebieten aus Europa und Amerika zur Ausbildung der heranwachsenden griechischen Jugend zu berufen. Man erhofft von diesem Plan, zu dessen Ausführung von wohlhabenden Griechen, namentlich des Auslandes, schon über eine Million Francs gezeichnet worden ist, erfreulichere Ergebnisse für den nächsten, 1910 zu veranstaltenden Wettkampf, als sie diesmal die Olympier ihren Lieblingen beschieden hatten.

Bücher und Zeitschriften.

Zur Reform der Prüfungsordnung für das Lehramt in den philologisch-historischen Fächern. Von Dr. Adolf Roemer, ordentlich-öffentlicher Professor der klassischen Philologie und Gymnasialpädagogik an der Universität Erlangen. München 1906. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 49 S.

Ein am 23. Januar 1906 vor der Ortsgruppe Nürnberg und Umgebung des Bayerischen Gymnasiallehrervereins gehaltener Vortrag ist unter diesem Titel mit einem Anhang, der eine Abhandlung Professor Dr. Bulles (Erlangen) über Archäologie als Prüfungsfach und die Leitsätze des Münchener und Nürnberger Ortsverbandes, sowie die Prof. Dr. Roemers über Neugestaltung der Prüfungsordnung enthält, im Buchdruck erschienen. Das schwierige Problem der Reform der philologischen Prüfungsordnung in Bayern, in letzter Zeit eingehend erörtert, kann nicht bloß nach rein äußerlichen Gesichtspunkten gelöst werden: die wesentlichsten Fragen des Schulbetriebs, des philologischen Hochschulunterrichts, des Verhältnisses der Gymnasiallehrer zu Wissenschaft und Hochschule kommen hier neben den technischen und praktischen Erwägungen in Betracht. Sie alle im Zusammenhang zu behandeln, können nur wenige durch Einsicht und Erfahrung berufen sein. Professor Roemer gehört in hervorragender Weise zu ihnen: selbst lange Jahre am Gymnasium als Lehrer und Vorstand tätig, als Examinator seit Jahren Mitglied der Prüfungskommissionen, als Hochschullehrer unmittelbar an der Heranbildung der Kandidaten beteiligt, bringt er der Sache neben dieser einzigartigen Verbindung persönlicher Erfahrungen noch die wertvollste Gabe entgegen: einen großen Blick für Wissenschaft und Praxis und eine warme Begeisterung für die gymnasiale Bildung. Daher greift der Wert seines Vortrages weit über die Behandlung der Frage hinaus. Man mag über einige der praktischen Vorschläge Roemers anderer Ansicht sein, obwohl sie fast überall mit dem Streben nach innerlicher Regenerierung des philologischen Studiums eng zusammenhängen; der eigenste Wert der Ausführungen beruht in den Ansichten des Verfassers über diese innerliche Reform. Da wird z. B. die Forderung einer wissenschaftlichen Arbeit als Kern des zweiten Prüfungsabschnittes im Zusammenhang mit dem in anderen Staaten Verlangten und mit der Durchschnittsbefähigung der Kandidaten zu spezifisch wissenschaftlicher Arbeit umsichtig und gründlich erörtert. Mit der Höherwertung der Klassikerlektüre in der Prüfung soll eine intensivere, die Schulbedürfnisse mit den Forderungen der hohen Wissenschaft gleich befriedigende Interpretation der Klassiker verbunden werden. Was hier Römer über den Gegensatz von Schul- und Hochschulphilologie und über die Heranbildung der Lehramtskandidaten durch Hochschulprofessoren überhaupt sagt, kann von den Gymnasiallehrern nur mit freudigem Danke begrüßt werden.

Die kurze Abhandlung Prof. Dr. Bulles über „Archäologie als Prüfungsfach" stellt im Einverständnis mit den Vertretern der Archäologie an den beiden übrigen Landesuniversitäten die nachdrückliche Forderung auf, das Examen aus diesem Fache in den ersten Prüfungsabschnitt zu verlegen. Die schöne, sachliche Begründung, die das archäologische Studium innerhalb der Philologie zeitlich und inhaltlich an die richtige Stelle rückt, ist sehr lesenswert.

München. J. Inglsperger.

Die altniederländische Malerei von Jan van Eyck bis Memling. Ein entwicklungsgeschichtlicher Versuch. Von Karl Voll. Leipzig, Poeschel u. Kippenberg.

Der Verfasser zerlegt diesen entwicklungsgeschichtlichen Versuch in eine Folge von 13 monographischen Kapiteln, die ebensoviele Meister von Jan van Eyck, über Rogier, Bouts, Petrus Cristus, Memling u. s. w. herab bis Geertgen van Haarlem behandeln. Daß er hier abbricht, begründet der Verfasser sehr plausibel mit der Erwägung, daß trotz der reichen Literatur über die noch nachfolgenden Meister die Ansichten hier noch weniger geklärt sind und wir eigentlich noch weniger Genaues über sie als über ihre Vorgänger wissen. So fürchtete er sich davor, sein Werk zu einem der ominösen „dicken Bücher" auswachsen zu lassen, zu einer Zeit, da es überhaupt noch nicht möglich sei, etwas einigermaßen Abschließendes zu bieten. Damit will der Verfasser aber nicht angedeutet haben, daß er seine Arbeit über die Periode bis etwa 1500 nun selbst als etwas Abschließendes ansieht. Er nennt sie ja nur einen Versuch und gibt an, aus welcher Anregung sie entstanden sei. Der Verfasser meint, die prachtvolle Ausstellung der „Primitifs flamands" zu Brügge 1902 hatte zwar eine Flut von Betrachtungen losgelassen, aber in der Form von zahllosen Vermutungen eher ein größeres Chaos als eine Klärung gebracht. Da will er durch eine rein sachliche Behandlung, die nirgends eine bestimmte Antwort gibt, wo nicht positive Begründung zu erbringen war, die vielen, jetzt scheinbar heillos komplizierten Fragen doch wesentlich einfacher gestalten.

In dem Buche legt ein Gelehrter die Ergebnisse seiner jahrelangen Beschäftigung mit dem Thema nieder. Wie achtunggebietend sie sind, beweisen die 80 Seiten (am Schluß des Buches) füllenden „Anmerkungen", die einen reichen wissenschaftlichen Apparat enthalten und kaum der Presse enteilte Schriften mitverarbeiten.

Daß man alles, was der Verfasser nun darlegt, unbedingt als erwiesene Tatsache annehmen wird, mag er wohl selbst bei seiner stark persönlichen Art der Auffassung kaum erwarten. Um nur eines herauszugreifen, erklärt er — wenn ich nicht irre, so ziemlich vereinzelt — die Dresdener van Eijck-Zeichnung immer noch für unecht. Seine Begründung gibt zu Bedenken Anlaß. Es ist ein erwiesener Erfahrungssatz, daß Kopisten die Formen in die Länge ziehen. Daß sie aber zugleich in die Breite ziehen (S. 261), hat wohl bislang außer Voll noch niemand behauptet, und stände ja im logischen Widerspruch mit der anderen Beobachtung.

Außer über dem inhaltlich Gebotenen hat man auch Gelegenheit, sich über das hübsche, künstlerische Gewand dieses Buches zu freuen. Der neuen Verlagsbuchhandlung ist es auf originelle Weise gelungen, die beiden verschiedenen Formate des Text- und Abbildungsbandes „unter einen Hut" zu bringen.

Hans W. Singer.

γ. **Eusebius' Werke.** Vierter Band: Gegen Marcell; Ueber die kirchliche Theologie; Die Fragmente Marcells. Herausgegeben im Auftrage der Kirchenväter-Kommission der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften von Prof. Lic. Dr. Erich Klostermann, Privatdozent an der Universität Kiel. Leipzig 1906.

In dem letzten schmucken Bande der Berliner Kirchenväterreihe werden wir zu den theologischen Kämpfen des konstantinischen Zeitalters geführt. Markellos, Bischof von Ankyra, hatte die Gottessohnschaft Christi in einem sehr umfangreichen Buche geleugnet. Gegen ihn trat der Bischof von Cäsarea auf, indem er zunächst in zwei Bänden die Hauptsätze des Gegners ausschrieb und meist kurz darauf verwies, daß schon die Gegenüberstellung an sich eine Widerlegung sei, hernach hat er dann noch die Streitpunkte in drei weiteren Bänden sehr ausführlich erörtert. Das Ganze gibt ein außerordentlich anschauliches Bild von der Art und Weise, in der man zu damaliger Zeit literarische Fehden führte und die sich schon ebenso fünf Jahrhunderte früher in der hellenistischen Zeit nachweisen läßt. Die Ausgabe war insofern nicht schwierig, als der Text nur in einer Handschrift, einem uralten Venetus, erhalten ist — aber gegenüber den früheren Bearbeitungen blieb doch mancherlei zu tun, besonders in textkritischer Hinsicht, wobei Professor Wendland in Kiel wertvolle Beiträge lieferte. Sorgfältig angelegte Inhaltsverzeichnisse schließen den Band ab, der nun schon der fünfte in der Reihe der eusebischen Schriften jener verdienstvollen Sammlung ist. Für den klassischen Philologen ist neben anderem noch eine Erörterung über die weltlichen Sprichwörter von Interesse.

Voranzeigen aus dem Buchhandel.

* **Die Memoiren Tolstois.** Am 18. Mai werden gleichzeitig in den meisten Kultursprachen — für die deutsche Sprache im Verlage der k. u. k. Hofbuchhandlung Moritz Perles in

Wien — die Memoiren Leo Tolstois in Verbindung mit einer groß angelegten Biographie erscheinen. Der größte Teil dieser ausführlichen Lebensgeschichte stammt aus der Feder Tolstois selbst. Der Herausgeber — Paul Birukow, ein russischer Literat, der jetzt in der Schweiz seinen Aufenthalt genommen hat — ist von dem Dichter bei seiner Arbeit in jeder Weise unterstützt worden: durch direkte Mitarbeit und dadurch, daß er ihm seine Tagebuch-Aufzeichnungen, Erinnerungen, Briefe zur Verfügung stellte. Vor der Herausgabe wurde der ganze Text noch von Tolstoi revidiert. Das Buch bildet so eine der interessantesten Erscheinungen der Memoiren-Literatur. Der erste Band, der jetzt ausgegeben wird, reicht von Tolstois erster Kindheit bis zu seiner Verheiratung im Alter von 34 Jahren. Noch aus seiner allerfrühesten Kindheit hat sich der greise Dichter Erinnerungen aufbewahrt und gibt sie hier in anmutiger Form wieder. Dann ziehen die Bilder eines abwechslungsreichen Lebens vorüber: die Jugendzeit in Jasnaja Poljana, die lustig verlebten Studentenjahre in Kasan, die tolle Offizierszeit, die uns in den Kaukasus und nach Sebastopol mitten in das blutige Getümmel des Krimkrieges führt, die großen Auslandsreisen und das Leben in den Hauptstädten St. Petersburg und Moskau. All das wird nicht in trockener Darstellung erzählt, sondern durch Anführung der unter dem unmittelbaren Eindrucke der Geschehnisse niedergeschriebenen Worte des Dichters selbst oder auch derjenigen, die ihm am nächsten standen, beleuchtet. Und als Hintergrund des Ganzen: der russische Staat, die russische Gesellschaft, das russische Volk, die russischen Zustände — das große Rätsel, welches jetzt stärker als je alle Welt beschäftigt; in dem interessanten Leben dieses Einen spiegeln sich alle Beziehungen dieser Umgebung tausendfältig und instruktiv wider. Die Anschaulichkeit der Darstellung wird noch durch viele Illustrationen erhöht.

Allgemeine Rundschau.

Entzifferte Runen-Rätsel.

·bra. **Stockholm.** Die Kenntnis der altgermanischen Schriftkunde zählt zu den fesselndsten, allerdings zugleich schwierigsten Kapiteln, mit deren Erforschung sich die nordische Altertumswissenschaft zu befassen hat. Schon in der „Germania" des Tacitus wird davon berichtet, daß die Priester bei ihren heiligen Opferhandlungen und Weissagungen die Sitte befolgten, hölzerne Stäbe, deren Oberfläche mit eigentümlichen Zeichen („notae impressae") versehen waren, aufeinander zu schichten, um demnächst aus den Signaturen der einzeln auf gut Glück herausgesuchten Stäbe den Willen der Götter zu verkünden. Lange Zeit neigte man der Ansicht zu, daß diese geheimnisvollen Schriftzeichen als die historischen Vorläufer der späteren Runenschrift anzusehen seien, welche in den südgermanischen Ländern bis um die Wende des 7. Jahrhunderts, bei den nordischen Völkern dagegen bis spät in das Mittelalter hinein für die Wiedergabe schriftlicher Mitteilungen im Gebrauche stand — ja möglicherweise mit jenen bis zu einem gewissen Grade identisch zu betrachten seien. Diese Annahme stieß indessen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, hauptsächlich auf Grund der von dem Norweger Prof. Bugge aufgestellten Theorien über die vorbildliche Einwirkung des altrömischen Alphabets auf die germanischen Schriftzeichen auf Widerspruch und die Anschauungen der Fachgelehrten gingen schließlich übereinstimmend in der Richtung, daß das sogenannte Futhark — das älteste Runenalphabet — überhaupt nur als eine durch technische Gründe veranlaßte Umwandlung der lateinischen Schriftzeichen aufzufassen sei. Ein kausaler Zusammenhang zwischen dem Futhark einerseits und den von Tacitus wie anderen älteren Schriftstellern erwähnten Geheimzeichen der germanischen Runenorakel andrerseits, mußte hiernach als gegenstandslos preisgegeben werden. Die Erklärung erschien ja einfach und natürlich, daß man sich mit dem gegebenen Tatbestande dauernd abgefunden zu haben vermeinte. Fortgesetzte Erforschung der alten Runeninschriften, insonderheit das Studium der nach und nach durch den Sammelfleiß der skandinavischen Fachgelehrten ans Tageslicht geförderten Grabdenkmäler und Bauta-Steine mit ihren bis in die früheste Periode der Wikingerzüge hineinreichenden Inschriften führten indessen dahin, daß nach und nach selbst in den Kreisen der entschiedensten Anhänger der Buggeschen Theorien das Unbefriedigende der vorigen Erklärungsweise empfunden und kritisch festgelegt wurde. Man stieß auf Runendenkmäler, und zwar solche der allerfrühesten Epoche, deren Textfolge von allerlei eigentümlich geformten Schriftzeichen unterbrochen wurde, deren Beschaffenheit ganz unverkennbar mit den angeblichen Einflüssen des römischen Alphabets außer allem Zusammenhange stand. Es wurde zunächst versucht, die fraglichen Zeichen für die Angabe von Jahreszahlen und ähnlichen ziffermäßigen Daten in Anspruch zu nehmen, wobei wiederum auf das von den Römern gegebene Beispiel, die einzelnen Ziffernreihen durch sog. Uncialen wiederzugeben, Bezug genommen wurde. Das Hinfällige dieser Theorie trat indessen bei jedem charakteristischen Deutungsversuche so augenfällig zutage, daß man sich schließlich mit der Anerkennung des realen Tatbestandes zufrieden gab und die endgültige Aufklärung des interessanten Problems einem späteren Zeitpunkte überließ. Wie berechtigt dieses abwartende Verhalten der Fachwelt war, sollte sich in der weiteren Folge zeigen, als ein von schwedischen Forschern auf Kingiktorsoak unweit Upernivik auf Grönland aufgefundener Runenstein von interessierten Germanisten einem eingehenden Spezialstudium unterzogen wurde. Der Archäologe Professor Löffler, der dem Funde sein besonderes Augenmerk zuwandte, kam hierbei auf die Wahrnehmung, daß die teilweise zwischen den Text eingestreuten, teils auch am Schlusse der Inschrift vorhandenen mysteriösen Zeichen eine Art Geheimschlüssel darstellten, mit deren Hilfe die Urheber der Inschrift die Kenntnis des Inhalts auf einen besonderen Kreis eingeweihter Personen zu beschränken wünschten. Dieses Verfahren entsprach vollständig dem ursprünglichen Zweck der Runenzeichen im allgemeinen, deren Charakter — eingedenk der tiefer liegenden Bedeutung des Runenbegriffes (runir = Geheimnis) — die Kenntnis besonderer symbolischer resp. kabbalistischer Geheimformeln auf seiten des Lesers zur Voraussetzung hatte. Die einzelnen Zeichen des Runenalphabets haben hiernach ihre ganz spezielle Bedeutung, die nur dem Eingeweihten zugänglich und verständlich erschien, wie u. a. aus der eigentümlichen Anordnung der alphabetischen Reihenfolge erhellt, an deren Spitze die besonders geweihten Grundzeichen f (feó = Reichtum), ô (Od = Gott), th (Thyrr = Kriegsgott) — daher „Föthark" als Kollektivbezeichnung des Alphabets — figurierten. Außer dieser generellen Bedeutung der Runenzeichen gab es noch eine besondere Klassifikation des Alphabets nach sog. „ättar", Geschlechtern oder Unterabteilungen, wobei die heiligen Grundzahlen 4 und 7 die Reihenfolge zu bestimmen pflegten. Anstatt also eine bestimmte Silbenverbindung durch die betreffenden Lautzeichen des Alphabets wiederzugeben, verfuhr man in der Weise, daß den entsprechenden Runen ein besonderes Geheimzeichen beigegeben wurde, welches den Hinweis auf die Rangstellung derselben im betreffenden „att" der Futhark-Reihe enthielt und damit zugleich den eigentlichen Sinn der schriftlichen Darstellung enthüllte. Die Entzifferung des vorerwähnten Kingiktorsoak-Steines verursachte noch insofern besondere Schwierigkeiten, als es sich hier um eine bisher völlig unbekannte Heranziehung der fraglichen Geheimschrift zur Wiedergabe einfacher Lautzeichen handelte, welche ihrerseits wiederum erst durch die entsprechende Verbindung mit der betreffenden Grund-Rune verständlich wurde. Einmal auf die rechte Fährte gebracht, gelang es dem Scharfsinn des schwedischen Forschers gleichwohl, durch systematische Vergleiche mit anderen Runentexten den mysteriösen Inhalt des grönländischen Steines in seinem ganzen Zusammenhange klar zu legen. Die Inschrift entpuppte sich hier noch als ein Bericht über eine von norwegischen Wikingern ausgeführte Entdeckungsfahrt nach den inneren Teilen Westgrönlands, wobei es den kühnen Seefahrern gelungen war, bis zu der im höchsten Norden belegenen Kolonie Upernivik vorzudringen — demselben Punkte, dessen wissenschaftliche Erschließung durch den Schweden Thorell im Jahre 1859 von der zeitgenössischen Wissenschaft als ein glänzender Erfolg der arktischen Forschung gefeiert wurde. Es hat sonach eines Zeitraumes von annähernd 1000 Jahren bedurft, ehe sich ein wagemutiger Entdecker bereit fand, den in grauer Vorzeit von beherzten Normännern gesetzten „Rekord" mit dem reichen Aufgebot moderner Hilfsmittel auf nautischem Felde zu durchbrechen. Voll berechtigten Stolzes konnten sonach jene alten Helden ihre kühne Seemannstat dem Gedächtnisse der Nachwelt überliefern, wobei es ihnen freilich wohl kaum in den Sinn gekommen sein dürfte, daß es dem rastlosen Forschergeist einer aufgeklärteren Zeit gelingen würde, den sorgsam verschleierten Inhalt ihrer Gedächtnisschrift in scharfsinniger Prüfung klarzustellen. Nach der von Professor Löffler nunmehr bewirkten Entzifferung, deren Richtigkeit von kompetenten Fachleuten wie Prof. Montelius u. a. als durchaus einwandfrei anerkannt worden ist, hat der Gesamtinhalt der grönländischen Inskription in der lapidaren Fassung des altnordischen Grundtextes folgenden Sinn: „Elliðg, Sigvardts Sohn, nebst Tortson und Enried Oddson errichteten Sonnabend vor Jahrtag diesen Stein und durchbrachen das Eis". — Vom archäologischen Standpunkte aus betrachtet, erweckt der grönländische Fund in zweifacher Hinsicht Beachtung. Man erhebt zunächst die Frage, welche Gründe dafür vorgelegen haben mögen, daß diese weltfernen Pioniere, die ihrer heldenmütigen Tat ein bleibendes Denkmal zu setzen wünschten, bei der Abfassung des Runentextes sich jener kabbalistischen Abkürzungen bedienten, die gerade in diesem Orte, den bis dahin keines Menschen Fuß betreten hatte, jedes sichtbaren Zweckes entbehren mußten. Und weiter, wenn die norwegischen Wikinger —

daß es sich um solche handelt, geht aus dem sprachlichen Charakter der Inschrift hervor — wirklich schon den Wunsch hegten, die Tatsache ihres Erfolges auf einen engeren Kreis vertrauter Leidensgenossen zu beschränken, weshalb dann die offene und unverschleierte Angabe ihrer persönlichen Verhältnisse in allgemein verständlichen Schriftzeichen, während die belanglose Schlußwendung in die negativen Ausdrücke der Geheimschrift gekleidet wurde? Eine Erklärung läßt sich nur ermitteln, wenn man — wie Prof. Löffler in einer diesbezüglichen Darlegung auf der letzten Tagung des Stockholmer Altertums-Vereins zutreffend geltend machte — auf die Grundbedeutung der Runen überhaupt zurückgreift. Die Runen waren in der Vorstellung der Alten ein Ausdrucksmittel übersinnlicher Weisheit. Ihre Anwendung im profanen Leben kennzeichnete sich —, wenn unbedacht geübt —, als ein frivoles Unterfangen, welches mit der Heraufbeschwörung verhängnisvoller Schickungen gleichbedeutend war. Nur dem Priester, der in den geheimnisvollen Sinn der Runenzeichen eingedrungen war, stand es zu, aus ihnen die Ereignisse der Zukunft zu erfahren, während der Nichtkundige sich ihrer nur insofern bediente, als sie auf die Darstellung vollendeter, d. h. der Vergangenheit angehöriger Geschehnisse Bezug hatten. Dieser Grundanschauung begegnet man bis weit in das skandinavische Mittelalter hinein, und selbst aus den letzten Perioden vor Anbruch der Reformation liegen urkundliche Zeugnisse vor, aus denen sich mit unanfechtbarer Deutlichkeit entnehmen läßt, daß die spezifisch heidnisch-abergläubische Vorstellungswelt noch jahrhundertelang nach Einführung des Christentums unter den Bewohnern des Nordens allgemein im Schwange war. Damit aber gelangen wir ohne weiteres in den engeren Bereich der urgermanischen Kulturentwicklung zurück. Wir sehen in den Runen nicht länger das Gebilde einer gelegentlichen Berührung zwischen altgermanischer Barbarei und den zivilisierten Ausdrucksmitteln römischer Geistesbildung, sondern den urwüchsigen Ausdruck einer eigenartigen, aus den Tiefen des völkischen Empfindens schöpfenden Kulturbedürfnisses, dessen äußere Technik erst viel später — dann allerdings unter dem mittelbaren Einfluß fremder Vorbilder — sich mit den gestaltungsreicheren und daher ausdrucksfähigeren Darstellungsmitteln der romanischen Schriftkunst befreundete.

*

Katholizismus und Spiritismus.

In Rom beginnt man sich mit den Problemen des Hypnotismus, Spiritismus und Okkultismus wieder lebhafter zu beschäftigen. Fr. Al. M. Lépteler, Professor der Theologie im Kollegium der Propaganda in Rom, hat vor kurzem bei Kegan Paul, Trench, Trübner and Cie. in London ein Werk, betitelt „The Unseen World“ („Die unsichtbare Welt“) herausgegeben, in dem das Verhältnis der katholischen Theologie zu dem modernen Spiritismus dargelegt und die dämonologische Hypothese, an der bisher von katholischen Theologen zur Erklärung des Spiritismus festgehalten wurde, wieder vertreten wird. Auf dieses Werk ist nunmehr eine Schrift des früheren Leibarztes Leos XIII., Dr. Lapponi, betitelt „Ipnotismo e Spiritismo, studio medico-critico“ (Hypnotismus und Spiritismus. Eine medikokritische Studie), gefolgt. Der Verfasser behauptet, was selbstverständlich bereits größeres Aufsehen erregt hat, man könne heutzutage nicht mehr in Abrede stellen, daß es Wesen gebe, die insofern höher stehen als der Mensch, weil sie nach dem Leben in eine andere „Welt“, bezw. in einen höheren geistigen Zustand, gelangt sind und daß diese Beziehungen mit dem Menschen unterhalten, mit Leichtigkeit seinem Rufe folgen und auf Wunsch des Menschen erstaunliche Phänomene veranlassen können. Dr. Lapponi betont in seinen Ausführungen, daß er bestrebt sei, die Wissenschaft mit dem Glauben auszusöhnen, was in italienischen Organen bereits anerkannt wird, die sogar diesen Versuch zur Versöhnung als den besten der bisher unternommenen bezeichnen. Man wird mit großem Interesse die weiteren Urteile über dieses Werk verfolgen können. Die Okkultisten werden von diesen Zugeständnissen mit besonderer Genugtuung Kenntnis nehmen, da sie sich trotz des besten Willens nicht damit einverstanden erklären konnten, daß man die „metaphysischen“ Phänomene des Spiritismus ausschließlich auf die Einwirkungen der Teufel zurückführte, die seinerzeit die Phantasie Leo Taxils und des Pariser Schwindlerkonsortiums zur Ausbeutung der menschlichen Dummheit so lebhaft beschäftigt haben.

th.



Kleinere Mitteilungen.

C. K. Ein neuer Evangelienfund. Aus London wird berichtet: Die Kunde, daß das Fragment eines verlorenen Evangeliums von Dr. B. P. Grenfell und Dr. A. S. Hunt bei ihren Ausgrabungen in Oxyrhynchos in Südägypten gefunden worden sei, hat in theologischen Kreisen große Erregung hervorgerufen, da man an einen ähnlichen Fund wie die berühmten „Worte Christi“, die auf derselben Stelle entdeckt worden sind, glaubte. Der Vertreter eines großen englischen Blattes hat nun das gefundene Dokument in Queen's College in Oxford gesehen und von Grenfell selbst Auskunft über die Bedeutung des Fundes erhalten. Das Dokument ist ein kleines Fragment von Schreibpergament, das von Würmern durchlöchert und durch die sechzehn Jahrhunderte seines Daseins vergilbt, aber noch vorzüglich lesbar ist. Die Schrift ist fast mikroskopisch klein, aber die griechischen Buchstaben und sogar die roten Initialen lassen sich noch deutlich erkennen. „Es ist kein Teil eines noch nicht vorhandenen Evangeliums,“ sagte Grenfell, „überhaupt muß die theologische Bewertung des Fundes den Theologen überlassen bleiben. Vom rein literarischen Standpunkt aus aber ist es ungewöhnlich gut geschrieben und höchst interessant. Es sind über dreihundert Worte auf der Seite. Die Handschrift beginnt in der Mitte eines Gesprächs. Jesus und seine Schüler sind in den Tempel eingetreten und dort einem Pharisäer begegnet, der sie schilt, weil sie es unterlassen haben, einige vorgeschriebene Zeremonien der Waschung vorzunehmen. Jesus fragt den Pharisäer, was für Waschungen er vollzogen hat, und die Antwort beschreibt auf das genaueste die Zeremonien. Diese Beschreibung ist deshalb von höchster Wichtigkeit, weil keine andere bisherige Quelle Einzelheiten von solch einer Zeremonie, wie sie der Pharisäer schildert, mitgeteilt hat. Dann folgt eine wortgewaltige hinreißende Rede Jesu, in der er die rein äußerliche Reinigung verdammt. Er sagt, daß er und seine Schüler mit „lebendigem Wasser“ oder „Wasser des Lebens“ gereinigt seien. Eine andere Tatsache, die sich in dem Fragment findet, ist die erste Erwähnung eines Teils des Tempels, der Hagneuterion genannt wird oder Ort der Reinigung. Auch davon ist früher noch niemals etwas berichtet worden. Oxyrhynchos hatte einst Klöster, die von 4000 Mönchen bewohnt wurden, und Grenfell und Hunt haben in Erdhügeln gegraben, in denen sich die Trümmerhaufen der Klosterstadt fanden.“

* Der Verein zur Förderung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts wird seine diesjährige Hauptversammlung in der Pfingstwoche dieses Jahres in Erlangen abhalten. Vorträge von allgemeinem Interesse werden halten Professor Dr. Heß (Ansbach) über „Gletscherforschung“, Professor Dr. Wiedemann (Erlangen) über „Das Experiment im Altertum und im Mittelalter“, Professor Pietzker (Nordheim) über „Die Stellungnahme der Fachkreise zu den Vorschlägen der von der Naturforschergesellschaft eingesetzten Unterrichtskommission“, Professor Dr. Duoene (München) über „Geometrische Propädeutik“, Professor Wieleitner (Speyer) über „Zahl- und Mengebegriff im Unterricht“. — Ausflüge werden unternommen nach Nürnberg und in die Fränkische Schweiz. Anmeldungen sind zu richten an Professor Dr. Lenk (Erlangen).

* Die Industrielle Gesellschaft zu Mülhausen i. E. hat, wie der Frankfurter Zeitung mitgeteilt wird, dem Dr. F. C. Theis, Chemiker an den Höchster Farbwerken, die silberne Medaille verliehen für seine drei Werke: „Ueber die Breitbleiche baumwollener Gewebe“, „Ueber die Strangbleiche baumwollener Gewebe“, „Khaki auf Baumwolle und anderen Textilstoffen“.

* Ein 200,000 Kronen-Legat für die Wiener Akademie der Wissenschaften. Frau Hofrat Luise Scholz hat in ihrem Testament nach dem Wunsche und zum Andenken an ihren verstorbenen Gatten Hofrat und Primarius im Allgemeinen Krankenhause Dr. Franz Scholz der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, und zwar speziell für deren naturhistorische Sektion, frei verwendbar zu Forschungen in den positiven Wissenschaften, den Betrag von 200,000 Kronen legiert

*

Hochschulnachrichten.

hc. Straßburg i. E. Für das Fach der physiologischen Chemie habilitierte sich hier Dr. med. et phil. Ernst Friedmann (aus Berlin), Assistent bei Professor Hofmeister am dortigen physiologisch-chemischen Institut.

hc. Kiel. Für das durch den diesjährigen Staatshaushaltsetat neu begründete Extraordinariat für gerichtliche Medizin an der hiesigen Universität ist der außerordentliche Professor an der Universität Halle a. S. Dr. med. Ernst Ziemke in Aussicht genommen.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Fürst Bismarck und König Karl von Rumänien.

Von Dr. Adolf Hasenclever,
Privatdozent für Geschichte an der Universität Halle.

Vor wenigen Jahren erschien eine umfangreiche Publikation, welche nicht nur in der wissenschaftlichen Welt als Beitrag zur neuesten Zeitgeschichte, sondern weit über diese Kreise hinaus freudig begrüßt wurde, freilich auch allenthalben berechtigtes Aufsehen hervorrief: die Aufzeichnungen eines Augenzeugen aus dem Leben König Karls von Rumänien.[1] Sie erinnern durch ihre geradezu verblüffende Offenheit in der Mitteilung von vertraulichen Korrespondenzen, von Stimmungsbildern aus dem intimsten höfischen Leben wie von Urteilen über noch lebende fürstliche Zeitgenossen an das bekannte ähnliche Werk Herzog Ernsts von Koburg-Gotha.

Dargestellt werden sollen in diesen vier Bänden Memoiren die Erlebnisse jenes Hohenzollernprinzen aus der Sigmaringer Linie, der in den entscheidungsvollen Frühlingsmonaten des Jahres 1866 im jugendlichen Wagemute, unbekümmert um die gerade tagende Pariser Konferenz wie um die papierenen Proteste der Großmächte, dem Rufe eines hochbegabten, aber politisch noch durchaus unreifen, von allen Leidenschaften wild durchtobten Volkes Folge leistete, um fortan dessen Schicksal mit dem seinigen aufs engste zu verknüpfen und in heißer, unverdrossener Arbeit in der Südostecke Europas ein Staatswesen zu begründen, das je länger je mehr ein Punkt des Beharrens und ein Hort des Friedens geworden ist gegenüber den übrigen politischen Gebilden der Balkanhalbinsel.

Doch ich möchte an dieser Stelle aus diesen interessanten Aufzeichnungen nur ein kleines Kapitel ausscheiden, das zumal uns Deutsche am meisten berührt, das Verhältnis des Fürsten Karl zu seinem früheren Heimatlande, insbesondere zu dem Leiter der preußischen und später der deutschen auswärtigen Politik, zu Fürst Bismarck. Harte innere Konflikte hat es für den mutigen Hohenzollernprinzen auf dem rumänischen Throne freilich nicht gegeben. Seit seinem Eintritt in sein neues Land ging sein Bestreben dahin, sich lediglich als Rumäne zu fühlen, und nur dieses Gefühl wie die Schranken, die sein Eid auf die Verfassung ihm auferlegten, leiteten fortan seine Schritte, wenn das Interesse seines Landes in Frage stand. Aber gebrochen hatte er darum doch nicht mit seiner alten Heimat: mit allen Fasern seines Herzens hing er an seinem ehemaligen Vaterland, für das eben damals „die Tage sagenhaften Glanzes“ anbrachen. Deutsche Kultur im Orient heimisch zu machen, war sein Hauptbestreben; es hat harter Kämpfe bedurft, bis seine Untertanen den Segen dieser Kultur einzusehen und zu schätzen lernten und sich von dem gleichsam traditionellen französischen Einfluß etwas befreiten; um so härter und erbitterter waren diese Kämpfe, als gleichzeitig mit ihnen heftige politische und wirtschaftliche Fehden zwischen den Kabinetten von Berlin und Bukarest nebenher gingen.

Es war ein Glück für den Prinzen, daß er sich der großen Schwierigkeiten, welche seiner in dem noch recht unzivilisierten Lande harrten, in ihrem ganzen Umfange nicht bewußt war, als er eigentlich gleich nach dem ersten Antrag von seiten der rumänischen Statthalterschaft durch Joan Bratianu sich entschlossen zeigte, dem nationalen Wunsche der Rumänen sich nicht zu versagen. Das einzige Hindernis, das für ihn die Ausführung des verwegenen Planes in Frage stellte, war sein stark ausgeprägtes Pflichtgefühl als Offizier dem obersten Kriegsherrn, als Mitglied des Hauses Hohenzollern dem Familienoberhaupt gegenüber. Die dynastischen wie auch die politischen Bedenken der Berliner diplomatischen Kreise schlug er in den Wind, wenigstens als absolut hindernd vermochte er sie nicht anzuerkennen. Ihm kam es in seinem jugendlichen Wagemute, der sich aus der schablonenhaften Offizierskarriere nach frischer Tat heraussehnte, vor allem darauf an, ein fait accompli zu schaffen durch seine plötzliche Ankunft in seinem neuen Vaterlande, und dann erst als Fürst von Rumänien mit den Konferenzmächten wie mit dem suzeränen Staat, der hohen Pforte, in Verhandlungen zu treten. Er zweifelte nicht daran, daß die Eifersucht der Großmächte untereinander es zu einem gewaltsamen Eingreifen nicht kommen lassen würde, zumal der Ausbruch des Kampfes zwischen Oesterreich und Preußen unmittelbar vor der Türe stand.

Und doch wird man wohl behaupten dürfen, Prinz Karl würde den Widerstand und die Bedenken König Wilhelms gegen das unsichere Projekt kaum überwunden haben, wenn ihm nicht ein mächtiger Bundesgenosse erstanden wäre in der Person des damaligen preußischen Ministerpräsidenten, des Grafen Bismarck.

Welche Ziele verfolgte dieser, als er den verwegenen Plan so warm befürwortete?

I.

Man muß sich, wenn man Bismarcks Politik verstehen will, stets vergegenwärtigen, daß in den Wochen, in welchen die Verhandlungen über die rumänische Thronkandidatur am lebhaftesten hin und her gingen, der Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen unmittelbar bevorstand. Nur unter diesem internationalen Gesichtswinkel, nicht vom speziell preußischen oder gar hohenzolle-

[1] 4 Bände. Stuttgart. 1894, 1898, 1900.

risch-dynastischen Standpunkt aus darf man Bismarcks Haltung in der ganzen Angelegenheit beurteilen.

Inwieweit der preußische Ministerpräsident der dirigierende Teil bei den Vorverhandlungen über die Kandidatur des Prinzen Karl gewesen ist, läßt sich heute schon schwer bestimmen. Was bisher darüber veröffentlicht worden ist, ist doch trotz aller scheinbaren Offenheit nur einseitiges, im Interesse der hohen Politik recht kritisch gesichtetes Material. Das steht wohl unzweifelhaft fest, daß auf den Prinzen Karl als geeigneten rumänischen Fürsten Kaiser Napoleon III. als erster hingewiesen hat, der in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Sigmaringer Linie stand, und dem Prinz Karl von einem früheren Besuch in Paris her bereits persönlich bekannt war. Sofort ergriff Bismarck diese Kandidatur mit dem ihm eigenen Feuereifer, er erkannte sogleich den großen politischen Vorteil, welchen im gegenwärtigen Augenblick ein dem preußischen Königshause eng befreundeter Herrscher in Rumänien, im Rücken der österreichisch-ungarischen Monarchie, für seine Ziele haben mußte.

Schon in den ersten Tagen des April scheint Bismarck mit einem Vertrauensmann der rumänischen Regierung, mit Joan Bratianu, in Berlin verhandelt zu haben. Ganz sicher beglaubigt ist ihre persönliche Begegnung ja nicht, aber es ist doch auffallend, daß sich Bratianu nach den ersten Beratungen mit Fürst Karl Anton und Prinz Karl direkt nach Berlin begab, nicht, wie er diesen bei der Abreise in Düsseldorf vorgab, nnd wie auch heute noch als feststehende Tatsache in den Aufzeichnnngen König Karls zu lesen ist,[2]) wieder zurück nach Paris, dem Sitz der augenblicklich über das Schicksal der Donaufürstentümer tagenden Konferenz der Großmächte. Auch das Telegramm, welches der allerdings etwas phantasievolle, nur zu leicht erregbare Bratianu am 1. April von Berlin aus nach Paris an den dortigen rumänischen Agenten richtete, wonach, entgegen der Erzählung von hohenzollernscher Seite, Prinz Karl die Wahl bedingungslos angenommen habe,[3]) läßt vermuten, daß ihm von autoritativer Stellung aus bestimmte Zusicherungen gemacht worden sind.

Wenn es Bismarck selbst war oder doch in seinem Auftrage ein Mitglied des Auswärtigen Amtes — ohne sein Vorwissen ist es sicher nicht geschehen —, so erinnert dieses sein Vorgehen recht lebhaft an seine allerdings viel folgenschwerere und bedeutungsvollere Politik im Frühjahr und Sommer 1870 gelegentlich der spanischen Thronkandidatur. Hier wie dort ist der drängende Teil Bismarck, der zögernde und vornehmlich aus dynastischen Bedenken zaudernde und von seinem gewaltigen Ratgeber nur widerwillig vorwärts geschobene König Wilhelm. Hier wie dort betreibt der preußische Ministerpräsident trotz seiner scheinbaren starken Offensive lediglich eine weise berechnete Defensivpolitik, indem er im Hinblick auf einen für die Dauer doch unabwendbaren Krieg sich im Rücken eines unversöhnlichen Gegners, wenn nicht einen unmittelbaren Bundesgenossen, so doch einen wohlwollenden Freund zu schaffen gedachte, welcher einen Teil der feindlichen Streitkräfte vom eigentlichen Kriegsschauplatz fern halten konnte.[4]) Und in beiden Fällen ist Bismarck mit seinen unmittelbaren Zielen gescheitert: in Spanien ist es bekanntlich durch den Verzicht des Erbprinzen Leopold überhaupt nicht im Jahre 1870 zur Königswahl gekommen; in Rumänien lagen im Sommer 1866 die inneren Verhältnisse in militärischer, finanzieller und administrativer Hinsicht wie die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten derart, daß der neu gewählte Fürst überhaupt nicht wagen durfte, eine über die so leicht verwundbaren Grenzen seines Landes hinausschauende Politik zu treiben.

Und doch, undurchführbar waren Bismarcks Ziele wenigstens für den Augenblick durchaus nicht. Berührten sie sich doch aufs engste mit den ausschweifenden Hoffnungen vieler rumänischer Patrioten, unter ihnen mit an erster Stelle Joan Bratianu, welche an den Gestaden der unteren Donau ein großrumänisches Reich zu gründen gedachten. Wie während des Krieges Graf Bismarck sich nicht gescheut hat, nach der Schlacht bei Königgrätz oder richtiger nach der Intervention Kaiser Napoleons in Ungarn eine Empörung gegen das angestammte Herrscherhaus heraufzubeschwören, so hoffte er durch ein befreundetes Rumänien eine Unterstützung unmittelbar im Rücken des Gegners. Schon im Mai machte er einer Abordnung des Fürsten Karl derartige Andeutungen, und später, während des Krieges, sandte er einen Abenteurer von sehr zweifelhaftem Ruf und recht bewegter Vergangenheit, den General Türr, welcher eben damals mit der Bildung einer ungarischen Legion beschäftigt war, unmittelbar nach Bukarest. Es kam sogar zu einer geheimen Zusammenkunft zwischen Fürst Karl und Türr, doch hatte sie, wie die Verhältnisse damals in den Donaufürstentümern lagen, nicht den gewünschten Erfolg.

Noch eines kam hinzu, was für Bismarck eine schleunige Wiederbesetzung des rumänischen Thrones nach der Vertreibung des Fürsten Kusa am 23. Februar 1866 dringend notwendig machte: es bestand Gefahr, daß die Donaufürstentümer zum Tauschobjekt[5]) zwischen Oesterreich und Italien verwendet würden, wenigstens hatte der italienische Ministerpräsident La Marmora gleich nach der Umwälzung in Rumänien in Wien angeregt, Oesterreich möge an Italien Venetien abtreten und dafür die Donaufürstentümer besetzen. Damals war der Vorschlag schlankweg abgelehnt worden; aber war nicht zu befürchten, daß das Wiener Kabinett wenigstens scheinbar auf die gefährliche Anregung doch noch einging und auf diese Weise den überhaupt an Preußen recht mißtrauischen La Marmora aus der geplanten Bundesgenossenschaft mit der Berliner Regierung weglockte? Und außerdem, mußte nicht aus einer solchen Besitzergreifung, ja schon aus den ersten diplomatischen und militärischen Vorbereitungen zu einer solchen ein Weltbrand entstehen, da weder Rußland, die Türkei noch auch Frankreich eine derartige Schmälerung ihres Einflusses im Orient dulden konnten, während doch Bismarcks Staatskunst stets vornehmlich dahin gezielt hatte, den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland nach Möglichkeit zu lokalisieren? Die schleunige Erledigung der rumänischen Frage war also für Bismarck nicht nur ein Mittel, Italien fester an das preußische Interesse zu fesseln, ebenso sehr mußte sie ihm dazu dienen, alle Einmischungsgelüste gieriger Nachbarn in die Geschicke der seit Jahrhunderten viel umstrittenen Donaufürstentümer bis zur Ausfechtung des lange vorbereiteten Waffenganges mit Oesterreich zu hintertreiben.

Man sieht, es waren Beweggründe recht realpolitischer Natur ohne jeglichen speziellen persönlich dynastischen Anklang, welche Bismarck zur Unterstützung dieser Kandidatur bewogen, als er am 19. April 1866 den Prinzen Karl durch den Legationsrat v. Keudell zu sich entbieten ließ, um mit ihm, wie er sich selbst ausdrückte, „als Freund und Ratgeber ganz frei und offen zu sprechen“.

Der Zeitpunkt, zu dem diese entscheidende Unterordnung stattfand, war sicher kein zufälliger; sie fügt sich der gesamten Vorgeschichte des Krieges vom Jahre 1866 aufs beste ein: am 17. April war in Wien die preußische Note überreicht worden, in welcher die Zurücknahme gewisser Verfügungen über Rüstungen und Truppendislokationen gefordert wurde; die nur teilweise zufriedenstellende Antwort erfolgte unmittelbar darauf, am 18. April, konnte also am

[2]) „Aufzeichnungen“. Bd. I, S. 4; vergl. auch S. 8. — Am 11. April traf Bratianu in Bukarest ein. [*Demeter Sturdza:* Charles I. de Roumanie (Bucarest 1899), p. 80.]

[3]) „Charles de Hohenzollern accepte la couronne sans conditions. Il s'est immédiatement mis en rélation avec Napoléon III.“ *D. Sturdza:* Charles I. de Roumanie. Bd. I, S. 64, vergl. auch S. XVII).

[4]) Vergl. R. v. Keudell: Fürst und Fürstin Bismarck (1901), S. 480 f., gegenüber Bismarcks späterer Darstellung in den „Gedanken und Erinnerungen“: Bd. II, S. 80.

[5]) Vergl. zu diesem Tauschplan Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches. Bd. IV, S. 296 f.; Friedjung: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. Bd. I, S. 138; „Aufzeichnungen“. Bd. I, S. 66; Sturdza a. a. O. Bd. I, S. 270—288 (Protokoll der Pariser Konferenzsitzung vom 4. Juni); N. Jorga: Geschichte des rumänischen Volkes. Bd. II (Gotha 1905), S. 380, Anm. 1.

folgenden Tage, wenn auch vielleicht nur in telegraphischem Auszuge,[*]) in Berlin schon bekannt sein, „es war der Höhepunkt der Krisis“. Und in diesem Moment sicherte sich Bismarck ein neues Mittel, um Oesterreich diesmal von ganz anderer Seite her Ungelegenheiten zu bereiten. Denn darauf lief doch sein kühner Ratschlag hinaus, Prinz Karl solle durch seine plötzliche Ankunft in Rumänien ein fait accompli schaffen, höchstens vorher in einer geheimen Zusammenkunft mit Kaiser Napoleon sich dessen Einverständnisses versichern, um dadurch etwaige Proteste der eben tagenden Pariser Konferenz zu paralysieren.

Diese anderthalbstündige Unterredung ist für das gesamte Projekt, mithin für die Zukunft eines ganzen Volkes, entscheidend geworden, nicht so sehr als der Prinz in seinem Beschlusse bestärkt wurde — dessen bedurfte es kaum noch — als daß König Wilhelm wenigstens seinen aktiven Widerstand gegen die Kandidatur nunmehr aufgab. Er ließ seinen jugendlichen Verwandten gewähren, stillschweigend, nicht ausdrücklich erteilte er seine Genehmigung, wenn auch seinem ganzen feinen Empfinden — das wird man wohl behaupten dürfen — die rumänische Fürstenkrone auf dem Haupt eines Hohenzollern erst ein sympathischer Gedanke geworden ist, nachdem das Vasallenverhältnis zum Sultan in Konstantinopel abgestreift war.

Jene bereits erwähnte Hervorkehrung der lediglich realpolitischen Ziele in Bismarcks Vorgehen bei Erledigung der Thronkandidaturfrage muß man um so lebhafter betonen, als in den Erinnerungen König Karls an manchen Stellen, besonders in den späteren Partien, eine gewisse Enttäuschung durchzuklingen scheint wegen der spröden Haltung des Berliner Kabinetts rumänischen Wünschen gegenüber. Und doch kann man während all der Jahre beobachten, daß Bismarck dem kühnen Hohenzollernsprossen selbst eine gewisse persönliche Sympathie stets bewahrt hat, die über seine Anhänglichkeit gegen das Mitglied des Hohenzollernhauses weit hinausging, mochten auch die Beziehungen der beiden Regierungen zueinander oft recht gespannte sein. Die mutige Entschlossenheit des Prinzen Karl, der in einem kritischen Moment durch seine kraftvolle unerschrodene Initiative die preußische Politik unterstützte, hatte dem kühnen Staatsmann imponiert;[*]) er hatte Vertrauen gefaßt, daß es dem neuen Herrscher gelingen würde, das Chaos in den von allen wilden Leidenschaften durchtobten Fürstentümern zu meistern.

Berechtigt war diese Mißstimmung von seiten des rumänischen Fürsten durchaus nicht. Schon in jener ersten Unterredung hatte Bismarck seine Politik gegenüber dem neuen Fürsten klar und deutlich vorgezeichnet: er dürfe keinen Bruch mit Rußland herbeiführen und das preußische Staatsinteresse zugunsten des Familieninteresses nicht engagieren.[*]) An dieser Richtschnur hat Bismarck all die Jahre hindurch als preußischer Ministerpräsident, als Bundeskanzler und später auch als Reichskanzler festgehalten: die russische Freundschaft — es braucht dies hier nicht im einzelnen ausgeführt zu werden — war einer der Eckpfeiler seiner Politik, auch nach Abschluß des Dreibundvertrages. Deshalb riet er schon im April 1866 dem Prinzen Karl die Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zu dem mächtigen Nachbarreich, gegen dessen unmittelbare Wünsche und Interessen er eben im Begriff stand, von dem Throne Rumäniens Besitz zu ergreifen.

[*]) Nach *Benedetti*: Ma mission en Prusse, S. 107, wurde die Note offiziell erst am 20. April durch den österreichischen Botschafter überreicht.

[*]) Vergl. „Aufzeichnungen“. Bd I, S. 21. Bismarck sagt zu Oberst Rauch (23. April 1866): „Nur ob Prinz Karl die Kraft und Entschlossenheit in sich fühlt, die Frage auf diese einzig Erfolg verheißende Weise (Schaffen des fait accompli) zu lösen, das muß er selbst entscheiden.“

[*]) Der Auffassung König Wilhelms entsprach das nicht ganz; vergl. „Aufzeichnungen“. Bd. I, S. 179. Er sagt zu Graf Keyserling (16. Juli 1868): „. . . Jetzt, da mein Vetter Karl in Rumänien weilt, haben wir . . ., wenn auch nicht traktatenmäßige, so doch moralische Verpflichtung, ihn so gut und so nachhaltig als möglich zu unterstützen.“

II.

Während der ersten Jahre von Karls Regierung hören wir wenig von unmittelbaren Beziehungen zwischen dem Fürsten und Bismarck, wenigstens nicht, soweit dabei politische Fragen in Betracht gekommen wären; jeder von beiden war vollauf beschäftigt mit den inneren Angelegenheiten seines Landes. Wohl stärkte der Sieg von Königgrätz, wie überhaupt der ganze ruhmreiche Feldzug von 1866, auch des fernen Hohenzollern Stellung nach außen hin, besonders der Eindruck auf die Machthaber am Goldenen Horn verfehlte seine Wirkung nicht; im Innern jedoch vermochte dieser Erfolg seines Heimatlandes die Parteigegner nicht zum Schweigen zu bringen, ja vielmehr die Wut richtete sich immer heftiger, je tiefer das Prestige Frankreichs nach den glorreichen preußischen Siegen sank, gegen den fremden Fürsten. Auch die großen Ereignisse des Jahres 1870 brachten die politisch noch so unreifen Köpfe der rumänischen Parteileiter und Agitatoren noch nicht zur Besinnung über den unleugbaren Umschwung der Dinge in Mitteleuropa. Die Leidenschaft verstieg sich so weit, daß am 22. März 1871 das von der deutschen Kolonie in Bukarest veranstaltete Geburtstagsfest Kaiser Wilhelms von einer wilden Menge gestört wurde, unter stillschweigender Duldung von seiten der rumänischen Polizeiorgane. Auch jetzt griff Fürst Bismarck noch nicht mit der bei ihm sonst gewohnten Energie und Rücksichtslosigkeit durch. Wohl verlangte er strenge Bestrafung der schuldigen Beamten, aber auf irgendwelche Repressalien verzichtete er. Er mochte ahnen oder gar bestimmt wissen, daß eine dem jungen Deutschen Reich damals noch innig befreundete Großmacht, daß Rußland durch bezahlte Agenten bei dem Tumult seine Hand im Spiel hatte; wenn er auf einer strengen Untersuchung bestand, konnte vielleicht viel weniger die rumänische als die russische Regierung bloßgestellt werden.

Der erste ernste Zusammenstoß zwischen den Kabinetten von Berlin und Bukarest erfolgte wenige Wochen später, nicht auf rein politischem, mehr auf wirtschaftlichem Gebiet, in der Eisenbahnfrage. Jetzt sollte die rumänische Regierung erfahren, daß die ganze gehässige Haltung des Volkes während der letzten Jahre in Deutschland und besonders in den maßgebenden Kreisen in Berlin tief verletzt hatte. Mit eiserner Konsequenz griff Bismarck hier durch, als es galt, gefährdete deutsche Kapitalien zu retten; er schonte niemand, weder den Fürsten Karl noch die dynastischen Empfindlichkeiten Kaiser Wilhelms.

Auf die ganze Entwicklung des Eisenbahnbaues in Rumänien kann hier nicht eingegangen werden: er war neben der Reorganisation der Armee das stolzeste Ziel, das sich der Fürst gleich bei seinem Eintritt ins Land zur Regenerierung seiner neuen Heimat, dieser von der Natur so überreich gesegneten, fast gänzlich unerschlossenen Gefilde, gesetzt hatte. Da die Mittel für den Bau im Lande selbst noch nicht aufgebracht werden konnten, hatte die rumänische Regierung die Durchführung des gewaltigen Projektes, das das Land an die mitteleuropäischen Eisenbahnlinien unmittelbar anschließen sollte, dem damals noch hochangesehenen Unternehmer Dr. Strousberg übertragen. Natürlich hatte der Staat die Zinsgarantie übernommen, doch war der Unternehmer verpflichtet, für die Dauer des Baues die Eisenbahnobligationen zu zahlen.

An sich war der Eisenbahnbau in dem noch unzivilisierten Lande in allen Schichten der Bevölkerung höchst unpopulär: das Volk hegte Widerwillen „aus instinktiver Scheu vor allem Neuen, die Gebildeten aus Furcht vor einer Ueberflutung durch fremde Einwanderer; auch hielten die meisten den Uebergang zu modernsten Verkehrsstraßen für zu unvermittelt.“[*]) Diese Gegnerschaft im Innern ließ sich allenfalls ertragen, mochte sie auch bis zu direkten Angriffen gegen den Fürsten, ja bis zu den gemeinsten Verdächtigungen der Dynastie ausarten: die Zukunft mußte dereinst dem Fürsten recht geben.

[*]) Mite Kremnitz: König Karl von Rumänien (Breslau 1904) S. 60.

Gefahr drohte erst, als wegen der Eisenbahnangelegenheiten Verwicklungen mit dem Ausland zu befürchten waren. Dieser Fall trat ein, als gegen Ende des Jahres 1870 Strousberg sich bankerott erklärte und zur Beschönigung der wahren Sachlage gegen den Wortlaut des allerdings nachlässig abgeschlossenen Kontraktes behauptete, die Obligationen müßten vom Staat eingelöst werden. Aus einer rein inner-rumänischen Angelegenheit war eine Frage von internationaler Bedeutung geworden, welche besonders die Beziehungen zu Deutschland aufs empfindlichste berührte, denn gerade hier waren in allen Schichten der Bevölkerung vornehmlich im Vertrauen auf den stammesverwandten Fürsten viele Millionen deutschen Kapitals in rumänischen Bahnaktien festgelegt worden.

Mit entschiedenster, geradezu bewußt verletzender Rücksichtslosigkeit griff Bismarck durch, um die gefährdeten deutschen Interessen zu wahren; er griff die Frage an dem Punkte an, welcher die Empfindlichkeit nicht nur des rumänischen Volkes, sondern mehr noch seines Fürsten aufs peinlichste berührte. Unter völliger Ignorierung des Bukarester Kabinetts wandte er sich an die suzeräne Macht, an die Türkei, und ließ durch sie einen Druck auf Rumänien ausüben. Um so verletzender mußte dieses Vorgehen wirken, als nur zu gut bekannt war, wie lässig gerade der verschwenderische Sultan und seine Ratgeber in der Regelung übernommener finanzieller Verpflichtungen waren.

Und auch in kleineren Fragen ließ der Kanzler den rumänischen Staat seinen Zorn fühlen; es schien, als ob aller während der letzten Jahre durch die Schuld des rumänischen Volkes angesammelte Unwille sich jetzt mit einem Male entladen sollte: immer wieder gemahnte er Fürst Karl an die für das Empfinden eines Hohenzollern so peinliche Abhängigkeit von der hohen Pforte; wenn er z. B. bei Uebersendung des Beglaubigungsschreibens des deutschen Generalkonsuls in Bukarest das Berat mit zustellte, eine Gepflogenheit, von welcher man bei früheren Gelegenheiten stets abgesehen hatte; oder wenn er die Bitte der rumänischen Regierung, in Berlin eine diplomatische Vertretung errichten zu dürfen, lediglich dahin beantwortete, er würde sich darüber mit dem suzeränen Staat, mit der türkischen Regierung, ins Einvernehmen setzen.

Und doch wird man behaupten dürfen, diese persönliche Verstimmung, so berechtigt sie in der Tat war, bildete durchaus nicht das ausschlaggebende Moment in Bismarcks Politik; ihre lebhafte Betonung war lediglich ein Mittel zum Zweck, einmal, und das natürlich in erster Linie, um die gefährdeten wirtschaftlichen Interessen der deutschen Untertanen zu wahren, sodann aber auch, um das noch zügellose rumänische Volk und auch seine Regierung in die richtigen Bahnen zu weisen, in denen eine gemeinsame Politik des Berliner und Bukarester Kabinetts sich begegnen und gemeinsame politische Ziele verfolgen konnten. „Euer Hoheit haben," so schrieb Bismarck dem Fürsten Karl,[10]) „einen zu klaren Blick für die Bedürfnisse Ihres Landes, um nicht zu erkennen, daß dasselbe die Bedingungen für seine Wohlfahrt und sein Gedeihen vorzugsweise in der Entwicklung seiner inneren Verhältnisse und in der getreuen Erfüllung übernommener Verpflichtungen suchen muß, und daß der Einfluß, den das Deutsche Reich in Europa übt, dem rumänischen Volke von hohem Nutzen sein kann, wenn letzteres die hier für Rumänien noch immer vorwiegenden wohlwollenden Gesinnungen einigermaßen erwidert oder doch würdigt."

Diese Ziele in Bismarcks Politik traten deutlich zutage, als der Eisenbahnkonflikt in einer für beide Teile annehmbaren Weise seine Regelung gefunden hatte; sofort suchte nunmehr auch der deutsche Reichskanzler das frühere freundschaftliche Verhältnis wieder anzuknüpfen. Er empfing in längerer Audienz einen rumänischen Abgesandten, den Finanzminister Mavrogheni, „mit viel Wohlwollen", wie Fürst Karl seinem Vater berichtete (29. Juni 1872). „Es wurden die gegenseitigen Klagen vorgebracht, und das Endresultat war, daß das Vergangene der Vergessenheit anheimfallen möge, und die freundschaftlichen Beziehungen wieder hergestellt sind."

Es war dieser Streitfall zwischen den beiden Kabinetten gleichsam nur ein Vorspiel zu dem gewaltigen Ringen, das wenige Jahre später auf und besonders nach dem Berliner Kongreß anheben sollte: hatte es sich in den Jahren 1871 und 1872 mehr um eine privatrechtliche Frage gehandelt, die durch Verhandlungen von Staat zu Staat schließlich ihre Erledigung fand, welche jedoch die internationale Politik kaum berührt hatte, so handelte es sich gegen Ende der 70er Jahre um eine Kontroverse von höchster politischer, man darf getrost sagen, von europäischer Bedeutung; scheinbar wenigstens, nach dem Apparat zu schließen, den Bismarck zur Verwirklichung seiner Absichten in Bewegung setzte; in Wahrheit jedoch lief alles wieder auf dieselben Ziele hinaus wie im Jahre 1872: Wahrung einerseits der deutschen wirtschaftlichen Interessen, andrerseits Stärkung des moralischen Ansehens Rumäniens nach außen hin, um aus dem jungen, nunmehr unabhängig gewordenen Staatswesen einen gewichtigen, in Wahrheit bündnisfähigen Faktor in der europäischen Politik zu machen.

(Schluß folgt.)

[10]) „Aufzeichnungen" Bd. II S. 267. (12. April 1872.)

Der sechste internationale Kongreß für angewandte Chemie und seine Bedeutung.

Trient, 4. Mai.

Wer jemals in Rom war, wird zugeben, daß dieser Ort nicht besonders geeignet ist, um in Ruhe einen Kongreßbericht zu verfassen. Deshalb wandte ich mich nach Trient oder Trento, wie man in der melodischeren italienischen Sprache sagt, um dort in der Stille dieser entzückend gelegenen alten Hauptstadt von Tirol die vielfachen und mannigfaltigen Eindrücke, welche der Kongreß und die Stadt Rom erweckt hatten, zu einer Skizze zusammenzufassen. Es kann naturgemäß nur eine Skizze, kein erschöpfender Bericht sein, den ein Einzelner über solche Veranstaltungen, wie es die Kongresse für angewandte Chemie sind, geben kann, schon allein aus dem Grunde, weil der Einzelne unmöglich die Arbeit der elf verschiedenen Sektionen, welche gleichzeitig tagen, zu übersehen imstande ist. Da der Unterzeichnete zudem noch als Sekretär der zehnten Sektion für physikalische und Elektro-Chemie zu wirken hatte, so war es ihm noch weniger möglich, von einzelnen Vorträgen abgesehen, die Arbeiten der anderen Sektionen zu überschauen. Es soll daher hier nur im wesentlichen eine Charakteristik des sechsten internationalen Kongresses im allgemeinen, seiner Organisation, sowie der Bestrebungen und der Ergebnisse derselben gegeben werden.

Nur mit geringer Majorität war in Berlin, wo vor drei Jahren der letzte Kongreß getagt hatte, beschlossen worden, Rom als Kongreßort für den sechsten Kongreß zu wählen. Der Antrag der Engländer, in London zu tagen, war abgelehnt worden, woran zum Teil das etwas zu selbstbewußte Auftreten des englischen Vertreters schuld hatte.

Italien übernahm nunmehr die Pflicht, den sechsten Kongreß vorzubereiten. Hierzu bedurfte es natürlich einer enormen Arbeit, einer Umsichtigkeit und Organisationsfähigkeit, die man zum Teil im Auslande Italien nicht vollkommen zutraute. Ja, selbst in Italien ließen sich manche Stimmen vernehmen, die sich in dieser Hinsicht recht skeptisch äußerten. Diese Befürchtungen wurden leider in mancher Hinsicht erfüllt. Es ist mir bei der großen Sympathie, die ich für viele Italiener auf Grund persönlicher Bekanntschaft hege, peinlich, diese Schwächen hier darlegen zu müssen, aber amicus Plato, magis amicus veritas. Das Organisationskomitee hat seine Schuldigkeit trotz aller Mühe und Hingabe, die sich einzelne der Herren gaben, nicht im vollen Umfang erfüllen können. So waren z. B. viel zu wenig Herren

vorhanden, welche den des Italienischen nicht mächtigen Kongressisten Auskunft erteilen konnten. Auch war der Raum für die Erteilung von Informationen viel zu klein. Für die fremden Damen waren, wie in Berlin, Führungen durch Rom vorgesehen worden, von denen nicht eine einzige stattgefunden hat. Die feierliche Eröffnung des Kongresses durch den König von Italien, der mit der bekannten Höflichkeit der Könige pünktlich erschien, was man von dem Beginn der meisten Sektionssitzungen leider nicht sagen konnte, litt erheblich unter der im Saale des Palazzo della Ginstizia herrschenden großen Unruhe, die es denn auch unmöglich machte, die verschiedenen Reden verstehen zu können, unter denen die inhaltlich vorzüglichen Ausführungen des Professors Paterno di Sessa über die Bedeutung der Chemie im allgemeinen und die theoretische Entwicklung durch die Elektronentheorie in jüngster Zeit von besonderem Interesse erschienen. Der große Saal, in welchem die Eröffnungssitzung, wie die allgemein interessanten Vorträge von Ramsay (London), Moissan (Paris), Frank und O. N. Witt (Berlin), stattfanden, erwies sich als völlig unzureichend. Auch für die Presse war keineswegs genügend gesorgt worden. Man mußte sich mühsam einen Weg durch die dichtgedrängt stehende Menge bahnen. Auch die festlichen Empfänge im Kapitol und das vom Ministerium des Innern in der Villa d'Este in Tivoli den Kongreßteilnehmern gegebene Mittagessen waren unzureichend organisiert worden. Im Kapitol, das übrigens wunderbar erleuchtet war, standen die Leute herum, niemand wußte recht, weshalb er sich in volle Gala geworfen hatte — es war Frack vorgeschrieben; — eine offizielle Begrüßung fand nicht statt. Dafür mußte man im Gange lange Zeit in drangvoll fürchterlicher Enge Queue stehen und hatte an der durchaus unzureichenden Garderobe viele Schwierigkeiten. Besser vorbereitet war der Empfang im Hotel Excelsior, wohin die Römische Chemische Gesellschaft am Vorabend der Eröffnung eingeladen hatte, und das Fest auf dem palatinischen Hügel, welches leider vollständig verregnete. Bei den Fremden, und zwar in gleicher Weise bei Reichsdeutschen, Oesterreichern, Russen und anderen, herrschte über die wenig geschickt arrangierten Feste ziemliche Mißstimmung.

Aber schließlich war man ja nicht der Feste wegen nach Rom gekommen, sondern zu ernster Arbeit, und in dieser Hinsicht kann das Urteil über den Kongreß bedeutend günstiger lauten. Wenn auch begreiflicherweise die Beteiligung an den Sitzungen weit hinter der des fünften Kongresses zurückblieb, da eine große Anzahl von Kongressisten mehr Zeit auf das Studium von Roms Kunstschätzen und seiner Denkmäler aus längst vergangenen Zeiten verwandte, so wurde doch in den einzelnen Sitzungen sehr fleißig gearbeitet. Da die Sitzungen, welche in den kleinen Sälen des schönen, noch nicht ganz fertigen Palazzo della Ginstizia stattfanden, wie erwähnt, nicht zu überfüllt waren, so war den Einzelnen leicht Gelegenheit gegeben, auch persönlich mit den Kollegen der anderen Länder in Gedankenaustausch zu treten. Diese Pflege der persönlichen Beziehungen der einzelnen Völker untereinander erscheint ja überhaupt als eines der wichtigsten Ziele solcher Kongresse. Und es gibt wohl wenige Wissenschaften, die ihrer Natur nach so international sind wie die Chemie. Die Kenntnis der verschiedenen Sprachen erscheint heute sowohl für den Mann der Wissenschaft als für den der Praxis als unumgänglich notwendig; denn Referate, so gut sie auch unter Umständen sein können, werden niemals das Studium von Originalarbeiten ersetzen können. Es wurde auch mehrmals auf dem Kongreß die Frage erörtert, ob bei der babylonischen Sprachenverwirrung, die heute herrscht, und der im ganzen doch nicht übermäßig großen Kenntnis fremder Sprachen bei den meisten Völkern die Schaffung einer Weltsprache für die chemische Literatur nicht zweckmäßig wäre. Persönlich glaube ich nicht an einen endgültigen Erfolg solcher Bemühungen, da der Stolz der einzelnen Nationalitäten niemals eine bestehende fremde Sprache acceptieren und eine neue Sprache nur neue Schwierigkeiten schaffen würde. Was die Kenntnis fremder Sprachen anbetrifft, so stehen hierin wohl in erster Linie die Russen, Dänen, Schweden, Norweger, Holländer, dann erst folgen die Deutschen und Italiener; erheblich weniger Neigung zur Erlernung fremder Sprachen zeigte sich bei den Engländern und Franzosen. Diese Tatsache geht aus den wissenschaftlichen Arbeiten der einzelnen Völker klar hervor und fand sich auch auf dem Kongreß vollständig bestätigt.

Was die Vorträge der einzelnen Nationen hinsichtlich der Form, in welcher sie vorgetragen wurden, anbetrifft, so erschienen dem Unterzeichneten die Franzosen als Meister des Vortrags. Eine Rede von Professor Henri Moissan in der zehnten Sektion über das Siliciumcarbid, eine Verbindung von Silicium und Kohlenstoff, welche mit Hilfe des elektrischen Ofens erhalten wird und in Amerika im großen dargestellt, als Carborundum vielfache Anwendung gefunden hat, bot zwar inhaltlich nichts Neues, wirkte aber ebenso wie der allgemeine Vortrag über die Destillation der Metalle im elektrischen Ofen durch die musterhafte, klare Darstellung und den Schwung der Rede faszinierend. Das gleiche kann man von dem Vortrage von Sabatier (Toulouse) sagen, dem Erfinder einer neuen Methode, Wasserstoff in verschiedene organische, d. h. kohlenstoffhaltige Verbindungen einzuführen. Sabatier fand nämlich, daß bei Gegenwart von fein verteilten Metallen, wie besonders Nickel und Kupfer, sehr leicht Wasserstoff aufgenommen wird, was bei Abwesenheit dieser, wie man sagt, katalytisch wirkenden Metalle nicht der Fall ist. Diese Methode hat auch praktischen Wert erlangt, indem eine Anzahl wichtiger organischer Verbindungen, auf die hier jedoch nicht mehr eingegangen werden kann, nach diesem Verfahren im großen fabrikmäßig dargestellt werden. Von französischen Vorträgen seien noch der des Professors Lebeau (Paris) über die Dissoziation der Alkalicarbonate, eine für die maßanalytischen Bestimmungsmethoden wichtige Frage, erwähnt. Die Italiener hatten zwar sehr viele Vorträge angekündigt, aber fast zwei Drittel derselben fielen wenigstens in der zehnten Sektion aus, da die Verfasser nur die Manuskripte gesandt hatten. Von den italienischen Vorträgen sei besonders die hervorragende Rede des Professors Bruni (Mailand) über den Isomorphismus und die sogenannten festen Lösungen hervorgehoben. Bruni gehört zu den tüchtigsten jüngeren Forschern Italiens. Seine Beherrschung der deutschen, italienischen und französischen Sprache im Vortrag wie in der Diskussion war erstaunlich. Der interessante Vortrag des Elektrochemikers Professor Carrara über die Elektrochemie nichtwässeriger Lösungen brachte zwar tatsächlich nichts Neues, zeigte jedoch, wie schwierig dieses große Gebiet in theoretischer Hinsicht ist und wie die Dissoziationstheorie von Arrhenius und Ostwald, deren Herrschaft auf dem Gebiet der wässerigen Lösungen heute meist anerkannt ist, vor neuen rätselhaften Erscheinungen steht, die ihrer endgültigen Lösung noch harren.

Die italienische Wissenschaft trägt einen spezifisch originellen Charakter heute nicht. Sie ist, wie man auch allgemein zugibt, vor allem durch Deutschland sehr beeinflußt. Das Land, in dem einst Galvani, Volta, Avogadro, der Begründer der modernen Molekulartheorie, gelebt haben und das noch heute in Cannizzaro einen der Begründer der modernen Lehre verehrt, daß die chemischen Verbindungen auf der Atomverkettung der Elemente beruhen, ist heute in seinen chemischen Arbeiten abhängig vom Ausland und besonders von Deutschland. Das wird von den Italienern, die eine sehr große Anzahl junger, äußerst tüchtiger Kräfte besitzen, die sich durch leichte Auffassungsgabe und große Anpassungsfähigkeit an fremde Ideen, die jedoch in durchaus selbständiger Weise weiter ausgearbeitet werden, auszeichnen, auch vollkommen zugegeben. Wer die Gazzetta chimica und die Rendiconti della Accademia dei Lincei häufig liest, wird der italienischen chemischen Wissenschaft nur volle Anerkennung bezeugen können.

Die deutsche Wissenschaft war durch die Herren Nernst

(Berlin), Ostwald (Leipzig), Bernthsen (Ludwigshafen), Anschütz (Bonn), Abegg (Breslau), Witt und Frank (Berlin) u. a. vorzüglich vertreten. Durch die lebhafte Teilnahme von Professor Nernst, welcher in der physikalisch-chemischen Sektion im Namen der internationalen Maßeinheiten-Kommission den Antrag stellte, für einige wichtige Rechnungsgrößen international gültige Werte einzuführen, was auch von der Sektion und später vom Kongreß angenommen wurde, und durch Professor Ostwald wurden die Diskussionen häufig auf ein sehr hohes wissenschaftliches Niveau gehoben. Vor allem interessant war die Diskussion über die sogenannten flüssigen Kristalle, jene merkwürdigen Zwischenglieder zwischen festen und flüssigen Körpern, über die verschiedene Theorien aufgestellt sind, und über die Frage, was für Reaktionen in geschmolzenen Silicaten vor sich gehen. Die letztere, äußerst schwierige Frage, die in gleicher Weise für die theoretische Chemie, für die Mineralogie und die Petrographie von Interesse ist, wurde besonders von Professor Doelter (Graz) behandelt. Eine Lösung dieser Frage steht zur Zeit noch aus.

Von deutschen Vorträgen seien noch die interessanten Darlegungen des Dr. Diels (Berlin) über die dritte kürzlich isolierte Verbindung des Kohlenstoffs und des Sauerstoffs hervorgehoben. Der Vortrag, dessen Ergebnisse bereits in den Berichten der Deutschen chemischen Gesellschaft publiziert waren, war durch eine besonders klare Darstellungsart ausgezeichnet. Diels hat nämlich gefunden, daß außer den beiden Verbindungen Kohlensäure und Kohlenoxyd, jenes bekannte giftige Gas, noch eine dritte Verbindung existiert, ein Gas, welches wenige Grade über 0 Grad verflüssigt werden kann. Diese Verbindung, die der Verfasser als Kohlensuboxyd, seine chemische Formel ist C_3O_2, bezeichnet, ist bei tiefer Temperatur längere Zeit unverändert haltbar, bei höherer Temperatur, schon bereits bei etwa 20 Grad, erleidet sie verschiedene chemische Veränderungen, deren Studium noch nicht abgeschlossen ist. Die Entdeckung dieser einfachen Verbindung hat in der ganzen Welt unter den Chemikern eine ähnliche Sensation erregt wie vor etwa 15 Jahren die schönen Arbeiten von Curtius über die einfachen neuen Stickstoff- und Wasserstoffverbindungen, die explosive Stickstoffwasserstoffsäure und das dem Ammoniak ähnliche basische Hydrazin. Das Einfache und zugleich Neue wirkt immer am meisten. Dieser Satz gilt auch in der Chemie, wo das Studium uns häufig Gebilde von sehr komplizierter Natur kennen lehrt, deren Eigenschaften der Chemiker aus der Konstitutionsformel mit Leichtigkeit ersehen kann, deren Namen aber das Entsetzen jedes Nichtfachmannes hervorrufen.

Sehr berechtigt waren deshalb die Worte, die O. N. Witt in seinem glänzenden allgemeinen Vortrag über die Bedeutung der wissenschaftlichen Kongresse für angewandte Chemie aussprach, daß es nämlich das Ziel dieser Kongresse sein müßte, die im großen Publikum heutzutage doch nur latente Erkenntnis der Bedeutung, welche die Chemie für das ganze wirtschaftliche Leben hat, zu verbreiten. Wie groß die Bedeutung rein wissenschaftlicher Arbeit später in praktischer Hinsicht sein kann, könnte man unter anderem aus dem interessanten Vortrage von Professor Frank über die direkte Verwertung des Stickstoffes der Atmosphäre für Gewinnung von Düngermitteln und anderen chemischen Produkten ersehen. Die allgemeinere Verbreitung dieser Erkenntnis erhoffte Witt von der Schaffung einer neuen zwölften Sektion, welche sich mit der Geschichte der Chemie und der Technik überhaupt zu befassen habe. Gerade der historische Boden Roms rege zu der Schaffung dieser Sektion mächtig an. Es ist zu hoffen, daß diese Worte auf fruchtbaren Boden fallen. Der beklagenswerte Mangel an historischem Sinn unter vielen Chemikern kann hierdurch vielleicht mit der Zeit beseitigt werden. Wenn auch augenblicklich kein Kopp unter uns lebt und wenn auch der Bannerträger der geschichtlichen chemischen Forschung, Professor Kahlbaum (Basel), leider vor kurzem dahingeschieden ist, so wollen wir doch die Hoffnung hegen, daß sich recht bald tätige und tüchtige Nachfolger finden mögen. Die Schaffung von speziellen Dozenturen für Geschichte der Chemie und der Technik an mehreren Universitäten wäre hierfür ein geeignetes Mittel. Dann wird hoffentlich auch die Bedeutung der Worte von Witt erkannt werden, in welche er seine Ansichten kurz zusammenfaßte: „ohne Chemie keine Zivilisation".

Ein abschließendes Urteil über die Bedeutung des 6. internationalen Kongresses für angewandte Chemie in Rom wird erst möglich sein, wenn der vollständige gedruckte Bericht vorliegt. Was ich persönlich hier geben wollte, waren Skizzen und Schilderungen der verschiedenen Eindrücke, die der Kongreß in mir hervorgerufen hat. Diese Skizze kann, wie ich eingangs betonte, unter den obwaltenden Umständen nur unvollständig sein.

Fragt man nun aber, was wohl für alle Kongreßmitglieder das größte Ereignis des Kongresses war, so werden wohl die Meisten mit mir sagen, daß es kein einzelner Vortrag war, so interessant auch manche derselben an und für sich waren, sondern die Größe Roms, die einen jeden einfach überwältigte. Und wäre die Organisation noch viel schlechter gewesen, als sie in manchen Stücken war, das herrliche Land, die greifbar gewordene Erinnerung an die großen geschichtlichen Ereignisse, auf deren Schauplatz uns zu wandeln vergönnt war, alles das ließ uns die Unvollkommenheiten des Kongresses vollkommen vergessen, wenn wir an einem schönen Tage auf dem Janiculus stehend Rom zu unseren Füßen sahen, oder am Bogen des Septimius Severus die wundervollen Reste einer längst verschwundenen großartigen Zeit erblickten. Dann konnte man verstehen, daß die menschliche Zunge und die Schrift stets als zu schwache Instrumente erscheinen müssen, um diese unendliche Schönheit zu beschreiben. Aber ich gerate in alles andere als in eine Beschreibung des Kongresses und schließe deshalb mit den Worten: „Das Hauptereignis des Kongresses war auch für die wissenschaftlich tätigen Mitglieder die wundervolle Stadt, La Roma eterna.

Dr. Hermann Großmann,
Privatdozent an der Universität Berlin.

Bücher und Zeitschriften.

Rembrandt und seine Zeitgenossen. Von Wilhelm Bode. Leipzig, E. A. Seemann 1906.

In diesem Buche haben wir eigentlich die so lange entbehrte Geschichte der holländischen Kunst im 17. Jahrhundert, wenn man nämlich unter Geschichte nicht das allmähliche Werden, Abwandeln und Vergehen, sondern die Darstellung des erreichten Höhepunktes verstehen will, was für die Kunstgeschichte vom Standpunkt des Genießenden aus wohl zulässig erscheint. Abgesehen von einer kurzen, in großen Zügen zusammenfassenden Schilderung des Wesens der beiden Hauptkünstler, Rembrandt und Hals, werden hier die vornehmsten Vertreter des holländischen Sittenbildes, der Landschaft und des Stillebens in abgerundeten Charakterbildern vorgeführt, so daß zuerst die meist spärlichen und einander oft widersprechenden Nachrichten über ihr Leben kritisch nachgeprüft werden und dann auf Grund der umfassendsten Kenntnis der Werke eine tiefeingreifende und durchaus selbständige Schilderung ihres Wesens in meisterhafter, anregender und lebensvoll klarer Form gegeben wird. Es handelt sich hierbei wesentlich um diejenigen Künstler, deren Tätigkeit in die wenigen Jahrzehnte zwischen 1640 und 1670 fällt, also in die Zeit, welche unter dem Banne Rembrandts stand, dessen leuchtendes Vorbild befruchtend auf alle Gebiete der Malerei gewirkt hat. Daher rechtfertigt es sich auch durchaus, wenn dieser Band als eine Festgabe zur Wiederkehr des dreihundertsten Geburtstages von Rembrandt bezeichnet wird. Nicht nur die Künstler, welche unter seinem unmittelbaren Einfluß stehen, wie Maes, Vermeer, de Hooch, oder ihm wesensverwandt sind, wie der Landschafter Hercules Segers, werden hier behandelt, sondern auch auf die eigentlichen Begründer der holländischen Fein- und Kabinettsmalerei, die bald darauf so stark ins Kraut schießen sollte, auf die Metsu, Ruisdael, Van de Velde, Wouwerman, fallen infolge des liebe- und verständnisvollen Eindringens die hellsten Schlaglichter, so daß der Leser sich in überzeugender Weise in die unvergänglichen Vorzüge der ausgesprochen holländischen Art der Naturauffassung eingeführt sieht.

Am Schluß sind noch Untersuchungen über den stark durch Holland beeinflußten Flamen Brouwer sowie über van Dyck und Rubens, die flämischen Zeitgenossen Rembrandts, hinzugefügt. — Durch die Wärme und Anschaulichkeit der Darstellung erweist sich das Buch in seiner Sachlichkeit als mustergültig gegenüber den jetzt besonders so häufigen Versuchen, ästhetische Werturteile in eine geschraubt geistreiche Form zu kleiden.

W. v. Seidlitz.

✦ **Psychologie der Musik.** Von M. Pilo. Deutsche Ausgabe von Chr. D. Pflaum. Leipzig 1906. Verlag von Georg Wiegand.

Die große Bedeutung der Psychologie für die Aesthetik überhaupt und insbesondere für die Aesthetik der „innerlichsten" Kunst, der Musik, wird in letzter Zeit mehr und mehr anerkannt. Allein die hierauf bezüglichen schriftstellerischen Arbeiten entziehen sich teils durch ihre meist nur auf ein eng begrenztes Detail beschränkte Fassung, teils durch ihre streng wissenschaftlich-spekulative Darstellung der Lektüre der Allgemeinheit. In dem vorliegenden Buch finden wir aber nun eine im besten Sinn des Wortes populäre Bearbeitung des ganzen Stoffgebietes, welche ausführlich zunächst die Beziehungen der Musik zu unseren Sinnen, dann zu unserem Geist (Gefühl und Denken), endlich das eigentliche Wesen, den Zweck und die Aufgaben der Musik behandelt. Man wird freilich mit dem Verfasser nicht stets übereinstimmen können, am wenigsten mit seiner eine ganze Reihe von Fehlschlüssen enthaltenden Verwerfungstheorie der Oper, auch verliert sich die Darstellung gelegentlich etwas ins Kleinliche und Problematische (z. B. der Absatz über farbige Töne) und die illustrierenden Beispiele sind nicht immer glücklich gewählt; allein im ganzen bietet die Lektüre doch viel Anregung und Belehrung.

Allgemeine Rundschau.

Das Verbrechen als soziale Krankheit.

Der Akademisch-juristische Verein versammelte am Donnerstag Abend im Mathildensaale zahlreiche Träger klangvoller und bedeutender Namen, um zur Krönung der ideellen Wirkung der Vorträge der Professoren Liszt und Birkmeyer einem dritten Vortrag des Hofrates Prof. Dr. Kraepelin über denselben Gegenstand beizuwohnen. Der Redner führte etwa folgendes aus:

Bei dem naiven Glauben der Naturvölker begegnen wir der Vorstellung, daß Krankheit und Tod das Erzeugnis zielbewußten fremden Willens sind. Dieser Glaube ist noch jetzt in gewissem Grade lebendig in der Form des „bösen Blicks", des „Verhexens" des Viehs u. s. f. Erst langsam hat sich die Erkenntnis durchgerungen, daß Krankheit und Tod Naturereignisse sind, wodurch es möglich geworden ist, Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung ausfindig zu machen. Aehnlichen Anschauungen begegnen wir auf dem Gebiete des Strafrechts. Wenn wir das Verbrechen nicht als Ausfluß einer frei schaltenden Willkür, sondern als Endergebnis bestimmter Ursachen darstellen, dann können wir hoffen, diese Ursachen zu beseitigen und damit das Verbrechen einzudämmen. Wir stehen ihm ähnlich gegenüber wie den Krankheiten. Das Verbrechen als soziale Krankheit angesehen, bietet sich als eines der wirksamsten Mittel das Kampfmittel der Strafe. Sie muß in erster Linie allerdings Vergeltungsstrafe sein. Aber immer wieder aufs neue werden wir vor die Frage gestellt, ob nicht noch wirksamere Waffen gefunden werden können.

Da bietet sich uns als Wegweiser die Lehre von den Ursachen des Verbrechens. Das Verbrechen ist abhängig von allgemeinen und persönlichen Ursachen, von den Lebensverhältnissen des Verbrechers und den persönlichen Eigenschaften, die er besitzt, es ist abhängig von Klima, Jahreszeit, Rasse, Geschlecht, Lebensalter, vom Beruf und dem Wohnort. Die wichtigste persönliche Ursache ist die Abstammung, wenn auch nicht die direkte Vererbung verbrecherischer Neigungen, so doch die sicher nachweisbare Vererbung einer minderwertigen Veranlagung. So ist längst bekannt, daß uneheliche Kinder, Kinder von Geisteskranken und Trinkern eine außerordentlich traurige Rolle auf dem Gebiete der Kriminalität spielen.

Von besonderem Interesse gerade für die ärztliche Auffassung ist die Tatsache, daß wir ein Gift kennen, das imstande ist, das Verbrechen in großem Maßstabe zu erzeugen: den Alkohol, der die Auffassung und Verarbeitung äußerer Eindrücke erschwert und die Auslösung von Willensantrieben erleichtert, Bedingungen, die in hervorragender Weise geeignet sind, verbrecherische Handlungen hervorzubringen. Die Tatsachen beweisen dies: 66 bis 76 Prozent der Roheitsverbrechen werden von Trinkern begangen, mehr als die Hälfte dieser Delikte fallen auf Sonn- und Festtage und zwei Drittel aller Körperverletzungen finden im Wirtshaus statt. Auffallend ist die enorme Rückfälligkeit der Trinker. Von Abstammung und Lebensverhältnissen beeinflußt, ist es nicht zu wundern, daß wir unter den Verbrechern eine große Zahl minderwertiger Persönlichkeiten vorfinden. Ihren eigentümlichen Ausdruck hat diese Tatsache in der bekannten Bezeichnung „Galgenphysiognomie" gefunden. Der Eindruck dieser Tatsache ist ein ganz überwältigender, und es ist unbegreiflich, wie Birkmeyer den Satz aussprechen konnte: Der Verbrecher ist ein Mensch wie alle anderen Menschen, ausgestattet mit denselben guten und bösen Eigenschaften, handelnd aus denselben Motiven zu den nämlichen Zwecken! Die genaue Untersuchung dieses Menschenmaterials beweist die statistische Tatsache der Entartungszeichen. Genau wie bei unseren Geisteskranken.

Allgemein ist das Ergebnis gewesen, daß der Verbrecher eine gewisse Mittelstelle zwischen dem Geisteskranken und dem Gesunden einnimmt, daß es fließende Grenzen zwischen den beiden gibt, die absolut nicht scharf ausgedrückt sind.

Die beste Zerlegung in Gruppen hat uns Aschaffenburg gegeben: Gelegenheits-, Affekt- und Zufallsverbrecher, weiterhin: Vorbedachts-, Rückfalls- und Gewohnheits- oder Berufsverbrecher, bei denen eine ganz besondere Befähigung zum Verbrechen mit großen Defekten auf ethischem Gebiete verbunden sind. Dann haben wir die geisteskranken Verbrecher und die verbrecherischen Geisteskranken. Birkmeyer bezeichnet es als eine unerträgliche praktische Konsequenz, daß die Schutzstrafe die Grenze zwischen letzteren beiden zu verwischen strebt. Nichts beweist die Unhaltbarkeit der Vergeltungstheorie schlagender als diese Forderung. Denn es ist unmöglich, hier eine Grenze zu ziehen, weil wir nicht bestimmen können, wann die Geisteskrankheit begonnen hat, und weil es unmöglich ist, im einzelnen Fall zu sagen, ob überhaupt die ganze Persönlichkeit schon dem Gebiete der Geistesstörung angehört. Gerade dieser Punkt ist entscheidend. Jede Vergeltung setzt eine Verschuldung voraus. Und doch hängt von der Bestimmung dieser Grenze, obgleich sie nicht existiert, Freiheit und Leben von Tausenden unserer Mitmenschen ab. Es sind tönerne Füße, auf denen die Vergeltungstheorie steht. Auch bei den Richtern greift diese Erkenntnis Platz. Die Bewegung, die darauf hinauszielt, hat bereits begonnen und knüpft sich an die psychiatrische Erforschung des Zwischengebietes zwischen geistiger Gesundheit und geistiger Krankheit. Immer von neuem taucht die Forderung auf nach einer Abstufung im Strafgesetz, die dieser Tatsache gerecht werden möchte.

Der Vergeltungsgedanke steht auch mit dem Grundgedanken des Christentums nicht in Einklang. Birkmeyer sagt: Die Vergeltung kommt dem Rechtsgefühl des Verbrechers selbst entgegen. Wer jemals Verbrecher gefragt hat, ob sie ihre Strafe als gerechtfertigt ansehen, wird sehr bald anderer Meinung werden. Aber entspricht sie dem Rechtsgefühl des Volkes? Auch die Folter und die Hexenprozesse entsprachen einst dem Rechtsgefühl des Volkes.

Redner erblickt in der bewußten Verbindung der Strafrechtspflege mit einer ganzen Reihe anderer Wissenschaften, in der Prophylaxe, in der Diagnose des Verbrechens, in der individualisierenden Behandlung des Verbrechers, im Ausbau des Irrenwesens die Waffen zur Eindämmung des Verbrechens, zur Heilung dieser sozialen Krankheit. Die Mängel unseres herrschenden Strafrechtes liegen klar zutage: kurze Freiheitsstrafen, ungenügender Schutz der Gesellschaft vor dem unverbesserlichen Verbrecher, zweckloses Einsperren der Zufallsverbrecher, Unvollkommenheit der erzieherischen Wirkung, gänzliche Vernachlässigung der Schadloshaltung des vom Verbrecher Geschädigten! Durch Flickwerk können diese Verhältnisse nicht gebessert werden, noch weniger ist es möglich, zur reinen Vergeltung zurückzukehren. Zurückschrauben wird sich eine Bewegung nicht lassen, die das Gebäude des Strafrechts auf den sichersten Boden aufbaut: auf die naturwissenschaftliche Erkenntnis der gesunden und der kranken menschlichen Seele.

Die Diskussion, an der sich die Herren Redakteur Richter, Unterstaatssekretär v. Mayr, Professor Harburger, Rechtsanwalt Dr Gaab, Staatsanwalt Wachner u. a. beteiligten, gestaltete sich zu einer hochinteressanten Aussprache zwischen Vertretern der beiden Richtungen: Schutz und Vergeltungstheorie, die in einem zusammenfassenden Schlußwort Dr. Kraepelins ihren versöhnenden Abschluß fand.

sb.

Vom württembergischen Goethe-Bund.

Hn. In Württemberg hat sich der Goethe-Bund, wie uns aus Stuttgart geschrieben wird, dank der organisatorisch und fast staatsmännisch geschickten Leitung seines Vorstandes, des Intendanten Baron zu Putlitz,

eines starken Einflusses auf weite Kreise zu erfreuen. Von den Gewerkschaften bis zum „Literarischen Klub“ und „Frauenverein“ sind ihm Vereine und Verbände angegliedert, denen billige Theatervorstellungen, Volkskonzerte, Vorträge, Volkshochschulkurse zugängig gemacht werden, ja denen ein Einfluß auf diese Veranstaltungen eingeräumt wird, und allerorts im Lande sind Zweigvereine gegründet. Nunmehr hat sich auch eine Preßkommission gebildet unter dem Vorsitz des Feuilletonredakteurs des Schwäbischen Merkur, Redakteur Morasch (stellvertretender Vorsitzender Dr. Jäckh [Heilbronn]), die einen Beschluß des Weimarer Delegiertentages entspricht: „Die Lokalverbände sollen es als ihre Aufgabe betrachten, die Vertreter der an ihrem Orte befindlichen, den allgemeinen Zielen des Goethe-Bundes zustimmenden Zeitschriften zu einem Preßkomitee zusammenzufassen, um in schwebenden Fragen eine schleunige und einheitliche Agitation zu ermöglichen.“

Von 5.—7. Juni wird in Stuttgart bekanntlich auch der Vertretertag der deutschen Goethe-Bünde abgehalten. Die Zeitungen veröffentlichen nun die Tagesordnung. Am Dienstag, 5. Juni, findet eine Sitzung der Volksschillerpreis-Kommission statt. Der Haupttag (Mittwoch, 6. Juni) bringt zunächst verschiedene Vorträge: von Prof. Dr. Harnack-Stuttgart über das Thema: „Auf welche Weise können die Goethe-Bünde ihre Aufgabe noch vollständiger als bisher erfüllen?“, sodann von Dr. Hellmers-Bremen über das Thema: „Städtische Regie oder Pachtsystem im Betrieb der Stadttheater?“, ferner von Direktor Dr. Pauli-Bremen über Kunstpflege in deutschen Großstädten. Mittags findet im Hotel Marquardt ein Festessen statt und abends eine Festvorstellung im Hoftheater (Misanthrop; Flauto Solo). Für den 7. Juni ist, nach Erledigung des Restes der Tagesordnung, eine Fahrt nach der Solitude geplant.

Kleinere Mitteilungen.

* Die Errichtung einer Funkentelegraphiestation auf dem Brocken ist geplant. Mit dem Aufbau der Auffangevorrichtung, die ihren Stand im Wolkenhäuschen erhalten wird, soll demnächst begonnen werden. Die Station wird zur Fortführung der in den letzten Jahren zwischen Oberschöneweide und Berlin-Potsdam vorgenommenen wissenschaftlichen Versuche dienen. Im besonderen dürfte es sich darum handeln, Erfahrungen mit elektrischen Wellen von bestimmter Größe — der abgestimmten Funkentelegraphie — zu sammeln. Die Arbeiten stehen unter der Leitung des Professors Albrecht vom Geodätischen Institut in Potsdam. Bis Potsdam werden sich auch die Sprechversuche erstrecken.

* Kongresse. Auf Einladung des Deutschen Vereins für Versicherungs-Wissenschaft in Berlin finden in der Zeit vom 10. bis 15. September d. J. nebeneinander statt: der 5. Internationale Kongreß für Versicherungs-Wissenschaft und der 4. Internationale Kongreß für Versicherungs-Medizin, ersterer unter dem Ehrenpräsidium des Staatssekretärs des Innern, Grafen v. Posadowsky, letzterer unter dem Ehrenpräsidium des preußischen Kultusministers Dr. Studt. Für die Sitzungen ist das Reichstagsgebäude, bezw. das preußische Abgeordnetenhaus zur Verfügung gestellt worden. Der Kaiser hat genehmigt, daß zu Ehren der Kongreßteilnehmer im kgl. Opernhaus eine Festvorstellung veranstaltet wird. Der Magistrat der Stadt Berlin hat einen festlichen Empfang im Rathaus zugesagt. Ferner findet ein Empfang im Reichstag und ein Festessen im Zoologischen Garten statt, dargeboten vom Organisationsausschuß, sowie ein Ausflug nach Potsdam, Beelitz u. s. w. Das wissenschaftliche Programm beider Kongresse weist eine Reihe von Gegenständen auf, die von allgemeinster Bedeutung sind, beispielsweise die Volksversicherung, die Kinderversicherung, die Versicherung von Frauen, von Abstinenten u. s. w. Auf der Tagesordnung des medizinischen Kongresses stehen u. a. als Verhandlungsgegenstände: die frühzeitige Feststellung einer Veranlagung zur Tuberkulose, die Fettleibigkeit in ihrer Bedeutung für die Versicherung, der Einfluß der Syphilis auf die Lebensdauer, die Beeinflussung innerer Leiden durch Unfälle, die Verschlimmerung von Geisteskrankheiten im Verlaufe von Unfällen u. s. w.

* Die Vorbereitungen für den zweiten internationalen Kongreß für Schulhygiene, welcher, in ähnlicher Weise wie sein Vorgänger vom Jahre 1904 in Nürnberg, vom 5. bis 10. August 1907 in London abgehalten wird, werden bereits, der Münchener Medizinischen Wochenschrift zufolge, eifrigst betrieben. In Deutschland hat der Deutsche Verein für Schulgesundheitspflege die Vorbereitungsarbeiten übernommen. Es wurde bereits ein Reichshauptkomitee und in mehreren Bundesstaaten Landesorganisationskomitees ins Leben gerufen. Auch in Oesterreich und Frankreich sind Organisationskomitees gebildet worden. In anderen europäischen und außereuropäischen Staaten sind Vorbereitungen im Gange. Das Deutsche Reichshauptkomitee hat folgende Zusammensetzung: Vorsitzender: Griesbach-Mülhausen i. Els. Stellvertretende Vorsitzende: Delius-Berlin, Finkler-Bonn, Biedert-Straßburg i. E., Wehrhahn-Hannover. Mitglieder: A. Baginsky-Berlin, Ludwig Bauer-Stuttgart, R. Blasius-Braunschweig, Herm. Cohn-Breslau, E. v. Esmarch-Göttingen, A. Eulenburg-Berlin, C. Flügge-Breslau, v. Grashey-München, Arthur Hartmann-Berlin, Martin Hartmann-Leipzig, Willy Hellpach-Karlsruhe, M. Kormann-Leipzig, Leubuscher-Meiningen, Müller-Kassel, Neidhard-Darmstadt, G. Schleich-Tübingen, F. A. Schmidt-Bonn, K. Seggel-München, Sickinger-Mannheim, R. Wehmer-Berlin, Weygoldt-Karlsruhe, Wutzdorff-Berlin. Schatzmeister: R. Quelle-Leipzig. Sekretär: A. Diemunsch-Mülhausen i. Els.

hc. Von deutschen Bibliotheken. Der Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek zu Berlin Dr. phil. Karl Brodmann, welcher unter Verleihung des Titels Oberbibliothekar zum Vorstand der Bibliothek der Technischen Hochschule zu Karlsruhe ernannt wurde, übernimmt eine an der Fridericiana neu errichtete Bibliotheksdirektorstelle. — Der Assistent an der Breslauer Universitätsbibliothek Dr. phil. Heinrich Hoeffler ist zum Hilfsbibliothekar an der Königlichen Bibliothek in Berlin ernannt worden.

hc. Personalien. Dem Generalredaktor des Thesaurus linguae latinae Dr. phil. Ernst Lammatzsch in München ist der Professortitel verliehen worden. — Der mit der Leitung der zoologischen Abteilung am Naturhistorischen Hofmuseum in Wien betraute Kustos I. Klasse, Ludwig Ganglbauer, ist zum Direktor dieser Abteilung ernannt worden.

* Todesfall. Der Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig, Professor Dr. Hermann Obst, ist nach längerer Krankheit infolge eines schweren Augenleidens, 59 Jahre alt, gestorben.

Hochschulnachrichten.

* Marburg. Aus Anlaß des Geschäftsjubiläums der Metallgesellschaft in Frankfurt a. M. hat, wie der Frankfurter Zeitung mitgeteilt wird, die philosophische Fakultät der hiesigen Universität deren Begründer, Herrn Wilhelm Merton, die Würde eines Ehrendoktors verliehen.

hc. Münster i. W. Geh. Regierungsrat Dr. phil. Bernhard Niehues, Professor der Geschichte an der hiesigen Universität und lebenslängliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, vollendet am 19. Mai das 75. Lebensjahr. Der verdienstvolle Gelehrte widmete seine ganze 47jährige Lehrtätigkeit der hiesigen Hochschule.

hc. Göttingen. Dr. phil. Johannes Stark, Privatdozent für Physik und Assistent am physikalischen Institut der hiesigen Universität, ist unter Verleihung des Professortitels als Dozent an die Technische Hochschule in Hannover berufen worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. Erster Band. A—K. Leipzig 1906. F. A. Brockhaus. 1042 S.

Die Hotels der Schweiz. Herausgeg. vom Schweizer Hotelier-Verein. Basel 1906. Zentralbureau des Schweizer Hoteliervereins. 206 S.

D. Paul Wilh. Schmidt: Die Geschichte Jesu (Volksausgabe). Tübingen 1906. J. C. B. Mohr. 179 S.

Otto Schmiedel: Die Hauptprobleme der Leben-Jesu-Forschung. Ebenda 1906. 124 S.

Alb. Schweitzer: Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben Jesu-Forschung.) Ebenda 1906. 418 S.

Marie Nathusius: Elisabeth. (Eine Geschichte, die nicht mit der Heirat schließt.) Halle a. S. Otto Hendel. 461 S.

Albert Knapp: Ewiges und Zeitliches. (Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 1955—1961, Nr. 1962—1965.) Ebenda. 238 S.

Jahrgang 1906. München, Sonntag, 20. Mai. Nummer 117.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Neue Essays und Biographien.

„Nur was als Ausfluß eines gebildeten Geistes zugleich klar und künstlerisch sich gibt, wird alle Gebildeten des Volkes ansprechen.“ So sagt K. Th. v. Heigel im Vorwort zur 9. Sammlung seiner kleinen historischen Schriften, die unter dem Sondertitel: Biographische und kulturgeschichtliche Essays[1]) vor kurzem erschienen ist. Die Bedingungen, auf denen jede tiefere und dauernde literarische Wirkung beruht, sind in diesem Satze treffend zusammengefaßt; insbesondere aber wird durch ihn das Wesen des historischen Essays, in dem Heigel selbst ja einer unserer ersten zeitgenössischen Meister ist, klar gekennzeichnet. Die hauptsächlichste Absicht dieser Darstellungsgattung muß eine künstlerische sein. Die „auf die Form verwendete besondere Sorgfalt,“ so heißt es an einer anderen Stelle jenes Vorworts, unterscheidet den Essay von der ausführlicheren, zusammenhängenden, in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken dienenden Erörterung. Das exagium der späteren Lateiner, aus dem das italienische saggio ebenso wie das französische essai hervorgingen, bedeutet ursprünglich nur ein Abwägen, eine Probe; auch die Herübernahme dieses Wortes in das literarische Gebiet hat seine eigentliche Bedeutung nicht gänzlich verdunkelt. Der Essay ist in der Tat seinem Wesen nach eine Probe, und zwar nicht nur von dem Wissen, sondern vor allem von dem künstlerischen Können des Schriftstellers. Die in sich abgeschlossene, meist nur eine Einzelperson oder einen geschichtlichen Einzelvorgang ins Auge fassende Darstellung verlangt Abrundung der äußeren Konturen, klare Zusammenfassung aller Linien unter einem künstlerischen Gesichtspunkte, plastische Hervorhebung des Wesentlichen. Das literarische Kunstwerk wird hier zum Selbstzweck. Nicht um das klare Auseinanderbreiten des Geschehens vor den Augen des Lesers handelt es sich bei der essayistischen Behandlung allein oder wenigstens in erster Linie — das ist die Aufgabe der eigentlichen historischen Darstellung —, sondern um die künstlerische Durcharbeitung, um den Aufbau eines von vornherein auch innerlich scharf umgrenzten Stoffes zu einem architektonisch wirkenden Ganzen.

Es ist also nicht der geringere Umfang einer literarischen oder historischen Erörterung allein, der sie zu dem Titel Essay berechtigt. Zuweilen begegnet man freilich der Ansicht, daß jede Darstellung, die sich in einer Zeitschrift oder einer Zeitung bequem unterbringen läßt, ein „Essay“ sei; geht sie über diese räumlichen Grenzen hinaus, so wird sie zur „Schrift“ oder gar zum „Werk“. Nur die Anzahl der bedruckten Bogen soll also den Gattungsunterschied bedingen. Der vornehme Abscheu, den manche gelehrte Schriftsteller vor der essayistischen Darstellung ihrer Gedanken hegen, scheint auf diesem Einteilungsprinzipe zu beruhen. Denn wenn in der Tat nur der äußere Umfang maßgebend ist, muß freilich die „Schrift“ oder gar das „Werk“ mehr bedeuten als der sich meist — aber nicht immer und nicht notwendig — in bescheidenen räumlichen Grenzen haltende „Essay“. Man wirft dann dieses Stiefkind des gelehrten Schrifttums mit den kleinen „Abhandlungen“ zusammen, die, wie die Hobelspäne von der Schnitzbank, in der Werkstätte jedes Forschers „nebenbei mit abfallen“. Sie mögen verdienstvoll und oft genug von der größten Wichtigkeit für die Wissenschaft wie für die gesamte geistige Kultur des Volkes sein: die volle Geltung, die manchen gelehrten Werken schon aus ihrem äußeren Umfange, und oft genug nur aus diesem, erwächst, erlangen sie doch nicht. Auch der Essay, soweit er seinen ehrenvollen Namen durch seine Eigenschaft als Kunstwerk im Gegensatz zu der rein stofflichen „Abhandlung“ wirklich verdient, hat sich in unserem Schrifttum diese volle Geltung noch nicht erworben. Er wird leider vielfach immer noch als ein Nebensächliches betrachtet, das sich recht schön und nett zur Seite der eigentlichen wissenschaftlichen Erörterung und Darstellung ausnimmt, das aber doch selbständige Existenzberechtigung im großen Betriebe der Forschung nicht besitzt.

Selbst ein Meister auf dem Gebiete der historischen Darstellung, wie K. Th. v. Heigel es ist, scheint sich vor seinen Fachgenossen entschuldigen zu müssen, wenn er einen neuen Sammelband seiner glänzend geschriebenen Essays herausgibt. Wenigstens macht das Vorwort, das er diesem Bande vorausschickt, beinahe den Eindruck einer Entschuldigung. Als ob diese kleinen literarischen Kunstwerke, von denen er hier wiederum eine Anzahl zu unserem vollen Entzücken vor uns aufbaut, es nötig hätten, daß ihr Schöpfer ihr Dasein rechtfertigt und auf ihre eigentliche Bestimmung hinweist! Sie sprechen schon aus sich heraus eine klare und schöne Sprache zu jedem, der ihnen näher tritt, und wenn nicht das Vorwort in sich wieder eine künstlerische Leistung bedeutete, möchte man es fast für überflüssig halten. Daß aber ein solches Vorwort aus äußeren Gründen und im Hinblick auf die Art der Bewertung literarischer Darstellungen innerhalb eines zünftlerisch gelehrten Betriebes nicht überflüssig erscheint, ist beschämend genug. Kunstwerke sollten doch auf keinen Fall nötig haben, eine Entschuldigung dafür vorzubringen, daß sie überhaupt da sind.

Von den kleinen biographischen und kulturhistorischen Abhandlungen, die K. Th. v. Heigel in dem vorliegenden Bande gesammelt herausgibt, erfüllt eine jede ohne Zweifel die Ansprüche, die man an den Essay als ein literarisches

[1]) Berlin 1906. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 8°. 337 Seiten.

Kunstwerk stellt. Sie sind der „Ausfluß eines gebildeten Geistes" und sie treten in einer Form, die „zugleich klar und künstlerisch" ist, var uns hin. Mag der Verfasser uns die Gestalten bedeutender Menschen oorführen, mag er geschichtliche Episoden darstellen oder große Durchblicke durch eine jahrtausendealte Entwicklung eräffnen, stets müssen wir die Kunst bewundern, mit der er sich anf das Wesentliche einer Begebenheit und das Charakteristische einer Persönlichkeit beschränkt. Hierin, alsa in der energischen Zusammenfassung, liegt aber das Hauptmoment der künstlerischen Wirkung der essayistischen Darstellungsform begründet, und man möchte jedem jungen Historiker raten, nach dieser Richtung hin bei dem Münchener Meister in die Schule zu gehen. Die Lebensbilder eines Gueisenau und eines Friedrich Christoph Dahlmann mit ihren weiten Ausblicken auf eine große Zeitgeschichte können ebenso vorbildlich für eine kunstvolle biographische Darstellung auf engstem Raum dienen wie die Gedenkblätter, die Heigel seinen Freunden Fr. v. Ziegler, L. v. Buerkel und K. A. Cornelins widmet und in denen er ein Stück des heimatlichen bayerischen Beamten- und Gelehrtenlebens in den frischesten Farben nnd in nnmittelbarer Anschaulichkeit oorführt. Alle diese Persönlichkeiten leben in seiuer Darstellung wirklich var unseren Augen. Das Herausfühleu und Herausgreifen dessen, was eine Gestalt erst lebendig macht, gehört überhaupt zu Heigels besondereu Künstlergaben. Viele der kurzen Nachrnfe, die er in jüngster Zeit in seiner Eigenschaft als Präsident der Akademie der Wissenschaften den dahingeschiedenen Mitgliedern widmete, legen von dieser seltenen Gabe Zeugnis ab.

Aber auch dort, wa nicht der Lebensgang eines Einzelnen im Vordergrund seiner Darstellnng steht, sandern ein buntes Geflecht van historischen Begebenheiten durch seine geschickt ordnende Hand vor uns ausgebreitet oder eine vertraute Landschaft mit geschichtlichen Gestalten von ihm belebt wird, weiß er stets mit wenigen kräftigen Strichen die bewegenden Persönlichkeiten in voller und plastischer Rundung hinzustellen und dadnrch dem Gesamtbilde die größte Anschanlichkeit zu geben. Seine Skizzen van der Gründung der Stadt München, oou den Preußen in Nürnberg im Jahre 1796 und oon deu letzteu Tagen der freien Reichsstadt Lindau im Bodensee werden durch diese Kunst der Heroorhebung des Charakteristischen nnd Bewegungsoollen ungemein lebhaft, nnd selbst die zeremoniell oerwickelte Angelegenheit der Brautwerbung um eine reiche und störrische Prinzessin des 17. Jahrhunderts gewinnt unter seiner Hand einen frischen persöulichen Zug. Auch in der scheinbar trockensten Begebenheit weiß dieses Essayisten Künstlerauge eine charakteristische Linie, eine blutvolle Bewegtheit zu entdecken, und der Leser, der seiner anmutig belebten, zuweilen mit feinem Humar gewürzten Darstellung stets willig und ohne Ermüden folgt, wird nnter seiner Führnng in der Tat das, was er bei jeder guten historischen Schilderung sein sotlte: ein Mitarbeiter.

Denu das ist das Wesentliche an der Wirkung eines literarischeu Kunstwerks, wie es der wirkliche, gute Essay sein soll, daß es die Phantasie des Genießers zum Mitschaffen anregt, daß es, nach Voltaires Wart, den Leser veranlaßt, die Hälfte aus sich heraus dazu zu tun. Heigel versteht dieses Anregen ganz oortrefflich, und zwar hauptsächlich deshalb, weil er nicht alles sagt, was er weiß. Die Fülle des historischen Wissens bildet in seiner Darstellung lediglich den Untergrund für einen Aufbau, dessen architektonische Linien in seiner eigenen künstterischen Seele ihren Ursprung haben. Er ist kein Aufzähler, kein Registrator der einzelnen Begebenheiten, sandern ein Beleber, ein feinsinniger Schöpfer innerer Zusammenhänge. Seine kleinen historischen Abhandlungen gelten deshalb, jede für sich, ebensoviel wie die großen geschichtlichen Werke, die er verfaßte, denn ein Knnstwerk will nicht nach dem Umfange, in dem es ausgeführt, sondern uach dem Geiste beurteilt werden, in dem es gedacht ist. Als künstlerische Taten sind aber alle Essays Heigels, auch die kleinsten, zu betrachten, weil aus ihaen ein feiner und selbständig schaffender Geist nus entgegentritt.

*

Anch das andere Buch, das ich mir für heute zur Besprechung oorgenommen, ist aus einem solchen künstlerischen Geiste heraus geboren; auch in thm kommt das, was der Münchener Historiker als die Grundbedingung der echten literarischen Wirkung hinstellt, zur vollen Geltung. Drum bedentet es keinen plötzlichen Sprung, wenn ich van den Heigelschen Essays zu ihm übergehe. Es ist das schöne Buch, das Isolde Kurz soeben über ihren Vater, den Dichter Hermann Kurz, veröffentlicht hat.[2])

Manche werden es wohl mit einem verwunderten Kopfschütteln nach beendigter Lektüre beiseite legen. Denn es enthält zunächst sicher nicht das, was man im landläufigen Sinne des Wortes eine in sich abgerundete und abgeschlossene Biographie nennt; am wenigsten eine erschöpfende literarische Biographie. Das gibt übrigens die Verfasserin in ihrem Vorworte auch selbst zu. Aber abgesehen hiervon, ist es überhaupt kein Buch, das sich in einer der üblichen literarischen Rubriken leicht und sa ohne weiteres einordnen ließe. Es steht ganz abseits von den gewöhnlichen biographischen Darstellungen und ganz für sich da, es ist ein ungeheuer subjektives und deshalb in vieler Hinsicht unkritisches Buch, es ist von einem ausgesprochenen Familien-Kultus erfüllt, den nicht jeder Leser oerstehen und nachfühlen wird — und doch soll es ein literarisches Kunstwerk sein? Ja, das ist es ganz entschieden; denn auch in ihm, wie iu den aben besprochenen Essays, ist das vorhanden, „was als Ausfluß eines gebildeten Geistes zngleich klar und künstlerisch sich gibt".

Die Verfasserin hat es sich vornehmlich zur Aufgabe gemacht, „die menschliche Erscheinung des Dichters festzuhalten, wie sie durch Erinnerung und Ueberlieferung in ihrer Seele haftet"; sie geht auf sein Schaffen nur sa weit ein, als es für den fortlaufenden Bericht über sein äußeres Leben in Betracht kommt; sie verzichtet auch auf eine durchgreifende Analyse seiner Werke und läßt diese und ihren Inhalt nur dann mit in den Gang ihrer biographischen Handlung hineinspielen, wenn die menschlichen Erlebnisse des Dichters oder seiner Familie in bemerkenswerter Weise durch sie beeinflußt erscheinen. So gewinnt ihre Darstellung von oornherein einen, man möchte sagen, antiliterarischen Zug. Aber auch die Konzentration dieser Darstellung auf die Hauptgestalt beginnt iu der zweiteu Hälfte des Buches immer mehr und mehr zu schwindeu und macht einer Schilderung der engereu und weiteren Umgebung des Dichters Platz. Aus der Lebensgeschichte des Einzelnen wird eine Familiengeschichte. Die Fülle seiner Erscheinung, die zu Beginn seiner Laufbahn im dichterischen Schaffen sich kundtat, wird dem Leser gegen das Ende hin nur in der Spiegelung offenbar, die sie in seinen Familienangehörigen, in dem Umkreis seiues täglichen Beamtenlebens nnd in seinen nächsten Freunden erfährt.

Es darf der Darstellerin nicht zur Schnld angerechnet werden, wenn sich die Gestalt des Dargestellten schließlich hinter der Familiengruppe fast verbirgt. Im Gegenteil, wir müssen hierin einen künstlerischen Vorzng ihres Buches und oor allem ein Zeugnis für den subjektiven Wahrheitsgehalt desselben erblicken. Denn während die Tochter über die erste Lebenshätfte ihres Vaters naturgemäß lediglich anf Grund oon schriftlichen Aufzeichnungen, oon Briefen, oon Mitteilungen aus dem Munde der Jugendbekannten und der Lebensgefährtin berichtete und berichten konnte, sncht sie in der Darstellung des trüben Ansganges dieses Lebens der menschlicheu Erscheinung des Dichters aus der eigenen Erinnerung heraus gerecht zu werden. Dies gibt ihrer Erzählung einen ganz besonderen, intimen Reiz, macht es auf der anderen Seite aber auch erklärlich, daß sie zur Vervollständigung der literarischen Persönlichkeit — und auf diese wird es in unserem literarhistorisch angehauchten Zeitalter leider manchen Lesern in erster Linie ankommen — wenig beizutragen findet. „Gerade für die Zeit," so sagt Isolde Kurz über diesen zweiten Teil ihres

[2]) Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Von Isolde Kurz. Mit neun Bildbeilagen und einem Gedichtfaksimile. München und Leipzig 1906. Verlag von Georg Müller. 8°. 346 S.

Buches, „die ich mit erlebt habe, geht mir der greifbare Stoff der Darstellung aus. Es war die Zeit nach seinem (d. h. des Dichters) Rücktritt aus der Oeffentlichkeit, wo sein Wesen sich auf den innersten Brennpunkt zusammenzog. Ein langer Monolog, das war sein Leben, so lange ich ihn kannte; er unterbrach ihn auch nicht um zu uns zu reden. Die schweigende Macht seiner fast unpersönlichen Gegenwart aber konnte ich nicht anders zeichnen als in der Umgebung, auf die sie, wenn auch nur leicht, wirkte, vor allem in uns selbst, seinen Kindern. Aus diesem stark vortretenden Rahmen, in dem ich sein Bild einzig gekannt habe, konnte und wollte ich es nicht ablösen. Ein emporragender Mensch steht ja nicht allein im Universum, auch seine Angehörigen sind ein Teil von ihm. Und wie man auswärts in der Ahnenreihe gerne die Züge verfolgt, die sein Wesen gebildet haben, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, ihnen auch einmal in der absteigenden Linie noch weiter nachzugehen."

So ist aus diesem Buche über den Dichter Hermann Kurz ein Stück neuzeitlicher Familiengeschichte geworden, eine Schilderung der Jugendzeit der Verfasserin selbst, eine Darstellung der Anfänge ihres eigenen Werdeganges und des ihrer Geschwister inmitten einer Reihe von teils fördernden, teils hemmenden äußeren Vorgängen. Also ein durchaus subjektiv empfundenes und, wenigstens in seiner zweiten Hälfte, durchaus auf Selbsterlebtem beruhendes essayistisches Werk. Es braucht nicht erst darauf hingewiesen zu werden, welche inneren Vorzüge aus diesem subjektiven Charakter für das literarische Kunstwerk entspringen, wenn es — wie es hier unbestreitbar der Fall ist — von einer wirklichen Künstlerhand ausgeführt wird. Die volle, unmittelbare Lebendigkeit des Eindrucks kann nur aus dem stark ausgeprägten persönlichen Empfinden, wie es in allen solchen Bekenntnisschriften zutage tritt, hervorwachsen. Nur die Liebe und der Haß, die heftige Zuneigung und Abneigung, die eingewurzelten Vorurteile und Sympathien verleihen einem solchen literarischen Bilde starke Lichter und Schatten und geben ihm die kräftige Reliefwirkung, die im Grunde zum Wesen jedes Kunstwerkes gehört. Wärme und Leben erblühen denn auch für die Schilderung, die Isolde Kurz von dem späteren Leben ihrer Eltern, von ihrer eigenen Kinderstube, von dem Aufenthalte in Tübingen gibt, aus ihrem starken Subjektivismus heraus in reichem Maße, und das macht diese Schilderung anziehend von Anfang bis zu Ende. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, daß wir es eben mit einem rein persönlichen Werke zu tun haben, daß die Besonderheiten in der Welt- und Lebensauffassung der Verfasserin und ihres Familienkreises unverhüllt und unabgeschwächt in diesem literarischen Bilde zutage treten und daß dadurch oft genug der Gesichtswinkel beeinflußt wird, unter dem die um die dargestellten Personen sich aufbauende Welt zur Betrachtung kommen soll.

Aber diese Besonderheiten finden in dem Buche zugleich ihre deutliche Erklärung, und es ist mir daher nicht verständlich, warum man jetzt in Schwaben und speziell in Tübingen wegen des harten Urteils sich aufregt, das die Verfasserin an manchen Stellen ihres Buches über die Beschränktheit und Kleinlichkeit der äußeren Lebensformen fällt, wie sie ihr während ihrer Jugendzeit dort entgegengetreten sind. Der Groll, der sich in solchem Urteile ausspricht, ist doch gewiß nicht grundlos, denn unter jenen engen Lebensverhältnissen verkümmerte in der Tat die produktive Kraft eines starken dichterischen Talentes und litt die aufstrebende Jugend seiner Kinder. Kann man es einer ausgeprägten Individualität — und als solche zeigt sich Isolde Kurz auch in diesem neuen Werke — verargen, wenn sie die Berechtigung des allerdings etwas weltfremden Anschauungskreises, in dem sie aufgewachsen ist, gegenüber einer vielfach kleinlichen Verständnislosigkeit scharf betont und durch den Hinweis auf die geistig freie Entwicklung, die sie und ihre Geschwister unter dem Einfluß einer nach jeder Richtung hin selbständig denkenden Mutter erleben durften, noch obendrein bekräftigt? Der starke Familiensinn, der in diesem Buche überall zum Ausdruck kommt, der Stolz auf den bedeutenden Vater, die innige Anhänglichkeit an die Geschwister und vor allem die liebevolle Verehrung vor der noch lebenden alten Mutter, der die Tochter hier ein nicht minder schönes Denkmal setzt, als es das dem Vater geweihte ist, vereinigen sich in dieser biographischen Darstellung zu einem fast leidenschaftlichen Grundzug, der aber das Ganze nicht entstellt, sondern ihm ein prächtiges persönliches Gepräge verleiht. Jedes literarische Werk aber, in dem Persönliches zu so kräftigem und dabei künstlerischem Ausdruck gelangt, verdient von vornherein erhöhte Beachtung und Wertung.

Manche Mängel dieses großen biographischen Essays der schwäbischen Dichterin, besonders die Ungleichheit in der Anlage und dem Ausbau des Ganzen, sind wohl ebenfalls aus dem Ueberwiegen des persönlichen Zuges zu erklären. Ueberdies sind sie der Verfasserin selbst ja nicht entgangen, und die schweren persönlichen Erlebnisse, die, wie sie im Vorworte betont, während der Ausarbeitung über sie kamen, entschuldigen auch die hier und da fehlende Abrundung der vortrefflichen Arbeit. Wir werden ohnehin über diese geringen Unzulänglichkeiten durch eine fein ausgebildete Sprache, die aus den Tiefen eines im wahren Sinne gebildeten Geistes in schöner Fülle und Anmut hervorströmt, leicht hinweggetragen. Isolde Kurz hat sich auch in diesem neuen Werke als die Meisterin des Prosastils bewährt, als die wir sie von jeher kannten und schätzten; sie ist auch in diesem Sinne die Fortsetzerin und vielfach die Vollenderin dessen geworden, was ihr Vater erstrebte. Die Nachwelt aber muß den Dichter glücklich schätzen, der in der eigenen Tochter eine so wesensverwandte Verkünderin seines Wertes gefunden hat. Denn „zugleich klar und künstlerisch" ist die Sprache, in der dieses von kindlicher Liebe errichtete Denkmal zu uns redet.

O. B.

Fürst Bismarck und König Karl von Rumänien.

Von Dr. Adolf Hasenclever,
Privatdozent für Geschichte an der Universität Halle.

(Schluß.)

III.

Schon bei jener ersten Unterredung über die rumänische Frage, welche Prinz Karl im April 1866 mit Bismarck hatte, wies ihn dieser auf die Notwendigkeit hin, mit dem benachbarten Rußland gute Beziehungen zu unterhalten, vielleicht durch eine eheliche Verbindung mit einer russischen Prinzessin das Interesse des St. Petersburger Hofes an der Dauer seiner Herrschaft in Rumänien wachzurufen. Denn es war klar, daß, an sich betrachtet, die benachbarte nordische Macht die Festsetzung eines dem preußischen und auch dem französischen Herrscherhause so eng befreundeten Prinzen, mit dem man nicht so ungeniert schalten und walten konnte wie ehemals mit den Hospodaren von Rußlands oder der Türkei Gnaden, nur mit dem größten Widerwillen sah. Es lag Gefahr im Verzug, daß dem Zarentum der Weg nach Konstantinopel, der Sehnsuchtstraum des Panslawismus, verlegt wurde; die Okkupierung der Donaufürstentümer bildete lediglich eine Etappe auf dieser zielbewußten Marschroute. Scheute sich doch wenige Monate nach Fürst Karls Thronbesteigung, im August 1866, der russische Reichskanzler Gortschakow nicht, dieses Ziel in einer offiziellen Unterredung indirekt einzugestehen: Rußland begehre heute weder die Donaufürstentümer, noch Galizien, beteuerte er dem preußischen General Edwin v. Manteuffel.[1])

Auch in den späteren Jahren ließ Bismarck immer wieder denselben Rat nach Bukarest gelangen, mit um so größerer Berechtigung, als nach der Niederlage Frankreichs im Jahre 1870 und besonders nach der Entthronung Kaiser Napoleons der bisher mächtigste Beschützer Rumäniens

[1]) Sybel: Die Begründung des Deutschen Reichs. Band V (1889) S. 378.

wesentlich in den Hintergrund gedrängt war. Freilich riet der deutsche Reichskanzler damals schon, auch die Rücksichten auf den anderen Nachbar, auf Oesterreich-Ungarn, nicht außer acht zu lassen. Die weisen Bestimmungen des Nikolsburger Friedens begannen bereits ganz leise ihre wohltätigen Wirkungen auszuüben.

Daß diese Politik nicht ohne Früchte blieb, sollte das Bukarester Kabinett bald genug erfahren, besonders seitdem Graf Andrassy die Geschicke der Donaumonarchie leitete: nicht nur war Oesterreich-Ungarn der erste Staat, welcher mit Rumänien einen Handelsvertrag abschloß, sondern auch in jenem Konflikte mit dem Fürsten Bismarck im Jahre 1872 bot das Wiener Kabinett seine Vermittlung zwischen Bukarest und Berlin an und hinderte dadurch zu ostentative Maßregeln der deutschen Regierung.

Die politische Haltung Rumäniens während des russisch-türkischen Krieges ist bekannt; ebenso bekannt ist, daß der junge Staat, welcher sich auf dem Schlachtfelde seine Unabhängigkeit erfochten hatte, welcher dem mächtigen Zarenreich nach den ersten Niederlagen vor Plewna als Retter in der höchsten Not erschienen war, wider alle schriftlichen Abmachungen und feierlichen Versprechungen von der russischen Diplomatie um den wohlverdienten Siegespreis aufs schmählichste hintergangen und betrogen wurde, ja daß Rumänien noch an den Bundesgenossen die blühende Provinz Bessarabien herausgeben mußte und dafür, wie ausdrücklich der hochmütige Sieger betonte, als Gnadengeschenk, nicht als nach Fug und Recht ihm zustehendes Tauschobjekt, die wenigstens damals noch wertlosere Dobrudscha erhielt.

Und nicht genug mit dieser Enttäuschung: weder zu den Verhandlungen zwischen Russen und Türken, welche zu dem Präliminarfrieden von San Stefano führten, wurde Rumänien hinzugezogen, noch auch gelang es dem Bukarester Kabinett, an den Beratungen des Berliner Kongresses, der über das Schicksal des Landes zu verfügen hatte, irgendwelchen entscheidenden Anteil zu nehmen. Gegen den protokollarisch festgelegten Protest Rußlands wurden die rumänischen Abgesandten gehört, sie durften ihre Beschwerden, Hoffnungen und Wünsche vortragen und dann wurde in ihrer Abwesenheit von den Großmächten verfügt, was Rechtens sein sollte.

Joan Bratianu, einer der Delegierten, hatte von Anfang an die Lage in Berlin richtig beurteilt, wenn er gleich nach seiner Ankunft seine Eindrücke dahin präzisierte, der Kongreß strebe um jeden Preis den Frieden an und werde sich deshalb gar nicht oder nur wenig mit den Interessen der kleinen Staaten beschäftigen. So hatte denn Rußland leichtes Spiel, als es jegliche Verhandlung über die bessarabische Frage kurzerhand ablehnte. Es war klar, daß weder Bismarck noch irgend ein anderer Staatsmann, der realpolitisch zu denken verstand, wegen dieses an sich nebensächlichen Streitpunktes, dessen einziger Rechtstitel freilich nichts anderes als brutale Gewalt war, die Kongreßarbeit scheitern lassen würde. Von Anfang an hatte Bismarck den rumänischen Delegierten reinen Wein eingeschenkt, er, wie Bratianu rühmend hervorhebt, auch darin der einzig Ehrliche von allen anwesenden Diplomaten: er riet ihnen, sich in den Verlust Bessarabiens zu finden und in einem separaten Abkommen mit Rußland möglichst viel herauszuschlagen, bevor der Kongreß entscheidend über die Grenzregulierungen gesprochen habe.

Und dieser emsigen Arbeit für den Frieden muß man es wohl auch zuschreiben, wenn Bismarck sich dem Antrag Italiens und besonders Frankreichs nicht widersetzte, in das Vertragsinstrument des Kongresses die Bestimmung aufzunehmen, wonach Rumänien und Serbien von den Mächten erst anerkannt werden sollten, nachdem sie die Judenfrage in einer der westeuropäischen Zivilisation entsprechenden Weise gelöst hätten. Karl Anton, der Vater des Fürsten Karl, hatte recht, als er diesen Paragraphen eine Humanitätsphrase nannte. Die unablässige Minierarbeit des geldmächtigen, internationalen Judentums, besonders der rührigen Alliance israélite mit ihrem „großen Einfluß auf die kapitalbedürftigen Staaten des Westens,"[12]) hatte endlich einen scheinbaren Sieg zu verzeichnen. „Wir waren sehr bewegt, wir hatten tapfer und lange für die Sache gearbeitet, und es ist eine Freude, daß der Erfolg ein so voll schöner ist", schreibt Berthold Auerbach in jenen Tagen.

Und doch, an sich würde die Aufnahme dieser Bestimmung in den Berliner Vertrag gar kein weiteres Interesse bieten, wie sie denn auf die Dauer an der Lage der Juden wenig geändert hat — Serbien wurde sofort anerkannt, nachdem es durch einige Naturalisationen von Israeliten im Prinzip seine zustimmende Stellungnahme zu jener Verfügung gezeigt hatte —, wenn nicht Bismarck dieses ohne sein unmittelbares Zutun geschaffene Dekret als Hebel benützt hätte, um in einer anderen Frage auf Rumänien einen Druck auszuüben. Es war wieder die leidige Eisenbahnangelegenheit, welche zu dem letzten großen Konflikt vor der Anerkennung der Unabhängigkeit Rumäniens zwischen den Kabinetten von Bukarest und Berlin führte. Gerade in der Durchfechtung dieser Fehde zeigen sich die großartigen Gesichtspunkte Bismarckscher Politik, freilich auch die ganze Rücksichtslosigkeit in der Anwendung seiner Mittel, wenn es galt, ein einmal gestecktes Ziel zu erreichen.

Schon vor dem Beginn des russisch-türkischen Krieges war über den von seiten Rumäniens zu bewerkstelligenden Rückkauf der durch das Konsortium Bleichröder-Hansemann gebauten Eisenbahnen verhandelt worden; nach der Beendigung des Krieges, unmittelbar nach Abschluß des Präliminarfriedens von San Stefano, riet der deutsche Reichskanzler dem in Berlin weilenden Ministerpräsidenten Joan Bratianu, im März 1878, jene Verhandlungen mit den deutschen Bankinstituten wieder anzuknüpfen. Es dauerte länger als ein Jahr, ehe man in Bukarest dieser Anregung folgte: gerade als in Rumänien wegen der Judenfrage die Erregung in allen Kreisen aufs höchste gestiegen war, ließ der deutsche Reichskanzler dort wissen, sein ferneres Wohlwollen für Rumänien hinge ab von dem Rückkauf der Strousbergschen Eisenbahnlinien. Zwei Probleme waren dem jungen Staat in kürzester Frist zur Erledigung gestellt, von denen jedes einzelne für sich schon genügte, um bei der bloßen Erwähnung nur die Gemüter in die leidenschaftlichste Erregung zu versetzen.

Auf die Einzelheiten der Verhandlungen, auf die mannigfachen Vorschläge und Gegenvorschläge kann hier wieder nicht eingegangen werden. Bismarck durchfocht diesen Kampf durchaus selbständig, sogar seinen kaiserlichen Herrn weihte er nicht in alle Geheimnisse seiner Politik ein, wahrscheinlich weil ihm dessen dynastische Bedenklichkeiten und Empfindlichkeiten unbequem waren, hauptsächlich aber wohl, weil das endliche Ziel, dem er zustrebte, bereits in dem Rahmen seiner österreichfreundlichen, wegen des notwendigen Gegensatzes gegen Rußland von Kaiser Wilhelm noch nicht voll und ganz gebilligten Politik lag. Das zeigte sich, als im Juli 1879 Karl Anton von Hohenzollern für seinen Sohn eine Lanze zu brechen versuchte: über den Ursprung jenes Judenparagraphen war der Kaiser nicht nur mangelhaft unterrichtet, sondern er nahm auch in der Beurteilung der ganzen Frage eine der Haltung seines ersten Ratgebers gegenüber recht abgewandte Stellung ein.

Aber schon war auch in Berlin im Reichskanzlerpalais ein Umschwung erfolgt: Bismarck lenkte ein, nachdem ein rumänischer Abgesandter in, wie es schien, nicht aussichtslose Verhandlungen mit dem Konsortium Bleichröder-Hansemann getreten war. Wenige Wochen darauf — am 29. Juli 1879 — empfing er in Kissingen den rumänischen Minister Demeter Sturdza und legte ihm in seiner großzügigen Weise seine Ansichten über die Zukunft des neuen Balkanstaates dar. Der Bericht Sturdzas über diese Unterredung bildet, das darf man wohl behaupten, den Schlüssel zu Bismarcks Politik gegenüber Rumänien seit 1866.

Noch eins kommt hinzu, was man sich stets vergegenwärtigen muß, wenn man des deutschen Reichskanzlers so überraschend auftauchende wohlwollende Gesinnung für

[12]) N. Jorga: Geschichte des rumänischen Volkes. Band II. (Gotha 1905) S. 362.

Rumänien richtig würdigen will. Eben in jenen Wochen und Monaten bahnte sich jener folgenschwere Umschwung der deutschen Politik an, welcher zu dem bekannten Geheimvertrag zwischen Oesterreich und dem Deutschen Reiche führte. Wie es scheint, war von vornherein Rumäniens Beitritt, wenigstens die Absicht, sich eventuell seiner Unterstützung im Fall eines Krieges gegen Rußland zu versichern, bei beiden Kontrahenten vorhanden. Graf Andrassy deutete das später nach seinem Rücktritt in einem privaten Schreiben an Fürst Karl[13]) an, und ebenso unterrichtete Bismarck in vertraulicher Weise im Frühjahr des folgenden Jahres gleich nach der Anerkennung Rumäniens als unabhängiger Staat, den rumänischen Ministerpräsidenten Joan Bratianu über die Ziele des deutsch-österreichischen Einvernehmens.[14])

Nur wenn man sich diese weit ausschauenden Gesichtspunkte in Bismarcks Politik vorhält, seinen Wunsch, ein starkes, allenthalben geachtetes Rumänien zu sehen, sich stets vergegenwärtigt, wird man seiner Handlungsweise, die, losgelöst von diesen Erwägungen, in der Anwendung ihrer Mittel oft wie kleinliche Schikane anmutet, gerecht werden.

An die Spitze seiner Darlegungen stellte Bismarck in jener Unterredung mit Sturdza die lebhafte Betonung der dringenden Notwendigkeit, zwischen beiden Staaten ein gegenseitiges freundschaftliches Verhältnis wieder herzustellen; doch ein solches ist nur möglich, wenn die Reibungsflächen, so gut es eben geht, aus der Welt geschafft werden. Deshalb ist es in erster Linie nötig, daß Rumänien seine Eisenbahnen zurückkauft, da erst nach Beseitigung dieses Zankapfels auch im Deutschen Reich eine gerechtere Beurteilung Platz greifen werde; zu viele Wünsche, Hoffnungen und Enttäuschungen träten jetzt noch immer wieder hemmend und störend zwischen beide Staaten.

Auch in der Judenfrage zeigte sich der Reichskanzler entgegenkommender: den Humanitätsstandpunkt stellte er zurück und stellte die Frage des internationalen Rechts in den Vordergrund. Der Berliner Vertrag, welchem der betreffende Paragraph nun einmal angehöre, müsse erfüllt werden; freilich genüge es, wenn Rumänien seine Bereitwilligkeit dazu im Prinzip zugestehe.

Wie sehr für Bismarck der Eisenbahnrückkauf im Vordergrunde des Interesses stand, wie klug er nur die Regelung der Judenfrage benützt hatte, um durch das Drängen auf ihre endgültige Erledigung mit Hilfe der anderen Mächte auf Rumänien einen Druck auszuüben, um das Bukarester Kabinett seinen speziell deutschen Wünschen willfährig zu machen, geht deutlich daraus hervor, daß auch, nachdem Rumänien den Bestimmungen des Berliner Vertrages in einer, wenn auch nur teilweise zufriedenstellenden Weise entsprochen hatte, die Anerkennung der Unabhängigkeit doch noch nicht erfolgte. Bismarcks politisches Uebergewicht war so groß, daß er sogar andere Staaten, England und Frankreich, veranlaßte, mit der deutschen Regierung gemeinsam vorzugehen. Erst als der Eisenbahnrückkauf nach überaus heißen Kämpfen in den rumänischen Kammern in einer für die deutschen Interessen annehmbaren Weise geregelt war, erfolgte durch gemeinschaftliche Note von seiten Deutschlands, Englands und Frankreichs die Anerkennung Rumäniens als selbständiger Staat; die Politik des Fürsten Bismarck hatte in ihren großen Zielen auf der ganzen Linie gesiegt.

Allerdings in Wahrheit kann man hier weder von Sieger noch von Besiegten reden, und wenn man es doch tun will, muß man bekennen, daß den größten moralischen Sieg der rumänische Staat erfochten hatte. Auf den blutgetränkten bulgarischen Schlachtfeldern hatte Fürst Karl seinem Lande die politische Unabhängigkeit errungen; aber daß sein Volk wirklich würdig war, diese Unabhängigkeit zu besitzen, daß es imstande war, sie zu behaupten, bewies es erst später, in jenen heißen Kammerdebatten über die Judenfrage und den Eisenbahnrückkauf. Regierung wie Abgeordnete bewiesen damals, daß sie fähig waren, das Interesse des Vaterlandes über das der Partei zu setzen, als sie mit erdrückender Mehrheit beide Vorlagen votierten.

In heißem Ringen waren die Fundamente gelegt worden, auf denen sich der stolze Bau des rumänischen Staates erheben konnte, der innere Ausbau gehörte einer späteren, ruhigeren Zeit an. Und wenn heute Rumänien als geachteter Staat in der sturmbewegten Südostecke Europas dasteht, der eine Bürgschaft des Friedens bietet neben den übrigen politisch und moralisch zersetzten Balkanstaaten, so ist das in erster Linie der Weisheit seines Königs, der Tapferkeit seines Heeres und dem Opfermut seiner Kammern zuzuschreiben; doch als Zuchtmeister zur politischen Reife des rumänischen Volkes wird man bis zu einem gewissen Grade getrost auch den Fürsten Bismarck bezeichnen können.

[13]) Vom 21. April 1880. Aufzeichnungen Band IV, S. 317 ff.

[14]) Aufzeichnungen Band IV, S. 325: Bismarck an Fürst Karl 20. Mai 1880: „Ich habe demselben (Bratianu) über unsere friedlichen und defensiven Interessen, welche Oesterreich dergestalt mit uns teilt, daß sie den Charakter der Gemeinsamkeit haben, ohne Rückhalt gesprochen und glaube bei ihm Verständnis und Befriedigung gefunden zu haben.“ In demselben Brief spricht Bismarck von „den beiden großen Nachbarreichen (Rumäniens), mit welchen in Frieden zu leben für die Konsolidierung der Zustände ein Bedürfnis ist, und von welchen wenigstens Einen zum sicheren Bundesgenossen zu haben, immer das Ziel rumänischer Politik bleiben wird“. Daß dieser „sichere Bundesgenosse“ vorläufig nicht Rußland sein konnte, lag nach den jüngsten Ereignissen auf der Hand.

Die Grabstätten von Christoph Columbus.*)

Zu seinem 400. Todestage (21. Mai 1906).

Am Himmelfahrtstage des Jahres 1506, am 21. Mai, starb in Valladolid, einsam und vergessen, Christoph Columbus. Sein Sterbehaus in der kleinen unansehnlichen Straße, die seinen Namen führt, ist heute noch zu sehen — ein schmuckloser, weißer Bau mit wenig Fenstern. Man hatte sich in seiner letzten Lebenszeit kaum mehr um ihn gekümmert, so erfolgte sein Tod völlig unbeachtet, und in aller Stille wurde er beigesetzt. Sein einstiger Freund, Petrus Martyr Anglerius, der berühmte Reisende, der sich vom Februar bis gegen Ende Mai 1506 in Valladolid aufhielt, erwähnt in den zahlreichen Briefen, die er während dieser Zeit geschrieben hat, von einer Erkrankung oder vom Tode des Columbus nichts; erst zehn Jahre später spricht er in der ersten Dekade seines berühmten Werkes: „De rebus oceanicis et orbe novo decades“ flüchtig und vorübergehend davon und so läßt sich wohl sagen, daß Columbus ebenso unbeachtet aus dem Leben schied, wie er einst in das Leben eingetreten war.

Bei einem solchen Mangel an authentischen Nachrichten über den Tod und die Beisetzung von Columbus ist es leicht erklärlich, daß sich auch über seine erste Begräbnisstätte große Zweifel und Streitigkeiten erhoben haben. Am wahrscheinlichsten ist, daß man ihn zunächst bei den Franziskanern in Sevilla beigesetzt hat. Columbus hatte eine große Anhänglichkeit an diesen Orden, ihm zuliebe soll er die braune Farbe in der Kleidung bevorzugt haben, und Franziskaner waren es, die dem Sterbenden in den letzten Stunden seines Lebens tröstend zur Seite standen. Läßt sich die Beisetzung im Franziskanerkloster auch nicht mit Sicherheit beweisen, da wir erst mit der Uebertragung seiner Gebeine nach Sevilla historisch festen Boden betreten, so ist sie doch auch niemals mit wirklich triftigen Gründen widerlegt worden.

Sevilla war der Lieblingsaufenthalt des Weltentdeckers, hier hatte er seinen bescheidenen, wenn auch mit Schulden überhäuften Besitz und hier befand sich auch die Grabstätte seiner Familie. Auf Veranlassung seines Sohnes Diego, der ihm in der Würde eines Admirals von Spanien gefolgt war, wurden seine Gebeine nach Sevilla übergeführt und in einer Kapelle des Klosters Santa

*) Die nachfolgende Darstellung beruht in ihren wesentlichen Momenten vor allem auf dem reichen urkundlichen Material, das sich in dem Buche von *Thacher*: Christopher Columbus, his life, his work, his remains befindet.

Maria de las Cuevas beigesetzt. Diese Ueberführung und Beisetzung, die sich übrigens auch in aller Stille vollzog, fand im Winter 1508 auf 1509 statt. In Verfolgung strittiger Rechtsansprüche hielt sich Diego damals vom Dez. 1508 bis zum März 1509 in Sevilla auf, dann verließ er die Stadt und begab sich mit seiner Familie nach Westindien, wo er den Posten eines Gouverneurs bekleidete.

Die berühmte Inschrift, die sein ihm im Jahre 1493 verliehenes Wappen schmückte:

A Castilla y a Leon
Nuevo mundo dió Colon

hat tatsächlich nie auf seinem Sarge gestanden; in mancherlei Variationen taucht sie im Laufe des 16. Jahrhunderts bei Schriftstellern und Historikern der Zeit auf.

Von jeher hatte man die Grabstätte des Columbus in Spanien nur als eine provisorische betrachtet; die neue Welt, die er entdeckt hatte, sollte seine Gebeine umschließen. Er selbst hatte schon lange Jahre vor seinem Tode den Wunsch geäußert, daß auf San Domingo, auf der Insel, die er durch Gottes Gnade zuerst entdeckt habe, ein Tempel gebaut werde, in dem zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit und zu seiner eigenen Seelenruhe täglich Messen gelesen werden sollten, und als nun Diego Columbus nach Westindien kam, wollte er den Wunsch seines Vaters erfüllen, und bestimmte, daß eine Kirche errichtet werde, die den weit in der Welt zerstreuten Gebeinen seines Vaters und seiner Familie zur Ruhestätte dienen sollte. Aber ehe er noch diesen Gedanken ausführen konnte, starb er 1526 auf einer Reise in Puebla di Montalban in Spanien und wurde in Sevilla an der Seite seines Vaters begraben.

Ein volles Jahrzehnt ruhte jetzt die Frage einer Uebertragung der Gebeine, erst im Jahre 1537 wandte sich die Gemahlin Diegos an Karl V., um von ihm die Erlaubnis zu erhalten, die Leichen ihres Gatten und Schwiegervaters nach San Domingo zu bringen. Ein Dekret Karls V. vom 2. Juni 1537 an den Erzbischof und das Kapitel der Kathedrale von San Domingo verfügt, daß die Gebeine der Familie des Columbus in einer Seitenkapelle der Kathedrale für alle Zeiten beigesetzt werden sollten. Ein weiteres Dekret vom 22. August 1539 enthielt die königliche Erlaubnis, die Körper von Sevilla, „wo sie noch jetzt ruhen", nach San Domingo zu überführen.

In San Domingo wurden von seiten des Bischofs wie des Kapitels der Ausführung dieser königlichen Befehle große Schwierigkeiten entgegengesetzt, so daß ein erneuter strenger Befehl an sie erging, der pünktliche Befolgung der kaiserlichen Verfügungen forderte. Sie fürchteten nämlich, daß das Erbbegräbnis der Familie des Admirals ihnen mehr Nachteile als Vorteile bringe und daß aus der feierlichen Beisetzung aller Nachkommen des Admirals sich Ansprüche erheben könnten, die sie lediglich der Familie ihres Königs einzuräumen gesonnen waren.

Vor dem strengen Befehl Karls V. aber, wie er sich in dem Dekret vom 22. August 1540 ausspricht, mußten die Einwendungen des Kapitels verstummen und die Grabkapellen der Kathedrale den Leichen des Admirals und seiner Familie geöffnet werden. Auch hier läßt sich nur annähernd die Zeit der Uebertragung bestimmen. Erst 1540 wurde die Kathedrale von San Domingo vollendet, die früheste Zeit der Beisetzung wäre demnach das Frühjahr 1541 gewesen. Da nun Las Casas in seiner 1547 erschienenen Historie erwähnt, daß in einer Kapelle der Kathedrale die von Sevilla dorthin überführten Gebeine des Columbus ruhten und verehrt würden, so ist der Zeitpunkt dieser Uebertragung in die Jahre 1541 bis 1547 zu setzen, eher, wie man annimmt, um das Jahr 1547 als um 1541.

Nachdem nun die Gebeine des Admirals zum dritten Male beigesetzt waren, und jetzt an einer Stätte, die seinen eigenen Wünschen und denen seiner Familie entsprach und die neue Grabstätte durch ein kaiserliches Dekret für alle Zeiten gesichert schien, glaubte man, daß nun nichts mehr die Ruhe des großen Toten stören werde. Es sollte anders kommen. Freilich verging ein volles Jahrhundert, ohne daß das Grab des Columbus berührt wurde. Dann aber drohten Gefahren, die aus dem spanisch-englischen Seekriege hervorgingen. Im Jahre 1654 sandte Olivier Cromwell ein Geschwader unter William Penn gegen die spanischen Kolonien in Westindien, auch San Domingo war bedroht, da ließ der Erzbischof, der eine Schändung seiner Kathedrale und des darin befindlichen Körpers des Columbus befürchtete, diesen Sarg und die Särge seiner Familie dicht mit Erde bedecken, so daß dem Feinde, wenn er wirklich die Kathedrale betreten hätte, wenigstens der Anblick dieser kostbaren Reliquien entzogen gewesen wäre.

So ruhte nun der Sarg des Columbus, unter Schutt und Staub vergraben; die eigentliche Stätte, wo er sich befand, kam in Vergessenheit, nur durch Tradition und mündliche Ueberlieferung pflanzte sich fort, an welcher Stelle Columbus beigesetzt war. Es konnte daher leicht geschehen, daß man im Jahre 1783, als in einer Seitenkapelle ein Sarg entdeckt wurde, eben diesen Sarg als den des großen Admirals bezeichnete.

Der Krieg zwischen Spanien und Frankreich, der infolge der französischen Revolution 1793 ausbrach und im Jahre 1795 durch den Baseler Frieden beendet wurde, gab San Domingo an Frankreich.

In Spanien dachte niemand daran, daß mit San Domingo nun auch die Ueberreste des Columbus in französischen Besitz übergegangen waren; desto mehr forderte man in San Domingo selbst, daß die Gebeine des Weltentdeckers, dessen Ruhm mit der spanischen Geschichte untrennbar verknüpft war, auch in spanischem Boden ruhen sollten. So wurde denn auf Grund des Protokolls vom Jahre 1783 die Kapelle auf der Evangelienseite des Altars wieder geöffnet und der sehr verwitterte Sarg, in dem sich nur mehr wenige Knochenreste, vermischt mit Erde und Steinen, 1783 vorgefunden hatten, unter großer Feierlichkeit nach Havana auf Kuba übergeführt. Schon damals freilich erschienen die Beweise, mit denen man die Echtheit des Sarges und der Gebeine zu stützen suchte, nicht allen überzeugend, und wenn sich auch mit Rücksicht auf die Volksstimmung, die sich den Glauben an die Echtheit eines solchen Schatzes nicht rauben lassen wollte, diese Zweifel nicht immer nachdrücklich und offen hervorwagten, so blieben sie doch bestehen und schienen bestätigt und begründet, als man etwa 80 Jahre später den wahren Sarg des Columbus auffand.

Es war im Jahre 1877, als sich eine völlige Erneuerung der Kathedrale, die durch Erdbeben gelitten hatte, als unumgänglich erforderlich zeigte. Bei dieser Gelegenheit stieß man durch Zufall auf einen zweiten Raum an der Evangelienseite, der hinter jenem Gewölbe sich befand, in dem man 1783 den Sarg gefunden hatte, der 1795 nach Havana transferiert worden war. Nach kurzer Zeit schon fand sich ein Kasten mit der Inschrift: El Almirante, D. Luis Colon, Duque de Veragua, Marquis de [Jamaica] — es war der Sarg mit den Gebeinen des Enkels von Christoph Columbus. Sofort erhob sich jetzt die Ueberzeugung, daß sich auch das Grab des Weltentdeckers noch innerhalb der Mauern der Kathedrale befinde. Mit allem Eifer wurden die Arbeiten unter persönlicher Leitung des Erzbischofs fortgesetzt; er selbst brach, als man auf eine Reihe von Särgen gestoßen war, ein Stück einer auf einem Sarge ruhenden Steinplatte heraus, auf dem sich die Buchstaben per Ate befanden, was sofort als primer Almirante gedeutet wurde. Mit besonderer Vorsicht wurde der Sarg herausgehoben und geöffnet. Eine Anzahl menschlicher Gebeine fand sich darin, und als er von der ihn dicht verhüllenden Schmutzschicht gereinigt war, ließ sich der Name: Cristobal Colon deutlich erkennen. Unter stürmischem Jubel wurde der Sarg dem Volke gezeigt, das die Kirche dicht umlagerte; dann wurden die Reste des Columbus in einen neuen prunkvollen Sarg gebettet und dieser mit den Siegeln sämtlicher Anwesenden, die der Eröffnung der Gruft beigewohnt hatten, verschlossen und später nach einer provisorischen Aufbewahrung in der Kirche la Reina de los Angeles endgültig in der Kathedrale von San Domingo in feierlichem Zuge zur Ruhe bestattet. Es soll hier nicht unerwähnt gelassen sein, daß sich gleich nach Auffindung des

Sarges ein Teil der Anwesenden kleiner Knochenreste bemächtigte, die in der ganzen Welt zerstreut sind und nicht nur in den Besitz hervorragender Privatpersonen, wie etwa des Papstes Leo XIII., oder öffentlicher Behörden, wie der Universität Pavia oder der Stadtverwaltung von Genua übergegangen sind, sondern auch an einfache Privatpersonen verschenkt wurden.

In Spanien erregte die Entdeckung des Jahres 1877 naturgemäß höchst unangenehmes Erstaunen. Mit allen Mitteln wissenschaftlicher Begründung suchte die spanische Akademie der Wissenschaften nachzuweisen, daß die Gebeine, die sich in Havana befinden, die wahren Gebeine des Columbus sind. Man kann nicht sagen, daß die spanische Beweisführung überzeugend wirkt, und muß nach ruhiger Prüfung der Verhältnisse, der Gründe und Gegengründe zu dem Schluß kommen, daß die größere Wahrscheinlichkeit für die Echtheit der sich noch heute in San Domingo befindlichen Gebeine spricht, während in Havana die Ueberreste von Diego Columbus ruhten, die bekanntlich nach dem spanisch-amerikanischen Kriege nach Sevilla zurückgebracht worden sind. —ck.

Bücher und Zeitschriften.

Die Erziehung des Tonsinnes. Von **Max Battke.** Berlin. Verlag von Chr. Fr. Vieweg. 1906.

Keine Kunst stellt bezüglich der Auffassung an den Genießenden so hohe Ansprüche wie die Musik. Bei der stets wachsenden Anteilnahme aller Kreise an Polyhymnias Gaben ist daher eine systematische Erziehung zur musikalischen Aufnahmefähigkeit nachgerade zur Notwendigkeit geworden, soll nicht der Musikgenuß zu einer leeren, inhalt- und wertlosen Modesache ausarten. In seinem obengenannten Buch gibt Max Battke in 304 systematischen Uebungen für Ohr, Auge und Gedächtnis eine an Hand der Praxis entstandene treffliche Anleitung zur Ausbildung des Musiksinns, welche Musikern wie Dilettanten gleich gute Dienste tun wird und durch ihre populäre Fassung für jedermann leicht benützbar ist. Weit weniger gut gelungen als der Hauptteil ist die akustisch-psychologische Einleitung des Buches, der es an wissenschaftlicher Gründlichkeit fehlt.

* Eine Zeitschrift für **Gletscherkunde, für Eiszeitforschung und Geschichte des Klimas** (Annales de Glaciologie, Annals of Glaciology, Annali de Glaciologia) wird demnächst im Verlag der **Gebrüder Borntraeger, Berlin,** zu erscheinen beginnen. Sie ist das Organ der Internationalen Gletscherkommission und wird unter Mitwirkung von S. Finsterwalder (München), F. A. Forel (Morges), J. Geikie (Edinburgh), W. Kilian (Grenoble), F. Nansen (Christiania), A. Penck (Berlin), F. Porro (La Plata, früher Genua), Charles Rabot (Paris), H. F. Reid (Baltimore), F. Wahnschaffe (Berlin), A. Woeikof (St. Petersburg) herausgegeben von Eduard Brückner, Professor an der Universität Halle (Saale). Ihr Inhalt soll umfassen 1. Abhandlungen aus dem gesamten Umkreis der Gletscherkunde und Eiszeitforschung, einschließlich der Geschichte des Klimas. 2. Kleinere Mitteilungen aus demselben Gebiet, besonders vorläufige Mitteilungen über noch unveröffentlichte Untersuchungen, Mitteilungen über Expeditionen in Gletschergebiete, Nachrichten über Veränderungen der Gletscher; besonders die Gletscher der Alpen sollen hier eine möglichst vollständige Berücksichtigung finden. Ein breiter Raum soll der wissenschaftlichen Diskussion zur Verfügung stehen; 3. Referate (auch kurze Autorenreferate), die durch sachliche Inhaltsangabe über die in Buchform oder in anderen Zeitschriften erschienenen wichtigeren Arbeiten und Mitteilungen berichten; 4. eine bibliographische Zusammenstellung der Titel aller die Gletscherkunde im angedeuteten Umfang betreffenden neu erscheinenden Arbeiten; hier soll direkt Vollständigkeit angestrebt werden. Abhandlungen, Mitteilungen und Referate werden nach Bedarf durch Karten und Abbildungen illustriert. Schon im Titel spricht sich aus, daß die Zeitschrift international sein soll: sie wird Abhandlungen, Mitteilungen und Referate in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache bringen; die Sprache der Redaktion ist deutsch. Die Zeitschrift soll in zwanglosen Heften (höchstens 5 Hefte im Jahre) von je 80 Oktavseiten erscheinen, das erste Heft im Frühjahr 1906. Je 5 Hefte bilden einen Band. Der Preis des Bandes von fünf Heften beträgt 16 Mark.

Allgemeine Rundschau.

Die englischen Ausgrabungen in Sparta.

Die Beilage hat bereits in kurzen Worten von dem bedeutenden Fund des Tempels der Artemis Orthia in Sparta berichtet. Ein zusammenfassender Bericht über die jetzt vollendete diesjährige Kampagne an dieser Stelle liegt nunmehr in den Times vor, dem wir einiges weitere entnehmen: Die Mauern des alten Sparta sind zu vier Fünftel ihrer Ausdehnung untersucht worden und es hat sich gezeigt, daß sie nicht byzantinischen, sondern römischen Ursprungs sind. Es ist wahrscheinlich, daß der den Befestigungen anliegende Stadtteil schon in der klassischen Zeit aus strategischen Gründen von Gebäuden gesäubert worden war. Die englischen Archäologen sind der Ansicht, daß die alte Stadt das Gebiet zwischen dem niedrigen, die Akropolis bildenden Hügel und dem Fluß Eurotas eingenommen hat, so daß unsere Kenntnisse der altspartanischen Topographie auf andere Basis gestellt werden müßten. — Des weiteren wurde das Theater, der einzige bis jetzt identifizierte Platz des alten Sparta, untersucht, und man hat eine lebensgroße Statue des Asklepios und Teile von Reliefs gefunden, die wohl zu dem Proskenion gehören.

Das wichtigste Resultat war die durch Inschriften gesicherte Identifizierung des Tempels der Artemis Orthia, wo ganz enorme Funde von Votivgegenständen gemacht worden sind. Der Schauplatz der Entdeckung ist ein Feld am rechten Ufer des Eurotas, ungefähr ¾ Kilometer südlich von der modernen Brücke. Knaben, die am Flußbett spielten, hatten hier von Zeit zu Zeit kleine Bleifiguren gefunden, wie sie einige Jahre vorher auch auf der anderen Seite des Flusses bei dem Schrein des Menelaos gefunden worden waren. Die Engländer schlossen daher auf ein zweites Heiligtum am rechten Ufer und machten am 7. April eine Versuchsgrabung, bei der es sich nach wenigen Stunden zeigte, daß hier ein enormer Vorrat von Votivgegenständen war. In 14 Tagen brachten nur wenige geschulte Arbeiter, die vorsichtig zunächst mit Messern ausbohrten, viele Tausende solch merkwürdiger Gegenstände zutage. Ungefähr 50 verschiedene Typen lassen sich scheiden: göttliche und menschliche Figuren, Musikanten, Kentauren, Sirenen, Fische, andere Tiere, ferner Altäre, Vasen, Helme, Spiegel, Girlanden. Beweist das Material und die bescheidene Größe der Weihegaben die sprichwörtlich spartanische Einfachheit, so zeigt die gewaltige Anzahl die Beliebtheit und Wichtigkeit des Kultes. Es fehlen aber auch nicht kostbarere Weihegeschenke. Unter den Elfenbeinschnitzereien sind zwei menschliche Rundskulpturen, ferner ein Löwe, vier Widder, ein behelmter Kopf, endlich eine Anzahl von Scheiben, Kämmen und Nadeln. In Bronze ist ein Pferd und ein Hund ausgeführt, zahlreiche Fragmente von Schalen und Becken zeigen getriebene Arbeit. Kleinere Objekte aus Gold und Silber und eine silberne Nadel mit feiner Spiraldekoration, die verschiedenartigsten Terrakotta-Statuetten und Vasen sind zutage gekommen, wozu dann noch ungefähr hundert Inschriften treten. — Für den Augenblick sind die Arbeiten unterbrochen, da ein Mühlbach durch den Temenos läuft, der den Tempel durchschneidet. (Eine Mühle ist hier auf der Karte Spartas im Baedeker eingezeichnet.) Es muß also Land expropriiert und der Bach abgeleitet werden. Dazu sind die Geldmittel zu knapp, da außerdem unerwartet tief gegraben werden muß und die Arbeitslöhne viel teurer geworden sind. Endlich müssen ständige Quartiere für die bei den Ausgrabungen Beschäftigten in der Nähe bereit gestellt werden. Die bei Beginn der Ausgrabungen dafür rasch zusammengebrachten Mittel müssen also, wenn mit Erfolg weiter gearbeitet werden soll, beträchtlich erhöht werden. — Die bis jetzt gefundenen Gegenstände gehören in das sechste und fünfte vorchristliche Jahrhundert. Die Töpfereien sind hauptsächlich von dem orientalisierenden Typus; auch vorhandene Skarabäen und andere Importgegenstände bestätigen den schon früher angenommenen starken östlichen Einfluß in der archaischen lakonischen Kunst. Das Ausgrabungsgebiet ist von außergewöhnlichem Interesse; sind doch die Funde, die die British School of Athens bis jetzt gemacht hat, nur aus der Gegend der Tempelumfassung. So hofft man, daß die Fortsetzung der Ausgrabungen endlich auch einmal etwas Bedeutendes zu der gegenüber der von Athen so sehr vernachlässigten Kenntnis der Rivalin Sparta beitragen wird.

M.

Kleinere Mitteilungen.

* Das **Schiller-Museum in Marbach** ist in den letzten Tagen um eine schöne Erinnerung an eine der liebenswürdigsten Gestalten des ganzen Schiller-Kreises, den Stutt-

garter Andreas Streicher, bereichert worden. Dem Wiener Zweigverein der Deutschen Schiller-Stiftung hat das Schiller-Gedenkjahr Anlaß gegeben, Streicher, den Genossen Schillers auf seiner Flucht aus Stuttgart und in den schweren Mannheimer Tagen, dem wir auch die in ihrer Schlichtheit unvergleichliche Schilderung dieses drangvollsten Zeitraums in des Dichters Leben verdanken, durch eine Gedenktafel an seinem Wohnhaus in dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen Wien zu ehren. Nun hat der Wiener Verein auch dem Schiller-Museum ein marmornes Ehrenmal für Streicher gewidmet. Die schöne Tafel trägt eine an Schillers eigene Worte anklingende Widmung. Da dem Schiller-Museum schon vor einigen Monaten auch eine Büste Andreas Streichers durch die Güte von dessen Urenkel, Herrn Emil Streicher in Wien, zugegangen ist, hat an der dem Gedächtnis Schillers geweihten Stätte nun auch die opferbereite selbstlose Freundestreue ein bleibendes Ehrenzeichen gefunden.

• **Professor H. Obst †.** Mit Obst ist einer der bedeutendsten Gelehrten auf dem Gebiete der Völkerkunde dahingegangen. Anfänglich Mediziner, wendete er sich bald der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu und erwarb sich durch eifriges Studium, verbunden mit Forschungsreisen durch Rußland, Armenien, den Kaukasus, die Krim und das transkaspische Gebiet, derartige Erfahrungen, daß er für einen der besten Kenner der Völker Asiens und Afrikas galt. In Leipzig rief Obst den Verein „Museum für Völkerkunde" ins Leben und begründete mit diesem das Völkermuseum, in das seine eigenen Sammlungen übergingen, und das sich dank seiner aufopfernden Tätigkeit zu einem der bedeutendsten Museen seiner Art entwickelt hat.

• **Todesfall.** Der Schweizer Reisende Dr. Streun, welcher sich der Erforschung der Sunda-Insel Sumatra gewidmet hat, ist dort bei einer Elefantenjagd ums Leben gekommen. Hierüber wird aus Bern berichtet: In der niederländischen Residentschaft Palembang begab sich Dr. Streun mit seinem Assistenten, einem Europäer, auf die Elefantenjagd. Ein riesiger Elefant brach aus dem Dickicht heraus, Dr. Streun schoß, traf ihn aber nicht, worauf der Elefant den Assistenten zu Boden warf. Dann wandte sich das wütende Tier gegen Streun und trat auf ihm herum. Der Assistent konnte sich hinter einem Baume verbergen. Streun starb aber, als er wegtransportiert wurde, infolge der schweren Verletzungen.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Würzburg.** Die 50jährige Doktor-Jubelfeier begeht am 21. Mai Geheimer Rat Professor Dr. theol. Anton v. Scholz, Ordinarius der Exegese des Alten Testaments und der biblisch-orientalischen Sprachen an der hiesigen Universität.

• **Leipzig.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. H. Preysing ist an Stelle von Professor Dr. Wald-Bonn als dirigierender Arzt der Abteilung für Ohrenkranke an den Kölner Krankenanstalten berufen worden. Seine Berufung als ordentlicher Professor der Medizinischen Akademie in Köln wird demnächst erfolgen.

• **Rostock.** An Stelle des wegen Unregelmäßigkeiten in der Geschäftsführung suspendierten Geh. Medizinalrates Professor Dr F. Schatz, gegen den die Disziplinaruntersuchung eingeleitet wurde, ist der kürzlich zum Professor ernannte Dr. P. Büttner zum ärztlichen Leiter der dortigen Frauenklinik bestellt worden. Die Oberleitung in der Verwaltung führt nach der Frankfurter Zeitung einstweilen der Direktor der Augenklinik Professor Dr. Peters.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

Jahrgang 1906. München, Dienstag, 22. Mai. Nummer 116.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.20.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Johannes Huber und Ludwig II.

Von Karl Dürck.

Fürst Bismarck erzählt in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (I. S. 351): „Auf dem Wege von Baden-Baden nach Gastein berührten wir München, das der König Max bereits verlassen hatte, um sich nach Frankfurt (zum damaligen Fürstentag) zu begeben, es seiner Gemahlin überlassend, die Gäste zu empfangen.... Bei den regelmäßigen Mahlzeiten, die wir während des Aufenthalts in Nymphenburg, 16. und 17. August 1863, einnahmen, war der Kronprinz, später König Ludwig II., der seiner Mutter gegenübersaß, mein Nachbar. Ich hatte den Eindruck, daß er mit seinen Gedanken nicht bei der Tafel war und sich nur ab und zu seiner Absicht erinnerte, mit mir eine Unterhaltung zu führen, die aus dem Gebiete der üblichen Hofgespräche nicht herausging. Gleichwohl glaubte ich in dem, was er sagte, eine begabte Lebhaftigkeit und einen von seiner Zukunft erfüllten Sinn zu erkennen. In den Pausen des Gespräches blickte er über seine Frau Mutter hinweg an die Decke und leerte ab und zu hastig sein Champagnerglas, dessen Füllung, wie ich annahm, auf mütterlichen Befehl verlangsamt wurde, so daß der Prinz mehrmals sein leeres Glas rückwärts über seine Schulter hielt, wo es zögernd wieder gefüllt wurde. Er hat weder damals noch später die Mäßigkeit im Trinken überschritten, ich hatte jedoch das Gefühl, daß ihn die Umgebung langweile und er den von ihr unabhängigen Richtungen seiner Phantasie durch den Champagner zu Hilfe kam. Der Eindruck, den er mir machte, war ein sympathischer, obschon ich mir mit einiger Verdrießlichkeit sagen mußte, daß mein Bestreben, ihn als Tischnachbar angenehm zu unterhalten, unfruchtbar blieb. Es war das einzige Mal, daß ich den König von Angesicht gesehen habe."

Die kurze Mitteilung ist von Interesse, sowohl wegen der Person des Erzählers, als der des Dargestellten; auch deshalb, weil sie aus einer Zeit stammt, wo man den jungen Kronprinzen kaum zu Gesicht bekam. Aber auch aus der so überraschend bald, nach kaum mehr als einem halben Jahre, folgenden Zeit, in der der königliche Jüngling, plötzlich auf den Thron gelangt, das allgemeine Interesse auf sich zog und aller Sympathien im Sturm eroberte, ist zu seiner genaueren Charakteristik wenig Zuverlässiges bekannt geworden. Die Männer, die die unmittelbare Umgebung des Monarchen bildeten, waren durch die Pflichten des Amtes an Zurückhaltung gebunden; außer ihnen aber sind nur wenige Menschen dazu gelangt, dauernd mit ihm in einen Verkehr zu treten, der eine eingehendere Beobachtung gestattete.

Zwar lebte der König nicht schon in den ersten Jahren der Regierung in jener unglückseligen Abgeschlossenheit, die ihn, wenn auch nicht den Herzen, immerhin aber dem Verständnis seiner Untertanen entfremdete. An den offenen Audienztagen konnte sich ihm, solange er in München weilte, jedermann ohne Unterschied des Standes nahen, und erst als diese große Ausdehnung, wie das ja wohl leider natürlich ist, durch Unbescheidene in häßlicher Weise mißbraucht wurde, fand eine Einschränkung statt.

Die gewählte Vertretung des Volkes hatte die Freude, am 8. April 1865 an der Tafel des Monarchen versammelt zu sein und von ihm Worte der Huld und der Teilnahme für ihre Arbeiten zu vernehmen. Die Bewunderung der liebenswürdigen Art, mit der er seinen Gästen entgegentrat, insbesondere der Geistesgegenwart, der Personal- und Sachkenntnis, der heiteren Freundlichkeit, die er in den Ansprachen an fast jeden einzelnen unter ihnen bewährte, war damals allgemein.

Noch ließ sich der König gelegentlich unter seinem Volke sehen. Mehrmals besuchte er 1864 auch an Wochentagen die Oktoberfest-Wiese, nachdem er im Frühsommer an der Fronleichnamsprozession teilgenommen hatte, später zu einem Volksfest nach Großhesselohe, auch in den Zoologischen Garten gegangen war. Aber schon in den ersten Monaten des Jahres 1865 wurde der Verkehr mit dem Publikum mehr und mehr eingestellt, wozu der bereits Ende April angetretene Landaufenthalt unauffällige Veranlassung gab.

Anfang Dezember kehrte das Hoflager wieder nach der Residenzstadt zurück, unter Umständen, die gewiß auch für den König sehr aufregend waren. Es handelte sich um die plötzliche Verabschiedung Richard Wagners, eine Affäre, die an sich und im Zusammenhang mit den Begleitumständen wohl geeignet war, eine dauernde Verstimmung des Monarchen zurückzulassen, zu lebhaftem Verkehr mit Menschen nicht zu animieren. Ob die düstere krankhafte Anlage damals sich schon geltend machte, wird sich für uns nicht feststellen lassen. Jedenfalls war es, selbst in jener ersten verhältnismäßig glücklichen Epoche, zu der wir nach der kleinen vorgreifenden Abschweifung wieder zurückkehren, nur wenigen Menschen vergönnt, tiefere Blicke in sein Wesen zu tun und anderen davon sprechen zu dürfen.

Darum wird als Material zur Würdigung Ludwigs II. eine bisher meines Wissens ganz verborgen gebliebene, mir liebenswürdigerweise von den Kindern des Autors zur Besprechung an dieser Stelle anvertraute Quelle willkommen sein: Mitteilungen aus dem ersten Regierungsjahre des Königs und aus der Feder eines Mannes stammend, welcher den Aelteren der jetzt lebenden Generation noch lebhaft in der Erinnerung steht.

Das ist der längst verstorbene Professor der Philosophie an der Universität München, Johannes Huber, ein scharfer

Denker und Streiter, später ein begeisterter Förderer der altkatholischen Bewegung, Schulter an Schulter neben Döllinger, J. Friedrich u. a. gegen vatikanische Ueberhebung, gegen die angesonnene Knechtung von Intellekt und Ueberzeugung kämpfend. Noch waren aber jene Tage des erbitterten Krieges nicht angebrochen, noch bereiteten sie sich im stillen, nur dem Kenner ahnbar, vor, als Professor Huber, der bis dahin in keiner persönlichen Beziehung zum König gestanden hatte, zu seiner größten Ueberraschung von ihm zu Vorträgen berufen wurde. Er beschreibt, wie eines Tages — am 7. Dezember 1864 — der Kabinettssekretär des Königs, Staatsrat v. Pfistermeister, zu ihm kam, ihn mit folgenden Worten um Beistand angehend: „Mein lieber Herr Professor, Sie müssen uns jetzt helfen. Der König ist ganz unglücklich. Die Geschäfte ekeln ihn an; er muß etwas Süßigkeit haben, wir anderen sind ihm zu nüchtern und zu prosaisch. Wenn nicht bald geholfen wird, so liegt er uns in 14 Tagen darnieder. Er will studieren, er will philosophieren, und, als ich ihn auf Sie aufmerksam machte, sagte er: „Den Professor Huber kenne ich, zu ihm habe ich Vertrauen, holen Sie ihn mir.““

Huber war, wie denkbar, bereit, einem so ehrenden Rufe zu folgen, und verfaßte noch am selben Tage ein Programm seiner Vorträge, das aber nicht Annahme fand. Am anderen Morgen kam Herr v. Pfistermeister wieder und sagte, der König wünsche die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes vorgetragen, er wolle bekannt gemacht sein mit allen religiösen und philosophischen Systemen, mit der Entwicklung und dem Zusammenhang der Sagen u. s. w., und namentlich liege ihm an einer Kenntnis des Brahmanismus und Buddhismus. Das letztere fiel Huber sogleich auf. Da er wußte, daß R. Wagner Schopenhauers Philosophie betrieb, „eine Uebersetzung des Buddhismus ins Deutsche“, so glaubte er hier einen Zusammenhang zu sehen.

Es fanden nun in der Zeit vom 8. Dezember 1864 bis 20. April 1865 23 Vortragsabende statt, in deren Verlauf, wie es scheint, auch das königliche Programm nicht etwa strikte eingehalten wurde, sondern die Grundlage zu Gesprächen über alle möglichen Materien, verwandte wie fernabliegende, zu geben hatte. Wohl wird Prof. Huber dazu gelangt sein, sich der Form des eigentlichen Vortrags zu bedienen; aber das war offenbar nicht immer und nicht allzulange der Fall. Die impulsive Art des Königs brachte Zwischenbemerkungen und Fragen, die dann gelegentlich überraschend weite Abschweifungen vom Thema zur Folge hatten und mehr das Bild der Unterhaltung in bewegter Wechselrede als das des allein Sprechenden gegenüber einem stummen Zuhörer boten. Die Abhandlung über Theorien von Schlaf und Traum, über die Sagen der Inder hinderte nicht, dem König gelegentlich gegen die Erkältungszustände, von denen er viel belästigt wurde, die hydropathische Behandlung (allerdings nicht mit Erfolg) zu empfehlen; im Anschluß an das Gebiet der Astrologie und des Glaubens an einen persönlichen „Stern“ wurden Mitteilungen und Betrachtungen über des Professors wie des hohen Schülers Jugend getauscht; es blieb Raum, über den Gymnasialunterricht zu sprechen, allerlei Universitätsschmerzen aufs Tapet zu bringen; die Frage, in welchem Lebensalter die Ehe angezeigt sei, ob sie bis zum vollständigen Ineinanderaufgehen von Mann und Frau führen dürfe oder reservierter bleiben müsse, ob die freundschaftliche Hingebung des Mannes an den Mann den Vorzug vor der an eine Frau verdiene, gab dem Vortragenden Anlaß zu ernsten und wiederholten Warnungen vor allerlei Ausschweifungen. Betrachtungen über Wesen und Aufgabe des Adels im Staate führten zu offenherziger Aussprache des Königs über seine Hofkreise. Die geringe Befriedigung, die er aus dem Verkehr nach jener Seite zog, war es ja, die ihm neben der bis zum Ekel gesteigerten Abneigung gegen Regierungsgeschäfte die Flucht zur Philosophie nahegelegt hatte. Aber trotz dieses unverkennbar höheren Zuges plagt ihn doch auch gelegentlich die Neugier, zu hören, was die Welt zu seinen philosophischen Studien sage. Und nachdem ihm Prof. Huber antworten konnte, daß sie im Kreise seiner speziellen Freunde freudig begrüßt worden seien, kommt er später auf das Thema zurück und forscht nach den Namen derjenigen, die sich darüber gefreut haben.

Es liegt die Frage nahe, was Huber veranlaßt haben mag, so genaue Aufschreibungen zu machen, die nach jedem der Vortragsabende ein ziemlich vollkommenes Bild des Besprochenen geben. Mir scheint die Erklärung in der Auffassung zu liegen, welche er über seine Mission hegte. Er nahm den ihm gewordenen Auftrag nicht als eine einfache Berufung, jeweils einen Abend über philosophische Themata zu dozieren, sondern als eine viel höhere Aufgabe im Sinne möglicher Einwirkung auf Gedanken- und Willenssphäre des königlichen Schülers, im Sinne einer in seine Hand gelegten Macht über die Ausgestaltung und Entwicklung der jungen Seele.

Es fehlt nicht an Momenten des freudigen Stolzes über die Bedeutung einer solchen Rolle, aber bei seiner ernsten, sogar von einer gewissen Neigung zur Düsterheit nicht freien Natur wiegt das Gefühl der schweren Verantwortung vor, die sein Gemüt tief bedrückt. Im weiteren Verlauf der Zusammenkünfte glaubt er mit Sorge den Einfluß Richard Wagners zu erkennen, durch den der König, ohne es zu ahnen, auf die Bahn des Atheismus geleitet sei. „Denk' ich nun daran, daß zu gleicher Zeit der Kirchenstreit neuerdings aufflammen wird, denn der bayerische Episkopat hat gegen den Kultusminister unisono sich erhoben, und von Rom aus wird in gleicher Weise vorgegangen; nehme ich auf der anderen Seite die Enzyklika des Papstes und zu dem allen des Königs eigenwilligen und stolzen Charakter, der bereits die Menschen zu übersehen glaubt, so sehe ich eine unheilvolle Verwicklung sich anbahnen. In diese Verwicklung bin ich mitten hineingestellt; ich soll den König, der offenbar über die reine Kindlichkeit seines Glaubens hinaus ist, in einer höheren Form der Wahrheit befestigen und habe zugleich mit den Einflüssen des offenbarsten Atheismus zu ringen. Ich soll ihm sein Christentum erhalten und kann als Philosoph doch unmöglich in einer Weise dasselbe erhalten, die ich und sein eigenes vorgeschrittenes Denken nicht mehr ertragen.“

Dieses vielleicht über das Maß des Notwendigen gesteigerte Verantwortlichkeitsgefühl hat es ohne Zweifel Prof. Huber nahegelegt, Buch zu führen über das, was zwischen dem König und ihm vorgegangen, damit er, sollte er über kurz oder lang auf Fragen hierüber antworten müssen, das Material dazu schriftlich in der Hand habe.

Zu einer solchen Notwendigkeit ist es nie gekommen, schon deswegen, weil die Vorträge eher abgebrochen wurden, als beide Beteiligte im Anfang vermutet haben mögen. Wir verdanken aber dieser Gewissenhaftigkeit der Aufzeichnungen Prof. Hubers, welche hier nicht nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten, sondern lediglich in ihrer Eigenschaft als Erkenntnisquelle gewürdigt werden wollen, eine Reihe wertvoller Aufschlüsse zur Charakteristik des sonst verschlossenen Monarchen. Denn die lebhaften Gespräche über so verschiedenartige Dinge gaben dem aufmerksamen und klugen Beobachter vielfach Gelegenheit zu Einblicken, um so mehr, als der junge Schüler dem Lehrer mit Herzlichkeit und einem offenen Vertrauen entgegenkam, das später in seinem Wesen ganz und gar zurücktrat. Er erzählte von seiner unfrohen Jugend, wie er täglich acht Stunden mit Unterricht geplagt war, von Lehrern, die er sich gar nicht nach Wunsch auswählen durfte, über die er sich mit unbegrenztem Freimut aussprach, über Gymnasialprofessor St., seinen, wie es scheint, recht trockenen philologischen Führer, über seinen Religionslehrer und seinen Hofmeister Graf L. R., von denen er in stark abfälligen Worten sprach. Die offenbar wenig glückliche Auswahl der Lehrer war doppelt verhängnisvoll gerade für die ungewöhnlich ideale Veranlagung des Knaben und Jünglings geworden, der statt der Unterweisung trockener Präzeptoren so dringend liebevolles und geistig hochstehendes Eingehen ersehnt hätte. Gewiß nicht mit Unrecht leitet Huber das Unglücksgefühl des jungen Königs davon her, daß die idealen Bedürfnisse seines Gemüts nur geringes Verständnis bei seiner Umgebung fanden, und den Einfluß und die Stellung Wagners zum König davon, daß er der erste war, der mit

ihm in der von ihm gewünschten Weise zu verkehren wußte.

Ziemlich eingehend wird der erste Vortrag geschildert: „Ich ging darauf zu Erörterungen über den Begriff der Geschichte über, stellte den Unterschied zwischen dem geistigen und bloß natürlichen Menschen dar, betonte es scharf, daß es die Ehre des Geistes sei, sich in Freiheit zu dem zu machen, was sein Begriff fordert, konstruierte hieraus die Geschichte und verweilte mit Nachdruck dabei, daß der König als ein Führer auf der Bahn der Kultur seinem Volke voranschreiten müsse, daß er dies aber nur vermöge, wenn vor seinem Auge selbst die Ideen, die ziehenden Mächte in der Geschichte leuchten. Ich hob es hervor, daß alles Glück des Lebens in der Verwirklichung der Ideen bestehe, daß nur der wahrhaftig tatkräftig sei, der sie erschaue und der sie liebe.... Ich wies darauf hin, wie Philosophie und Kunst die Flügel zu großen Taten seien, und erinnerte an Aristoteles, Alexander."

Staatsrat v. Pfistermeister hatte, ehe Huber zum König hereingerufen wurde, im Vorzimmer mit ihm gesprochen und jammernd gesagt: „Der König hat eine maßlose Phantasie; wir begreifen ihn nicht, er will sterben, wir brauchen aber einen tatkräftigen König." Das bewog Huber, „die Freude der Tat" so sehr hervorzuheben.

Begeistert schildert er die ersten Eindrücke von seinem Schüler. „Es war mir an diesem Abende, als ob der König noch wenig an solche Unterhaltungen gewöhnt sei, aber es entzückte und bezauberte mich seine ganze Art und Weise. Wie er so neben mir saß an seinem Schreibtisch, ergriff mich der ganze Adel und die Schönheit seiner äußeren Erscheinung mit bezwingender Gewalt. Er war mir so recht das Bild einer echt idealen Jünglingsseele, in der es gärt und treibt, die eine schöne Welt der Dichtung in sich trägt, die sich aber einsam und unglücklich fühlt in der Prosa der wirklichen Welt.... An diesem ersten Abend erschien er mir noch etwas timid; er wachte noch nicht recht auf, und ich stellte mein Urteil über ihn dahin fest, daß er eine bis zur Schwärmerei ideale Natur sei, angefüllt namentlich von den großen mythologischen Gestalten unserer germanischen Götter- und Heldenpoesie, ein Mensch, der bisher von seiner Umgebung in seinen idealen Forderungen verkannt worden sei und darum es vorgezogen habe, für sich eine Art Einsiedlerleben zu beginnen."

Dieses scheue Zurückziehen hatte offenbar auch seinem Vater gegenüber stattgefunden; ein herzliches Verhältnis hatte, durch die Strenge des Erziehungssystems zurückgedämmt, nicht obgewaltet. Schelling, sagte er einmal, liebe er nicht, weil ihn sein Vater geliebt hätte.

Auch für die dienstliche Umgebung war es unter solchen Umständen recht schwer, mit dem jungen Feuergeist zurechtzukommen. Am meisten hatte darunter Staatsrat v. Pfistermeister zu leiden, der mit rührender und wahrscheinlich gar nicht immer gewürdigter Sorgfalt über seinem königlichen Herrn and Sorgenkind wachte. Gelegentlich eines Gespräches, das er am 6. Januar, also einen Monat nach Beginn der Vorträge, mit Prof. Huber führte, trug ihm dieser seine Bedenken aus dem Einflusse Richard Wagners vor. Er habe sich inzwischen über Wagners Ansichten orientiert und müßte erschrecken, wenn sie dem König beigebracht würden. Doch hoffe er, diesen durch alle atheistischen Versuchungen siegreich hindurchzuführen, wenn er nicht vor der Zeit fallen gelassen werden sollte. Darüber glaubte ihn v. Pfistermeister beruhigen zu können.

„Der König liebt Sie ja sehr," meinte er und fügte über Wagner hinzu: „Er ist ein Nihilist, aber ein ungewöhnlich genialer Mensch." Endlich bat er: „Erhalten Sie den König nur bibelgläubig; denn das ist er noch." „Ich erwiderte," so erzählt Huber weiter, „ich habe mich selbst von der Wahrheit des Christentums überzeugt, aber nicht von der Wahrheit des Christentums, wie es in der Enzyklika und in Rom formuliert werde. Ich könne den König auch nicht bibelgläubig in dem Sinne, daß die Welt in sechs Tagen erschaffen worden sei, erhalten. Der König sei viel zu entwickelt und geistig aufgeweckt, als daß man ihm solche Sachen vormachen könne. Der König sei überhaupt ein scharf denkender Geist. „Ja," sagte Pfistermeister, „bei dem ich auf keinen rechten Resonanzboden stoßen kann; er ist ein analytischer Geist, der immerfort nach dem Warum frägt und dadurch in Verlegenheit bringen kann. Ich liebe ihn noch mehr als König Max II.; dieser wollte immer fertige Ansichten."

Auch von anderer Seite war Huber in gleichem Sinne gemahnt worden. Graf Pocci, mit dem er im Kreise der damals schon blühenden „Zwanglosen Gesellschaft" freundschaftlich verkehrte, hatte ihm, in der Form wohl scherzhaft, der Meinung nach sehr ernsthaft, seine Feindschaft angedroht, wenn er den katholischen Glauben Sr. Majestät erschüttere.

Entgegen der Meinung v. Pfistermeisters kam Professor Huber bald zu der Anschauung, daß „der Glaube Sr. Majestät schon einen starken Stoß erlitten."... „Er hat schon manches gedacht, wovon unsere Frommen sich nichts träumen lassen."... „Er ist ein ebenso kühner Denker wie Reiter, scheut vor keiner skeptischen Betrachtung zurück." — —

Etwas später, nach einem ernsten Gespräch über Marien- und Heiligenkultus, „welchen der König .... verwirft", muß er sich entschließen, noch weiter in seinen Befürchtungen zu gehen. „Der König ist innerlich gewiß mit den Kirchenlehren — vielleicht auch in ihren Grunddogmen — zerfallen; es muß hier Wagner eingewirkt haben. Es wäre unmöglich, den König in die kirchliche Mythologie zurückführen zu wollen; es gilt, ihm eine höhere Position zu retten."

Der König selbst trat der Auffassung entgegen, als sei er „ein frommes Kind. Man hätte in der Speyerer Geschichte sich schon vom Gegenteil überzeugen können". Das wird nicht zu bestreiten sein. Denn „die Speyerer Geschichte" zeigt die damalige bayerische Regierung und den König auf einer Höhe kraftvoller, zielbewußter Energie gegenüber kirchlichem Uebergriff, die uns heutzutage wie ein wehmütiges „Es war einmal..." anmutet. Der Bischof von Speyer hatte ohne Erlaubnis der Regierung im November 1864 ein geistliches Seminar eröffnet. Nach einigen vergeblichen Versuchen, die Aufhebung in Güte zu erreichen, schickte Kultusminister Koch, der erst seit wenigen Monaten an Zwehls Stelle das Portefeuille übernommen hatte, kurzweg einen Polizeikommissar, der unter Androhung der Polizeigewalt das Seminar schloß, womit die Sache erledigt war. Auch über ein anderes, in jener Zeit die Gemüter sehr erregendes Anzeichen kirchlicher Streitlust, die von Pius IX. der Welt zum Weihnachtsfest 1864 bescherte Enzyklika gegen die Freiheit der Gewissen, der Kulte, der Meinungen und ihrer Verkündigung und Verbreitung, sprach der König gelegentlich „mit den härtesten Ausdrücken".

Prof. Huber, welcher selbstverständlich weit von einem kirchlichen Standpunkt entfernt war, aber, wie er sagt, dem König in Wahrheit versichern konnte, daß seine Ueberzeugung die christliche sei, freilich die christliche in philosophischer Form, hütete sich sehr, die Dinge und Stimmungen im Sinne einer weiteren Entfremdung zu verwerten. Er machte den König auf die Macht des Klerus aufmerksam; zugleich aber darauf, daß auch in mythologischen Vorstellungen das Volk doch noch einen idealen Kern ergreife; daß, wenn man ihm die Religion antaste, man es von allem Idealismus scheide. „Also nicht gewaltsam eingreifen in die Vorstellungen des Volkes, aber alles offen halten, was zu seiner Bildung dient! Nur wer sich selbst befreit, ist wert frei zu sein!"

Und während er, anknüpfend an die Beurteilung der Enzyklika, sich wohl scharf über die Stabilität Roms aussprechen mußte, betonte er doch andrerseits die Gefahren der bodenlosen Negation.

Neben der schon oben erwähnten idealen Veranlagung des Königs erfreute den Beobachter sein treffendes Urteil, u. a. sein Versiertsein in deutscher Mythologie und seine auffallend liberale Denkungsart. Aber es fiel auch da schon jene Nüance auf, die später eine so bedeutende Rolle in dem Wesen des Monarchen spielen sollte. „Es wohnt ihm ein stolzes Bewußtsein seiner Würde inne; er ist durch und durch eine aristokratische Natur; er denkt daher geringschätzig von der Menge. Ueberhaupt scheint er mir von

wenigen hoch zu denken." Und dann: „Mir machte der König an diesem Abend den Eindruck eines liberal denkenden, geistig aufgeweckten jungen Mannes von herrischem Sinn, von großer Verachtung der Menge, bei aller Phantastik von einem Verwirklichenwollen seiner Ideale im Diesseits, von einer tatenlustigen Strebung. Seine Natur ist nicht einfach; ich habe sie noch nicht verstanden. Es spielen verschiedene Saiten in derselben zusammen. Bei seinem stolzen Selbstgefühl wird er gewiß auch Hartnäckigkeit hervorkehren." ... „Er versinkt oft in träumerische Gedankenabwesenheit und erst, wenn ihn etwas wieder besonders zu treffen scheint, was ihm selber schon klar und bekannt ist, rafft er sich aus derselben empor. Aber seine Teilnahme ist von Abend zu Abend bisher gestiegen." ... „Es ist ohne Zweifel etwas Unheimliches in ihm bei aller Offenherzigkeit und Liebenswürdigkeit. Möge mir Gott nur immer die Klugheit der Rede geben und auch wirksame, treffende und bildende Gedanken!" „Dem Sentimentalen ist der König abgeneigt; Geibels Gedichte regen ihn nicht an wegen ihrer Süßheit und „Liebesfaselei". Er liebt mehr das Heroische, Gewaltige." Wenn Huber aber auch meint: „Bei alledem verleugnet sich ein zärtliches Gemüt gegen die, die er einmal liebt, nicht", so motiviert er das sofort damit, daß jener ihm schon ein paar ihn sehr erfreuende Aufmerksamkeiten erwiesen habe. Die Gabe der Zartheit und Feinsinnigkeit in Aufmerksamkeiten war, wie man weiß, Ludwig II. in hohem Maße eigen und ihrer erfreuten sich fast bis ans Ende manche, denen er wohlwollte; ob von da der Schluß auf ein zärtliches Gemüt berechtigt war, ist eine andere Frage. Huber selbst sollte bald die Erfahrung an sich und an anderen machen, daß trotz aller Liebe die Herrennatur des Königs und daraus erwachsend eine gewisse Mißachtung anderer, aus dieser wieder eine starke — Nonchalance gegen die Umgebung arge Unbequemlichkeiten mit sich brachte. Gerade an diesem Abend fühlte er sich sehr unwohl. Der König wußte es, hielt ihn aber trotzdem mehr als zwei Stunden fest. Dem Vortragenden kam das „doch etwas tyrannisch vor". Er tröstete sich aber diesmal noch mit dem Gedanken: „es kann sein, daß ihn das Gespräch fesselte und er meinen Umgang liebt". Um dieselbe Zeit wurde, wie Huber erzählt, einer der Herren des Kabinetts in sehr drolliger Weise ein Opfer der raschen Dispositionen des Königs. Mitte Februar war dieser sehr aufgebracht gegen R. Wagner. Es trifft das zeitlich genau mit den Berichten der Zeitungen, an ihrer Spitze der Allgemeinen Zeitung vom 14. Februar 1865, zusammen, daß Wagner in Ungnade gefallen sei. Wagner selbst hat das damals dementiert, Hans v. Bülow umgekehrt in einem Brief an den Komponisten Weißheimer mit Grazie das Märchen daran geknüpft, Wagner und sein engster Kreis hätten die Fabel von der königlichen Ungnade nur ersonnen und in die Presse lanciert, um die Schmeichler und Streber los zu werden. Ich habe an anderer Stelle[1]) die Vermutung ausgesprochen, daß ein so gewagter Scherz kaum zu glauben und selbst einem Bülow nicht zuzutrauen sei. Nach den hier vorliegenden Aufzeichnungen ist denn auch Bülows Angabe falsch, Wagners Dementi höchstens in dem Sinne einer späteren Wendung der Allerhöchsten Ungnade richtig gewesen. In der ersten Aufwallung, von deren Anlaß wir nichts erfahren, scheint der König den Ministerialassessor Leinfelder, der als Vorleser viel um ihn war, mit Verbreitung der Mitteilung beauftragt zu haben, Wagner sei in Ungnade, an der Zusage der Mittel für die Vollendung der Nibelungen werde nichts geändert, nähere persönliche Beziehungen sollten dagegen unterbleiben. Nach ganz kurzer Zeit war aber Wagner wieder zu Gnaden aufgenommen und hatte sich gegen den Sturm siegreich behauptet. Damit war die an Leinfelder erteilte Weisung, an die vielleicht der König gar nicht mehr dachte, freilich ins Gegenteil verkehrt, und es blieb diesem überlassen, wie er sich mit dem raschen Desaveu abfinden und aus der etwas peinlichen Situation ziehen mochte.

[1]) Allgemeine Zeitung, Feuilleton, Okt. 1904, „Richard Wagner und die Münchener".

(Schluß folgt.)

Zur menschlichen Urgeschichte.

Eine der extremen Aeußerungen, die in jenem bekannten ersten Vortrag über „Babel und Bibel" getan wurden, behauptete, daß eine Reihe von alttestamentlichen Erzählungen jetzt auf einmal aus den Ruinenhügeln Babyloniens in „reinerer und ursprünglicherer Form" ans Licht getreten sei. In späteren Auflagen jenes Vortrags hieß es zwar bloß „in ihrer ursprünglichen Gestalt" (5. Auflage 1905, S. 32), aber auch diese abgeschwächte Behauptung enthält immer noch einen unbegründeten Anspruch zugunsten Babyloniens. Denn es läßt sich aus mehreren Gesichtspunkten nachweisen, daß die hebräischen Ueberlieferungen zum Beispiel über die große Flut dieses Ereignis in ebenso ursprünglicher und zum Teil ursprünglicherer Form darstellen (vgl. meine Schlußdarstellung in „Die babylonische Gefangenschaft der Bibel" 1906, S. 10—14). Dies ist nun das Erste, was neuestens auch in einem sehr bemerkenswerten — bei Kleimann in Stuttgart erschienenen — Schriftchen „Die Sintflut. Eine ethnographisch-naturwissenschaftliche Untersuchung" von Dr. Joh. Riem (Astronom am kgl. Recheninstitut in Berlin) bestätigt worden ist.

Sodann freue ich mich, von Riem auch dies betont zu finden, daß die Traditionen über die große Flut nicht der Widerhall eines bloß lokalen Ereignisses sein können, wie sie das von Delitzsch angenommene zyklonenhafte Hereinfluten von Meereswellen in das untere Euphrat-Tigris-Gebiet gewesen wäre. Zu den Gründen, die von mir in dem angeführten Schriftchen gegen diese Lokaltheorie geltend gemacht worden sind, fügt er noch die fast allgemein menschliche Verbreitung der Fluterzählungen und mehreres andere. Er nun bestreitet auch die Behauptung, die F. v. Schwarz durch mühsame Untersuchungen im inneren Asien gewonnen und in seinem Werke „Sintflut und Völkerwanderungen" (Stuttgart 1894) entfaltet hat, daß nämlich in der Mongolei und der Wüste Gobi samt Umgebung einst ein großes asiatisches Binnenmeer gewesen sei, daß durch ein Erdbeben der umgebende Wall zerrissen wurde und die Flut sich in die Niederungen des Balchassees, des Aralsees, des Kaspischen Meeres u. s. w. ergossen habe. Dagegen sagt Riem wohl mit Recht, daß den Tatsachen Gewalt angetan werde, wenn man mit v. Schwarz behaupten wolle, daß die Vorfahren aller Völker um jenes mittelasiatische Meer herum gewohnt hätten. Zum Beispiel von den mittelamerikanischen Völkern, die doch auch die Flutsage besitzen, läßt sich dies in der Tat schwer begreifen, wenn die klimatischen Verhältnisse Sibiriens und des nördlichsten Amerika und infolgedessen auch der Grad der Bewohnbarkeit dieser riesenmäßig ausgedehnten Länderstrecken einstmals so wie jetzt gewesen wären. Dann hätte der Uebergang über die Behringstraße oder über die Inselkette der Aleuten nichts Verlockendes besitzen können.

Anders lag die Sache nach der Vorstellung vom Eintritt der Flutkatastrophe, die Riem gewonnen hat. Als Astronom geht er von Beobachtungen am Mars und hauptsächlich an der Venus aus, die ja etwa ebenso groß wie unser Erdball ist. Die Venus nun zeigt sich im Teleskop stets als mit dichten Wolken umhüllt, und diese sind nach den Ergebnissen, die Vogel mit Hilfe der Spektralanalyse gewonnen hat, aus Wasserdampf gebildet. Da steigt die Frage auf: Wann befand sich unser Erdball in demselben Zustand der Entwicklung? Dies war damals, wo die Erde noch viel mehr von ihrer alten Eigenwärme besaß, wo infolgedessen das Wasser des Meeres und der Flüsse so stark verdunstete, daß ein dichter Wolkenschleier die Mutter Erde, wie jetzt die Venus, umhüllte. Unter dieser warmen Feuchtigkeit habe der Erdboden damals einem Treibhaus gleich eine riesige Pflanzenwelt hervorgebracht, und dieser Pflanzenwuchs habe bis in den hohen Norden gereicht. Sibirien und Grönland seien dicht bewachsen gewesen, hätten — wie es ja durch die Funde von Mammutknochen u. s. w. konstatiert ist — eine reiche Tierwelt aufgewiesen und daher auch eine zahlreiche menschliche Bevölkerung besessen. Aber dieser Zustand des Gleichgewichtes zwischen Luftwärme, Erdwärme und Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre

habe schließlich ein Ende gefunden. Der aufsteigende Dampf habe seine Wärme an die Wolkenschichten abgegeben. Dem Erdball als Ganzes sei daher immer mehr Wärme verloren gegangen, die durch die Sonnenstrahlung nicht wieder ersetzt worden sei. Als nun an einer Stelle die Abkühlung die unterste zulässige Grenze überschritten habe, wären die verdichteten Wolkenmassen zerrissen, und dieser Vorgang habe sich reißend schnell über die Erdkugel verbreitet. Dieses Ereignis sei die große Flut gewesen, von der die ältesten Ueberlieferungen des Menschengeschlechtes sprechen, wie z. B. auch die alte Kunde der Masai in Ostafrika, die ja erst 1904 von Hauptmann M. Merker bekannt gemacht und von Dr. Riem ebenfalls besprochen worden ist.

Wer will leugnen, daß diese Darlegungen viel Plausibles enthalten? Außerdem bin ich in der Lage, eine der Voraussetzungen, die Riem gemacht hat, auf exegetischem und philologischem Wege stützen zu können. Seiner Annahme würde es, wie er sagt, entsprechen, wenn in Gen. 2, 6 wirklich jetzt noch, wie es vom aramäisch-jüdischen Targum („Gewölk", 'anana), von Luther und auch noch von Kautzsch in der von ihm herausgegebenen Uebersetzung geschieht, übersetzt werden dürfte: „aber ein Nebel stieg auf von der Erde und befeuchtete (wörtlich: tränkte) alles Land." Man hat die Wiedergabe des betr. hebräischen Ausdruckes 'ēd mit „Nebel" bis in die neueste Zeit für richtig gehalten, obgleich die hellenistisch-jüdische Uebersetzung vielmehr lautete: „und eine Quelle (πηγή) stieg auf" u. s. w. und Hieronymus in der Vulgata sich daran mit den Worten „Et fons ascendebat e terra, irrigans totam superficiem terrae" anschloß. Riem aber ist zweifelhaft, ob man jenen Satz noch mit „und ein Nebel" u. s. w. übersetzen dürfe, weil zwei neueste Erklärer der Stelle (Holzinger im Kurzen Handkommentar 1898 und Gunkel im Handkommentar zur Genesis 1901) übersetzen: „aber ein Strom brach aus der Erde hervor und tränkte die ganze Oberfläche der Erde".

Zur Begründung bringt der erstgenannte Kommentator dies vor, daß 'ēd an dieser Stelle nicht „Nebel" bezeichnen könne, weil diesem 'ēd ein „Tränken" des Ackerlandes zugeschrieben sei. Dies aber tue der Nebel nicht, sondern er „befeuchte" nur das Land. Auch Gunkel meint, der Nebel „befeuchte die Erde wohl, aber tränke sie nicht". Also deshalb, weil für „befeuchten" der metaphorische Ausdruck „tränken" gewählt ist, darf dem Worte 'ēd hier die Bedeutung abgesprochen werden, die dieser Ausdruck in Hiob 36, 27 besitzt? Aber wie denn, wenn nun der personifizierende Ausdruck „tränken" der Neigung des Altertums und speziell des Orients zu konkreter anschaulicher Ausdrucksweise entsprach? Wie, wenn „tränken" überhaupt deshalb gebraucht ist, weil eine zum Nebel genauer passende Nüance des Ausdruckes wie „befeuchten oder annetzen" im Hebräischen nicht ausgebildet war?! Nein, wegen des Verbums „tränken" darf nicht für Gen. 2, 6 das assyrische „edû, Flut, Wogenschwall" gefordert werden. Jenes verbalen Ausdruckes wegen kann nicht behauptet werden, daß die in Gen. 2, 6 enthaltene Aussage „gar nicht an diese Stelle passe". Oder läßt sich mit Ed. Sievers, der in seinen „Studien zur hebräischen Metrik" (Bd. I und II, 1901 und 1905) sich jenen beiden Kommentatoren angeschlossen hat, sagen, der natürliche Zusammenhang zwischen Satz 5d und Satz 7a werde durch Satz 6 aufgehoben? Fassen wir dieses ins Auge! Es war nun aber doch vorher ein zweifacher Mangel bemerkt, der das Entstehen von Pflanzenwuchs bis dahin verhindert hatte: der Mangel an Regen (5c) und die Abwesenheit des Menschen, der den Erdboden hätte bebauen können (5d). Die Beseitigung des ersteren Mangels wird nun in Satz 6 mit den Worten „Da stieg ein Nebel auf von der Erde und tränkte die ganze Oberfläche des Erdbodens" erzählt, und die Abstellung des zweiten Mangels wird in Vers 7 berichtet. Trotzdem „paßt" die in Vers 6 enthaltene Aussage „nicht an diese Stelle"? Trotzdem hebt Satz 6 den natürlichen Zusammenhang der Erzählung auf (Sievers 1905)?

Die positive Sachlage ist vielmehr die folgende. Das hebräische 'ēd kann nach seinem möglichen Zusammenhang mit dem arabischen 'ijād(un) „das, was irgend eine Sache schützt: Zuflucht, Schleier, Luft ꝛc." (Freytag, Lex. arabicum s. v.) den Sinn von „Nebelschleier, Nebel" besitzen, und weil nach dem Kontext von Gen. 2, 6 der Mangel an „Regen" beseitigt werden sollte, so besitzt das Wort 'ēd an dieser Stelle sehr natürlicherweise die Bedeutung des den „Regen" naturgemäß vorbereitenden Nebels. Auch schon deswegen ist dem hebräischen Worte 'ēd nicht der Begriff „Strom oder Flut" zuzuschreiben und hier das assyrische „'edû, Flut, Wogenschwall" vorauszusetzen. Es ist aber auch noch aus einem anderen Gesichtspunkt unrichtig, den Sinn eines hebräischen Wortes direkt aus dem Assyrischen zu entnehmen. Denn gleichklingende Worte haben in den einzelnen semitischen Dialekten mehrfach eine differierende Bedeutung. So heißen z. B. das hebräische und aramäische halakh und das assyrische alâku einfach „gehen", aber das arabische halika bedeutet „zugrunde gehen". Das assyrische nabâṭu heißt „glänzen" (Kausativstamm: glänzend machen), aber im Hebräischen besitzt das Kausativ von ebendemselben Grundstamm die Bedeutung „blicken, sehen". Weiterhin bietet der hebräische Text auch nicht eine Grundlage für die Uebersetzung „brach hervor", sondern das einfache Wort für „stieg auf", was beim Subjekt „Nebel" oder „Dunst" ganz natürlich ist. Paßt denn ferner auch das Objekt des Tränkens, nämlich „die ganze Oberfläche des Erdbodens" zu der neuen Deutung „und ein Strom brach hervor"? Nein, auch dies ist ein Hindernis dieser neuen Interpretation. Weshalb aber mögen schon die Septuaginta mit „eine Quelle" übersetzt haben? Dies ist wahrscheinlich durch die brachylogische Ausdrucksweise „und ein Nebel stieg auf von der Erde und tränkte" u. s. w. veranlaßt worden. Aber unter den mehreren Arten von Brachylogie, die in meiner „Stilistik, Rhetorik, Poetik, komparativ in bezug auf die Bibel dargestellt" (1900) erläutert worden sind, findet sich auch die Art, daß selbstverständliche Zwischenstudien eines Prozesses — in psychologisch erklärlicher Weise — übergangen worden sind. Diese Analogien zu Gen. 2, 6 sind dort auf S. 222 f. besprochen worden. Folglich bietet diese Brachylogie auch keinen Anlaß, daß man mit Paul Haupt (American Oriental Society's Proceedings 1896, S. 160) die Präposition 'al „auf, über" als Original für min „von" vor dem Ausdruck „Erde" in Gen. 2, 6 vermuten müßte.

Folglich besitzt die Aufstellung von Riem über den Anlaß der einstigen großen Flut auch in dieser ausdrücklichen Hervorhebung des Aufsteigens von Nebel oder Dunst möglicherweise eine Stütze. Jedenfalls aber ist seine Darlegung wegen ihres exakten Gesamtcharakters wert, allseitig beachtet und geprüft zu werden.

Bonn. Ed. König.

Bücher und Zeitschriften.

Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Karl Obser. Erster Band, 1792 bis 1818. Mit einem Porträt und zwei Karten. Heidelberg 1906. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. Gr. 8°. (XV und 560 Seiten.)

Mit besonderer Befriedigung ist es zu begrüßen, daß die Badische Historische Kommission die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm beschloß, denn derselbe gehörte zu den sympathischsten Erscheinungen in der neueren Geschichte des badischen Fürstenhauses. Von warmem Patriotismus und ernstem Pflichtgefühl durchdrungen, war er ein ebenso ritterlicher wie selbstloser und schlichter Charakter. In den Feldzügen von 1809—1815 mit den Truppen seines Vaterlandes im Waffendienste tätig gewesen, suchte er in der folgenden Friedenszeit seine Befriedigung in dem Dienste für die Humanität und für die Wohlfahrt seiner Heimat, so daß er im inneren Staatsleben eine hervorragende Rolle spielte. Was er geleistet, ist in seinem vollen Umfange noch nicht zur Genüge gewürdigt worden. In den Jahren von 1851—1859 schrieb er seine Denkwürdigkeiten aus der Zeit von 1792—1847 nieder und trug sich mit dem Ge-

danken, dieselben noch bei Lebzeiten zu veröffentlichen. Aber der Tod rief ihn 1859 aus dem Leben ab, bevor er noch jenen Entschluß zur Tat werden lassen konnte. Der General v. Röder brachte 1864 einen Teil dieser Aufzeichnungen, insoweit sie die Feldzüge von 1809—1815 betreffen, in freier Bearbeitung zur Veröffentlichung, aber diese Publikation hatte manche Mängel. Wesentliche und charakteristische Stellen waren wegen der damals noch gebotenen Rücksichten auf Personen und Verhältnisse ausgelassen, und die Kritik des Markgrafen über badische Offiziere und Truppen hatte der Herausgeber in einer mehr beschönigenden Weise wiedergegeben — ein Verfahren, welches auch heute noch in der Militär-Literatur nicht zu den Seltenheiten zählt. Dagegen hatte er manche Ergänzungen beigefügt, ohne sie als solche zu kennzeichnen. Es ist daher mit außerordentlichem Danke zu begrüßen, daß Se. kgl. Hoh. der Großherzog Friedrich von Baden die Genehmigung zur Veröffentlichung dieser Denkwürdigkeiten in einer zweckentsprechenderen Bearbeitung zu erteilen geruhte. Mit der Publikation des ersten Bandes wurde der damalige Archivrat, jetzige Direktor des General-Landesarchives, Herr Dr. Obser, beauftragt und das Werk damit in eine erprobte und zuverlässige Hand gelegt. Wie reich der Inhalt dieser Denkwürdigkeiten ist, läßt sich schon aus der folgenden Skizze ersehen.

Markgraf Wilhelm war der zweitälteste Sohn des Markgrafen und nachmaligen Großherzogs Karl Friedrich aus dessen zweiter Ehe mit der Reichsgräfin von Hochberg und wurde am 8. April 1792 geboren. Gleich seinen Geschwistern führte er den Titel eines Grafen von Hochberg. Schon in seinen Kinderjahren traten die Kriegsläufe jener unglücklichen Zeit auch an ihn heran, indem er wegen der Franzosengefahr sowohl im Herbste 1792 wie auch im Sommer 1796 mit dem Hofe außer Landes flüchten mußte. Seine erste Militärcharge erhielt er, und gleichzeitig auch sein Bruder Leopold, 1802 von dem mit der Prinzessin Friederike von Baden vermählten König Gustav IV. von Schweden; beide wurden zu Leutnants in der Garde ernannt. Wie sparsam es damals am badischen Hofe zuging, dafür sei als Beispiel hier nur die Tatsache angeführt, daß wegen der Tapezierung des Zimmers, welches der junge Graf Wilhelm mit seinem älteren Bruder teilte, in einer vom Großherzog selbst präsidierten Sitzung des Geheimen Rats verhandelt wurde. Im April 1805 ernannte ihn sein Vater, welcher 1803 den Kurfürstentitel angenommen hatte, zum Major des Leib-Infanterie-Regiments, und zwar geschah dies aus dem Grunde, weil es der Kurfürst nicht wünschte, daß die beiden Grafen Hochberg noch schwedische Uniformen trugen, da Schweden nach der auf Bonapartes Befehl erfolgten Ermordung des Herzogs von Enghien eine sehr feindselige Haltung gegen Frankreich angenommen hatte. Der Preßburger Friede von 1805 brachte Baden durch Napoleons Machtgebot einen beträchtlichen Gebietszuwachs, aber zugleich erzwang auch der französische Kaiser die Vermählung seiner Adoptivtochter Stephanie Beauharnais mit dem Kurprinzen Karl. Als Napoleon zu diesem Zwecke am 20. Januar 1806 den Karlsruher Hof besuchte, lernte ihn auch der junge Graf Hochberg kennen. Da sich jedermann vor dem Kaiser fürchtete, tranken sich viele Personen vom Hofe Courage an, unter ihnen auch der Oberhofmarschall, so daß sie sich nicht in ganz taktfestem Zustande befanden. Im Juli 1806 trat Baden dem Rheinbunde bei und erhielt außer verschiedenen neuen Gebietserwerbungen den Titel eines Großherzogtums. Seine Truppen leisteten 1806 und 1807 Frankreich in dem Kampfe gegen Preußen Heeresfolge.

Die Wahrheitsliebe des Markgrafen unterläßt es nicht, Seite 57 auch der auf einen Staatsstreich hinauslaufenden Affäre Sternhayn zu erwähnen, obwohl seine Mutter der Genesis dieser Unternehmung nicht fernstand.

1809 sollte es ihm, nachdem er 1807 zum Oberstleutnant und 1808 zum Oberst aufgestiegen war, beschieden sein, zum erstenmal in das Feld zu ziehen, und zwar gegen Oesterreich, indem er dem Hauptquartier des Marschalls Massena als Adjutant zugeteilt wurde. In dem Gefechte bei Pfaffenhofen hörte er die ersten Kugeln pfeifen. Er war Zeuge der Schlachten von Abensberg und Eckmühl, sowie des Gefechts bei Ebersberg, an welche sich die Schlachten von Aspern und Wagram und das Gefecht bei Znaim anschlossen. Geschmückt mit dem Kreuze der französischen Ehrenlegion, kehrte Graf Hochberg um 1. November nach Karlsruhe zurück und wurde bald darauf zum Generalmajor befördert.

Im Januar 1810 kam er nach Rastatt in Garnison. Da der geistige Zustand des Großherzogs immer mehr zurückging und sein baldiges Ableben in nicht mehr ferner Zeit zu erwarten stand, so huldigte man bei Hofe schon der aufgehenden Sonne, dem Thronfolger, und sowohl Graf Hochberg wie auch seine Geschwister mußten dies durch manche Kränkung empfinden. Der Graf hatte 1811 noch nicht lange seine neue Garnison Mannheim bezogen, als am 10. Juni sein Vater starb. Die Kränkungen, welche den Geschwistern Hochberg schon in der neueren Zeit zuteil geworden waren, mehrten sich jetzt.

Der Krieg gegen Rußland warf bereits Anfang 1812 seine Schatten voraus, und die gegen die Weichsel gehenden Truppenbewegungen nahmen ihren Anfang. Die hierzu bestimmte badische Brigade gelangte unter dem Kommando des Grafen Hochberg bereits Mitte Februar zum Ausmarsch, traf im Juni in Danzig ein und rückte Anfangs August nach Tilsit, um zu dem sich hier sammelnden 9. Korps der Großen Armee zu stoßen. Ende August überschritt dasselbe die russische Grenze und erreichte über Kowno, Wilna und Smolensk Ende Oktober die Gegend von Witebsk, wo die badische Brigade am 31. dieses Monats bei Tschaschniki in diesem Feldzug zum erstenmal ins Feuer kam. Vierzehn Tage hindurch behauptete sich das 9. Korps in jenem Gebiete gegen die Russen, bis es am 15. November den Rückzug zur Großen Armee antrat. Nun folgten Tage schrecklicher Leiden; Kälte, Strapazen und Mangel an Verpflegung dezimierten die badischen Truppen, aber, dank der energischen und umsichtigen Führung des Grafen Hochberg, verloren sie ihre gute Haltung nicht. Nachdem sie am 26. November die Beresina passiert hatten, erreichten ihre Trümmer Ende Dezember Marienwerder. Graf Hochberg hatte nur noch 145 Mann bei sich. Seine Heimreise über Berlin fortsetzend, traf er am 7. Februar 1813 wieder in Karlsruhe ein, nachdem er am 26. Januar zum Generalleutnant ernannt worden war. Am 18. Februar langten auch die Ueberreste der badischen Brigade in Karlsruhe an, im ganzen samt den Offizieren 162 Mann.

Ende Juli 1813 übertrug der Großherzog dem Grafen Hochberg das Kommando über das gesamte Kontingent, von welchem bereits eine Brigade in Schlesien stand. Anfangs August folgte ihr Graf Hochberg mit der zweiten Brigade und kam bis Leipzig. Während der Völkerschlacht führte er das Kommando in der Stadt. Als die Verbündeten am 19. Oktober in Leipzig eindrangen und weiterer Widerstand vollkommen nutzlos war, gab Graf Hochberg, um die Truppen dem Vaterlande zu erhalten, der Aufforderung zur Kapitulation Folge. Sie wurden entwaffnet und nach Neu-Ruppin dirigiert, um hier interniert zu werden. Noch im Jahre 1857 hatte der Graf dieserhalb mit dem Heidelberger Professor Schlosser eine scharfe Auseinandersetzung, weil dieser in seiner „Weltgeschichte für das deutsche Volk“ die alte Fabel wieder aufwärmte, daß die badischen Truppen in Leipzig zum Feinde übergegangen sein sollten. Ende November wurden dieselben auf freien Fuß gesetzt und kehrten in das Vaterland zurück, wohin ihnen Graf Hochberg bereits vorausgegangen war.

Schon die nächsten Wochen (1814) führten ihn wieder in das Feld, indem er an die Spitze der nunmehr ein selbständiges Korps bildenden badischen Truppen trat, welche die Festungen Kehl, Straßburg, Landau, Pfalzburg und Bitsch einschlossen. Am 27. Juni nach Karlsruhe zurückgekehrt, begab er sich Ende September (1814) nach Wien, wo damals der Kongreß versammelt war, um die förmliche Anerkennung des Successionsrechts der Hochberger Linie für den badischen Thron zu betreiben. In Wien besuchte er auch den bekannten preußischen Minister Stein, der ihn anfänglich nichts weniger als liebenswürdig aufnahm, schließlich aber doch durch das entschiedene Auftreten des Grafen sich eines besseren besann. (Siehe darüber und über seine Bemühungen in betreff der Hochberger Frage Seite 359 bis 364 ff., sowie auch Seite 386.) Anfangs April (1815) traf Graf Hochberg wieder in Karlsruhe ein, als durch Napoleons Rückkehr von Elba bereits ein neuer Krieg in Aussicht stand.

Nachdem das alliierte Heer Ende Juni den Rhein bei Basel überschritten, erhielt Graf Hochberg das Kommando im Departement des Oberrheins und hatte ein aus österreichischen, badischen und anderen verbündeten Truppen gebildetes Korps unter seinen Befehlen, welches Schlettstadt, Neu-Breisach und Hüningen blokkierte und belagerte. Der zweite Pariser Friede machte diesem Feldzug ein Ende. Mehrfache Anerbietungen, in österreichische Dienste zu treten, wies der Graf zurück, weil die Betreibung der Hochberger Erbfolgefrage seine Anwesenheit zu Hause sehr notwendig erscheinen ließ.

Anfangs 1816 führte ihn ein Auftrag des Großherzogs an den russischen Hof nach St. Petersburg, um Oesterreichs und Bayerns Forderungen zu bekämpfen, welche das Breisgau, bezw. die Pfalz, von Baden losgerissen haben wollten. Falls er reüssiere, versprach der Großherzog ihm und seinen Geschwistern den Markgrafentitel. Auf der Durchreise in Berlin lernte er den Feldmarschall Blücher kennen, welcher jedoch keinen vorteilhaften Eindruck auf ihn machte, da derselbe sich durch ein gewisses exzentrisches Benehmen den Anstrich der Originalität geben wollte. Graf Hochberg fand in St. Petersburg eine sympathische Aufnahme. Der Zar nahm sich seiner Sache mit Wohlwollen an, riet aber dazu, gegen etwaige revirements in den territorialen Fragen sich nicht ablehnend zu verhalten, was auch auf die Hochberger Successionsfrage von vorteilhaftem Einflusse sein könnte (Seite 522—528).

Im Oktober 1817 erklärte der Großherzog die Grafen Hoch-

berg zu Markgrafen und ihre Schwester zur Prinzessin von Baden, wodurch endlich ihre Wünsche in Erfüllung gegangen waren.

Bayerns fortgesetzte Bestrebungen wegen Rückgabe der Pfalz oder einer dafür zu gewährenden Entschädigung führten zu einer großen Spannung zwischen den Höfen von Karlsruhe und München (Seite 466). Da das Ableben des kranken Großherzogs zu befürchten war, bildete sich in Mannheim eine geheime Verbindung, welche den Plan verfolgte, bei dessen Hinscheiden die Pfalz an Bayern auszuliefern (Seite 475). Auch Oesterreich hatte die Reversion des Breisgaus noch nicht aufgegeben. Der Ende September 1818 in Aachen zusammentretende Kongreß brachte endlich, dank der Intervention Rußlands, die badische Frage zur Lösung. Baden wurde von der Verpflichtung der Rückgabe des Breisgaus und der Pfalz befreit. Es trat das Amt Steinfeld an Bayern ab und erhielt dafür die Herrschaft Hohengeroldseck; ferner bewilligte es an Bayern eine Militärstraße nach Frankenthal und verzichtete auf die Rückzahlung von zwei Millionen Gulden alter Forderungen, die ihm noch von Oesterreich und Bayern zustanden. Zugleich wurden die Erbfolgerechte der hochbergischen Linie anerkannt.

Am 22. August 1818 unterzeichnete der Großherzog die dem Lande verliehene Verfassung; den folgenden 8. Dezember erlag er seinem Leiden und starb in Karlsruhe. Großherzog Ludwig bestieg den Thron.

Hiermit schließt der erste Band; zwei weitere Bände werden folgen. Das Werk ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte von Baden. Durch eine reiche Fülle von Mitteilungen läßt es uns Einblicke in die damaligen Verhältnisse gewinnen, welche manches in einem anderen Lichte erscheinen lassen, als man bisher annehmen zu können glaubte. Die gegebenen Charakterschilderungen sind schätzenswerte Unterlagen zur Beurteilung der handelnden Persönlichkeiten; die stattliche Anzahl von Fußnoten, teils erläuternder, teils berichtigender Natur, spricht deutlich genug für den hingebungsvollen Fleiß des Herausgebers und zugleich zeugt sie für die Objektivität des gewissenhaften Historikers.

Fr. v. d. W.

* **Das Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.** Der eben erschienene 16. Jahrgang des von Regierungsrat Dr. Karl Glossy herausgegebenen Jahrbuches der Grillparzer-Gesellschaft bringt an der Spitze seiner sehr interessanten literarischen Beiträge den von Dr. Oskar Weber im November v. J. gehaltenen Vortrag „Grillparzer und sein Oesterreich". August Sauer schreibt „Ueber den Einfluß der nordamerikanischen Literatur auf die deutsche", Anton Schlossar über „Friedrich Halm und die Familie Rettich". Von Otto Erich Deutsch sind „Anselm Hüttenbrenners Erinnerungen an Schubert" behandelt, Gustav Gugitz schreibt über „Johann Pezzl", August Schaeffer über „Peter Fendi". Weitere Beiträge sind von Stephan Hock „Anastasius Grün", Max Morold „Briefe Ferdinand Kürnbergers an Stephan Milow", R. Payer v. Thurn „Eine politische Denkschrift Paul Weidmanns" und Ludwig Geiger „Friedrich Schlegels journalistische Anfänge in Wien". — Der Mitgliederstand der Grillparzer-Gesellschaft ist nach dem von Emil Reich erstatteten Jahresberichte derselbe geblieben. Von 695 Teilnehmern wohnen 584 in Wien. Obwohl von keiner Seite subventioniert, hat die Gesellschaft, welche die größte literarische Vereinigung Deutsch-Oesterreichs ist, einen bedeutenden Vermögensüberschuß, und unterstützt die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung", welche unter anderem Grillparzers „Goldenes Vließ" in 500 Bänden an Volksbüchereien abgab. An der Spitze des Vereines, dessen Ausschuß hervorragende Gelehrte, Dichter, Schriftsteller und Schauspieler angehören, steht Geheimer Rat Markgraf Pallavicini als Obmann, Minister a. D. Dr. R. v. Hartel und Albrecht Graf Wickenburg als Obmannstellvertreter.

Allgemeine Rundschau.

Rembrandt auf der Lateinschule.

Ein Aufsatz von Wilhelm Valentiner im neuen Heft des Jahrbuchs der Preußischen Kunstsammlungen bietet angesichts des im Juli bevorstehenden 300. Geburtstages von Rembrandt ein erhöhtes Interesse dar. Unter allen großen Künstlern gilt der geniale Holländer im allgemeinen Urteil wohl als der am wenigsten gebildete, gewiß mit Unrecht. Hat doch der Leidener Müllerssohn sieben Jahre auf der im Jahre 1600 von seiner Vaterstadt „der Gottesfurcht, den Sprachen und freien Künsten" gewidmeten Lateinschule und dann noch ein Jahr auf der Universität zugebracht. Da stand noch das alte humanistische Erziehungsideal mit dem Lateinunterricht im Mittelpunkt, das den Knaben von Ciceros Briefen in Quinta bis zu Horaz in der Prima begleitete. Hierzu gehörte aber auch, kalligraphisch schnörkelreich schreiben, lateinische Briefe gewandt stilisieren, Hymnen und Oden in komplizierten Rhythmen anfertigen; ja, der Sextaner mußte einer jungen Frau auf lateinisch mit den Worten begegnen: „Gott gebe, daß du deinen Mann zum Vater eines schönen Kindes machst." Dafür trieb Rembrandt nur wenig Griechisch, worin er Homer, Hesiod und Euripides las, und lernte keine moderne Sprache. Was sonst zur allgemeinen Bildung gehörte, mußte er in Eile in Prima erledigen: Philosophie, höhere Mathematik, Geographie und wenig Geschichte. Um so mehr Wert wurde auf die Religion gelegt; am Sonntag wurde zweimal die Kirche besucht, und die Kinder mußten in der Schule beichten, was sie von der Predigt behalten hatten.

Während des kurzen Aufenthalts auf der Universität hat Rembrandt gewiß noch den Kreis seiner Schulkenntnisse erweitert. Die erhaltene Bildung aber hinterließ, als er nun bei einem Maler in die Lehre trat, dauernde Spuren in der Anschauung des Künstlers. Das bezeugt die lange Reihe von Darstellungen aus der griechischen und besonders der römischen Mythologie und Geschichte, die durch seine ganze künstlerische Laufbahn gehen, wenn sie auch mit ihren Zeitkostümen auf historische Genauigkeit keinen Anspruch erheben. Und mit der Zeit bildete sich ihm ein Nimbus um den Beruf des Humanisten, dem er sich als Kind vielleicht mit eigenem Wunsch zugewandt hatte. Das lehren seine Kunstsammlungen, in denen er allen Zeiten und Ländern gerecht ward, das lehren weiter seine Weisenbilder mit den angespannten Augen, „denen die Wissenschaft dient, um das Beste ihres eigenen Wesens auszudrücken, die viel vom Leben gesehen haben und viel geben können, wenn sie sich selbst geben".

Zum Rembrandt-Jubiläum ist die Ausgabe einer Prachtbibel geplant, die als Illustrationen etwa 200 Wiedergaben nach Bildern, Radierungen und Zeichnungen Rembrandts enthalten wird. Das Werk soll an 25 Volksbibliotheken Hollands geschenkt werden. Auf seinen Wert deutet schon der stattliche Kaufpreis von 300 Gulden.

R

*

Die Ausgrabungen bei Urville und Kurzel

* Ueber die bei Urville und Kurzel stattfindenden Ausgrabungen aufgefundener Reste von römischen Villen, welche der Kaiser kürzlich eingehend besichtigt hat, werden in der Straßburger Post folgende interessante Mitteilungen gemacht: Es handelt sich um zwei Fundstellen. Die eine liegt hinter dem Schloß von Urville auf dem Besitztum des Kaisers, die andere befindet sich zwischen Kurzel und Frécourt innerhalb der Gemarkung von Chévillon auf einer Höhe, die den keltischen Namen Tachenis führt — was dies auf Deutsch heißen würde, ist wissenschaftlich noch nicht festgestellt.

Bei der Vornahme von Drainierungen auf dem Gute Urville durchschnitt man einen abgetragenen Tumulus und fand darin bronzierte Gegenstände und römische Gefäßscherben. Es wurde versuchsweise weiter gegraben, man legte hierbei Mauerwerk bloß, und man erreichte schließlich das Resultat, wohlerhaltene Ueberreste einer villa rusticana aus der gallo-römischen Zeit auszuheben. Man entdeckte dabei zwei römische Münzen, eine von Antoninus Pius, 150 p. C., und eine von Valentinian, 350 p. C., ferner Scherben aus dem 2. bis 5. Jahrhundert, Eisenklumpen aus prähistorischer Zeit, zusammengeschmolzen nach katalanischer Art, nämlich Eisen mit Holzkohle. Es sind dies wahrscheinlich Eisenklumpen, die als Rohguß bezogen wurden und dann auf den einzelnen landwirtschaftlichen Besitztümern erst zu Gebrauchsgegenständen zubereitet wurden. Der Kaiser hatte die chemische Untersuchung dieser gefundenen Eisenklumpen in Berlin angeordnet und man fand darin 40 Prozent reines Eisen. Auch die sonstigen gefundenen Gegenstände wurden bereits im vorigen Winter dem Kaiser nach Berlin übersandt. Es sind hauptsächlich landwirtschaftliche Gerätschaften, ferner Bronzeköpfe (das sind Amulette gegen das Walten böser Geister), Pfeilspitzen, Feuersteine u. s. w. Daneben fand man dann noch spärliche Reste von mittelalterlichem Mauerwerk.

Die zweite Fundstelle ist an der Straße von Kurzel nach Frécourt auf der Gemarkung von Chévillon, 313 Meter über dem Meeresspiegel. Es handelt sich hier um eine galloromanische villa rusticana, 35 Meter auf 28 Meter im Viereck, mit wohlerhaltenem Mauerwerk, schönem Kellerraum, unterirdischem Flur mit seitlichen Nischen, kurzum ein reines opus romanum und ein zweifelloses Werk römischer Baukunst. Die aufgefundenen Scherben stammen von Gegenständen aus dem 1. bis 4. Jahrhundert, ferner wurden viele verschiedenartige Handwerkszeuge zur Gartenwirtschaft entdeckt, sowie prähistorische Reibsteine, Bronzen,

römische Handwagen und Handmühlen, unter letzteren auffälligerweise eine aus Granit. In Lothringen gibt es bekanntlich keinen Granit. Vermutlich stammt der verarbeitete Granit aus dem oberen Teil der weißen Saar vom Fuße des Donon, wo sich solcher Granit findet.

Die ganzen Ausgrabungen werden von der unter dem Protektorat des Kaisers stehenden Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde geleitet und ausgeführt. Insbesondere hat sich ein langjähriges Vorstandsmitglied der Gesellschaft, der als Archäologe bekannte Metzer Notar Welter, darum verdient gemacht. Die Arbeiter zu den Ausgrabungen, die Geschick und Sorgfalt verlangen, stellt die Metzer Baufirma Hase u. Schatt, die auch die neuen Festungsanlagen bei Lemmersberg, Mani und Sorbey in der Umgegend von Urville ausführt. Bei diesen Arbeiten wurde gleichfalls ein römisches diverticulum, eine kleine römische Verbindungsstraße, durchschnitten, die jedenfalls die beiden großen Römerstraßen von Metz nach Mainz über Platigny, Mennersbronn, und von Metz nach Straßburg über Buschdorf, Zabern verbunden hat.

✕

Kleinere Mitteilungen.

* Aufruf für ein Fichte-Denkmal. Im Anschluß an die Feier des 100jährigen Bestehens, die die Universität Berlin im Herbst 1910 begehen wird, soll ein Denkmal Johann Gottlieb Fichtes, der bekanntlich der erste Rektor dieser Hochschule war, erstehen. Es hat sich zu diesem Zweck schon jetzt ein Komitee gebildet, dem der Reichskanzler Fürst Bülow, die Minister Studt und v. Einem, der Ministerialdirektor Althoff, die Präsidenten des Reichstags, des preußischen Herrenhauses und Abgeordnetenhauses, der Rektor der Universität Berlin, der Oberbürgermeister von Berlin, der Senior der Berliner Universität Eduard Zeller und der Vorsitzende der Berliner Philosophischen Gesellschaft Professor Lasson, als Ehrenmitglieder, außerdem aber eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten und Schriftsteller als Mitglieder angehören. Dieses Komitee hat zum 19. Mai, dem Geburtstag Fichtes, einen Aufruf erlassen, in dem um Beiträge für das zu errichtende Denkmal gebeten wird. Solche Beiträge nehmen entgegen die Zahlstellen der Deutschen Bank in Berlin und ihre Filialen im In- und Ausland.

R. Eine deutsche Ehrung für Pierre Curie. In der Deutschen Chemischen Gesellschaft widmete der Präsident Professor Emil Fischer (Berlin), der gleich Curie den Nobel-Preis davongetragen hat, dem so jäh verstorbenen ausgezeichneten Physiker herzliche Worte der Anerkennung: Sein tragisches Geschick, sagte er, werde in der ganzen gebildeten Welt als ein schwerer Verlust der Wissenschaft empfunden; denn in Gemeinschaft mit seiner Gattin Marie Sklodowska hat Curie bekanntlich grundlegende Beobachtungen über das Verhalten der radioaktiven Stoffe gemacht und damit einen neuen, überaus merkwürdigen Zweig der Naturwissenschaft geschaffen, dessen weitere Pflege eine wesentliche Aenderung unserer Anschauungen über die Verwandlungen der Materie herbeizuführen scheint. Curie gehörte zwar nach seiner ganzen Arbeitsrichtung der Physik an, aber seine Leistungen gehen so weit über den Rahmen der Fachwissenschaft hinaus, daß ihm bei allen Naturforschern ein dauerndes Andenken gesichert ist. Die Gesellschaft erhob sich einmütig zu Ehren des großen Forschers.

* In der am 15. d. M. zu Berlin abgehaltenen Sitzung des Gesamtvorstandes der Comenius-Gesellschaft erstattete der Vorsitzende Geheimrat Dr. Keller (Berlin) zunächst den Bericht über das letzte Gesellschaftsjahr und stellte fest, daß sowohl die Mitgliederzahl wie die Einnahmen in erfreulicher Zunahme begriffen sind. Von den im Jahre 1905 begonnenen neuen Unternehmungen verdienen die Berichte über die neuere Fachliteratur zur Volkserziehung, die der Begründung einer Wissenschaft der Volkserziehung und der Schaffung von Lehrstühlen für Erziehungslehre dienen sollen, besondere Beachtung. Verfasser dieser Berichte ist der bisherige Oberstudiendirektor, jetzige Stadtrat Dr. Ziehen in Frankfurt a. M. Ferner hat die Gesellschaft die Bemühungen zur Begründung einer „Zentralstelle für Volkswohlfahrt“, wie sie auf Anregung des Abg. Graf Douglas im Abgeordnetenhaus beschlossen worden, durch verschiedene Veröffentlichungen in der Voraussetzung unterstützt, daß diese Zentralstelle auch die Förderung volkserzieherischer Aufgaben übernehmen wird. Auf die Errichtung eines solchen Amtes hat die Gesellschaft schon im Jahre 1903 durch die Herausgabe der in weiten Kreisen bekannt gewordenen Denkschrift „Ein Reichsamt für Volkserziehung und Bildungswesen“ (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) hingewirkt. Ferner beschloß der Vorstand, eine Reihe verwandter volkserzieherischer Unternehmungen zu unterstützen, dagegen wurde der Beitritt zum „Komitee für Massenverbreitung guter Volksliteratur“ (bisheriger Vorsitzender Frhr. v. Cramm-Burgdorf) abgelehnt. In den Vorstand wurden gewählt die Herren Graf Douglas (Berlin), Direktor Dr. Bischoff (Leipzig) und Professor Dr. Wolke (Wien). Ein ausführlicher Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft ist vor einiger Zeit im 21. Bande des „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ erschienen.

* Die 7. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege findet am 6. und 7. Juni d. J. in Dresden statt. Der wissenschaftliche Teil der Tagesordnung enthält folgende Vorträge: 1. Die Waldschulen (Referent Dr. Neufert, Charlottenburg). 2. Der Stand der akademisch gebildeten Lehrer und die Hygiene (medizinischer Referent: Nervenarzt Dr. med. R. Wichmann, Bad Harzburg; pädagogischer Referent: Oberlehrer Dr. Le Mang, Dresden). 3. Hausaufgaben (medizinischer Referent: Medizinalrat Dr. Berger, Hannover; pädagogischer Referent für höhere Schulen: Oberlehrer Roller, Darmstadt; pädagogischer Referent für Volksschulen: Lehrer Schanze, Dresden). 4. Notwendigkeit der Einrichtung von Waschgelegenheiten in den Schulen (Referent: Dr. med. Hopf, Dresden).

r. Der Besuch der deutschen Elektrotechniker in England wird im nächsten Monat stattfinden. Die Teilnehmer werden am 25. Juni in London empfangen. Die Einladung geht von der Institution of Electrical Engineers aus. Der Verband deutscher Elektrotechniker und elektrotechnische Verein zu Berlin nehmen die Anmeldungen der Teilnehmer bis spätestens 20. d. M. entgegen.

⊙ Der Aufruf zu Beiträgen für die Erwerbung des Mainzer Psalterdrucks für die Kgl. Bibliothek zu Berlin hat den Erfolg gehabt, daß bis jetzt über die Hälfte des Kaufpreises, nämlich 14,000 Mark, durch Zeichnungen gedeckt sind. Hieran sind Vertreter des Verlags- und Antiquariatsbuchhandels allein mit 25,000 Mark beteiligt.

✕

Hochschulnachrichten.

* Köln. Die Frühjahrsprüfungen der hiesigen Handels-Hochschule haben ihr Ende erreicht. Von 28 Kandidaten, die sich vor und nach Beginn der Ferien der kaufmännischen Diplom-Prüfung unterzogen hatten, konnte 25 ein Zeugnis über erfolgreich abgeschlossene Studien erteilt werden. 2 erhielten das Prädikat „Mit Auszeichnung“, 13 das Prädikat „Gut“, 10 die Gesamtnote „Genügend“. Seit Beginn der Prüfungen an der Kölner Handelshochschule im Frühjahr 1903 haben nun insgesamt 161 Studierende das kaufmännische Diplom erhalten, 14 Herren die Handelslehrerprüfung bestanden.

hc. Jena. Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität erneuerte dem Professor Dr. phil. Ernst Gustav Kraatz (Berlin), der sich auf dem Gebiete der Insektenkunde (Coleopteren) Verdienste erworben hat, zu seinem goldenen Doktorjubiläum in ehrender Weise unter Glückwünschen das Diplom.

hc. Leipzig. Dr. phil. Paul Herre, Assistent bei Professor Schmarsow am hiesigen kunsthistorischen Universitätsinstitut, führt sich am 22. d. M. in der philosophischen Fakultät daselbst als Privatdozent ein.

* Breslau. Geheimrat Professor Karl Garrè, der erst kürzlich an Stelle des verstorbenen Professors v. Mikulicz-Radecki die Leitung der hiesigen chirurgischen Klinik übernommen hat, ist als Nachfolger des Wirklichen Geheimrats Prof. Czerny an die Heidelberger Universität berufen worden.

hc. Aus Oesterreich. Dem Privatdozenten für neuere deutsche Literatur an der Wiener Universität und Kustosadjunkten an der Hofbibliothek Dr. phil. Robert Franz Arnold ist der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen worden. — Fünf Privatdozenten wurden an den österreichischen Hochschulen zugelassen und bestätigt: Dr. med. Franz Hamburger für Kinderheilkunde, der Aktuar der Wiener Akademie der Wissenschaften Dr. Viktor Junk für ältere deutsche Sprache und Literatur und der Amanuensis an der Bibliothek der Wiener Technischen Hochschule Dr. Luzius Hanni für Mathematik, sämtlich an der Wiener Universität, Dr. med. Franz Erben für interne Medizin und Dr. med. Wilhelm Wiechowski für Pharmakologie an der Prager deutschen Universität.

* Aus der Schweiz. An der juristischen Fakultät der Universität Lausanne hat sich Dr. Sternberg als Privatdozent niedergelassen. Er wird seine Vorlesungen in deutscher Sprache halten.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Johannes Huber und Ludwig II.

Von Karl Dürck.

(Schluß.)

Ende März zum Vortrag auf 7 Uhr bestellt, mußte Professor Huber bis 8 Uhr warten, um dann von Staatsrat v. Pfistermeister zu hören, er selber habe dem König geraten, frühzeitig zu Bett zu gehen, da er den nächsten Morgen schon um 4 Uhr aufstehen müsse, um die Kaiserin von Oesterreich zu empfangen. Am nächsten Tag erging es noch schlimmer. Abermals hieß es von 7 bis 8 Uhr warten, weil bis dahin Leinfelder vorzulesen hatte. Dann allerdings begann der Vortrag. Aber der König war heute, so schreibt Huber, sehr abgemattet; er beklagte sich über das Gehetze und meinte, er werde einmal durchbrennen. Er sprach sich über die Herren Reichsräte aus, die er heute bei sich an der Tafel hatte, bedauerte, wenig Zeit zu haben für das Studium.

Huber erinnerte ihn, daß er ja ein langes Leben vor sich und im Sommer gewiß mehr Zeit habe. Es folgte ein Gespräch über Feuerbach, von dem noch besonders die Rede sein wird, über Egmont und Don Carlos, von da kam es zu Marquis Posa. Der König wünscht sich einen Posa und möchte nur wissen, wo er ihn finden könnte. Um 9 Uhr wurde die Unterhaltung durch den Besuch des Leibarztes v. Gietl unterbrochen, Huber mußte, wie immer bei dieser Gelegenheit, im Vorzimmer warten. Das hatte eine halbe Stunde gedauert, während welcher v. Gietl und der König in ein immer tieferes Gespräch gerieten; dann ließ letzterer durch den Kammerdiener gute Nacht wünschen und beifügen, er hoffe, Huber bald wieder zu sehen. Tief gekränkt und verstimmt verließ dieser die Residenz. „Ich dachte daran," schreibt er, „meine Entlassung zu begehren, und nur der Gedanke hält mich fest, daß der König unüberlegt und gedankenlos handelte, war er doch die ganze Zeit über aufreibend beschäftigt, und daß, wenn ich gehe, ich nicht weiß, wer kommt. Ich bleibe also im Interesse des Vaterlandes und der guten Sache, wie ich sie verstehe, aber ich werde dem König bei nächster Gelegenheit sagen, daß man sich nur dann zu einem liberalen Fürsten ausbilde und der Gefahr, Tyrann zu werden, entkomme, wenn man die Menschen achte."

Er führte den Entschluß auch aus. Bereits am 30. März fand der nächste Vortrag statt. Nach einem ernsten Gespräch über Marienkultus wandte sich die Unterhaltung leichteren Dingen zu. Der König erzählte, daß er bei den Soldaten gewesen sei und sich sehr amüsiert habe. Die Mahnung Hubers, nicht gering zu schätzen, welche Begeisterung sein Besuch dort erregt habe, seinem Volke mehr entgegenzukommen, in dem schon der Glaube verbreitet werde, er liebe es nicht, führte zu dem Thema „Posa" zurück. Der König war es, der es wieder aufnahm; er verwahrte sich gegen eine früher gefallene Aeußerung der Meinung Hubers, ein Posa werde an den Höfen nicht gelitten; bei ihm werde er gelitten, Huber möge sich erklären. Dieser, der den Eindruck hatte, als ob der König i h m die Rolle des Posa zuschöbe, machte ihm das Kompliment, es sei eben unerhört, daß ein König so mit sich sprechen lasse, wie er zu Sr. Majestät spreche, und fuhr, als jener versicherte, er werde kein Despot werden, wörtlich fort: „Majestät! Es gibt dagegen kein anderes Sicherungsmittel, als daß Sie die Menschen a c h t e n lernen. Menschenverachtung führt zur Despotie, und ein König hat allerdings so wenig Gelegenheit, Menschen achten zu lernen." Dies sei christlicher Satz, daß der Mensch des Höchsten, der Gottesgemeinschaft, würdig sei. D e r König sei ein christlicher, der seinem Volke hohe Wertschätzung entgegenbringe und es sich zur Freiheit, Bildung und Wohlfahrt entfalten lasse. Der König behauptete, er achte die Menschen, nur sein Adel, wie er ihn kenne, spreche ihn nicht an; er werde jetzt zu seinen Soldaten halten.

Dem unbefangenen Leser könnte, wie mir scheint, diese plötzliche, etwas unvermittelte Wendung des Gesprächs vom Despotismus zu den Soldaten — für die ja bekanntlich der König nie wirkliches, tieferes Interesse gehabt hat — den Eindruck eines gewollten, gewaltsamen Abbrechens mit dem unbequemen Thema machen. Huber hatte diesen Eindruck nicht. „Deutlich erkannte ich, daß der König fühlte, wie er mich an dem jüngsten Vortragsabend unwürdig behandelt habe, daß er mich wie seinen Posa betrachte und daß ich bei ihm ein einflußreiches Wort sprechen könne."

Den nächsten Abend kam der König auf die Soldaten zurück. Er freute sich ihrer gescheiten Antworten und zog unschmeichelhafte Vergleiche mit denen seiner Adeligen und Reichsräte. Huber machte ihn aufmerksam, er möge auch unter das andere Volk, die Bürger und Bauern, gehen. Er sagte ihm, daß die gemeine Natur oft einen großen Idealismus zeige, gerade in der Liebe des Königs. „Diese Soldaten, Majestät, suchen nichts für sich, sie freuen sich des Wortes, das Sie mit ihnen gesprochen, und sie zehren daran ein Leben lang. Darum hat Napoleon I. so sehr die Herzen seines Volkes besessen, weil er mit ihm persönlich verkehrte. So wenig kostet es, einen Menschen glücklich zu machen; Majestät mögen den Bauern und Bürgern gegenüber dasselbe tun."

Bei einer späteren Unterhaltung griff der König Hubers Satz auf, daß man die Menschen achten müsse, und gelangte von da zu der Frage, wie man die Gedankenfreiheit unterdrücken könne. Huber antwortete, man könne sie nur, insofern sie sich in Rede und Schrift äußert, unterdrücken. Das Problem aber sei ein zweischneidiges Schwert.

Denn Irrtum, im Innern des Geistes zurückgehalten, verfestige sich hier; heraustretend, könne er widerlegt werden. Schon früher war über die immerhin verwandte Frage der Toleranz gesprochen worden, welche Huber lebhaft empfohlen hatte, ohne vor einer ziemlich drastischen Darstellung der Gefahr des Gegenteils zurückzuscheuen. „Man müsse den Menschen, mit Lessing zu reden, von der Stufe aus zur Wahrheit zu führen suchen, auf der man ihn findet. Man solle ihm seine Anschauung nicht vernichten, sondern, an sie anknüpfend, sie weiter entwickeln. So müsse der Fürst sein Volk von der Stufe aus, wo er es findet, aufwärts zu führen trachten, ihm aber nicht etwas aufdrängen, wofür es noch nicht reif sei. Beispiel Joseph II. Aber das Volk müsse weitergeführt und seiner vorwärtsdrängenden Entwicklung freie Bahn geschaffen werden. Denn wer ein lebendig Wachsendes in einem ihm zu eng werdenden Gefäß zurückhalten wolle, der nötige es, dieses Gefäß zu sprengen. Auf dem Gebiete des staatlichen Lebens entstehe durch die Einengung des groß werdenden Volkes in veralteten und engen Schranken naturnotwendig die Revolution. Die französische Revolution sei notwendig gewesen. Die Aufgabe des Fürsten sei Reform, Evolution, Entwicklung." — Der König horchte aufmerksam, ein paarmal mit finsterem Gesichte, zu.

Es trat nun eine mehr als zweiwöchige Pause ein, welcher nur mehr zwei Vortragsabende folgten; fast drängt sich der Eindruck auf, als ob eine für Professor Huber natürlich nicht erkennbare Wandlung sich in der Stille vollzogen hätte.

Nach Mitteilungen von einer mit den Gepflogenheiten des Königs aus jahrelangem Verkehr vertrauten Seite war es seine Eigentümlichkeit, wenn er böse oder wenigstens ungeduldig wurde, über vorher geschehene Aeußerungen nachzudenken, zu grübeln, sie plötzlich wieder auszugraben und den, der sie getan, zur Rechtfertigung, mindestens zur Erklärung dessen, was er gesagt, wie er es gemeint habe, aufzufordern. Geschah es, dann konnte man sicher sein, daß das Barometer gefallen, ein Wettersturz in Sicht war. Huber konnte das unmöglich wissen. Vielleicht ist es auch meinerseits nur eine aus jenen Mitteilungen nahegelegte Vermutung, als ob das mehrfach berichtete Aufgreifen von früheren Gesprächsstoffen kein Zufall gewesen wäre. Immerhin fände sie einige Unterstützung durch das nun Folgende.

Professor Huber hatte schon in einem der ersten Vorträge mit Erstaunen die Aeußerung des Königs gehört: „Als ich noch Kronprinz war, habe ich mir vorgenommen, wenn ich einst zur Regierung komme, die Idee Ludwig Feuerbachs über den Staat womöglich auszuführen." Er hatte daraus gesehen, wie der Kronprinz, zu dem man freieren Ansichten alle Wege sorgfältig abgeschnitten hatte, um so mehr für sich allein danach haschte. Allerdings hatte er Feuerbach nur aus einer Literaturgeschichte kennen gelernt.

„Mit aller Kraft," fährt der Chronist fort, „die mir meine Ueberzeugung und mein sittliches Bewußtsein gaben, verurteilte ich Feuerbachs Lehre, wies auf die Gefahren hin, welche die Verbreitung derselben unter das Proletariat für die Staats- und Gesellschaftsordnung in sich schließe, und glaube, auf den König einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Aber er ist nicht wie sein Vater angelegt, der eine Theorie, wenn er sie nach ihren praktischen Folgen fürchten mußte, verwarf, — nein, Ludwig II. will eine wissenschaftliche Bekämpfung." Später, ungefähr in der Zeit der obenerwähnten längeren Pause, entwickelte sich insofern eine Art von latentem Konflikt, als der König sich trotz jener lebhaften Zurückweisung dennoch mit Feuerbach beschäftigte, ja sogar in aller Stille bei Albert eine große Photographie des Philosophen bestellte. Huber war darüber sehr erschrocken und betroffen wegen der von ihm als gefährlich und verderblich erachteten stark rationalistischen Tendenz der Feuerbachschen Philosophie, die, wie er dem König warnend sagte, mit ihrer Negation die naiven Wahrheitskeime im Menschen nicht entwickeln, sondern zerstören zu müssen glaube und dafür nur ein ödes, leeres Herz, einen zweifelnden Verstand zurücklasse. Huber war auch darüber ärgerlich, daß er bei Auswahl der Lektüre des Königs nicht gefragt werde, und gab diesem Gefühl den Herren der Umgebung Ausdruck. Ministerialassessor Leinfelder entschuldigte sich damit, daß es nicht möglich sei, auf Begutachtung zu warten. Dazu sei der König ein zu selbständiger Herr. „Das würde er gar nicht ertragen. Er will augenblicklich befriedigt sein; und da greifen wir eben zu dem Nächstliegenden." Herr v. Pfistermeister gab Huber im Prinzip recht. „Wir werden noch viele Phasen mit dem jungen Manne durchzumachen haben. Aber wir sind über Feuerbach hinaus. Der König ist durch Richard Wagner auf ihn aufmerksam gemacht worden." — Inzwischen habe der König neuerdings zu Wagner um ein Urteil über Feuerbach geschickt, dieser aber sagen lassen, Feuerbach sei ein überwundener Standpunkt, er solle Kant studieren. Aber auch die „Kritik der reinen Vernunft", die der König sich dann habe kommen und (zu Hubers Befremden) von ihm, Pfistermeister, vorlesen lassen, sei alsbald wieder zur Staatsbibliothek zurückgewandert.

Als Professor Huber am 19. April, nach sechzehntägiger Unterbrechung, wieder gerufen wurde, sprach zunächst Staatsrat v. Pfistermeister mit ihm, der ihm klagte, daß der König nicht studieren wolle, daß er ihm bis nachts 11¾ Uhr Tristan und Isolde, „dieses abscheuliche Gedicht", habe vorlesen müssen, daß Seine Majestät nächste Woche nach Berg gehen werde. Der König schien dann, obwohl er zweifellos von Hubers Bedenken gegen die Feuerbach-Studien Kenntnis bekommen hatte, in ausgezeichneter Stimmung, ließ sich zu dem guten Eindruck beglückwünschen, den das Diner vom 8. April (siehe oben) gemacht habe, verlangte zu hören, was die Abgeordneten darüber sagten und meinte, man müsse nur freisinnig mit den Leuten reden, er begreife nicht, daß seine Minister so sehr vor den Kammern gezittert hätten, selbst Bomhard, ein sonst so fester Mann. Anschließend an Hubers Mitteilungen über eine der begeisterten Stimmung entsprossene Aeußerung des Abgeordneten Kolb: „Einem solchen König darf man nichts abschlagen," bemerkte er, „er sei selbst republikanisch gestimmt, die Republik wäre die Verfassung für vollkommene Menschen," so daß Huber in die merkwürdige Situation kam, das Königtum gegen den Republikaner, der zugleich König, vertreten und ihn für seine eigene Sache bekehren zu müssen. Vielleicht litt die glückliche Stimmung dieses Abends dadurch, aber es war ja doch nur ein Akt treuer Pflichterfüllung, daß Huber es für nötig hielt, auf die Sache Feuerbach einzugehen, den König aufmerksam zu machen, er dürfe die Geistlichkeit der beiden Kirchen nicht vor den Kopf stoßen, hinter denen Millionen ständen, daß die Nachricht von seiner Neigung für Feuerbach ihn diskreditiere. Er fügte auch noch bei, Wagner scheine dahinter zu stehen; er basiere auf Feuerbachs Philosophie, scheine ihm ein ausgezeichneter Künstler, aber ein schlechter Philosoph zu sein. Der Künstler lebe in der Welt der Phantasie, der Musiker vollends gehe im Gefühlsleben auf, . . . daher sei nicht die Wissenschaft, das nüchterne Denken sein Element. Indessen gab er zu, daß Feuerbach die Bedeutung eines Bahnbrechers habe. — Noch zeigte der König keinerlei Ungeduld; die Unterhaltung nahm ihren ungestörten Verlauf in andere Gebiete. Aber als sie am nächsten Tage fortgesetzt wurde, hatte sich die Sache geändert. „Zuerst Gespräch, wobei der König mit einer gewissen Bosheit mich zu necken und zu quälen suchte über angebliche Widersprüche, die ich gemacht hätte: daß ein Mann sich selbst genüge, und doch hätte ich das Weib eine Ergänzung des Mannes genannt; daß ich sage, ich sei krank und sehe doch gesund aus; daß ich als Philosoph am wenigsten zu heiraten hätte nötig gehabt; daß ich ihm von allem Möglichen rede u. s. w., was mich erbitterte, so daß ich ihm entschieden und scharf replizierte, wobei er ein paarmal ein finsteres Gesicht schnitt." Beim Vortrag über das Reformationszeitalter fuhr ihm der König nach einer Bemerkung über Subjektivität und Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft mit dem Ausruf dazwischen, das sei seine Sache, . . . „so daß ich," fährt er fort, „still wurde und bemerkte, ich sehe, daß Se. Majestät bereits ihre festen Ansichten haben. Worauf er mich grimmig fragte, ob es nicht recht sei, ich nach einigem Besinnen

antwortete, allerdings sei es gut, daß er seine eigenen Ansichten habe, so werden die Dinge doch von zwei Seiten, also nicht einseitig, betrachtet." . . . „Der König wollte mir einen Widerspruch darin vorwerfen, daß ich Schelling zu schreiben unternommen habe, und nun doch sage, meine Gedanken auszuarbeiten sei mir lieber. Ich replizierte, daß meine Weigerung, eine Sache zu schreiben, noch keine Abneigung gegen Schelling sei, daß ich das Buch als junger Gelehrter auf Wunsch des Königs begonnen habe, daß ich drei Jahre lang daran gearbeitet, als aber der König starb, die Sache aufgab, weil ich erkannte, daß ich noch fünf Jahre daran zu arbeiten hätte. . . . Der König scheint überhaupt von niemand viel zu halten mit Ausnahme von Wagner." Zum Unglück kam dann über einige andere Gesprächsstationen die Rede auf Tristan und Isolde, „worüber ich scharf kritisch mich wegwerfend entschied; er hielt nur einige Stellen als schön aufrecht". „Kurz," so schließt der Bericht, „er war heute sehr unangenehm, so daß ich das Gefühl hatte, daß wir bald scharf aneinander und dann auseinander geraten wären." Was Huber hier hypothetisch ahnte, scheint in dem Augenblick, wo er das niederschrieb, schon Tatsache gewesen zu sein. Es folgen keine Aufzeichnungen mehr, und auch die Familie des Autors erinnert sich nicht, daß weitere Vorträge sich angeschlossen hätten. So wird wohl der Ausbruch nach Berg und der bis in den Dezember erstreckte Landaufenthalt das Signal zu dauernder Unterbrechung gegeben haben, das Unterbrochene nicht wieder angeknüpft worden sein.

Zieht man das Fazit dessen, was Huber auf dem ihm eingeräumten Arbeitsgebiet geleistet hat, so wird man das Getane nicht niedrig einschätzen dürfen. Die im Verlaufe dieses Berichtes ausgehobenen Proben zeigen neben dem wissenschaftlichen Geist den tiefen sittlichen Ernst des Vortragenden, seine Bedachtsamkeit, die Vorträge für die Person eines so geistvollen, hochentwickelten, aber auch auf so exponierter, einsamer Höhe stehenden jungen Mannes einzurichten, eine stete lebhafte Verbindung der akademischen Aufgabe mit der erzieherischen festzuhalten. Das wußte er in den geistreichsten und manchmal überraschendsten Formen zu tun. So führte ihn ein Gespräch über Oesterreich, dessen verrottete Zustände, dessen Mangel an geistiger und nationaler Einheit der Völker er beklagte, zur Aufgabe des Herrschers, das Band höherer Kultur um sie zu winden, sich mit Idealem zu beschäftigen, um nicht dem Müßiggang, den Gefahren schlechter Gedanken, schlechter Freunde zu verfallen. Der König horchte hoch auf, als er fortfuhr: „Majestät! Es kommt auch eine Stunde, wo Sie mit Gott allein sind, wo es sich fragen wird, wie Sie lebenslang zu ihm und seinen Offenbarungen, dem Ewigen, dem Idealen, sich gestellt. Die schönste Stellung, die Gott einem Menschen gibt, ist die, ein Volk zu führen. Da muß der Fürst in allem Schönen und Großen voranwandeln, damit sein Volk ihm folge, dies muß er vor Gott verantworten. Der Fürst kann nicht wie der Privatmann sündigen, alle Augen sind auf ihn gerichtet, alles, das Geheimste wird belauscht und tausendfach erzählt." Man wird anerkennen müssen, daß für einen jungen, nach Idealem dürstenden König kaum ein Lehrer gefunden werden konnte, der seine Aufgabe so hoch und vornehm erfaßte wie Huber, und kaum einer, der ihr in ethischer, wissenschaftlicher und geistiger Beziehung so gewachsen war wie er. Deshalb wird es immer zu bedauern bleiben, daß der König seinen starken Anlauf nicht konsequenter festhielt, oder daß er seinerseits an Huber nicht das fand, was er suchte. Er hat es nicht mit einem Nachfolger versucht.

Mochte die momentane Enttäuschung Hubers um so größer sein, je höher die Meinung von der Bedeutung der ihm zugewiesenen Rolle war und je schöner und erhebender und beglückender sich die Sache anfangs zu entwickeln versprochen hatte, so blieb ihm die gewaltige Genugtuung vorbehalten, nach Jahren noch einen eklatanten Beweis des königlichen Vertrauens zu erleben, vor einer der wichtigsten Entscheidungen, die je an Ludwig II. herangetreten sind, zu Rate gezogen zu werden und seinen Rat befolgt zu sehen.

Wir haben bisher nur von einem gewußt, der auf den König im Sinne einer eigenen Initiative zur Darbietung der Kaiserkrone an Wilhelm I. entscheidend einwirkte. Das war Graf Bismarck. Sein Brief an Ludwig II. ist im ersten Bande der „Gedanken und Erinnerungen" wiedergegeben und trägt das Datum: „Versailles, 27. November 1870."

In dem Umschlag, der Hubers Aufzeichnungen über seine Vorträge enthält, findet sich das Konzept des von ihm begehrten Gutachtens über dieselbe Frage. Es lautet, wie bei seiner begeistert nationalen Gesinnung nicht anders zu erwarten, bejahend, und schließt mit folgenden Worten:

„. . . . Fasse ich nun alles zusammen, berücksichtigend die Sache des Reiches und berücksichtigend die Sache meines geliebten Königs und Herrn und meines teuren Vaterlandes Bayern, blickend auf den einzigen welthistorischen Moment, bei welchem nun Deutschland angekommen ist, und der, wenn er von einem erhabenen Monarchen beherrscht wird, ihm eine unvergleichliche Stellung in der Unsterblichkeit der Geschichte sichert, so steht mir der schon oben ausgesprochene Schluß bezüglich der Lösung der Kaiserfrage unerschütterlich fest. Die Parteigänger für den zentralisierten Einheitsstaat und die Gegner jedes partikularen Fürstentums und Volkstums in Deutschland werden in dem Grade ohnmächtiger, als die deutschen Fürsten durch die Tat beweisen, daß sie der dem deutschen Volke entsprechenden organischen Einigung nicht nur nicht widerstreben, sondern sie im Gegenteil selbst fördern; daß sie aber auch die Wächter der wohlbegründeten Freiheiten und Interessen ihrer Länder gegenüber dem beide nur allzu leicht gefährdenden absoluten Einheitsstaate sind.

Nach Wissen und Gewissen habe ich diese Betrachtungen niedergezeichnet

Am 30. Oktober 1870

Prof. Dr. Johannes Huber

(eingereicht bei Seiner Majestät dem König von Bayern. Kurz darauf erfolgte von seiten desselben das Anerbieten der Kaiserkrone an König Wilhelm von Preußen)".

Die polnische Frage.

Ein Vortrag von Ernst Osterroht-Eichen.

Ueber dem gigantischen Ringen zwischen Rußland und Japan, den harten Kämpfen unserer braven Truppen in Afrika und dem heiklen diplomatischen Spiel um Marokko ist das Interesse an dem schweren und in mancher Hinsicht gefährlicheren Kampfe, den das Deutschtum auf dem Boden des Reichs, an unserer Nordostgrenze, gegen das Polentum zu führen hat, leider stark in den Hintergrund getreten. Und doch ist gerade dieser friedliche, aber erbitterte Kampf für den Bestand des Reichs und des deutschen Volkstums von ausschlaggebender Bedeutung. Obwohl alle äußeren Vorteile, Ueberzahl, Staatsgewalt, höhere Kultur, in diesem Kampfe auf unserer Seite sind, haben wir doch darin bis heute mehr Niederlagen als Siege zu verzeichnen. Um diese auffällige Erscheinung prüfen und aus dem Ergebnis darauf schließen zu können, was wir tun, was wir lassen müssen und welches die Aussichten für die Zukunft sind, bedarf es zuvor einer ethnographischen und geschichtlichen Uebersicht.

Die Zahl der Polen im Deutschen Reich betrug im Jahre 1900 (für 1905 liegen die Zahlen noch nicht vor) rund 3,300,000. Davon sind 150,000 evangelische Masuren in Ostpreußen, die sich aber im nationalen Kampfe neutral halten, also für unsere Frage außer Betracht bleiben können, und 100,000 Kassuben in Westpreußen, ebenfalls ein polnischer Stamm, der zu den eigentlichen Polen etwa in dem gleichen Verwandtschaftsgrade steht wie die Wallonen zu den Franzosen; sie sind durchweg katholisch und folgen der polnischen Führung. Von den rund 3 Millionen

eigentlicher Polen (Hochpolen) haben sich etwa 60,000 in Berlin, etwa 150,000 in den letzten 20 Jahren im rheinisch-westfälischen Industriebezirk und der Provinz Sachsen niedergelassen, während 160,000 auf Ostpreußen, eine halbe Million auf Westpreußen, eine starke Million auf die Provinz Posen und mehr als eine Million auf Oberschlesien entfallen. Das Gebiet des nationalen Kampfes umfaßt also in der Hauptsache Westpreußen, Posen und Oberschlesien. Gewiß müssen auch die stark wachsenden polnischen Kolonien in Rheinland-Westfalen und in Berlin im Auge behalten werden; aber eine ernste nationale Gefahr werden sie dort niemals bilden. In Ostpreußen, das viel kompakter deutsch ist, als man im Süden und Westen zumeist glaubt, geht die polnische Bevölkerung zurück: sie betrug im Jahre 1890 noch mehr als 200,000, im Jahre 1900 nur 155,000 Seelen; das sind kaum 10 Prozent der dortigen deutschen Bevölkerung, die mehr als 1½ Millionen ausmacht. Ganz anders liegen die Verhältnisse in Westpreußen, wo Polen und Kassuben reichlich zwei Fünftel, in Oberschlesien, wo die Polen etwa drei Fünftel, und vor allem in der Provinz Posen, wo sie fast zwei Drittel der Gesamtbevölkerung darstellen und sich stärker vermehren als die Deutschen.

Der Kampf zwischen Slaven und Deutschen um diese Gebiete an der Oder, der Warthe und der Weichsel ist uralt: er dauert jetzt bald ein volles Jahrtausend, wenn man will sogar schon anderthalb Jahrtausende, und ist mit sehr wechselndem Erfolge geführt worden. Vor der Völkerwanderung saßen in jenen Gegenden Goten, Vandalen, Burgunder und andere deutsche Stämme. Die meisten von ihnen und sicherlich ihre kräftigsten Bestandteile zogen damals nach Süden und Westen. In ihre Sitze rückten, von den Hunnen west- und nordwärts gedrängt, slavische Völker, welche die schwachen germanischen Reste unterwarfen und slavisierten. Das war in jenen schweigenden Jahrhunderten, als auch in das ehedem ganz germanische Böhmen die Tschechen eindrangen. In Nordostdeutschland sitzen einige hundert Jahre nach der Völkerwanderung zwischen Saale und Elbe die Sorben, zwischen Elbe und Oder die in viele kleinere Stämme zerfallenden Polaben oder Wenden, und zwischen Oder und Weichsel die Lechen, die sich später Polen nannten, während das heutige Ostpreußen den lettischen Preußen und den Litauern zugefallen war. Von deutscher Bevölkerung findet sich damals in diesen weitgedehnten, früher germanischen Ländern, die mehr als ein Drittel des heutigen Reichsgebiets ausmachen, kaum eine Spur. Erst westlich der Elbe und Saale beginnen die etwa durch den Harz geschiedenen Gaue der Sachsen im Norden und der Thüringer im Süden dieses Gebirgsstockes.

An diesen seßhaften und starken deutschen Stämmen, die auch in der Völkerwanderung der alten Heimat treu geblieben sind, bricht sich die große slavische Woge. Und nun beginnt ganz langsam, etwa von der Zeit, da aus den Trümmern des Reiches Karls des Großen ein selbständiges Deutschland hervorgeht, also um den Beginn des zehnten Jahrhunderts, das Ostwärtsdrängen des Deutschtums, das imposante Werk der Germanisierung Nordostdeutschlands: es führt die deutschen Kolonisten allmählich in geschlossener Masse bis an die Weichsel und Memel, in zahlreichen Einzelsiedelungen weit in das heutige Rußland hinein, wo sie bis Nowgorod hin ungezählte deutsche Städte gründen und die alleinigen Kulturbringer sind. So hochinteressant es wäre, sich in diese glanzvollste Zeit unserer Volksgeschichte zu vertiefen, da die Deutschen, mochten sie Ritter, Bürger oder Bauern sein, in ganz Nord- und Osteuropa unbestritten das Herrenvolk waren — es würde über das vorliegende Thema weit hinausführen. Wir müssen uns darauf beschränken, die Hauptphasen und die Endergebnisse dieser großartigen Kraftentfaltung zu skizzieren, um dann die leider sehr viel ungünstigeren heutigen Zustände etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Im Beginn des zehnten Jahrhunderts also entsteht das Deutsche Reich, zunächst unter den Königen und Kaisern aus dem sächsischen Stamme. Die Thüringer, unterstützt von anderen mitteldeutschen, namentlich fränkischen und rheinischen Kolonisten, überschreiten die Saale, unterwerfen die Sorben, die als Volk gänzlich verschwinden, begründen die Mark Meißen (das heutige Königreich Sachsen) und germanisieren später auch die Lausitz und Schlesien zum größten Teile; nur Oberschlesien bleibt außerhalb der Städte überwiegend polnisch. Nicht so leicht gelingt es den Sachsen gegen die Wenden. Zwar werden auch diese zurückgedrängt, die Altmark, später auch die Mark Brandenburg, werden als deutsche Grenzlande begründet und befestigt; die Polen, noch ohne staatlichen Zusammenschluß, werden dem Deutschen Reiche lehnspflichtig. Aber gerade jetzt beginnt unter den letzten Sachsenkaisern der für unsere ganze mittelalterliche Entwicklung so unheilvolle Drang nach Italien und Sizilien, der die Kraftentfaltung nach Norden und Osten hemmt. Otto III. gibt den in viele Teilfürstentümer zerfallenen Polen einen obersten Herzog und im Erzbistum Gnesen einen nationalen Mittelpunkt. Ueberraschend schnell entwickelt sich unter tüchtigen Herrschern, wie Boleslaw Chrobry, ein geschlossener polnischer Staat, der von der Ostsee bis an die Karpathen reicht und dem Deutschen Reiche selbständig, häufig auch feindlich entgegentritt. Und auch gegen die Wenden werden fast anderthalb Jahrhunderte lang keine wesentlichen Fortschritte gemacht, bis von der Mitte des zwölften Jahrhunderts ab unter Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären die deutschen Grenzen endgültig an die Oder vorgeschoben und allmählich ganz Mecklenburg, Brandenburg und der größte Teil von Pommern germanisiert werden. Auch die Wenden verschwinden bis auf unerhebliche kleine Reste vom geschichtlichen Schauplatz; und von nun an stehen nur noch Deutsche und Polen sich unmittelbar gegenüber.

Die Grenze zwischen ihnen bildet zunächst etwa der Lauf der Oder. Dann gewinnt das Deutschtum im 13. und 14. Jahrhundert Schlesien, die Neumark, Hinterpommern, durch den Deutschorden auch West- und Ostpreußen, und schließlich Kurland, Livland und Estland, wo es freilich nur die herrschende kleine Oberschicht bleibt und knapp ein Zehntel der Gesamtzahl ausmacht. Auch im Königreich Polen mehren sich langsam die deutschen Städte und Bauerndörfer. Aber mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts ist der Höhepunkt der Ausdehnung des Deutschtums überschritten. Polen ist, nicht zum wenigsten durch die kulturbringende deutsche Einwanderung, innerlich erstarkt, die Vereinigung mit Litauen unter Wladislaw Jagiello bringt ihm einen enormen Machtzuwachs, der deutsche Orden sinkt, wie das deutsche Kaisertum, allmählich von der Höhe herab und das Polentum geht energisch zum Angriff über. Durch die Schlacht von Tannenberg im Jahre 1410 wird die Macht des Deutschordens gebrochen; 50 Jahre später geht Westpreußen an Polen verloren. Ostpreußen wird isoliert und nur durch die fast zufällige Verbindung mit den Hohenzollern dem Deutschtum erhalten, während Polen außer Westpreußen auch Kurland, einen Teil von Livland und Kleinrußland unterwirft und zu Beginn des 16. Jahrhunderts seine größte Macht und Ausdehnung erreicht: es umfaßt mehr als das doppelte Areal des heutigen Deutschen Reichs mit angeblich 35 Millionen Einwohnern und erstreckt sich von der Ostsee bis fast ans Schwarze Meer. Danzig, Thorn, Libau, Mitau sind polnische Städte und nicht nur die deutschen Bauern und Bürger in Polen, sondern auch ein großer Teil des deutschen landsässigen Adels in Westpreußen werden polonisiert. Deutschland, durch die Religionsspaltung und die daraus folgenden schweren Kriege gelähmt, bietet dem Deutschtum im Osten keinen Rückhalt mehr, und so geht ein Vorposten nach dem anderen verloren. Das ist die Zeit, in der die alten deutschen Adelsfamilien der Brauchitsch, Hutten, Kalckstein, Kortzfleisch polnisch werden und zum Teil sogar polnische Namen annehmen: aus Brauchitsch z. B. wird zuerst Brochwicz, dann Brochwicz-Donimirski und schließlich bloß Donimirski, aus Kortzfleisch Chrzanowski, aus Hutten Czapski und so fort. Nur in den größeren Städten wie Danzig und Thorn erhalten sich, auch sie schwer bedrängt, Reste des einst so stattlichen deutschen Bürgertums.

So bleibt die Lage zwischen Deutschtum und Polentum etwa

200 Jahre lang. Zwar wird Ostpreußen im Jahre 1660 von der polnischen Lehnshoheit befreit; aber der Versuch des Großen Kurfürsten, Westpreußen und damit die Brücke zwischen den brandenburgischen Landen und Ostpreußen zu gewinnen, schlägt fehl. Und auch die Wahl des sächsischen Kurfürsten zum König von Polen bringt dem Deutschtum keinen Gewinn. Denn seit Polen nach dem Aussterben der Jagiellonen ein Wahlkönigreich geworden ist, herrscht dort in Wahrheit nicht der König, sondern der zahlreiche, übermütige, unruhige Adel, der keinen deutschen Einfluß aufkommen läßt und die deutschen Bauern und Kleinbürger allmählich entrechtet und polonisiert. Aber die zügellose Wirtschaft dieser Adelsrepublik mit ihrem liberum veto führt bald zum Verfall, zumal das stetige, friedliche Element des gewerbtätigen Mittelstandes in Polen fast ganz fehlt. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, nach den Verwüstungen des langjährigen nordischen Krieges, ist Polen trotz seiner Ausdehnung und Bevölkerungszahl (noch 27 Millionen) schon keine selbständige Großmacht mehr. Und bald nach dem Siebenjährigen Kriege, der Preußen in die Reihe der europäischen Großmächte stellt, beginnt in Polen der Anfang vom Ende. Durch die drei Teilungen von 1772, 1793, 1795 verschwindet es von der politischen Landkarte; weitaus der größte Teil fällt an Rußland, Galizien an Oesterreich; Westpreußen, die heutige Provinz Posen und der Rest von Großpolen mit den Städten Kalisch, Warschau, Bialystok kommen an Preußen. Nun ergießt sich in das wüste, verwahrloste Land von neuem ein Strom deutscher Einwanderer, die ihm geordnete Zustände, materielle und geistige Kultur bringen. Ueberraschend schnell nehmen die Städte deutschen Charakter an, unter einsichtiger und strenger Regierung ist das Land im Aufblühen, als die Schlacht von Jena alles wieder in Trümmer stürzt. Preußen verliert alle ehemals polnischen Gebiete außer Westpreußen, die in Polen investierten deutschen Kapitalien werden durch einen Gewaltakt Napoleons konfisziert, das Deutschtum wird unterdrückt und noch einmal entsteht ein polnischer Staat, das Großherzogtum Warschau. Freilich nur für wenige Jahre: mit dem Untergange der großen Armee im Jahre 1812 verschwindet auch das Großherzogtum Warschau von der Bildfläche; auf polnischem Boden, in Kalisch, wird das preußisch-russische Bündnis geschlossen, das die Grundlage für die Befreiung Europas von der napoleonischen Herrschaft bildet; und der Wiener Kongreß verteilt Polen von neuem unter die drei Nachbarmächte. Dabei läßt sich freilich Rußland seine Dienste in den Befreiungskriegen recht gut bezahlen: von dem aus preußischen und österreichischen Besitzungen gebildeten Großherzogtum Warschau erhält Preußen nur Thorn und die heutige Provinz Posen zurück; der ganze große Rest fällt an Rußland, das damit einen starken Schritt nach Mitteleuropa hinein macht. So entsteht die militärisch und wirtschaftlich für uns recht ungünstige preußisch-russische Grenze.

Aber die Entlastung Preußens von dem allzu großen polnischen Besitz erweist sich doch im nationalen Sinne als ein Vorteil: im Jahre 1805 zählte der preußische Staat unter 9 Millionen Einwohnern 4 Millionen Polen; jetzt (1816) stehen im Königreich Preußen den 8 Millionen Deutschen nur 2 Millionen Polen gegenüber. Und wenn nach dem furchtbaren Aderlaß der napoleonischen Kriegszeit der verarmte und erschöpfte Staat auch nicht die Kraft hat, sich diese starken polnischen Bestandteile ganz zu assimilieren, so ist doch für seinen deutschnationalen Charakter keine Gefahr mehr vorhanden: heute bilden die Polen nur noch ein Elftel der preußischen Bevölkerung, etwa 3½ unter rund 37½ Millionen.

Die Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. stellt sich, trotz mancher anfänglichen Schwächen gegenüber den Polen, im ganzen doch mit ihrer stillen, eifrigen und verständigen Verwaltungsarbeit als eine Periode nationalen Fortschritts dar. Namentlich seit nach dem russisch-polnischen Aufstande von 1830 der weitblickende, energische Oberpräsident Flottwell in Posen, unterstützt von dem auch politisch hochbedeutenden kommandierenden General v. Grolmann, eine nachhaltige Förderung des Deutschtums inaugurierte und zehn Jahre lang mit sichtbarem Erfolge fortführte. Das war die beste Zeit, die das Deutschtum in den ehemals polnischen Landesteilen erlebt hat: Die Städte, auch die Provinzialhauptstadt Posen, waren oder wurden überwiegend deutsch, der deutsche Grundbesitz vermehrte sich zusehends, der Prozentsatz der deutschen Bevölkerung wurde stärker und das eifrig gepflegte preußische Schulwesen tat das Seine, um das Polentum zurückzudrängen. Hätte die preußische Verwaltung in dieser systematischen Weise nur noch ein Menschenalter fortarbeiten können, so würden wir heute kaum noch eine polnische Frage, sicher keine polnische Gefahr haben.

Denn das Polentum war damals nicht entfernt so widerstandsfähig wie heute. In Kultur und Wohlhabenheit gegen das Deutschtum weit zurück, noch ohne gebildeten, fleißigen Mittelstand, setzte es sich in der Hauptsache aus Adel, Geistlichkeit und unfreiem Landvolk zusammen; denn auch einen freien Bauernstand hatte der herrische Adel nicht aufkommen lassen. Die Träger des nationalpolnischen Gedankens waren damals ausschließlich Adel und Geistlichkeit. Das von seinen Herren mißhandelte Landvolk empfand die Segnungen preußischer Ordnung und Gesetzlichkeit und wäre damals noch großenteils zu germanisieren oder doch zu guten preußischen Untertanen zu erziehen gewesen.

So war das Deutschtum auf der ganzen Linie im Vordringen begriffen — da schlug im Jahre 1840 mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. das Wetter vollständig um. Der „Romantiker auf dem Throne", nicht frei von der allgemeinen Polenschwärmerei der Zeit und geschickt beeinflußt von der mit den Hohenzollern verwandten fürstlichen Familie Radziwill und anderen höfisch-diplomatisch veranlagten Mitgliedern des polnischen Adels, beschloß, die Polen durch Nachgiebigkeit und Güte zu gewinnen: auf dem ganzen Gebiet der Verwaltung wurde zum Rückzug geblasen, der tatkräftige Oberpräsident v. Flottwell wurde versetzt und den Polen wurde eine nationale Teilung der Provinz Posen mit selbständiger Organisation des größeren polnischen Teiles in Aussicht gestellt. Die völlig natürliche Folge dieser Schwäche war, daß die Polen die gute Stunde benutzten, um unter den Augen der Regierung die Losreißung von Preußen vorzubereiten. Schon im Jahre 1846 versuchten sie loszuschlagen — zu früh und ohne Erfolg. Der Aufstandsversuch wurde ohne Mühe unterdrückt, der Oberfeldherr Mieroslawski gefangen und verurteilt. Aber trotz dieser bösen Erfahrung wurde die Politik der Schwäche fortgesetzt, die Schule und die Schulaufsicht der polnischen Geistlichkeit ausgeliefert und den vielfachen Warnungen scharfsichtiger Beamten vor der ruhig weitergehenden Organisation der Polen zum Aufstande das Gehör versagt.

So kann man mit Recht behaupten, daß die preußische Regierung an der erneuten polnischen Erhebung im Jahre 1848 durch ihre Schwäche die Hauptschuld trug. Es wäre höchst lehrreich, ist aber im Rahmen eines Vortrags nicht möglich, die im Frühling jenes Jahres in der Provinz Posen herrschenden Zustände näher zu schildern: wie die preußischen Hoheitszeichen überall herabgerissen, die deutschen Bewohner bedroht, geplündert, mißhandelt wurden, wie die polnischen Freischaren das Land beherrschten und bewaffnete Lager bildeten, und wie der besondere königliche Bevollmächtigte, der ebenso unfähige wie populäre General v. Willisen, mit den Aufständischen wie mit einer gleichberechtigten Macht verhandelte. Es klingt wie ein Faschingsscherz, wenn man heute liest, was dieser „Staatsmann" den polnischen Aufrührern zu versprechen wagte:

An die Spitze der Verwaltung und der Justiz sollte ein Pole gestellt, die polnische Sprache sollte Geschäftssprache, die deutsche „gleichberechtigt", die Landräte von den Kreisinsassen, die Polizeibeamten von den Gemeinden gewählt werden. Das Großherzogtum Posen sollte ein nationales Armeekorps mit polnischen Fahnen und Kokarden und selbstgewählten Offizieren erhalten; nur der Oberbefehlshaber sollte (wirklich!) ein preußischer General sein.

Damit war indessen der Höhepunkt des Unfugs erreicht, zumal die Aufständischen sich mit diesen Zugeständnissen nicht einmal zufrieden gaben. Um endlich Ordnung im Lande zu schaffen, griffen der Oberpräsident und der kommandierende General in Posen zu dem drastischen Mittel, den königlichen Bevollmächtigten zwangsweise nach Berlin zurückzuschicken, wo er sich beim Ministerium „aus dem von ihm beruhigten Lande" zurückgemeldet haben soll.

In der Tat wurde nach der Beseitigung Willisens und einigen leichten Gefechten die äußere Ordnung binnen sechs Wochen wiederhergestellt. Aber die Nachgiebigkeit gegen die Polen und namentlich die Schwäche gegen die polonisierende Tätigkeit ihrer Geistlichkeit dauerte noch jahrzehntelang fort. In jene Zeit fällt zum Beispiel die endgültige Polonisierung der sogenannten „Bamberger Dörfer" bei Posen: ihre Bewohner, Kolonisten aus der Maingegend, die ihr Deutschtum inmitten der polnischen Bevölkerung fast anderthalb Jahrhunderte bewahrt hatten, sind heute fanatische Polen. Infolge dieser indifferenten Haltung der preußischen Behörden und der nationalen Schwäche der dortigen Deutschen machte das Polentum in den nächsten Jahrzehnten so bedenkliche Fortschritte, daß Fürst Bismarck sich endlich im Jahre 1872 veranlaßt sah, in einem Schreiben an den Minister des Innern ausdrücklich zu verlangen, „daß man gegen die polnische Unterwühlung der Fundamente des preußischen Staates vorgehe."

Aber noch kam es nicht dazu. Die damals ergriffenen Maßnahmen, wie z. B. die Anstellung staatlicher Kreisschulinspektoren, reichten bei weitem nicht aus, dem Vordringen des Polentums Grenzen zu setzen. Man hatte damals mit der Neueinrichtung des Deutschen Reiches alle Hände voll zu tun. Auch wurde wohl in jener ersten Zeit hochgespannten nationalen Selbstbewußtseins die polnische Gefahr immer noch unterschätzt. Dann kam der Kulturkampf, der die deutschen und polnischen Katholiken enger zusammen führte und so die ersteren, die zerstreut in kleinen Minderheiten zwischen dem kompakten Polentum saßen, der ihnen ohnehin stets drohenden Polonisierung noch mehr aussetzte. Aus jener Zeit datiert die Waffenbrüderschaft des deutschen Zentrums mit den polnischen Fraktionen im Reichstage und preußischen Abgeordnetenhause, die den Polen in unserem eigenen Lager einen so mächtigen Schutz gebracht hat und erst neuerdings ins Wanken gekommen ist, seit die Polen bei den Reichstagswahlen in das dem Zentrum bisher völlig sichere Oberschlesien eingebrochen sind.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Das Kloster Kumbum in Tibet. Ein Beitrag zu seiner Geschichte von W. Filchner, Leutnant im kgl. bayer. 1. Infanterie-Regiment „König". XIV und 164 S. Großoktav, mit 89 Tafeln, 3 Karten und Abbildungen im Text. Berlin 1906, bei E. S. Mittler u. Sohn.

Abgesehen von den arktischen und antarktischen Regionen ist Tibet, das gelobte Land des Lamaismus, wohl eines der wenigst bekannten Gebiete der Erde. Aber während es in den ersteren nur die bis jetzt allerdings unüberwindlich gebliebenen klimatischen Verhältnisse sind, welche dem menschlichen Forschungsdrange ein Ziel setzen, stellt sich dem Eindringen des kühnen Reisenden in das unwirtliche Hochland von Tibet vor allem der fanatische Fremdenhaß und das räuberische Verhalten seiner Bewohner entgegen — Eigenschaften, denen nur eine von größeren Truppenmassen begleitete Expedition, wie eine solche bekanntlich vor drei Jahren von englischer Seite nach Lhasa unternommen wurde, erfolgreich zu begegnen vermag. Nicht achtend der Mühsale und Gefahren, denen er somit entgegenging, unternahm der Verfasser, der sich bereits durch seinen im Sommer 1900 ohne jede Begleitung ausgeführten Ritt über den Pamir als ein ebenso ausdauernder wie unerschrockener Forscher bewährt hat, im Frühjahr 1903 eine Expedition nach Tibet, welche hauptsächlich die geographische und kartographische Festlegung des Oberlaufes und der Quellen des Hoangho, sowie die systematische Durchforschung der von diesem Strome durchflossenen unbekannten Gebiete zum Ziele hatte. Die erste Frucht dieser Expedition bietet uns Leutnant Filchner nun in dem vorliegenden Buche dar, das einen ausführliche Schilderung des hart an der nordöstlichen tibetanisch-chinesischen Grenze, unweit der chinesischen Stadt Sining-fu gelegenen Klosters Kumbum enthält. Kumbum ist nach Filchner das bequemste Eingangstor für den von China nach Tibet vordringenden Reisenden. Gemeinsam mit seiner jungen Gattin, die ihn bis hierher begleitete, hat er hier eine Woche verlebt, die er ausschließlich dem Studium der Lage und Einrichtung dieses Klosters, seiner religiösen und — was zum größten Teil dasselbe ist — seiner politischen Bedeutung, seiner Geschichte, der Lebensweise seiner zahlreichen Bewohner u. s. w. widmete. Es gelang ihm, in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit die wertvollsten Aufschlüsse zu erlangen, die, soweit es dessen bedurfte, durch seine Gattin, die im benachbarten Sining-fu seine Rückkehr aus Tibet abwartete, vervollständigt wurden. — Kumbum, das „Kloster der hunderttausend Bilder", ist vermutlich zu Ende des 14. Jahrhunderts von Tsongkapa, dem Reformator der buddhistischen Religion und eigentlichen Stifter des Lamaismus, begründet worden. In einer Höhe von mehr als 2700 Meter über dem Meere gelegen, beherrscht es die Hauptverkehrsstraße von China nach dem Inneren Tibets. Da es gleichzeitig dem religiösen Kult wie der Pflege und Ausbreitung buddhistischer Gelehrsamkeit dient, besteht es aus einer großen Anzahl von einzelnen Bauten, von denen Filchner die wichtigsten in Wort und Bild eingehend schildert. Außer den Priestern (Lamas) verschiedenen Grades, deren Gesamtzahl der Verfasser auf rund 4000 veranschlagt, wird es von den zahlreichen „Shawis", den Schülern der bestehenden vier Fakultäten, bewohnt, deren oft 1000 bis 1200 in einem Saale zur Entgegennahme der Vorträge vereinigt sind. Eine besonders eingehende Beschreibung wird dem berühmten „heiligen Baum" des Klosters gewidmet, der aus den Haaren Tsongkapas gewachsen sein soll. Seine Blätter tragen nach Aussage der Lamas heilige Zeichen und werden deshalb von ihnen als wundertätige Medizin verkauft. — Mit diesen wenigen Angaben über den Inhalt des Buches müssen wir uns hier begnügen. Der frischen, vielleicht nur gar zu häufig durch Noten unterbrochenen Darstellung entsprechen völlig die ausgezeichneten Bilder, die fast ausschließlich nach eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers hergestellt sind. Das vortreffliche Buch kann allen Gebildeten, namentlich auch unserer reiferen Jugend, auf das wärmste empfohlen werden.

K. O.

Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten von Karl Busse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1906.

Die kleinen feinen Geschichten, die Karl Busse unter dem Titel „Federspiele" erscheinen ließ, haben wir an dieser Stelle nach Verdienst gewürdigt. Wo der Verfasser Jugend- und Heimaterinnerungen verwertete, da ist es ihm mit wenigen Strichen gelungen, das Milieu mit besonderer Lebendigkeit hervorzuzaubern. Auch in den fünf Geschichten, die den Inhalt seines neuen Buches bilden, werden wir nach der Ostmark des Reiches, an die russische Grenze versetzt. Die Titelnovelle, die am Schluß des Buches steht, zeigt uns das Schicksal eines originellen Entgleisten, den ein Sündenweib heruntergebracht. „Johann Sobiecki", eine Erinnerung aus dem Revolutionsjahre 1863, behandelt die ergreifende Geschichte eines Schwärmers, der sein ganzes Leben lang von einem Ideal erfüllt war und dies schließlich als Trug erkennt. Trotz des tragikomischen Charakters wirkt die in schlichtem Ton vorgetragene Erzählung doch tief erschütternd. „Jan Sotka, der Invalide" ist eine fröhliche Schnurre, in der es sich um unterdrücktes Kratzen handelt; in der alten Anekdote von den beiden polnischen Handelsleuten, die bei Rotschild eingeladen waren, ist der gleiche Stoff wirksamer verwertet. Prachtvoll in der knappen Charakteristik der handelnden Personen und der wuchtigen Herausarbeitung des „Falles" ist die Geschichte der „schönen Andrea", die den künftigen Gatten auf der Landstraße an der Grenze zwischen Gut und Böse findet.

S. S.

* **Der Allgemeine deutsche Universitäts- und Hochschul-Kalender,** herausgegeben von Otto Schröder, Sekretär der Universität Rostock, ist in der G. B. Leopoldschen Universitäts-Buchhandlung in Rostock soeben für das Sommersemester 1906 erschienen. Er umfaßt: 1. Universitäten. 2. Technische Hochschulen. 3. Tierärztliche Hochschulen 4. Landwirtschaftliche Hochschulen. 5. Forstakademien. 6. Bergakademien: Geschichte, Verfassung, Behörden, Dozenten, deren Lehrfächer, Geburtsdaten, Besoldung usw., Gebühren, Frequenzübersichten, Institute usw. der einzelnen Lehranstalten, studentische Verbindungen. Ferner das Studium, dessen Kosten, Lehrpläne, Prüfungs-

vorschriften usw.; das studentische Verbindungswesen. Ein Anhang bringt das Verzeichnis der Habilitationen, der Beanstandungen, der Sterbefälle, der Garnisonen der Universitäts- usw. Städte, der Akademischen Presse, Portotarif, Verschiedenes. (Preis des Heftes in starkem Umschlag, über 300 Seiten, ist 1 Mark.)

Allgemeine Rundschau.

Unterricht und Erziehung.

In der Fortsetzung seiner Ausführungen über die Frage, was auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung in unserer heutigen Schule geleistet wird und was notwendigerweise geleistet werden sollte, gab Herr Dr. Max Rieß in der jüngsten Versammlung der Abteilung München der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur am vorigen Samstag seine Gedanken über Erziehung vor einem weit zahlreicheren Auditorium zum Besten, als dem, welches vor zwei Wochen dem Vortrag über den ersten Teil „Unterricht“ beigewohnt hatte. Es beweist dieses schnelle Anwachsen der Zuhörerschaft das rege Interesse, das in weiteren Kreisen der gebildeten Bevölkerungsklassen an dieser Frage genommen wird. Zugleich aber ergab die Diskussion, die sich an den Vortrag anschloß, und an der nur Herren aus dem Lehrerstande teilnahmen, daß fast jeder Berufslehrer mit dem heute herrschenden Schulsystem mehr oder weniger unzufrieden ist, daß aber jeder Angriff auf das System trotzdem in erster Linie von ihnen persönlich genommen und mit einer Herabsetzung des Lehrers verwechselt wird. Zugleich hat jeder, der sich mit der Ausbildung der Jugend beschäftigt, einen Sack voll Reformvorschläge, und jeder erwartet die allein mögliche Genesung des staatlichen Erziehungs- und Unterrichtssystems von der Durchführung seiner ganz besonderen Gedanken. Nur in einem Punkte sind sich alle Herren Schulmänner einig, mögen sie nun der Mittelschule oder der Volksschule ihre Kräfte weihen und mögen sie das Heil von einer Vereinfachung des Lehrplanes erhoffen oder für eine Vermehrung der Lehrfächer und frühzeitig durchzuführende Spezialausbildung schwärmen — dieser eine Punkt ist die Ueberbürdung. Man gesteht in Lehrerkreisen zu, daß durch die Ueberbürdung der Schüler mit Unterrichtsstunden und häuslichen Aufgaben körperliche und seelische Schädigungen der Jugend unausbleiblich sind und eine Abhilfe dringend vottut, aber noch viel mehr klingt aus allen Reden die Klage über die Ueberbürdung der Lehrerschaft hervor, die zum großen Teil ihre Ursache hauptsächlich in der zu hohen Schülerzahl der Klassen haben soll. Auch auf diesem Gebiete weichen die Besserungsvorschläge der einzelnen Beteiligten sehr von einander ab und es sind deren so viele, daß der Nichtlehrer gar leicht wieder in Gedanken seiner Knabenzeit zurückverfällt, wo er zuweilen die Empfindung hatte, daß fast jeder Schullehrer als ein höheres Wesen betrachtet sein will und doch gleichzeitig das geplagteste Geschöpf auf Gottes Erdboden zu sein vorgibt.

Dem unbefangenen Zuhörer einer solchen Besprechung, in der nur Berufspädagogen zu Worte kommen, drängt sich mit unbezwinglicher Macht die Ueberzeugung auf, daß — mögen auch die Ansichten der einzelnen Herren noch so gescheit und ihr Berufseifer noch so zweifellos und ihr Streben noch so ideal sein — eine gründliche und wirklich segensreiche Reform unseres Unterrichts- und Erziehungssystems uns aus den Kreisen unserer Lehrerschaft heraus uns nicht erwachsen wird. Das scheint mir auch der Grundstein der Rießschen Gedanken und Hoffnungen zu sein, daß nur durch das Heranziehen von Männern, die zwar geborene Pädagogen, aber vom engen Rahmen irgend eines heutigen Schulsystems gänzlich unabhängige in jeder Richtung frei denkende Persönlichkeiten sind, eine Umgestaltung unseres veralteten und durch Vererbung kranken Unterrichts- und Erziehungswesens zu erhoffen sei. Zu erhoffen freilich nicht von heute auf morgen, sondern erst nach zwei, drei oder vielleicht mehr Generationen, aber zu erstreben als unbedingt notwendig, soll nicht an Tausenden junger Menschen ein wahrer Seelenmord begangen werden.

Dieser Gedanke trat bei den der Erziehung des Schülers gewidmeten Ausführungen des Herrn Vortragenden noch kräftiger in den Vordergrund als in seinen Aeußerungen über Reformierung des Unterrichts, wenn es Herrn Dr. Rieß auch diesmal weniger gut gelang, der Begründung seiner Forderungen einen so klaren und präzisen Ausdruck zu geben wie damals. Dies mag auch die Ursache des vielen Mißverstehens in seiner Zuhörerschaft gewesen sein, die bei der dem Vortrage folgenden Besprechung zutage trat.

Um die schon früher von mehreren Seiten ausgesprochene Behauptung zu widerlegen, daß seine Bestrebungen ins Land Utopia gehörten, führte der Vortragende eine Reihe von Sätzen aus dem trefflichen Werke des Schulrats Kerschensteiner „Die Entwicklung der zeichnerischen Begabung“ an, aus denen hervorgeht, daß seine Forderungen in vielen Punkten gar nicht weitgehender sind, als das, was von Kerschensteiner für erreichbar gehalten wird. Herr Dr. Rieß beschränkte sich alsdann darauf, drei Thesen zur Reform von Unterricht und Erziehung in möglicher Kürze zu begründen und den Zuhörern zur Diskussion zu unterbreiten. Diese Thesen lauten:

1. Unterricht sowie Erziehung sind zu reformieren durch das Prinzip der Freiheit, d. h. durch das Prinzip, jeden Menschen entsprechend seinen intellektuellen, künstlerischen und moralischen Fähigkeiten und Anlagen zu unterrichten und zu erziehen.

2. Die individuellen Unterschiede in den Anlagen der Kinder sind weit größer, als die heutige uniformierende Schulpraxis überhaupt ahnt.

3. Alle Mittel, diese individuellen Unterschiede zuerst zu erforschen, sodann zu verwerten, sind erst noch zu finden und zu schaffen.

Der heute hier zur Verfügung stehende Raum gestattet mir keine ausführliche Wiedergabe desjenigen, was Herr Dr. Rieß in der Gesellschaft für ethische Kultur zum besten gab. Er beabsichtigt auch, seine Ansichten über die Notwendigkeit und die mögliche Art einer Schulreform später selbst in einer eigenen Abhandlung, sei es in Buchform oder in einer Zeitschrift, niederzulegen. Es genüge deshalb, an die mitgeteilten Thesen nur noch einige Sätze seiner Begründung anzuschließen:

Uniformierung und Reglementierung sind die Gegensätze der Individualisierung und Freiheit, aber sie sind nicht unbedingt Feinde; denn Uniformierung und Reglementierung sind im Unterricht nicht ganz zu entbehren. Aber es handelt sich darum, Uniformierung und Reglementierung nur allgemein soweit zuzulassen, als sie vereinbar sind mit Individualisierung und Freiheit. Darüber, wie es möglich wäre, Uniformierung und Freiheit, diese beiden Gegensätze, zu vereinigen, haben wir in Deutschland viel zu verzagte Meinungen.

Es ist zu unterscheiden zwischen Methoden für Unterricht und Methoden für Erziehung. Für die Erziehung haben wir keine solchen Experimentiermethoden, wie sie für den Unterricht möglich sind, werden auch keine solchen bekommen. Erziehung ist keine Wissenschaft, sondern vielmehr eine Sache der Kunst und der angeborenen persönlichen Begabung.

In Deutschland ist es ein hervorragendes Unglück, daß wir viel zu viel Papier in der Pädagogik haben. Theorie, der keine eigene Erfahrung vorangeht, ist für die Ausübung des Erzieherberufes sehr gefährlich.

Das Studium der Geschichte über Erziehung ist so wenig imstande, jemand zu einem brauchbaren Erzieher zu machen, wie das Lesen von Werken über die Geschichte der Schreinerei jemand zur Anfertigung einer Schreinerarbeit befähigen könnte.

Zur Beantwortung der Frage: „Wo bekommen wir die Erzieher her, die besseres schaffen, als die heutige Schule“, diene als Versuchsantwort die Behauptung: Es gibt geborene Erzieher, wie es geborene Künstler — Bildhauer, Maler — gibt, aber auf jedem Gebiete sind ihrer immer nur wenige. Also haben wir die Aufgabe, die geborenen Erzieher die so spärlich sind, aus allen Berufsarten und Ständen zusammen zu suchen und ihnen dann die Freiheit zum Wirken zu geben, die jeder Künstler bedarf. Diese geborenen Erzieher hätten die Aufgabe, als Heranbildner eines Stabes von Pädagogen die Grundlage für eine Schule zu schaffen, die nicht nur eine gute Unterrichtsanstalt, sondern auch eine wirkliche Erziehungsanstalt ist.

Die Lehrmethode der heutigen Schule krankt auf mehreren Gebieten an ihrer Unwahrhaftigkeit. Unser ganzes Leben wird überhaupt durch die Disziplinierung von oben vergiftet. Es ist notwendig, die Schüler durch praktische Beispiele, aber nicht durch Moralphrasen zur Wahrhaftigkeit und zur Selbständigkeit zu erziehen. Es ist sündhaft, Kindern von 13 bis 14 Jahren Aufsatzthemata zur Ausarbeitung zu geben, die ihrem Gedankenkreis noch völlig fern liegen, und sie zwingen, unwahre Gefühle zu heucheln. Auch in der Methode des heutigen Religionsunterrichts wird vieles gesündigt durch die vollständige Unkenntnis vieler Lehrer von dem, was in der Seele der Kinder vorgeht und was an Begriffsvermögen in einem Kinde steckt.

Herr Dr. Rieß schloß seine hier nur sprungweise und skizzenhaft angedeuteten, gedankenreichen und anregenden Ausführungen mit einem Appell an die Eltern und alle, die es sonst angeht, nicht zu schweigen, sondern alle berechtigten Klagen laut erschallen zu lassen, um dadurch mitzuwirken nicht nur an der Besserung unserer Schulzustände, sondern an einer gesamten Befreiung des nationalen Lebens.

H. G.

Kleinere Mitteilungen.

th. **„Die biblische Frage im 20. Jahrhundert" und der Vatikan.** Kardinalvikar Respighi hat das bereits angekündigte Werk des Abbé Houtin „La Question biblique au vingtième siècle", das erst vor einigen Tagen in Paris erschienen ist, durch ein im offiziellen Teile des Osservatore Romano publiziertes Dekret verboten. Diese an und für sich ungewöhnliche Maßregel wird dadurch verschärft, daß der Kardinalvikar allen unter seiner Jurisdiktion stehenden Personen es als eine Todsünde (!) verbietet, das Buch zu verkaufen, zu lesen oder aufzubewahren. Der Kardinalvikar hat offenbar, wie er sagt, Kenntnis von der Absicht erlangt, das Buch Houtins demnächst in Rom zu publizieren, und dieser Publikation offenbar rasch entgegenwirken wollen.

H. **Römerfund.** Beim Abbruch der alten Pfarrkirche in **Mosbach** (Baden) fand man einen **römischen Opferstein.** Auf drei Seiten des Steines befinden sich Götterfiguren: Jupiter, Mars und Aeskulap. Aus einer wohlerhaltenen Inschrift auf der vierten Seite ist der Name des dedizierenden Centurio ersichtlich. Der Turm zwischen Mosbach und Schafheim war ursprünglich ein römischer Wachtturm.

C. K. **Eine Besteigung des Mount McKinley.** Aus New-York wird berichtet: Dr. Frederick A. **Cook**, der die arktische Expedition Pearys im Jahre 1891/92 als Arzt begleitet hat und auch an der belgischen antarktischen Expedition von 1897/99 teilnahm, ist zusammen mit dem Professor Herschel **Parker** von der Columbia-Universität zu einer Besteigung des Mount McKinley in Alaska aufgebrochen. Der Mount McKinley ist der höchste Berg von Nordamerika und zwar über 6200 Meter hoch; niemand ist bisher imstande gewesen, seinen Gipfel zu erreichen.

l. **Erfindung eines neuen Gasheizbrenners.** Es ist bekannt, daß die Helligkeit von Gasflammen durch Anwendung des Auerschen Leuchtmantels („Glühstrumpfes") ganz erheblich gesteigert wird. Nach einer Meldung der französischen Zeitschrift La Nature ist nun einem Franzosen eine Erfindung gelungen, die es ermöglicht, ganz in gleicher Weise die **Wärmestrahlung** einer Gasflamme beträchtlich zu vergrößern. Ganz wie beim Auerschen Glühlicht geschieht dies durch Aufsetzen eines aus seltenen Erdmetallen (hauptsächlich Cerium) hergestellten Mantels, eines „Heizmantels". Dieser Heizmantel gibt, da er kaum mattglühend wird, nur sehr wenig Licht; dagegen strahlt er eine intensive Hitze aus, die, für einen gegebenen Gaskonsum, etwa doppelt so groß ist als bei den besten bisher konstruierten Heizkörpern. Ein vollständiger Gasofen der neuen Konstruktion besitzt sechs mit derartigen Heizmänteln versehene Brenner und da jeder von diesen für sich allein entzündet bezw. abgesperrt werden kann, läßt sich die durch den Ofen erzeugte Heiztemperatur stets leicht nach Bedarf regulieren.

C. K. **Die Enthüllung des Pariser Corneille-Denkmals,** die der Feier seines 300jährigen Geburtstages vorausgehen soll, ist nun auf den 27. Mai, 2½ Uhr nachmittags, auf der Place du Panthéon unter dem Vorsitz des Ministers der schönen Künste Dujardin-Beaumetz festgesetzt. Eine Anzahl hervorragender Schriftsteller und Dichter, darunter Jules Claretie, Emile Faguet und Paul Margueritte, werden Reden halten. Der Platz wird auf Kosten der Stadt festlich ausgeschmückt und Militärkapellen werden die Festlichkeit mit Musik begleiten. Mounet-Sully wird ein Lobgedicht zu Ehren des großen Dichters vortragen.

dr. **Die Anatomische Gesellschaft,** die ihre diesjährige Versammlung vom 1.—5. Juni in **Rostock** abhält, hat außer der wissenschaftlichen Arbeit für die Teilnehmer des Kongresses auch eine Fahrt nach Kopenhagen vorgesehen, um die wissenschaftlichen Institute Kopenhagens, namentlich das Finsensche Lichtinstitut, zu besuchen. Von den wissenschaftlichen Vorträgen heben wir hier als von weitergehendem Interesse u. a. hervor: „Ein interessantes Bildungsgesetz" (Prof. Gebhard), „Zur Histogenese der peripheren Nerven" (Prof. O. Schultze), „Ueber anatomische Hirnzentren" (Dr. O. Vogt), „Zur Entwicklungsgeschichte niederer Tiere" (Prof. Braus), „Ueber die Herleitung des Wirbeltierauges vom Auge der Ascidienlarve" (Prof. Froriep).

* **Todesfälle.** Am 20. d. M. starb in Heidelberg im Alter von 79 Jahren der in St. Petersburg geborene Privatgelehrte Baron v. **Osten-Sacken.** Der Verstorbene war durch seine zoologischen Arbeiten und Sammlungen berühmt geworden, besonders wertvoll war seine Käfersammlung. In Anerkennung seiner hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen hatte ihn die naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät der Heidelberger Universität zu ihrem Ehrendoktor ernannt. Nach vielen Forschungsreisen in Amerika und Asien hatte er sich seit Jahren in Heidelberg niedergelassen.

Der Professor der Theologie an der Genfer Universität, Gaston **Frommel**, ist gestorben.

Der erste Musikprofessor an der Havard-Universität in Cambridge und Komponist J. K. **Paine** ist, nach der Frankfurter Zeitung, 66 Jahre alt, gestorben. Er hatte in Berlin Musik studiert und hat Symphonien, Chorwerke u. a. m. geschaffen. Der amerikanische Lokalpatriotismus ließ sogar seine Zentenar-Hymne für die 1876er Ausstellung in Philadelphia über den dazu von Wagner komponierten Zentenar-Marsch den Sieg davontragen.

✻

Hochschulnachrichten.

H. **Freiburg i. Br.** Die Feier der **Prorektoratsübergabe** fand in Anwesenheit zahlreicher Vertreter von Staat und Stadt, Militär und Geistlichkeit und Freunde der Universität am 16. d. M. erstmals in der städtischen Kunst- und Festhalle statt. Den Jahresbericht erstattete der aus dem Amte scheidende Prorektor Prof. Dr. **Axenfeld.** Er gab bekannt, daß man bestimmt hoffe, im Juli den Grundstein zum Neubau des Kollegienhauses — wofür ein Aufwand bis zu 1,835,000 M genehmigt ist — legen zu können. Der neue Prorektor Geh. Hofrat Prof. Dr. **Himstedt** hielt alsdann seine hochinteressante Antrittsvorlesung über „Radium, Radioaktivität und radioaktive Substanzen". — Im laufenden Sommersemester, welches die höchste hier je verzeichnete Frequenz aufweist, sind 58 **Damen** an der Alberta Ludoviciana immatrikuliert.

hc. **Straßburg i. Els.** Dem Professor Dr. theol. Aloys **Schaefer**, der zum Bischof in Sachsen ernannt wurde, ist die erbetene Entlassung von der ordentlichen Professur für neutestamentliche Theologie in der katholisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität erteilt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Hermann **Brunnhofer**: Rußlands Aufschwung oder Niedergang? Berlin 1906. C. Froncke. 134 S.

Oskar **Mysing**: Ein werdender Gott. Berlin. Otto Janke. 254 Seiten.

Alexander Graf **Hübner**: Erlebnisse zweier Brüder während der Belagerung von Paris und des Aufstandes der Kommune. 1870—71. Berlin 1906. Gebr. Paetel. 216 S.

Dr. Jul. **Koch**: Römische Geschichte. Leipzig 1905. G. J. Göschen. 191 S.

Dr. Max **Koch**: Geschichte der deutschen Literatur. Ebenda 1906. 294 S.

Dr. Joseph **Karásek**: Slavische Literaturgeschichte. 1. Teil: Aeltere Literatur bis zur Wiedergeburt, 178 S.; 2. Teil: Das 19. Jahrhundert, 192 S. Ebenda 1906.

Dr. M. M. Arnold **Schröer**: Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte. 1. Teil: Von den ältesten Zeiten bis Spenser, 147 S.; 2. Teil: Von Shakespeare bis zur Gegenwart, 135 S. Ebenda 1906.

Eduard Mörikes Sämtliche Werke. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Gustav Keyßner. Stuttgart, Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 490 S.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 24. Mai. Nummer 120.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Das „Vaterland" in der Dichtkunst der „terza Italia" und in der unseren.

Von Otto Frhrn. v. Taube.

In diesen ersten Maitagen weihte die Mantovaner Vereinigung der bekannten Gesellschaft „Dante Allighieri" eine Fahne und hatte zum Festredner einen von den drei großen Dichtern des dritten Italien berufen, Giovanni Pascoli, den Nachfolger Carduccis auf dem Lehrstuhle zu Bologna.

Der Dichter kam; er grüßte Mantua als die Stadt des Vergil, und seine Gedanken wanderten hinüber nach Ravenna, das nicht ferne liegt, der Stadt, wo die Gebeine Dantes ruhen; und von den Erinnerungen der ersten und zweiten großen Zeit Italiens wandte er sich zu denen des dritten Italien und sprach:[1])

„O Ravenna, o Mantova, schwermütige Städte — o ihr meine heiligen Städte, Mantova und Ravenna. Bei Ravenna liegt ein einsamer Meierhof mit einer weiten Tenne, wohin — vom Meer zurückgeschlagen und vom Kanonenregen — Garibaldi Anita hintrug, daß sie dort sterbe. Und der Held hatte ein Einsehen in den Tod, umkreist, wie er war, von den bewaffneten Feinden — und dort sah er in der gramvollen Nacht, wie die zukünftigen Taten zu einem Nichts wurden und wie das dritte Italien, das sich hier und da gezeigt hatte — an den Höhen des Vesuv, in den lombardischen Ebenen, vor den Toren Roms — schließlich am Ort dahinschwand, wo das Reich erloschen. Und er sprach von den „Märtyrern von Belfiore", die Mantua gewissermaßen als Heilige des Risorgimento feiert, und ließ die Gedanken der drei Zeitalter Italiens in einen einzigen münden, der ihn zum Ausrufe begeisterte: „Hoch die Herzen! Italien beginnt von neuem!"

Es war eine Rede, die ganz dem Vaterlande galt, dem alten wie dem heutigen, und die besonders die Begründer dieses neuen Vaterlandes feierte. Wir mögen der Größe dieser Männer skeptischer gegenüberstehen. Den vielen ungenannten, braven, schönen Jungen, die im Befreiungskampfe Italiens gefallen, gern geben wir ihnen die Ehre! Nüchterner müssen wir über die Führer urteilen. Da war im besten Falle viel gute Absicht, dazu meist eine unselige Verbindung von Politikertum ohne staatsmännischen Blick, persönlichem, doch etwas theatralischem Mut ohne Feldherrngabe, was zu den groteskesten Effekten führte. Auch Garibaldi war — wie tapfer und edel er auch sein mochte — nicht viel mehr als ein Abenteurer. Doch während man in Italien die beiden einzigen organisatorisch veranlagten Persönlichkeiten des Risorgimento, die einzigen Besitzer der „virtù" im alten Sinne, Cavour und Victor Emanuel, höchstens mal mit kühler Achtung erwähnt, zollt man die ganze Begeisterung jenen Leuten vom anderen Schlage.

Es hat sich um diese eine wahre Legende gebildet, stärker als jede légende napoléonienne, erzeugt von der Vorliebe der Italiener fürs Laute, Theatralische, begünstigt von den demokratischen Strömungen, denen Könige und Minister prinzipiell unangenehm sind. Diese Legende wird aber gestärkt, in unvergänglich wertvolle Formen gegossen und somit verewigt von den maßgebenden Führern der heutigen italienischen Literatur. Inwieweit das politisch schadet oder nützt, gehört nicht in diese Erörterung. Eines nur ist sicher: die Dichter haben sich dieser Stoffe bemächtigt, und man wird einst diese wirklichen Vorgänge bloß in der Aureole kennen, die ihnen von der Poesie verliehen wird. Ich kann nur Stichproben nennen, da ich die moderne italienische Literatur nur stückweise kenne. Ich nenne auch nur die ganz großen Dichter: Carducci, d'Annunzio, Pascoli.

Daß Carducci, der am Begründungswerke des dritten Italien teilgenommen, auf Schritt und Tritt vaterländische Stoffe, und moderne vaterländische Stoffe, behandelt, ist bekannt und selbstverständlich. Bei Pascoli genügte schon, auf das obige Zitat seiner jüngsten Rede hinzuweisen, wer aber seinen letzten Band aufschlägt, wird ihn durchweht finden von Klängen aus Caprera, wird in ihnen Hymnen finden sogar auf die neuesten Ereignisse, den Tod König Humberts, die Polarfahrt des Herzogs der Abruzzen. Von d'Annunzio erwähne ich die „Notte di Caprera" mit den pompösen, tapidaren Anfangsstrophen, die Gesänge an den jetzigen König, über die bei der China-Expedition gefallenen Italiener. Selbst Irredentistisches finden wir bei ihm, wie bei Pascoli.

Stoff — überall Stoff nehmen sie aus den Ereignissen ihres Vaterlandes, auch aus den neuesten; und man kann es nicht leugnen, daß durch diese Art der heutigen italienischen Dichtkunst ein wunderbarer männlicher Ton durchklingt. Eine solche Art Dichtung mag vielleicht in einem Lande leichter blühen, das, wie Italien, zwei so große Vergangenheitsperioden hat, und wo seit dem Ende der letzten, — seit dem Sacco di Roma — nur eine verhältnismäßig kurze Zeit vergangen ist. Wir finden in Deutschland gewiß zerstreute große Ereignisse — z. B. die Reformation — aber seit den Staufern hat unsere Vergangenheit keine große Zeit gehabt, während den Italienern die Renaissance so nahe liegt wie ein Gestern, davor sie ein übler Traum scheidet, und von der Renaissance sich mühelos die Verbindung mit dem alten Lateinertum herstellen läßt; was

[1]) Nach dem Berichte des Corriere della Sera.

gibt es z. B. Lateinischeres als einen Machiavelli! — Und so finden sie heute ihre römische Abstammung wieder, fühlen sich mit den Römern eins und feiern wieder im köstlichen Tonfalle des Cicero ihr Land und ihre Helden als Lateiner, die Lateiner, wie ja Pascoli im Hymnus an die Simplonarbeiter in ihnen jene feiert, die — wie einst die Legionäre mit den Waffen — mit der Arbeit die Welt erobern:

> Lateinerblut, edel geborenes,
> Nasitos wanderndes Blut,
> Du bist dasselbe, wie an deinem Tage

und:

> Ihr seid noch stets die eisernen Cohorten.

Als ich mich nach längerem Aufenthalt in Italien wieder in deutschen Kreisen fand, fragte ich mich, warum eigentlich unsere heutige deutsche Literatur vom Vaterlande schweigt. Seit Fontane gestorben, scheinen unsere Dichter mit der einzigen Ausnahme Liliencrons wie übereingekommen zu sein, das Vaterland und vaterländische Stoffe zu vermeiden. Und wir haben doch würdige Stoffe. Wenn ich so lange vorhin beim italienischen Risorgimento verweilte, war es bloß, um dieser Periode die bekannten Ereignisse, die unser Deutsches Reich gebildet, als etwas wirklich Großzügiges entgegenzustellen. Aber man schweigt davon.

Jetzt wird man mir einwerfen, daß die Kunst nur in den Formen liegt, daß es daher auf den Stoff nicht ankommt. Freilich ist die Kunst nur nach der Form zu beurteilen, aber der Stoff gibt die Form. Man tut übel, ein herbes Material zu Nippsachen zu verwenden, Hausgerät verträgt keinen dorischen Tempelstil. So würden männliche, kräftige Stoffe ganz andere Noten in unserer heutigen Dichtung erwecken und bei der großen Vollkommenheit unserer heutigen Technik ganz anders mächtige Produkte entstehen lassen neben der köstlichen, ziselierten Kleinarbeit, die heute bei uns blüht.

Vielleicht aber fehlt es uns an der Stimmung für dergleichen Stoffe? Dann mögen wir ihnen allerdings lieber fern bleiben. Vielleicht sind sie uns auch durch eine gewisse offizielle Kunstpflege verekelt worden: der Vorwurf, unter dem Deckmantel der Kunst anderes zu treiben — wo nicht gar Tendenzpolitik —, hat uns kopfscheu gemacht, und das ist denen gegenüber, die vaterländische Stoffe in Schutz nehmen, geradezu zu einem Hexenglauben geworden. Auch ich werde mich darum zum Schlusse verteidigen müssen; ich tue es fast beschämt, denn es sollte selbstverständlich sein, daß man mich nicht mißversteht. Ich will bloß zur Behandlung neuer Stoffe anregen. Ich will diese Anregung geben, weil ich hoffe, daß die neuen Stoffe neue Töne in unserer Dichtkunst wachrufen werden. Ich habe über die heutigen Italiener geredet, Fontane und Liliencron genannt, um zu zeigen, daß die Behandlung solcher Stoffe gar nicht notwendigerweise schlechte Kunstwerke ergibt. Bloß auf neuen Stoff kommt es mir an, ich will nicht säbelrasseln. Und wie ich es meine, wird man verstehen, wenn ich mich jetzt wieder auf ein italienisches Beispiel berufe, auf Gabriele d'Annunzio, der Garibaldi feiert und trotzdem in einem seiner Romane eine Glorie die Häupter der Bourbonenfreunde umstrahlen läßt; denn beides war ihm Stoff — reiner Stoff.

Die polnische Frage.

Ein Vortrag von Ernst Osterraht-Eichen.

(Schluß.)

In die Jahrzehnte nach 1850 fällt zumeist ein Werk nationaler Wiedergeburt auf der polnischen Seite, das die höchste Bewunderung verdient: die Schöpfung eines polnischen Mittelstandes, dessen Mangel zum Untergange des Königreichs Polen nicht wenig beigetragen hatte. Schon im Jahre 1840 hatte ein Dr. Marcinkowski in Posen einen Verein zur Unterstützung der lernenden polnischen Jugend begründet, der bald eine glänzende Entwicklung nahm, über sehr bedeutende Mittel verfügt und ungezählten jungen Polen erst den Besuch der Gymnasien, technischen Schulen und Universitäten ermöglicht hat. Jetzt, in den 1860er und 70er Jahren, beginnen sich die Früchte der umfassenden und planmäßigen Tätigkeit dieses Vereins zu zeigen: überall, in den größeren wie in den kleinsten Städten Posens und Westpreußens, zum Teil auch in Ostpreußen und Schlesien, tauchen polnische Aerzte und Rechtsanwälte, Apotheker, Baugewerksmeister und Kaufleute auf, werden von ihren Landsleuten auf jede Weise unterstützt und drängen manchen deutschen Berufsgenossen durch ihre Konkurrenz aus der Stadt oder gar aus dem Lande. Ueberall entstehen polnische Vereine, die ihre Mitglieder streng vom Verkehr mit den Deutschen abschließen, polnische Sparkassen und Banken, denen von überallher, wo Polen wohnen, aus Galizien und Russisch-Polen, aus Paris und Amerika bedeutende Kapitalien zufließen. Kurz — als die preußische Regierung angesichts der immer wachsenden Gefahr endlich, seit 1885, mit staatlichen Mitteln zur Stärkung des Deutschtums vorgeht, die Schulen wieder mehr in den Dienst der Staatsidee stellt und sich erst 100, später 200 Millionen zum Ankauf polnischer und anderer Güter bewilligen läßt, um aus ihnen deutsche Dörfer zu schaffen — da ist das Polentum bereits so geschlossen organisiert und wirtschaftlich so erstarkt, daß es auf der Stelle zum Gegenangriff vorgehen kann. Polnische Ansiedelungsbanken mit großem Kapital werden gegründet und eine umfangreiche polnische Kolonisation wird ins Leben gerufen: mit welchem Erfolge, ist daraus zu ersehen, daß in den letzten 10 Jahren trotz der eifrigen Tätigkeit der staatlichen Ansiedelungskommission dem Deutschtum 40,000 Hektar Grundbesitz, das ist so viel wie 100 mittlere preußische Rittergüter oder etwa 1000 deutsche Bauernhöfe, verloren gegangen sind. Auch dies nicht ohne Schuld der Behörden: denn während die Ansiedelungskommission in Posen mühsam und wegen Mangels geeigneter deutscher Kolonisten nur langsam hier und dort ein neues deutsches Dorf begründet, handhabt dicht dabei die Generalkommission in Bromberg, auch eine königlich preußische Landeskulturbehörde, eifrig und gewissenhaft die neuen Gesetze über die Bildung von Rentengütern, läßt mit rührender bureaukratischer Harmlosigkeit und Gerechtigkeit ihre Gnade über Gute und Böse, Deutsche und Polen walten; und da die wenig zahlreichen deutschen Einwanderer sich zumeist an die Ansiedelungskommission wenden, da die Polen dicht dabei wohnen, auch besser organisiert und an Zahl überlegen sind, so kommt ihnen die Rentengüterbildung fast allein zugute: auf jedes deutsche Dorf, das die Ansiedelungskommission schafft, kommen bald zwei oder drei polnische Rentengutsgemeinden, die von der Generalkommission begründet werden. Ein unerhörter, aber durchaus gesetzlicher Vorgang, der schließlich auf deutscher Seite allgemeine Entrüstung hervorruft und dem erst durch wirksame gesetzgeberische Maßnahmen ein Ziel gesetzt wird, als die sonst so regierungsfreundlichen Konservativen im preußischen Landtage die Mittel für eine neue Generalkommission verweigern.

Wie groß die Schwäche und Nachgiebigkeit gegen das Polentum unter dem Reichskanzler Grafen Caprivi war und wie geschickt die Polen diese Situation unter der Führung des flottenbewilligenden Herrn v. Koscielski auszunutzen verstanden, ist noch in aller Gedächtnis. Das wird hoffentlich der letzte Rückfall auf diesem Gebiete gewesen sein: seit 10 Jahren arbeitet der Staat wieder stetig und mit wachsendem Nachdruck an der Stärkung des Deutschtums im Osten. Aber es wird lange dauern, ehe der Schaden, der dem letzteren während dieser verschiedenen Schwächeperioden zugefügt worden ist, wieder gutgemacht sein wird. Das sieht man an der schon erwähnten Vermehrung des polnischen Grundbesitzes im letzten Jahrzehnt.

Auch sonst ist das Polentum noch überall in der Offensive. Daß die Polen sich stärker vermehren als die Deutschen, ist ja bekannt. Das gilt übrigens allgemein für die Slaven, diese

jüngste der großen europäischen Völkerfamilien. Als ich vor 35 Jahren Geographie lernte, stand im „kleinen Seydlitz" zu lesen: Romanen 93, Germanen 91, Slaven 83 Millionen. Heute ist es gerade umgekehrt: die Romanen zählen in Europa etwa 116, die Germanen etwa 128, die Slaven mehr als 130 Millionen. Die romanische Völkergruppe als die der ältesten Kultur vermehrt sich am langsamsten, die germanische erheblich schneller, die am wenigsten kultivierten, bedürfnisloseren slavischen Völker am schnellsten. Das ist dasselbe Naturgesetz, das in jedem Einzelvolke wiederkehrt: die kultiviertesten Volksklassen haben durchschnittlich die wenigsten, die unkultivierte breite Masse verhältnismäßig die meisten Kinder. In dem nationalen Kampfe zwischen Polen und Deutschen wirkt dieses Gesetz gegen uns; damit müssen wir rechnen und deshalb müssen wir alle Kräfte doppelt anspannen, um nicht zu unterliegen. Denn die stärkere Vermehrung ist nicht der einzige Faktor zugunsten der Polen; es sind ihrer eine ganze Reihe.

Ich wies im Eingang darauf hin, daß anscheinend alle Vorteile auf unserer Seite seien: die Ueberzahl, die organisierte Staatsgewalt, die höhere Kultur. Aber die Kultur ist auch bei den Polen in schnellem Steigen begriffen. Sie sind ein hochbegabtes Volk und haben durch die wiederholten Einwanderungen im Laufe der Jahrhunderte sehr viel deutsches Blut in sich aufgenommen. Sie haben seit drei Generationen ununterbrochen von uns gelernt und sind unter der ihnen so verhaßten preußischen Herrschaft aus einer armen, stumpfen, verwahrlosten Masse ein fleißiges und wirtschaftliches Volk geworden. Wer die Mustergüter der Szaniecki, Kalckstein, Donimirski in Westpreußen gesehen hat, weiß, daß das verächtliche Wort von der polnischen Wirtschaft lange veraltet ist. Und wenn wir mit Recht stolz darauf sind, daß fast alles, was sie an Kultur besitzen, von uns stammt, so haben wir ihnen doch gerade dadurch die Hände gestärkt und ihnen erst die Waffen geliefert, mit denen sie uns jetzt so geschickt zu bekämpfen wissen.

Und ferner — die Staatsgewalt. Daß diese heute, im Zeitalter der Parlamente, unter so viel komplizierteren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, lange nicht mehr den starken und unmittelbaren Einfluß hat als zur Zeit des straff zusammengefaßten absolutistischen Regimes, liegt auf der Hand. Der Einzelne wie die Gesellschaft stehen heute dem Staate viel unabhängiger gegenüber als vor 60 oder 80 Jahren. Ueberdies haben wir ja gesehen, wie schwankend die Haltung der preußischen Regierung gewesen ist, wie einem Jahrzehnt planmäßigen Vorgehens oft mehrere Jahrzehnte der Schwäche und des Gehenlassens gefolgt sind. Und was straffe Organisation und Disziplin bedeutet, haben die Polen im preußischen Staate vortrefflich gelernt. Heute ist das ganze preußische Polentum in geradezu vorbildlicher Weise fest und lückenlos organisiert und überdies mit den 12 Millionen Polen in Rußland und Galizien aufs engste verbunden.

Wenn aber auf unsere Ueberzahl hingewiesen wird, so sind wir ja freilich 56 Millionen Deutsche gegen 16 Millionen Polen, und auch die Ostprovinzen allein zählen neben 3 Millionen Polen 7 Millionen Deutsche. Aber während das ganze Polentum geschlossen wie ein Mann dasteht und handelt, scheiden auf unserer Seite von vornherein aus Parteirücksichten viele Millionen aus dem Kampfe aus und gesellen sich sogar häufig zu unseren nationalen Gegnern: die einen, weil ihre Grundrichtung international ist und weil sie selbst die deutsche Staatsgewalt mit allen Mitteln bekämpfen, die anderen aus wenig haltbaren konfessionellen Gründen.

Und dann ein überaus wichtiges Element — die Frauen. Ist das polnische Nationalgefühl allgemein schon ungleich stärker als das deutsche, so gilt das in besonderem Maße von den Frauen. Die polnische Frau stellt sich ganz und mit Leidenschaft in den Dienst der nationalen Sache, namentlich in den gebildeten Ständen. Aber auch im Volke ist die Frau ein wesentlicher Machtfaktor für das Polentum. In der Familie und in dem Einflusse auf die Kinder ist die Frau eben doch meistens — und zumal in den minder gebildeten breiten Volksschichten — der stärkere Teil. Man kann unbedenklich annehmen, daß von 10 deutschen Männern, die Polinnen heiraten, 8 dem Deutschtum verloren gehen: ihre Kinder werden fast durchgängig Polen und häufig genug fanatische Deutschenfeinde. —

Und so — aus allen diesen Gründen — sehen wir trotz der neuerdings energischer gewordenen deutschen Gegenwehr heute noch das Polentum auf der ganzen Linie im Vormarsch begriffen. Wie sehr sich die Polen selbst als Angreifer fühlen, zeigt eine unvorsichtige, aber äußerst charakteristische Siegesfanfare des Przeglond Wszechpolski. Dieses Krakauer Polenblatt schrieb schon im Jahre 1899:

„Die Erhaltung der östlichen Provinzen, in denen die polnische Bevölkerung ansässig ist, hat für die preußische Monarchie das größte Interesse, ist für sie geradezu eine Lebensfrage . . . Der Verlust dieser Gebiete würde ein Todesstoß für die Macht Deutschlands sein. . . . Wir müssen also nicht nur mit Preußen, sondern mit ganz Deutschland, nicht mit einzelnen Parteien, sondern mit der ganzen deutschen Gesellschaft einen Kampf auf Tod und Leben führen. Das Lebensinteresse beider Nationen kommt hier in Betracht, der Kampf geht um unsere nationale Zukunft und um diejenige der deutschen Macht . . . .

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist die deutsche Politik eine defensive. Diesen defensiven Charakter der deutschen Politik stellen wir um so lieber fest, als sowohl in der Politik wie im Kampfe mit bewaffneter Hand gewöhnlich derjenige verliert, welcher in der Defensive ist. . . .

Armselig würde das künftige Polen nicht nur ohne Posen, sondern auch ohne Schlesien, ohne Zutritt zum Meere, also auch ohne Danzig und Königsberg sein."

Man sieht aus dieser Offenherzigkeit des galizischen Blattes, daß die Polen sich schon als Sieger fühlen und daß sie in ihren Ansprüchen für die Ausstattung des künftigen Königreichs Polen keineswegs schüchtern sind. Nicht nur Posen und Westpreußen, sondern auch das zu vier Fünfteln deutsche Schlesien und das niemals zu Polen gehörige Ostpreußen, wo kaum ein Zehntel der Bevölkerung polnisch ist, fordern sie dreist für den Nationalstaat ihrer Zukunftspläne. Und in der Tat handelt es sich für sie nicht etwa um phantastische Träume, sondern um sehr reale, konsequent verfolgte politische Pläne, bei denen sie die Möglichkeit eines unglücklichen Krieges des Deutschen Reichs gegen eine übermächtige Koalition unbedenklich in Rechnung stellen. Man spricht häufig und mit Recht davon, daß die vaterlandslose Haltung der Sozialdemokratie den Frieden gefährde, weil unsere Gegner im Auslande darin ein Moment innerer Schwäche des Reiches sehen. Ganz ebenso, nur vielleicht noch schlimmer, wirken die polnischen Pläne und der ununterbrochene, zielbewußt geleitete Kampf der Polen gegen den nationalen deutschen Besitzstand. Käme es wirklich zu einem solchen Kriege, so wäre das großartig organisierte Polentum nach unserer ersten ernstlichen Niederlage sofort bei der Hand, uns wie im Jahre 1806 in den Rücken zu fallen. Es ist also in Wahrheit eine Lebensfrage für ganz Deutschland, wer bei dem nationalen Kampfe in den Ostprovinzen Sieger bleibt. Es handelt sich hier um ein Gebiet, das an Ausdehnung ganz Süddeutschland übertrifft. Geht auch nur ein Teil davon verloren, so ist es mit der deutschen Großmachts- oder gar Weltmachtsstellung vorbei. Daß diese Stellung aufrechtzuerhalten wäre, wenn die deutsche Grenze wieder wie vor 700 Jahren an der Oder liefe und Berlin unter den Lanzenspitzen der polnischen Ulanen läge, wird auch im deutschen Süden oder Westen, wo man die politische und nationale Bedeutung unserer Ostprovinzen häufig unterschätzt, im Ernste niemand behaupten wollen.

Man ist in Süd- und Westdeutschland, zumal seitdem unsere Westgrenze bis zu den Vogesen hinausgeschoben und gesichert ist, inmitten aller unbestrittener deutscher Kultur und bequemerer Lebensverhältnisse wenig geneigt, an dem harten nationalen Kampfe im Nordosten persönliches Interesse und tätigen Anteil

zu nehmen. Das ist auch ein Moment der Schwäche auf der deutschen Seite. Wenn man angesichts der Güterverkäufe an Polen und anderer unerfreulichen Einzelerscheinungen den Deutschen in der Ostmark Mangel an nationalem Sinn vorwirft, so beruht dieser Mangel, soweit er überhaupt besteht, in erster Linie auf der bei den dortigen Deutschen oft vorhandenen Empfindung, daß sie im Kampfe gegen die Polen bei ihren Volksgenossen nicht den nötigen Rückhalt finden, daß sie von ihnen im Stiche gelassen werden.

Diese keineswegs grundlose Empfindung zu tilgen, den Deutschen in Westpreußen, Posen und Schlesien den Rücken zu stärken und ihr Nationalgefühl, wo es nottut, neu zu beleben, ist eine ebenso wichtige wie dankenswerte Aufgabe, der auch im Süden und Westen des Reiches niemand sich entziehen sollte, der Anspruch auf politische und nationale Mündigkeit macht. Der Einzelne freilich vermag auf diesem Gebiete wenig; Organisation ist auch hier alles; das sollten wir an dem glänzenden Beispiel unserer polnischen Gegner lernen. Und aus der Mahnung zum Zusammenschluß, die vor zwölf Jahren aus dem Munde des verewigten Fürsten Bismarck erging und die Begründung des Deutschen Ostmarken-Vereins zur Folge hatte. Der Verein ist auch von deutscher Seite vielfach angefeindet worden und hat wohl im ersten Uebereifer tatsächlich diesen oder jenen Fehler gemacht, ist aber heute in Wahrheit nichts anderes als eine Organisation ernster, praktischer nationaler Arbeit zum Schutze des bedrohten Deutschtums, namentlich auch nach der wirtschaftlichen Seite hin. Seine deutschen Gegner kritisieren ihn zumeist, ohne ihn zu kennen, und stützen sich dabei — bewußt oder unbewußt — gewöhnlich auf Urteile, die aus dem polnischen Lager kommen. Es ist unrichtig, daß der Ostmarkenverein konfessionelle Politik treibt: er schließt sie im Gegenteil vollkommen aus und steht zum Beispiel gerade den deutschen Katholiken im Osten durchaus freundlich gegenüber. Es ist unwahr, daß er den Haß gegen die Polen pflegt: er tritt lediglich für die Selbstbehauptung des Deutschtums ein; und überdies liegt Haß gegen fremdes Volkstum ja doch dem deutschen Volkscharakter gänzlich fern. Und schließlich ist der Ostmarkenverein unsere einzige nationale Organisation gegenüber den Polen und das wirksamste Werkzeug zur Stärkung der nationalen Gesinnung und der wirtschaftlichen und sozialen Stellung des Deutschtums im Osten.

Nur wenn es gelingt, diese nationale Organisation in großem Maßstabe auszubauen und ihr die für ihre namentlich auf die Stärkung des deutschen Bürgertums abzielenden wirtschaftlichen Pläne nötigen bedeutenden Mittel zuzuführen, werden auch die staatlichen Maßnahmen zur Befestigung des deutschen Besitzes von nachhaltigem Erfolge sein. Und nur wenn die preußische Regierung und das deutsche Volk in seiner Gesamtheit planvoll und einmütig zusammenarbeiten, wird es uns gelingen, den slavischen Angriff abzuwehren und das Erbe unserer Väter auch an der Ostgrenze ungeschmälert zu behaupten.

Venezianer Hausrat zur Zeit der Renaissance.

Der erste Band der italienischen Forschungen, herausgegeben vom Kunsthistorischen Institut in Florenz (im Verlag von Bruno Cassirer, Berlin 1906) liegt seit einiger Zeit vor. Er enthält einen Sonderabdruck vom letzten Nachlaß des so verdienstvollen Gustav Ludwig, herausgegeben unter Mitwirkung von Fritz Rintelen. Und wieder bringen uns die 368 Seiten dieses Werkes ein neues, helles Licht, welches so manchen dunklen Punkt der Venezianer Kulturgeschichte scharf beleuchtet. Diesmal handelt es sich um den venezianischen Hausrat zur Zeit der Renaissance. Die Quellen und Forschungen waren zweierlei Art, zuerst: die Bilder und Holzschnitte, dann archivalische Nachrichten, die uns aus Wohnhäusern und Villen, Geschäftsräumen und Schiffen überliefert wurden. Inventare, welche besonders Trödler aufzustellen gehalten waren, boten eine ergiebige Fundgrube.

Gleich im ersten Kapitel beschäftigt sich der Verfasser mit dem „Restello“, das ein Möbelstück zum Toilettenzwecke war. Es bestand aus einem Spiegel und einer Reihe von Zinken zum Aufhängen von Gegenständen. Solcher Möbel gab es zwar von verschiedenen Gattungen; einige unter anderem, wo man erledigte Briefe und Papiere aufbewahrte. Als Beispiel eines solchen dient die Tafel in der Scuola S. Giorgio (Venedig), die die Berufung des hl. Matthäus darstellt und wo sich ein solches Schreibrestello abgebildet findet. In der Ludwigschen Untersuchung kommt es aber speziell auf das Restello an, welches der Toilette diente. Passender Raum für dieses Möbel wird das Schlafzimmer gewesen sein, wo die Venezianer auch ihre Besuche empfingen, und die Stelle, wo man es plazierte, war zwischen zwei Fenstern. Gewöhnlich bestand das Restello aus Holz, war vergoldet, ornamentiert, bemalt, mit Bildchen geziert, und die Patrizier brachten mit Vorliebe ihr Wappen darauf an. Zuerst war die Form des Spiegels rund, später viereckig. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts entwickelte sich das Restello zu großer Pracht. Die Rekonstruktion eines solchen wird von Ludwig versucht, und zwar jenes des Malers Vicenzo Catena, dem es Giovanni Bellini mit Bildern ausschmückte, die in der Akademie zu Venedig erhalten sind. Auch wird von Ludwig versucht, eine Deutung dieser allegorischen Bilder zu geben.

Das erste Bildchen stellt ein leicht bewegtes Meer dar, worauf ein Kahn schwankt, in dem eine weiß gekleidete Frau sitzt, umgeben von Putten; auf dem linken Knie balanciert sie eine Kugel: dies soll die „Barke des Glücks“ versinnlichen. Die zweite Tafel: in einem marmornen Gemach steht auf einer Trommel eine nackte Frau, in der rechten Hand hält sie den Spiegel und wird von drei Putten umgeben. Das Weib ist gewöhnlich als die Wahrheit erklärt worden, Ludwig hingegen kommt zur Schlußfolgerung, sie stelle die Prudentia vor. Auf dem dritten Bilde sieht man den öden Meeresstrand. Eine steinerne Stufe hinauf tragen zwei Männer eine Riesenmuschel, aus der ein Monstrum herausshängt, um dessen Arme sich eine Schlange windet. In dieser letzten Figur erkennt man den Gerion, wie die Phantasie Dantes ihn geschaffen hat, für den er die Personifikation des Betrugs war. Bellini will mit dieser Allegorie auf die Entlarvung der Schande hindeuten. Auf einem antiken Wagen, der von drei Putten gezogen wird, steht eine fette, fast nackte Gestalt mit bekränztem Haupt; eine hagere Gestalt schreitet lebhaften Schritts davor. Dies ist das vierte Bildchen und bedeute den sinnlichen und tugendhaften Mann. Die letzte Tafel zeigt uns ein Fabeltier, welches die Naturen eines Weibes, eines Adlers und eines Löwen vereinigt. Die Augen sind verbunden, dreifach gefärbte Flügel entwachsen dem Rücken, in den Händen hält die Frau zwei goldene Kannen; ihre Füße sind Löwenbeine; die Gestalt steht auf zwei Kugeln. Hintergrund eine schöne Landschaft. Bisher hielt man diese Figur für die Fortuna. Wenn wir aber die geistvolle Erfindung des Bellini näher betrachten, zeigt sich uns: die verbundenen Augen bezeichnen die Justitia, das, was an der Gestalt Adler ist, symbolisiert die Hoffnung, die beiden Kannen die Temperantia — das Ganze stellt den Inbegriff der Tugenden dar. Das im Zyklus behandelte Thema hat seinen Ursprung nicht in der antiken Mythologie, sondern in der mittelalterlichen Dichtung. Ludwig bringt die triftigsten Beweise vor und mag wohl im ganzen recht behalten; aber in jenen skrupulösen Deutungen sieht man stark die Einbildungskraft und den guten Willen des Autors mitreden. Denn hat man je vermocht, den Amor sacro e profano von Tizian abschließend zu deuten? Man könnte beinahe behaupten, so viele Köpfe, so viele Meinungen tauchen hierüber auf.

Interessant sind nun die Toilettenutensilien, welche zum Restello gehörten. Zuerst ist die Coda zu nennen: ein Pferdeschweif von weißem oder rotem Haar, auf dem die Kämme zur Auf-

bewahrung aufgesteckt wnrden. Dieser Gebrauch war auch in Spanien üblich, denn Cervantes beschreibt diese Stücke im Don Quichote. In Venedig finden wir sie zuerst in einem Inventar aus dem Jahre 1486 erwähnt. Die Sedola bestand aus Borsten, welche in Pinselform gebunden als Bürste diente und auch einen reich geschmückten Stiel haben konnte. Das Scriminal, ein satzbeinförmiges Instrument aus Knochen, Glas oder Silber, diente, den Scheitel durch die Haare zu ziehen; einzelne dieser Stücke waren vergoldet, mit ebenhölzernem Griff. Auch in französischen und toskanischen Inventaren werden derlei Gegenstände erwähnt.

Am Restello wird ferner der von den Damen so beliebte Zebelin gehangen haben, den sie sonst in der Hand hielten oder über die Schulter trugen. Der Pelz wurde am Bauche zugenäht, während Beinchen und Schwanz sichtbar waren; durch die Nase war ein goldener Ring gezogen, der zum Aufhängen diente. In Süddeutschland scheint er auch in Gebrauch gewesen zu sein; eine Zeichnung im Münchener Nationalmuseum zeigt uns einen Zebelin, dessen Köpfchen in Gold gefaßt ist. Der Prosumego war eine Art von Kugel aus Kupfer oder Bronze mit Tauschierarbeit in Gold und Silber. Man verbrannte darin Räucherwerk und rollte sie dann auf den Teppichen. Rosenkränze wurden von der Venezianerin bisweilen als Schmuck am Gürtel getragen, bestanden wohl auch aus kostbaren Perlen und waren parfümiert mit Moschus, Zibel oder Oldano. Letzteres Parfüm scheint aus Cypern importiert worden zu sein, es bestand aus Ambra und Moschus. Noch sind zu erwähnen die Schwammnäpfchen, die aus Alabaster, Silber, Glas oder Nußholz bestanden, und die Pomadetöpfchen aus Stuck und Majolika. Ueber das Restello, wo sich all die Gegenstände befanden, konnte natürlich auch ein kostbarer Vorhang gespannt werden, und für Beleuchtung des Abends wird wahrscheinlich auch gesorgt worden sein.

Später, als das Restello verschwand, kam die Toilettenkassa in Gebrauch. Damen ließen sich dieselbe auf die Altana tragen; dort saßen sie in einem Peignoir, um den Kopf wurde ein hölzerner Reif gelegt, über den die Haare ausgebreitet waren. Bekanntlich ließ man, um recht schön blond zu werden, das Haar von der Sonne bescheinen und befeuchtete es mit Tinkturen — wenige Damen des 16. Jahrhunderts behielten ihre natürliche Haarfarbe.

An der Hand alter Bilder wird von Ludwig zu beschreiben versucht, wie die Venezianerin sich kämmte und den Kopf schmückte. Auf den älteren Werken wird das Haar der Frau gescheitelt dargestellt. Entweder wurde es offen getragen, mit einem Band zusammengehalten (siehe das Violante-Porträt in Wien), oder man flocht einfach Zöpfchen. Carpaccio läßt meist das Haar lose hängen, oft aber wird es am Ohr oder Nacken von einem zierlichen Beutel aus Seide oder Brokat aufgenommen. Wie es scheint dem Orient nachgeahmt ist die Scufia, ein in Form größerer Haarbeutel, und deren Nebenerscheinung das Balzo. Erstere legte sich wie ein breites Band nahe bis an die Stirne an und faßte das Haar am Hinterkopf, parallel zum Gesicht, turbanartig zusammen. Beim Balzo fehlte das Band, denn dieser Turban erhebt sich unmittelbar über dem Kopf und lastet wie ein Sack darauf. In der Münchener Pinakothek befindet sich ein schönes Beispiel letzterer Mode auf einem Bilde Sebastiano Florilegios. Das Cinquecento findet Gefallen an kunstvoller Anordnung des Haares. Man flocht Zöpfe und trug sie im Kranze wie eine Krone, sparte nicht Perlen und Edelsteinschmuck. Schönes derart findet man auf Bildern Tizians und Paris Bordones. Zuweilen, wie es Tintoretto liebte, war die vordere Hälfte des Haares zu Locken geformt. In älteren Werken sieht man auch das an den Schläfen getrennte Haar schlangenförmig zu Strähnen gedreht. Zur Hochzeit ließ man das Haar gewöhnlich breit auf die Schulter herabwallen und setzte ein Krönchen auf den Kopf; so malte Paolo Veronese die heilige Katharina.

Der Grundstock einer venezianischen Kulturgeschichte ist somit von Gustav Ludwig auf solider Basis gewonnen, vielleicht kommt noch einmal der Forscher, welcher, auf dem vorgezeichneten, richtigen Wege weiterarbeitend, uns ein Gesamtbild der Venezianer Sitten und Gebräuche gibt. Dies wäre ein schönes und dankbares Werk.

L. Brosch.

Bücher und Zeitschriften.

Bayern als Königreich 1806—1906. Hundert Jahre vaterländischer Geschichte. Von Theodor Bitterauf. München, Becksche Buchhandlung. 1906.

Die Jahrhundert-Feier der Erhebung Bayerns zum Königreich hat viele gute Schriften hervorgerufen und unsere Aufmerksamkeit wieder auf das engere Vaterland gelenkt. Die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, die einen großartigen Umschwung und eine Fülle von Neuerungen auf allen Gebieten brachte, hatte unseren Blick so sehr aufs Große gerichtet, daß wir der Scholle, der Eigentümlichkeit und der Geschichte des engeren Vaterlandes weniger Interesse zugewendet haben. Die Geister standen im Banne der überwältigend großen Ereignisse.

Der Anlaß, uns wieder mit der Stammesgeschichte zu beschäftigen, hat uns zur Besinnung gebracht und uns daran erinnert, wo die Wurzeln unserer Kraft und Eigenart liegen, wie diese im deutschen Stammesgemisch mitwirken zum Wohle des Ganzen, wie in dem Austausch und der Verwertung der einzelnen Stammesvorzüge Bayern einen hervorragenden Kulturberuf innerhalb Deutschlands ausübt.

Dr. Th. Bitterauf, der geschätzte bayerische Historiker, schildert mit Objektivität und großer Offenheit, in knapper, gemeinverständlicher, sehr anregender Form und mit patriotischer Wärme die letzten hundert Jahre bayerischer Geschichte. Besonders belebend tritt hervor, daß der Verfasser die Persönlichkeiten, die auf die Schicksale Bayerns einen bestimmenden Einfluß gehabt oder zum Urteil berufen waren, selbst sprechen läßt durch Anführung von ihren Reden, Aussprüchen, brieflichen und öffentlichen Aeußerungen. Wohl nur in wenigen Büchern sprechen bedeutende und einflußreiche Menschen, die ins Grab gesunken sind, so unmittelbar zum Leser wie in diesem Buche. Ueber 500 Namen weist das am Schlusse des Buches angefügte Personenverzeichnis auf. Der Verfasser behandelt die Entwicklung Bayerns von dem Regierungsantritt Max Josephs an bis zu dem zwanzigsten Jahre der Regierung des Prinzregenten Luitpold. Nach einleitenden Worten über das weit zurückliegende Eintreten der Wittelsbacher in die Geschichte, nach Schilderung der ersten Regierungsjahre Max Josephs und der Gründung des Königreiches und dessen Stellung als Rheinbundstaat kennzeichnet der Verfasser die Politik Montgelas' mit den Worten: „Wie Bismarck die deutsche Frage als Preuße gelöst hat, wie Preußen das deutsche Wesen im Norden zusammenfaßte, so hat auch Montgelas zur Lösung der nationalen Aufgaben als Bayer beigetragen, indem er sein Land zu einem Zentrum für süddeutsches Wesen erhob", und weiter: „Max Joseph erkannte zuerst den idealen Beruf Bayerns in Deutschland. Er riß die chinesische Mauer ein, die das Land früher von dem protestantischen Norden trennte." Keiner empfand aber die Schmach des Gebundenseins an Napoleon I. tiefer als Kronprinz Ludwig, dessen deutscher Sinn und unverhohlene Abneigung gegen den Welteroberer klar zum Ausdruck kommt. Die Liebe, die Max Joseph bei seinen Untertanen genoß, die inneren Reformen, welche Bayern unter seiner segensreichen Regierung erhalten hat, insbesondere das wohltätige Geschenk einer Verfassung, mit welcher Bayern an der Spitze von Deutschland marschierte, sind in kurzen Strichen kräftig gezeichnet. Nicht minder gerecht wird der Verfasser der Regierungstätigkeit Ludwigs I. Die verdüsternde Richtung der Abelschen Periode nicht umgehend, schildert er die Fürsorge für die materielle Kultur und eingehend mit großer Wärme die kulturelle Bedeutung der Wirksamkeit Ludwigs I. für die Entfaltung von Kunst und Wissenschaft. „Wenn man nur eine Pflanze im ersten Wachstum hegt und pflegt," sagt Wilhelm v. Kaulbach, „später wächst sie schon von selbst in die Höhe, und der Fruchtbaum der deutschen Kunst ist in die Höhe gediehen. Deshalb ist es ebenso töricht wie undankbar, wenn eine jüngere Generation, auf die eigene Kraft stolz, über das eigentümliche Wirken des Königs die Nase rümpft." König Ludwig I. hat München zur Kunststadt gemacht. Die Gedichte des Königs, die sein Empfinden kennzeichnen, sind nicht durch die Form, sondern als Stimmungsbilder noch heute wertvoll, in ihnen offenbart sich, wie Bitterauf sagt, immer wieder deutscher Sinn und glühende Vaterlandsliebe, inniges Gefühlsleben und aufrichtige Religiosität, erhabene Begeisterung für alles Schöne in Kunst und Natur. Auch manches schöne Wort hat der König zur Jugend gesprochen, seine Erziehungsgrundsätze sind heute noch beherzigenswert. Die Darlegung der Ereignisse,

die den begabten Herrscher zur Thronentsagung veranlaßten und deren Wirkungen werden nicht ohne innere Bewegung gelesen werden.

Was König Ludwig I. begonnen, führte König Max II. weiter. Hat Bitterauf ein eigenes Kapitel, betitelt: „Ludwig I. und die deutsche Kunst“, dem Wirken Ludwigs I. auf diesem Gebiete gewidmet, so finden wir in dem Kapitel „Max II. und die deutsche Wissenschaft“ das hervorstechende Wirken dieses Königs, der an Schelling schon als Kronprinz schrieb: „Um Wahrheit ist es mir zu tun im Leben wie in Kunst und Wissenschaft. Sie wissen, daß ich die möglichste Förderung und Unterstützung der Wissenschaft mir als Hauptaufgabe gesetzt.“ Als König brachte er die Wissenschaft im Zusammenhang mit den sozialen Aufgaben seiner Zeit. „Von den Wissenschaften wären vorzüglich Physik, Chemie, Technik zu unterstützen.“ „Die Geschichte verdiente wohl besondere Beachtung sowohl zur Verherrlichung des Vaterlandes wie zur richtigen Beurteilung und Würdigung der sozialen Verhältnisse.“ Darin bekundete der König einen weiten Blick. Döllinger sagte: „Mir ist im ganzen Umfang der Geschichte kein Fürst bekannt, der aus seiner Privatkasse mit solch einsichtsvoller Liberalität die wissenschaftlichen Forschungen und literarischen Erzeugnisse in ihren mannigfaltigen Verzweigungen unterstützt und gefördert hätte wie Max II. Da finden sich wahrhaft königliche Unterstützungen zu wissenschaftlichen Reisen u. s. w.“, und Bitterauf schreibt: „Wenn schon als Regentenpflicht Max II. persönlich die Erwerbung einer möglichst universellen Bildung unerläßlich schien, so wollte er doch noch vielmehr durch die Pflege der Wissenschaften seine Bayern aufrütteln, wissenschaftlichen Geist in ihnen wecken und sie zur Mitarbeit auf einem Felde anspornen, von dessen Früchten er eine heilsame Nachwirkung für alle Gebiete der menschlichen Tätigkeit erwartete“, und an anderer Stelle: „Für die Volksbildung zu wirken, erlahmte Max II. nie. Die Ehre der bayerischen Waffen ließ Max II. nicht antasten. Er schlug Thiers in Paris eine Audienz ab, weil dieser in seiner Geschichte des französischen Konsulates und Kaiserreiches über Wrede und das bayerische Heer unwahre Angaben gemacht hatte.“

In der deutschen Politik war Bayern zu einer mehr zuwartenden Stellung verurteilt. An den Historiker Schlosser schrieb König Max II.: „Was an meiner schwachen Kraft liegt, das will ich, so lange ich lebe, daran setzen, um an Deutschlands verdunkeltem Horizont den rettenden Stern entdecken zu helfen.“

„In der Frage um Schleswig-Holstein,“ schreibt Bitterauf, „erlitt die durch von der Pfordten inaugurierte Triaspolitik ihre empfindlichste Niederlage; aber was noch schlimmer war, über den Plänen, Zweifeln und Besorgnissen brach die schwache Kraft Maximilians. Der König verschied nach nur zweitägiger Krankheit am 10. März 1864.“ So kam der 18jährige Kronprinz als Ludwig II. auf den Thron, der bei Ablegung des Eides auf die Verfassung sprach: „Meines geliebten Bayernvolkes Wohlfahrt und Deutschlands Größe seien die Zielpunkte meines Strebens.“

Bayerns deutsche Politik zwischen 1866–1870 behandelt Bitterauf mit großer Offenheit, aber auch mit patriotischer Wärme. Die Ursachen und der Verlauf des Krieges 1866 sind kurz und übersichtlich geschildert. Bald nach dem Feldzug 1866 kam in Bayern das Ministerium Hohenlohe. Es bildete, wie Bitterauf sagt, „ein sehr wichtiges Bindeglied, durch das der Süden noch fester an das neu sich einigende Vaterland geschmiedet wurde“. Als dann im Jahre 1870 Benedetti in Ems an den König von Preußen die bekannte unwürdige Zumutung stellte, erklärte König Ludwig II. noch vor der offiziellen Kriegserklärung aus freiem Ermessen: „Der casus foederis ist gegeben.“ Der Verfasser schildert uns nun die Vorgänge im bayerischen Landtag, die Begeisterung, die sich in Bayern wie in ganz Deutschland entwickelte, die Hauptereignisse des Krieges 1870/71, die Vorgänge, die zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches führten. Ueberall erzählt der Verfasser mit gewinnender Offenheit den Hergang. Was ist seitdem für das allgemeine Wohl von Reichs wegen und auch speziell in Bayern geschehen? „Dem Volk die großartigen Ideenschätze erschließen zu helfen, die seine Denker und Dichter ihm gaben, den Niederstehenden das Ringen nach Bildung und Wohlstand zu erleichtern, das wären die Ziele, für die ich am liebsten schaffen und wirken möchte“, so äußerte sich König Ludwig II. einst schon dem Fürsten Hohenlohe gegenüber. Sein idealer Sinn förderte das Volkswohl. Traten im Norden Deutschlands die Ideen der bloßen Nützlichkeit und des Verstandes mehr hervor, so war es Bayern nun vorbehalten, mit der ganzen Glut des inneren Lebens die befruchtenden Ideen der Wittelsbacher in Kunst und Wissenschaft über Gesamtdeutschland auszubreiten. Die Schöpfungen Richard Wagners und das Verhältnis zu seinem königlichen Protektor finden ihre Würdigung und der Verfasser schließt diese Regierungsperiode mit den Worten: „Auch König Ludwig II. wird in der Geschichte fortleben nicht als der kranke Mann, sondern als der begeisterte Herold des neuen Deutschen Reiches, der ideale Führer seines Volkes zum Edlen, Guten, Wahren, Schönen. Und so dürfen wir ihm das Lob spenden, das Goethe dem Lieblingsdichter des Königs in die Gruft nachgerufen hat:

Hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Auch die Regierungszeit des Prinzregenten Luitpold schildert der Verfasser durchaus zutreffend.

Einige Stellen des Buches sind angeführt, um dem Leser einen Blick in den Inhalt zu eröffnen. Wir möchten wünschen, daß das Buch Bitteraufs, das mit charakteristischen Bildern elegant ausgestattet ist, in jeder bayerischen Familie eine Heimstätte finden möge, aber nicht bloß im Bücherschrank, sondern in den Herzen der jüngeren Generation, die erkennen möge, auf wessen Schultern sie steht, die über die Hocheinschätzung der materiellen Güter den idealen Sinn nicht verlieren möge und der Worte König Ludwigs I. stets eingedenk sein möge:

Wir wollen Deutsche sein und Bayern bleiben!

K. v. L.

Physikalische Aufgabensammlung von G. Mahler, Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Ulm. Sammlung Göschen. Leipzig 1905. G. J. Göschens Verlagshandlung.

Wohl die meisten der an unseren Mittelschulen eingeführten physikalischen Lehrbücher enthalten einzeln eingestreute Uebungsaufgaben, durch deren Lösung den Schülern das Verständnis des Lehrstoffes erfahrungsgemäß ganz erheblich erleichtert wird. Da indessen, aus begreiflichen Gründen, der Umfang dieser Lehrbücher stets innerhalb gewisser, enger Schranken gehalten werden muß, können den einzelnen Kapiteln gewöhnlich nur einige Uebungsbeispiele angehängt werden. Das vorliegende, von einem Fachmann bearbeitete Büchlein, das auf 99 Seiten nicht weniger als 582 Aufgaben aus allen in Betracht kommenden Gebieten der Physik und auf weiteren 18 Seiten die zugehörigen Lösungen bringt, kommt also gewiß einem in weiten Kreisen gefühlten Bedürfnis entgegen. Die Auswahl der Aufgaben läßt durchgehends den erfahrenen Fachmann erkennen; soweit es nötig erschien, sind die für die Lösung erforderlichen Daten (Koeffizienten u. s. w.) an passender Stelle mit aufgeführt, bei schwierigeren Aufgaben ist überdies dem Resultat eine kurze Andeutung über den bei der Lösung einzuschlagenden Weg beigefügt. Das vortreffliche Büchlein, das den Bedürfnissen von Lehrern und Schülern, aber auch dem von vielen im praktischen Leben Stehenden durchaus entsprechen dürfte, sei hiermit der allgemeinsten Beachtung empfohlen.

—n—

Allgemeine Rundschau.

Aus der nordischen Bronzezeit.

Der von der kgl. schwedischen Akademie der Wissenschaften in Stockholm kürzlich herausgegebene ausführliche Bericht des Dozenten Dr. O. Almgren über die von ihm auf Veranlassung des Prinzen Gustav Adolf von Schweden unternommene Ausgrabung und Untersuchung des mächtigen Grabhügels König Björns bei dem Dorfe Haga, unweit Upsala,[1]) enthält so viel des Interessanten und Wichtigen, daß es geboten erscheint, einige Mitteilungen hier folgen zu lassen. Vorher soll aber noch erwähnt werden, daß sich das Werk, wie alle großen schwedischen archäologischen Publikationen, durch die beigefügten vortrefflichen Abbildungen, nicht minder auch durch die mustergültige Ausstattung auszeichnet.

In dem unteren Teil des Steinkernes des Hügels fanden sich zahlreiche Stücke von noch nicht ganz vermoderten Eichenstämmen, und unter diesen wahrscheinlich auch ein als Sarg ausgehöhlter Eichenstamm, um den ehemals ein Bau von sich kreuzenden Eichenstämmen aufgeführt war. Auf der Ausdehnung des Sarges lagen, neben den verbrannten menschlichen Knochen, eines jener langen, schönen nordischen Bronzeschwerter mit goldbelegten, verzierten Griffseiten, 29 Goldnieten, von denen noch zwei in der Holzfüllung des Schwertgriffes steckten, eine andere Goldniete, ein Goldknauf, der wahrscheinlich den oberen Knopf des Schwertgriffes abschloß, eine brillenförmige mit Gold belegte Bronzefibel, zwei Bronzenäpfe mit langen Spitzen, zwei gold-

1) *Almgren, Oscar:* „Kung Björns Hög“ och andra fornlämningar vid Håga. Utgivet af Kungl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademien. Stockholm 1905. Mit Plänen, Textabbildungen und 3 Tafeln. Gr. 4. VIII, 59 Seiten.

belegte Bronzeknöpfe, mehrere röhrenförmige Golddrahtspiralen, drei sehr kleine Spiralen, ein Bronzemesser mit Golddraht am Griff, ein anderes mit spiralförmigem Griff, zwei Bronzepinzetten, zwei kleine Bronzeanhängsel, zwei kleine Fragmente, einige Harzstücke mit Holzabdrücken und ein paar sehr kleine Scherben von groben Tongefäßen.

Die Fundstücke sind vollständig bezeichnend für die vierte der von Montelius aufgestellten Perioden der nordischen Bronzezeit (= S. Müllers ältere Periode der jüngeren Bronzezeit), also nach Montelius' Chronologie etwa das 11. und 10. Jahrhundert v. Chr. Das Grabinventar enthält die für die Männergräber jener Zeit charakteristischen Gegenstände; ist jedoch viel reicher als irgend ein bis jetzt bekannter Grabfund jener Periode.

Da sich auf dem ursprünglichen Boden, unter dem Sarge, eine starke Holzkohlenschicht vorfand, so ist anzunehmen, daß hier die Verbrennung der Leiche stattgefunden hat. Nach den von Prof. Dr. E. Clason untersuchten Knochen ergibt sich, daß dieselben von einer mittelgroßen, grazial gebauten Person herrühren. „Es muß also, wenn es ein mächtiger Häuptling war, ein kluger Mann gewesen sein, denn kräftig war er nicht."

Höher im Hügel fanden sich an verschiedenen Stellen zahlreiche Knochenhäufchen, die offenbar von den während der Errichtung des Hügels stattgehabten Leichenschmäusen herrührten. Ferner kamen überaus zahlreich unverbrannte Reste von Tierknochen zerstreut vor, von denen die Mehrzahl Haustiere, besonders dem Rind und Schaf, angehört. Nur wenige Knochen stammen von wilden Tieren: von Fuchs, Hase, Eichhörnchen und Reh. Das Vorkommen des letzteren Tieres ist deshalb besonders interessant, weil es jetzt nicht so nördlich in Schweden gefunden wird. Sehr merkwürdig ist es, daß unter diesen unverbrannten Tierknochen auch solche von Menschen in ganz ähnlicher Lage vorkamen. Nach der Bestimmung von Prof. Clason stammen diese von mindestens drei Individuen (zwei Männern und einem Weib). Ein längeres Schenkelfragment ist gespalten. Die wahrscheinlichste Erklärung von dem Vorkommen der menschlichen Knochen ist demnach — der Kannibalismus! Mutmaßliche Anzeichen dieser Sitte hatte man in Schweden bisher nur in den steinzeitlichen Ablagerungen der bekannten Grotte auf Stora Karlsö, unweit Gotland, gefunden. In jüngster Zeit (Sommer 1905) hat man aber auch auf steinzeitlichen Wohnplätzen in Upland (Aloppe, Mjölkbo) unter den vielen Tierknochen einzelne Menschenknochen gefunden. (Vergleiche Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1906, Nr. 9, S. 71: „Aus der nordischen Steinzeit".) Vielleicht könnte man sogar schon eine zusammenhängende Entwicklung dieser Sitte in Upland verfolgen: in der Steinzeit Kannibalismus als üblich, wenn die Gelegenheit es bot, in der Bronzezeit als ritueller Gebrauch bei einem besonders feierlichen Leichenschmaus und endlich am Ausgang der Heidenzeit (im 11. Jahrhundert n. Chr.) Menschenopfer ohne Verzehrung der Leichen bei den großen, alle neun Jahre wiederkehrenden Feiern am Tempel von Gamla Upsala (nach Adam von Bremen, lib. IV, 27).

Ein mächtiger Mann muß es gewesen sein, der mit einer so reichen Grabausstattung, mit einem so großen Denkmal und mit einem solchen Leichenschmaus geehrt wurde; man kann ihm mit vollem Recht den Königsnamen zuteilen. Es ist von großem Interesse, schon für jene frühe Zeit ein Kulturzentrum mit Königtum in der Gegend von Upsala feststellen zu können. Die bisherigen bronzezeitlichen Funde aus Upland waren nach sonstigen schwedischen Verhältnissen ziemlich reichlich, aber ließen doch nicht etwas so Großartiges erwarten. Ueberhaupt kennt man nur ganz wenige schwedische Analogien zu den goldbelegten Prachtstücken des Fundes von Haga. Dagegen sind ganz ähnliche Stücke vielfach in Dänemark gefunden. Es zeigt sich also, daß das upländische Kulturzentrum mit dem Hauptzentrum des damaligen nordischen Kulturgebietes, Dänemark, in lebhafter Verbindung stand.

Endlich seien noch die Mitteilungen Dr. R. Sernanders über die Naturverhältnisse der Gegend zu der Zeit als der Hügel errichtet wurde, angeführt. Die Geologen sind darüber einig, daß Upland sich erst verhältnismäßig spät aus dem Meere gehoben hat. Die steinzeitlichen Ansiedelungen von Aloppe u. s. w., die etwa 20 Kilometer westlich von Haga liegen, müssen zu ihrer Entstehungszeit, d. h. vor etwa 5000 Jahren, sich ganz in der Nähe des Meeres befunden haben, weil Knochen vom Seehund (Phoca foetida) in großen Massen vorkommen. Demnach stand das Meer zu jener Zeit 30 bis 33 Meter höher wie jetzt. Andrerseits hat Sernander durch Beobachtung der Lage von Runensteinen und anderen Denkmälern der jüngsten Heidenzeit (11. Jahrhundert n. Chr.) gefunden, daß die Gegend von Upsala damals etwa 4 bis 5 Meter tiefer lag als jetzt. Unter der Annahme, daß die Hebung des Landes anfangs etwas schneller als später ging, kommt Sernander für die Zeit des Hügels von Haga, d. h. etwa 1000 v. Chr., zu einer durchschnittlichen Zahl von etwa 14 Meter als Bezeichnung für die Höhe der damaligen Meeresfläche über der jetzigen. Die Kurve von 14 Meter verläuft aber am Fuß der Anhöhe, auf deren höchstem Punkt der Grabhügel liegt. Diese Anhöhe würde demnach zu jener Zeit eine Landzunge gebildet haben, die vom Nordwesten her sich in die Meerenge erstreckte, welche das Tal des jetzigen kleinen Flusses von Haga ausfüllte. Diese Lage des Grabhügels auf dem Gipfel einer hohen Landzunge entspricht ganz der gewöhnlichen Lage der bronzezeitlichen Steinhügelgräber in anderen Teilen Schwedens, z. B. an der Westküste.

N.

*

Shakespeare-Funde.

C. E. Die Londoner Zeitschrift „The Nineteenth Century" stellt, wie wir einem Referat der „Neuen Zürcher Zeitung" entnehmen, glückliche Erfolge neuer Forschungen über Shakespeare in Aussicht, da jetzt sämtliche englische Staatsarchive und Gerichtshöfe ihre Akten an das „Public Record Office" von London abgegeben haben. Bis vor kurzem herrschte in England in bezug auf alte Papiere eine ungeheuere Sorglosigkeit: in vielen Schlössern des hohen Adels und in den Kathedralen wurden die Dokumente früherer Jahrhunderte in buntem Durcheinander auf irgend einem Speicher auf einen Haufen geworfen, dem Staub, der Feuchtigkeit, den Spinnen, Ratten und Mäusen preisgegeben. Während man sich über die Kärglichkeit an Nachrichten über die Literatur des großen elisabethanischen Zeitalters wunderte, moderten diese Nachrichten unbeachtet in allen Winkeln des Königreiches. Nachdem nun in den letzten Jahren der bloße Zufall fünf Notizen von Zeitgenossen Shakespeares zutage gefördert hat, ist man endlich durchdrungen von dem Gedanken, daß noch wahre Schätze zu heben sind. Ueber die „neuen" Notizen, von denen die beiden letzten zu Ende 1905 gefunden wurden, teilt das „Nineteenth Century" folgendes mit: 1. In einem Taschenbuch des Archidiakon Plume (bekannt als Gründer eines astronomischen Lehrstuhles in Cambridge) findet sich um das Jahr 1656 eingeschrieben: „Sir John Mennes sah einmal Shakespeares alten Vater in seinem Laden, einen fröhlichen, rundbackigen alten Mann, der sagte: „Will ist ein guter anständiger Bursche, aber er wagt immer Späße mit mir zu machen." 2. In den Papieren der Londoner Steuerbehörde fand sich der Nachweis, daß ein säumiger Steuerzahler namens William Shakespeare, von dem man bereits früher wußte, wirklich der Dichter gewesen ist, der schließlich, nachdem er auf die andere Seite der Themse gezogen war, seine Steuerschuld dennoch bezahlte, obwohl er jenseit des Wassers zu ihrer Abtragung nicht mehr verpflichtet war. 3. Die dritte Entdeckung betrifft einen Antrag, den der Krämer John Shakespeare, zu einer Zeit, da seine Geschäfte schlecht standen, an das Heroldsamt richtete, um einen Wappenbrief zu erlangen. Es ist wohl zweifellos, daß er diesen Schritt auf Antrieb seines ältesten Sohnes William tat. Die Schauspieler unter der Königin Elisabeth waren erpicht auf Wappen. Unverfroren ließen sie die Wappen gleichnamiger vornehmer Geschlechter auf ihre Siegelringe stechen. Die beiden nächsten Freunde Shakespeares hatten sich „Ahnen" usurpiert. Der eine, Philipps, erklärte sich für einen Nachkommen des Sir Philipp Lord Bardolph, der durch seine Tapferkeit berühmt geworden war. Daß Shakespeare den rotnasigen Kumpan Falstaffs Bardolph nannte, ist wahrscheinlich eine Neckerei gewesen. Sein Freund nahm es ihm jedoch nicht übel, wie das goldene Dreißigschillingstück beweist, das Philipps Shakespeare vermacht hat. Der andere Freund, Thomas Pope, bestand darauf, das Wappen des Kanzlers Sir Thomas Pope zu führen. Daher war der Antrag des Krämers Shakespeare, man möge ihm bestätigen, daß er von Leuten abstamme, die unter Heinrich VII. tüchtige und treue Dienste geleistet, noch sehr bescheiden. Eines der neu entdeckten Dokumente ist eine heftige satirische Schmähschrift gegen den Beamten des Heroldsamtes Sir William Dethick, wegen der Leichtgläubigkeit, mit der er Wappen bestätigt habe. In der Handschrift des Wappenmeisters Ralph Brook von York, der wiederholt die Amtsvergehen seiner Kollegen ans Licht zog, ist eine Liste von 23 Personen aufgestellt, die sich unter falschen Angaben ein Wappen erschlichen hatten. Der Name Shakespeare figuriert an vierter Stelle. Der strenge Zensor rügt, daß seine Kollegen sich durch Geld bestimmen ließen, Leuten geringen Herkommens zu bestätigen, daß sie zu einem hocharistokratischen Geschlecht gehörten und berechtigt seien, dessen Wappen zu führen. In diesen unsauberen Handel war also auch der große Dichter verwickelt. 4. Im Haushaltbuch des Grafen Rutland auf Schloß Belvoir findet sich folgendes. „Item am 31. März an Mr. Shakespeare in Gold für meines Herrn Impreso 44 Schillinge. An Richard Burbadge für Malen und Anfertigen des Impreso 44 Schillinge." Es handelte sich darum, dem jungen Grafen von Rutland zu einem Turnier in Whitehall seinen Schild zu bemalen und mit einer kurzen Devise („Impreso" oder richtiger „Impresa") zu versehen. Die drei oder vier Worte der Devise hatte Shakespeare zu erfinden und erhielt hierfür ein Honorar, das nach heutigem Geldwert berechnet sehr bedeutend war. Eine kurze Zeile Shakespeares wurde gleichwertig erachtet mit der Malerei des Schildes durch einen bekannten tüchtigen

Maler, der als Schauspieler zum Shakespeareschen Freundeskreis gehörte. 5. Prozeßakten von 1615 aus dem vorletzten Lebensjahr des Dichters. Zusammen mit einigen anderen angesehenen Leuten tritt er als Kläger auf um das Besitzrecht an Ländereien und Gebäuden in Blackfriars. Der Ausgang der Sache ist aus den Akten nicht ersichtlich. Wie diese zufälligen Manuskriptfunde auf viele kommende hoffen lassen, so hofft man auch auf das Auftauchen von verloren gegangenen gedruckten Dramen: „Antonius und Kleopatra“ und „Wie es euch gefällt“ sind zu Shakespeares Lebzeiten gedruckt worden, aber man hat bis jetzt noch kein Exemplar von ihnen. Den Text kennt man nur aus der Folioausgabe, die sieben Jahre nach dem Tode Shakespeares erschienen ist. „Titus Andronicus“ kam 1904 in einem Exemplar von 1594 zum Vorschein. Das Bändchen wanderte auf der Stelle für 10,000 Dollars nach Amerika. In den Vereinigten Staaten wird die Shakespeare-Forschung mit Begeisterung getrieben. Das „Nineteenth Century“ schlägt daher vor, die Amerikaner zu einem organisierten archivalischen Shakespeare-Feldzug mit heranzuziehen, unbekümmert darum, welchem der britischen Stämme die einzelnen Schätze zufallen, wenn sie nur überhaupt gehoben werden. (Ueber Punkt 4 dieser Zusammenstellung ist in unserer Beilage bereits ausführlich berichtet worden. Wir führen ihn lediglich der Vollständigkeit halber nochmals mit auf.)

Kleinere Mitteilungen.

* Das Komitee der internationalen Assoziation der Akademien ist von der Wiener Akademie der Wissenschaften auf den 30. Mai zu einer Sitzung nach Wien eingeladen worden. Die British Academy stellt, wie die Frankfurter Zeitung meldet, dazu den Antrag, daß ein bibliographischer Katalog der auf Geschichte, Philosophie und Philologie bezüglichen Publikationen nach dem Vorbild des International Catalogue of Scientific Literature ins Leben gerufen werden soll.

F. Ernennung eines Komitees von Gelehrten zum Studium der Frage einer möglichen menschlichen Zuchtwahl. Mr. Williams Hayes, Assistent im amerikanischen Ackerbaudepartement, hat, angeregt durch die großartigen Versuche und Erfolge des bekannten Mr. Luther Burbank, des Züchters neuer Pflanzenabarten und durch einen neuerlichen Artikel desselben in einem amerikanischen Magazin, in dem dieser erklärt, durch eine richtige Mischung der 50 verschiedenen Nationalitäten innerhalb der Vereinigten Staaten ließe sich eine neue Spezies Mensch schaffen, ein Komitee von Gelehrten ernannt, das alle möglichen Mittel untersuchen soll, die imstande sind, die Vererbung zu beeinflussen, und zwar speziell im Hinblick auf die Idee, die Vermehrung von „Familien guten Blutes“ zu ermutigen, dagegen die Schaffung weiterer schlechter Elemente in der durch ziellose Vermischung übel beeinflußten amerikanischen Zivilisation zu entmutigen. In das Komitee sind Gelehrte berufen worden, die der American Breeder's Association, deren Präsident Mr. Hayes selbst ist, angehören. Diese Association hat große Erfolge in der Züchtung von Haustieren nachzuweisen. Mr. Hayes aber lädt nun auch viele andere Gelehrte ein, mit der Regierung zusammenzuarbeiten für die Verbesserung und Vervollkommnung der amerikanischen Bevölkerung vermittelst Heirat zwischen richtig erlesenen Personen. Der Bericht dieses Komitees soll dann als Basis für populäre Erziehung und Aufklärung über diese Frage benützt werden. Die Frage erregt durch die Ernennung jenes Komitees wie den oben erwähnten Artikel Mr. Luther Burbanks großes Interesse in weiten Kreisen der Vereinigten Staaten.

* Todesfälle. Die Schriftstellerin Claire v. Glümer ist in Blasewitz bei Dresden im 81. Lebensjahre gestorben. Sie war die Tochter von Karl Werro v. Glümer, der als politischer Flüchtling an verschiedenen Orten der Schweiz und Frankreichs lebte. Als nach Ausbruch der Bewegung von 1848 ihr Vater nach Deutschland zurückkehrte, berief er seine 23jährige Tochter nach Frankfurt und übertrug ihr die Parlamentsberichte für die Magdeburgische Zeitung, die sie bis zum Tage der Kaiserwahl fortführte. Sie wurde bald eine sehr beliebte Schriftstellerin und Uebersetzerin. Von ihren literarischen Arbeiten sind besonders zu nennen „Fata Morgana“, „Aus den Pyrenäen“, „Berühmte Frauen“, „Liebeszauber“, „Dönninghausen“, „Vom Webstuhl der Zeit“.

Am 19. d. M. ist in Stuttgart der Musiklehrer am Katharinen- und Olgastift, Musikdirektor Theophil Reichardt, im Alter von 73 Jahren gestorben.

Der St. Petersburger Dermatologe Prof. Dr. B. Tarnovski, Gründer und Präses der Russischen Syphilidologischen Gesellschaft, ist, der Wiener Zeit zufolge, am 18. d. M. in Paris, wo er zu Besuch weilte, im Alter von 68 Jahren gestorben.

Hochschulnachrichten.

* München. Professor E. v. Drygalski von der Berliner Universität hat die an ihn ergangene Berufung zum ordentlichen Professor der Geographie an der hiesigen Universität angenommen und wird vom nächsten Wintersemester ab dem hiesigen Lehrkörper angehören.

* Berlin. Dem Privatdozenten für Psychiatrie und Neurologie und ersten klinischen Assistenten bei Professor Ziehen an der Klinik für psychische und Nervenkrankheiten der hiesigen Universität Dr. med. Richard Henneberg ist der Professortitel verliehen worden. — Zahnarzt Professor W. D. Miller, Mitglied des zahnärztlichen Instituts der hiesigen Universität, hat, nach dem Berliner Tageblatt, einen Ruf an die Harvard-Universität in New-Haven (Connecticut) erhalten, dem er im Herbst Folge zu leisten gedenkt. — An die im Herbst hier zu eröffnende Handelshochschule sind u. a. berufen worden: Prof. Dr. Eltzbacher aus Halle für Rechtswissenschaft, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Duncker in Berlin für Geographie, Prof. Dr. Martens für Physik, Dr. Obst für Bankwesen, Dr. Preuß für Staatsrecht, Prof. Höniger für Geschichte, Generalsekretär Dr. Manes und Prof. Dr. v. Bortkiewicz für Versicherungswissenschaft, Dr. Crüger für Genossenschaftswesen, Regierungsrat Dr. Eger für Eisenbahnwesen u. s. w.

hc. Bern. Der seit 1889 an der hiesigen Universität als Privatdozent für Laryngologie und Otologie tätige Dr. med. Wilhelm Lindt ist zum Titularprofessor ernannt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. med. M. J. Kittel: Die gichtischen harnsauren Ablagerungen im menschlichen Körper. Franzensbad, Corbetha i. Thür. 1906. Selbstverlag. 112 S.
Max Roden: Frühlingsgarten (Gedichte). Wien. Verlagsanstalt Neuer Literatur und Kunst. 68 S.
Fritz Lienhard: Wege nach Weimar. (Monatsblätter. 1. Jahrgang, Heft 7.) Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer. 48 S.
Max Peters: Schiffahrtsabgaben. 1. Teil: Die Rechtslage. Schriften des Vereins für Sozialpolitik.) Leipzig 1906. Duncker u. Humblot. 339 S.
Dr. phil. Elon Wikmark: Die Frauenfrage. Eine ökonomisch-soziologische Untersuchung unter spezieller Berücksichtigung des schwedischen Bürgertums. Halle a. S. 1905. Karl Marhold. 203 S.
C. v. Oberkamp, Justizrat: Orientierungsfahrten im Orient. München. Im Selbstverlag. 170 S.
Albert Geiger: Die Legende von der Frau Welt. Karlsruhe 1906. J. Bielefeld. 162 S.
Derselbe: Tristan. Ein Minnedrama. Ebenda. 221 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Jahrgang 1906. München, Samstag, 26. Mai. Nummer 121.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Besuch der Vertreter deutscher Städte in London.

(Vom 14. bis 20. Mai.)

Von Prof. Dr. E. Sieper (München).*)

Zunächst möchte ich darauf hinweisen, in welcher Eigenschaft ich an der Reise nach England teilgenommen habe. Als Freund der deutsch-englischen Annäherung und als Mitglied des im letzten Winter hier in München zusammengetretenen Komitees zum Zwecke einer Kundgebung behufs Anbahnung besserer Beziehungen zu England war ich von dem British Committee for the Study of Foreign Municipal Institutions eingeladen worden, mich an den Veranstaltungen in London zu Ehren der deutschen Gäste zu beteiligen. Außer mir waren auch noch einige andere Persönlichkeiten, die direkt nichts mit dem Munizipalleben zu tun haben, eingeladen. Aus Köln war Konsul Nissen anwesend, aus dem preußischen Ministerium des Innern hatte sich Dr. Küster eingefunden, aus Wiesbaden war Regierungspräsident Dr. v. Meister herübergekommen.

Ich möchte hier gleich betonen, daß ich während meines Besuches in London wieder beobachten konnte, welch guten Eindruck unsere glänzende Münchener Kundgebung vom 6. Januar und die sich daran schließende Erklärung in England gemacht haben. In einer Unterredung mit dem Lordmayor nach dem glänzenden Bankett, das er am Freitag den deutschen Gästen im Mansion House gab, trug er mir auf, meinen Münchener Freunden nochmals zu sagen, wie bedeutend unsere Erklärung in der City of London berührt habe.

Der besondere Zweck, den die Reise der deutschen Bürgermeister und Stadtverordneten nach England im Auge hatte, bestand darin, die munizipalen Einrichtungen der Weltstadt London näher kennen zu lernen. Ob wirklich dieser besondere Zweck überall und nach jeder Richtung hin erreicht wurde, kann man vielleicht bezweifeln. Unsere Zeit war zu kurz und zu bewegt. Der besondere Zweck trat hinter dem allgemeinen politischen Zweck mehr oder minder zurück. Aber dieser allgemeine politische Zweck, die Vertreter der beiden Nationen in nähere Verbindung zu bringen, einen Austausch herbeizuführen, freundschaftliche Beziehungen zu knüpfen, ist in vollem Umfang erreicht worden. Das ist nicht bloß mein eigenes Urteil, sondern auch das der namhaftesten Vertreter der deutschen Kommission. Sie haben mir versichert, daß sie von dem Empfang in London geradezu überwältigt seien, daß sich der Verkehr und der Austausch mit den englischen Gastgebern von Tag zu Tag herzlicher und erfreulicher gestaltet hätte.

Gerade die intime Aussprache, die bei dem acht Tage dauernden Zusammensein zwischen namhaften Männern beider Nationen stattfinden konnte, war — das hat wohl ein jeder gefühlt — von enormer Wichtigkeit. Sie hat sicher dazu gedient, etwaige Vorurteile, die auf beiden Seiten bestanden haben mögen, zu beseitigen, den deutschen Besuchern neue Anregungen zu geben und neue persönliche Beziehungen zu knüpfen, die sich nach mancher Richtung hin als fruchtbar erweisen werden.

Auch die großen festlichen Veranstaltungen waren nicht ohne Bedeutung. Sie haben sich als politische Kundgebungen von größter Bedeutung erwiesen. Es wäre falsch zu glauben, daß es sich bei diesen Empfängen und Banketts bloß um ein Zusammensein der deutschen Gäste — ihre Zahl betrug etwa 30 — mit den Mitgliedern der englischen Studienkommission gehandelt habe. Es waren glänzende Veranstaltungen, von deren Größe und Pracht man sich in Deutschland schwerlich einen Begriff macht. Hervorragende Mitglieder der jetzigen englischen Regierung, die bekanntesten Männer der Corporations of London, die berühmtesten Vertreter des parlamentarischen, literarischen und industriellen Lebens waren zugegen. Auch die Vertreter der Kunst fehlten nicht. Auf dem Lordmayors-Bankett am Freitag, nach dem Empfang beim König, sah ich zu meiner großen Freude auch eine Anzahl der deutschen und speziell Münchener Künstler, die gelegentlich der deutschen Gemäldeausstellung nach London gekommen waren. Die Zahl der Teilnehmer an dem Eröffnungsbankett, welches am Montag abend in De Keysers Hotel stattfand, betrug gegen 300. Beim Dinner des Eighty Club am Donnerstag abend waren vier Kabinettsminister anwesend.

Und was noch wichtiger war, diese Männer in hochverantwortlicher Stellung waren nicht bloß zugegen, sie haben das Wort ergriffen, um ihre Gedanken über die deutsch-englischen Beziehungen, ihre Freude über die mit so vielem Erfolg eingeleitete Verständigungsbewegung in einer Weise zum Ausdruck zu bringen, die deutlicher, offener und herzlicher nicht gedacht werden kann. Wer nach den Erklärungen, welche der Premierminister Sir Campbell-Bannerman, der Kriegsminister Haldane, der Chef der Marine Lord Tweedmouth und Winston Churchill abgegeben haben, und nach dem tätigen Interesse, welches sie für den Besuch der deutschen Gäste an den Tag gelegt, noch länger die Meinung hegt, man dürfe der englischen Regierung unfreundliche oder perfide Absichten gegen Deutschland zutrauen, dem ist wirklich nicht zu helfen.

*) Herr Professor Dr. Sieper hat sich, unserer Bitte entsprechend, einem Mitglied unserer Redaktion gegenüber über seine Eindrücke während des Besuches der Vertreter deutscher Städte in London des näheren ausgesprochen. Wir geben im folgenden aus seinen Ausführungen das Bemerkenswerteste wieder. Anm. der Red.

Die von warmer Begeisterung für Deutschland getragene Rede des Kriegsministers beim Eröffnungsbankett gipfelte in dem Gedanken, daß von feindseliger Rivalität zwischen Deutschland und England nicht die Rede sein könne und dürfe. Der Marineminister, der beim Dinner des Eighty Club den Vorsitz führte, versicherte unter ausdrücklichem Hinweis auf seine autoritative, verantwortungsvolle Stellung und die bemerkenswerte Tatsache, daß er sein Amt auf ausdrücklichen Wunsch des Königs übertragen erhalten habe, die englische Flotte diene lediglich defensiven Zwecken, und es sei absurd zu denken, daß sie zur Bekämpfung und Vernichtung einer anderen Marine bestimmt sei.

Natürlich war die Zahl derjenigen Männer, mit denen wir in persönliche Berührung kamen, immerhin eine beschränkte. Aber man hatte das Gefühl, daß hinter diesen Männern weite Kreise des gebildeten, urteilsfähigen englischen Publikums standen. Das bewies uns die glänzende Aufnahme, die wir allenthalben fanden. Außerordentlich freundlich war z. B. das Entgegenkommen, das uns bei unserm Besuch im Parlament bewiesen wurde, wo Lord Lyveton auf der großen Terrasse mit ihrem prachtvollen Weitblick auf die Themse uns bewirtete, Sir Benjamin Stone unter allerlei freundlichen Scherzen uns photographierte, der viel genannte radikale Minister John Burns uns mit einer freundlichen Anrede begrüßte und einige junge, der deutschen Sprache mächtige Parlamentarier in der liebenswürdigsten Weise uns die ganze Einrichtung der Parlamentsgebäude zeigten. Wohltuend wirkten auch die zahlreichen Empfänge in Privathäusern, die zu Ehren der deutschen Besucher angesetzt waren. Lady Havergham öffnete uns die Pforten ihres gastlichen, in reizendem Empirestil gehaltenen Heimes am Donnerstag Abend, nachdem alle offiziellen Verpflichtungen des Tages ihr Ende erreicht hatten. Lady Brassey empfing uns Freitag von 5 bis 6 Uhr nach dem Lunch im Mansion House, um uns einen Einblick in ihre wertvollen Kunst- und ethnographischen Sammlungen zu gewähren. Auch das große Publikum zeigte für die deutschen Besucher ein spontanes Interesse, das sich von Tag zu Tag steigerte. Als am letzten Abend unseres Besuches bei der Galavorstellung im Alhambra-Theater die Wacht am Rhein erklang, erhoben sich alle Besucher bis auf die obersten Galerien hinauf, um stehend dem Nationalliede der Deutschen zu lauschen, bis der letzte Ton verklungen war.

Auf einen Umstand möchte ich mit besonderem Nachdruck hinweisen. Es war auffällig, selbst für die Männer, die seit Jahren genauere Kenner Englands sind, in welchem Maße die leitenden Persönlichkeiten in England sich mit deutscher Sprache, deutscher Literatur und mit der politischen und sozialen Geschichte Deutschlands vertraut gemacht haben. Der Kriegsminister Haldane gab in seiner übrigens deutsch gehaltenen Rede am Montag Abend einen Ueberblick über diejenigen deutschen Dichter und Geisteshelden, die Englands Entwicklung und insbesondere seine eigene geistige Ausbildung haben fördern helfen. Er sprach von dem Einfluß Schillers und von dem Goethes, der nach seiner Ansicht in England nicht minder geschätzt würde als in Deutschland, würdigte die Arbeit der großen Reformatoren aus der Zeit der Freiheitskriege, eines Stein, Scharnhorst und Clausewitz und sprach schließlich von dem ungeheuren Einfluß, welchen die deutsche ideale Philosophie, wie sie von Hegel und Fichte begründet wurde, auf das moderne England geübt habe. Es war für viele Deutsche eine Art Offenbarung, eine solche Rede aus dem Munde eines englischen Kriegsministers und eines Mannes, der vor einigen Monaten noch einer der am meisten beschäftigten Advokaten der Welt war, zu hören. Ich war auf die Rede nicht ganz unvorbereitet, da mir Haldane als Uebersetzer Schopenhauers und aus seinem trefflichen Buche über den „Weg zur Wirklichkeit“ bekannt war. Trotzdem waren mir die Aufschlüsse über den Einfluß der Philosophie Hegels in England überraschend. Als ich zwei Tage später auf der Fahrt nach Windsor dem Minister gegenüber meinem Erstaunen Ausdruck gab, erwiderte er, Hegels Einfluß könne gar nicht überschätzt werden. Er habe eine sorgfältige Enquete veranstaltet und könne mir versichern, daß ungefähr vier Fünftel aller englischen Universitätslehrer von der Einwirkung Hegelscher Ideen berührt seien, daß gerade unter Hegels Führung jetzt in England allenthalben der Kampf gegen den intellektualen Materialismus geführt würde. Nicht minder bedeutungsvoll für die Schätzung deutschen Wesens in England waren auch die Ausführungen, welche der Chefsekretär für Irland, Bryce, am Dienstag während des Lunch im Tribune Office entwickelte. Er knüpfte an den kurz vorher gemeldeten Tod unseres Landsmannes **Karl Schurz** in Amerika an, legte dar, was dieser Mann für das politische und intellektuale Leben Amerikas bedeutet habe, und gab darauf einen Ueberblick über die nationalökonomische Entwicklung Deutschlands im letzten Jahrhundert. Es war eine Rede von solcher Sachlichkeit und Gründlichkeit, daß sie in jedem deutschen national-wissenschaftlichen Verein ein bemerkenswertes Ereignis gebildet haben würde. Ein hervorragender Kenner deutscher Literatur und deutscher sozialer Institutionen ist auch Sir John Gorst. Er wird in den nächsten Wochen, wie er mir mitteilte, nach München kommen, um hier die Arbeitsvermittlungs-Bureaus näher zu studieren. Als wir am Freitag Abend nach dem Dinner in Keysers Hotel zusammen zur Alhambra fuhren, versicherte er mir, daß Goethe zu seiner fast täglichen Geistesnahrung gehöre. Er pflege ihn auch in seiner Familie vorzulesen. Insbesondere rühmte er Wilhelm Meister. Alles in diesem Roman sei so einfach, klar, lebenswahr und natürlich; bei vielen Aussprüchen hätte er immer das Gefühl, als habe er das selbst früher einmal gesagt. Ich erwiderte, wir Deutschen könnten uns gratulieren, wenn wir in England viele solche Verehrer unserer Literatur und unseres deutschen Wesens besäßen. Er versicherte mir, daß die Achtung und Bewunderung vor deutschem Geist und deutscher Arbeit in England im steten Zunehmen begriffen sei. Als bemerkenswertes Beispiel für den Geist, der die Engländer bei der Beurteilung deutscher Art und deutscher Verhältnisse zu führen begänne, nannte er mir das auch in einzelnen deutschen Blättern beachtete Buch: „The Brassworkers of Berlin and of Birmingham“. Ich war wirklich gerührt, als bei unserm nächsten Zusammentreffen der würdige alte Herr dieses Buch aus der Tasche zog: er habe es mir mitgebracht, damit ich noch in England einen Blick hineinwerfe. Wie sehr in England insbesondere das **Studium der deutschen Sprache** zugenommen hat, zeigte unser Festabend im Eighty Club. Dieser Klub — er wurde 1880 gegründet, daher sein Name — ist zurzeit wohl der politisch wichtigste Klub in London. Gerade durch seine ungeheure Arbeit wurde bei der letzten Wahl zum nicht geringen Teil der riesige Erfolg der Liberalen herbeigeführt. Der Klub besteht zum weitaus größten Teil aus jungen, tatkräftigen und intelligenten Mitgliedern, die sich durch jährlichen Zuwachs aus den fähigsten Angehörigen der Universitäten Oxford und Cambridge neu rekrutieren. Es war auffällig, wieviele dieser Eighty Clubmen — nicht weniger als drei seiner Mitglieder sind im jetzigen Kabinett — die deutsche Sprache entweder vollkommen oder doch leidlich beherrschen. Eines ihrer Mitglieder, trotz seiner Jugend bereits Unterstaatssekretär in der jetzigen Regierung, begrüßte uns in einwandfreier deutscher Rede.

Man sieht, die immerfort hervorgehobene Abgeschlossenheit Englands gegenüber fremdem geistigen Leben, die selbstbewußte Beschränktheit englischer Männer und ihre Unfähigkeit, eine fremde Sprache zu erlernen, gehören der Vergangenheit an. Wirklich bedeutende Männer, die eine führende Rolle im öffentlichen Leben spielen, haben sich ehrlich bemüht, von Deutschland zu lernen, und bekennen gern, daß das, was sie geworden sind, zum Teil auch auf der Bildung aus deutschen Quellen beruht. Ich glaube, daß gerade durch den Besuch der deutschen Städtevertreter in England der Wunsch, von Deutschland zu lernen, neue Nahrung empfangen hat. Einige der deutschen Herren sind von ihren neu gewonnenen englischen Freunden gebeten

worden, demnächst Vorträge aus ihrem Gebiet vor interessierten Kreisen in London zu halten. Auch ich habe mich bestimmen lassen, bei meinem nächsten Aufenthalt in England einen Vortrag vor einer ethisch-literarischen Gesellschaft zu halten.

Ich weiß wohl, daß immer noch gewisse Kreise den deutsch-englischen Annäherungs- und Verständigungsbemühungen skeptisch gegenüberstehen. „Glauben Sie wirklich, daß Ihre Arbeit etwas nützen wird?" Dieser und ähnlichen zweifelnden Fragen begegnet man immer wieder. „Die kommerzielle Rivalität zwischen Deutschland und England erweist sich als viel zu mächtig, um Ihren Bestrebungen dauernden Erfolg zu schaffen!" So hat man immer wieder gesagt, und die meisten haben das als selbstverständliche Wahrheit hingenommen. Da zeigte sich bei den großen Kundgebungen in Deutschland und England, die der verflossene Winter gebracht hat, daß gerade Handels- und Industriekreise die eifrigsten und entschiedensten Befürworter einer friedlichen Verständigung beider Völker waren. Es kann ja nicht anders sein; alle produktiven Stände brauchen den Frieden, sie würden durch kriegerische Verwicklungen am ersten und nachhaltigsten geschädigt. Wie Professor Lotz in seiner Rede bei unserer Münchener Kundgebung und Winston Churchill in seiner Rede im Eighty Club mit Recht hervorhoben, haben die Handelskriege, die tatsächlich geführt worden sind, zu nichts geführt. „Handelsrivalität" — so führte Winston Churchill weiter aus — „sollte nie zu politischer oder militärischer Gehässigkeit führen, schon aus dem Grunde, wenn aus keinem andern, daß das Heilmittel so viel schlimmer ist als die Krankheit. Wenn wir den Soldaten anrufen, um Handelsrivalitäten zu beseitigen, so ist sein erster Schritt, allen Handel zu zerstören, der in sein Bereich kommt, und allen andern Handel an die Flagge neutraler Nationen zu übertragen. Gab es je einen Handelskrieg, der eine Dividende von einem Schilling auf das Pfund ausgegebenen Geldes gezahlt hätte?"

Auch der Brief, den uns Lordmayor Vaughan Morgan, in dessen Person sich doch die Handelsinteressen Londons gewissermaßen verkörpern, als Antwort auf unsere Münchener Erklärung sandte, wandte sich mit Entschiedenheit gegen die Annahme, daß Handelsinteressen zu einer Verstimmung und zu einem Bruch beider Nationen führen könnten. Es kann — so führte Vaughan Morgan aus — sich nur um einen friedlichen Wettstreit handeln. Man fragt natürlich: Wo liegt denn der Anlaß für die Verstimmung, die tatsächlich zwischen Deutschland und England wenigstens in vielen Kreisen bestanden hat und auch jetzt vielleicht noch nicht ganz beseitigt ist? Der junge Winston Churchill hat auch diese Frage mit der Deutlichkeit und Rücksichtslosigkeit, die seinem Geschlechte eigen ist, beantwortet: „Es gibt nur einen unserer Freundschaft feindlichen Einfluß, vor dem wir uns in acht nehmen müssen, — die „patriotische" Presse auf beiden Seiten der Nordsee. Der Herr befreie die Nationen von ihrer „patriotischen" Presse! Wenn die patriotischen und feuerfressenden Redakteure — die, nebenbei gesagt, meist das militärische Alter hinter sich haben —, dabei sind, zu zeigen, wie patriotisch sie für einen halben Penny oder für drei Pence sein können, dann ist es Zeit für weise Männer, vorsichtig zu werden! Es gibt in England eine Schule von Publizisten, die eifrigst damit beschäftigt ist, von Tag zu Tag vorzugeben, daß das deutsche Volk seine Stunden damit verbringt, nach einer Gelegenheit auszuschauen, wie es London niederbrennen kann, und es gibt, glaube ich, eine ähnliche Schule in Deutschland, die die britische Regierung, welche Partei auch an der Macht sein mag, stets so malt, als warte sie nur auf eine Gelegenheit, um einen tödlichen Streich gegen den deutschen Handel oder die deutsche Marine zu führen. Gegenüber diesen Chimären, diesen abscheulichen Phantasien appellieren wir an den gesunden Menschenverstand, den viel geprüften und klar festgesteckten Menschenverstand der britischen und der deutschen Rasse. Ich gebe zu, das beständige Wirken der geschilderten Einflüsse könnte zu Befürchtungen Veranlassung geben, wenn jenen nicht andere Einflüssen entgegenwirkten."

Ich kann es mir nicht versagen, den Eindruck zu schildern, den ich persönlich von dem Redner dieser Worte empfangen habe. Winston Churchill ist einer der jüngsten, aber auch einer der tatkräftigsten Männer der jetzigen englischen Regierung. Die Phantasie des englischen Volkes beschäftigt sich mit ihm mehr als mit irgend einem englischen Politiker, nicht bloß um seines glänzend begabten Vaters und seiner eigenen abenteuerlichen Erlebnisse im Burenkriege halber, sondern auch wegen seiner außerordentlich interessanten Persönlichkeit. Aus seinem Antlitz spricht eine merkwürdige Verbindung von poetischer Verträumtheit und unbeugsamer Energie. Seine Sprachtechnik ist an und für sich nichts weniger als vollkommen, er hat direkt einen Sprechfehler, der ihn hindert, das „s" auszusprechen, und unwillkürlich an Stotterer erinnert. Aber wenn man ihm zuhört, vergißt man diese Unzulänglichkeit, man wird fortgerissen durch die Energie und den Schwung seines Geistes. Gradheit und Direktheit des Ausdrucks, eine große Schärfe der Logik, glückliche Bilder und hin und wieder beißender, rücksichtsloser Spott, vor allem aber ein poetisches Feuer, das den ganzen Mann lodern macht, wenn er warm wird und seinen Gegenstand auf eine glänzende freie Höhe trägt — alle diese Gaben machen ihn als Redner unwiderstehlich. Ich habe selten eine solche Begeisterung gesehen, wie diejenige, die im Eigthy-Club ausbrach, als er seine Rede beendete. Seit Jahren habe ich persönlich nicht mehr eine solche reine intellektuelle Freude genossen als bei der Rede dieses wunderbaren, erst 30 Jahre alten Mannes. Nach dem Dinner im Eighty-Club begaben wir uns zum Empfang bei Lady Haversham, und dort hatte ich noch Gelegenheit, mich mit Winston Churchill länger als eine halbe Stunde eingehend zu unterhalten. Ich drückte ihm meine Freude über seine offene Beurteilung der Quertreibereien der Presse aus. Wir hätten ja in Deutschland nicht anders glauben können, als daß mit den Urteilen der führenden Blätter einer Times, des Daily Chronicle und des Daily Telegraph die Stimme des englischen Volkes zum Ausdruck gelangt sei. Er erwiderte, es sei hohe Zeit, daß man auf dem Kontinent diesen törichten Glauben zerstöre. Die letzten Wahlen hätten doch aller Welt gezeigt, wie wenig die genannten Blätter das englische Volk und die englischen Wähler hinter sich haben. Trotzdem wir in London, so führte er aus, eigentlich kein einziges führendes liberales Blatt hatten, haben wir die Konservativen von ihren Sitzen gefegt. Ich entgegnete, daß ich es mir sehr wohl denken könne, daß sich einmal die englischen Wähler gegen die leitende Presse durchsetzen. Etwas anderes sei es meiner Ansicht nach mit internationalen Angelegenheiten. Hier hätten wir in Deutschland kaum einen andern Maßstab, die Stimmung in England zu beurteilen, als das allgemeine Urteil der Londoner Presse. Auch das ist falsch, antwortete in entschiedenem Tone Winston Churchill. Ich bestreite, daß in internationalen Angelegenheiten die Presse Londons die öffentliche Meinung auf ihrer Seite hat. Wenn Sie in Wirklichkeit wissen wollen, wie es um diese öffentliche Meinung bestellt ist, so lesen Sie die großen, angesehenen Provinzialblätter, einen Manchester Guardian, die Blätter Bristols und andere mehr. Da haben Sie ein viel reineres Bild von dem, was England will und denkt. Ich wies darauf hin, daß, wie ich aus der Biographie seines Vaters ersehen habe, schon Randolph Churchill diesen Gedanken Bismarck gegenüber zum Ausdruck gebracht habe, worauf er entgegnete, daß mehr als damals das Urteil auf die heutigen Verhältnisse zutreffe. Winston Churchill kam dann auch auf die so häufig behauptete und von so vielen Leuten sehnlichst gewünschte Isolierung Deutschlands zu sprechen. Er meinte, es sei gefährlich für die fremde Diplomatie, auf eine solche Isolierung hinzuarbeiten. Einmal sei Preußen unter Friedrich dem Großen isoliert gewesen, es habe, weil ihm keine andere Chance geblieben sei, sich aufgereckt und zu siegreichen Streichen nach allen Seiten ausgeholt. Europa sei die Isolierung Preußens damals schlimm bekommen. Er zweifle nicht, daß das auch heute der Fall sein würde, wenn Deutschland, dazu gezwungen, einen Kampf gegen mehrere Fronten kämpfen müßte. Vor unserem Kaiser hat Winston Churchill die größte Hochachtung. Er sagte gerade heraus: Ich

halte ihn für den größten Fürsten Europas seit Friedrich dem Großen.

Es wäre undankbar, wenn die deutschen Besucher die Aufmerksamkeit und die Auszeichnung vergessen wollten, die ihnen von seiten des englischen Königs zuteil geworden sind. Der Tag in Windsor und das königliche Frühstück im Schlosse wird allen Teilnehmern in unvergeßlicher Erinnerung bleiben. Beim Eintritt in die Waterloo Chambers wurden wir mit dem Einzugsmarsch aus Tannhäuser begrüßt. Auch über den Empfang im Buckingham Palace äußerten sich alle Teilnehmer gleich befriedigt. Der König reichte jedem von uns die Hand, die deutschen Worte, mit denen er uns anredete, hatten den Charakter einer einfachen, natürlichen, freundlichen Herzlichkeit. Man hörte wohl die Ansicht äußern, daß die Aufmerksamkeit des Königs in erster Linie den Bemühungen des Kriegsministers Haldane zu verdanken sei. Ich drückte diese Ansicht Haldane gegenüber aus, worauf er erwiderte: „The king himself was keen about it.“ König Eduard spricht rein idiomatisch deutsch. Nur in der Aussprache merkt man hin und wider den Engländer. Merkwürdig ist, daß auch seine englische Aussprache — ich hörte ihn vor etwa zehn Jahren im Imperial Institute — hin und wieder deutsche Färbung verrät. Er und seine Geschwister haben, wie mir versichert wurde, in ihrer Jugend hauptsächlich deutsch mit ihren Eltern gesprochen.

Man hat hin und wider in Deutschland die Befürchtung laut werden hören, daß die durch den deutschen Besuch in London tatsächlich bewirkte Annäherung im Strudel unserer raschlebigen, modernen Zeit allzuschnell wieder vergessen sein würde. Aber es ist dafür gesorgt, daß sich Besuche wie der verflossene wiederholen. Und die in London geknüpften Bande und gewonnenen Resultate werden bei diesen künftigen Besuchen befestigt werden. Vom 16. bis 19. Juni werden die Mitglieder des British Committee for the Study of Foreign Municipal Institutions in München sein, und schon rüstet sich die Isarstadt, um ihren englischen Gästen einen warmherzigen und würdigen Empfang zu bereiten. Ende Juni ist ein Besuch deutscher Journalisten in London geplant. Mit diesen mannigfachen Gelegenheiten eines wirksamen Austausches zwischen Vertretern verschiedener Nationen ist ein Moment in die internationale Politik gebracht, dessen Wert nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Winston Churchill wies in seiner großen, glänzenden Rede darauf hin mit den Worten: „Die Völker stehen im Begriff, einander kennen zu lernen. Sie wollen einander nicht länger nur durch Geschichten militärischen Ruhmes kennen lernen, die Antagonismus erzeugen, so begeistert sie von einem andern Gesichtspunkt aus sein mögen. Sie wollen sich nicht nur durch die alten Künste diplomatischer Unterhandlungen kennen lernen. Sie wollen sich kennen lernen durch den Handdruck, den Blick Aug' ins Auge und all die Liebenswürdigkeiten guter Kameradschaft, die wir heute an dieser Tafel sehen.“

Zum Schluß möchte ich noch einem Gedanken Ausdruck geben, der mir als Neuphilologe nahe liegt. Wir Neuphilologen sind ja in erster Linie bestrebt, ja unsere Lebensaufgabe besteht zum Teil darin, in Deutschland Verständnis für die Kultur der uns benachbarten großen Nationen zu verbreiten. Wir haben seit Jahren darauf hingewiesen, wie wertvoll der Aufenthalt im Ausland und ein Austausch mit den Vertretern der anderen Nationen sein kann. Wir haben darauf bestanden, daß unsere jungen neusprachlichen Lehrer ins Ausland gehen müssen, um dort zu lernen und ihren Blick durch vorurteilsfreies Eindringen in fremde Art zu erweitern. Im Dienste eines gegenseitigen besseren Verständnisses der Nationen stehen auch die seit Jahren in Deutschland, Frankreich und England betriebenen Ferialkurse, sowie der jetzt schüchtern beginnende Lehrer- und Dozenten-Austausch. Wir hoffen, daß der jetzt eingeleitete und häufig wiederholte Austausch zwischen deutschen und englischen Männern auch dem Verständnis für unsere Ideen zugute kommen wird.

Das deutsch-evangelische Pfarrhaus und der evangelische Pfarrstand.

Von Albert Landenberger.

Eine ansehnliche Literatur hat sich in den letzten Jahrzehnten über diesen Gegenstand gebildet, bald in erzählender oder belletristischer Form — es sei nur an die Schriften von Ottilie Wildermuth und Bertha Josephson-Mercator erinnert, die teils humoristisch, teils ernst die ihnen bekannten Pfarrhäuser schildern —, bald in wissenschaftlich historischer und kulturgeschichtlicher Forschung. Wir nennen hier vor allem in der früher bei W. Spemann in Stuttgart erschienenen Serie kulturhistorischer Stammbücher das „Stammbuch des Pfarrers“. Es schildert uns in einer guten Blumenlese prosaischer und poetischer Aussprüche bekannter Schriftsteller und Dichter das Pfarrhaus in Deutschland und anderen Ländern bis auf unsere Tage nach seinen wichtigsten Beziehungen und Lebensäußerungen. Ergänzend treten diesem Buche die beiden bekannten, schon in wiederholten Auflagen erschienenen Werke von dem † Wilhelm Baur, Doktor der Theologie und Generalsuperintendent der Rheinprovinz, „Das deutsch-evangelische Pfarrhaus“, und von Dr. Eduard Meuß, Professor an der Universität Breslau, „Lebensbild des evangelischen Pfarrhauses, vornehmlich in Deutschland“, zur Seite. Das erstere zeichnet sich durch seine frisch und warm geschriebenen Lebens- und Charakterbilder, das zweite durch seine kulturgeschichtlichen und pastoraltheologischen Schilderungen des Pfarrhauses in deutschen und außerdeutschen Ländern und seine sorgfältigen wissenschaftlichen Untersuchungen aus.

In neuester Zeit hat uns Paul Drews ein ebenfalls treffliches Buch geschenkt: „Der evangelische Geistliche in deutscher Vergangenheit.“ Es bildet den zwölften Band der „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte“. (Herausgegeben von Georg Steinhausen im Verlage von Eugen Diederichs in Jena.) Eine Zierde dieses Werkes bilden 110 Abbildungen und Beilagen mit einer Reihe oft derber Kampfbilder, aber charakteristisch und instruktiv gehalten. Dieses Werk ist zwar bei der Masse des hier vorliegenden Stoffes nicht überall gleich ausführlich — manche Partien sind mehr angedeutet oder kommen nicht zur Darstellung — und es hört mit dem Ende des 18. Jahrhunderts, der Zeit der Aufklärung, auf; aber es bietet uns doch so viel Neues und Wertvolles, daß wir dasselbe als eine gediegene, erfreuliche Leistung begrüßen dürfen. Drews hat es verstanden, eine unparteiische, Licht und Schatten stets gleich verteilende Darstellung in diesem seinem Spiegel des schwäbischen Pfarrstandes zu geben. Er zeigt uns die Ruhmes- und Leidensgeschichte desselben, hohen Idealismus und aufopferungswillige Hingabe in schweren Zeiten wie mannigfache Verkümmerungen und Ausartungen im Laufe der Jahrhunderte, Hand in Hand mit der gesamten Kulturgeschichte jener Zeiten. Drews hat, wie dies schon manche Schriftsteller vor ihm, besonders auch Gustav Freytag in seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit“, getan, vor allem auf die bedeutsame Leistung hingewiesen, welche gerade dieser Stand in ganz hervorragender Weise für die kulturelle Entwicklung Deutschlands aufzuweisen hat. „Eine stattliche Reihe der Besten unserer Nation auf allen Gebieten — darf er mit vollem Recht sagen, und ist dies auch von Baur und Meuß weiter ausgeführt worden — ist aus den evangelischen Pfarrhäusern hervorgegangen, wo sie einen Schatz idealer Lebensführung und sittlicher Kraft zu ernster Arbeit und Selbstverleugnung als Erbe empfangen haben. Auch nicht wenige Pfarrer haben neben ihrem Amte oft Hervorragendes geleistet auf den verschiedensten wissenschaftlichen, technischen und ästhetischen Gebieten.“ Der Pfarrstand hat stets enge Fühlung mit dem deutschen Volksleben gehabt und trägt doch seinen besonderen Charakter und seine eigene Lebensart an sich. Es ist, wenn wir uns in dieses Buch von Drews vertiefen und einzelnes daraus noch besonders hervorheben, in der Tat zu bewundern, wie dieser

Stand, der beim Beginn der Reformationszeit noch auf einer sehr niedrigen sittlichen und kulturellen, aus der mittelalterlichen Priesterzeit mit ihren oft sehr zweifelhaften Elementen herausgehenden Stufe steht, sich verhältnismäßig rasch gereinigt und erneuert hat. Bald gab es eine Aufwärtsbewegung des ganzen Standes. Noch lange treffen wir zwar die Spaltung desselben in die einflußreichen Stadtgeistlichen und Hofprediger, Männer, die teilweise zu den Besten und Tüchtigsten ihrer Nation gehörten, und die Geistlichkeit zweiten Ranges, die Dorfpfarrer, die nur wenige oder gar keine gelehrte Bildung hatten und sozial eine oft sehr geringe Stellung einnahmen. „Bürger, Bauern und die vom Adel treten ihre Pfarrherren mit Füßen“, hat schon Luther ausgerufen. Auch die Einkommensverhältnisse der letzteren waren oft unglaublich gering neben denen ihrer besser situierten städtischen Kollegen. Und doch haben auch sie in den schweren Zeiten des Interims zum Teil, wie vor allem in Württemberg, Hessen und Mecklenburg, ihre erste Probe glänzend bestanden.

Betrachten wir die geschichtliche Entwicklung des Pfarrstandes in der strammen, herrschsüchtigen Zeit der Orthodoxie mit ihren leidenschaftlichen dogmatischen und kirchlichen Kämpfen, mit der Anwendung des großen und kleinen Bannes und der energischen Handhabung des Schlüsselamtes, so fehlt es auch hier nicht an einer großen Zahl trefflicher und ernster Männer, die bei ihren Gemeinden in hohem Ansehen standen und durch Wort und Beispiel das Ihre taten, um das Ansehen ihres Standes zu heben und zu erhalten. Es sei hier nur an den wackeren Johann Valentin Andreä in Württemberg erinnert. Aber noch fehlt das Bewußtsein der Pflicht der erbarmenden Liebe, der Fürsorge für die leibliche Not. Der Pfarrer führt in erster Linie ein Strafamt, das herzliches Zutrauen nicht aufkommen ließ. Da kam die furchtbare Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit ihrem entsetzlichen Jammer. Nun lernt es der Pfarrer unter den Nöten des Krieges, auch der Helfer, Berater, Tröster und Freund seiner Gemeinden, ihr Seelsorger zu werden. Wie Großes hat in Köln damals der schon genannte Johann Valentin Andreä geleistet! Der Pfarrer wird jetzt, was er wirklich sein soll, Pfarrer. Die Not der Zeit führt freilich den Pfarrstand zur Verbauerung, viele Pfarrer werden rechte oder schlechte Bauern, selbst von bedenklichen Geld- und Handelsgeschäften halten sie sich nicht fern. Die soziale Lage wird immer trauriger. In Württemberg, für das Drews ganz besondere Vorliebe wegen seiner tüchtigen, vor allem durch das Tübinger Stift ausgebildeten Geistlichkeit zeigt, wird die drastische Klage laut, daß der große Haufe die Kirchendiener für nicht so würdig hielte als „Hunds- und Schweinebuben“ und ihnen weder Ehre noch Sold widerfahren lasse. Auch die Einführung ins Pfarramt durch „Spendieren“ und „Schmieren“ nimmt zu, wie schon Polycarp Leyser klagt. Daneben reißt die Titelsucht mit „Wohlehrwürdig, Großachtbar und Wohlgelahrt, Hochwohlehrwürdig“ u. s. w. ein. Schmähen und Schelten von der Kanzel mit nachfolgenden Prozessen kommt öfters vor. Eine neue Zeit führt der Pietismus herbei, der einerseits den Pfarrstand schädigt durch starkes Mißtrauen gegen das Pfarramt, andrerseits ihn wieder fördert durch völlige Umgestaltung der pfarramtlichen Tätigkeit, besonders der Seelsorge. Man wird die Sammlung von kleinen Gemeinschaften bekehrter und erweckter Christen, von ecclesiola in ecclesia, das Ziel des pietistischen Pfarrers, der auch seiner Predigt dieses Ziel setzt. Der durch Spener eingeführte Konfirmandenunterricht trägt durchaus seelsorgerischen, individualisierenden Charakter. Die Kinder müssen sich, wie bei dem Pfarrer Machtolf in Möttlingen im württembergischen Schwarzwald, mit Namensunterschrift dem Herrn Jesu „verschreiben“. Die Einzelbeichte und die katechetische Wiederholung der Predigt wird gepflegt, Seelenregister werden angelegt und Tag, Stunde und Gegenstand jedes seelsorgerlichen Gespräches eingetragen. Trotz einzelner Verirrungen ist aber durch den Pietismus doch der ganze Stand vertieft und gewissenhafter gemacht worden. Dagegen bleiben die Gemeinden sich oft selbst überlassen, der pietistische Pfarrer bleibt ihnen fremd, unverständlich und anstößig. Eine merkwürdige Erscheinung bildet nun die nähere Beziehung zu dem Adel, soweit er ebenfalls pietistisch gesinnt war. Selbst eheliche Verbindungen gehören nicht zu den Ausnahmen. Das Bestreben religiöser und sittlicher Hebung zeigt sich schon bei den Studenten und Kandidaten, in der Errichtung von Predigerseminarien (das erste 1735 in Frankfurt a. M. gegründet durch das Vermächtnis des Apothekers Salzwedel mit praktischer Seelsorge an Kranken, Gefangenen und Angefochtenen), Einführung biblischer Kollegien, Reform des Examens, Bildung von Pastoralkonferenzen u. s. w. In den einzelnen Ländern werden nur Landeskinder angestellt. Nach wie vor kamen die Pfarrer, soweit sie nicht Pastorensöhne waren, aus niederen Kreisen. Größere Bildung und eine bessere äußere Existenz vermochte auch der Pietismus dem Pfarrstande nicht zu bieten.

Eine neue Entwicklungsstufe führt nun die Zeit der Aufklärung herbei. Die Entkirchlichung fast des gesamten Lebens, die Verselbständigung des Staates ist die Ursache derselben. Der Pfarrer erscheint jetzt als ein vom Staate angestellter Beamter, als Religionslehrer, der sich dem Staate zu Diensten stellt, sonst aber eigentlich in der Gemeinde machen kann, was er will. Leichtsinn und Verweltlichung dringt nun vielfach auch in diesen Stand ein. Einzelne legten ihre schwarze Tracht ab, weil man darüber spottete, kleideten sich bunt, spielten Billard, besuchten das Theater, schoben Kegel und saßen am Spieltisch oder trieben Geld- und Ackergeschäfte. Doch gab es auch jetzt noch manche treffliche Männer mit guten Kenntnissen und ausgezeichnete Gelehrte. Das erste und zweite Examen war freilich noch oft sehr unzureichend (man vergleiche die berühmte, der Wahrheit des damaligen Betriebes teilweise entsprechende „Jobsiade“); über die Dauer des theologischen Studiums herrschte noch keine überall geltende Vorschrift. Zwischen dem ersten und zweiten Examen waren die Kandidaten sich selbst überlassen und auf Broterwerb angewiesen, bei dem das geistige Interesse aufhörte. Die Stellenbesetzung bei den Patronatsstellen war immer noch oft eine sehr unwürdige und die Bezahlung miserabel, manche Pfarrhäuser waren Hütten aus Lehm und Holz. Württemberg macht auch hier eine ehrenwerte Ausnahme, indem es untüchtige Elemente vom Pfarrstande fern hielt. Fünf Jahre sollte das theologische Studium in Tübingen dauern; Handwerker und Bauern durften ihre Söhne nur dann Theologie studieren lassen, wenn sie vorzüglich begabt waren.

Noch leidet der geistliche Stand unter der fast allgemeinen Geringschätzung, trotzdem daß Goethe selbst das Wort sprach: „ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle. Er erscheint wie Melchisedek als Priester und als König in einer Person“. In der Tat, die Aufklärungszeit hat uns die Idylle des Landpfarrhauses gebracht, man denke nur an Jean Pauls „Jubelsenior“ und an Vossens „Luise“ (1795). Im damastenen Schlafrock, das Käppchen von feinem Batist auf den schneeweißen Locken, die Pfeife im Munde und ein weltseliges Lächeln auf den Lippen — so steht der Pfarrer von Grünau vor uns, voll heiteren Sinnes, offen für Genuß, Behagen und jedes launige Gespräch, das er selbst würzt mit freundlich witzigem Worte und gefühlig frommen Ergüssen. Hausmusik wird gepflegt; es fehlt im Pfarrhaus nicht an Bildung und geistigem Interesse, es ist die Zeit von Haydn und Mozart. Unter diesem Dache wohnt keine Not; erstaunliche Vorräte bergen Küche und Keller, der Pfarrer ist ein trefflicher Obstzüchter und kundiger Gärtner. Mit der Gemeinde steht er vortrefflich, er trägt keine Spur pastoralen Hochmuts zur Schau, und sein Glaubensbekenntnis lautet: „nicht wer: o Herr! ausruft, wird beseligt, sondern wer recht tut!“

Es mag wohl einzelne solcher idyllischen Pfarrherren gegeben haben, aber die Schatten sind hier, wie Drews mit Recht bemerkt, wegretouchiert. In Goethes Hermann und Dorothea ist ebenfalls eine würdige Predigergestalt gezeichnet. Es hat auch in jener Zeit in der Tat nicht an trefflichen Pfarrern und Pfarrfrauen gefehlt. Damit schließt Drews seine ebenso unterhaltend

wie instruktiv geschriebene kulturhistorische Monographie. Er sagt zum Schlusse: „Das 19. Jahrhundert hat viele Schäden des Pfarrstandes geheilt, seine Wirksamkeit gewaltig umgestaltet und ihn gehoben wie keine Zeit zuvor. Aber ans Ziel ist er auch da noch nicht gekommen. Möchte das 20. Jahrhundert ihn um einen guten Schritt demselben näher bringen!" Die Gegenwart zeigt uns so manche neue Erscheinungen, denken wir nur an das soziale Pfarrtum, oder das Pfarrtum im Dienste der inneren und der äußeren Mission — noch harren der Aufgaben so viele für diesen Stand, wenn er sich auf der Höhe seiner Ziele richtig fortbewegen und einen bedeutenden Kulturfaktor auch ferner bilden will. Möchte es ihm gelingen!

Bücher und Zeitschriften.

Dramen der Gegenwart. Betrachtet und besprochen von Hermann Kienzl. Graz, Leuschner u. Lubensky, 1905. X 452 S.

Mit der Sammlung und Veröffentlichung von Tageskritiken in Buchform unter irgend einem wohlklingenden dramaturgischen Titel wird heute ein vielfacher Mißbrauch getrieben. Nur ein sehr bescheidener Teil von dem, was unter solchem Namen auf den Büchermarkt tritt, verdient es wirklich, in erneuertem Druck der Nachwelt erhalten zu werden. Ob dieses Verdienst vorhanden ist, entscheidet die Persönlichkeit des Kritikers. In jedem guten Kritiker steckt etwas von der mitschaffenden Kraft des Künstlers. Er muß die Gabe besitzen, sich in mitfühlender Liebe in die künstlerische Welt des Dichters zu versenken. Er muß in der Lage sein, die Intentionen des Dichters und die besondere Stimmung der Dichtung seinen Lesern zu übermitteln. Er muß in bescheidener Selbstentäußerung darauf verzichten können, auf Kosten des Dichters mit dem eigenen Geiste zu glänzen. Und dem warmen subjektiven Empfinden, das ihn befähigt, in des Dichters Lande zu gehen, muß eine starke Dosis kühlen, objektiven Verstandes beigemischt sein, die ihn mit scharfem Blicke das Echte von dem Unechten unterscheiden läßt, und die ihm die Fähigkeit gibt, den ernst strebenden Künstler auf das Fehlerhafte und Mißlungene seines Werkes mit fördernder und liebevoller Hand hinzuweisen, alle blendende und anmaßende Mache aber mit unerbittlicher Energie aus dem Reiche der Kunst zurückzuweisen. Hermann Kienzl, der in dem vorliegenden Bande eine Auswahl aus seinen zwischen 1892 und 1904 über das Grazer Stadttheater geschriebenen Kritiken in Buchform veröffentlicht, ist ein Mann, der diese beiden wesentlichsten Seiten jedes echten Kunstkritikers in sich vereinigt. Er kann sich in der Einführung mit Recht das Zeugnis geben: „Ich habe immer danach gestrebt, das Werk eines Dichters zuerst lieben zu lernen und dann erst zu ergründen, warum ich es lieben muß oder warum ich es nicht lieben kann." Ein hoffnungsfreudiger und liebenswürdiger Optimismus zeichnet Kienzls Kritiken aus. Es lebt ein Dichterisches in ihm, das ihn zum berufenen Interpreten des Dichters macht, ohne daß er jener subjektiven Einseitigkeit verfällt, die derartig beanlagten Naturen vielfach eigen ist, wenn sie fremde Individualitäten beurteilen sollen. Er weiß sich mit liebevoll nachdichtender Seele in jedes Kunstwerk zu versenken und dessen Eigenstes im Sinne seines Schöpfers wiederzugeben, ob es sich um die Kunst eines Ibsen und Gorki, um Sudermann und Hartleben oder die davon weit abliegende künstlerische Welt eines Hamerling, Wilbrandt und Wildenbruch handelt. Ueberall begegnet uns als wohltuender Grundzug — im Gegensatz zu einem großen Teile unserer bloß negierenden, geistreich-witzelnden Virtuosenkritik, die mehr sich selbst als das Kunstwerk liebt — ein selbstloses, ehrliches und ernstes Streben, den Intentionen und dem eigentümlichen Charakter jeder Dichtung gerecht zu werden. Nur an einigen Stellen wünscht man der Milde des Verfassers, die ihn überall auszeichnet, wo er einem ernsten künstlerischen Streben gegenüberzustehen glaubt, einen etwas größeren Zusatz kritischer Skepsis beigegeben. Daß er aber auch vor rücksichtsloser Schärfe nicht zurückschreckt, zeigt er da, wo ihm verderbliche, den schlechtesten Instinkten der Masse dienende Talmikunst entgegentritt. Obgleich Kienzls Besprechungen nur die künstlerischen Leistungen einer seitwärts hinter den Bergen liegenden Provinzbühne berühren, gewährt die Sammlung dieses Kritikers doch durch die im ganzen erstaunlich große Vielseitigkeit des Grazer Novitätenrepertoires einen ziemlich erschöpfenden Ueberblick über die wichtigsten Erscheinungen in dem dramatischen Schaffen der letzten Jahrzehnte. Ein sorgfältig gearbeitetes Personen- und Sachregister erleichtert die Benutzung des tüchtigen Buches.

E. K.

Königin Lene. Roman von Arthur Sewett. Verlag von Otto Janke. Berlin, 1906.

Der Rittergutsbesitzer Amelung auf Wehrwalde in Pommern ist soeben gestorben. An seiner Bahre trauern mit der Witwe drei Söhne, Richard, der gutmütige, leichtsinnige und willensschwache Kavallerieleutnant, Arno, der junge Arzt, kühl, berechnend, korrekt und Hans, „der Träumer", Landwirt und Philosoph, tüchtig und gemütvoll, schwerfällig und verschlossen, der von Jugend auf abseits gestanden hat, ein einsamer Mensch. Frau Amelung, geborene v. Wulfkrona, hat von ihren aristokratischen Vorfahren den Herrensinn geerbt. Der weicher veranlagte Gatte hat ihrer Neigung zum Herrschen nichts in den Weg gelegt; die beiden älteren Söhne sind gewohnt, sich ihren Wünschen unbedingt unterzuordnen. Nur Hans, der jüngste, ist zu stark und ehrlich, um sich dem mütterlichen Absolutismus ohne Widerstand zu fügen; seine Selbständigkeit hat ihm die Abneigung der Mutter eingetragen, die er schwer empfindet. Aus Pflichtgefühl bringt er das Opfer, bei ihr zu bleiben und das Gut für sie zu verwalten. Aber der innerlichen Entfremdung folgt bei diesen starren Charakteren mit Notwendigkeit der äußere Bruch. Hans hat eine tiefe Neigung für Luise Helmhold, die Tochter einer Jugendfreundin der Mutter, gefaßt, die nach dem Zusammenbruch ihres Elternhauses Aufnahme in Wehrwalde gefunden hat und dort die Rolle des Aschenbrödels spielt; er verlobt sich mit ihr trotz des Widerspruchs der Mutter, die in dieser Verbindung mit der Tochter eines bestraften Vaters eine Schmach für die Familie erblickt, und geht ins Ausland, um sich dort ein Heim zu gründen. Richard, der Aelteste, nimmt den Abschied und tritt an seine Stelle. Die Mutter übergibt ihm aus freiem Willen das Gut und behält sich nur eine Rente vor; als er sich mit Erna v. Loßwitz, der Tochter seines früheren Kommandeurs, vermählt, verläßt sie schweren Herzens Wehrwalde, wo sie so lange geherrscht hat, und geht auf Reisen.

Als sie nach Jahren zurückkehrt, hat sich Richards Geschick bereits vollendet. Er hat unvernünftig gewirtschaftet, das Gut ist überschuldet; Erna, kalt, gemütlos, nur auf Aeußerlichkeiten gerichtet, beherrscht ihn vollkommen und steht auf dem Punkte, ihn mit einem dekadenten Maler zu betrügen. Das entschlossene Eingreifen der Mutter führt zum Bruch zwischen dieser und dem Sohne, der in blinder Leidenschaft für seine Gattin Partei nimmt. Frau Amelung sucht bei ihrem zweiten Sohne Zuflucht. Die Demütigungen, die sie dort erleidet, der Tod ihrer treuen, alten Dienerin, der völlige Zusammenbruch ihres inneren und äußeren Daseins bringen sie dem Wahnsinn nahe: sie will aus dem Leben scheiden, wird im letzten Augenblick gerettet und beschließt ihre Tage in Wehrwalde, umgeben von der Liebe ihres verstoßenen jüngsten Sohnes und seiner Gattin Luise, die gerade zur rechten Zeit in die Heimat zurückgekehrt sind.

Man sieht: der anspruchsvolle Titel hat seinen Tribut gefordert; er hat wie eine gebundene Marschroute gewirkt und dem Verfasser das Gesetz diktiert, für die Handlung wie für die Charaktere, die zum Teil mehr Typen als lebensvolle Persönlichkeiten sind. Aber innerhalb dieser Grenzen bietet Arthur Sewett dem aufmerksamen Leser Eigenes und Wertvolles. Fesselnd und wahr ist vor allem das Milieu, das Leben auf dem hinterpommerschen Rittergut, das Verhältnis zwischen der Herrschaft und ihren Leuten geschildert. Vortrefflich ist die Figur der „Spinne", der mürrischen, bibelfesten, bis zum letzten Atemzuge treuen, alten Dienerin, die den Dingen auf den Grund sieht und auch der Herrin gegenüber ihre innere Selbständigkeit behauptet; solche alten Inventarstücke, die von einer Generation auf die andere vererbt werden, finden sich noch oft auf den Gütern im Osten. Frau Amelung selbst, die stolze, starke, königlich veranlagte Frau, hält das Interesse des Lesers von Anfang bis zu Ende gefangen; ihr Herabgleiten von der Höhe, ihr Kampf mit dem selbstverschuldeten Geschick (wenn man bei einer so echten, sich selbst getreuen Persönlichkeit von Schuld sprechen darf) wirkt wahrhaft tragisch.

So steht Arthur Sewetts neustes Werk namentlich durch seine innere Geschlossenheit, aber auch durch die schlichte und wirksame Art der Schilderung trotz mancher Mängel entschieden über dem Durchschnitt unserer Romanliteratur. Gewisse Flüchtigkeiten, wie „befähigt", „eines braven Kerl", „Grom", „changont", werden sich in der zweiten Auflage unschwer beseitigen lassen.

E. O. E.

1. **Taten Jesu in unseren Tagen.** Skizzen und Bilder aus der Arbeit der inneren und äußeren Mission, gezeichnet von einer Reihe ihrer deutschen Vertreter und herausgegeben von P. Martin Hennig, Direktor des Rauhen Hauses. 5.—6. Tausend. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1906.

Es ist ein zeitgemäßes, schönes Werk, das uns das praktische Christentum der Tat in bunter Mannigfaltigkeit mit Skizzen und Bildern aus der Arbeit der inneren und äußeren Mission

schildert. Dieselben sind sehr unterhaltend und frisch geschrieben, packend und anschaulich und führen den Leser in Not und Elend, aber auch in die Werke christlicher rettender Liebe auf den verschiedensten Gebieten hinein. Es sind meist Autoritäten, Männer und Frauen, wohlbewandert und reich erfahren in ihrer christlichen Liebestätigkeit und missionarischen Wirksamkeit, die uns diese Gabe gereicht haben, für welche wir ihnen aufrichtigen Dank schuldig sind.

Allgemeine Rundschau.

Die neuen Oxyrhynchos-Funde.

Die letzte Ausgrabungskampagne der bekannten englischen Papyrologen Grenfell und Hunt in Oxyrhynchos war die erfolgreichste an dieser reichen Stätte gemachte und hat selbst die von 1897 übertroffen. Die gefundenen Papyri, die aus der Zeit vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. stammen, füllten 131 Kisten und waren in Qualität nicht minder bemerkenswert wie in der außerordentlichen Quantität. Während man in solchen Massen sonst Briefe, Rechnungen und Kontrakte, die einer oder mehreren Privatpersonen gehörten, gefunden hat oder auf offizielle Dokumente aus lokalen Archiven gestoßen war, hatte man in der letzten Kampagne das Glück, auch aus Gelehrtenbibliotheken stammende ausgeschüttete Papyrusmassen anzutreffen. Von dem merkwürdigen, von der diesjährigen Grabung kommenden Evangelienstück war in der Beilage vom 18. Mai bereits die Rede, wir entnehmen nun The Times weiteres aus einem von den glücklichen Gelehrten Grenfell und Hund selbst gemachten Bericht:

Wie weit die zahllosen kleineren Papyrusfetzen noch größere literarische Stücke ergeben werden, läßt sich noch nicht sagen, da die Kisten erst Ende April in England eingetroffen sind. Aber jetzt schon können die englischen Papyrologen über an einer Stelle gefundene zehn längere Stücke von 10 bis 12 Kolumnen wichtige Mitteilungen machen, die alle aus dem 2. oder 3. nachchristlichen Jahrhundert stammen. Zwei sind poetische, von Pindar und Euripides, und bringen unbekannte Dichtungen. Der Pindarpapyrus enthält hauptsächlich Paiane, d. h. an die Götter gerichtete Bitt- oder Dankgesänge, wie der Vergleich mit einem bekannten Fragment eines Paians ergibt; der Text im Papyrus ist dazu von ausführlichen erklärenden Scholien begleitet. Neun Kolumnen von je 15 Zeilen sind bis jetzt sicher zu lesen, weitere noch wahrscheinlich herauszubekommen: ein Dutzend Zeilen waren alles, was man bis jetzt von Pindars Paianen kannte. Zweifellos muß nach Inhalt und Stil das zweite poetische Fragment der Hypsipyle des Euripides zugeschrieben werden. Es spielt in Nemea; Hypsipyle, ihre beiden Söhne Euneus und Thoas, Amphiaraos und Parthenopaios (zwei der ersten „Sieben gegen Theben"), sowie der König Lykurgos von Nemea lassen sich aus den lesbaren hundert, hauptsächlich lyrischen Versen erkennen, die gewiß noch Zuwachs erhalten werden. Der größte Papyrus des Fundes bringt ein Stück des platonischen Symposion, zwei weitere enthalten Teile des Phaidros; dann finden sich des Demosthenes Rede gegen Boiotos (es gibt deren zwei), und der Panegyrikos auf Athen des Isokrates durch Fragmente vertreten. In einem Lysiasmanuskript taucht der verlorene Schluß der Rede gegen Hippotherses und der Beginn derjenigen gegen Theomnestos auf. Aber das wertvollste Stück in Prosa ist ein Teil einer neuen griechischen Geschichte; das längste Fragment davon ist noch gar nicht aufgerollt, ein anderes handelt von den Bezeichnungen korinthischer Parteien zu Argos und Sparta in der auf die Schlacht von Nemea (394 v. Chr., in der die Spartaner gegen Theben und Athen sowie andere mit diesen verbundenen Staaten einen bedeutungslosen Sieg errangen) folgenden Periode und gibt in Beziehung auf den korinthischen General Timolaos Kunde von zwei bis jetzt unbekannten Zwischenfällen im peloponnesischen Krieg. Jetzt bereits läßt sich am Stil des Fragments erkennen, daß es einem wichtigen großangelegten Geschichtswerk angehört, vielleicht dem des Ephoros aus Kyme, des Schülers des Isokrates oder dem des Theopompos von Chios. Einen unbekannten Text bietet auch ein Kommentar zu dem zweiten Buch des Thukydides, der von den existierenden Scholien divergiert und aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. stammen muß, da er gegen Dionysios von Halikarnaß polemisiert.

Eine zweite literarische Bibliothek wurde kurz darauf in einem anderen Müllhügel gefunden, die im 5. nachchristlichen Jahrhundert weggeworfen sein muß, wie die mitgefundenen Dokumente zeigen. Doch stammen die Texte aus dem 2. oder 3. Jahrhundert. In der Anzahl erreichen sie mehr als das Doppelte der vorerwähnten, sind aber nicht so wertvoll und auch weniger gut erhalten. Vollständig scheint ein Gedicht von 22 Hexametern zu Ehren des Hermes zu sein, auch sonst zeigen sich Fragmente von mehr als einer Kolumne. Ob sich aber größere Texte aus den zahllosen kleinen Fetzen zusammensetzen lassen, scheint zweifelhaft, was um so bedauerlicher ist, als der Besitzer der Bibliothek ein großer Freund von Lyrik gewesen sein muß. Seine Sammlung hat zweifellos mehrere Sappho-Manuskripte, eines der Dithyramben des Bakchylides, wie der Buchtitel, der Teilen der Ode an Theseus noch anhängt, beweist, ebenso die Meliamben (lyrische Spottgedichte) des Kerkidas aus Megalopolis enthalten. Bis jetzt waren von Kerkidas nur 14 Zeilen bekannt; ein einziges Fragment, das jetzt gefunden wurde, enthält 70 Zeilen. Weitere Stücke aus diesem zweiten Schutthügel sind noch nicht identifiziert.

In demselben Hügel an anderer Stelle, in der ungewöhnlichen Tiefe von 25 Fuß, wurde dann noch ein außerordentlich großer Papyrusfund, die größte jemals in Oxyrhynchos an einer Stelle zusammen gefundene Masse, gemacht; es sind meist Dokumente aus dem 1. und 2. Jahrhundert, unter die auch größere literarische Stücke geraten sind. Die Feuchtigkeit hat hier stark zugesetzt, so daß eine gründliche Reinigung der genauen Entzifferung vorausgehen muß. — In der byzantinischen Schicht wurde außer dem erwähnten Evangelienfragment (Beilage S. 320) und manchen anderen auf Papyrus oder Pergament geschriebenen Texten ein Blatt eines lateinischen Papyrus des Bellum Catilinae des Sallust gefunden.

Die Veröffentlichung der literarischen Papyri aus diesen überreichen Funden wird in den Oxyrhynchos-Papyri Vol. V im Jahre 1907 beginnen. Am Schluß wird von Grenfell und Hunt zu Beiträgen zum Fund aufgefordert, um in Oxyrhynchos noch weiter graben zu können.

M.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Eine französische Gesellschaft für Bibliographie.** Unter dem Vorsitz des Literarhistorikers Maurice Tourneux hat sich dieser Tage in Paris, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, eine Gesellschaft unter dem Namen „Société française de bibliographie" gebildet. Die Gesellschaft beabsichtigt, die bestehenden bibliographischen Hilfswerke zu verbessern und neue bibliographische Repertorien herauszugeben. Unter anderen wird eine Bibliographie der offiziellen Veröffentlichungen des französischen Staates seit 1815 geplant.

C. E. **Ungedruckte Gedichte von Alfred de Musset** sollen demnächst veröffentlicht werden. Musset hatte bei seinem Tode seiner treuen Haushälterin Adèle Colin einige Papiere hinterlassen, die für ihn von großer Wichtigkeit zu sein schienen. Es befanden sich unter diesen Papieren Briefe von George Sand, die Adèle Colin als etwas Heiliges betrachtete und nie zu lesen wagte. Es befanden sich darunter aber auch Verse, die Musset, wie der Augenblick sie ihm eingab, auf fliegende Blätter oder auf die Ränder von Zeitungen geschrieben und dann achtlos weggeworfen hatte. Diese Verse will Adèle Colin jetzt herausgeben, damit nichts unbekannt bleibe, was nach ihrer Ansicht zum Dichterruhme ihres verstorbenen Herrn beitragen kann.

t. **Eine Ausstellung für Hauselektrizität** wird während des Juli und August d. J. in **Lyon** abgehalten werden und soll alle elektrischen Erfindungen und Apparate umfassen, die auf häusliche Benutzung der Elektrizität abzielen. Veranstalterin des Unternehmens ist die landwirtschaftliche und naturwissenschaftliche Vereinigung von Lyon. Die einzige Bedingung für die Aussteller ist, daß die angemeldeten Maschinen und Apparate für mehr als eine Pferdestärke bestimmt sind. Der Zweck der Ausstellung liegt darin, die Anwendungen der Elektrizität weiteren Volkskreisen näher zu bringen, damit auch die große Masse einen gewissen Nutzen davon ziehen könnte. Vorzugsweise wird dabei gedacht an Motoren für Stickerei, elektrische Näh- und Strickmaschinen, Ventilatoren, Vacuumreiniger für Teppiche und Wolldecken mit Elektrizität, elektrische Maschinen zur Reinigung von Pferden, zum Polieren von Parkettböden, elektrischen Kochapparaten u. s. w. Motoren für Weberei sind merkwürdigerweise ausgeschlossen. Als Grund für diese Beschränkung wird angegeben, daß sie in und um Lyon seit den letzten drei Jahren in Benutzung gekommen sind und einen derartigen Aufschwung genommen haben, daß für sie in möglichst kurzer Zeit eine besondere Ausstellung wird abgehalten werden müssen.

* Anläßlich der vom 16. bis 22. September d. J. in **Stuttgart** stattfindenden **78. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte** wird, wie in den früheren Jahren, eine **Ausstellung naturwissenschaftlicher und medizinischer Gegenstände** stattfinden, welche

auf Neuheiten beschränkt sein soll. Als Ausstellungsraum wird die König Karls-Halle des kgl. Landesgewerbemuseums zur Verfügung gestellt werden. Nähere Auskünfte erteilt der Vorsitzende des Ausstellungsausschusses, Oberstudienrat Dr. Lompert, Archivstraße 3, an den auch etwaige Anmeldungen zu richten sind.

hc. Das Pudersteín-Stipendium ist für dieses Jahr von der Berliner medizinischen Fakultät dem außerordentlichen Professor der Anatomie und Prosektor an dem von Professor Hertwig geleiteten anatomisch-biologischen Institut der Friedrich Wilhelms-Universität, Dr. med. Rudolf Krause, verliehen worden. Dr. Krause (geb. 1865 zu Alsfeld) gehört seit 1896 dem Lehrkörper der Berliner Universität an. Seine zahlreichen Arbeiten liegen auf dem Gebiete der Anatomie, experimentellen Histologie und Entwicklungsgeschichte.

* Die Sammlungen für ein Kleist-Denkmal in Frankfurt a. O. haben bisher gegen 6000 M ergeben.

* Todesfall. Am 21. d. M. ist der außerordentliche Professor an der Tierärztlichen Hochschule in München, F. Gutenäcker, im Alter von 53 Jahren gestorben.

※

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Stabsarzt Dr. v. Wasielewski vom hiesigen Bataillon (2. Bataillon des 2. badischen Grenadier-Regiments Nr. 110) hat einen Ruf als erster Assistenzarzt des Professors Dr. Frhrn. v. Dungern an der wissenschaftlichen Abteilung des Instituts für Krebsforschung an der hiesigen Universität erhalten und angenommen. — Die 13. Versammlung des Vereins Süddeutscher Laryngologen findet, wie alljährlich, hier an beiden Pfingstfeiertagen statt. — Der kürzlich hier verstorbene Baron Robert v. Osten-Sacken, Ehrendoktor der Ruperto-Carola, hat — wie die Heidelberger Zeitung hört — seine umfangreiche Käfersammlung dem hiesigen Zoologischen Institut testamentarisch hinterlassen. Auch seine wertvolle Kunstsammlung soll in den Besitz der Universität übergehen.

H. Karlsruhe. Die hiesige Technische Hochschule hat dem kaiserl. Geh. Regierungsrat Karl Hofmann in Berlin, in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Förderung der Papierindustrie, die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber verliehen.

* Frankfurt a. M. Der Bericht des Rektors über das dritte und vierte Studienjahr der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. (Herbst 1903 bis Herbst 1905) ist im Verlag von Gustav Fischer in Jena kürzlich erschienen. Er gibt von sehr erfreulicher Entwicklung der jungen Hochschule Kunde, insbesondere ist die Zahl der immatrikulierten Studierenden stetig gewachsen. Am Ende der Berichtsperiode waren dreizehn etatmäßige Lehrstühle vorhanden, davon waren neu geschaffen die Lehrstühle für Philosophie und Psychologie und für germanische Sprachen und Literaturen. Der Unterricht hat durch die Gründung der neuen Lehrstühle und auch sonst weitere Ausdehnung gewonnen. Die Akademie unternahm oder beteiligte sich an Fortbildungskursen für Ingenieure und Chemiker, für höhere Verwaltungsbeamte, für Beamte der Arbeiterversicherung u. s. w. Es wird eingehend über den Lehrgang berichtet, der in den einzelnen Fächern beobachtet worden ist. Die Verbindung des Unterrichts mit der Praxis wird hervorgehoben, die technischen Besichtigungen und Exkursionen werden aufgezählt. Besonders ausführlich wird über die zehn Seminare gesprochen, deren Uebungen im Zentrum des akademischen Unterrichts stehen und die mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln vortrefflich ausgestattet sind. Das alles legt von eifriger Arbeit Zeugnis ab, so daß der Bericht mit Recht mit einem hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft schließt, um so mehr, als die Akademie im Oktober 1906 das an der Ecke Viktoria-Allee—Jordanstraße von der Jügel-Stiftung neu erbaute Auditoriengebäude beziehen und dadurch die Möglichkeit noch reicherer Entfaltung ihrer Tätigkeit gewinnen wird.

hc. Göttingen. Für das Fach der deutschen Philologie habilitierte sich an der hiesigen Universität Dr. phil. Walther Brecht (aus Eutin in Schleswig-Holstein) mit einer Probevorlesung über „Wilhelm Heinses Auffassung von der Renaissance und ihre Nachwirkung".

hc. Leipzig. Mit einer Probevorlesung über „Die religiösen Reformbestrebungen" wird sich am 30. Mai Lic. theol. Dr. phil. Heinrich Hermelink in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität als Privatdozent einführen.

hc. Berlin. Dem Privatdozenten für Chemie und ersten Assistenten bei Prof. Fischer am chemischen Institut der hiesigen Universität, Dr. phil. Otto Diels, ist der „Professortitel" verliehen worden. — Die Vossische Zeitung meldet, daß der außerordentliche Professor der Völkerkunde an der hiesigen Universität, Dr. K. von den Steinen, aus Gesundheitsrücksichten und um ausschließlich seinem Forscherberuf zu leben, sein akademisches Amt, sowie die Direktion der Amerikanischen Abteilung am kgl. Museum für Völkerkunde niedergelegt habe.

※

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht. 19. Jahrgang, 1. Heft. Basel 1906. Georg u. Co. 132 S.
Gustav Friedmann: Die österreichische Maschinenindustrie und der Export. Wien 1906. Franz Deuticke. 57 S.
Professor Dr. Max Koch: Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. VI. Bd. Heft 11. Berlin 1906. Alexander Duncker.
Dr. Maximilian Fleischmann: Anselm von Feuerbach, der Jurist, als Philosoph. München 1906. J. F. Lehmann. 79 S.
Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Zehnten Bandes Zweite Abteilung. Dritte Lieferung. Leipzig 1906. S. Hirzel.
J. P. Müller: Mein System. Leipzig 1906. K. F. Koehler. 92 S.
Ludw. Gehring: Das Berchtesgadener Salzbergwerk. Berchtesgaden. Karl Ermisch. 38 S.
Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. XIV. Bd. Faust mit Einleitungen und Anmerkungen von Erich Schmidt. 11. Teil. Stuttgart, Berlin. J. G. Cotta. 406 S.
Korfiz Holm: Thomas Kerkhoven. (Roman.) München 1906. Albert Langen. 486 S.
Friedrich Schleiermacher: Harmonie. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Mulert mit Porträt. Jena, Leipzig 1906. Eugen Diederichs. 171 S.
Annette Kolb: Sieben Studien. (L'âme aux deux patries.) München 1906. Heinrich Jaffe. 127 S.
Prof. Dr. Walther Lotz: Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800—1900. 141 S. — Dr. Arnold Luschin von Ebengreuth: Die Münze als historisches Denkmal, sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. 124 S. — Dr. Ludwig Stein: Die Anfänge der menschlichen Kultur. 146 S. — Dr. Rudolf Wustmann: Albrecht Dürer. 100 S. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 15., 91., 93., 97. Bändchen.) Leipzig 1906. B. G. Teubner.
Leibnizens nachgelassene Schriften physikalischen, mechanischen und technischen Inhalts, herausgeg. von Dr. Ernst Gerland. (Abhandlungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften, mit Einschluß ihrer Anwendungen, begründet von Moritz Cantor. 21. Heft.) Leipzig 1906. B. G. Teubner. 256 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 6.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Erläuterungen zur Darwin-Lamarckschen Frage.

Von Prof. August Pauly (München).

In einer kritischen Besprechung meines Buches „Darwinismus und Lamarckismus" in Nr. 106 der Beilage zur Allgem. Ztg. hat Herr Bernhard Wities die wissenschaftliche Berechtigung des Lamarckschen Prinzips zwar zugegeben, aber die logischen Konsequenzen desselben, wie ich sie in meinem Buch entwickelte, bestritten. Daneben hat er der von mir gänzlich verworfenen Zuchtwahllehre das Recht, auch unter der Herrschaft des Lamarckismus weiter zu regieren, eingeräumt, ohne uns darzulegen, wie sich künftighin die beiden Prinzipien friedlich in ihr Erklärungsgebiet teilen sollen und woran ferner zu erkennen sein würde, daß irgend eine zu analysierende organische Zweckmäßigkeit in die Kompetenz des einen und nicht des andern fallen müsse, ob für sie das Zufallsprinzip Darwins oder das rationale Prinzip Lamarcks zuständig sei. Er hat diese Aufstellung gemacht, obgleich er später mit Recht es für verwerflich erklärt, dem Zufall in einem Prinzip der organischen Zweckmäßigkeit einen Anteil einzuräumen. Daß dieser in dem Zuchtwahlprinzip eine schöpferische Rolle spiele, bestreitet er und behauptet dagegen, daß ich dem Zufall in dem Lamarckschen Prinzip „mindestens die gleiche Bedeutung zuerkenne". In Wahrheit ist er aber in der Lamarckschen Kausalität nicht enthalten und kann in ihr nicht enthalten sein, sondern bezeichnet nur, was ich ausdrücklich betont habe, das Zusammentreffen des Mittels mit dem Zweck, dem es zu dienen hat, bezeichnet nicht das Gestaltungsprinzip. Jede Autoteleologie, welche das mir von meinem Kritiker als Verdienst angerechnete Bestreben verfolgt, die teleologische Kausalität der organischen Körper in ihnen selbst zu suchen und aus ihrem Eigenvermögen analytisch zu entwickeln, wird dabei auf den Begriff des Mittels stoßen, welches dem Subjekt zu jeder einzelnen Zweckmäßigkeit als besonderes Material gedient hat, und wird die Zufälligkeit des Vorhandenseins eines bestimmten Mittels im Gegensatz zur Rationalität der Ursache erkennen, die über die nutzbaren Eigenschaften des Mittels verfügt.

Die Anwesenheit der chemischen Bestandteile, welche ein Organismus in seiner Nahrung, in dem Wasser oder der Luft, die ihn umgibt, vorfindet, ist in Rücksicht auf die Zwecke, die er mit ihnen innerlich oder äußerlich erfüllt, zufällig, denn jede Fortbewegung von dem Ort, an dem er die einen vorgefunden hat, kann ihn zwingen, ein ganz anderes Material für den gleichen Zweck zu verwenden. Er kann, wenn nicht innere Gründe seine Wahl anders bestimmen, Kalk zum Aufbau seines Skeletts verwenden oder Kieselsäure oder kann auf chemischem Weg in seinem eigenen, in seinen Zellen gelegenen Laboratorium eine Substanz erzeugen, mit welcher er sein Skelett herstellt, wie wir das bei den Kiesel-, Kalk- und Hornschwämmen des Meeres sehen. Dies ist das gleiche, der höchsten Verallgemeinerung fähige Verhältnis, in welchem der Zufall als Materiallieferant in der Technik des Menschen zu dessen plastischem Vermögen steht, der an tausend Dingen in der ihn umgebenden Welt Eigenschaften erkennt und sie für tausend Zwecke: Werkzeuge, Maschinen, Bauten u. s. w. ausnutzt, ohne daß es irgend jemandem einfallen kann, der sich der Tragweite seiner Behauptung bewußt ist, daß das bildnerische Prinzip des Menschen in seiner Technik den Zufall als Faktor enthalte.

Ganz anders steht es mit dem Anteil des Zufalls an der Zuchtwahllehre. Sie kennt den Begriff des Mittels nicht, nicht die Ausnützung eines Materials durch eine bildnerische Tätigkeit, die ein Eigenvermögen des Organismus ausspricht. Sie braucht den Zufall nicht bloß als einen blinden Lieferanten einer jeglichen Art von Material für ein Subjekt von schöpferischem Vermögen, wie das Lamarcksche Prinzip, sondern er ist in ihr der Erzeuger und Baumeister des Zweckmäßigen, liefert es auf seiner ersten Stufe, ohne seine Qualitäten zu erkennen, und liefert es in allen folgenden Generationen in derselben Blindheit weiter und häuft es durch nichts anderes als Vererbung auf, ohne daß man versteht, wie hierdurch jenes Wunderwerk eines höheren Organismus zustande gekommen sein konnte, in welchem wir nicht nur Legionen von Mitteln zusammengebracht, verwendet, durchgebildet, die gleiche Qualität in verschiedenartigstem Sinn benutzt, zahllose Mittel zu Organen vereinigt und alle zusammen versorgt, am Leben erhalten und regiert sehen durch innere Verfügung über sie, und wie sich in einer solchen Agglutination von Zufälligkeiten das stärkste plastische Vermögen schließlich als höchste Blüte entwickeln konnte, das wir am Geist des Menschen erkennen und bewundern. Für den Zufall in der Zuchtwahllehre ist das Individuum ein Würfel, der in dem Spiel als gültig liegen bleibt, wenn er die Zahl der Augen zeigt, die im Spiel nötig sind, sonst verschwindet und einen Wiederbeginn des Spieles, ein neues und immer wieder neues Ausgießen der Würfel verlangt, wenn die notwendige Augenzahl sich immer noch nicht zeigen will. Es ist das sichere Zeichen, daß er als Bildner wirken muß, daß es die Generationsreihe und die Menge der Individuen einer jeden Generationsreihe ist, auf der die Anhäufung der nützlichen Variante beruht, und daß die Zuchtwahllehre ihr Vertrauen nicht auf das Eigenvermögen irgend welcher Art des Organismus setzt, denn in diesem Fall würde das Einzelwesen zu all den technischen Künsten genügen, die sein Organismus aufweist, und würde

seine Erwerbungen und Schöpfungen bei geringster Individuenzahl an seine Nachkommen zur Fortsetzung dieser Kunst weitergeben können. So aber ist die Zuchtwahllehre von niemand gedacht worden. Dies wäre Lamarckismus. Es ist also zu erkennen, daß in der Zuchtwahllehre der Faktor Zufall in dem Prinzip selbst liegt, und daß dieser über sie entscheidende Vorwurf nicht dadurch zurückgewiesen werden kann, daß man der nützlichen Variante eine nach unerforschte Kausalität zuschreibt.

Diese muß sie allerdings enthalten, um in die Welt zu treten, aber so lange diese Kausalität nicht in dem Subjekt liegt, welches die nützliche Variante nötig hat, und aus dessen Vermögen erklärt und analysiert werden kann, bleibt der Vorwurf bestehen und ist die Zuchtwahllehre ohne bildnerische Kausalität.

Dies ist der Unterschied zwischen dem Zufall im Zuchtwahlprinzip und im Prinzip von Lamarck. Für dieses ist er ein grundloser Vorwurf, für jenes das Kennzeichen seines Unvermögens.

Es ist der kritische Punkt, der zwischen den beiden Theorien entscheidet, die Ohnmacht der einen bloßstellt, der anderen das Arbeitsfeld einräumt; ihn herauszuheben, den grundsätzlichen Kern beider Lehren rein darzustellen, war eine der Absichten meines Buches, welche Wities mißverstanden hat und als eine ungerechte Behandlungsweise Darwins gedeutet hat.

Wegen dieser Ohnmacht ist auch die Zuchtwahllehre von ihrem Austreten an bis heute unablässig sowohl von Philosophen als von Naturforschern angefochten worden und hat sich die Zahl ihrer Widersacher, insbesondere in den letzten 20 Jahren, so sehr vermehrt, daß man ihren Untergang mit Sicherheit voraussagen kann. Sie „fest begründet" zu nennen und „zum unverlierbaren Besitz der Wissenschaft" zu rechnen, wie Wities tut, entspricht nicht der tatsächlichen Lage der Dinge.

Daß der Lamarckismus in seiner logischen Verfolgung zu einer psychophysischen Teleologie führen müsse, habe ich in meinem Buche an Tatsachen und Bestrebungen umständlich dargelegt.

Um diesen Ausgang in der größten Kürze anschaulich zu machen, kann man den Satz voranstellen, daß jede Lehre von der organischen Zweckmäßigkeit ihre Grundsätze aus den Lebenserscheinungen der Zelle entwickeln müßte, mögen diese der Physiologie schon bekannt oder erst zu erforschen sein. Dies ist ein unbestreitbarer Satz, der jedoch merkwürdigerweise dem 19. Jahrhundert, das die Zellenlehre begründet und ausgebildet hat, nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Diese Forderung erfüllt der Lamarckismus tatsächlich.

Er hat vor allem zu erklären, wie es möglich sei, daß sich in dem dynamischen Betrieb eines Zellenstaates ein Verhältnis der Solidarität der Zellen entwickeln konnte. Nehmen wir dazu als Beispiel die zweckmäßigen Leistungen jener einfachen Zellschicht, welche bei einem Insekt unter der den ganzen Körper und alle Fortsätze bedeckenden Chitineschicht liegt und welche diese durch einen chemischen Vorgang aus ihrer eigenen Substanz abgeschieden hat. Alles was wir äußerlich am Insektenkörper an technischen Kunstwerken erkennen können, ist ihre Leistung und wurde von ihr auf zweierlei Weise hervorgebracht, einerseits durch Formveränderungen ihrer selbst in Gestalt von Ausstülpungen und Umbildungen, andererseits durch ein Mehr oder Minder der Abscheidung von Chitine. Da wo die Chitine nach außen oder innen mechanischen Widerstand zu leisten hat, wo sie dem Ansatz großer Muskelmassen als Widerlager dient, aber starke Beißzangen zu bilden hat, oder den Körper, wie in den Flügeldecken, gegen mechanische Einwirkungen zu schützen hat, haben die Zellen der Hypodermis, wie jene Zellenschicht genannt wird, dicke Schichten Chitine abgesondert; wo aber Beweglichkeit der Teile gegeneinander oder Beugungsfähigkeit bestehen soll, oder wo die Nahrungsresorption wie im Mitteldarm Durchlässigkeit der Chitine auf der inneren Darmfläche erfordert, ist die Chitineschicht dünn, oft sogar zart bis zum Durchbruch. Nachbarliche Zellen müssen sich also in der Chitineproduktion entgegengesetzt verhalten. Die einen müssen davon eine außerordentlich große Menge erzeugen, die anderen ihre Tätigkeit darin aufs äußerste hemmen oder sehr einschränken oder in einer mittleren Lage halten.

Eines der reizendsten Beispiele für Regulation der Chitine-Abscheidung durch die Hypodermiszellen finden wir da, wo sich im Insektenkörper röhrenförmige Einstülpungen der Hypodermis von der Oberfläche in das Innere des Körpers fortsetzen, um sich als Tracheen überall hin zu verzweigen und dem Austausch von Sauerstoff und Kohlensäure zu dienen. Es ist eine Forderung des Atmungsbedürfnisses, daß die Röhre vor allem an ihrem Eingang klafft, und dort ist sie von einem starken Chitinering umgeben. Weiterhin aber verlangt das gleiche Bedürfnis Steifheit der Tracheenwand zugleich mit ihrer vollkommenen Biegsamkeit, da diese Röhren durch die Bewegung der Eingeweide, durch die Zusammenziehungen der Muskulatur und anderweitig bedingte Verschiebungen beständig Biegungen ausgesetzt sind. Ob auch schon in den größeren Tracheenstämmen das Bedürfnis der Durchlässigkeit für Gase besteht, möge dahingestellt bleiben. Genug, beide entgegengesetzte Ansprüche werden von den chitineabscheidenden Hypodermiszellen befriedigt. Sie haben auf der die innere Oberfläche der Tracheen bildenden dünnen Chitinehaut durch eine zweckmäßige Regulierung ihrer Tätigkeit einen in engen Spiralwindungen um die Tracheenlichtung laufenden Chitinefaden erzeugt, ganz ähnlich wie man vor Jahrzehnten Schläuchen durch eine Drahtspirale Steifheit der Wände und zugleich Biegsamkeit zu geben suchte.

An diesen Beispielen sehen wir nun, daß zwar die Hypodermiszelle die Abscheidung der Chitine besorgt, daß sie aber als Elementarorganismus aus sich selbst weder den Antrieb noch die Hemmung, noch die Bestimmung der Form ihrer Tätigkeit erhalten haben kann. Sie hat sichtlich nicht für sich selbst, sondern für einen Auftraggeber gearbeitet, sie dient nicht ihrem eigenen Bedürfnis, so wenig als ein Bäcker, Bierbrauer oder Seiler Menge und Gegenstand seiner Arbeit nach seinem eigenen Bedürfnis an seinen Erzeugnissen regelt. Die Hypodermiszellen dienen also dem Bedürfnis anderer Zellen, sei es, wie in der Atmung oder Ernährung, demjenigen aller oder, wie bei der Erzeugung von Widerlagern, zunächst demjenigen der Muskeln.

Es sind nun nicht die gewöhnlichen, der Zelle als Elementarorganismus zugeschriebenen Funktionen, welche wir zur Erklärung dieses merkwürdigen Verhältnisses der Hypodermiszellen brauchen können, obgleich Atmung, Ernährung, Zersetzung und Zellteilung dabei ihre Rolle spielen.

Wir brauchen etwas anderes, um das Teleologische dieser Erscheinung zu verstehen. Wir bedürfen der Annahme einer Korrespondenz der Zustände aller Zellen untereinander. Die Zellen, welche für das Ganze oder einen Teil arbeiten sollen, und welche ihrerseits andere für sich sollen in Arbeit setzen können, müssen die Zustände derselben erfahren und ihre eigenen zu ihnen hinleiten können; und sie müssen nicht nur in einer solchen leitenden Verbindung zueinander stehen, sondern die Zustände, die ja nichts anderes als Bedürfnisse sind und also bei ihrer Nichtbefriedigung sich bis zu einem gewissen Grad steigern, müssen auf die Tätigkeit der Genossen in demselben Maß wirken, in welchem das Bedürfnis an seinem Ausgangsort größer oder kleiner wird.

Es ist gar nicht zu verkennen, daß kein inhaltsloser physikalischer Strom, der diese Korrespondenz besorgen würde, jenes solitäre Handeln leiten könnte, sondern daß der Inhalt des Bedürfnisses nach Wasser, Luft, Bewegung, Sinneswahrnehmung u. s. w., die konkrete Empfindung des Bedürfnisses, es sein muß, welche dieses Verhältnis allein herstellen kann, und daß, wenn wir diese Annahme machen, wir den Zellen eines jeden Organs Subjektivität zuschreiben müssen, welcher derjenigen aller übrigen des ganzen Körpers ähnlich sein muß. Wir erkennen, daß wir ohne eine Psychologie der Zelle dieses Verhältnis und damit die Möglichkeit einer organischen Zweckmäßigkeit nicht erklären können.

Daß übrigens eine solche Korrespondenz tatsächlich existiert, erkennen wir daran, daß sie sich bei den Tieren schon auf früher Stufe im Nervensystem Organe geschaffen hat, Zentralapparate und Leitungsbahnen. Und daß auch ohne Nervenbahn Bedürfnisleitungen möglich sind, hat die neuere Physiologie an einigen Organen aufzuzeigen begonnen, so am Herzen und Harnleiter von höheren Tieren, und hat die Botanik an den Pflanzen nachgewiesen, in denen sie Zellbrücken, Reizleitungsbahnen und Sinnesorgane entdeckt hat.

Da aber die Zelle, wie die Handwerker unseres Beispiels, nicht nur die Anregung zu ihrer Arbeit von dem Bedürfnis ihrer Auftraggeber empfängt, sondern auch wie jene die Bedeutung des Materials, mit dem sie jetzt arbeitet, zu irgend einer Zeit begriffen und das Verfahren seiner Behandlung erlernt haben muß, so ist es klar, daß der alte Satz von Kant, daß Zweckmäßiges nur durch ein urteilendes Prinzip erzeugt werden kann, den wesentlichsten Punkt in der Psychologie der Zelle trifft, nämlich, daß auch sie schon ein gewisses Maß von Urteil besitzen muß, und nicht bloß der aus ihr hervorgegangene Zellstaat in seinen Nervenzentren. — Und die unendliche Mannigfaltigkeit der Qualitäten von Mitteln, die wir in den Organismen verarbeitet sehen, die mannigfaltigen — wenn man so sagen darf — technischen Methoden der Zellen, sie auszunützen, und die nach aufwärts zunehmende Steigerung des Empfindungs- und Urteilsvermögens bis zu der Machtvollkommenheit der Vorgänge im Gehirn des Menschen lassen uns mit Sicherheit erkennen, daß wir in dem auf das Einfachste zurückgeführten psychologischen Vorgang der Erzeugung eines Zweckmäßigen durch Urteil, welchen ich den teleologischen Akt nenne, das Erklärungselement in der Hand haben, mittels dessen wir uns den Aufbau der organischen Welt durch eine psychophysische Kausalität begreiflich machen können. Dabei maße ich mir nicht an, mit dieser Aufstellung das Lebensproblem gelöst zu haben, sondern behaupte nur, daß wir uns seiner Kausalität und der Möglichkeit, diese durch psychologisches und physiologisches Experiment weiter zu erforschen, mehr genähert haben als die Darwinsche Schule.

Eine aus diesen Elementen aufgebaute Teleologie enthält notwendigerweise auch die Erklärungsmittel für den unzweckmäßigen Ausfall teleologischer Akte, welche aus dem Urteilsvermögen der Zellen ebenso gut hervorgehen können, wie aus demjenigen des Menschen, dem deswegen, weil er auch unzweckmäßig handeln kann, niemand das Urteilsvermögen überhaupt absprechen wird. Wir erlangen die Elemente, das Unzweckmäßige aus Beschränkung des Wahrnehmungs- und Urteilsvermögens und Materialbedingungen analytisch zu erklären, gerade so empirisch, wie wir das Zustandekommen des Zweckmäßigen analysieren können.

Dieselbe Voraussetzung mit allen Prädikaten, welche der Lamarckismus nötig hat, um das Zweckmäßige durch ein im Organismus liegendes Prinzip zu erklären, die Annahme eines Austausches aller Zustände der Zellen eines zusammengesetzten Körpers, die ich als eine primäre, auf physikalischen Gründen beruhende Erscheinung ansehen zu müssen glaube, erklärt uns als eine natürliche Folge dieses Rapportes die Vererbungserscheinungen.

Die Vererbung, die Uebertragung der elterlichen Eigenschaften auf die Nachkommen durch eine Zelle verrät uns, was alles von den Erlebnissen eines Zellenstaates als Eindruck in eine einzige Zelle eingelagert werden kann, nämlich die ganze Stammesgeschichte eines Organismus mit der ganzen Kette von Erwerbungen und Verlusten. Und daß es nicht bloß die Geschlechtszellen sind, welche durch irgend eine Eigentümlichkeit ihrer Organisation befähigt sind, passiv an allen Vorgängen in allen übrigen Zellen teilzunehmen und sie als Spannkräfte in sich einzulagern, geht aus den Tatsachen der Reproduktion hervor, der ungeschlechtlichen Vermehrung durch Teilung und Knospung, aus der Fähigkeit verstümmelter Körper, sich zu ergänzen, verloren gegangene Teile zu ersetzen, aus kleinen Teilen das Ganze wieder herzustellen.

Man könnte daher den Beweis des Prinzips ebensogut bei diesen Erscheinungen beginnen und statt aus den Zweckmäßigkeitserscheinungen aus den Vererbungserscheinungen schließen, daß alle Zellen miteinander in Rapport stehen müssen, und daß es daher komme, daß sie gegenseitig ihre Bedürfnisse befriedigen und dadurch jene Differenzierungen erfahren, die wir an zusammengesetzten Organismen als Gewebe und Organe kennen.

War es nun unerläßlich, den ausstrahlenden Zuständen der Zellen das Prädikat psychisch beizulegen, so ist es ebenso unerläßlich, die Einlagerungen der Eindrücke in die Geschlechtszellen psychisch zu nennen, denn sie sind offenbar identisch und aus keiner anderen Kausalität hervorgegangen als die Ausstrahlungen, durch welche die Zellen miteinander in Rapport gesetzt werden; und wenn den Zuständen der Körperzellen eine Spannung innewohnt, die wir psychologisch als Bedürfnis bezeichnen, welche imstande ist, andere Zellen für sich zur Arbeit zu zwingen, dann müssen die in den Geschlechtszellen eingelagerten Eindrücke, da sie nichts anderes sind als die von ihrer Subjektivität aufgenommenen Bedürfnisse ihrer Genossen, gleichfalls eine Spannung besitzen, die sich denn auch bei der embryonalen Entwicklung, beim Aufbau mächtiger Körper aus einer einzigen Zelle augenscheinlich ausspricht.

Alle diese Schlüsse sind so zwingend, daß ich keine Möglichkeit sehe, sich die Entstehung der Zweckmäßigkeiten beider organischen Reiche ohne jene Annahmen zu erklären. Es wäre ebenso, wie wenn man sich die Entstehung eines modernen Staates mit allen seinen Handwerkern, Gelehrten, Künstlern, Soldaten, Beamten, Ministern und Oberhaupt ohne irgend einen gegenseitigen Rapport durch Sprache, Schrift und Telegraphen vorstellen wollte. Aber so wenig dieser Rapport für sich allein ausreichen würde, einen Staat zu bilden, wenn nicht in jedem Menschen die Empfindung von Bedürfnissen als treibende Kraft vorhanden wäre und das psychische Vermögen, sowohl seine eigenen wie diejenigen anderer zu befriedigen, so wenig wäre ein Zellenstaat denkbar ohne diese Voraussetzung.

Wities glaubt mit Unrecht, daß sich aus dem Lamarckschen Prinzip die Fortpflanzungserscheinungen des Organismus mit ihren wunderbaren Zweckmäßigkeiten nicht erklären lassen. Im Gegenteil ist es gerade die oben entwickelte psychologische Vererbungslehre, welche imstande ist, uns diese Zweckmäßigkeiten sowohl nach ihrem Ursprung als nach ihren Konsequenzen hin verständlich zu machen, denn wir haben in dem mit der ganzen Lebensformel geladenen Fortpflanzungszellen Individuen vor uns, deren ganzes Lebensbedürfnis zunächst in nichts anderem besteht als in der Entfaltung der in ihnen aufgehäuften, mit ihrer Subjektivität verbundenen Spannkräfte psychischer Natur. Es ist eine allgemeine, aber, wie mir scheint, irrige Annahme, der Fortpflanzung den Zweck der Erhaltung der Art unterzulegen. Die Art ist eine Abstraktion. Es kann sich nur um das Bedürfnis von Individuen handeln und primär nicht um dasjenige der Eltern, sondern um das der Fortpflanzungskörper. Was die Eltern zu diesem Akt beitragen, gehört zu den Wirkungen, welche die Fortpflanzungszellen nach dem Grundsatz der Solidarität auf den elterlichen Organismus ausgeübt haben.

Diese Erklärung habe ich in meinem Buche der deduktiven Fähigkeit meiner Leser überlassen und mir die Ausführung dieses wie so manchen anderen Punktes für eine künftige Diskussion meiner Theorie vorbehalten.

Sobald man sich die Reihenfolge überlegt, in welcher die psychischen Faktoren nacheinander bei der Erzeugung einer künstlichen Zweckmäßigkeit, sagen wir irgend eines Werkzeuges, auftreten, wird man gewahr, daß das Ursprünglichste die Empfindung des Bedürfnisses ist und daß diese als Ursache des ganzen Prozesses anzusehen ist, daß daraufhin aus der Erfahrung des Subjektes die Vorstellung eines Mittels sich mit der Empfindung des Bedürfnisses assoziiert, welches ohne einen Vorgang von Erkenntnis, von Unterscheidung des Tauglichen vom Untauglichen unmöglich ist.

Es ist unabweisbar, daß die Assoziation des Mittels eine gesuchte, aus der Aktivität des subjektiven Erregungs-

zustandes hervorgehende ist, und daß sie, um den Kreis des ganzen Prozesses zu schließen, einen Rückstrom vom Orte der Erfahrung zum Orte des Bedürfnisses voraussetzt, durch welchen die Vorstellung des Befriedigungsmittels dahin gelangt, von wo aus sie gesucht worden ist.

Diese dem Geistesleben des Menschen entlehnte Annahme gestattet, wie das Beispiel von dem Insekt zeigen kann, eine ungezwungene Anwendung auf das organische Geschehen, wenn man dabei nur nicht aus dem Auge verliert, daß dieser Akt des Begreifens sich nach abwärts auf der Stufenleiter des psychischen Vermögens bis zur Unvorstellbarkeit vereinfacht.

Dieser Akt erteilt den organischen Reaktionen den Charakter des Rationalen, ein Charakter, der ohne die Annahme, daß er aus der Fähigkeit des Subjekts hervorgegangen sei, Vorstellungen miteinander zu vergleichen, taugliche Mittel von untauglichen zu unterscheiden, nicht verstanden werden kann, und dessen tatsächliches Walten auch daraus hervorgeht, daß in den Organismus neu eingesetzte Bedingungen, also neu erzeugte Bedürfnisse, vernünftig, d. h. bedürfnisgemäß, zuweilen sogar mit neuen Mitteln beantwortet werden.

Daraus ist zu ersehen, daß wir in der Lamarckschen Teleologie die einzige bisher versuchte empirische Teleologie haben, welche durch den physiologischen und psychologischen Versuch unter Beweis gestellt werden kann und in dieser Hinsicht auch schon tausendfältig unter Beweis gestellt ist, da wir ja schon Tausende von rationalen Antworten des Organismus auf unsere physiologischen Versuche besitzen, nur daß wir dessen Antworten bis jetzt noch nicht auf das richtige Subjekt zu beziehen verstanden und vor allem nicht bemerkten, daß die Mittel, mit denen der Organismus unsere Fragen beantwortete, irgend ein Maß von Empfindung, Urteil und Willen der antwortenden Zellen voraussetzten.

Diese Behauptung erklärt Wities für eine petitio principii. Demnach könnte es kein Experiment geben, durch welches bewiesen würde, von welchem Prinzip die Reaktionen des Organismus beherrscht werden. Niemand, der sich der wissenschaftlichen Bedeutung experimenteller Fragestellung an die Natur bewußt ist, wird dies zugeben.

(Schluß folgt.)

Henrik Ibsen.

Von Georg Brandes.[1])

I.

Obwohl es unmöglich ist, künstlerisch in irgend einer anderen Sprache als der eigenen zu schaffen, und obwohl deshalb Uebersetzungen häufig auf die große Weltgesellschaft, im Unterschied von der Gemeinschaft, welcher der Dichter angehört, befremdend wirken, hat Henrik Ibsen die letztgenannte Schwierigkeit doch überwunden. Erstens wohl deshalb, weil seine modernen Stücke in Prosa, in kurzen, festen Sätzen geschrieben sind, die leicht übersetzt werden können, so daß nicht zu viel verloren geht. Zweitens weil er bei seiner Entwicklung immer mehr aufhörte, bloß für Skandinavien zu schreiben, sondern bei seiner Arbeit ein universelles Publikum im Auge behielt. Dies verrät sich z. B. in einem so unbedeutenden Zuge wie jenem, daß er ein Schloß wie Rosmersholm nach Norwegen versetzt, obwohl solche alte Schlösser in seiner Heimat nie gefunden werden.

Der dritte Grund ist, daß er in seinem Kunstzweige Revolution gemacht hat. Die geachtetsten deutschen Dramatiker vor ihm, wie Friedrich Hebbel, wurden schließlich nur als blaße Vorläufer Ibsens aufgefaßt. Die französischen Dramatiker, die in Ibsens Jugend das europäische Theater beherrschten, veralteten im Vergleich mit seiner Kunst. Die Franzosen hielten noch immer an der Intrige in einer veralteten Form fest. Einem wird etwas glauben gemacht, und er reagiert darauf. Seit der künstlichen Intrige in Ibsens Jugendstück „Frau Inger" finden sich solche Verwicklungen nie wieder bei ihm. Seine Charaktere werden von innen heraus enthüllt. Ein Schleier fällt und wir bemerken die eigentümliche Natur der Persönlichkeit. Ein zweiter Schleier fällt und wir lernen ihre Vergangenheit kennen. Ein dritter Schleier fällt und wir erhaschen einen Blick in das tiefste Wesen dieser Persönlichkeit. Alle diese leitenden Charaktere zeigen eine tiefere Perspektive als bei irgend einem anderen modernen Poeten. Und die Darstellung ist frei von Subtilität. Auch die Technik ist neu, es fehlen die Monologe, die Gespräche zur Seite. Wir müssen uns anstrengen, um zu verstehen, so wie wir es auch im Leben tun müssen.

Selbst die originellsten Figuren des zeitgenössischen Dramas waren immer recht zerfahren gewesen. Auch eine so lebendige Figur wie Augiers Giboyer ist nicht so kompliziert, wie es Diderots „Rameaus Neffe" im 18. Jahrhundert gewesen war. Nun ziehe man zum Vergleich Solneß heran. Er besitzt eine ganze Fülle von individuellen Zügen und bietet die bezaubernde Zwiespältigkeit dar, daß er sowohl ein allgemeines Symbol, das des verfallenden Genies, wie auch ein Individuum mit hundert Einzelheiten ist.

Es ist daher unmöglich, nach Ibsen so zu schreiben, wie vor ihm geschrieben wurde. Er hat die Ansprüche der Technik, der Charakterzeichnung und des Dramas höher geschraubt, als es vor ihm der Fall war.

Während einige von den bedeutendsten der skandinavischen Gelehrten und ein einziger plastischer Künstler (Thorwaldsen) sich außerhalb ihres Geburtslandes hervorragend durchgesetzt haben, konnten bloß einige wenige Repräsentanten skandinavischer leichter Literatur sich behaupten. In Deutschland und England kennt man Tegnér wegen des Romanzenzyklus Frithjof, Hans Andersens Märchen sind in germanischen und slawischen Ländern berühmt und J. P. Jacobsen hat in Deutschland und Oesterreich Einfluß ausgeübt. Das ist so ziemlich alles.

Literarisches Glück scheint notwendig zu einiger Ungerechtigkeit zu führen, aber die Dänen haben vielleicht sich über ein großes Unrecht zu beklagen, daß ein so tiefer und origineller Geist, wie Soeren Kierkegaard, unbeachtet und unverstanden geblieben ist. Das aber half Henrik Ibsen. Denn gerade weil Kierkegaard Europa unbekannt war, erschien Ibsen um so eigenartiger und größer. Da seine nächststehenden geistigen Vorläufer unbekannt blieben, tritt in ihm die höchste Kultur Skandinaviens zum erstenmal in den Entwicklungsprozeß der europäischen Kultur ein. Aber sicherlich, es handelt sich nicht darum, daß irgend ein Name oder ein anderer bekannt wird — dies hat sich oft ereignet und ereignet sich jeden Tag, je mehr die Uebersetzungen zunehmen — sondern es handelt sich darum, daß ein Schriftsteller unzweifelhaften Einfluß ausübe. Dazu gehört eine harte, schneidende Individualität, diamantengleich sprühend. Nur ein solcher Mann wird imstande sein, seinen Namen auf die Glasfläche der Zeiten zu schreiben.

II.

Ibsen ist nicht weniger ein Führer der Zivilisation als ein Dichter. Und um seine Bedeutung deutlicher zu machen, wird es nützlich sein, ihn mit anderen Führern der Zivilisation unserer Zeit zu vergleichen.

Im selben Jahre wie Ibsen wurden zwei andere große Schriftsteller geboren, Taine in Frankreich und Tolstoi in Rußland. Sie haben einige wenige Artzüge gemeinsam.

Taine war wie Ibsen im Anfang ein rebellischer Geist, und bis zu seinem 40. Jahr rief er eine Revolution im geistigen Leben Frankreichs hervor. Aber mit zunehmenden Jahren wurde er, was Ibsen als erwachsener Mann immer gewesen war: ein Hasser der Revolution, die gleich macht und die Gleichheit durch die Ausrottung der Hervorragenden befördert. Die Majorität, sozusagen die spontane Demokratie, die nach Ibsens Definition

[1]) Dieser ursprünglich in englischer Sprache abgefaßte Aufsatz des berühmten dänischen Kritikers erhält durch die Nachricht vom Tode Ibsens besondere Aktualität.

immer Unrecht hat, wird von Taine ebenso verachtet wie von Ibsen. Taine ist der konservativere von beiden. Sein Ideal sind englische Verhältnisse. Was Ibsen besonders betont, ist die geringe Bedeutung von Doktrinen irgend einer Art. Aenderungen treten nicht ein im Wege neuer Doktrinen, sondern weil das Individuum selbst einen Wechsel durchmacht.

Trotz seiner geistigen Größe ist Tolstois Intellekt nur enge. Er faßt Taine falsch auf und verachtet Ibsen, von dem er denkt, daß er auf Unverständlichkeit abziele. Nichtsdestoweniger ist Tolstoi, wie Ibsen, ein Vorläufer, ein Zerstörer gesellschaftlicher Vorurteile und der Prophet einer neuen, vom Staate unabhängigen Ordnung der Gesellschaft. Beide haben sie die anarchistisch-revolutionäre Neigung gemeinsam. Aber während diese Tendenz bei Ibsen mit aristokratischer Gesinnung vereint ist, geht sie bei Tolstoi im Glauben an die Notwendigkeit vollständiger Gleichheit unter. Tolstoi predigt die Liebe des Evangeliums, Ibsen die Selbstherrlichkeit des Individuums.

Ibsen hat wesentliche Züge mit Renan gemeinsam, der ein Jahr älter war als er, und den er vielleicht nicht einmal studiert hat. Wenn Ibsen sagt: „Ich frage bloß; zum Antworten bin ich nicht berufen," so gilt dies auch von dem scharfen Denker und Skeptiker Renan. Beide erwecken die Lebenskraft, Renan durch Bezaubern, Ibsen durch Erschrecken. Graf Prosor hat auf die Aehnlichkeit dieser Ideen in Ibsens Jugendwerk „Brand" und Renans Jugendwerk „Die zukünftige Wissenschaft" hingewiesen. Wenn „Brand" es ausspricht, daß die Kirche weder Mauern noch Grenzen hat, da das Himmelsgewölbe sich über ihr erstreckt, so kann man denselben Gedanken auch in Renan finden, selbst in der Fassung, daß die alte Kirche von einer neuen und größeren abgelöst werden soll.

Während Taine und Tolstoi Ibsens Altersgenossen sind, und Renan etwas älter ist, gibt es noch einen großen, wenn auch etwas jüngeren Zeitgenossen Ibsens, mit dem er verglichen werden muß, obwohl er niemals eine Zeile von ihm gelesen hat. Ich meine Nietzsche.

Unabhängig von einander haben sie beide, wie Renan, die Frage der Disziplinierung edler Persönlichkeiten erörtert. Es ist die Lieblingsidee Rosmers und wird die Lieblingsidee Dr. Stockmanns. So spricht Nietzsche von dem überlegenen Menschen als dem vorläufigen Ziel der Rasse, lange bevor er als Zarathustra den Uebermenschen prophezeite.

Ibsens und Nietzsches Radikalismus ist durch und durch aristokratisch. Gelegentlich begegnen sich beide im Gebiete der Psychologie. Nietzsche liebt das Leben so innig, daß selbst Wahrheit ihm nur dann wertvoll erscheint, wenn durch sie Leben bewahrt wird. Unwahrheit erscheint ihm nur insofern verderblich und kraftzerstörend, als sie Leben beschränkt. Sie hört auf verderblich zu sein, wenn sie zum Leben notwendig ist. Ibsen, der, im ganzen betrachtet, ein Verehrer der Wahrheit erscheint, wird nichtsdestoweniger durch seine Entwicklung zu einer ähnlichen Anschauung gebracht. In der „Wildente" spricht Dr. Relling von notwendigen Lügen. Aber selbst schon in den „Gespenstern" beschäftigt sich Ibsen mit der Ungerechtigkeit, die volle Wahrheit zu sprechen. Frau Alving kann und will nicht Oswald die Wahrheit über seinen Vater erzählen. Sie scheut davor zurück, ihn seiner Ideale zu berauben. Die Ideale werden hier in Gegensatz gestellt zur Wahrheit. Frau Borkman lebt von der Lebenslüge zu glauben, daß Ehrhardt, ihr Sohn, ein Mann werden wird, der eine große Sendung erfüllen und die Ehre des Hauses heben kann. Ihre Schwester erwidert darauf: „Das ist nur das, wovon du träumst, und wenn du dich nicht daran klammern könntest, dann hättest du sicher genug, um dich zur Verzweiflung zu treiben." Borkman lebt von der Lebenslüge, daß eine Deputation kommen wird, um ihm die Leitung einer großen Bank anzutragen: „Ich glaube ja fest daran, ich weiß es bestimmt. Andernfalls hätte ich mir schon lange eine Kugel vor den Kopf geschossen." Im „Epilog" behauptet der Bildhauer Rubeck die Bedeutung seines Werkes und sagt: „Als ich dieses Meisterwerk geschaffen hatte — denn sicherlich der Auferstehungstag ist ein Meisterwerk oder war es anfänglich" . . . (er fühlt, daß er die Arbeit verdorben hat). „Nein, es ist noch immer und soll, soll, soll ein Meisterwerk bleiben."

Einsam sind sie beide gewesen, Ibsen und Nietzsche, und stark in ihrer Einsamkeit. Es ist schwer zu sagen, wer von beiden einsamer war, wem von beiden wir die tiefsten und stärksten Eindrücke verdanken und wessen Ruhm am längsten leben wird.

In Skandinavien hat Ibsen uns alle bereichert und vor allem die Dramatiker beeinflußt, ohne jedoch eine Schule zu gründen.

In den 80er Jahren wurde Ibsen zusammen mit Zola und Tolstoi in Deutschland als ein großer Naturalist geschätzt, als man den Idealismus Schillers kritisierte und Ibsens Idealismus übersah. Wegen seiner revolutionären Unterströmung („Stützen der Gesellschaft") erschien er den Konservativen ein Sozialist; wegen seines Glaubens an die Minorität und das Individuum („Volksfeind") stellte er sich dem uniformen deutschen Lesepublikum als Individualist dar. Sein Einfluß auf die besten deutschen Dramatiker, wie Gerhart Hauptmann, kann leicht nachgewiesen werden.

In Frankreich wurde Ibsen als der große Symboliker begrüßt, als der Symbolismus die Mode war; namentlich die mystische Seite Ibsens gewann dort Sympathie. Häufig wurde er selbst als Anarchist betrachtet und Bombenwerfer beriefen sich auf ihn als Führer. Technisch hat er mehrere moderne Dramatiker, wie François de Curel, beeinflußt.

In England, wo sich Ibsens Einfluß bloß auf einen engeren Kreis erstreckte und wo sein Name bekannt ist, ohne populär zu sein, haben die Kritiker schöne Worte für ihn gefunden und hat er zur Entwicklung von Bernard Shaw, dieses auffällig sonderbaren Kerls, viel beigetragen. Er ist da als Psychologe gepriesen und als angeblicher Materialist angegriffen worden.

Für des Mannes Größe spricht nichts mehr als die Tatsache, daß er in Norwegen zuerst als Konservativer und dann als Radikaler betrachtet wurde, in Frankreich als ein Symboliker und Anarchist, in England sowohl als unverständlich verhöhnt wie als profund verherrlicht worden ist.

In jedem Lande sind gewöhnlich nur einige Seiten seiner Gesamtpersönlichkeit im Auge behalten worden. Dies zeigt, wie vielseitig und aus wie vielen Facetten strahlend diese Persönlichkeit war."

Bücher und Zeitschriften.

Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters. Herausgegeben von Paul Göhre. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.

Wieder hat Paul Göhre ein Buch herausgegeben mit dem ausgesprochenen Zweck: „allgemeine Kenntnis des wirklichen Lebens des heutigen Proletariats, und zwar aus der Feder von Proletariern selbst, so weit und so tief wie möglich zu verbreiten". Wir haben an dieser Stelle schon der früheren Bände desselben Herausgebers gedacht, der bekannten Fischerschen Denkwürdigkeiten und Erinnerungen, so daß ein Vergleich mit diesen überaus nahe liegt. Auch Göhre zieht in einer bemerkenswerten Einleitung diesen Vergleich, er zieht ihn zu ungunsten dieses neuen Werkes, das die Lebensgeschichte des Arbeiters William Bromme in Ronneburg behandelt, und er muß erst eine Reihe von Gesichtspunkten heranholen, wie die äußerst ungünstigen Bedingungen der Abfassung, damit sich die Brommesche Arbeit neben derjenigen Fischers sehen lassen kann. Von der grandiosen, an Bibelstellen gemahnenden Plastik, die Fischers voraussetzungslosen Aufzeichnungen unvergänglich eigen ist, verspüren wir in dem neuen Buche selten etwas. Dazu ist es mit viel zu bewußter Pathetik geschrieben, angekränkelt von jenem Partei-Doktrinarismus, jenen fertigen Urteilen über Dinge und Menschen, denen wir bei sozialistischen Arbeitern, welchen tiefere und vor allem lückenlose Bildungsmöglichkeiten verschlossen waren, so häufig begegnen, aber auch durchglüht von dem heißen Hauche der Arbeit, die in diesem Buche Gestalten schuf, wie sie bisher nur Meuniers Pinsel oder Rodins Meißel gelungen waren. In der

Zeichnung von Arbeitkollegen ist Bromme unbefangener, vielseitiger in der Ausdrucksfähigkeit und sparsamer in den Mitteln, als in der Schilderung der eigenen Persönlichkeit und Schicksale, die mit zu bewußter, wenn auch unleugbarer Intelligenz in das rechte Licht gerückt sind. Er ist um die Klippe nicht herumgekommen, an welchen Selbstbiographien selbst Größerer als Bromme so häufig zerschellen. Dem Buche mangelt das intuitive Schaffen, das aus ewigen Werten schöpft, es ist kein Produkt der Natur, kaum der Kunst, eher nur der Fertigkeit. Deshalb ist sein kulturhistorischer Wert auch nur ein beschränkter; unsere große, bewegte Zeit wird Besseres bringen, weshalb es uns lediglich als ein Frühlingsbote willkommen sein mag. Eine bemerkenswerte Stelle mag zum Schlusse noch weniger der Form als des Inhalts wegen Platz finden, weil sie blitzlichtartig ein Moment erhellt, das der sozialdemokratischen Partei als politischer Organisation noch verhängnisvoll werden könnte. Bromme schreibt da: „Er war auch Parteigenosse und gewerkschaftlich organisiert, schimpfte aber oft auf unsere Führer oder wenigstens auf die Verleger unserer Parteiblätter, denen es besser als ihm gehe. Er fühlte sich auch befähigt, solch ein Amt zu verwalten; und ihm ging es so traurig. Aber wie viele andere tätige Genossen fühlen nicht dasselbe in sich. Mir geht es ja selbst nicht anders, und ich bin dazu infolge meines Lungenleidens zu einem Berufwechsel geradezu verpflichtet; allein alle meine bisherigen Bemühungen in dieser Richtung haben sich als umsonst erwiesen, obwohl ich stets in den vordersten Reihen gekämpft habe. Ich sitze eben in einer kleinen Stadt; in den großen Städten aber, den politischen Zentralen, gibt es genug befähigte Genossen; außerdem geht es ohne persönliche Beziehungen auch in der sozialdemokratischen Partei nicht ganz ab."

sb.

Allgemeine Rundschau.

Neuerwerbungen der Florentiner Gemäldegalerie

Der überaus tätige Direktor der Uffizien, Corrado Ricci, hat neuerdings für seine Sammlung zwei Tafeln aus der Pisaner Schule des 14. Jahrhunderts erworben, die Szenen aus dem Leben des San Romualdo darstellen — die eine schildert den Traum, in dem Romuald die Stätte seiner späteren Einsiedelei sieht, die andere den Augenblick, da dem Heiligen das Buch mit den Regeln der Camaldulenser überreicht wird. Die beiden Tafeln sind voll Zartheit und echtem Mystizismus und sind von trefflicher Ausführung. — Ein weiteres, für die Uffizien gewonnenes Gemälde ist eine Madonna mit Kind, als Werk des Nicola da Guardiagrele gezeichnet, das im letzten Sommer auf der Chieti-Ausstellung aufgetaucht ist. Ob nun das Bild wirklich von dem großen Goldschmid aus den Abruzzen herstammt oder nicht, es verdient sicher seinen Platz in der Florentiner Galerie als ein seltenes Beispiel der Kunst in den Abruzzen im Beginn des Quattrocento. — Ein würdiges Gegenstück zu dem im Vorjahr gekauften San Domenico des Cosima Tura ist, nach dem Florentiner Korrespondenten des „Connoisseur" das Werk eines anderen großen Ferraresen, des Francesco Costa, eines Schülers Turas und selbst Lehrers des großen Francesco Francia. Es stellt San Sebastiano in Halbfigur vor, gedankenvoll und resigniert und mit so delikatem Sinn für Form und Farbe gemalt, als wenn der Meister die ganze Grazie seines Geistes und seines Pinsels auf die Darstellung des anmutigsten aller christlichen Märtyrer hätte verwenden wollen.

Als ein Ereignis im Feld der Kunstgeschichte ist aber der Erwerb der beiden Bilder zu nennen, der erst jüngst gelungen ist und die wir im „Connoisseur" vom Mai auch abgebildet finden. Ein Werk von allerhöchster Wichtigkeit und ein Gemälde ersten Ranges ist Jacopo Bellinis Madonna mit Kind, das Ricci für die verhältnismäßig geringe Summe von 12,500 Lire hat kaufen können. Nur vier oder fünf Arbeiten des Vaters des Giovanni und Gentile Bellini, des Malers, der mit gutem Recht der Gründer der Venezianer Schule genannt wird, sind bekannt. Wir kennen zwei Skizzenbücher des Jacopo im British Museum und Louvre, die Madonna in der Accademia zu Venedig, die andere zu Lovere, und das Kruzifix im Veroneser Museum. Selbst wenn wir den „Cristo in Limbo" in Padua, die Madonna im Besitz des Dr. Jean Paul Richter in London und die neuerdings ihm mit guten Gründen zugeschriebene „Madonna mit Kind, von Pandolfo Malatesta angebetet" des Louvre für ihn in Anspruch nehmen, so bleibt die Zahl der uns von ihm zugekommenen Werke gering. Unter all diesen Werken nimmt die Florentiner Neuerwerbung einen ersten, ja den allerersten, Platz ein, nicht allein um der vornehmen Auffassung, Schönheit der Form, Innigkeit des Gefühls willen, sondern weil bei ihr das Können des Meisters auf seiner höchsten Stufe angekommen ist, so daß sogar die charakteristische Madonna des Louvre hier zurückstehen muß. In diesem wundervollen Gemälde sieht der Referent der englischen Kunstmonatsschrift mehr die reife Kunst des Giovanni als die mehr archaische des Jacopo. Dazu tritt dann noch eine von Melozzo da Forli gemalte Orgeltür, auf deren einem Flügel der Engel der Verkündigung, auf dem anderen der heilige Benedikt dargestellt ist. Letzterer ist leider ohne Kopf, aber trotz der Verstümmelung tritt die Breite der Modellierung, die natürliche und geschickte Zeichnung klar zutage. Graziös, elegant und voller Bewegung ist die Figur des leicht herankommenden beschwingten Engels, dessen Füße den Boden nicht zu berühren scheinen. Der bewegliche Körper scheint von dem Flügelschlag noch zu vibrieren, der bei dem Betreten der Erde aufgehört hat. Das kleine Meisterwerk ist um so interessanter, als das Profil und der Faltenwurf des Gewandes nicht ganz ausgeführt sind und daher die Technik des Meisters daran studiert werden kann. — Endlich sei noch eine Erwerbung der Sieneser Galerie erwähnt, die ein Polyptichon des Sieneser Trecentomalers Luca Tome, eines der weniger bekannten Sieneser Meister, um 4500 Lire kaufte. Das Bild war früher in einer kleinen Kapelle nächst Siena, aus der es vor zehn Jahren verschwand: damals waren 400 Lire dafür gezahlt worden

M.

*

Kleinere Mitteilungen.

C. E. Neue Funde in Alesia. In Alesia sind mit Beginn des Frühlings die Ausgrabungen wieder aufgenommen worden. Alesia, im heutigen Burgund gelegen, war zur Römerzeit ein sehr fester Platz auf einem hohen Berge, dessen Fuß zwei Flüsse bespülten. Unter den Mauern der Stadt fanden 52 v. Chr. die letzten Kämpfe der Gallier (unter Führung des Vercingetorix) mit den Römern statt. Nach langer Belagerung fiel die Stadt in die Gewalt der Römer und ging in Flammen auf. Spuren von Brunnen, Wasserleitungen u. dgl. bezeichnen die Stelle der Stadt bei dem heutigen Flecken und Wallfahrtsort Alise-Saint-Reine am Flüßchen Ozerain und am Fuß des Mont-Auxois im Departement Côte-d'Or. Napoleon III. ließ auf dem Gipfel des Mont-Auxois 1865 eine Kolossalstatue des Vercingetorix errichten mit der aus Cäsars Kommentaren entlehnten Inschrift: „La Gaule unie, formant une seule nation, animée d'un même esprit, peut défier l'univers." Seit mehreren Jahren werden in Alesia von archäologischen Gesellschaften Ausgrabungen veranstaltet, die bereits wertvolle Funde zutage gefördert haben. In den letzten Tagen entdeckte man unter dem Plateau von Alise einen rechtwinkeligen Raum, der zur Gallierzeit wahrscheinlich einem Hufschmied als Arbeitsstätte gedient hat. Man fand in dem Raume viel Eisenzeug, Schmiedewerkzeug, Hausgerät, eiserne Ketten, Gegenstände aus Bronze und Blei und zahlreiche Hufeisen. Von großer Wichtigkeit ist besonders der Hufeisenfund. Bis jetzt hat man nämlich sehr darüber gestritten, ob die Gallier und die Römer ihre Pferde beschlagen ließen: durch die in Alesia gemachten Funde scheint diese Frage endgültig entschieden zu sein. Außer dem Eisenzeug fand man zwei hervorragende Kunstwerke von Bronze: eine Merkurstatuette und ein Medaillonbildnis des Silen.

t. Schlaflosigkeit im Hochgebirge. Dr. Workman, der durch seine alpinistischen Forschungen im Himalaya-Gebirge bekannt geworden ist, hat nach seinen Erfahrungen die Behauptung aufgestellt, daß das eigentliche Hindernis der Ueberwindung sehr hoher Berge für den Menschen in der Schlaflosigkeit beruht, die eine Folge der Atembeschwerden ist. Die Schwierigkeit des Atmens in großen Höhen infolge der starken Luftverdünnung zeigt sich besonders in liegender Stellung. Als Workman in einer Meereshöhe von fast 6000 Meter mit seiner Karawane ein Lager aufschlug, konnte keine der beteiligten Personen Schlaf finden, und wenn einer von ihnen auf einen Augenblick einnickte, wurde er alsbald durch ein wahres Angstgefühl wieder erweckt, das aus Atemnot entsprang. Wenn jemand versuchen würde, in einer Meereshöhe von gar 7000 Meter oder noch mehr zu übernachten, so würde der Schlaf sicher ganz unmöglich sein und die dadurch entstehende Erschöpfung sich in solchem Grade einstellen, daß eine Fortsetzung des Unternehmens sich von selbst verbieten würde. Das ist die Ansicht eines Mannes, der selbst mit der größten Begeisterung das höchste Gebirgsland auf der Erde aufgesucht und eingehende Erfahrungen in der Alpinistik allerersten Ranges gesammelt hat.

hc. Forschungsreise. Marineoberstabsarzt Professor Dr. med. August Krämer, ordinierender Sanitätsoffizier am Kaiserlichen Marinelazarett in Kiel, wird im Herbst eine ein-

jährige Studienreise zur wissenschaftlichen Erforschung der Archipele in der Südsee unternehmen.

M. C. Todesfall. In Rom starb am 23. Mai nach langem schweren Leiden der außerordentliche Professor der italienischen Literaturgeschichte an der Universität Rom Dr. Giovanni Zannoni. 1866 in Brindisi geboren, machte er sich rasch durch seine Studien zur Literaturgeschichte der Renaissance einen Namen und wurde nach kurzer Tätigkeit am Gymnasium in Urbino 1895 von Guido Bacelli an die Universität Rom berufen. 1900 in das Abgeordnetenhaus gewählt, mußte Zannoni 1904 einer Brustkrankheit halber auf Mandat und Professur verzichten. Er war außer seinem Lehramt auch publizistisch tätig und zwar besonders als Feuilletonredakteur des Popolo Romano, dessen Mitbesitzer er als Schwiegersohn des Herausgebers Chauvet war. Von Zannonis Schriften seien genannt: I precursori di Merlin Coccai; Gli scrittori cortigiani di Montefeltro; L'impresa di Rimini nel 1469; Commentari della vita e delle imprese di Federico di Montefeltro; Federico di Montefeltro. Das erste Werk erschien 1888, das letzte 1903. Die fruchtbare Wirksamkeit des Verstorbenen umfaßt also nur 15 Jahre.

✻

Hochschulnachrichten.

F. **Heidelberg.** Der Professor an der Heidelberger höheren Mädchenschule Dr. Karl Wild habilitierte sich in der philosophischen Fakultät der Ruperto Carola.

hc. **Hannover.** Professor Karl A. Dolezalek, Dozent und Assistent an der hiesigen Technischen Hochschule, ist zum etatsmäßigen Professor ernannt und ihm die in der Bauingenieurabteilung neuerrichtete Professur für Baukonstruktionslehre übertragen worden.

hc. **Leipzig.** Die 50jährige Doktorjubelfeier begeht am 29. Mai der kgl. sächs. Geheime Hofrat Professor Dr. phil. Karl Neumann, Vertreter der Mathematik an der hiesigen Universität.

hc. **Jena.** Das 60jährige Doktorjubiläum feierte am 25. d. M. der ordentliche Professor der neutestamentlichen Exegese an der hiesigen Universität Geh. Kirchenrat Dr. theol. et phil. Adolf Hilgenfeld. Der Gelehrte, dessen Forschungsgebiet altchristliche Literatur ist, widmete seine fast sechzigjährige Lehrtätigkeit der Jenaer Hochschule. Er steht im 83. Lebensjahre.

hc. **Berlin.** In der hiesigen philosophischen Fakultät führt sich am 26. d. M. Dr. phil. Erich Caspar (aus Brandenburg) mit einer Probevorlesung über das Thema: „Bernhard von Clairvaux als Politiker" als Privatdozent für Geschichte ein. — Die theologische Lizentiatenwürde erlangte an der hiesigen Universität Dr. phil., cand. rev. min. Otto Dibelius.

hc. **Wien.** Dem Physiker, Professor an der hiesigen Universität, Hofrat Dr. Ludwig Boltzmann ist der Preis der Peter Wilhelm Müller-Stiftung zu Frankfurt a. M. für höchste Leistungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, bestehend in einer goldenen Medaille und einem Ehrensolde von 9000 Reichsmark, verliehen worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

Jahrgang 1906. München, Dienstag, 29. Mai. Nummer 123.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Gemeinnützige Rechtsauskunfteien.

Error iuris nocet: wer die Gesetze nicht kennt, hat es sich selber zuzuschreiben, wenn er die nachteiligen Folgen ihrer Bestimmungen zu tragen hat. Gewöhnlich hat, wer auf diesen Gemeinplatz bezug nimmt, das Strafrecht im Auge: Unkenntnis der Gesetze schützt vor Strafe nicht. Allein weder ist die Richtigkeit des Satzes auf das Strafrecht beschränkt, noch ist es gerade das Strafrecht, für das er von besonders hoher Bedeutung wäre. Im Gegenteil. Was strafbar, richtiger strafwürdig, ist, sagt einem erwachsenen Menschen von normaler Intelligenz und unverdorbener Moralität das gesunde ethische Gefühl meist ganz von selbst. Wäre dies nicht der Fall, wie könnte man schon beim Jugendlichen, d. h. bei dem, der das 12., nicht aber das 18. Lebensjahr vollendet hat, die Möglichkeit unterstellen, daß er die zur Erkenntnis der Strafbarkeit rechtswidrigen Tuns erforderliche Einsicht besitze, und wie vollends könnte man an dieser bloßen Erkenntnis **möglichkeit** und **-fähigkeit**, auch ohne daß zu ihr eine positiv vorhandene Kenntnis des konkreten Strafgesetzes hinzutritt, sich genügen lassen? (Vgl. Reichsgericht, Entscheidungen in Strafsachen, Bd. 5, S. 394, Bd. 33, S. 108, Rechtsprechung in Strafsachen, Bd. 5, S. 512.) Die Strafgesetze sind eben ihrer Verbotsnorm nach ein Bestandteil der Volksüberzeugung, des Milieubewußtseins, und wehe dem Volke, wehe dem Staate, bei dem dies nicht der Fall sein sollte!

Viel wichtiger ist, so scheint mir, die Bedeutung des diesen Aufsatz einleitenden Satzes für das Bürgerliche Recht. Viel größer als die Gefahr, wegen Unkenntnis eines Strafgesetzes eine ungeahnte Bestrafung zu erleiden, ist die Gefahr, aus Unkenntnis der einschlägigen Zivilrechtsbestimmungen von einem rechtskundigen oder rechtskundiger beratenen Gegner sich übervorteilt zu sehen. Denken wir, um nur wenige Beispiele herauszugreifen, an die mannigfachen Formvorschriften unserer Gesetze, deren Nichtinnehaltung das Geschäft nichtig und, da diese Nichtigkeit in Prozessen auch von Amts wegen zu beachten ist (Entscheidung des Reichsgerichts, Juristische Wochenschrift, 1905, S. 639, Nr. 4) den Satz „Ein Mann, ein Wort!" oft genug zu schanden macht. Erinnern wir uns der mannigfachen Versäumnis-, Verschweigungs- und Verjährungsfolgen, die dem Nichtahnenden oft genug sein gutes Recht unter den Füßen fortziehen. Gar nicht zu reden von den Formen, Fristen und Weitläufigkeiten des Prozeßrechtes, in denen selbst ein gewiegter Jurist sich erst nach eindringender Praxis leidlich auskennen lernt, und dergleichen mehr.

Völlig verfehlt wäre es, wollte man denjenigen, der sich beklagt, infolge Nichtkenntnis eines Gesetzes Schaden erlitten zu haben, auf die sehr billigen Textausgaben unserer Gesetze hinweisen, in denen ja alles auf gut Deutsch zu lesen stehe, was zu wissen nötig sei. Wer so redet, hat selbst die Gesetze sicherlich nicht gelesen. Unsere Privatrechtsgesetze sind und bleiben dem Laien ein Buch mit sieben Siegeln. Nicht nur die Pandekten, auch das Bürgerliche Gesetzbuch sind Latein für das Volk (Sohm in Grünhuts Zeitschrift für Privat- und öffentliches Recht, Bd. 1, S. 278). Man lege nur einmal einen kurzen und schlichten Gesetzestext des Bürgerlichen Rechtes dem Laien zur Interpretation vor, und man wird staunen, was für Ungereimtheiten selbst ein sonst sehr gebildeter Mann aus dem Gesetze herauslesen oder vielmehr in das Gesetz hineinlesen wird.

Man hat, um dem gekennzeichneten Uebelstand abzuhelfen, den Gedanken angeregt, es möge ein, sei es obligatorischer, sei es wenigstens fakultativer, Rechtsunterricht in den Volks- und Mittelschulen eingerichtet werden. Daß an diesem Vorschlag etwas Richtiges ist, wird niemand bezweifeln. Aber die Durchführung ist auch hier, wie so oft, schwieriger als die Anregung. Vorderhand fehlt es bereits am Allerersten und Wichtigsten, nämlich an geeigneten Lehrkräften. Dem Juristen mangelt in der Regel die pädagogische, dem Pädagogen aber völlig die juristische Schulung. Man müßte also zu allererst einmal mit der Einrichtung juristischer Kollegien für Schulamtsbeflissene, sowie mit Einstellung rechtskundlicher Unterrichtsstunden in den Lehrplan der Lehrerseminare den Anfang machen. Aber damit wäre die Schwierigkeit bei weitem nicht gehoben. Die Hauptschwierigkeit setzt ein, wenn es gilt, in verhältnismäßig wenig Lehrstunden die Lernenden vertraut zu machen mit einem Gebiet menschlichen Wissens, dessen Ueberblickung durch eine Fülle technischer Details, durch eine hochentwickelte Feinheit des abstrakten Denkens bedingt ist. Eine solche Fähigkeit und Fertigkeit aber läßt sich, zumal von Volks- und Mittelschülern, nicht so nebenher erwerben. Man lege doch selbst Bergbaubeflissenen, also akademisch Geschulten, die Frage vor, welches Fach ihnen als das wichtigste und schwierigste erschienen; sie werden in der Regel antworten: nicht die Geodäsie, nicht die analytische Chemie, sondern die — meist zum Erschrecken trockene, weil völlig aus dem Zusammenhang gerissene — Vorlesung über Bergrecht.

Die vielerörterte Ueberbürdungsfrage, deren Bejahung ein neues Argument gegen die abermalige Erweiterung des Lehrplanes bilden würde, will ich auf sich

1

beruhen lassen. Nur nebenher möchte ich bemerken, daß, will man schon lebensnützliche Fächer mehr als bislang pflegen, die individuelle und soziale Hygiene ein bei weitem wichtigerer Lehrstoff mir zu sein scheint als die Rechts- und Bürgerkunde.

Nach alledem hat es mit der Einführung eines Rechtsunterrichtes auf unseren Schulen noch gute Weile, und man muß es schon mit Dank begrüßen, daß unsere Handelshochschulen und Handelslehranstalten sich wenigstens mit gewissen Disziplinen der Rechtskunde von Amts wegen beschäftigen.[1])

Aber zugegeben selbst, die Kenntnis der Gesetze sei Gemeingut aller Kreise des Volkes geworden: so wäre für das praktische Rechtsleben damit noch immer nichts oder doch nicht viel gewonnen. Denn ein anderes ist es, die Rechtssätze des Gesetzes kennen, ein anderes, sie anwenden. Jede Rechtsanwendung ist ein mehr oder weniger komplizierter logischer Vorgang, der mit der Tatsachenfeststellung beginnt und mit der Subsumtion des Tatbestandes unter den durch Auslegung ermittelten Sinn des Gesetzes seinen Abschluß findet. Dieses Verfahren nun gehört nicht der Rechtskunde, es gehört der Rechtswissenschaft an; es ist ein wissenschaftliches Denkverfahren, welches formale wissenschaftliche Schulung voraussetzt. Ein solches Verfahren vom einfachen Manne verlangen, heißt Unerschwingliches fordern. Es hieße ziemlich dasselbe verlangen, als wollte man vom Laien fordern, daß er nach sachverständiger Belehrung über Diagnostik und Therapie die Krankheiten der Patienten mit Erfolg heile.[2])

Es bleibt also unabweisbar: die mit Recht auch auf diesem Gebiete eingeführte Arbeitsteilung hat es mit sich gebracht, daß der Laie in Rechtsdingen sich bei Rechtskundigen Rates zu erholen veranlaßt ist. Wem eine ihn betreffende Rechtsfrage zweifelhaft ist, der wendet sich, einzelne besonders liegende Fälle beiseite gesetzt, in der Regel an einen berufsmäßigen Rechtsbeistand, einen Rechtsanwalt.

Aber diese Konsultationen erfolgen nicht unentgeltlich. Sie geschehen gratis selbst dann nicht, wenn der Ratsuchende materiell im Rechte ist; es müßte denn zum Prozesse kommen. Andernfalls nämlich besteht in der Regel keine Handhabe, den Gegner zur Erstattung derjenigen Kosten anzuhalten, die lediglich durch die Befragung eines Rechtsanwaltes, durch die Beiziehung eines mündlichen oder schriftlichen Rechtsgutachtens erwachsen sind. Daß vollends dann, wenn der Ratsuchende abfällig beschieden werden muß, der materiell im Recht befindliche Gegner zur Erstattung irgendwelcher Anwaltskosten nicht herangezogen werden kann, bedarf keiner Ausführung. Eine jede Konsultation in Rechtsdingen schließt also ein Kostenrisiko in sich. (Wegen der Höhe der Kosten vgl. §§ 47, 88 der Gebührenordnung für Rechtsanwälte vom 7. Juli 1878.)

Dieses Kostenrisiko, welches nach Befinden ein recht empfindliches sein kann, wird der Bemittelte meist gern tragen, schon um deswillen, weil Gewißheit, wenigstens für den Geschäftsmann, beinahe so viel wert ist wie bares Geld. Dem Unbemittelten dagegen wächst oft genug das Risiko über den Kopf. Was soll er tun?[3])

Hier werden nun verschiedene Wege eingeschlagen.

Ein Auskunftsmittel, um die Kosten wenigstens zu vermindern, finden viele Personen, zumal der ländlichen Bevölkerung, in der Befragung eines sogenannten Rechtskonsulenten, d. h. einer Person, welche, ohne Rechtsanwalt, oft auch ohne überhaupt rechtswissenschaftlich geschult zu sein, sich mit der Wahrnehmung fremder Rechtsangelegenheiten gewerbsmäßig befaßt (§ 35, Abs. 3 der Reichsgewerbeordnung). Zu den Personen dieser Art rechne ich hier auch die kryptonymen, verschämten Rechtskonsulenten, d. h. diejenigen, welche als Subalterne oder Expeditionsbeamte im Staats- oder Kommunaldienste oder als Schreiber im Dienste eines Rechtsanwaltes oder Notars stehen und sich nebenbei befugter- oder unbefugter-, fast immer aber heimlicherweise, mit der Behandlung oder Beratung fremder Rechtsangelegenheiten befassen. Solcher Personen gibt es mehr als man denkt. Ja, es ist vorgekommen, daß Anwaltsexpedienten im Wartezimmer des Chefs förmliche Rechtsbelehrungen erteilt und diese dem andächtigen Klienten, welcher den Herrn Rechtsanwalt vor sich zu haben vermeinte, kurzerhand in die eigene Tasche liquidiert haben. Ueber diese Rechtskonsulenten und das Unheil, das, besonders in bäuerlichen Bezirken, von ihnen angerichtet worden sein mag, ist viel geschrieben worden. Ich glaube zwar nicht, daß sie auch nur annähernd so viel Schädigung fremder Interessen auf dem Gewissen haben wie ihre Kollegen von der medizinischen Fakultät, die sogenannten Kurpfuscher. Immerhin stehe ich nicht an, zu erklären, daß, wer einen Rechtskonsulenten aufsucht, um die Kosten eines Rechtsanwaltes zu sparen, in der Regel gewissermaßen vom Regen in die Traufe gekommen sein wird. Es liegt auf der Hand, daß der Rat, den ein juristischer Laie erteilt, juristisch minderwertig, oft genug juristisch grundverkehrt sein wird. Daß er oft billiger ist, mag schon sein. Ist er aber falsch oder auch nur unzuverlässig, so ist er auch mit wenig Geld schon viel zu teuer bezahlt. Man vergesse übrigens nicht, daß es Fälle gibt, in denen ein Rechtskonsulent, den, im Gegensatz zu den Rechtsanwälten, Gebührensätze und Standesrücksichten auch nach oben zu nicht beengen, aus seinen Mandanten Summen herauszuschlagen weiß, die einen Rechtsanwalt sofort vor die Anwaltskammer bringen würden.

Ein zweiter, in breiteren Volksschichten nicht unbeliebter Weg ist der folgende. Der Ratsuchende wendet sich, wenn er Gläubiger zu sein glaubt, an das Amtsgericht oder Landgericht und bittet, indem er Armutszeugnis beibringt, ihm für seine Streitsache das Armenrecht zu bewilligen. Bei dieser Gelegenheit läßt er sich von dem diensttuenden Gerichtsschreiber — hat er Glück, so ist dies ein im Vorbereitungsdienste befindlicher Jurist — über die einschlägigen rechtlichen Verhältnisse, speziell über die Aussichten seiner Rechtsverfolgung, aufklären. Will er sich bei der durch den Gerichtsschreiber erteilten Rechtsbelehrung (die naturgemäß nicht immer richtig ist) nicht bescheiden, so steht es ihm frei, die Entschließung des Prozeßgerichtes über sein Armenrechtsgesuch herbeizuführen. Erscheint dem Prozeßgericht die Rechtsverfolgung als frivol oder aussichtslos, so wird das Gericht trotz der bescheinigten Armut des Gesuchstellers das Armenrechtsgesuch ablehnen (§ 114 der Zivilprozeßordnung). Kosten erwachsen hierdurch nicht.

Daß dieses Auskunftsmittel, sich einen unentgeltlichen Rechtsrat erteilen zu lassen, ein Notbehelf von recht fragwürdiger Empfehlbarkeit ist, liegt auf der Hand. Eine Rechtswohltat, die zu ganz anderen Zwecken, nämlich zur Durchführung wirklich vorhandener Rechte, gegeben ist, ist ihrem Wesen nach weder dazu bestimmt, noch auch nur immer dazu geeignet, über ein zweifelhaftes Rechtsverhältnis dem Beteiligten Klarheit zu verschaffen. Uebrigens liegt es im Zweck und Wesen dieses Institutes, daß sich derjenige, der nicht Berechtigter, sondern Verpflichteter, im Streitfalle also nicht Kläger, sondern Beklagter ist, des durch dieses Institut eröffneten Ratweges überhaupt nicht wird bedienen können; er müßte denn bereits verklagt sein.

Eine, wie es scheint, von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung kommt dem meist ganz oder doch nahezu unentgeltlichen Rechtsrat zu, den gewisse Zeitungen ihren Abonnenten erteilen. Diese Rubrik der Zeitungen kann sicher viel Gutes stiften und hat in vielen einfach gearteten

[1]) Welch ein lebhaftes Interesse breite Kreise unseres Volkes an rechtskundlichen Erörterungen nehmen, bewies mir der Volkshochschulkurs, den ich im Winter 1905 abzuhalten beauftragt war. Die 241 Hörer und Hörerinnen folgten den Darlegungen über Erbrecht mit unverminderter Anteilnahme bis zum Ende.

[2]) Daraus ergibt sich die Stellungnahme des Verfassers zu der Einrichtung der Schwurgerichte ohne weiteres. Es folgt aber daraus auch die abschätzige Haltung, die er populären Rechts- und Gesundheitsbüchern gegenüber einnimmt.

[3]) Aus der Literatur hebe ich hervor Heft 70/71 der Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit (Leipzig, 1904): „Die Beratung Bedürftiger in Rechtsangelegenheiten."

Miet-, Wechsel-, Alimenten-, Kauf- und anderen Streitigkeiten schon oftmals zur Verhütung eines unnützen Prozesses gedient. Immerhin glaube ich, wird man auch dieser gut gemeinten Einrichtung mit einer gewissen Zurückhaltung gegenüberstehen müssen. Ich will darauf kein Gewicht legen, daß die Mehrzahl der Zeitungen im Dienste politischer Parteibestrebungen steht. Den Schluß nämlich, die Rechtsauskünfte von Parteiorganen seien parteiisch, halte ich für überaus bedenklich. Durch die Erfahrungen, die ich als Richter gemacht, scheint er mir nicht bestätigt. Ausnahmen mögen ja vorkommen. In der Regel aber wird, denke ich, eine jede, auch die radikalste Zeitung, wenn sie irgend etwas auf sich hält und **das wahre Interesse ihrer Leser** im Auge hat, ihren Rechtsrat auf dem Boden des positiven Rechtes erteilen, streng objektiv sich haltend, sine ira et studio, wie es die Art des Juristen ist und immer sein muß. Das obwaltende Bedenken ist, so scheint mir, auf einem anderen Punkte zu suchen. Die wenigsten Rechtsauskünfte werden mündlich, die meisten werden auf schriftliche Anfragen schriftlich, in der Regel im „Briefkasten" der Schriftleitung, erteilt. Darin liegt, wie jeder Sachkundige zugeben wird, eine große Gefahr. Die Partei selbst ist naturgemäß oft weder in der Lage, sich stilistisch und logisch klar auszudrücken, noch auch imstande, zu übersehen, was alles zur Beurteilung des Falles wesentlich und demgemäß in den Talbestand der Frage mit aufzunehmen ist. Die falsche Frage aber zieht oft genug die falsche Antwort nach sich. Der Rechtsgutachter urteilt nach einem unvollständigen oder gar gefälschten Tatbestande: kein Wunder, wenn sein Rat vor dem Richter oft genug als irrig sich ausweist. Der Grund des Fehlgutachtens liegt hier naturgemäß nicht sowohl in der juristischen Unzuverlässigkeit des Ratgebers als vielmehr in der Unangemessenheit des vom Ratsucher zur Begutachtung unterbreiteten Tatbestandes. — Man sieht, das geäußerte Bedenken ist wohl zu beseitigen. Erteilt eine Zeitung mündliche (oder schriftliche) Rechtsauskünfte auf Grundlage **mündlich** abgehaltener Sprechstunden, und bedient sie sich hierbei, wie wohl meistens geschieht, theoretisch geschulter und praktisch erfahrener Fachleute, so ist der von ihr erteilte Rechtsrat von demjenigen eines tüchtigen Rechtsanwaltes nur durch seine größere Wohlfeilheit unterschieden. Zeitungen oder andere Unternehmungen — man denke an Warenhäuser größten, etwa französischen oder amerikanischen Stiles —, welche juristische Sprechstunden für ihre Abonnenten oder Kunden einrichten, **verrichten mithin ein gemeinnütziges Werk** und versehen, wenn selbst vielleicht aus eigennützigen Motiven, objektiv angesehen, einen dankenswerten Dienst an der Allgemeinheit.

Allerdings: die Zahl der Zeitungen und anderen Unternehmungen, welche sozusagen eine **juristische Poliklinik** unterhalten, ist gering, und nicht jeder, der das Bedürfnis nach einem wohlfeilen Rechtsrat verspürt, wird schon um deswillen eine dieser Zeitungen, zumal, wenn sie ihm politisch unsympathisch ist, zu abonnieren, einer dieser Unternehmungen seine Kundschaft zuzuwenden in der Lage sein. Ich übergehe, da sie nicht zur Sache gehören, die zahlreichen Rechtsauskunftsstellen gewisser Interessentengruppen, als da sind: Hausbesitzer- und Mietervereine, Verlegerverbände, Schriftsteller-, Tonsetzergenossenschaften, kaufmännische (Handlungsgehilfen-) Vereine u. dgl. mehr. Sie dienen naturgemäß ausschließlich den unmittelbar Beteiligten, bleiben also für die Allgemeinheit ohne unmittelbare Bedeutung.

Von weit höherer sozialer Wichtigkeit dagegen sind die Rechtsauskunftsstellen der meist gewerkschaftlich beeinflußten „Arbeitersekretariate".[4]) Auch diese freilich dienen einseitigen Interessenstandpunkten, insofern sie sich ausschließlich in den Dienst gewisser Gruppen der arbeitenden Klassen stellen. Immerhin ist es gerade diese Klasse, für welche das Bedürfnis nach wohlfeiler Rechtsberatung in ganz besonderem Maße besteht. Der Sozialpolitiker kann daher gerade an diesen Organisationen nicht ohne Interesse vorübergehen. Gewerkschaftliche Arbeitersekretariate — das erste war das Nürnberger (1894) — bestehen zurzeit in nicht weniger als 67 deutschen Gemeinden, nämlich in Altenburg (S.-A.), Barmen, Berlin, Bielefeld, Bochum, Bremen, Bremerhaven, Breslau, Bromberg, Cassel, Coburg, Cöln, Colmar, Cottbus, Crefeld, Darmstadt, Dessau, Dortmund, Dresden, Duisburg, Düsseldorf, Essen, Forst i. L., Frankfurt a. M., Fürth i. B., Gelsenkirchen, Gera (Reuß), Göppingen, Gotha, Halle a. S., Hamburg, Hamm i. W., Hanau a. M., Hannover, Harburg a. E., Hildesheim, Jena, Karlsruhe, Kiel, Kreuznach, Landeshut i. Schlesien, Leipzig, Lübeck, Luckenwalde, Lüdenscheid, Magdeburg, Mannheim, Meißen, München, M.-Gladbach, Neuruppin, Nordhausen, Nürnberg, Oberhausen (Rheinland), Osnabrück, Pforzheim, Recklinghausen, Remscheid, Rostock, Solingen, Saarbrücken, Staßfurt, Stettin, Stuttgart, Waldenburg i. Schles., Wiesbaden und Würzburg. In Düsseldorf besteht überdies eine Rechtsschutzstelle der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine.

Leipzig. **Hans Reichel.**

(Schluß folgt.)

[4]) Aus der Literatur: **Soubek**, die deutschen Arbeitersekretariate 1902, Aug. **Müller**, Arbeitersekretariate und Arbeiterversicherung München 1902.

Erläuterungen zur Darwin-Lamarckschen Frage.

Von Prof. **August Pauly** (München).

(Schluß.)

Jede äußere Veränderung, die wir in den Bedürfnissen eines lebenden Körpers willkürlich setzen, jeder anatomische oder physiologische Eingriff in sein Inneres verändert bestehende oder erzeugt neue Zustände, welche die in ihm wohnende Kausalität in Tätigkeit setzen und uns erkennen lassen, welcher Natur sie ist, ob sie in Zusammenhang steht mit seinem Zweckmäßigkeitsbesitz oder nicht, ob sie mechanistisch ist oder autoteleologisch oder heteroteleogisch, ob die Reaktion individuell ist oder generell.

Alle Antworten haben uns ein Eigenvermögen des Organismus kennen gelehrt, dessen Schlagfertigkeit uns immer mehr in Erstaunen setzt, je weiter wir in jenes Vermögen eindringen. Es verrät uns, daß die Zellen ihre Mittel nach den Umständen richten, was ohne eine Wahrnehmung der Umstände nicht sein kann; daß sie sowohl innere Zustände unterscheiden wie auch Einwirkungen von außen und daher ganz anders handeln, als der mechanistisch denkende Physiologe sich erwartet hatte, grundverschieden von dem, was der Selektionstheoretiker von ihnen zu erwarten hatte, und ebenso verschieden von dem, was der Teleologe im alten Sinn, der Theist, voraussetzen konnte, aber ganz und gar den Lamarckschen Prinzipien gemäß. Die schlagendste Antwort hat die Pflanze erteilt, so daß sogar das Unerhörte nicht mehr für unerhört gilt, von einer Empfindung der Pflanze, von einer Pflanzenpsychologie zu reden.

So war es schon, ehe der Lamarckismus jene Durchbildung erlangte, durch welche er dem Physiologen die Kriterien in die Hand gibt zur Beurteilung der organischen Reaktionen, und damit zur bewußten Richtung und Variation seiner Experimente, zur bewußten Fragestellung.

Der Lamarckismus erfüllt also die erste wissenschaftliche Forderung an jede Teleologie, daß die Prinzipien der seinigen an der Natur geprüft werden können. Deshalb kann es ihm auch ganz gleichgültig sein, ob man neben ihm in der Zuchtwahllehre noch ein impotentes Prinzip beibehalten will, welches als schweigender Statist im Laboratorium weiter figurieren wird, solange ihm dieser Statist nicht den Einlaß in das Laboratorium vertritt.

Einen günstigeren Zustand kann sich eine Theorie bei ihrem Auftreten nicht wünschen, als der Lamarckismus in den reif gewordenen Anschauungen der Biologie heute vorfindet.

Es ist ganz gewiß, daß uns kein anderer Wissenszweig als die Psychologie die Erklärungsmittel für unsere Frage in die Hand geben kann. Sie sind in keinem anderen Wissenszweig als Forschungsgegenstand vorhanden als in ihr, sie allein kennt den Begriff von subjektiven Zuständen, von Empfindung, Unterscheidung und den daraus hervorgehenden Schlüssen und Urteilen. Für das gesamte Tierreich können wir das elementarste Vermögen, aus welchem die Rationalität seiner Reaktionen hervorgeht, das Vermögen, Zustände zu unterscheiden, als gewiß ansehen. Und für die Pflanzenwelt war das Unterscheidungsvermögen der Zellen eigentlich schon bewiesen, ehe noch die anatomischen Kennzeichen dafür in Zellbrücken, Leitungsbahnen und Sinnesorganen von der Botanik erforscht wurden. Also waren die Erklärungsmittel für unsere Frage in beiden organischen Reichen als tatsächlich vorhandene Faktoren erkannt, wenn auch nicht in ihrem Erklärungswert eingesehen. Zweierlei ist von diesem Ausgangspunkt an klar, daß wir die Vorgänge, welche wir in den Nervenzentren und Leitungsbahnen als Erregungszustände und durch sie verursachte Ströme erkannt haben, nur in eine Kausalstellung zu bringen, mit einem psychischen Inhalt zu versehen und uns vereinfacht vorzustellen haben, um sie zur Erklärung für den Rationalismus in allen Organismen bis zu den einfachsten herab anwenden zu können, soweit wir einen solchen überhaupt nachzuweisen imstande sind; und zweitens, daß diese Verwendung nur dann nicht gegen die Forderungen einer in anderen Wissenszweigen erlangten sicheren Erkenntnis verstößt, wenn wir die psychischen Faktoren in die physikalische Dynamik einzureihen vermögen, nicht als eine sonst nirgends als in der organischen Welt vorhandene Energieform, sondern — wie aus der Möglichkeit, sich den teleologischen Akt unbegrenzt vereinfacht zu denken, hervorgeht — als eine Energie, welche schon auf niedrigerer Daseinsstufe als die organische vorhanden war, ja welche als das Urvermögen der reaktionsfähigen Punkte unserer Welt anzusehen ist.

Mit einem ausdehnungslosen Geist von unphysikalischem Wesen können wir nicht nur die organischen Vorgänge nicht erklären, sondern auch seine eigenen Tätigkeiten nicht. Denn wenn wir uns bloß auf die Betrachtung rein geistiger Vorgänge beschränken, noch ehe sie Wirkungen auf körperliche Organe ausgeübt haben, auf Prozesse in unserem Gehirn, wenn wir etwa den Vorgang der Lösung irgend einer Aufgabe analytisch betrachten, der nach dem Vorbild des von mir entwickelten teleologischen Aktes verläuft, so erkennen wir, daß, obwohl alle Faktoren desselben, die Ursache wie die Wirkung, geistig sind, sie sich dennoch wie physikalische Agentien verhalten, daß sie in der Anschwellung der Ursache, in ihrer Ausstrahlung und Rückleitung, in der Erzeugung ihrer Wirkung Arbeit leisten, Energie verbrauchen, daß sie eine wahre, d. h. physikalische Ursache in sich haben, eine echte Kausalität vorstellen, und daß sie zu naturwissenschaftlichen Erklärungen überhaupt nur brauchbar sind, wenn wir diese Seite ihres Wesens erkannt haben.

Es ist nicht richtig, wenn man die in meinem Buch entwickelte Anschauung deshalb materialistisch nennt, wie es an anderer Stelle geschehen ist; man müßte sie eher als spiritualistisch bezeichnen. Aber man kann sie in diesem Augenblick überhaupt nicht mit e i n e m Wort charakterisieren, weil beide Begriffe aus einer Zeit stammen, in welcher die Einheit ihrer Verknüpfung im teleologischen Vorgang noch unerkannt war.

Materie und Geist sind Begriffe von veränderlichem Inhalt, deren Vorstellungsgehalt abhängig ist von dem, was man zu irgend einer Zeit über die tatsächlichen Eigenschaften des Materiellen und des Geistigen weiß. Es ist gewiß, daß gerade in diesem Augenblick unsere alte mechanistische Vorstellung von Materie unzureichend und den Erscheinungen, die sie erklären soll, widersprechend ist. Sich gegenwärtig etwas wissenschaftlich Zutreffendes unter Materie vorzustellen, würde verlangen, alles, was wir an prinzipiell bedeutsamen Gesetzmäßigkeiten in Chemie und Physik und Biologie über sie wissen, in eine Vorstellung zu vereinigen. Aber dann müßte die teleologische Kausalität mit in den Begriff der Materie hineingezogen werden, Geist als physikalisches Agens in sie eingesetzt werden.

Diese Aufgabe steht der Physik bevor, welche infolge ihrer jüngsten Entdeckungen mit dem Aufbau einer neuen Theorie der Materie beschäftigt ist. Sie befindet sich in dieser Beziehung der „toten“ Materie gegenüber in derselben Lage wie die Biologie der „lebenden“ gegenüber, welche in den mechanistisch aufgefaßten Begriff der lebenden Materie, d. h. in die Zelle, die teleologische Kausalität mit allen ihren Konsequenzen einsetzen muß, um ihre Welt zu erklären. Physik wird das nicht als eine verwegene theoretische Spekulation ausführen, sondern erst nachdem sie ihre Annahme an den physikalischen und chemischen Reaktionen der anorganischen Körper geprüft haben wird.

Daß sie das kann und dazu auf dem besten Wege ist, ersehe ich aus den Gesetzen von Le Chatelier und Braun, auf die ich seit dem Erscheinen meines Buches aufmerksam gemacht worden bin, in welchen sich in den chemischen und physikalischen Reaktionen anorganischer Körper ein teleologisches Moment ausspricht, welches den Physiker an die Anpassung der Organismen erinnert. Der physikalische Komponent unserer Faktoren übergibt den berechenbaren Teil des Phänomens der Mechanik, während der rationale Komponent der Psychologie verbleibt. In der Verwendung der Mittel liegt eine logische Notwendigkeit, in dem Umsatz der Energie eine physikalische. Diesen Zusammenhang immer tiefer zu ergründen, wird die Aufgabe der aus dem Lamarckismus entspringenden Philosophie sein.

Damit wäre nichts anderes getan, als die uralte, stets empfundene logische Forderung erfüllt, unsern Begriff der Materie so zu idealisieren, daß aus ihm das Ganze sich erklären läßt, das sich aus ihm entwickelt und seinen Inhalt bis zu der Fähigkeit steigert, daß Materie sich am Ende ihrer Bahn umkehren, auf ihren eigenen Entwicklungsweg zurückblicken und sich selbst erklären kann.

Wenn diese Anschauungen bei Wities Verwunderung erregen, so ist darauf zu erwidern, daß Verwunderung die geringste Schwierigkeit ist, die einer neuen Theorie gegenübersteht; ja, da sie der Anfang aller Weisheit sein soll, so ist sie sogar das beste Entgegenkommen.

Nachschrift.

Mein Artikel war geschrieben, aber noch nicht in der Druckerei, als mir in Nr. 114 der „Beilage“ Francés warme Verteidigung des Lamarckschen Prinzips in die Hand kam. Sie berührt nebenbei meine Auffassung des Verhältnisses des Psychischen zum Physischen und verlangt deshalb einige Worte; denn sie berührt den prinzipiell wichtigsten und zugleich schwierigsten Punkt der ganzen Frage. Dieser Punkt liegt jenseits des Gebietes der Biologie, auf das sich die Durchführung des Lamarckschen Prinzips bis jetzt erstreckt. Er liegt in dem von unserem Prinzip noch unerschlossenen Feld des Chemisch-physikalischen, das seinen Darwin und Lamarck noch zu erwarten hat, jenen für die Genese der Materie, diesen für die Kausalität und Konditionalität dieser Genese. So kann über jenen Punkt jetzt nur so viel ausgesagt werden, als das geistige Auge am Horizont unserer Frage von den künftigen Dingen unterscheiden kann.

Daß das Psychische im Physischen enthalten ist, ist gewiß. Wir erkennen es in sinnenfälliger Erscheinung als dessen Reaktion, die wir von der chemisch-physikalischen an ihrem rationalen Komponenten unterscheiden. Ob wir das Physische anatomisch unserem Auge mit dem Mikroskop bis ins äußerste Sichtbare erschließen, oder ob wir es in bloß theoretischen Vorstellungen von noch Kleinerem und Kleinstem verfolgen, immer wohnt es als das Wirksame noch in dem letzt erreichten Punkt. Es wohnt in dem, was wir Materie heißen, im Innern.

Aber sobald wir dieses Innere räumlich fassen und stereometrisch bestimmen wollen, erkennen wir, daß der Sitz des Physischen von e i n e r räumlichen Vorstellung in die a n d e r e überwandert, in die wir das Körperliche zer-

legen: aus dem ganzen Organismus ins Organ, aus dem Organ in die Zelle, aus der Zelle in das Molekül u. s. w.

Beim Kleinsten angelangt, das wir erreichen können und das auch nur vorläufig ein solches ist, sehen wir uns vor dieselbe Schwierigkeit gestellt, auf die der Physiker stößt, wenn er sich in den Begriff der Materie vertieft. Sein Gedankengang führt ihn zuletzt zu einem Gegensatz von Vorstellungen, zu diskreten physischen Punkten, die den Raum erfüllen und zu physikalischen Wirkungen dieser Punkte auseinander, zu einer Kontinuität. Ganz dasselbe erleben wir bei der Vertiefung in den Sitz des Psychischen, denn wir haben ja nur mit unsern Vorstellungen den Physiker bei den seinigen begleitet. Wir erkennen, daß der Satz — das Psychische liege im Innern des Physischen — das Psychische ebenso in unendlich viele den Raum erfüllende diskrete und doch auseinander wirkende Punkte zerteilt.

Physiker und Psychologe stehen hier vor einem den Ausgang ihres Denkens störenden Dualismus, der, genau besehen, aus dem Zweierlei unserer Vorstellungen hervorgeht, aus dem, was wir mit Sinnen, mit Auge und Hand wahrnehmen, und dem, was wir geistig sehen. Das Diskontinuierliche, in diskreten Punkten Auftretende ist nach der ersten Vorstellungsweise gebildet; das Kontinuierliche, ihre Wirksamkeit auseinander, nach der zweiten.

Hier liegt also ein Fehler in unserem Vorstellen verborgen. Er liegt offenbar in der unrichtigen Wahl des einen der beiden Erklärungsmittel, des gröber Sinnlichen, Körperlichen, welche zu der Tautologie führt, daß das in seinem Innersten zu erklärende Ding, die Materie, einfach aus gleichen, aber kleinsten Stücken von derselben sinnlichen Beschaffenheit wie das zu Erklärende zusammengesetzt gedacht wird.

Für die Auffassung des Psychischen als ein Physisches wäre die Vorstellung der körperlichen Erscheinung der Materie ein unbrauchbares Erklärungsmittel. Diese Auffassung habe ich auch nie gehabt. Wir können für die Materie wie für das Psychische nur das geistig Gesehene als Erklärungsmittel verwenden. Hierdurch machen wir das Psychische zwar unkörperlich, aber nicht ausdehnungslos, denn Ausdehnung und Körperlichkeit ist nicht ganz das Gleiche. Zu dieser kommt die grobsinnliche Vorstellung der Tastbarkeit, der Schwere, der äußeren physikalischen Eigenschaften. Ein ausdehnungsloses, raumloses Agens wäre unvorstellbar. Alles, was wir von der Wirksamkeit des Psychischen ergründen können, ist dynamisch und immer von physikalischem Charakter, seine wahre Ursächlichkeit, seine steigerungsfähige Spannkraft, seine Arbeitsleistung.

Aus allem diesem erkennen wir, daß wir Physisches und Psychisches, nach seiner Wurzel hin verfolgt, nicht trennen können, daß beides dynamisch aufzufassen ist, der Physiker, wenn er an einer Theorie der Materie arbeitet, sich auf demselben Forschungsweg befindet wie der Psychologe, wenn dieser das Verhältnis des Psychischen zur Materie zu ergründen sucht, daß beide, wie es nicht anders sein kann, über identische Dinge nachdenken und ein Identisches erstreben, und daß sie dessen Uebereinstimmung nur insofern noch nicht erreicht haben, als zwar der Psychologe das energetische Prinzip in seine Betrachtung eingestellt hat, der Physiker aber in die seinigen noch nicht den rationalen Komponenten.

Dieser rationale Komponent ist es, welcher der chemisch-physikalischen Reaktion in unserer heutigen Auffassung noch fehlt, obgleich er schon gesucht wird und stellenweise gefunden ist. Seine Einsetzung in den Gedankenbau des Physikers würde erst unserer Weltauffassung die Einheit geben. Diese Tat setzt aber nicht nur die Erkenntnis einer psychophysischen Kausalität, einer causa efficiens et finalis im Gebiet des Physikalischen voraus, sondern auch die Erkenntnis der Bedingungen, unter welchen die Genese der Materie verlaufen sein muß, d. h. sie setzt außer der Kenntnis der Ursache auch die der Gründe ihres Wirkens voraus, wie die Analyse des Zweckmäßigen sie im biologischen Gebiet ergeben hat.

Daß die Durchgeistigung des Physischen bis ins unendlich Kleine die Würde unserer Welt nicht herabsetzt, sondern ihren idealen Gehalt erhöht und uns auf Wissenswege bringen wird, auf denen wir über die letzten Dinge der Welt Bestimmteres erfahren werden als irgend eine Zeit vor uns, wird hieraus offenbar.

Neuchina.

Canton, Januar 1906.

Manche sehen bereits im raschen Fluge dem Vogel Phönix gleich aus der alten Kulturnation ein modernes Reich aufsteigen, weise Mandarinen erhoffen eine Evolution, wie sie Japan aufweist, und träumen bereits von der Zeit, wo die Gerichtsbarkeit fremder Konsulate durch chinesische Richtersprüche ersetzt wird, worin sich ja die Anerkennung als Kulturnation manifestieren würde.

Diese kühnen Ideen übersehen, daß für die Umgestaltung der Verhältnisse in China ganz andere Voraussetzungen bestehen, als solche bei Japan vorhanden waren: Japan ist ein meerumschlossenes, reichgegliedertes Eiland; die Evolutionsbestrebungen fanden ein einheitliches Volk vor von starkem Nationalbewußtsein; eine Sitte und eine Sprache herrschte; die religiösen Ideen wurzelten im eng miteinander verknüpften Shintoismus und Buddhismus, die Person des Mikado galt allen Parteien als heilig und unverletzlich. China hingegen der schwerfällige geographische Koloß; seine Hunderte von Millionen differenzieren sich in Sitte, Sprache und Religion, die Mandschudynastie hat ihre dynastischen und politischen Gegner, das Gefühl einer nationalen Einheit fehlt. So werden sich hier der Umwälzung ganz andere und vielfachere Widerstände entgegensetzen, die diesen Prozeß notwendigerweise zu einem viel langsameren machen müssen, als er dies in Japan sein konnte.

Die Stärkung des nationalen Gedankens ist es zunächst, was mit gutem Grunde angestrebt wird; nationale Gesellschaften und Verbrüderungen offener und geheimer Natur ziehen sich durch das ganze Land hin, denen als lockende politische und wirtschaftliche Devise „China den Chinesen“ zugrunde liegt, denn in dem Hasse gegen die fremden Nationen, denen China oft der Spielball ihrer Launen war, die die wertvollsten Häfen sich aneigneten und im Wirtschaftsleben die glänzenden Gewinne in ihre Taschen leiten, sind sie einig, und von ihm wird das Nationalbewußtsein am kräftigsten genährt.

Als nächstes und notwendigstes Ziel erscheint den chinesischen Staatsmännern denn auch, die politische Mündigkeit Chinas herzustellen: Hunderttausende werden im europäischen Truppendienste von fremden Instrukteuren geschult, erst vor kurzem brachte ein Schiff das eiserne Material für Dutzende von Batterien, und eben erst hat der ebenso kluge wie mächtige Vizekönig Yuan-Shi-Kai dem Throne in einem Memorandum die Notwendigkeit der Schaffung einer chinesischen Flotte dargelegt.

Während sich so die politische Verselbständigung Chinas anbahnt, bemüht man sich gleichzeitig, China wirtschaftlich zu erschließen, um den Reichtümern des Landes den Weltmarkt zu eröffnen und in einem wirtschaftlich leistungsfähigeren Volke die notwendige Basis für die kostspieligen Reformprojekte der nächsten Jahrzehnte zu erhalten. Das gewaltigste Unternehmen dieser Art ist die Herstellung der Bahn Peking—Hankow—Canton—Kowloon (gegenüber Hongkong), sie durchzieht achtzehn Breitengrade und kommt der Strecke Berlin—Konstantinopel ziemlich gleich; dabei erhöhen gewaltige Wasserläufe und Kanäle ihre Bedeutung, und durch ein Netz von Zweigbahnen, das geplant ist, wird ein gewaltiges Stück chinesischer Erde dem Weltverkehr erschlossen.

Zugleich soll und wird damit dem Volke der Beweis geliefert werden, wie notwendig europäische Institutionen dem Wirtschaftsleben auch des kleinsten Haushalts sind, und aus dieser modernen Unternehmung wird eine Saat westlicher Ideen hervorsprießen.

Ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit ist darin zu sehen, daß die Chinesen hierbei ihre monroistischen Ideen auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens durchzusetzen suchen. Zu aufgeregten Debatten in der ostasiatischen Presse bot die Forderung Anlaß, wonach von dem im Bau begriffenen Teil Canton—Kowloon die chinesische Sektion völlig unter chinesische Leitung gestellt werden soll; die englische Presse führt hingegen die Verschiedenheit chinesischer und britischer Betriebsführung ins Feld und betont die praktische Undurchführbarkeit zweier Bahnleitungen auf dieser Strecke.

Da die Chinesen ohne fremdes Kapital nicht auskommen können, werden sie zunächst freilich ihre wirtschaftspolitische Monroedoktrin hier wie sonst nur in bescheidenem Maße zu verwirklichen vermögen.

Doch nicht nur auf politische und wirtschaftliche Unternehmungen von „elementarer" Bedeutung für das ganze Reich richtet sich der Blick des Reformchinesen, sondern auch auf kleineren Gebieten, wie der Kommunalverwaltung, ist ein neuer Geist bemerkbar.

Wer kann sich im heutigen Canton die alte schmutzige Chinesenstadt vorstellen, wie sie nach Reiseberichten früherer Zeit von uns erwartet wird? Die ganze Stadt ist mit großen Quadern gepflastert, unter denen sich Abzugskanäle hinziehen, der Unrat der Häuser wird nicht mehr vor die Türe geschüttet, sondern an besondere Stapelplätze abgeführt. Nun plant die Vizekönig Shum von Canton die Errichtung eines Wasserwerkes, das den letzten großen Uebelständen abhelfen wird; die gesundheitlichen Verhältnisse der dichten Bevölkerung werden sich damit heben, und der üble Geruch, der von den Tonnenanlagen der zahlreichen Bedürfnisanstalten und den träge fließenden oder stagnierenden Wasserstraßen ausströmt, wird damit beseitigt werden können, auch die Kanäle unter den Quadern bekommen erst volle Bedeutung, wenn sie von Wasser durchspült werden.

Auch Schanghai zeigt in seiner Chinesenstadt gleiche Fortschritte, doch kann es hier weniger wundernehmen, da die große europäische Niederlassung ihren vorbildlichen Charakter zeigt und im Interesse der Gesundheit des europäischen Teiles einen Druck auf die Ordnung der chinesischen Stadt auszuüben nicht unterlassen hat.

So sind überall die Ansätze zu kulturell neuem Leben. Dabei wird nicht versäumt, mit Institutionen aufzuräumen, die modernem Kulturempfinden und Staatsleben zuwiderlaufen oder entgegenstehen. Zwei solcher bedeutender Reformen der neuesten Zeit sind die Aufhebung der grausamen Todes- und Leibesstrafen und die Abschaffung der gelehrten Prüfungen.

Auf Jahrtausende blickte beides zurück. Die uralte Vergeltungstheorie lag der chinesischen Kriminaljustiz und ihrer Strafvollstreckung zugrunde, und der Chinese bewunderte die Weisheit der Mandarinen in Erfindung der Tat adäquater Sühnen; die öffentliche Vollziehung dieser Strafen, wie Strangulierung im Holzstocke, gab den rohen Instinkten des Volkes schlimme Nahrung. Vor einigen Monaten ist mit diesem System gebrochen worden.

Die bisherigen Staatsprüfungen, die nun gleichfalls durch kaiserliches Dekret abgeschafft wurden, legten das Schwergewicht auf die Fähigkeit des Gedächtnisses, nicht auf die Kraft des Denkens. China braucht aber nicht Männer, die sich der Vergangenheit erinnern, sondern Männer, die die Gegenwart verstehen und die Notwendigkeiten der neuen Zeit erkennen. Originelles, individuelles Denken ist diesem Volke um so notwendiger, wenn es den Evolutionsprozeß möglichst mit eigenen Kräften leiten will und „China den Chinesen" durch Chinesen zu verwirklichen gedenkt.

Von einschneidender, in die Gegenwart fortwirkender Bedeutung ist aber auch das Reformedikt vom 15. August 1901, das mit den alten Naturalsteuern, die zur Verpflegung der in Peking lebenden Angehörigen der acht Banner, der Nachkommen der Eroberer Chinas, erhoben wurden, gebrochen hat. Die mehr als 100,000 Tonnen Reis, die bis dahin von reiserzeugenden Provinzen, besonders von Kiangsu und Chekiang geliefert wurden, sind durch Geldsteuern abgelöst, womit nicht nur die Quelle unerhörter Unterschleife und Betrügereien verstopft, sondern ein weiterer bedeutender Schritt zur Durchführung der Geldwirtschaft getan wurde.

So sehen wir überall bedeutende Ansätze zur Umgestaltung des staatlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens in dem so lange wie in Versteinerung liegenden alten Reiche.

Dr. Robert Schachner.

Bücher und Zeitschriften.

Babylonische Hymnen und Gebete in Auswahl von Dr. H. Zimmern, ordentl. Professor an der Universität Leipzig (Der alte Orient. Leipzig, J. C. Hinrichs. 7. Jahrgang, Heft 3.) 32 Seiten 8°.

Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Eine Skizze von Dr. Otto Weber. (Ebenda. Heft 4.) 37 Seiten 8°.

Die Bedeutung der kleinen Publikation von H. Zimmern liegt in der Autorität ihres Verfassers, der sich des Ruhmes des größten Meisters der Uebersetzungskunst unter den Assyriologen erfreut. Von jeher ist der Mangel an wirklich zuverlässigen Uebersetzungen der religionsgeschichtlich so überaus ergiebigen lyrischen Erzeugnisse der babylonischen Literatur peinlich empfunden worden. Bei dem Interesse, das gerade sie wegen ihrer nach Form und Inhalt frappanten Anklänge an die Psalmen und andere verwandte Stücke des Alten Testaments von Anfang an bei allen religionsgeschichtlich interessierten Kreisen gefunden haben, war es unvermeidlich, daß auch vielfach mit ihnen operiert worden ist, daß sie namentlich im Babel-Bibel-Streit häufig zitiert und in der Debatte verwertet worden sind, wobei der Mangel authentischer Uebersetzungen und Aufklärungen naturnotwendig zu vielen tiefgehenden Mißverständnissen führen mußte. So werden es alle, die den assyriologischen Studien um ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung willen ein Interesse zuwenden, denen aber der Zugang zu den Originaltexten verschlossen ist, dem gelehrten Verfasser nicht warm genug danken können, daß er den Extrakt langjähriger, eindringendster Spezialstudien in diesem unscheinbaren Heftchen der größten Oeffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Die Schwierigkeiten, die gerade die Gebete, Hymnen und Psalmen dem Uebersetzer bieten, sind ganz enorme und können nur von dem Fachmann überblickt werden. Wenn nun die von Zimmern in dem vorliegenden Hefte gegebenen Uebersetzungen von diesen Schwierigkeiten kaum etwas ahnen lassen, so ist das der Meisterschaft Zimmerns zu danken, die bei aller Treue gegen das Original auch für den poetischen Gehalt der Vorlagen eine vollkommen gleichwertige Ausdrucksform gefunden hat. In dem Hefte sind aus der überaus umfangreichen lyrischen Literatur die schönsten und interessantesten Stücke ausgewählt, die fast alle schon lange bekannt, aber doch nur unvollkommen verdeutscht waren. Ein Beweis, wie Zimmern selbst unablässig an der Vervollkommnung seiner Uebersetzungen arbeitet, ist der Fortschritt, den die jetzt gegebene Verdeutschung der zahlreichen Bußpsalmen gegenüber Zimmerns Erstlingsschrift und besonders die des wundervollen „Königspsalms" 4. R. 60* gegenüber der in Keilinschriften und Altes Testament 3. Aufl. 385 gegebenen aufweist. Dieser letzte Text ist auch von M. Jastrow in der jüngst erschienenen 9. Lieferung seiner „Religion Babyloniens und Assyriens" eingehend behandelt worden. Es ist eine babylonische Parallele zum biblischen Hiob-Buche und enthält die Klage eines hochbetagten Königs, den die Götter ins Dunkel und ins Elend geführt haben, obwohl er sein ganzes Leben hindurch sich im Dienst der Götter verzehrt hat. Das Gedicht gewinnt besondere Bedeutung dadurch, daß es, gegen Zimmern, doch wohl mit Jastrow u. a. als ein integrierender Bestandteil des größeren Zusammenhangs aufzufassen ist, in dem es überliefert ist, daß es die zweite Tafel einer großen, aus mindestens drei Tafeln bestehenden einheitlichen Dichtung ist. Leider ist von den anderen Tafeln nur wenig erhalten. Doch sind Anzeichen vorhanden, die es wahrscheinlich machen, daß die Komposition auch formal viel mit dem Buch Hiob gemein hat, und wie jenes das Problem des unverschuldeten Leidens in Form eines dialogisierenden Volksbuches erörtert.

Eine Vorstellung von der babylonisch-assyrischen Religion, die sich ausschließlich auf die von Zimmern übersetzten und die anderen verwandten Literaturerzeugnisse gründet, würde sehr einseitig werden. Die Reife der religiös-sittlichen Anschauung, die

aus vielen dieser Texte zu uns spricht, ist niemals Gemeingut des Volkes gewesen. Für die das Volk beherrschenden religiösen Vorstellungen, für die offizielle Staatsreligion Babyloniens und Assyriens sind die Beschwörungs- und Wahrsagetexte und die kultischen Ritualvorschriften ungleich zuverlässigere Zeugen. Ich habe in der zweiten der obengenannten Schriften versucht, die Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern und das Ritual nach dem sie sich vollzog, kurz an der Hand der wichtigsten Texte unter Mitteilung zahlreicher Textproben zu skizzieren.

In der babylonischen Religion treten die großen Götter eigentlich nie in unmittelbare Beziehung zu den Menschen, zwar geht alles auf sie zurück, was dem Menschen widerfährt an Gutem und Bösem, aber der Vollzug aller übernatürlichen Wirkung liegt in den Händen der Dämonen, in denen sich zahllose Kräfte zum Fluch oder zum Segen der Menschheit verkörpern. Jede Trübung des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch zeitigt natürliche Wirkungen im Menschen. Umgekehrt: jede Krankheit, jedes Unglück ist die Folge einer Verfehlung, die den Zusammenhang zwischen den Menschen und „seinem Gott“ löst. Die unmittelbare Folge dieser „Gottlosigkeit“ ist die Besessenheit von einem Dämon, der „Bann“; die Aufhebung der Besessenheit, die Lösung des Bannes durch die Vertreibung des Dämons ist das Ziel aller kultischen Vornahmen. Der erstrebte Erfolg ist die „Beruhigung des Herzens“ des Schutzgottes, der nunmehr nach Vertreibung des Dämons wiederum in Gemeinschaft mit dem Menschen treten kann. In diesem Gedankenkreis bewegen sich in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit und doch wieder ermüdender Gleichförmigkeit alle die überaus zahlreichen Beschwörungstexte. Sie enthalten hochpoetische Schilderungen des Treibens der bösen Dämonen, bewegliche Klagen über den Zustand des Kranken, eindringliche Gebetsanrufungen neben ermüdenden Litaneien und vor allem neben den für unser Gefühl grotesk wirkenden rituellen Vorschriften zur Entsühnung des Menschen. Gerade diese letzteren werden, wenn wir sie erst genauer verstehen, ein besonders interessantes Kapitel der Religionsgeschichte erschließen, das weit über die lokalen und zeitlichen Grenzen der babylonischen Litteratur hinaus Aufklärung zu schaffen geeignet ist. Vorläufig können wir nicht viel mehr sagen, als was die Keilschrifttexte selbst mit klaren Worten aussprechen: Wenn in den umständlichen symbolischen Vorkehrungen Zypressen, Spezereien, Honig, Fackeln, Räucherbecken, Gips, Asphalt, lebende Schafe und was es immer sei, zur Verwendung kommt, so soll damit jedesmal die Gegenwart einer bestimmten Gottheit angedeutet werden. Die Frage ist dann noch, welche Bedeutung die oft recht merkwürdigen Gruppierungen dieser Götter bei der Entsühnungshandlung im Rahmen des Systems der Weltvorstellung haben, denn auch hier, und hier erst recht, muß die Formel „alles Irdische Abbild des Himmlischen“ die die altorientalische Anschauung beherrscht, das Rätsel lösen. In gleicher Richtung liegt die Erklärung für die Anwendung der heiligen Zahlen, namentlich der Zahlen 3, 7, 12: die Wirksamkeit der Gesetze im Weltenraum soll für die Entsühnungshandlung gewonnen werden.

Was uns als wüster Hokuspokus ohne jeden vernünftigen Sinn erscheint, ist in einem System der Weltanschauung begründet, mit der der alte Orient den Zusammenhang nie verloren hat. Die „schwarze Kunst“ hat viel von den alten Zeremonien in unseren Kulturboden verpflanzt, wo sie in ihrem Ursprung und Sinne nicht mehr verstanden und vielfach umgebildet, gleichwohl ein überaus zähes Leben führen.

O. W.

Die italienische Bildnismalerei der Renaissance. Von Karl Woermann. Verlag von Paul Neff, Eßlingen 1906.

Als vierter Band des von Dr. H. Popp herausgegebenen „Führer zur Kunst“ erschien kürzlich diese treffliche Arbeit, die allen Kunstfreunden willkommen sein dürfte. Woermann ist als feiner Kenner der Renaissance genugsam bekannt, so daß die Nennung des Namens genügt, um eine gediegene Leistung erwarten zu lassen. Das Werkchen hat einen populären Zweck zu erfüllen und ist danach abgefaßt. Die Einteilung in kleine, sachlich streng geschiedene Kapitel ist außerordentlich praktisch und vorbildlich gefällig. Ueberhaupt darf die Form der Darstellung als musterhaft gelten. Bei aller Wahrung leichter Faßlichkeit greift der Verfasser doch überall in die Tiefe, gibt mit kurzen, knappen Umrissen packende Charakteristiken von Stil und Zeit. Kurze, treffende, wie Glanzlichter aufgesetzte Urteile über die einzelnen Werke, wie z. B. die prächtige Aeußerung über Raffaels Bildnisse machen das Buch besonders wertvoll. Anerkennung verdient auch bei dem äußerst billigen Preis der reiche illustrative Schmuck.

M. E.

Allgemeine Rundschau.

Zur Neubesetzung des Augsburger Stadtbibliothekariats.

Wie soeben Augsburger Blätter melden, gelangt die seit dem Tode des früheren Bibliothekars (Dr. Rueß † Dez. 1905) erledigte Vorstandstelle der Augsburger Stadtbibliothek, gemäß Beschluß der dortigen Gemeindevertretung, demnächst zur Ausschreibung und Wiederbesetzung. Die Erledigung, die damit diese etwas ungewöhnlich lange unentschiedene Frage gefunden, hat eine mehr als rein lokale Bedeutung. Sie bildet den Abschluß eines auf engerem Gebiete geführten „Geplänkels“ — Kampfes kann man im vorliegenden Falle nicht wohl sagen —, um die jetzt nur noch ausnahmsweise, früher dagegen bei ähnlichen Anlässen so häufig bedrohte „Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes“. Dieses vor mehr als drei Dezennien von Bibliothekar Anton Klette in Umlauf gesetzte Schlagwort zielt, wie bekannt, auf die eigentlich selbstverständliche Forderung ab, die Leitung der öffentlichen Büchersammlungen, zumal derjenigen rein wissenschaftlichen Charakters, prinzipiell bibliothekarisch geschulten Fachmännern zu übertragen, unter Aufgebung der ehedem geübten Praxis, wonach die Verwaltung der Bibliotheken nebenamtlich durch Vertreter anderer Berufsstände geführt wurde.

Ein Rückfall in diese ältere Tradition scheint auch in Augsburg gedroht zu haben; wenigstens ließen darauf verschiedene Notizen und Warnungsrufe schließen, die schon bald nach dem Tode des früheren Bibliothekars in der lokalen Tagespresse laut wurden. Sie galten besonders der Bekämpfung des von einem Teile der Stadtverwaltung ins Auge gefaßten Planes einer Vereinigung von Archiv und Bibliothek unter gemeinsamer Leitung. Mit Recht wurde der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß die Durchführung dieses Planes den zu erstrebenden weiteren Ausbau der Büchersammlung, ihre systematische, dem Stande der heutigen Bibliothektechnik entsprechende Katalogisierung, die rationelle Einverleibung der im Laufe der letzten Jahrzehnte schenkungsweise angefallenen Bestände, kurz die Erfüllung all der Wünsche, die in dem auf die Benützung der Bibliothek reflektierenden Kreisen seit langem gehegt werden und denen die frühere Bibliothekleitung mangels genügender Hilfskräfte und Mittel nicht in vollem Umfange gerecht werden konnte, erst recht unmöglich machen werde. — Nun ist die Entscheidung nach anderer Richtung gefallen und die Gewinnung einer fachmännisch geschulten Kraft ist gesichert. Möge unter ihrer Leitung sich das lange verwaiste Institut ausgestalten und entwickeln, wie es der Bedeutung dieser an Handschriften und sonstigen literarischen Schätzen reichen, einen Bestand von 200,000 Bänden zählenden Büchersammlung entspricht. Entschlösse sich, ihr Werk zu krönen, die Stadtverwaltung auch noch dazu, den in Anbetracht der heutigen Bücherpreise etwas allzu bescheidenen Anschaffungsfonds zu erhöhen, so hätte Petermanns, des verdienstvollen Gründers und Leiters der Gehe-Bibliothek, zwar drastischer, aber wahrer Vorwurf: „Einen Groschen pro Kopf und pro Jahr für die Wissenschaft! klingt doch wahrlich recht bescheiden. Und wie weit ist das kommunale Bibliothekwesen durchschnittlich davon entfernt!“ — wenigstens was Augsburg betrifft — seine Berechtigung verloren.

F. S.

Kleinere Mitteilungen.

F. Sternzählung. Professor Pickering, Direktor des Observatoriums der Harvard-Universität in den Vereinigten Staaten, gibt bekannt, daß der Stab seines Observatoriums bereit sei, mit den Astronomen aller Länder zusammenzuarbeiten in einer systematischen Prüfung des gesamten Himmels — durch rasche photographische Methoden, — um die Zahl und auch die Verteilung aller veränderlichen Sterne bis herab zu denen der geringsten Größe festzustellen.

* Akademische Studienfahrten. Wie lebendig die Liebe zum klassischen Altertum in unserer akademischen Jugend nach wie vor ist, trotz der vielfachen Anfeindung, die die humanistische Bildung in letzter Zeit erfährt, dafür ist ein Anschlag am schwarzen Brett vieler deutscher Universitäten ein erfreulicher Beweis. Mehrere Berliner Studenten haben den Versuch gemacht, akademische Studienfahrten nach Italien und Griechenland zu veranstalten, nicht etwa nur für Archäologen gedacht, sondern in der Weise, daß jeder Gebildete diese bisher noch nie gebotene Gelegenheit wahrnehmen sollte. Maßgebende Persönlichkeiten, wie Professor Dörpfeld, haben ihre Unterstützung zugesagt. Der Privatdozent Dr. Marcun von der Universität Neapel, ein vorzüglicher Kenner Italiens und Griechenlands,

wird die Herren begleiten. Es sind zwei Reisen van je 25 Tagen, Anfang und Ende August geplant. Au jeder Fahrt sollen etwa 100 Personen teilnehmen. Von Berlin aus geht die Fahrt (2. Klasse) über Luzern bis Genua, dort nimmt eine für diese Fahrten gecharterte, speziell für Mittelmeerfahrten gebaute Salonjacht die Reisenden auf. Die weitere Reise geschieht nun ausschließlich zur See; es ist dies eine besonders glückliche Idee. Für Mittelmeerfahrten ist nämlich diese Jahreszeit ihres fast stets schönen Wetters wegen die allergünstigste und man hat auf der See unter keiner Hitze zu leiden. Nach mehrtägigem Aufenthalte in Rom geht es nach Neapel, Pompeji, die neuesten Lavafelder des Vesuv, Capri, Taormina (Sizilien) usw., dann nach Olympia, Athen, Delphi, Korinth, die alten Königsstädte Tiryns und Mykenä werden besichtigt. Ueber Ithaka und Korfu schließlich nach Venedig. Das Programm ist mit großer Sorgfalt ausgewählt, die Besichtigungen geschehen in kleinen Gruppen, beste Verpflegung auf dem Dampfer und am Lande in erstklassigen Hotels. Bei der Fülle und Qualität des Gebotenen erscheint der Preis von 630 M, worin alles inbegriffen ist, nicht zu hoch. Weitere Auskünfte erteilt cand. phil. Johannes Heinze, Berlin C. 54, Alte Schönhauserstraße 43/44.

C.-A. Apologetischer Instruktionskursus. Da der vom Zentralausschuß für Innere Mission im Oktober 1904 in Berlin veranstaltete Apologetische Instruktionskursus zahlreiche Beteiligung (400 Teilnehmer) und großen Beifall gefunden hat, soll eine Wiederholung desselben in diesem Jahre stattfinden. Der Kursus, für den der Rektor der Berliner Universität wiederum das auditorium maximum zur Verfügung gestellt hat, wird in den Tagen vom 2. bis 12. Oktober zu Berlin abgehalten und umfaßt folgende zwei- bis sechsstündige Vorlesungen: „Jesus Christus" (Professor D. Seeberg, Berlin), „Schöpfung, Vorsehung und das Uebel in der Welt" (Pfarrer D. Grünberg, Straßburg), „Positives und negatives Verhältnis des Christentums zu den heidnischen Religionen" (Professor D. v. Orelli, Basel), „Geschichtliche Lehren aus den jüngsten Revolutionsbewegungen" (Professor Dr. Schiemann, Berlin), „Probleme der modernen Frauenfrage" (Pfarrer Mahling, Frankfurt a. M.), „Apologetische Bedeutung der christlichen Liebestätigkeit" (Professor Dr. Wurster, Friedberg in Hessen), „Heidenmission und Kolonisation" (Missionsdirektor D. Bucher, Herrnhut), „Praktische Apologetik in Vereinen und Versammlungen (Gestaltung des Vortragswesens)" (Direktor Hennig, Hamburg), „Praktische Apologetik in der Presse" (Pastor W. Scheffen, Berlin). Weiter sind in Aussicht genommen Vorlesungen über „Protestantismus, Kapitalismus und Sozialismus" und „Erbliche Belastung und ethische Verantwortung". Die Teilnahme am Kursus ist Herren und Damen gegen Lösung einer Karte zum Preise von 5 M gestattet, für einzelne Vorlesungszyklen werden Karten zu 2 Mark ausgegeben. Anmeldungen nimmt bis zum 15. September der Zentralausschuß für Innere Mission, Berlin W. 35, Genthinerstraße 38, entgegen.

* In der Pfingstwoche findet in Weimar zum sechsten Male die Tagung der Deutschen Freien Studentenschaft statt, zu der die freien Studenten aller reichsdeutschen Hochschulen, die Mitglieder der Altfinkenverbände und alle anderen Freunde der freistudentischen Bewegung eingeladen werden. Das Programm nimmt vier Tage des Zusammenseins in Aussicht und verspricht neben vielen interessanten Vorträgen und Diskussionen einen angenehmen geselligen Teil.

r. Todesfälle. Der seit 1. April 1905 im Ruhestand lebende ordentliche Honorarprofessor Dr. Fr. Hegelmaier in Tübingen ist am 26. d. M. im 73. Lebensjahre gestorben. Er hat seine akademische Lehrtätigkeit während 41 Jahren ganz der hiesigen Universität gewidmet. Ursprünglich Mediziner, habilitierte sich der Verstorbene 1861 hier für Botanik, 1866 wurde er zum außerordentlichen Professor für medizinische und Forstbotanik, 1902 zum ordentlichen Honorarprofessor befördert.

hc. Im Alter von 51 Jahren ist am 23. d. M. in Gießen der großherzogl. Kreistierarzt, Veterinärrat Christian Schmidt, beauftragt mit Vorlesungen über Veterinärpolizei an der dortigen Universität, gestorben.

R. Im Alter von 56 Jahren starb zu Berlin der Bibliothekar an der kgl. Bibliothek Prof. Dr. Heinrich Reimann, eine auch in der Musikwelt sehr geschätzte Persönlichkeit. Geboren 1850 zu Rengersdorf im Kreise Glatz, widmete er sich dem Studium der klassischen und deutschen Philologie und war elf Jahre im höheren Lehrfach tätig. Seit 1887 steht er im Dienste der kgl. Bibliothek. An der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche bekleidete er das Amt des Organisten. Bei der Zentenarfeier wurde ihm der Professortitel verliehen. Seine umfangreiche literarische Tätigkeit war der Musikgeschichte gewidmet. Er gab die Biographien-Sammlung berühmter Musiker heraus und schrieb selbst über Schumann, Brahms und Bach. Bekannt sind auch seine Liedersammlungen.

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat den Prinzen Ludwig von Bayern in dankbarer Würdigung seiner großen staatsmännischen Verdienste anläßlich des Kanaltages zum Doctor honoris causa promoviert. Der Prinz empfing am 27. Mai in seinem Erlanger Absteigquartier eine Deputation der Fakultät, bestehend aus ihrem derzeitigen Dekan Professor Dr. R. Fester, Geh. Hofrat Professor Dr. Gordan und Professor Dr. v. Eheberg, die ihm nach einer Ansprache des Dekans das Diplom überreichte.

H. **Heidelberg.** Das Institut für experimentelle Krebsforschung (Voßstraße 3) hat sich jetzt konstituiert. Direktor ist Geh. Rat Professor Dr. V. Czerny. Chefärzte sind: außerordentlicher Professor Dr. Frhr. v. Dungern (Leiter der wissenschaftlichen Abteilung) und Privatdozent Stabsarzt Dr. v. Wasielewski (Abteilungsvorstand für parasitologische Forschungen). Assistenzärzte sind: Privatdozent (der Chirurgie) Dr. Völcker und Dr. Richard Werner. — Am 8. und 9. Juni findet hier die 21. Jahresversammlung des Vereins der akademisch gebildeten Lehrer Badens statt. Auf der Tagesordnung stehen u. a. folgende Vorträge: Dr. Gerhard über Heidelberger Papyri, Prof. Dr. Brandt über die griechische Studienreise badischer Gymnasiallehrer, Prof. Dr. Hilgard über den gegenwärtigen Stand der Ottheinrichsbaufrage.

r. **Tübingen.** Die staatswissenschaftliche Fakultät der hiesigen Universität hat dem Dr. Wilhelm Ahlmann in Kiel anläßlich seines 60jährigen Doktorjubiläums das Diplom honoris causa erneuert. — Der ordentliche Professor für Polizeiwissenschaft und Staatswesen Dr. Fritz Fleiner, seither in Basel, führt sich hier am 31. d. M. ein mit einer Antrittsrede über „Die Umbildung zivilrechtlicher Institute durch das öffentliche Recht".

* **Straßburg.** An der hiesigen philosophischen Fakultät ist A. Slomp aus Manchester, Bachelor of Arts, als Lektor der englischen Sprache angestellt worden.

* **Hannover.** Die hiesige Technische Hochschule hat dem Professor der Technischen Hochschule in München Dr. phil. Ludwig Burmester in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste auf dem Gebiete der darstellenden Geometrie und der Kinematik, sowie deren Anwendungen auf technische und künstlerische Probleme die akademische Würde eines Dr. ing. ehrenhalber verliehen.

hc. **Münster i. W.** Der bisherige außerordentliche Professor für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft an der hiesigen Universität Dr. phil. Wilhelm Streitberg ist zum ordentlichen Professor daselbst ernannt worden.

* **Jena.** Die hiesige theologische Fakultät hat dem ersten Geistlichen an der Petrikirche in Hamburg, F. Rode, wie die Frankfurter Zeitung mitteilt, aus Anlaß seines goldenen Amtsjubiläums die Würde eines Dr. theol. honoris causa verliehen.

H. **Aus der Schweiz.** Privatdozent Dr. Gruner an der Universität Bern wurde vom Regierungsrate zum außerordentlichen Professor für theoretische und mathematische Physik daselbst ernannt. — Der Zürcher Erziehungsrat dehnte die venia legendi des Privatdozenten Dr. Förster auf Moral- und Sozialpädagogik aus und wies ein Gesuch um Gewährung der venia legendi für Russisch an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich ab.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Bodenwert, Getreideproduktion und Schutzzölle.

Von Dr. Paul Ueding.

Für die Volkswirtschaft ist der Grund und Boden etwas Gegebenes, Unveräußerliches, etwas, das unter allen Umständen auszunutzen ist. Es fragt sich nur, wie; welcher Zweig des Bodenbaues muß am meisten gepflegt werden?

Vom privatwirtschaftlichen Standpunkte aus ist das Kapital das Gegebene. Die Frage lautet: Wie ist es zu verwerten? Etwa zum Bodenbau? (Was die Anlage des Kapitals, den Ankauf des Bodens notwendig machen würde; — Pachtzahlungen gehen ersichtlich auf dasselbe hinaus.)

Die Antwort für die Volkswirtschaft, welches Produkt am meisten gepflegt werden soll, ist durch das Interesse der Allgemeinheit bestimmt — politische, nationale, wirtschaftliche Gründe kommen in Betracht. Ein möglichst hoher Rohertrag ist das zunächst zu Erstrebende. An dem Reinertrage ist die Volkswirtschaft nur insoweit interessiert, als sie wünschen muß, daß der von ihr begünstigte Zweig des Bodenbaus verhältnismäßig am rentabelsten ist, rentabler als die anderen Zweige, damit eine möglichst große Bodenfläche (so groß wie wirtschaftlich rationell) zum Anbau gerade des betreffenden Produktes benützt wird. In diesem Falle ist dann vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus der Ertrag des nächst rentablen Produktes auf das Unkostenkonto des nunmehr gepflegten, am meisten rentablen zu setzen.

Das ist der Gesichtspunkt, unter dem diese Art, die Produktionskosten zu berechnen, als richtig anzuerkennen ist. Sie wurde jüngst vom Oberregierungsrat Evert im „Tag“ (vom 18. April) zur Forderung gemacht. Die Anregung, die dadurch gegeben ist, ist sicherlich sehr verdienstlich. Aber Evert verlangt jene Berechnungsweise überall und unter allen Umständen und glaubt, Brentano widerlegt zu haben, der zu den Produktionskosten auch die Verzinsung des Bodenwertes zählt. Das ist nun keineswegs der Fall. Everts Ausführungen beschränken freilich die Theorie Brentanos, haben aber selber nur in beschränktem Maße Geltung — wo, das wurde eben gesagt.

Vom privatwirtschaftlichen Standpunkte aus gesehen, sind sie unrichtig. Für den Einzelnen ist eben nicht der Grund und Boden, sondern das Kapital das Gegebene. Die Frage, ob dieses Kapital zur Erzeugung von landwirtschaftlichen Produkten verwendet werden soll, beantwortet sich gemäß der anderen Frage: Welchen Ertrag könnte die Geldsumme abwerfen, wenn sie zu anderen als zu landwirtschaftlichen Zwecken benützt würde (zu Zwecken natürlich, die die gleiche Sicherheit gewähren)? Und diesen Betrag hat der Einzelne auf das Unkostenkonto seines Betriebes, als Produktionskosten, zu setzen. — Es ist die Fragestellung, die von Brentano ausgeht.

Jene Dritten, die, wie Professor Conrad, unter Produktionskosten nur jene Aufwendungen verstehen wollen, „die zur Durchführung des Betriebes selbst wie zur Instandhaltung des Gutes in seiner Leistungsfähigkeit notwendig sind“ — jene sind nur zu verstehen, wenn man annimmt, daß sie über die begriffliche Ausdehnung des Wortes „Produktionskosten“ streiten, ohne die sachliche Bedeutung der Verzinsung des Bodenwertes für die Landwirtschaft in dieser Hinsicht leugnen zu wollen. Oder aber sie bestreiten die gegnerische Ansicht aus Furcht vor ihren vermeintlichen Konsequenzen.

Vermeintlich, denn jene teils absurden, teils — für den Landwirt — unangenehmen Konsequenzen, die gewöhnlich — zum Teil auch von Brentano selbst — daraus gezogen werden, sind unrichtig.

Nimmt man etwa zur Grundlage, daß eine möglichst hohe Getreideproduktion das für die Volkswirtschaft Wünschenswerte sei — welche Folgerungen ergeben sich dann aus dem oben Gesagten?

Erstens, daß die Volkswirtschaft unter dem Gesichtspunkte, höchste Roherträge am Getreide zu erzielen, an dem Reinertrage des Getreidebaus nur so weit Interesse hat, als der Reinertrag zum Anbau von Getreide verlockt. Die Leiter der Volkswirtschaft haben also zu sorgen, daß die Getreideproduktion von allen Zweigen der Landwirtschaft am meisten rentabel ist, nicht — von diesem Gesichtspunkte aus — daß sie absolut möglichst rentabel ist. Denn, wie Evert a. a. O. mit Recht ausführt, auch der am schwersten verschuldete Landwirt wird immer den Anbau des Produktes bevorzugen, bei dem er sich verhältnismäßig noch am besten steht. Daß nun diese relative Rentabilität durch Zölle geregelt werden kann, ist, wenn anders Zölle den Preis zu beeinflussen imstande sind, fraglos und bedarf keines Beweises.

Hat denn nun die Volkswirtschaft an der absoluten Rentabilität der Getreideproduktion kein Interesse? Doch, denn je absolut rentabler die Landwirtschaft ist, um so mehr wird sie von solchen ausgeübt werden, die sie zum Beruf machen, d. h. von Bauern, vom Mittelstande, um so weniger wird dieser sich verdrängen lassen vom Großgrundbesitz. Daß der Großgrundbesitz auf die Dauer eine Entvölkerung des flachen Landes und damit den Uebergang zur Weidewirtschaft zur Folge hat, ist bekannt. Demnach hat eine Stärkung des landwirtschaftlichen Mittelstandes durch Erhöhung der absoluten Rentabilität der Landwirtschaft auch eine größere Sicherung der Getreideproduktion zur Folge.

Kann nun durch Schutzzölle auch die absolute Rentabilität der Landwirtschaft gehoben werden? Bei dieser Frage kommt für die Rentabilitätsberechnung natürlich der Standpunkt des Einzelnen zur Geltung, der da fragt: welchen Ertrag könnte mein Kapital abwerfen, wenn es zu anderen als zu landwirtschaftlichen Zwecken benutzt würde? Es muß also hier die Verzinsung des Bodenwertes auf das Unkostenkonto gesetzt werden. Und da kann man dann den Konsequenzen nicht entrinnen. Es ist zweifellos, daß, wenn die Zölle höhere Gelderträge zur Folge haben, dadurch der Bodenwert und also auch die Produktionskosten steigen. Ob der Bodenwert ganz „automatisch" gemäß den höheren Erträgen zunimmt, bleibt vorläufig dahingestellt. Selbst wenn er es täte, würden die Produktionskosten zwar mitsteigen, aber nur absolut genommen; ihr Verhältnis zum Ertrage würde dasselbe bleiben, würde zum mindesten nicht ungünstiger werden (was z. B. Evert übersehen zu haben scheint, wenn er a. a. O. sagt: „folgerichtig müßte der Betrieb am besten fahren, wenn seine Rente möglichst niedrig stünde"). Aber daß Bodenwert und die daraus sich ergebenden Produktionskosten mit den höheren Erträgen sich mehren, sollte man nicht abzustreiten versuchen.

Bei einem Aktienunternehmen werden gesteigerte Erträge höhere Kurse bewirken (wenn nicht fremde Momente, Unsicherheit usw., dem entgegenstehen). Der Aktionär wird das als Kapitalzuwachs ansehen; als solchen stellt er sich am deutlichsten dar, wenn die Aktien durch Verkauf oder Vererbung in andere Hand übergehen — sie werden dann zum Kurswert berechnet werden. Die Höhe der Verzinsung, der Prozentsatz, wird infolgedessen ungefähr der gleiche geblieben sein, bei dem großen Kapital wie bei dem kleinen, vor wie nach der Kurssteigerung.

Daß Analoges bei der Landwirtschaft wie bei jedem anderen Betriebe auch stattfindet, ist doch nicht verwunderlich. Ist aber darum, wie Evert die Meinung Brentanos ad absurdum führen will, die steigende Rente (gleichgültig jetzt, ob durch Zölle oder Betriebsverbesserungen oder sonstwie verursacht) „vom Uebel für den Betrieb selbst, weil sie auf die Dauer nur dessen Produktionskosten steigert"? Nein; erstens, weil, wie gesagt, die Steigerung der Produktionskosten nur eine absolute, nicht eine relative ist. Zweitens: die Steigerung der Rente bei einem außerlandwirtschaftlichen Unternehmen gewährt durch die damit steigende Sicherheit und durch die ebenfalls steigende Aussicht auf weitere Ausdehnungsmöglichkeit des Betriebes die Hoffnung auf weitere absolute Vermehrung des Ertrages, die wir aber nicht als relativ größere Rente, sondern als Kapitalzuwachs aufzufassen haben. Etwas anders liegen diese Dinge nun freilich bei der Landwirtschaft, deren Sicherheit sich nicht steigern läßt, deren Grundlage, der Boden, nicht ausdehnungsfähig ist. Nur durch größere Bewirtschaftungs-Intensität (die aber natürlich ihre Grenzen hat) oder durch Umstände, die außerhalb des Machtbereiches des Unternehmers liegen, können ihre Erträge vermehrt, kann steigender Kapitalzuwachs erwartet werden.

Dem entspricht folgendes: man nehme zwei landwirtschaftliche Betriebe, von denen der eine nur eine geringe Rente abwirft, aber noch große Steigerung des Ertrages durch technische Verbesserungen zuläßt, der andere eine hohe Rente gewährt, aber in seinem Betriebe technisch bereits auf denkbar höchster Stufe steht. Wird nun, um den Bodenwert zu finden, die Rente dieser beiden Betriebe nach dem gleichen Zinsfuße kapitalisiert, welcher Käufer würde zögern, den vorläufig weniger rentablen Betrieb zu erwerben? — Das ist das „Körnchen Wahrheit", das darin liegt, wenn man aus Brentanos Behauptungen die Konsequenz zieht, die steigende Rente sei vom Uebel für den Betrieb.

Also die Annahme, steigende Erträge verursachen ein Steigen des Bodenwertes und damit ein — nicht relatives, aber absolutes Steigen der Produktionskosten, führt nicht in eine Sackgasse.

Es bleibt nur noch das Eine: ist diese Regelung des Bodenwertes gemäß der steigenden Rente eine ganz automatische? Wäre sie das, so würde durch Schutzzölle die absolute Rentabilität der Landwirtschaft nicht dauernd gesteigert werden können; es fände dann nur eine Bereicherung der zeitweiligen Besitzer in der Landwirtschaft statt (bei Uebergang des Betriebes in die nächste Hand käme es zum Ausdruck), die Produktionskosten würden nicht vermindert (relativ), der berufsmäßige Landwirt nicht dauernd gestärkt, das Anwachsen des Großgrundbesitzes nicht verhindert, die Zurückdrängung der Getreideproduktion nicht aufgehalten, und die Schutzzölle wären eine Sünde an denjenigen Volksgenossen, die sie — wenigstens zum Teil — bezahlen müssen. Eine Sünde, denn einzig zur vorübergehenden Bereicherung einer Volksklasse darf dem anderen Teil nicht sein Notwendigstes verteuert werden. Nur das Interesse der Allgemeinheit darf diese Forderung stellen.

Aber jene automatische Regelung muß verneint werden. Warum?

Kaum irgendwo geht der „gemeine Wert" so weit über den Ertragswert hinaus wie in der Landwirtschaft. Die Gründe dafür sind mannigfach. Sie liegen außer in der großen Sicherheit und in der Annehmlichkeit des landwirtschaftlichen Berufes besonders in der Unmöglichkeit, den vorhandenen Boden zu vermehren. Da nun bei Vererbung und Verkauf naturgemäß gewöhnlich der gemeine Wert zugrunde gelegt wird, so sind die Zinsen des gemeinen Wertes als Produktionskosten (richtiger: als ein Teil derselben) zu fassen. Bei einer Steigerung des Ertragswertes steigt nun der gemeine Wert nicht in demselben Maße, da der Wert jener Umstände, die den gemeinen Wert über den Ertragswert erheben, nicht steigt. Es wächst demnach das, was wir als (Teil der) Produktionskosten fassen, die Zinsen des gemeinen Wertes, nicht gleichmäßig mit dem Ertragswert. Mit anderen Worten: die Zölle haben, da sie zu einer Annäherung von Ertragswert und gemeinem Wert beitragen, eine relative Minderung der Produktionskosten, eine Steigerung der absoluten Rentabilität der Landwirtschaft und damit — auch von diesem Gesichtspunkte aus — eine weitere Sicherung der Getreideproduktion zur Folge.

Gemeinnützige Rechtsauskunfteien.

(Schluß.)

Nicht geringer an Zahl und sicherlich nicht geringer an Bedeutung sind diejenigen Rechtsberatungsstellen für Arbeiter, welche von christlich-sozialen Organisationen ins Leben gerufen worden sind. Sie tragen meist den Namen eines katholischen (evangelischen, christlichen) Volksbureaus oder Arbeitersekretariates. Katholische Organisationen dieser Art bestehen in 55 Gemeinden, nämlich in Aachen, Allenstein, Aschaffenburg, Augsburg, Barmen, Berlin, Beuthen (O.-Schl.), Bocholt, Bochum, Bonn, Braunschweig, Bunzlau, Cöln, Crefeld, Danzig, Dortmund, Duderstadt, Duisburg, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Essen (als erste ihrer Art gegründet 1890), Freiburg i. Br., Gelsenkirchen, Görlitz, Gr.-Petrowitz (O.-S.), Hagen i. W., Hamburg, Hamm i. W., Hannover, Heiligenstadt, Karlsruhe, Koblenz, Kreuznach, Lippstadt, Mainz, Mannheim, Metz, Mülheim am Rhein, München, Münster i. W., Neisse, Ohlau, Oppeln, Osnabrück, Paderborn, Ratibor, Seligenstadt, Saarbrücken, Straßburg i. E., Stuttgart, Trier, Waldenburg i. Schles., Weißwasser (O.-L.), Würzburg. Evangelische Volksbureaus gibt es nur 10, nämlich in Bromberg, Cottbus, Dresden, Essen, Greiz, Hagen i. W., Posen, St. Johann, Stuttgart, Werdohl. Als „christlich" bezeichnen sich die Volksbureaus (Arbeitersekretariate) in Breslau, Mülheim an der Ruhr und Schweinfurt.

Lediglich den Interessen der (erwerbstätigen) Frauen und des Frauen- und Mutterschutzes dienen die für die Strömung der Gegenwart außerordentlich charakteristischen Rechtsberatungsstellen für Frauen. Auch die Frau kämpft um ihre soziale Selbständigkeit auf dem Boden des Rechtes. Insbesondere ist es der rührige Verein Frauenwohl, dem

das Verdienst gebührt, in hochherziger und unermüdlicher Weise eine ganze Reihe von Rechtsauskunftsstellen für Frauen ins Leben gerufen zu haben. Zurzeit gibt es in Deutschland 51 solcher Anstalten, nämlich je eine in Aachen, Bielefeld, Bonn, Braunschweig, Breslau, Bromberg, Cassel, Celle, Cöln, Danzig, Darmstadt, Dessau, Dortmund, Dresden, Elberfeld, Erfurt, Essen, Flensburg, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O., Gleiwitz, Glogau, Görlitz, Hagen i. W., Halle, Hamburg, Altona, Hameln a. W., Hannover, Heidelberg, Hirschberg, Karlsruhe, Kiel, Königsberg i. Pr., Leipzig, Liegnitz, Magdeburg, Mainz, Mannheim, München, M.-Gladbach, Oldenburg i. Gr., Stettin, Stralsund, Stuttgart, Tilsit, nicht weniger als fünf aber in Berlin-Charlottenburg.

Man sieht: die freie Vereinstätigkeit hat hier ein weites Feld fruchtbringender Betätigung. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß es auch an solchen Veranstaltungen nicht fehlt, die, frei von jeder religiösen oder politischen Richtung, rein um des öffentlichen Wohles willen, sich die Rechtsberatung und den Rechtschutz Mindermittelter zur Aufgabe gesetzt haben. Hierher gehören die Auskunftsstelle des Vereins für Gemeinwohl in Barmen, die Rechtsauskunftsstelle des Vereins für Sozialpolitik, sowie zwei „Volksbureaus“ in Berlin, die Rechtsauskunftsstelle des Bürgerlichen Volksvereines und die Rechtschutzabteilung der Auskunftsstelle für Wohltätigkeit in Bremen, die Auskunftsstelle des Vereines für Volkswohl in Dresden, die Auskunftsstelle des „Sozialen Museum“ in Frankfurt a. M., die Auskunftsstelle des Volksheims in Hamburg, die Rechtsauskunftsstellen in Gotha, Liegnitz, Magdeburg, Remscheid, die Auskunftsstellen des Vereins für Wohlfahrtseinrichtungen und für Auskunft über Wohlfahrtseinrichtungen und Rechtsfragen in Wiesbaden, auch wohl die Rechtsauskunftsstelle des nationalliberalen Vereines in Osnabrück, als letztgegründetes endlich das Volksbureau in Leipzig. Gerade auf diesem Gebiete kann und wird noch manches geschehen, noch mancher Nutzen und Segen gestiftet werden können.

Daß ein wirkliches Bedürfnis vorhanden ist, illustriert am besten ein Hinweis auf die Statistik. Es sei mir gestattet, mich auf Mitteilung der Frequenzziffern des zuletzt genannten, im November 1905 ins Leben getretenen Leipziger Volksbureaus zu beschränken. In diesem wurde Rechtsrat erteilt: im November 1905 an 160 Personen, im Dezember 1905 an 235 Personen, im Januar 1906 an 308 Personen, im Februar 1906 an 337 Personen, im März 1906 an 400 Personen. Die Gesamtzahl der begutachteten Rechtsfälle belief sich im November und Dezember 1905 auf 448, im Januar bis März 1906 auf 1242.[5]) Wie man sieht, in kurzer Zeit eine erhebliche Steigerung der Besuchszahl, eine beträchtliche Menge der begutachteten Fälle.

Wie nun aber, wo Privatinitiative fehlt oder nicht ausreicht? Oder wo sie aus besonderen Gründen als unerwünscht erscheinen muß? Hier wird es, daran ist kein Zweifel, die Sache der öffentlichen Behörden sein, sich zu sagen: tua res agitur, und das zur Abstellung des Mangels Erforderliche zu erwägen. Nicht zuletzt ist es der Staat selbst, der ein sogar ganz egoistisches Interesse an sachgemäßer Rechtsberatung der ärmeren Volksschichten hat: die Ueberbürdung unserer Gerichte mit Zivilprozessen ist mit dadurch bedingt, daß so viele grundlose Prozesse angestrengt werden.[6])

Der Staat selbst hat es daher für angemessen erachtet, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Freilich, dazu, staatliche Rechtsberatungsstellen zu schaffen, haben sich bislang nur zwei Staatsregierungen herbeigefunden: Sachsen-Koburg-Gotha (Koburg) und der Stadtstaat Lübeck. Die übrigen deutschen Einzelstaaten dagegen verhalten sich, wie es scheint, zu dem Gedanken, auf eigene Regie und Gefahr dergleichen Institute ins Leben zu rufen, ablehnend oder doch zurückhaltend. Sie haben dafür sicher ihre Gründe, deren mutmaßende Darlegung mir erlassen bleiben mag. Ich glaube allerdings, der Staat wird in der Regel gut tun, sich auf Anregung und Unterstützung zu beschränken, die Ausführung selbst aber anderen Körperschaften, insbesondere den Gemeinden, zu überlassen. Nicht der Staat, sondern die Gemeinde ist, so scheint mir, die zur Vornahme des hier Erforderlichen geeignete Korporation. Die Errichtung unentgeltlicher Rechtsauskunftsstellen ist eine der vornehmsten Aufgaben kommunaler Sozialpolitik der Gegenwart.[7])

Die Verwaltungen zahlreicher deutscher Städte sind sich der Wichtigkeit dieser Aufgaben vollauf bewußt. In einer Reihe von Städten ist man denn auch zur Errichtung städtischer Rechtsauskunfteien bereits geschritten. Ich nenne die Städte Chemnitz, Cöln, Dessau, Eßlingen, Flensburg, Halle, Hamm i. W., Kaiserslautern, Karlsruhe, Magdeburg, Mülhausen i. Els., Nürnberg, Stuttgart, Ulm, Wald. Hauptsächlich von Vertretern deutscher Stadtverwaltungen beschickt, tagte am 6. Januar 1906 in Magdeburg eine die einschlägigen Verhältnisse erwägende Konferenz, als deren Ergebnis die unter Beitritt von 43 deutschen Städten erfolgte Gründung eines „Verbandes gemeinnütziger unparteiischer Rechtsauskunftsstellen“ zu verzeichnen ist. Auf die Tätigkeit des Verbandes darf man gespannt sein.

Ich betonte vorhin: der Staat werde gut tun, sich mit der Errichtung von Rechtsauskunftsstellen nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar, nämlich anregend und unterstützend, zu befassen. Die staatliche Anregung wird, wenn das richtig ist, was ich über die Aufgaben der Gemeinde sagte, in erster Linie darauf gerichtet sein, daß gewisse Gemeinden, in denen wohl das Bedürfnis, aber nicht die Neigung zur Errichtung einer Beratungsstelle sich zeigt, von Regierungs wegen zur Errichtung einer solchen ermuntert werden (Zwangsmittel stehen nicht zu Gebote). Wichtiger noch als die anregende ist die unterstützende Tätigkeit des Staates. Gerade Gemeinden, die eine starke Arbeiterbevölkerung besitzen und in denen folglich das Bedürfnis nach einer öffentlichen Rechtsauskunftei besonders dringend hervortritt, pflegen mit Gemeindemitteln oft nicht allzu reichlich versehen zu sein. Hier wird es Sache des Staates sein, seinen Säckel zu öffnen und die von der Gemeinde geplante oder bereits ins Leben gerufene Organisation durch Staatszuschüsse zu subventionieren. Dies ist denn auch der ausgesprochene Standpunkt der preußischen Staatsregierung. Ich gestatte mir, einen gemeinschaftlichen Erlaß der Minister des Innern und für Handel und Gewerbe, betreffend Rechtsberatung für minderbemittelte Bevölkerungskreise, datiert vom 2. Juli 1904 und gerichtet an die Regierungspräsidenten, im nachstehenden zum Abdruck zu bringen.

„Der fortschreitende Ausbau der sozialen Gesetzgebung läßt das Bedürfnis nach nicht gewerbsmäßigen unparteiischen Rechtsberatungsstellen für die minderbemittelten Bevölkerungskreise immer stärker hervortreten, bei denen sie sich umsonst oder gegen geringes Entgelt in allen die Arbeiterversicherung, den Arbeiterschutz oder das Arbeitsverhältnis berührenden Fragen zuverlässige Auskunft, Rat und Hilfe erholen können. Ein ähnliches Bedürfnis besteht hinsichtlich der Steuer-, Schul-, Militär-, Vormundschafts-, Unterstützungs- und Mietsangelegenheiten, sowie hinsichtlich mancher anderen Gebiete des öffentlichen wie bürgerlichen Rechts, für welche die geringer bemittelten Bevölkerungskreise heute gleichfalls vornehmlich auf die Beratung durch solche Personen angewiesen sind, welche aus der Besorgung fremder Rechtsangelegenheiten ein Gewerbe machen. Abgesehen davon, daß den bei dem Geschäftsbetriebe dieser Personen beobachteten Mißständen zweck-

[5]) Für die freundliche Mitteilung der wiedergegebenen Statistik bin ich Herrn Bezirksassessor Freiherrn von Welck in Leipzig zu besonderem Danke verbunden.

[6]) Dies ist ausdrücklich betont worden von dem kgl. Sächs. Justizminister Dr. Otto anläßlich der Landtagsverhandlungen über den Justizetat 1905

[7]) In dieser Richtung bewegten sich auch die warmherzigen Worte des Dessauer Oberbürgermeisters Dr. Ebeling auf dem Städtetag für Sachsen und Anhalt (Naumburg, September 1905).

mäßig nicht lediglich durch repressive Maßnahmen zu begegnen, sondern daß zugleich auf eine angemessene Befriedigung des hervorgetretenen Bedürfnisses Bedacht zu nehmen sein wird, liegt die Begründung nicht gewerbsmäßiger unparteiischer Rechtsberatungsstellen für die Minderbemittelten um deswillen im öffentlichen Interesse, damit diesen die Wohltaten der sozialen Gesetzgebung in vollem Umfange zugute kommen und das Ziel dieser Gesetzgebung immer vollkommener erreicht wird. Daneben kommt auch in Betracht, daß durch eine unparteiische zuverlässige Rechtsberatung der Anstellung verfehlter Klagen mehr als bisher entgegengewirkt und die Tätigkeit namentlich auch der Gewerbegerichte wesentlich erleichtert wird.

Für den Bereich des Arbeiterschutzes ist dem Bedürfnis bereits seit längerer Zeit dadurch Rechnung getragen, daß die Gewerbeaufsichtsbeamten zur Abhaltung regelmäßiger Sprechstunden zwecks Förderung des unmittelbaren Verkehrs mit den Arbeitern angewiesen sind. Im übrigen bestehen Einrichtungen, die sich ohne Absicht der Gewinnerzielung und ohne Verfolgung von Nebenzwecken, insbesondere ohne Rücksicht auf die Förderung der Ziele bestimmter politischer Parteien, die unparteiische Rechtsberatung der minderbemittelten Bevölkerungskreise in ihrer Gesamtheit, also neben den Arbeitern auch der geringer bemittelten Handwerker, Kleingewerbetreibenden, Kleinkaufleute, Handlungsgehilfen und anderer Personen in ähnlicher Lage, zum Ziele gesetzt haben, zurzeit nur in verhältnismäßig kleiner Zahl. Insbesondere haben die Gemeinden, denen sich in erster Linie auf diesem Gebiet ein neues wichtiges Feld sozialer Tätigkeit darbietet, solche Einrichtungen bisher nur vereinzelt ins Leben gerufen. In der Regel beschränkt sich in den Gemeinden, welche die unentgeltliche Rechtsberatung in den Kreis ihrer Aufgaben einbezogen haben, die Tätigkeit darauf, daß in der Geschäftsstelle für die Kranken-, Unfall und Invalidenversicherung oder in allen Geschäftsstellen der Gemeindeverwaltung Auskunft über Fragen aus dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung oder in allen Verwaltungsangelegenheiten erteilt, zum Teil auch, so namentlich in Arbeiterversicherungsangelegenheiten, Schriftsätze kostenfrei dann angefertigt werden, wenn es im Interesse der Auskunftserbittenden liegt.

Um die Gemeinden zu einer erhöhten Tätigkeit auf diesem Gebiet anzuregen und auch sonst die Errichtung nicht gewerbsmäßiger Rechtsauskunftsstellen für die minderbemittelten Bevölkerungskreise tunlichst zu fördern, ist für das laufende Jahr in Kap. 69 Tit. 16 des Etats der Handels- und Gewerbeverwaltung ein Betrag von 30,000 Mark neu eingestellt, aus dem neben Beihilfen zur Ausgestaltung der nicht gewerbsmäßigen Arbeitsvermittlung erforderlichenfalls auch solche zur Errichtung und Unterhaltung der Rechtsberatungsstellen gewährt werden sollen. Es ist dabei, wie ich, der Minister für Handel und Gewerbe, unter Hinweis auf meine Ausführungen in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 20. Februar dieses Jahres (Stenographische Berichte, S. 1582) bemerke, in erster Linie an die Errichtung solcher Stellen durch die Kommunen — in Verbindung mit den öffentlichen Arbeitsnachweisstellen oder als selbständige Einrichtungen — gedacht. Doch können Beihilfen auch an gemeinnützige Vereinigungen gewährt werden, die Einrichtungen der bezeichneten Art ins Leben rufen.

Indem wir einen Abdruck der Niederschrift über eine auf Einladung des Regierungspräsidenten in Köln am 18. März dieses Jahres abgehaltene Besprechung über die Errichtung einer öffentlichen Rechtsauskunftsstelle in Köln beifügen, ersuchen wir Sie, auch für Ihren Bezirk der Förderung der Rechtsberatung für die minderbemittelten Bevölkerungskreise Ihre besondere Aufmerksamkeit und tatkräftige Fürsorge zuzuwenden. Tunlichst wird dabei für alle Gemeinden mit einer stärkeren Arbeiterbevölkerung und in der Regel wenigstens für alle Großstädte mit 100,000 oder mehr Einwohnern, in denen dem Bedürfnis nicht bereits in ausreichender Weise genügt ist, die Errichtung einer besonderen nicht gewerbsmäßigen, allen Minderbemittelten ohne Rücksicht auf Konfession, Organisation oder politische Parteizugehörigkeit leicht zugänglichen, mit dem erforderlichen Personale besetzten Rechtsauskunftsstelle anzustreben sein, die durch gleichmäßige Beteiligung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer an der Aufsicht die erforderliche Gewähr für völlige Unparteilichkeit bietet und zweckmäßig in engere oder losere Verbindung zu den nicht gewerbsmäßigen allgemeinen Arbeitsnachweisestellen zu bringen sein wird. Im übrigen wollen Sie erwägen, inwieweit auf die Gemeinden Ihres Bezirks dahin einzuwirken sein wird, daß sie die erforderlichen Einrichtungen treffen, damit Minderbemittelte in den Geschäftsstellen der Gemeindeverwaltung Rechtsbelehrung in allen Fragen der sozialen Gesetzgebung und den sie vornehmlich berührenden Verwaltungsangelegenheiten erhalten, auch dort auf Verlangen für sie erforderlichen Schriftsätze unentgeltlich oder gegen geringes Entgelt angefertigt werden." —

In ebendemselben Sinne sprach sich auf der oben erwähnten Magdeburger Konferenz der Vertreter des preußischen Handelsministers, Oberregierungsrat Neumann, aus. Er erklärte, die Errichtung unparteiischer und wohlfeiler Rechtsberatungsstellen sei vom Ministerium schon längst als ein soziales Bedürfnis erkannt. Dieses Bedürfnis zu befriedigen, sei in erster Linie die Gemeinde berufen. Dem Staate komme nur zu, diese Tätigkeit der Gemeinde nach Kräften zu wecken und zu fördern.

Nach alledem vermag ich diese Zeilen mit dem Ausdruck der angenehmen Hoffnung zu schließen, daß in nicht gar ferner Zeit eine jede größere deutsche Stadt ihre kommunale Rechtsauskunftei ebenso haben werde wie ihr Gewerbe- und Kaufmannsgericht.

Leipzig. Hans Reichel.

Zum deutsch-amerikanischen Professoren-Austausch.

Professor Peabody hat nach seiner Rückkehr aus Deutschland im „20th Century Club", dem geistigen Mittelpunkt Bostons, eine Rede gehalten, aus der hervorgeht, daß di[illegible] „erste Austauschprofessor von drüben" als ein warmer Freund Deutschlands heimgekehrt ist. Die New-Yorker Staatszeitung gibt aus dieser Rede den folgenden Auszug, der als Dokument für die beginnende gerechte Beurteilung deutscher Verhältnisse durch hervorragende Amerikaner hier folgen möge:

Professor Peabody wandte sich zunächst gegen das weitverbreitete Vorurteil, als ob Deutschland der Störenfried unter den Nationen wäre. „Ein Hauptgrund, sagte er, „für die weitverbreiteten Verdächtigungen Deutschland ist in der außerordentlichen und vielleicht nie vorher dagewesenen kommerziellen Entwicklung, welche dieses Land während der letzten 25 Jahre durchgemacht hat, zu suchen; diese Entwicklung hat, wie das Wachstum von Städten wie Frankfurt und Hamburg zeigt, weite Gebiete, die einst dem Landbau dienten, in wahre Wälder von rauchenden Schornsteinen verwandelt. Dadurch kommt Deutschland zweifellos in rege Konkurrenz mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten. Vom Standpunkt des unparteiischen Beobachters aus kann man aber in dieser Entwicklung des deutschen Handels nur einen großen Vorteil für den Fortschritt der Zivilisation und eine der besten Garantien für den Frieden sehen. Die lebende Generation in Deutschland sieht ihre Hoffnung im industriellen Fortschritt und im dauernden Wachstum des Handels. Erscheint es nicht, von unserer Seite des Wassers aus gesehen, lächerlich, dieses Wachstum als eine Gefahr für den Frieden zu beklagen und dabei selbst diesen Frieden zu gefährden durch die Androhung von Zollrepressalien mit Verweigerung der Reziprozität? Einen weit ernsteren Grund zu Befürchtungen sieht man in der Militärmacht Deutschlands, und ich für meinen Teil muß gestehen, daß ich zu jenen altmodischen Leuten gehöre, die in der Vermehrung des Heeres und der Flotte keine glaubhafte Prophezeiung des Weltfriedens sehen. Es gibt jedoch gewiſſe

Umstände, welche in Deutschland diesen Militarismus unvermeidlich machen. Wir haben da ein Land ohne natürliche Grenzen, aber mit der drohenden Macht Rußlands an der einen und mit Frankreich und seinen nuvernarbten Wunden auf der anderen Seite; im Innern neigen die große polnische Bevölkerung, die sich niemals völlig assimiliert hat, sowie die große Masse der Sozialdemokraten znm Aufruhr. Unter diesen Umständen finden die starke Hand und der starke Arm dort ihre Rechtfertigung in einem Grade, für den es bei uns keinen Vergleich gibt.... Was aber bei diesen Erscheinungen in Deutschland am meisten Verdacht und Mißverständnis hervorruft, ist die Ansicht über den Charakter des Kaisers, der einen so großen Einfluß auf jede Regierungshandlnng im Reiche ausübt. Viele Menschen scheinen zu glauben, daß er eine herausfordernde, ehrsüchtige, skrupellose, vorschnelle Persönlichkeit sei, ein Mann, dessen bloße Existenz schon eine Bedrohung der Kulturwelt bedeute. Lassen Sie mich daran erinnern, daß der Deutsche Kaiser ein Menschenalter hindurch seinem Volke den Frieden gewahrt, nnd daß er vor ein paar Monaten bei der Reichstagseröffnung öffentlich verkündet hat, daß es sein fester Entschluß nnd seine heilige Pflicht sei, den Frieden zn erhalten. Wenn man den Deutschen Kaiser kritisiert, muß man ferner bedenken, daß er augenblicklich die bedeutendste geistige Erscheinung ist, welche die Aufmerksamkeit der Welt erregt. Niemand, der mit ihm in Berührung kommt, kann sich diesem Eindruck entziehen. Seine Vielseitigkeit, die außerordentliche Weite seines Wissens nnd die Leichtigkeit, mit der er sich über alles unterrichtet, sind ein Quell immer neuen Staunens. Ich habe einen Physikprofessor sagen hören, der Kaiser wisse mehr über Physik nnd Elektrizität als irgend ein anderer Mensch, den er kenne; ich habe einen Anatomieprofessor ganz dasselbe über die Kenntnisse des Kaisers in der Physiologie sagen hören; nnd was Theologie und Philosophie betrifft, kann ich mein eigenes bescheidenes Zeugnis beibringen. Der Hofprediger erzählte mir, daß der Kaiser eines Morgens, als beim Frühstück die Rede anf Assyrien kam, die ganze assyrische Königsliste ohne zu stocken hersagte. Wir haben also einen wunderbar ausgebildeten Geist vor uns, einen Mann, der, soweit wie nnr denkbar, von einer leichtsinnigen oder rücksichtslosen Natnr entfernt ist. Daneben ist dieser merkwürdige Mensch den höchsten sittlichen Idealen zugewandt. Er hat großzügige Ansichten, seine Erholung bilden edle Gespräche über große Gegenstände. Ob es besser ist, daß ein Volk von einer so bedeutenden Persönlichkeit geleitet wird, oder ob es besser ist, wenn ein König stumpfsinnig oder gar sinnlich ist und das Regieren seinen Ministern überläßt, will ich nicht entscheiden, aber es ist schwer, in einem so bedeutenden Geist und stets wachen Gewissen eine Drohnng für den Weltfrieden zu sehen. Ich kann mich nicht von dem Bilde des Kaisers wegwenden, ohne auf den schönen, würdigen nnd frauenhaften Charakter der Deutschen Kaiserin hinzuweisen. Es ist von größtem Wert für die Sache des Friedens, daß ein solcher Mann wie der Kaiser die Unterstützung einer aufopfernden, bescheidenen, mütterlichen und ruhigen Gattin findet, die in jeder Hinsicht seine Genossin ist. Wenn ich das häusliche Leben der kaiserlichen Familie in Deutschland mit dem Privatleben an manchen anderen europäischen Höfen vergleiche, so wird es wiederum äußerst schwierig, in einem solchen Schauspiel etwas anderes zu sehen als ein Muster, dem zu folgen man anderen Nationen nnr anraten könnte.

Das deutsche Volk auf seiner gegenwärtigen Entwicklungsstufe zeigt eine außerordentliche Aehnlichkeit mit unseren eigenen Zuständen und Problemen. Ihm droht Gefahr von seinem eigenen Wohlstand. Aber Deutschland wird durch einen ererbten und auch uns glücklich überlieferten Idealismus aufrechterhalten. Hier liegt das Heil Deutschlands und hier muß die Hoffnung jedes Volkes liegen. Diese Verwandtschaft der Zustände sollte dazu führen, daß wir in Deutschland unseren natürlichen Verbündeten erblicken. Meine eigenen Beziehungen zu Deutschland waren mehr akademisch als diplomatisch.

Lassen Sie mich zwei Eindrücke wiedergeben, die aus diesem akademischen Verhältnis hervorgehen. Was den deutschen Professor betrifft, so ist er nicht, wie wir zu glauben geneigt sind, aus anderem geistigen Stoff gemacht als die akademischen Lehrer nnseres Landes. Ja, eine gewisse Schnelligkeit und Anstelligkeit findet man hier häufiger als drüben. Der Unterschied zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Professor besteht hauptsächlich darin, daß jener schwerer und ausdauernder arbeitet als wir, nnd vor allem darin, daß sie drüben schon mit zehn Jahren anfangen, tätig und ernstlich zu arbeiten und nie mehr aufhören, solange sie leben. Das bringt den besonderen Gelehrtentyp hervor. Der deutsche Gelehrte begnügt sich mit seiner Arbeit, ist nicht ehrsüchtig, dem kommerziellen, dem diplomatischen, dem Hofleben der Großstadt fern, bei seinen Aufgaben glücklich und zufrieden damit, der Genosse großer Bücher nnd großer Gedanken zu sein. Die Volksbildnng in Deutschland besitzt eine Ausdehnung, die man anderswo nicht kennt. So sah ich zum Beispiel die Aufführung von Shakespeareschen Dramen an einem Tage in drei verschiedenen Theatern Berlins angekündigt, und alle diese Theater werden vom Publikum stark besucht; und in einem Berliner Zirkus, in dem eine große Anzahl einfacher Leute ein Eintrittsgeld von 10 oder 15 Cents bezahlt hatte, erregte ein Clown durch dramatische Nachahmung von Charakteren aus Schillers „Kabale nnd Liebe" und den „Räubern" wahre Lachsalven. Man denke sich einen amerikanischen Zirkus, der dem Bildnngszustande seines Publikums die ausgelassen-komischen Nachahmungen eines „Hamlet" oder eines Macbeth zumuten würde. Dies ist also der Hintergrund geistiger Allgemeinbildung, auf dem die höhere Gelehrsamkeit Deutschlands beruht nnd Stärkung und Auffrischung findet. Hier ist der Kulturtypus, der in so mancher Hinsicht dem unserigen gleicht — natürliche Verwandte durch geistige und sittliche Abstammung, von einem Schlag nnd in der Hauptsache mit denselben Zielen: Frieden verbürgend durch ihren Wohlstand und Fortschritt verbürgend durch ihre Ideale."

Bücher und Zeitschriften.

Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs. Dritte Folge. IV. Band. Wien, 1906, Seidel u. Sohn.

In einem stattlichen Buche von über 500 Seiten ist der diesjährige Band dieses von der Direktion des österreichischen Kriegsarchivs herausgegebenen Jahrbuches erschienen, er zeugt auch diesmal für die treffliche Leitung des Instituts und dafür, daß die reichen Schätze desselben in zweckmäßiger Weise ans Tageslicht gebracht und verwertet werden.

Der erste Aufsatz ist zweifellos einer der besten des Bandes: Hauptmann Just behandelt in demselben die „Geschichte des Herzogtums Warschau" bis 1809. Es ist das bekanntlich das Gebilde, das Napoleon im Frieden von Tilsit schuf und das er dem Königreich Sachsen schenkte, weil er es nicht selbständig machen, es aber auch nicht an Rußland überlassen wollte. Obwohl begreiflicherweise auf die militärische Geschichte dieses Staates hier das größte Gewicht gelegt wird, erfahren wir doch manches über die interessanten Schicksale der früheren polnischen Legionen, die mit und für Napoleon gekämpft haben, bekommen aber auch wertvolle Aufschlüsse über die innere Einrichtung, Verwaltung, über die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen der neue Staat und sein unglücklicher König zu kämpfen hatten. Man wird die weitere Geschichte des Herzogtums, von der wir wohl ein anderes Mal hören werden, gern lesen.

In einem kürzeren Aufsatze erzählt uns dann Hauptmann Veltze von der Schlacht an der Piave vom 8. Mai 1809, einem Rückzugsgefechte der aus Italien nach Oesterreich berufenen Armee des Erzherzogs Johann. Der Feldherr selbst hat darüber das Urteil gefällt, daß das Gefecht eigentlich überflüssig gewesen sei und daß der gewünschte Zweck, einen Vorsprung vor den

nachdrängenden Franzosen zu erreichen, sich auch auf andere Weise hätte erzielen lassen. — Von einem kleinen Kriege, mit wenigen hundert Mann geführt, berichtet Major Semek: Gefechte gegen die Montenegriner im Jahre 1838, hier haben wirklich österreichische Truppen in den ungünstigsten Verhältnissen glorreich gefochten und ihr Ziel erreicht, den Montenegrinern die Beute wieder abzujagen.

Auf dem Wiener Kongresse wurde bekanntlich ein Freistaat Krakau geschaffen, dem jenes kleine Gebiet von Nordwestgalizien zugewiesen wurde, das von dem heutigen österreichischen Kronlande durch den Weichselfluß abgetrennt war. Warum das eigentlich geschehen ist, danach fragt man heute vergebens; wohl nur deshalb, um das Gebiet des Donaustaates etwas zu beschneiden. Man konnte sich ganz gut vorhersagen, daß dieser kleine Landstrich, zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland eingeklemmt, eine Brutstätte für die polnischen Freiheitsgelüste werden würde, wie es dann der Fall gewesen ist. Immer wieder mußte er eine Besatzung der drei Aufsichtsmächte bekommen. Als 1846 ein neuer Aufstand losbrach, marschierten die Oesterreicher ein, mußten es aber infolge der Kopflosigkeit der Führer rasch wieder verlassen, erst Oberstleutnant v. Benedek stellte die Waffenehre her, ermöglichte die Wiedereinnahme von Krakau, der dann die völlige Einverleibung des Freistaates folgte. Aus dem Aufsatze des Hauptmanns Jacubenz, der diese Ereignisse zum Thema hat, erscheint die Tüchtigkeit Benedeks im hellsten Lichte; warum ist da aber das Buch Friedjungs über Benedek, in dem diese Dinge bereits geschildert worden sind, nicht erwähnt? Ist Friedjung im Kriegsarchive noch in Ungnade?

Von allen Aufsätzen sticht der folgende des Hauptmanns Czeike ab. Nicht als ob er den „Aufmarsch der österreichischen Armee gegen die Revolution im Oktober 1848" etwa ungenau oder unrichtig schilderte, dieser Vorwurf kann ihm nicht gemacht werden, aber dafür ein andrer, daß er mit vorgefaßter Meinung Menschen und Verhältnisse falsch ansieht. Es überrascht schon die Bemerkung (S. 257), es sei dem Fürsten Windischgrätz durch kraftvolles Auftreten im März 1848 gelungen, dem Umsichgreifen der Revolution einen mehrwöchigen Stillstand zu gebieten, als er als Zivil- und Militärgouverneur zur „Leitung der Staatsgeschäfte" berufen worden sei: jeder, der die Geschichte der Wiener Märzbewegung des Jahres 1848 nur einigermaßen kennt, weiß, daß beides vollständig unrichtig ist. Geradezu abstoßend wirkt aber der Schlußsatz (S. 307), die Erstürmung Wiens Ende Oktober sei „eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte der österreichischen Armee" gewesen. Vor einem solchen Lobe muß man die Armee unbedingt in Schutz nehmen, Ruhm wird sich ein Heer wohl nie in dem pflichtschuldigen Kampfe gegen irregeleitete Mitbürger erwerben können, daß aber gerade jener Zug Windischgrätz' ein besonders geschickter gewesen sei, wird man doch schwer behaupten können. Auch die nächsten Monate in Ungarn haben klar gezeigt, daß Windischgrätz auf den Namen eines großen Generals nicht Anspruch erheben kann. Gegen ein solches offizielles Lob muß aber im Namen der österreichischen Historiographie ernstlich protestiert werden. Um so erfreulicher ist die nächste Abhandlung über einen „Seekrieg in Schwaben" von Oberleutnant Bartsch. Gemeint ist unter diesem humorvollen Titel der Kampf der österreichischen Bodenseeflottille in den Jahren 1799 und 1800. Es ist sehr unterhaltend zu lesen, wie hier unter Leitung eines Engländers, Williams, und acht französischer Offiziere, ehemalige Marineurs, jetzt Emigranten, aus den schwerfälligen Bodenseeplätten Kriegsschiffe en miniature und aus den biederen Vorarlbergern und Schwaben Seehelden werden. In erster Linie war diese Flottille dazu bestimmt, den Transport von Truppen zu vermitteln, die kühnen Männer ließen es sich aber nicht nehmen, auch ein bißchen Seeräuber zu spielen. Da die Kosten für diese Ausrüstung von dem alten deutschen Reich bestritten werden mußten, so erhellt daraus, daß dieses kurz vor seinem Zusammenbruche noch eine Seemacht geworden war. Es ist sehr verdienstlich, daß diese kaum bekannte Episode der napoleonischen Kriege damit ihren Geschichtschreiber erhalten hat.

Den Beschluß des Bandes macht eine umfangreiche, auf den trefflichsten Quellen beruhende Studie Hauptmann Kerchnaves über den Rückzug Napoleons nach der Schlacht bei Leipzig bis Erfurt. Der Militär wird über diesen wichtigen Zug genau unterrichtet, und auch der Historiker wird dankbar sein zu erfahren, wie sehr gefährlich er für den Korsen gewesen war und warum er nicht noch tragischer für ihn geendet hat. Es muß noch hinzugefügt werden, daß in einem einleitenden Artikel das neue Heim des Kriegsarchivs in Wien besprochen wird, zu dem dem Institute und seinem ausgezeichneten Leiter herzlichst gratuliert werden soll.

Prag. O. Weber.

ucr. **Von Giordano Brunos Gesammelten Werken,** die **Ludwig Kuhlenbeck** im Verlag von Eugen Diederichs in Jena herausgibt, ist wieder ein neuer Band erschienen, der **vierte.** Er enthält die fünf Dialoge De la causa, principio et uno, was Kuhlenbeck „**Von der Ursache, dem Anfangsgrund und dem Einen**" übersetzt, eine Einleitung und Anmerkungen des Herausgebers. Von dieser wichtigsten der in italienischer Sprache geschriebenen Schriften Brunos — sie enthält die Metaphysik des Nolaners — hatten wir bereits seit 1872 eine treffliche Uebertragung ins Deutsche durch Adolf Lasson, die 1902 schon in dritter Auflage (als Bd. 21 der Philosophischen Bibliothek, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, Leipzig) erschienen ist. Den wissenschaftlichen Wert der reichen Anmerkungen wird man bei Lasson höher einschätzen müssen als bei Kuhlenbeck; die Einleitung jedoch und die Uebersetzung selbst hat bei letzterem entschieden manche Vorzüge, u. a. die der leichteren Lesbarkeit und Beweglichkeit und vor allem den der Vollständigkeit. Kuhlenbeck bringt u. a. auch die kleinen Zeichnungen des fünften Dialogs und ist dadurch nicht wie Lasson genötigt, den Text zu verändern. Beide Ausgaben werden aber, je nach dem Bedürfnis, nebeneinander ihre Berechtigung behalten. Die Hauptsache ist, daß sie gelesen werden. Und lesenswert sind diese, so viele moderne Fermente in sich bergenden Dialoge dieses Märtyrers der Wahrheit heute noch wie nur je. Wie prächtig frisch mutet uns nur der berühmte erste Dialog mit seiner Satire gegen das Brotgelehrtentum an. Die Kuhlenbecksche Bruno-Ausgabe zeichnet sich vor allen übrigen philosophischen Werken desselben Verlags durch erfreuliche Raschheit in der Fortführung aus. Die Ausstattung ist wieder die bei Diederichs gewohnte gediegene.

C. Th. **Eine Biographie Robert Owens.** Eine Biographie des großen Sozialreformers Robert Owen wird demnächst in dem Verlage von Hutchinson in London erscheinen. Sie ist von Frank Podmore, dem bekannten Publizisten und Psychologen, verfaßt und soll die erste wirklich eingehendere Lebensbeschreibung dieses eigenartigen Mannes bieten, in der auch eine bisher noch nicht veröffentlichte Sammlung neuentdeckter Korrespondenz Owens berücksichtigt wird.

☐ **Fogazzaros** vielbesprochener Roman „Il Santo" wird demnächst in englischer Uebersetzung mit dem Titel „The Saint" bei Hodder u. Stoughton in London erscheinen.

Allgemeine Rundschau.

Die Fortsetzung des Statuenfunds zu Karnak.

Von dem großen Statuenfund zu Karnak, der in dem Versteck bei dem großen Hypostylensaal während der Ausgrabungskampagne 1903/04 gemacht worden ist, war seinerzeit an dieser Stelle die Rede gewesen. Hunderte von großen und Tausende von kleinen Statuen und Statuetten sind damals aus dem Nest gezogen worden, darunter ganz hervorragende Stücke. Der Bericht des Egypt Exploration Fund 1903/04 machte dazu die Bemerkung, daß Legrain wahrscheinlich nur eine Pumpe brauche, um das Wasser aus der Tiefe des Verstecks zu entfernen und dann würde wohl eine Fortsetzung der Funde erfolgen. Der vor kurzem erschienene Bericht des Egypt Exploration Fund 1904/05 (abgeschlossen Oktober 1905) bringt nunmehr die Details über die weiter zwischen Hypostylsaal und VII. Pylon in Karnak hervorgeholten altägyptischen Skulpturen. Es sind: 170 Statuen und Statuetten aus Stein, 11 Sphinxe, 10 Kynokephalen, 3 Vasen, 2 Stelen, 9 große Bronzen, 1 Fragment des kleinen Obelisken Sebekemsaf I, ein vergoldetes Kapellchen, 1 Fayencestück mit dem Namen des Artaxerxes, zahlreiche nicht zu konservierende Holzstatuetten, 8000 verschiedene Gegenstände, zumeist Osiris in Bronze (im Vorjahr waren es allein 8500 kleine Osirisbronzen). Darunter sind die wichtigsten Stücke: Aus dem mittleren Reich: Usertasen III. (XII. Dynastie, zirka 2600 v. Chr.), der kniend Opfergaben darbietet; eine Büste Amenemhat III. (Nachfolger Usertasen III.); auf dem erwähnten Obeliskenfragment ist das ganze „Protocol" Sebekemsaf I. (XIII. Dynastie) zu lesen. Aus dem neuen Reich: Vier Statuen und zwei Sphinxe Tutmosis III. (XVIII. Dynastie), zwei große und schöne Statuen des Architekten Senmaout (Duplikat in Berlin) und des Senmen; der erstere ist der Erbauer des späteren Tempels von Deir-el-Bahari und war Favorit der berühmten Königin Hatshepsu. Aus der Zeit Tutmosis III. sind auch die Fragmente (Maske, Hals und Fuß) von wunderbarer Schönheit einer lebensgroßen Obsidian- oder Glasflußstatue; ferner eine Sphinx und zwei Statuetten Amenophis III., eine Gneissphinx

Amenophis IV.; eine Ammonstatue des Tutankahmon (Ende der XVIII. Dynastie, ca. 1400 v. Chr.). Aus der XIX. Dynastie sich ein junger Ramses II., eine schöne Sphinx; aus der XX. Dynastie Ramses III. als Kind und mehrere Priesterstatuen; aus der XXII. Dynastie sind drei Vasen des ersten Amonpropheten Aurti und mehrere Statuen zu erwähnen, welche Lücken in der über Jahrhunderte sich ausdehnenden Serie von Statuen aus Priesterfamilien, die im Vorjahre gefunden wurden, ausfüllen. Die wichtigste Statuette ist die des Wesiers Nakhtefmuti (Osorkon III.). Aus der XXVI. bis XXX. Dynastie (Saitische Zeit 650—525) sind die meisten der diesjährigen Funde; sie sind interessant genug und lassen mit den Funden des Vorjahres zusammen das ganze Leben im ägyptischen Theben dieser Periode rekonstruieren. Zwei große Osiris-Bronzen der spätesten Zeit messen 1.50 Meter Höhe. Außer dem schon erwähnten Fragment mit dem Namen des Artaxerxes fand sich auch eine ziselierte Bronzeplakette mit dem des Darius. Als die Ausgrabungen am 24. Juli 1905 unterbrochen wurden, war das Nest noch nicht erschöpft. — Aus den sonstigen Ausgrabungsberichten des Archaeological Report des Egypt Exploration Fund 1904—1905 sind noch die Mitteilungen über Deir-el-Bahari besonders zu erwähnen, wo die Fortsetzung der Arbeiten an dem alten Grabtempel Mentuhotep III. ganz eigentümliche hohe Reliefarbeiten an Kultschreinen und wundervolle reliefierte und bemalte Sarkophage der Haremsdamen dieses Pharaos zutage brachten, die die Kunst der XI. Dynastie in hervorragendes neues Licht stellen. Im November 1905 wurden die Arbeiten in Deir-el-Bahari von Naville und Hall wieder aufgenommen. — Ueber die kleine Hathor-Kapelle mit der prächtigen vergoldeten Kuh, welche in dieser Kampagne gefunden und bereits in das Museum von Kairo übergeführt wurde, ist an dieser Stelle bereits berichtet worden. Als die Arbeiten am Ende des vorigen Monats für diese Saison geschlossen wurden, war man gerade auf den Felsengang gestoßen, der zu dem eigentlichen Grabe Mentuhoteps III. der XI. Dynastie führt, zu dessen Grabtempel die Bauten gehörten, welche in den drei letzten Kampagnen zu Deir-el-Bahari ausgegraben wurden. Im nächsten Herbst soll sofort mit der Aufräumung des Felsenzuganges und der Aufdeckung der eigentlichen Grabkammer Mentuhoteps begonnen werden, dessen Tempel und Begräbnisstätte nach einer gerade jetzt auch gefundenen Granitstele, die ein darauf bezügliches Dekret Usertasen III. enthält, nunmehr mit Sicherheit hier angenommen werden konnen.

M.

•

Die Temperatur des Badewassers.

In Worms fand am 23. Mai die Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder statt, mit vielen zum Teil recht interessanten Vorträgen über den derzeitigen, einen erfreulichen Fortschritt kundtuenden Stand der Volksbäder und über die Mittel, sie immer größeren Kreisen zugänglich zu machen. Zum Schluß gab Herr Knappschafts-Oberarzt Dr. Th. Fernbacher aus Zaukerode bei Potschappel interessante Ausführungen über die Temperatur des Badewassers. Wir entnehmen dem Bericht darüber folgendes: Alle Schul-, Arbeiter- und anderen Bäder, d. h. soweit es sich um Volksbäder handelt, die augenblicklich auf Grund der früheren Erfahrungen fast ausschließlich in Form von Brausebädern gegeben werden, haben zwei Aufgaben: 1. die Badenden von Staub und sonstigen Beschmutzungen zu reinigen, 2. gesundheitliche Gefahren der Arbeit und des täglichen Lebens zu beseitigen, zu mindern oder diesen vorzubeugen und damit eine günstige Wirkung auf das körperliche Wohlbefinden auszuüben. Unter Berufung auf die in der Hydrotherapie (Wasserheilkunde) wissenschaftlich bewiesenen, durch die praktischen Erfahrungen zum Teil bereits vorher anerkannten und jetzt allseitig unbestrittenen Tatsachen tritt der Vortragende dafür ein, daß auch für die Volksbäder der Grundsatz: „Je kühler das Wasser, um so wohltätiger seine Wirkung!" volle Geltung erhalte. Da jedoch nicht jeder Mensch, nicht jedes Alter zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen kaltes Wasser vertragen kann, so ist dessen kritiklose Anwendung in Massenbädern, unter welchen Begriff die Volksbäder zumeist fallen, nicht ratsam, sondern es empfiehlt sich, die Badenden erst durch eine vorbereitende Warmwasseranwendung in den geeigneten Zustand zu versetzen, so daß sie kühles bezw. kaltes Wasser vertragen, d. h. ohne Gefahr für ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden diesem ausgesetzt werden können. Auf Grund seiner mehr als zehnjährigen gesundheitlich außerordentlich günstigen Erfahrungen mit den Mannschaftsbädern am kgl. Steinkohlenwerk Zaukerode bei Dresden stellt der Vortragende zu seinem Thema folgende Leitsätze auf: 1. In allen Schul-, Arbeiter- und anderen Volksbädern, soweit diese in Brausenform verabreicht werden, ist den Badenden zuerst eine längere warme Brause und unmittelbar darauf eine kurze kalte Brause zu geben. 2. Die Temperatur der warmen Brause soll in der Regel über der Körpertemperatur (29 Gr. R. bezw. 37 Gr. C.) liegen und es ist sogar ratsam, daß die Körpertemperatur um 1—2 Grad überschritten wird. Die Durchschnittstemperatur der warmen Brause soll 32 Gr. R. bezw. 40 Gr. C. betragen, bei Kindern und schwächlichen Personen aber 30 Gr. R. bezw. 38 Gr. C. 3. Die Temperatur der kalten Brause kann kalt gehalten werden und es kann sogar zu derselben das gewöhnliche Leitungswasser verwandt werden. Die Durchschnittstemperatur soll in Arbeiterbädern 10—12 Gr. R. bezw. 12—15 Gr. C., in Schul- und anderen Volksbädern 16 Gr. R. bezw. 20 Gr. C. betragen, soll aber im allgemeinen nicht über 20 Gr. C. hinaufgehen. 4. Die Zeitdauer der warmen Brause soll ca. 2 Minuten, die der kalten Brause ¼—½ Minute betragen, der Wasserdruck der warmen Brause soll aber nicht über ½ Atmosphären hinausgehen, während der Wasserdruck der kalten Brause mindestens 2 Atmosphären betragen soll. 5. Alle anderen Bäder, welche zu Heilzwecken gegeben werden, müssen genau nach Temperatur, Druck, Form und Zeit ärztlich besonders verordnet werden.

Kleinere Mitteilungen.

Bü. Ausgrabungen bei Sparta. Nachrichten aus Athen zufolge werden die kleinen Tonmasken aus dem 6. Jahrhundert, die von den Engländern an der Stelle des Temenos der Artemis Orthia gefunden worden sind, von den Herren Kawwadias und Tsuntas für sehr wichtige Antikaglien erklärt. Daß im 6. Jahrhundert Sparta ein Hauptsitz der Tonplastik gewesen ist, war schon lange bekannt. — Die Kirche Aja Kyriaki, die über dem Thronbau des amykläischen Apollon sich erhebt, soll abgetragen und der Platz von neuem untersucht werden. Nachrichten aus Athen melden, daß die Kosten von der bayerischen Regierung getragen werden. (Die Untersuchungen am amykläischen Thron hat Prof. Furtwängler bereits vor zwei Jahren begonnen. Es wäre in der Tat höchst erfreulich, wenn die bayerische Regierung die Fortsetzung dieser Arbeiten ermöglichen würde.)

hc. Errichtung eines Instituts für Meeresforschung in Paris. Der Fürst von Monaco hat, wie aus Paris gemeldet wird, an den Kultusminister Briand ein Schreiben gerichtet, in dem er mitteilt, daß er den Entschluß gefaßt habe, ein Institut für Meeresforschung in Paris zu errichten und ihm das ozeanographische Museum von Monaco mit Laboratorium und Sammlungen zum Geschenk zu machen, sowie, daß er ein Kapital von vier Millionen für das Institut zur Verfügung stelle. Die Leitung des Instituts wird einem vollkommen internationalen Komitee anvertraut werden, das aus den hervorragendsten Ozeanographen zusammengesetzt werden soll.

ac. Der Afrikaforscher Boyd Alexander, der vor langer Zeit zu einer wissenschaftlichen Expedition zwischen dem Tschadsee und dem Kongo aufbrach, und von dem man nichts mehr gehört hatte, so daß man die ernstesten Befürchtungen hegte, ist, wie das Bureau Reuter erfährt, nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten im März in M'Bima, am Flusse Welli im Kongofreistaate, eingetroffen und hofft, in etwa vier Monaten den Nil zu erreichen, trotzdem seine Boote in den Stromschnellen sehr gelitten haben.

R. Die Preisaufgabe der Schleiermacher-Stiftung für 1906, die von der Berliner Universität gestellt wird, lautet: „In der Lehre von der Stiftung und Zueignung des Heils in Christo haben Schleiermacher und Ritschl den Begriff der Kirche bezw. der Gemeinde in neuer Weise betont. Worin beide Dogmatiker hierbei übereinstimmen und wie sie sich voneinander unterscheiden, soll dargestellt werden." Der Preis beträgt mindestens 600 Mark. Die Arbeit ist in deutscher Sprache anzufertigen und spätestens am 21. November d. J. einzureichen. Die Beschlußfassung über die Preiserteilung erfolgt am 12. Februar 1907.

* Die diesjährige Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine wird vom 25. bis 28. September in Wien tagen. Auch der Archivtag wird dort am 24. September stattfinden. Für das nächste Jahr ist eine Einladung des Magistrats und Altertumsvereins von Mannheim angenommen.

R. Denkmäler von Virchow und Robert Koch finden sich zu Lissabon in der „Nouvelle école de médecine". Dort hat, wie in der Medizinischen Reform berichtet wird, der Maler Columbano Salgado Malhoa die Sala dos Actos, die

Aula mit großen Fresken geschmückt. Auf dem einen Hauptbilde an der Längsseite erscheinen die alten Meister der Heilkunde, so Vesalius, Fallopius, Eustachius, Paracelsus. Das zweite Monumentalbild stellt die hervorragendsten Aerzte und Forscher der Neuzeit in ihrer Tätigkeit dar: Billroth, Pasteur, Lavoisier, Jenner, Robert Koch und Virchow, dessen Bild besonders gelungen erscheint.

* Ehrung deutscher Professoren in Tokio. Im Garten der kaiserlichen Universität in Tokio werden zurzeit Bronzestatuen errichtet für die beiden früheren deutschen Professoren der Medizin an der Universität Tokio, Dr. Bälz und Dr. Scriba. Beide Professoren gehörten über 20 Jahre der medizinischen Fakultät der Universität Tokio an. Sie waren bahnbrechend für die Einführung der modernen wissenschaftlichen Medizin in Japan.

* Der Philosoph Professor Wilhelm Dilthey (Berlin) veröffentlicht in der Deutschen Literaturzeitung folgende Bitte: „Zum Zwecke weiterer Untersuchung der Handschriften Hegels für die Herstellung seiner Entwicklungsgeschichte ist mir von großer Wichtigkeit, zu wissen, was außer den Papieren auf der Berliner Bibliothek von Handschriften Hegels noch vorhanden ist. So wäre ich für jede Nachricht hierüber sehr dankbar."

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Der Reichsanzeiger meldet jetzt in seiner Nummer vom 28. Mai die Ernennung des außerordentlichen Professors an der Princeton University (New Jersey, Vereinigte Staaten) Dr. Enno Littmann zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg mit dem Lehrauftrag für semitische Philologie. Professor Littmann ist ein geborener Deutscher, der also nur aus Amerika in sein Heimatland zurückkehrt. Er stammt aus Oldenburg und steht erst im 32. Lebensjahr. Trotz seiner Jugend wird er heute als einer der ersten unter den Semitisten angesehen. Schon seine erste Arbeit, über die neuabessynische Tigre-Sprache, war sehr vielversprechend. Er hat sich dann zu einem gründlichen Kenner des Altäthiopischen entwickelt. In der letzten Zeit machte er eine Reise nach Abessynien zum Zwecke epigraphischer Studien. Früher hat er Palästina bereist, wobei er semitische Inschriften sammelte und mit Erklärung herausgab, die heutigen arabischen Mundarten studierte und neuarabische Volkslieder sammelte. Auch mit dem Alten Testament hat er sich eingehend beschäftigt.

hc. **Marburg.** Dr. phil. Rudolf Schenck, Privatdozent für Chemie und Abteilungsvorsteher am chemischen Institut der hiesigen Universität, ist als etatsmäßiger Professor für physikalische Chemie an die Technische Hochschule zu Aachen berufen worden. Der Gelehrte hat die Berufung angenommen.

hc. **Berlin.** Dem Privatdozenten für Chemie, speziell physiologische Chemie, und chemischen Assistenten bei Geheimrat Orth am pathologischen Institut der hiesigen Universität Dr. phil. Karl Neuberg ist der Professortitel verliehen worden.

hc. **Halle.** Der außerordentliche Professor Dr. med. Ernst Ziemke hier hat die Berufung auf das durch den diesjährigen Staatshaushaltsetat neu begründete Extraordinariat für gerichtliche Medizin an der Kieler Universität angenommen.

* **Stockholm.** Professor Lenard aus Kiel, der im vorigen Jahr den Nobelpreis für Physik erhalten hat, aber durch Krankheit verhindert war, den für die Preisträger vorgeschriebenen Vortrag zu halten, tat dies gestern vor einer zahlreichen, namentlich von der Gelehrtenwelt besuchten Versammlung. Dem Vortrag, der das Wesen der Kathodenstrahlen und die Forschungen Lenards über die Eigenschaften und Wirkungen dieser Strahlen behandelte, wurde reicher Beifall zuteil.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Philipp Wolfrum: Joh. Seb. Bach. (13. u. 14. Bd. der Monographienserie „Die Musik", herausgeg. v. Rich. Strauß.) Berlin 1906. Bard, Marquardt u. Co. 180 S.

Rud. Kaßner: Denis Diderot. (23. Bd. der Monographienserie „Die Literatur". Herausgeg. von Georg Brandes.) Ebenda 1906. 65 S.

Willy Pastor: Donatello. (46. Bd. der Monographienserie „Die Kunst", hrsg. von Richard Muther.) Ebda. 1906. 100 S.

J. Winckelmann, G. Ephraim Lessing: Klassische Schönheit. (Erzieher der Kunst. 7. Bd.) Jena, Leipzig 1906. Eugen Diederichs. 200 S.

Willy Pastor: Der Zug vom Norden. (Anregungen zum Studium der Nordischen Altertumskunde.) Ebenda 1906. 104 Seiten.

Gustaf af Geijerstam: Karin Brandts Traum (Roman). Berlin. S. Fischer. 251 S.

Berta und Julius Stern: Leben (Gedichte). Berlin 1905. Karl Schnabel (Axel Juncker). 95 S.

Dr. med. Oskar Schultze: Das Weib in anthropologischer Betrachtung. Würzburg 1906. A. Stubers Verlag. 64 S.

Ernst Kroker: Katharina von Bora, Martin Luthers Frau. (Biographien bedeutender Frauen. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ernst Haberland. VI.) Leipzig-R. E. Haberland.

Dr. F. Pockels: Lehrbuch der Kristalloptik. (B. G. Teubners Sammlung v. Lehrbüchern auf dem Gebiete d. mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen. Bd. 19.) Leipzig, Berlin 1906. B. G. Teubner. 519 S.

Dr. Bogdan Krieger: Das Königliche Schloß Bellevue bei Berlin und seine Erbauer Prinz Ferdinand von Preußen. Berlin 1906. Ernst Frensdorff. 181 S.

Lou Andreas-Salomé: Henrik Ibsens Frauen-Gestalten. Jena, Leipzig 1906. Eugen Diederichs. 180 S.

Der Säemann. Monatsschrift für pädagogische Reform. Herausgeg. v. d. Hamburger Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung. 1. Jahrg. 1905. Leipzig B. G. Teubner. 428 S.

Richard H. Grützmacher: Die Jungfrauengeburt. 41 S. — Lic. W. Hadorn: Die Apostelgeschichte und ihr geschichtlicher Wert. 30 S. (Biblische Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgeg. von Lic. Dr. Kropatscheck. 2. Serie, Heft 5 u. 6.) Großlichterfelde-Berlin 1906. Edwin Runge.

O. Hartwich: Zur Lehrfreiheit auf protestantischen Kanzeln. Bremen. Carl Schünemann. 26 S.

Franz Blei: Von amoureusen Frauen. (Die Kultur 6. Band, herausgegeben von Cornelius Gurlitt.) Berlin. Bard, Marquardt u. Co. 67 S.

Professor Dr. Otto Lyon: Die Fortbildungsschule für Mädchen. (Vortrag auf dem 8. Deutschen Fortbildungsschultage in Stettin am 1. Oktober 1905.) Leipzig. B. G. Teubner. 24 S.

Die Weltwirtschaft. Ein Jahr- und Lesebuch unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute, herausgeg. von Dr. Ernst von Halle. 1. Jahrg. 1906: I. Teil: Internationale Uebersichten. Ebenda 1906. 366 S.

Adolf Hochenegg: Singen und Ringen. Leipzig 1906. Max Altmann. 254 S.

Maurice Donnay: Liebesleute (Amants). Komödie in fünf Akten. Aus dem Französischen von Stephan Epstein. Berlin. Verlag Harmonie. 88 S.

Bericht über die Verhandlungen der 31. Generalversammlung der Vereinigung der Steuer- und Wirtschafts-Reformer zu Berlin, erstattet vom Bureau des Ausschusses. Berlin 1906. Verlag des Bureaus der Vereinigung der Steuer- und Wirtschafts-Reformer. 237 S.

Die psychologische Diagnose des Tatbestandes von Dr. C. G. Jung. Bericht über die ersten 100 Sitzungen der forensisch-psychiatrischen Vereinigung zu Dresden von Dr. Georg Ilberg. Juristisch-psychiatrische Grenzfragen. 3. Band. Heft 2. Halle a. S. 1906. Karl Marhold. 61 S.

Viktor v. Schubert-Soldern: Memoiren eines Unbekannten 1818—1862. Dresden 1905. E. Pierson. 289 S.

M. A. Reitler: Briefe von Verbrechern. Ebenda 1906. 193 S.

Johannes C. Barolin: Die Teilung der Erde. Ebenda 1905. 216 S.

Emil Reich: Henrik Ibsens Dramen. (Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität Wien.) Ebenda 1906. 528 S.

D. Theodor Gerold: Franz Heinrich Redslob. Ein Straßburger Professor am Anfang des 19. Jahrhunderts. Straßburg 1906. J. H. Heitz. 100 S.

R. Nowicki und Hans Meyer: Flüssige Luft. Mähr.-Ostrau 1906. R. Papauschek. Leipzig. Robert Hoffmann. 59 Seiten.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 31. Mai. Nummer 125.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Fünf neue Bände der Weimarer Goethe-Briefausgabe.

Besprochen von Ludwig Geiger.

Die vor zwei Jahrzehnten begonnene monumentale Ausgabe von Goethes Briefen, die die vierte Abteilung der Weimarer Goethe-Edition bildet, war bis zum Jahre 1904 zum 29. Bande vorgerückt. Einem sehr rüstigen Anfange und dem ziemlich schnellen Fortgange während des ersten Jahrzehnts gegenüber hatte sich in den letzten Jahren das Tempo sehr verlangsamt. Vom Jahre 1905 an sollte nun die Sache anders werden. Im Oktober 1905 und April 1906 sind fünf weitere Briefbände, Band 30 bis 34 inklusive, erschienen. Sie alle sind mit einziger Ausnahme von Band 32 mit der Jahreszahl 1905 bezeichnet, obwohl zwei von diesen Bänden mir und allen anderen Abonnenten der Goethe-Edition wohl erst am 20. April zugekommen sind. Wird dieses neue Tempo beibehalten — und nach einer Versicherung des Leiters der Briefabteilung, Prof. Suphan in Weimar, sind in der Tat je fünf Bände pro Jahr in Aussicht genommen — so könnten die noch ausstehenden 15 Bände, denn auf so viele wird man sich einschließlich Register und Nachträgen wohl gefaßt machen müssen, in drei, höchstens vier Jahren erscheinen.

Eine solche Beschleunigung würde gewiß den meisten Subskribenten höchst erwünscht sein, außer denen, die für Bücherankäufe ein beschränktes Budget haben, denn die fünf Bände kosten ungebunden, selbst für die Subskribenten der kleinen Ausgabe, mehr als 25 Mark. Eine andere Neuerung dagegen wird weniger willkommen geheißen werden. Zum erstenmal wird in den vorliegenden Lieferungen die bisher durchgeführte Gesamtbezifferung der Briefe durchbrochen und die Einzelzählung in jedem Bande eingeführt. Als Grund zu dieser Maßregel wird angegeben, daß durch eine solche Vereinzelnung der Bände die Möglichkeit gewährt wird, die Bände außer der Reihe erscheinen zu lassen, je nachdem einer der Bearbeiter mit seinem Pensum fertig wird. Die vorgenommene Aenderung scheint eine rein äußerliche zu sein, ist aber doch mehr als dies. Zunächst wird durch diese Neuordnung das Zitieren erschwert. Früher konnte man einfach die Nummer angeben, jetzt muß man Band und Briefnummer zitieren; dadurch wird jeder Hinweis schwerfälliger und namentlich wird dadurch für das Register ein viel größerer Raum in Anspruch genommen, die Uebersichtlichkeit dagegen stark vermindert. Sollte aber durch diese Neugestaltung wirklich die Methode häufiger angewendet werden, die Bände außer der Reihe erscheinen zu lassen, so wäre dies sehr zu beklagen. Denn der ernste Leser und Benutzer der Sammlung hatte seine Freude daran, die Briefe hintereinander zu erhalten und durchzulesen; nur dadurch wurde es ihm ermöglicht, eine Vorstellung von der allmählichen Entfaltung der Lebensbeziehungen zu erhalten und von Goethes immer umfangreicher werdenden amtlichen Tätigkeit zu gewinnen. Erscheinen die Briefe nicht mehr in zeitlicher Aufeinanderfolge, so wird diese geschichtliche Kenntnis gestört, der Genuß des Lesers verringert, sein Urteil geradezu irregeleitet. Aus diesen Gründen scheint mir die Aenderung, die nun unwiderruflich ist, da sie bereits durch mehrere Bände geht, bedauerlich.

Doch ist sie sicherlich nicht bedeutend genug, um unseren Dank an den Herausgeber zu mindern oder die herzliche Freude an diesem köstlichen Besitztum zu schmälern. Wenn ich in nachfolgendem versuche, von den neuen Bänden zu sprechen, so habe ich nicht die Absicht ein Bild des Gesamtinhalts zu entwerfen, sondern nur auf die Bereicherung unseres Wissens durch die ungedruckten Briefe, die ungefähr die Hälfte aller dargebotenen ausmachen, hinzuweisen.

Kein Mensch wird erwarten, daß wunderbare, bisher gänzlich unbekannte Korrespondenzen nun auf einmal neu auftauchen. Denn die meisten Männer und Frauen, mit denen Goethe in regelmäßiger Korrespondenz stand, trugen Sorge, daß diese wichtigen Schriftstücke aufbewahrt wurden und gaben entweder selbst den Auftrag oder pflanzten in ihre Nachkommen die Verpflichtung, die Zeugnisse dieses Verkehrs der Nachwelt zu überliefern. Infolgedessen erhalten die Korrespondenzen mit den Hauptfreunden: Reinhard, Boisserée oder die wissenschaftlichen mit Staatsrat Schultz, Seebeck u. v. a., keine Vermehrung, dagegen findet sich gelegentlich ein ungedrucktes Blättchen an Zelter, Bertuch, und ein sehr merkwürdiger, ausführlicher Brief an Knebel wird gleichfalls hier zum erstenmal geboten, ein neues, sehr wertvolles Zeugnis für die liebevolle Teilnahme, mit der Goethe die spärlichen Produkte der Schriftstellerei des griesgrämigen Freundes betrachtete. Sehr zahlreich sind die Schriftstücke an Karl August, die hier zum erstenmal mitgeteilt werden. Eine veränderte Auffassung des Verhältnisses unseres Briefschreibers zu seinem fürstlichen Freunde kann man freilich nicht daraus gewinnen; sie verraten ebenso wenig wie die früher gedruckten die Intimität, wie sie zwischen den Langverbundenen existierte, sind vielmehr wie alle früher bekannten ungemein respektvoll gehalten. Zumeist sind es Berichte des Ministers an seinen Herrn über die Jenaer Universitätsanstalten, über Weimarer Bibliothek und Kunstschule, über Ankäufe auf einem der vielen Gebiete, für die der vielseitige Großherzog Interesse besaß und aus denen er seine Sammlungen bereicherte. Häufig sendet der Dichter auch neuere Schriften, ohne sich über deren Inhalt weiter zu verbreiten, gibt

Notizen über sein Ergehen und spricht den Dank für zugekommene Huldbeweise oder Glückwünsche am Neujahr oder bei anderen festlichen Gelegenheiten aus. Zwei andere Korrespondenzen, die bisher niemals vollständig ediert waren, erhalten dagegen breite Ergänzungen, die mit Heinrich Meyer, dem äußerst schätzbaren Kunstgenossen, und die mit Kanzler Müller, dem vielseitig tätigen, literarisch fein gebildeten, wenn auch auf diesem Felde nicht produktiven Staatsmanne, der nach des Ministers Voigt Tode gleichsam als Ersatzmann bei Goethe eingetreten war. Nur zwei große Briefreihen des Meisters waren bisher gänzlich unbekannt, und sie bilden daher einige der wichtigsten Beiträge der neuen Bände, nämlich die Briefe an Sohn und Schwiegertochter und an Cotta. Die Briefe an den großen Stuttgarter Verleger, der durch Schillers Vermittlung dem Weimarer Freunde nahe gekommen war und seit 1806 Werke und Zeitschriften des Altmeisters in Verlag genommen hatte, sind in den vorliegenden Bänden seltener als in den früheren und als sie namentlich in der Zeit von 1824 an sein werden. Dies ist leicht erklärlich, weil ja gerade in den Jahren 1819—1821, über welche die vorliegenden Bände Licht verbreiten, nicht viel neue Verlagsunternehmungen erschienen, die Einzelkorrespondenz über den Divan und die literarischen und naturwissenschaftlichen Zeitschriften aber gar nicht mit dem Verleger, der im fernen Stuttgart wohnte, sondern mit dem Drucker Fromann in Jena geführt wurde. Trotzdem haben sich einzelne Episteln an Cotta erhalten, die den Charakter der schon bekannten Briefe an sich tragen. Es sind nicht nur trockene Mitteilungen, Anfragen und Antworten im Geschäftsstil, sondern freundliche, auch auf Persönliches des Adressaten sowohl wie des Schreibenden eingehende, von Wohlwollen erfüllte Schriftstücke. Man sieht, die Persönlichkeit des feingebildeten, auch politisch ungemein tätigen, sein Geschäft im großen Stil betreibenden Verlegers war dem Dichter ungemein sympathisch, so daß er neben dem geschäftlichen auch einen freundschaftlichen Verkehr wünschte und herzliche Gesinnungen zum Ausdruck brachte.

Die Briefe an Sohn und Schwiegertochter datieren nicht aus den Monaten, die Goethe in Weimar zubrachte, sondern nur von den Reisen nach den böhmischen Bädern, und von den vielen Wochen, die der Dichter alljährlich in Jena zubrachte. Denn es ist eine jener hämischen Insinuationen, mit denen man früher das Andenken der guten Frau Christiane verletzte, daß Goethe sich nach der benachbarten Universitätsstadt nur zurückgezogen habe, um der durch sie bereiteten Unruhe und Belästigung zu entgehen. Der Jenaer Aufenthalt blieb vielmehr auch nach ihrem Tode für Goethe eine Notwendigkeit, teils wegen des Verkehrs mit dem in Jena domizilierenden Drucker, teils wegen der immer neu aufzufrischenden Beziehungen zu den dortigen Universitätslehrern, teils wegen der völligen Freiheit der Bewegung, die in Weimar infolge der Hofpflichten, der amtlichen Störungen und der vielfachen Besuche nicht möglich war. Die zahlreichen Briefe an den Sohn, denen sich manche an die Schwiegertochter zugesellen, sind durchaus keine epistolarischen Kunstwerke. Gelegentlich, von Karlsbad aus, läßt sich zwar der Alte etwas freier gehen, gibt Schilderungen seines Lebens, Einblicke in sein Schaffen; zumeist sendet er aber chronikalische, tagebuchartige Aufzeichnungen, kurze Erwähnungen der empfangenen Besuche, der gemachten Spaziergänge; hauptsächlich sendet er Auftragzettel. Bücher, Papier, Kunstwerke, Beiträge zu Keller und Küche werden gefordert, Briefe zur Besorgung empfohlen, Aufforderungen erteilt, den Freunden Aufmerksamkeiten zu erweisen, neu erschienene Schriften zu schicken und vieles andere. Zärtliche Ausdrücke finden sich in diesen geschäftsmäßigen Berichten ziemlich selten; es kommt vor, daß der alte Herr ungeduldig wird, wenn seine Aufträge nicht mit der gebührenden Schnelligkeit ausgeführt werden. Dagegen geht aus Aeußerungen, die einzelnen Freunden und Bekannten gegenüber gemacht wurden, hervor, daß Goethe im allgemeinen mit der Entwicklung des Sohnes zufrieden war, seine Tätigkeit am Hofe, seine Genauigkeit, seinen Sammeleifer und ähnliches rühmte; ein hübsches Wort, das an einen Kunsthändler geschrieben wurde, verdient eine Hervorhebung (13. Oktober 1819): „Auch ich habe das Vergnügen, daß mein Sohn an dem Kunstfache Freude hat und sich geziemende Kenntnisse erwirbt. Es ist immer gut, ja notwendig, eine solche Baumschule von Kunstfreunden zu erhalten."

Eine mehr persönliche Note verraten die kurzen Aeußerungen, in denen der Schwiegertochter und der beiden Enkel gedacht wird. Gegen die erstere war der alte Herr von einer manchmal etwas altväterischen, aber im ganzen sehr liebenswürdigen Galanterie; den letzteren gegenüber ein echter Großvater, der die Kleinen furchtbar verwöhnte und ihre Entwicklung zu Menschen als etwas noch nie Dagewesenes mit Stolz betrachtete.[1]) Offenbart sich in solchen Familienbeziehungen echt menschliche Gesinnung, so ist diese auch in vielen anderen Fällen zu konstatieren.

Wie oft und schön zeigt sich in diesen Aktenstücken die wahre Menschlichkeit: Pietät, Ehrerbietung vor den Großen, Zutrauen, innige Ergebenheit zu den Freunden, ritterliche Galanterie und zarte Anmut den Frauen gegenüber, Hilfsbereitschaft, fördernde Teilnahme für die Werdenden. In einem der neuen Briefbände (Band 31) finden sich zwei solcher Episteln aus den Jahren 1818 und 1819, die man einem so vielbeschäftigten, so übermäßig belasteten alten Manne — Goethe war schon 70 Jahre alt — kaum zutrauen möchte: die eine an einen ganz unbekannten Breslauer Studenten, der sich mit den deutschen Humanisten beschäftigte und als Erwiderung auf seine Anfrage eine lehrreiche Abhandlung empfing; die andere, an eine dem Dichter gleichfalls unbekannte Frau in einem Dorfe bei Northeim, die über die eingeschickten Gedichte ihres Gatten ein fast liebevolles, väterlich-ratendes, trotz einigen Tadels ermunterndes Schreiben erhielt.

Sind solche Züge echt menschlich schön, so muß folgendes rührend, geradezu ergreifend genannt werden. Die Königin Katharina von Württemberg, eine Prinzessin des russischen Kaiserhauses, war gestorben, als Goethe die Gedichte zum Maskenzug drucken ließ, der zu Ehren der in Weimar weilenden russischen Kaiserin veranstaltet worden war. Bei Erteilung dieses Druckauftrags trug Goethe Sorge, daß in den für die höchsten Personen bestimmten Exemplaren der Druckort: „Stuttgart" ausgelassen wurde, damit ihnen „die traurigste Erinnerung nicht wieder erregt würde". Ergreifend ist auch die Art und Weise, wie der Dichter und Minister von seinem Kollegen Voigt, mit dem er vierzig Jahre gemeinsam tätig gewesen, Abschied nahm. Dieser hatte am 20. März 1819 in der Vorahnung seines Todes zum letztenmal an Goethe geschrieben, dessen Antwort von demselben Tage war längst gedruckt, eine andere Fassung — man sieht auch an diesem Falle, wie sorgsam Goethe in allem zu Werke ging —, die jetzt erst bekannt wird, ist noch schöner. „Ich aber kann Sie nicht lassen! Wie wir, wenn Gegenwärtige, Geliebteste sich auf eine Reise vorbereiten, die sie durch einen Umweg wieder zu uns führen soll, uns dagegen stemmen, warum sollen wir in dem ernstesten Falle nicht auch widerspenstig sein. Lassen Sie mir daher die schönste Hoffnung, bei bald wiederhergestellter Kraft und Gesundheit Sie mir und uns allen wieder erneut und geschenkt zu sehen."

Derartig menschliche Züge lassen sich vielfach aufweisen. Teilnahme für jüngere Dichter, deren Manuskripte der ältere Kollege aufmerksam liest, gern bereit, den Strebenden Ermunterung zu gewähren, seltener sich entschuldigend, daß er aus Zeitmangel die Schriften nicht angesehen, und nur einmal grob, da ihm ein jüngerer Poet ein unsauberes, vielfach korrigiertes Exemplar eingeschickt hatte.

Einige dieser Beziehungen erhalten durch unsere Briefe neue Beleuchtung. Dazu gehört das Verhältnis mit Müllner, an den zwei früher ungedruckte Briefe gerichtet sind, der eine mit außerordentlichen Lobsprüchen über

---

[1]) Ich darf auf die eben erwähnten beiden Punkte in diesem Zusammenhang nicht näher eingehen, um mich nicht zu wiederholen; über das erstere vergleiche meine Studie, Goethe als Schwiegervater, Kölnische Zeitung, 2. Oktober 1904, über das letztere das Feuilleton: Goethe als Großvater in der Neuen Freien Presse, 25. März 1906.

eines seiner Dramen, der andere ziemlich abweisend, mit starker Ironie gegen die literarischen Anrempelungen sich richtend, die dieser allzu streitbare Kritiker auch gegen Goethe versucht hat. Hier ist vielfach einer der Fälle zu konstatieren, die für Goethes Briefschreiberei charakteristisch sind. Er sah in dieser Tätigkeit kein Nebenwerk, keine Beschäftigung, mit der er flüchtige Minuten ausfüllte, sondern einen gewichtigen Teil seiner literarischen Tätigkeit. Er diktierte diese Briefe, selbst die kleinsten, scheinbar unwichtigsten Zettel, die gleichgültige Bestellungen enthielten, korrigierte die Konzepte, ließ sich die Munda (Reinschrift) vorlegen, änderte manchmal auch an ihnen, oder hielt Konzepte oder Munda, nachdem sie zur Absendung fertig waren, zurück. Zu einem solchen Verfahren wurde er durch die verschiedensten Gründe bestimmt: Manchmal bereute er, daß er sie hatte gehen lassen, wünschte nicht den Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung zu verewigen, manchmal änderte er in der Zeit der Ueberlegung seine Gesinnung oder hielt wenigstens den Zeitpunkt nicht für opportun, die niedergeschriebene Anschauung dem mitzuteilen, für den sie bestimmt war. So kann es kommen, daß Briefe, die aus den Konzepten des Goethe- und Schiller-Archivs hier mitgeteilt werden, gar nicht abgeschickt worden sind. Dieser Fall scheint mir bei dem lobenden Briefe an Müllner vorzuliegen. Wäre er wirklich abgeschickt worden, so hätte sich der überaus eitle Adressat, der die ihm gespendeten Lobeserhebungen aller Welt mitteilte, dieser autoritativen Zustimmung gewiß gerühmt; vermutlich hat Goethe, der dieses Wesen des erfolgreichen Dramatikers wohl kannte, aus solchen Gründen Bedenken getragen, die niedergeschriebene Belobigung an ihren Adressaten gelangen zu lassen.

Auch zwei andere, damals gefeierte, heute ziemlich vergessene Dichter wurden mit Briefen des Weimarer Altmeisters beehrt. Kein Moderner begreift, wieso Ladislao Pyrker unter die Klassiker kam, und man könnte ruhig, ohne Furcht, sich in große Ausgaben zu stürzen, einen Preis für diejenigen Modernen aussetzen, die des genannten Erzbischofs Tunisias gelesen haben. Auch Goethe wurde mit einem Exemplar des genannten Werkes beglückt, das von einem Schreiben des geistlichen Dichters begleitet war. Die Art nun, wie er antwortete, sich freundlich bezeigte, ohne auch nur die Spur eines Urteils zu geben, ist so charakteristisch, daß sie hier folgen mag. (3. April 1820, etwa ein Vierteljahr nach der eingetroffenen Sendung): „Gleich nach Erhalten der Tunisias, nicht weniger bei Empfang des geneigten Schreibens, würde meinen Dank abgestattet haben, wenn ich nicht auch gewünscht hätte, über ein Werk, welchem der Verfasser so viele Jahre gewidmet, ein auslangendes Wort sagen zu können. In solchen Fällen mag ich gern die Zeit abwarten, wo mir (!) ein ländlicher Aufenthalt bei der Betrachtung länger verweilen läßt. Ich besehe mir erst den Gegenstand, untersuche, was ihm der Verfasser abgewonnen, was er ihm verliehen, beschaue mir Anlage und Ausführung, inwiefern sie nach bekannten Mustern und Formen etwa gebildet, oder ob der Verfasser nach eigenem System gearbeitet, nach welchem er denn auch beurteilt sein will. Dieses alles zu entwickeln und nicht sowohl ein Urteil als auch eine Darstellung der Arbeit zu geben, ist mein Wunsch, den ich, so oft es mir möglich war, zu realisieren gesucht. Allein die Zeit ist flüchtig, die Kräfte mäßig, der Aufgaben viele, und ich sehe mich daher oft in Verlegenheit, mit dem besten Willen im Rückstand zu bleiben. Möge dies zu meiner Entschuldigung dienen, wenn ich auch gegenwärtig nur meinen allgemeinen Dank ausspreche für das Wohlwollen und Zutrauen, das mir die Sendung Ihres Gedichtes bezeugt; hierbei entsage der Hoffnung nicht, sobald ich den ästhetischen Studien nähertreten kann, als es mir gegenwärtig erlaubt ist, auch Ihrem Gedicht die verdiente Aufmerksamkeit zu widmen und darüber meine Gedanken zu eröffnen."

Man kann nicht höflicher sein, als es in diesem Briefe geschieht, ohne doch irgend ein Urteil auszusprechen.

Auch Houwald gegenüber, der das Manuskript seines Trauerspiels „Das Bild" eingesendet hatte, sprach Goethe kein Urteil aus, vielmehr entschuldigte er sich am 18. April 1820 mit einer Badereise und seiner völligen Entfernung vom Theater und begnügte sich, darauf hinzuweisen, daß seine Schwiegertochter, „eine besondere Freundin Ihrer Muse", das Drama der Theaterintendanz empfehlen würde.

Neben diesen bekannten treten außerordentlich viele unbekannte Namen auf: gelegentliche Anfragen oder Beantwortungen eingelaufener Schreiben, unendlich viele wissenschaftliche, halb geschäftliche Notizen — denn die eigentlich amtlichen Schreiben sind von der Publikation ausgeschlossen —, Bemerkungen über Kunst, Bücherankäufe, Dank für Mineraliensendungen, Weinbestellungen, Beschwerden an Behörden und dergl.

Viel seltener, als man denken sollte, geht der Dichter in seinen hier zum erstenmal veröffentlichten Briefen auf seine eigenen Werke ein. Allzu sehr darf dies freilich nicht wundernehmen, denn die Briefe an die wirklich Intimen waren ja bereits gedruckt, und an sie, als an das Publikum, das Goethe bei seinen Arbeiten vor seinem geistigen Auge hatte, wurden wesentlich Bekenntnisse und Geständnisse über seine neuen Schöpfungen gerichtet. Ein Anschreiben wird aber hier mitgeteilt, das manches Interesse gewährt. Man wußte, daß C. F. M. Kannegießer einen Aufsatz über Goethes Gedicht „Harzreise im Winter" an den Meister geschickt hatte und daß dieser mit Anknüpfung an diesen Aufsatz selbständige Bemerkungen über dieses Poem verfaßte, die später auch in die Gedichte übergegangen sind. Nun erhalten wir den freundlichen Brief, den Goethe an den Kommentator schrieb (28. November 1819). Er wies darin auf den kleinen Aufsatz: „Urworte. Orphisch" hin, den er zur Erklärung anderer Poesien in der Zeitschrift „Kunst und Altertum" veröffentlicht hatte, und versprach, an derselben Stelle auch das fragliche Gedicht zu erläutern, nachdem er den „geistreich teilnehmenden Aufsatz mit vielem Vergnügen aufgenommen" habe, augenblicklich aber nicht imstande sei, „nach dessen Wert und Würde darauf zu antworten".

Interessant ist auch ein Urteil über den „Prometheus", das am 30. Dezember 1819 in folgender Weise ausgesprochen wird: „Der Prometheus nimmt sich wunderlich genug aus, ich getraute mir kaum, ihn drucken zu lassen, so modernsansculottisch sind seine Gesinnungen. Wie wunderlich dies alles seit so vielen Jahren in den Geistern hin und wider wogt."

Ausführlicher geht der Dichter auf literarische Pläne nur in einem Briefe an Cotta (25. Oktober 1819) ein. Er spricht mit Bedauern davon, wie er so manches liegen lassen mußte, und schiebt diese Entfremdung von dem Produktionsmarkte darauf, daß ihm eine glücklichere Umgebung von Literatoren und Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden fehle. Nachdem er darauf hingewiesen, daß er manches auf Naturwissenschaft Bezügliche liegen habe, was er gern mitteilen würde, fährt er fort: „Ein Gleiches gilt von Zeichnungen zur italienischen Reise, eigenen und fremden, ausgeführt in reinen Umrissen, skizzenhaft angedeutet; darunter so viel Interessantes, daß der verstorbene Kaaz die Redaktion übernehmen und den Kupferstecher vorarbeiten wollte. Nach seinem Tode kamen die Blätter wieder in meine Hände, auch ein recht geschickter von unseren Künstlern (gemeint ist Johann Jakob Roux) hat unter meiner und Hofrat Meyers Einwirkung daran zu arbeiten angefangen. Allein da augenblicklich mehr zu verdienen ist als an solchen Arbeiten mit Folge auf Hoffnung, so ist die Sache dadurch noch nicht viel weiter, ob ich gleich auch diese Arbeit schicklich honoriert habe." Die eben abgedruckte Stelle ist außerordentlich merkwürdig. Man wußte freilich schon seit einiger Zeit, daß Goethe sich gelegentlich mit dem Plane einer illustrierten Ausgabe der italienischen Reise getragen habe. Aber man glaubte doch mehr, daß dies nur eine sehr vorübergehende Idee sei und wußte nicht, daß Goethe längere Zeit an dem Plane festgehalten habe. Es ist schade, daß man neuerdings diesem Projekte nicht näher getreten ist. Einzelnes aus diesen italienischen Zeichnungen ist frei-

sich da und dort in den Schriften der Goethe-Gesellschaft, ferner zu Petzels Aufsatz über Kniep im Goethe-Jahrbuch, Band XXVI, in J. Vogels Buch: Aus Goethes römischen Tagen, Leipzig 1905, veröffentlicht worden, aber das sind doch alles nur verschwindend kleine Bruchstücke. Wer in Gesellschaft und mit belehrenden und interessanten Hinweisen des trefflichen C. Ruland, dessen Weggang vom Goethe-Nationalmuseum jeder Freund dieser wahrhaften Kunstkammer aufrichtig bedauern muß, die vollgefüllten Mappen der Zeichnungen zu Goethes italienischer Reise aufmerksam durchgenommen hat, der wird herzlich bedauern, daß nicht eine größere Auswahl dieser Zeichnungen mit dem Text von Goethes italienischer Reise oder ohne diesen neuerdings ediert worden ist. Möchten die folgenden Jahre eine solche Publikation zeitigen! Man würde dadurch dem gegenwärtigen Geschlecht gegenüber eine Ehrenpflicht erfüllen, zu deren Ausführung Goethe, trotz mehrfach ausgesprochener Absicht, nicht gelangte.

Wie über eigene, so sprach sich Goethe gelegentlich auch über fremde literarische Produkte aus. Der Großherzog hatte seinem Freunde das Werk Philipp Alexandre Le Brun: Histoire de Jeanne d'Arc, 4 Bände, Paris 1817, geschickt; Goethe antwortete am 10. März 1820 ablehnend: „Dankbar erwähne sodann der Mitteilung der Johanna von Orleans; wobei jedoch gestehen muß, daß die Lektüre wirklich sinnzerstörend ist. Das wundersam, überirdisch Erfreuliche des Anfanges und das irdisch abjurdest Grausamste des Endes verwirrt Gefühl und Einbildungskraft ganz und gar."

(Schluß folgt.)

Dampf-Straßenlokomotiven im Heeresdienste.

Die Leistungen der Technik sind heutzutage so großartig, daß es im bürgerlichen Leben anscheinend keine Aufgabe gibt, die von ihr nicht erfüllt werden könnte, wenn ihr die nötigen Geldmittel zur Verfügung gestellt werden. Nur bei Lösung von technischen Kriegsaufgaben gibt es, obwohl hier die Geldfrage eine untergeordnete Rolle spielt und erst in zweiter Reihe zur Geltung kommt, oft unüberwindbare Schwierigkeiten. Der Anforderung voller Kriegsbrauchbarkeit kann eben von den Technikern nur selten entsprochen werden. Insbesondere im Landkriege, wo die Gewichtsfrage eine maßgebende Rolle spielt, sind der Technik sehr enge Grenzen gezogen. Hier ist meist nur das Einfache geeignet. Trotz aller technischen Erfindungen der Neuzeit, wie Fahrräder, Automobile, Fesselballons, Fernsprecher, drahtlose Telegraphie usw., ist bis jetzt noch kein einziges Pferd der Kavallerie, Artillerie oder des Trains entbehrlich geworden. Erstgenannte zwei Verkehrsmittel sind durch die Gebrechlichkeit ihrer Getriebe, das Gebundensein an ein gutes Straßennetz und das Versagen im Winter vorläufig durchaus kriegsunbrauchbar. In einem Feldzuge werden selbst die besten Straßen durch den Marsch einer einzigen Heeressäule in schlechten, unfahrbaren Zustand versetzt und sind dann während der Kriegsdauer durch das Unterbleiben regelmäßiger Schotterzufuhr gewöhnlich nicht wieder herstellbar.

Vorläufig erscheinen allein Dampf-Straßenlokomotiven geeignet, im Kriege Ersatz für Pferde zu bieten. Dies wäre aber dringend nötig. Die Zahl der im Deutschen Reich vorhandenen Pferde vermehrt sich nicht wesentlich und kann mit dem ungeheueren Wachstum der Bevölkerung, jährlich fast 1 Million, unmöglich Schritt halten, teils weil die Futteranbauflächen durchschnittlich gleich groß bleiben, teils weil der wachsende Fuhrwerksbedarf im bürgerlichen Leben unter Zurückdrängung der Tierbespannung immer mehr durch Maschinenfahrzeuge gedeckt wird. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo jeder größere Geschäftsmann und jeder Bauer mindestens ein Automobil haben wird, gleich wie jetzt schon fast jeder Bauernknecht, Geschäftsdiener und Fabrikarbeiter ein Fahrrad hat.

Es ist also Aufgabe der Militärverwaltung, im Vereine mit der Technik baldigst ausgiebige Vorsorge zu treffen, den künftigen zunehmenden Kriegsbedarf an Zugkräften durch Maschinenvorspann zu decken. Den Weg hierzu weist ein kürzlich erschienenes sehr lesenswertes Buch,[1]) das für den Aufbau der Angelegenheit durch erschöpfende Zusammenfassung des einschlägigen Stoffes eine vortreffliche Grundlage darbietet und deshalb künftig viel als Quellenwerk benützt werden wird. Die unerläßlichen militärischen Anforderungen, die an die Technik für Herstellung kriegsbrauchbarer Straßenlokomotiven gestellt werden, können hieraus von Interessenten entnommen werden.

Von allen bis jetzt entstandenen Maschinenfahrzeugen entsprechen bis jetzt nur die Dampfstraßen-Lokomotiven den Bedingungen für kriegsmäßige Lastenbeförderung. Bloß sie können querfeldein fahren und sonach mit ihren Schleppzügen für vorrückende oder entgegenkommende Marschkolonnen im Bedarfsfalle die Straßen frei machen, deren Verstopfung durch Fahrzeuge einen schlimmen Feldzugsausgang verursachen könnte. Das Buch bringt übersichtlich alle seit 50 Jahren mit solchen Lokomotiven gemachten militärtechnischen Erfahrungen, die in verschiedenen Feldzügen und durch Friedensversuche der Großmachtsheere gewonnen worden sind.

Die hieraus sich ergebenden Schlußfolgerungen für Kriegsverwendung solcher Maschinenfahrzeuge lassen sich kurz zusammenfassen wie folgt: 1. Automobile eignen sich im Kriege vorläufig nur für militärische Eilpost zur raschen Beförderung von Personen und Briefen, nicht aber von schweren Lasten. 2. Schwere Lastwagen können Vergasungsmaschinen für leichte Oele nicht erhalten wegen der Feuergefährlichkeit für Fahrzeugkolonnen auf Kriegsmärschen; Spiritus ist als Betriebsmittel zu wenig wirtschaftlich und in Feindesland schwer zu beschaffen. 3. Verbrennungsmotoren für schwere Oele eignen sich wegen hohen Gewichtes zunächst nur für ortsfesten Betrieb, kommen daher für Verwendung im Landkriege nicht in Frage. 4. Die Vorteile der mit flüssigen Brennstoffen arbeitenden Motoren können vorerst militärisch nicht ausgenutzt werden, weil wegen deren Gebrechlichkeit die damit versehenen Fahrzeuge an gute Straßen gebunden sind und diese im Bedarfsfalle nicht frei machen können, weil ferner ergiebige Arbeitsleistungen solcher Maschinen im Stillstand nicht möglich sind. 5. Die Dampf-Straßenlokomotiven entsprechen diesen militärischen Anforderungen am besten; durch ihre breiten Räder können sie auf den schlechtesten Wegen sowie mit Hilfe des Seilzuges auch querfeldein und steilste Böschungen fahren; die Heizstoffe Holz, Kohlen, Torf u. s. w. sind überall leicht zu beschaffen. 6. Solche Lokomotiven werden zweckmäßig nicht als selbstfahrende Lastwagen, sondern als Vorspannmaschinen für Schlepplastwagen verwendet, um ihr mögliches Höchstgewicht für eine Dampfmaschine mit tunlichst stärkster Kraftleistung (für Schleppzug und Arbeitsverwendung im Stillstand) voll auszunutzen. 7. Mit Rücksicht auf die geringe Tragfähigkeit der von Pionieren herstellbaren Kriegsbrücken soll das Eigengewicht der Straßenlokomotiven jedenfalls unter 8 Tonnen bleiben, etwa 7 Tonnen betragen, um noch Spielraum für das Gewicht der Maschinisten, Heizstoffe und des Wassers zu haben. 8. Geradezu unentbehrlich im Kriege sind die Straßenlokomotiven zur Beförderung von Eisenbahnlokomotiven an wieder in Stand gesetzte Bahnstrecken, die durch Kunstbauten-Zerstörungen vom übrigen Bahnnetz abgetrennt sind, sowie zur Fortschaffung von besonders schweren, unteilbaren Lasten, wie großkalibrige Belagerungsgeschütze u. s. w., bei denen Tierbespannungen versagen. 9. Die Militärverwaltung muß für den Kriegsbedarf schon im Frieden eigene Straßenlokomotiven im großen beschaffen, weil die wenigen in bürgerlichen Betrieben vorhandenen Vorspannmaschinen für besondere Betriebszwecke

[1]) „Der mechanische Zug mittelst Dampf-Straßenlokomotive. Seine Verwendbarkeit für die Armee im Kriege und im Frieden von Otfried Layriz, Oberstleutnant z. D. Mit 29 Abbildungen und 6 Tafeln. Berlin 1906. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, königliche Hofbuchhandlung, Kochstraße 68—71.

gebaut, auch meist zu schwer, daher nicht kriegsbrauchbar sind 10. Die Straßenlokomotiven werden zweckmäßig im Kriege als Vorspannmaschinen vorzugsweise solcher Fahrzeugkolonnen verwendet, die im Stillstand auch die Arbeitsleistungen der Dampfmaschinen vorteilhaft verwerten können (wie Lieferung von Starkstrom zur Lichterzeugung, drahtlosen Telegraphie, zum Antrieb von Bäckereimaschinen u. s. w., dann zum Lastenheben, Wasserpumpen, Bäumeausreißen, Grabenziehen u. s. w.), also z. B. von Feldlazaretten, Feldbäckereien, Telegraphen- und Kriegsbrückentrains, Belagerungsparks u. a. m.; auch zum Betrieb von Feldbahnen können die Straßenlokomotiven an Stelle von Pferden als Vorspann für lange, schwere Bahnzüge nützliche Verwendung finden. 11. Derartige Anforderungen erfordern besondere Ausrüstung der Kriegs-Straßenlokomotiven mit Seilzug-Vorrichtungen, Dynamomaschinen und fahrbaren Kranen, nötigenfalls auf eigenen Anhängewagen. 12. Im militärischen Friedensdienst können die Dampf-Straßenlokomotiven durch ähnliche Arbeiten und Ersparung von Pferdevorspann sowohl in den Garnisonsorten und auf den Schießplätzen wie bei den großen Truppenübungen ihre Anschaffungs- und Unterhaltskosten bezahlt machen.

Hinsichtlich näherer Begründung wird auf oben erwähntes Buch verwiesen, das durch seine vorzügliche Ausstattung mit zahlreichen Bildern und Tafeln sehr anschaulich und deshalb auch für Uneingeweihte leicht verständlich ist. Die Abbildungen zeigen fast ausschließlich Maschinen einer einzigen Firma, so daß das Buch den Anschein erregen könnte, als ob für jene eine Empfehlungsschrift sei. Dies ist aber nicht der Fall, sondern nur dadurch hervorgerufen, daß es eben vorläufig bloß diese eine, zugleich in Deutschland und England ansässige Maschinenfabrik gibt, die schon seit vielen Jahren mit Erfolg bestrebt ist, brauchbare Dampf-Straßenlokomotiven für Kriegszwecke herzustellen. Zur Förderung der Sache wäre es jedoch sehr wünschenswert, wenn zahlreiche Maschinenfabriken um Wettbewerb sich beteiligen würden. Hoffentlich bildet diese Abhandlung im Verein mit jenem Buche für die Techniker einen starken Ansporn hierzu.

Im Buche sind keine technischen Angaben über den Bau der zu verwendenden Dampfmaschinen enthalten. Zur Ergänzung sei daher kurz bemerkt, daß bisher ausschließlich *Kolbenmaschinen* verwendet wurden, deren Leistungsfähigkeit von dem zulässigen Höchstgewicht der Lokomotiven abhängig ist. Eine Pferdestärke erfordert bisher noch 400 Kilogramm Maschinengewicht. Bei dem zulässigen Höchstgewicht von 7 Tonnen (s. o. Z. 7) können also die Straßenlokomotiven vorerst nicht mehr als höchstens 16 Pferdestärken liefern. Erhebliche Steigerung wäre aber sehr wünschenswert, um den hohen Kriegsanforderungen z. B. für Ueberland-Beförderung von Eisenbahnlokomotiven genügen zu können. Möchte es daher der Technik gelingen, das Maschinengewicht für 1 Pferdekraft auf etwa 300 Kilogramm herabzudrücken, vielleicht durch Anwendung von Heißluftmaschinen oder von Dampfturbinen!

Friedrich Otto.

14. Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Elektrotechniker.

P. Gl-g. **Stuttgart**, 28. Mai. Unsere schöne schwäbische Residenzstadt steht in diesem Jahre im Zeichen der Kongresse und Verbandstage. Den „Hundertschaften" des Deutschen Historiker-Tages, der im vorigen Monat hier stattfand, werden im September die „Tausendschaften" des Naturforscher- und Aerzte-Tages folgen. Während dieser letztere Kongreß bereits in der Arbeit einer Reihe von Kommissionen seine Schatten vorauswirft, hatte man in den Tagen vom 24. bis 27. d. M. Gelegenheit, die Vertreter der elektrotechnischen Wissenschaft und Praxis in den Mauern Stuttgarts begrüßen zu können. Dem Elektrotechniker-Tage wird dann zunächst am 6. und 7. Juni der Delegiertentag der deutschen Goethe-Bünde und dann außer verschiedenen Verbandstagen von weniger allgemeinem Interesse die Hauptversammlung des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit folgen. Ein ständiges Kommen und Gehen, ein Begrüßen und Beraten, ein Festefeiern und dann wieder Abschiednehmen, das ist die bei fast allen derartigen Veranstaltungen sich gleich bleibende Signatur des äußeren Verlaufes. Daß nach des Tages Beratungsarbeit frohe Feste nicht fehlen dürfen, zeigte die Jahresversammlung deutscher Elektrotechniker, die ein gerüttelt Maß von Banketten, Festessen, Gartenfesten, Ausflügen mit Frühstück und Festmahl durchzukosten hatten und dabei in liebenswürdiger Weise einen großen Kreis nichtfachmännischer Gäste, Vertreter von Behörden, Vertreter der Presse u. s. w. der Genüsse des Verbandstages teilhaftig werden ließen.

Ein feuchtfröhlicher *Begrüßungs-Abend* im großen Saal des Königsbaues leitete den Verbandstag ein, der Tags darauf in der König Karl-Halle des Handelsgewerbe-Museums feierlich eröffnet wurde. Dem ersten Teil der Eröffnungssitzung wohnte auch der König bei. Es waren ferner anwesend der Minister des Innern Dr. v. Pischek, Kultusminister Dr. v. Weizsäcker, Kriegsminister General der Infanterie v. Schnürlen. Als Vertreter der Generaldirektion der württemb. Staatseisenbahnen war Präsident v. Fuchs und für die Generaldirektion der Posten und Telegraphen Präsident v. Mayer erschienen. Die Stadt Stuttgart war durch Oberbürgermeister v. Gauß, die Universität Tübingen durch Professor Dr. Paschen, die Technische Hochschule Stuttgart durch Rektor Oberbaurat Mörike vertreten. Die König Karl-Halle des Landesgewerbemuseums bildete mit ihrer prachtvollen Ausstattung und ihrem Formenreichtum, mit ihrer Fülle künstlerisch bedeutsamer Skulpturen und dem imposanten Wandgemälde ein Relief für diesen Eröffnungsakt, wie es schöner und würdiger kaum gedacht werden konnte. Der Vorsitzende des Verbandes, Professor Dr. *Budde* (Berlin), flocht in seine Dankesworte auf eine der Begrüßungsansprachen gelegentlich die für die Stuttgarter sehr schmeichelhafte Bemerkung ein, daß der Verband noch selten oder wohl noch nie seine Jahresversammlung in einem solch prächtigen Hause gehalten habe wie diesmal. In der Bedeutung, die den zahlreichen offiziellen Begrüßungsansprachen zukommt, stand die Rede des Ministers des Innern, der den Verbandstag namens der württembergischen Regierung begrüßte, weitaus obenan, sowohl was die Anordnung der Gedankenreihen und die Klarheit der Darstellung anlangt, wie auch hinsichtlich der prägnanten Ausdrucksweise und der im Rahmen einer kurzen Begrüßungsansprache in der Tat vortrefflichen Würdigung des Kulturwertes der Elektrotechnik.

An die Begrüßung schloß sich sodann die Erstattung des *Jahresberichtes* durch den Generalsekretär des Verbandes, *Dettmar* (Berlin), nachdem zuvor der Vorsitzende einen kurzen *Ueberblick über den Stand der Technik* während des verflossenen Jahres und über die vom Verband unternommenen Maßnahmen berichtet hatte. Nach dem Jahresbericht umfaßt der Verband 19 Vereine mit zusammen 3866 Mitgliedern. Die hauptsächlichste Arbeit, welche der Verband in Erfüllung der ihm gestellten Aufgaben zu leisten hat, vollzieht sich in den *einzelnen Kommissionen*. Diese Kommissionen hatten anläßlich des Verbandstages schon einige Tage vor Beginn der eigentlichen Jahresversammlung im Landesgewerbemuseum mit ihrer Tätigkeit begonnen.

Eine der wichtigsten Arbeiten lag hier der sogenannten *Sicherheitskommission* ob, die sich in dreitägiger Sitzung ihrer Aufgabe entledigte. Der Verband hat schon in einem früheren Stand der elektrischen Großtechnik begonnen, die zur *Sicherung elektrischer Anlagen* nötigen Regeln als *Verbandsnormen* zusammenzufassen. Diese Normen müssen nun entsprechend dem außerordentlichen Fortschritt der Elektrotechnik, insbesondere was die Sicherheitsvorschriften über Einrichtung und Betrieb elektrischer Anlagen anbelangt, fortwährend ergänzt und umgearbeitet werden, damit durch sie für vorteilhafte Neuerungen Bahn geschaffen und ältere Regeln, die sich überlebt haben, aufgehoben werden. Die von der Sicherheitskommission aufgestellten Normen haben wesentlich dazu beigetragen, das Vertrauen zur Solidität elektrischer Anlagen zu stärken. Von der Sicherheitskommission ist im Laufe des Jahres eine neue Fassung der Bahnvorschriften fertiggestellt worden. Eine neue Fassung der Sicherheitsvorschriften im allgemeinen ist noch in Arbeit, ebenso eine solche der neuen Bergwerksvorschriften. Im Jahresbericht wurde hierbei auf die auf der Gelsenkirchener Versuchsstrecke vorgenommenen Versuche bezüglich schlagwettersicherer Konstruktionen besonders hingewiesen. Die Durch-

führung dieser Versuche ist neben einigen anderen Beteiligten wesentlich auf die Unterstützung der Bergwerks-Gewerkschaftskasse zurückzuführen, der hierfür die gesamte Industrie zu Dank verpflichtet ist. Durch diese Versuche ist in ebenso vollkommener wie schneller Weise Klarheit über ein schwieriges Gebiet geschaffen worden und die Anwendung der Elektrizität im Bergbau erfuhr hierdurch eine ganz erhebliche Unterstützung.

Die Kommission für Installationsmaterial hat Normalien für Steckvorrichtungen und für Isolierrohre aufgestellt, sowie einige Abänderungen der Vorschriften für die Konstruktion von Installationsmaterial abgeschlossen. Die Erdstrom-Kommission hatte beabsichtigt, ihre bisherigen Leitsätze in Vorschriften umzuformen. Es hat sich jedoch gezeigt, daß es noch nicht an der Zeit ist, dies zu tun, und die Kommission hat sich daher darauf beschränkt, ihre Leitsätze einer gründlichen Revision zu unterziehen und erst experimentelle Untersuchungen anzustellen, bevor sie zur Umgestaltung der Leitsätze in Vorschriften übergeht. Die Wegegesetz-Kommission hat, nachdem die dem Verband angegliederten Vereine sich zu dem vorjährigen Entwurf zum Teil in außerordentlich eingehender Weise geäußert haben, nun die Wünsche formuliert, welche vom Verbande aus der Regierung unterbreitet werden sollen. Die Maschinen-Normalien-Kommission legte dem Verbandstag normale Anschlußbedingungen von Motoren an öffentliche Elektrizitätswerke vor, die im Einverständnis mit der Vereinigung der Elektrizitätswerke hergestellt worden sind. Von der Draht- und Kabelkommission war eine neue Fassung der Normalien für Leitungen und Kupfernormalien ausgearbeitet worden, sowie Leitsätze für den Schutz elektrischer Anlagen gegen Ueberspannung. Außer den Kommissionsarbeiten hat noch eine Anzahl von weiteren Verhandlungen stattgefunden, und zwar insbesondere mit der kgl. preußischen Regierung bezüglich der Revision der Starkstromanlagen. Auch das kgl. bayerische Staatsministerium des Innern hat eine Besprechung abgehalten, bei welcher der Verband vertreten war. Verhandlungen mit der physikalisch-technischen Reichsanstalt betreffend amtliche Eichung von Elektrizitätszählern werden voraussichtlich im kommenden Jahre unter Mitwirkung einer noch einzusetzenden Kommission zum Abschluß gebracht werden können.

In der zweiten Verbandstags-Versammlung, die im Vortragssaal des Landesgewerbemuseums gehalten wurde, fanden zunächst geschäftliche Verbandsangelegenheiten ihre Erledigung. Zum ersten Vorsitzenden wurde an Stelle von Prof. Dr. Budde-Berlin, dessen Wahlperiode abgelaufen ist, Geh. Rat Prof. Dr. Wilh. Kohlrausch (Hannover) gewählt. Die Einsetzung der Kommissionen für das Jahr 1907 erfolgte in der nämlichen Gliederung wie bisher. Eine Kommission (Zählerkommission) wurde neu eingesetzt. Als Tagungsort für den nächstjährigen Verbandstag wurde Hamburg bestimmt.

Da die eigentliche Arbeit des Verbandes in den verschiedenen Kommissionen besorgt wird, war auch die Zahl der Gegenstände für die Tagesordnung des Verbandstags eine ziemlich beschränkte. Einen Vortrag, dem über den Kreis der eigentlichen Fachleute hinaus Bedeutung und Interesse zukommt, hielt Branddirektor Frhr. v. Moltke (Kiel) über: die Elektrizität im Dienst der Feuerwehr. Der Vortragende gab zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über das Feuerlöschwesen überhaupt und besprach sodann die Feuergefahr durch Elektrizität und die Gefährdung der Löschmannschaften durch Elektrizität. Auch die trefflichst geschulte und ausgerüstete Feuerwehr und auch die beweglichste könne ihre volle Wirksamkeit nicht entfalten, wenn es an Alarm- und Meldevorrichtungen fehle. Auf diesem Gebiet habe nun die Elektrizität Hervorragendes geschaffen. Ueber die Gefahren, denen der Feuerwehrmann durch die Elektrizität ausgesetzt sei, lasse sich wenig sagen, jedenfalls aber weniger, als man nach den Notizen der Tageszeitungen anzunehmen geneigt sei. Die Brandschäden infolge elektrischer Anlagen betrugen nicht einmal 2 Prozent aller Brandfälle, und trotz der großen Ausdehnung der elektrischen Anlagen sei eine Abnahme der durch elektrische Anlagen entstandenen Brandfälle festzustellen. Von Interesse dürfte sein, daß eingehende Versuche ergeben haben, daß der Feuerwehrmann, welcher gegen eine hochgespannte Leitung spritzt, unter Umständen gefährdet werden kann. Die sorgfältig ausgearbeiteten Vorschriften der Feuerwehren hinsichtlich der Behandlung von Personen, die vom elektrischen Strom beschädigt sind, kommen äußerst selten zur Anwendung. Zum Schluß betonte der Vortragende, daß er auf Grund feststehender statistisch erwiesener Tatsachen wie auch auf Grund eigener Erfahrungen feststellen könne, daß bei vorschriftsmäßig ausgeführten elektrischen Anlagen keine außergewöhnliche Gefahr vorhanden sei und auch kein Grund vorliege, eine außergewöhnliche Polizeiaufsicht bei elektrischen Anlagen einzuführen.

Es folgte dann ein Vortrag von Fr. Lux (Ludwigshafen) über einen Apparat zur Aufzeichnung der Umlaufsgeschwindigkeit und Ungleichförmigkeit von Maschinen. Das Bedürfnis nach einem Apparat, führte der Vortragende aus, der die Schwankungen der Umlaufsgeschwindigkeit oder der Umdrehungszahl von Maschinen während eines größeren Zeitraums oder während einer einzigen Umdrehung selbsttätig aufzeichnet, ist in der Technik allgemein. Auf die Erfindung solcher Apparate sind schon mehrfach größere Geldpreise ausgesetzt worden. Der Vortragende hat den Frahmschen Geschwindigkeits- oder Frequenzmesser zur Selbstregistrierung eingerichtet, indem er damit eine rotierende photographische Walze verbindet. Nach Angabe des Vortragenden kann mit dessen Apparat der Ungleichförmigkeitsgrad bis auf plus oder minus 10 Prozent genau abgelesen werden. Der Frahmsche Apparat besteht, ähnlich einem Kamm, aus einer Anzahl verschieden langer federnder Zinken, die durch rhythmische Erschütterungen zum Schwingen gebracht werden, so zwar, daß ein Zinken nur auf einem ganz bestimmten Rhythmus bezw. eine ganz bestimmte Frequenz von Erschütterungen anspricht. Gerät ein bestimmter Zinken in Schwingung, so zeigt er damit eine bestimmte Frequenz oder Umdrehungszahl an. Im Ruhestand verschließt nun jeder Zinken eine sehr enge Bohrung an einem geschlossenen Gehäuse, in dem die lichtempfindliche Walze gleichmäßig umläuft. Sobald der Zinken schwingt, wird die Bohrung frei und es fällt ein Lichtstrahl auf die lichtempfindliche Schicht. In dieser Form wird der Apparat zur Aufzeichnung der Umlaufgeschwindigkeit benutzt. Zum Aufzeichnen der Ungleichförmigkeit einer einzigen Umdrehung wird die Walze von der Maschinenwelle aus selbst bewegt und auf ihr in gleichen Zwischenräumen Lichteindrücke hervorgerufen, aus deren ungleichen Abständen auf die Ungleichförmigkeit geschlossen wird.

Den letzten Vortrag hielt Ingenieur Humann (Mühlheim-Ruhr) über: Die Materialkonstanten zur Berechnung der Kabel auf Erwärmung. Wie der Vortragende darlegte, ist zwar der Erwärmungsvorgang in Kabeln, die zu elektrischer Kraftübertragung dienen, wissenschaftlich erklärt und läßt sich auch in mathematische Formel kleiden, aber es fehlte bisher noch an genauerer Kenntnis der vom Material abhängigen Zahlengrößen, die eine praktische Anwendung dieser Formel ermöglichen. Der Vortragende und Prof. Teichmüller (Karlsruhe) haben Versuche zur Bestimmung dieser Zahlengrößen angestellt, wodurch die Kabel auch mit Rücksicht auf Erwärmung in ähnlichem Sinn der Berechnung zugänglich gemacht worden sind wie andere technische Erzeugnisse. Die interessanten Ergebnisse dieser Versuche sollen in Fachzeitschriften veröffentlicht werden.

Ein überaus belebter Festabend, der am Samstag, den 26. Mai, im Festsaal der Liederhalle bei zahlreicher Beteiligung stattfand, schloß die Tagung.

Bücher und Zeitschriften.

Das klassische Ideal. Reden und Aufsätze von Ernst und August Horneffer. Verlag Julius Zeitler, Leipzig 1906.

Zu Unrecht steht Ernst Horneffers Name voran: obwohl er manche beachtenswerte Seite geschrieben, hält er doch den Vergleich mit seinem Bruder August in keiner Weise aus. Nur von letzterem soll hier die Rede sein. August Horneffer vereinigt in sich Eigenschaften, von denen jede einzelne heute leider zu den Seltenheiten gehört: Gediegenheit des Wissens, Urteilsschärfe, vornehme Vorurteilsfreiheit, feines Stilgefühl und vor allem eine prägnante Gelassenheit im Denken sowohl als in der Art des Ausdrucks, welche bei einem modernen Schriftsteller — wenn man bedenkt, daß heute kaum jemand ohne große Gebärden selbst Gemeinplätze vorzubringen wagt —, geradezu überraschend wirkt. Nach langer Zeit wiederum einer, der so viel Meisterschaft besitzt, daß er sein Können als selbstverständlich hinnimmt, nicht seinem Erstaunen über jeden guten Einfall durch stilistische Gesten ein

beharrendes Denkmal setzen zu müssen meint; der so einfach und klar schreibt, daß man sich die Formfrage zunächst gar nicht stellt und erst bei genauerem Studium merkt, wie enorm viel Kunst jene Schlichtheit beherbergt. Man denke an die Person Julius Cäsars. Ich stehe nicht an, August Horneffer als wirklich bedeutenden Schriftsteller zu bezeichnen, und heiße ihn doppelt willkommen als einen, der ganz wenigen, der dem ziellosen Romantisieren der Gegenwart ein erstrebenswertes und erlösendes Ziel — das klassische Ideal — durch sein Beispiel zu weisen fähig ist. — Eines der besten Kapitel ist das über die deutsche Musik; über Bach (S. 26 ff.) kenne ich nichts Besseres und Tieferes. Horneffers Betrachtungen über die deutsche Prosa sollte jeder Schriftsteller sorgfältig studieren. Die weiteren Kapitel offenbaren tiefes, lebendiges Verständnis des antiken Geistes; er redet nie über Zeitgenossen und seinesgleichen. Der letzte Abschnitt, der die modernen Willenskrankheiten zum Thema hat, offenbart endlich den scharfblickenden Psychologen, der wirklich zu beobachten und das Beobachtete sicher zu beurteilen weiß. Hier sehen wir denselben Geist am Werke, der uns kürzlich die beste bisher veröffentlichte psychologische Studie über Nietzsche geschenkt hat. (August Horneffer: Nietzsche als Moralist und Schriftsteller, Diederichs, Jena 1906).

H. v. Keyserling.

Die Geschichte Jesu, erzählt von D. P. W. Schmidt, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Basel. Mit einer Geschichtstabelle. Volksausgabe. Tübingen. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1906. 179 S.

Mit vollem Recht hat man jüngst diese Geschichte Jesu als „ein literarisches Kunstwerk, wie die Theologie der letzten Jahrzehnte deren wenig aufzuweisen hat“, bezeichnet, und wir müssen daher dem Verlag herzlich dankbar sein, daß er sich entschlossen hat, diese billige Volksausgabe zu veranstalten. In dem prächtigen ersten Kapitel schildert der Verfasser „das Elend“ der Zeit (Armut, Krankheit, innere Zerklüftung), in das Jesus von Nazara als Messias hineintrat und das den Boden seiner Wirksamkeit bildete. Der weitere Verlauf des Lebens Jesu wird im großen und ganzen nach dem Markus-Evangelium erzählt. Die Darstellung ist zuweilen von hinreißender Kraft und Schönheit und dabei von bewundernswerter Prägnanz und Klarheit. Hier haben wir in der Tat ein allgemein verständliches Leben Jesu, das auf jeden Leser tiefen Eindruck machen muß. Und darum ist gerade diesem Leben Jesu die weiteste Verbreitung zu wünschen. Gute Dienste tut auch die beigefügte Tabelle über die literarische und politische Bewegung in Palästina von 621 bis zur christlichen Aera von Professor D. K. Martin.

Allgemeine Rundschau.

Die Fliege auf der Wage.

Auf die vor mehreren Wochen in der Physikalischen Zeitschrift gestellte, in Nr. 79 dieser Beilage auch deren Leserkreis unterbreitete wissenschaftliche Frage nach dem Einfluß einer in einem offenen oder geschlossenen Gefäße sitzenden oder schwebenden Fliege auf das Gewicht des Gefäßes sind bei der Redaktion der Beilage zwei Antworten eingegangen (s. d. Beil., Nr. 81, 85), welche — zusammengenommen — eine im allgemeinen zwar richtige, keineswegs aber erschöpfende Lösung des Problems ergeben. Der Verfasser der ersten Beantwortung äußert die Ansicht, daß die sitzende Fliege im offenen und geschlossenen, die schwebende dagegen nur im geschlossenen Gefäß die Stellung der Wage beeinflußt, wogegen der Verfasser der zweiten Zuschrift dafür eintritt, daß die schwebende Fliege auch im offenen Gefäß die Wage belastet. In ihrer letzterschienenen Nummer bringt die Physikalische Zeitschrift nunmehr gleichfalls zwei Beantwortungen der vorliegenden Frage. Daß die sitzende Fliege im offenen wie im geschlossenen Gefäß mit ihrem vollen Gewicht zur Geltung kommt, ist wohl selbstverständlich. Bezüglich der schwebenden Fliege im geschlossenen oder offenen Gefäß liegt dagegen die Sache weniger einfach. Professor Gans in Tübingen, der das erstere Problem aus den Grundgleichungen der Hydrodynamik beantwortet, kommt zu dem Schluß, daß die Wage, nachdem die Fliege aufgeflogen und die dadurch gestörte Wage wieder zur Ruhe gekommen ist, wieder genau so einspielen wird, wie vorher. Dementgegen sind nach Prof. Kaufmann (Bonn) hier zwei Fälle zu unterscheiden, nämlich: a) Die schwebende Fliege hält sich der um die Ruhelage schwingenden Wage gegenüber durch geeignete Regulierung ihrer Flugbewegung in absolut konstanter Höhe — dann übt sie keinen Einfluß auf die Wage aus; b) die schwebende Fliege behält innerhalb des Gefäßes, also auch gegenüber der Wage, stets die gleiche Lage, sie macht mit anderen Worten die Schwingungen selber mit — dann wirkt sie mit ihrem vollen Gewicht. Bezüglich der schwebenden Fliege in einem offenen Gefäße ist das Problem, wie sowohl Prof. Gans, als auch Prof. Kaufmann, betont, gänzlich unbestimmt. Prof. Kaufmann äußert sich in dieser Beziehung wie folgt: „Ist dagegen das Gefäß offen, so hängt alles davon ab, ob die von der Fliege erzeugten Strömungen und Druckänderungen der Luft sich merklich bis an die Gefäßöffnung erstrecken oder nicht; im letzten Falle ist alles wie beim geschlossenen Gefäß, im ersten dagegen erhalten wir ein wohl kaum mehr berechenbares Problem der Dynamik reibender Gase.“ — Ein ergötzlicher Zufall — die Redaktion der Physikalischen Zeitschrift bezeichnet ihn sogar als „teuflische Bosheit“ — fügte es übrigens, daß die vorliegende Frage in der am 1. April erschienenen Nummer der soeben erwähnten Zeitschrift zum Abdruck gelangte, so daß viele Leser derselben die Anfrage als einen Aprilscherz auffaßten. Von dieser Auffassung ausgehend, sandte ein Mitarbeiter der Redaktion der genannten Zeitschrift die folgende, höchst belustigende Lösung ein, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten: „Selbstverständlich kann ein Einfluß der Fliege auftreten, und zwar dann, wenn es sich um eine „Mouche volante“ handelt. Ist s das spezifische Gewicht der Fliege, s' das des absoluten Alkohols und T die Temperatur des Beobachters (absolut), so ist das scheinbare Gewicht des Gefäßes zu multiplizieren mit $(1-\frac{s}{s'}T)$“.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Von der Deutschen Goethe-Gesellschaft.** Außer der Amtsniederlegung Geheimrat Dr. Rulands als erster Präsident der Deutschen Goethe-Gesellschaft wird eine weitere Veränderung im Personalbestand dieser Gesellschaft insofern eintreten, als auch Geheimer Hofrat Paul v. Bojanowski (Weimar), Vorstand der großherzoglichen Bibliotheksverwaltung, sein Ehrenamt als Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses niederlegen wird bezw. niedergelegt hat. Die Geschäfte des Herrn v. Bojanowski, dessen Rücktritt, mit seinem hohen Alter begründet, allgemein bedauert wird, führt Ministerialdirektor Dr. jur. K. Rebe (Weimar), der zweifellos auch der definitive Nachfolger von Bojanowskis werden wird.

Bü. **Ausgrabungen in Thessalien bei Halmyros.** Die holländischen Gelehrten Wilh. Vollgraff und E. Leopold wollten unter Aufsicht der Regierungsbeamten Masella und N. Jannópulos mit Mitteln der französischen archäologischen Schule zu Athen an der Ringmauer der Akropolis von Thebai Phthiotides (bei Aketsi) ausgraben. Der Besitzer des Terrains jedoch, Tópalis aus Rumänien, gab die Erlaubnis dazu nicht. Dagegen fanden die Gelehrten auf einem Hügel Terellion zwischen Aketsi und Halmyros in zwei Schichten übereinander Gefäße aus historisch-prähistorischer Zeit. Die Funde ähneln denen, die Tsúntas 1905 bei Magúla Tsangliu bei Halmyros gemacht hat. Bei diesem Magúla vermutete Jannópulos Reste des Tempels des Zeus Laphystios.

C. L. **Ein Corneille-Denkmal.** Aus Paris wird uns geschrieben: Pierre Corneille hat zu seinem 300. Geburtstag ein Pariser Denkmal erhalten; es kommt nicht zu früh. Gewissermaßen als Pendant zum Monument J. J. Rousseaus erhebt sich die von Allouard geschaffene Statue Corneilles zu Seiten des Pantheons; der Dichter steht aufrecht, das Haupt sinnend geneigt, den Mantel etwas theatralisch raffend. Eine weibliche Gestalt, die Tragödie, zu der Madame Segond-Weber von der Comédie Française Modell gestanden, reicht enthusiastisch den Lorbeer hinauf. Der deutsche und der italienische Botschafter, Fürst Radolin und Graf Tornielli, waren erschienen, desgleichen Mad. Pauline Deraine-Corneille, die letzte Nachkommin des Dichters. Als die Hülle von der Bronze gefallen war, hielt Camille Le Senne, Präsident des Komitees, eine Rede, der Ansprachen Faguets namens der Académie, Silvains namens der Comédie Française, Victor Marguerittes namens der Schriftstellergesellschaft, Dujardin-Beaumetz namens der Regierung usw. folgten. Schließlich donnerte Mounet-Sully ein schönes, preisgekröntes Festgedicht über die Versammlung weg; in der Comédie wird er eine ganze Woche lang weiter der Ehre des Klassikers Tribut zollen; man wird ihn in der Corneille-Woche in allen Tragödien des Unsterblichen bewundern.

t. **Die kalifornischen Universitäten,** von denen im Anschluß an das Erdbeben von San Francisco in den letzten Wochen mehr als sonst gesprochen worden ist, erfahren eine Schilderung im letzten Heft der Wochenschrift Science. Die Le-

land Stanford Junior University, die von dem Eisenbahnkönig Stanford zum Andenken an seinen frühverstorbenen Sohn gestiftet und in Palo Alto, südlich von San Francisco, errichtet wurde, ist nach dem jetzt veröffentlichten offiziellen Bericht bei dem Erdbeben sehr gut weggekommen, nachdem es zuerst geheißen hatte, daß nur Trümmerhaufen von ihren Gebäuden übrig geblieben wären. Auch in diesem schlimmsten Falle freilich wäre die Universität nicht vernichtet gewesen, da ihr Leben nicht gleichbedeutend mit dem Bestand des stofflichen Aeußeren ist. Die Science sagt sogar, es wäre vielleicht ganz lehrreich gewesen, wenn die Gebäude der Universität, obgleich sie einen Wert von vielen Millionen darstellen mögen und in ihrer Bauart auch ohne Zweifel einen guten Geschmack beweisen, tatsächlich durch ein solches Naturereignis zerstört worden wären, weil dann einmal der Beweis vor aller Welt zu führen gewesen wäre, wie eine tüchtige Hochschule sich ihr geistiges Leben auch durch eine so einschneidende Katastrophe nicht rauben läßt. Gerade diese Universität sei das, was sie ist, nicht durch die Gnade des Geldsacks von Leland Stanford, sondern durch die Tüchtigkeit großer und kühner Geister, die sich mit der vollsten Hingabe den hohen Zielen der Wissenschaft und ihrer Organisation an dieser Stelle gewidmet haben. Die Universität wurde seinerzeit mit einer Ausstattung von 30 Millionen Dollars oder 120 Millionen Mark versehen und erhielt ein Grundstück von über 4000 Hektar, von dem aus man nach San Francisco bis in den Ozean hinüberschauen kann, sicher ein glänzendes Patengeschenk. Der eigentliche Schöpfer der Universität ist aber doch ihr erster und einziger Präsident namens Jordan gewesen. Auch die Staatsuniversität in Californien hat sich in letzter Zeit in dem Wert ihrer wissenschaftlichen Bedeutung erfreulich entwickelt, außerdem hat die Frau Phoebe Hearst mit Schenkungen von fabelhafter Höhe das Hochschulwesen in Californien unterstützt, das so eine Blüte genommen hat, die durch eine bloße Zerstörung von Gebäuden durch ein Erdbeben nicht ruiniert werden kann.

* **Im Ballon nach dem Nordpol.** Bekanntlich will ein Amerikaner den Versuch Andrés, im Ballon nach dem Nordpol zu gelangen, wiederholen. Ueber die näheren Einzelheiten berichtet das Berliner Tageblatt: In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften stellte Professor Janssen den Amerikaner Wellman vor, der im Auftrage des Chicago Record Herald eine Ballonfahrt von Spitzbergen nach dem Nordpol unternehmen will. Wellman läßt gegenwärtig in Paris bei dem Ingenieur Godard ein lenkbares Luftschiff bauen, das in vieler Beziehung an das Luftschiff Lebaudys erinnert. Wellman begibt sich im August nach Spitzbergen, um dort zunächst Versuchsfahrten zu unternehmen. Er will in seinem Luftschiff Lebensmittel für 75 Tage und ein Automobilschlittenboot mitführen und durch drahtlose Telegraphie beständig mit Spitzbergen in Verbindung bleiben.

H. **Die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde** hielt ihre 11. Jahresversammlung am 27. Mai in Sarnen. Nach einleitenden Worten des Vorsitzenden Professors Dr. John Meier, des Germanisten der Baseler Universität, sprachen Dr. Ettli (Sarnen) über die Trachten von Unterwalden und Dr. Dürrer über das Obwalder Haus. Die nächste Jahresversammlung findet in Lausanne statt.

H. **Todesfall.** In Zollikon starb am 27. Mai nach längerer Krankheit im Alter von 61 Jahren Dr. Heinrich Brupbacher, einer der ersten Mitarbeiter des Schweizerischen Idiotikons.

Hochschulnachrichten.

H. **Straßburg.** Der Direktor der Psychiatrischen Klinik an der Universität Freiburg i. B., Professor Dr. Hoche, erhielt einen Ruf an die hiesige Universität.

hc. **Berlin.** Dem Privatdozenten für Psychiatrie und Nervenkrankheiten an der hiesigen Universität und klinischen Assistenten bei Prof. Ziehen an der Klinik für psychische und Nervenkrankheiten im Charité-Krankenhause Dr. med. Wilhelm Seiffer ist der Professortitel verliehen worden.

hc. **Greifswald.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als Universitätsprofessor kann dieser Tage der Ordinarius für Geographie an der hiesigen Universität Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. phil. Rudolf Credner zurückblicken.

* **Aus England.** Der Frankfurter Zeitung wird aus London geschrieben: Die englischen Universitäten hatten immer noch fest an ihrem obligatorischen Griechisch. Der Senat der Universität Cambridge hatte am 26. d. M. über einen Vorschlag zu entscheiden, wonach Studierenden der Naturwissenschaften gestattet werden sollte, für das „Bachelor of Arts“-Examen an Stelle des Griechischen das Lateinische zu wählen. Mit 747 gegen 241 Stimmen wurde der Vorschlag aber abgelehnt. Die Geistlichkeit besteht darauf, daß ein Student das Neue Testament auch griechisch lesen müsse.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bertha v. Suttner: Randglossen zur Zeitgeschichte. Das Jahr 1905. Kattowitz i. Schl. Karl Siwinna. 62 S.
Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, herausgeg. von der Württ. Kommission für Landesgeschichte. 15. Jahrg. 1906. Heft 2. Stuttgart 1906. W. Kohlhammer.
Alexander Ular: Rußlands Wiederaufbau. Berlin 1906. Stuhrsche Buchhandlung. 376 S.
Jones Barton Stay: Ueber den Willen zur Macht. Leipzig. Moritz Ruhl. 50 S.
Josef Pekar: Eine unbekannt gebliebene Abhandlung üb. d. Echtheit Christians. Prag 1905. K. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. 22 S.
Professor Josef Pekar: Die Wenzels- und Ludmila-Legenden und die Echtheit Christians. Prag 1906. Alois Wiesner. 443 S.
Conrad Höfer: Beiträge zu einer Geschichte des Koburger Buchdrucks im 16. Jahrhundert. Koburg 1906. E. Riemann jun. 44 S.
Dr Karl Voll: Die altniederländische Malerei von J. van Eyck bis Memling. Textband von 328 Seiten in Groß-Oktav und Tafelwerk von 57 ganzseitigen Bildern. Leipzig. Poeschel u. Kippenberg.
D. Aug. Kind: Rom oder das Evangelium. Heidelberg. Evangelischer Verlag G. m. b. H. 52 S.
D. Furrer-Zürich: Das Christentum die einzige Weltreligion. (Vortrag.) Ebenda. 16 S.
Eduard v. Hartmann: Das Problem des Lebens. Bad Sachsa i. Harz 1906. Herm. Haacke. 440 S.
Volker vom Knittelfeld: Gedichte aller Art. Leipzig-Berlin 1905. Modernes Verlagsbureau. Kurt Wigand. 202 Seiten.
Hans Wehberg: Wir beide. (Eine Dichtung.) Ebenda 1906. 38 S.
Karl Rehbein: Gedichte eines jungen Mannes. Ebenda 1906. 35 S.
O. Keilhauer: Zu spät. (Drama.) Ebendo 1906. 38 S.
Max Onsa: Simplicia. (Sechs gemeinverständlich-philosophische Skizzen.) Ebendo 1906. 73 S.
Wilh. Eichbaum-Lange: Leise! Ebenda 1906. 171 S.
Walter Rodlo: Held und Heldin. (Improvisation.) Ebda. 1906. 79 S.
Martin Unterweger: Der Fels der Einsamkeit oder Ein Blick ins Unendliche. Ebenda 1906. 146 S.
Otto Hild: Ich suche . . . (Gedichte.) Ebenda 1906. 110 S.
Hans Meyer Krafft: „Gut Deutsch“. (Drei Erzählungen.) Ebenda 1906. 83 S.
Fedor v. Zobeltitz: Aus den Papieren der Familie von Schleinitz. Berlin 1906. Eduard Trewendt. 407 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, Münch

Jahrgang 1906. München, Freitag, 1. Juni. Nummer 126.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur
Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Wertzuwachssteuer im Lichte der theoretischen und praktischen Steuerlehre.

Von Dr. Robert Brunhuber.

Ich freue mich, daß wieder einmal der theoretischen Volkswirtschaftslehre, insonderheit der theoretischen Finanzwissenschaft, eine eklatante Genugtuung zuteil geworden ist. Wie es immer zu geschehen pflegt, hatte die jüngere nationalökonomische Richtung der Historiker und Empiriker, in frohem Besitz ihrer zweifellosen Errungenschaft auf dem Gebiete der Methodologie der Wirtschaftsforschung, etwas verächtlich auf die „veraltete“ theoretische Nationalökonomie geblickt, der man auch vielfach nicht allein den zeitlich, sondern sogar den an innerem Werte nachstehenden Rang anweisen zu dürfen glaubte. Die Ungerechtigkeit und Unrichtigkeit dieses Vorgehens wurde zwar von allen Einsichtigen sehr bald erkannt und auf das entschiedenste zurückgewiesen, aber es blieb doch immer ein gewisses Vorurteil übrig, das noch dadurch genährt wurde, daß die neuere Methode nun besonders oft angewandt wurde und deshalb viele Erfolge zeitigte, während die theoretische Forschungsweise nach ihrer langen Benutzung erschöpft schien. Und doch stehen sich beide Forschungsarten zum wenigsten als ebenbürtig gegenüber. Die eine hat keinen Vorrang vor der andern und macht die andere nicht überflüssig, sondern beide ergänzen sich, und erst in ihrer systematischen Vereinigung wird die Wirtschaftsforschung die höchsten Ergebnisse erreichen können.

Wenn bei dieser Sachlage, die auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse bei weitem günstiger für die empirische Methode liegt, hier und da die theoretische Nationalökonomie eine offensichtliche Rehabilitation erlebt, dann darf ich diesen Erfolg um so stärker empfinden, wenn er nicht durch eine eigene Arbeit, sondern im Gegensatz zu einer solchen errungen wurde. Einen derartigen glänzenden Erfolg hat in den letzten zwanzig Jahren die theoretische Finanzwissenschaft unzweifelhaft bei dem Problem der Wertzuwachssteuer zu verzeichnen. Dieser meines Erachtens für die ganze Zukunft unserer Steuerentwicklung eminent bedeutungsvolle Gedanke ist freischöpferisch von der theoretischen Methode aprioristisch aufgestellt worden, hat sich dann bei einzelnen scheuen Versuchen im Prinzip bewährt und steht heute auf dem Punkte, daß es sich allerorten regt und wegt, um diese in dem Geiste eines Forschers ausgesponnenen Ideen in das praktische Leben moderner Steuerordnungen überzuführen. Schlagender kann die theoretische Nationalökonomie ihre Existenzberechtigung nicht nachweisen, und man könnte nur wünschen, daß recht viele solcher „theoretischen Luftgebilde“ im Hirne eines Professors ausgeheckt werden, damit sie sich später ebenso gut wie dieses in der Praxis bewähren.

Adolf Wagner ist es gewesen, der seit dem Jahre 1872 unablässig auf die Bedeutung der Konjunkturgewinnbesteuerung hingewiesen hat. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten wie in den von ihm verlangten Gutachten für die Praxis hat er stets den Kern dieses bedeutsamen Steuerproblems herausgeschält und als eine Forderung der modernen Steuerentwicklung hingestellt. Als er dann begann, sein in unzähligen Einzelarbeiten zerstreutes Lebenswerk in die Form eines geschlossenen Systems, seine „Finanzwissenschaft“, zu gießen, da war es auch hierin wieder die Konjunkturgewinnbesteuerung, die eine vor allen anderen Finanzlehrbüchern ausgezeichnete eingehende Darstellung erfuhr. Im zweiten Teile seiner als 4. Hauptabteilung des Lehr- und Handbuchs der politischen Oekonomie erschienenen Finanzwissenschaft (2. Auflage) behandelt Adolf Wagner im fünften Buche die allgemeine Steuerlehre. In dem vierten Kapitel, das dem Steuersystem und den Hauptarten der Steuern gewidmet ist, findet sich ein besonderer, der dritte Abschnitt, der „die Besteuerung des Erwerbs durch Anfall und durch Wertzuwachs ohne eigene persönliche, wirtschaftliche Leistung“ behandelt. Als Arten führt Wagner die Spiel-, Konjunkturgewinn- und Erbschaftsbesteuerung an. Die Begründung für die Lehre einer Konjunkturgewinnbesteuerung liegt in der besonders von Lassalle aufgestellten Lehre von der Konjunktur, also einer Frucht des wissenschaftlichen Sozialismus, die das Recht hat, in die allgemeinen Lehren der Volkswirtschaftslehre aufgenommen zu werden. „Jede Einzelwirtschaft“, so rekapituliert Wagner an der genannten Stelle aus seiner Grundlegung (Band 1 des Lehrbuches), „führt ein zweiseitiges Leben, d. h. sie wirkt zweckbewußt auf die Außenwelt ein, und sie unterliegt unabhängig von ihrem Willen, Tun und Lassen den Einwirkungen der Außenwelt. Dies gilt speziell für den Erwerb der Einzelwirtschaft, und zwar vornehmlich in der privatwirtschaftlichen modernen Volkswirtschaft. Es ist daher,“ so macht Wagner die Nutzanwendung für seine Steuerlehre, „gerade auch für den Zweck volkswirtschaftlich richtiger, vollständiger und gerechter Erwerbsbesteuerung immer schärfer zu unterscheiden zwischen demjenigen Erwerb einer Einzelwirtschaft, welcher auf bestimmte, doch wenigstens mehr oder weniger als „Arbeitsleistungen“ zu qualifizierende Tätigkeit dieser Wirtschaft . . . zurückzuführen ist, und demjenigen Erwerb, welcher ihr ganz oder jedenfalls größtenteils unabhängig hiervon durch allgemeine Ursachen oder Vorgänge nach der Gestaltung der allgemeinen wirt-

schaftlichen Rechtsordnung, namentlich der Eigentums- und Erbrechtsordnung, zufällt. Dieser Erwerb läßt sich ökonomisch näher als Erwerb durch Anfall oder durch Wertzuwachs ganz oder doch wesentlich ohne persönliche wirtschaftliche Leistung des Erwerbers bezeichnen. Dieser Erwerb ist nun ein Objekt, das zum Zweck der volkswirtschaftlich richtigen und der gerechten Steuerverteilung bei dem Erwerber besteuert werden muß. Die tiefere Begründung einer Besteuerung des Erwerbs durch Wertzuwachs liegt in dem schon angedeuteten Verhältnis des Individuums und der Einzelwirtschaft zur Volkswirtschaft." Mit Recht sagt Wagner, daß sich der Charakter des Konjunkturgewinns nicht irgend wesentlich dadurch ändert, daß dieser Gewinn öfters absichtlich (spekulativ) erstrebt wird.

Die Besteuerung kann alle Fälle in ihren Bereich ziehen, in denen Konjunkturgewinne zu verzeichnen sind: Differenzgeschäfte, Kurssteigerungen von Wertpapieren, Mobiliarkreditgeschäfte, Fonds- und Warenbörsengeschäfte u. s. w. Ganz vor allem aber hat sie vorab ihr Augenmerk zu richten auf den durch die *Wertsteigerung des Grund und Bodens erzielten Gewinn.* Um auf die scharfe Konsequenz zu verweisen, mit der Wagner zu dieser Endforderung seiner These vordringt, nehme ich eine Stelle aus einem Vortrage, den er im Jahre 1904 in der Gesellschaft für soziale Reform in Berlin gehalten hat, wo es in bezug auf die vom Grund und Boden erhobene Konjunkturgewinnbesteuerung folgendermaßen heißt: „Nur muß gegen die bisherige Form der Grundbesitzwechselabgabe manches geltend gemacht werden. Wir haben ja bei uns (in Berlin) für den Staat 1 Proz., für die Gemeinde 1 Proz., in Summa 2 Proz. Besitzwechselabgabe, aber sie wird von dem ganzen Kapitalwert eines Grundstücks berechnet, das ist meines Erachtens das Bedenkliche. Es wäre da, ich glaube, gerade steuertechnisch gewiß mit einigen Schwierigkeiten verbunden, aber keineswegs mit besonders großen, vielmehr so zu unterscheiden: ein gewisser Teil des früheren Werts ist beim neuen Verkauf noch vorhanden, ein anderer Teil des Werts ist gestiegener Kapitalwert wegen neuer Kapitalinvestitionen seit dem früheren Besitzwechsel, ein dritter Teil ist das, was ich als Theoretiker „Konjunkturgewinn" nenne. Diesen gilt es zur Besteuerung heranzuziehen, und da, meine ich, kann man im Steuersatz nicht hoch genug gehen. Dann erhielten wir einen richtigen Vorteil für die Gemeinschaft. So muß die Besitzwechselabgabe eingerichtet werden." Diese differenzierte, progressive Umsatzsteuer mit stärkerer Heranziehung des Konjunkturgewinns, von der hier Adolf Wagner so ganz theoretisch spricht, ist nichts anderes als die *Wertzuwachssteuer*, die seit jener Zeit bereits an verschiedenen Stellen praktisch verwirklicht worden ist.

Auf diesen theoretischen Forschungen fußend, machte sich zunächst Adickes, der durch seine Initiative auf sozialem Gebiete rühmlichst bekannte Oberbürgermeister von Frankfurt a. M., daran, von seinem praktischen Standpunkte aus dem Problem in einer wissenschaftlichen Untersuchung näher zu kommen, die er als „Studien über die weitere Entwicklung des Gemeindesteuerwesens" im Jahre 1894 in Tübingen herausgab. Aber schon hatte die praktische Entwicklung die theoretischen Erörterungen überholt. Die verwandten Versuche, die man in Bremen im Jahre 1873 mit einer höheren Besteuerung von Grundstücken, die aus der ländlichen Benutzung in städtische Baustellen übergingen, sowie in Preußen mit der im § 27 des Kommunalabgabengesetzes vorgesehenen Bauplatzsteuer gemacht hatte, hatten zwar keinen sonderlichen Erfolg. Wohl aber weist das aufstrebende Schutzgebiet Kiau-tschou seit dem Jahre 1898 eine vollkommen ausgebildete Wertzuwachssteuer auf, und seitdem im Jahre 1904 auch die Kommune Frankfurt mit einer Wertzuwachssteuer diesen Weg beschritten hat, sind zahlreiche andere Kommunen ihr gefolgt, so Köln, Gelsenkirchen, Dortmund, Essen. Aber auch sonstige Verwaltungseinheiten will sich dieses neue Steuerproblem erobern, und schon sind in Baden, Bayern und Sachsen Anträge und Entwürfe vorhanden, die die Wertzuwachssteuer als Landesgesetz stabilieren wollen, und das preußische Abgeordnetenhaus hat vor wenigen Wochen ein Gesetz verabschiedet, durch das die Wertzuwachssteuer für die Kreisbesteuerung zugelassen wird.

Dieser bemerkenswerte Siegeszug, den das Problem der Wertzuwachssteuer durch die Praxis zurzeit unternimmt, er wäre nicht möglich gewesen, wenn diesem Problem die theoretische Steuerlehre nicht die Wege geebnet hätte, wenn Theoretiker mit weitem Blick nicht aus den Prinzipien ihrer Forschungsmethode freischaffend die Linien der Zukunft erschaut und der Praxis die Richtung gewiesen hätten, die sie einschlagen sollte. Deshalb nannte ich es eine eklatante Genugtuung, die der theoretischen Volkswirtschafts- und Steuerlehre zuteil geworden ist. Sie ist die unmittelbare Veranlassung dazu gewesen, daß in der Tat die Praxis jene Wege erkannt hat, auf denen sie wandern konnte und gewandert ist. Aber nunmehr ist die Sachlage doch derartig verändert, daß die Praxis wiederum die Theorie um ein beträchtliches Stück überholt hat, daß sich aus den praktischen Bedürfnissen heraus Steuerordnungen und damit „Steuerprobleme" herausgebildet haben, die die Theorie selbst noch nicht erkannt hatte. Und auch die Steuerformen der Praxis, die sich eng an die Theorie angeschlossen haben, zeigen unter sich so interessante Verschiedenheiten, daß es in der Tat Zeit ist, nunmehr, nachdem die theoretische Steuerlehre ihren Zweck vollkommen und mit bestem Gelingen erreicht hat, auch wieder die Gebilde der Praxis zu einer systematischen Uebersicht zusammenzuschließen.

Von der gerade entgegengesetzten Seite wie Adolf Wagner bin ich deshalb in einer soeben bei Gustav Fischer in Jena erschienenen Studie, betitelt „*Die Wertzuwachssteuer. Zur Praxis und Theorie. Jena 1906*", an das Problem herangegangen. Diese Abhandlung sucht auf Grund der neueren wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsmethode, der exakten Detailforschung, durch eine positive Darstellung und durch eine kritische Untersuchung der praktisch vorhandenen Steuerordnungen zu einem neuen Ergebnis zu gelangen, das ich als induktive Systematik der Wertzuwachssteuer bezeichnen möchte. Die frühere Methode suchte auf apriorischem, die jetzt eingeschlagene auf empirischem Wege ihr Ziel zu erreichen. Dieser neue Weg läßt uns auch neue Ergebnisse der Untersuchung erhoffen. Wie jede exakte Spezialforschung von einem allgemeinen Gesichtspunkt ausgehen muß, so muß sie auch zu den Höhen des Gegenstandes als Problem zurückkehren. Bei unserem Gegenstande schloß sich dieser Aufstieg mühelos an, indem ich in den Schlußkapiteln den Versuch machte, aus den geschilderten Einzelerscheinungen den *Typus*, das *Problem*, zu erfassen. Zwar sagt Oberbürgermeister Adickes in einem Aufsatz in Nr. 5 des Jahrgangs 1906 der Deutschen Juristenzeitung, daß eine an sich sehr interessante Vergleichung der verschiedenen Wertzuwachssteuerordnungen mit vollem Erfolg erst dann unternommen werden könnte, wenn die Erfahrungen einer längeren Zeit vorliegen. Obwohl ich diesen Mangel zugebe, habe ich trotzdem geglaubt, mit den gegenwärtigen Mitteln den Versuch unternehmen zu sollen, und die mit dieser neuen Methode gewonnenen Resultate, die grundsätzlich von denen Adolf Wagners in wichtigen Punkten verschieden sind, haben meines Erachtens diesem Versuche einiges Recht gegeben.

Schon meine grundsätzliche Einteilung der Konjunkturgewinnbesteuerung als Gesamtproblem unterscheidet sich fundamental von der Adolf Wagners: dieser Theoretiker stößt bei dem Versuche einer Systematik deshalb auf Schwierigkeiten, weil er die Konjunkturgewinnbesteuerung zu generell systematisieren will, statt scharf zwischen den sehr verschiedenen Einzelarten zu unterscheiden. Neben den von ihm als besonders geeignet bezeichneten Besteuerungsformen der *Ertragsbesteuerung* und *Verkehrsbesteuerung* muß er als weiteren selbständigen Fall, da diese Systematisierung nicht ausreicht, noch die Besteuerung des Gewinns hinzufügen, der bei privatem Grundeigentum durch den Uebergang des Bodens aus einer Benutzungskategorie in eine andere, rentablere hervorgeht, ferner noch solche Fälle, in denen eine Realisierung des Gewinns aus irgend welchen Gründen unterblieben ist. Auf Grund der

praktischen Steuerordnungen komme ich vielmehr zu dem Ergebnis, daß die Gliederung in eine direkte und in eine indirekte Wertzuwachssteuer eine theoretisch erschöpfendere Systematik gibt. Während die direkte Wertzuwachssteuer periodisch erhoben wird, knüpft die indirekte Wertzuwachssteuer die Besteuerung an irgend einen Vorgang, sei es an ein Verkehrsrechtsgeschäft, an den Erbgang oder ähnliches an. In einem bisher ziemlich unbeachteten Paragraphen der Kiautschouer Grundsteuerordnung und in einem zur Kölner Wertzuwachssteuerordnung gestellten Antrage weise ich die tatsächlichen Unterlagen für die direkte periodische Wertzuwachssteuer nach.

Alle anderen Steuerordnungen knüpfen die Erhebung an den Vorgang des Umsatzes an und sind deshalb als indirekte Wertzuwachs-Umsatzsteuern zu charakterisieren. Aber auch bei der weiteren genauen Untersuchung zur Gewinnung einer Systematik dieser indirekten Wertzuwachssteuer treten noch eine Reihe neuer Gesichtspunkte zutage. Dahin gehört in erster Linie, daß keineswegs die Kommune zu ihrer Einführung allein die geeignete Stelle ist. Vielmehr haben sich sowohl das Reich wie die verschiedenen Bundesstaaten, wie die Kreise mit dem Problem praktisch beschäftigt; die Bundesstaaten sogar nach verschiedenen Richtungen hin, sowohl so, daß sie selbst an der Steuer teilnehmen sollten, als auch dergestalt, daß sie die Kompetenz der Kreise und der Kommunen für ihre — teils obligatorische, teils fakultative — Einführung erweiterten. Weitere Abschnitte untersuchen, ob allein bebaute oder auch unbebaute, ob nur städtische oder auch ländliche Grundstücke erfaßt werden sollen. Wegen der zahlreichen Verschiedenheiten der praktischen Regelung mußte ich mich weiterhin auf das eingehendste mit der Frage befassen, von welchem Zeitpunkte ab der Wertzuwachs berechnet werden sollte, womit gleichzeitig die Frage gelöst wurde, was nach den bestehenden Steuerordnungen als der zu besteuernde Wertzuwachs angesehen und wie er berechnet wird. Aus dieser Summe von Einzeluntersuchungen baute sich die neue empirische Systematik auf, die als wissenschaftliche Arbeit zunächst zur Klärung des Problems beitragen wollte. Allein der Gegenstand steht so sehr mitten in den Kämpfen der Gegenwart, daß er nicht behandelt werden konnte, ohne einige Seitenblicke auf die Politik in weiterem Sinne zu tun, d. h. auf die Frage, welche Stellung man zu der Einführung der Steuer einnehmen sollte, ob ihre Wirkungen gut oder schlecht und ob ihre Einführung zu befürworten sei. Durch die genaue Prüfung sämtlicher erhobener Einwände komme ich zu dem Ergebnis, daß zwar einige Vorsichtsmaßregeln bei verschiedenen Einzelbestimmungen geboten erscheinen, daß aber die Steuer im Prinzipe die verschiedenartigsten günstigen Wirkungen im Gefolge habe und daß deshalb die Wertzuwachssteuer, falls die unbedingt notwendige allgemeine weitausschauende Bodenpolitik von Staat und Gemeinde hinzutritt, als Einzelglied der zu einer durchgreifenden sozialen Bodenreform notwendigen Kette von Maßnahmen, die von ihrem Teil verlangte Wirkung voll und ganz leisten wird.

Fünf neue Bände der Weimarer Goethe-Briefausgabe.

Besprochen von Ludwig Geiger.

(Schluß.)

In einer Sammlung vertrauter Briefe, selbst wenn sie von einem großen Dichter und Schriftsteller herrühren, ist naturgemäß außer dem Literarischen auch das Persönliche vertreten. Freilich darf man hier nicht völlig unbekannte, besonders wichtige Tatsachen aus Goethes Leben erwarten, aber einzelne sehr merkwürdige Urteile über Personen und Zustände und kleine, aber nicht uninteressante Tatsachen, von denen man bisher nichts wußte, erfährt man doch. So ist von großer Wichtigkeit, daß wir hier das Schreiben erhalten, mit dem Goethe die ihm angebotene Stelle eines Kurators der Universität Jena ablehnte. Karl Augusts Antwort auf diesen Brief war bekannt (Goethe-Jahrbuch Band XXIII), die Sache selbst war im Tagebuch berührt; die eigentliche Ablehnung erfolgte in einem Briefe Goethes an den Geheimrat Schweitzer vom 13. Oktober 1819. Auch hier tritt der oben erwähnte Fall ein, daß das abgesandte Schreiben viel weniger interessant ist als ein nicht abgesandtes Konzept. In diesem weist Goethe zunächst auf sein Alter hin, auf die lange Zeit, die zu einer Regelung der Verhältnisse notwendig sei, und schrieb dann folgende Ausführung nieder, die für Goethes Auffassung der Stellung von höchster Bedeutung ist: „Die Bitterkeit der ersten Jahre muß er in Hoffnung auf die folgenden wenigstens erträglich finden; was aber als das Schlimmste der Sache anzusehen ist, er soll folgerecht in einer Angelegenheit handeln, die keine Folge haben kann, wo jeder Tag etwas neues zu Erwartendes und doch Unerwartetes mit sich bringt. Und was häuft sich nicht alles beim Nachdenken! Er soll, nach Ueberzeugung, entschlossen, kräftig handeln, in einem Fall, wo kein unbedingter Auftrag möglich ist. Weder die Gaben des Geistes, noch Gemüts, des Auffassens, Vorarbeitens, Bedenkens, Wollens und Entschließens, die hier oft zu gleicher Zeit gefordert werden, traue ich mir zu, da ich schon dankbar anerkennen muß, daß mir so viel Kräfte geblieben sind, als ich bedarf, um meinen gewohnten Geschäfts- und Beschäftigungskreis auszufüllen."[2]

In diesem Zusammenhang mag eine ähnliche Ausführung herangezogen werden, die sich gleichfalls auf die vom Bundestage geforderte Ernennung von Kuratoren für die Universitäten bezieht und in der es sich ebenfalls um einen Brief handelt, der zwar niedergeschrieben, aber nicht abgeschickt wurde. Frhr. Konstantin Ludwig v. Velden hatte im Jahre 1818 an Goethe geschrieben und ihn um seine Ansicht über Universitätsverhältnisse, besonders auch die Stellung der Hochschulen zur religiösen Frage, gebeten. Der Dichter hatte darauf (Band XXXI, Nr. 224) eine größere Auseinandersetzung abgefaßt, in der er dartat, „wie die Akademien im Katholizismus entstanden, wie sie sich gegen die unendlich breite Schülerschaft, die dem Protestantismus voranging und ihn veranlaßte, auch protestantisch verhalten und wie sich das immer herausgefügt, bis aufs Letzte". Der Briefschreiber, ein sehr angesehener Staatsmann, hatte, da die Antwort ausblieb, sich noch einmal (26. Juni 1819) an den Weimarer Minister gewandt; dieser erwiderte (18. November 1819), daß und in welcher Weise er das erste Schreiben beantwortet, erklärte jenen Entwurf für „unbefriedigend und doch im Augenblick bedenklich" und lehnte seine Absendung auch jetzt ab, als unnötig, „da wir wieder Kuratoren und Zensoren haben". Vermutlich ist aber auch dieser Brief nicht abgeschickt worden, und damit scheint die sehr merkwürdige Korrespondenz, die in das politische Gebiet überspielt, zu Ende zu sein.

Zu diesen bisher unbekannten Ereignissen aus Goethes Leben gehört auch die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam. Das Dankschreiben und die Annahmeerklärung ist vom 12. Januar 1821 datiert; aus ihm sei wenigstens ein hübscher Satz bekannt gegeben: „Ich ersehe daraus das Zutrauen der Gesellschaft, daß ich bei denen mir eigentlich obliegenden ästhetischen und wissenschaftlichen Bemühungen gleichfalls ein entschiedenes Augenmerk darauf richte, was im Reiche des Geistes und der Erkenntnis in hoher Tätigkeit sich bewegt, auch dem tagtäglichen Leben in seinen dringenden Bedürfnissen zugute kommen möge."

Manch merkwürdiges Urteil findet sich auch über Personen und deren Leistungen. Man weiß, daß Goethe keine ungeteilte Bewunderung für Beethoven hegte, daß er ähnlich wie sein musikalischer Berater Zelter seiner wunderbaren Musik ziemlich fremd gegenüberstand. Ein neues Zeugnis dafür ist zu registrieren. Friedrich Mosengeil hatte an

---

[2]) Uebrigens mag erwähnt werden, daß an Goethes Stelle Philipp Wilhelm v. Motz am 7. Dezember 1819 zum Kurator der Jenaer Universität ernannt wurde.

Goethe einen deklamatorischen Versuch: „Beethovens Zwischenakte zu Goethes Egmont", eingesendet, eine Art von Textbegleitung zu der berühmten Vertonung des Goetheschen Dramas. Er hatte zugleich die Bitte ausgesprochen, diesen Versuch an Knebel gelangen zu lassen. Dies tat Goethe und begleitet die Sendung mit folgenden Worten: „Der Gedanke ist ganz gut, eine Musik, wie die Beethovische (!), die bei allem ihren großen Wert doch nur ein sehr langes Stück noch mehr verlängert, einem ruhig aufmerksamen Auditorium genießbar zu machen."

Zu den interessanten Lebensbeziehungen in Goethes Alter gehören die zu F. W. Riemer, seinem langjährigen Hausgenossen, dem Korrektor seiner Werke, dem Erzieher seines Sohnes. Die Verhältnisse mit ihm waren nicht immer erfreulich, Riemers Stellung am Gymnasium und der Bibliothek nicht sehr auskömmlich, daher sehnte sich der ehemalige Hausgenosse des Meisters aus Weimar fort und erbat von ihm eine Empfehlung vielleicht zu einer Jenaer Professur oder einer anderen Stellung. Goethe kam diesem Wunsche in einem ausführlichen Schreiben vom 19. März 1820 nach, das er, wie er selbst schreibt, „ungern verfaßte". In diesem Schriftstücke schildert er eingehend Riemers Tätigkeit, lobte die Art, in welcher der Empfohlene in jedem Wirkungskreise tätig gewesen war, und fuhr fort: „Wenn ich nun gerade im gegenwärtigen Augenblick durch zusammentreffende Umstände einer solchen fruchtbaren Geselligkeit entbehren soll, in einem Alter, wo man sich geprüfter Freunde zu erfreuen wünscht, kaum aber noch neue in seinen Kreis aufzunehmen wagt, so muß ich abermals Ihres eigenen Vorteils und irgend einer vaterländischen Lehranstalt gedenken, wo Sie schon vorbereiteten und gebildeten Schülern in einem höheren Sinne nützlich zu sein wünschen, als es bisher an einer Stelle möglich war, wo nur von Anfängern meistens die Rede sein konnte." Die Empfehlung, von der man nicht bestimmt weiß, ob sie von Riemer benutzt wurde, hatte keinen Erfolg; wenn auch der Empfohlene einem Vertrauten schrieb, „von Herzen gern ging ich zum Tempel hinaus, wenn ich nur erst wüßte wohin," so blieb er in Weimar, nicht völlig das Glück erfassend, das ihm durch des Meisters täglichen Umgang erwuchs. Vielleicht hätte er als mittelmäßiger Universitäts-Ordinarius ein größeres Einkommen erhalten; durch das dauernde Zusammenleben mit dem Großen fiel ein Abglanz der Unsterblichkeit auch auf ihn.

Außer persönlichen und literarischen Verhältnissen werden häufiger, als man gewöhnlich annimmt, politische Verhältnisse gestreift. Dies geschieht freilich meist in Briefen, die schon früher bekannt waren. In einem ungedruckten, aus dem Jahre 1785, an den Gothaischen Minister Herrn v. Franckenberg gerichtet, findet sich folgende, sehr merkwürdige Stelle: „Herr v. Boehmer (der preußische Gesandte) war, wie Ew. Exzellenz sehen, nicht namentlich auf diesen Traktat bevollmächtigt, den er mitbrachte, sondern es heißt: Vereinigung und Bündnisse zu verabreden und zu schließen nach Instruktion. Welches am Ende, da er geschlossenen Traktat produzierte, sich erklärte und auf eins hinausläuft." Der Brief enthält noch andere Stellen, die höchst interessant sind, z. B. einen Hinweis auf § 10 „daß Wohlgesinnte zu dem Bündnis eingeladen werden sollten." Ich zweifle nicht, daß dieses bedeutsame Aktenstück sich auf den Fürstenbund bezieht, bei dessen Zustandekommen, wie man seit Rankes Untersuchungen wußte, Goethe beteiligt war. Ob und wieviel Neues es bringt, kann an dieser Stelle nicht untersucht werden; es sei den Historikern zur Prüfung empfohlen.

Der eben angeführte Brief gehört zu den vielen Schriftstücken, die den XXX. Band eröffnen. Er steht in der Abteilung „Undatiertes" und „Nachträge" zu Band XIX bis XXIX, die alle in den letzten zehn Jahren an verschiedenen Orten, besonders im Goethe-Jahrbuche gedruckten Briefe und die seitdem in Privatbesitz, öffentlichen Bibliotheken und Archiven gefundenen ungedruckten enthält. Auch unter ihnen finden sich sehr merkwürdige Stücke. Zu ihnen gehört ein Brief an Christian Wilhelm Steinauer in Leipzig, 1776, wo die hübsche Stelle vorkommt: „Für der Schrötern (Corona) Schicksal ist mir's nicht bange, es ist mit dem meinen verbunden."

Erwähnenswert ist dann ein sehr merkwürdiger Brief an den Geheimrat Fritsch (1783), in dem die höchst unangenehmen Maßregeln berührt werden, die durch das ungeregelte Leben des Prinzen Konstantin notwendig gemacht sind. Erfreulicher ist ein Schreiben an Genast vom 5. Juni 1807, das sich auf das berühmte Leipziger Gastspiel der Weimarer Truppe bezieht. Endlich mag auf ein Schreiben an den Herzog Karl August, April 1801, hingewiesen werden, in dem Goethe offiziell seinen „natürlichen Sohn August" erwähnt, „dessen Wohlfahrt ich auch in Ansehung seiner bürgerlichen Existenz auf die Zukunft gern sichern möchte". Er bittet daher, ihn mit einem Legitimationsdekret zu begnadigen.

Derselbe Band 30 enthält eine außerordentlich wichtige, von den ernsten Benutzern der Briefsammlung schon lange ungeduldig erwartete Gabe, nämlich das ausführliche Register zu den Briefen Band 19 bis 30. Erst dadurch wird diese ganz unvergleichliche Fundgrube für Goethes Leben und Arbeiten recht erschlossen. In der Reihe der Register ist es das dritte: das erste, bis zum Jahre 1786, befindet sich in Band 7, das zweite, bis zu Schillers Tode, in Band 18; es war durchaus nötig, daß noch ein drittes geboten wurde, denn der Zeitverlust für den, der eine Notiz suchte, war ganz ungeheuer. Das Register, von K. Schüddekopf bearbeitet, ist eine höchst dankenswerte Leistung. Es sei gestattet, daran einen Wunsch zu knüpfen, der schon einmal in diesen Blättern bei der Anzeige anderer Bände des gewaltigen Unternehmens ausgesprochen wurde, nämlich den, auch ein Register zu den Tagebüchern folgen zu lassen, die in ihrem Texte seit mehreren Jahren vollendet vorliegen. Aber die Qual, in diesen vielen Bänden nach einer einzelnen Notiz zu suchen, ist eine außerordentlich große; es ist keineswegs Arbeitsscheu oder Bequemlichkeit, der den Notschrei nach einem Gesamtregister über die Tagebücher ausstoßen läßt, sondern der allgemein geteilte Wunsch derer, die mit wissenschaftlichem Ernst und Eifer über Goethes Leben arbeiten. Es wäre sehr erfreulich, wenn die Redaktoren dieser monumentalen Goethe-Ausgabe ihren vielen Verdiensten um die Goethe-Sache bald das weitere hinzufügten, dieses Register folgen zu lassen. Es ist geradezu unentbehrlich. Ohne Register sind die Tagebücher eigentlich nur ein toter Schatz; erst durch ein Register können sie wirklich lebendig und lebenspendend werden.

In einem sehr merkwürdigen, teilweise schon längst bekannten Briefe an Knebel (29. November 1819) spricht Goethe über seine Briefe folgendermaßen: „Meine Korrespondenz erweitert sich dergestalt, daß ich keine Langeweile habe. Ich gebe mich dieser Beschäftigung gerne hin, weil es interessant ist, auf die unschuldigste Weise zu beobachten, wie es in sittlichem und ästhetischem Sinne an vielen Ecken und Enden des lieben Vaterlandes aussieht." Das ist der richtige Gesichtspunkt, von dem aus die Briefe Goethes angesehen, in ihrer Bedeutung erkannt werden. Sie zeigen Goethe im Mittelpunkt der literarischen, wissenschaftlichen, politischen Welt: nicht etwa nur die Ereignisse seines Lebens, seine nach so vielen Richtungen ausgreifende Tätigkeit wird in ihnen beleuchtet, sondern alles, was in Deutschland vorgeht, vieles, was dem Ausland angehört, spiegelt sich in diesen unvergleichlichen Zeugnissen wider.

Aus solchen Gründen ist der unermüdlichen Tätigkeit der Herausgeber der Briefsammlung — an den letzten Bänden ist außer dem genannten K. Schüddekopf noch M. Hecker und H. G. Gräf und der ausgezeichnete Goethe-Forscher M. Morris beteiligt, dem ein ganz spezieller Dank gebührt, daß er zu anderen Lasten auch diese trägt — und der Umsicht des verdienten Redaktors B. Suphan herzliche und uneingeschränkte Anerkennung zu spenden. Es ist nur zu wünschen, daß sie in ihrer mühevollen Tätigkeit nicht ermüden und in möglichst kurzer Frist das gewaltige Werk zu Ende führen, auf welches das ganze gebildete Deutschland mit Begierde blickt.

Ueber die Konservierung von Nahrungsmitteln.

Von Dr. Röhmer.

Für die Verproviantierung der Armee und Marine, für überseeische Reisen, für jeden längeren Aufenthalt in dem Verkehr schwer zugänglichen Gegenden spielen Verfahren zur Konservierung von Nahrungsmitteln und zur Herstellung fertiger Konserven aller Art eine große Rolle, da es so gelingt, die wichtigsten Nahrungsmittel wie Fleisch, Eier, Gemüse, Milch u. dgl. auch dann zur Verfügung zu haben, wenn sie aus irgendwelchen Gründen frisch nicht zu beschaffen sind.

Das Verderben der Nahrungsmittel wird bekanntlich durch Bakterien oder Pilze herbeigeführt, die teils in den betr. Nahrungsmitteln selbst enthalten sind, teils aus der Luft in diese eindringen. Bei Konservierung von Nahrungsmitteln in frischem Zustande und Herstellung von Konserven muß man daher alle Umstände vermeiden, die eine Entwicklung und ein Eindringen der Bakterien in den Nahrungsmitteln ermöglichen, d. h. man muß sowohl die in den Nahrungsmitteln enthaltenen Fäulniserreger unschädlich machen als auch deren Eindringen in die Nahrungsmittel verhindern. Die wichtigsten Mittel hierfür sind die Sterilisation, d. h. das Erhitzen auf 100 Grad Celsius und darüber, Luftabschluß durch Herstellung luftdichter Ueberzüge, Trocknen, Aufbewahrung in der Kälte und schließlich die Anwendung von Stoffen, welche die Entwicklung der Bakterien hemmen oder sie direkt töten, z. B. schweflige Säure oder deren Salze, Borsäure, Alkohol, Wasserstoffsuperoxyd, Formaldehyd, Kochsalz, Salpeter, Zucker und Essig. Neuerdings hat man auch versucht, die Elektrizität und Lichtstrahlen zur Konservierung von Nahrungsmitteln zu benutzen, da sowohl elektrische Ströme, besonders Hochfrequenzströme, wie auch Lichtstrahlen, unter diesen vor allen Dingen die ultravioletten Strahlen, eine keimtötende Wirkung haben. Für die Herstellung fertiger Konserven kommt hauptsächlich die Sterilisierung der Nahrungsmittel in luftdicht verschließbaren Gläsern oder Büchsen in Betracht. Man bezeichnet dieses Verfahren im allgemeinen als Appertsches Verfahren, weil es Anfang des vorigen Jahrhunderts zuerst von Appert ausgeführt wurde. Mit Hilfe dieses Verfahrens gelingt es, die betreffenden Nahrungsmittel in gekochtem, gebrauchsfertigem, sonst aber unverändertem Zustande zu erhalten. Man hat dieses Verfahren auf Nahrungsmittel aller Art, Fleisch, Früchte, Gemüse, Eier u. dgl. angewendet und auch zur Herstellung sogenannter gemischter Konserven, z. B. Gemüse mit Beilage (Würstchen u. dgl.), benutzt. Das Verfahren wird durchgängig in der Weise ausgeführt, daß man die gereinigten Nahrungsmittel je nach ihrer Zubereitungsart, z. B. Fleisch in gebratenem Zustande mit Sauce, Goulasch, kurz jede das Kochen vertragende Fleischspeise, ferner Früchte mit oder ohne Zusatz von Zucker, Gemüse, Milch u. s. w. in Blechbüchsen bringt, die Büchsen bis auf eine kleine Oeffnung verschließt und nun längere Zeit (zwei bis vier Stunden) in einem Dampf- oder Wasserbad erhitzt. Hierauf verlötet man die kleine Oeffnung und kühlt die Büchsen ab, was zweckmäßig durch Wasserbrausen erfolgt. Ist die Büchse in der Tat luftdicht verschlossen, was natürlich für die Haltbarkeit der Konserven unbedingt erforderlich ist, so tritt bei der Abkühlung eine Luftverdünnung im Innern der Büchsen ein, welche den Boden oder Deckel nach innen zieht. An Stelle von Büchsen werden vielfach auch Gläser verwendet, was hauptsächlich bei Obst und Gemüsen geschieht. Der Verschluß der Gläser wird durchgängig durch Paraffin oder auch durch Aufgießen von Harz bewirkt, wobei man zweckmäßig Pergamentpapier oder einen Kork zwischen die Konserve und das Verschlußmaterial bringt.

Die Konservierung durch Luftabschluß mittels luftdichter Ueberzüge geschieht meistens in der Weise, daß man die betr. Nahrungsmittel zunächst durch Erhitzen oder mittels keimtötend wirkender Mittel (schweflige Säure, Formaldehyd) von den ihnen anhaftenden Keimen befreit und dann mit der luftdichten Hülle umgibt. Als Ueberzugsmittel kommen Gelatine, Paraffin, Leim, Harze u. dgl. in Betracht. In diese Ueberzugsmassen werden die Nahrungsmittel entweder eingetaucht, hierbei befindet sich das Paraffin, die Harze u. dgl. selbstverständlich in geschmolzenem oder gelöstem Zustande, oder man bringt die Masse mittels einer Bürste oder dergleichen auf die Nahrungsmittel. Ein neueres, von Rüping u. Lanwer erfundenes Verfahren dieser Art beruht auf der Anwendung von Formaldehyd-Gelatine. Diese hat den Vorzug, daß sie fester ist als die bisher angegebenen Ueberzugsmittel. Beim Transport können mithin nicht so leicht Verletzungen der Hülle eintreten, wodurch eine größere Sicherheit für die Haltbarkeit der konservierten Nahrungsmittel erzielt wird. Eine andere Ueberzugsmasse (von Dr. Rücker und Pirkée) besteht aus einem Gemisch von etwa 60 Prozent Leinöl mit Kolophonium, Schellack oder deren Seifen. Der Mischung kann noch Glyzerin oder Wachs beigegeben werden. Die Masse soll den Nahrungsmitteln keinen üblen Geruch und Geschmack verleihen, nicht spröde sein, den Nahrungsmitteln geschmeidig anliegen und nicht rissig werden.

Besonders für die Konservierung von Eiern ist die Herstellung eines luftdichten Ueberzuges das gebräuchlichste Verfahren zur Haltbarmachung. Die Eischale, welche zum größten Teil aus kohlensaurem Kalk besteht, ist infolge der zahlreichen Poren sehr geeignet, Schmutz und Fäulniserreger aufzunehmen. Diese dringen durch die Poren in das Ei ein, so daß dieses nach kurzer Zeit in Fäulnis gerät. Da Gelatine, Paraffin u. dgl. keinen genügenden dauernden Abschluß der Poren herbeiführen, verwendet man bei Eiern andere Ueberzugs- oder Luftabsperrungsmassen. Diese sind besonders Kalkwasser und Natronwasserglas. Die Eier werden in die wässerigen Lösungen eingelegt und in ihnen entweder bis zum Verbrauch aufbewahrt oder nach einiger Zeit aus ihnen herausgenommen und an der Luft liegen gelassen. Hierbei bildet sich bei Anwendung von Kalkwasser ein Ueberzug von kohlensaurem Kalk, bei Anwendung von Natronwasserglas eine Verbindung zwischen diesem und dem kohlensauren Kalk der Eischale, wodurch ebenfalls deren Poren verstopft werden. Die Verfahren haben jedoch den Nachteil, daß die betreffende Flüssigkeit leicht in das Innere des Eies eindringt und ihnen einen laugenartigen oder süßlichen Geschmack erteilt, letzteres bei Anwendung von Wasserglas. Auch tritt beim Kochen derartig konservierter Eier leicht ein Platzen der Schale ein. Ein Mittel, um dieses möglichst zu verhindern, besteht darin, daß man die Eier vor dem Kochen mit einer Nadel ansticht, wodurch eine Oeffnung zum Entweichen der in den Eiern eingeschlossenen Luft geschaffen wird. Die Anzahl derartiger Eierkonservierungsverfahren ist eine sehr große. Zu den bekannteren gehört noch das kurze Eintauchen der Eier in kochendes Wasser, wodurch die äußere Eiweißschicht koaguliert wird und eine innere luftdichte Abschlußschicht bildet. Bei einem neueren patentierten Verfahren hat man auch versucht, die Eier durch Eintauchen in Schwefelsäure mit einem luftdichten Ueberzug aus Gips zu versehen, der sich aus dem kohlensauren Kalk der Eierschale und der Schwefelsäure bildet.

Was das weitere hauptsächliche Konservierungsverfahren, das Trocknen, betrifft, so werden hierdurch die Nahrungsmittel von der die Fäulnis befördernden Feuchtigkeit befreit und in einen konzentrierten Zustand übergeführt. Das Verfahren ist auf alle Nahrungsmittel angewendet worden, so zur Herstellung von Fleisch- oder Fischmehl, von Dörrgemüsen, z. B. getrockneten Kartoffeln, Schnittbohnen, getrocknetem Obst, Eierpulver u. s. w. Besondere Bedeutung hat das Verfahren für die Herstellung von Konserven aus Gemüsen gewonnen. Die Gemüse werden zweckmäßig vorher gedämpft, hierauf auf Trockenhorden getrocknet und schließlich gegebenenfalls in Tafeln gepreßt. Man erhält so Konserven, welche, falls bei der Herstellung noch Fleischmehl, Fleischextrakt oder dergl. zugesetzt worden ist, mit heißem Wasser in kurzer Zeit eine wohlschmeckende Suppe liefern. Auch zur Herstellung von Milch- und Eierkonserven in Sirup- oder Pulverform findet das Trockenverfahren vielfach Anwendung.

Die Eier werden durchgängig in Weißei und Gelbei zerlegt und die einzelnen Bestandteile bei etwa 50 Grad im Vakuum getrocknet. Die Innehaltung niedriger Temperaturen ist bei dem Eindampfen der einzelnen Bestandteile deshalb erforderlich, weil sonst die Eiweißstoffe koagulieren würden und ein in Wasser unlösliches Produkt entstände. Im wesentlichen auf dieselbe Weise wird die Milch behandelt, jedoch setzt man derselben vor dem Eindampfen im Vakuum oder während desselben meistens Zucker zu, so daß ein gleichzeitig zum Weißen und Süßen von Kaffee oder Tee dienendes Produkt erhalten wird. Die Anzahl der Verfahren zur Herstellung derartiger Milchkonserven ist eine sehr große. Neuerdings hat man Milchpulver auch in der Weise hergestellt (Verfahren von Hadmaler[1]), daß man die durch starkes Kochen mäßig eingedickte Milch in dünner Schicht Temperaturen von über 100 Grad Celsius aussetzt, bis sie in einen festen, aber noch feuchten Zustand übergeführt ist. Dies geschieht zweckmäßig in der Weise, daß man die Milch auf zwei gegeneinander sich drehende, mit Abschabern versehene und auf die angegebene Temperatur erhitzte Walzen fließen läßt.

Wohl das älteste Verfahren zur Aufbewahrung und Konservierung von Nahrungsmitteln ist das mittels Kälte. Da durch niedrige Temperaturen die Entwicklung von Keimen verlangsamt wird, kann man Milch, Eier, Fleisch, Butter u. s. w. bei einer den Gefrierpunkt wenig übersteigenden Temperatur konservieren. Die Wirkung dieser Konservierungsart erstreckt sich jedoch nur auf kürzere Zeit, da die Bakterienwirkung, wie bereits gesagt, nur verlangsamt, nicht aber ganz aufgehoben wird. Die Konservierung erfolgt durch Aufbewahrung der betreffenden Nahrungsmittel in Eisschränken, Eiskellern oder Kühlhäusern, welche mit Ammoniak-, Kohlensäure- oder ähnlichen Kühlvorrichtungen versehen sind. Besonders geeignet und daher vielfach angewendet ist die Innehaltung niedriger Temperaturen beim Transport oder Versand von Nahrungsmitteln. Zu diesem Zweck hat man z. B. mit Kühleinrichtungen versehene Eisenbahnwagen gebaut. Aehnliche Anlagen befinden sich auf allen größeren Schiffen. Vielfach geht man bei der Konservierung von Nahrungsmitteln mittels Kälte so weit, daß man das Fleisch, Wild, Geflügel oder dergl. im ganzen oder in größeren oder kleineren Stücken gefrieren läßt und, in Wärme schlecht leitendes Material verpackt, in Kühlwagen versendet. Auch auf Milch hat man die Konservierung durch Gefrierenlassen angewendet. Das Verfahren (von Casse erfunden) wird in der Weise ausgeführt, daß man einen Teil der Milch gefrieren läßt und diese Eismilch in Behälter bringt, welche den Rest der Milch in nahe auf den Gefrierpunkt abgekühltem Zustand enthält. Mit Hilfe dieses Verfahrens will man größere Städte mit Milch versehen. Das letzte der am Anfang erwähnten Konservierungsverfahren ist das auf der Anwendung antiseptisch wirkender Stoffe beruhende. Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Stoffe und deren Anwendungsweise hier näher einzugehen. Die benutzten Antiseptika sind teils fest, teils flüssig, teils gasförmig. Zu den letzteren gehören besonders die schweflige Säure und die beim Verbrennen von Holz entstehenden Gase, die Räuchergase. Was die festen und flüssigen Antiseptika betrifft, so finden von diesen hauptsächlich Salicylsäure zur Konservierung von Eiern, Früchten und Fruchtsäften, Borsäure, schwefligsaure Salze, Kochsalz und Salpeter Anwendung. Die beiden letzten Stoffe werden zum Pökeln von Fleisch benutzt, was entweder in der Weise geschieht, daß man das Fleisch in eine Lösung derselben einlegt und hierbei gegebenenfalls die Einwirkung der Pökellake unter Druck vor sich gehen läßt oder die Lösung mittels einer Spritze in das Fleisch einführt. Die Anwendung von Konservierungsmitteln für Fleisch ist durch das Gesetz betr. die Schlachtvieh- und Fleischbeschau vom 3. Juni 1900 und eine entsprechende Verordnung des Bundesrates vom 18. Februar 1902 gesetzlich geregelt. Zu den verbotenen Stoffen gehören z. B. Salicylsäure, Borsäure und deren Salze, schweflige Säure bezw. deren Salze, Formaldehyd, Alkali- und Erdalkalihydroxyde und Karbonate.

[1] Vergl. Technische Briefe X in Nr. 187 der Beilage 1904.

Bücher und Zeitschriften.

Das Leben des Buddha. Eine Zusammenstellung alter Berichte aus den kanonischen Schriften der südlichen Buddhisten. Aus dem Pali übersetzt und erläutert von Dr. Julius Dutoit. Leipzig, 1906. Lotus-Verlag.

Eine Biographie Buddhas in unserem heutigen Sinne hat es zu seiner Zeit nicht gegeben, ebensowenig, wie eine Biographie Jesu. Der Begriff einer Biographie war den alten Indern fremd. Oldenberg sagt in seinem "Buddha", noch immer der besten Darstellung seines Lebens und seiner Lehre, die wir in deutscher Sprache haben: „Für das Wann der Dinge hat man überhaupt in Indien nie ein rechtes Organ gehabt." Hinter dem Interesse an dem Was: was der Erleuchtete geredet und gelehrt, trat alles andere zurück. Gewiß ein idealer Zustand. Heute sind wir nahezu auf dem entgegengesetzten Standpunkt: Ueber dem Interesse an dem Persönlichen wird nur zu oft die Sache übersehen. Nun gibt es zahlreiche Legenden und Erzählungen von Buddhas Leben und wieder Bearbeitungen solcher wie die chinesische Bearbeitung von Açvagoshas Buddha-Carita, deren englische Uebersetzung durch Samuel Beal in der Uebertragung des „Deutschen Buddhisten", Oberpräsidialrat Th. Schultze, in der Reclam-Ausgabe populär geworden ist, oder die modernen, alten Quellen nacherzählte wie die von Paul Carus u. s. w. Der Gymnasiallehrer Dr. Dutoit am Luitpoldgymnasium in München hat nun den glücklichen und naheliegenden, aber doch vor ihm noch nicht verwirklichten Gedanken ausgeführt, diese alten Pali-Quellen selbst für sich sprechen zu lassen und sie nur so zu ordnen, einzuteilen und zu betiteln, daß sie eine, wenn auch natürlich lückenhafte Chronologie des Lebens Buddhas ergeben. Aehnliches haben wir seinerzeit bei Besprechung der von K. E. Neumann herausgegebenen „Reden Gotamo Buddhos" an dieser Stelle angeregt, nur hatten wir damals eine eventuell für populäre Zwecke vorzunehmende Zusammenziehung der Reden, d. h. ihrer endlosen Wiederholungen im Sinne. Gerade diese mittlere Sammlung Majjhimanikayo des Pali-Kanons ist von Dutoit natürlich ebenfalls ausgiebig benützt worden. Dutoit gibt die Quellen nach den einzelnen Suttas vor jedem Kapitel an. Es wäre aber übersichtlicher gewesen, sie außerdem noch am Anfang oder am Schlusse des Buches eigens zusammenzustellen. Sehr verdienstlich ist die Einleitung des Buches, die eine knappe, aber sehr gute Uebersicht über die buddhistische Literatur gibt, und die Anmerkungen und die sich alphabetisch anschließenden Erklärungen der Eigennamen u. s. w., welche sich an weitere Kreise wenden und die Brauchbarkeit des Buches nach dieser Seite hin erhöhen.

In der Uebertragung jener Kapitel des Mahaparinibbanasutta des Digha-Nikaya, die Buddhas letzte Lebenszeit und Tod betreffen, schließt sich Dutoit jenen Uebersetzern an, die sukaramaddavam mit „gedörrtes Schweinefleisch" übersetzen, d. h. er läßt Buddha nach dem Genuß von Schweinefleisch (im Hause des Schmiedsohnes Cunda) sterben. Oldenberg übersetzt das Wort mit Eberfleisch, K. E. Neumann spricht sich in einem geistreichen philologischen Exkurs für eine Pilzart aus, die „Eberlust" bedeutet haben könnte, d. h. er läßt ihn an den Folgen des Genusses einer giftigen Pilzart sterben und rettet gewissermaßen den Vegetarianer. In der darauf bezüglichen Anmerkung geht Dutoit aber entschieden zu weit, wenn er diese Version einzig dem Bestreben „einiger Europäer, die sich der buddhistischen Propaganda gewidmet haben", zuschreibt, den für einen Buddhisten „schier sündhaften" Genuß von sei es Eber- oder Schweinefleisch in den harmlosen eines „Schwammerlgerichts" zu verkehren. Gerade an der von ihm zitierten Stelle bei Neumann, I. Bd. p. XIX s. ff., sagt dieser aus eigener Erfahrung ja: „Die heutigen Mönche Zeilons lassen sich über diese Frage mit der bei ihnen bei solchen ἀδιαφόροις eigenen Indifferenz aus und stellen die einander widersprechenden Erklärungen der Kommentatoren als gleich möglich hin; doch neigen sie seit einigen Jahren, wie sie sagen, mehr zu der eben dargelegten Ansicht. Einer der berühmtesten Nayakas meinte mit verächtlichem Lächeln: Ob der Buddha vor seinem Ende Pilze oder Fleisch, eine Brühe oder was zu sich genommen habe, sei dem Buddhisten sehr gleichgültig; er wisse: alle Nahrung ist Elend."

Aus dem Leben Buddhas wie aus den glänzenden Darstellungen eines Oldenberg und Rhys David geht übrigens zur Genüge hervor, wie sehr Gautama Buddha den Buchstaben verachtete und sich an den Geist hielt. Der Mönch, der alles wahllos in seine Almosenschale aufnahm und aß, die Askese überwunden hatte und Einladungen seiner reichen Jünger annahm, konnte sich, ohne seiner Lehre etwas zu vergeben, an einem verdorbenen Wildbret gewiß ebenso gut den Tod holen wie an giftigen Schwämmen. Wie heißt's doch im Dhammapadam (XXVI. 409):

Wer nichts nimmt, was man ihm nicht gab,
Den heiß' ich einen Heiligen.

Alfred v. Mensi.

Göttliches und Menschliches. Erzählung von Leo Tolstoi. Berlin 1906, S. Fischer Verlag.

Diese Erzählung gehört zu den besten und wirkungsvollsten kleineren Arbeiten, die wir von Tolstoi besitzen. Man ist erstaunt zu sehen, wie ungeschwächt seine große Kunst in seinem hohen Alter geblieben ist, trotz manchen anderwärts aufgetretenen entgegengesetzten Symptomen, wie hier Tolstois spezifische künstlerische Fähigkeiten noch so frisch und wuchtig sich betätigen, als stünde er im besten Mannes- und Schaffensalter. Diese seine geistige Frische und unerschütterte künstlerische Kraft ist ein ungewöhnliches Phänomen, und sie zeugt jedenfalls mehr für seine Lebensweise, für die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit seiner jetzigen Lebensführung, als alle seine theoretischen Predigten. Die besten Eigenschaften von Tolstois Kunst treten in dem sehr engen Rahmen dieser kleinen Erzählung deutlich hervor, ebenso wie auch das Wesentliche seiner ganzen Welt- und Lebensanschauung. Da finden wir die Einfachheit, ja Einfalt der geschilderten Gemütsbewegungen und geistigen Vorgänge, die doch dabei eine große packende Intensität und eine allgemein menschliche Bedeutung besitzen. Da ist die unübertreffliche Kraft der Charakteristik, die Fähigkeit Tolstois, mit einigen wenigen Worten ein ganzes abgeschlossenes Individuum, eine komplette Menschenseele erschöpfend aufzudecken und vor uns hinzustellen. Man begreift nicht, wie das möglich ist, und sieht es doch vor sich als etwas Einfaches und Selbstverständliches. Alles, was Tolstoi vorführt, lebt voll und wahrhaftig. Auch die Personen, die bloß zur Staffage dienen, die nur einmal kurz auftreten, sind ganze lebendige Wesen. Dabei hat die vorliegende Erzählung vor manchen anderen von Tolstois Erzählungen noch das voraus, daß sie durch die Tendenz nicht, wie das oft bei diesen der Fall ist, störend lehrhaft wird, trotzdem eine Tendenz auch an dieser Erzählung unverkennbar ist. Sie ergibt sich aber mit völliger Natürlichkeit aus den Voraussetzungen und tritt auch nur sehr knapp und nur so weit hervor, als sie sich notwendig von selbst ergibt, so daß man sie gar nicht empfindet. Das rein Künstlerische kommt hier darum reiner zum Ausdruck, als bei recht vielen anderen Erzählungen Tolstois, wo zu viel Lehrhaftes, das auf die Handlung ohne Einfluß bleibt, eingeflochten ist. Der Gegenstand unserer Erzählung ist übrigens „aktuell"; es handelt sich um gefangene Revolutionäre, von denen der eine zum Tode geführt und andere nach Sibirien verschickt werden. Es sind nur wenige und unbedeutende Ereignisse, die da vorkommen, den Hauptpunkt bilden seelische Erlebnisse, die aber mit großer Klarheit und Anschaulichkeit vor unseren Augen sich vollziehen. Der eine Revolutionär stirbt göttlich, d. h. in unzerstörbarer Seligkeit und Herzensfroheit, da vor seinem Tode die reine, wahre Menschenliebe, die keine Ausnahmen kennt, in seinem Herzen erwacht ist, während ein anderer ein paar Jahre später mit eigener Hand seinem Leben ein Ende macht, als er gewahr wird, wie die Ideale, für welche er die schwersten Opfer gebracht hat, sozusagen unmodern geworden sind; der hat sich also nicht zu reiner Uneigennützigkeit zu erheben vermocht und stirbt somit menschlich. Daneben kommen noch andere individuelle und doch zugleich typische Gestalten vor, alle bedeutend oder interessant, und alles ist mit größter Sparsamkeit und dichterischer Oekonomie geschildert, ohne daß dabei etwas zu kurz käme und man auf diese Weise die Sparsamkeit empfände. Diese Erzählung beweist jedenfalls aufs neue, daß Tolstoi doch vor allem und trotz allem ein Künstler, ein großer Künstler ist.

B. L. W.

* **Regenkarte von Deutschland.** Mit erläuternden Bemerkungen. In amtlichem Auftrage bearbeitet von Professor Dr. G. Hellmann, Geh. Regierungsrat, Abteilungsvorsteher im kgl. preußischen Meteorologischen Institut. (Preis im Umschlag 3 M, in Rolle ungebrochen, 64×72 Zmtr., 3 M 10 Pf. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin SW. 48.)

Professor Hellmanns Regenkarte von Deutschland ist die erste genaue derartige Karte, die veröffentlicht werden konnte. Sie beruht auf den Beobachtungen, die an 3000 deutschen Stationen im Jahrzehnt 1893—1902 über die Niederschläge angestellt worden sind, nachdem durch die Bemühungen dieses Gelehrten Norddeutschland zu Anfang der 90er Jahre ein dichtes Netz von Regenstationen erhalten hatte und seitdem auch in Süddeutschland zahlreiche solche Stationen eingerichtet wurden. Da die mittlere jährliche Niederschlagsmenge in Deutschland zwischen 41 und 212 Zmtr. schwankt, wird ihre räumliche Verteilung mittels zwölf Farbenabstufungen auf der Karte veranschaulicht. Dadurch, daß für die beiden niedrigsten Stufen (40—50 und 50—60 Zmtr.) ein lichtes Braun, für alle höheren aber Blau gewählt wurde, treten die trockenen und feuchten Gebiete scharf hervor und die ganze Karte macht einen plastischen Eindruck. — Der begleitende Text hebt die wichtigsten Gesichtspunkte hinsichtlich der Niederschlagsverteilung in Deutschland hervor und gibt die größten wie kleinsten Jahresmengen eines jeden Landes bezw. jeder Provinz in Zahlen an. — Die Karte, die viel Neues lehrt, wird nicht nur den Männern der Wissenschaft, wie Geographen und Meteorologen, willkommen sein, sondern vor allem auch denen der Praxis (Land- und Forstwirte, Gärtner, Wasserbauer, Ingenieure, Techniker u. s. w.), die an der möglichst zweckmäßigen Verwertung der atmosphärischen Niederschläge ein unmittelbares Interesse haben.

Allgemeine Rundschau.

Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft.

Die Deutsche Orient-Gesellschaft läßt soeben, nach längerer Pause, ihren Mitgliedern gleich zwei neue Hefte ihrer interessanten „Mitteilungen" zugehen, beide wiederum reich an Inhalt wie an guten und instruktiven Abbildungen. In Heft 30 berichtet Herr Dr. G. Möller über die Grabungen in Aegypten. Es wurde in den Monaten August bis Oktober 1905 bei dem Dorfe Abusir el-Meleq, vor der Mündung des Fajums, ein beträchtlicher Teil einer vorgeschichtlichen Nekropole aus der jüngeren Steinzeit (etwa 3500 v. Chr.) freigelegt. Mehr als 1000 Gräber wurden ausgebeutet. Die Toten lagen in Schlafstellung zusammengekauert auf der Seite (sogenannte Hocker). Beigegeben waren ihnen zahlreiche, zum Teil vortrefflich gearbeitete Stein- und Tongefäße, darunter ein Unikum in Form eines liegenden Lastkamels, ferner elfenbeinerne Tierfigürchen und Geräte, u. a. ein prächtiger Löffel, dessen Stiel mit einem Löwen und Schlangen verziert ist; endlich Feuersteinmesser von seltener Vollendung, Schmucksachen aus Gold, Edelsteinen, Fayenceperlen u. s. w., und die bekannten kunstvoll und zum Teil geradezu künstlerisch gestalteten Schieferplatten, die zum Zerreiben der grünen und schwarzen Schminkfarbe dienten. Eine unerwartete Frucht der Grabung waren die ersten bekannt gewordenen Gräber wirklicher Hyksos. Männer aus jenem immer noch rätselhaften Nomadenvolke, das um 1600 v. Chr. Aegypten beherrschte, haben sich hier mitten unter den uralten Aegyptern begraben lassen, und zwar in der Bestattungsweise wie in den Grabbeigaben deutlich von ihnen sich unterscheidend.

Von den Ergebnissen der Grabungen in Mesopotamien gibt Heft 31 Kunde. In Babylon hat Herr Dr. Koldewey die Freilegung der großen Mauern zwischen Nord- und Südburg, die eine ins Riesenhafte gehende Schuttbewältigung erfordert, erfolgreich fortgesetzt. Es wurden die gewaltigen Kaimauern des für die Topographie der Residenz Nabopolassars und Nebukadnezars so überaus wichtigen Kanals Arachtu bis zu seiner Abzweigung aus dem antiken Lauf des Euphrats verfolgt. Dabei fand man, um nur dieses eine Detail zu erwähnen, in beträchtlicher Tiefe zwei große Kalksteinblöcke mit zahlreichen rechteckigen Durchbohrungen, die wohl zur Speisung eines in der Mauer selbst angebrachten Schöpfbrunnens gedient haben.

Aus Assur, das sich immer mehr als eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kulturgeschichte der altassyrischen Zeit herausstellt, berichtet Herr Andrae über die bei dem ruinösen Zustande des Gebäudes sehr verwickelte Baugeschichte des großen Tempels der Götter Anu und Adad, dessen Gründung bis in die Zeit um 1800 v. Chr. zurückgeht. Außerdem wurden die Ruinen eines Palastes des Königs Tukulti-Ninib I freigelegt, sowie ein bedeutendes Stück der Stadtmauer. Bei diesem ist das Verteidigungssystem mit Türmen, Wehrgang, Ausfallspforte und sehr gut erhaltenen Senkscharten hochinteressant. Ein ganz neues Gebiet aber wurde der Altertumskunde erschlossen durch die Aufdeckung eines Gewirres von um winklige Gassen gruppierten Privathäusern, das nicht anders anmutet als wie ein assyrisches Pompeji. Ueber die typische Anlage dieser Wohnhäuser, die Gruppierung der Räume um einen gepflasterten, von der Straße nicht direkt zugänglichen Hof, über die sorgfältig gearbeiteten Türschwellen mit ihren Angelkapseln und Riegelloch, über die nirgends fehlende Kanalisation, ja sogar über den Farbenanstrich der Zimmerwände, in denen sich zahlreiche Nischen öffnen, werden wir an der Hand eines Hausgrundrisses und mehrerer Ein- und Durchblicke in das Innere der Häuser eingehend unterrichtet. Eine eigentümliche Sitte ist die Beisetzung der Toten in den Häusern selbst, an der bei der Häufigkeit von mehr oder weniger tiefgegründeten und nach den Hausmauern orientierten Gräbern nicht gezweifelt werden kann. Wichtig ist dabei auch die Feststellung, daß sehr verschiedene Begräbnisarten und auch Leichenverbrennung gleichzeitig in Uebung gewesen sind.

Den Schluß des Heftes bildet eine Reiseschilderung des im vorigen Spätherbst hinausgesandten Herrn Stephan, der von Hitze und Kälte und mancher Geduldsprobe recht amüsant zu plaudern weiß. — Welchen Unbilden des Klimas unsere braven Forscher dort draußen bisweilen zu trotzen haben, wird recht eindringlich durch eine photographische Aufnahme Herrn Andraes vom Ende Dezember vor Augen geführt, die den Ruinenhügel von Assur mit 4 Zentimeter hohem Schnee bedeckt zeigt. Die Temperatur ging in jenen Tagen auf — 14° C hinunter.

Die Deutsche Orient-Gesellschaft hielt am 28. Mai ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath, der seit der Begründung an der Spitze der Gesellschaft gestanden hat, ist vor kurzem von seiner Stellung als erster Vorsitzender zurückgetreten. Mit Worten ehrender Anerkennung für ihn wurde die Versammlung von dem bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden, dem Staatssekretär a. D. v. Hollmann, eröffnet, der durch einstimmige Wahl des Vorstandes zu seinem Nachfolger berufen worden ist. Zur Besichtigung der jüngsten Funde aus Aegypten, sowie des ersten Exemplars des babylonischen Löwen, dessen Zusammensetzung aus glasierten Ziegeln kürzlich vollendet worden ist, lud der Vorsitzende die Mitglieder der Gesellschaft in die dem Publikum sonst nicht zugänglichen Räume des Museums ein. Den Kassenbericht erläuterte der stellvertretende Schatzmeister Herr James Simon.

*

Land und Leute im Süden von Deutsch-Ostafrika.

In einem durch zahlreiche Lichtbilder erläuterten fesselnden Vortrag sprach P. Norbertus Weber O. S. B. am letzten Freitag Abend in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft über seine Erlebnisse im Süden von Deutsch-Ostafrika.

Ausgehend von dem mit hochragenden Kokuspalmen, Mangobäumen und saftigen Bananen bedeckten Küstengebiet wandern wir mit dem Redner landeinwärts und treffen nur spärlich in einzelnen Dörfern vereinigte schwarze Mohammedaner. Schon nach einer Tagereise gleicht das Land mit seinem Laubholz einer unserer lichten Kulturen, deren Zwischenräume mit mannshohem Gras bedeckt sind. Die fruchtbaren Täler liefern dem Neger alles, was er zu seinem Unterhalt bedarf. Der Boden ist sandiger Lehm, das Wasser spärlich. Nach sechs Tagereisen kommen wir in das sogenannte Pori: die Baum- oder Buschsteppe, die über und über mit Laubwald, wechselnd mit hohem Gras und niederer Heide, bedeckt ist. Mit mächtigen Quarzadern durchzogene Gneisfelsen ragen aus dem grünen Boden. Einmal hat Redner interessante Versteinerungen: verkieselte Bäume, gefunden. Wir durchschreiten das Bergland von Utengo, das Land der roten Erde. Der Stamm der Wangoni ist ein Zulustamm und aus dem Süden nach dem Njassasee vorgedrungen, der kleinere Teil ging nach Osten, nach Ungoni, unserem deutschen Schutzgebiet, 18 Tagereisen von der Küste entfernt. Noch vor einem Jahre standen die Ungoni unter zwei großen Sultanen, deren Würde immer auf den ältesten Sohn des ältesten Bruders oder der ältesten Schwester überging. Beide sind beim Beginn des Aufstandes gehängt worden. Der nicht gedüngte und deshalb bald verbrauchte Boden duldet keine lange Seßhaftigkeit. Die Hütte der Wangoni ist rund, viereckig oder oval, fensterlos, mit weit vorspringendem Grasdach. Im Innern qualmt das Kohlenfeuer, ein mattenumsponnenes viereckiges Gestell dient als Bett. Unweit der Hütte steht ein Vorrathäuschen aus Bambusrohr für die Trockenzeit, in der Nähe ein Trockendach zum Dürren der Früchte. Der Mais hängt in einem Kranz über der Hütte oder er ist hoch an Bäumen emporgebunden. Ein Taubenschlag beweist schon größeren Reichtum des Negers. Des Kindes Wiege ist der Rücken der Mutter, auf deren Hüfte es später reitet. Der Knabe liebt die Rattenjagd oder sammelt sich Raupen zur Speise, die aus Reis oder dickem Mehlbrei besteht. Die Pubertät tritt schon im 7. bis 10. Lebensjahre ein. Sache des Vaters ist es, für den Sohn ein Weib zu kaufen, dessen Preis aus 5—20 Ziegen oder ein paar eisernen Hacken besteht. Dies gestattet dem Häuptling, viele Weiber zu halten. Der Neger altert sehr rasch, während die kleinen Krausköpfchen oft sehr anmutig sind. Schauerlich klingt die Totenklage, theatralisch veranstaltet von Klageweibern, während der Schmerz der Mutter wirklich ergreifend ist. Der tote Häuptling wird jeden Tag in eine neue Ochsenhaut eingewickelt und am neunten Tage mit dieser neunfachen Umhüllung bestattet. Die religiösen Begriffe sind auf ein Minimum beschränkt. Der Krimunguiu ist der Geist, von dem jeder Zauber kommt. Im jetzigen Aufstand sollten einige Stengel als Amulette um die Stirne gebunden und der Trunk von Zauberwasser die Kugeln aus europäischen Flinten einfach in Wasser verwandeln. Groß ist die Vorliebe für Musik. Der Lippenpflock ist im Hinterlande von Lindi der beliebteste Schmuck. Für das Christentum zeigen sich die Neger recht empfänglich. Leider hat der Aufstand das Gebiet verwüstet und die Arbeit von 10 Jahren vernichtet. Möge das Kreuz und der deutsche Adler die Zukunft dieser Völker schützen!

Wehmütig berührten — wie der Vorsitzende in seinen Dankesworten mit Recht betonte — die Entbehrungen und Gefahren der Mission, obwohl sie der Vortragende in seiner schlichten, von großer Sachlichkeit und Objektivität getragenen Art diskret zurücktreten ließ.

sb.

Kleinere Mitteilungen.

t. Druckluftlokomotiven sind jetzt als vollkommene Neuheit von einigen Eisenbahngesellschaften in den Süd-Staaten der nordamerikanischen Union eingeführt worden, und zwar für die Verfrachtung von Baumwolle, die bei Verwendung gewöhnlicher Lokomotiven zu leicht durch Funken in Brand gesetzt werden kann. Ein mit einer Druckluftlokomotive versehener Zug kann bei einer Ladung von mehreren tausend Ballen Baumwolle ohne jede Anwendung von Brennmaterial mit einer Geschwindigkeit von 20 Kilometer in der Stunde befördert werden.

ck. Der Phonograph im Dienste der Sprachforschung. Aus London wird berichtet: Um zwei interessante lokale Dialekte, deren Aussterben nicht zu verhindern ist und sich im Laufe weniger Jahre vollzogen haben wird, wenigstens für die künftige Sprachforschung zu erhalten, nehmen englische Gelehrte jetzt genaue Aufnahmen von ihnen mit dem Phonographen. Es handelt sich um den normannisch-französischen Dialekt in Guernsey und „das Manx", einen gählischen Dialekt auf der Insel Man. Man läßt alte Leute, die den Dialekt noch rein sprechen, in den Phonographen hineinreden, und die Walzen werden gesammelt und sorgfältig in Douglas aufbewahrt. In einer Untersuchung für das Verschwinden des Dialektes Guernsey führt E. D. Marquand aus, daß die alte Normannensprache, die noch auf den Kanalinseln gesprochen wird, in der Hauptsache dieselbe ist, wie die vor acht Jahrhunderten von den höherstehenden Klassen in England gesprochene, — die Sprache, in der Taillefer das „Rolandslied" in der Schlacht von Hastings gesungen haben soll. In Alderney wird dieser Dialekt sicher in ganz wenigen Jahren ausgestorben sein. In Gernsey wird er sich vielleicht noch eine oder höchstens zwei Generationen erhalten. In Jersey wird das Normannisch-Französisch am längsten überleben, zum Teil weil diese Insel ein größeres Gebiet darstellt, zum Teil wegen der Nähe Frankreichs und des Zustroms französischer Landarbeiter, die jedes Jahr einige Monate sich hier aufhalten. Der Phonograph soll nun Gedichte, Volkslieder und Erzählungen in diesem Dialekt festhalten.

* Der internationale Verband der Akademien der Wissenschaften ist am 30. Mai unter dem Vorsitz des Präsidenten der Wiener Akademie Professors Dr. Süß zu einer Sitzung zusammengetreten. Die Akademien von Berlin, Rom, Paris, London, Christiania, Kopenhagen, München und Budapest hatten Vertreter entsandt. Einstimmig wurde beschlossen, das Gesuch der japanischen Akademie in Tokio um Aufnahme in den Verband dem nächsten Kongresse zur Annahme zu empfehlen.

Hochschulnachrichten.

F. **Heidelberg**, 30. Mai. In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität habilitiert sich Dr. med. Ludwig Schreiber als Privatdozent. Seine Probevorlesung behandelt das Thema: Hereditäre Augenkrankheiten. — Wie verlautet, hat der Breslauer Chirurg Geh. Rat Dr. Garrè, der als Nachfolger Czernys hierher berufen war, den Ruf abgelehnt.

hc. **Bonn**. Für das Fach der klassischen Philologie habilitierte sich an der hiesigen Universität der Assistent am philologischen Seminar daselbst Dr. phil. Ernst Bickel.

hc. **Aachen**. Der Betriebsdirektor bei der Friedrich Wilhelms-Hütte, Adolf Wallichs in Mülheim a. d. Ruhr, ist zum etatsmäßigen Professor für Werkzeugmaschinen- und Maschinenfabrikation an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden.

hc. **Kiel**. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. Wilhelm Seelig, Vertreter der Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Statistik an der hiesigen Universität, vollendet am 2. Juni das 85. Lebensjahr

Jahrgang 1906. München, Samstag, 2. Juni. Nummer 127.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Pierre Corneille, der Dichter des Barock, und seine Gestalten.

Von Dr. Jakob Engel (Magdeburg).

Eine ähnliche Gelegenheit, wie sie uns Deutschen das Jahr 1905 bot, das Andenken eines unserer größten Dichter zu ehren, bietet unseren westlichen Nachbarn das gegenwärtige Jahr. Denn am 6. Juni werden es 300 Jahre, daß Pierre Corneille, an dessen Namen seine Landsleute, vielleicht gar seine Zeitgenossen, die Dekoration „le Grand“ angeheftet haben, das Licht der Welt erblickte. Es ist dasselbe Jahr 1606, das der Menschheit außer diesem Talente, diesem literarischen Typus der Zeit des Barock und der Allongeperücke, ein Genie wie Rembrandt bescherte.

Die äußeren Lebensumstände Corneilles zu schildern oder auch nur zu skizzieren, liegt mir fern; in der ersten besten Literaturgeschichte findet man darüber zur Genüge. Nur auf gewisse Punkte auf seinem äußeren Lebenswege will ich, muß ich aufmerksam machen, weil sie von selten tiefer Bedeutung für sein Geistesleben geworden sind. Die Normandie war das engere Vaterland Corneilles, dessen Familie dort seit Alters ansässig war. Unverkennbar sind gewisse hervorstechende Eigenheiten des normannischen Volkscharakters in den dramatischen Werken des Dichters. So die reiche Begabung an praktischem Verstand, aber der Mangel an Genie; so die stiefmütterliche Ausstattung mit poetischem Sinne, aber auch die feste Männlichkeit des Charakters, die, wahrscheinlich ein Erbstück aus der skandinavischen Urheimat, den Heroinen des normannischen Dichters eigentümlicher ist als seinen Helden.

An seine Berufstätigkeit als Advokat erinnert die nicht geringe Zahl geradezu forensischer Reden und Gegenreden, die er seine Personen halten läßt. Der Zeitgeschmack kam ihm dabei nicht minder zustatten wie einst dem Euripides, dessen Publikum die Vorgänge auf der Bühne im Lichte einer Gerichtssitzung betrachtete.

Aber beide Umstände charakterisieren Corneille noch lange nicht genug; ein Drittes, auf das erst kürzlich Steinweg in seinem guten Buche über die Kompositionsweise des Dichters aufmerksam gemacht hat, ist es, das Corneille zu einer geradezu eigenartigen Erscheinung in der Literaturgeschichte überhaupt macht. Es ist seine ungewöhnliche Empfänglichkeit für architektonische Erscheinungen; die seinerzeit charakteristische Stilart spiegelt sich förmlich in seinen dramatischen Ergüssen wider. Es hängt gewiß damit zusammen, daß Rouen, die Hauptstadt der Normandie, der Geburtsort unseres Dichters ist, worin er den weitaus größten Teil seines Lebens verbrachte. Rouen aber ist eine Hauptstätte gotischer Baukunst; Perlen der Architektur hat es in seiner Kathedrale von Notre-Dame und in seinem Justizpalaste aufzuweisen. Innerhalb dieses Gebäudes war ein besonderes Schmuckstück der große, hochgewölbte „Saal der Advokaten“, dessen Holzdecke mit ihren herrlichen Verzierungen ein tektonisches Meisterwerk ersten Ranges ist. Oft genug hatte Corneille Gelegenheit, in diesem Saale amtlich zu tun; seine übertriebene Sucht, zu gliedern, und seine Freude am Konstruieren darf wohl auf dieses gotische Milieu, das überhaupt sein Auge für architektonische Erscheinungen schärfte, zurückzuführen sein; sein Schwelgen in pompös-rhetorischem Pathos, sein Bemühen, seinen Gestalten wahre Herkulesarbeiten in sittlicher Hinsicht aufzuerlegen, sind Spiegelungen des damals Mode werdenden Barockstiles mit seiner Vorliebe für gigantische Uebertreibung der natürlichen Maßverhältnisse, Reflexe jener Zeit, die an Perücken von Millionen Locken und ellenhohen Socken Gefallen fand, der es darauf ankam, größer zu scheinen, als zu sein.

Da Corneille aus äußeren Rücksichten seine Tätigkeit zwischen seinen Berufspflichten und dem Theater, wohin ihn seine Neigung zog, teilen mußte und er trotzdem eine ebenso stattliche Zahl dramatischer Werke wie Shakespeare, der doch ausschließlich in Theaterluft lebte, hinterließ, liegt ein Schluß auf die Qualität seiner poetischen Leistungen sehr nahe. Kaum zehn Jahre, nachdem ihm in seinem Cid, dank seiner spanischen Vorlage, der erste große Wurf gelungen war, fing sein Pegasus schon zu hinken an, von den Spätlingen seiner Muse wollte das französische Publikum nichts mehr wissen. Aber in den Tragödien seines besten Mannesalters, die seinen für Diktion so empfänglichen Landsleuten durch eine nie gehörte Vollendung der Sprache imponierten, hat er sich ein bleibendes Denkmal im Herzen seines Volkes gesetzt. Selbst Deutsche mit der Hamburger Dramaturgie im Kopfe läßt die Verve seiner Verse bei einer Aufführung des Cid oder Cinna durch französische Schauspieler nicht kalt. Franzosen müssen etwas Aehnliches dabei empfinden wie wir beim Anhören Schillerscher Jamben, die selbst den Widerstrebenden in den Bann des Dichters zwingen.

Darum sind die Franzosen noch heute stolz auf ihren „großen“ Corneille und hüten seinen Ruhm wie ein nationales Eigentum. Dies schließt aber nicht aus, daß es Corneille in Frankreich jetzt so ähnlich geht wie bei uns in Lessings Tagen dem Sänger des Messias, den man zwar mit Eifer lobte, aber mit Vorsicht genoß. Die Auffrischung seines Andenkens zur Zeit der nächsten Sonnenwende wird dieses platonische Verhältnis zu dem Dramatiker der Barockzeit kaum inniger gestalten. Natürlich werden ihm seine Landsleute am 6. Juni reiche Altäre erbauen, dicke Weihrauchwolken zu des Jubilars und Frankreichs Ehren emporwirbeln lassen und sich aus den heroischen und patriotischen Phrasen eines Rodrigue und Horace einen förmlichen

Champagnerrausch antrinken. Aber schon vom Lendemain an werden sie sich, um einen drastischen Ausdruck Friedrich Hebbels zu gebrauchen, lieber mit Hugo, Dumas, Sardou und Genossen in den Mist einwühlen, als mit Corneille und Racine im Luftballon aufsteigen.

Ausländern, wie z. B. dem Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie, der die Rodugune, das Lieblingskind des neugallischen Poeten, so unsanft am Zopfe faßte und kein gutes Haar an ihr ließ, rufen unsere westlichen Nachbarn zu: Favete linguis; sie selbst aber lassen es sich nicht nehmen, ihrem großen Corneille allerhand kritische Nadelstiche zu versetzen. Mit Recht mokieren sich Boileau und Voltaire über die Spitzfindigkeit des normannischen Dramatikers im besonderen und im allgemeinen. Der Philosoph von Ferney läßt es aber dabei nicht bewenden; trotz aller Bravos, die er in seiner Corneille-Ausgabe seinem älteren Bruder in Apollo spendet, rümpft er doch fortwährend seine kritische Nase, bald über vulgäre Redewendungen, bald über mangelhafte Technik, bald über die fadenscheinigen geschichtlichen Kenntnisse Corneilles. Solcherlei Vorwürfe vermögen dem Ansehen Corneilles als Dramatiker keinerlei Abbruch zu tun. Richtiger erkannte Beaumarchais, der berühmte Dichter von Figaros Hochzeit, wo den normannischen Poeten eigentlich der Schuh drücke, indem er ihm allzu sklavische Abhängigkeit von seinen historischen Gewährsmännern vorwarf. Er meinte damit genau dasselbe wie in unseren Tagen der bekannte Akademiker Ferdinand Brunetière, daß nämlich Corneille das allgemein Menschliche zugunsten des individuell Monströsen, das er gerade in seinen Quellen fand, vernachlässigt habe. Eine schwere Sünde für einen dramatischen Dichter, dessen Aufgabe es ist, der Natur einen Spiegel vorzuhalten; aber ein mildernder Umstand fällt für Corneille wuchtig in die Wagschale: Pierre Corneille hätte ein Genie sein müssen wie Shakespeare und Rembrandt, eine Art Columbus wie diese, die den wahren Menschen unter menschenähnlichen Wesen erst entdecken mußten, wenn er, im Banne der modischen Architektur und noch dazu seit Kindesbeinen von Seneca, dem Tragiker des altrömischen Barock, stark beeinflußt, nicht gerade auf das Gigantische und Groteske, das ihm seine Quellen boten, zugestürzt wäre wie ein Adler auf seine Beute.

Seitdem die französischen Kunstrichter mit den Heroen der englischen und deutschen Literatur vertrauter geworden sind, gestehen sie den Jugendwerken Corneilles vor 1636 nur einen historischen Wert zu und lassen sie seine Künstlerschaft nur in bedingter Weise gelten. Das Piedestal, auf welches Frankreich den normannischen Dichter gestellt hat, wird dadurch nicht niedriger. Gerade in bezug auf Corneille sagte Goethe einmal zu seinem biederen Eckermann: „Ueberhaupt der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Talents."

Was unsere westlichen Nachbarn in erster Reihe an ihrem Corneille schätzen, liegt auf ethischem und nationalem Gebiete. Sind doch des Dichters Gestalten vielfach die Verkörperungen von Gesinnungen und Eigenschaften, die in den Augen der Franzosen besonderen Wert haben; spiegelt sich doch in seinen Meisterwerken eine der glänzendsten Epochen der französischen Geschichte, als ein selbstbewußter trotziger Adel, kraft der zielbewußten Härte des Kardinals Richelieu, sich vor der Größe der monarchischen und nationalen Idee zu beugen begann, als Frankreich im Gefühl innerlicher Erstarkung sich einer Welt in Waffen gewachsen glaubte[1]) und seine bisherigen Grenzen wie eine beengende Schnürbrust empfand.

Welche Seelen oder Geisteskräfte sind es nun, die jenseit des Wasgau in besonders hohem Kurse stehen? Die Tatsache, daß unter allen Königsgestalten, die auf dem Throne des hl. Ludwig gesessen, keine volkstümlicher ist als die Henri IV, gibt uns darüber Aufschluß; die Vereinigung von Bravour und Esprit machten ihn dazu. Schon der graue Römer Cato bemerkt in seiner Vorgeschichte Roms, daß der echte Gallier auf zwei Dinge sonderlichen Wert lege, auf die Bravour und auf den Esprit,[2]) wie Mommsen den letzteren charakteristischen Ausdruck in Ermangelung eines deutschen übersetzt hat.

Wie sich auch im Laufe einer mehr als 2000jährigen Geschichte bei den Galliern und ihren romanisierten Nachkommen das Ideal kriegerischen Heldentums und seines Trägers gewandelt hat, die persönliche Bravour des einzelnen gilt an den Ufern der Seine und Loire noch mehr als hierzulande, und der Mangel gerade dieser Eigenschaft war es, der seit den Tagen der langhaarigen Merovinger bis zur Katastrophe von Sedan so mancher Dynastie den Thron kostete, worauf sie der tapfere Arm ihrer Vorfahren gehoben hatte. Mit der Bravour aber ist Großmut gegen den gebeugten Gegner und ritterliches Ehrgefühl verschwistert.

Es war Corneille wie keinem seiner Vorgänger gegeben, Töne anzuschlagen, die jedes französische Herz elektrisierten. Darum schätzte der korsische Imperator, der die kriegerische Begabung der Franzosen so sehr in Anspruch nahm, den Dichter des Cid und Horace so hoch. Wie Goethe erzählt, sagte er von ihm: S'il vivait je le ferais prince. Was Heinrich Heine im zweiten Buch seiner romantischen Schule von dem zärtlichen Racine sagt, paßt noch besser von dem spartanischen Corneille. Wer weiß, wie viele Zentner Ruhm von der Vendômesäule diesem Tyrtäus Frankreichs für seine Verse gebühren, die die französischen Helden allenthalben zu ihren Ruhmestaten begeisterten. Eine so schöne Blume im Garten der Ethik auch die französische Bravour ist, im Verborgenen will sie nicht blühen, sie will betrachtet, will bewundert werden. Und das gleiche gilt vom Esprit. Auf Gründlichkeit des Gedankens kommt es diesem nicht im mindesten an; er will vielmehr durch eine eigentümliche Fassung des Gedankens dem Urteil imponieren und es, wenn auch nur momentan, gefangen nehmen, entweder durch die Vereinigung kontrastierender Begriffe zu überraschender komischer Wirkung oder durch Entdeckung einer Aehnlichkeit in auseinander liegenden Begriffen oder einer Verschiedenheit in verwandten. Ersteres war Voltaires Fall, letzteres Corneilles.

Gerade darin erblickt Lessing in seiner berühmten Besprechung der Corneilleschen Rodogune ein auffallendes Kennzeichen des Witzes. Während das Genie nur Begebenheiten beschäftigten, die ineinander gegründet seien, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen bildeten, gehe der Witz nur auf das Aehnliche und Unähnliche und halte sich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts als die Gleichzeitigkeit gemein hätten. Also mit einem Nebeneinander der Dinge hat es der Witz zu tun. Unwillkürlich muß man bei diesem Schluß des hamburgischen Dramaturgen daran denken, was der Verfasser des Laokoon von der Aufgabe des bildenden Künstlers sagt. Worin besteht diese nämlich? In der Darstellung der Körper nebeneinander im Raume. Wie nun, wenn Corneilles Dramaturgie, die je länger, je mehr darauf ausging, die Fäden der Begebenheiten zu einem wahren Rattenkönig zu verflechten und eine einfache Handlung in grotesker Weise zu verschnörkeln, mit seiner ausgeprägten Neigung für das Architektonische zusammenhinge? Karl Steinweg[3]) wenigstens führt seine architektonische Anlage, die andere Fähigkeiten geradezu überwucherte, auf die überwältigenden Eindrücke zurück, die der junge Dichter von dem baulichen Milieu seiner Vaterstadt empfing. Schon Voltaire ist es aufgefallen, daß Corneille in seinem Cinna, um die formale Symmetrie der Akte zu wahren, den zweiten Akt der Tragödie mit zwei überflüssigen Szenen ausgestattet hat. In der „Suivante", einem der Jugendscherze des Dichters, zählt jeder Akt genau 340

[1]) In diesem Sinne sagt Rodrigo im 5. Akte des Cid:

Wo wär' ein Feind, der jetzt mir widerstünde?
Heran ihr Mauren und ihr Navaresen,
Ihr Helden alle des hispan'schen Lands,
Vereinigt eure Scharen wider mich.
Mein Arm ist jetzt zu jedem Kampf gefeit.

[2]) Pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur, rem militarem et argute loqui.

[3]) C. Steinweg: Corneille, Kompositionsstudien zum Cid, Horace &c. Halle a. S. 1905.

Verse. Am auffälligsten aber tritt dieser Hang für das Symmetrische in seiner berühmten Römertragödie Horace hervor. Von vornherein scheint sich der Verfasser einen förmlichen Bauriß gemacht zu haben, wonach der Anfangs- und Schlußakt je drei Szenen umfassen solle. Nur so ist es zu erklären, daß der erste Akt, der nur Vertrauten- und Botenszenen enthielt und der aus materiellen Gründen die vier ersten Szenen des zweiten Aktes hätte in sich begreifen sollen, so ungenügend abschließt. Wenn man so den Dichter-Architekten förmlich mit Zirkel und Lineal arbeiten sieht, anstatt sachliche Rücksichten walten zu lassen, begreift man auch, warum der vierte Akt nicht an wirkungsvoller Stelle, nämlich mit der Ermordung der Heldin, schließt, sondern warum ihm noch zwei Szenen angeklebt sind. Es geschah der leidigen Symmetrie zuliebe, damit der Schlußakt nicht fünf Szenen, sondern nur drei wie der Anfangsakt enthalte. Um die Symmetrie auf die Spitze zu treiben, baute der Konstrukteur von Dichter den mittelsten Akt aus sechs Szenen zusammen. Weitere Beispiele dieser Art finden die Interessenten in dem genannten Buche von Steinweg in Hülle und Fülle.

Diese einer anderen Kunstsphäre entnommene Rücksichtnahme auf pure Aeußerlichkeiten macht Corneille zum Pedanten und überwuchert gleich einem Unkraut diejenigen Anlagen in ihm, die den wahren Dichter und speziell den Dramatiker ausmachen. Wie ein Paradies und eine Wüste ähneln sich in Hinsicht auf dichterische Phantasie Shakespeare und Corneille; aber auch mit geringeren Göttern des Parnaß verglichen, fährt der normannische Dichter nicht besser; seine poetische Einbildungskraft gleicht einer dürren Heide. Nur als Dichter-Architekt ließ Corneille seiner Phantasie die Zügel schießen, nur insofern, als er seine Gestalten einer anderen Welt, einem wahren Riesenheim entlehnte. Wohl überragten gerade zu seiner Zeit ein Richelieu und ein Cromwell, ein Gustav Adolf und ein Wallenstein die übrige Menschheit um mehr als Hauptes-länge, aber nicht so sehr wie die Gestalten seiner Phantasie die Menschen von Fleisch und Blut. Sie sind nur den gigantischen Figuren des Barock vergleichbar, die jedes natürlichen Maßes spotten, bei denen die große Zehe fast so groß ist wie der Kopf eines neugeborenen Kindes. Unter dieser Hypertrophie seines architektonischen Verstandes müssen auch die Kräfte seines Gemüts gelitten haben. Denn nur ganz vereinzelt hört man von ihm einen Ton, der von Herzen kommt und zu Herzen geht. Was bei Shakespeare die Regel, ist bei ihm die Ausnahme. Selbst die Gestalten des höfischen Racine muten uns trotz „des falschen Anstandes prunkender Gebärde" menschlicher an als die gigantischen Geschöpfe Corneilles, die zwar Menschenantlitz tragen, aber anders fühlen und denken als die Kinder dieser Erde. Hamlet käme bei ihrem Anblick in Versuchung, zu sagen: „Ich glaubte, irgend ein Handlanger der Natur habe Menschen gemacht und sie verpfuscht." Das Objekt des normannischen Dramatikers, dessen beste Jahre in die Zeiten der roten Eminenz fallen, in eine Periode, wo der Staat Selbstzweck wurde, ist nicht der Mensch überhaupt, sondern der Mensch, insofern er im Staate eine führende Rolle einnimmt. Auch Shakespeare sucht seine Helden auf den höchsten Höhen der Gesellschaft, weil da der Wirbelwind der Leidenschaften rückhaltloser weht als in den Niederungen des Lebens. Während die Kinder der Corneilleschen Muse niemals das Staatskleid und die Allongeperücke ablegen, entäußern sich die Männer und Frauen des britischen Aeschylus, bald in höchster Leidenschaft, bald in aller Seelenruhe oft genug der Hülle, womit Zeit und Raum und der Zufall der Geburt sie bekleidet haben, und zeigen sich uns in ihrer ganzen menschlichen Nacktheit, wie sie Gott geschaffen. So hoch sie auch auf der sozialen Leiter stehen, exklusiv sind die Heroen Shakespeares keineswegs, sie stehen im Verkehr mit Leuten aller Art, und wie Rembrandt seine Meister sucht in der Abtönung und Verteilung des Lichts und Individualisierung der Körper, so Shakespeare in der Individualisierung der Charaktere. Das Individualisieren versteht Corneille ebensowenig wie sein Zeitgenosse Lebrun, der Prunkmaler Ludwigs XIV., es sei denn, daß er nach der Art der Barockartisten, die Licht und Schatten auf das stärkste zu kontrastieren pflegten, den schreiendsten Gegensatz der Charaktere und den plötzlichsten Wandel in ihren Ansichten und ihrem Verhalten darstellt. So stellt er in seiner Rodogune teuflische Bosheit und engelreine Gesinnung, verkörpert durch die Königin Kleopatra einerseits und ihre Söhne andrerseits, gegenüber, in seinem Cinna unermüdliches Wohlwollen und schwärzesten Undank, repräsentiert durch den Kaiser Augustus und den Titelhelden, in seinem Heraclius blutschnaubende Tyrannei und übermenschlichen Opfermut in den Personen des byzantinischen Kaisers Phokas und seines Sohnes. Was die plötzlichen Charakterwandlungen betrifft, so bieten Beispiele Aemilia, die Heldin in Cinna, die sich im Handumdrehen aus einer blutroten Tyrannenfeindin in eine lilienweiße Anhängerin der absoluten Monarchie verwandelt; ferner Camilla in Horace, die aus einer Vollblutrömerin plötzlich zum schwächsten der Weiber wird. Nicht minder schnell vollzieht sich in der Märtyrertragödie Polyeucte die Metamorphose des Christenverfolgers Felix in einen feurigen Anhänger des Kreuzes. Aufs Imponieren kam es den Künstlern des Barockstils vor allem an. Kein anderes Ziel verfolgte Corneille mit seinen Tragödien, zu Staunen und Bewunderung sollten seine Helden das Publikum hinreißen. Uebrigens fühlte sich der Barockdichter dabei in schönstem Einklang mit Aristoteles, dem Hochverehrten, der in seiner Poetik die Erregung von Mitleid und Furcht als die Aufgabe des ernsten Dramas bezeichnet hatte. Zunächst las er aus den Worten jenes Evangeliums in Kunstangelegenheiten heraus, daß der tragische Dichter seinen Helden zum Gegenstand entweder des Mitleids oder der Furcht machen müsse. Während Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie den letztgenannten Begriff dahin interpretierte, daß Furcht das auf uns selbst bezogene Mitleid sei, identifizierte Corneille Furcht mit „Schrecken" und machte sich nun zur Aufgabe, die Seele des Zuschauers mit Schrecken zu erfüllen. Staunen ob ihrer Entmenschtheit sollen diejenigen seiner Gestalten hervorrufen, die den Schrecken entfesseln, Bewunderung diejenigen, die, in den Strudel schreckensvoller Ereignisse geworfen, darin entweder rümlich untergehen oder sich glanzvoll emporringen.

Das Mittel, das der Dichter des Barock mit Vorliebe anwendet, um für seine Gestalten Bewunderung zu erwecken, ist, daß er in ihre Brust einen Widerstreit von Pflichten verlegt, und zwar von Pflichten, gegen deren eine man nicht verstoßen darf, ohne ein anderes teures Gefühl zu verletzen. In seiner Märtyrertragödie Polyeucte z. B. und in seiner Rodogune bringt er kindlichen Gehorsam in Konflikt mit der Liebe, in seinem Cid läßt er töchterliche Pietät gegen den vom Geliebten getöteten Vater mit der Liebe und zugleich auch Liebe mit Familienehre kämpfen, im Horace läßt er Liebe und Vaterlandsgefühl, in seinem Don Sanche Liebe und Untertanenpflicht in Zwiespalt geraten.

Das Urbild für diese Art von Tragik ist die Sophokleische Antigone, auf welche Hegel seine Theorie des Tragischen gegründet hat. Warum ist nun gerade Shakespeare, der Meister der tragischen Kunst, dieser Art von Konflikten bis auf einen Fall stets aus dem Wege gegangen? Ich glaube, aus keinem anderen Grunde, als weil der Mensch hier zu sehr Opfer der Verhältnisse ist und zu wenig Gelegenheit findet, seine Individualität zu entfalten.

Unser Schiller dagegen, der seit seiner Mannheimer Zeit in französisches Fahrwasser geraten war und sich der Einwirkung Corneilles im besonderen ausgesetzt sah, hat gleichfalls eine eigentümliche Vorliebe dafür, seine Menschen in solch moralische Zwickmühlen zu versetzen. Seine Jungfrau von Orleans stellt er vor die unter allen Umständen verhängnisvolle Wahl, ob sie ihrem Fahneneid treu bleiben oder der Stimme ihres Herzens folgen solle; seinen Tell vor das Dilemma, seinen Sohn möglicherweise selbst zu erschießen, ihn andrerseits durch Unterlassung des Apfelschusses sicherem Verderben preiszugeben, seinen Max Piccolomini vor die peinvolle Entscheidung zwischen Ehre einerseits und Liebe und Freundschaft andrerseits. Aber duo cum faciunt idem, non est idem. Schiller war mit der Seele dabei, Corneille nur mit dem Verstande. Der Schüler

Kants schrieb mit seinem Herzblute von Selbsterlebtem, vom Kampfe zwischen Neigung und Pflicht, vom Kampfe des natürlichen und geistigen Menschen. Der Dichter-Architekt dagegen, der die Controversiae des Philosophen Seneca nicht umsonst gelesen hatte, wollte seinen Esprit leuchten lassen, fand am Konstruieren seine Freude, stand ganz im Banne der auf das Imponieren gerichteten Mode.

Einige Gestalten Corneilles mögen das Gesagte illustrieren. Unter den gewaltigen Karyatiden seines Kunsttempels ist Ximene, die Heldin im Cid, diejenige, welche der Aristotelischen Forderung, daß der Held des ernsten Dramas Mitleid und Furcht erwecken solle, am meisten entspricht. Zwar nimmt auch die stolze Spanierin, die früheste von Corneilles Frauengestalten, einen mächtigen Anlauf, um das Publikum zu eitel Bewunderung hinzureißen, indem sie, anstatt dem Geliebten, der ihr durch eine unglückliche Verkettung der Umstände den Vater im Duell getötet, einfach zu entsagen, beim König auf dessen Tod dringt und dem Rächer ihre Hand verheißt. Aber sie hat es im Stoizismus doch noch nicht so weit gebracht wie spätere Geschöpfe des Dichters, denn ihr natürliches Gefühl kommt immer wieder zum Durchbruch und verscheucht schließlich die Rachegedanken. Der Dichter würde seine Ximene zu einer wahrhaft tragischen Gestalt erhoben haben, wenn er ihr den Gedanken gegeben hätte, sich aus dieser Scylla und Charybdis von Pflichten hinter Klostermauern zu flüchten, um dort dem Verluste von Vater und Geliebten zugleich nachzuweinen, oder wenn er sie unter der moralischen Last hätte zusammenbrechen lassen. Indem Corneille durchblicken läßt, daß Ximene und Rodrigo trotz allem „Wenn und Aber“ doch noch ein Paar werden, tut er kund und zu wissen, daß er von den Gefühlen, deren Kampf er in die Brust seiner Heldin verlegt, soviel versteht wie der Blinde von der Farbe. Wer wissen will, wie ein wahrer Dichter, dem nicht nach Bewunderung von Kindern und Affen der Gaumen steht, diesen gordischen Knoten lösen kann, der lese den Roman „Jürg Jenatsch“ von K. F. Meyer, dem bei dem Verhältnis seines Helden zu Lucrezia von Planta ausgesprochenermaßen das Verhältnis des Liebespaares im Cid vor Augen schwebte.

Auch Shakespeare schreibt im Hamlet ein sehr ähnliches Problem. Aber seelenkundig wie er ist, hütet er sich, seine Ophelia vor die Wahl zwischen Liebe und Abscheu der nämlichen Person gegenüber zu stellen, er läßt sie vielmehr alsbald in Wahnsinn und Tod versinken. Auch die Römerjungfrau Camilla in seinem Horace, den er auf den Cid bald folgen ließ, ist auf die Grenzlinie von Bewunderung und Bemitleidung gestellt. Um unsere Bewunderung buhlt sie zu Anfang, wo sie mit vollen Backen in die Tuba starren Römertumes stößt, und da, wo sie den Tod durch das Schwert des eigenen Bruders auf sich heraufbeschwört. Viele Umstände legen sie unserem Mitleiden ans Herz: sie sieht ihren Bräutigam gegen ihre Brüder in den Kampf ziehen, sie erfährt den Tod des ersteren durch die Hand des letzteren, ihr Vater und ihr Bruder haben keine Spur von Verständnis für ihren Schmerz und geben ihr Steine statt Brot zum Troste. Aber ihr eigener Tod durch die Hand ihres Bruders weckt das Mitleid nicht; nach der Absicht Corneilles sollte er das auch nicht, sondern Bewunderung erregen. Aber nur einem Geschlechte, dem Schein und Unwahrheit über Wesenhaftigkeit und Wahrheit ging, konnte Camillas Tod imponieren. Auch hier schrieb der Dichter nicht mit seinem Herzblute, sondern arbeitete gleichsam mit Zirkel und Lineal. Denn nicht im Ausbruch tiefsten Schmerzes der Verzweiflung schleudert sie ihrem Bruder Horazius ihre Flüche über Rom und Römertum ins Gesicht, sondern in kalter Berechnung, ihn durch Schwestermord in Schande und Tod zu stürzen.

Fast ausschließlich auf Bewunderung ist ihre Schwägerin Sabina, die sich als Gattin des siegreichen Römers und als Schwester der gefallenen Albaner in einer ähnlichen Zwangslage befindet, wie Camilla angelegt. Wohl bittet sie ein hochgeehrtes Publikum per Adresse ihrer Vertrauten um Nachsicht, wenn sie sich der Situation nicht ganz gewachsen zeigen sollte, aber in demselben Atem appelliert sie als Tochter, Gattin und Schwester von Helden an unsere Bewunderung, indem sie sich als ein Ueberweib vorstellt, dem selbst dieser Schmerz keine Träne erpressen solle. Seinen höchsten Trumpf aber glaubt der Dichter des Barock auszuspielen, wenn er Sabina in Worten, die den Pelion auf den Ossa türmen, bald ihren Gatten, bald den König anflehen läßt, sie von der Bürde des Lebens zu befreien. Charakteristisch für die Zeit absoluter Fürstengewalt ist es, daß sich Camilla dem Gebote des Königs, wie bisher ihrer Pflicht zu leben, ohne Murren fügt. Auch Shakespeare hat Römerinnen auf die Bühne gebracht; aber über menschliches Maß reicht keine von ihnen hinaus, weder Octavia, die weinend zwischen der Feindschaft von Bruder und Gemahl steht, noch Virgilia, die Gattin des Helden Coriolan, welche die potenzierte Frauenhaftigkeit ist, noch Porcia, die Lebensgefährtin des Brutus, die zwar stoisch sich selbst den Tod gibt, la mort sans phrase, aber nicht mit ihrem Stoizismus den Gründlingen im Parterre die Ohren volldonnert.

(Schluß folgt.)

Zitat und Plagiat.

Von Max Schultz (Berlin).

Ein witziger Plagiarius könnte, um sich zu entschuldigen, sein Plagiat beschönigend als ein größeres Zitat bezeichnen, bei dem nur die „Gänsefüßchen“ versehentlich vergessen seien. Ich weiß nicht, ob diese Ausrede schon gebraucht worden ist. Gewöhnlich gilt der Vorwurf des Plagiats als ein so ernstlicher Tadel, daß der Beschuldigte nicht daran denken darf, durch einen leichten Scherz über die fatale und unangenehme Sache hinwegzukommen. Auch werden in Wirklichkeit wohl kaum Fälle vorkommen, wo man im Ernst zweifelhaft sein könnte, ob es sich um ein Zitat oder um ein Plagiat handelt. Immerhin sind beide demselben Oberbegriff „Entlehnung“ subordiniert, und eine vergleichende Betrachtung ist vielleicht nicht ohne Interesse. Es soll dabei hauptsächlich auf die Motive geachtet werden, welche den Schriftsteller veranlassen, ein Zitat zu verwenden oder ein Plagiat zu begehen.

Sehr verschieden können die Gründe sein, weswegen ein Autor Zitate anwendet. Als ein besonderer Fall sei zunächst das Zitat als Belegstelle in Rezensionen und Kritiken erwähnt. Hier ist das Zitat natürlich unumgänglich; denn die zitierte Stelle ist ja zugleich Objekt der Betrachtung. Selbstverständlich gibt es für diesen Fall kein Gegenstück beim Plagiat. Das gleiche gilt auch für den zweiten Fall, wenn das Zitat als Beweisstelle dient. Man kann hier vielleicht zwei Unterfälle unterscheiden. Entweder will man durch den angeführten Ausspruch nur den betreffenden Schriftsteller bezw. dessen Zeitalter charakterisieren, dies ist streng genommen dasselbe Verhältnis wie eben bei der Rezension eines Buches; oder man will durch die Ansichten anderer Schriftsteller die Richtigkeit seiner eigenen Ausführungen dartun. Man beruft sich zu diesem Zweck auf die Autorität anderer. Gewiß ist es sehr angenehm, wenn man sich in Uebereinstimmung mit vielen bedeutenden Männern weiß; einen Goethe, einen Kant wird jeder Schriftsteller gern als Anwalt für sich sprechen lassen; viele werden für eine Ansicht bestochen, wenn sie erfahren, daß bedeutende Männer dieselbe Meinung geteilt haben. Es ist die bekannte Macht der Suggestion. Oft wird freilich mit den Zitaten Unfug getrieben, indem Sätze eines berühmten Schriftstellers aus dem Zusammenhange gerissen werden, um dann als Beweis für eine Ansicht zu gelten, die mitunter der Meinung des zitierten Schriftstellers entgegengesetzt ist. Niemals kann der Autoritätsbeweis allein genügen und den Schriftsteller, der eine Sache vertritt, der Pflicht entheben, selbst Gründe für seine Meinung vorzubringen. Man kann mit mehr Recht umgekehrt behaupten, daß die Anführung anderer Autoritäten überflüssig ist, wenn eine gute Sache für sich selbst spricht. Es sei mir gestattet, hier gleichfalls ein Zitat anzuführen. Der „im Zitieren selbst so unermüdliche Buckle“ sagt einmal humorvoll in einem Brief an Miß Shirreff: „Wie unschön ist es von einem Menschen,

von den Autoren Beweise für ihre Behauptungen zu verlangen, und wie dumm von den Autoren, die Beweise zu liefern."

Ich will hier nicht mit meiner Kenntnis Buckles prahlen; ich bemerke daher, daß ich obigen Ausspruch nicht in den Schriften Buckles selbst gefunden habe — ich hatte bisher keine Gelegenheit, diesen Schriftsteller zu lesen —, sondern in dem Werk eines Deutschen (E. Dühren) über englische Kulturverhältnisse. Ich habe damit schon den dritten Grund berührt, warum viele Schriftsteller gern zitieren. Der Gebrauch vieler Zitate gibt ein gelehrtes Ansehen; der Schriftsteller will mit seiner großen Gelehrsamkeit prunken. Es ist bekannt, daß hier nicht immer der Schein der Gelehrsamkeit der Wahrheit entspricht; in vielen Fällen hat der Schriftsteller erst kurz vorher das seltene Zitat — sei es nun aus Spinoza oder aus Brantôme oder gar aus einem japanischen Schriftsteller — in einem dritten Buche gefunden, vielleicht gar in einer Zitatensammlung, und er müßte schweigen, wenn man ihn nach dem Zusammenhange befragen wollte, in dem sich jenes Zitat bei seinem Verfasser findet. Da auch manchmal Zitate angeführt werden, die sich in Wirklichkeit bei dem genannten Schriftsteller gar nicht finden, ist es in wissenschaftlichen Werken Brauch, bei wichtigen Belegstellen stets genau den Ort anzugeben, und es auch besonders hervorzuheben, wenn man das Zitat an einer dritten Stelle gefunden hat.

Ferner werden Zitate angeführt, weil man sie für schön hält und durch dieselben seine eigenen Ausführungen schmücken will. Aus diesem Grunde lieben es auch viele, beim Gespräch und in der Unterhaltung Dichterstellen zu zitieren. Es kommt hier freilich meist als zweites Motiv der oben angeführte Beweggrund hinzu: man will mit seiner Belesenheit prahlen. Gleichfalls zu erwähnen ist hier, daß jemand bei einem Vortrag oder in einem Aufsatz, z. B. bei der Biographie eines Dichters, größere Stellen aus dessen Dichtungen und Schriften anführt. Dies geschieht in der Regel nicht, weil man diese Proben als Beweisstellen braucht, sondern weil sie den Vortrag schmücken sollen, weil der Hörer oder der Leser sich an den rezitierten und angeführten Stellen erfreuen soll.[1]) Man wird ferner einen Schriftsteller häufig zitieren, wenn man für denselben eine besondere Vorliebe hat. Wer für Heine schwärmt, wird oft dessen Verse anführen; wer auf die Worte eines bestimmten Philosophen schwört, wird bei jeder Gelegenheit aus dessen Schriften zitieren. Wir haben hiermit den letzten Fall berührt: Man zitiert einen bestimmten Schriftsteller, weil man denselben hochschätzt und ihn gern zu Worte kommen läßt, vielleicht auch, um weitere oder engere Kreise auf den Schriftsteller aufmerksam zu machen und zum Studium seiner Werke anzuregen. Man wird natürlich auch in diesem Falle beim Zitat stets in einer Anmerkung das Werk genau bezeichnen, aus dem man die Stelle entnommen hat, vielleicht auch den Verlag und den Preis angeben.

Es sei gestattet, kurz zusammenzufassen. Abgesehen davon, daß man bei einer Kritik oder Charakteristik Belegstellen aus dem betreffenden Werke angibt oder Proben der besprochenen Litteratur anführt, zitiert man 1. weil man die Richtigkeit seiner eigenen Ansicht bekräftigen will, 2. weil man seine Belesenheit zeigen will, 3. weil man durch wohllautende Zitate seine eigenen Ausführungen schmücken will, 4. um durch zahlreiche Zitate den Umfang der eigenen Arbeit zu vergrößern, 5. weil man für einen Schriftsteller eine besondere Vorliebe hat und zum Studium desselben anregen will. Natürlich können im Einzelfalle noch andere Gründe hinzutreten. Man braucht vielleicht ein Zitat als Ueberleitung oder als Abschluß eines Aufsatzes oder verwendet es als Motto, oder man will durch ein Zitat eine humoristische Wirkung erzielen u. s. w.

Der oben unter 4. angeführte Beweggrund ist zugleich das Hauptmotiv des Plagiators; letzterer betreibt die Sache nur ausgedehnter und raffinierter; er läßt die Anführungsstriche weg und will den Leser oder den Verleger glauben machen, daß die betreffenden Sätze von ihm selbst geschrieben seien. Ein solches Verhalten trifft mit Recht der schärfste Tadel, und der Plagiator wird, wenn man ihn überführen kann, wie jeder andere Dieb mit Gefängnis bestraft. Daß vielleicht unwesentliche Aenderungen vorgenommen sind, ändert an der Sache kaum etwas. Manchen Schriftsteller mögen ungünstige äußere Verhältnisse, die Notwendigkeit, um jeden Preis Geld zu verdienen, zum Plagiat veranlaßt haben; als Milderungsgrund mag der Richter dies in einzelnen Ausnahmefällen gelten lassen, wie man ja auch bei der Beurteilung jedes anderen Diebstahls auf traurige Lebensverhältnisse des ertappten Missetäters Rücksicht nimmt. Dieser Entschuldigungsgrund fällt weg, wenn der Plagiarius nicht oder nicht in erster Linie materielle Vorteile durch die Arbeit eines anderen erreichen will, sondern wenn es ihm in der Hauptsache nur darauf ankommt, durch seine schriftstellerischen Arbeiten Ansehen und Ruhm zu erlangen, die ihm doch eigentlich nicht zukommen. Es soll mitunter vorkommen, daß der wirkliche Dichter oder Schriftsteller die Verbrechen seines Plagiators kennt, aber nicht wagt, dagegen zu protestieren, vielleicht gar selbst statt an einen Verleger an seinen Plagiarius seine neuen Werke abgibt, weil er von diesem finanziell abhängig ist. Es braucht wohl nicht erst besonders hervorgehoben zu werden, wie verabscheuungswürdig ein solches Verfahren ist.

Ist nun in jedem Falle ein Plagiat verwerflich und verächtlich? Kann es nicht auch Fälle geben, wo das Plagiat entschuldbar oder gar berechtigt ist? Bekanntlich haben auch die größten Dichter mitunter ein Plagiat begangen. Goethe hat im „Clavigo" unbedenklich einige Szenen Beaumarchais' „Mémoire" entnommen. Molière hat in sein Lustspiel „Les Fourberies de Scapin" zwei Auftritte aus einer Komödie von Cyrano de Bergerac „Le pédant joué" aufgenommen. Der Dichter Halm ist mehrfach des Plagiats beschuldigt worden. Der bayerische Schullehrer Franz Bacherl behauptete, Halm habe ihm sein Drama „Die Cherusker in Rom" gestohlen, um es unter dem Titel „Der Fechter von Ravenna" auf dem Wiener Burgtheater zur Aufführung zu bringen. Ferner hat man Halm nachgesagt, daß er Dichtungen eines seiner Untergebenen an der Wiener Hofbibliothek als eigene Werke veröffentlicht habe. Das Höchste geleistet als „Abschriftsteller" und Meister des Nachdrucks hat wohl der französische Schriftsteller und Publizist Emile de Girardin (1806—1881), „ein Ritter ohne Furcht, aber nicht ohne Tadel", wie ihn einmal ein Biograph genannt hat. Er nützte die Mängel der Gesetzgebung über den Schutz literarischen Eigentums dadurch aus, daß er 1828 eine besondere Zeitschrift herausgab, „Le Voleur", die nur gestohlene Sachen brachte. Er konnte dies wagen, nicht nur weil die Gesetze über den Nachdruck lückenhaft waren, sondern auch weil er ein gefürchteter Pistolenschütze war.

Man sagt wohl im Scherz, daß die Größe eines Verbrechens dasselbe entschuldige; nur die kleinen Diebe hänge man; unzweifelhaft hat die Größe immer, auch wenn sie schlechten Zwecken dient, etwas Imponierendes. Immerhin kann die Größe allein das Plagiat nie entschuldigen, weder die große Zahl der Plagiate, wie bei Girardin, noch die Größe und hervorragende Bedeutung des Plagiators, wie bei Goethe, Molière, vielleicht auch bei Halm und anderen. Entschuldbar oder gar berechtigt kann das Plagiat nur dann sein, wenn seine Motive ehrenhaft sind. Nun kommen von den oben angeführten Beweggründen für das Zitieren auch die Punkte 3 und 5 für das Plagiat in Betracht.

Die Erlebnisse Beaumarchais' mit dem spanischen Schauspieler Clavijo interessierten Goethe und regten ihn zu neuem Schaffen an; die dramatische Erzählung in Beaumarchais „Mémoire" gefiel ihm so sehr, daß er sie fast wörtlich übernahm. Es ist gewiß gestattet, daß ein Schriftsteller oder ein Dichter in einem größeren Werke einzelne Ausführungen eines anderen Schriftstellers verwertet, um dadurch sein eigenes Werk zu verschönen, wie ja auch ein Baumeister nicht alle Teile, aus denen sein Werk zusammengesetzt ist, selbst herstellt, sondern Skulpturen u. s. w. anderer Künstler als Zierde verwendet. Doch darf man wohl mit

[1]) Anmerkungsweise sei noch darauf hingewiesen, daß mitunter ein Schriftsteller, der zeilenweise bezahlt wird, durch viele Zitate seine Arbeit vergrößern will.

Recht verlangen, daß alsdann der Dichter, der für ein größeres Werk von anderen Entleihungen macht, wenigstens im Vorwort auf die Hilfen hinweist, die er benutzt hat, und es nicht dem Literaturhistoriker überläßt, später mit Mühe ein Plagiat festzustellen. Die Verwendung fremder Stoffe ist natürlich auch nur dann erlaubt, wenn das größere Ganze, zu dessen Aufbau sie benutzt werden, selbst ein bedeutendes Werk darstellt; ist letzteres dagegen nur ein elendes Machwerk, so ist es doppelt zu tadeln, wenn der Verfasser sich hierfür Ideen und Aussprüche von anderen angeeignet hat, um sie in seiner Pseudodichtung zu prostituieren. Man darf eine Blume pflücken, wenn man sie zu einem Kranz brauchen will, wenn man die Braut damit schmücken will, nicht aber wenn man sie in den Kot werfen will. Mitunter kann der Plagiator einem Dichter, den er bestiehlt, einen Gefallen erweisen; manche Idee wäre vielleicht vergessen, wenn sie nicht durch einen Plagiator wieder aufgenommen wäre; mancher Dichter ist dadurch bekannt und berühmt geworden, daß ein größerer Dichter ihm Gedanken entliehen hat; manches Gedicht ist auf die Nachwelt gekommen und hat weite Verbreitung gefunden, weil es durch einen Irrtum, durch einen Zufall unter die gesammelten Dichtungen eines großen Dichters geraten ist.

Freilich sind dies alles nur Ausnahmen, und es gilt auch von ihnen wie von allen Ausnahmen, daß sie die Regel nur bestätigen. Die Regel aber ist, daß das Plagiat wie jede unrechtmäßige Handlung häßlich und verwerflich ist; den literarischen Freibeuter, den überführten Plagiarius (das Wort bedeutet wörtlich Menschenräuber, Seelenverkäufer) trifft die allgemeine Verachtung. Lessing sagt: „Der Nachdrucker sollte sich schämen, zu ernten, wo er nicht gesäet hat, und der faulen Hummel gleich über den Honig der fleißigen Bienen herzufallen."

Bücher und Zeitschriften.

bm. **Leben des Elends.** Von Rudolf Hawel. Wien, Akademischer Verlag. 1906.

Der Wiener Volksroman harrt, wie das Wiener Volksstück, noch immer seines Geschichtschreibers und Genealogen. Selbst die „Wiener Skizze", das hochdeutsche und mundartliche Lokal-Feuilleton, ist eifriger gerühmt, als auf seine Abstammung hin geprüft worden. Im jüngst erschienenen 16. Band des Grillparzer-Jahrbuchs zeigt Gustav Gugitz in einer übrigens fleißigen und lesenswerten Studie über Pezzl nicht übel Lust, diesen aus Bayern eingewanderten Aufklärer und Haupt-Josephiner als Ahnherrn unserer bis auf Eduard Pötzl und Chiavacci viel gepflegten Wiener Genrestudien und Humoresken anzusprechen. In Wirklichkeit reicht der Stammbaum höher hinauf: bis zu den Songes hanswoursliques des bisher nicht genügend kritisch gewürdigten Philipp Hafner und weiter bis zu den Volkspredigern vom Schlage Abraham a Sancta Claras. Sollte sich früher oder später ein emsiger, gescheiter und geschmackvoller Forscher finden, der diesen mühseligen Untersuchungen Zeit und Geduld opfern wollte, dann wird er an einem der jüngsten und begabtesten Pfleger der nahverwandten Formen der Wiener Skizze, des Lokalstückes und Volksromans Rudolf Hawel nicht vorübergehen dürfen. An Blick für das Gegenständliche, an Kenntnis der breiten Schichten des Wiener Kleinbürgertums und der Arbeiterschaft ist ihm schwerlich ein Lebender überlegen. Eine (wir besorgen nur allzu) große Leichtigkeit des Schaffens befähigt ihn, Stück um Stück, Blatt um Blatt, Roman um Roman in die Welt zu schicken. Völlig wertlos ist — schon des starken stofflichen Gehaltes willen — kaum jemals eine seiner Publikationen. Als treuer Freund seiner Entwicklung kann man nur wünschen, daß die Hast seiner Produktionen von größerer Sorgfalt der Ausführung abgelöst werde. Wie in Hawels erstem Roman „Kleine Leute" ist auch in den „Kindern des Elends" eine erstaunliche Fülle lebendig beobachteter, mit beneidenswerter improvisatorischer Kraft geschilderter Volksgestalten zur Stelle. Fabrikarbeiter in manchen Alters- und Bildungsstufen; verwahrloste Kinder der Straße; nichtswürdige und hilfreiche Arbeitgeber; wackere Volksnaturen; Biederkeit und Verworfenheit sind wahrhaftig gespiegelt; furchtbare Zustände, wie sie Zola in Fécondité furchtlos zur Sprache brachte, werden auch im Wiener Frauenleben aufgedeckt; kurzum, lehrreich und lesenswert ist Hawels Buch wiederum von Anfang bis zu Ende; wir hoffen nur, daß mit der Zeit auch seine künstlerischen Leistungen der Bedeutung seiner Sittenschilderungen gleichkommen.

Psychologische Studien von Theodor Lipps. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Es ist mit Freude zu begrüßen, daß die 1885 erschienenen Psychologischen Studien in einer neuen Auflage erschienen sind. Diese Neuausgabe enthält vollständig neu die Studie über das psychische Relativitätsgesetz und das Webersche Gesetz. Die beiden ersten Abschnitte über den Raum der Gesichtswahrnehmung und über das Wesen der musikalischen Konsonanz und Dissonanz sind ganz wesentlich erweitert und umgearbeitet. Die Arbeiten sind in der bekannten gründlichen und wissenschaftlichen tiefgehenden Art des Verfassers gehalten.

F.

Allgemeine Rundschau.

Hermann Schell †.

Am Nachmittag des 31. Mai verschied plötzlich infolge Herzschlages der als Apologet in weiten Kreisen und rühmlichst bekannte Würzburger Professor der Theologie D. Hermann Schell. Er hatte vor nunmehr sieben Jahren besonders kräftig in den Kampf zwischen starrem Dogmatismus und reorganisatorischem Bestreben innerhalb der katholischen Kirche durch seine gewaltiges Aufsehen erregende Broschüre „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschrittes" eingegriffen. Damals vereinigten sich die Erwartungen aller derer, die einen auf der Grundlage der freien Forschung beruhenden Fortschritt in dem inneren Wesen der katholischen Kirche erhoffen, auf seine Person, denn mit großem Freimut und seltener Ueberzeugungstreue hatte der Würzburger Apologet in dieser Schrift die Forderungen formuliert, die aus den Lebensbedingungen unseres modernen Geisteslebens für das religiöse Leben sich ergeben. Um so größer war die Enttäuschung in weiten Kreisen, als Schell sich der Forderung des Vatikans gegenüber, der seine Schrift auf den Index gesetzt hatte, „lobenswert unterwarf". Man bedachte nicht, daß die Zeit nicht dazu angetan war und daß besonders der geistvolle Gelehrte nicht der Mann war, um einen Bruch mit Rom und mit der Kirche herbeizuführen, und man verstand wohl vor allem nicht den hohen Idealismus, der den Apologeten davon abhielt, das stille Feld seines wissenschaftlichen Forschens zu verlassen. Denn auf diesem Felde, nicht auf dem Kampfplatze der sich öffentlich und laut widerstreitenden Meinungen, fühlte er sich vor allem zu Hause. Hier hatte er sich auch zu seiner freien Anschauung von dem Verhältnis zwischen Forschung und Dogma durchgerungen, der er in mehreren großen Werken, besonders in seiner „Apologie des Christentums", bestimmten Ausdruck gab. Auch nach der Verurteilung einiger seiner Schriften durch die in Rom herrschende Richtung zog Schell sich nicht gänzlich von der religiösen Reformbewegung zurück, sondern nahm Anteil an den Bestrebungen, die sein Freund Franz Klasen und die sich um das von diesem begründete Organ scharenden Mitarbeiter lebendig zu halten versuchten. Erst als durch Klasens allzufrühen Tod die Bewegung ihren geistigen Führer verloren hatte und der Widerstand der kirchlichen Behörden gegen dieselbe allzu groß wurde, schied auch er mit anderen Gelehrten aus ihr aus. Seine eigentliche Tätigkeit entwickelte er von nun an im Hörsaal und in der Studierstube des Gelehrten. Er war ein mit ganz außerordentlicher Rednergabe ausgerüsteter Lehrer und wußte einen großen Kreis begeisterter Schüler um sich zu sammeln. Ebenso war er ein unermüdlicher wissenschaftlicher Arbeiter. Eine Reihe kleinerer Schriften, mit denen er in die theologische Kontroverse des Tages eingriff, und besonders sein schönes Buch „Christus" (in der Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern") legen Zeugnis von seiner fortgesetzten eifrigen Tätigkeit ab. — Der so jäh Dahingeschiedene hat kaum das 56. Lebensjahr erreicht. Er war geboren in Freiburg i. Br., studierte in seiner Vaterstadt und in Würzburg Theologie und Philosophie und setzte nach seiner Promotion zum Doktor im Jahre 1872 einige Jahre seine Studien in Rom fort. Dann stand er einige Zeit im geistlichen Amt, aus dem er im Jahre 1884 als Professor für Apologetik und vergleichende Religionswissenschaften nach Würzburg berufen wurde. Die katholisch-theologische Forschung verliert in ihm ohne Zweifel einen ihrer glänzendsten und fruchtbarsten Vertreter, der sich freilich an dem Versuche einer Aussöhnung des Mittelalters mit der Neuzeit auf religiösem Gebiete vergeblich abmühte.

Kleinere Mitteilungen.

* Der internationale Verband der Akademien der Wissenschaften, der in Wien tagt, trat am 31. Mai in die Beratungen ein. Die Vorschläge der Londoner Akademie, betreffend die Sonnen- und Mondforschung, wurden zur Annahme empfohlen. Geheimrat Waldeyer (Berlin) berichtete über den Stand der Gehirnforschung. Die Wiener Professoren Schröder und Karabacek teilten mit, daß die beiden großen Unternehmungen, die Herausgabe der Mahabharata und einer Encyklopädie des Islam, finanziell gesichert sei.

ar. Von einer persischen Miniaturenhandschrift berichtet Prof. Martin Hartmann in der Orientalistischen Literaturzeitung. Der Umsicht des Hallenser Antiquars Rudolf Haupt ist zu danken, daß ein kostbares Stück persischer Miniaturmalerei in deutschen Besitz gelangt ist. Die Handschrift ist nach dem Vermerk am Schlusse im Jahre 964 (1557) von Mahmud Ibn Ishag Assihabi geschrieben und enthält das bekannte romantische Epos Jusuf wa Zulicha von Gami. Als Herrn Professor Hartmann das Werk vorgelegt wurde, befand es sich in der größten Unordnung; jetzt ist das Zusammengehörige zusammengestellt. Das Gedicht Gamis ist bis auf etwa 10 Seiten vollständig erhalten (136 Blatt). In der Darstellung der Tiere zeigt sich eine wahrhaft erstaunliche Naturbeobachtung. Pflanzliches und Felsen sind vorwiegend schematisch behandelt. Die Verzierungen dürften zu gleicher Zeit hergestellt sein wie der Text. Es liegt hier ein bedeutendes Denkmal der persischen Malerei vor. Bemerkenswert scheint, daß die Darstellung menschlicher Figuren ausgeschlossen ist. Der Name des Malers war bisher nirgends zu erkennen.

C. Th. Die Eröffnung des Schatzes „Sancta Sanctorum". Der Jesuitenpater Grisar hat, wie die italienische Presse berichtet, am 27. Mai mit spezieller Erlaubnis des Papstes den berühmten Schatz „Sancta Sanctorum", der sich in der Kirche der Scala Santa befindet, und seit der Zeit des Papstes Leo X. nicht mehr geöffnet worden ist, öffnen dürfen. P. Grisar behauptet, wunderbare künstlerische und archäologische Schätze gefunden zu haben, u. a. ein Goldkreuz, das Papst Stefan II. (im 8. Jahrhundert) trug und Reliquien aus den ersten Zeiten der Kirche. Er hat die vorgefundenen Gegenstände photographiert und wird demnächst einen Katalog derselben publizieren.

* Eine Ausstellung von Kunstschätzen aus dem Nemi-See ist, wie die Tägliche Rundschau berichtet, soeben in Rom im dortigen Thermen-Museum in einem eigens dafür geschaffenen Saal eröffnet worden. Die alten Schiffsteile lassen keinen Zweifel, daß dort die berühmten beiden Schiffe des Tiberius versenkt waren. Bis jetzt war es freilich nicht möglich, die Schiffe selbst zutage zu fördern, aber von der reichen Ausstattung und der Pracht dieser Vergnügungsjachten der römischen Kaiser, von denen noch der Architekt De Marchi, der 1535 in den See hinabstieg, wunderbare Dinge zu erzählen wußte, geben die ausgegrabenen Bronzen und Geräte, die nun gesammelt ausgestellt sind, einen schwachen Abglanz. Man sieht da noch Teile der prächtigen Bodenbedeckung, die in alle den Jahrhunderten, in denen sie verborgen in der Tiefe des Sees ruhten, ihren Glanz nicht verloren haben. Unter den gefundenen Geräten sind Kästen hervorzuheben, die vorn mit einem schön gearbeiteten Löwen- oder Wolfskopf geschmückt sind, der den üblichen großen Ring im Maul trägt. Von den Bronzen ist der schönste der Medusa-Kopf, der sich wahrscheinlich am Vorderteil des Schiffes befand. Eine andere bemerkenswerte Bronze, eine wie drohend ausgestreckte Hand in archaischem Stil, diente ursprünglich, wie verschiedene Archäologen annehmen, als eine Art Amulett zur Beschwörung des bösen Blicks. Diese Bronzehand war am Hinterteil des Schiffes befestigt, als Schutz gleichsam gegen drohendes Unheil. Von den kleineren Schiffsgeräten sind noch die zahlreichen Kupfernägel zu nennen, die viereckige Form haben und deren Kopf eine abgestumpfte Säule bildet.

* Gegen die geplante Zerstörung der römischen Kaiserforen erhebt, wie der Korrespondent des Berliner Tageblatts aus Rom meldet, die römische Archäologische Gesellschaft, die im Collegio Romano eigens hierüber eine Generalversammlung abgehalten hat, energischen Einspruch. Bekanntlich wollen die römischen Stadtarchitekten von der Via Cavour nach der Piazza Venezia einen breiten Boulevard bauen, der quer durch die Trümmer der Kaiserforen führt und die künftige Freilegung dieser so hochwichtigen antiken Ruhmesstätte ein für allemal unmöglich macht. Professor Lanciani wies das Unerhörte eines solchen Vandalismus nach, sprach von den großartigen Kunstschätzen, die noch unter dem Augustus-, Nerva-, Cäsar- und Trajan-Forum schlummern und empfahl dringend die Annahme des bekannten Projektes Tolomei, das den Boulevard an den Foren vorbeileiten und die dereinstigen Ausgrabungen ermöglichen will.

* Experimente mit drahtloser Telegraphie. Einige englische Kriegsschiffe, die vor Chatham, Sheerneß und Newhaven lagen, machten Versuche mit einem neuen System drahtloser Telegraphie. Die Versuche sollen ergeben haben, daß ein von der Admiralität entworfener Plan, das Abfangen von Telegrammen durch Unbefugte zu verhindern, vollständig durchführbar ist.

* Metschnikows Syphilis-Schutzimpfung. Peinliches Aufsehen erregt in Paris, nach einer Meldung des dortigen Korrespondenten des Lokal-Anzeigers, daß jener junge Doktorand, welchem Metschnikow, wie von uns ausführlich berichtet wurde, Syphilisgift einimpfte, nunmehr entgegen der Annahme, daß Metschnikows besondere Salbe die Giftwirkung aufheben werde, doch an Syphilis erkrankte. Die ersten Symptome zeigten sich genau am Orte der Einimpfung.

R. Der 7. Tag für Denkmalpflege findet am 27. und 28. September in Braunschweig statt. Aus der Tagesordnung heben wir die folgenden Vorträge hervor: Provinzialkonservator Büttner (Steglitz): „Wie ist die öffentliche Meinung zugunsten der Denkmalpflege zu beeinflussen?" Landesbaurat und Provinzialkonservator Nehorst (Merseburg) und Landbauinspektor und Provinzialkonservator Dr. Burgemeister (Breslau) über: „Die Möglichkeit der Erhaltung alter Städtebilder unter Berücksichtigung moderner Verkehrsanforderungen"; Geh. Oberbaurat Hoßfeld (Berlin) über: „Die Denkmalpflege auf dem Lande". Prof. Dr. Dehio (Straßburg) berichtet über das Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Geh. Rat Dr. Lörsch (Bonn) über städtische Kunstkommissionen, Professor Stiehl (Charlottenburg) über Backsteinbau und Denkmalpflege. Verbunden wird mit dem Tage eine Ausstellung alter braunschweigischer Goldschmiedearbeiten im herzoglichen Museum, sowie eine Ausstellung von Aufnahmen alter Baudenkmäler aus Stadt und Land Braunschweig in der ehemaligen St. Aegidienkirche. Neben den Besichtigungen der Stadt und ihrer Kunstschätze ist ein zweitägiger Ausflug nach Hildesheim in Aussicht genommen.

* Die Hauptversammlung der Deutschen Botanischen Gesellschaft findet, der Täglichen Rundschau zufolge, am 6. Juni in Marburg statt, zum erstenmal nicht im Anschluß an die Naturforscher-Versammlung. Gleichzeitig tagt in Marburg auch die Deutsche Zoologische Gesellschaft.

Hochschulnachrichten.

W. Erlangen. Im Sommersemester 1906 sind an der hiesigen Universität 1067 Studierende immatrikuliert, und zwar 148 Theologen, 353 Juristen, 171 Mediziner, 117 Philosophen der 1. Sektion, 106 Philosophen der 2. Sektion, 169 Pharmazeuten und 1 Zahnarzt. Hierzu kommen noch 18 zum Besuche der Vorlesungen zugelassene Hörer, so daß die Gesamtfrequenz 1085 Studierende beträgt. Besonders stark haben gegen das vorige Sommersemester die Juristen und die Pharmazeuten zugenommen.

□ Freiburg i. Br. An der hiesigen Universität sind in diesem Sommersemester 2356 Studenten immatrikuliert und zwar 243 als Theologen, 710 als Juristen, 529 als Mediziner, 332 als Philologen. Darunter sind 58 Frauen, neben denen noch 26 sich als Hospitanten haben einschreiben lassen.

H. Heidelberg. Auf Grund einer Probevorlesung über „Hereditäre Augenkrankheiten" hat sich am 1. Juni Dr. Ludwig Schreiber als Privatdozent für Ophthalmologie in der hiesigen medizinischen Fakultät habilitiert.

C. H. BECK'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Neuerscheinungen und Neuauflagen — Frühjahr 1906

Theologie — Philosophie — Ethik

Karl Girgensohn, Zwölf Reden über die christliche Religion. Ein Versuch, modernen Menschen die alte Wahrheit zu verkündigen. Geh. M 4.—

Dr. *Wilhelm Hans, Schicksal und Wille.* Ein Versuch über Ibsens Weltanschauung. Geh. M 1.50

Prof. D. Dr. *Haußleiter, Die vier Evangelisten:* Vorträge. Geh. M 1.20

Dr. *Theodor Lessing: Schopenhauer, Wagner, Nietzsche.* Einführung in moderne deutsche Philosophie. Geh. M 5.50, geb. M 6.50

Johanna Pirscher, Wachstum. Gedanken über sittliches Sein und Werden. Geh. M 1.20

Prof. Dr. *Johannes Volkelt, Die Quellen der menschlichen Gewißheit.* Kart. M 3.50

Philologie

Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeb. von Iwan von Müller.

V, 2: Prof. Dr. O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte. 2 Bände M. 36.—, geb. M. 40.—

Gruppes Griechische Mythologie ist soeben vollständig geworden.

Das „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft" liegt nun **in erster Auflage vollständig** vor mit einziger Ausnahme von Band VIII, 4. Abt., II. Hälfte (Schlussteil von „Schanz, Römische Litteraturgeschichte") und von Band IX, 2. Abt. („Manitius, Lateinische Litteraturgeschichte des Mittelalters"). Diese beiden Teile gelangen voraussichtlich im Laufe der nächsten Jahre zur Ausgabe.

Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters. Herausgegeben von Ludwig Traube. Band I in 3 Heften M 15.—. Bisher erschienen:

I, 1: Priv.-Doz. Dr. S. Hellmann, Sedulius Scottus. Einzelpreis geh. M 6.—

I, 2: Ass.-Prof. Edward K. Rand, Johannes Scottus. Einzelpreis geh. M 8.50

Die Quellen und Untersuchungen werden in zwanglosen Heften erscheinen. Die einzelnen Hefte sollen zu Bänden von mindestens 28 und höchstens 33 Bogen zusammengefügt werden. Der Subskriptionspreis für einen Band im Umfang von 28—33 Bogen (oder eine entsprechende Anzahl von Tafeln) beträgt M 15.—. Der Preis der Einzelausgabe der Hefte wird ein beträchtlich erhöhter sein.

Dr. *Arthur Ungnad, Babylonisch-assyrische Grammatik* mit Lesestücken und Übungsbuch (in Transskription). Geb. M 3.50

Unentbehrlich für alle Theologen, Philologen und Juristen, welche, ohne die schwierigen Keilschriftzeichen zu erlernen, mit der babylonisch-assyrischen Sprache und dem Inhalt der zahlreichen in Transskription (latein. Buchstaben) veröffentlichten Keilschriften sich bekannt machen wollen.

Pädagogik

Handbuch des deutschen Unterrichts, hsg. von Adolf Matthias

I, 2: Prof. Dr. Paul Geyer, Der deutsche Aufsatz. Geh. M 5.50, geb. M 6.50

I, 3: Dr. Paul Goldscheider, Lesestücke und Schriftwerke. Geh. M 8.—, geb. M 9.—

III, 1: Prof. Dr. Rich. M. Meyer, Deutsche Stilistik. Geh. M 5.—, geb. M 6.—

Das Handbuch des deutschen Unterrichts hat im Herbst 1905 zu erscheinen begonnen. Es soll etwa 14 auch einzeln käufliche Teile umfassen, von denen bis jetzt die hier angezeigten drei vorliegen. Ausführliche Prospekte stehen gern zu Diensten.

Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, herausgegeben von A. Baumeister

III: Geh. Rat Dr. Dettweiler, Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichts. 2. völlig neubearbeitete Auflage. Geh. M 5.50, geb. M 6.50 (Auch als Sonderausgabe käuflich.)

XI/XII: Prof. Dr. Alfred Kirchhoff und Prof. Dr. Siegmund Günther, Didaktik und Methodik des Geographieunterrichts. 2. Auflage. Geh. M 3.—, geb. M 4.— (Auch als Sonderausgabe käuflich.)

Geschichte

Dr. *Theodor Bitterauf, Bayern als Königreich* 1806—1906. Ein Jahrhundert vaterländischer Geschichte. Geb. M 4.—

Dr. *Rudolf Herold, Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim.* Seine kriegerische Tätigkeit 1630. Geh. M 2.50

Prof. Dr. *Siegmund Riezler, Das glücklichste Jahrhundert bayerischer Geschichte.* Geh. M 1.—

Schultess' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 21. Jahrgang 1905. Herausg. von Gustav Roloff. Geb. M 9.—

Staats- und Rechtswissenschaft

Abhandlungen zum Privatrecht und Zivilprozeß des Deutschen Reiches. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Fischer. Band XIV in 2 Heften. Subskriptionspreis M 12.—

XIV, 1: Prof. Dr. Ernst Jacobi, Das Wertpapier als Legitimationsmittel. Einzelpreis M 3.—

XIV, 2: Reichsgerichtsrat Hermann Wittmaack, Das Erbbaurecht des BGB. Einzelpreis M 10.—

Dr. *Fritz Berolzheimer, System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie* III: Philosophie des Staates samt den Grundzügen der Politik. Geh. M 10.—, geb. M 11.50

Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuches. In Verbindung mit OLGR. Ebert (Breslau) und Min.Rat H. v. Schneider (Berlin) herausgegeben von Prof. Dr. Otto Fischer (Breslau) und Staatsrat Dr. v. Henle (München). 7. Auflage (51.—62. Taus.) 96 Bogen. Geb. M 7.—

Dr. *Georg Lang: Das Aufrechnungsrecht nach bürgerlichem Recht.* Seine Erweiterung und seine Beschränkung im Konkurs des Schuldners. M 10.—

Regers Entscheidungen der Gerichte und Verwaltungsbehörden. 26. Band. M 12.—

Sammlung kleinerer Reichsgesetze und Verordnungen handelsrechtlichen Inhalts. Eine Ergänzung zum Handelsgesetzbuch. Mit alphabet. Sachregister. (41 Nrn.) 2. ergänzte Aufl. Geb. M 3.—

Sammlung der auf Heer und Flotte bezüglichen Gesetze und Verordnungen des Deutschen Reichs. Textausgabe mit Inhalts- und Sachverzeichnis. (96 Nrn.) Geb. M 4.—

Prof. Dr. *Stier-Somlo, Sammlung preußischer Gesetze, staats- und verwaltungsrechtlichen Inhalts.* Textausgabe mit Sachregister und Litteraturnachweisungen. (58 Nrn.) Geb. M 4.—

„Statuen deutscher Kultur"

Herausgegeben von Will Vesper

Bd. 5 Vorgoethesche Lyriker. Ausgewählt von Hans Brandenburg. Geb. M 1.80, in Leder M 3.50

Bd. 6 Hölderlins Dichtungen. Ausgewählt von Will Vesper. Geb. M 1.60, in Leder M 3.—

Bd. 7 Jean Pauls Träume. Ausgewählt von Will Vesper. Geb. M 1.60, in Leder M 3.—

Bd. 8 Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Neudeutsch v. W. Vesper. Geb. M 1.20, in Leder M 3.—

Literaturgeschichtliche Biographien

Karl Berger, Schiller. Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden. Band I 3. Auflage (7.—10. Tausend) geb. M 6.—, in f. Halbkalblederband M 8.50
Band II soll im Herbst 1906 erscheinen.

Dr. *Albert Bielschowsky, Goethe.* Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden. Band I 10. u. 11. Aufl. (30.—36. Tausend) geb. M. 6.—; Band II 9. u. 10. Aufl. (27.—33. Taus.) geb. M. 6.—, in feinem Halbkalbleder jeder Band Mk. 2.50 mehr.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt.
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 9.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Aus der heutigen italienischen Dichtung.

In seinem Artikel „Das „Vaterland" in der Dichtung der terza Italia" hat jüngst an dieser Stelle O. Frhr. v. Taube davon gesprochen, wie sehr ihm in der modernen italienischen Literatur, obwohl er sie nur stückweise kenne, das Vorwiegen eines patriotischen Zuges aufgefallen sei. Er weist besonders auf Carducci, Pascoli, d'Annunzio als auf die größten unter den jetzt lebenden italienischen Dichtern hin, betont aber dabei, daß überall, wo und aus welchem Munde auch jetzt dort die Sänge erschallen, die Verherrlichung der Helden der Freiheitskämpfe des vorigen Jahrhunderts ihren vorherrschenden Gegenstand bilde. „Ein wunderbar männlicher Ton," so meint er, durchklinge deshalb die heutige Dichtung jenes Volkes, ein Ton, den er in unserer zeitgenössischen deutschen schmerzlich vermißt.

Der Eindruck, den dieser Beurteiler aus nur flüchtiger Bekanntschaft gewonnen hat, findet seine volle Bestätigung, wenn man die italienische Literatur der Gegenwart in allen ihren Einzeläußerungen und vor allem in dem Zusammenhange betrachtet, in dem sie mit der Dichtung aus der Zeit der Freiheitskämpfe selbst steht. Man muß also um ein Jahrhundert und noch weiter zurückgreifen, wenn man die Grundstimmung, aus der jener „männliche Ton" hervorquillt, recht verstehen will. Denn Sänger wie Carducci und Pascoli wurzeln noch mit ihrem ganzen Empfinden in der Periode des lebhaftesten Ringens um die Freiheit und Einheit des Vaterlandes; besonders der Erstgenannte hat in seiner Jugend das Aufwühlende der noch unerfüllten Sehnsucht nach diesen heiligen Gütern in der eigenen Seele miterlebt und ist zu dem toskanischen Kreis von Dichtern und Gelehrten in naher Beziehung gestanden, in dem — um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — das Streben nach politischer Befreiung und Einigung Italiens die leidenschaftlichste Pflege fand. Die brausende, fast revolutionäre Gesinnung, die in seinen Jugenddichtungen zum Ausdruck kommt, hat, wenn man den äußeren Einflüssen nachgeht, ihren Ursprung in dem ungestümen Drängen nach einem neuen Leben, das damals die Seele aller Gebildeten in Italien erfüllte. Dieser Sturm und Drang aber war schon durch die Dichtung seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts vorbereitet worden. In keiner neuzeitlichen Literatur ist der innige Zusammenhang zwischen politischen freiheitlichen Bestrebungen und poetischem Empfinden wohl so klar und kräftig und so allgemein zutage getreten wie in der italienischen seit den Tagen eines Monti und Parini. Der nationale Gedanke beeinflußt schon die Dichter, die von der oberflächlichen Literaturgeschichtschreibung noch den Formalisten und Akademikern des achtzehnten Jahrhunderts zugerechnet werden, zum Teil in ganz bemerkenswerter Weise, und es wäre eine schöne und dankbare Aufgabe, überhaupt einmal an dem Beispiele, wie es uns die Entwicklung des gesamten italienischen Geisteslebens während des vorigen Jahrhunderts darbietet, das Ineinanderspielen von freiheitlichem Vorwärtsstreben auf national-politischem Gebiete und literarischer Blütenentfaltung in einem geschlossenen Rahmen darzustellen.

Die Vorstudien für die Ausführung dieser Aufgabe habe ich schon vor längerer Zeit in einem umfangreichen Buche („Die italienische Einheitsidee in ihrer literarischen Entwicklung von Parini bis Manzoni". Berlin 1893) zusammengefaßt. Leider ward mir bis jetzt nicht die Muße, auch die Beobachtungen, die ich in diesem Sinne über die italienische Literatur aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts machen konnte, zu einem geschlossenen Ganzen auszuarbeiten. Aber den Gegenstand habe ich nicht aus den Augen verloren und werde ihn hoffentlich in einem größeren Zusammenhange bald weiter verfolgen können. Denn es ist mir immer, je mehr ich mich in die literarischen Werke aus jener Zeit vertieft habe, als ein unvergleichliches Schauspiel erschienen, wie streng aneinandergebunden hier das politische Sehnen eines Volkes und sein poetisches Schaffen sich zeigen. Auch ein so trefflicher Kenner der italienischen Literatur, und zwar auch der neuzeitlichen, wie Franz Xaver Kraus es war, hat mir gegenüber öfter, wenn das Gespräch darauf fiel, den Eindruck hervorgehoben, daß er nirgends in der Weltliteratur den innigen Zusammenhang zwischen nationalem und literarischem Entfaltungsdrange so klar und entschieden ausgeprägt finde wie bei den italienischen Schriftstellern und Dichtern des ganzen neunzehnten Jahrhunderts. In seinem vortrefflichen Essay über Vincenzo Gioberti hat er dies übrigens auch an einem glänzenden Beispiele des näheren ausgeführt.

Die Literatur war schon seit den Zeiten der großen Revolution und der napoleonischen Herrschaft die Trägerin des Drangs nach politischer Freiheit, nach nationaler Selbständigkeit und nach staatlicher Einheit, und zwar die alleinige Trägerin. Sie mußte es sein, denn es gab zunächst keine anderen geistigen Faktoren im sozialen und politischen Leben des damaligen Italien, an denen sich die leise erwachende und vielfach noch unklare Sehnsucht nach einem Vaterlande hätte anhalten können. „Mit mehreren ganz hervorragenden Geistern," so schrieb ich im Vorworte zu meinem obengenannten Buche, „die einer späteren Generation mit Recht als Klassiker gelten, tritt sie (die Literatur) in das neunzehnte Jahrhundert herein, und eine große verehrungswürdige Dichtergestalt vermittelt alsdann den Uebergang aus einem jugendtollen revolutionären Streben zu dem positiven nationalen Inhalte, den sie wäh-

rend der Zeit des eigentlichen Kampfes um die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zur Reife bringt. Dieser Kampf selbst zog seine Nahrung an begeisternden Gedanken und wahren Idealen fast gänzlich aus dem Boden der Literatur." Und auch nach dem Kampfe, nachdem der nationale Traum seine äußere Erfüllung gefunden, bestand diese von freiheitlich gesinnten Geistern aussprühende literarische Einwirkung auf das politische Denken in Italien noch lange fort, wie auch umgekehrt die Literatur selbst aus der nationalen Sehnsucht und aus dem politischen Kampfe immer aufs neue die stärksten Anregungen erfuhr. Die tönende freiheitliche und patriotische Phrase hatte ihren Einzug in das öffentliche Leben von der Dichtung her gehalten; sie durchdrang nun auch diese und ihren ganzen Inhalt noch weiter, nachdem das Ringen um die Freiheit und Einheit seinen Abschluß gefunden hatte. Der „männliche" Ton war seit einem Jahrhundert und noch länger angeschlagen, nun vibrierte er fort und noch heute durchzittert er die gesamte italienische Literatur.

Die leidenschaftlichen Rufe nach dem „Vaterlande", die Foscolo in die Welt schleuderte, die ergreifenden Klagen um Italien, die aus Leopardis Munde ertönten, die innige Heimatliebe, die aus Manzonis gesamtem Schaffen hervorleuchtete, die Freiheitsdramen eines Alfieri und Niccolini, die wilden Gesänge eines Poerio und die scharfen Satiren eines Giusti — alles das wirkte fort in immer breiteren Wellenkreisen und wirkt noch heute auf die empfängliche Phantasie und die leicht entzündbare Empfindung des Südländers. Die äußeren Formen der Darstellung nur haben sich seit jenem ersten Erwachen des vaterländischen Gefühls in der italienischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts geändert: dem Klassizismus folgte der Romantizismus und diesem der Verismus in immer wechselnden und ineinander übergreifenden Schattierungen; aber der einheitliche Grundzug ist dem Inhalt geblieben. Als die ersten Freiheitssänger auftraten, galt es, der unklaren Sehnsucht nach dem Vaterlande eine feste Form zu geben, den Sinn für die Schande, die in der Bedrückung und Zersplitterung lag, zu wecken, das Selbstbewußtsein des Volkes für den Kampf zu stärken, die Hoffnung auf den unausbleiblichen Sieg zu entfachen; heute, nach erreichter Befreiung und Einigung des Vaterlandes, hat naturgemäß eine rückwärts blickende patriotische Weise in der Dichtung den Vorrang eingenommen; heute gilt es, die Freiheitskämpfer zu ehren, den politischen Aufschwung zu feiern, die Schlachten zu beklagen und das zu neuem Leben erwachte Italien zu verherrlichen. Damals und jetzt der gleiche Zug auf das Vaterländische hin; nur daß aus der unklaren Sehnsucht ein freudiges und siegesbewußtes Schauen, aus dem bitteren Gefühle der Knechtschaft der selbstbewußte Stolz des Befreiten und Vorwärtsstrebenden geworden ist.

*

An unzähligen Beispielen aus der neueren und neuesten italienischen Literatur kann man diese Fortentwicklung des gleichen nationalen Grundzugs beobachten, und es muß, wie ich schon oben betonte, eine lohnende Aufgabe sein, ihr an der Hand der Einzelheiten nachzugehen. Heute will ich zur Ausführung dieser Aufgabe nur einen kleinen Beitrag geben und davon erzählen, wie mir, während meines letzten Aufenthalts in Italien, das Vaterlandsgefühl in der italienischen Dichtung wieder einmal gleichsam greifbar vor die Augen getreten ist.

Der Vermittler dieses Eindrucks war diesmal nicht einer jener erhabenen dithyrambischen Sänger, von deren begeisterten und begeisternden patriotischen Worten uns Frhr. v. Taube in seinem obenerwähnten Artikel erzählt hat, sondern es war ein einfacher Dialektdichter: der Römer Cesare Pascarella, den ich in Florenz näher kennen zu lernen Gelegenheit fand. Mit seiner literarischen Persönlichkeit hatte ich schon durch Paul Heyses Uebersetzungskunst flüchtig Bekanntschaft gemacht. Im fünften Bande der von Heyse herausgegebenen, leider viel zu wenig verbreiteten und gelesenen „Italienischen Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts" findet sich nämlich der Sonettenkranz „Villa Gloria", mit dem Pascarella in die italienische Literatur eintrat, in ganz prächtiger Verdeutschung vor. Auch das begeisterte Geleitwort, das Carducci diesen Sonetten bei ihrem ersten Erscheinen mit auf den Weg gegeben, hat Heyse dort in Uebersetzung veröffentlicht und einige Anmerkungen über die Persönlichkeit und das Schaffen des Dichters hinzugefügt. So war mir also wenigstens der Name des Mannes nicht ganz fremd, dem zu Ehren der schöngeistige Florentiner Klub „Leonardo da Vinci" in diesem Frühjahr einen Festabend veranstaltete.

Daß an diesem Abend Gabriele d'Annunzio in einem wahrhaft poetisch und groß empfundenen und mit vollendeter rednerischer Kunst vorgetragenen Trinkspruch vor allem auf die vaterländische Bedeutung der Dichtungen Pascarellas hinwies, war mir im ersten Augenblick überraschend, denn der Begriff „Heimatkunst" in seiner bei uns gebräuchlichen landschaftlichen Beschränkung ist den Italienern noch nicht geläufig. In der Tat faßte der Redner das Wort Vaterland auch in einem weiteren und allgemeineren Sinne auf, als wir es bei der Beurteilung von Dialektdichtungen zu tun pflegen. Nicht die besondere Form des Ausdrucks, nicht der landschaftliche Hintergrund der Dichtungen, sondern ihr freiheitlicher, nationaler Inhalt war es in erster Linie, der die Bewunderung des anderen Dichters wachrief. Also auch hier wieder diese Betonung des Gegenständlichen, wenn es nur vaterländischen Charakter an sich trägt; fürwahr ein seltsamer und fast überraschender Zug bei diesem romanischen Volke mit seinem ausgeprägten Sinn für die Form! Wenn es sich um einen nationalen Gegenstand handelt, tritt hier selbst die Form in den Hintergrund.

Uebrigens ist auch Pascarella nur, weil er sich durch einen nationalen Stoff angereizt fühlte, zum Dichter geworden. Er ist von Haus aus nicht Literat, sondern Maler, und gehört, nebenbei gesagt, der besten römischen Gesellschaft an. Sein größeres dichterisches Erstlingswerk, der Sonetten-Zyklus „Villa Gloria", behandelt die verunglückte Expedition, die von den Brüdern Enrico und Giovanni Cairoli und ihren siebzig Waffengefährten im Jahre 1867 zur Unterstützung der Kämpfer für die Befreiung Roms unternommen wurde. Wer je auf dem Monte Pincio war, kennt das Denkmal, das von dem dankbaren Italien den brüderlichen Helden dort gesetzt wurde, und kennt wohl auch die Geschichte ihres Opfertodes. Jenem Denkmal in Erz hat Pascarella sein dichterisches auf ganz besondere Veranlassung hin zur Seite gestellt. „Eines Abends", so erzählt er, „während wir uns in einer Osteria in Trastevere befanden, näherte sich uns ein Mann aus dem Volke, der uns kannte, und setzte sich an unseren Tisch. Zufällig kam das Gespräch auf das Ereignis von Villa Gloria, und da er selbst einer der Siebzig der heiligen Schar gewesen war, fing er an, in seiner schlichten römischen Mundart, indem er den beiden Brüdern Cairoli die Kosenamen Righetto und Rinetto gab, die Wechselfälle jenes kühnen Zuges zu erzählen. Die derbe und treuherzige, in ihrer Bescheidenheit erhabene Sprache dieses Mannes aus dem Volk, der, ohne es zu ahnen, seiner Erzählung einen epischen Stil verlieh, erregte in mir eine solche Bewunderung, daß ich mich entschloß, alles, wie ich es gehört, wiederzugeben. — So sind diese Sonette entstanden." Und so, können wir hinzufügen, ist ein Dichter geworden. Denn der große, heroische Vorwurf hat in dem Bearbeiter jener Erzählung auch sogleich das Gefühl für den rechten Ton wach werden lassen. Die in ihrer Einfachheit „erhabene Sprache", die der Dichter jenem römischen Volkskinde nachrühmt, finden wir auch in diesen Sonetten wieder, in denen Pascarella „auf einmal den Dialekt zu epischer Höhe erhebt". „Hier ist alles wahr," sagt Carducci von dieser Dichtung. „Mit sicherem und scharfem Blick, in lebhafter Erregung überschaut der Dichter die Ereignisse und die handelnden Personen, mit entschlossener, aber mitfühlender Seele, und erzählt ohne Beschreibungen, Abschweifungen, phantastische Ausschmückungen, wozu nicht Zeit war, aber mit Beachtung aller Einzelheiten." Der würdige, alle Fibern des Patrioten ergreifende Gegenstand gebiert den dichterischen Ausdruck — hierin liegt aber das Geheimnis jeder echten Dichtkunst

eingeschlossen. Der Stoff ruft hier den Dichter wach, nicht irgend ein ästhetisches Bedürfnis läutet die Weckglocke.

Auch die zweite große Dialektdichtung, mit der Pascarella nach langer Pause auf den Plan trat, der noch umfangreichere Sonetten-Zyklus „La scoperta de l'America“ trägt einen ganz eminent nationalen Zug an sich. Wieder ist es ein römischer Volkssohn, der beim Zusammensitzen im Garten einer Osterin den Tafelgenossen die Vorgänge, die zur Entdeckung Amerikas führten, in seiner Weise erzählt. Zunächst fesselt ja in dieser Dichtung der prächtige Humor. Die überaus naive Auffassung des Erzählers von den Schwierigkeiten, die Columbus zu überwinden hatte, von seinem Verkehr mit dem spanischen Königspaare, von seiner Landung und Rückkehr ist in tausenderlei höchst drolligen Wendungen zum Ausdruck gebracht. Aber hinter dem allen kommt doch immer wieder ein ernstes Gewebe zum Vorschein. Der nationale Stolz ist es, der den Erzähler so kräftig auftragen läßt. Columbus war ja ein Italiener, das dürfen seine Hörer nie vergessen. Alles, was er leistete, seinen Scharfsinn, seine Ausdauer, seine Festigkeit inmitten der Widerwärtigkeiten hatte er doch zu guter Letzt nur seiner nationalen Zugehörigkeit zu den Abkömmlingen aus römischem Blute zu verdanken. So klingen die Sonette denn auch schließlich aus in einen Hymnus auf dieses im Italiener nachgeborene Römertum. Mögen die anderen Völker den Italienern diesen Mann streitig machen —

Ma la storia de tutto er monno sano..
Eh, la storia, perciste, è sempre storia
Cristofero Colombo era italiano.

„Die Geschichte spricht ja laut genug: Columbus war Italiener!“

E l'italiano è sempre stato quello!

„Und der Italiener ist immer derjenige welcher gewesen!“ Darin gipfelt die ganze Erzählung. Was hat die Welt ihm nicht alles an großen Erfindungen und Entdeckungen zu verdanken — das Fernrohr, die Elektrizität und nun auch Amerika. Wäre ein Nichtitaliener, ein forestiere, nach dem neuen Erdteile ausgefahren, was würde er dann gefunden haben? Li mortacci sui! einen rechten Dreck! Aber jener Sohn Italiens, hätte er damals so vollkommene Fahrzeuge wie die heutigen gehabt, so würde er zwanzig neuer Welten entdeckt haben!

Dieser Schluß der Sonetten-Reihe klingt etwas nach einer Persiflage des italienischen Nationalgefühls — und doch liegt ihm eine außerordentlich wahre Beobachtung zugrunde. Das Rassenbewußtsein auch des Italieners aus den niederen Volkskreisen ist seit der politischen Wiedergeburt des Landes außerordentlich gewachsen; es steht gleichsam im Mittelpunkt seines ganzen Denkens und inneren Lebens. Und daß Pascarella es auch zum Angelpunkt seiner volkstümlichen Erzählung von der Entdeckung Amerikas macht, zeugt von dem scharfen Blick, den er für die Eigentümlichkeiten der Volksseele besitzt.

Er hat von dieser scharfen Beobachtungsgabe durch eine andere Reihe von Sonetten, die inzwischen, d. h. nach der Veröffentlichung der Heyseschen Uebersetzung der Villa Gloria, gesammelt erschienen sind,[1]) neue Beweise gegeben. In ihnen sucht er eine Schilderung der römischen Volkssitten und Charaktere nach dem Vorbilde Bellis zu geben. Eine Probe dieser schalkhaften, keck aufgefaßten und hingeworfenen Skizzen hatte er früher schon im Manuskripte seinem deutschen Uebersetzer mitgeteilt, und dieser hat sie in seinem obengenannten Buche als Anhang veröffentlicht („Die Terne“). Es sind vortreffliche und ganz unvergleichlich typische kleine Stücke, die besonders durch ihre geistreichen Schlußpointen, ihre Vorbilder, die Sonette Bellis, entschieden übertreffen; aber die eigentliche Bedeutung des Dichters bringen sie doch nicht zum Ausdruck.

Diese liegt, wie auch d'Annunzio an jenem Festabende im Florentiner Circolo „Leonardo da Vinci“ hervorhob, vor allem in dem „vaterländischen Tone“ seiner größeren Schöpfungen. Pascarella gehört, wenn er auch nur auf dem Gebiete der Dialektdichtung tätig ist, heute in erster Linie zu den Fortsetzern der nationalen Dichtung, die während eines bewegten Jahrhunderts Italiens Seele war. Der „Villa Gloria“ hat er jetzt ein würdiges Seitenstück: „Villa Medici“ gegeben, eine Szene aus der Verteidigung Roms durch Garibaldi. Diese Dichtung ist noch nicht veröffentlicht, aber ich hatte das Glück, sie von dem Dichter selbst vortragen zu hören, an einem späteren Abend, in dem Salon einer aristokratischen Florentiner Familie. Es war ein ergreifendes Schauspiel. Schon die feierliche, andächtige Spannung unter den zahlreichen Zuhörern, als Pascarella sich von seinem Platze erhob und leise die Namen: Garibaldi! Villa Medici! nannte. Ein Sang aus der Zeit der Freiheitskämpfe! In feierlichem Rhapsodenton, zunächst gleichsam geheimnisvoll flüsternd, hub er die Schilderung an von der Not des Häufleins, das in jener Villa, um den blonden Führer geschart, den Bomben der französischen Belagerer erlag. In allmählicher, aber immer heftiger werdender Steigerung werden die Schrecken der Beschießung, die dreimaligen vergeblichen Ausfälle der Heldenschar, ihre letzten Verzweiflungskämpfe geschildert. Die Stimme des Vortragenden schwillt an, wird dröhnend, sie gellt wie Schlachtgeschrei; sein großes und wundervolles Auge blitzt, seine Hände ballen sich zur Faust zusammen — wir sind mit ihm im Kampfgewühl, unter brennenden, stürzenden Balken, unter Sterbenden und Verwundeten. Dann kommt das Ende, der letzte Gruß des Führers an die sterbenden Getreuen, der Rückzug aus Rom — wieder sinkt die Stimme des Vortragenden zum Flüsterton herab; es ist, als senkte sich ein Fahnentuch über die Leichen der Helden der Villa Medici.

Unter den Zuhörenden war einer, der an jenen Kämpfen teilgenommen, ein feiner Greis mit schlohweißem Haar. Ich sah die Tränen über seine Wangen rollen bei der Erzählung des Dichters von jenem Heldenopfer. Und auch auf den Gesichtern aller anderen Anwesenden lag die Weihe eines tief ergreifenden Erlebnisses. In solcher eingreifenden Unmittelbarkeit mögen wohl in der Vorzeit die Sänger auf ihre Zuhörer gewirkt haben, wenn sie von Kämpfen und Siegen, von vaterländischen Heldentaten und Ruhmestagen sangen. Mir war bis dahin selten die eindringliche Gewalt der Poesie so sichtbar vor die Augen getreten wie bei dem Vortrag dieses nationalen Gesangs durch Pascarella. Der Dichter trug im weiteren Verlaufe dieses Abends in seiner einfachen und doch so wirkungsvollen Weise noch einige Stücke aus einem anderen großen, ebenfalls unveröffentlichten Sonetten-Zyklus, der die Gründung Roms im Stile seiner „Entdeckung Amerikas“ behandelt, uns vor; auch ein wunderbar feines Stimmungslied, „Sonnenaufgang in der Campagna“, vernahmen wir noch aus seinem eigenen Munde; aber keine dieser schönen Gaben konnte den tiefen Eindruck abschwächen, den jener vaterländische Stoff in seiner kraftvollen epischen Behandlung auf alle Anwesenden gemacht hatte. Der „männliche Ton“, der aus solchen Stoffen von selbst herausquillt, ihn hat dieser römische Dialektdichter in seiner ganzen schönen Fülle wiederzugeben gewußt.

O. B.

Pierre Corneille, der Dichter des Barock, und seine Gestalten.

Von Dr. Jakob Engel (Magdeburg).

(Schluß.)

Am Ende des ersten Aktes der eben berührten Römertragödie heißt es mit Nachdruck: „Gehorsam ist der Tochter erste Pflicht.“ Nach diesem Rezepte sehen wir Paulina, die Heldin des Märtyrerdramas Polyeucte, handeln. Wohl

[1]) *Cesare Pascarella, Sonetti.* Nuova edizione con il ritratto dell' autore riprodotto da un dipinto di V. Corcos. Torino-Roma. Casa Editrice Nazionale (Roux e Viarengo) 1904.

macht sie Anspruch auf unser Mitleid, indem sie ihrem Vater, einem öden politischen Streber, zu Gefallen, dem Gegenstand ihrer jungfräulichen Liebe entsagte und einen anderen heiratete, indem sie Polyeuctes aus Pflichtgefühl gab, was dem Severus ihre Neigung schenkte. Wie es auch in ihrem Inneren tobt und stürmt, ihre Vernunft „tyrannisiert" ihr Gefühl, sie bewahrt Severus gegenüber, mit dem sie der Zufall zusammenführt, obgleich ihr Herz ihm noch mehr entgegenspringt, die äußere Grandezza. Auch als sie ihn aufgab, geschah dies ohne ein äußeres Zeichen des Bedauerns. Bewunderung soll diese marmorne Seelengröße erregen, und gleich groß soll der verabschiedete Severus dastehen, indem er, durch des Kaisers Gunst allmächtig geworden, seine Leidenschaft in Fesseln schlägt und es ganz in der Ordnung findet, daß Pauline der Pflicht gegen den Vater den Vorzug gab. Er ist jedenfalls nicht aus dem Holze geschnitzt wie die Liebhaber, von denen der alte Musikus Miller sagt: „Machen muß er, daß das Mädel lieber Vater und Mutter zum Teufel wünscht, als ihn fahren läßt, oder selber kommt, dem Vater sich zu Füßen wirft und sich um Gotteswillen den schwarzgelben Tod oder den Herzinnigen ausbittet. Das nenne ich einen Kerl, das heißt Lieben." So verstand auch Shakespeare die Liebe. Seine Mädchen würden in solcher Preisgabe der Liebe einen Verrat an sich selber erblicken: seine Hermia im Sommernachtstraum erklärt ihrem Vater und dem König ins Gesicht, sie wolle lieber sterben als von ihrem Lysander lassen; seine Desdemona vor dem ganzen Senat Venedigs, daß zwar ihr Vater der Herrscher ihrer Pflicht sei, aber im Punkte der Liebe ihrem Herzen nicht gebieten könne. Es ist denkbar, daß Corneille diese Art von Opposition seitens der Töchter gegen den elterlichen Willen zum Gegenstand der Bewunderung erhoben hätte, wenn er nicht ziemlich geringschätzig von der Liebe gedacht hätte. Zu einem seiner Briefe aus dem Jahre 1666, von wo an Corneille nur noch sein Schatten war, heißt es: „Ich war bisher stets des Glaubens, daß die Liebe eine Leidenschaft sei, die zu sehr mit Schwäche behaftet ist, als daß sie in einem heroischen Stücke die dominierende Stellung einnehmen könnte; zum Schmuck lasse ich sie gerne dienen, aber nicht als Hauptsache, und die großen Seelen lassen sich durch sie nur so weit bestimmen, als sie mit edleren Affekten verträglich ist." Was Corneille darunter versteht, lehrt schon ein Ausspruch des Heldenvaters Diego im Cid: „Vergnügen nur ist Liebe — Ehre Pflicht." Was ist natürlicher, als daß in den Augen der Barockmenschen Corneilles Ruhm und Macht und äußere Reputation des Lebens höchste Güter sind?

Man mag, mit Ausnahme des Horace, von Corneilles ernsten Dramen aufschlagen, welches man will, überall wird man finden, daß die Liebe die elementarste Regung des weiblichen Herzens, den göttlichen Adel freien Gefühls zugunsten einer minder natürlichen Empfindung oder gar männlichen Leidenschaft hinwegwirft. Das geschieht auch in Cinna, den der Dichter für sein Meisterwerk hielt. Aemilia, die Heldin des Dramas, die in ihrer Unnatur durch die französische Bezeichnung „l'aimable furie" genugsam charakterisiert ist, wirft ihre Netze allein auf Bewunderung aus, und zu diesem Zwecke muß wieder die Spiegelfechterei des Konfliktes von Pflichten herhalten. Kaum hat sie ihrer Dueña vertraut, daß ihr Herz glühend für Cinna schlage, als sie auch schon ihre Liebe ganz verstandesmäßig reguliert und Amor beschwört, sie in ihrer Pflichterfüllung, den Tod ihres Vaters am Kaiser Augustus zu rächen, nicht zu hemmen.

Wenn nicht die Liebe von Corneille gleichsam ins Souterrain verwiesen wäre, so stände man auch hier wieder vor einem Rätsel. Wir ist es nämlich möglich, daß zwei so gewaltige, die ganze Seele erfüllende Leidenschaften in einer Brust benachbart hausen? In Wirklichkeit erfüllt dieses Corneillesche Ueberweib nur eine Passion. Möglicherweise ist es die Rachsucht, aber bei der Verlogenheit der Seelenmalerei gerade in Cinna ist es nicht ausgeschlossen, daß Aemilia aus republikanischem Freiheitsdrang oder gar aus eitler Ruhmsucht die Verschwörung gegen den Kaiser anzettelt.

Ehrlicher und doch unwahrer erscheint uns der Barockdichter durch das Medium seiner Kleopatra von Syrien in Rodogune; ehrlicher insofern, als er dieses Unweib mit wüster Herrschsucht bis zum Platzen vollpumpt, so daß in ihrem Herzen kein freier Platz mehr ist; unwahrer insofern, als sie ihre Nebenbuhlerin Rodogune nur als einen Stein auf dem Wege ihrer Herrschsucht haßt, nicht als die Schlange, die ihren ehelichen Frieden vergiftete.

Auf diesen Charakter, auf den sich der Dichter-Architekt wie auf die ganze verschnörkelte Intrige etwas ganz Besonderes einbildete, paßt so recht das Hamlet-Wort vom Handlanger der Natur. Auch im Shakespeare begegnen uns viele Frauen, die hoch über die Alltäglichkeit emporragen, auf der Jagd oder im Kampfe um Szepter und Krone. Aber wo ist denn eine, deren alleiniges Motiv die Herrschsucht wäre, deren Seelennacht nicht durch einen Strahl der Liebe erhellt würde? Tamora in der Schauertragödie Titus Andronicus, die Shakespeare fast aus dem Seneca ausgeschnitten hat, strebt nach Herrschsucht, um ihren ermordeten Sohn zu rächen, Lady Macbeth inszeniert den Königsmord, nicht aus dem Verlangen, selbst die Krone Schottlands zu tragen, sondern einzig und allein aus Liebe zu ihrem Gatten, um ihres Sohnes willen wird die Königin Margarete zur Furie, selbst König Lears entmenschte Töchter sind durch das Band der Liebe mit der übrigen Menschheit verknüpft.

Die Charaktere von Corneilles Männern sind ebenfalls daraufhin konstruiert, Bewunderung hervorzurufen, wenn der Dichter sie nicht gänzlich abfallen läßt, wie Cinna oder die Prinzen in Rodogune, um Licht und Schatten stärker zu kontrastieren.

Was den im Stoizismus schwelgenden, von zerrbildlichem Patriotismus überschäumenden Titelhelden des Horace anlangt, der es für eine ganz besondere Gunst des Schicksals betrachtet, sich im Dienste des Vaterlandes gegen das eigene Fleisch und Blut, gegen das, was man von Herzen liebt, zu bewaffnen, so steht dahin, ob Corneille ihn mehr zum Gegenstand kopfschüttelnden Staunens oder himmelhoch schwebender Bewunderung machen wollte. Aber warum sollte er nicht auch in diesem Falle auf das letztere Ziel losgesteuert sein, da er doch so oft die Unnatur glorifiziert? Kaum mehr geschieht dies, als in der Märtyrertragödie Polyeucte, deren Heros eponymus sich ohne jeden zwingenden Grund zum Märtyrertum drängt und sein junges Christentum nur durch Intoleranz zu erkennen gibt. Diese für die protestantische Welt unmöglich gewordene Gestalt wird noch unmöglicher durch ihr Reflektieren. Denn nicht im Rausche des Fanatismus stürzt sich Polyeuktes in den Rachen des Todes, sondern in der nüchternen Berechnung, sein Seelenheil zu gefährden, wenn er nicht Taufe und Tod schnell wie Blitz und Donner aufeinander folgen ließe. Sympathischer als dieser Legendenheilige, dem das Taufwasser jegliches Gefühl für seine wahre Pflicht weggespült hat und der mehr in ein maison de santé als auf die Bühne gehörte, ist die Gestalt des Kaisers Augustus in Cinna. Das berühmte Wort des Imperators: „soyons amis Cinna", mit dem er dem Manne, der ihn mit Undank überhäufte, ja ihn ermorden wollte, die Hand zur Versöhnung bietet, würde nicht verfehlen, Bewunderung für diese Seelengröße im Stile der Bergpredigt zu erwecken, wenn nicht ein „aber" dabei wäre. Seine Großmut ist nämlich die Frucht der Reflexion, daß der Verschwörer eine reine Null sei. Es spricht für das gesunde Urteil eines hochgestellten Zeitgenossen des Dichters, wenn er sich von Voltaires Zeugnis durch diese Großmutsgirene kein X für ein U machen ließ.

Allerdings verstehen auch Shakespeares Heldengestalten das Reflektieren aus dem Fundament. Aber ihr tragisches Ziel liegt nicht am Ende des Weges, den die Reflexion zieht, sondern weitab von der gebahnten Straße; nicht mit dem Wanderstab kühlen Denkens, sondern auf den Flügeln heißer Leidenschaft gelangen sie dahin. Wie ein Kartenhaus brechen Macbeths Reflexionen, der sich aus Vernunfts- und Sittlichkeitsgründen bedenkt, ein Mörder zu werden, unter dem Wirbelwind seiner Leidenschaft zusammen; Hamlet, der vor lauter Denken und Bedenken seine tragische Aufgabe unvollzogen läßt, wird ihr Voll-

brecker in momentaner Gefühlswallung, der Triumvir Antonius, der sich darüber ganz klar ist, daß er der ägyptischen Sirene längst den Laufpaß hätte geben müssen, kann doch nicht von ihr lassen und will voll Verzweiflung den vermeintlichen Tod Kleopatras nicht überleben.

Da Corneille im Geiste seiner Zeit, unter dem Bann einer prahlerischen Mode stehend, um jeden Preis imponieren wollte, warf er nicht nur oft genug um schmächtige Glieder ein majestätisches Löwenfell, sondern rückte er auch häufig zum Nachteil der Individualität seiner dramatischen Gestalten sein eigenes Ich in das Licht der Theaterlampen. Es mag dies zum Teil an der mangelhaften Technik des Dichters gelegen haben, der es liebte, nach dem Muster des römischen Barocktragikers Seneca und nach dem Rate des hochgelehrten, aber kunstblinden Humanisten Julius Cäsar Scaliger allenthalben die Kraftbrühe seiner Sentenzen auszugießen, auch da, wo es nicht paßte. Aber ein gut Teil Eitelkeit war auch dabei, es müßte nicht die Zeit der Allongeperücke gewesen sein.

Der alte Corneille wäre gewiß schon längst, wie jener Kopfputz aus der Zeit des Sonnenkönigs, von seinen eigenen Landsleuten in die Rumpelkammer geworfen worden, wenn nicht viele seiner Gestalten mit ihrer Schönrederei, mit ihrer Sucht, um jeden Preis die Bewunderung auf sich zu lenken, so sehr nach dem Herzen der modernen Gallier wären. Dafür nehmen sie seine dramaturgischen Schnitzer gern in den Kauf.

Daher kommt es, daß der Zahn der Zeit mit Pierre Corneille immer noch zu tun hat. An die Unsterblichkeit Shakespeares, der nicht eine besondere Art von Menschen, sondern den Menschen, wie er immer war, wie er ist und wie er sein wird, zum Gegenstande seiner Kunst machte, reicht der Barockdichter, und wenn er mit Engelszungen geredet hätte, nicht im entferntesten heran.

Aber dem Umstande, daß er auf dem Globus der dramatischen Literatur geradezu der Antipode Williams des Großen von Stratford ist, wird es der Barockdichter Pierre Corneille in erster Reihe zu verdanken haben, daß die Nachwelt seinen Namen wenn auch nicht in Stein und Erz, so doch auch nicht in Wasser schreiben wird.

Madrilener Skizzen.

Von Franz v. Stockhammern.

I.

Die Augen von ganz Europa sind in diesen Tagen nach der schönen, lebensfrohen Stadt am Manzanares gerichtet, die sich aufs eifrigste gerüstet hat, mit allem nur erdenklichen Glanz die jugendschöne Königin aus fernem britischen Norden zu empfangen, die Don Alfonsos Wahl den spanischen Landen gegeben. Den Landen, die Spaniens stolzer Krone noch untertan sind. Manch köstliches Juwel freilich hat das jäh wechselnde Völkergeschick aus ihrem Strahlenglanz gebrochen. Wie ein triumphierender Siegesgesang klingt der spanische Königstitel: König von Spanien, Kastilien, Leon, Aragon, beider Sizilien, von Jerusalem, Navarra, Granada, Toledo, Valencia, Gallicien, Mallorca, Sevilla, Cerdena, Cordoba, Murcia, Jaën, Algeciras, Gibraltar, den Kanarischen Inseln, Ost- und Westindien, den Inseln des Ozeans und dem ozeanischen Festland. Ein Eroberungszug, der durch Jahrhunderte stürmte, bis ihm die Vorsehung Stillstand gebot. Nach dem Stillstand Rückschritt — Abbröckeln — Verlust. Inseln des Ozeans und ozeanisches Festland unterm Sternenbanner. Der Felsen von Gibraltar mit englischen Geschützen bestückt. Kaum ein paar Felsennester drüben noch am marokkanischen Festland, über denen Spaniens Flagge weht.

Die junge Generation aber hat sich schon daran gewöhnt, das Vaterland ohne Kolonien zu wissen. Sie hofft einer neuen Zukunft entgegen, einer merkantilen, einer industriellen Entwicklung, welche dem spanischen Volk in langsamer Arbeit die Werte zurückersetzen soll, die ein günstiger Augenblick der Weltgeschichte ihm mit der Entdeckung Amerikas in den Schoß warf und die selbstverschuldetes Mißgeschick ihm entriß. Und zu dieser Generation der Hoffenden, die vorwärts schauen, gehört auch der jugendliche Monarch, gehört auch die Königin, nicht nur seines Landes, sondern auch seines Herzens. Keins von beiden wird sich allzu sehr ob des entschwundenen Glanzes grämen, an den das rückschauende Alter mit Wehmut gedenken mag. Mit Freude und Zuversicht wird das junge Fürstenpaar in die Hauptstadt einziehen, umjubelt von der Bevölkerung, in deren Herzen die Güte der hohen Frau ihm einen sicheren Platz bereitet hat, die 18 schwere Jahre lang als Königin die Last der Regentschaft, als Mutter die Sorge um die Gesundheit des schwächlichen Sohnes eines von tückischer Schwindsucht dahingerafften Vaters getragen.

Und jetzt, im Mai, brauchte es nicht einmal all der farbenfreudigen Pracht, mit der die Straßen Madrids sich geschmückt haben, um den Empfang des Herrscherpaares würdig zu gestalten. Strahlt doch Tag für Tag die heiterste Sonne in nie getrübtem Glanze auf den schimmernden Blütenzauber nieder, den eine verschwenderische Natur mit freigebiger Hand über die einzig schönen Plätze, die herrlichen, breiten Karossstraßen und Anlagen dieser Stadt streut. Und doch wird sich, nach den Berichten aus Madrid zu schließen, zu der überreichen Schönheit der Natur eine sinnenverwirrende Pracht duftiger Blumenkränze und Gewinde, kostbarer Teppiche, zierlich zum Himmel strebender Triumphbögen gesellen, nicht augenbeleidigend und überladen, wie Berlin sich dem spanischen König und seinem ob all der geschauten Geschmacklosigkeit beinah sprachlosen Gefolge zeigte, sondern mit jenem erlesenen ästhetischen Sinn, der trotz allen aufgewandten Farbenreichtums Spaniens künstlerische und festliche Arrangements auszeichnet.

Einmal nur zwar sah ich Madrid im Festschmuck. Der Eindruck aber der Harmonie all der Töne und Farben, die da zusammenflossen, war unvergeßlich. Es war der Tag, an dem die gesamte Garnison in der prächtigen Straße El Prado zusammengezogen war, um der Vereidigung der neu eingestellten Rekruten die militärische Weihe zu geben. Da wehten Tücher und Bänder von allen Fenstern, von lauschigen Balkonen hingen goldschimmernde Teppiche in schwerer Pracht, da schlangen sich Kränze und Blumengewinde von Haus zu Haus, von Mast zu Mast, da flatterten Fahnen, alles in der satten Schönheit von gelb und rot, die in der blendenden Kraft dieser südlichen Sonne erst das rechte Leben zu entfalten schien. Dazwischen das ernste Grün immerbelaubter, breitwipfliger Bäume, die Blütenpracht sorgsam gepflegter Vorgärten, die stattliche Front langgestreckter Paläste in leuchtendem Marmor. Alles, was bei uns unterm düstern nordischen Himmel mit seinem matten Blau schwer drückend aussieht, löst sich hier zu leichter, luftiger Linie, gewinnt Glanz und Farbe. Und die langen Baumreihen entlang eine frohbewegte Menschenmenge, in bunten Frühlingskleidern, auch das ärmste Mädchen aus dem Volk zierlich geputzt mit Bändern und Blumen. Nicht stumpfes Gradausstarren, schwerfälliges Aufeinanderdrängen einer nordischen Volksansammlung, sondern Leben, stete Vibration, graziös hastendes Hin und Her. Nicht dichte Reihen bärbeißiger Schutzleute, die den Ausblick sperren, sondern kaum von fünfzig zu fünfzig Schritt ein Unteroffizier mit zwei Mann, dessen freundlich ernstes Lächeln genügt, um allzu vordringliche Elemente aufs Trottoir zurückzuweisen. Man hört immer von der Disziplinlosigkeit der lateinischen Rasse; die musterhafte Ordnung aber, in der das Publikum Roms so gut wie Madrids ohne besonderes Polizeiaufgebot sich bei öffentlichen Veranstaltungen selbst erhält, könnte uns immerhin als nachahmenswertes Beispiel dienen.

Und dann war's wie elektrische Schwingungen durch die Menge gegangen, als in voller Karriere dahersprengende Leibgardisten das Nahen des Königs ankündigten. Der Lebensodem eines heißblütigen Volkes stieg auf aus den betäubenden Jubelrufen, die mit dem Donnern der Geschütze, dem klingenden Spiel

der Kapellen sich mischten. Eine Woge nationaler Begeisterung schlug dem jungen König entgegen, der an der Spitze einer Suite ergrauter Generale, von denen die meisten schon seinem Vater gedient, in flottem Galopp dahin jagte, das Bild eines glänzenden Kavaliers, eines ritterlichen jungen Mannes, der von zartem Knabenalter an im Sattel daheim. Nach dem Schloß brauste die glänzende Kavalkade, zur Parolenausgabe, nach jenem herrlichen Marmorbau am jäh abfallenden Ufer des Manzanares, dessen edelgegliederte Fassaden in blendender Weiße hinausstrahlen in die weite, öde Ebene, die baum- und schattenlos sich ausdehnt jenseit des Flusses. Es ist, als ob der Glanz dieses Marmorkolosses hinüberschimmerte bis zu den kühngezackten Schneefirnen der Sierra de Guadarrama, die im Norden trotzig aufsteigen aus der Hochebene, gleich einer gigantischen Felsenburg, aufgetürmt zum Schutz des düsteren Prachtbaues El Escorial, der die tiefgebettete Gruft birgt, in die glänzendes Gefolge seit Jahrhunderten, von Generation zu Generation, einen spanischen König zum ewigen Schlummer geleitet.

Jetzt aber, als der König so zum Schlosse sprengte, da triumphierte das Leben! Da dachte niemand an den Escorial, der ein geduldiger Warter ist. Da flutete es noch lange, nachdem die Truppen abgerückt, in frohbewegtem Gedränge durch die Straßen der Stadt, staute sich auf dem breiten Platz vor dem Schlosse.

Und doch war's nur eine Festlichkeit, die alljährlich sich wiederholt. Kein Fremder weilte deswegen in der Stadt, kein Gebirgsbewohner war deswegen von seiner rauhen Ebene herabgestiegen.

Wie ganz anders, wie viel schöner, prächtiger aber muß es in diesen Tagen in Madrid sein, da nach 27 Jahren — Alfons XII. führte 1879 die Erzherzogin Maria Christina heim — zum erstenmal wieder eine Königin ins Land zieht. Wenn man sich denkt, daß zu all dem Glanz eines glücklichen Himmels, eines erlesenen Schmuckes der Straßen und Paläste sich der mächtige Eindruck gesellen wird, den das Zusammenströmen solch gewaltiger Menschenmassen mit sich bringt, wenn man sich vorstellt, daß Volk, wirkliches Volk, von den windumheulten Berghalden Kastiliens so gut wie von den sonnendurchglühten Ebenen Andalusiens, zu Tausenden und Tausenden sich durch die Straßen drängen wird, an der vornehmen Eleganz der glänzenden Paläste vorüber, die dem modernen Madrid den Stempel als Heim frohgenießenden Luxus aufdrückt, das reiche Bild bunten Lebens, das die Stadt schon zu ruhigen Zeiten bietet, vertausendfachend, dann kann man verstehen, daß Leute, die über Zeit und Geld verfügen, die weite, beschwerliche Reise nicht gescheut haben, um das glanzvolle Schauspiel zu genießen, das Madrid als Krönungsstadt bieten wird.

Mühevolle Tage freilich werden es für jeden sein, der jetzt in Madrid weilt; doch sind bekanntlich gerade die Menschen, die wegen angeborener Faulheit zu keinerlei regelmäßiger Arbeit zu brauchen sind, von ganz erstaunlicher Ausdauer, wenn es sich um ihr Vergnügen und um die Befriedigung ihrer Schaulust handelt. Und es ist zu glauben, was Pariser Blätter berichten, daß alle Hotels in Madrid seit dem Tage, der das feste Programm der Krönungsfeierlichkeiten brachte, durch Vorausbestellung belegt sind, daß manch' verwöhnter Weltenbummler sich mit dem geringen Komfort einer der zahlreichen Casas de Huespedes (Gasthöfe) begnügen muß, die den nicht sehr hochgeschraubten Ansprüchen des spanischen Provinzbewohners angepaßt sind. Und dabei wird es — bei solchem Menschenansturm auch bei einer größeren Stadt möglich — natürlich zu manchen Klagen, zu unverständigen Verallgemeinerungen kommen. Denn eigentlich ist Madrid, so sehr nach vielen Richtungen hin Großstadt — jedenfalls dreimal mehr als unser liebes München, das im Funktionieren all des hochentwickelten Apparates einer modernen Stadt, des Post-, Telegraphen-, Trambahn- und Wagenverkehrs und, last not least, des Zeitungsvertriebs, den Wettbewerb nicht einmal mit dem nicht viel größeren Mailand aufnehmen kann —, für Fremdenbesuch größeren Umfangs nicht sehr üppig eingerichtet, da aus mehrfachen Gründen Reiseströme, wie sie alljährlich im Frühjahr Italien durchfluten, in Spanien so gut wie unbekannt sind. Fürs erste ist das Land schwer zu erreichen; niemand wird sich ohne weiteres entschließen, über Paris oder Lyon zu gehen, ohne sich Frankreichs Schönheiten zu besehen, niemand nach Neapel fahren, bloß zu dem Zweck, sich dort nach Gibraltar einzuschiffen. Und wer sich erst in einem anderen Land aufgehalten, dem bleibt für Spanien meist nicht die nötige Zeit. Und die braucht man dort — sind doch zum mindesten 6000—7000 Kilometer zurückzulegen, wenn man die interessanteren Städte und Provinzen besuchen will. Dann aber ist, wie schon gesagt, der noch nicht ganz auf der Höhe der Zeit stehende Eisenbahnverkehr einem größeren Fremdenzufluß hinderlich, obwohl in dieser Hinsicht von den Bahnverwaltungen in den letzten Jahren viel geschehen ist. Es ist darum auch zu erwarten, daß die uns nun seit mehr als einem Jahr versprochene Neuausgabe von Baedekers Spanien, deren Erscheinen, wenn man den Versicherungen des Verlags Glauben schenken darf, für diesen Juni endgültig in Aussicht zu stehen scheint, von all den Verbesserungen Notiz nimmt, die das spanische Verkehrswesen seit 1899 erfahren hat, sowie von den Bemühungen der Hotels und Gasthöfe, ihre Unternehmungen nach Kräften den Anforderungen der Neuzeit anzupassen.

Immerhin aber werden diese Madrilener Festtage für die spanischen Bahnen, überhaupt für das ganze Fremdenwesen des Landes, nicht weniger vorteilhaft sein als die Konferenz von Algeciras, von der neben Beschlüssen von internationaler Tragweite manche nützliche Anregung mehr intimer Natur ausging, die weder die spanischen Verkehrsbehörden, noch die Kreise der Fremdenindustrie unbeachtet ließen. Gerade die Konferenz von Algeciras war hierin von besonderem Nutzen, da die Langweile, zu der die aus aller Herren Ländern entsandten Vertreter der größten Blätter der Welt sich eingestandenermaßen verurteilt sahen, viele nötigte, sich das spanische Leben und Treiben etwas genauer zu besehen als sonst üblich, und als ganz ernsthafte Leute zu einer Reihe sympathischer Berichte, besonders in amerikanischen und englischen Zeitungen, sich veranlaßt sahen, deren Nachwirkung sich in der nächsten Reisesaison sicher bemerkbar machen wird.

Und noch eines! Eine ganz gehörige Menge Geldes und Goldes wird in das Land strömen, letzteres ein Umstand, der in den Ländern der lateinischen Münzkonvention, mit Ausnahme des unerschöpflich reichen Frankreich, meist sehr wohltätig empfunden wird. Jetzt besonders, da der Kurs des spanischen Geldes sich ohnehin in einer für den vom Ausland kommenden Reisenden unerfreulichen Aufwärtsbewegung befindet! Werden heuer doch für 100 M deutsches Geld kaum mehr als 135 Pesetas gegeben, gegenüber 166 im Vorjahr. Rechnen spanische Finanzmänner doch schon mit dem nach ihrer Meinung nicht mehr allzufernen Termin, da der spanische Kurs gegenüber dem französischen, ähnlich wie der italienische seit etwa 2 Jahren, so ziemlich gleich steht. Und man kann sicher sein, daß die Festtage in Madrid, die neben der einheimischen Bevölkerung weit mehr noch als die Osterfeierlichkeiten zu Sevilla, ein völlig kosmopolitisches Publikum angezogen zu haben scheinen, nicht nur fremdes Geld ins Land bringen, sondern auch nicht wenig dazu beitragen werden, den allgemeinen Wanderzug nach Spanien zu heben.

Voriges Jahr freilich, als ich, fast um diese Zeit, in Madrid weilte, da war es ruhig. Da kümmerte sich kein Mensch um Spanien, Marokko hielt damals die Welt in atemloser Spannung, und das Wort Madrid hatte nur den trockenen Klang eines geschichtlichen Datums, eines Ortes, an dem vor 25 Jahren einmal mehrere Mächte einen Vertrag unterzeichnet hatten, über dessen Auslegung man zur Zeit sich nicht ganz einig schien. Sonst aber störte für das Ausland nichts die totengleiche Starre, die nach festeingewurzelter Meinung nun einmal über Spanien liegt, unbeweglich gleich einer düsteren Wolkenwand, die kein Sonnenstrahl verscheucht.

Und doch, wer einmal nur über die Puerta del Sol gegangen ist, auf der in nimmermüder Hast, wie immer neu aus

dem Boden gezaubert, eine dicht gedrängte Menschenmenge sich hin und her schiebt, zusammenströmend aus den sechs schönen Straßen, die hier münden, in sie wieder zurück- und auseinanderflutend in eilendem Wechsel, der fühlt, daß hier die Pulse kräftigen Lebens schlagen, daß hier die Schätze eines ganzen Landes, die politischen und wirtschaftlichen Interessen eines ganzen Volkes zusammenströmen. Ringsum greift sie hinaus mit nimmersatten Polypenarmen, die große glänzende Stadt, hinaus in die öde Ebene, die sich um den Manzanares lagert, die wie geschaffen scheint, Häuser, und immer wieder Häuser aufzunehmen. Fabrikviertel entstehen, schüchtern nur zwar in ihren Anfängen, aber entwicklungsfähig, wenn erst das spanische Kapital sich aus der Indolenz aufgerafft haben wird, die ausländischen Unternehmern bisher die lohnendsten Industriezweige überließ. Rastlos schlagen die Wellen des Verkehrs hinaus in die neuen Viertel, fluten zurück in die Zentren des geschäftlichen Lebens, verrinnen wie im Sand in den eleganten Avenuen, die in Kilometerlänge die Altstadt umgürten. Einer endlosen Kette gleich, zieht bis spät nach Mitternacht im Dreiminutenbetrieb die Reihe der elektrischen Wagen vorüber, in dichtem Gedränge stauen sich dazwischen schwerfällige Lastwagen, elegante Automobils, mit feinhufigen Andalusiern bespannte Equipagen. Fliegende Zeitungslager an allen Ecken, stets wechselndes Käuferpublikum davor. Nur wenige Stunden des Tages, in denen nicht ein Journal neu erscheint, sei's frisch von der Druckerpresse in Madrid gezogen, sei's aus der Provinz eingetroffen. Rings an der Puerta del Sol prunkvolle Läden und Magazine, mit blendenden Schaufenstern, die an eleganten Luxusgegenständen, an üppig raffinierter Kunst der Ausstellung mit den glänzendsten Firmen der Piazza di Spagna in Rom, der Galleria Umberta I. in Neapel und Mailand wetteifern. Daneben aber, wenn man den Prado hinaufwandert, jene einzig schöne Straße, eingesäumt von Palästen mit entzückenden Vorgärten, erfreut sich das Auge an der langen Reihe der Equipagen, die gegen Abend die elegante Welt Madrids nach dem Parke Buen Retiro bringen, zu froher Korsofahrt in jenen mit künstlerischem Geschmack und verschwenderischer Sorgfalt gepflegten Anlagen, die geschaffen scheinen, dem Luxus, der heiteren Lebensfreude zum Tummelplatze zu dienen. Wer dies alles auch nur flüchtig gesehen hat, nur im raschen Flug der drei oder vier Tage, die die übliche Sechswochentour dem eiligen Reisenden für die Hauptstadt läßt, wer nur im Durchhasten dieses Leben und Treiben beobachten durfte in den paar Stunden, die er sich abstehlen konnte von der Zeit, die er vor den Zauberschätzen aus Murillos und Velasquez' Hand im Museo del Prado verträumt, der wird gesehen haben, daß es mit dieser Stagnation, diesem hoffnungslos siechem Wirtschaftsleben der spanischen Hauptstadt eitel Flunkerei ist. Im Gegenteil, gerade Madrid wird in ihm den Eindruck sicherer Entwicklungsfähigkeit hinterlassen haben, mit all seinen modernen Bauten und Einrichtungen, die ihm eigentlich, ähnlich wie dies bei Barcelona der Fall, fast den spezifisch spanischen Charakter nehmen. Wer aber länger bleibt und schärfer hinblickt, wer das Elend, das hoffnungslose, erbarmungswürdige Menschenelend nicht übersieht, dessen Kinder, düsteren Nachtgespenstern gleich, durch all den gleißenden Großstadtluxus huschen, da und dort in eine Ecke gebannt, gebannt durch den lähmenden Druck völliger Kraftlosigkeit, durch die Last jammervollen Lebensüberdrusses, dem bietet Madrid noch manch anderes Bild. Ihm zeigt die Stadt am Manzanares, die ein Dorado zu sein scheint für Lebenskünstler, sich als Stadt der traurigsten sozialen Kontraste.

Bücher und Zeitschriften.

Der Volksmund. Alte und neue Beiträge zur Volksforschung, herausgegeben von Dr. Krauß. Leipzig, Deutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft.

Dr. Friedrich S. Krauß (Wien), dem die folkloristische Wissenschaft schon so manche kostbare Gabe dankt, bereichert das weite Gebiet der Volkskunde soeben wiederum mit einem wertvollen Unternehmen, welches, wie man zuversichtlich hoffen darf, in den weitesten Kreisen dankbare Anerkennung und tatkräftige Förderung erfahren wird. Der Volksmund will, ohne sich an eine bestimmte Zeit zu binden, alt und neu, das Gute und Wertvolle, sammeln, um die Liebe für alle Aeußerungen des Volkstums sowohl bei uns als in fernen Landen zu erwecken oder zu bewahren. Aeltere, bisher schwer zugänglich gewesene folkloristische Schriften sollen neu aufgelegt werden, um soweit als möglich damit wieder in das Volk zu dringen. Die große und gute Idee, welche in dem geplanten Unternehmen liegt, wird sich zweifellos zu herrlichen Erfolgen verdichten, nachdem sich Dr. Krauß eine Reihe namhafter Gelehrten und Folkloristen als Mitarbeiter gesichert hat. Die beiden ersten Bände, welche bereits vorliegen, lassen schon jetzt den literarischen Wert deutlich in Erscheinung treten. Im 1. Bande des „Volksmundes" bringt der Herausgeber „Oesterreichische Volkslieder" nebst deren Singweisen, welche Fr. Tschischka und J. M. Schottky 1818 erstmals veröffentlichten. Professor Schottky, für dessen Tätigkeit Heine in seinem Briefe über Polen (geschrieben im Herbst 1822) Worte warmer Anerkennung und Verehrung fand, ist in seiner Bedeutung für die deutsche Altertumsforschung bis auf den heutigen Tag nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Möge es Dr. Krauß gelingen, Schottky, der in seinem Leben ein Sonderling war, dem deutschen Volke unvergeßlich zu machen, denn unbestritten bleibenden Wert muß man Schottkys Volksliedersammlung beimessen. Fünfundzwanzig Jahre lang wurden von Franz Tschischka und Max Schottky die Lieder gesammelt, um aus den freundlichen Phantasiegebilden eines lebensfrohen Volkes einen herrlichen Kranz zu winden. Oesterreichische Lieder sind es, welche als Wiegen-, Kinder-, Weihnachtslieder die Denkweise des Volkes kundgeben. Keckes Jauchzen atmen die Scherz- und Liebeslieder, insbesondere aber die „Schnadahüpf'ln", welche in überraschender Fülle dargeboten werden. Eine gediegene Abhandlung über die österreichische Mundart, sowie ein Wörterbuch erhöhen einmal den wissenschaftlichen Wert dieses, mit tiefempfundenem Vorwort ausgestatteten 1. Bandes, und zum anderen wird das Verständnis des österreichischen Dialekts wesentlich erleichtert. — Das zweite Bändchen des „Volksmundes" enthält den „Wegkürzer des Martin Montanus" in einer für weitere Kreise geeigneten Ausgabe von E. K. Blümml und Joseph Latzenhofer. Diese neuhochdeutschen Bearbeitungen der Schwankbücher des 16. Jahrhunderts unter Vermeidung der zügellosen Derbheiten wird man als Bereicherung unserer arg darniederliegenden Schwankliteratur nur begrüßen können. Der Preis für die technisch einfach, aber hübsch ausgestatteten Bände des Volksmundes ist erfreulicherweise so angesetzt worden, daß wirklich alle Schichten der Gesellschaft dieselben erstehen können.

W. G.

dr. **Die sozialpolitischen Reden und Vorträge von Professor Ernst Abbe**, des im vorigen Jahre verstorbenen Gründers der Karl Zeiß-Stiftung in Jena, werden jetzt von Professor Czapski bei Gustav Fischer in Jena herausgegeben. Es sind dies die zum Teil nur im Manuskript oder Stenogramm vorhandenen großen Vorträge und Reden Abbes über die Gewinnbeteiligung der Arbeiter, die Grundlagen der Lohnregelung, die Verkürzung des industriellen Arbeitstages (Achtstundentages), die Aufgaben des Arbeiterausschusses u. s. w., denen das wie ein wohldurchdachtes sozialpolitisches Gesetz anmutende Statut der Karl Zeiß-Stiftung angefügt ist.

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

* Ritter des Ordens pour le mérite. Der ordentliche Professor an der Universität in Bonn Geheimer Regierungsrat Dr. Franz Bücheler und der ordentliche Honorarprofessor an der Friedrich Wilhelm-Universität in Berlin Geheimer Medizinalrat Dr. Robert Koch sind nach stattgehabter Wahl vom König zu stimmberechtigten Rittern des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste ernannt worden.

F. Ernennung eines Direktors des Britischen Archäologischen Instituts in Rom. Dr. T. Ashby, bisher stellvertretender Direktor des Britischen Archäologischen Instituts in Rom ist soeben zum Direktor desselben ernannt worden. Dr. Ashby, der seit vielen Jahren schon in Rom seine Nachforschungen vornehmlich über die Topographie der Campagna be-

trieben hat, gilt hier als eine der größten lebenden Autoritäten auf diesem Gebiete, über das er in einem umfassenden Werke schreibt. Das britische Institut in Rom hat bisher keinen staatlichen Beitrag erhalten, soll aber nun einen solchen von 500 Pfund erhalten, welche Summe seit zirka 10 Jahren dem gleichen Institut in Athen jährlich gezahlt wird.

* **Ein Preis von 400,000 Mark für eine Flugmaschine.** Die Fortschritte, die man in der Konstruktion von Flugmaschinen gemacht hat, sind so bedeutend, daß viele Kundige auf eine baldige Lösung dieses schwierigen Problems hoffen. Um nun die Anstrengungen zur Erreichung dieses Zieles noch mehr anzuspornen, hat man in Frankreich beschlossen, einen „großen Preis der Luftschiffahrt" zu stiften, der auf derselben Grundlage wie der „Deutsch-Preis" basiert sein soll. Der ausgesetzte Preis soll 400,000 M betragen und soll durch eine öffentliche Subskription oder durch eine Lotterie aufgebracht werden. Der französische Luftschifferklub hat den Plan lebhaft unterstützt und die französische Akademie der Wissenschaften ihn gebilligt.

ar. **Eine Marmorbüste von Theodor Mommsen** hat Bildhauer Prof. Dr. Hartzer soeben im Auftrage des preußischen Unterrichtsministers vollendet. Das Werk erhält seinen Platz auf einem Marmorsockel in dem von Otto Hirschfeld und von Wilamowitz-Möllendorf geleiteten Institut für Altertumskunde, Dorotheenstraße 5. Zur Einweihung ist eine kleine Feier vorgesehen, die Sonntag, 9. Juni, vormittags stattfinden soll. Der Minister hat dazu sein Erscheinen in Aussicht gestellt.

* **Todesfall.** In Stuttgart ist der frühere langjährige Vorstand der Landwirtschaftlichen Akademie in Hohenheim, Direktor v. **Boßler**, gestorben.

Hochschulnachrichten.

hc. **Marburg i. H.** Geheimer Medizinalrat Professor Dr. med. Emil **Mannkopf**, Ordinarius der speziellen Pathologie und Therapie an der hiesigen Universität, feiert am 5. Juni den 70. Geburtstag. — Der Privatdozent für Physik und erste Assistent am physikalischen Institut der hiesigen Universität Dr. phil. Arthur **Schulze** hat den Ruf als Dozent an die Technische Hochschule in **Danzig** an Stelle von Prof. J. Zenneck abgelehnt.

* **Gießen.** Der Professor der klassischen Philologie Dr. Alfred **Körte** in **Basel** hat, wie man der Frankfurter Zeitung mitteilt, einen Ruf an die hiesige Universität erhalten, auf den durch Professor Bethes Berufung nach Leipzig freiwerdenden Lehrstuhl.

* **Leipzig.** Der Professor für physikalische Chemie Geh. Rat Dr. Walter **Nernst** in Berlin hat die ehrenvolle Berufung nach Leipzig, wo er der Nachfolger des Professors Dr. Ostwald werden sollte, abgelehnt, da er nicht gewillt ist, seinen Berliner Lehrstuhl aufzugeben.

hc. **Rostock.** Der Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe und Direktor der Frauenklinik an der hiesigen Universität Geh. Medizinalrat Dr. Friedrich **Schatz** ist, wie amtlich bestätigt wird, auf seinen Antrag aus den von ihm bekleideten Aemtern entlassen worden.

lt. **Zürich.** Unter dem Vorsitz des derzeitigen Rektors unserer Universität Professors Dr. Hitzig-Steiner tagte am 26. Mai im Fakultätszimmer der hiesigen Hochschule die **dritte Rektorenkonferenz** der schweizerischen Universitäten. Die Zusammenkünfte finden alljährlich einmal — 1904 in Basel, 1905 in Genf — statt zur Besprechung aktueller Hochschulfragen und zwecks Anbahnung eventuellen gemeinsamen Vorgehens; die Beschlüsse werden ad referendum gefaßt und sind nicht zwingend. Das Hauptthema der heurigen Konferenz bildete die **Vereinheitlichung der Immatrikulationsbedingungen.** Es war mehr eine Vorbesprechung. Hierüber, ferner über die Promotionsbedingungen und die Herausgabe eines schweizerischen Universitätskalenders (Antrag Bach-Freiburg) soll im nächsten Jahr weiterverhandelt werden.

Jahrgang 1906. München, Mittwoch, 6. Juni. Nummer 129.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 9.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zur Eröffnung des 12. Deutschen Neuphilologentages.

Begrüßungsrede von Prof. H. Breymann.

Hochansehnliche Festversammlung! Verehrte Kollegen und Fachgenossen! Die letzte, im Jahre 1904 zu Köln tagende Versammlung des allgemeinen deutschen Neuphilologentages hat mir die hohe Ehre erwiesen, die diesjährige Versammlung als erster Vorsitzender zu leiten. Dem mir gewordenen Auftrage nachkommend, übernehme ich hiermit das Präsidium und erkläre den 12. allgemeinen deutschen Neuphilologentag für eröffnet.

Als eine erste und liebe Pflicht erachte ich es, Sie, hochgeehrte Herren Kollegen und Fachgenossen, freundlichst zu begrüßen. Aus allen Gauen Deutschlands und der Nachbarländer sind Sie trotz der weiten Entfernungen herbeigeeilt, um den diesjährigen Neuphilologentag zu einem wirkungsvollen zu machen und für die Lebensfähigkeit unseres Verbandes Zeugnis abzulegen. Wie ich, der geborene Norddeutsche, mit lebhafter Befriedigung vor dieser hochansehnlichen Versammlung das freudige Bekenntnis ablege, daß ich hier in unserem lieben, gemütlichen München vor mehr denn 30 Jahren eine zweite, schöne Heimat gefunden habe, die ich mit keiner anderen je vertauschen möchte, so kann ich Ihnen die fest- und wohlbegründete Versicherung geben, daß auch Sie hier eine warmherzige Bevölkerung finden werden, bereit, Sie mit offenen Armen aufzunehmen und in der herzlichsten Weise willkommen zu heißen. Ich speziell begrüße Sie als Mitstrebende in dem heißen, unablässigen Bemühen, die in den fremden Sprachen niedergelegten Erzeugnisse menschlichen Denkens und Forschens zu ergründen und dieses unschätzbare Erbe höherer Zivilisation in möglichst intensiver Weise zu Nutz und Frommen der heranwachsenden Jugend zu verwerten.

Meinen einleitenden Worten gestatte ich mir jetzt noch einige orientierende Bemerkungen anzufügen über die äußere Entwicklung der Philologentage, sowie über einige der auf ihnen bisher behandelten Gegenstände.

Wie die meisten menschlichen Unternehmungen, so haben auch die Philologen-Versammlungen einen bescheidenen Anfang genommen. An der ersten, 1838 in Nürnberg tagenden Versammlung, welche durch eine beachtenswerte Rede des großen Philologen Thiersch eröffnet wurde, beteiligten sich nicht mehr als 81 Mitglieder, deren Zahl indes auf der gerade 30 Jahre später in Würzburg tagenden Versammlung bereits auf 368 stieg; in München waren dann im Jahre 1891 die Teilnehmer in einer Stärke von mehr als 500 erschienen. Und wenn wir endlich vernehmen, daß an den Verhandlungen der im letzten Herbst in Hamburg abgehaltenen Tagung nahe an 1700 Mitglieder teilnahmen, so dürfen wir darin wohl einen glänzenden Beweis erblicken für das tiefgehende Interesse, welches heutzutage den philologischen Fragen entgegengebracht wird.

Wie die Zahl der Mitglieder, so war auch die Zahl der Sektionen anfangs eine geringe; sie mehrten sich indes rasch und erweiterten sich nach den verschiedensten Richtungen hin, je mehr die einzelnen Teile der philologischen Disziplin zur Ausbildung gelangten. Nachdem dann die von Grimm einerseits und von Diez andrerseits ausgestreute Saat aufgegangen war, schritt man 1867 zu Halle zu der Gründung einer germanisch-romanischen Sektion, welcher 1884 zu Dessau eine speziell neusprachliche Sektion zur Seite trat. Doch schon sehr bald danach zeigte sich das Bedürfnis nach der Bildung eines eigenen, von den allgemeinen deutschen Philologen-Versammlungen losgelösten, selbständigen Verbandes deutscher Neuphilologen. Denn der inzwischen an Zahl und Bedeutung rasch herangewachsene Stand akademisch gebildeter Vertreter der neueren Sprachen verlangte nach einer noch stärkeren Berücksichtigung der sie speziell berührenden Bedürfnisse. Immer klarer und bestimmter war es zum Bewußtsein der Beteiligten gekommen, daß, außer der Pflege der reinen Wissenschaft, der Theorie, der Erforschung der germanischen und der romanischen Sprachen in ihren mittelalterlichen Aeußerungen, auch die neueren und neuesten Gestaltungen dieser Sprachen eine aufmerksame Pflege erheischten. Immer deutlicher hatte man einsehen lernen, daß der Kreis neuphilologischer Interessen doch noch weit umfassender und mannigfaltiger war, als man bis dahin geglaubt hatte. Mußten nicht Erörterungen über die Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Praxis, zwischen Universität und Schule, über die akademische Ausbildung der späteren Lehrer, über die Einrichtung und Handhabung der Examina, über die pädagogisch-didaktische Schulung der Kandidaten, über Auslandsreisen, über Stiftung und richtige Ausnützung von Stipendien, über die soziale Stellung der Lehrer und die Anforderungen an deren Leistungsfähigkeit, über Organisation und Methode des neusprachlichen Schulunterrichts, über den Wert dieses Unterrichts als allgemeines Bildungsmittel, über die Höhe der an die Schüler zu stellenden Anforderungen u. s. w. —, mußten nicht solche Erörterungen von ganz hervorragender Wichtigkeit sein, sowohl für die Universitätsdozenten wie auch namentlich für alle an den höheren Mittelschulen wirkenden Vertreter der neueren Philologie? Diese Frage aufwerfen, heißt auch sie bejahen.

Derartige Erwägungen waren es, welche zur Gründung eines allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes führten, dessen erste Tagung 1886 zu

Hannover stattfand, und deren zwölfte soeben ihren Anfang genommen hat. Betrug die Zahl der Mitglieder anfangs nur 305, so hatte sie sich vier Jahre später verdreifacht und sich bis 1904 auf rund 1700 erhoben, wahrlich ein untrüglicher Beweis für die Tatsache, daß die Verhandlungen unseres Verbandes einem allgemein und tief empfundenen Bedürfnisse der neuphilologischen Lehrerwelt entgegenkommen.

Und nun gestatten Sie mir, aus der Fülle der Erörterungen, welche die Gemüter der Neuphilologen während der letzten dreißig Jahre oft heftig bewegt haben, einige wenige herauszugreifen und meine Stellung zu denselben darzulegen.

Ein lebhafter Meinungsaustausch hat wiederholt stattgefunden über die Frage, welche Aufgaben den Universitäten gestellt seien. Meines Erachtens hat die Hochschule eine Doppel-Aufgabe zu lösen. In erster Linie fällt ihr die Aufgabe zu, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Praxis die reine Wissenschaft zu pflegen, also die streng philologisch-historische Schulung der Studierenden zu bewirken, die geschichtliche Grammatik und die Literaturgeschichte zu lehren, sowie eine allgemeine Uebersicht über das Gesamtgebiet der englischen und der romanischen Philologie zu bieten. Gerade für den späteren Lehrer ist diese tiefere geistige Schulung von der höchsten Bedeutung, denn ohne sie würde er nichts weiter sein als ein oberflächlicher, zungengewandter maître de langue, dem noch niemand nennenswerte Erfolge im Unterricht, eine allgemein bildende, tiefgehende, segensreiche Einwirkung auf die heranwachsende Jugend oder eine Hebung der neusprachlichen Unterrichtsdisziplin nachgerühmt hat. Kein Einsichtiger wird es heutzutage noch wagen, die frühere maître-Wirtschaft zurückzuwünschen! Denn sie hat nicht nur nichts genützt, sondern geradezu geschadet, nicht nur den Schülern das Lernen verleidet, sondern auch das ganze Fach früher in Mißkredit gebracht. Jedenfalls würde der neusprachliche Lehrerstand die Axt an sich legen, wenn es gelänge, die Universität zu einer reinen Vorbereitungsanstalt für die Ausübung der praktischen Lehrtätigkeit zu machen. Das wissenschaftliche Saatkorn muß so kräftig sein und so stark fortwuchern, daß es den Lehrer auch nach der Universitätszeit in fortwährender Fühlung mit den Aufgaben und Fortschritten der Wissenschaft erhält. Mit vollem Recht hat schon Nägelsbach 1851 betont, daß die Lehrtätigkeit, welche sich nicht fort und fort aus dem Jungbrunnen der Wissenschaft speise, verkümmere und zu einer bloßen Fertigkeit ohne Bildungswert herabsinke.

Und so bekennen sich denn auch alle kompetenten Vertreter der neueren Philologie zu der Ansicht, daß man auf einen Fortschritt des schulmäßigen Unterrichts nur dann rechnen kann, wenn es gelingt, die Fortschritte der Wissenschaft in wirksamer Weise der Schule zuzuführen.

Außer der Pflege der reinen Wissenschaft fällt der Universität aber auch noch die Lösung einer anderen, sehr wichtigen Aufgabe zu, nämlich den Studierenden so viele praktische Kenntnisse und Fertigkeiten zu übermitteln, wie sie für eine erfolgreiche Ausübung des Lehrberufes unumgänglich notwendig sind. Es ist das eine Forderung, die man bisher für alle anderen Disziplinen als eine ganz selbstverständliche angesehen hat. Man findet es ganz natürlich, ja notwendig, daß z. B. die Mediziner und die Chemiker, diese in den Laboratorien, jene in den Hospitälern, durch fachwissenschaftlich gebildete Personen in gründlicher und systematischer Weise Anleitung erhalten, ihr in den Vorlesungen gesammeltes Wissen auch praktisch zu betätigen. Und so muß denn auch dem späteren Lehrer der neueren Sprachen schon auf der Universität ausgiebige Gelegenheit geboten werden, sich gerade dasjenige anzueignen, dessen er später an jedem Tage und in jeder Unterrichtsstunde so dringend bedarf, d. h. eine möglichst vollkommene Beherrschung der fremden Sprachen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß sich die bayerische Unterrichtsverwaltung seit einer langen Reihe von Jahren auch die Hebung der neuphilologischen Studien an Schule und Universität in ebenso einsichtiger wie zweckentsprechender Weise hat angelegen sein lassen. Dies auch einmal öffentlich anzuerkennen, erscheint mir als eine unabweisbare Pflicht aufrichtiger Dankbarkeit. Ein kurzer Rückblick auf die letzten 30 bis 35 Jahre läßt den großen Fortschritt erkennen, welcher in Bayern während dieses Zeitraumes in rebus neophilologicis stattgefunden hat. An allen höheren Mittelschulen wirken jetzt akademisch gebildete Vertreter unseres Faches; groß ist die Zahl der neu geschaffenen Stellen für Professoren, Reallehrer und Assistenten; die drückende Zahl der neusprachlichen Schul- und Hausaufgaben ist gemindert und es sind die Begründung eines pädagogisch-didaktischen Seminars sowie eine Neuordnung der Prüfungsordnung in Aussicht genommen worden; die Zahl der französischen Unterrichtsstunden an den humanistischen Gymnasien wurde um zwei vermehrt; infolge des dankenswerten Entgegenkommens der Kammer der Abgeordneten konnten nicht weniger als 16 neusprachliche Reisestipendien bereitgestellt werden, um den Lehrern einen längeren Aufenthalt im Auslande zu ermöglichen. Eine neueren Anschauungen Rechnung tragende Lehrordnung, welche nicht einseitig vom grünen Tisch aus dekretiert wurde, sondern unter der tätigen Mitwirkung zahlreicher Hoch- und Mittelschullehrer zustande kam, stellte für den Schulunterricht gewisse feste Normen auf und bewahrte so Bayern vor den gewagten methodischen Experimenten, welche anderwärts von tatenlustigen Heißspornen zum Schaden der Schule unternommen wurden. Mit hoher Befriedigung darf denn auch darauf hingewiesen werden, daß die an unseren Mittelschulen wirkenden Vertreter der neueren Sprachen rückhaltlos anerkannt haben, daß die Aufstellung eines neueren Anschauungen Rechnung tragenden Lehrprogramms zur Hebung des Unterrichts beigetragen hat. „Unserer obersten Schulbehörde" — so sagt einer unserer tüchtigsten Fachlehrer — „sind wir zu besonderem Danke verpflichtet, daß sie sich weder durch die Agitation der extremen Reformer, noch durch das Beispiel einzelner Schulverwaltungen in dieser Richtung hat beeinflussen lassen und uns so vor Schwankungen in der Methode und vor Ueberforderungen bewahrt hat."[1])

Auch im akademischen Unterricht sind wesentliche Fortschritte und Verbesserungen zu verzeichnen. Im Jahre 1875 gab es an unseren drei Landesuniversitäten nur vier neuphilologische Professoren. Ihnen war einerseits die unlösbare, nervenzerrüttende Aufgabe gestellt, sowohl die englische (bezw. germanische) als auch die so umfangreiche romanische Philologie zu vertreten. Andrerseits war ihnen auferlegt, auch noch die praktische Ausbildung der Kandidaten in die Hand zu nehmen und ihnen eine möglichst große Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck der neueren Sprachen zu vermitteln. Statt jener vier Professoren wirken jetzt an unseren drei Universitäten elf Dozenten, acht Professoren, ein Privatdozent und zwei Lektoren! Die englische Philologie ist von der romanischen getrennt und für jede von ihnen ein besonderer Vertreter ernannt worden. Als ich hier vor 31 Jahren mein Amt antrat, konnte man mir für die Abhaltung der Seminarübungen keinen anderen Raum zur Verfügung stellen als den mit einem schmalen Tische und sechs wackeligen Stühlen ausgestatteten Universitätskarzer, in dem ich dann eine Reihe von Jahren habe hausen, ihn aber auch zuweilen für einige Tage und Nächte an verurteilte Studenten habe abtreten müssen! Jetzt verfügen wir über zwei schöne, freundliche und geräumige Zimmer, deren Bücher zum Studium und deren Bilderschmuck zum Nachdenken einladen. Für die Seminarbibliotheken werden uns jährlich nicht unbedeutende Mittel zur Verfügung gestellt, so daß z. B. die Bibliothek des romanisch-englischen Seminars in München jetzt bereits aus zirka 1700 selbständigen Werken in etwa 3000 Bänden besteht, welche in hohem Grade geeignet sind, dem jungen Neuphilologen das Studium zu erleichtern. Diese unleugbaren Fortschritte und Verbesserungen haben zur

[1]) G. Steinmüller: Die vermittelnde Methode im Schulbetrieb der neueren Sprachen. Würzburg 1903. 8°. S. 36.

Folge gehabt eine stets wachsende Zahl von Studierenden, sowie eine an Zahl und Qualität zunehmende wissenschaftliche Produktion, wie sie sich in Dissertationen, Schulprogrammen, Textausgaben und selbständigen größeren Werken erfreulicherweise konstatieren läßt.

Die wohlwollende Förderung, welche unsere Unterrichtsverwaltung den Neuphilologen bisher hat angedeihen lassen, berechtigt zu einem hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft. Denn gewiß werden nun auch diejenigen Wünsche, welche wir hinsichtlich der weiteren Ausgestaltung sowohl des akademischen als auch des Mittelschulunterrichts noch auf dem Herzen haben, in nicht allzu ferner Zeit befriedigt werden, ohne daß es dazu einer sehr unnötigen Anregung seitens nicht-fachmännischer Ratgeber bedürfte.

Was nun die in den bisherigen Neuphilologen-Versammlungen am meisten behandelte Frage der schulmäßigen Unterrichtsmethode anlangt, so kann ich mich heute sehr kurz fassen, da über diesen Punkt noch eingehende Erörterungen in den nächsten Tagen stattfinden werden. Die älteren unter uns werden sich wohl noch ganz gut der ersten tastenden Anfänge der sogenannten Reformbewegung in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts erinnern. Staunen ergriff uns dann, als wir sahen, mit welchem Ungestüm die Bewegung plötzlich angefacht wurde und welch mächtige Ströme bald einschmeichelnder, bald galliger Tinte sich Jahr für Jahr über alle einigermaßen zivilisierten Länder des Erdballs ergossen; verwundert betrachteten wir einige der angepriesenen Heilmittel, die dem daniederliegenden Unterrichte neues Leben einhauchen sollten; heiteren Geistes vergegenwärtigten wir uns den „fliegenden Provinzialschulrat“, dem, nach Meinung eines leider unbekannt gebliebenen Reformers, das preußische Unterrichtsministerium die Aufgabe übertragen soll, von Ort zu Ort, von Schule zu Schule zu reisen, um die Vortrefflichkeit der neuen und der allerneuesten Methode den Lehrern im Klassenunterrichte vorzudemonstrieren; bedauernd mußten wir uns eingestehen, daß die streitenden Parteien zuweilen so weit gingen, sich in der Bekämpfung der Gegner allzu scharfer, verletzender Waffen zu bedienen; mit aufrichtiger Bekümmerung mußten wir erfahren, daß auch gegen die Universitätsdozenten so heftige Vorwürfe gerichtet wurden, daß viele von ihnen sich unwillig in ihre Zelte zurückzogen und die Neuphilologentage nicht mehr besuchten.

Aber um zu einem gerecht abwägenden, Licht und Schatten gleichmäßig verteilenden, objektiven Urteile zu gelangen, dürfen wir nicht vergessen, daß die Reform auch gute Erfolge gezeitigt hat. Sie war nötig, um die Lehrer, welche durch eine handwerksmäßige Unterrichtsweise der Verknöcherung anheimzufallen drohten, aus dem festen Schlafe der Routine aufzurütteln; unter der großen Zahl der sogenannten Reformschriften, deren innerhalb eines Zeitraumes von 28 Jahren (1876—1904) nicht weniger als ca. 1220 erschienen sind, befinden sich neben vielen minderwertigen Ergüssen doch auch solche, welche wegen ihres gediegenen Inhalts für immer Wert behalten werden; ferner hat die Reformbewegung der Welt gezeigt, daß in den Neuphilologen ein reicher Schatz von Opferwilligkeit und unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit, sowie von rastlosem Pflichteifer, Lern- und Lehrbegierde steckt; auch sind die Mittelschullehrer in ihrer Gesamtheit erst durch jene Bewegung von der zwingenden Notwendigkeit überzeugt worden, längere Zeit in das Ausland zu gehen, die fremde Sprache im fremden Lande zu hören, zu sprechen, zu schreiben und die fremden Kulturverhältnisse kennen zu lernen, um durch all das Erlernte und Erkannte den neusprachlichen Unterricht zu beleben.

Wenn wir also ruhig und vorurteilsfrei die einzelnen Phasen der Reformbewegung an unserem geistigen Auge vorüber ziehen lassen, dann werden wir uns der Einsicht nicht verschließen können, daß, trotz einzelner unliebsamer Begleiterscheinungen, sie uns doch manches Gute beschert hat. Dieses Gute durch Vereinigung aller Kräfte zu bewahren und zu mehren, das scheint mir die Aufgabe der nächsten Zukunft zu sein. Daher ging denn auch eine freudige Bewegung durch die Reihen der Neuphilologen, als sich die Kunde verbreitete, daß die streitenden Parteien endlich wieder milder geworden waren, und daß sie manch Tröpflein Wasser in ihren überschäumenden Reformwein hatten fallen lassen. So scheint denn jetzt die eigentliche Sturm- und Drangperiode zu einem gewissen Abschlusse gelangt zu sein. Seit den Neuphilologentagen zu Breslau (1902) und Köln (1904) hat sich immer entschiedener die Anschauung Bahn gebrochen, daß jetzt ruhige Arbeit nottut, Verständigung über das Erreichbare, harmonische Vereinigung der praktischen Erfordernisse mit den wissenschaftlichen und erzieblichen Interessen, Nutzbarmachung der geistesbildenden Kraft der neueren Sprachen. Auch möchte ich mit aufrichtiger Befriedigung feststellen, daß viele Hochschullehrer wieder aus ihren Zelten herausgekommen und gewillt sind, die Wechselbeziehungen zwischen Universität und Schule nach Kräften zu fördern. Was die bayerischen Hoch- und Mittelschullehrer anlangt, so sind sie durch die Gemeinsamkeit der Interessen von jeher zu einem schönen harmonischen und erfolgreichen Zusammenwirken verbunden gewesen, das erst unlängst von einem nicht-bayerischen Fachgenossen geradezu als ein nachahmenswertes Muster bezeichnet worden ist. Jedenfalls ist eine solche Harmonie von der größten Bedeutung. Denn für den Dozenten ist es wichtig zu wissen, welche Methoden im neusprachlichen Schulunterricht befolgt, welche Ziele angestrebt, welche Resultate erreicht werden. Andrerseits haben die im praktischen Lehrberufe stehenden Vertreter der neueren Sprachen das lebhafteste Interesse daran zu erfahren, welche Art fachlicher Ausbildung dem Nachwuchse, den neuphilologischen Kandidaten an der Universität, gegeben wird. Nur wenn die beiden Faktoren, die so enge Beziehungen zueinander haben, einträchtig Hand in Hand gehen, können die neuphilologischen Studien an Schule und Universität blühen, wachsen und gedeihen. Es ist aber noch ein anderer, innerer Grund vorhanden, der das Zusammengehen der Hoch- und Mittelschullehrer nahelegt: das ist die Gemeinsamkeit eines hohen, idealen Zieles. Denn gemeinsam wollen wir, und damit komme ich auf den im Eingange meiner Ansprache bereits angedeuteten Gedanken zurück, gemeinsam wollen wir den edelsten Geistesbesitz der fremden Nationen, wie er in Sprache, Literatur und Kultur überliefert ist, der deutschen Jugend nahebringen; gemeinsam wollen wir uns und die Jugend von engherzigen Vorurteilen befreien, unseren geistigen Blick erweitern und eine internationale Verständigung anbahnen, die auf dem festen Boden gegenseitiger Achtung, Duldung und Liebe aufgebaut ist.

Und wenn auch bei den diesjährigen Beratungen eine Verschiedenheit der Ansichten über die weitere Ausgestaltung des akademischen und des schulmäßigen Unterrichts zutage treten sollte, so wollen wir, hochgeehrte Herren Kollegen und Fachgenossen, über unsere Meinungsverschiedenheiten doch nie vergessen die Würde der Wissenschaft und des Faches, die Würde der Person und die Ehrlichkeit der gegnerischen Ueberzeugung. Daß ein jeder von uns nur eins im Auge hat, nämlich im Dienste der Wissenschaft und der Schule der Wahrheit so nahe als möglich zu kommen, dessen wollen wir stets eingedenk bleiben.

Sollte es uns gelingen, bei den diesjährigen Verhandlungen das uns allen Gemeinsame besonders hervorzuheben, das uns Trennende dagegen mehr in den Hintergrund treten zu lassen, so würde das ein weiterer Schritt auf dem Wege endgültiger Verständigung sein. So schließe ich denn mit dem aufrichtigen Wunsche, daß der Münchener Philologentag in ähnlicher schöner Weise endigen möge wie der Streit jener beiden kampflustigen Ehegatten, die nach erfolgter, kräftiger Aussprache sich mit dem Bekenntnisse in die Arme fielen, daß ja eigentlich keiner von ihnen recht habe, da bekanntlich das Gute und das Wahre in der Mitte liege!



Die Ideale der neueren Philologie.*)

Von Prof. Dr. Heinr. Schneegans (Würzburg).

In unserer nüchtern praktischen Zeit spricht man nicht gern über Ideale. Wer es tut, setzt sich der Gefahr aus, als Utopist oder Phrasenheld verspottet zu werden. Nichtsdestoweniger wage ich es, mit einem solchen Thema vor Sie hinzutreten. Ist doch der heutige Tag für uns bayerische Neuphilologen von ganz besonderer Bedeutung. Und bringt es die Begeisterung, die wir darüber empfinden, daß wir endlich auch einmal in Bayern den allgemein deutschen Neuphilologentag begrüßen können mit sich, daß wir uns freudig bei einem solchen Anlaß besinnen auf die höchsten Ziele, die wir verfolgen, auf unsere Ideale.

Vielleicht ist es vom praktischen Standpunkt gar nicht so unnötig, daß wir bei einer solchen Gelegenheit auch offen verkünden, was wir wollen, was wir erstreben. Wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben. Bei uns in Bayern sind wir Neuphilologen noch wenig bekannt. Nur langsam hat unsere Wissenschaft hier Eingang gefunden. Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit getrennte Lehrstühle für Romanistik und Anglistik errichtet worden sind, daß erst in den letzten Wochen für alle bayerischen Universitäten Lektoren bewilligt worden sind, daß unser Fach noch nicht überall wie sonst im ganzen Deutschen Reich durch Ordinarien vertreten ist, daß der Unterricht des Französischen an den humanistischen Lehranstalten erst in der vierten Oberklasse, also in Untersekunda anfängt, daß bis jetzt noch keine Oberrealschulen bei uns im Betriebe sind. Wer aber unbekannt ist, wird leicht verkannt. Wir gelten vielfach in den Augen unserer Kollegen von den andern philologischen Fächern oder in den Augen des Publikums entweder als Banausen, die keine wirkliche Wissenschaft betreiben, oder als Stürmer und Dränger, welche die behaglich dahinflutenden Wogen der humanistisch-klassischen Studien in unruhige, wilde Gärung zu bringen drohen.

Sind wir wirklich so unwissenschaftlich oder so gefährlich, wie wir geschildert werden? Es ist gewiß in unserm eigensten Interesse, daß über uns richtigere Anschauungen aufkommen, namentlich hier in diesem Lande, in dieser Stadt, die uns heuer so freundlich aufgenommen haben. Und deshalb halte ich es nicht für unnötig, bei der heutigen Veranlassung klar und unumwunden auszusprechen, was wir wollen, was wir erstreben, was unsere Ideale sind.

Aber nicht bloß um der Gründe willen, die ich eben ausgesprochen habe; nicht bloß, um uns nach außen zu rechtfertigen, habe ich dieses Thema gewählt, auch für uns ist es vielleicht nützlich, einen Augenblick, bevor wir in die eigentlichen Verhandlungen eintreten, uns auf uns selbst zu besinnen, uns zu fragen, ob wir auch wirklich und unbeirrt den Zielen nachstreben, die unsere Ideale sind, ob wir nicht vielleicht hier und da den einen Punkt zu stark betonen, den andern außer acht lassen, ob wir nicht im Eifer des Gefechtes unsere Kraft in der Bestürmung weniger wichtiger Außenwerke vergeuden, statt die Eroberung der Hauptfestung in Angriff zu nehmen. *Γνῶθι σεαυτόν*, sagt der Grieche. Selbsterkenntnis führt zur Besserung. Und vollkommen ist ja keiner. So kann eine derartige Betrachtung, selbst wenn sie Widerspruch hervorrufen sollte, stets von Nutzen sein.

Wir nennen uns Neuphilologen. Tun wir dies bloß deshalb, weil sich unsere Philologie mit neueren Sprachen beschäftigt, oder ist dieser Name nicht schon deshalb berechtigt, weil wir in die Philologie ein ganz neues Element hineingebracht haben, was die klassischen Philologen nicht kennen. Man könnte es denken. Ist doch die ganze technische Seite unseres Faches, die Aussprache und das Sprechen ein Element, welches die klassische Philologie nicht kennt und nicht zu kennen braucht. Freilich ist es auch dieses Element, welches uns in den Ruf bringt, weniger wissenschaftlich zu sein als die anderen Philologen. „Das bißchen Parlieren, das Kellnerenglisch und Bonnenfranzösisch," wie oft wird uns das nicht zum Vorwurf gemacht! Und wie oft hören wir nicht auch die Bemerkung, ob man so oder so ausspreche, sei schließlich ganz einerlei; wenn man sich nur verständlich mache, das sei die Hauptsache. Deshalb solle die Schule nur in die Lektüre und die Uebersetzung einführen, zur vollständigen Beherrschung der lebenden Sprache könne sie einen doch niemals bringen. Das wäre allerdings traurig und damit könnten wir uns nicht zufrieden geben. Gott Lob und Dank! Die Zeiten sind vorüber, wo der Lehrer der fremden Sprachen sie nicht auch mündlich zu beherrschen für seine Pflicht gehalten hätte. Die Zeiten der einseitig grammatischen Methode sind dahin. Es ist das Verdienst der Reform, endlich mit dieser veralteten Anschauung aufgeräumt zu haben. Unsere französischen und englischen Lehrer müssen sprechen wie Franzosen oder Engländer, mit derselben Reinheit, mit derselben Leichtigkeit. Und unsere deutschen Schüler müssen auch dazu gebracht werden, nach dieser Richtung ihren Mann zu stehen.

Aber ist das Wissenschaft, antworten unsere Gegner. Das ist eine bloße Technik. Gewiß, das geben wir gerne zu. Nichtsdestoweniger müssen wir das Ziel unbeirrt weiter verfolgen. Wir haben eben im Gegensatz zur alten Philologie auch ein rein technisches Element zu pflegen. Wir müssen es auch auf der Universität tun und dürfen uns nicht mit der Pflege der reinen Wissenschaft begnügen. Wir haben ebenso sehr die Pflicht, der Schule Lehrer zu liefern, die Französisch und Englisch sprechen, und zwar mustergültig, tadellos sprechen, wie unsere medizinischen Kollegen Aerzte ins Leben hinausschicken müssen, die eine Operation vornehmen können. Auch in der Chirurgie ist nicht alles Wissenschaft, sondern vieles Technik. Die Geschicklichkeit des Arztes ist auch etwas Aeußerliches, geradeso wie die Sprechfertigkeit des Neuphilologen; es wird aber keinem Menschen einfallen, sie etwa zu verachten oder die Medizin deshalb nur als halbe Wissenschaft anzusehen. Daß die klassischen Philologen diese technische Seite unseres Faches gering anschlagen, kommt wohl daher, daß sie selbst — weil sie mit toten Sprachen sich zu beschäftigen haben — nicht von der gesprochenen, sondern von der geschriebenen Sprache ausgehen und keine Ahnung haben von der Wichtigkeit, die wir dem Lautbilde beilegen. Da ihre Sprachen im mündlichen Gebrauch nicht mehr gepflegt werden, können sie sich auch keine Vorstellung machen von dem Fluche der Lächerlichkeit, dem man sich aussetzt, wenn man jahrelang eine Sprache betreibt, ohne zum mündlichen Gebrauch derselben zu kommen. Auch die wissenschaftliche Erklärung der Lautbildung spielt keine Rolle in der klassischen Philologie. Lautphysiologie ist den Klassikern fremd und muß ihnen fremd bleiben. Damit ist ihnen aber das ganze Gebiet verschlossen, das uns mit der Naturwissenschaft verbindet. Auch die rein historische Grammatik wird in unserem Sinne fast nie auf der Universität von dem klassischen Philologen getrieben, sondern vom vergleichenden Sprachforscher. Der Klassiker geht von der fertigen Sprache aus und kümmert sich in den allerwenigsten Fällen um die Entstehung der lateinischen oder griechischen Wörter aus dem Indogermanischen; er sucht auch kaum lautphysiologisch oder psychologisch die Sprache zu erklären. Unsere Wissenschaft dagegen legt den größten Wert gerade auf diese Seite der Sprachbehandlung. Diese wenigen Bemerkungen dürften genügen, um den großen Unterschied, der zwischen unserer Philologie und der klassischen herrscht, von vornherein zu betonen.

Aber sind wir bloß Techniker, sind wir bloß Naturwissenschaftler, sind wir bloß Linguisten? Würden wir die Bezeichnung Philologen verdienen, wenn wir bloß das wären? Nein — alles, was die klassische Philologie von ihren Jüngern verlangt, haben wir noch gar nicht betont. „Die Philologie muß," um mit Usener zu reden, „das geschichtliche Leben ihrer Nation in seiner Totalität, das Zusammen- und Auseinanderwirken der verschiedenen Faktoren zur Anschauung bringen."[1]) Können wir dasselbe von unse-

*) Vortrag, gehalten auf dem 12. Deutschen Neuphilologentag in München am 5. Juni.

1) Hermann Usener: Philologie und Geschichtswissenschaft. Bonn. S. 31.

rer Wissenschaft sagen? Die klassische Philologie beansprucht seit Friedr. August Wolff eine Wissenschaft zu sein, welche das ganze Altertum in allen seinen Aeußerungen wirtschaftlicher, politischer, ästhetischer, philologischer, literarischer, sprachlicher Art zusammenfaßt zu einer großen Kulturkunde der alten Welt. Ist die moderne Philologie das Gegenstück dazu für die modernen Völker? Soll sie es sein?

Ich meine, auf diese Fragen können wir nur antworten: Sie ist es leider noch nicht, aber sie sollte es sein. Unser Ideal ist es, daß sie es werde. Mit der Literatur der modernen Völker beschäftigen wir uns zwar in unseren Vorlesungen, mit der Exegese der hervorragendsten Werke vom Mittelalter bis in die Neuzeit befassen wir uns in unseren Seminarübungen, wir versuchen den Text der schlecht überlieferten Schriftsteller der früheren Zeit in einer Weise wiederherzustellen, die dem Original so nahe wie möglich komme. Aber hören unsere Studenten auch etwas von der Geschichte Frankreichs und Englands, wie die klassischen Philologen von der Geschichte Roms oder Athens? Wüßten sie ihre Schüler auf die Besonderheiten der Kunst Frankreichs und Englands aufmerksam zu machen, wie jene auf die der Kunst des klassischen Altertums? Haben sie eine Ahnung von der wirtschaftlichen Entwicklung unserer Nachbarländer? Lesen sie die Schriftsteller, in denen die philosophische Eigenart unserer Nachbarn zum Ausdruck kommt? In einem Worte kennen sie Frankreich, kennen sie England? Oder kennen sie nur die Sprache und schöngeistige Literatur dieser Völker? Ich glaube, auf diese Fragen müssen wir bescheiden antworten: in dieser Hinsicht stehen wir, stehen unsere Lehrer doch hinter den klassischen Philologen zurück. Aber weshalb? Erkennen wir die Betonung dieser Realien, um mich ganz allgemein auszudrücken, nicht als berechtigte Forderung? Gewiß! Bereits Waetzoldt hat in seiner berühmten Rede auf dem fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentag 1892 sehr energisch darauf hingewiesen. Unsere höchste Aufgabe ist es, in ein Verhältnis zu den mitlebenden Kulturvölkern zu gelangen. „Alle Uebungen, die der Lehrer vornimmt," so drückt er sich Seite 28 aus, „alle Studien, die der Student treibt, sie sollen immer getragen sein von dem Gedanken, daß er Französisch und Englisch nur lernt und lehrt, um Frankreich und England zu lernen und zu lehren. Dann wird er nicht versinken in die Gefahr des Kleinkrams einer rein gelehrten Betrachtung dieser Sprachen, dann wird er nicht aus den Augen verlieren, daß die Sprache an sich nicht das Objekt ist, sondern das Mittel, durch welches wir dem Objekte der Betrachtung, dem Volke, am nächsten kommen können." Das waren goldene Worte. Ich meine aber, wir haben sie über minder wichtige Aufgaben etwas vergessen. Als ich vor zwei Jahren auf der Kölner Tagung einen Vortrag angekündigt sah: „Wie übermitteln die neusprachlichen Schulen gegenüber den altsprachlichen eine gleichwertige Allgemeinbildung?" hatte ich gehofft, daß der Redner, Herr Oberschulrat Waag, auf diese Fragen zu sprechen kommen würde. Denn ich bin eben der Ansicht, daß wir nur dann mit den klassischen Philologen wetteifern können, wenn wir unsern Schülern auch ein großes, geschlossenes Kulturideal übermitteln können. Aber auf diese Fragen ging der Redner nicht ein. Sein Vortrag gipfelte in dem Satze: „Die neusprachliche Schule steht oder fällt als eine dem Gymnasium gleichwertige Bildungsschule, je nachdem sie der Kunst des Uebersetzens der fremdsprachlichen Meisterwerke in die Muttersprache, in den Mittel- und Oberklassen weiten Raum gönnt oder ihr die Pforten verschließt." Diese methodische Frage scheint mir Nebensache zu sein. Nicht auf das wie, sondern auf das was kommt es an. Ob ich den Stoff durch Uebersetzung oder durch Lektüre mir aneigne, das ist die weniger wichtige Frage. Die grundlegende ist die: Lernt der Schüler auf der Schule etwas über unsere Nachbarländer und Nachbarvölker? Weiß er, wenn er als Jurist oder Mediziner oder Theologe oder Kaufmann später draußen in der Welt seinen Mann zu stehen hat, weiß er da etwas darüber, welches Leben jenseits der Vogesen pulsiert, welche Anschauungen jenseits des Kanals herrschen, wie verschieden der französische oder englische Volkscharakter vom deutschen ist? Für bayerische Gymnasien kann ich getrost antworten: Nein! Das hat ihm der Lehrer nicht beigebracht, das hat er ihm nicht beibringen können, weil ihm die wenigen Stunden, die er zur Verfügung hatte, für diesen Zweck nicht ausreichten. In anderen Bundesstaaten mag es besser sein, aber so, wie es das Ideal verlangte, ist es auch da lange nicht. Und daran sind die Lehrer nicht schuld. Daran sind die Universitäten, daran sind die Prüfungsreglements viel mehr schuld. Ich komme gleich darauf zurück.

Nur vorerst noch die Frage: Handelt es sich da um etwas Nebensächliches? Ist es einerlei, ob die Elite unseres Volkes, unsere künftigen Beamten, Richter, Advokaten, Offiziere, Aerzte, Pfarrer und Lehrer, etwas von den Verhältnissen in den Nachbarländern weiß oder nicht? In unserer Zeit, wo die Völker so nahe aneinandergerückt sind, wo die Konkurrenz auf dem Weltmarkte so gewaltig geworden ist, wo der Deutsche in den außereuropäischen Ländern fortwährend auf den Verkehr mit den Engländern oder Franzosen angewiesen ist? Kann er noch so blind, so taub und dumpf durch die Welt gehen wie ehedem? Ist es nicht im höchsten Interesse des Staates, dafür zu sorgen, daß seine Bürger die Nachbarvölker kennen? Ich meine, da gibt es keinen Zweifel! Die Selbsterhaltungspflicht gebietet es. Es ist eine eherne Notwendigkeit.

Aber wie sollen wir dafür sorgen? Ich deutete es schon vorhin an. An der Bildung der Lehrer liegt es. Sie müssen auf der Universität anders vorgebildet werden. Um Kulturvermittler zu werden, müssen sie Gelegenheit gehabt haben, auf der Universität selbst sich mehr mit Kultur im weitesten Sinne, mit moderner Geschichte und moderner Kunst, zu befassen. Aber nun werden Sie sagen, wie ist das möglich? Sie sind schon so überbürdet, unsere Studenten, daß sie unmöglich ein neues Fach, ja mehrere neue Fächer übernehmen könnten. Die Ueberbürdung erkenne ich rückhaltlos an. Ich weiß, daß wir vom neueren Philologen sogar noch verlangen, daß er neben Französisch und Englisch, sofern er den Anspruch erheben will, ein guter Romanist zu sein, Italienisch oder Provenzalisch oder Spanisch treiben muß; wenn er ein guter Anglist sein will, auch von den Beziehungen des Englischen zu den anderen germanischen Sprachen unterrichtet sein muß. Das müssen wir verlangen und werden es auch stets verlangen. Aber was dann? Auch wir Professoren sind überlastet und können nicht außer unseren sprachlichen und literarischen Vorlesungen regelmäßige Vorträge über Kultur, über Geschichte oder Kunst unserer Nachbarvölker halten. Auch ist das nicht unsere Sache.

Aber wie dann abhelfen? Meines Erachtens gibt es keinen anderen Ausweg als die Trennung von Französisch und Englisch. Aus Gründen der Ueberbürdung hat sie Dr. Borbein auf dem letzten Neuphilologen-Tag verlangt. Aus Gründen kulturell-idealer Art verlange ich sie ebenfalls. Nur so können wir wirklich ideale Kulturvermittler heranbilden, wenn die einen in der englischen, die anderen in der romanischen Kultur, Sprache, Literatur zu Hause sind. Beides zu vereinigen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Den klassischen Philologen wird diese Forderung übertrieben vorkommen. Sie werden darauf aufmerksam machen, daß auch ihre Lehrer zwei Sprachen und Literaturen zu beherrschen haben, Griechisch und Lateinisch. Gerade wie sie die antike Kultur, so sollten die Neuphilologen die moderne des Auslands vertreten. Dieser Vergleich hinkt. Die antike Kultur ist ein einheitliches Ganze. Die englische und französische sind oft diametral entgegengesetzt. Die lateinische Literatur ist aus der griechischen entstanden oder lehnt sich an sie an; die englische und französische verfolgen ganz andere Ideale, bewegen sich nach ganz anderen Richtungen. Außerdem kommt für uns Neuphilologen noch hinzu, was wir an erster Stelle besprachen: das linguistische und technische Element, das dem klassischen Philologen vollständig fehlt. In linguistischer Hinsicht hängt das Französische mit dem Lateinischen, das Englische vorwiegend mit dem Germanischen zusammen. Die Berührungspunkte zwischen Englisch und Französisch sind viel geringer als diejenigen zwischen Englisch und Germanisch. In technischer

Hinsicht ist es aber — das erkennen alle Neuphilologen an — unmöglich, in gleicher Weise die zwei Sprachen so lautrein zu beherrschen, wie es das Ideal erfordert; es ist eine unmögliche Zumutung an leibliche und geistige Energie, zu verlangen, daß ein Lehrer etwa nach der neuen direkten Methode in beiden Sprachen gleich gut unterrichte. Ich verweise nur auf die ganz vortrefflichen Ausführungen Dr. Vorbeins darüber, wie unendlich schwer es ist für einen neusprachlichen Lehrer, fortwährend, oft nur nach einer Pause von wenigen Minuten, sich gleichsam in einen anderen Menschen zu verwandeln — denn wir verlangen eben, daß der Lehrer in der französischen Stunde mit französischen Sprachwerkzeugen, wenn ich mich so ausdrücken darf, arbeite, und wie ein Franzose fühle und denke, in der englischen Stunde englisch. Gleich gut können es nur die allerwenigsten. Wir Professoren können immer die Beobachtung machen, daß nach einiger Zeit gerade die besseren unter unseren Schülern entweder dem Französischen oder dem Englischen größere Neigung entgegenbringen. Wie sollten sie aber, wenn sie schon so überbürdet sind, sich noch in genügender Weise in die Realien, in die Geschichte, in die Kunst der beiden Völker einarbeiten? Trennen wir dagegen beide Fächer von einander, so kann unser Kulturideal erreicht werden. Auch wir müßten in unseren Vorlesungen dafür sorgen, daß das Hauptgewicht mehr auf das Kulturelle gelegt wird, als es häufig der Fall ist, so zum Beispiel nie außer acht lassen, zu betonen, daß die Literatur das Spiegelbild der Kultur ist. Auch wir dürfen uns in unseren Vorlesungen nicht in Kleinigkeiten verlieren und uns stets bewußt bleiben, daß wir die Vergangenheit in Sprache und Literatur weniger um ihrer selbst willen, als um des Wertes ihrer historischen Entwicklung wegen lehren. Wie das zu verstehen ist, hat Morf in unvergleichlicher Weise in seiner bekannten Züricher Antrittsrede über das Studium der romanischen Philologie auseinandergesetzt. Was aber den Studenten betrifft, so nehme er statt der beiden sprachlichen Hauptfächer, je nach seiner Neigung — wenn er mehr nach der literarisch-kulturellen Seite veranlagt ist —, wie der klassische Philologe alte Geschichte und Archäologie, neben Französisch oder Englisch Geschichte und Kunstgeschichte, wenn er mehr für die sprachliche Seite Interesse hat, neben Französisch Lateinisch, neben Englisch Deutsch.

Ich will die verschiedenen Kombinationen, die hier möglich sind, nicht näher angeben. Auf die ganze Frage wird ja in anderem Zusammenhange ein anderer Redner noch zurückkommen. Es sei mir nur gestattet, noch darauf hinzuweisen, daß für die Realschule und Oberrealschule die Anstellung von Lehrern, die die Fakultas für Französisch mit Geschichte, eventuell auch mit Geographie oder Englisch mit Deutsch vereinen, sehr leicht möglich wäre. Für die Schule wäre es von viel größerem Nutzen, e i n e n guten Franzosen und e i n e n guten Engländer zu haben, als zwei mittelmäßige „Franko-Engländer", wenn ich mich so ausdrücken kann. Für das Realgymnasium wäre neben den vorher Mitgeteilten auch die Verbindung Französisch und Lateinisch sehr wohl möglich, und zwar um so mehr, als an dieser Lehranstalt das Lateinische, das vom Griechischen getrennt seiner kulturellen Bedeutung entbehrt, viel mehr wegen seiner formalbildenden Bedeutung gelehrt wird. Da ich hier nur vom idealen Standpunkt die Frage erörtere, sei es mir gestattet, sogar über das humanistische Gymnasium einige Worte zu sagen. In praktischer Hinsicht würde ich ja nicht wagen, an das unantastbare Monopol des humanistischen Gymnasiums, das bekanntlich bei uns in Bayern noch mit den klassischen Sprachen Deutsch, Geschichte und Geographie in einer Hand vereinigt, zu rütteln. Ich würde ja sonst wirklich unsere neuere Philologie in den Verdacht der schlimmsten revolutionären Tendenzen bringen. Das sei ferne von mir! Klassische Philologen und neuere Philologen sind Brüder und dürfen sich nicht feindlich gegenüberstehen. Wie viel wir Neuphilologen von den klassischen lernen können, habe ich in diesem Vortrag genügend hervorgehoben. Nur in theoretischer Hinsicht möchte ich mir zu bemerken erlauben, daß mir die Erteilung des Deutschen und der Geschichte und Geographie am Gymnasium auch durch einen anderen als den klassischen Philologen recht wohl denkbar erschiene. So enge Beziehungen zwischen der klassischen Kultur und der deutschen auch herrschen mögen, so beherzigenswert es auch für die Schule sein möge, durch den Lehrer, der Sophokles erklärt, auch Iphigenie erklären zu lassen, so denkbar würde es mir erscheinen, dem Lehrer, der in der Shakespeare-Literatur zu Hause ist, die Darstellung der Sturm- und Drangperiode zu übertragen oder durch ihn die Lektüre eines Shakespeareschen Stückes oder Wilhelm Tells oder der Jungfrau von Orleans leiten zu lassen. Aber, wie gesagt, wir bayerische Neuphilologen wollen keine Revolutionäre sein.

Was wir aber erstreben, das ist der uns zukommende Platz an der Sonne. Mag das humanistische Gymnasium fortfahren, die klassische Bildung seinen Zöglingen beizubringen, wir haben nichts dagegen. Wir verlangen aber als Gegenstück, wie es auch in anderen deutschen Bundesstaaten schon der Fall ist, die gleichberechtigte Oberrealschule. Hier, in dieser modernen Schule wollen wir versuchen, das moderne Ideal zu verwirklichen. Dieses Ideal soll aber nicht bloß sprachlich technischer Art sein. Es soll, und zwar vor allen Dingen, historisch kulturell sein. Hier, an der Oberrealschule, können auch ohne jede praktische Schwierigkeit die Verbindungen realisiert werden, die vorhin erwähnt wurden.

Wie in der Lektüre diese kulturelle Seite stärker betont werden könnte, hat bereits in der Kölner Tagung ein Redner, Dr. Max Löwisch (Eisenach), freilich in etwas äußerlicher Art ausgeführt in seinem Vortrag: Die literarische, politische und wirtschaftliche Kultur Frankreichs in unserer französischen Klassenlektüre. Viel tiefer ist die ganze Frage in allerletzter Zeit von Ruske in einem bemerkenswerten Artikel der Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht V, S. 193 ff., behandelt worden. Ich stimme mit dem Verfasser vollständig überein, wenn er in der Lektüre das Hauptgewicht gelegt wissen will auf die Erkenntnis der Geschichte der geistigen Strömungen der letzten Jahrhunderte und die Bekanntschaft mit den großen Denkern Frankreichs und Englands. Tiefes Eindringen und Einleben in den Geist eines bedeutenden Schriftstellers ist weit wertvoller als gedächtnismäßige Erlernung einer Unzahl äußerlicher Realien. Auch der im Auftrage des Ministers für Handel und Gewerbe nach Köln damals entsandte Regierungsrat Dunker (Berlin) wies in seinen trefflichen Ausführungen darauf hin, wie unendlich befruchtend es für die neuere Philologie sein würde, wenn sie die Auffassung der klassischen Philologie als Kulturwissenschaft annehmen würde. Auf eine für die Oberrealschule gerade in unserer modernen Zeit höchst wichtige Verbindung wies er hin, die für den künftigen Kaufmann besonders nutzbringend sein würde: das ist die Verbindung des Englischen mit der Geschichte der angelsächsischen Rasse und ihrer Expansion über die Erde, „ein Gebiet, das die ganze Kulturgeographie, die ganze moderne Wirtschafts- und Kolonialgeschichte in sich faßt, mit allen seinen Fragen, die immer lauter heranbranden an unser deutsches Kulturleben". ... Der Vertreter des Ministers wies dann hin auf die wenigen Vorträge, die auf unserer letzten Tagung dieses kulturelle Gebiet streiften, und schloß mit den Worten: „Wenn jetzt nur noch einzelne Töne dieser Art hervorklingen, so glaube ich, wird der Zwang der Notwendigkeit Sie dahin bringen, daß solche Töne bald in volleren Akkorden aus Ihren nächsten Tagungen herausklingen werden."

Der geschätzte Redner hat richtig vorausgesehen. Das Programm des heutigen Neuphilologen-Tages verspricht nach dieser Richtung fruchtbringend zu sein. Wie ein ceterum censeo müssen wir aber immer wieder auf diese Betonung des modernen Kulturideals zurückkommen. Bei der Trennung von Französisch und Englisch läßt es sich auch erreichen. Denken wir daran, daß unser Nachbarvolk Frankreich in dieser Hinsicht uns die Wege weist. Die Examensbestimmungen für die Agrégation d'Allemand weist viel

deutlicher auf die Verfolgung dieser Ideale hin als unsere deutschen Prüfungsvorschriften, die das rein formal Aeußerliche mehr betonen. In den Fragen, welche von der Kommission für die Agrégation d'Allemand den Kandidaten zum Studium empfohlen werden, wird großer Nachdruck auf den Zusammenhang zwischen Literatur und Kultur gelegt; so verlangte die Kommission für das Jahr 1902 als Ergänzung zum Studium Goethes in Weimar von 1775 bis 1786 die Kenntnis der Entwicklung der politischen Ideen in Deutschland von 1715 bis 1830; auch wurde die Lektüre von Treitschkes deutscher Geschichte, namentlich das Studium der geistigen Strömungen der ersten Friedensjahre den Studierenden ans Herz gelegt. Für das Jahr 1904, wo das junge Deutschland besonders studiert werden sollte, wurde neben der diesbezüglichen schönen Literatur auch die Kenntnis des politischen, philosophischen und religiösen Radikalismus von 1830 bis zu den Anfängen der Revolution von 1848 gefordert.

Bekannt ist den Herren gewiß auch die erst im Februar dieses Jahres vollzogene Gründung des Cercle d'Etudes germaniques à l'Ecole normale supérieure, welcher es sich zum Ziele setzt, in unmittelbare Berührung zu treten zu allen Erscheinungen des gegenwärtigen deutschen Gedankens und Lebens.

Lassen wir uns durch das Ausland nicht beschämen. Lernen wir vielmehr von ihm. Es ist das nur in unserem eigenen Nutzen. Es war früher der größte Ruhm der Deutschen, in die Tiefe zu arbeiten, nicht in die Breite sich zu verlieren. Nur eine fremde Sprache, aber gründlich, nicht mehrere oberflächlich. Das sollte unser Ideal sein. Dann würden wir, wie Waetzoldt es bereits verlangte, wie es für Frankreich ein französischer Professor forderte, entsprechend für Deutschland nicht Lehrer des Französischen und Englischen, sondern Lehrer Frankreichs und Englands heranbilden. Dadurch würden wir aber auch dem höchsten Ideale, das unsere Wissenschaft in letzter Linie verfolgt, näher kommen. Durch das Eindringen in den Geist des fremden Volkes und durch das Verstehen seiner Gedanken, Empfindungen und Bestrebungen lernen wir unsere Nachbarn besser beurteilen und hüten wir uns selbst vor törichtem Eigendünkel. Auf diese Weise arbeiten wir aber mit an der Versöhnung der Völker, an der Befestigung eines dauernden Friedens unter ihnen, zum Wohle der Kultur und Menschheit. Und das ist gewiß das höchste Ideal, dem wir nachstreben könnten.

Bücher und Zeitschriften.

n. **Pädagogik in systematischer Darstellung.** Von Wilhelm Rein. (Zweiter Band: Die Lehre von der Bildungsarbeit.) Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne (Beyer u. Mann) 1906, XII, 667.

Es wird weite Kreise erfreuen, daß Reins groß angelegtes System der Pädagogik mit dem vor kurzem erschienenen zweiten Bande nunmehr abgeschlossen vorliegt. Hatte der erste Teil die „Lehre vom Bildungswesen" behandelt und in der Darstellung sämtlicher öffentlichen und privaten Einrichtungen, welche der Bildung und Erziehung dienen, den äußeren Rahmen geboten, so beschäftigt sich der zweite Teil mit der Erziehungs- und Bildungsarbeit, die in ihm verläuft. Hier werden die innersten Fragen des ganzen Gebietes erörtert, und der Verfasser unterläßt es nicht, zu ihnen eine offene und entschiedene Stellung zu nehmen. Durchaus ein Mann der Gegenwart und stark von ihren Problemen bewegt, will er keineswegs den historischen Boden aufgeben, sondern vielmehr die Ergebnisse der bisherigen Entwicklung zusammenfassend vorlegen. Er stellt sich am nächsten zu Herbart, aber auch andere weiß er vollauf zu schätzen; er behandelt überhaupt den Gegenstand nicht als eine Sache der Partei, sondern als eine gemeinsame, für die Zukunft unseres Volkes hochwichtige Angelegenheit. Er kann dabei überall das Gewicht eines Mannes einsetzen, dem die reiche Erfahrung einer unermüdlichen Lebensarbeit zu Gebote steht. So wird man mit lebhafter Spannung und zu vielfacher Förderung den hier gebotenen Darlegungen folgen, die bei energischer Festhaltung des idealen und normativen Charakters der Pädagogik so viel Offenheit für die lebendigen Fragen der Gegenwart zeigen, so bereitwillig auf alle Anregungen eingehen. Im besonderen ist die allgemeine Didaktik und in ihr wiederum die Theorie des Lehrplanes eine hervorragende Leistung; niemand sollte sie vernachlässigen, der sich am Unterrichtswesen wirkend oder ratend beteiligt.

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

Bü. **Epigraphischer Fund auf Amorgos.** Bei Wigla an der Stätte der alten amorgischen Stadt Aigiale im Nordwesten des nördlichen Teils der Insel Amorgos hat man eine große griechische Inschrift von 136 Zeilen gefunden. Noch ist nicht bekannt, in welche Zeit die Schrift fällt. Bei der Bedeutsamkeit des epigraphischen Steinschrifttums der Insel (A. Kirchhoff, Studien ' 31) ist aber dieses große Fundstück jedenfalls wichtig.

* **Ueber die Restaurierung des Heidelberger Schlosses** hat soeben die badische Regierung dem Landtag eine Denkschrift zugehen lassen. Ueber ihren Inhalt wird folgendes berichtet: Nach der Denkschrift kann sich die Regierung auf Grund der Gutachten von Sachverständigen der Ueberzeugung nicht länger verschließen, daß der Augenblick gekommen ist, in dem die Wiederherstellung des Otto Heinrich-Baues in die Wege geleitet werden muß. Als leitender Grundsatz soll dabei gelten, daß die Wiederherstellung auf das unumgänglich Notwendige zu beschränken ist. Nach dem Urteil der Sachverständigen, dem sich die großherzogliche Regierung anschließt, hat die Wiederherstellung die Ausbesserung der Umfassungsmauern, die Ergänzung und, soweit nötig, die Neuherstellung der zur Gewährleistung der Standfestigkeit des Baues notwendigen inneren Mauern und endlich die Aufbringung eines Daches zu umfassen. Nur das Erdgeschoß soll vollständig ausgebaut werden, weil in dieser Maßnahme ein besonders wirksames Mittel zur Erhöhung der Standfestigkeit des Baues gegeben wird, während die Obergeschosse nur mit Decken und Stützbogen zu versehen sind, wobei von der künstlerischen Ausschmückung der Räume des Obergeschosses nicht die Rede ist. Eine erste Teilforderung soll in einem Nachtragsetat zum Budget von 1906/07 angefordert werden.

* **Ernennungen.** Zu Mitgliedern der Wiener Akademie der Wissenschaften wurden gewählt: in der philosophisch-historischen Klasse: zu wirklichen Mitgliedern die ordentlichen Professoren an der Wiener Universität der Germanist Dr. Joseph Seemüller und der klassische Philologe Dr. Hans v. Arnim; zu korrespondierenden Mitgliedern: Professor Dr. theol. Alois Musil, Ordinarius des Bibelstudiums des Alten Testaments und der orientalischen Dialekte; der ordentliche Professor der Geschichte an der Innsbrucker Universität und Direktor des Istituto austriaco di Studi Storici in Rom, Hofrat Dr. Ludwig Pastor; Professor Dr. Alexius v. Meinong, Ordinarius für Philosophie an der Grazer Universität; die Ordinarien an der Wiener Universität, der Nationalökonom Prof. Dr. jur. Friedrich Frhr. v. Wieser und der Geograph Prof. Dr. Eugen Oberhummer, der Historiker ordentlicher Professor Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst und der Orientalist P. W. Schmidt. In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse: zu wirklichen Mitgliedern: die ordentlichen Professoren an der Wiener Universität Hofrat Dr. Emil Zuckerkandl (Anatomie) und Hofrat Dr. Ernst Ludwig (medizinische Chemie); zu korrespondierenden Mitgliedern: der ordentliche Professor der allgemeinen und experimentellen Pathologie an der Grazer Universität Dr. Rudolf Klemensiewicz, die Extraordinarien an der Wiener Universität der Histologe Prof. Dr. Joseph Schaffer und der Chemiker Prof. Dr. Joseph Herzig, schließlich der ordentliche Professor der darstellenden Geometrie an der Wiener Technischen Hochschule Dr. Emil Müller.

Der außerordentliche Professor für vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Jena, Dr. Otto Schroder, ist zum ordentlichen Mitglied der königlichen Gesellschaft für nordische Altertumskunde in Kopenhagen ernannt worden.

Der Privatdozent für Geschichte an der Technischen Hochschule zu Stuttgart, außerordentlicher Professor Dr. E. Marx, ist zum ordentlichen Mitglied der württembergischen Kommission für Landesgeschichte ernannt worden.

M. C. **Aus dem italienischen Bibliothekswesen.** Eine unerwartete Verfügung des auch inzwischen schon wieder vom Amte geschiedenen Unterrichtsministers Boselli hat in der Leitung der größten römischen Bibliothek, der

Biblioteca Centrale Vittorio Emanuele, eine Krisis hervorgerufen. Boselli hat mit Dekret vom 17. Mai eine 15gliedrige Kommission eingesetzt zur Pflege der Geschichte des Risorgimento. Diese Kommission wird ihren Amtssitz in dem Bau des Denkmals für Viktor Emanuel haben. Zu den Obliegenheiten der Kommission aber gehört nach dem Willen des Ministers auch die Verwaltung der 70,000 Werke über die Risorgimentoperiode (1815—1870), die sich heute in der Biblioteca Vittorio Emanuele befinden. Dieser Teil der Bibliothek soll nach dem neuen Sitz gebracht und dort durch besondere Beamte verwaltet werden. Diese Bestimmung, die er für schädlich dem Gesamtinteresse der Bibliothek hält, hat den Direktor der Bibliothek Prof. Dr. Grafen Domenico Gnoli veranlaßt, seine Demission einzureichen. Man nimmt aber an, daß der neue Unterrichtsminister die Krisis vermeiden und Gnoli zum Verbleiben im Amt bestimmen wird.

* Todesfälle. Privatdozent Dr. phil. Huth, der seit vorigem Jahr der philosophischen Fakultät der Berliner Universität angehörte, und der von seiner akademischen Tätigkeit entbundene Professor der philosophischen Fakultät der Breslauer Universität Geheimer Regierungsrat Dr. Theodor Poleck sind gestorben.

:

Hochschulnachrichten.

□ **Würzburg.** In diesem Sommersemester sind an der hiesigen Universität insgesamt 1360 Studierende, gegen 1285 im vorigen Sommersemester, immatrikuliert; hierzu kommen noch 24 Hörer und 4 Hörerinnen, so daß sich die Gesamtzahl aller Studierenden auf 1388 (im vorigen Sommersemester 1321) beläuft. Nach den Fakultäten scheiden sich die Immatrikulierten aus in 87 Theologen (im vorigen Sommersemester 115), 412 Juristen (417), 413 Mediziner (387), 72 Zahnärzte (51), 161 Philosophen 1. Sektion (122), 122 Philosophen 2. Sektion (107) und 93 Pharmazeuten (86). Im letzten Wintersemester betrug die Zahl der Immatrikulierten 1354 und mit den Hörern und Hörerinnen die Gesamtzahl aller Studierenden 1380.

hc. **Marburg.** Zum Professor der Pharmakologie an der hiesigen Universität ist als Nachfolger Straubs, der nach Würzburg geht, Prof. A. Heffter in Bern ernannt worden.

hc. **Jena.** An der hiesigen Universität hat jetzt die erste Prüfung einer Dame für das Lehrfach an höheren Schulen stattgefunden. Fräulein Graßmann aus Goldberg, Schlesien, hat die Prüfung gut bestanden und damit die Lehrbefähigung in Lateinisch, in Griechisch und in philosophischer Propädeutik für die erste Stufe erlangt.

* **Berlin.** Die türkischen Blätter teilen amtlich mit, daß Professor v. Bergmann von der Berliner Universität, der berufen worden war, um seine Ansicht über den Zustand der Prinzessin Refie Sultane, einer der Töchter des Sultans, abzugeben, die infolge einer Blinddarmentzündung operiert werden sollte, den Titel eines ersten Honorarprofessors der kaiserlichen Schule für Medizin und der Kinderklinik „Hamidie“ erhalten hat. Sein Assistent Dr. Bier wurde zum zweiten Honorarprofessor ernannt. Beide erhielten außerdem die goldene Liakat- (Verdienst-) Medaille. Professor Bergmann hat von der Operation, die die türkischen Aerzte für angezeigt hielten, abgeraten. Er soll auch bezüglich der Mutter (oder richtiger Amme) des Sultans, die an Arterienverkalkung leidet, und anderer Persönlichkeiten im Palast um Rat befragt worden sein.

* **Breslau.** Das seit längerem vakante, bisher von Professor H. Ebbinghaus verwaltete Ordinariat für Philosophie an der hiesigen Universität ist durch Professor Dr. Kühnemann in Posen besetzt worden. Der letztgenannte wird noch in diesem Semester seine Lehrtätigkeit in Breslau aufnehmen.

* **Greifswald.** Der Kurator der hiesigen Universität Geheimer Oberregierungsrat Max v. Hausen hat zum 1. Oktober wegen leidender Gesundheit um seine Pensionierung nachgesucht.

* **Prag.** Professor Chiari, pathologischer Anatom der Prager deutschen Universität, hat eine Berufung an Stelle des in Ruhestand getretenen Professors Recklinghausen nach Straßburg angenommen.

hc. **Basel.** Als Privatdozenten wurden an der hiesigen Universität zugelassen: Dr. jur. Eduard Schweizer für Kirchenrecht und öffentliches Recht und der Assistent bei Prof. His an der Baseler medizinischen Klinik Dr. med. Rudolf Stähelin für innere Medizin. — Zum Lektor für französische Sprache an der hiesigen Universität wurde Dr. phil. Charles de Roche (aus Roches, Kanton Bern) berufen.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 7. Juni. Nummer 130.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.30.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Goethes Humor und Heines Witz.

Heine stellt wie in seiner Lyrik so auch beim Urteil über Dichter und Denker seine Person stets in den Vordergrund. Er denkt und schreibt von sich aus, projiziert auf sich, hebt an anderen hervor, was mit ihm wahlverwandt, was ihm fremd ist, was übereinstimmt, was abweicht. Selten beurteilt er sich selbst. Er zeichnet nie sein Porträt, aber seine Züge in andere. An anderen studiert er sich, an sich andere. So sind seine vergleichenden Studien wichtig zur Erkenntnis seiner Art. Er selbst betont den Wert, wo er das alte Tannhäuserlied mit seinem vergleicht: „Der Geist jener beiden Zeitalter muß aus einer solchen Zusammenstellung am deutlichsten hervorleuchten, es ist sozusagen ein Stück vergleichender Anatomie auf dem Felde der Literatur." Je schwieriger die Anatomie, desto häufiger und intensiver vergleicht er, am meisten also die künstlerische Form, die am schwersten zu zerlegen ist, den Witz. Bekannt sind die Porträte Sternes, Jean Pauls, Brentanos, denen man Aehnlichkeit auf den ersten Blick ansieht, Voltaires, das ihm nicht gleichen soll und es doch tut, endlich des Aristophanes, das ihm unähnlicher ist als es sein will. Auch die ihn zeitlebens am meisten beschäftigt haben, die beiden Gegenpole Goethe und Börne, sucht er zuweilen nach der humoristischen und witzigen Seite durch Vergleich mit sich zu erfassen. Zwar steht durchaus im Vordergrund dieser Kritik der große und scharfe Gegensatz: Grieche und Nazarener: Goethe der Grieche heidnisch, sinnenfreudig, entfaltungsfroh; Börne der Nazarener jüdisch-christlich, vergeistungssüchtig; Heine etwa zwischen ihnen, zum ersten sich sehnend, aber durch Rasse und Konstitution zum zweiten bestimmt.

Auf diese Gegensätze gründet sich aber auch die durchaus verschiedene Art des Komischen bei Goethe und Börne. Die sinnenfrohe und entfaltungsstarke „Majestät der Genußseligkeit" bedingt bei Goethe den behaglich freien Humor, die gemütstrübe Vergeistigungssucht, bei Börne den körperlosen, aber geistvollen Witz. Heine steht auch hier ungefähr zwischen Goethe und Börne, und ähnlich sehnt er sich auch hier nach jenem, weil er mit diesem zu verwandt ist, etwa wenn er in der Zeit seiner ersten starken Bewunderung des Heiden und Griechen Goethe von seinem Buche „Le Grand" sagt: „Auch den rein freien Humor habe ich in einem selbstbiographischen Fragment versucht, bisher habe ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor." Inwieweit nun sein Witz, seine Ironie und Laune sich jenem reinen, urbehaglichen Humor Goethes nähert, dafür gibt er uns noch mancherlei Anhalt. Wir versuchen an der Hand von Heines Urteil, ein Stückchen vergleichende Anatomie zu unternehmen. Wir werden finden, wie sich die beiden Pole Goethe und Heine oft anziehen, aber immer wieder abstoßen.

So kennzeichnet Heine die behagliche Harmlosigkeit von Goethes Humor im scharfen Gegensatz zu sich, wo er ihn mit Cervantes zusammenstellt: „Diesem ähnelt er (Goethe) bis in die Einzelheiten des Stiles, in jener behaglichen Prosa, die von der süßesten und harmlosesten Ironie gefärbt ist." In der Tat, dem Humor Goethes, wo er harmlos und behaglich ist, gleicht der seine ebensowenig wie etwa dem deutschen Witze Lessings oder der Komik Molières, die er ebenso kühl und kurz abtut. Auch formal scheinen Goethe und Heine in der Komik so verschieden wie nur denkbar: die dramatische Mephisto-Figur liegt Heine, dem zum Dramatiker ganz Untauglichen, sehr fern, und auch die prosaische Farm ist bei beiden grundverschieden, bei Goethe „die Redaktion der Gedanken", bei Heine der „kurze Hundetrab" lapidarer kleiner Sätze. Und wenn Heine die Abrundung, die Perspektive der Zwischensätze, das mechanische Untermalen der Gedanken bei Goethe lobt, so hebt er gerade das hervor, was ihm so ganz fehlt, ihm, der seine Art mit den Worten kennzeichnet: „Kein Mensch denkt; es fällt nur dann und wann den Menschen etwas ein; solche ganz unverschuldeten Einfälle nennen sie Gedanken und das Aneinanderreihen nennen sie Denken."

Heines Scharfblick entgehen aber auch nicht die formalen Wandlungen des späten, modernen, realistischen Goethe, besonders die neuen Vers- und Reimeigentümlichkeiten im „Westöstlichen Divan" und im zweiten Teil des „Faust". Er hebt sie um so stärker hervor, als er in ihnen ein Hinneigen und eine Ueberleitung zu seiner eigenen Kunstübung sieht. In den „Gedanken und Einfällen" sagt er: „Seltsame, fremdgrelle Reime sind gleichsam eine reichere Instrumentation, die aus der wiegenden Weise ein Gefühl besonders hervortreten lassen soll, wie sanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhnlichen Reime zu benutzen zu grell barocken Effekten, auch Schlegel und Byron — bei letzterem zeigt sich schon der Uebergang in den komischen Reim." Aus dem harmonischen Formensinn wird nun das Ungewöhnliche, aus der Abrundung das Grellbarocke, aus der Existenz, der frohen Entfaltung wird der Effekt. In der Tat ist die effektvolle Dissonanz Heines schon durch Goethe angebahnt, ein analoger Wandel wie in der Tonkunst, auf die ja Heine selbst übergreift. Die Dissonanz, wie sie von Goethe vorbereitet und von Heine auf die Spitze getrieben wird, läßt sich vergleichen mit der formalen Lockerung des späten dissonanzstarken charakteristischen Beethoven und der Art, wie ihn dann der Romantiker Schumann verstärkt und verkomischt. Zuweilen ist die Berührung Goethescher und Heinescher Dissonanz

sogar sehr eng, besonders da, wo auch der Goethesche Reim mehr als ungewöhnlich, und grell, wo er komisch ist. Wir denken daran, wie etwa Goethe im Spaltreim jede Silbe für sich verschieden anlauten und gleich auslauten läßt, etwa in dem Divan-Gedicht „Dreistigkeit“, wo auf Lauf stört — aufhört reimt, auf Erzklang — Herz bang, und wir vergleichen damit Heinesche Reime, wie: mundweit — Gesundheit, Dunstkreis — Kunstgreis. Vor allem scheinen die Heineschen Verse, in denen Spaltreim und prosaische Ausdrucksweise einen komischen Mißklang geben:

Denn mich fesselt holde Bosheit
Wie mich gute stets vertrieben,
Willst du sicher meiner los sein,
Mußt du dich in mich verlieben.

durch Goethesche beeinflußt zu sein, denn Goethe sagt in den „Zahmen Xenien“:

Diese Mühe wird nicht groß sein
Kultivierten deutschen Orten.
Wollt ihr es auf ewig los sein,
So erstickt es nur mit Worten.

Auch das seltsame und oft komische Reimen von Fremdwörtern bevorzugen beide, und oft in ähnlicher Weise, so wenn beide auf Prosa reimen: Goethe: Sub Rosa, Heine: Marquis Posa. Und wenn Heine komisch reimende Verben diminuiert, wie: Witzeln — fitzeln, so erinnert das an Goethesche Reime, wie: fünkeln — bedünkeln.

Diese formalen Aehnlichkeiten haben jedoch einen tieferen Grund. Goethe wendet sie ganz besonders im „West-östlichen Divan“ an, dem Werke also, das schon durch seine orientalische Art Heine anziehen mußte. In der Tat fand er hier, was seiner Rasse besonders zusagte, eine unumschränkte, sicher thronende Persönlichkeit, stark in Lust und lodernder Liebe, stark auch in Unlust und Unmut, souverän scherzend in beiden. Von keinem Werke Goethes hat er mit solcher Wärme und Begeisterung gesprochen, zu keinem fühlt er sich so hingezogen. Nie hat er sich an Goethe so geschult wie da, wo sich „Goethe, nachdem er im Faust sein Mißbehagen an dem abstrakt Geistigen und sein Verlangen nach reellen Genüssen ausgesprochen, gleichsam mit dem Geiste selbst in die Arme des Sensualismus warf“. Und vom Divan sagt Heine: „Er enthält die Denk- und Gefühlsweise des Orients in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen; und das duftet und glüht darin wie ein Harem voll verliebter Odalisken mit schwarzen, geschminkten Gasellenaugen und sehnsüchtig weißen Armen. Es ist dem Leser dabei so schauerlich lüstern zumute ... den berauschendsten Lebensgenuß hat Goethe hier in Verse gebracht ... unbeschreiblich ist der Zauber dieses Buches: es ist ein Selam, den der Occident dem Orient geschickt hat und es sind gar närrische Blumen darunter: sinnlich rote Rosen, Hortensien wie weiße nackte Mädchenbusen, spaßhafter Löwenmaul, Purpur digitalis wie lange Menschenfinger, verdrehte Krokosnasen, und in der Mitte, lauschend verborgen, stille deutsche Veilchen.“ Heine hebt in dieser brillanten Schilderung das Exotische, das Närrische, die verdrehten Krokosnasen vielleicht etwas zu stark hervor. Für ihn ist die Behandlung des Orientalischen mehr ein „wunderbares Gemisch“ in seinem Sinne als ein „sinniges Schwanken zwischen beiden Welten“ im Sinne Goethes.

Wie verschieden in der Tat bei beiden die Verschmelzung altorientalischer Sinnlichkeit mit modernem Esprit ist, erkennen wir deutlich, wenn wir Orientalisch-Deutsches aus Goethes früherer Zeit mit Heinescher Art vergleichen. Beide verwenden in ihrer Erotik Motive des hohen Liedes Salomonis, dessen poetischer Sensualismus beiden stark zusagt. Goethe nennt es die herrlichste Sammlung von Liebesliedern, Heine den flammendsten Gesang der Zärtlichkeit. Bei beiden wird die biblische Art so stark mit eigener vermischt, daß man das gemeinsame orientalische Grundmotiv nur noch schwer herausentwickeln kann, daß vielmehr das durchaus Konträre der neugebildeten Kunstform überwiegt. Beiden schweben die liebesehnenden Worte der Geliebten im Hohen Liede vor. In Goethe gestaltet sich das biblische Bild: „Seine Beine sind wie Marmorsäulen auf goldnen Sockeln“ zu dem „hohen Gang“ in Gretchens Monolog oder zu den Worten: „Hoch ist sein Schritt“ in dem Gedicht „Flieh Täubchen, flieh“. Die lebensvollen und liebeheftigen Ausrufe im Hohen Liede: „Ich fass' ihn, ich lass' ihn nicht“ und: „Da will ich dir meine Brüste geben“ werden in Gretchens Munde:

Ach dürft ich fassen und halten ihn
Und küssen ihn so wie ich wollt.

Wie anders Heine! Er macht aus dem Säulenvergleich:

Sie trug eine weiße Tunika,
Bis an die Waden reichend.
Und welche Waden! Das Fußgestell
Zwei dorischen Säulen gleichend.

Oder er parodiert die ernst gemeinten Worte: „Ich bin eine Mauer und meine Brüste sind wie Türme“ mit der bei ihm und im „jungen Palästina“ so beliebten Festungsmetapher: „Ihr Busen glich noch immer einer Festung, aber einer geschleiften, die zwei Haupttürme nur hängende Ruinen.“ Goethe mildert und vereinfacht. Er läßt das eigentümlich Orientalische in einem vollen reinen deutschen Grundton fast unmerkbar mitklingen. Heine schafft ganz im entgegengesetzten Sinne. Er schlägt noch einen neuen weit grelleren Ton dazu an zu einem dissonierenden Akkord, im Grundton die Geliebte des Hohen Liedes, im Oberton die Göttin Hammonia oder die Harzwirtin. Hier verschiedene und verschiedenartige Bestandteile, Vermischung, Verdichtung, Witz. Dort Vereinfachung, Entfaltung, Ausklingen. Die verdrehten Krokosnasen passen mehr auf Heine, auf Goethe die deutschen Veilchen.

Doch nicht immer sind die Gegensätze so scharf. Auch Goethes Erotik neigt zuweilen mehr zum Heineschen Esprit, besonders, wo sie persönlich ist, weniger, wo sie objektiv, heiter-hellenisch ist wie in den Elegien. Wie weit sich die beiden auf diesem Gebiete nähern, erhellt am besten aus der Art, wie sie das einfache Motiv des Umfangens verwenden und verarbeiten. Der Dichter der Elegien sagt einfach und schlicht:

Mir sank über die Schulter dein Haupt, nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.

Und der Dichter des Divan würzt dieses Motiv durch einen heiteren Vergleich:

Locken haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts.
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwidern hab' ich nichts.

Heine ist gleichzeitig komplizierter und konzentrierter. Schlange ist die Geliebte, nicht nur ihre Locken. Schlangen umfingen den Laokoon, deswegen Laokoon als Liebender parodiert, er selbst als Laokoon karikiert. Und das verdichtet er:

Gewaltig hat umfangen,
Umwunden, umschlungen schon
Die allerschönste der Schlangen
Den glücklichsten Laokoon.

Goethe kommt dieser Pointe nahe, aber ohne ihre parodische Schärfe und wollüstige Würze:

Und greift umher ein tausendarm'ger Eppich,
O Allumklammernde, da kenn ich dich.

Und mit neckischem Humor und witziger Schlußpointe, aber ohne den Zynismus Heines drückt er das Gefesseltwerden durch die Liebste aus:

Auch in Locken hab' ich mich
Gar zu gern verfangen
. . . .
Wer sich aber wohl besann
Läßt sich so nicht zwingen,
Schwere Ketten fürchtet man,
Rennt in leichte Schlingen.

Heine schließt auch hier überraschender. Er zieht sich aus der Schlinge:

Das hielt mich umschlungen, und nur mit List
Konnt ich entschlüpfen am Ende.
Ich hatte mit ihrem eigenen Haar
Ihr festgebunden die Hände.

Heines Witz ist immer Bewegung. Er wirkt in der Ruhe ebenso wenig wie die von ihm so treffend geschilderte Pariserin. Goethes Humor ist Ruhe und sicher behagliche Entfaltung. Die Bewegung ist bewußt, die Ruhe unbewußt. Heines Erotik ist gewollt künstlerisch, Goethes Erotik naiv, natürlich, voll Genußseligkeit, Heine voll Genußmut, Genußkühnheit, Genußfrechheit. Heine ist geistvoll, Goethe körperlich, Heine paradistisch, karikierend, raffiniert, Goethe einfach, wahr und warm, jung und gesund wie die Nation, der er gehört. Heine aber der Orientale voll höchster Kultur, Ueberkultur. Geistvoll nennt Vischer Goethes Sinnlichkeit die naive heitere Sünde vor dem Sündenfall und vergleicht sie mit Mozart. So ist Heine mit Chopin verwandt.

Berührungspunkte im erotischen Humor zeigt also weniger der Grieche Goethe als vielmehr der moderne, realistische, von dem Heine, an sich selbst denkend, sagt: „Das Heidentum des Goethe ist wunderbar modernisiert. . . . Es ist merkwürdig, wie bei Goethe jene Heidennatur von unserer heutigsten Sentimentalität durchdrungen war.“ In modern-realistischen erotischen Motiven finden wir in der Tat bei beiden häufig Berührungen. Um einige kleinere Züge hervorzuheben, so erinnert uns die pikante Stelle im Schlachtfeld von Hastings: „Kleine Narben, Denkmäler der Lust“ an das „Denkmal der Lust“ in den römischen Elegien, und das Wiedererkennen an den Küssen in dem Gedichte „Für die Mouche“ an das Gedicht Goethes, da er zum Schluß, wenn alles finster um ihn ist, die Geliebte an den Küssen wiedererkennt. So scheinen weiterhin Goethes Worte.

Du faßtest mich aufs beste
Und hieltest mich so feste

von Heine aufgenommen und in Form eines kritischen Einwandes pointiert zu sein:

Sie drückt mich und sie preßt mich.
Du drückst ja viel zu fest mich.

Doch übt auch Goethe zuweilen neckische Kritik an der Liebsten. Beiden ist das Volkslied Vorbild dafür, Heine insbesondere die Singweisen der österreichischen Bauern, die mit ihrem gesunden Wohlstand protzten, wie er mit seinem Geist, dann auch die harmlos neckische Art Wilhelm Müllers und die mehr satirische Ludwig Roberts. Aber auch Goethe neigt zuweilen dazu. So ist das Epigramm:

Du bist mein und bist so zierlich
Du bist mein und so manierlich
Aber etwas fehlt dir doch
. . . .
Allzuzierlich bist du doch.

Ganz Heinesche Art. Und wenn der Dichter des Divan den reifen Kern mit seinem Liede vergleicht:

Die Schale platzt und nieder
Macht er sich freudig los.
So fallen meine Lieder
Gehäuft in deinen Schoß.

so verwendet Heine ein ähnliches Motiv, freilich grotesker und komischer:

Ich wollte meine Lieder,
Das wären Erbsen klein.
Ich kocht eine Erbsensuppe
Die sollte köstlich sein.

Düsseldorf. Erich Eckertz.

(Schluß folgt.)

Der gestirnte Himmel im Monat Juni

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Die Milchstraße zieht in leicht geschwungenem Bogen vom südöstlichen zum nördlichen Horizont; sie steigt am östlichen Himmel nunmehr wieder zu größerer Höhe empor und ist in dunklen Nächten dort gut sichtbar. Am nordwestlichen Horizont sind die Sternbilder des Krebses und der Zwillinge im Untergang begriffen; Kastor und Pollux, die hellsten Sterne im letztgenannten Sternbild, sind samt dem hellglänzenden Planeten Venus, der gegenwärtig in den Zwillingen seine Bahn zieht, noch in geringer Höhe über dem Horizont sichtbar. Im Westen neigen sich ferner dem Untergange zu die Sternbilder des Raben, des Bechers und der Wasserschlange, während das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus und dem gleichfalls sehr hellen Stern Denebola dort noch einen etwas höheren Stand einnimmt. Das bekannte Sternbild des Großen Bären steht zwar noch immer hoch am Himmel, ist aber nunmehr vom Scheitelpunkt weg- und schon beträchtlich nach Nordwesten vorgerückt. Unterhalb vom Großen Bären bemerken wir noch das Sternbild des Kleinen Löwen.

Den südwestlichen Himmel beherrschen gegenwärtig die Sternbilder des Bootes mit dem hellen, rötlich glänzenden Stern Arkturus, die Jagdhunde mit einem schönen Spiralnebel (nahe bei dem Stern η Ursae majoris, dem äußersten Schwanzstern im Großen Bären) und noch tiefer das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica (= Kornähre). Nur wenig östlich vom Bootes geht das prägnante Sternbild der nördlichen Krone eben durch den Meridian; etwas tiefer kulminiert das Sternbild der Schlange und in noch geringerer Höhe über dem südlichen Horizont das Sternbild der Wage.

Eine Reihe der glänzendsten Konstellationen belebt den östlichen und südöstlichen Teil des Himmels. Im Osten fesseln unseren Blick die drei innerhalb bezw. zu beiden Seiten der Milchstraße gelegenen reichen Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega und dem bekannten, in dunklen Nächten schon in mittleren Fernrohren gut sichtbaren Ringnebel, des Schwans mit dem hellen Stern Deneb und des Adlers mit dem ebenfalls sehr hellen Stern Atair, die dort schon ziemlich hoch stehen; die genannten drei Sterne erster Größe bilden ein leicht in die Augen fallendes, gleichschenkliges Dreieck mit dem am tiefsten stehenden Atair als Spitze. Nur wenig östlich von der Krone erblicken wir das durch einen prachtvollen Sternhaufen ausgezeichnete Sternbild des Herkules. Tief im Südosten, dem Meridian schon ziemlich nahe, steht das Sternbild des Skorpions mit dem rotfunkelnden Stern erster Größe Antares (= Gegenmars), etwas weiter östlich bemerken wir das Sternbild des Schlangenträgers (Ophiuchus) und jenseit der Milchstraße die Sternbilder des Schützen, des Steinbocks und des Wassermanns.

Tief im Nordosten stehen, gleichfalls jenseit der Milchstraße, die kleineren Sternbilder des Delphins, der Eidechse und des Füllens; tief am nordöstlichen Horizont ist das Sternbild des Pegasus eben im Aufgehen begriffen. Im Norden gewahren wir noch das lange, vielfach gewundene Sternbild des Drachen, den Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern und die Giraffe, ferner — nahe aber innerhalb der Milchstraße — die Sternbilder der Cassiopeja, des Perseus, des Cepheus und, tief am nördlichen Horizont, das Sternbild des Fuhrmanns mit der hellen Capella.

Die Sonne erreicht ihren höchsten Stand über dem Aequator mit 23° 27′ am 22. Juni, vormittags 10 Uhr; gleichzeitig tritt sie (nach älterer Bezeichnungsweise) in das Tierkreiszeichen des Krebses ein. Der Moment, in welchem sie die größte nördliche

Deklination (Abstand vom Himmelsäquator) erlangt, entspricht bekanntlich dem Eintritt des Sommersolstitiums (der Sommersonnenwende) oder, nach astronomischer Zählung, dem Anfang des Sommers. Die Entfernung der Sonne von der Erde wächst noch bis zum Schluß des Monats, sie nimmt im Laufe des letzteren im ganzen um 51,000 Meilen zu; der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt dementsprechend von 31' 32.5" auf 31' 27.8".

Die Zeiten des Auf- und Unterganges der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Juni	Aufgang			Untergang		
1.	4 h	21 m	früh	8 h	1 m	abends
8.	4	17	"	8	7	"
15.	4	16	"	8	12	"
22.	4	18	"	8	14	"
30.	4	19	"	8	14	"

Der 22. Juni ist der längste Tag des Jahres. An diesem Tage steht die Sonne bei einer Kulminationshöhe von 65.3 Grad (Maximum für München) während der Dauer von 15 Stunden 58 Minuten über dem Horizont, am Schluß des Monats nur noch 15 Stunden 55 Minuten. Die Morgen- und Abenddämmerung dauert im Juni je 1 Stunde, so daß also die gesamte Tageslänge am 22. Juni fast genau 18 Stunden beträgt.

Die Tätigkeit auf der Sonnenoberfläche hat nunmehr zwar schon beträchtlich nachgelassen, doch sind einzelne Gruppen von Sonnenflecken und -Fackeln, die infolge der Rotation der Sonne langsam über ihre Scheibe hinziehen, noch immer wahrzunehmen. Das Maximum der Sonnenfleckenhäufigkeit dürfte, wie dies gemäß der elfjährigen Periode dieser Häufigkeit zu erwarten war, auf die letzten Monate des vergangenen, vielleicht sogar erst auf die ersten Monate des gegenwärtigen Jahres fallen.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Juni sind folgende:

6.	Juni	6 h	früh	Erdnähe (48,220 Meilen)
6.	"	10	abends	Vollmond
13.	"	9	"	Letztes Viertel
18.	"	11	nachts	Erdferne (54,730 Meilen)
21./22.	"	12	"	Neumond
29.	"	8	nachm.	Erstes Viertel

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Juni	Aufgang			Untergang		
1.	1 h	7 m	nachm.	1 h	33 m	nachts
8.	9	50	abends	5	55	früh
15.	1	23	nachts	1	39	nachm.
22.	4	51	früh	8	30	abends
30.	1	19	nachm.	12	32	nachts

Bedeckungen. Am 13. Juni, um 7 Uhr vormittags, wird der Planet Saturn, am 26. Juni, 4 Uhr nachmittags, der Stern erster Größe Regulus (Alpha im Löwen) vom Monde bedeckt. Beide Bedeckungen sind jedoch bei uns nicht sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten gestalten sich nunmehr wieder günstiger.

Merkur passiert am 4. Juni den aufsteigenden Knoten, am 8. Juni die Sonnennähe (das Perihel) seiner Bahn; am 8. Juni kommt er ferner in obere Konjunktion mit der Sonne zu stehen (Stellung: Merkur-Sonne-Erde). Am 9. Juni hat Merkur eine nahe Zusammenkunft mit dem Planeten Jupiter (kleinster Abstand beider Planeten = 1° 19'), am 16. Juni geht er im Abstand von 50 Bogenminuten nördlich am Planeten Mars vorüber, am 19. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Planeten Neptun und am 23. Juni endlich in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Merkur geht anfangs Juni noch rund eine halbe Stunde vor der Sonne auf, ist also um diese Zeit noch Morgenstern; er nähert sich dann rasch der Sonne, überholt sie und geht um die Monatsmitte schon reichlich ¾ Stunden, am Schluß des Monats sogar 1½ Stunden nach der Sonne unter, so daß er also während der zweiten Hälfte des Monats als Abendstern am nordwestlichen Himmel bequem sichtbar ist.

Venus geht im Juni ziemlich konstant bald nach 10¾ Uhr abends unter und ist daher als hellglänzender Abendstern (ihre Scheibe ist gegenwärtig zu 85 Prozent beleuchtet) gleichfalls am nordwestlichen Himmel während des ganzen Monats sichtbar. Am 3. Juni geht sie im Abstand von 2° 24' nördlich am Planeten Neptun vorüber, am 24. Juni steht sie in Konjunktion mit dem Monde.

Mars bewegt sich im Laufe des Monats rechtläufig vom Stier in die Zwillinge. Am 28. Juni geht er gleichfalls, und zwar im Abstand von 1° 48' nördlich, am Planeten Neptun vorüber, am 22. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Mars geht im Juni durchschnittlich zwar erst ¾ Stunden nach der Sonne unter, ist aber mit freiem Auge jetzt nicht mehr sichtbar.

Jupiter kommt am 10. Juni in Konjunktion mit der Sonne zu stehen, zu Anfang des Monats geht er noch rund ½ Stunde nach der Sonne unter, am Ende des Monats dagegen reichlich 1 Stunde vor ihr auf, so daß der hellglänzende Planet also gegen den Schluß des Monats in der Morgendämmerung tief am nordöstlichen Himmel wieder sichtbar sein wird. Am 21. Juni steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Saturn steht im Sternbild des Wassermanns während des ganzen Monats fast völlig still. Er geht im Monatsdurchschnitt schon um 12¼ nachts auf und kann somit während der zweiten Hälfte der Nacht bequem beobachtet werden. Der elliptische Ring, der diesen Planeten umgibt, erscheint nunmehr außerordentlich schmal, seine Länge ist gegenwärtig rund 18mal so groß als seine Breite. Der am 13. Juni stattfindenden Bedeckung dieses Planeten durch den Mond (die indessen in unseren Breiten nicht sichtbar ist) ist bereits weiter oben gedacht worden.

Uranus tritt am 29. Juni in Opposition zur Sonne und damit in die für seine Beobachtung günstigste Stellung. Er geht im Monatsdurchschnitt schon um 8 Uhr abends auf und ist somit während der ganzen Nacht (im Sternbild des Schützen) als Sternchen sechster Größe — dem bloßen Auge also eben noch sichtbar — am Himmel wahrzunehmen.

Neptun geht im Monatsdurchschnitt schon um 9¼ Uhr abends, also am Schluß der Abenddämmerung, unter und bleibt daher — auch für größere Fernrohre — vorläufig unsichtbar.

Sternschnuppen. Während des ganzen Monats finden ziemlich lebhafte Sternschnuppenfälle statt, deren Ausstrahlungspunkte in den Sternbildern des Cepheus (Cepheiden) und des Schwans (Cygniden) liegen.

—rt—

12. Hauptversammlung des Deutschen Neuphilologen-Verbandes zu München.

(Erster Bericht.)

Die erste allgemeine und zugleich öffentliche Festsitzung wurde am Dienstag, 5. Juni, vormittags 9 Uhr, durch den Vorsitzenden Prof. Dr. Breymann in der Aula des Polytechnikums eröffnet. Die Begrüßungsrede des Vorsitzenden, sowie den einleitenden Vortrag, den Prof. Dr. H. Schneegans (Würzburg) über die Ideale der Neuphilologen hielt, haben wir bereits in unserer letzten Nummer im Wortlaut veröffentlicht.

Nach diesem Vortrag ergriff Universitätsprofessor Dr. Breymann (München) das Wort, um in warmherzigen, von Begeisterung für seinen verehrten Lehrer getragenen Ausführungen die Errichtung eines Denkmals für den Altmeister der romanischen Philologie Friedrich Diez zu beantragen.

Zum Schluß sprach Prof. Dr. W. Scheffler (Dresden) über Poesie und Technik. Einleitend wies der Redner darauf hin, wie die künstlerische und dichterische Wertung der Technik weit zurückreicht ins graue Altertum und wie auch Shakespeare, unsere Klassiker Goethe und Schiller die Technik verherrlicht haben. Als dann der Dampf, so führte der Redner des weiteren aus, der Technik dienstbar gemacht wird, sprießt neues

dichterisches Leben. Die Dichtungen eines Freiligrath, Neumann, v. Weber, Eyth, Woermann, Zola und Mark Twain berechtigen, mit Felix Zimmermann von einer „Poesie des Dampfes“ zu sprechen. Mit der Technik feiern Dichter und Künstler zugleich den Fortschritt der Menschheit auf geistigem wie auf sittlichem Gebiete. Die Verkehrsmittel der Technik dienen der Weltverständigung und damit dem Frieden. Durch die Technik ist jede Art der Arbeit geadelt. In Kunst und Dichtung spiegelt sich auch die soziale Bewegung; keiner hat sie treffender zur Lösung gebracht als Maurice Bouchor unter dem Bilde der Brücke (Pont). So geht durch Poesie und Kunst, befruchtet von der Technik, ein neuer Zug, und wenn früher Technik und Poesie, Technik und Kunst im Widerstreit zu stehen schienen, heute klingen sie in Harmonie zusammen. — Mit dem Vortrage war eine reichhaltige Ausstellung von Bildern und Skizzen verbunden, die die künstlerische Verherrlichung der Technik zeigten, zugleich aber der Erläuterung und Vertiefung des gesprochenen Wortes dienten. — Zum Schlusse sprach der Redner — einer Anregung von Herrn Direktor Walter (Frankfurt) folgend — den Wunsch an die Kollegen aus, es möge die Schule auch aus der Poesie der Technik Stoffe zur Lektüre wählen und auch die Kunst zur Erläuterung heranziehen.

In der *zweiten allgemeinen Sitzung* (am Nachmittag des 5. Juni) hatte den ersten Vortrag Prof. *Sieper* (München). Er sprach über *Studium und Examen*. Die Vorbildung unserer Neuphilologen, so führte der Redner aus, ja der gesamten Lehrer des höheren Schulfaches, ist fast ausschließlich eine fachwissenschaftliche. Er suchte sodann zu bestimmen, was diese fachwissenschaftliche Vorbildung ihrem Wesen nach ist und für den Lehrer bedeutet: Die intensive Beschäftigung mit einem Fache, die sichere Beherrschung aller einschlägigen Fragen, gibt dem Lehrer, wenn er andere in sein Gebiet einführt, Sicherheit, Ruhe und Klarheit, aber auch jene innere Wärme, die jeden Unterricht beleben soll. Die wissenschaftliche Schulung bringt aber noch einen höheren Gewinn. Sie adelt und weiht den Menschen, bewahrt ihn vor geistiger Borniertheit, Unfreiheit und Banausentum. Doch kann die Fachausbildung nicht alles geben. Zur Ausbildung und Entwicklung der besonderen Gaben, die der Erziehung benötigt, vermag sie nichts zu tun. — Eine fachwissenschaftliche Bildung in mehreren Disziplinen ist weder notwendig noch auch wünschenswert. Sie ist aber auch nicht möglich, da sie Anforderungen stellt, zu denen die Kraft eines Menschen nicht ausreicht. Beim Neuphilologen ist die wissenschaftliche Schulung auf mehreren Gebieten, also im Französischen und Englischen, um so weniger angängig, weil hier zum Wissen noch das Können, die praktische Beherrschung der Sprachen hinzutritt. Zwei Sprachen gleichzeitig so zu beherrschen, wie es der moderne Unterrichtsbetrieb an höheren Schulen verlangt, ist nach normalen Voraussetzungen eine unmögliche Arbeitsleistung. Trotzdem ist der Referent nicht für das Fachlehrersystem. Die natürliche Ergänzung seiner Lehrbefähigung findet der Anglist auf dem Gebiete der deutschen Philologie, der Romanist im Lateinischen. Referent will den Begriff französischer oder englischer Philologie im weitesten Sinne als romanische oder germanische Kulturgemeinschaft gefaßt wissen. Daß uns das Studium der neueren Philologie wirklich in die Kultur der fremden Völker einführe, wird als unerläßliche Forderung bezeichnet; mehr als bisher sollen die Geschichte, die Kunst, das soziale, ökonomische und politische Leben derjenigen Nationen, deren Sprache uns beschäftigt, zur Anschauung gebracht werden; nur dadurch könnten auch einem gegenseitigen besseren Verständnis der modernen Nationen die Wege geebnet und ihre Kräfte zu gemeinsamen großen Kulturaufgaben vereinigt werden. — Mit der Beschränkung des fachwissenschaftlichen Studiums auf eine Sprache und Kultur würde ein großes Maß der jetzt zur Bewältigung des allzugroßen Wissensstoffes einseitig verbrauchten Kraft frei; sie würde einer lebhafteren Teilnahme an den wissenschaftlichen Uebungen, d. h. einer größeren Selbstbetätigung der Studierenden zugute kommen, aber auch auf die Erweiterung und Vertiefung der allgemeinen Bildung verwendet werden müssen. Der Lehrer an Mittelschulen sollte ein moderner Mensch im besten Sinne des Wortes sein, den mannigfachen Erscheinungen des täglichen Lebens nicht gleichgültig gegenüberstehen, sondern sie richtig aufzufassen und zu werten vermögen; nur so könne er seinen Schülern ein Freund und Führer sein. Aber auch die beste fachwissenschaftliche und allgemeine Bildung genügt für den Lehrer an höheren Mittelschulen nicht. Er bedarf unter allen Umständen auch einer besonderen psychologisch-pädagogischen Vorbildung für sein Amt. Diese psychologisch-pädagogische Vorbereitung ist auf wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen, aber erst nach Vollendung der fachwissenschaftlichen Ausbildung zu betreiben. Die Errichtung von Lehrstühlen für sogenannte Gymnasialpädagogik hält der Referent für nutzlos; was den Kandidaten nottut, ist das Studium der wissenschaftlichen Psychologie, der Geschichte der Pädagogik und in Verbindung damit praktische, methodische, fortschreitende Uebungen unter Leitung wissenschaftlich und praktisch bewährter Männer.

Im Anschluß an die Ausführungen Prof. Siepers legte Prof. *Viëtor* (Marburg) folgenden *Studienplan für die Neuphilologen* vor, den er mit kurzen Worten begründete.

1. Sprache, Literatur und Realien aller Perioden sind gründlich in geschichtlichem Zusammenhang zu studieren, wobei wenigstens der künftige praktische Lehrer das Hauptgewicht auf die neuere Periode zu legen hat.

2. Die Berechtigung zur Teilnahme an den Uebungen des Proseminars resp. Seminars, wenn auch zunächst nur als Hörer, ist sobald wie möglich zu erstreben und während der ganzen folgenden Studienzeit tunlichst auszunutzen.

3. Neben den streng philologischen Studien müssen die praktischen vom ersten Semester an hergehen und dürfen ohne zwingende Gründe in keinem Semester unterbrochen werden.

4. Von Einführungsvorlesungen abgesehen, ist die unmittelbare Beschäftigung mit der gesprochenen Sprache vorauszuschicken, in allen Zweifelsfällen aber der Rat des Dozenten einzuholen.

5. Die Gelegenheit zur Belehrung durch Vorlesungen über einschlägige Realien (wie Geographie, Geschichte, Kunst, Handel u. s. w. von Frankreich und England) ist nicht zu versäumen.

6. Ein Studienaufenthalt im Ausland ist zu empfehlen und wird am besten in die mittleren Semester verlegt.

Zuletzt sprach Direktor *Dörr* (Frankfurt) über die *pädagogische Ausbildung der Neuphilologen*. Nach einem kurzen Hinweis auf die große Verschiedenheit in bezug auf die praktische Ausbildung der Neuphilologen und die dafür bestehenden Bestimmungen in den verschiedenen Staaten suchte der Redner zu begründen, daß der Neuphilologe wie jeder andere Lehrer außer der Fach- auch eine pädagogische Ausbildung haben müsse. Die Psychologie ist nach des Verfassers Ueberzeugung mit dem Sprachstudium verknüpft, das Studium der Pädagogik möchte er nachfolgen lassen. Die Pädagogik sollte zuerst Methodenlehre sein, die jetzige psychische Methode wäre vorzuführen und kritisch zu behandeln. Den Anfängern sollte Gelegenheit geboten sein zu eigenen Versuchen an einer bestehenden oder einzurichtenden Schule. Eine solche Schule wäre mit ausgesuchten, praktisch und theoretisch tüchtigen Lehrern unter einem Direktor zu besetzen; sie müßte Fühlung haben mit einer Universität oder ähnlichen wissenschaftlichen Instituten, wo Dozenten für Psychologie, Pädagogik und Methodik ihr Lehramt üben und die Kandidaten hören und in Seminaren und Laboratorien arbeiten könnten.

Bücher und Zeitschriften.

Carlyle und Goethe. Von *Otto Baumgarten*, Tübingen, Mohr 1906.

Unter den von H. Weinel in Jena herausgegebenen „Lebensfragen“, die viel Anklang unter den gebildeten Kreisen seither gefunden haben, bildet obige Schrift eine sehr beachtens-

werte Erscheinung. Sie will zugleich auch eine Brücke zwischen deutschem und englischem Geiste schlagen, und ebensowohl religiös-kulturellen und sozialen Zwecken dienen. Der Verfasser möchte durch sie besonders darüber zum Nachdenken anregen, wie weit der notwendige Einschlag des Goethe-Carlyleschen Persönlichkeitsideals in unsere christliche Weltanschauung, in unsere soziale und religiöse Weiterbildung reicht. Er schildert uns zu diesem Zwecke diese beiden Persönlichkeiten ebenso wohl nach ihren Gegensätzen, wie nach dem gemeinsamen Grund ihrer Lebensanschauung. Sehr schön ist die Charakteristik, die er uns besonders von Carlyles Anlage und Bildungsgang, von seinem Kampf um die Weltanschauung und von dem tiefen Einfluß Goethes auf ihn entwirft, bei dem Carlyle das Evangelium der „Selbstentsagung und der befreienden Tat" fand. „Goethes Lebenswerk wurde für Carlyle zu einem ermutigenden und antreibenden Kampf um den Lebensinhalt." Besonders war es Wilhelm Meister, in dem er „das ewige Ja" fand. Mit seiner Analyse behandelt Baumgarten ferner die Grundgedanken von Carlyles Schrift „Sartor resartus" als Nachwirkung Goethescher Einflüsse und seine „Heldenverehrung", wie seine Sozialpolitik im Verhältnis zur Goetheschen Weltanschauung und zur christlich-calvinischen Basis seiner gesamten Gedankenwelt. Vor dem christlichen Lebensideal haben sich beide gebeugt. Es bleibt für uns in ihrem Sinne das Christentum auch ferner die Religion der Zukunft mit seinem ewigen Gehalt, aber auch mit der Forderung, „das alte jüdische Kleid abzustreifen, das den schönen Körper verunstaltet". Diese Schrift ist aus Vorlesungen des Verfassers entstanden. Sie zeugt in der Tat von einem intimen Einleben in diese beiden Träger der Renaissance des persönlichen Lebens, an die sich ja viele moderne Ideale anknüpfen, und verdient durch ihren Gedankenreichtum und schöne Darstellung mit Recht weitere Verbreitung.

1.

Kulturhistorische Beiträge zur Kenntnis des griechischen und römischen Altertums von Max C. P. Schmidt, Gymnasialprofessor in Berlin. Erstes Heft: Zur Entstehung und Terminologie der elementaren Mathematik. Leipzig 1906, Dürrsche Buchhandlung.

Der um die Erforschung der Elemente der mathematischen Naturwissenschaft und der mathematischen Terminologie hochverdiente Autor gibt in den vorliegenden Arbeiten wieder einen Beweis seiner vorzüglichen Kenntnis der alten Mathematik wie überhaupt des klassischen Altertums. Die Wissenschaft der klassischen Altertumskunde wurde durch Schmidt erst auf diese Gebiete der Naturwissenschaft aufmerksam gemacht. In feinsinniger, geistreicher und dabei streng wissenschaftlicher Weise wird der Leser über mannigfache Fragen und Probleme der antiken Technik und Mathematik unterrichtet. Wir sehen, wie die Termini der mathematischen Wissenschaft der Griechen zunächst in der Technik im Gebrauch sind und von hier nach und nach in die reine Mathematik und die Geometrie übernommen werden. Punkt, Linie, Winkel, Winkelmaß, Zirkel, Lotstift, Lotschnur u. s. w. werden in dieser Weise untersucht. Besonders lesenswert sind die Abschnitte über Thales, Pythagoras und Euklid. Bei Thales werden verschiedene Autoren sehr sinnreich gedeutet; man vergleiche z. B. das Schiffsproblem, das Pyramidenproblem. Anregend sind ferner die Kapitel über die Herkunft der Worte: Hypotenuse, Peripherie und Summe, die im wesentlichen den Inhalt des Heftes: „Terminologische Studien" bilden, das wir vor einiger Zeit hier anzeigen konnten. Den Beschluß des Buches bildet eine Betrachtung des Rechnens bei den Römern, bei denen es natürlicherweise einen Zuschnitt auf das Praktische hatte. Dieses neue Werk Schmidts ist ein wertvoller Beitrag zu einer künftigen Griechischen Kulturgeschichte.

F.

Die Giganten der Vorwelt. Von A. Abels. München.

Die meisten populären naturwissenschaftlichen Schriften behandeln die von den Forschern in Angriff genommenen Probleme in einer Weise, daß die Laien den Eindruck gewinnen müssen, als ob dieselben bereits mit absoluter Sicherheit gelöst wären. Diesen Fehler vermeidet der als naturwissenschaftlicher Mitarbeiter einer Reihe von Zeitungen bekannte Schriftsteller Abels sowohl in seinen Feuilletonartikeln als auch in dem soeben im Druck erscheinenden Schriftchen „Die Giganten der Vorwelt". Abels schildert nach dem neuesten Stand der Forschung in fließender Sprache nach einer Einleitung über die Entwicklung der Erde vor allem die zum Teil ausgestorbenen großen Tiere der Eiszeit, welche der eiszeitliche Mensch großenteils noch kannte und jagte. Die beigegebenen Abbildungen sind nach den besten Rekonstruktionen und Funden angefertigt und ergänzen in vortrefflicher Weise die Beschreibung im Text. Das Titelbild, die Rekonstruktion des Pithecanthropus erectus nach E. Dubois, zeigt, was man mit der nötigen Phantasie aus einem Schädeldach, einigen Zähnen und einem Oberschenkel machen kann. Die wissenschaftlich vorsichtige Schreibweise macht das Werkchen vorzüglich geeignet, dasselbe auch den Schülern höherer Lehranstalten in die Hand zu geben und in diesen Kreisen das Interesse für die Naturwissenschaft zu wecken.

F. B.

Allgemeine Rundschau.

Zur Neubesetzung des Augsburger Stadtbibliothekariats.

Der in der Nummer 123 der Beilage enthaltene Artikel ist so gefaßt, daß er nicht nur auf die mangelhafte Information des Urhebers schließen läßt, sondern auch Mißverständnisse zu erwecken geeignet ist. Der Verfasser spricht von einem auf engerem Gebiete geführten „Geplänkel um die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes". Er meint damit die von einem Teile der Stadtverwaltung allerdings schon wiederholt ins Auge gefaßte lokale Vereinigung des Archives und der Bibliothek.

Ein solcher Plan hat allerdings bestanden. Aber gerade der maßgebende Referent des Magistrats, der ihn vertrat, hat von vornherein betont, daß eine selbständige, akademisch vorgebildete und fachmännisch geschulte Kraft für die Bibliothek trotzdem vonnöten sein werde. Ich selbst habe in einem ausführlichen Gutachten unter Berücksichtigung aller vordringlichen bibliothekarischen Arbeiten, insbesondere der Katalogisierung, diesen Standpunkt eingenommen. Was die Möglichkeit der örtlichen Zusammenlegung betrifft, so ist dem Artikelschreiber die Kleinigkeit entgangen, daß der Neubau der Bibliothek seinerzeit schon mit der ausdrücklichen Bestimmung hergestellt wurde, für beide Institute, Bibliothek und Archiv, zu dienen und daß heute mehr als die Hälfte der Räume leersteht, daß weiter auch bei größerem Wachstum der Bibliothek für längere Zukunft beide Institute hinreichend und gesondert Platz gefunden hätten und daß schließlich die baubehördlichen Sachverständigen die Möglichkeit einer zukünftigen Erweiterung des Gebäudes besonders hervorgehoben. Auch davon ist der Verfasser nicht unterrichtet, daß das Archiv zweifellos in den modern eingerichteten Magazinen der Bibliothek eine zweckdienlichere Aufstellung erlangt hätte. Doch kam dieser Punkt bei der Beurteilung der Sachlage erst in zweiter Linie in Frage. In erster stand bei der Stadtvertretung das Interesse der Bibliothek. Daß die bisherige Verwaltung der Bibliothek infolge nicht genügender Hilfskräfte nicht allen Anforderungen gerecht werden konnte, ist richtig. Doch hat sich das gerade in der Zeit, in welcher der Verfasser die Bibliothek als „lange verwaist" hinstellt, günstiger gestaltet, soweit es die Verhältnisse zuließen. Die Stadtverwaltung hat nämlich bereits eine neue Hilfskraft angestellt, und von meiner Seite ist die Notwendigkeit weiterer Ausgestaltung des dienstlichen Apparates genugsam betont worden. Da der Verfasser nun außerdem auch von dem Zustande der Katalogisierung im allgemeinen und der „rationellen Einverleibung der im Laufe der letzten Jahrzehnte (!) schenkungsweise angefallenen Bestände" eine ziemlich unbestimmte Vorstellung zu haben scheint, und seit der „Verwaisung" der Bibliothek gerade in dieser Hinsicht der Weg bereitet worden ist, so ist es vielleicht am besten, wenn ich ihn einlade, sich gelegentlich an Ort und Stelle umzusehen. Vielleicht wird er sich dann vollständig überzeugen, daß die Stadtverwaltung für das Wohlergehen der Bibliothek auch nach der Erledigung der Bibliothekarstelle aufs eifrigste besorgt gewesen ist und daß es gerade der daraus erwachsenen Arbeit zuzuschreiben war, wenn die Neuausschreibung der Bibliothekarstelle länger auf sich warten ließ, als es gewöhnlich ist.

Im übrigen glaube ich mit der Meinung nicht allein zu stehen, daß ungenaue Darlegungen in der Presse, die über die Augsburger Stadtbibliothek jetzt hinreichend erfolgt sind, nicht geeignet sind, eine Frage wie die vorliegende zu fördern, und wenn sie noch so gut gemeint wären.

Augsburg, 5. Juni. Dr. P. Dirr.

Römische Proviantmagazine.

An den von dem Saalburgkastell ausgehenden Römerstraßen sind wiederholt Gebäudereste bloßgelegt worden, die, wie man schon früh vermutete, militärischen Zwecken gedient haben. So fanden sich an der Römerstraße Saalburg—Heddernheim bei dem Dorfe Oberstedten zwei Gebäude, die eine Mauerdicke von 1.20 Meter und eine Größe von rund 43 : 28 und 24 : 17 Meter aufwiesen. Aehnliche Mauerreste wurden in den sogenannten Rosengärten bei Oberursel nahe dem römischen verlängerten Lindenweg aufgedeckt, wo vor wenigen Jahren auch der ganze Bestand an Werkzeugen eines Schmiedes zutage kam. Eine dritte

Gruppe Baulichkeiten — H. Jacobi macht darauf aufmerksam, daß die drei Gebäudekomplexe fast in gleichem Abstande von der Saalburg entfernt liegen — wurde gelegentlich neuer Ausgrabungen Ende des Jahres 1905 bloßgelegt auf einem Gelände, das sich schon seit längerer Zeit durch das Auftreten von Scherben, bemaltem Wandbewurf und gestempelten Ziegeln (Legio VIII) als römische Siedlungsstätte kenntlich machte. Es liegt am südlichen Taunusabhang zwischen Friedrichsdorf und Seulberg (bereits 849 als Sulenburc erwähnt). Die ergiebigen Tonlager des letztgenannten Ortes machen es erklärlich, daß dort vom frühen Mittelalter an bis ins vorige Jahrhundert hinein das Töpferhandwerk blühte, und mancherlei römische Funde machen es wahrscheinlich, daß hier schon in römischen Zeiten keramische Produkte hergestellt wurden. Systematisch betriebene Ausgrabungen werden auch hier wie im nahen Heddernheim voraussichtlich auch römische Töpfereien ans Licht bringen. Auf jenem Gelände nun liegen ausgedehnte Mauerreste, die den Namen Hune- oder Hunburg führen. Professor Jacobi, der bereits in den 80er Jahren mit Cohausen dort einige Versuchsgräben gezogen hatte, hat bei den jüngst vorgenommenen Grabungen das Vorhandensein dreier Gebäude festgestellt, die in der Richtung der Römerstraße liegen, und zwar zwei in einem Abstand von 65 Meter hintereinander, während das dritte 29 Meter mehr nach Osten zu gelegen ist. Jene sind 18.80 : 12.50 Meter, dieses 18.34 : 8.75 Meter groß. Die Mauerstärke beträgt 0.80 Meter. Deck- und Hohlziegel verraten die Bedachung der Bauten. Die Scherben gehen nicht über das zweite nachchristliche Jahrhundert hinaus. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir in diesen Gebäuden Proviantmagazine zu sehen, die zur Aufnahme der für die einzelnen Grenzgarnisonen bestimmten Getreidevorräte bestimmt waren. Sie heißen horrea, wie wir aus einer Inschrift von dem nahen Kapersburgkastell wissen, auf der der Alacius Modestus, ein Statthalter von Obergermanien zwischen 198 und 208, sich als Erbauer des Horreums verewigt hat. Auf der Saalburg selbst befindet sich ein Doppelmagazin, 21 : 24 Meter groß, in dem im Herbste d. J. die Saalburgfunde untergebracht werden sollen. Bl.

*

Kleinere Mitteilungen.

r. Der mathematische Bolyai-Preis ist von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, wie schon gemeldet wurde, dem französischen Mathematiker Henri Poincaré verliehen worden, jedoch ist dabei dem deutschen Mathematiker David Hilbert in Göttingen eine besondere Ehrung zuteil geworden, die in dem jetzt veröffentlichten Bericht des Preisausschusses zum Ausdruck kommt. Die Preisrichter haben lange geschwankt, ob sie den Preis, der übrigens 10,000 Kronen beträgt und gelegentlich der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Johann Bolyais, des genialen ungarischen Mathematikers, gestiftet wurde, dem französischen oder dem deutschen Gelehrten zuerkennen sollte. Nachdem die Entscheidung in ersterem Sinne gefallen war, wurde gleichzeitig beschlossen, dem Professor Hilbert einen Beweis der hohen Wertschätzung seiner Arbeiten zu geben, indem diese in dem Bericht mit gleicher Ausführlichkeit in ihrer Bedeutung hervorgehoben werden sollten wie die von Poincaré. Der französische Mathematiker wird als der zurzeit fraglos einflußreichste Forscher im Gebiet der Mathematik und mathematischen Physik bezeichnet, Hilbert neben ihm als der hervorragendste Logiker in demselben Gebiet, beide als Philosophen und Gelehrte allerersten Ranges. Ueber den deutschen Forscher wird in dem Bericht folgendes gesagt: „Mit glänzender logischer Kombinationsgabe ausgestattet, schöpft er rein aus sich selbst, ganz unabhängig, durch Verallgemeinerung, durch Trennung, durch Vereinigung und durch Gruppierung mathematischer Begriffe, so daß in seinem Forschen ein anderer Antrieb, der auf Intuition beruhte, erkennbar ist. Logische Strenge und Eleganz der Beweisführung sind für ihn gleichwertige Erfordernisse, und er bringt die Ueberzeugung zum Ausdruck, daß logische Schärfe, richtig erfaßt, nie zur Unfruchtbarkeit, sondern stets zu einer fruchtbaren Weiterentwicklung mathematischer Ideen führen muß. Er wendet sich in seinen Untersuchungen vorzugsweise den schwierigsten, seit langer Zeit ohne Entscheidung erörterten Aufgaben zu, deren Wesen er mit wunderbarer Durchdringung so zu erfassen vermag, daß seine Auseinandersetzungen nicht nur diese Aufgaben zu einer vollständigen Lösung, sondern auch oft die gesamte Theorie, auf die sich die Aufgaben erstrecken, zur endgültigen Entscheidung bringen." Unter den vielen anderen Arbeiten Hilberts wird namentlich der „Grundlagen der Geometrie" Erwähnung getan und von ihnen gesagt, daß sie festzusetzen scheinen, was hinfort als Axiome der Geometrie betrachtet werden soll. Es werde darin ein Kriterium dafür aufgestellt, was elementare beweisende Geometrie sei und was sie nicht sei. Poincaré hat übrigens selbst mit Bezug auf die Logiker in der Mathematik gesagt: „Indem sie die Hilfe der Einbildungskraft, die nicht immer unfehlbar ist, zurückweisen, können sie ohne Furcht vor Selbsttäuschung fortschreiten. Glücklich daher die Forscher, die ohne diese Hilfe auskommen können! Wir müssen sie bewundern, aber wie selten sind sie!" Der Bericht über den Bolyai-Preis beweist, daß die Ungarische Akademie der Wissenschaften sich ihrer schwierigen Aufgabe mit großer Sorgfalt und Objektivität entledigt hat.

Bü. Archäologischer Fund bei Athen. Die Frühjahrsgewässer des attischen Ilissos haben nicht weit von seiner Mündung bei den Schlachthäusern von Athen ein Steinrelief des 3. Jahrhunderts v. Chr. — wie der Epharos Stläs festgestellt hat — zu Tage gefördert. Anfänglich hatten Arbeiter das Bildwerk bemerkt und ins Ausland verkaufen wollen. Jetzt wird es in das Archäologische Museum geschafft. Das sehr große Reliefbild stellt eine nach links gelagerte Frau dar. Der Kopf der Figur fehlt.

ck. Ein Fürst als Forschungsreisender. Am 20. Juni wird der Fürst von Monaco auf seiner Jacht Prinzessin Alice zu einer wissenschaftlichen Expedition nach Spitzbergen aufbrechen. Es sollen in dieser Gegend allgemeine ozeanographische Untersuchungen angestellt werden. Besonders interessant wird auch die Verwendung des Ballons zur Untersuchung der meteorologischen Bedingungen in den höheren Schichten der Atmosphäre sein. Der Fürst hat im letzten Jahre umfassende Experimente mit einem solchen Ballon vorgenommen und er glaubt, gerade in nördlichen Breiten wichtige Resultate damit erzielen zu können. Auch Landreisen zur Erforschung des Inneren von Spitzbergen sollen unternommen werden. W. S. Bruce, der Führer der schottischen Südpolarexpedition auf der Scotia, begleitet die Expedition.

hc. Neues Goldfeld in Kalifornien. In der Sierra Nevada wurde bei Manhatta ein neues Goldfeld entdeckt, das in den ganzen Vereinigten Staaten ein unbeschreibliches Goldfieber erweckt hat. Von allen Seiten strömen jetzt Goldgräber nach dem etwa 120 Meilen von der nächsten Ansiedlung gelegenen, bisher ganz verödeten Tale, dessen Alluvialboden von Gold erfüllt ist.

* Die historische Kommission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften trat gestern vormittag zu ihrer diesjährigen 47. Plenarversammlung zusammen. Von auswärts sind hierzu erschienen: der k. k. Sektionschef Dr. v. Sickel aus Meran, Geh. Regierungsrat Dr. v. Bezold aus Bonn, Universitätsprofessor Dr. Meyer von Knonau aus Zürich, Universitätsprofessor Dr. Lenz aus Berlin, Geh. Regierungsrat Dr. Ritter aus Bonn, Geh. Oberregierungsrat und Generaldirektor des kgl. preußischen Staatsarchivs Dr. Koser aus Charlottenburg, Geh. Rat Dr. Hauck aus Leipzig-Gohlis, Geh. Hofrat Dr. v. Below aus Freiburg im Breisgau und Professor Dr. Wrede aus Göttingen. Von München nehmen daran teil: Geheimrat Dr. v. Heigel, die Professoren Geheimrat Dr. Riezler, Dr. Friedrich, Dr. Grauert und Dr. Brentano, der badische Geh. Hofrat Dr. Dove und das außerordentliche Mitglied Professor Dr. Quidde. Den Vorsitz führt der k. k. Sektionschef Dr. v. Sickel, als Sekretär fungiert Geheimrat Dr. v. Heigel. Die Beratungen der Kommission dauern zwei Tage.

* Am 4. und 5. Juni tagte in Hannover der 10. Delegiertentag der deutschen Zionisten, der von 103 Vertretern aus allen Gegenden Deutschlands besucht war. Herr R.-A. Dr. Bodenheimer gab als Präsident des Zentralkomitees den Jahresbericht, an den sich sofort eine lebhafte Debatte über die prinzipiellen Fragen der zionistischen Politik anschloß. Es handelte sich im wesentlichen um die Frage, ob die politische Tätigkeit oder die praktische Vorarbeit in Palästina in den Vordergrund der Interessen treten soll. Die Debatte ergab insbesondere auf Grund der Ausführungen des Professors Dr. Warburg-Berlin eine Uebereinstimmung dahin, daß die politische Tätigkeit den Schwerpunkt der Arbeit der Zentrale bilden müsse, und daß sich die Aktionen in Palästina, entsprechend den Beschlüssen des 7. Zionistenkongresses in Basel, auf gewisse vorbereitende Maßregeln beschränken müssen. — Der Bericht des Zentralbureaus ergab ein starkes Anwachsen der Bewegung in Deutschland. Der Delegiertentag beschäftigte sich ferner mit der Angelegenheit der Parteipresse und beschloß die Einführung einer besonderen Palästinasteuer.

ar. Die Hauptversammlung des Vereins für historische Waffenkunde wird vom 2.—5. Juli in Nürnberg tagen.

hc. Ernennungen. Der bisherige Kreisassistenzarzt Dr. Otto Lentz in Saarbrücken ist zum Leiter der Wutschutz-

abteilung bei dem kgl. Institut für Infektionskrankheiten in Berlin berufen worden. — Der Landesbaurat Rehorst in Merseburg wurde zum Provinzialkonservator der Provinz Sachsen ernannt.

* Todesfälle. In Weimar starb am 3. Juni der bekannte Philolog und Schulmann Geh. Regierungsrat Dr. Otto Heine im Alter von 74 Jahren. Er war an verschiedenen Gymnasien (Schulpforta, Weimar, Hirschberg, Breslau, Potsdam) als Lehrer und an den drei letztgenannten als Direktor tätig gewesen. Seit mehreren Jahren lebte er, wissenschaftlich immerfort fruchtbar, in Weimar. Seine Studien galten in erster Linie Cicero, dessen „disputationes Tusculanae" er auch für Schulen herausgegeben hat.

In Stockholm ist Prof. Dr. A. Lindhagen, Direktor der dortigen Sternwarte, im Alter von 87 Jahren gestorben. Er war der Schwiegersohn des berühmten Astronomen W. v. Struve und hat, wie dieser, zahlreiche wertvolle astronomische und geologische Arbeiten veröffentlicht.

❧

Hochschulnachrichten.

* **Göttingen.** Nach dem soeben erscheinenden Personalbestande zählt unsere Universität in diesem Semester 1925 Studierende und 164 (49+115) nichtimmatrikulierte Hörer und Hörerinnen, so daß ihre Gesamtfrequenz sich auf 2089 beläuft. Seit ihrer Gründung hat sich die Georgia Augusta niemals eines so starken Besuches erfreut.

* **Gießen.** Wie der Frankfurter Zeitung mitgeteilt wird, gibt der außerordentliche Professor der Zoologie Dr. Franz v. Wagner seine Stellung an der hiesigen Universität demnächst auf, um nach Graz überzusiedeln. v. Wagner stammt aus Oesterreich.

hc. **Leipzig.** Der ordentliche Professor der klassischen Philologie an der Universität Göttingen Geh. Regierungsrat Dr. phil. Friedrich Leo hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität erhalten, und zwar an Stelle von Professor Dr. Friedrich Marx, der zum 1. Oktober d. J. Büchelers Lehrstuhl in Bonn übernimmt.

hc. **Breslau.** Das 50jährige Jubiläum als ordentlicher Professor an der hiesigen Universität Breslau feiert am 7. Juni der bekannte Astronom Geheimer Regierungsrat Dr. Gottfried Galle. Der Senior der Breslauer philosophischen Fakultät steht im 94. Lebensjahre.

hc. **Aus Oesterreich-Ungarn.** Der außerordentliche Professor der Verfassungs- und Regierungspolitik an der Universität Klausenburg Dr. Arthur Balogh und die außerordentlichen Professoren an der Berg- und Forstakademie zu Schemnitz Geza Bolemann und Dr. Bela Barlai sind zu ordentlichen Professoren befördert worden. — In das neue österreichische Ministerium Beck sind drei Hochschulprofessoren eingetreten: Reichsrats- und Landtagsabgeordneter Hofrat Professor Dr. jur. Gustav Marchet, Ordinarius der Verwaltungs- und Rechtslehre und derzeitiger Rector Magnificus der Hochschule für Bodenkultur in Wien, als Minister für Kultus und Unterricht; Wirklicher Geheimer Rat Dr. jur. Franz Klein, Sektionschef im Justizministerium und Honorarprofessor für Zivilprozeß an der Wiener Universität, als Justizminister, und Reichsrats- und Landtagsabgeordneter Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. phil. Graf Adalbert Dzieduszycki, Extraordinarius für Aesthetik an der Universität Lemberg, als Minister ohne Portefeuille. — Die außerordentlichen Professoren an der Berg- und Forstakademie in Schemnitz Dr. Franz Kövessi und Oberförster Alexander Janko wurden zu ordentlichen Professoren daselbst ernannt. — Zugelassen und bestätigt wurden: Ministerial-Hilfssekretär Dr. Bela Kenez und Rechtsakademie-Professor Dr. Julius Mandello als Privatdozenten für Statistik an der Budapester Universität.

* **Prag.** Die hiesige deutsche Technische Hochschule feiert anfangs November 1906 das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens.

❧

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Josepha Metz: Didi und Konsorten. (Lustige Kindergeschichten für Erwachsene. Berlin. Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Dr. theol. Hans Haas: Die Sekten des japanischen Buddhismus. Heft 6. (Eine religionswissenschaftliche Studie.) Heidelberg 1905. Evangelischer Verlag G. m. b. H. 20 S.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalstatistik. Herausgegeben von Dr. Hans Groß. Leipzig 1906. F. C. W. Vogel. 196 S.

Dr. P. J. Möbius: Die Geschlechter der Tiere. 3. Teil: Der Schädel. (Beiträge zur Lehre von den Geschlechts-Unterschieden. Hft. 11/12.) Halle a. S. 1906. Karl Marhold. 68 S.

Eisenbahnrechtliche Entscheidungen und Abhandlungen. Zeitschrift für Eisenbahnrecht. XXII. Bd. 3. Heft. Herausgegeben von Dr jur. Georg Eger. Breslau 1906. J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Statistica degli Scioperi avvenuti nell' industria e nell' agricoltura durante gli anni 1902 e 1903. Herausgegeben vom italienischen Ministerium der Agrikultur, Industrie und Handel. Roma 1906. Tipografia Nazionale di G. Bertero e C. 510 S.

Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. Dargestellt von Heinrich Keiter. Durchgesehen und ergänzt von Dr. Anton Lohe. Köln 1906. J. P. Bachem. 164 S.

Krupkes Konversations-Lexikon der Börse und des Handels und Praktischer Führer für Kapitalisten. 1906—1907. Berlin. Verlag Krupkes Konversations-Lexikon Franz Krupke u. Co. 400 S.

Clara Molsberger: Ratschläge zur Berufsfrage der Frauen. Köln a. Rh. J. P. Bachem. 132 S.

Carl Küchler: Unter der Mitternachtssonne durch die Vulkan- und Gletscherwelt Islands. Leipzig 1906. Abel u. Müller. 174 S.

Dr. med. Oswald Ackermann: Natur- und Kunstheilung. Halle a. S. 1905. Carl Marhold. 22 S.

Dr. Gellhorn: Die Nervosität der Erwachsenen. Ebenda 1905. 23 S.

Prof. Dr. O. Lubarsch: Ueber die sogenannte Blutseltion. (Medizinische Volksbücherei. Laienverständliche Abhandlungen. Herausgegeben von Oberarzt Dr. Kurt Witthauer. Heft 23, 24, 25.) Ebenda 1905. 44 S.

Gnaeus Flavius: Der Kampf um die Rechtswissenschaft. Heidelberg 1906. Carl Winter. 50 S.

Schwurgerichte und Schöffengerichte. Beiträge zu ihrer Kenntnis und Beurteilung. Herausgegeben von Dr. W. Mittermeier und Dr. M. Liepmann. Bd. I. Heft 1. Ebenda 1906. 48 S.

Autogramme zur neueren Geschichte der habsburgischen Länder. Herausgegeben von der Direktion des k. u. k. Kriegsarchivs. I. Bd. Wien 1906. L. W. Seidel u. Sohn. 253 S.

Absatzquellen für Schriftsteller. Herausgegeben von der Redaktion der Feder (Schriftstellerbibliothek Nr. 4). Berlin. Federverlag (Dr. Max Hirschfeld). 205 S.

Historische Zeitschrift. (Begründet von Heinr. v. Sybel.) Herausgeg. von Friedrich Meineke. München, Berlin 1906. R. Oldenbourg.

Handzeichnungen schweizerischer Meister des 15. bis 18. Jahrhunderts. Lieferung 1. II. Serie. 15 Blatt. Basel. Helbing u. Lichtenhahn.

Dr. med. Max Asch: Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen und Wechselströmen. Berlin. Hans Boole Nachf. 55 S.

Archiv für Kulturgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Steinhausen. IV. Bd. 2. Heft. Berlin 1906. Alexander Duncker.

Jahrgang 1906. München, Freitag, 8. Juni. Nummer 131.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 3.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Didyma.

Von Georg Kawerau.

Am 1. Mai dieses Jahres hat die Generalverwaltung der königlichen Museen zu Berlin Ausgrabungen in Didyma begonnen, nachdem schon ein Jahr zuvor der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Frhr. Marschall v. Bieberstein, den symbolischen Akt der Eröffnung vollzogen hatte, indem er den ersten Hackenschlag in den zu durchforschenden Boden tat. Ein Jahr ist inzwischen hingegangen mit dem Abschluß der langwierigen Verhandlungen über den Erwerb von etwa sechzig Häusern des heutigen Dorfes Jeranta, die auf dem Ausgrabungsgebiet standen und die beseitigt werden müssen, wenn statt der früher unternommenen Tastungen planmäßige und ganze Arbeit gemacht werden soll. Hochherzige Freunde der Altertumswissenschaft haben durch Geldbeiträge ein so umfassendes Vorgehen außerordentlich gefördert und der preußische Landtag hat durch eine Extrabewilligung die Bedeutung des Unternehmens anerkannt.

Didyma liegt etwa zweieinhalb Stunden südlich von Milet, eine halbe Stunde landeinwärts von der westlichen kleinasiatischen Küste. Heute besteht hier ein selbständiges, leidlich ansehnliches Dorf, von Griechen bewohnt — ehemals war Didyma nur der heilige Vorort von Milet, der gewaltige Tempel des Didymäischen Apollo war das stolzeste Heiligtum der Milesier. Eine heilige Straße, mit altertümlichen Marmorbildern geschmückt, verband die Tempelstätte mit ihrer Mutterstadt, von dieser aus zogen die Festprozessionen den heiligen Weg entlang, fromme Spenden dem didymäischen Orakelgott darbringend.

Es liegt sachliche Berechtigung darin, daß die Ausgrabung dieses Tempels, die früher in mehrfachem Angriff von verdienstvollen französischen Forschern betrieben wurde, jetzt in deutsche Hand übergegangen ist: Didyma ist ein Stück von Milet, und es ist deshalb recht und billig, daß den planmäßigen und systematischen Forschungsarbeiten, die von der Leitung der königlichen Museen in Berlin seit fünf Jahren in Milet ausgeführt werden, auch die Erforschung des Apollotempels von Didyma angegliedert ward. Die Art, in der bisher solche Unternehmungen der Berliner Museen betrieben sind, in Pergamon, Priene, Magnesia, Milet, bietet die Gewähr, daß es auch bei dieser neuen Arbeit nicht bei Schürfungen und Teilerfolgen bleiben, sondern daß man den Grundsätzen folgen wird, die auf dem athenischen Archäologenkongreß von 1905 zum erstenmal deutlich formuliert wurden: an keine Ausgrabungsarbeit heranzugehen, wenn man nicht gewillt oder imstande ist, die nötigen Mittel für eine vollständige Arbeit aufzuwenden, und andrerseits das vor Verfall und Beschädigung zu bewahren, was man durch Grabungen der schützenden Erddecke beraubt hat. Die letztere Forderung dieses Ausgrabungsvölkerrechts muß wenigstens so lange gelten, als sich ein Staat findet, der zwar Ausgrabungen auf seinem Gebiet den Angehörigen fremder Nationen gestattet, nicht aber selbst den Schutz der ausgegrabenen Altertümer übernimmt. Es ist eigentlich seltsam, daß diese an sich so natürlichen Grundsätze erst so spät zu der allgemeinen Anerkennung gelangen, die sie auf dem archäologischen Kongreß gefunden haben — hatte doch die erste und für weitere Arbeiten vorbildliche Unternehmung, die Ausgrabung von Olympia, schon das beste Beispiel für eine den Forderungen der Wissenschaft sowie der internationalen Rücksichten entsprechende Behandlung solcher Fragen gegeben.

Die Untersuchungen am Apollotempel von Didyma haben schon eine lange Geschichte, die, soweit Nachrichten darüber vorliegen, vom Jahre 1446 bis zum Jahre 1896 reicht. Von Cyriacus von Ancona, der als der erste wissenschaftliche Besucher des Tempels bekannt ist, bis zu den französischen Forschern Pontremoli und Haussoullier, die vor zehn Jahren eine letzte Teilausgrabung machten, hat eine ganze Reihe namentlich englischer und französischer Gelehrter die Ruinen studiert und über sie berichtet. Ausgrabungen machten außer den letztgenannten Forschern nur ihre nächsten Vorgänger Rayet und Thomas (1873), aus deren gemeinsamer Arbeit das ausgezeichnete Werk „Milet et le golfe Latmique“ hervorging.

In der Tat verdient es der Apollotempel von Didyma, so heiß umworben zu werden. Nicht nur seiner Kolossalität wegen, mag diese auch der Hauptgrund sein, weshalb Vitruv in seiner Aufzählung der berühmtesten Tempelbauten des Altertums das Didymeion an zweiter Stelle, gleich nach dem Artemision in Ephesos, anführt. Diese Kolossalität ist allerdings imponierend. Der Apollotempel mißt im Grundriß des Säulen-Stylobats rund 110 zu 50 Meter. Er steht dem Artemision zu Ephesos etwa gleich und wird unter Bauten Joniens übertroffen nur von dem Heratempel von Samos. Es ist menschlich und natürlich, daß dem Reisenden, so wissenschaftlich er auch fühlen mag, zunächst die Wucht der Massen imponiert. Etwas anderes, ebenso dem Empfinden sich Aufdrängendes, kommt hinzu: unter den Tempeln Kleinasiens sind wenige so gut erhalten wie dieser. Freilich ist heute der ganze Tempelbezirk ein mächtiger Berg von Bautrümmern — der Riesenbau, durch Erdbeben in sich zusammengestürzt, ist zu einem Marmorhügel geworden. Aber aus diesem Berg ragen noch drei ganze Säulen auf, zum Teil noch ihr altes Gebälk tragend, und allenthalben läßt sich noch die Linie der

Cellamauern verfolgen, die auf weite Strecken bis zu beträchtlicher Höhe erhalten sind, nur von der Einsturzmasse verdeckt. Wer diesen Trümmerhaufen genauer betrachtete, mußte sich sagen, daß in diesem Berg der gesamte Tempel in seinen unteren Bauteilen wohl geschützt enthalten sei, und daß man das ganze Bauwerk in einer Vollständigkeit herausschälen könne, wie sie uns auf dem Boden Joniens nur selten gewährt wird.

Aber stärkere und sozusagen ernsthaftere Reizmittel kommen dazu, diese Aufgabe zu einer verlockenden zu machen. Der Bau, dem jetzt die Forschung gilt, hat auch den Ruf, eines der schönsten Werke antiker Baukunst gewesen zu sein, — einer der berühmtesten Meister Joniens, Paionios von Ephesos, der schon am Artemision mitgearbeitet hatte, entwarf im Verein mit Daphnis von Milet den Plan. Nach diesem Plan ward das Werk ausgeführt. Ob auch die Errichtung des Tempels Jahrhunderte währte — von Alexander dem Großen bis zu Caligula — und der Bau nie völlig fertiggestellt wurde: was vom Didymeion erhalten blieb, ist ein Werk nach einheitlichem Plan, ein Werk der glänzenden Blütezeit hellenistischer Baukunst, und die Baustücke, die bisher ans Licht kamen, sind herrliche Typen jener üppigen ionischen Kunst, die, an der Grenze des Orients aufgeblüht, einen starken Hauch seines Geistes in ihr Wesen aufgenommen hat. Diese Wesensmischungen genauer zu verfolgen, ist gerade jetzt die Forschung eifrig bemüht; allenthalben und nicht zum wenigsten auf diesem kleinasiatischen Boden, wo die Sonderarten zweier Welten ineinander spielen, geht man der Wechselwirkung nach, die zwischen Hellas und Orient bestand. Man weiß, daß die Bestimmung dieser gegenseitigen Einflüsse erst den rechten Schlüssel für das Verständnis der späteren Kunstentwicklung in römischer und christlicher Zeit bieten wird. Dafür ist das Studium dieser hellenistischen Kunstblüte eine wichtige Vorbedingung, die nur in ruhiger Arbeit zu erfüllen ist. Mit Pauken und Trompeten die Umwertung aller bisherigen Kunstwerte zu verkünden, ist wohl ein wenig verfrüht.

Aber ein ganz besonderer Anziehungspunkt kommt hinzu: der Tempel enthielt das berühmteste Orakel der kleinasiatischen Küste, das selbst mit dem delphischen sich messen konnte. Ehe in Alexanders Zeit der neue Tempel sich erhob, stand hier ein altes Heiligtum, in dem die Priesterfamilie der Branchiden den Orakelgott bediente und seine Sprüche der gläubigen Welt mitteilte. Ueberall fand der didymäische Gott seine Klienten und Gönner, und der Huld mächtiger Freunde, zu denen auch König Krösus von Lydien gehörte, dankte er kostbare Weihegaben, die seinen Tempel schmückten. Im Jahre 608, nach der Schlacht von Megiddo, ließ der Pharao Necho das Prachtkleid im Tempel aufhängen, das er bei diesem Sieg über den König Josia von Juda getragen hatte. Die Perser zerstörten das Heiligtum, und Darius entführte das Prachtstück des Tempels, die von Kanachos von Sikyon geschaffene Bronzestatue des Apollo. Anderthalb Jahrhunderte schwieg das Orakel, dann kam mit Alexanders Herrschaft die neue Blüte, und während der Neubau des gewaltigen Tempels noch in seinen Anfängen war, erhob der lange verstummte Gott wieder seine Stimme, und der junge König selbst und sein Truppenführer Seleukus sind die ersten Berühmtheiten in der neuen Klientenliste. Auch das alte Apollobild des Kanachos wird ihm durch den dankbaren Seleukus, der es in der eroberten Residenz des Perserkönigs wieder gefunden hatte, zurückgegeben. Die Eigenschaft einer berühmten Orakelstätte gibt dem Didymeion eine erhöhte Bedeutung — wir dürfen hoffen, durch genauere Untersuchungen einen tieferen Einblick zu erhalten in die der besonderen Bestimmung angepaßte eigenartige Gestaltung des Bauwerks, sozusagen in den technischen Apparat des Orakelbetriebs, und damit Belehrungen zu gewinnen, die uns andere Wunderstätten des Altertums, wie Delphi, Epidaurus, Eleusis, in allzu geringem Maße gewähren. Wir dürfen ferner hoffen, daß diese technische Belehrung durch Inschriftenfunde unterstützt und erläutert werden wird. Schon die bisherigen Teilgrabungen haben eine außerordentlich reiche Ausbeute an Inschriften ergeben, auch ferner ist eine reiche Ernte zu erwarten.

Wenn heute der Forscher den Tempel des weissagenden Gottes um seine Geheimnisse befragt, so tut er's freilich nicht mit ehrfürchtigem Schauder, sondern mit ernstlicher Wißbegierde. Und wenn, von dem machtvollen Eindruck der Stätte bewegt, die Phantasie sich beschwingt und Bilder malt von dem, was gewesen, so wird die unbegreifliche Prophetengabe des Gottes sie am wenigsten beschäftigen. Eher mag sie andere, menschlichere Bilder entwerfen, Bilder von Pracht und buntem Leben: wie die milesische Festprozession an der weihevollen Stätte eintraf, wie Könige und Fürsten Gesandte schickten mit glänzenden Ehrengaben, wie das Volk zu den didymäischen Spielen strömte und die Schiffe im Hafen von Panormus sich drängten. Wie mag hinter den Kulissen der göttlichen Schaubühne die Politik gespielt, wie dem Heiligen sich das Profane in allen Schattierungen des Ehrgeizes und der Gewinnsucht verbunden haben! Und hat sich nicht auch hier all das bunte Krämervolk getummelt, das den Wunderorten folgt wie den Schützenfesten? Wenn die Götter aus ihrer stillen Wohnung im Menschenherzen auf den öffentlichen Markt gezerrt werden, daß sie allein die Geschäfte der Menschen besorgen, dann sind auch Habgier und Schwindel nicht weit

Reich an Zauber ist die erhabene Trümmerstätte auch in ihrer jetzigen Stille in ihrer abseits der Weltgeschichte liegenden Gegenwart. Die Flut des großen Lebens spielt nicht mehr bis an diese Gestade heran. Allwöchentlich spricht ein kleiner Dampfer auf der Tour von Smyrna nach den Inseln im kleinen Panormus-Hafen, jetzt Bucht von Kowella geheißen, vor, wo früher auf stolzen Schiffen die Festgäste zum Besuch des Orakels und der didymäischen Spiele eintrafen. Und wenn man hier von Schlachten hört, so sind's die Wahlschlachten der lieben Nachbarn, der Samier, die wieder einmal einen „Ministerpräsidenten" wählen, wobei es nicht ohne Körperverletzungen abzugehen pflegt. Tempora mutantur. Aber ewig lebt die Herrlichkeit, welche die Natur über diese Stätte ausgegossen hat. Ein unvergleichliches Panorama breitet sich hier vor dem Blick aus. Von den Bergzügen der Mykale und des wildzerrissenen Latmos eingefaßt, taucht die ganze Kette der kleinasiatischen Inselwelt, der Sporaden, aus dem leuchtend blauen Meer herauf, Samos, Ikaria, Patmos, Leros, Kalymnos, Kos. Und wenn die südliche Sonne ihren Farbenzauber über dieses Inselreich ausschüttet, dann vergißt man, was alles an menschlicher Kunst und Pracht hier der Zerstörung anheimfiel, und beugt sich der größeren Macht, die hier ihre Wunder schuf:

Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Goethes Humor und Heines Witz.

(Schluß.)

Am meisten fühlt sich Heine noch zu dem erotischen Humor Goethes hingezogen, wo dieser auf den Effekt arbeitet, wo er steigert und zum Schluß überrascht. Freilich hält Goethe meist den Grundton inne und greift nie zum Schluß in so völlig andere Lagen wie Heine. Charakteristisch dafür ist das Divan-Gedicht: „Versunken":

Und darf ich dann in solchen reichen Haaren
Mit vollen Händen hin und wieder fahren,
Da fühl' ich mich von Herzensgrund gesund.
Und küß ich Stirne, Bogen, Augen, Mund,
Dann bin ich frisch und immer wund.

Daran erinnert auffallend sogar im Reim das bekannte Gedicht des „Lyrischen Intermezzos". Aber unerwartet schlägt es da zum Schluß ein:

Doch wenn du sprichst ich liebe dich,
So muß ich weinen bitterlich.

Heines Witz kommt überraschend und schwindet schnell, „ein zackiger Wetterstrahl, rasch aufleuchtend und rasch verschwindend“. Goethes Humor ist eine währende und wärmende Sommersonne. Mit Recht spricht man auch von einer lachenden Sonne. Immerhin finden wir noch manche formale und inhaltliche Annäherung in der Schlußtechnik der beiden. Sa ist der Schluß des Goetheschen Gedichtes:

Ich lieg dir zu Füßen
Da bin ich beglückt

ähnlich, aber persönlicher und aufdringlicher bei Heine, wo er am Schluß zu den „süßen Füßen“ der Geliebten liegt. So schließt Goethes „Selbstbetrug“, in dem er das Bewegen des Vorhanges auf das Lauschen der Nachbarin deutet:

Doch leider hat das schöne Kind
Dergleichen nicht gefühlt.
Ich seh', es ist der Abendwind,
Der mit dem Vorhang spielt.

Aehnlich will Heine zum Abschied noch einmal sein Liebchen erspähen:

Ich schau hinauf mit spähender Miene,
Leb' wohl, mein Kind, ich wand're von hier.
Vergebens. Es regt sich keine Gardine,
Sie liegt noch und schläft und träumt von mir.

Heine tröstet sich mit dem Traum, den er hinzudenkt. Sein Witz macht meist den Eindruck des Erfundenen, Goethes Humor den Eindruck des Wahren. Goethe bescheidet sich bei der einfachen Tatsache, Heine denkt das Motiv bis in seine äußersten Kansequenzen aus. Dafür ist noch bezeichnend seine großzügige Liebeserklärung in der „Nordsee“, eine gewaltige Paraphrase: Er schreibt in den Meeressand: Agnes, ich liebe dich. Die Wellen verwischen das süße Bekenntnis:

Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit starker Hand aus Norwegs Wäldern
Reiß ich die höchste Tanne
Und tauche sie ein
In des Aetnas glühenden Schlund, und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder
Schreibe ich an die dunkle Himmelsdecke:
Agnes, ich liebe dich.
Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenschrift.
Und alle nachwachsenden Enkelgeschlechter
Lesen jauchzend die Himmelsworte:
Agnes, ich liebe dich.

Mit dieser in ihrer gewaltig erhabenen Uebertreibung ans Komische grenzenden Dithyrambe vergleiche man Goethes in Motiv und Ton ganz ähnliches Divan-Gedicht: Ich schreibe nicht mehr auf Seidenblatt mein Geständnis:

Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet,
Ueberweht sie der Wind,
Aber die Kraft besteht
Bis zum Mittelpunkt der Erde
Dem Boden angebannt . . . . .
Und der Wanderer wird kommen,
Der liebende. Betritt er
Diese Stelle, ihn zuckt's durch alle Glieder:
Hier vor mir liebte der Liebende.

Goethe vertieft das Einfache, Heine verweilt nur flüchtig beim Einfachen und erhebt sich zum Höchsten. Goethe steht im Positiv, Heines Vorstellungen in allen Gliedern im Superlativ. Heine greift, soweit man überhaupt nur spannen kann, einen machtvollen dissonierenden und doch wohlklingenden Akkord, Goethe faßt den vollen Ton mit Nach- und Mitklang. Goethe gleicht darin ganz Mazart, Heine ganz Chopin.

Wie sich und die Geliebte, so behandelt auch Goethe sich allein mit ruhigem und einfachem Humor im Vergleich zu Heines komplizierter und in buntem Farbenspiel schillernder Selbstironie. Hier ist ein ähnlicher Gegensatz, wie ihn Heine bei Laube und Gutzkow ganz gewiß im Hinblick auf Goethe und sich festlegt: „Bei Laube weittaustönende Ruhe, selbstbewußte Größe, eine stille Sicherheit, die mich persönlich tiefer anspricht als die pittoreske, farbenschillernde und stechend gewürzte Beweglichkeit des Gutzkowschen Geistes.“ Und was damit zusammenhängt, bei Heine ist die Selbstironie stets mit Schmerz gemischt, für Goethe ist es ein Zeichen des h e i t e r e n Mannes, sich selbst zum besten zu halten, wie er das in den allbekannten Versen so wunderbar einfach und schön ausdrückt. Jedoch zeigen auch hier der Franke und der rheinisch-romantische Jude zuweilen eine gewisse Verwandtschaft, besonders in den komplizierteren Formen der Selbstironie, da zum Beispiel, wo sie ihre Fehler mit früheren vergleichen oder sie zu den Mängeln der anderen in Beziehung bringen. Wenn Goethe gesteht:

Kaum hast du die Fehler der Jugend begangen,
So mußt du die Fehler des Alters begeh'n

so sagt Heine ähnlich, aber witziger, weil knapper und unerwarteter: „Damals war ich jung und töricht, jetzt bin ich alt und töricht.“ Voll echten und wahren Humors setzt sich Goethe mit den anderen gleich. Er entschuldigt sein Nichtstaugen mit dem Nichtstaugen der anderen in den reizenden Versen:

Du gehst so freien Angesichts
Mit munt'ren, off'nen Augen.
Ihr tauget eben alle nichts,
Warum sollt' ich was taugen.

Und der Jugend Anmaßung mit der seiner eigenen:

Sag' nur, wie trägst du so behaglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?
Fürwahr, sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht selbst unerträglich gewesen.

Aehnlich und doch anders Heine. Auch er setzt seine Mängel in Beziehung zu den anderen. Doch während Goethe selbst im Vergleich klar, ruhig und einfach ist, paßt auf Heine hier mehr, was er von Börne sagt: „eichkätzchenhaft, gar lieblich kapriziös.“ Heine sagt von sich und doch versagt er sich nichts, er gibt sich, und doch vergibt er sich nichts. Goethe befreit, Heine bestrickt. Man halte gegen Goethe Worte Heines, wie: „Was soll aus einem Volke werden, dessen Stimmführer so große Esel sind, wie ich leider bin“, oder: „Gott wird mir die Torheit verzeihen, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Torheiten, die sie gegen mich geschrieben, obgleich sie geistig so tief unter mir standen, wie ich unter dir stehe, a mein Gott.“ Bei Heine ist die eigentümliche Behandlung des Ich gleichzeitig romanischer und semitischer Art, eine „brillante Selbstlüge“ — so nennt er Rousseaus Bekenntnisse — oder etwa ein Aufsteigen des chinesischen Feuerwerkers in seinem eigenen Raketengeprassel. So vergleicht er Börnes Selbstironie. Die derbenglische Selbstkomik etwa Falstaffs steht Goethe und Heine gleich fern, Goethe noch mehr als Heine. Eher schon neigen zu Heine im Preis und Preisgeben des eigenen Ich Lorenz Sterne und sein Schüler Jean Paul. Von ihnen sagt Heine witzig: „Lorenz Sterne zeigt sich dem Publikum ganz entkleidet, er ist ganz nackt; Jean Paul hingegen hat nur Löcher in der Hose.“ Goethe zeigt sich dann etwa als ein Apollo aus Marmar, aber „modern pulsierend“, mit Heine zu reden. Für Heine würde passen, was Wienbarg gerade nicht sehr geschmackvoll von ihm sagt: „Heine vertauscht die Studentenbluse mit bordiertem Galakleide, die weiten faltigen Hosen, in denen er lustig umhergeschlenkert, mit anstößig knappen. . . .“

Auch in der Art, wie sie ihrem eigenen Mißgeschick durch Uebertreibung komischen Anstrich geben, sind Goethe und Heine sich gleichzeitig ähnlich und unähnlich. Bei Goethe hilft „keins von allen“:

Wenn du dich selber machst zum Knecht,
Bedauert dich niemand, geht's dir schlecht.
Machst du dich aber selbst zum Herrn,
Die Leute seh'n es auch nicht gern.
Und bleibst du endlich, wie du bist,
So sagen sie, daß nichts an dir ist.

Aehnlich vernichtet Heine verschiedene Möglichkeiten, allerdings nicht mit heiterem Humor, sondern mit bitterer Ironie:

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das Wenige genommen.
Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben;
Denn ein Recht zu leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

Auffallend ähnlich ist der Anklang der Heineschen Schlußstrophe:

Jedoch das Allerschlimmste,
Das haben sie nicht gewußt.
Das Schlimmste und das Dümmste,
Das trug ich geheim in der Brust

an die bekannten Goetheschen Verse:

Wie hast du an der Welt noch Lust,
Da alles schon dir ist bewußt?
Gar wohl das Dümmste, was geschicht,
Weil ich es weiß, betrübt mich nicht.
Mich könnte dies und das betrüben,
Hätt' ich's nicht schon in Verse geschrieben.

Heine behält sein Wehe, sein „übergroßes Wehe" in der Brust, er leidet mehr, aber er lacht auch mehr. Dafür noch ein Beispiel. Ganz in Heinescher Manier schließt Goethe ein Divan-Gedicht des Nachlasses:

Sie lassen mich alle grüßen
Und hassen mich bis in Tod.

Heine hebt an:

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andren mit ihrem Haß.

Gefallsüchtig im Schmerz, hebt er sein Leid schärfer hervor als der unbekümmerte, gemütsruhige Goethe, wenn er fortfährt:

Sie haben das Brot mir vergiftet,
Sie gossen mir Gift ins Glas,
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andren mit ihrem Haß.

und mit überraschender Wendung auf die Geliebte schließt er:

Doch sie, die mich am meisten
Gequälet, geärgert, betrübt,
Die hat mich nie gehasset
Und hat mich nie geliebt.

Wiederum bei Goethe der Ton, bei Heine der Akkord, bei Goethe der Positiv, bei Heine der Superlativ, bei Goethe der Humor, bei Heine der Witz.

Der Selbstironie verwandt und doch entgegengesetzt ist das sichere, künstlerische Selbstbewußtsein, das Heine sowohl wie Goethe stark besitzen, Goethe besonders in der Rolle des orientalischen Dichterkönigs, der sich, dem Herrscher im Range gleich, mit der Sonne, ja mit dem Weltall vergleicht und die Persönlichkeit als höchstes Glück preist wie Heine in Anlehnung daran die „selbstbewußte Freiheit des Geistes". Ganz in Heines Vergleich und Verdichtungsmanier gibt Goethe-Hatem das auch offen zu:

Im Orient lernt' ich das Prahlen,
Doch seit ich zurück bin im westlichen Land,
Zu meiner Beruhigung find' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen.

Das starke selbstbewußte Hervorheben der Persönlichkeit ist die wichtigste Voraussetzung für rücksichtslosen Unmut, und gerade im Unmut berühren sich Heine und Goethe-Hatem am engsten, im Unmut gegen Pfaffen und Philister, gegen die Beschränkten und geistig Eingeengten — beide reimen so. Für das Buch des Unmutes und andere unmutsvolle Gedichte Goethes hat Heine immer besondere Vorliebe gehabt. Ein Unmutsspruch Goethes ist das Motto zu seiner italienischen Reise. Später zitiert er das Divan-Gedicht „Dreistigkeit" und macht geradezu Verse in Goethes Unmutsmanier: „Eintagsfliegen", von denen Goethe sagen würde:

Matte Fliegen, wie sie rasen!
Wie sie summsend überkeck
Ihren kleinen Fliegendreck
Träufeln auf Tyrannennasen.

So klingt er denn zuweilen in seinen Gedichten an Goethes Unmutstöne an, und wenn etwa Goethe in „Derb und tüchtig" pfäffisches Gefasel abtut:

Deiner Phrasen leeres Was
Treibet mich davon.
Abgeschliffen hab' ich das
An den Sohlen schon

so gleicht das einer Klage Heines wie:

Ach, wie Katzenjammer quält mich
Sein Geschnarr und Quinquilieren.

Selbst übertriebene Drohungen Heines wie die Verheißung, dem Grafen Platen eine Satire zu schreiben, woran noch hundert Grafen genug haben würden, kommen ähnlich bei Goethe vor, so z. B. in dem Faust-Parallpomenon:

Und wenn ihr schreit und wenn ihr klagt,
Daß ich zu grob mit euch verfahre,
Und wer euch heut' recht derb die Wahrheit sagt,
Der sagt sie euch auf tausend Jahre.

Jedoch Heines Unmut ist spielender, künstlerischer, Goethes Unmut schwerfälliger, naturkräftiger. Börne hat diese beiden Arten treffend durch die einfache Antithese gekennzeichnet: „Der Witz der Franzosen ist ein Degen, der eine Spitze hat, aber keine Schneide, der Witz der Deutschen ist ein Schwert, das eine Schneide hat und keine Spitze." Heine handhabt den Degen, Goethe das Schwert.

Eher als die Waffen sind schon die Gegner bei beiden dieselben, besonders in starker und rücksichtsloser antichristlicher Tendenz kommt Goethe Heine oft nahe. Ein Lebewohl Goethes wie:

Viele folgten dir gläubig.
König der Juden, leb' wohl!

ist ganz im Tone Heines, besonders der Zeitgedichte und des Wintermärchens, und die bekannte Rede an den Gekreuzigten im Wintermärchen klingt kurz vor in Versen Goethes wie etwa:

Mir willst du zum Gotte machen
Solch ein Jammerbild am Holze!

Die antichristliche Tendenz im unmutsvollen Witz ist bei beiden vielleicht noch am verwandtesten, mehr jedenfalls als die antinationale. Goethe gibt selbst in den Noten zum Divan deutlich darüber Auskunft: „In die unerfreuliche Anmaßung gegen die höheren Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage überhob ihn jedes Kampfes mit Despotismus." Heines unglückliche dagegen zwingt vielmehr zum Kampf. So ist es denn bezeichnend, wie sie in der Tendenz voneinander abweichen, wo sie ein gleiches Motiv verwenden. In den „Vögeln" läßt Goethe in unverkennbarer Anspielung auf den preußischen Adler sagen: „Schwarz, die Krone auf dem Haupt, sperrt er seinen Schnabel auseinander, streckt eine rote Zunge heraus und zeigt ein paar immer bereitwillige Krallen." Heine: Deswegen muß man sie ihm abhauen:

Du häßlicher Vogel, wirst du dereinst
Mir in die Hände fallen,
So rupf' ich dir die Federn aus
Und haue dir ab die Krallen.

„Wir wollen, ihr tätet dem Adler weniger Ehre an. Wir können ihn selbst nicht wohl leiden," heißt es dann weiter bei Goethe. Heine: Deswegen herunter mit ihm.

Du sollst mir dann in luftiger Höhe
Auf einer Stange sitzen,
Und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
Die rheinischen Bogenschützen.

Hier sind die beiden Pole wieder entgegengesetzt, aber oft kamen sie zusammen, in der Erotik sowohl wie im Unmut, gerade da vielleicht am meisten, wo Mucker und „Eunucken" von jeher so laut und doch so lendenlahm geschrien haben. Und wo Heine Goethe hiergegen in Schutz nimmt, denkt er im stillen auch an sich. Fast, als wenn er nachträglich für sich um Indemnität einkäme, wischt er Goethes Flecken rein in dem prachtvollen Bilde: . . . „Jene Kritiker, die mit ihren feingeschliffenen Augengläsern auch die Flecken im Monde bemerkt haben. Die scharfsichtigen Leute! Was sie für Flecken ansehen, das sind blühende Wälder, silberne Ströme, erhabene Berge, lachende Täler." Sagen wir eine echt deutsche Landschaft, ein fränkisches Idyll. Und wie mag sich Heine seine Flecken vorgestellt haben? Die vergleichende Astronomie ist hier schwieriger als die vergleichende Anatomie. Nebeneinander hochragendes Schiefergestein und sumpfig üppige Vegetation. Ist es der Rhein oder der Jordan, die Loreley aber der Libanon?

Düsseldorf. **Erich Eckertz.**

Französische Germanisten.

In den Osterferien dieses Jahres hatte ich Gelegenheit, in einer kleinen französischen Universitätsstadt die dortigen Germanisten ein paar Stunden lang zu beobachten, und fand an ihnen manches Charakteristische und Typische.

Ich war von einem Kollegen und Freunde zu einer Aufführung eingeladen, welche die étudiants germanisants der faculté des lettres in einem kleinen Saale der Stadt zum besten geben wollten, um ihre Kenntnisse und Fortschritte in unterhaltender Weise kund zu geben. Die ganze kleine Festlichkeit war von dem trefflichen deutschen Lektor organisiert, der, selber noch in Studentenjahren, seinen Schülern und Hörern mehr ein guter Kamerad schien als eine unnahbare Respektsperson.

Die Bänke des Zuschauerraumes begannen sich zu füllen, man bemerkte die Professoren und Dozenten des Faches, den Dekan der Fakultät und eine Reihe von Damen.

Die Aufführungen brachten zwei anspruchslose deutsche Einakter, der eine „Unter blonden Bestien" ein dramatischer Scherz harmlosester Art, und ein anderes etwas schwierigeres Stück, dessen Inhalt die Besserung einer sehr unordentlichen Gattin wenn nicht glaubhaft machte, so doch wenigstens in unterhaltender Weise vorführte.

Die weiblichen Rollen waren in der Hand von deutschen jungen Mädchen, die männlichen in der von französischen Studenten. War ihre Aussprache auch durchweg fremd, so war das Spiel flott, kein Stocken in der Rezitation zu bemerken, die Diktion nicht schlecht, zum Teil die deutsche Art gelungen kopierend.

Die Einleitung bildeten einige deutsche Lieder, im Chore gesungen, in denen freilich der ihnen innewohnende spezifisch deutsch-volkstümliche Stimmungsgehalt auch nicht annähernd getroffen wurde. Ein Zeichen dafür, daß die Vortragenden wohl zwar die Universitätsstädte in Deutschland besucht, aber wenig mit dem Volke, zumal der ländlichen Bevölkerung zu tun gehabt haben mochten.

Einige Couplets im Montmartre-Stil fehlten nicht, von denen eines den französischen Germanisten speziell gewidmet war. Es beschrieb jene merkwürdigen Leute, die mit lauter deutschen Redensarten um sich werfen, wenn sie grüßten „guten Tag" sagten, „Prosit" wenn sie tränken, und die aus einem Glas Bier prinzipiell nicht mehr als zwei Schlucke machten. Und trotz dieser deutschen Eigentümlichkeiten, hieß es, sähen sie dennoch gut französisch aus und seien dies auch.

Eine der nettesten Vorführungen war aber entschieden die folgende: Einer der Studenten hielt eine Vorlesung über ein gleichgültiges Thema, in der in komisch-trockener Weise zu allen wenn auch noch so burlesken Zitaten der Ort der Entlehnung, Band und Seite, genannt wurde, und in dieser Vorlesung soll er die Manier seiner Lehrer in außerordentlich gelungener Weise nachgeahmt haben, ihre Art zu reden, wie ihre Gesten. Die aufs Korn Genommenen saßen dabei und schienen die allerdings nicht aufgetragene Darstellung nicht im geringsten übel zu nehmen. Was mir für sie wie für den Vortragenden, der doch vor seinem Examen bei ihnen stand, in gleicher Weise ehrenvoll zu sein scheint.

Der weitere Abend brachte eine kleine Kneiperei mit sich, bei der die jungen Herren ihre Kenntnis im Bierkomment und ihre Fertigkeit im Biertrinken zeigten, auch sonst unter sich ein schnurriges Gemisch von Deutsch und Französisch zum Besten gaben, auf das die soeben erwähnten Couplets von den französischen Germanisten gingen. In vorgerückter Stunde trennten wir uns von den lustigen Gesellen, um nach Hause zu gehen, und hörten noch lange ihr „Am Brunnen vor dem Tore", unter dessen Klängen sie nach einem weiteren Bestimmungsorte durch die einsamen Straßen zogen.

*

Auf meine Erkundigungen hin erfuhr ich, daß sie alle Boursiers waren, nicht nur das Studium frei hatten, sondern auch sehr ansehnliche Summen jährlich erhielten, die sie jeder Notwendigkeit enthoben, Privatstunden zu geben. Sie waren alle ein halbes Jahr, manche ein Jahr an deutschen Hochschulen gewesen, auf Kosten ihres Staates, und deswegen auch waren sie mit deutschem Wesen vollkommen vertraut.

Ich konnte mich bei diesen Verhältnissen eines gewissen Neides nicht enthalten und dachte an die mageren Stipendien unserer Hochschulen und an all das, was damit zusammenhängt. Freilich habe ich weder die mittelhochdeutschen Kenntnisse der Herren französischen Germanisten geprüft, auch nicht ob sie es gelernt hätten, die Minnesänger und das Nibelungenlied zu würdigen oder den Wert des Gotischen oder Althochdeutschen für die Sprachwissenschaft klarzulegen. So weit ich über diese Punkte mich habe instruieren können, genügen den wissenschaftlichen Anforderungen unsere deutschen Neuphilologen besser. Und auf einen Baum oder Berg steigt man eben doch nur, indem man von unten anfängt. Das Sprachmeistertum führt zu einem wennschon fertigen, dennoch naiven Beherrschen einer Sprache. Zum bewußten, stets analysierbaren Beherrschen führt nur Philologie.

Die Grundlage bei uns scheint mir die bessere. Wenn wir doch zum Ausbau gleich freigebig sein könnten wie unsere Nachbarn!

L. J.

12. Hauptversammlung des Deutschen Neuphilologen-Verbandes zu München.

(Zweiter Bericht.)

3. Allgemeine Sitzung (Mittwoch, 6. Juni). Das Resultat der Debatte über die Reden und Vorschläge der zweiten Sitzung war zunächst die einstimmige Annahme des von Professor Viëtor vorgelegten Studienplanes für Neuphilologen. Von einer Abstimmung über die Thesen des Professors Sieper (München) und Direktors Dörr (Frankfurt) wurde im Einverständnis mit den Referenten Abstand genommen. Die Versammlung nahm auf den Antrag des Geheimrats Münch (Berlin) unter dem Ausdruck des Dankes von den Anregungen der beiden Redner Kenntnis und beschloß, ihre Leitsätze als „schätzbares Material" der nächsten Hauptversammlung zur weiteren Beratung vorzulegen. Inzwischen soll eine

Kommission sich mit einer Prüfung und näheren Begründung der Thesen befassen. Das Ergebnis der Debatte war, daß jetzt die Frage des akademischen Studiums tatsächlich als die brennendste anerkannt wird.

Die dritte allgemeine Sitzung wurde eröffnet mit einer weihevollen Ansprache des Professors Hartmann (München) in Erinnerung an den 300. Geburtstag des großen französischen Dramatikers Corneille.

Dann erhielt das Wort Professor Salmann (Stuttgart) zu seinem Vortrag über „Charakterbilder aus Voltaires Universalgeschichte". Der Redner führte aus: Die wohlbekannten Tendenzen der Voltaireschen Geschichtsphilosophie werden immer wieder durchkreuzt durch seine unberechenbare, äußerst lebende, reaktionslustige Subjektivität. Alexander der Große wird verherrlicht, wiewohl er Eroberer ist, Augustus als der Blutmensch der Proskriptionen und als Tyrann verdammt. Der eigentliche Held der Voltaireschen Weltgeschichte, auf dessen Scheitel alle Ehrenprädikate gehäuft werden, ist Julian der Christenfeind. Für Karl den Großen hat er herzlich wenig Sympathie; er ärgert sich wohl über den altehrwürdigen Namen und die kirchliche Verehrung. Auch in Barbarossa sieht er, der italienischen Auffassung folgend, nur den Tyrannen, wogegen der deutsche Kaiser nach Voltaires Herzen Friedrich II. ist. Gregor VII. gegenüber halten sich antiklerikale Gesinnungstüchtigkeit und ein gewisses Gefühl für das Imposante seiner Erscheinung die Wage. Der eigentliche große Mann des Mittelalters ist ihm Papst Alexander III. Ludwig IX., das Urbild aller religiösen Könige, muß seine Heiligkeit und seinen religiösen Sinn auffallend wenig entgelten. Ludwigs XI. von Frankreich Doppelantlitz wird höchst scharf gefaßt und fein gezeichnet. Aehnliches gilt für Cromwell. Den großen Kardinalministern gegenüber reicht Voltaires Verständnis nicht aus, da seine Betrachtung, zu sehr auf das Persönliche eingestellt, die sachlichen Ziele und Leistungen dieser Männer unterschätzt. Richelieu flößt ihm Grauen ein, für Mazarin hegt er eine fast mit Verachtung gemischte Antipathie. Die feinste Leistung Voltairescher Porträtkunst ist und bleibt sein Louis XIV., der fast Zug um Zug mit dem von L. v. Ranke entworfenen Bild übereinstimmt.

Direktor M. Walter sprach nunmehr in gewohnter temperamentvoller Weise über „Aneignung und Verarbeitung des Wortschatzes". Er stellte folgende Leitsätze auf:

1. Die Hauptquelle für die Aneignung des Wortschatzes ist der die Schüler interessierende Sprech- und Lesestoff. Im Anfangsunterricht insbesondere steht die Einprägung des Wortschatzes in engster Verbindung mit einem nach sachlichen Gesichtspunkten geordneten und der Fassungskraft der Schüler entsprechenden Sprachstoffe.

2. Die Schüler sind dazu anzuleiten, die Bedeutung aller auftretenden Wörter und idiomatischen Wendungen durch unmittelbare Verknüpfung mit der Handlung, dem Dinge oder Bilde (Zeichnung an der Tafel) oder durch Umschreibung in der fremden Sprache zu gewinnen, oder, soweit als möglich, aus dem Satzzusammenhange zu erschließen. Die Muttersprache ist nur im Notfalle heranzuziehen.

3. Von Zeit zu Zeit empfiehlt sich eine Durchmusterung des Lesestoffes, um den gewonnenen Wortschatz nach bestimmten formalen und sachlichen Gruppen zu ordnen.

4. Der „aktive" Wortschatz muß durch das Sprechen der Sprache lebendig erhalten und durch vielseitige Uebungen in der Gruppierung und im Ersatz der Ausdrücke stetig befestigt und ergänzt werden.

Sehr nützlich und anregend erweist sich hierbei die frei dialogische Behandlung geeigneter Sprachstoffe.

Der „passive" Wortschatz erfährt durch fleißiges Lesen stetige Erweiterung. Von der Einprägung selten vorkommender Wörter und Wendungen ist selbstverständlich Abstand zu nehmen.

Hieran knüpfte sich der Vortrag des Prof. J. Steinmüller (Würzburg) über den augenblicklichen Stand der neusprachlichen Reformbestrebungen. Der Vortragende gab zunächst in kurzen, markanten Zügen ein Bild von dem Verlauf der Reformbewegung, präzisierte die Bedeutung und die positiven Errungenschaften dieser wissenschaftlichen Bewegung und stellte schließlich die Punkte zusammen, in denen die Reform des Klassen- und Massenunterrichts übers Ziel hinausschoß und die auch von der großen Majorität der neuphilologischen Lehrerschaft abgelehnt wurden. Redner ging nun auf den eigentlichen Kern seines Vortrages ein und beschäftigte sich ausschließlich mit der Notwendigkeit der Hinübersetzung, da über die anderen Punkte eine Einigkeit erzielt sei und sie also aus der Diskussion ausscheiden könnten. Nachdem der Vortragende nachgewiesen hatte, daß in der Praxis alle Verfasser von Lehrbüchern, die die Hinübersetzung verbannt hatten, allmählich wieder zu diesem Unterrichtsmittel zurückgekehrt seien und daß sie nur zum Teil noch in der Theorie auf dem alten Vietorschen Standpunkte stünden, gab er seine persönlichen Gründe an, die zur Beibehaltung der Hinübersetzung maßgebend seien. Doch solle durchaus nicht die alte Uebersetzungsmethode wieder eingeführt werden, die Hinübersetzung solle vielmehr in wesentlich reformierter Gestalt sich mit den anderen Arbeitsgebieten, wie Aussprache, Wortschatz, Sprechen, Lesen, Schreiben und Sachunterricht, teilen; keines dieser Gebiete solle zu sehr in den Vordergrund gerückt werden, aber auch keines darf zu kurz kommen. Ebenso soll die schriftliche Abschlußprüfung, da ohne schwere Schädigung der Schule nicht abgeschafft werden kann, auf alle diese Arbeitsgebiete Rücksicht nehmen. Die Hinübersetzung dürfe nicht mehr Alleinherrscherin wie früher sein, sie müsse sich mit einem Diktat (ohne Uebersetzung) und einer Herübersetzung in die Zielleistung teilen. Auf diese Weise kämen alle Qualitäten der Schüler in Betracht und Rechnung: der Fleiß und das gewissenhafte Studium und somit die positiven Kenntnisse in Grammatik und Stilistik in der Hinübersetzung, die lautliche Schule und die Raschheit der Auffassung beim Diktat und endlich das Verständnis und die Gewandtheit im Ausdruck bei der Herübersetzung.

Bücher und Zeitschriften.

Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis von Helen Keller. Autorisiert. Deutsch von Dr. Rudolf Lauterbach. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. 1906.

Mit skeptischem Lächeln nimmt man dieses zierlich gedruckte Büchlein zur Hand. Eine taubstummblinde Philosophin! Was weiß die von der Welt und vom Leben? Was kann sie denn wissen, sie, der von Kindheit auf durch unerhört glückliche Umstände und insbesondere durch die geniale Lehrerin Miß Sullivan, wie wir aus der im vorigen Jahre erschienenen Selbstbiographie Helens wissen, in der kunstvollsten Weise das Denken erst ermöglicht wurde! Den besten Willen vorausgesetzt: kann solch ein Wesen etwas anderes als Wiederholung von Gelesenem bieten? Und selbst da, in der Wahl ihrer Lektüre, ist Helen Keller nicht frei, sondern abhängig von der Liebe der andern. Man kann ihr nicht alles in die wundersam verständige Hand, die ihr das Auge ersetzt, telegraphieren; man muß ihr die Bücher in Blindenschrift übertragen, damit sie sie gebrauchen kann. Und wie wenig ist das schließlich, trotzdem die Blindenbibliotheken schon sehr umfangreich geworden sind.

Alle diese Zweifel wurden gelöst, als ich das Buch las. Dieselben Fragen legte sich auch Helen Keller selbst vor, und sie beantwortet sie in einer Weise, von der man nicht sagen kann, daß sie sie aus anderen Büchern geholt hätte, sondern sie kann die Antwort nur aus der eigenen Erfahrung geschöpft haben. Wie sie sich ihre Stellung zur Welt und zur Erkenntnis der Welt zurechtlegt, das gerade bildet den interessantesten Teil ihres Glaubensbekenntnisses. Daß sie Optimistin werden mußte, begründet Helen mit der in höchster Einfachheit ihr ganzes Leben zusammenfassenden Frage: „Kann jemand, der einer solchen Gefangenschaft entronnen ist, Pessimist sein?" Gefangenschaft: das war die Zeit, bevor sie die Sprache kannte; mit ihr gewann sie nicht bloß die Fähigkeit, sich mitzuteilen, sondern auch zu denken, und Denken ist Freiheit. Für ihr Verhältnis zur Wirklichkeit

gewann sie in der Ideenlehre Platos und im Idealismus Berkeleys eine mächtige Grundlage. Sie sagt: „Für einen taubblinden Menschen sollte die ideale Welt Platos eine besondere Bedeutung und Anziehungskraft haben. Die Dinge, die ihr seht, hört und fühlt, sind nicht die Wirklichkeit der Wirklichkeiten, sondern unvollkommene Manifestationen der Idee, des Prinzips, des Geistes; die Idee ist die Wahrheit, das übrige ist Täuschung." Daß jemals ein Mensch leben würde, der die metaphysische Theorie Platos in solcher Weise beim Worte nehmen würde, hat sich wohl kein Philosoph der Welt jemals gedacht. Für Helen Keller, die sich nur durch den Tastsinn, durch Geruch, Geschmack und allgemeines Körpergefühl ein Weltbild schaffen konnte, existieren ja in der Tat die Dinge weitaus mehr in ihrem Gattungsbegriff, den platonischen Ideen, als für vollsinnige Menschen. Sie föhrt fort: „Als ich von Berkeley lernte, daß eure Augen ein umgekehrtes Bild der Gegenstände empfangen, welches ihr im Gehirn unbewußt korrigiert, begann ich zu vermuten, daß das Auge demnach kein zuverlässiges Instrument ist, und ich fühlte mich als Mensch, der mit den übrigen auf gleiche Stufe gestellt worden war, freute mich nicht etwa darum, weil diese die Sinne so wenig zu nutzen, sondern weil in Gottes ewiger Ruhe Gemüt und Geist die Hauptrolle spielen. Es kam mir vor, als ob jene Philosophie zu meinem besonderen Trost geschrieben wäre.... Die Bedeutung der Philosophie für mich besteht nicht nur in ihren Grundsätzen, sondern auch in der glücklichen Abgeschlossenheit ihrer großen Lehrer. Sie waren selten von der Welt, selbst wenn sie wie Plato und Leibniz sich in Salons bewegten. Gegen den Lärm des Lebens waren sie taub, und sie waren blind seinen Zerstreuungen und Abwechslungen gegenüber. Allein sitzend, aber nicht in Dunkelheit, lernten sie alles in sich selbst finden, und wenn sie es auch da nicht finden konnten, hatten sie das Vertrauen, die Wahrheit von Angesicht zu Angesicht zu schauen, wenn sie die Erde hinter sich ließen und der Weisheit Gottes teilhaftig würden. Die großen Mystiker lebten einsam, taub und blind, aber in Gott." Und sie schließt diese erhabenen Worte vom Glücke des seiner selbst bewußten Geistes philosophischer Beschaulichkeit mit dem Satze: „Wahrhaftig, selig sind jene, die nicht sehen und glauben", wie sie mit dem scheinbaren Paradoxon begonnen hat: „Die Philosophie ist in großen Lettern geschriebene Geschichte einer tauben und blinden Person."

Die Art nun, wie Helen Keller ihren subjektiv also geistvoll begründeten Optimismus erläutert und zu praktischen Forderungen zuspitzt, ist ebenso bedeutend. Ihr sind Optimismus und Pessimismus nicht so sehr Urteile über die Einrichtung der Welt, als vielmehr Grundstimmungen des einzelnen gegenüber dem Leben. Ihr Optimismus leugnet durchaus nicht das Vorhandensein des Uebels, sondern verkündet den Glauben, daß das Gute überwiegt, und den mächtigen Willen, Hand in Hand mit dem Guten zu arbeiten, damit es mehr und mehr vorherrschen möge. Ja, schon der Wunsch und Wille, zu arbeiten, erscheint ihr als Optimismus. Mit Carlyle sagt sie: arbeiten, produzieren bringt das Leben aus dem Chaos heraus, macht das Individuum zu einer Welt, einer Ordnung, und „Ordnung ist Optimismus". Alle großen Männer der Tat und des Schaffens wären in diesem Sinne Optimisten gewesen; „Schopenhauer ist ein Feind des Menschengeschlechtes". Im Fluge überschaut sie die Geschichte der menschlichen Kultur, um aus ihren inneren und äußeren Fortschritten einen Grund mehr für den Optimismus abzuleiten. Sein Pessimismus hat Indien zum tausendjährigen Stillstand gebracht; da ist es eine Sünde, Blinde und Taube zu unterrichten, und ich wäre noch in der Finsternis". Amerika hingegen, dessen Apologie Helen mit Eifer schreibt, blüht mit seiner Arbeitslust. Ja, Amerikaner sein und Optimist sein, ist ihr schlankweg identisch.... Helen Keller vertritt demnach jenen Kulturoptimismus aus der Schule Herbert Spencers, dessen Evolutionismus sie sich auch angeeignet hat. Ihr Büchlein formuliert die herrschende Lebensanschauung des modernen Amerika (sofern es philosophiert), und man begreift nun doppelt dessen Begeisterung für die schöne, taubstummblinde Philosophin — selbst eines der Weltwunder unserer Zeit.

Wien. M. Necker.

Pädagogische Literatur. Dieser Tage ging uns zu das 1. und 2. Heft eines im Erscheinen begriffenen Katalogs des bekannten Antiquariats Jacques Rosenthal in München, Karlstraße 10. Der Katalog trägt den Titel „Bibliotheca Paedagogica" pars I, und soll, wie wir hören, in etwa 10 Heften zu je 64 Seiten ausgegeben werden, er enthält außer den einschlägigen reichhaltigen Lagerbeständen der genannten Firma die ganze kostbare Bibliothek des bekannten Schulmannes Geheimrat Dr. Gideon Vogt in Kassel †, des Vorstandes des dortigen kgl. Friedrich-Gymnasiums. Der erste Teil des Katalogs umfaßt: „Alte Werke auf dem gesamten Gebiete der Erziehung und des Unterrichts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts", alte Schulbücher, Abcbücher, viele Katechismen u. s. w. Der hochinteressante Inhalt der bis jetzt ausgegebenen zwei Hefte macht uns gespannt auf das Erscheinen der Fortsetzung, wir erinnern uns nicht, jemals einen pädagogischen Katalog von ähnlicher Reichhaltigkeit und Vollständigkeit gesehen zu haben. Von dem Inhalt des 1. und 2. Heftes heben wir besonders hervor: 4 kostbare Ausgaben des Aegidius Romanus, darunter ein Manuskript, das Doctrinale puerorum von Alexander Gallus in nicht weniger als 18 verschiedenen Ausgaben, vieles von und über Baco de Verulam, das überaus kostbare pädagogische Werk von Joa. Basinus (1507), wohl ein Unikum, Calandrus de Arithmetica 1491, die fast unauffindbare Ausgabe von 1476 des Lehrgedichts L'Acerba von Cecco d'Ascoli, 16 verschiedene Werke von Dav. Chytraeus, 43 Werke von Comenius, 21 Donat-Ausgaben, darunter die größten Seltenheiten, über 170 Ausgaben der Schriften des Erasmus von Rotterdam, viele interessante alte Wörterbücher, mehreres von Guarino von Verona und anderen italienischen und deutschen Humanisten, zahlreiche Schriften von Neulateinern, viele Inkunabeln und andere Seltenheiten aller Art; dem Katalog sind mehrere Faksimile interessanter Holzschnitte beigegeben.

✠

Allgemeine Rundschau.

Eduard v. Hartmann †.

Am 5. Juni ist in Großlichterfelde nach längerem Leiden der bekannte „Philosoph des Unbewußten" Eduard v. Hartmann gestorben. Ein reiches Forscherleben hat damit seinen Abschluß gefunden; zugleich ist in dem Dahingeschiedenen ein Schriftsteller ersten Ranges vom Schauplatz abgetreten. Nach Schopenhauer hat wohl kein Philosoph so unmittelbaren und weitgehenden Einfluß auf die gebildeten Kreise in ihrem breitesten Umfange ausgeübt wie er in dem letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts; nicht nur durch seine rein philosophischen Werke, sondern auch durch seine immer bereite und immer schlagfertige Teilnahme an den Zeit- und Tagesfragen. In dieser Hinsicht gehörte E. v. Hartmann zu den vornehmsten und scharfsinnigsten Essayisten auf geistesgeschichtlichem Gebiete, die Deutschland in den letzten drei Jahrzehnten hervorgebracht hat. — Als Philosoph war er Metaphysiker von reinstem Wasser, der mit einer Arbeitskraft sondergleichen das weite Gebiet der philosophischen Grundlagen bearbeitet hat. Unter Anlehnung an Schelling, Hegel und Schopenhauer war er bemüht, die logische Idee und den unlogischen Willen zu einer Einheit, die er das „Unbewußte" nannte, zu verschmelzen, und einen „konkreten Monismus" zu begründen. Von dieser Grundlage aus erörterte er die erkenntnistheoretischen und ethischen Fragen und gewann eine Lebensanschauung, die zwischen dem Schopenhauerschen Pessimismus und dem Leibniz-Hegelschen Optimismus unter Hinblick auf einen zweckmäßigen Entwicklungsfortschritt zu vermitteln suchte. — Die Zahl der größeren Werke, in denen E. v. Hartmann dieses sein System entwickelte und nach allen Seiten hin ausbaute, ist außerordentlich groß; ebenso groß ist die Fülle von kleinen Abhandlungen, mit denen er in die aktuellen Fragen des modernen geistigen Lebens eingriff. Sein grundlegendes Werk, die „Philosophie des Unbewußten", verfaßte er im Alter von 24 Jahren, nachdem er wegen eines Knieleidens aus dem Militärdienst ausgeschieden war. Seitdem gab er, bis in die letzten Jahre hinein, in fast ununterbrochener Folge philosophische Bücher heraus, die viel gelesen wurden und meistens mehrere Auflagen erlebten, denen es aber natürlich auch an Widerspruch von allen Seiten her nicht fehlte. Wie sein großes Vorbild Schopenhauer stand E. v. Hartmann von Anfang an in einem starken inneren Gegensatz zu der „zünftigen" Philosophie, von der er jedoch in der letzten Zeit ebenso wie jener beachtet und als eine notwendige Entwicklungserscheinung in der fortschreitenden philosophischen Forschung angesehen wird. — E. v. Hartmann erblickte am 22. Februar 1842 als Sohn des Generals Robert v. Hartmann das Licht der Welt, ist also nur 64 Jahre alt geworden. Sein Lebenslauf war der einfache und stille des rastlos schaffenden Denkers, durchaus frei von äußeren Umschwüngen. Schon sein körperlicher Zustand — er war vier Jahrzehnte hindurch an den Krankenstuhl gefesselt — nötigte ihn zu der zurückgezogensten Lebensweise. Alle, die ihn näher kannten, schätzen seinen vornehmen Charakter, der allerdings durch die vielen schriftstellerischen Kämpfe eine gewisse Schärfe der Außenwelt gegenüber angenommen hatte. In jeder Hinsicht kann man aber sagen, daß mit ihm eine hervorragende Erscheinung aus unserem gegenwärtigen Geistesleben ausgeschieden ist.

✠

Kleinere Mitteilungen.

* Ein neuaufgefundener Ueberrest des Urmenschen. Der auf prähistorischem Gebiet vielverdiente Professor Rzehak fand ein in jeder Beziehung interessantes Stück, den zum Urmenschen gehörigen Unterkiefer, in der Gegend von Brünn, wo er am sogenannten Schwedentisch bei dem Dorfe Ochos in einer Lehmschicht steckte, die durch ihre ungeheure Menge diluvialer Tierknochen ausgezeichnet ist. Man fand in dieser Schicht allein 1000 Höhlenbären, 350 Nashörner, 200 Renntiere und eine große Anzahl anderer diluvialer Tiere. Daß die Ueberreste des Urmenschen so selten sind, erklärt Professor Rzehak damit, daß der altdiluviale Urmensch, der auf der tiefsten Stufe stand, seine Toten wohl nicht begrub, sondern im Freien liegend verwesen ließ, wodurch seine Reste, wenn sie nicht zufällig eingebettet wurden, bald ganz zugrunde gingen. Der Unterkiefer von Ochos ist leider nicht vollständig, sein Körper fehlt, aber die Zähne sind mit Ausnahme eines alle erhalten. Und was für ein gewaltiges Gebiß besaß dieser Urmensch. Merkwürdiger noch aber als das starke Gebiß erscheint die starke Entwicklung der inneren Kieferplatte, die anders als bei dem heutigen Menschen gestaltet ist. Sie springt mächtig nach innen zu vor, ähnlich wie bei den Affen, ohne daß damit ein genetischer Zusammenhang zwischen dem Affen und dem Menschen von Ochos sich ergibt. Sehr wahrscheinlich hatte auch der Urmensch von Ochos gar kein Kinn, was Rzehak nach dem Befunde des Kieferrestes zu beweisen versucht. Vor einiger Zeit wurde bei der Ortschaft Spy ebenfalls der Kiefer eines Urmenschen gefunden. Rzehak hat nun beide Kiefer miteinander verglichen und eine schlagende Aehnlichkeit wahrgenommen, doch übertrifft der neu aufgefundene Unterkiefer von Ochos in bezug auf Größe alle bisher bekannten diluvialen Unterkiefer. Bisher sind als sicher bekannte Ueberreste des altdiluvialen Urmenschen außer bei der schon erwähnten Ortschaft Spy auch noch bei La Naulette, im Neandertal, Schipka und Krapina aufgefunden worden, denen sich jetzt der Unterkiefer von Ochos als neues Beweisglied anschließt.

F. Taxe für Kopieren im Britischen Museum. Die Trustees des Britischen Museums erheben seit kurzer Zeit eine Taxe für im Museum ausgeführtes Kopieren von Bildern, Zeichnungen und anderen Gegenständen, die Eigentum des Museums sind. Für jedes Negativ zum Beispiel wird eine Taxe von 2 Schillingen erhoben oder für je eine Stunde Kopierwerk 1 Schilling. Dagegen hat nun die Publishers Association of Great Britain and Ireland einen öffentlichen Protest erhoben, in dem ausgeführt wird, daß sie, die Verleger, einen großen Teil der Bibliothek des Museums diesem als Geschenk überließen — freilich nicht als freiwilliges, sondern durch das Gesetz vorgesehenes —, es daher unrecht sei, von ihnen wie von dem allgemeinen Publikum diese Taxe zu fordern. Für viele Gelehrte und Forscher, die über keine reichen Mittel verfügen, wird diese Taxe schwer zu tragen sein, die andrerseits freilich auch manche unnütze Dilettanten abhalten dürfte, die jetzt oft genug anderen den Platz und vielleicht auch die gewünschten Gegenstände wegnehmen.

o. m. Hochschulen in Beirut. Die orthodoxe arabisch-griechische Gemeinde in Beirut ist durch einen eben erschienenen Irade des Sultans, wie man uns aus Konstantinopel meldet, ermächtigt worden, eine Hochschule daselbst ins Dasein zu rufen. Da in Beirut bereits zwei medizinische Hochschulen, eine französische und eine amerikanische, vorhanden sind, beabsichtigt die orthodoxe arabisch-griechische Gemeinde die Errichtung einer juridischen Hochschule, verbunden mit einer höheren Handelslehranstalt.

ar. Das 50jährige Jubelfest der deutschen Ingenieure in Berlin. Nächste Woche versammeln sich in Berlin die Mitglieder des Vereins deutscher Ingenieure, der auf eine halbhundertjährige glänzende Entwicklung zurückschaut und mehr als 20,000 Mitglieder umfaßt. Unter Vorsitz des Geh. Rats Slaby wird Montag vormittag 9 Uhr die Festsitzung im Reichstagshause eröffnet. Nach den Begrüßungsansprachen erfolgt die Ernennung von Ehrenmitgliedern; dann hält Generaldirektor Dr. W. v. Oechelhäuser einen Vortrag über technische Arbeit einst und jetzt. Die beiden weiteren Sitzungen finden am 12. und 13. in der Technischen Hochschule statt, wo der Lichthof in prächtiger Weise geschmückt wird. Hier halten Vorträge: Geh. Rat Prof. Dr. A. Riedler über die Entwicklung und jetzige Bedeutung der Dampfturbine, Prof. Dr. Muthmann über technische Methoden zur Verarbeitung des atmosphärischen Stickstoffes, Dr. Hoffmann über Kraftgewinnung und Kraftverwertung in Berg- und Hüttenwerken.

ar. Preisausschreiben der Deutschen Botanischen Gesellschaft. Es wird eine größere, womöglich monographische, streng naturwissenschaftliche Arbeit über die Richtigkeit der von Hansgirg vertretenen Lehre vom Pleomorphismus (Polymorphismus) der Algen verlangt. Der von einem ungenannten Botaniker ausgesetzte Preis beträgt 1000 M nebst Zinsen. Die Arbeiten in deutscher, englischer, französischer oder italienischer Sprache sind (mit Motto) bis 31. Dezember 1907 zu Händen des Sekretärs der Gesellschaft, Prof. Dr. Karl Müller in Steglitz bei Berlin, einzureichen.

tt. Von den Bibliotheken. Die Heidelberger Universitätsbibliothek erhielt von Herrn Wilhelm v. Chelius die Bibliothek seines Großvaters, des Chirurgen Geh. Rats Maximilian Joseph v. Chelius, zum Geschenk, der von 1817 bis 1864 als Professor an der Ruperto-Carola gewirkt hat.

* Der 5. internationale Verlegerkongreß wurde am 6. Juni in Mailand in Gegenwart der Behörden und etwa 200 Kongressisten aller europäischen Länder, der Vereinigten Staaten von Amerika und Kanadas eröffnet. Die Arbeiten dauern fünf Tage.

* Todesfälle. Der Geistliche S. Baring Gould, ein in den englischsprachigen Ländern sehr bekannter Schriftsteller und Romancier, ist auf einer Südafrikafahrt, 73 Jahre alt, gestorben. Er schrieb u. a. über mittelalterliche Themen, die vor ihm noch nicht behandelt worden waren, zum Beispiel „Ueber den Werwolf" 1865; „Seltsame Mythen aus dem Mittelalter" 1867 u. s. w. Dann wandte er sein Interesse Deutschland zu und veröffentlichte eine ganze Reihe von historischen und beschreibenden Werken über das Land. Seine Romane, die ihn in weitesten Kreisen bekannt machten, sind keine bleibenden Produkte, aber typische Erzeugnisse der Zeit von 1880 bis 1890. In religiösen Kreisen ist er am meisten durch seine Marschhymne: „Vorwärts christlicher Krieger" bekannt geworden. Die Zahl seiner Publikationen beträgt mehr als siebzig.

In Hannover ist am 2. d. M. der Professor der Geologie Ludwig Brackebusch im Alter von 57 Jahren gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Privatdozent für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie der Universität Kiel Dr. med. Robert Rößle hat sich mit einer Probevorlesung über Immunitätsforschung und Zellularpathologie in gleicher Eigenschaft in der hiesigen medizinischen Fakultät niedergelassen.

* **Heidelberg.** Der ordentliche Professor an der Universität Kiel, Konsistorialrat Dr. Hans v. Schubert, ist unter Ernennung zum Geheimen Kirchenrat zum ordentlichen Professor für Kirchengeschichte an der hiesigen Universität ernannt worden. Professor v. Schubert ist der Nachfolger A. Hausraths, der in den Ruhestand tritt.

* **Bonn.** Der Privatdozent und Sekundärarzt an der chirurgischen Klinik Dr. R. Klapp ist zum außerordentlichen Honorarprofessor ernannt worden. — Nach dem amtlichen Personalverzeichnis sind an der hiesigen Universität eingeschrieben 3275 Studierende gegen 3029 im vorigen Sommer. Auf die verschiedenen Fakultäten verteilen sich die Studierenden wie folgt: Katholische Theologen 351, evangelische Theologen 83, Juristen 930, Mediziner 256, Angehörige der philosophischen Fakultät 1655. Die letzteren zerfallen wieder in 668 Philologen und Historiker, 223 Mathematiker und Naturwissenschafter, 62 Chemiker, 185 Kameralisten und Landwirtschafter, 105 Pharmazeuten, 35 Zahnheilkundige, 377 sonstige Studierende (meist Landmesser).

hc. **Jena.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als Universitätsprofessor kann dieser Tage der Kirchenrat Professor Dr. theol. et phil. Hans Wendt, Ordinarius der systematischen Theologie an der hiesigen Universität, zurückblicken.

hc. **Göttingen.** Als Privatdozent für das Gesamtgebiet der deutschen Philologie hat sich Dr. phil. Walther Brecht an der hiesigen Universität habilitiert. Seine Habilitationsschrift handelt über „Ulrich von Lichtenstein als Lyriker". In seinem Probevortrag sprach er über das Thema: „Wilhelm Heinses Auffassung von der Renaissance und ihre Nachwirkungen".

* **Aus England.** Dr. Alar H. Gardiner, ein Aegyptologe der Berliner Richtung, hat, wie man der Frankfurter Zeitung mitteilt, an Stelle des durch die Zerstörung der Legende von König Salomos Minen in Rhodesia bekannten Randall-Macive den Worcester-Lehrstuhl für Aegyptologie in Oxford erhalten.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Strafprozeßreform

nach den Beschlüssen der vom Reichsjustizamt einberufenen Kommission.*)

Von Prof. Dr. Aug. Köhler.

Nahezu 30 Jahre sind vergangen, seit die Grundprobleme des Strafprozesses im Vordergrunde der juristischen Tagesfragen standen und lebhaft umstritten wurden. Die Gesetzgebung des Jahres 1877 hat eine vorübergehende Waffenruhe für die einander gegenüber getretenen Ansichten gebracht. Im Interesse der strafprozessualen Rechtseinheit war diese frühzeitige Beendigung mancher noch unausgetragener Meinungsverschiedenheiten ebenso willkommen zu heißen, wie es gegenwärtig wieder erfreulich ist, daß man in weiten Kreisen des Volkes und seiner Regierung die Erfahrungen nicht länger unverwertet sehen möchte, welche bei Anwendung der Gesetze in den letzten Dezennien gesammelt wurden. Zahlreiche Abhandlungen der jüngsten Zeit bilden einen Hinweis darauf, wie stark das Bedürfnis nach einer Reform gegenwärtig empfunden wird.

In jüngster Zeit ist nun ein bedeutendes Entwicklungsstadium für eine sorgfältig vorzubereitende Reform abgeschlossen worden. Am 1. April 1905 hat die vom Reichsjustizamt zur Beratung der Reform eingesetzte Kommission von 21 Juristen aus den verschiedensten Gauen des Reiches ihre Sitzungen beendet und im Juni wurden ihre Verhandlungen in zwei stattlichen Bänden veröffentlicht.

Ueber 300 positive Beschlüsse, teils technischer Natur, teils von einschneidender sachlicher Bedeutung, wurden gefaßt; davon 289 zur Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung selbst.

Bedeutende Umwälzungen sind für die Organisation der erkennenden Gerichte geplant. An die Stelle der relativen Systemlosigkeit des geltenden Rechts welches für die drei Hauptkategorien der erstinstanzlichen Gerichte am Gerichte unterer Ordnung Schöffengerichte, an demjenigen mittlerer Ordnung rechtsgelehrte Kammern, an dem Gericht höherer Ordnung Schwurgerichte eingeführt hat, sollen jetzt für diese drei Klassen Schöffengerichte mit verschiedener Besetzung treten.

Mit 17 gegen 1 Stimme wurde dabei die Ersetzung der Schwurgerichte durch sogenannte große Schöffengerichte beschlossen. Einstimmig erfolgte die Beseitigung der süddeutschen Sonderstellung, wonach die Mehrzahl der Preßstrafsachen den Schwurgerichten vorbehalten bleibt. Zwar haben in dieser Sache zunächst nur Juristen ein Verdikt abgegeben. Aber immerhin, welch ein Umschwung der Meinungen seit verhältnismäßig wenigen Jahren! Auch nachdem man in Deutschland schon Jahrzehnte hindurch Schwurgerichte erproben konnte, fanden sich hervorragende Juristen in den höchsten Aemtern, welche im Streit um die Schwurgerichte mit Wärme für dieselben eintraten. Ich erinnere nur an den Generalstaatsanwalt Schwarze, den Oberlandesgerichtspräsidenten Kühne, den österreichischen Justizminister Glaser, von den Vertretern der Wissenschaft ganz zu schweigen.

Auch der Freund der Schwurgerichte wird sich nicht verhehlen, daß ein Hauptmangel der Laiengerichte überhaupt in verschärftem Maße auf Schwurgerichte zutrifft. Der Laie ist unfähig, die durch und durch juristische Richteraufgabe der Tatbestandsfeststellung und Subsumtion mit Sicherheit und Präzision zu lösen.

Dazu kommt die sehr häufig bestehende Gefahr eines Mißverständnisses der Fragestellung durch die Jury. Beides hat insbesondere Binding hervorgehoben. Kein Zweifel, daß im Falle der Aufhebung der Schwurgerichte Verletzungen des juristischen Gewissens, weil nicht exakt und innerhalb der Ermessensschranken des Gesetzes geurteilt worden sei, seltener vorkommen. Auch die Gleichheitlichkeit der Rechtsprechung wird durch die Geschworenen mangelhaft verbürgt. Unbestreitbar haben sich ferner Mißbräuche der Parteien in der Ausnützung des Zeugenbeweises hauptsächlich vor den Schwurgerichten gezeigt.

Aber muß deswegen der Stamm gefällt werden, an welchem sich Schädlinge eingenistet haben? Gibt es nicht nützliche Wirkungen der Schwurgerichte, welche den schweren Bedenken gegen sie reichlich die Wagschale halten? Könnte man nicht durch eine Abstellung verschiedener Mängel die Vorteile der Einrichtung sich bewahren?

Angesichts des erweiterungsfähigen § 317 der St.-P.-O., der die Möglichkeit bietet, zu harte Schuldsprüche zu kassieren, liegt die Gefahr der schwurgerichtlichen Rechtspflege weniger darin, daß manchmal ungerechtfertigte Urteile zu ungunsten des Angeklagten gefällt werden, als vielmehr darin, daß manchmal ungerechtfertigte Urteile zu seinen Gunsten zustande kommen. Indessen eine erheblichere Gefährdung des Publikums oder der öffentlichen Sicherheit infolge zu milder Verdikte hat sich kaum gezeigt. Bei überlasteten anderen Gerichten kann man eher von einer entgegengesetzten Gefahr sprechen. Alsdann ist es immer noch besser, wenn fünf Personen unverdient freigesprochen werden, als wenn einer unschuldig verurteilt wird. Der Mangel an verfügbaren Mitteln zur Schaffung neuer

*) Vortrag, gehalten in der Münchener Juristischen Gesellschaft.

Stellen hat bedauerlicherweise schon oft dazu geführt, Berufsrichter und Staatsanwälte chronisch derartig zu überlasten, daß sie unwillkürlich zu einer schematischen Schnellarbeit greifen mußten, wobei der Einzelfall nicht genügend individualisiert werden konnte. Die Schwierigkeit, ein selbständiges Laienrichterkollegium zu überzeugen, bildet einen felsenfesten Damm dagegen, diese schnelle Behandlung auf Schwurgerichtsfälle zu übertragen. Die schwersten Fälle werden, so lange Schwurgerichte bestehen, immer sehr sorgfältig vorbereitet sein. Aus den bisherigen Erfahrungen bei schöffengerichtlichen Hauptverhandlungen wird man schwerlich die Ueberzeugung gewinnen, daß die Verhütung zu schneller Erledigung der schwersten Verbrechensfälle in gleichem Maße garantiert ist, wenn man sie Schöffengerichten zuweist.

Auch bleibt zu erwägen, ob nicht manche Fehlgriffe der Geschworenen, welche bekanntlich nach geltendem Rechte nicht Täter einer Rechtsbeugung sein können und nur den unbestimmt gelassenen Schwur leisten „nach bestem Wissen und Gewissen" zu handeln, auf Rechnung veraltender Verbrechensbegriffe und Strafsanktionen zu setzen sind, die dem Volksempfinden widerstreiten. Solchen Falles bilden dann die Geschworenen ein zulässiges Ventil, solange die Schleusen der Gesetzgebung nicht gezogen werden können — ein Ventil, als welches die an strengste Gesetzesbeobachtung gebundenen Berufsrichter nie sich zur Verfügung stellen dürfen. Diese materielle Gerechtigkeit mancher Geschworenensprüche mag formal das Recht verletzen. Innerhalb der engen Grenzen, in welchen Geschworene zu Richtern berufen sind, können sie in demselben Maße segensreich wirken, in welchem der komplizierte Apparat der Gesetzgebung zu schwer in Gang zu bringen ist.

Die Schöffengerichte sollen nach den Kommissionsbeschlüssen zerfallen in fünf Arten:

1. die kleinen Schöffengerichte (gebildet aus dem Amtsrichter und zwei Schöffen);

2. die kleinen Schöffenberufungsgerichte (gebildet aus einem Landrichter und zwei Schöffen);

3. die mittleren Schöffengerichte (gebildet aus drei Berufsrichtern und vier Schöffen);

4. die großen Schöffengerichte (gebildet aus drei Berufsrichtern und sechs Schöffen);

5. die großen Schöffenberufungsgerichte (gebildet aus drei Berufsrichtern und acht Schöffen).

Von diesen Schöffengerichten sollen die mittleren im wesentlichen an die Stelle der erkennenden Strafkammern, die großen an die Stelle der Schwurgerichte treten. Die Ungleichheit der Progression zwischen kleinen und mittleren, und zwischen mittleren und großen Schöffengerichten springt in die Augen. Beim mittleren Schöffengericht steigt die Zahl der Berufsrichter um das Dreifache, die der Schöffen um das Doppelte; beim großen Schöffengericht steigt nur die Zahl der Schöffen, und zwar diese nur um 50 Proz. Das hat dann auch eine verschiedene Einwirkung des Laienelements zur Folge. Ob diese fünffache Gliederung nicht ein Uebermaß der Konstruktionskunst aufweist, mag unerörtert bleiben. Aber das mehrfach geäußerte Bedenken, daß die Laien neben den Berufsrichtern, namentlich neben einer Mehrheit derselben ihre besonderen Vorzüge schwerlich entfalten können und ihr unbefangenes praktisches Empfinden wesentlich einbüßen, kann nicht unterdrückt werden. Soweit nur ein Berufsrichter mitwirkt, ist das Bedenken schwächer. Eine Mehrheit von Berufsrichtern im gemischten Kollegium wird sich künftig gegen das heterogene Element mehr zusammenschließen. Die dialektisch unsicheren Schöffen verlieren dann ihre Selbständigkeit und werden zu Jasagern. Sind aber etwa in Rechtsfragen die Berufsrichter einmal uneinig, so werden, wie frühere Erfahrungen nach hamburgischem Recht erwarten lassen, die Schöffen ganz unsicher und schwanken hin und her. Es kommt dann zu reinen Zufallsmajoritäten und im Gefolge zu vermehrter Anrufung der höheren Instanzen.

Wenden wir uns nunmehr zu den Bestimmungen über sachliche Zuständigkeit, so wird die beabsichtigte Entlastung der erstinstanzlichen höheren Gerichte in der Hauptsache nur Zustimmung finden können. Auffallend weit soll die Zuständigkeit des Amtsrichters als Einzelrichters erstreckt werden. Derselbe soll u. a. Zuständigkeit für alle Uebertretungen erhalten. Bedenklich ist hieran nur, daß er diese einzelrichterliche Zuständigkeit auch behalten soll, wenn gegen seinen Strafbefehl Einspruch erhoben ist. Dann entscheidet er in eigener Sache nicht nur da, wo mit dem Einspruch vom schlecht informierten zum besser zu informierenden Richter appelliert wird, sondern auch da, wo gegen den zu hart urteilenden der gerechtere Richter angerufen werden will.

Wesentliche Neuerungen betreffen die Zuständigkeit der kleinen Schöffengerichte. Es sollen jetzt auch zwei Verbrechen, i. e. S., Diebstahl im Rückfall und Betrug im Rückfall, durch Ueberweisung vor sie gelangen können. Ferner soll die Ueberweisung durch die Staatsanwaltschaft allein ohne Anrufung und Beschluß der Landgerichte erfolgen können. Der Amtsrichter darf dann die beantragte Anberaumung der Hauptverhandlung zwar ablehnen wegen mangelnder Prozeßvoraussetzungen, sowie, wenn der Angeklagte nicht hinreichend verdächtig ist, dagegen nicht, weil die Ueberweisung unzulässig ist oder weil auf eine höhere Strafe zu erkennen sei als die für die Ueberweisung vom Gesetze vorausgesetzte Strafe.

Der Staatsanwaltschaft wird damit das Recht verliehen, zwischen Gerichten verschiedener Ordnung mit verschiedener Besetzung und verschiedenem Verfahren zu wählen, ohne daß diese mitzureden hätten. Dem Beschuldigten wird ein analoges Wahlrecht nicht gewährt. Ob das der Staatsanwaltschaft hiermit eingeräumte Vorrecht durch die zu erwartende regelmäßige Geschäftsvereinfachung wirklich gerechtfertigt wird, und ob man dem Beschuldigten nicht wenigstens ein Einspruchsrecht geben sollte, das dazu führen würde, daß die Zuständigkeit des Gerichts höherer Ordnung bestehen bleibt, wäre doch noch reiflich zu prüfen.

Unter den beschlossenen Veränderungen im Strafverfahren ist zunächst einer erheblichen Erweiterung der bisherigen Ausnahmen vom Legalitätsprinzip zu gedenken. In das Ermessen der Staatsanwaltschaft soll die Klageerhebung gestellt werden bei Uebertretungen, bei Delikten Jugendlicher unter 14 Jahren, falls der Verletzte zustimmt, ferner, wenn einer zu Freiheitsstrafe verurteilten Person eine Straftat zur Last gelegt wird, deren Feststellung mit Rücksicht auf die noch nicht vollständig verbüßte Strafe unwesentlich erscheint. Außerdem sind die Fälle der Privatklage erweitert. Ob die (primäre) Privatklage zu erweitern sei, ist eine Frage, die besser erst bei Betrachtung des Privatklageverfahrens erörtert wird. Die Aufhebung der Verpflichtung, gegen einen Sträfling einzuschreiten, wenn derselbe, um eine angenehme Unterbrechung seiner Strafzeit zu erlangen, ein geringfügiges Delikt begeht, entspricht einem anzuerkennenden praktischen Bedürfnis. Nicht ebenso sachdienlich erscheinen die beiden erstgenannten Erweiterungen des staatsanwaltschaftlichen Ermessens. Gegen sie fanden sich auch beachtliche Minoritäten in der Kommission (sieben gegen elf und acht gegen zehn Stimmen). Von den zahlreichen Bedenken seien nur einige hervorgehoben. Die Staatsanwaltschaft ist eine Verwaltungsbehörde, abhängig von den Weisungen der Vorgesetzten. Es ist im allgemeinen bedenklich, die Entscheidung über die strafrechtliche Verfolgung in deren freies Ermessen zu stellen. Wenn in den großen Bundesstaaten wie Preußen und Bayern sogar dem Monarchen ein Niederschlagungsrecht verfassungsgesetzlich versagt ist, so kann es noch weniger angehen, dieses dem Ankläger einzuräumen. Die Gefahr eines Mißbrauchs mag in ruhigen Zeiten gering sein; ganz verliert sie sich auch da nicht. In große Abhängigkeit gerät draußen auf dem Lande der Beschuldigte vom Amtsanwalt, und es erscheint da zweifelhaft, ob für die Einstellung oder Verfolgung immer objektive Rücksichten maßgebend bleiben. Wie aber, wenn in einem Lande eine politische Partei ihre Herrschaft ausnützt? Im eigensten Interesse der Staatsanwaltschaft wird daher von diesen Be-

stimmungen abzusehen sein, damit aller Verdacht der Parteilichkeit ihr fern gerückt bleibt.

Dabei ist unbedingt zuzugeben, daß ein Bedürfnis nach Bestrafung durchaus nicht in so weitem Umfang besteht, als diese bei kleinen Delikten in der Tat heutzutage eintritt. Aber der vorgeschlagene Weg zur Herabsetzung ist weder der einzige noch der beste. Zunächst könnte man unabhängigere Organe, nämlich die Gerichte, über die Verfolgung beschließen lassen. Es ließen sich auch manche kleine Strafdrohungen ganz vermeiden; andere wären dadurch zu verbessern, daß Strafe erst für die Begehung trotz vorgängiger Verwarnung angedroht wird. Zahlreiche Vollstreckungen sind ferner durch bedingten Straferlaß zu ersparen. Bei Jugendlichen kommt außerdem die Ausgestaltungsfähigkeit des Verweises in Betracht. Durch eine veränderte Praxis bei nachweislichem Rechtsirrtum ließe sich gleichfalls manches bessern. Auch der verstärkten Pflege vernünftiger Verbrechensprophylaxe sei gedacht.

Das Prinzip der Oeffentlichkeit erfährt durch zwei neue Ausnahmen eine geringfügige, aber recht nützliche Einschränkung: auf Antrag einer Partei kann im Privatklageverfahren bei Beleidigungen die Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden. Bei öffentlicher Verfolgung wegen Beleidigung, ferner im Verfahren gegen nicht Achtzehnjährige ist Ausschluß gleichfalls möglich, aber außer einem Antrag Nichtwiderspruch der übrigen Beteiligten erforderlich.

Unter den allgemeinen Verfahrensvorschriften ist zunächst des Richterablehnungsverfahrens zu gedenken. Es soll jetzt ausdrücklich ausgesprochen werden, daß formwidrige oder in Verschleppungsabsicht vorgebrachte Ablehnungsgesuche unter Mitwirkung des Abgelehnten als unzulässig zu verwerfen sind. Im letzteren Ablehnungsfalle wird Einstimmigkeit erforderlich. Gegenüber vorgekommenen Mißbräuchen des Ablehnungsrechtes, nämlich den in Verschleppungsabsicht kurz vor oder nach Beginn der Verhandlung vorgebrachten Ablehnungsgesuchen, ist diese Ergänzung ein Bedürfnis zu nennen. Auf der anderen Seite ist es als eine Lücke zu bezeichnen, daß es kein Mittel gibt, um eklatante Ablehnungsgründe zu einer Ablehnung zu verwerten, wenn sie erst nach der Verlesung des Eröffnungsbeschlusses bekannt werden oder sich gar erst nachher ereignen. In der unbedingten Belassung eines schwer suspekten Richters liegt eine empfindliche Beeinträchtigung berechtigter Parteiinteressen wie auch des Interesses an der Parteilosigkeit der Untersuchung. Man sollte ein Ablehnungsgesuch auch nach dem bisherigen Endtermin noch zulassen, falls der Ablehnungsgrund glaubhaft gemacht ist und seine Bedeutung als Befangenheit verratende Tatsache außer Zweifel steht. Um Prozeßverschleppung hintanzuhalten, mag man den abgelehnten Kollegialrichter bei der Entscheidung mitwirken lassen. Ein im wesentlichen zu gleichen Resultaten gelangender Antrag wurde mit Rücksicht auf die dadurch angeblich gefährdete Autorität des Vorsitzenden mit 11 gegen 9 Stimmen abgelehnt.

Bei Regelung der Wiedereinsetzung wurde die ausdrückliche Bestimmung eingefügt, daß das Verschulden eines Vertreters nicht als ein für den Antragsteller unabwendbares Ereignis gelten soll. Man erwog, viele Anwälte würden laxer in der Einhaltung der Fristen werden, wenn man anders bestimme. Dem Grundsatz der Erforschung der objektiven Wahrheit wird man hierdurch nicht sonderlich gerecht. Wenn der Antragsteller die Einhaltung nicht verschuldet hat, wohl aber sein Vertreter, so sollte man den Vertreter haftbar machen, aber nicht den Beschuldigten durch möglicherweise schwere persönliche Nachteile büßen lassen. Die neue Fassung wurde indessen mit 10 gegen 7 Stimmen in der zweiten Lesung und mit 9 gegen 9 Stimmen durch die Stimme des Vorsitzenden in der ersten Lesung zum Beschluß erhoben. Nachdem das Reichsgericht (Bd. 35, S. 109 ff.) bereits so weit eingelenkt hatte, in dem Verschulden eines Angestellten des Verteidigers unter Umständen einen unabwendbaren Zufall zu erblicken, hätte man billig de lege ferenda davon ganz absehen können, das Verschulden des Vertreters dem Beschuldigten anzurechnen.

In der Lehre vom Zeugen- und Sachverständigenbeweis ist das Zeugnisweigerungsrecht mit Recht etwas erweitert worden.

Auf Grund einer allgemeineren Fassung des § 54 St.-P.-O. erhalten Redakteure gleich allen anderen als Täter oder Teilnehmer verdächtigen Personen ein vollständiges Zeugnisverweigerungsrecht bezüglich der Tat. Dies ist nur zu billigen. Nach geltendem Rechte besitzen sie nur die Befugnis, die Antwort auf Fragen zu verweigern, durch welche die Gefahr einer strafgerichtlichen Verfolgung begründet wird. Die Nennung des Verfassers oder Einsenders begründet aber eine derartige Gefahr in der Regel nicht; sie kann die Gefahr eher beseitigen. (Vgl. Prot. 1, 41.)

Weitergehende Anträge, den Redakteuren ein Zeugnisweigerungsrecht ähnlich demjenigen der Verteidiger und Aerzte zu gewähren, wurden abgelehnt, und zwar nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten mit Recht. Desgleichen ein Antrag, die nach dem Preßgesetz subsidiär Verantwortlichen in dem Verfahren gegen den Redakteur oder den Einsender zu befreien. Die für die Kommissionsbeschlüsse gegebene eingehende Begründung ist zu ausführlich, um des näheren hier besprochen zu werden. Man legte u. a. dar, daß die Vertrauensstellung des Redakteurs gegenüber dem Einsender oder Verfasser nicht aus gleich starken Gründen schonungsbedürftig sei wie die der Verteidiger, Beichtväter und Aerzte. Der Redakteur braucht niemandem zuzusichern, daß er ihn nicht nennen werde, falls der Artikel sich als strafbar erweise. Tut er es dennoch, so geschieht es auf bewußtes eigenes Risiko. Es spielen für ihn neben dem auch bei allen sonstigen Vertrauensverhältnissen bestehenden Ehrenstandpunkt dann höchstens noch Geschäftsrücksichten mit. Hierdurch wird aber sein Verhältnis zum Einsender oder Verfasser noch nicht auf die gleiche Stufe wie die gesetzlich berücksichtigten Vertrauensverhältnisse gesetzt.

Die Bestimmungen über die Beeidigung der Zeugen werden folgendermaßen geändert:

Die Beeidigung der Zeugen darf, wenn die Parteien zustimmen, in bestimmten Fällen unterbleiben.

Die Beeidigung darf künftig kollektiv erfolgen. (Für den einzelnen Zeugen wird hierdurch seine Beeidigung nicht eindrucksvoller.)

Die Beeidigung erfolgt in der Form des Nacheides. Letztere Bestimmung wurde in erster Lesung mit 11 gegen 9 Stimmen angenommen.

Eine sehr große Tragweite dürfte der vielbesprochenen Frage ob Voreid oder Nacheid nicht beizumessen sein. In Süddeutschland sind erhebliche Bedenken gegen den Voreid nicht erwachsen, und ich möchte mir erlauben, für seine Beibehaltung eine Lanze einzulegen. Die Zahl der nachweisbaren Meineide wird sich allerdings vielleicht beim Nacheide verringern, aber nur, weil der Zeuge den Wortlaut seiner gesamten vorherigen Aussage bei der Eidesleistung kaum mehr im Gedächtnis hat. Die Zahl der objektiven Falscheide dürfte sich eher vermehren. Denn für die Erzielung einer wahrheitsgemäßen Aussage ist, erkenntnistheoretisch betrachtet, der Voreid vorzuziehen. Der Zeuge, der geschworen hat, ist sich bei jedem Worte seiner Aussage bewußt, daß diese bereits unter Eid steht. Der Zeuge dagegen, welcher erst später beeidigt wird, kann bei längeren Vernehmungen die Wahrheit einstweilen weniger genau nehmen, da ihm die Verbesserung vor der Eidesleistung vorbehalten ist. Er wartet bei Kollektivbeeidigungen auch vielleicht oft ab, was die anderen Zeugen aussagen. Bei der Eidesleistung ist er oft nicht mehr imstande, wortgetreu seine gesamte Aussage sich zu vergegenwärtigen. Für die Untersuchung eines staatlichen Strafanspruches erscheint es aber in der Regel wichtiger, die objektive Wahrheit zu erfahren, als zum Nachteil derselben den Zeugen die Gelegenheit zum Lügen zu entziehen.

(Schluß folgt.)

Ein neuer Schweizer Dichter.

Der Unterzeichnete hat an dieser Stelle seit Jahren die Literatur der Schweiz in ihrer Entwicklung begleitet, und es ist ihm dabei mehrfach vergönnt gewesen, frühzeitig auf Autoren hinzuweisen, deren Anerkennung durch die Stimme der öffentlichen Meinung seitdem eine ganz allgemeine geworden ist. — Wenn wir uns auch bewußt sind, daß wir für diese nachträgliche Entdeckerfreude vorwiegend dem Glück zu danken haben, so war doch auch ein klein Teilchen Verdienst dabei. Heute ist Karl Spittelers Ruhm in aller Leute Munde, und seine Eigenart wird mit Verständnis gewürdigt. Damals aber, als wir in der Beilage vom 18. Februar 1893 sein Bild zu zeichnen versuchten, da war wohl noch den allermeisten durch die vielen Dornen und Stacheldrähte der Zugang zum Schatz seiner Poesie versperrt. Leichter war es, die einfachen Physiognomien von J. C. Heer und Ernst Zahn zu erkennen, die wir auch bei ihrem Ausmarsch begrüßt haben.

Wenn wir heute die Aufmerksamkeit unserer Leser auf Jakob Wiedmer lenken, so ist es allerdings kein ganz neuer Mann, den wir ihnen vorstellen. Wenigstens nicht für die Schweiz, an dieser Stelle ist aber wohl zum ersten Male von ihm die Rede. Sein Roman „Flut"[1]) gehört nach unserem Dafürhalten zu den bemerkenswertesten Erscheinungen unserer zeitgenössischen Literatur. Wir wurden vor ein paar Wochen von einem Freunde auf das Buch aufmerksam gemacht, der in sehr warmen Tönen davon sprach. Es hat uns dann aber einige Anstrengungen gekostet, das Buch zu bewältigen, denn dieses erweist sich in der Darstellung etwas spröde und ist nichts weniger als eine leichte Eroberung. Die zeitweilige Breite und die Wiederholungen, die ihr Stoff mit sich bringt, wirken oft ermüdend. Als wir aber zu Ende gekommen waren, da haben wir uns doch mit Bedauern von dem Buche getrennt, so sehr waren wir in seinem Milieu heimisch geworden, so sehr hatten die Menschen unser Interesse erregt.

Das schon von verschiedenen behandelte Thema des Eindringens der Fremdenflut und ihrer Wirkung auf eine ländliche und ursprüngliche Bevölkerung, das z. B. Edouard Rods Roman „Là haut" schildert, bildet auch den Inhalt der „Flut". Dem Verfasser selbst lag nach seinen eigenen Worten vor allem daran, ein Zeitbild zu geben, eine dokumentarische Dorfgeschichte zu schreiben. Weniger war es ihm um die Herausarbeitung eines Helden zu tun. Am Eingang des Romans wird die Meeresflut mit der Menschenflut verglichen. „Sie schwillt von Jahr zu Jahr und mit ihr wächst die Zahl derer, die von ihr das Glück erhoffen und ihren Launen sich anvertrauen. Kaum einer ist am Strand, der nicht sein Teilchen zu erhaschen sucht von dem, was sie bringt. Stille Buchten werden geräuschvolle Häfen, und auf die höchsten Bergesgipfel erzwingt der Mensch mühelosen Zugang, unbekannte Dörflein werden berühmt, und wo ehedem kaum einige genügsame Hirten ein spärliches Fortkommen fanden, prangen heute stolze Paläste." Glücklicherweise wird dann das Symbolisieren nicht weiter fortgesetzt. Wir werden nun sogleich in die Um- und Ausgestaltung des Weilers Stägen zu einem reinen Hoteldorf eingeführt, und der Verfasser schildert die Geschicke des Dorfes mit dem bewegten Anteil des Menschen, der sie mit Kopf und Herz mit durchlebt hat.

In der Tat war Wiedmer nach seiner Verheiratung 1904 kurze Zeit Hotelbesitzer in Wengen geworden. „Das Hotel war mir zwar vorerst als das Gift von der Mitgift vorgekommen" heißt es in einer autobiographischen Aufzeichnung des Verfassers, von der wir Kenntnis erhalten haben. „Aber du bist ja studierter Kaufmann und wirst den Schwung schon herauskriegen," tröstete ich mich in Flitterwochenstimmung, „und die Berge vor den Fenstern erheben den Geist über kleinliche Verdrießlichkeiten weg. Am Schluß des Jahres jedoch wurde ich mürbe, verkaufte dann das liebe Hotel und schrieb, nachdem der Aerger verraucht war (aber erst dann), die „Flut"."

[1]) Frauenfeld 1905, Huber u. Co.

In der Tat deuten die Unbillen, die in der „Flut" der wider Willen zum Gastwirt gewordene Hans Eicher mit rohen, anspruchsvollen Gästen durchzumachen hat, mit der aufgeblasenen Berliner Familie, dem geisteskranken Professor, auf selbstempfundene Leiden hin. Stägen ist nach der ungemein anschaulichen Zeichnung der Oertlichkeit und Umgebung unverkennbar Wengen, Gletschbach daher Lauterbrunn und Rotenbahn Interlaken.

Die Pflege der Fremdenindustrie ist für die Schweiz eine Notwendigkeit, aber ihre Uebertreibung, das Kniebeugen vor den Fremden ist vom Uebel und ruft Nachteile wirtschaftlicher und moralischer Natur hervor. Gegen diese Uebertreibung kämpft Wiedmer mit grimmigen und satirischen Worten, und er hält seinen Landsleuten einen Spiegel vor, in dem sie sich selbst in gar nicht geschmeicheltem Abbild erblicken können. Einer Zeitung werden Worte in den Mund gelegt, die wohl des Verfassers eigene Anschauungen wiedergeben: „Wenn auf einem Berge vier Fremde Schinkenbrote gegessen haben, so werden fünf Hotels hinaufgestellt; diese rufen wieder nach einer Bahn und die Behörden geben dem Projekt ihren Segen. Die Bahn schleppt dann allerdings hinauf, was das Zeug hält, aber die vier Bergfreunde, die einmal der stolzen Höhe zuliebe hinaufwanderten, sind nicht darunter. Solche Leute wollen Bergluft, nicht Eisenbahnrauch; sie hören lieber das Herdengeläute als polyglottes Geschnatter und den Klatsch der Table d'hote, ohne den der waschechte Reisepöbel nicht leben kann und der in seiner Mitte aufgeht wie die Schwämme auf dem Mistbeet." Ueber die schädigende Rückwirkung der Ueberproduktion im Hotelwesen heißt es dann: „Nicht nur den Wirt geht der moralische und finanzielle Schaden an, den er erleidet, sondern mittelbar das ganze Land. Es ist zumeist das Geld Fernerstehender, das ihm gegen Bürgschaft Pauls und Peters anvertraut wird; er macht seine Bezüge meist bei Geschäftsleuten des Flachlandes, bei denen er Kredit beanspruchen muß. Wirft sein wackeliges Fuhrwerk endlich um, so kommt er nicht nur um die eigene Habe, die Bürgen müssen mit, und der Geschäftsmann kann ein Kreuz zu seinem Guthaben machen. Manche Dienstboten lernen Betrug und Hochmut, — die Mädchen oft noch anderes; fragt nach, woher die Sorte die Silberbestecke, das Bettzeug, die Handtücher hat, die im Herbst mit dem und jenem von ihnen zu Tal wandern; fragt nach dem Ursprung der Liederlichkeit vieler; in Hotels mit schwacher Disziplin hat solches seinen Ursprung genommen und ergießt sich im Herbst ins Flachland hinüber."

Und weiter heißt es: „Kommt aber gar eine Prinzessin angereist, so dankt ihr knixend und buckelnd der Hoheit für die Ehre, die sie unseren Bergen erwiesen habe, und seid blind für das mitleidige Lächeln, das selbst der verbohrteste Monarchist für solche Pseudo-Republikaner haben muß. Und doch sind auch die hohen Herrschaften nur Reklametafeln, die ihr vor der ganzen Welt leuchten lassen wollt."

Solche theoretische, sozialethische Erörterungen kommen nur an dieser einen Stelle vor. Der Verfasser predigt nicht, er läßt uns die Schicksale des Dorfes und seiner Bewohner miterleben. Er macht es sich in der Behandlung seines Problems nicht so bequem, daß er uns etwa in seinen Stägenern vor dem Eindringen der Fremdenflut Idealfiguren zeichnete und der Menschenflut allein alle verderblichen Wirkungen zuschriebe, etwa im Sinne der Eingangsworte von Rousseaus „Emile". Auch vor der Flut, die allerdings als Sündflut wirkt, waren böse Eigenschaften bei den Stägenern schon in Fülle vorhanden, teils im Ansatz, teils völlig ausgebildet: Neid, Habsucht, Völlerei; und der frömmelnde Ulrich Aaregger konnte in dem ursprünglichen, unberührten Stägen ein fertiger Halunke werden, ohne daß die „Flut" das Kleinste dazu tun mußte. Aber diese „Flut" hat allgemein die Gier nach schnellem Reichtum, nach mühelosem Erwerb erzeugt, die Freude an der ernsten, mühseligen Arbeit vernichtet. Ganz Stägen huldigt dem Fremdenwesen. Jeder sucht ein Hotel zu erlangen oder wenigstens sein Haus in eine Pension umzuwandeln.

Nach dem Vorgang des wohlhabenden, einflußreichen Ge-

meinderates Ulrich Aaregger bauen auch andere, die dabei vorwiegend auf fremdes Geld angewiesen sind, bis allmählich ganz Stägen sich auf den Fremdenfang eingerichtet hat. Dann kommt die Kehrseite der Medaille und die Kleinen werden von den Großen „aufgefressen“. Reiche Hoteliers und Spekulanten suchen alles wegzuräumen, was ihren großen Plänen im Wege steht. Baumeister Berger kauft die Hypotheken auf und kündigt sie. Nach einer schlechten Saison wird es den Leuten bei aller Mühe nicht möglich, neues Geld aufzutreiben, und so kommen manche, die sich redlich abgemüht hatten, um Haus und Hof. Der große Baumeister ist der Versucher, der den Leuten so lange zuredet, bis sie sich in Bauten einlassen, die ihre Kraft übersteigen, und er sie dann mit den erworbenen Hypotheken über die Klinge springen lassen kann.

Solche Tragödien werden in dem Buch andeutungsweise behandelt. Der Bahnbau bringt viele fremde Arbeiter ins Land, und da kommt es leicht zu Streit und Schlägerei. Zweimal sehen wir, wie ein solcher Streit in ein blutiges Drama ausartet.

Im Mittelpunkt der Begebnisse steht die Familie des Zimmermanns und Schnitzlers Christen Eicher, dessen Sohn Hans die Hauptfigur des Buches ist. Mit sichtlicher Liebe und Wärme gezeichnet, erhebt er sich in seiner stolzen, selbstbewußten Männlichkeit weit über die Jugendgenossen, an deren Klatschreden er nicht teilnimmt und denen er darum für stolz gilt. Seiner Jugendanlage und Neigung entsprechend, ist er einem Holzschnitzer in die Lehre gegeben worden und als ein tüchtiger Künstler heimgekehrt. Sein Beruf gewährt ihm volle Befriedigung, aber der Familiensinn nötigt ihn, sich dem Hotelbetrieb zuzuwenden. Sein Geselle Gottfried Steiner und seine Schwester Emma hatten einander gefunden. Dem Schwager wurde später wegen schwacher Lunge die Schnitzlerarbeit untersagt, und so hatte er ein Hotel gebaut, in das die Geschwister den größten Teil ihres Besitzes steckten. Bei der Erkrankung und nach dem Tode Gottfrieds tritt Hans an seine Stelle. Er war ein einsamer Mann geworden, denn seine Liebe zu Dorothea, der sanften Tochter des ihm feindseligen Ulrich Aaregger, hatte ein unglückliches Ende genommen. Bei den heimlichen Zusammenkünften hatte er das wilde Blut nicht im Zaum halten können, und als sie dem Vater sagt, wie es mit ihr steht, da wird er von diesem in der schroffsten Weise beleidigt, während Aaregger das eigene Kind nicht nur mit bösartigen Worten schmäht, sondern auch körperlich mißhandelt. Ob der unglückliche Fall, der sie nachher ins Hospital bringt und ihr das Leben kostet, einem Zufall oder einem tätlichen Angriff des Vaters zuzuschreiben ist, wird nicht gesagt, die Wahrscheinlichkeit spricht für das letztere.

Die Szene, in der wir Hans an dem Sterbelager der unglücklichen Geliebten wiederfinden, ist von erschütternder Kraft, besonders ergreifend wirkt die Begegnung mit dem von Gram und Selbstvorwürfen gebeugten Vater.

Da das Buch die Geschichte des Dorfes und seiner Bewohner mehrere Jahrzehnte hindurch behandelt, so war es nicht zu vermeiden, daß manchmal die Situationen sich wiederholen, daß eine gewisse Breite entstanden ist. Doch hat es der Verfasser verstanden, unser Interesse für seine Personen bis zum Schluß rege zu erhalten und manche Szenen von großer Wirkung zu gestalten. Dabei kommt ihm ein trockener origineller Humor sehr zu Hilfe. Bei der Einweihung der Bergbahn hält der Gemeindepräsident eine Rede, aus der er keinen Ausweg findet und aus er der durch das vorzeitige Bravo eines Hörers und das dadurch entfesselte Klatschen erlöst wird. Nach ihm nimmt der Gemeinderat Ulrich Aaregger das Wort, vergaloppiert sich aber im Inhalt seiner fließend vorgebrachten Rede. Der ihm gegenübersitzende Gemeindeschreiber, der eine Blamage für die Gemeinde genug hielt, will dem unvorsichtigen Redner mit dem Fuß ein Warnungszeichen geben, trifft aber versehentlich unter dem Tisch den Fuß eines Ehrengastes. Sobald er sich dieses Mißgriffs bewußt wird, sitzt er aber, „wie wenn er die sieben Todsünden erfunden hätte“.

Ueberhaupt sind die Festlichkeiten und die dabei vorgekommenen Mißgeschicke höchst ergötzlich geschildert. Als der Kneubachpeter glaubt, daß sein Ende herannaht, läßt er verschiedene Gemeindemitglieder zu sich bitten und ersucht die beiden Spitzbuben, Gemeinderäte Aaregger und Zumbrunnen, sich an beide Seiten seines Kopfkissens zu stellen. Es habe ihm immer so starken Eindruck gemacht, daß Christus zwischen zwei Bösewichtern gestorben sei (und ein solches Lebensende habe er sich von jeher gewünscht), sie möchten da stehen bleiben, bis er tot sei. Diese Bosheit, die ins Schwarze trifft, erleichtert und befriedigt ihn so, daß sein letztes Stündlein sich für diesmal noch hinauszieht. Auch die Belagerung der Klara Richard, die ihre Zinsen nicht rechtzeitig zahlen kann, ist eine sehr lebendige Szene. Die Stägener, wie sehr sie die Fremden umschmeicheln, die ihnen Geld bringen, sind doch zugleich sehr eifersüchtig auf diejenigen, die ihnen Konkurrenz machen. Die Eichers als Eingewanderte hatten darunter immer zu leiden. Hans, der sich nie mit ihnen gemein machte, war noch besonders dadurch mißliebig geworden, daß er gegen einen einheimischen Messerhelden Zeuge war. Eines Tages stecken sie ihm sein Gasthaus, die „Montana“, an. Das Feuer greift um sich und richtet großes Unheil in Stägen an, zerstört auch Bauten, die nicht versichert waren. Die Geschwister Eicher entschließen sich nun, Stägen und das Hotelwesen für immer zu verlassen und dem Bruder Uli zu folgen, der im Unterland ein Bauergut erworben hat; Klara Richard, die auch für alle Zeit genug an dem Dienst für das Fremdenwesen hat, schließt sich ihnen an, und so klingt die Geschichte mit einer Verherrlichung des Bauernstandes, der mühsamen, redlichen Arbeit aus.

Von den Gestalten des Buches erregt neben dem sympathischen Hans Eicher auch dessen schweigsamer, schwerfälliger Bruder Uli unser Interesse. Ebenso das brave „Müetti“ Marei. Sehr einleuchtend sind die Gedanken wiedergegeben, von denen sie erfüllt wird, nachdem Hans sich ihr anvertraut. Wie sie und ihr Christen auch mit dem Widerstand des Vaters hatten kämpfen müssen, wie sie sich immer nur im geheimen sehen konnten. Sie hatten in Züchten und Ehren vier Jahre lang geharrt, waren heimlich zusammengekommen, ohne der Versuchung zu erliegen. Sie will dem Sohne in seinem Leid nicht noch Vorwürfe machen, aber das Bild des schlichten Gatten ersteht durch den Vergleich in neuem Glanz. Von der Schlechtigkeit Ulrich Aareggers werden uns keine Beispiele vordemonstriert, wir werden uns aus der Zusammensetzung unscheinbarer Züge über seinen Charakter klar und lernen diesen auch aus dem kennen, was er in den Augen anderer ist. Die Nebenfiguren, die dem Verfasser zur Ergänzung des sozialpolitischen Bildes erforderlich schienen, sind alle scharf umrissen, besonders das „Zingg-Aenni“, das Musterbild der industriösen Hotelfrau. Ein Prachtmensch ist der „Rainerbenz“, Aareggers Vetter Benedikt Aaregger, der immer in Rage gerät, wenn er sich erinnert, wie jener ihn bei einer Erbteilung betrogen. Der brummige, grundgütige Benz nimmt eine bedeutende Stellung in der Handlung ein, er wird der Beschützer der Familie Eicher und bestimmt die Lebensstellung der beiden Brüder. Die Szene der Eröffnung seines Testaments ist zwar die Variation eines schon häufiger behandelten Themas, aber derartiges wirkt immer neu und ergötzlich. Die Dulderin Dorothea ist etwas verschwommen und schablonenhaft.

Ueber die Persönlichkeit und die bisherige Entwicklung Wiedmers, der im dreißigsten Lebensjahre steht, können wir seinen erwähnten Aufzeichnungen vieles entnehmen. Diese gemütlich humorvolle Darstellung gibt das sympathische Bild eines arbeitreichen, vielverschlungenen Lebens, und auf das darin angekündigte neue Buch, „ein Rezeptbuch für die verdorbene Welt“, darf man wohl gespannt sein. Wenn der „Flut“ die Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Komposition fehlt, so ist das bei einem Buche wohl begreiflich, das die Geschichte eines ganzen Dorfes behandelt, bei anderem Stoffe wird der Verfasser sicher auch diese Schranken überwinden.

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

Bücher und Zeitschriften.

u. *Lex credendi* by *George Tyrrell* (XVIII, 256 S., Longmans, Green and Co., London 1906).

Das vorliegende, in englischer Sprache geschriebene Buch verdient die Beachtung aller derer, welche einem universalen, eine gründliche innere Erneuerung des Lebens anstrebenden Katholizismus Interesse und Sympathie entgegenbringen. Der Verfasser hat sich durch eine Anzahl von religiösen und religionsphilosophischen Schriften in England und darüber hinaus einen angesehenen Namen erworben; er gehörte dem Jesuitenorden an, ist aber, bei merklicher Differenz der Ueberzeugungen, vor kurzem aus ihm ausgeschieden, ohne darüber mit der katholischen Kirche und seinen bisherigen Freunden irgend zu brechen. Dieses neue Buch steht in enger Beziehung zu einem früheren „lex orandi“; es zerfällt in zwei Hauptabschnitte, deren erster den „Geist Christi“ erörtert und sich mit den verschiedenen Typen des Christentums auseinandersetzt, während der zweite „Das Gebet Christi“ als das Gesetz und Kriterium der christlichen Lehre behandelt. Durch beide Bücher geht dieselbe Grundanschauung, das neuere aber hat sie in einigen Punkten noch deutlicher formuliert und gegen Mißverständnisse geschützt. So empfangen wir hier in schlichter und warmherziger Sprache das Bild eines zugleich weiten und kräftigen Christentums, eines Christentums, dessen universale Gesinnung aller einseitigen Fassung und allem Parteistreit offen und energisch widerstrebt. Der Verfasser unterscheidet beim religiösen Glauben Substanz und Form; so wenig er die Form für gleichgültig erachtet, er kann sie der Substanz nicht gleichstellen; nach seiner Ueberzeugung ist viel Irrung und Verwirrung dadurch entstanden, daß man die einzelnen Stücke des Glaubens als selbständige Einheiten behandelte, während sie nur aus dem Ganzen ihr volles Licht und zugleich ihr Recht empfangen; vor allem aber ist er bemüht, die Fassung des Christentums über die Unterschiede und Gegensätze der einzelnen seelischen Betätigungen hinauszuheben und ein Christentum des gesamten Geisteslebens zu entwickeln; das neue Buch bringt dabei namentlich eine schärfere Abgrenzung gegen den Voluntarismus und Pragmatismus, dessen Denkweise man gelegentlich Tyrrell zu nahe gerückt hatte. Das Geistesleben aber versteht dieser nicht als eine ein für allemal fertige Größe, sondern als etwas in Bewegung und unablässigem Aufquellen Befindliches; so kann er auch die Religion nicht an eine besondere geschichtliche Phase binden und sich nicht mit einem bloßen „Christentum des Neuen Testaments“ (New Testament Christianity) befreunden. — In dem allen begegnet uns eine weite und freie, aber zugleich tiefe und kräftige Denkart, die aufrichtige und gesunde Religiosität einer lauteren Persönlichkeit, die durchaus auf der Höhe des Geisteslebens der Gegenwart steht und sich mitten in die Kämpfe dieser Zeit hineinstellt. So sei das Buch gleichgesinnten Seelen warm empfohlen.

Bleib' jung, meine Seele! Roman von Toni Schwabe. Berlin 1906, Axel Juncker.

Es ist das erste Buch, das ich von Toni Schwabe gelesen habe. Ich habe Großes erwartet; denn ich bekam zuvor „Preßstimmen“ über ihre früheren Werke zu lesen, die mit Superlativen nicht sparsam waren. Hätte ich diese „Preßstimmen“ nicht gelesen, so wäre meine Freude über das neue Buch der Dichterin wohl größer geworden. So kam ich über eine kleine Enttäuschung nicht hinweg. In Toni Schwabe steckt gewiß eine Künstlerin, aber noch keine reife. Sie ist eine Persönlichkeit, aber doch keine so überlegene, daß wir ihr auf den eigenen Wegen, die sie geht, Gefolgschaft leisten müßten, ohne manchmal zweifelnd stehen zu bleiben. In ihrem neuen Buche gibt sie die Geschichte eines jungen Weibes, in dem schon seit früher Jugend eine mächtige Sehnsucht nach Freiheit, freier Entfaltung seines Wesens und seiner Kräfte lebendig ist. Die Erziehung Helges nach gewöhnlichem Muster kommt ihrer Individualität in nichts entgegen. Die Mutter versteht ihre Tochter nicht, der alles ferner liegt, als eine „gute Partie“ zu machen. Zwischen zwei Zielen schwankt Helge, zwischen der Liebe zum Manne und der Liebe zur Kunst, zu freiem, selbständigem künstlerischen Schaffen. Eine Zeitlang scheint es, als ob die Liebe zu Olaf, ihrem Seelen-Freunde und Herzens-Geliebten, die Richtung ihres Lebens bezeichnete. Als aber Helge sich einem „fremden Manne“, den sie nicht „liebte“, dem sich nur ihre Sinne halb bewußtlos unterwarfen, preisgegeben hatte, ringt sie sich zu dem Entschlusse durch, ihr Leben ihrem künstlerischen Schaffensdrang und dem Kinde, das sie im Schoße trägt, zu weihen. — Das Buch soll ein neues Licht über die Möglichkeit der Frau geben. Meiner Meinung nach hat Toni Schwabe jedoch nur den möglichen Verlauf des Lebens einer ganz individuell veranlagten Frau gegeben. Den Einzelfall zu verallgemeinern, geht schwerlich an. Zum mindesten nicht nach der Darstellung Toni Schwabes. Dazu müßte die Kraft ihrer psychologischen Entwicklungen viel stärker sein. Eine andere Schwäche des Buches liegt in dem fragmentarischen, sprunghaften Aufbau des Ganzen auf der einen Seite und auf der anderen in dem Uebertriebenen und Unmäßigen bei Einzelnen. So wird mit dem Worte „rot“ ein wahrer Mißbrauch getrieben. Z. B.: „Wie ein roter Rausch stand der Wald um sie her — wie das rote Rinnen des Blutes — wie das rot rote Brennen des Herzens —“. Dazu kommt der „rote Duft“ (!) der Geranien u. s. f. Wenn das Buch trotz alledem innere Anteilnahme und Genuß hervorruft, so liegt das darin, daß wir überall den Atem einer „jungen Seele“, eines lebhaften Künstlertemperamentes spüren. „Bleib' jung, meine Seele“, halte dich von aller spießbürgerlichen Trockenheit und Uebertegtheit fern, bewahre den stürmischen Drang jugendlicher Sehnsucht und Empfindung im Herzen, halte die Augen für alles Frische und Schöne in der Natur offen, „bleib' jung, meine Seele“, das ist der Wahlspruch Helges — und mit ihm gewinnt auch Toni Schwabe ihre Siege.

Dr. Arnulf Sonnig.

Allgemeine Rundschau.

Kongresse

I.

* Die 15. Jahresversammlung des allgemeinen deutschen Gymnasialvereins fand am 6. Juni in Berlin in der Aula des dortigen Wilhelms-Gymnasiums unter dem Vorsitz des früheren langjährigen Direktors dieser Anstalt, Geheimrat Kübler, statt. Unter den Vorträgen ist besonders bemerkenswert der des Berliner Stadtschulrats Michaelis über die Frage: „Welche Grenzen müssen bei einer freieren Gestaltung des Lehrplanes für die oberen Klassen des Gymnasiums innegehalten werden?“ — eine Frage, die von der obersten preußischen Unterrichtsbehörde mehreren Direktorenkonferenzen zur Erwägung gegeben ist. Mit meisterhafter Umsicht und Klarheit, die überall den tief mit allen Seiten des höheren Schullebens vertrauten Mann zeigte, wurde hier, ebensoweit entfernt von pedantischer Engherzigkeit wie von phantastischen Konstruktionen, deren Ausführung von heillosen Folgen für die deutsche Jugendbildung sein würde, dargelegt, in welcher Weise eine größere Bewegungsfreiheit für die Organisation der Gymnasien ausführbar und wünschenswert sei, welche Grenzen aber ohne schweren Schaden nicht überschritten werden dürften. Unter anderem wurde in einer der vom Redner aufgestellten Thesen gesagt, daß das Griechische auf dem Gymnasium in Ziel und Stundenzahl bei aller freieren Gestaltung unberührt bleiben müsse. Diesen Ausführungen folgte nach einer halbstündigen Pause sodann ein nach Form wie Gehalt ausgezeichneter Vortrag des Gymnasialdirektors D. Dr. Bellermann über die Frage: „Inwieweit kann durch den griechischen und lateinischen Unterricht den Schülern ein wesentlich tieferes Verständnis der modernen Literaturen, insbesondere der deutschen, vermittelt werden?“ Das Thema des ersten Vortrages wurde dabei gleichfalls in einer These berührt: „Das Gymnasium muß einen Lehrplan, der das Griechische zum wahlfreien Fach (etwa neben Englisch oder Mathematik) macht, grundsätzlich ablehnen.“ Auch hier war die Zustimmung lebhaft und allgemein. Beide Vorträge werden nebst der Diskussion in dem Organ des Vereins, dem „Humanistischen Gymnasium“, gedruckt werden. Die nächstjährige Versammlung findet im Zusammenhang mit der Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner zu Basel statt.

II.

Sz. Die diesjährige Hauptversammlung des Vereins deutscher Chemiker, der größten und wichtigsten Organisation dieser Berufsklasse, findet gegenwärtig in Nürnberg, „des Deutschen Reiches Schatzkästlein“, statt. Die Versammlung, die sich auch diesmal durch außerordentlich starken Besuch auszeichnet — gegen 1000 Chemiker aus allen Teilen des Deutschen Reiches, aus Oesterreich, Rußland, der Schweiz, aus Nordamerika u. s. w. sind zu dieser Tagung erschienen — wurde am 6. d. M. durch eine vertrauliche Sitzung des Gesamtvorstandes eingeleitet. Die Festsitzung, die am 7. d. M. im großen Hörsaale des Bayerischen Gewerbemuseums abgehalten wurde, brachte zunächst die üblichen Eröffnungs- und Begrüßungsansprachen. Den Festvortrag „Ueber Anilinfarben“ hielt Geheimrat Adolf v. Baeyer (München). Er führte ungefähr folgendes aus: „Als der Vorstand des Vereins deutscher Chemiker mich

vor einiger Zeit aufforderte, bei der diesjährigen Hauptversammlung den Festvortrag zu halten, sagte ich mit Vergnügen zu, weil meine Untersuchungen über die Anilinfarbstoffe zwar noch nicht zum Abschlusse gediehen, aber doch soweit vorgeschritten waren, um einen Ueberblick über das neuerschlossene Gebiet zu gestatten. Ich tat dies um so lieber, als von der Chemical Society zu London schon Anfang dieses Jahres die Anregung zu einer internationalen Jubiläumsfeier der Teerfarbenindustrie ausgegangen ist, um dem Gründer derselben, William Henry Perkin, den gebührenden Dank für die vor 50 Jahren gemachte Entdeckung des ersten zu industrieller Bedeutung gelangten Anilinfarbstoffes abzustatten. Mein Vortrag kann demnach als eine Gabe betrachtet werden, welche der Verein dem Jubilar zu seinem Feste darbringt. Sie ist zwar nur eine bescheidene und schränkt sich im wesentlichen auf eine Vervollständigung des experimentellen Materials für die Diskussion des Zusammenhangs zwischen Färbung und chemischer Konstitution, sie wird ihm aber, wie ich hoffe, gerade wegen ihrer Eigenart besondere Freude bereiten. Denn der Begründer der Anilinfarbenindustrie hat sich in seinem späteren Leben keineswegs damit beschäftigt, immer neue Farbstoffe aufzufinden, sondern hat sich der mühsamen Aufgabe unterzogen, durch das Studium der magnetischen Drehung der Polarisationsebene des Lichts einen Einblick in den Bau des chemischen Moleküls zu gewinnen. Sein Landsmann Hartley ist diesem Beispiel gefolgt und hat in ähnlicher Weise die Absorption des ultravioletten Lichts bei einer Unzahl chemischer Verbindungen gemessen. Wenn ich Ihnen daher jetzt eine Reihe von Untersuchungen vorlege, welche an dem Material der Anilinfarben ausgeführt sind, ihre Erklärung aber erst in den Arbeiten Hartleys finden, so werden Sie darin gewissermaßen ein Abbild von der wissenschaftlichen Entwicklung von William Henry Perkin erblicken." Der Redner berichtet dann über die Resultate seiner neuesten Arbeiten auf dem Gebiete der Anilinfarbstoffe und schließt seinen Vortrag mit den Worten: „Wir kommen in dieser Weise zu unserem Ausgangspunkt zurück. Der Schlüssel zum Verständnis der Natur der Anilinfarbstoffe liegt in den basischen Eigenschaften des Kohlenstoffatoms. Die Anilinfarben, welche unser Auge erfreuen, haben so für die Wissenschaft eine tiefere Bedeutung gewonnen. Ihre Strahlen sind die Fackeln, welche den Weg des Forschers auf dem dunklen Gebiete der Vorgänge im Innern des Moleküls erhellen. Und der Mann, welcher diese Fackeln entzündet hat, ist William Henry Perkin."

Die geschäftliche Sitzung des Vereins wurde am Nachmittag durch Geh. Medizinalrat Merck eröffnet. Dem Geschäftsbericht des Vorstandes zufolge betrug der Mitgliederstand am 31. Dezember 1905: 3282 Mitglieder (gegen 3118 Mitglieder im vorhergehenden Jahre). Der Verein hat also seine günstige Entwicklung auch im verflossenen Jahre fortgesetzt. Der Rechnungsabschluß weist pro 1905 einen Ueberschuß von 17,709 Mark, bzw. ein Vermögen von 67,903 Mark auf. Nach Verlesung des Geschäftsberichts folgte Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten des Vereins. Hierauf wurde Prof. van t'Hoff (Berlin) für seine verdienstvollen Arbeiten über die Entstehung der ozeanischen Salzablagerungen, insbesondere über die Kalilager, zum Ehrenmitglied des Vereins gewählt. Die Liebig-Denkmünze des Vereins gelangt in diesem Jahre nicht zur Verleihung. Zum Vorsitzenden des Vereins für das Jahr 1907 wird Prof. Dr. C. Duisberg (Elberfeld) zum ersten Vorsitzenden, Direktor Dr. Krey (Webau) zum zweiten Vorsitzenden gewählt. Prof. Delbrück (Berlin) wird wieder in den Vorstand, Karsten (Hannover) neugewählt. Zum Ort der nächstjährigen Hauptversammlung des Vereins wurde Danzig gewählt.

Geheimrat Delbrück (Berlin) berichtet hierauf über die Frage der Gründung einer chemischen Reichsanstalt. Nach einigen Mitteilungen über die zu schaffende Organisation, die nicht als eine Art statistisches Amt, sondern als Amt gedacht ist, welches insbesondere solche Arbeiten auszuführen hätte, die von den wissenschaftlichen Laboratorien der Hochschulen und der chemischen Industrie nicht oder nur selten zur Ausführung gelangen. Durch Schaffung eines Kuratoriums müßte jedoch dafür Sorge getragen werden, daß auch die wissenschaftliche Forscherarbeit bei diesem Amt gewahrt werde. Nur ein Mann mit akademischer Vergangenheit, dem die akademische Freiheit in Fleisch und Blut übergegangen sei, könne zum Leiter eines derartigen Instituts ernannt werden. Durch lebensvolle, lebendige Mitwirkung der chemischen Industrie müsse dafür gesorgt werden, daß die chemische Reichsanstalt wirklich ein Institut werde, welches der Wissenschaft und Industrie zugute komme. Für die Errichtung ist ein Kostenaufwand von 1,500,000 Mark, als jährliches Erfordernis ein Betrag von 216,000 Mark in Aussicht genommen worden. Delbrück schlägt hierauf folgende Resolution vor: „Die Errichtung einer chemischen Reichsanstalt ist für die fernere gedeihliche Entwicklung der reinen wie angewandten Chemie eine Notwendigkeit. Die Gefahren, welche in der Uebertragung wissenschaftlicher Forschung an eine Behörde liegen, lassen sich durch zweckmäßige Organisation überwinden. Hierfür ist ausschlaggebend die Gestaltung lebensvoller Beziehungen zu der chemischen Praxis und zu bestehenden Organisationen."

*

Aus ungedruckten Briefen Heinrich Schliemanns.

C. K. Lange hat der Kampf um das Werk und die Persönlichkeit Heinrich Schliemanns getobt und auch jetzt noch ist er nicht ganz zur Ruhe gekommen. Die Jubelhymnen, die in ihm das Ideal eines unerreichten deutschen Gelehrten und Forschers feierten, sind zwar verstummt, aber dafür wird ihm bisweilen von Vertretern der archäologischen Wissenschaft jegliche Forschungsmethode abgesprochen und sein Verdienst nur widerwillig und mit Einschränkung zugegeben. Da ist es gut, sich wieder einmal an die liebenswerte Idealität dieses herrlichen Menschen zu erinnern, der sich ähnlich wie Winckelmann aus der Dunkelheit widriger Lebenskämpfe zu dem Licht antiker Schönheit emporgerettet hat und in dessen fast märchenhaftem Lebenslauf sich die Griechensehnsucht des deutschen Volkes verkörperte. Ungedruckte Briefe Schliemanns teilt im neuesten Hefte der Deutschen Rundschau Gustav Heinrich Schneideck mit. Sie sind an einen begeisterten Verehrer Schliemanns, den Justizrat Karl Plato in Kolberg, gerichtet und erzählen von den Ausgrabungen, die der Forscher auf dem Hügel von Hissarlik vornahm und durch die er eine versunkene Wunderwelt, das Troja Homers, wieder neu erstehen ließ. Zwei Elemente sind in Schliemanns Leben die treibenden Kräfte gewesen, die schon in frühester Jugend ihn bewegten: Seine Liebe zu Minna Meincke und seine Begeisterung für Homer und das Altertum. Als seine Familie verarmte, mußte er an der Verwirklichung dieser beiden Ziele fast verzweifeln, jedenfalls wurde ihm jede bessere Aussicht in eine unendliche Ferne gerückt. In Fürstenberg in Mecklenburg trat er in ein kleines Krämergeschäft ein und mußte Heringe, Talglichter, Butter und andere nützliche Dinge von früh 5 bis abends 11 Uhr verkaufen. Jede Bildung seines regen Geistes war ihm verschlossen, nur ein verbummelter Gymnasiast, der sich dem Trunke ergeben hatte, rezitierte dem Lehrling für ein paar Gläser Branntwein einige hundert Homer-Verse, deren Schönheit seine begeisterte Seele gierig aufnahm und die ihm das Trostlose seiner Lage recht deutlich zum Bewußtsein brachte. Im heißen Gebet flehte er zu Gott, er möge ihm die eine Gnade gewähren, Griechisch lernen zu dürfen, und wirklich hat er später vermöge seines außerordentlichen Sprachtalentes in St. Petersburg das Griechisch in kurzer Zeit vorzüglich erlernt. Nach mancherlei Nöten und Irrjahrten gelang es ihm schließlich, sich eine gesicherte Stellung zu verschaffen, aber als er nun das eine Ideal seines Lebens verwirklichen wollte und um die Hand Minnas anhielt, da erhielt er die Antwort, seine Jugendgeliebte habe vor wenigen Tagen eine andere Ehe geschlossen. Nun blieb ihm nur noch seine andere Sehnsucht: die Entdeckung Trojas. Als reicher Großhändler besaß er die materiellen Mittel, seine großen Pläne in Angriff zu nehmen. Zunächst machten ihm die Türken große Schwierigkeiten, denn sie wollten ihm den Hügel, der die Burg des Priamas barg, nur zu einem ungeheuren Preise verkaufen. Aber schließlich setzte er doch seinen Willen durch und grub, seiner genialen Intuition vertrauend, auf Hissarlik nach den Ruinen Ilions, während alle Welt damals noch Bunarbaschi für die Stätte des homerischen Troja hielt. Alle Anstrengungen und Entbehrungen ertrug mit ihm zusammen seine Gattin Sophie, die Tochter eines athenischen Kaufmanns, die eben so heiß wie er Homer und das Altertum liebte. Eisige Winde und Fieberdünste machten den Aufenthalt sehr gefährlich; große Schwierigkeiten verursachten die bunt zusammengewürfelten, ungebildeten Arbeiter. Aber Schliemann verlor nie seine naive Begeisterung, seinen glaubensstarken Humor. Er nannte die Arbeiter scherzhaft mit hochtönenden Namen Agamemnon, Laomedon, Aeneas. „Ich nehme meinen Schwiegervater mit," schreibt er an Plato, „denn er ist ein Herakles und eignet sich daher sehr fürs Kommando. Nichts flößt dort so große Ehrfurcht ein als physische Kraft und wird mein Schwiegervater, um so mehr als er Grieche ist, dort als der größte Archäologe der Welt angesehen werden. Leider kann ich meine Frau, die nie einschläft, ehe sie nicht 200 Verse in der Iliade gelesen hat (nämlich im Original) nicht mitnehmen, denn wir erwarten einen kleinen Agamemnon; voriges Jahr kriegten wir eine Tochter, die Andromache getauft ist." Besonders beunruhigten Schliemann die Zweifel, die Curtius gegen den Ort seiner Ausgrabungen erhob. Er will gern 24,000 Rthlr. ausgeben, wenn es ihm nur gelingt, die bestimmtesten Beweise aufzufinden, daß hier Pergamos lag; und voll Jubel datiert er sein Schreiben vom 23. Juli 1872 von „Pergamus des Priamus". Er ist endlich auf die kolossale trojanische Mauer gestoßen, die er aus seinem Homer kennt, ja er

findet auch noch den ungeheuren Turm, dessen der Sänger der „Ilias“ erwähnt. Seine Kosten betragen täglich über 400 Fr. „Hinsichtlich der bis jetzt gefundenen Gegenstände darf ich sagen, daß ich für die Archäologie eine neue Welt aufgefunden habe, denn, um nur ein Beispiel zu zitieren, finde ich Tausende und Abertausende von Stücken Terrakotta in Form des Vulkans und des Caroussels, die mit den verschiedenartigsten religiösen Symbolen bedeckt sind; auch alle andere Töpferarbeit ist hier so phantastisch und mannigfaltig wie nur möglich.“ Freilich hat sich Schliemann in der Ausdeutung dieser „Gesichtsurnen“ phantastischen Vorstellungen hingegeben und z. B. in einem Krug die älteste Darstellung der „eulenäugigen“ Athene zu finden geglaubt. Eine schwere Erkrankung hinderte ihn daran, die Ausgrabungen fortzusetzen, und er mußte nach Athen zurückkehren. „Da alle meine drei Aufseher und mein Bedienter, der mir als Kassierer dient, am giftigen Fieber erkrankten und ich selbst sehr leidend war, so habe ich die Ausgrabungen nur bis zum 14. August fortsetzen können, habe aber in den letzten Tagen noch viel gefunden.“ Schliemann berichtet dann noch aus dem Jahre 1873 von dem Funde des trojanischen Goldschatzes und erzählt dem Kolberger Freunde auch von seinen Forschungen in Mykenä und seinen großen Erfolgen.

✗

Kleinere Mitteilungen.

C. K. **Eine archäologische Expedition nach Ost-Turkestan.** Mit Unterstützung der indischen Regierung hat sich der bekannte Forscher Dr. M. A. **Stein** von neuem nach Ost-Turkestan begeben, um dort die archäologischen Forschungen wieder aufzunehmen, die er in diesen Gebieten in den Jahren 1900 bis 1901 mit so großem Erfolge begonnen hat. Seine damaligen Entdeckungen ließen zum erstenmal erkennen, in welchem Maße Indien von einer sehr frühen Periode an in diesen Gebieten sowohl durch die Verbreitung der buddhistischen Religion als auch durch seine Kultur und Kunst Einfluß ausgeübt hat. Zugleich erwiesen die Forschungen die Tatsache, daß der Einfluß des klassischen Westens während der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung selbst bis in diese entlegenen Gebiete Zentralasiens vorgedrungen war. Für die neue Expedition, von der man gleichfalls wichtige geographische und archäologische Ergebnisse erwartet, sind vom britischen Museum 40,000 M bewilligt worden. Dr. Stein hat einen Plan ausgearbeitet, Kashgar auf einem sehr interessanten Wege zu erreichen. Die Expedition will durch Chitral und Mastuj nach Sarhad und von dort längs der Quellflüsse des Oxus nach dem Taghdumbash Pamir vorrücken; dieser Weg geht zum Teil durch das Gebiet von Afghanistan, und der Emir hat bereitwilligst seine Erlaubnis, durch diesen entlegenen Winkel von Afghanistan zu reisen, erteilt. Die Dauer der Expedition ist auf zwei Jahre berechnet. Nur der Spätherbst und die Wintermonate können zu Ausgrabungen in diesen Wüstengebieten benutzt werden, da nur in dieser Zeit die Schwierigkeit der Wasserzufuhr durch den Transport von Eis überwunden werden kann. Andere Expeditionen sind bereits in Chinesisch-Turkestan tätig. Abgesehen von Colonel Bruce, der kürzlich nach einer Ueberlandreise von Indien über den Lop Nor in Peking angekommen ist, und von den amerikanischen Reisenden Professor Ellsworth Huntington und R. L. Barrett, die kürzlich nach einer großen Forschungsreise in Tarim-Becken nach Hause zurückgekehrt sind, sind russische und deutsche Gelehrte im Norden von Chinesisch-Turkestan tätig, während eine französische archäologische Expedition gerade jetzt aufbrechen will, um eine Forschungsreise von Kashgar nach Peking zu unternehmen.

Hn. **Vom Volksschillerpreis.** Auf dem Delegiertentag der Goethe-Bünde in Stuttgart ward auch über die Aenderung der Satzungen für den Volksschillerpreis beraten, was zu neuen Entschlüssen führte. Das Preisrichterkollegium wird von nun ab vom Delegiertentag auf 3 Jahre neu gewählt. Es besteht aus 19 Sachverständigen, von welchen zwei vom jeweiligen Vorort und zwei vom Berliner Goethe-Bund bestimmt werden. Der Preis soll einem hervorragenden Werke der deutschen dramatischen Produktion zuerteilt werden und wird jeweils am Delegiertentag nach mündlicher Schlußberatung der Sachverständigen-Kommission verkündigt. Der Sitz der Stiftung wird **Bremen**, der Vorort bestimmt den aus drei Personen bestehenden Vorstand, der unter der Kontrolle von Revisoren und des Delegiertentages steht.

* **Bibliotheksversteigerung.** Die überaus wertvolle Büchersammlung des vor einigen Monaten in Berlin verstorbenen Dichters und Literarhistorikers Dr. **Eduard Grisebach** wird, wie wir hören, durch das Berliner Antiquariat von **Martin Breslauer** im Oktober versteigert werden. Die Bibliothek, die außerordentlich reich ist an kostbaren und seltenen Werken aus allen Gebieten der Weltliteratur, hatte Grisebach übrigens in dem mehrfach aufgelegten „Weltliteraturkatalog eines Bibliophilen“ beschrieben und mit sehr ausführlichen literarischen Noten versehen.

* **Todesfall.** Die gestrige Meldung von dem Tode des Schriftstellers **Gauld** bestätigt sich nicht. Es liegt eine durch Reuters Bureau verursachte Verwechslung mit einem Vetter gleichen Namens des Schriftstellers Gauld vor.

✗

Hochschulnachrichten.

* **Aachen.** Die Professur für Maschinenelemente an der hiesigen Technischen Hochschule wurde dem Ingenieur **Paul Langer** in Berlin übertragen.

hc. **Berlin.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor kann zu Anfang dieses Semesters der Oberkonsistorialrat und Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats Dr. theol. et phil. Julius **Kaftan**, Vertreter der systematischen Theologie an der hiesigen Universität, zurückblicken. — An Stelle des verstorbenen Professors Mitsotakis ist als Lehrer des Neugriechischen Prof. Dr. **Kalitsunakis** an das **Seminar für orientalische Sprachen** in Berlin berufen worden. Er hält schon in diesem Sommer zwei Sprachkurse und eine einstündige Vorlesung über Geschichte Griechenlands.

✗

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Henri Hymans: Belgische Kunst des 19. Jahrhunderts. (Geschichte der modernen Kunst. Bd. VI.) Leipzig 1906. E. A. Seemann. 253 S.

Adam Karrillon: Die Mühle zu Husterloh. Berlin 1906. G. Grote. 380 S.

Fürst **P. Krapotkin**: Memoiren eines russischen Revolutionärs. (Volksausgabe. 2 Teile in einem Bande.) Stuttgart 1906. Robert Lutz. 259 S.

Joseph und Wilhelm v. Eichendorffs Jugendgedichte. (Vermehrt durch ungedruckte Gedichte aus dem handschriftlichen Nachlaß.) Herausgegeben und eingeleitet von Dr. R. Pissin. Berlin. Ernst Frensdorff. 180 S.

Otto E. Schmidt: Kursächsische Streifzüge. III. Bd. Aus der alten Mark Meißen. Leipzig 1906. Fr. Wilhelm Grunow. 403 S.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1905–1906. XXI. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Freiburg i. Br. 1906. Herderscher Verlag. 501 S.

Major **Hoppenstedt**: Patrouillen- und Radfahrer-Kommandos in Lehre und Beispiel. Berlin 1906. R. Eisenschmidt. 112 S.

Prof. Dr. **Conwentz**: Die Heimatkunde in der Schule. Berlin 1906. Gebr. Borntraeger. 192 S.

Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. Herausgegeben von Dr. Heinrich Klenz. Illustriert von Ant. C. Baworowski. Leipzig 1906. Arthur Cavael. 90 S.

Otfried Layriz: Der mechanische Zug mittels Dampf-Straßenlokomotiven. Berlin 1906. E. S. Mittler u. Sohn. 77 S.

Im Kampfe für Preußens Ehre. Aus dem Nachlaß des Grafen **Albrecht v. Bernstorff** und seiner Gemahlin Anna geb. Freiin v. Koenneritz. Herausgegeben von Dr. phil. Karl Ringhoffer. Ebenda 1906. 686 S.

Dr. **W. Vallentin**: Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittel-Patagoniens (Argentinien). Berlin 1906. Herm. Paetel. 228 S.

Der Hexenhammer. Von Jakob Sprenger und Heinrich Institoris. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. Erster Teil. Berlin 1906. H. Barsdorf. 216 S.

Isolde Kurz: Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. Stuttgart, Berlin. J. G. Cotta Nachf. 295 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Schiller und Wagner.

Nietzsche spricht in seiner Schrift „Richard Wagner in Bayreuth“ von dem Zusammenhang des Charakters, der intellektuellen Begabung und der Neigungen des Menschen mit der Art seiner Lebensgestaltung: das Leben des epischen Dichters wird etwas vom Epos an sich tragen, das Leben des Dramatikers wird dramatisch verlaufen. Dies gilt von Schillers wie von Wagners Leben; es zeigt sich in der leidenschaftlichen Bewegtheit der beiden kraftvoll handelnden Persönlichkeiten, in den ihnen auferlegten Leiden, die zur Abwehr und zu neuem Handeln drängen, in dem jähen Glückswechsel und in den erschütternden Katastrophen, die ihrem Leben eigen sind. Beide müssen die Flucht ergreifen, um ihre Freiheit zu retten, müssen äußerste Notstände durchmachen, die im letzten verzweifelten Augenblick eine rettende Hand mildert oder hebt. Der tiefempfindende, gedankenreiche, hochgestimmte Dichter muß seine Bahn in kürzerer Frist durchlaufen. Seine erste Schaffensepoche ist mit einem äußeren Kampf um die Möglichkeit des Schaffens verbunden, und der Beifall, den seine Werke finden, vermag nicht, ihm die dichterische Existenz zu sichern. Als er sich nach einer längeren, an inneren Kämpfen reichen Entwicklungszeit als Meister fühlt, da weiß er, daß ihm nur noch eine kurze Lebensfrist vergönnt ist und daß noch so vieles ungetan bleiben muß. Aber sein Schaffen trägt ihn so mächtig über Leiden und Tod hinweg, daß Richard Wagners Meinung,[1]) „seine leidende Gesundheit habe ihm scheinbar gar nicht im Wege gestanden“, im wesentlichen zutrifft.

Der leicht und tief erregbare, feurige, leidenschaftliche Tondichter, dem die Norne „den nie zufriedenen Geist, der stets auf Neues sinnt“, verliehen hatte, muß den größten Teil seines viel längeren Lebens im Kampfe mit dem Widerstand der Welt verbringen, ehe er seinem Wirken den Boden und sich selbst die Möglichkeit zu weiterem Schaffen zu erobern vermag. Die charakteristischen Worte, die er im hundertjährigen Geburtsjahr Schillers über diesen äußert,[2]) sind auch für ihn selbst bedeutsam: „Man glaubt, dieser Mensch habe gar nicht existiert, sondern immer nur nach Geistes Licht und Wärme ausgeschaut.“

Wie in der Lebensgeschichte, so zeigt sich auch in der geistigen Entwicklungsgeschichte beider Künstler, trotz aller Verschiedenartigkeit der Individualitäten, eine auffallende Analogie, die auf einer ihnen gemeinsamen geistigen Eigentümlichkeit beruht. In Schiller wie in Wagner verbindet sich die geniale Schöpferkraft mit dem heißen philosophischen Drange, nach dem „Woher“ und „Warum“ der Kunst zu forschen, um sich selbst und anderen die eigenen Ziele klar zu machen. So entsteht eine Reihe von theoretischen Arbeiten, die zeitweise das künstlerische Schaffen begleiten, zeitweise aber auch in den Hintergrund drängen, bis jener geistige Boden entdeckt ist, auf dem die Kunstwelt sich aufbaut. Schiller wird auf dramaturgischem Gebiete zum Ergänzer Lessings und gelangt um die Zeit seiner Verbindung mit Goethe dazu, das Wesen und die Bedeutung der Kunst philosophisch darzulegen. Wagner führt das aus, was Lessing, Herder und Schiller von einer gleichberechtigten Verbindung der Dichtung mit der Musik im Drama gehofft und was sich innerhalb der Kunstsphäre in dem musikalischen Zug der romantischen Dichtung und in dem dramatischen Zug der Instrumentalmusik vorbereitet hatte. Er schafft die dramatische Tondichtung und gibt ihr zugleich die theoretische Grundlage.

Für Schiller und noch mehr für Wagner war das Theoretisieren zeitweise mit einem Zwang verbunden, der sich bei Wagner einmal im Anklang an Schillersche Verse, welche den Gegensatz zwischen geistigem Ringen und künstlerischem Schauen aussprechen, Luft macht.[3]) Wagner äußert sich über die Pein aller theoretischen Mitteilung, wo er so bündig „leicht und schlank“ im Kunstwerk selbst seine Meinung kundgeben möchte.[4])

Schiller mußte auf seinem Wege noch die herrschende moralisierende Betrachtungsweise der Kunst überwinden, ehe er einer rein ästhetischen Auffassung zum Sieg zu verhelfen vermochte. Er nähert sich dabei dem Philosophen, dem er die mächtigste Förderung verdanken sollte. Kant wird für ihn von gleicher Bedeutung wie später Schopenhauer für Wagner, und bei beiden Künstlern fanden die neuen Ideen einen vorbereiteten Boden.

Die erste philosophische Epoche Schillers enthält schon einige der Motive, die ihn zum späteren Ergänzer Kants auf ethischem und ästhetischem Gebiete machen sollten. Der jugendliche Schiller hatte sich eine Weltanschauung gebildet, die an platonische, plotinische und shaftesburysche Ideen erinnert, aber auch an manche Anschauungen griechischer Naturphilosophen. Er sieht in der Liebe das alle Wesen unter sich und mit der Gottheit einigende Band, das innerhalb der Sinnenwelt als Anziehungskraft erscheint. Die

[1]) Briefe an Mathilde Wesendonk, S. 109.

[2]) Ebendaselbst.

[3]) Siehe „Das Ideal und das Leben“, Vers 115—117.

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.

[4]) Siehe Wagners Werke, Bd. 4, S. 401. Eine Mitteilung an meine Freunde.

Natur ist ihm ein unendlich geteilter Gott, die Gottheit der große Künstler, dem aus der Totalität der Erscheinungen sein eigenes Wesen entgegenleuchtet. Das wärmste philosophische System ist Schiller damals das liebste.

Zur Zeit aber, als sein Geist durch Kants Schule hindurch gegangen war, wendet er sich dem Erforschbaren auf den ihm zunächst liegenden Gebieten zu. Er ergänzt das Kantsche Sittengesetz, dem der Sieg der Pflicht über die Neigung am höchsten steht, dahin, daß höher steht, wer durch sein Herz, als wer über sein Herz siegt. In der schönen Seele wird die Pflicht zur Neigung. Nur wo diese Pflicht in völligem Widerstreit mit den Forderungen der Natur steht, ist Kampf und Sieg nötig, und das sittlich Schöne entwickelt sich dann zum sittlich Erhabenen.

Auf dem Gebiete der Aesthetik wird Schiller zum Ergänzer Kants in dem Sinne, daß er nicht nur wie Kant die Wirkung des Schönen auf das Subjekt untersucht, sondern auch das von Kant als unauffindbar bezeichnete allgemein gültige Prinzip des Schönen im Objekt selbst zu erkennen trachtet. Es beruht nach Schiller auf der Harmonie des Geistigen mit dem Sinnlichen, auf der mit innerer Notwendigkeit durch die Idee bestimmten Form, die, weil aus sich selbst bestimmt, als Freiheit in der Erscheinung sich äußert. Das Schöne, die Kunst gibt dem Menschen die Totalität zurück, die einst, im Jugendalter des Menschengeschlechtes, bei den Griechen, einen so schönheitsvollen Ausdruck fand, durch eine spätere einseitige Uebung der Kräfte aber verloren ging. Eine hohe Freiheit und Gleichmütigkeit des Geistes ist die Folge der wiedergewonnenen Harmonie; sie aber verleiht dem Menschen die Fähigkeit, das Geschick in seinen Willen aufzunehmen. Die Kunst wird zur Erzieherin des Menschengeschlechtes, indem sie den Einzelnen aus der Einzelexistenz in die Gesamtexistenz erhebt und diese Gesamtexistenz adelt.

Wagners geistige Entwicklung gelangt auf teilweise verschiedenen Wegen zu ähnlichen Schlußergebnissen, und seine erste philosophische Epoche zeigt auch in ihrem Verlauf eigentümliche Berührungspunkte mit jenen letzten Schillerschen Ausführungen. Wenn Ludwig Feuerbach Wagners Stimmung zu Ende der 40er Jahre vorzüglich dadurch nahe trat, daß er der Metaphysik, „in welcher er einzig die verkappte Theologie aufgefunden zu haben glaubte“, den Abschied gab und das Göttliche im Menschen selbst und in dessen immer höherer Entwicklung fand, so waren doch diese Gedanken einem Ideenkreise entnommen, der in seinem Ursprung sich mit dem Schillers berührt. Wagner hat sich zeitlebens mit Schiller beschäftigt, und seine Schriften aus jener Jugendepoche, besonders die Schrift „Die Kunst und die Revolution“ erinnern an die geistige Atmosphäre Schillers. Die innige Empfindung von der Schönheit und der Kraft der hellenischen Welt, die Hoffnung, daß aus einer Verbindung ihrer Eigenschaften mit dem tieferen seelischen Gehalt der christlichen Welt eine neue höhere Menschheit und eine neue höhere Kunst hervorgehen werde, das alles weist auf eine innere Verwandtschaft des Schauens und Empfindens zwischen Schiller und Wagner hin. Und wenn Wagner damals in einer sozialen Revolution das Mittel sah, jenes Ziel zu erreichen, so ist sein begeisterter Idealismus den ebenso unbestimmten Freiheitsidealen des jugendlichen Schiller vergleichbar.

Wagners Ideen von der Entwicklungsmöglichkeit der Menschheit zu immer höherer Vervollkommnung wurden durch die Bekanntschaft mit Schopenhauer um so leichter verdrängt, als damals sein „tiefleidendes Gefühl“ von dem Wesen der Welt der Schopenhauerschen Weltanschauung entgegenkam. Die getäuschte Hoffnung über den Verlauf der Revolution, schwere innere und äußere Lebenserfahrungen, das zuerst unbewußte, dann bewußte Gefühl von der Tragik des Lebens — das alles ließ ihm die Schopenhauersche Ansicht von der Furchtbarkeit des Weltwillens, der sich im Intellekt das Licht anzündet, das den Jammer des Lebens beleuchtet, einen Jammer, über den nur die Kunst, die Philosophie, die Heiligkeit zu erheben vermag — wie eine Offenbarung erscheinen.

Die mit dem Schaffen und den Anschauungen unserer großen Dichter übereinstimmende Kunstphilosophie Schopenhauers, die in der platonischen Idee das Objekt der Kunst sah, in dem Wahren, Bleibenden, das hinter der wirklichen Erscheinung liegt, entsprach der eigenen Anschauung Wagners. Ein ganz Neues, ihn mächtig Ergreifendes aber gab ihm Schopenhauers Ansicht, daß die Musik das innere Wesen, das „An sich“ der Welt in Tönen ausspreche, daß sie also nicht wie die anderen Künste ein Abbild der Idee, sondern ein Abbild des Willens selbst in allen seinen Entwicklungsstufen sei. Wenn Schopenhauer sagt: „Der Komponist offenbart das innerste Wesen der Welt und spricht die tiefste Weisheit aus in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht, wie eine Somnambule Aufschlüsse über Dinge gibt, von denen sie wachend keinen Begriff hat,“ so rührt das an Geheimnisse künstlerischen Schaffens überhaupt und mußte den Künstler mächtig fesseln. Eine leise Veränderung zeigt sich von da an in seiner theoretischen Auffassung des Wesens der Künste; die Musik nimmt jetzt in seinen Gedanken bei der Verbindung der Künste zum Drama eine dominierende Stellung ein. Aus dem Geiste der Musik heraus soll, wie Nietzsche dies später in Wagnerschem Sinn ausdrückt, die Tragödie wiedergeboren werden.

Eines der Beispiele für die Wandlungen in Wagners Anschauungen über das Verhältnis von Musik und Dichtung gewähren seine zu verschiedenen Zeiten wiederkehrenden Besprechungen von Beethovens neunter Symphonie in ihrem Verhältnis zu Schillers Lied an die Freude.

Ebenso wenig aber wie Schiller vermochte Wagner das Ueberlieferte aufzunehmen, ohne sich dabei selbsttätig zu verhalten. Er denkt (im Jahre 1858)[5]) an eine Erweiterung und Berichtigung von Schopenhauers System, und ebenso wie Schiller Kant gegenüber beschäftigen ihn dabei vornehmlich ethische und ästhetische Fragen und deren Wechselbeziehungen. Auch bei ihm spielen frühere Ideen in die neue Ideenwelt herein. In dem Aufsatz „Kunst und Klima“ (1850) spricht er von der höchsten Liebeskraft, die allein wahre Freiheit gebe. Er sieht sie damals nicht in der geoffenbarten, „von oben befohlenen christlichen Liebe“, sondern in der Kraft der unentstellten menschlichen Natur, die, von der Geschlechtsliebe ausgehend, durch die Kindes-, Bruder- und Freundesliebe bis zur allgemeinen Menschenliebe fortschreite. Nun, in dieser späteren Epoche, glaubt er einen von Schopenhauer nicht erkannten Heilsweg zur vollkommenen Beruhigung des Willens durch die Liebe gefunden zu haben.[6]) Schopenhauers Lehre vom Mitleiden hatte ihn tief angemutet, aber dessen Auffassung der Geschlechtsliebe, als einer Lust des Willens in der Natur zu Fortpflanzungszwecken, konnte ihm nicht genügen, und er glaubt die Möglichkeit nachweisen zu können, in der Liebe zwischen Mann und Weib bis zu jener Erhebung über den individuellen Willenstrieb zu gelangen, wo der Gattungswille sich zum vollen Bewußtsein kommt, was auf dieser Höhe gleichbedeutend mit völliger Beruhigung des Willens sei.

Und nicht wie Schopenhauer sieht er in der Genialität den Zustand der Losgerissenheit des Intellekts vom Willen, sondern eine Steigerung des Intellekts des Individuums zum Erkenntnisorgan der Gattung. Er weist dabei selbst auf die Analogie in beider Vorgänge, des Ethischen und des Künstlerischen, hin.

Eine etwas spätere Aeußerung Wagners[7]) über das Wesen des Genies, in dessen Geist vor aller Erfahrung das Wesen der Welt vorgebildet sei, erinnert an das Schillersche Wort, daß die Natur mit dem Genius in einem ewigen Bunde steht. Und Wagner sagt da, wo er zwischen dem Vorgeschauten und der Wirklichkeit unterscheiden will: „Das von (den) Bedingungen der Endlichkeit Losgelöste, von dem Schiller so schön sagt, daß es einzig wahr sei, weil es nie war, dieses der gemeinen Weltanschauung gänzlich Unfaßbare erkennt nur der Dichter.“

A. Ettlinger.

5) Siehe Briefe an Mathilde Wesendonk, S. 79.
6) Ebenda.
7) Ebenda, S. 96.

(Schluß folgt.)

Die Strafprozeßreform

nach den Beschlüssen der vom Reichsjustizamt einberufenen Kommission.

Von Prof. Dr. Aug. Köhler.

(Schluß.)

Aus der Lehre von der Beschlagnahme und Durchsuchung sind zwei Neuerungen hervorzuheben:

Schriftliche Aufzeichnungen eines nach § 52 St.-P.-O. Zeugnisweigerungsberechtigten über Mitteilungen des Beschuldigten, z. B. Krankenjournale, unterliegen nicht mehr der Beschlagnahme. Hierin liegt eine rationelle Ergänzung des Zeugnisweigerungsrechtes, da man als dessen Rechtfertigungsgrund nicht die Rücksicht auf die Person, sondern die Schonung eines Vertrauensverhältnisses anzusehen hat.

Die körperliche Durchsuchung auch Unverdächtiger wird künftig ausdrücklich für zulässig erklärt. Wohl mit Recht glaubte man auf sie nicht verzichten zu können. Eine Schutzbestimmung des Inhalts, daß die Untersuchung auf Verlangen des zu Untersuchenden unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, etwa auch unter Ausschluß der Parteien, durch Sachverständige oder Richter vorzunehmen sei, wäre vielleicht noch hinzuzufügen. —

Die Stellung der Verteidigung ist in verschiedenen Beziehungen verbessert worden.

Der Zeitpunkt des Beginns der notwendigen Verteidigung wurde für die Fälle einer Voruntersuchung auf den Beginn derselben verlegt. Die Notwendigkeit wurde auch auf die Berufungsverhandlung erstreckt. Das für einen Fall der notwendigen Verteidigung bestimmte Maximalalter wird von 16 auf 18 Jahre hinaufgerückt.

Die mündlichen Besprechungen des Verteidigers mit dem Beschuldigten werden künftig unkontrolliert sein. (Auf nichtjuristische Verteidiger sollte dies nicht ausgedehnt werden.)

Schriftliche Mitteilungen zwischen beiden können nicht mehr zurückgewiesen werden, wenn die Einsicht nicht gestattet wird. Auch dies ist ein Fortschritt. Um Durchstechereien zu verhüten, wird jedoch die Zurückweisung von Mitteilungen des Verteidigers zugelassen, wenn diese dem Richter oder Gefängnisvorstand nicht persönlich oder mittels Begleitschreibens überreicht werden. Die Bestimmung verspricht keinen ausreichenden Erfolg. Eine ausdrückliche Verpflichtung des Verteidigers, keinerlei Sendungen für Dritte oder von ihnen zu übermitteln, erscheint wirksamer.

Am ängstlichsten verhielt man sich mit der Zulassung der Akteneinsicht.

Während des Ermittelungsverfahrens soll der Verteidiger die Einsicht in die, nicht notwendig richterlichen, Protokolle über Vernehmung des Beschuldigten, in die Protokolle über Akte, denen der Verteidiger hätte beiwohnen dürfen, und in Gutachten beanspruchen können. Hierin liegt eine Erweiterung seiner bisherigen Rechte.

Während der Voruntersuchung soll künftig das gleiche Recht wie im Ermittelungsverfahren bestehen; außerdem soll die Einsicht aller dem Gerichte vorliegenden Akten gewährt werden, soweit nicht Gefahr für den Untersuchungszweck oder für die öffentliche Ordnung bei Bekanntgabe gefürchtet wird.

Letztere Beschränkungen fallen nach der Voruntersuchung weg. Dagegen wurde durch Stichentscheid des Vorsitzenden bei Stimmengleichheit dem Verteidiger, entgegen dem geltenden Recht, die Einsicht in die Beiakten insoweit entzogen, als sie mit der Untersuchung nicht im Zusammenhang stehen. Da über diese Frage aber Richter und Verteidiger oft recht verschiedener Ansicht sein können und man dem Mißbrauch der Beiakten zu Zwecken, die außerhalb des Prozesses liegen, anderweit steuern kann, dürfte diese Beschränkung nicht nötig sein.

Ueber manche Zweifelsfragen bezüglich der Verteidigung wurde nicht beraten, z. B. nicht über die Frage, ob im Interesse der Erforschung der materiellen Wahrheit die Bestellung von Rechtspraktikanten zu beschränken sei, etwa auf Fälle der nicht notwendigen Verteidigung, ferner ob nicht eine Pflicht des Verteidigers zu begründen sei, mit dem verhafteten Beschuldigten mindestens einmal zusammenzukommen, ob nicht die Kosten auch eines Wahlverteidigers bei der notwendigen Verteidigung von der Staatskasse zu übernehmen seien. Wenn man findet, daß Rechtsanwälte im Durchschnitt entschiedener und mit gründlicheren Kenntnissen sich ihres Klienten annehmen, so sollte man die Verteidigung durch Rechtsanwälte mehr begünstigen. Es fragt sich doch sehr, ob die Rücksicht auf die relativ niedrigen Mehrkosten entscheidend bleiben soll dafür, daß man nach wie vor häufig Rechtspraktikanten mit notwendigen Verteidigungen auch bei schweren Verbrechen betraut.

Im allgemeinen ist aber anzuerkennen, daß durch die neuen Vorschriften der berechtigte Einfluß der Verteidigung gestärkt wird. Freilich könnte noch manches gewährt werden, ohne daß man zu besorgen brauchte, damit dem voranzustellenden Interesse an der materiellen Wahrheit zu schaden.

Die Untersuchungshaft war Gegenstand eingehender Beratungen. Wertvoll ist die neue Bestimmung, daß der Fluchtverdacht stets der tatsächlichen Begründung bedarf.

In den § 116 St.-P.-O. soll der Programmsatz aufgenommen werden, daß die Untersuchungsgefangenen mit möglichster Schonung der Person und ihrer Ehre zu behandeln sind. Es folgen dann Detailvorschriften, bei deren Auslegung man sich hoffentlich an den vorangestellten Grundsatz halten wird.

Zweckmäßig erscheint die Vereinfachung der Fristen für die vor der Klageerhebung eintretende Untersuchungshaft. (St.-P.-O. § 128.) Die Haftfrist wird für die Regel auf vier Wochen festgesetzt.

Die einzelnen Stadien des Verfahrens haben zum Teil sehr wesentliche Aenderungen aufzuweisen.

Vom Ermittelungsverfahren gehört hierher die Befugnis der Staatsanwaltschaft, den Beschuldigten sowie Zeugen zur Vernehmung vor der Staatsanwaltschaft zwangsweise vorzuladen, ferner die Verpflichtung der Staatsanwaltschaft, den nicht voll geständigen Beschuldigten, wenn er ihr zur Anklageerhebung hinreichend verdächtig erscheint, vorzuladen, um ihm die vorliegenden Beweise vorzuhalten. Zwangsweise vorgeführt darf er zu diesem Zwecke allein nicht werden. Das läßt sich aber zu bequem umgehen, indem man noch weitere Informationen mit jener Vorhaltung verbindet.

Beide Neuerungen sind wenig geeignet, die Grundlagen des modernen Strafprozesses als eines Parteiprozesses zu verstärken. Wenn man dem Staatsanwalt ein so weit gehendes Zwangsrecht einräumt, so ist er damit für das Ermittelungsverfahren zum Herrn und Inquisitor eines Beweisobjektes gemacht. Ein derartiges Zwangsrecht ist auch gegenüber Zeugen nicht angebracht. Der Staatsanwalt, der auf Grund zwingender Vorladung in Abwesenheit des Richters und Verteidigers vernimmt, stört die spätere Unbefangenheit des Zeugen vor dem Richter. Das noch nicht lange schlummernde Mißtrauen gegen die unkontrollierte Tätigkeit der Staatsanwälte wird, nicht zum Wohle des Ganzen, wieder geweckt werden. Uebrigens will man eine halbe Maßregel schaffen, indem man sich doch scheut, Strafen für Zeugnisverweigerung vor dem Staatsanwalt vorzusehen. Durch Hinhaltung, oftmalige Vorladung u. s. w. kann aber auf Umwegen wohl mancher Zeuge zum Sprechen gebracht werden.

Die andere Bestimmung, nämlich die Vorladung des nicht geständigen Beschuldigten am Schlusse des Ermittelungsverfahrens zum Zwecke eines Vorhalts, begegnet ähnlichen Be-

denken, obwohl die Kommission ihm, wie es hieß, damit eine „Rechtswohltat“ gewähren will. In Wahrheit dient man dem Verteidigungsinteresse des Beschuldigten besser, wenn man diesem die Verdachtsgründe schriftlich oder durch das Gericht mitteilen läßt. Der vorgebrachte Einwand, der Beschuldigte werde eine schriftliche Mitteilung nicht so gut verstehen, ist hinfällig. Dieser mag sich bei Sachverständigen, oder, wenn er es vorzieht, freiwillig beim Staatsanwalt Rat erholen. Die Beschränkung der Vorschrift auf nicht voll Geständige wird leicht dazu führen, daß man beim Vorhalt einen letzten Versuch macht, gütlich ihn zum Geständnis zu bringen.

Derartige Rücksichtnahmen auf ein Geständnis setzen voraus, daß das öffentliche Interesse an der Bestrafung von Uebeltätern durch deren Geständnis nur gefördert werden kann. Nun gehört unleugbar viel mehr Scharfsinn und Sicherheitsgefühl dazu, jemand auf Grund eines Indizienbeweises zu verurteilen. Das Geständnis macht die Verurteilung leichter. Ist es unwahr, so mag mancher fälschlich sich damit beruhigen, der Verurteilte habe durch das Geständnis seine Strafe voll verdient. Von einem höheren Standpunkte aus, den der Gesetzgeber mit zu berücksichtigen hat, läßt sich dagegen sagen: Der Staat, welcher einem nicht freiwillig gegebenen Geständnis die Erbringung eines Schuldbeweises verdankt, während er doch von einer Aussagepflicht des Beschuldigten absieht, handelt kleinlich, wenn er im Kampfe gegen den Verbrecher diesen durch eine Waffe zu Fall bringt, welche er sich vom Verbrecher selbst erbettelt oder durch Täuschung über seine Hauptabsicht erbeutet hat. Eine Pflicht des Beschuldigten, sich selbst die Geißel zu flechten, mit der er bezwungen wird, wollte ausweislich des § 136 II. der St.-P.-O. das geltende Gesetz mit Recht *nicht* aufstellen. Mag die Moral das Geständnis als verdienstliche Tat preisen, das Strafprozeßrecht kann diese Hingabe nicht verlangen, sondern steht höher da, wenn es bei dem englischen Grundsatz beharrt: No man is bound to give evidence against himself.

Ueber die Reform des Vorverfahrens sind die Ansichten bekanntlich geteilt. Diese Uneinigkeit kam auch in der Kommission zum Ausdruck. Teils wünschte man ein kontradiktorisch gestaltetes Vorverfahren ohne Protokolle, teils wünschte man eine Voruntersuchung durch den Staatsanwalt, teils wollte man an der bisherigen Voruntersuchung durch einen Untersuchungsrichter festhalten und hieran nur reformieren. Für den letzteren Vorschlag fand sich die Mehrheit. *Gegen das kontradiktorische Vorverfahren* spricht, namentlich wenn es in einem Termine sich abspielt, der Umstand, daß die Hauptverhandlung dann das Schwergewicht an die nicht öffentliche Vorverhandlung abgibt. Die Hauptverhandlung wird auch dadurch verschlechtert, daß die Zeugen weniger unbefangen sind, während die sachgemäße Leitung durch den Mangel an Vorverhandlungsprotokollen wesentliche Hindernisse erfährt. Für die Betrauung des Staatsanwalts mit der Voruntersuchung spricht die Einheitlichkeit der Untersuchung, wodurch die Strafsache in der Hauptverhandlung rascher und zielbewußter erledigt werden kann. Gegen sie spricht, daß es dann an einem Mittel fehlt, Irrtümer der Anklage vor der Hauptverhandlung richterlich zu prüfen, und es damit an der Möglichkeit gebricht, dem Angeschuldigten eine solche Hauptverhandlung vielleicht zu ersparen, sowie die Kosten und den Zeitaufwand der Hauptverhandlung zu vermeiden.

Kehren wir nach diesem Exkurs zu den Kommissionsbeschlüssen zurück, so muß zugegeben werden, daß diese gegenüber dem bisherigen Rechte eine Verbesserung darstellen. Dem Beschuldigten wird in der Voruntersuchung bessere Gelegenheit verschafft, das Belastungsmaterial kennen zu lernen, für das Entlastungsmaterial zu sorgen und es bereits zum Zwecke einer Abwendung der Hauptverhandlung zu verwerten. Freilich die Tatsache bleibt bestehen, daß die bestinformierte Person, ich meine den Untersuchungsrichter, ihr Wissen bei der Verhandlung weder als Verhandlungsleiter, noch als antragstellender Ankläger verwerten kann.

Hinsichtlich der Möglichkeit, eine Voruntersuchung zu beantragen, wird künftig der Angeschuldigte dem Staatsanwalte gleichgestellt. Bei der Vernehmung des Angeschuldigten darf der Untersuchungsrichter den Verteidiger sowie den Staatsanwalt zulassen. Die Anwesenheit der Parteien wird auch bei sonstigen Beweisaufnahmen etwas mehr ermöglicht. Dem Beschuldigten ist das Belastungsmaterial vor Schluß der Voruntersuchung vorzuhalten.

An Stelle des Eröffnungsbeschlusses tritt in der Regel eine Terminsanberaumung durch den Vorsitzenden, falls dieser nämlich dem Antrage der Staatsanwaltschaft zustimmt. Stimmt er nicht zu, oder bringt der Angeschuldigte Einwände gegen die Eröffnung der Hauptverhandlung vor, so soll das Gericht in einem parteiöffentlichen Termin darüber entscheiden. Die Parteien sind im Termin zu hören und können da Anträge stellen.

Bedauerlicherweise hat die Kommission es abgelehnt, daß der Angeschuldigte über die ihm zustehenden Einwände und ihre Wirkung, einen Termin herbeizuführen, belehrt werden soll. Ein nicht rechtskundiger Beschuldigter ohne Verteidiger bekommt dann nur eine abstrakte Aufforderung, etwaige *Einwendungen* gegen das Stattfinden einer Hauptverhandlung zu erheben; er weiß aber nicht, welche Rechtswirkungen er damit hervorruft. — In den vor dem Amtsrichter oder dem kleinen Schöffengericht zu verhandelnden Sachen findet ein solcher Termin nicht statt. Der Amtsrichter entscheidet allein.

Eigentümlich wird dem neuen Rechte die Möglichkeit einer *Wiederaufhebung des die Hauptverhandlung anordnenden Beschlusses* auf Antrag der Staatsanwaltschaft sein, ferner die Möglichkeit, daß das Gericht in der Hauptverhandlung die Zurückverweisung der Sache in das Stadium der Voruntersuchung beschließen kann. In bezug auf letzteren Vorschlag verdiente die Ansicht der Minorität den Vorzug, welche nur bestimmen wollte, daß ein Einzelrichter nicht nur mit bestimmten Beweisaufnahmen, sondern auch mit Ermittelungen im allgemeinen beauftragt werden könne.

Die *Hauptverhandlung* nimmt im wesentlichen den gleichen Verlauf wie bisher. Der Eröffnungsbeschluß ist weggefallen, und daher tritt eine Erklärung des Vorsitzenden, welche die zur Last liegende Tat unter Hervorhebung ihrer gesetzlichen Merkmale und des Strafgesetzes bezeichnet, an die Stelle.

Erfreulich ist die Bestimmung, daß die *Feststellung der Vorstrafen* ohne Antrag nur dann stattfinden soll, wenn sie der Vorsitzende für belangreich hält.

Zu den Fällen, in welchen ein *herbeigeschafftes Beweismittel* nicht benützt zu werden braucht, soll künftig auch der gehören, daß die Beweisaufnahme *einstimmig für unerheblich* erklärt wird. Der Antrag wurde nur durch Stichentscheid des Vorsitzenden zur Annahme gebracht. Man wird ihm aber wohl beitreten können. Denn die Einstimmigkeit eines siebengliedrigen Kollegiums, verbunden mit der Möglichkeit, in der Berufungsinstanz die Sache einem neungliedrigen Kollegium nochmals vorzutragen, schafft eine Garantie gegen leichtfertige Abschneidung von Beweismitteln. Diese Unbill ist auch um deswillen nicht zu befürchten, weil ausdrücklich bestimmt wird, daß die Gründe, aus denen die unter Beweis gestellten Tatsachen für unerheblich erachtet werden, im Beschlusse anzugeben sind. Man hat doch zu oft sehr bedenkliche Erfahrungen gemacht mit Beweisaufnahmen, auf deren sehr zeitraubender Erhebung die Partei des Angeklagten bestand, obwohl jeder Unbefangene von vornherein die Ueberzeugung der Unerheblichkeit und Schikane haben mußte.

Die *Urteilsgründe* sollen künftig auch die Tatsachen, auf welche sich das Merkmal des Vorsatzes oder der Absicht stützt, angeben und ihre Feststellung begründen. Diese Bestimmung ist sicher gut gemeint, aber schwerlich befriedigend durchführbar. Der Beweis des Vorsatzes oder der Fahrlässigkeit — die auffallenderweise nicht mit erwähnt wird — ist ein Indizienbeweis mit sehr schwer klar zu legenden Indizien. Ein derartiges Maß von psychologischer Schulung, um kunstvoll nach den Regeln der

Psychologie den Beweis der Schuld durch äußere Merkmale richtig zu erhärten, wird selten vorliegen. Das verlangte Kunststück wird nur wenigen glücken und wäre überhaupt zu entbehren. Vermutlich werden sich einige Formeln für die Feststellung des Vorsatzes einbürgern, z. B.: Aus dem Vorleben des Angeklagten, aus dem persönlichen Eindruck, den er gemacht hat, aus der Art seines Auftretens, aus den vorliegenden konkreten Tatumständen ergibt sich, daß er das und das gewußt hat. Einige solcher Formeln werden dann oberstrichterlich gebilligt werden, aber man kommt über formularmäßige Schemata doch nicht hinaus. Das richtig empfundene Urteil über die Schuld läßt sich nicht so leicht durch prägnant zu bezeichnende äußere Tatsachen schlüssig begründen wie die Feststellung der objektiven Tatmerkmale. — Die zweischneidige Schärfe des § 274 St.-P.-O., welcher nur den Nachweis der Fälschung gegen die Feststellungen des Protokolls über wesentliche Formvorschriften zuläßt, ist bedeutend gemildert worden. Insbesondere kann auf Antrag der Parteien eine Protokollberichtigung beschlossen werden. Die Berichtigung kommt, was nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, nur bei Uebereinstimmung des Vorsitzenden und des Gerichtsschreibers zustande. Es wäre vielleicht wünschenswert, hinzuzufügen, daß *im Falle der Nichtübereinstimmung* beider der Nachweis der Unrichtigkeit der beanstandeten Stelle zugelassen werden soll.

Eine große Neuerung bildet die *Einführung einer Berufung als Rechtsmittel gegen alle erstinstanziellen Urteile der Schöffengerichte und des Einzelrichters*, und zwar eine Berufung ohne Einschränkung des Unmittelbarkeitsprinzips oder des Umfangs der Beweisaufnahme.

Die Frage der Berufung ist von den erfahrensten Theoretikern und Praktikern schon oft aufs sorgfältigste erwogen worden, so daß es als eine nur durch die knappe Zeit verzeihliche Kühnheit erscheint, wenn ich mit wenigen Worten eine Entscheidung zu geben versuche.

Gegen die Berufung lassen sich gewichtige Gründe ins Feld führen. Sie bildet in einem auf dem Prinzipe der Unmittelbarkeit aufgebauten Verfahren nur eine wiederholte erste Instanz, wobei die Beweismittel der ersten Instanz meist nicht mehr in gleichem Maße und nicht mehr mit der gleichen Zuverlässigkeit zur Verfügung stehen. Insbesondere die Unbefangenheit und Erinnerungstreue läßt in der zweiten Verhandlung nach.

Andrerseits ist die Tatsache nicht zu leugnen, daß oft erst der Ausgang des Prozesses den Parteien die Augen öffnet darüber, was sie versäumt haben oder was sie nachholen müssen, und daß auch die Irrtumsfähigkeit des Gerichts bei der tatsächlichen Beweiswürdigung eine zu große ist, als daß man es bei einmaliger Prüfung der Beweise unbedingt bewenden lassen müßte. Die Verschlechterung der Beweisaufnahme in der höheren Instanz kann durch eine verschärfte Aufmerksamkeit und Anstrengung des Gerichts, sowie der Parteien, die ihre Sache ja bereits einmal entschieden sahen, praktisch wohl ausgeglichen werden. Die nicht zu leugnende Gefahr, daß Kollusionen erleichtert werden, dürfte nicht so groß sein, als daß ihr nicht entgegengetreten werden könnte, und daß man das große Interesse der unterlegenen Partei, fehlende Ausführungen zu ergänzen und untergelaufene tatsächliche Irrtümer aufzuklären, darüber außer acht lassen müßte. Dabei wird dann aber Bedacht darauf zu nehmen sein, daß die Berufungsverhandlung möglichst bald stattfinde, sowie daß der Appellant die einzelnen beanstandeten Feststellungen zu bezeichnen hat, daß die Berufung also prinzipiell zu einer Detailberufung wird. Nur im schwurgerichtlichen Verfahren bleiben die Bedenken gegen eine Berufung im Uebergewicht.

Unter den Verbesserungen bei den Bestimmungen über die *Revision* ist die *Abschaffung des § 380* St.-P.-O. hervorzuheben, welcher fast alle Verfahrensfehler des Berufungsverfahrens irrevisibel macht und in der Praxis zu manchen Härten geführt hat. Für nicht empfehlenswert möchte ich dagegen eine beschlossene Einschränkung der *Wiederaufnahme des Verfahrens* erklären. *Wenn neue Tatsachen oder Beweismittel vom Angeklagten schuldhaft nicht vorgebracht* worden waren, so soll — vorausgesetzt, daß es zur Einführung der Berufung gegen die Urteile der mittleren und großen Schöffengerichte kommt — auch bei den vor den mittleren oder großen Schöffengerichten verhandelten Sachen die Wiederaufnahme unzulässig sein. Dabei wird aber dem Umstand nicht genügende Beachtung geschenkt, daß einerseits das Verschulden des Verurteilten ein sehr geringfügiges sein kann, andrerseits der Staat durch die Vollstreckung eines Urteils an einem Unschuldigen, selbst wenn er ein bewußt unwahres Geständnis abgelegt haben sollte, nichts gewinnt. Das Geständnis einer Tat ist der wirklichen Begehung, namentlich bei schweren Delikten, nicht gleichwertig und erzeugt kein entsprechend großes Strafbedürfnis für den mit der Vollstreckungspflicht belasteten Staat, vielmehr in erster Linie nur ein Bedürfnis nach Schadenersatz.

Dringend reformbedürftig sind die *Bestimmungen über die Kosten des Verfahrens*. Die Kommission hat sich indessen zu durchgreifenden Aenderungen nicht entschließen können. Danach würden manche Unbilligkeiten, welche schon mehrfach gerügt wurden, noch weiter bestehen bleiben. Z. B.: der Freigesprochene hat nach geltendem Rechte die Kosten nicht zu erstatten, die er durch falsches Geständnis oder durch verschleppende Anträge absichtlich verursacht hat. Das Gesetz hat dem Gerichte keine Verpflichtung auferlegt, die Kosten des Verfahrens im Falle bewußt falscher Anschuldigung dem Anzeiger aufzuerlegen, sondern dies seinem Ermessen überlassen. Ist ein Rechtsmittel des Privatbeklagten, den das Gericht etwa entgegen den Anträgen des Privatklägers zu hart bestraft hat, darin erfolgreich gewesen, daß es die beantragte Strafminderung erzielte, so hat nicht etwa der Staat die Kosten für den Fehler seines Gerichtes zu übernehmen, sondern der ganz unschuldige Privatkläger. Es fehlt aber an inneren Gründen, warum man hierher zivilprozessuale Prinzipien verpflanzt und aus einem Uebermaß von Fiskalität heraus denjenigen auch noch zahlen läßt, welcher ganz korrekt den staatlichen Strafanspruch für den Staat zur Anerkennung gebracht hat.

Die Fälle der Privatklage sind erweitert worden. *Angesichts der Schwierigkeiten*, welche das positive Recht dem Privatkläger in bezug auf Kostenvorschuß, Kostentragungspflicht beim Ableben des verurteilten Angeklagten vor der Urteilsrechtskraft, Sühneversuch und Versäumnisfolgen in den Weg legt, ist hierin *keine ersprießliche Einschränkung des Anklagemonopols der Staatsanwaltschaft und des Legalitätsprinzips* zu erblicken. Ruheliebende Leute, insbesondere des Mittelstandes, welche vielleicht auch das Kostenrisiko zu scheuen haben, werden namentlich bei gefährlichen Körperverletzungen, Bedrohungen und Hausfriedensbrüchen, welche jetzt u. a. hinzukommen sollen, einen schlechteren Schutz genießen. Man möge auch bedenken, daß sich der Privatkläger oft als Zielscheibe persönlicher Angriffe des Beschuldigten oder des Verteidigers darbieten muß. Ferner erscheint es ungeeignet, die Beweislage im Strafprozeß, welcher ja öffentliche Strafansprüche, nicht Privatansprüche feststellen soll, gerade bei diesen Delikten so zum Nachteil der materiellen Wahrheit zu verschieben. Man mag den Verletzten im äußersten Falle für eidesunfähig erklären, echter Zeuge sollte er bei vorliegenden Delikten immer bleiben dürfen. Ob ein *öffentliches Interesse* an der Verfolgung besteht, ist oft aus den Anzeigen nicht zu ersehen und die Staatsanwaltschaft wird vielleicht aus Ueberlastung sich allmählich diesen Anzeigen gegenüber ähnlich verhalten wie bei Anzeigen von Beleidigungen. Daß aber Hausfriedensbrüche, Bedrohungen und gefährliche Körperverletzungen *wirksam und gleichmäßig bekämpft werden*, ist ein höheres Bedürfnis als die Verhütung der Beleidigungen und der übrigen *bisherigen* Privatklagedelikte. Die Zahl der Straftaten aber wird auf andere Weise eher und besser vermindert als durch diese Abbröckelungen vom Legalitätsprinzip.

Mit den vorliegenden Erörterungen wollten nur bescheidene Zweifel geäußert werden, ob die Kammissionsbeschlüsse in allen Stücken das Richtige getroffen haben. Gerade diese mir Bedenken weckenden Punkte glaubte ich in erster Reihe mit berücksichtigen zu sollen. Zahlreiche Verbesserungen, namentlich in bezug auf Detailvorschriften, schienen mir einer Diskussion weniger zu bedürfen.

---

12. Hauptversammlung des Deutschen Neuphilologen-Verbandes zu München.

(Dritter Bericht.)

4. Allgemeine Sitzung. Nach einem einleitenden Referat über den Lektüre-Kanon, woran sich später die Neuwahl der Ausschußmitglieder und der Abteilungsvorsitzenden schloß, erhielt Universitätsprofessor Dr. Joseph Schick (München) das Wort zu seinem mit Spannung erwarteten Vortrage über das „Corpus Hamleticum“. Dieser Vortrag des geschätzten Shakespeare-Forschers war zweifellos das bemerkenswerteste Ereignis des 12. Neuphilologentages. Jugendkraft, Jugendbegeisterung und phänomenales Wissen rissen die Zuhörer förmlich hin. Und als der Redner geendet, erhob sich ein Beifallssturm, wie ihn eine gelehrte Tagung wohl noch niemals erlebt hat. Prof. Schick entwickelte in großen Zügen den Plan seines wahrhaft monumentalen Werkes. Alle Stoffe, Forschungen und Literaturerzeugnisse, die auf die Hamlet-Dichtung Bezug haben oder uns zu ihrem vollen Verständnis für die gelehrte Arbeit von Bedeutung sind, sollen in einer Reihe stattlicher Bände vereinigt werden. Es kommen in Betracht zunächst Shakespeares Dichtung selbst in ihren drei verschiedenen Ausgaben, dem Texte der beiden Quartos und der ersten Folio, des ferneren die altnordische Fassung der Hamlet-Sage im Saxo Grammaticus, sowie alle Texte, die uns die allmähliche Entwicklung und Verbreitung des Hamlet-Stoffes zeigen. Natürlich ist auch an eine Sammlung aller kritischen Arbeiten über Shakespeares Hamlet gedacht. Ein besonderer Band soll sich mit der Hamlet-Darstellung auf den verschiedenen Bühnen befassen. Auch die Versuche anderer Autoren, den Hamlet-Stoff zu gestalten, sollen Berücksichtigung finden. Prof. Schick wird für sein Werk die Hilfe und Mitarbeit anderer gelehrter Forscher in ausgedehntem Maße heranziehen. In Upsala soll beispielsweise die Herausgabe der nordischen Texte vorbereitet werden. Dankbar gedachte der Redner des tätigen und aufmunternden Interesses, das die deutsche Shakespeare-Gesellschaft seinem Plane entgegengebracht hat. Der Vortrag des Prof. Schick war, es sei dies nochmals ausdrücklich hervorgehoben, ein seltenes Ereignis, das allen Hörern eine unvergeßliche Erinnerung sein wird.

In französischer Sprache trug hierauf Professor M. Potel (Paris) über das Bureau International vor, dessen Zwecke er in klarer und durchaus einleuchtender Weise darlegte. Auch die idealen Zwecke, denen das Bureau bei richtiger Arbeit dienen muß, wurden in frischer, lebendiger, von Begeisterung getragener Rede beleuchtet. Der praktische Erfolg des Vortrages gab sich in den zahlreichen Eintragungen auf der von Prof. Potel in Umlauf gesetzten Mitgliederliste kund.

Professor Dr. A. Becker (Wien) trug über das Thema vor: Metrisches bei Victor Hugo. Vortragender verfolgte an der Hand von Victor Hugos Dichtungen die wichtigsten formalen Wandlungen, welche die französische Lyrik im 19. Jahrhundert durchgemacht hat: d. i. der Triumph der strophischen Ode und deren Rückdämmung durch das Wiederaufleben der gepaarten Alexandriner als Ausdruck einer rhetorischen Reflexionspoesie und durch allerlei virtuosenhafte rhythmische Spiele und leichtere Liedformen, unter denen besonders das Heinesche Lied bedeutsam gewirkt hat.

Ueber Cordelias Antwort (König Lear I., 1. 97–100) verbreitete sich Studienrat Prof. Erdam (Nürnberg). Es kam dem Redner insbesondere darauf an, die Worte: return those duties in ihrer eigentlichen Bedeutung klarzustellen. Im Anschluß daran besprach er die Neubearbeitung der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung. Er führte im wesentlichen folgendes aus: Mit der in meinem Gymnasialprogramm von 1898 begründeten Forderung, die Neubearbeitung des Schlegel-Tieck in die Hand zu nehmen, fand ich bei der deutschen Shakespeare-Gesellschaft nur wenig Entgegenkommen. Die endlich durch den damaligen ersten Präsidenten W. v. Oechelhäuser dem Professor H. Conrad übertragene Revision ist seit dem Spätherbst 1905 in 5 Bänden (zu 10, 15 und 20 M) in der deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschienen; vor einiger Zeit ist auch die einbändige Volksausgabe zu 4 M und die erste Einzelausgabe, Julius Cäsar, veröffentlicht worden. Beim letzten Shakespeare-Tage in Weimar wurde das Werk im Jahresberichte als „bedeutsames Ereignis“ erwähnt, die „aufopferungsbereite Hingebung“ Conrads hervorgehoben und zum Schlusse gesagt, die Shakespeare-Gesellschaft „dürfe ihm Achtung und Anerkennung“ nicht vorenthalten.“ — Einer sehr großen Anzahl zum Teil eingehender, günstiger Kritiken des Werkes, über das Conrad vor einiger Zeit auch dem Kaiser Vortrag halten durfte, steht bis jetzt nur eine ganz ablehnende gegenüber, die, von dem Vorstandsmitglied und Mitherausgeber des Jahrbuches Prof. Keller (Jena) herrührend, beweist, daß auch jetzt noch innerhalb des Vorstandes der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft eine Gegenströmung vorhanden ist gegen dieses verdienstvolle Unternehmen. Deshalb sollten alle Freunde des Dichters selbst prüfen, größere Teile der Revision im Zusammenhange auf sich wirken lassen, einzelne Stellen mit der alten Fassung und dem Urtext vergleichen, dann werden sie zwar nicht immer mit allen einzelnen einverstanden sein — denn das ist eben der Natur der Sache nach ausgeschlossen —, aber den großen Fortschritt gegenüber dem alten Schlegel-Tieck erkennen, und wenn sie dann mithelfen, den wahren Sachverhalt unter den Gebildeten zu verbreiten und die Vorzüge der Neubearbeitung immer mehr bekannt zu machen, werden sie selbst beitragen zur Erreichung des Zieles, unserem Volke einen möglichst guten deutschen Shakespeare zu verschaffen.

In der Nachmittagssitzung sprach zunächst Professor E. Herzog (Wien) über: „Das mechanische Moment in der Sprachentwicklung“. Der Vortragende wies darauf hin, daß eines der schwierigsten Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft der Lautwandel sei. Er glaubt nun die richtige Erklärung dieser Erscheinung, die er näher abgrenzt, gefunden zu haben, und zwar in der Ablösung der Menschengeschlechter. Durch das Wachstum, durch das Mutieren u. s. w. ändere sich der in der Kindheit gelernte Laut ein wenig in der Klangfarbe; wenn dann die Erwachsenen diesen Laut ihrerseits auf die Kinder übertragen und diese ihn nachahmen wollen, so können sie, um die veränderte Klangfarbe hervorzubringen, bei der Verschiedenheit ihrer Sprachorgane ihn nicht mit ganz denselben Bewegungen erzeugen wie jene; so komme ein änderndes Moment in die Lautübertragung, das stets in einer Richtung treibe. Er verteidigt nun diese seine Erklärung gegen die seit ihrer Veröffentlichung vorgebrachten Einwände und sucht besonders gegenüber jenen Kritikern, die sie für zu mechanisch halten, zu zeigen, daß an dem eigentlichen Lautwandel keinerlei psychisches Element die Schuld trage. Es sei übrigens unrichtig, mechanisch im Gegensatz zu psychisch zu gebrauchen, mechanisch sei der Gegensatz zu bewußt; und mechanisch kommen auch jene Vorgänge des Sprachlebens zustande, die sicher im Psychischen ihre Wurzel hätten, die Analogiebildung und die Bedeutungsverschiebung.

Den Schluß der Vorträge bildete ein Referat des Herrn Prof. Baron G. Locella (Dresden) über: Dantes Francesca da Rimini in der Weltliteratur und Kunst (mit 70 Projektionsbildern nach Holzschnitten, Kupferstichen, Miniaturen, Zeichnungen, Gemälden und Skulpturen). Der Vortrag, dessen reichhaltiges Material sich schwer in kurzen Zügen skizzieren

löst, hielt das zahlreich erschienene Publikum bis zum letzten Augenblick in Spannung.

Die geschäftliche Sitzung, mit welcher die diesjährigen Verhandlungen beschlossen wurden, nahm unter anderem auch die Wahl der Kommission vor, welche die von Direktor Dörr und Professor Sieper vorgeschlagenen Thesen über den akademischen Unterricht prüfen und der nächsten Tagung vorlegen soll. Gewählt wurden in die Kommission aus den Kreisen der akademischen Dozenten Hoops (Heidelberg), Vietor (Marburg) und Sieper (München). Aus den Kreisen der Mittelschullehrer Wendt (Hamburg), Döre (Frankfurt a. M.) und Rosenbauer (Lohr).

Bücher und Zeitschriften.

Modernes Christentum von Pastor Dr. Albert Kalthoff („Moderne Zeitfragen", herausgegeben von Dr. Hans Landsberg, Nr. 13). 2. Tausend. Pan-Verlag, Berlin W. 35. 46 Seiten.

Wir haben hier die letzte Schrift des kürzlich so rasch verstorbenen Bremer Predigers vor uns, gleichsam sein letztes Vermächtnis. All seine Lieblingsideen, die er in den letzten Jahren mit so großer Energie und Einseitigkeit in seinen zahlreichen Schriften vertreten hat, finden wir in ihr wieder. Vergegenwärtigen wir uns kurz diese Ideen! Kalthoff ist vollständig mit der liberalen Theologie, deren begeisterter Anhänger er früher war, zerfallen und ein „sozialer Theologe" geworden. Mit voller Entschiedenheit stellt er die Probleme, die dem Christentum und der Theologie aus dem modernen Kultur- und Geistesleben erwachsen, heraus und kommt, ähnlich wie Franz Overbeck in Basel, zu dem Schluße, „daß sich die Brücke zwischen dem modernen Leben und dem alten Christentum auf theologischem Wege nicht schlagen lasse." Es gilt, die Autorität der Vergangenheit abzuschütteln und sich frei auf die Basis der Religion der Gegenwart zu stellen. Das Christentum verdankt seine Entstehung nicht einem persönlichen Stifter, sondern ist ein den religiös-sozialen Genossenschaften, den Bruderschaftsverbänden der Antike analoges Zeitgebilde. „Wie diese Kultvereine in der Regel einen Gott oder Heros zum Patron hatten, so muß auch Christus die Rolle eines Vereinsgottes spielen," sagt Kalthoff einmal in einer früheren Schrift. Allein wie er auch in unserer Schrift noch (S. 22) die geschichtliche Existenz Jesu leugnen kann, bleibt mir freilich unbegreiflich, und ich sehe darin nur einen gewissen Starrsinn gegenüber den Forschungsergebnissen der modernen Theologie (vgl. W. Bousset: Was wissen wir von Jesus?). Ueberhaupt ist seine souveräne Verachtung der letzteren und ihrer tiefgründigen Arbeit an den urchristlichen Quellenschriften sehr zu beklagen, und daraus erklären sich wohl auch seine zuweilen übertriebenen, ungerechten Behauptungen. Und Prof. D. Steck in Bern, ein äußerst kritisch gerichteter Theologe, fällt darum über Kalthoffs „sozial theologische" Schriften das zusammenfassende Urteil: „Was ernstlicher Prüfung standhält, ist zu wenig gegenüber dem vielen, was nur den oberflächlichen und unkundigen Leser befriedigen kann. Wir bedürfen aber in unserer neutestamentlichen Forschung der ruhigen, langsam fortschreitenden, soliden Bauarbeit viel mehr als solcher himmelstürmerischen Exkursionen ins Luftgebiet, die gewöhnlich mit einem argen Falle endigen. Dazu kommt noch ein Zweites. Kalthoff schreibt nicht als ruhiger Forscher, dem es nur um die Wahrheit zu tun ist, sondern als Parteimann, und zwar als Wortführer einer sozialistischen Zeittheologie." Trotz alledem muß bei Kalthoff rühmlichst hervorgehoben werden, daß er bis zuletzt unermüdlich an sich selbst weitergearbeitet hat, und so durchzieht alle seine Schriften eine fast jugendliche Begeisterung. Auch besaß er eine staunenswerte Belesenheit und dadurch eine seltene Kenntnis des modernen Lebens und seiner Strömungen. Und was manche seiner Ideen betrifft, wodurch er so viel Anfechtung Zeit seines Lebens erfahren mußte, so kann vielleicht gesagt werden: eine kommende Zeit wird milder darüber urteilen. Denn die Bedeutung der Christusidee für die religiöse Entwicklung vergangener Jahrhunderte dürfte wohl weit mehr, als es bisher von seiten der Theologie geschehen, in den Mittelpunkt der Diskussion treten. — So bietet auch diese letzte Schrift Kalthoffs manche Anregung, und man möchte nur wünschen, daß sich recht viele mit ihr auseinandersetzen zur Klärung ihrer eigenen religiösen Ueberzeugung.

-kt-

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

-y- **Internationale Kriminalistische Vereinigung, Landesgruppe Deutsches Reich.** In der am 8. Juni unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs z. D. Professor v. Mayr (München) in Heidelberg abgehaltenen Sitzung des Vorstandes der deutschen Gruppe wurde das Programm der vom 6. bis 9. September d. J. in Frankfurt a. M. stattfindenden diesjährigen Landesversammlung der Gruppe endgültig festgestellt. An der Spitze der Tagesordnung stehen die Verhandlungen über die Beschlüsse der Strafprozeßkommission (Referent Landgerichtsdirektor a. D. Dr. Aschrott, Berlin). Dabei werden insbesondere zur Erörterung kommen: Die Organisation der Gerichte mit Einschluß der Berufungsfrage, das Legalitätsprinzip, die Einrichtung der Staatsanwaltschaft und der staatsanwaltschaftlichen Hilfsorgane, das Vorverfahren und die Untersuchungshaft. — Als zweiter Verhandlungsgegenstand ist die Frage aufgenommen, ob sich für das Deutsche Reich der Erlaß eines Auslieferungsgesetzes empfiehlt. (Referent Professor Dr. Frank, Tübingen; Korreferent Rat am Obersten Landesgericht Professor Dr. Harburger, München.) Außerdem wird ein öffentlicher Vortrag von Professor Dr. Freudenthal (Frankfurt a. M.) über amerikanische Kriminalpolitik gehalten werden.

* **Die Urbewohner der baltischen Provinzen.** Eine Forschung, die gerade jetzt von besonderem Interesse ist, verdanken wir dem dänischen Gelehrten Sophus Müller. Dieser Gelehrte liefert den Nachweis, daß in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christus auf dem Gebiete, das heute von Liv-, Kur- und Estland eingenommen wird, reine Germanen gesessen haben und daß erst nach ihnen die freigewordenen Plätze von Liven, Esten und Letten eingenommen wurden. Die Germanen sind also derjenige Völkerstamm, dem das Erstrecht in den Ostseeprovinzen zusteht. Nach Sophus Müller gehörten die Küstenländer südlich vom Finnischen Meerbusen bis Ostpreußen im 1. Jahrtausend n. Chr. (Finnland war halb schwedisch) zu dem östlichen Großschweden, das sich in der Wikingerzeit bildete. Est-, Liv- und Kurland, also die Landschaften um die Bucht von Riga, von wo auf der Düna der Weg ins Innere von Rußland und zur Wolga weiterführte, spielten in dieser Zeit eine bedeutende Rolle. Von Christi Geburt bis zur Völkerwanderung hatte es hier eine gotisch-germanische Bevölkerung gegeben! Als dann die Balten, Liven und Esten vorrückten und die Herrschaft erlangten, blieb viel von der früheren Kultur erhalten, und später gewannen diese Länder neue Bedeutung als Bindeglied zwischen dem Osten und Skandinavien, wo Gotland ein Hauptsitz des Handels geworden war. Aus der Zeit vor und um 1000 n. Chr. findet man in den Ostseeprovinzen zahlreiche Denkmäler einer Kultur, die reicher war als in anderen Gegenden des Nordostens.

* **Ueber den Schatz der Kapelle Sancta Sanctorum** (vgl. Nr. 127 der Beilage) wird der Frankfurter Zeitung aus Rom geschrieben: Wegen Raummangels hat die heute herausgekommene Nummer der „Civiltà Cattolica" noch nicht den ganzen Bericht von P. Grisar über die Schätze des Altars in der lateranensischen Hauskapelle der Päpste bringen können. Man wird daher auf den nicht nur geschichtlich interessanten Gegenstand noch des öfteren zurückkommen müssen, zumal der jetzt vorliegende Berichtsteil noch nicht einmal die kritische Beschreibung des zweiten von den siebzehn gefundenen Stücken beendigt. Das erste Stück ist ein Holzschrein laut Inschrift aus der Zeit Leos III. (795 bis 816). Er füllt den ganzen Raum unter dem Altartische aus. „In ihm waren alle folgenden Stücke, aber ohne Ordnung, zusammengelegt. Viele Reliquien waren ohne jede Bezeichnung, gerade als ob in einem Augenblicke der Gefahr für den Lateran alles hierher gebracht worden sei, und zwar im Durcheinander." Das zweite und Hauptstück der ganzen Sammlung ist das goldene Kreuz des Papstes Sergius I. (687 bis 701). Es ist 27 Zentimeter hoch, 17 Zentimeter breit und 3.7 Zentimeter dick. Die Rückseite ist geschmückt mit sieben Geschichten aus dem Leben Jesu in Email: Verkündigung, Besuch bei Elisabeth, Geburt, Anbetung der Könige, Flucht nach Aegypten, Darstellung im Tempel und Taufe im Jordan. Die Vorderseite ist ihrer Ornamente entkleidet und mit einer harten schwarzen Masse bedeckt, die Grisar zwar nicht untersuchen durfte, da ihm nur die äußere Beobachtung erlaubt war, aber doch für verhärteten Balsam hält. Grisar sucht auf Grund einer Angabe in dem Reliquienkatalog des Kanonikers Giovanni aus dem 12. Jahrhundert nachzuweisen, „daß der vorstehende Gegenstand die alte Reliquie des h. Kreuzes sein muß. Sie wäre also unter allen bekannten Kreuzpartikeln, deren alte Verehrung urkundlich belegt ist, vielleicht das bedeutendste und ausgezeichnetste". Papst Sergius I. hatte, wie der Liber pontificalis sagt, das Stück, in der Sakristei von St. Peter unter dem

Pflaster eine versiegelte Silberkiste zu finden, in der ein mit Edelsteinen reich geschmücktes Kreuz lag. Nach Entfernung der äußeren Platten mit den Edelsteinen entdeckte er ein wunderbar großes Stück des h. Kreuzes. Grisar meint nun, daß das von ihm jetzt gefundene Kreuz identisch sei mit dem von Papst Sergius entdeckten, und weiter, daß dieses wieder kein anderes sei als dasjenige, das Papst Symmachus (498 bis 514) in seinem Oratorium bei der Peterskirche deponierte. Das Goldkreuz von Sergius I. und Nr. 3 des Schatzes, ein altes, reich mit Edelsteinen verziertes Kreuz, lagen in silbernen Etuis, die Reliefschmuck zeigen. Sie rühren aus der Zeit von Paschalis I., dem Nachfolger Leos III., her. Das Etui des Sergiuskreuzes ist eine viereckige Kassette. Ihr Deckel zeigt in der Mitte den auf dem Thron sitzenden Christus, unter dem Thron die vier symbolischen Flüsse und zu beiden Seiten Petrus und Paulus. Ueber den Aposteln sind zwei Medaillons mit Engeln, die einen Stock tragen. Die Figuren sind vergoldet, das Feld ist silbern. Das gilt auch für die Seiten der Kassetten, deren Reliefs die Jugend Jesu behandeln. P. Grisar betont den Wert des Fundes, da für das Studium der Silberplastik der alten Kirche bisher aus der Epoche vom 6. und 7. Jahrhundert wenig Typen vorhanden waren. Das Etui des zweiten Kreuzes ist kreuzförmig und trägt in der Mitte einen Henkel. Von den anderen Stücken des Schatzes seien noch genannt eine große silberne Truhe ohne Inschrift, die nach den alten Katalogen des Lateranschatzes die Sandalen Christi enthalten soll, ein Reliquienschrein aus Elfenbein mit Tierfiguren, Fragmente einer elfenbeinernen Hostientafel mit heidnischen Szenen, klassische Arbeit, Teile sehr alter Meßgewänder und ein Fragment eines silbernen Reliquienschreins mit Gravierungen aus dem 12. Jahrhundert.

c. c. **Ein Buch mit Randbemerkungen von Tasso.** Am 13. Juni wird in London die von dem verstorbenen Lord Currie hinterlassene Bibliothek versteigert werden. Der Lord, der einst als Englands Botschafter in Rom lebte, war als Kunst- und Büchersammler weit bekannt. Unter den jetzt zum Verkauf gestellten Schätzen seiner Bücherei befindet sich ein Seite für Seite mit Randbemerkungen von Torquato Tassos Hand versehener Band der Werke des Kardinals Pietro Bembo; Tasso schrieb die Bemerkungen, während er im Sant'Anna Hospital zu Ferrara interniert war. Das Buch, das sich schon seit vielen Jahren in England befindet, gehörte vorher dem Sir William Tite. Man glaubt, daß die italienische Regierung oder irgend ein italienischer Verehrer Tassos sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen werde, den wertvollen Schatz für Italien zurückzuerobern.

* **Eine Stiftung.** Zum Andenken an ihren am 2. Februar verstorbenen Sohn cand. jur. Eduard Adolf Stein ist vom Berner Philosophieprofessor Dr. Ludwig Stein und seiner Gemahlin der Universität Bern der Betrag von 10,000 Francs zu einem „Eduard Adolf Stein-Fonds“ gestiftet worden.

*

Hochschulnachrichten.

* **Aachen.** Zum etatsmäßigen Professor für physikalische Chemie an der hiesigen Technischen Hochschule wurde der Privatdozent Dr. Rudolf Schenck in Marburg berufen.

* **Bonn.** In der juristischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich als Privatdozent Dr. H. Lehmann habilitiert.

hc. **Köln.** Der Privatdozent für Ohren-, Nasen- und Kehlkopf-Heilkunde der Universität Leipzig Dr. med. Hermann Preysing wurde zum ordentlichen Professor an der hiesigen Akademie für praktische Medizin gewählt und hat die Wahl angenommen. Sein neues Amt wird er mit 1. August d. J. antreten als Nachfolger des Geh. Medizinalrats Prof. Dr. Walb (Bonn).

hc. **Hannover.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als akademischer Lehrer kann dieser Tage der etatsmäßige Professor der Elektrotechnik an der hiesigen Technischen Hochschule Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Kohlrausch zurückblicken.

* **Bern.** An der Universität Bern ist ein Ordinariat für Kunstgeschichte errichtet worden und Professor Dr. Artur Weese, früher Extraordinarius in München, übertragen worden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 5.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Deutsche und seine Schule.

Von Dr. Hans Kleinpeter.

Schwer, ja fast unmöglich scheint es, über ein so persönlich und künstlerisch empfundenes Werk zu berichten, wie es Ludwig Gurlitts „Der Deutsche und seine Schule. Erinnerungen, Beobachtungen und Wünsche eines Lehrers"[1] ist. Der Leser mag wo immer aufschlagen, überall wird er sich hingerissen fühlen durch die Lebendigkeit der Darstellung, die Frische und die Ursprünglichkeit einer charaktervollen Persönlichkeit von liebenswürdigster Unbescheidenheit. Und doch wird es auf der anderen Seite schwer fallen, das Fazit zu ziehen und des Verfassers Gedanken in wenigen dürren Worten zusammenzufassen. Ein so subjektives Werk bietet eben einer objektiven Berichterstattung naturgemäß Schwierigkeiten.

In fesselnder Weise schildert uns der Verfasser auf den ersten 80 oder 90 Seiten seinen Entwicklungsgang und stellt uns auf diese Weise gleichsam seine Persönlichkeit vor. Daß er einer Künstlerfamilie entstammt, ist bekannt genug; und so mag es uns auch nicht wundernehmen, daß seine Erziehung in diesem Sinne ausgefallen ist und er trotz intensiver Beschäftigung mit Philologie und Archäologie doch im Grunde genommen Künstler geblieben ist. Ja man kann wohl sagen, daß die ganze philologische Erziehung an seiner Eigenart spurlos vorübergegangen ist; würde er sich nicht selbst als Philologe bekennen, an seinen Ansichten würde es niemand erkennen. Und so mag auch gleich miterwähnt werden, daß sich Gurlitt als Anhänger der konservativen Partei bekennt und von Haus aus auch eine ehrliche religiöse Ueberzeugung mitbrachte, so wenig dort auch auf die anderen konfessionellen Formen Gewicht gelegt worden war.

Es kommt nicht alle Tage vor, daß ein Philologe gegen „die Lateinkultur auf den gymnasialen Schulen" loszieht, zumal mit solchem Eifer und solcher Ueberzeugungskraft wie Gurlitt. Zunächst war er redlich bemüht, im übertieferten Sinne zu wirken; dann, als er die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen sah, bestrebte er sich, „mehr Anschauung und damit mehr Leben in den Unterricht der alten Sprachen hineinzutragen". Nachhaltigen Einfluß übten sodann das Rembrandtbuch und die „Deutschen Schriften" Paul de Lagardes auf ihn, ferner die persönliche Bekanntschaft Hebbels mit seinem Vaterhause. Gurlitt zitiert zwei charakteristische Aussprüche von ihm: „Es ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volke auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefsten Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg", ferner

O die Antike steht nicht mehr auf,
Es liegt nicht in der Dinge Lauf,
Daß etwas erst heute geboren sei
Und tausend Jahre alt dabei.

Gegenüber den vielfachen „abgestandenen Lobeshymnen" auf die gymnasiale Bildung kommen ihm die Worte in den Sinn:

Such' er nur redlichen Gewinn.
Sei er kein schellenlauter Tor!

Der Verfasser hätte hier auch auf Goethe verweisen können, den er als Vorbild sehr hoch schätzt und mit dem er in mehr als einer Hinsicht geistesverwandt ist. 1825 erklärte der Altmeister einem englischen Besucher, nachdem er den Wert der deutschen Sprachkenntnis hervorgehoben und das Französische als unentbehrlich hingestellt hatte: „Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Uebersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Uebersetzungen durchaus treu und vollkommen. Und dann ist wohl nicht zu leugnen, daß man im allgemeinen mit einer guten Uebersetzung sehr weit kommt. Friedrich der Große konnte kein Latein, aber er las seinen Cicero in der französischen Uebersetzung ebensogut als wir anderen in der Ursprache.

Einen zweiten Angriffspunkt bildet die auf den heutigen Schulen herrschende wahrhaft entsetzliche geistige Ueberfütterung. Ihr gegenüber verweist Gurlitt auf die englische Schule, deren erste Aufgabe die Erziehung und nicht die Aufstapelung von allerlei gelehrtem Wissenskram bildet. Auch hier ist unschwer zu erkennen, daß die Anregung hierzu von Seite der künstlerischen Veranlagung des Verfassers erfolgt ist; es ist der Gegensatz zwischen Kunst und Wissenschaft, der sich hier geltend macht. Aus ebenderselben Quelle stammt auch seine kräftige Betonung des Individualismus, der Haß aller Schablone, die Verwerfung jeder Schultyrannei, ja fast jeder Schulzucht, ferner die Abneigung gegen das staatliche Schulsystem und das mit demselben verbundene Beamtenwesen. Damit hängt es zusammen, daß der Verfasser alles Heil für die Schule von

[1] Berlin 1906, Verlag von Wiegandt u. Grieben.

der Persönlichkeit des Lehrers erhofft und auf Lehrpläne und Lehrmethoden kein Gewicht legt. Er hält es deshalb für überflüssig, gegen die Art und Weise des jetzigen Schulsystems besonders Stellung zu nehmen, und glaubt, daß sich so ziemlich mit jeder Schulgattung, mag sie sonst wie immer eingerichtet sein, das Ziel der Erziehung erreichen läßt, wenn in ihr nur der richtige Geist herrscht.

Vielleicht ist dies der anfechtbarste Teil der Gurlittschen Ausführungen. Wenigstens muß ich bekennen, daß ich solchen Bestrebungen nur bis zu einem gewissen Grade beipflichten und vor jeder Uebertreibung warnen möchte. Eine Schule dieser Art wäre gewiß ideal, aber für wen? Für Persönlichkeiten wie Gurlitt selbst! Als Lehrer wie als Schüler setzt sie künstlerisch veranlagte Naturen oder zum mindesten edel veranlagte Charaktere voraus, die einer hohen individuellen Ausbildung fähig sind. Sehen wir uns dagegen die große Masse derer an, die heute unsere Gymnasien und Realschulen bevölkern! Paulsen sagt, unsere Schule erziehe nur Subalternbeamtentugenden. Wie viele von unseren Schülern dringen aber über diese Stufe hinaus? Muß nicht die Schule in erster Linie auf sie Rücksicht nehmen? Gurlitt wünscht eine aristokratische Schule, unsere ist eine demokratische Institution. Wer bedarf aber mehr der Schule, der geistig Höher- oder der geistig Tieferstehende? Es mag fraglich sein, ob die Schule für geniale Naturen überhaupt ein geeigneter Aufenthaltsort ist; das einzige, glaube ich, was man von ihr verlangen kann, ist, daß sie der Ausbildung des Genius nicht hinderlich im Wege steht. In ihrer jetzigen Form ist sie das gewiß sehr oft, und insofern begrüße ich die Anregungen des Verfassers auf das freudigste. Man muß nicht alles auf den gleichen Leisten spannen wollen; das Schulreglement muß auch seine Schranken finden, an denen es Halt zu machen hat. Hier heißt es freie Bahn schaffen, und dazu bedarf es allerdings etwas anderer Persönlichkeiten, als sie unter gegenwärtigen Verhältnissen an der Spitze der Schulleitungen zu stehen pflegen. So viel Individualitäten muß eine Kulturnation schließlich in ihrer Mitte aufzutreiben imstande sein, wenn sie auf der Höhe ihrer Aufgabe zu verbleiben imstande sein soll. Die Schule als solche kann es aber sonst nicht als ihre Sache betrachten, zur Genialität zu erziehen, sie muß sich der breiten Masse widmen, und der tut im allgemeinen Zucht mehr not als uneingeschränkte Entfaltung aller ihrer Triebe. Der kategorische Imperativ hat auch als Selbstzweck seine Bedeutung, wenn auch nicht auf allen Stufen des Unterrichtes. Der Verfasser zitiert selbst Chamberlains Brief, der die Schattenseiten englischen Wesens beleuchtet, und wenn ich ihm auch durchaus beistimme, daß die englische Erziehungsschule uns als Vorbild zu dienen hat, so möchte ich dies doch insoweit einschränken, daß sie dies nur nach einer Richtung hin zu tun hat, und daß nach anderen Richtungen hin unsere Schule vorzuziehen sei. Die Engländer erkennen dies ohne weiteres an. Der Ruhm des preußischen Schulmeisters ist nicht unbegründet.

Zum Teil widerspricht sich der Verfasser selbst, wenn er auf die Wahl des Schulsystems kein besonderes Gewicht legt und deshalb auch gegen die bisherigen Formen nicht zu Felde zieht. Denn wenn unsere Schule dem englischen Ideal genähert werden soll, so kann dies nur auf der Grundlage einer gehörigen Entlastung von Wissensstoff geschehen, und das bedingt denn doch ebenso eine Aenderung des Systems wie des Verfassers Verdikt gegen das übertriebene Studium der alten Sprachen und sein gleich näher zu erörterndes Veto gegen die Vernachlässigung der Realien. Und dann darf ja eines nicht vergessen werden: ändern läßt sich wohl das System, aber nicht die Persönlichkeiten. Hängt alles Heil nur von diesen ab, so hieße das ja die Hände in den Schoß legen und im übrigen vertrauensvoll in die Zukunft blicken, die uns mit besseren Individualitäten beschert. Auch hier heißt es, nicht gute, sondern gewöhnliche Lehrer vorauszusetzen und den Schulorganismus so einzurichten, daß sie ersprießlich wirken können. Wenn man z. B. die Prügelstrafe abschaffen will, wird dies nur geschehen können, wenn man besondere Disziplinarklassen für die verwahrloste Jugend und dort die Prügelstrafe oder eine andere körperliche Strafe wieder einführt. Wenn selbst ein so gesittetes Land wie Dänemark zu ihr zurückkehrt, was bleibt dann den anderen zu tun übrig?

Und nun kommt der dritte Punkt, in dem Gurlitt für eine Reform eintritt: Wiewohl Philologe, tritt er für die Einschränkung des philologischen Unterrichtes zugunsten der Realien ein. Er erzählt selbst, wie er zu dieser für einen Philologen doch höchst überraschenden Ueberzeugung gekommen: als ihm einmal der Zeichenunterricht übertragen worden war, habe er mit Schrecken gesehen, wie tief es mit der Ausbildung der Sinne bei unserer Jugend stehe; und seither habe er die Ueberzeugung gewonnen, daß die Realien der Jugend näherstehen als die Grammatiken der alten Sprachen. Davon hat er auch die praktischen Konsequenzen gezogen. Er schreibt: „Wie ich selbst über unsere höheren Schulen denke, das bekunde ich am besten dadurch, daß ich meine Jungen auf die Oberrealschule schicke, wo sie mit Lateinisch verschont bleiben und vor allem tüchtigen Zeichenunterricht erhalten, der mir mehr wert ist als die Grammatiken aller Sprachen zusammen, sodann einbringlichen Unterricht in den Naturwissenschaften, sowie überhaupt in den Realien. Ich hoffe, sie werden dadurch in ihrem Beobachtungsvermögen so gefördert werden, daß sie die sie umgebende Welt lebendig erfassen lernen; hoffe, daß sie von den „leeren Wortschwällen", die auch Goethe so bitter haßte, etwas mehr werden verschont bleiben. Denn nichts kennzeichnet den Tiefstand unserer modernen sogenannten Bildung mehr, als daß ein Tausenderlei von dem Orion bis zum Infusorium an den Kopf geworfen wird — als Wort. Mit dem Worte scheint dann alles abgetan zu sein, die Dinge selbst bleiben uns fremd. Es ist, als habe das Wort die Dinge erschlagen. Die Schüler wissen die Biene oder die Auster in mehreren Sprachen zu benennen, ehe sie ihr Wesen und Leben beobachtet und durchschaut haben." Hier finden wir mit voller Klarheit von einem Philologen die wahren Bedürfnisse des realistischen Unterrichtes anerkannt. Ich darf hier wohl auf meine in dieser Beilage erschienenen Aufsätze „Das Bildungsideal des 18. Jahrhunderts und die Gegenwart"[2]), „Sprach- oder Sachunterricht"[3]), „Die Physik auf der Schule"[4]) und „Die Erziehungsschule"[5]) verweisen. Bezüglich der modernen Sprachen äußert sich Gurlitt folgendermaßen: „Was mir auch an der Oberrealschule mißfällt, ist das frühe Einsetzen der Fremdsprache, des Französischen. Meinen Kindern fällt sie zwar leicht, aber man sollte die Kleinen überhaupt damit noch verschonen und mit dem leichteren Englisch anfangen. Statt daß ich sie so lange über den Grammatiken sitzen lasse, würde ich sie lieber später je ein Jahr nach England und nach Frankreich schicken." „Unsere Lehrpläne gehen auf Zeiten zurück, da die Menschen noch nicht reisten. Jetzt täten die Väter klüger, drei Jahre Schulgeld zu sparen und dafür die jungen Burschen dann ins Ausland zu schicken, wie man es vor hundert Jahren schon mit jungen Adeligen getan hat." „Was der Schüler an Zeit gewänne, müßte der körperlichen Ausbildung, der Pflege seiner Sinne, der Kenntnis heimischer Kultur, Industrie, Handel, Landwirtschaft, von Kunst und Wissenschaft und sozialem Leben zustatten kommen." Im Anschluß an Goethesche Aussprüche setzt sich Gurlitt schließlich warm für das Prinzip der Arbeitsschule ein, im Gegensatz zu dem der allgemeinen Bildung, die er als unsinnig verwirft. Ich hebe dies ganz besonders hervor, weil dieses Vorurteil noch das allerverbreitetste ist. Von allen meinen Vorschlägen, die ich auf dem letzten deutsch-österreichischen Mittelschultage in Wien zu Ostern 1906 erstattet hatte, fand meine Verwerfung der allgemeinen Bildung die einmütigste Zurückweisung.[6]) Hören wir zunächst Goethe: „Allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu sind Nar-

[2]) Nr. 240 vom 19. Oktober 1904.
[3]) Nr. 209 vom 10. September 1905.
[4]) Nr. 63 vom 17. März 1906.
[5]) Nr. 107 vom 8. Mai 1906.
[6]) Meine Ansichten habe ich am ausführlichsten in der Schrift „Mittelschule und Gegenwart", Wien und Leipzig 1906, Frommes Verlag, entwickelt.

renspossen. Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen. Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt." Und Gurlitt fügt dem weiter an: „Welcher Erwachsene würde ertragen, den Gegenstand seiner Arbeit täglich zehnmal wechseln zu müssen, wie die Schüler in den fünf bis sieben Klassenstunden und den drei bis vier häuslichen Arbeitsstunden zu leisten haben, die man einem mäßig begabten Schüler der Oberklassen zumutet? Jede wahre Arbeit erweckt Anteil an dem Stoffe und will den Eingefangenen nicht wieder loslassen, „fesselt" ihn, wie die Sprache es geprägt hat. Heißt es nicht, den Jungen gleichsam Oberflächlichkeit und Arbeitsunlust beibringen, wenn man es ihnen durch die Mannigfaltigkeit und Massenhäufigkeit der täglichen Aufgaben verleidet, sich in eine irgend zu vertiefen? Nehmen wir an, ein Schüler sei wirklich einmal bei der häuslichen Vorbereitung für Homer durch den Inhalt der Dichtung und durch die Ueberwindung der sprachlichen Schwierigkeiten warm geworden, ein Blick auf die Uhr belehrt ihn, daß es jetzt höchste Zeit ist, die mathematische Aufgabe zu lösen, aber auch der darf er sich nicht zu ernstlich hingeben, denn schon droht die bevorstehende Geschichtsrepetition und das Auswendiglernen einer Horaz-Ode. Paul de Lagarde hat sich wahrlich laut genug über diese Mißhandlung junger Geister beklagt, aber er hat tauben Ohren gepredigt."

Und eine Predigt ist auch Gurlitts Werk. Persönlich empfunden, wendet es sich an Personen, sie anzuregen und zum Nachdenken über die Fragen der Schule zu zwingen. Bestimmte objektive Vorschläge enthält es seiner Natur nach nicht. Die Schäden unserer heutigen Schule werden aufgedeckt, vielleicht mitunter in einer etwas zu persönlichen Art, die nicht immer die Verallgemeinerung erlaubt, aber dafür in einem warmherzigen, eindringlichen Tone. Kein neues Schulsystem wird uns geboten, an die Persönlichkeiten, die es mit der Schule zu tun haben, in erster Linie wohl an deren Lehrer, dann an deren Leiter, geht seine Standrede. Das Ziel seines Reformideals geben vielleicht am besten die Worte wieder, die in dem Kapitel über die Dezemberkonferenz von 1890 fallen, deren kläglicher Verlauf köstlich geschildert wird: „Die Arbeit an der Erziehungsschule, der Aufbau einer Einheitsschule, der Kampf um die Realschule und die Versuche einer Gymnasialreform müssen als wertvolle Hebel zur Entfernung unechter Bestandteile im Schulwesen gelten, bis der Boden zum Bau einer vaterländischen Schule gesichert ist. Jahrhundertelang ist unsere höhere Schulbildung undeutsch gewesen."

Näheres über die Art und Weise, wie diese Ziele verwirklicht werden sollen, gibt er nicht an. Von der Einheitsschule wird im Buche sonst nirgends gesprochen, und es ist daher nicht ersichtlich, wie er sich eine solche vorstellt. Im Gegenteil findet sich die Bemerkung eingestreut, daß die Vielheit unserer Schulen ein Vorteil ist, weil so jede auf ihre Weise zeigen kann, was sie zu leisten vermag. Meinem Ermessen nach wäre eine Einheitsschule nur für den Unterbau möglich und wünschenswert; es ist aber aus dem Buche nicht klar, ob dies auch Gurlitts Meinung ist. Auch wie der Plan der zukünftigen Erziehungsschule oder gar der „vaterländischen Schule" geartet sein soll, wird nirgends näher ausgeführt; nur so viel ist sicher, daß er dem englischen Charakter sich nähern soll. Da an einer Stelle davon die Rede, daß unser realistischer Unterricht auf falscher Grundlage beruht, weil er Worte und immer wieder nur Worte bietet, statt der Dinge selbst, so wäre anzunehmen, daß Gurlitt für einen Arbeits- und Handfertigkeitsunterricht eintritt, wie er z. B. in Amerika und zum größeren Teile auch in England auf naturwissenschaftlichem Gebiete längst üblich ist und auch bei uns, wenngleich noch mit bescheidenem Erfolg, angestrebt wird. Nachdem jedoch auf der anderen Seite der Verfasser der Ansicht ist, daß unsere bisherigen Schultypen so bleiben können, wie sie sind, ist es immerhin etwas zweifelhaft, ob dieser Schluß wirklich berechtigt ist. Nach dieser wie mancher anderen Richtung wäre es wohl wünschenswert, wenn sich der Verfasser bei nächster Gelegenheit etwas präziser ausdrücken wollte; denn klare Ziele vor Augen zu haben, scheint mir das erste Erfordernis wirklich gedeihlicher positiver Arbeit zu sein. Daß er eine solche anstrebt, darüber ist kein Zweifel, und gewiß ist es sehr schön und gut, mit kernigen Worten überzeugungstreu von Person auf die Person zu wirken; nur darf es beim alten Erbübel der Deutschen, dem alleinigen Räsonnieren, nicht verbleiben, und es wäre vielleicht gut gewesen, wenn der Verfasser sein Buch mit einigen positiven Vorschlägen geschlossen hätte, die seine Meinung zusammenfassen und eine Verwirklichung gestatten.

Mehrere Abschnitte behandeln etwas speziellere Gegenstände, in denen sich übrigens die gleiche Gesamtauffassung des Verfassers spiegelt. So wendet er sich gegen den Uebereifer auf orthographischem Gebiete und zitiert als Beleg Frau Rat Goethe: „Ein Weib kann einen Goethe gebären und bilden, ohne doch imstande zu sein, auch nur eine Zeile nach den Regeln der Schulgrammatik richtig zu schreiben." Oder er spricht von einer „roten" Gefahr (dem übermäßigen Gebrauch von roter Tinte), warnt vor übergroßer Strenge gegen Zuspätkommen und ähnliche Nachlässigkeiten u. s. w.

Der Verfasser schließt seine Ausführungen damit, daß er im Gegensatz zu den Stimmen vieler Reformer, die da glauben, unsere Schule sei durch bloße Reparaturen nicht mehr zu retten, erklärt, an diesem Glauben festhalten zu wollen. „Ich selbst sehe unsere Schule mit so pessimistischen Blicken nicht an und hoffe, daß sie durch Umbau und gründliches „Reinemachen" wieder durchaus brauchbar und wohnlich werden kann."

Diese Ansicht scheint mir nach dem Vorhergehenden etwas zu optimistisch und auch nicht ganz im Einklang zu zu den früher geäußerten, oft recht radikalen Wünschen zu stehen. Schade nur, daß der Verfasser nicht mit schärfer umgrenzten positiven Vorschlägen hervorgetreten ist. Doch vielleicht hat er sich dies für das nächste Mal aufgespart.

Schiller und Wagner.

(Schluß.)

In engem Zusammenhang mit solchen Ideen und mit anderen, die Schopenhauers Musikphilosophie angeregt hatte, steht Wagners Aufsatz über Beethoven (1870). Die Musik als eine Idee der Welt selbst ist hier für Wagner die Macht, die dem Künstler die Empfindung gibt, daß sein innerstes Wesen mit dem innersten Wesen der Welt eins und dasselbe ist. „Sie teilt uns durch das Gehör vermöge der Klangwirkung ganz dasselbe mit, was wir aus tiefstem Innern selbst ihr zurufen . . . wir verstehen ohne jede Begriffsvermittlung den durch das Gehör zu uns dringenden Laut."

Merkwürdig berührt der Vergleich dieser Gedanken mit einer brieflichen Aeußerung Schillers an Körner, bei Gelegenheit eines Körnerschen Aufsatzes über Charakterdarstellung in der Musik. Schiller findet, daß die Macht der Musik im Ton liege, „dessen Einfluß auf uns und Affinität mit unseren Leidenschaften lediglich auf Naturgesetzen beruht". Daß diese Macht zu einer ästhetischen werde, beruhe auf der Farm. „Ohne Form würde sie über uns blind gebieten; ihre Form rettet unsere Freiheit."

Wagner unterscheidet jetzt zwischen dem Musiker und dem bildenden Künstler in dem Sinne, daß nur in diesem der individuelle Wille durch reines Anschauen zum Schweigen gebracht werde; im Musiker dagegen werde er als universeller Wille wach. Dort tiefste Beschwichtigung, bei reinem interesselosen Anschauen, hier höchste Erregung des Willens, der alle Schranken der Erscheinung überflutet, und notwendig in dem begeisterten Musiker eine Entzückung hervorruft, welcher keine andere sich vergleichen ließe.

Schopenhauers Ideen über die Bedeutung der Kunst im Leben sucht Wagner in seiner letzten Lebensepoche da-

hin zu ergänzen, daß er in der Kunst eine die Menschheit regenerierende Macht, also auch in gewissem Sinn eine Erzieherin der Menschheit sieht. Im Anschluß an eine zu den verschiedensten Zeiten den Fortschrittsideen gegenüber wiederkehrende Ansicht, welche die Menschheit in einem Degenerationsprozesse begriffen sieht — eine Ansicht, mit der auch Gobineaus von Wagner tief bewunderte Rassenideen im Einklang stehen —, gelangt Wagner dazu, den Verfall der Menschheit als eine strenge Schule des Leidens aufzufassen, welche der blinde Weltwille sich selbst auferlegte, um sehend zu werden. Dem Erlösungsbedürfnis der Menschheit gegenüber aber kann die Kunst Retterin werden, indem sie den Kern des Christentums und dessen mit Schopenhauers Philosophie übereinstimmende Lehre vom Mitleiden in sich aufnimmt und die Lehre von der erlösenden Liebe verkündet. Wagner findet jetzt die früher in einer Verbindung von hellenischer und christlicher Weltanschauung gesuchte Möglichkeit einer allen gemeinsamen Weltanschauung in einer Verbindung Schopenhauerscher Ideen mit einem geläuterten Christentum. Zwar ist ihm der Hellenismus auch jetzt noch „eine Blüte überreichen Schönheitssinnes und künstlerischer Kraft, dessen Freude am Gestalten die Schrecken des Erkennens, denen er keineswegs ausweicht, zu bemeistern sucht. Aber er frägt dem Zwecke des Daseins nicht nach und läßt den Kampf des Guten und des Bösen unentschieden."

Die Bedeutung des christlich-religiösen Symbols als eines künstlerischen Motives war Wagner schon viel früher bei seiner ersten Konzeption des Parsifal aufgegangen. Für den Künstler wurden damals verschiedene Weltanschauungen nebeneinander zum künstlerischen Objekt; — neben Parsifal taucht der Entwurf zu den Siegern, auf dem Boden indischer Weltanschauung, auf, und das zu einer Zeit, die den Tristan schuf (1854—1859). Wagners künstlerisches Schaffen erinnert an die Schillerschen Worte: „Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und treffendsten findet."*)

In seinen letzten Lebensjahren wählt er als Motto für den Aufsatz Religion und Kunst (1880) eine briefliche Aeußerung Schillers Goethe gegenüber (vom 17. August 1797), zu der die Bekenntnisse einer schönen Seele in Wilhelm Meister Veranlassung gaben: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind." Und Wagner zitiert im Text seiner Schrift die in Schillers Brief folgenden Worte: „Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christentums, der es von den anderen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des kantischen Imperativ, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will; es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion."

So trifft Wagner auch da, wo die geistigen Wege ganz verschieden sind, in seinen Ideen immer wieder mit ästhetischen und ethischen Ergebnissen Schillerscher Forschung zusammen.

Auf dem gemeinsamen künstlerischen Schaffensgebiet des Dramas sind Wagners Beziehungen zu Schiller durch die Theorien bedingt, die für den Tondichter mit seinen neuen Kunstzielen zusammenhängen. Um die Zeit, da er noch im ersten Kampfe für die Berechtigung und Bedeutung des Tondramas begriffen ist, trägt sein Urteil über unseren großen deutschen Dichter zuweilen einen polemischen Charakter, der später hinter der begeisterten und feinsinnigen Anerkennung ihrer Vorzüge zurücktritt.

In Oper und Drama (1851) spricht Wagner die Ansicht aus, daß wir noch kein eigentliches deutsches Drama haben. Er sieht da nur Wege und Uebergänge, wo wir schon erreichte Ziele sehen, und Goethes und Schillers Dramen gelten ihm in erster Reihe als Beweise dafür, daß auf dichterischem Gebiete allein das hohe Ziel, das beiden vorschwebte, nicht zu erreichen gewesen sei! Nur Shakespeares Drama scheint ihm mit vollster Notwendigkeit aus dem Leben und der geschichtlichen Entwicklung hervorgegangen zu sein. Shakespeare, „der zum erstenmal Menschen von so mannigfaltiger und drastischer Individualität darstellt, wie noch kein Dichter vor ihm vermocht hatte", verdichtete die epische Ueberlieferung so weit zum Drama, als die Beschaffenheit seines Theaters dies bedingte; die dramatische Rede wurde bei ihm zu einer natürlichen Aeußerung. — Die zeitweilige Annäherung unserer beiden großen deutschen Dichter an die Antike aber, an Shakespeare, erscheint Wagner als etwas Willkürliches, und er berücksichtigt dabei nicht, daß auch Shakespeares Schaffen zuweilen der formgebenden Antike, zuweilen der volkstümlichen Bühnenüberlieferung sich nähert. „Schillers dramatisches Kunstschaffen," sagt Wagner, „sehen wir im Schwanken zwischen Historie und Roman, dem eigentlichen poetischen Lebenselement unserer Zeit einerseits und der vollendeten Form des griechischen Dramas andrerseits befangen: mit allen Fasern seiner dichterischen Lebenskraft haftete er an jenem, während sein höherer künstlerischer Gestaltungsdrang ihn nach dieser hintrieb." Wagner gibt, soweit dies seinem Hauptzweck dient, eine kurze Uebersicht von Schillers dichterischem Entwicklungsgang, und weist darauf hin, wie Schiller, gleich Goethe, mit dem „dramatisierten Roman" unter dem Einflusse des Shakespeareschen Dramas begonnen habe. Von da sei er zur Geschichte gelangt. Die Darstellung der Geschichte aber scheint Wagner nur auf der Bühne Shakespeares möglich, und wenngleich er Schillers Wallenstein „den redlichsten Versuch" nennt, „der Geschichte als solcher Stoff für das Drama abzugewinnen", und wenngleich er Schiller als Geschichtforscher höher stellt als Shakespeare, wird er doch der Bedeutung der Wallensteintrilogie hier keineswegs gerecht. Der (meist) enge Anschluß Shakespeares an die englischen Chroniken veranlaßt Wagner zu der Forderung chronistischer Genauigkeit an den Dichter, eine Forderung, die Lessing schon beleuchtet und zurückgewiesen hat, und die schon durch die Tatsache fragwürdig wird, daß die Ueberlieferung der Geschichtswirklichkeit schwankt und sich ändert, während das Bleibende, der Geist der Geschichte, sowohl auf dem Wege Shakespeares als auf dem Schillers gefunden werden kann.

Eine für beide Dichter höchst charakteristische Bemerkung macht Wagner gelegentlich jener die Geschichte betreffenden Erörterungen, wenn er sagt, Shakespeare würde auf seiner Bühne den ganzen Dreißigjährigen Krieg in drei Stücken gegeben haben.

Die Art, wie sich Schiller künstlerisch seinen Stoffen gegenüber verhält, die Reihenfolge seiner Dramen und die Verschiedenheit der formalen Behandlungsweise erweckt in Wagner die Ansicht, daß Schiller „durch künstlerische Spekulation" in der Wahl und Gestaltung der dramatischen Motive bestimmt worden sei. Aber wenn auch einzelne briefliche Aeußerungen Schillers diese Ansicht zu bestätigen scheinen, so zeigt sich doch im großen und ganzen seines Schaffens ein unbewußtes Müssen, eine innere Notwendigkeit, die ihn zur dramatischen Behandlung bestimmter tragischer Motive drängt. Wohl bringt während seiner Reifezeit die gewonnene künstlerische Einsicht bei der Art seiner „sentimentalischen" Begabung zunächst ein bewußtes Bilden und Schaffen mit sich. Er sieht sich selbst dabei zu, und er empfindet dies. Aber — und das zeigt sich am besten bei der Entstehungsgeschichte des Wallenstein — nachdem die vorbereitende Arbeit vorüber ist, fängt das Werk an, sich selbst zu produzieren, ein nach Goethes Ansicht entscheidender Augenblick. Die Form erwächst Schiller jetzt aus dem Stoffe: Gerade seine Studien der Antike und Shakespeares hatten ihm den inneren Zusammenhang zwischen Stoff und Form ganz erschlossen, und er gewinnt bei seiner weiteren dramatischen Tätigkeit die Ueberzeugung, daß die Form wandelbar bleiben muß; es ist dies eine Ansicht, die auch Wagner theoretisch und praktisch bekundet.

*) Abhandlung über den Gebrauch des Chores in der Tragödie 1803.

Wie bei aller Verschiedenheit der dramatischen Form die Shakespeare-Tragödie sich mit der antiken Tragödie in einigen wesentlichen Punkten berührt und sich das der Tragödiendichtung Gemeinsame dabei bemerkbar macht, das offenbarten Schiller seine wiederholten Shakespeare-Studien.[9]) Einmal führte ihn seine tiefe Bewunderung der Antike zu einem Versuch, bei dem Wagners Vorwurf zutrifft, daß der Stoff in künstlicher Weise durch die Form bestimmt worden sei. Der Inhalt von Schillers Braut von Messina wurde durch die Form der antiken Tragödie bedingt. Aber das Ziel, das Schiller vorschwebte, war auf diesem Wege nicht zu erreichen.

Daß eine der antiken Tragödie ähnliche Verbindung der Künste zum Drama noch gefunden werden könne, davon war Schiller zu verschiedenen Zeiten eine Ahnung aufgegangen. In einem Brief an Goethe vom 29. Dezember 1797 sagt er: „Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr wie aus den Chören des alten Bachusfestes das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte." Er erkennt in der Sprache der Musik eine Gewalt, die über jede gemeine Naturwirklichkeit hinausgeht, und er ist gelegentlich einer Probe von Glucks Iphigenie in Aulis (24. Dezember 1800) bis zu Tränen gerührt. Ja, in der Abhandlung „Ueber den Gebrauch des Chores in der Tragödie" findet sich der Ausspruch: „Das tragische Dichtwerk wird erst durch die theatralische Vorstellung zu einem Ganzen; nur die Worte gibt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzukommen, sie zu beleben.

Schiller will durch den Chor zugleich in dichterischem, in plastischem und in musikalischem Sinne wirken. Der Chor soll die großen Resultate des Lebens ziehen, soll mit seinem lyrischen Prachtgewebe die streng abgemessene Handlung und die festen Umrisse der handelnden Personen umspielen und zugleich durch die sinnliche Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen wirken. Wagner aber weist auf die Fruchtlosigkeit dieses Versuches hin, der sich nicht auf eine organische Entwicklung stützen kann. Der Chor kann im Drama nicht anders mehr denn als mithandelnde Person in Betracht kommen. Nur im Orchester, in der durch Beethoven zur höchsten Entfaltung gebrachten Instrumentalmusik sieht Wagner eine Analogie für die Bedeutung des griechischen Chores und nur in der innigsten Verbindung der Wort-, Ton- und Geberdensprache im Drama eine der griechischen Tragödie analoge Erscheinung. Alle Versuche unserer Dichter, durch die Rhythmik der Worte allein zu wirken, bleibt nach seiner Meinung nicht nur hinter der Wirkung der Tonsprache zurück, sondern verführte auch im Drama zur Sentenz, auf der Bühne zum falschen Pathos.

Wie tief Wagner gleichwohl die Schönheit der Schillerschen Verssprache empfindet, das zeigen seine Aeußerungen über den Don Carlos. „Heute" — so schreibt er am 29. Oktober 1859 an Mathilde Wesendonk — „hat mich eine Rede des Posa am Schluß des zweiten Aktes über die Unschuld und Tugend wirklich in Erstaunen gesetzt wegen der unglaublichen Schönheit der poetischen Diktion." Und in der Schrift „Deutsche Kunst und deutsche Politik" (1865) sagt er: „Was hier dem deutschen Geiste gelungen war, ist und bleibt erstaunlich. In welcher Sprache der Welt, bei Spaniern, Italienern oder Franzosen, finden wir Menschen aus den höchsten Lebenssphären, Monarchen und spanische Granden, Königinnen und Prinzen, in den heftigsten und zartesten Affekten, mit solch vornehmer, menschlich adeliger Natürlichkeit, zugleich so fein witzig und sinnvoll vieldeutig, so ungezwungen würdevoll und doch so kenntlich erhaben, so drastisch ungemein sich ausdrückend."

Wagner findet jetzt immer neue Würdigungspunkte für Schillers Wirken. „Nie," so sagt er, „hat ein Menschenfreund für ein verwahrlostes Volkswesen getan, was Schiller für das deutsche Theater tat. Zeichnet sich in dem Gange seiner dichterischen Entwicklung das ganze ideale Leben des deutschen Geistes ab, so ist zugleich in der Reihenfolge seiner Dramen die Geschichte des deutschen Theaters und des Versuches seiner Erhebung zu einer populär-idealen Kunst zu erkennen."

Dem Wallenstein gegenüber hat Wagner nun ganz andere Worte als früher. Er spricht davon, wie in unmittelbarster bildender Wechselbeziehung zu dem Theater die „hehren Dramen" Schillers entstanden seien, „die, wie jedes von ihnen, vom „Wallenstein" bis zum „Tell", eine Eroberung auf dem Gebiete des ungekannten Ideales bezeichnete, nun als die Säulen der einzigen wahrhaften Ruhmeshalle des deutschen Geistes dastehen." Und er spricht in diesem Zusammenhang von der Tätigkeit Goethes und Schillers für das Theater, wo diese „Herrlichen in neu belebter Hoffnung andauernd zusammen wirkten und unter ihrem Einfluß die ganze Körperschaft der Schauspieler vom Geiste des Ideales angehaucht wurde".

Schon früher[10]) hatte Wagner darauf hingewiesen, daß „die ganz eigentümliche neue und in der Kunstgeschichte nie dagewesene Wirksamkeit der beiden größten deutschen Dichter, Goethe und Schiller, sich dadurch ausgezeichnet habe, daß ihnen zum erstenmale „das Problem einer idealen, rein menschlichen Kunstform in ihrer umfassendsten Bedeutung Aufgabe des Forschens wurde". „Die unermeßlich wichtige Bedeutung dieser Kunstform," so fügt er weiter hinzu, „müßte dann darin bestehen, daß sie, des beschränkenden Momentes der engeren Nationalität entbehrend, eine allgemein verständliche, jeder Nation zugängliche wäre." In der Tonsprache allein scheint ihm diese allen verständliche Sprache gefunden zu sein, und er hatte in einer seiner ersten Darlegungen auf diesem Gebiete[11]) „das von aller Konvention losgelöste Reinmenschliche" als den Inhalt dessen bezeichnet, was der Wort-Tondichter auszusprechen habe.

Eigentümlich charakteristisch für das Verhältnis zwischen dramatischer Dichtung und dramatischer Tondichtung ist eine seiner brieflichen Aeußerungen über Schiller: „Ich las gestern die Jungfrau von Orleans und war so musikalisch gestimmt, daß ich namentlich das Stillschweigen Johannas, als sie öffentlich angeklagt wird, vortrefflich in Tönen ausfüllen konnte — ihre Schuld — die wunderbare." Das Unausgesprochene und doch aus der Tiefe der Seele Dringende bot sich hier dem musikalischen Ausdruck wie von selbst, und gerade die Jungfrau von Orleans konnte Betrachtungen bei Wagner hervorrufen, wie sie schon vor dieser Aeußerung von ihm im Hinblick auf unsere großen Dichter ausgesprochen worden waren.[12]) „Eines fehlt diesen allen: die Musik. Aber sie hatten sie eben im Bedürfnis, in der Ahnung. Deutlich drückt sich das oft aus, namentlich in der höchst glücklichen Substituierung des Gegensatzes von „plastischer" und „musikalischer" Poesie für den von „epischer" und „lyrischer". Mit der Musik ist aber eine Allmacht gewonnen, gegen welche die Dichter jener so wundervoll suchenden, strebsamen Entwicklungsepoche mit ihren Arbeiten sich doch nur wie Skizzenzeichner verhielten. Deshalb aber gehören sie mir so innig an: sie sind mein leibhaftes Erbstück. Aber glücklicher waren sie, glücklicher ohne die Musik! Der Begriff gibt kein Leiden; aber in der Musik wird aller Begriff Gefühl; das zehrt und brennt, bis es zur hellen Flamme kommt und das neue wunderbare Licht auflachen kann."

Die Jungfrau von Orleans, die Schiller als „romantische Tragödie" bezeichnete, ist eines der Beispiele, wie die Wunderwelt der Romantik mit ihren mystischen Tiefen der Tonsprache zustrebt. Der helle Tag Schillerschen Geistes und die Art seines Ausdruckes entspricht ihr nicht immer. Auch hat Schiller selbst die Musik für sein Drama zu Hilfe gerufen.

Die Grenze zwischen den Gebieten des Wortdramas und des Tondramas sucht Wagner in der Abhandlung „Ueber die Bestimmung der Oper" (1871) (wo die in „Oper und Drama 1851 niedergelegten Gedanken von neuen Gesichtspunkten aus beleuchtet werden) dahin festzustellen, daß er sagt: „Es gibt eine Seite der Welt ..., deren schrecken-

9) Siehe Brief an Goethe vom 28. November 1797.

10) Zukunftsmusik 1860.

11) Eine Mitteilung an meine Freunde 1851.

12) Briefe an Mathilde Wesendonk vom 2. März 1859, S. 110.

volle Belehrungen uns einzig auf einem Gebiete der Betrachtung verständlich werden, auf welchem die Musik sich schweigend zu verhalten hat." Eine solche Seite der Welt glaubt er vornehmlich in der Geschichte zu finden: „Ihren realen Wert für die menschliche Erkenntnis anschaulich auszubeuten, wird stets nur dem Dichter überlassen bleiben müssen."

Diese Meinung wird indirekt Schillers Schaffen gerecht; daß sie nicht in einem eng begrenzten Sinn aufzufassen ist, das zeigen unter anderem auch Wagners Aeußerungen über Goethes Schaffen, besonders über das „eigentümlichste" deutsche dramatische Gedicht, den Faust.

Nicht allein die dramatische Tätigkeit Schillers hat Wagner in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, er spricht auch in begeisterten Worten davon, was Schiller für die Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes bedeutet: Er gab ihm die Gestalt des deutschen Jünglings, und um die Zeit der Freiheitskriege zeigte es sich, welcher Art dieser deutsche Jüngling sei, und welcher Art der deutsche Geist, der in ihm wiedergeboren. „Es ist, als ob Schillers Geist, die zartesten und edelsten seiner idealen Gestalten, hier auf einem altheimischen Boden Blut und Leben gewinnen wollten."

Wie dieser Geist wieder unterdrückt wurde, wie die verheißungsvollsten Wirkungen in Kunst und Leben, die von unseren großen Dichtern ausgingen, wieder zurückgedrängt wurden und wie aufs neue dafür gekämpft werden muß, das hat Wagner in ausführlicher Weise besprochen. Seine eigene Entwicklungsgeschichte aber ist ein Zeugnis dafür, daß jene großen Wirkungen nicht verloren gingen.

A. Ettlinger.

Bücher und Zeitschriften.

Kultur der alten Kelten und Germanen. Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte von Georg Grupp. XII und 320 S. in 8°. München 1905. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

In kurzer Zeit hat der fleißige Verfasser seiner in der Beilage Nr. 147, 1903 besprochenen Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit eine solche der Kelten und Germanen folgen lassen, welche ebenfalls den heutigen wissenschaftlichen Forderungen entspricht, nämlich als Handbuch, um sich über verschiedene Kulturverhältnisse eine kurze Aufklärung zu verschaffen, welche die Frucht eines sorgfältigen Quellenstudiums ist. Lediglich als solches kann man das Werk willkommen heißen, als einen großen wesentlichen Beitrag zu einer Kulturgeschichte der Römer, Kelten und Germanen. Da die moderne Geschichtswissenschaft sich erst in den Anfängen der kulturgeschichtlichen Forschungen befindet, kann gegenwärtig noch kein Werk aus dem großen Gebiete der Kulturgeschichte den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. — Hinsichtlich der äußeren Gestalt des vorliegenden Werkes muß man gestehen, daß sich Autor und Verlag mit Erfolg bemüht haben, den Wünschen der Leser gerecht zu werden: Der Druck ist sehr säuberlich und leserlich, die 165 beigegebenen Illustrationen sind mehr oder weniger gut gelungen; vorteilhafter wäre es gewesen, wenn dieselben etwas größer ausgeführt worden wären. Grupp hat seinen Stoff auf 32 Kapitel verteilt, wovon 4 die Einleitung: „Jäger und Hirtenvölker der Steinzeit" bilden, 3 den ersten Abschnitt: „Die Indogermanen", 13 den zweiten Abschnitt: „Die Kelten" und 12 den dritten Abschnitt: „Die Germanen". Die Belegstellen zu den einzelnen Kapiteln sind in den Textnoten angeführt; S. 304 schließt das Werk ein gediegenes Literaturverzeichnis, das namentlich für Lehrer und Studierende an Mittel- und Hochschulen sehr zweckdienlich ist. Sehr wünschenswert wäre es gewesen, wenn der Verfasser S. 67 in dem Abschnitte: „Der Kelten Volkstum" auch den Begriff „Volkstum" klargelegt hätte. Denn so viele auch das Wort „Volkstum" und „volkstümlich" gebrauchen, so sind ihrer doch wenige, die sich über diesen Begriff klar sind. Wie in seiner „Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit", so erwähnt Grupp auch in diesem seinem Werke fast gar nichts über das Schriftwesen, das doch ebenfalls ein wesentliches Element in einer Kulturgeschichte bildet. Gerade über die Runenschrift wäre ein besonderer Abschnitt sehr am Platze gewesen, da doch die Runen die eigentliche Schrift der Germanen bildeten. Trotz der Kürze mancher Kapitel erregen dieselben gerade wegen ihres bündigen und doch reichen Inhalts die Aufmerksamkeit des Lesers. Sehr lobenswert ist auch, daß Grupp häufig bei passender Gelegenheit verschiedene, jetzt oft mißverständlich gebrauchte Redensarten berichtigt, indem er auf ihren Ursprung hinweist; erwähnt sei nur das bekannte deutsche Sprichwort (S. 245): „Alle guten Dinge sind drei", d. h. gute Dinge im Sinne von echten Tingen, allgemeinen Gerichtstagen; denn die einen wiederholten sich alle 14 Tage nach Vollmond und Neumond, die anderen alle Halbjahre als Ting bei Gras und Ting bei Stroh oder dreimal im Jahre nach dem Wechsel der Jahreszeiten."

Dr. Ulrich Schmid.

Technische Wärmelehre (Thermodynamik). Von K. Walther und M. Röttinger. Sammlung Göschen. 144 S. Mit 54 Figuren im Text. Leipzig 1905. G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Die Verfasser geben in dem vorliegenden Bändchen der „Sammlung Göschen" einen kurzen Abriß der mechanischen Wärmetheorie, eines Zweiges der Physik, der seit seiner Begründung durch Robert Mayer (1842) für die Technik, namentlich für den Maschinenbau, fundamentale Bedeutung erlangt hat. Der erste Abschnitt handelt von der Wärme als Energieform, der zweite ist der Lehre von den permanenten Gasen, der dritte, für den Maschinenkonstrukteur wohl wichtigste, der Lehre von den Dämpfen gewidmet. Ohne bei dem beschränkten Raum auf das Detail allzuweit einzugehen, bringen die Verfasser die wichtigsten Sätze der Thermodynamik samt Anwendungen in knapper, aber durchgehend wohlverständlicher Form zur Darstellung. Daß bei der letzteren auf mathematische Entwicklungen nicht völlig Verzicht geleistet werden konnte, daß vielmehr sogar die Elemente der höheren Mathematik vorausgesetzt sind, liegt in der Natur der Sache und wird wohl auch nur von wenigen Lesern störend empfunden werden. Das Verständnis des Vorgetragenen wird durch die zahlreichen Figuren (Diagramme) und nicht minder durch die eingestreuten Beispiele ganz wesentlich gefördert; eine Vermehrung der letzteren und ihre Erwähnung oder, noch besser, gesonderte Zusammenstellung im Register wäre wohl vielen Lesern willkommen gewesen.

l.

Allgemeine Rundschau.

Die Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft.

H. K. Aus Weimar, 9. Juni, wird uns geschrieben: Im Saale der Erholung fand heute unter zahlreicher Beteiligung die diesjährige Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft statt. Auch der Großherzog, als Protektor der Gesellschaft, wohnte dem Festvortrage bei. Erich Schmidt, der jetzige Präsident, begrüßte die Erschienenen und konnte mit Genugtuung konstatieren, daß der Mitgliederkreis der Goethe-Gesellschaft gewachsen ist. Zu Ehrenmitgliedern wurden die ausscheidenden Mitglieder des Vorstandes Paul Heyse und C. Ruland ernannt.

Den Festvortrag hielt Geh. Hofrat Professor Dr. Henry Thode aus Heidelberg über „Goethe, der Bildner". Der Redner führte in seiner geistreichen Weise Goethe als den poetischen Gestalter einer Individualität vor, die — durch das Band der Phantasie geknüpft — eine wunderbare Verschmelzung von Natur und Geist ist. Goethes Bilden ist die Enthüllung des ihn ganz erfüllenden Strebens. Er folgt einem inneren Drange und sagt, was er fühlt und denkt. Seine Werke sind die schöpferische Antwort auf die Eindrücke, die sein Sinn empfängt. Aber Goethe hätte uns nicht so gewaltige dichterische Bilder geformt, wäre er sein Leben lang nicht angefüllt gewesen von einem fast unvergleichlichen Bildungstrieb. Dieser Bildungstrieb, dieses drängende Verlangen nach Aneignung durch liebende Hingabe hat es immer verstanden, den Widerspruch zwischen Geist und Natur zu überwinden. So ist Goethes Leben ein fortwährendes Ein- und Ausatmen — seine poetischen Bilder sind die schöpferischen Erscheinungen seiner Bildungstriebe. Goethe hat das Kunstwerk seines Lebens aber nicht aus angeborenen Instinkten geschaffen. Nur durch strenge Sittlichkeit, worunter im Goetheschen Sinne eine schwer erkämpfte Selbstbeherrschung und eine Fesselung des Dämonischen zu verstehen ist, hat der Dichter den Weg der Selbstbefreiung gefunden. „Wo ich aufhöre sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr." Die Disharmonie in sich zur Harmonie zu bringen: darin bestand das Geheimnis der Goetheschen Sittlichkeit. „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet." Die drei Grundsäulen der Goetheschen Sittlichkeit erblickt Thode in der Pflichterfüllung, in der Sammlung in sich selbst und in der Selbstbeherrschung und Ueberwindung. Und so konnte Goethe in reiner Gesinnung reine Taten schaffen, auf die noch ungezählte Menschengenerationen mit Bewunderung blicken werden. Durch Förderung des Triebes der Selbstausbildung erklomm der Dichter den höchsten Gipfel menschlichen Glückes: die Persönlichkeit.

Ein solcher gebildeter Mensch, ein solcher sittlicher Bildner der Harmonie des Geistes und der Natur ist auch ein schöner Mensch Denn dem Guten auf dem sittlichen Gebiet entspricht auf dem ästhetischen das Schöne. Ein bildlich-anschauliches Gestalten innerer und äußerer Erfahrung wäre Goethe aber nicht möglich gewesen als „objektiver" Dichter. Goethe, der von Objekten ausgeht, ist Subjektivist. Als Beweise mögen dienen: das Nichtvorhandensein eines Stoffes, der königliche Reichtum von Ideen und die Einprägung des Persönlichen in jede Schöpfung. Daher ist Goethe im Epischen nur ein Schilderer — der große Former, Gestalter, Bildner dagegen im Lyrischen. Im reinen Schauen strebt er nach Göttlichem und drückt dem Vergänglichen den Stempel des Ewigen auf. In der Erkenntnis des Unendlichen strebt ein edler Mensch empor. Das Gute, Wahre und Schöne zu bilden: das ist Aufgabe höchsten Menschentums. Und fragen wir nach dem höchsten Menschentum überhaupt, so lautet die Antwort nur: Goethe!

Dem Redner lohnte reicher Beifall. Es folgte sodann die Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten. Erwähnenswert ist, daß die Goethe-Gesellschaft die Herausgabe einer Volksausgabe der Werke Goethes und die Pflege des Grabes der Frau v. Stein, für das Karl Donndorf ein Medaillon in Marmor arbeiten wird, übernommen hat. Ein Antrag der Herren Dr. Anton Kippenberg und Prof. Dr. Albert Köster in Leipzig, daß ihnen aus den Mitteln der Goethe-Gesellschaft eine Beihilfe von 6000 M zur Bearbeitung einer Bibliographie der gesamten deutschen Goethe-Literatur gewährt werde, wurde von der Versammlung gegen den Beschluß des Vorstandes angenommen. Ein Antrag des Herrn Dr. J. Kastan in Berlin, den Vorstand zu ersuchen, die Vorbereitungen zur Veranstaltung einer historisch-kritischen Ausgabe der Werke Schillers, seiner Briefe und seines gesamten literarischen Nachlasses zu treffen, soll später erwogen werden.

Abends fand im großherzoglichen Hoftheater eine Aufführung von Goethes „Tasso" mit Joseph Kainz in der Titelrolle statt. Julius Rodenberg hatte einen Epilog gedichtet, den Frl. Martha Schiffel rezitierte. So hat auch der diesjährige Goethe-Tag seine Teilnehmer mit reichen Schätzen entlassen.

•

Eine politische Debatte in der französischen Akademie.

C. L. Aus Paris, 9. Juni, wird uns geschrieben: Ein patriotisches Gewitter in der Académie Française wurde durch die Verteilung des Prix Gobert hervorgerufen. Gewöhnlich erteilt die Versammlung der vierzig Unsterblichen kritiklos ihre Preise jenen Literaten oder Historikern, die dafür vom „Rapporteur" vorgeschlagen werden; Thureau-Dangin schlug als solcher für den diesjährigen Preis Gobert, den bereits einmal von der Academie preisgekrönten Historiker des zweiten Kaiserreichs De la Gorsse vor. Emile Ollivier erhob sich dagegen in einstündiger, leidenschaftlicher Rede; der frühere Minister Napoleons, der selbst eine Reihe von Werken über das letzte Empire geschrieben, kritisierte besonders an den Arbeiten De la Gorsses das Kapitel, das die ersten Monate des Jahres 1870 und die Vorbereitungen zum Krieg behandelt. Entgegen De la Gorsse, der zu willfährig die deutsche These begünstige, behauptete Ollivier, daß es doch Preußen gewesen sei, das den Krieg wollte und das ihn unvermeidlich machte, und daß diese Verantwortlichkeit weder auf dem Kaisertum noch auf Frankreich lasten darf. Thureau-Dangin verteidigte mit anderen Akademikern den Standpunkt und die Sicherheit der geschichtlichen Quellen von De la Gorsse, aber auch Ollivier fand Sekundanten, sogar unter den Akademikern, die als Republikaner bekannt sind. Das gab zu folgendem Zwischenruf Veranlassung: „Natürlich! In jedem Republikaner von heute steckt ein verkappter Bonapartist." Der Zwischenrufer war ein überzeugter Orléanist... Der Streit wurde bitterbös; man hatte lang nicht mehr eine ähnliche „parlamentarische" Debatte unter dem geweihten Kuppelbau der Akademie gesehen. Emile Ollivier sagte, nicht bloß pro domo, sondern pro patria zu sprechen: die Seiten in dem De la Gorsseschen Werk, welche die Kriegserklärung anbeträfen, könnten getrost unter der Protektion Kaiser Wilhelms in deutsche Schulbücher übernommen werden. (Vielleicht wird also eine deutsche Akademie De la Gorsse mit einem Preis entschädigen müssen?) Unter anderem behauptet De la Gorsse in seinem Buch, in einem Ministerrat im Juli 1870, in dem schwere Entschlüsse gefaßt wurden, habe Emile Ollivier sich durch Stillschweigen ausgezeichnet. „Ich hätte stillgeschwiegen", rief der kaiserliche Exminister in der Akademie, „ich wäre zugegen gewesen und hätte nichts gesagt?!" Das klang nach sehr viel verletzter Manneswürde, und alle glaubten Ollivier das Wort, daß er in dem Ministerrat nicht stillgeschwiegen hatte. Was er darin vorgebracht, enthüllte er den Kollegen nicht; jedenfalls war er für die Friedenssache damals nicht so beredt wie heute gegen De la Gorsse, dem tatsächlich der Preis nicht zuerkannt wurde. General Bonnal erhielt ihn für seine Werke „Der Geist des modernen Krieges", „Von Roßbach bis Ulm", die „Manöver von Jena, Landshut und Wilna". „Das ist die wahre und die nationale Geschichte!" rief Ollivier nach seinem Siege. Die Kaiserin Eugenie mag zwar stolz am Tage der Kriegserklärung verkündet haben: „C'est ma guerre!", der Minister Napoleons III. lehrt noch heute jedem etwas skrupulösen französischen Historiker, was es kostet, wenn man die „gefälschte Emser Depesche Bismarcks" nicht als die ausschließliche Ursache des für das Kaiserreich so übel ausgelaufenen Krieges von 1870/71 gelten lassen will.

•

Kleinere Mitteilungen.

ar. Ueber die neuesten Entdeckungen in den Ausgrabungen von Milet hat Direktor Dr. Th. Wiegand in der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin und im eben erscheinenden Jahrbuch des kaiserlichen Archäologischen Instituts berichtet: Bei der Niederlegung einer byzantinischen Festungsmauer kam die wohlerhaltene Vorderwand des Theaterproskenions mit einer prächtigen Dekoration von Säulen zum Vorschein, die unten aus rotem, oben aus schwarzem Marmor bestehen. Freigelegt wurde die ganze nördliche Agora am Löwenhafen, wo sich u. a. eine wichtige Inschrift des 5. Jahrhunderts v. Chr. fand, ferner ein großer Teil der gewaltigen Thermen der Kaiserin Faustina der Jüngeren. Hier fanden sich lebensgroße Statuen des lyraspielenden Apollo und der Musen, Kopien nach den Werken des rhodischen Künstlers Philiskos. — Besonders wichtig war die Entdeckung des zur südlichen Agora führenden Markttores. Es war etwa 30 Meter breit und hatte drei Tore. Die zweistöckige Architektur mit all ihren Marmortabernakeln, Giebeln und Halbgiebeln konnte durch den Regierungsbaumeister H. Knackfuß völlig wiederhergestellt werden. In byzantinischer Zeit diente das Tor als Eingang in die große letzte Befestigung der Stadt, welche in die Zeit des Kaisers Justinian gehört, wie eine große Inschrift bewies. In nächster Nähe befand sich eine 80 Meter lange, sehr interessante altbyzantinische Kirche. Diese steht vermutlich an der Stelle eines alten Asklepiostempels, zu dem ein 10 Meter breites, reich dekoriertes Rundbogenportal aus Marmor führte. Eine Opferinschrift für Asklepios war in der Kirche verbaut. — Auch Orakelinschriften sind gefunden worden. Aus geringen Bruchstücken konnte die große Weihinschrift des milesischen Rathauses wiederhergestellt werden. Sie lautete: „Timarchos und Herakleides (weihten das Rathaus) für den König Antiochos Epiphanes dem Apollo von Didyma, der Hestia Bulaia und dem Demos." Daraus ergibt sich als Erbauungstermin des Rathauses von Milet die Zeit zwischen 175 und 164 v. Chr. Herakleides war Reichsschatzmeister des Epiphanes, sein Bruder Timarch war Statthalter von Babylonien. Beide stammten aus Milet.

* Die Erhaltung des Mainzer Psalteriums. Auf der in diesen Tagen stattgehabten Jahresversammlung deutscher Bibliothekare teilte Geheimer Rat Schwenke, Abteilungsdirektor der königlichen Bibliothek in Berlin, unter lebhaftem Beifall mit, daß das außerordentlich seltene Mainzer Psalterium vom Jahre 1459, das (wie wir seinerzeit gemeldet haben) für 80,000 M ins Ausland zu gehen drohte, in Deutschland bleiben werde, da von privater Seite 10,000 Mark und von seiten des preußischen Unterrichtsministeriums nun eben auch die gleiche Summe zur Verfügung gestellt sei.

ar. Zur Vornahme systematischer Ausgrabungen in Palestrina, dem alten Praeneste, hat sich in Rom ein Komitee gebildet. Es sollen nach der Kunstchronik vor allem die Reste des berühmten Fortunatempels von den späteren Bauten befreit werden.

* Der Geologe Dr. W. v. Knebel ist soeben von einer sehr ergebnisreichen wissenschaftlichen Reise durch den Canarischen Archipel nach Berlin zurückgekehrt. Er hat namentlich interessante Studien über die Kalderabildungen anstellen können. Durch diese Beobachtungen erfährt die Kenntnis des Vulkanismus in seiner größten, wenn auch bisher weniger beachteten Form, eine dankenswerte Förderung. Gleichzeitig ist es dem Forscher möglich gewesen, bei seinen Studien wertvolle Aufschlüsse über den interessanten geologischen Aufbau der Insel Ferro, Palma und Gran Canaria zu erlangen, deren Inneres bisher wissenschaftlich so gut wie unbekannt war.

ar. Im neuen Pathologischen Institut zu Berlin, das gestern eröffnet wurde, ist, wie die Berliner Klinische Wochenschrift mitteilt, zu den bisher bestehenden vier Abteilungen, der anatomischen, bakteriologischen, histologischen und chemischen, eine experimentell-biologische hinzu-

gekommen. Diese Abteilungen sind im Hauptgebäude untergebracht, das bei Virchows Tode bereits in Angriff genommen war. Das Museum hatte noch Virchow selbst kurz vor seinem 80. Geburtstage eröffnet. Dagegen ist das Obduktionshaus fast ganz nach den Plänen Orths, des jetzigen Direktors, geschaffen mit seinen Sektionsräumen, einem großen, auch für Projektion eingerichteten Demonstrationssaal und einer besonderen photographischen Abteilung. Das vierte Gebäude dient als Tierstall.

* Ernennungen. Von der französischen Regierung sind zwei Münchener Gelehrte ausgezeichnet worden, nämlich der Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Kuhn durch die Ernennung zum Officier des inscriptions publiques und Professor Dr. L. Scherman durch die zum Officier de l'Institut.

hc. Todesfall. Am 7. Juni ist in Freiberg i. S. der ordentliche Professor für Eisenhüttenkunde, mechanische Technologie und Salinenkunde an der dortigen Bergakademie Geh. Bergrat Adolf Ledebur im Alter von 69 Jahren gestorben. Dem Lehrkörper der Bergakademie gehörte er seit deren Reorganisation (im Jahre 1875) an.

*

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät unserer Universität und Assistenten am Hygienischen Institut, Dr. Martin Jakoby (aus Berlin) wurde der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen.

h. c. **Göttingen.** Dem Privatdozenten für Augenheilkunde und Oberarzt an der Augenklinik der hiesigen Universität Dr. med. Franz Schieck ist der Professortitel verliehen worden.

hc. **Berlin.** Da der Legationsrat Dr. Kallmann, der als Nachfolger Helfferichs zum Lehrer über die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Kolonien am Seminar für Orientalische Sprachen der hiesigen Universität ausersehen war, aller Wahrscheinlichkeit nach in kurzem nach Afrika gehen wird, wurde er von den Vorlesungsverpflichtungen entbunden. An seiner Stelle ist, wie wir hören, der Legationsrat in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts Dr. Schnee zum Lehrer am Orientalischen Seminar in Aussicht genommen. Dr. Schnee war bisher der Botschaft in London als Beirat für koloniale Angelegenheiten zugeteilt.

h. c. **Breslau.** Der Privatdozent für Botanik an der dortigen Universität, Dr. phil. August Weberbauer, ist zum Titularprofessor ernannt worden. Dr. Weberbauer ist zur Zeit mit der Leitung des Botanischen Gartens in Kamerun beauftragt.

hc. **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten wurden zugelassen und bestätigt: Dr. med. Joseph Eisler für Rhinologie und Laryngologie an der Prager böhmischen Universität und Dr. med. Adam Wrzosek für allgemeine und experimentelle Pathologie an der Universität Krakau. Bestätigt wurde auch die Erweiterung der venia legendi des Privat- und Honorardozenten für Bauökonomik und Bauleitungslehre an der Technischen Hochschule in Wien Staatsgewerbeschul-Professors Joseph Röttinger auf das Gebiet der gewerblichen Oekonomik daselbst.

11. **Aus der Schweiz.** Der akademische Senat der Universität Bern hat den Vorsteher des kantonalen Statistischen Bureaus, C. Mühlemann, aus Anlaß seines 25jährigen Amtsjubiläums, zum Dr. iur. honoris causa ernannt. — Der Privatdozentin für Geschichte der Philosophie (mit besonderer Berücksichtigung der Aesthetik) an der Universität Bern, Fräulein Dr. Anna Tumarkin (aus Kischinew, Rußland), ist der Titel Professor verliehen worden. Sie ist damit der — nicht nur zur Zeit, sondern überhaupt — erste weibliche Universitätsprofessor an einer Hochschule deutscher Zunge. — Der Ordinarius für klassische Philologie an der Universität Basel, Prof. Dr. Alfred Koerte, hat den Ruf (als Nachfolger E. Bethes) an die Universität Gießen angenommen (Vgl. Beilage Nr. 128.) — Die Sektion Lausanne des welschschweizerischen Studentenvereins „Belles-Lettres" feierte dieser Tage ihr hundertjähriges Jubiläum unter zahlreicher Teilnahme alter und neuer Mitglieder. Die Gazette de Lausanne veranstaltete eine Festnummer.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

John E. Keidel: Die Kraftkost für Gesunde und Kranke Potsdam. J. Keidel. Verlag. 24 S.

Dr. E. Daenell: Die Blütezeit der deutschen Hanse. I. und II. Bd. (Hansische Geschichte von der zweiten Hälfte des 14. bis zum letzten Viertel des 15. Jahrhunderts.) Berlin 1906. Georg Reimer. 474 u. 561 S.

A. v. Hofmann: Die Grundlagen bewußter Stilempfindung Berlin, Stuttgart. W. Spemann. 154 S.

Karl Lamprecht: Americana. (Reiseeindrücke, Betrachtungen, geschichtliche Gesamtansicht.) Freiburg i. Br. 1906. Herm. Heyfelder. 147 S.

Dr. med. Walser: Die Ohrenerkrankung, eine Selbst- oder Bakterien-Vergiftung. (Willst du gesund werden? Demmes Haus- und Volksbibliothek hygienischer Schriften. Nr. 49.) Leipzig 1906. Edm. Demme. 29 S.

Dr. Wilhelm Wiechowski: Gift und Heilmittel. — Dr. Edm. Bayer: Leopold Schefer. Zur Erinnerung an einen deutschen Dichter. — Frz. E. Bottgruber: Vom Essen und vom Trinken. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 333, 334, 335—336.) Herausgegeben v. Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

J. Raßmann: 25 Jahre Arbeit zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. 1881—1906. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Deutschen Schulvereins. Lissa i. P. Friedr. Ebbeckes Verlag. 32 S.

Dr. H. Merbach: Ein deutscher Nationalpark in der Ostmark. Ebenda 1906. 23 S.

Professor Dr. Richard Wülker: Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig, Wien 1906. Bibliogr. Institut. 64 S.

E. Rebmann: Der menschliche Körper, sein Bau und seine Tätigkeiten. Leipzig 1906. G. J. Göschen. 153 S.

Dr. Rudolf Kleinpaul: Das Fremdwort im Deutschen. Ebenda 1905. 152 S.

Dr. Aug. Blind: Maß-, Münz- und Gewichtswesen. Ebenda 1906. 159 S.

Dr. Victor Junk: Die Epigonen des höfischen Epos. Ebenda 1906. 143 S.

Dr. Max Wentscher: Einführung in die Philosophie (Sammlung Göschen.) Ebenda 1906. 174 S.

Oberstleutnant a. D. Ade: Kurzgefaßte Geschichte der bayerischen Armee 1648—1906. München 1906. J. Lindauersche Buchhandlung. 189 S.

Dr. H. v. Walthoffen: Die Menschheit, deren Abstammung, natürliche und kulturelle Entwicklung, Aufgabe und Bestimmung. Wien, Leipzig 1906. Wilh. Braumüller. 283 S.

Balfour Stewart: Physik. Deutsche Ausgabe von E. Warburg. Straßburg, Berlin 1906. Karl J. Trübner. 171 S.

N. Lockyer: Astronomie. Deutsche Ausgabe von A. Winnecke, durchgesehen von E. Becker. (Naturwissenschaftliche Elementarbücher 2 u. 3.) Ebenda 1906. 143 S.

Adolf Lasson: Das Kulturideal und der Krieg. (Deutsche Bücherei Bd. 37.) Berlin. H. Neelmeyer. 133 S.

Max Mell: Die drei Grazien des Traumes. (Novellen.) Leipzig 1906. Insel-Verlag. 74 S.

Paul Ernst: Ritter Lanval. Lustspiel. Ebenda 1906. 82 S.

Gustav Herrmann: Der Triumph des Mannes. (Schauspiel.) Ebenda 1906. 78 S.

Dr. E. Goldmann: Der Richterstand und die sozialen Aufgaben der Gegenwart. Berlin 1906. Otto Liebmann. 50 S.

Graf Heinrich Coudenhove-Kalergi: Zur Charakteristik der „Los von Rom"-Bewegung. Wien 1906. Gerold u. Co. 158 S.

Dr. Otto Ammon: Die Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft. Berlin 1906. Trowitzsch u. Sohn. 41 S.

Joseph Kohler: Dante als Prophet an unsere Zeit. (Das moderne Christentum. Herausgeber . Theodor Kappstein. 1. Serie, Heft 4.) Berlin 1906. Hüpeden u. Merzyn. 118 S.

Dr. Adrian Polly: Zu Rußlands Revolution und Neugeburt. Leipzig 1906. Teutonia-Verlag. 202 S.

Die Zukunft der Juden. Sammelschrift. Berlin. M. Lilienthal. 36 S.

Adolf Schwayer: Die Sittennote. (Die Tragödie eines Schülers.) Wien 1906. Karl Konegen. 135 S

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur
Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Eine Invasion.

Seit einigen Wochen sieht man überall, in allen Bahnhofsbuchhandlungen, in allen Schaufenstern ein Buch mit sehr dramatischem Titelblatt ausliegen. Eine förmliche Ueberschwemmung, eine Invasion des Büchermarktes scheint eingetreten zu sein durch „Die Invasion von 1910“ von W. Le Queux, übersetzt oon Traugott Tamm. Berlin W, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock. —

Wir leben im Zeitalter der literarischen Sensationsphantastereien. Entsprechend dem allgemeinen Zuge der Zeit, hat diese Art oon Veröffentlichungen, deren Anfänge wir in Jules Vernes und Bellamys Schriften sehen können, in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen. Alle aktuellen Tagesfragen auf politischem, militärischem und sonstigen Gebieten werden mit Vorliebe in Form von Rückblicken, Zukunftsberichten u. s. w. behandelt. Und diese Form hat in der Tat etwas sehr Verlockendes und Gewinnendes: da sie sich vor allem an die Phantasie des Lesers wendet, so sichert sie sich von oornherein einen wesentlich größeren und allgemeineren Leserkreis als ein trockener wissenschaftlicher Fachaufsatz.

Damit wächst aber auch im gleichen Verhältnis die Verantwortung, welche der Verfasser einer solchen leicht faßlichen Phantasieschrift auf sich nimmt. Je gemeinverständlicher, je mehr zu allgemeiner Verbreitung geeignet ein Buch ist, um so mehr muß der Verfasser sich der ernsten Pflicht bewußt sein, in der Phantasie wahr und ehrlich zu bleiben. Sonst führt sein Werk znr Verdummung, es leitet die große Menge irre und kann unberechenbaren Schaden anrichten.

Zwei Wege gibt es, um solchen Phantasieprodukten den glaubhaften Schein der Realität zu verleihen: Entweder man wirkt durch die klare, bis in die kleinsten Einzelheiten durchgeführte Logik und Realistik des Aufbaus, wie z. B. Bellamy, oder man weiß durch eine alles mit sich fortreißende lebhafte Phantasie den Leser über das Unwahrscheinliche hinwegzutäuschen, indem man den Wünschen und Gedanken der eigenen Einbildungskraft Ausdruck verleiht; so Jules Verne.

Wo aber keiner der genannten Wege eingeschlagen ist, wo dee Verfasser von uns verlangt, daß wir ihm auf den nicht nur unwahrscheinlichen, sondern zum Teil der Wirklichkeit widersprechenden, phantasiearmen und langweiligen Irrwegen seines Gedankenganges folgen, da wird unser Widerstand und Widerspruch geweckt. Besonders wenn der Versuch gemacht wird, ein derartiges Produkt der Kolportage, entstanden in einem Lande, dessen literarisches Nioeau wesentlich tiefer steht als das unserige, unter der Flagge eines anerkannt ernsten und literarisch guten Verlages im deutschen Publikum als „Buch“ zu verbreiten, so ist es Pflicht einee objektiven Kritik, dagegen aufzutreten.

Wir wollen nicht mit dem Verfasser streiten über die technische Ausführbarkeit einer deutschen Landung, so wie er sie voraussetzt; ebenso wollen wir auch die Kapitel über die Seeschlacht beiseite lassen. Das kann und darf nur der Fachmann beurteilen. Wir wenden uns nur gegen die ungeheuerlichen, in ihrer Naioität zum Teil lächerlichen Ausführungen und Ansichten des Verfassers, weil sie möglicherweise doch bei dem einen oder anderen Leser falsche Vorstellungen über recht ernste Fragen erwecken könnten, Fragen, welche eine dilettantenhafte Behandlung nicht vertragen.

Aus einem kurzen Abriß des Inhalts werden die Leser selbst am besten sehen können, mit wie großem odee wie geringem Geschick der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat.

Deutschland beschließt also in England zu landen; diese Absicht hegt der Deutsche Kaiser seit fünf Jahren, seit 1905; und seitdem war auch „in jeder deutschen Garnison die Inoasion fast täglich diskutiert worden“. Trotzdem gelingt es den Deutschen, unbemerkt — das Rezept, wie man derartige Bewegungen heutzutage unbemerkt oor der Oeffentlichkeit ausführt, gibt der Verfasser selber nicht an; sicherlich würde der preußische Generalstab ihm unendlich dankbar für eine Mitteilung darüber sein! — nicht weniger als acht Armeekorps in Hamburg, Altona, Cuxhaven, Bremen u. s. w., sowie mit Verletzung der Neutralität Belgiens (unter dem Vorwand, einen Aufstand in Brüssel niederzuschlagen!), in Antwerpen einzuschiffen. Dabei hat das 4. Armeekorps (auf Seite 107 der „Invasion“ steht zwar das 14.; das scheint aber nur ein Druckfehler) aus Magdeburg, das Gardekorps aus Potsdam und Berlin, das 12. gar aus dem Königreich Sachsen nach der Küste transportiert werden müssen! Trotzdem hat weder in England noch irgendwo sonst in Europa irgend ein Mensch etwas von diesen kolossalen Truppenoerschiebungen gemerkt, oder — das ist eigentlich noch törichter — etwas Besonderes darin gefunden! Eine ungeheuerliche Leistung, auf die unser Generalstab stolz sein könnte. Recht naio erzählt der Verfasser, daß das Gardekorps es von Potsdam und Berlin nicht weit gehabt hat und daher als eines der ersten eingeschifft worden ist. Derartige Aeußerungen sind in ihrer bedauerlichen Ignoranz geradezu gefährlich! Wir greifen dieses eine Beispiel für oiele heraus, um an ihm die oberflächlichen Wahnideen des Verfassers mit der rauhen Wirklichkeit zu messen: Ich schicke voraus, wir sind im Jahre 1910, also in einer der Gegenwart so benachbarten Zeit, daß man keine anderen phantastischen Beförderungsmittel außer unseren gegenwärtigen ooraussetzen darf; übrigens tut es der Verfasser, wie aus dem ganzen Buche hervorgeht, auch nicht. Das

preußische Gardekorps hat also mobil gemacht, ohne daß es ein Mensch merkt. Leider schneidet uns der Verfasser selbst die Möglichkeit ab, seine Ungeheuerlichkeiten durch die Voraussetzung zu mildern, es seien die Armeekorps auf Friedensfuß unter irgend einem Vorwand zu der englischen Expedition versammelt worden; nein, er gibt selbst die Armeekorps in Kriegsstärke an und betont, daß auch ein Teil der Fahrzeuge, Kolonnen, außerdem schwere Artillerie u. s. w., mit ausgerückt sind; d. h. es muß eine planmäßige Mobilmachung von acht deutschen Armeekorps vorausgegangen sein.

Ahnt der Verfasser wohl, was das heißt? Ich glaube schwerlich. Doch weiter: Hat der Verfasser, der mit Armeekorps jongliert wie mit Gummibällen, eine Ahnung, wie viel Zeit der Transport eines mobilen Armeekorps von Berlin nach Hamburg in Anspruch nimmt? Das Rechenexempel einer solchen Zeitberechnung überlassen wir dem Leser und begnügen uns, ihm dazu folgende Daten zu geben: Entfernung Berlin-Hamburg 286 Kilometer; ein Militärzug vermag bei höchstzulässiger Achsenzahl zu befördern: 1 Bataillon oder 1½ Eskadrons oder 1 Batterie; die Durchschnittsgeschwindigkeit von Militärzügen beträgt auf den deutschen Bahnen 22 Kilometer in der Stunde. Die zur Expedition nach England auserfehenen Armeekorps umfassen nach den Angaben der „Invasion" selbst 23 Bataillone, 4 Regimenter Kavallerie, 25 Batterien, 1 Train- und 1 Pionier-Bataillon, außer den Maschinengewehren und einer großen Zahl von Motorwagen und sonstigen Fahrzeugen. Und dazu kommt — der Gipfelpunkt unfreiwilliger Komik —, daß der Verfasser uns mitteilt, das Gardekorps sei noch stärker als die anderen!

Doch genug hiervon; denn es harren unser noch andere Wunderdinge: den Deutschen gelingt also nicht nur die unbemerkte Versammlung ihrer Truppen, sondern sogar die unbemerkte Landung an zahlreichen Punkten der englischen Küste. Und wieder verlangt der Verfasser, daß wir ihm glauben sollen, es sei den Deutschen gelungen, diese Landung einer Truppenmacht von etwa 250,000 Mann durch Festnahme aller Küstenwachen derartig geheim zu halten, daß zwei oder drei Stunden nach der Landung in London noch alles ruhig in den Federn liegt. Außerdem hat scheinbar weder ein englisches noch ein fremdes Schiff etwas von dieser eine ganze Nacht währenden Ueberfahrt gesehen oder bemerkt!

Aber schließlich muß es einer merken, sonst käme ja kein Buch zustande! Die ersten sterblichen Wesen auf dem Erdball sind ein Reporter und ein Autler aus Richmond, welche in den Morgenstunden des 4. September 1910 auf dem Telephonamt in London erfahren, daß die Deutschen gelandet sind. Mit dieser mehr als seltsamen Kunde eilen sie ins Kriegsministerium. Große Entrüstung, als sie dort vom Kastellan erfahren, es sei niemand im Amt (dabei ist es Sonntag früh um halb 9 Uhr!); der Verfasser benützt diese ganz normale Tatsache, um einen bitteren Ausfall gegen die Nachlässigkeit der englischen Armeeverwaltung daran zu knüpfen. — Nun, ich möchte wissen, wie es einem Reporter ergehen würde, der an einem schönen Sonntagmorgen um halb 9 Uhr vor dem preußischen Kriegsministerium in der Leipzigerstraße klingelt und einen höheren Beamten zu sprechen wünscht, weil die Franzosen in Hamburg gelandet seien! Ich glaube fast, man würde ihn als dreisten Spaßvogel festnehmen; und dabei halte ich das preußische Kriegsministerium nicht für nachlässig! — Endlich mit Mühe und Not gelingt es, dem erstaunten London und dem ebenso erstaunten übrigen England mitzuteilen, daß die Deutschen gelandet sind; daraufhin bricht nun überall Entrüstung und Wutgeheul gegen die Regierung aus, und alles hat gänzlich den Kopf verloren.

Damit auch die schmachtende Röhmamsell beim Lesen der „Invasion" auf ihre Tränenkosten kommt, ist ohne irgend welchen Zusammenhang ein Kapitel über einen Nachmittagsgottesdienst in der Kathedrale von Birmingham eingefügt. Am Schluß des Gottesdienstes erklärt der im äußersten Greisenalter stehende Bischof, beseelt von der „christlichen Tapferkeit, die ihn durch die mancherlei Wirrnisse des Episkopats getragen hatte", mit „leiser, aber fester Stimme", daß die Deutschen gelandet sind. Die Ansprache des „ehrwürdigen Prälaten", die „nie vorher empfundene Andacht", und die „alle Herzen zusammenknüpfende Inspiration", mit der die Gemeinde betet, gehören zu den abgeschmacktesten Produkten trivialer Rührseligkeit und unwahrer Sentimentalität, die man sich denken kann. Reporter, bleib bei deinem Leisten und geh nicht unter die lyrischen Poeten! — In demselben Birminghamer Kapitel erzählt uns der Verfasser, um uns die große Menge der sich in den Straßen drängenden Bevölkerung vor Augen zu führen, das Gedränge sei so groß gewesen, daß es „fast an Krönungsfestlichkeiten erinnerte"; Krönungsfestlichkeiten scheinen in England ein oft und gern gesehener Sport zu sein!

Selbstverständlich sieht es mit der Mobilmachung der englischen Armee ziemlich trübe aus; das wollen wir gern glauben! Besonders da der Feind einen Teil der Eisenbahnen, Telegraphen u. s. w. in Besitz genommen hat. Dank der Nachlässigkeit und Kopflosigkeit der Regierung geht alles drunter und drüber; wir erfahren, daß infolge der veralteten, schwerfälligen und unpraktischen Einrichtungen für eine Mobilmachung die Reservisten aus dem Norden ihre Truppenteile im Süden stehen haben, daß sich unüberwindliche Schwierigkeiten bei der Einkleidung und Ausrüstung der Mannschaften ergeben, daß es bedenklich an Uniformen mangelt. Durch ganz England geht ein Schrei der Entrüstung über diese unfähige Regierung, überall umstehen erregte Volksmassen die öffentlichen Gebäude u. s. w. Der einzige Lichtblick in dieser heillosen Verwirrung ist — das Verhalten der Schuljungens!! Kaum hat man von der Landung der Deutschen Kenntnis, als sich die Schulen leeren. Die meisten Schüler in ihren Kinderuniformen durchwandern die Straßen und marschieren und manövrieren dort, so daß „man sehen konnte, der militärische Drill hatte schon zu wirken angefangen — leider eine Generation zu spät . . ."! Was dieses Manövrieren der Schulkinder in den Straßen der Stadt für einen Zweck oder Wert hat, bleibt rätselhaft, höchstens muß es die herrschende Unordnung vermehrt haben; viel eher würden wir es verstehen, wenn der Lehrer sich die unnütze Gesellschaft mal ganz gehörig vornähme und ihnen das Schuleschwänzen gründlich austriebe! — Doch zurück von der Kinder- zur Erwachsenen-Mobilmachung: Trotz der vom Verfasser betonten grenzenlosen Verwirrung gelingt es merkwürdigerweise der englischen Armee, mit nicht unbeträchtlichen Teilen schon am Morgen des 7. September ein auf 30,000 bis 40,000 Mann geschätztes deutsches Armeekorps mit beträchtlicher Ueberzahl nicht nur anzugreifen, sondern sogar aus einer vorbereiteten Stellung teilweise zu werfen. Ja, sogar schwere Artillerie, Marine-Infanterie, und wer weiß was sonst noch, ist auf englischer Seite schon zur Stelle. Wir stehen vor einer rätselhaft schnellen Mobilmachung; denn man bedenke: In der Nacht vom 4. auf 5. September war die Nachricht von der Landung durch ganz Großbritannien geflogen. Der 5. September wäre also im günstigsten Falle der erste Mobilmachungstag, und am 7. September früh erfolgt schon der englische Angriff. Demnach sind beträchtliche Teile der Armee schon am Abend des 6. September, also des zweiten Mobilmachungstages, nicht nur mit schwerer Artillerie u. s. w. mobil, sogar schon versammelt gewesen. Das ist eine Leistung, wie wir sie bisher in keiner Armee der Welt für möglich gehalten haben; aber man lernt eben immer noch zu, γηράσκω δ᾽ἀεὶ πολλὰ διδασκόμενος, sagt der betagte Sokrates.

Diese fabelhafte Leistung ist aber gar nichts im Vergleich zu den Taten der Engländer in den folgenden Kapiteln: Trotz der angeblich vernachlässigten Mobilmachung, trotz des vom Verfasser auf das schärfste kritisierten Werbe- und Milizsystems, gelingt es dieser minderwertig organisierten und ausgerüsteten Armee, nicht nur mit geradezu phänomenaler Geschwindigkeit mobil zu sein, sondern am 11. September schlägt diese Armee zwei deutsche Armeekorps (darunter das preußische Gardekorps) und eine deutsche Kavallerie-Division — letztere war zwar im Abschnitt vorher nur eine Brigade, aber das sind nur Kleinigkeiten!

— derartig aufs Haupt, daß es im Bericht heißt, „das glänzende Gardekorps hatte sich aufgelöst". Hut ab oor dieser Armee, die wir nur mit den Athenern bei Marathon oder mit der Schar des Leonidas zu vergleichen wüßten.

Ja, wenn das Siegen aber so weiter ginge, dann wäre der Verfasser zu dem gerade entgegengesetzten Ergebnis gekommen, als es seine Absicht ist. Nun, wie macht man es da? Ganz einfach; einige Seiten später heißt es von derselben englischen Armee, den Siegern über das Gardekorps, welche in den vorhergehenden Kapiteln aus drei Armeekorps mit schwerer Artillerie und allen technischen Vollkommenheiten (Ballons u. s. w.) bestand und den Deutschen stellenweise mehrfach überlegen gewesen war, daß ihre Armeekorps nur aus oier, höchstens sechs Infanterie-Regimentern und sehr wenig Kavallerie und Artillerie bestanden und kaum die Bezeichnung „Armeekorps" im Vergleich zu den deutschen verdient hätten! Um so rätselhafter ist der Sieg im vorhergehenden Kapitel, noch viel rätselhafter die frühere Ueberlegenheit an Zahl; denn nach Lage der Dinge kann man doch nicht recht annehmen, daß die Zahl der Deutschen sich vergrößert und die der Engländer sich verkleinert habe, eher umgekehrt!

Wie kommen nun die Deutschen in diesem Buch weg? Nicht anders, als sie eben in der Einbildung eines nicht allzuweit gereisten Engländers aussehen mögen: die Mannschaften — man bedenke, daß es sich um die jüngsten Jahresklassen handelt! — sind selbstverständlich „bärtige Teutonen"; ja sogar die vorausgeschickten Spione fallen auf als „große, blondhaarige Männer" — oermutlich haben die Deutschen ausgerechnet ihre größten Leute ausgesucht, damit sie desto schneller erkannt und aufgeknüpft werden!! Die Offiziere des Deutschen Kaisers sind alle „hager", alle lächeln sie nie anders als „grimmig", ihre Brust ist selbstverständlich „mit Ordensbändern bedeckt". Vielfach treten sie recht grausam und hämisch auf: Bald nach der Landung sieht sich der „Generalissimus der kaiserlichen Armee" bemüßigt, um seiner Verachtung für die englische Armee Ausdruck zu oerleihen, eine Fingerspitze ooll Sägespähne oon seinem Handrücken wegzublasen mit den Worten: „Wir brauchen nur zu kommen — puh; wo sind die tapferen Engländer, — he?" Ueber diesen „unheimlichen" Scherz lacht er dann natürlich grimmig. Falls jemand sich etwa oerwundert fragt, wo er die Sägespäne plötzlich hernimmt, so erfährt er aus dem Text in Parenthese die befriedigende Erklärung: „Es war auf einem Zimmerplatze." Was der kommandierende General dort müßig herumzustehen und zu suchen hatte, bleibt allerdings in Dunkel gehüllt.

Andrerseits entwickeln die deutschen Offiziere alle zusammen eine ans Sträfliche grenzende Vertrauens- und Redseligkeit allen Engländern gegenüber. Das erscheint doppelt verwunderlich, wenn man bedenkt, wie ungeheuer ihre Verschwiegenheit oor der Landung gewesen sein muß, da ja, wie der Verfasser selber erzählt, nicht einmal die deutschen Mannschaften vor der Einschiffung eine Ahnung hatten, wohin die Reise ginge, geschweige denn das übrige Europa! Jetzt, im Gegenteil, sind alle Zungen gelöst; wir vernehmen mit stiller Besorgnis, daß ein deutscher Brigadekommandeur sich oon einem englischen Oberst a. D. im Gespräch „wertvolle Einzelheiten über die deutschen Stellungen unoermerkt entlocken läßt"; in Hull hält der kommandierende General des 8. preußischen Korps seinen „Kriegsrat" so unvorsichtig vor dem Bahnhof ab, daß der in der Nähe befindliche Reporter der Evening News allerlei über Vorpostenstellung u. s. w. hört, — merkwürdigerweise erklärt derselbe Reporter im selben Bericht zwei Seiten oorher, er habe die bei der Landung gegebenen deutschen Kommandos nicht verstanden! Never mind!

Den Vogel der Harmlosigkeit in jeder Beziehung schießt aber der Hauptmann v. Pabst vom Generalkommando des 12. Armeekorps ab: Dieser Offizier wagt es und findet während des Gefechtes seines Armeekorps oder unmittelbar danach die Zeit, sich mehreree Stunden im Arbeitszimmer des Bürgermeisters von Malton ganz friedlich hinzusetzen (dabei ist Malton ein wichtiger Stützpunkt in der deutschen Verteidigungslinie) und einen zwölf Druckseiten langen Brief an einen befreundeten Hauptmann in Darmstadt zu schreiben, in welchem er mit epischer Breite seine Erlebnisse seit der Abreise aus der Heimat schildert. Dann fährt er in seinem Briefe wörtlich fort: „Ich denke, ich erzähle Ihnen jetzt ein wenig von unserem Operationsplan, soweit er mir bekannt ist. . ." Ist das nicht eine köstliche Harmlosigkeit, die nur durch die ungeschickte Plumpheit der Erfindung übertroffen wird? Aber damit nicht genug: Mit diesem Brief in der Tasche fährt der Hauptmann v. Pabst im Automobil lustig in die Landschaft, angeblich, um seinen Chef, den kommandierenden General, zu suchen. Natürlich gerät er statt dessen schlankweg in eine feindliche Abteilung hinein, die ihn gefangen nimmt und beim Versuch zu entkommen erschießt; natürlich wird ihm schleunigst der herrliche Brief abgenommen und beschlagnahmt, wodurch die Engländer alles über den Gegner erfahren. — Merkst du nun, lieber Leser, wozu diese ganze Episode inszeniert worden ist?

Mit wie viel Korps die Deutschen eigentlich gelandet sind, darüber läßt uns der Verfasser im unklaren — nur nichts Genaues! Zwar ist einmal von sechs Korps die Rede, dagegen kämpfen auf englischem Boden acht; wir haben das Buch recht genau daraufhin durchgesehen! Eine der Haupttätigkeiten der Deutschen besteht im Flaggenhissen; überhaupt spielen die Flaggen eine sehr wichtige, beinahe entscheidende Rolle in der „Inoasion". Hier nur einige Beispiele: Bald nach ihrer Landung in Lowestoft wissen die Deutschen ihre Zeit nicht besser totzuschlagen, als indem sie an mehreren Punkten der Stadt ihre Fahnen hissen; — oermutlich, um ihre Anwesenheit recht weit und deutlich der ganzen Umgegend zu verraten! Nach der Besetzung von Norwich ist eine der ersten Sorgen der Deutschen, auf dem Schlosse ihre Fahne zu hissen, und so geht die Hisserei durch das ganze Buch. Man wird unwillkürlich erinnert an die „Kongo-Konferenz" in „Wippchens sämtlichen Berichten" oon Stettenheim, wo oon einem Schreiben des Kanzlers an den Generalkonsul Nachtigall die Rede ist: „Anbei drei Kisten mit Flaggen." Auch das Oberkommando des deutschen Expeditionskorps muß sämtliche Truppenteile mit einem beträchtlichen Vorrat von Flaggen ausgerüstet haben; sonst bleibt es unoerständlich, woher die Deutschen so schnell die erforderlichen Flaggen zur Hand haben! Die erhebendste und köstlichste Flaggenhissung spielt sich jedoch bei der Besitzergreifung Londons durch den kommandierenden General des 4. Armeekorps v. Kleppen, ab; überhaupt kann diese Szene am Schluß des 36. Kapitels allen Freunden unfreiwilliger Komik zur Lektüre nur empfohlen werden. Es ist etwa Mitternacht; die ganze Beoölkerung der City, außer dem Lordmayor und seinen Beamten (Notabene, seine Frau weilt auch noch im Mansion-Haus, wie sich nachher herausstellt), ist oor den einrückenden Deutschen in dem überraschend kurzen Zeitraum von höchstens zwei Stunden geflohen. Der Lordmayor wird als Geisel festgenommen, wobei er sich übrigens höchst minderwertig und waschlappig benimmt; zur Ehre des jeweiligen Oberhauptes der größten Stadt der Welt halten wir das für eine geschmacklose Phantasie des Verfassers. Eine deutsche Wache besetzt das Mansion-Haus, und was ist natürlich ihr erster Gedanke: „Als einige Minuten später die englische Fahne niedergeholt und die deutsche gehißt wurde, ertönten wilde Hurrarufe aus den Kehlen der draußen aufgestellten Truppen." Nun frage ich einen vernünftigen Menschen: Wer hißt denn die Flagge? Wie kommt der Hisser um Mitternacht aufs Dach des Mansion-Hauses? Woher ist die deutsche Flagge so schnell da? Hat sie der Befehlshaber der Wache eigens für diesen Zweck im Tornister mitgebracht? Woher sehen die Truppen, welche nach einem überaus schweren, verlustreichen und langen Gefechte hoffentlich Wichtigeres zu tun haben als auf diese Flaggenkomödie zu warten, um Mitternacht in der verödeten, dunklen City die Hissung?

Selbstverständlich arbeiten auch die Engländer stark in der Flaggenbranche; hier nur ein Beispiel: In dem von der deutschen Beschießung bedrohten London herrscht Unruhe und Aufregung; obdachlose Frauen, Kinder, alles flüchtet in großer Sorge so schnell als möglich; und bei

dieser Lage heißt es wenige Absätze später: „Ueberall war die englische Fahne gehißt, erschallte laut das „God save the King“. O, Wippchen, Wippchen, wer denkt dabei nicht an dich! —

Ich denke, diese Proben genügen. Wir könnten sowohl die Zahl der rätselhaften und widerspruchsvollen Ereignisse wie auch die der naiven Ungeheuerlichkeiten oder der banalen und sentimentalen Phrasen noch um viele Beispiele besonders aus dem letzten Abschnitt, der Belagerung Londons, vermehren. Indessen das Gesagte genügt.

Hinzugefügt sei noch, daß die Beschreibung der Gefechte in Ausdrucksweise, Gedankengang und Einzelheiten den unerfahrenen Laien verrät und daher höchstens falsche Vorstellungen zu erwecken vermag. Der Schluß enthält gar eine häßliche Frivolität gegen den Deutschen Kaiser: Nach Ansicht des Verfassers hat der Kaiser diese sehr blutige und verlustreiche Expedition nur deshalb unternommen, um dem englischen Volke zu zeigen, wo sein Panzer am verwundbarsten ist, und um ihm die kleinliche Eifersucht und den Hochmut gegen den Vetter jenseit der Nordsee abzugewöhnen! Wir können es nur als sträflichen Leichtsinn bezeichnen, so schwerwiegende Fragen wie Krieg und Frieden, Fragen, bei denen es sich um das Wohl und Wehe von Tausenden unseres Volkes und um Milliarden deutschen Kapitals handelt, mit inhaltsleeren Redensarten und banaler Oberflächlichkeit zu behandeln. Die „Invasion“ ist in Ausdrucksweise und Inhalt etwa so gehalten, wie ein schlechter Bericht über ein Leichenbegängnis oder eine Parade im lokalen Teil eines kleineren Provinzblattes.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Uebersetzung ins Deutsche nichts weniger als sorgfältig ist. Der Uebersetzer vermag sich weder von Anglizismen frei zu machen, noch zeigt er sich in der militärischen Terminologie bewandert. So z. B. ist uns die Ausdrucksweise: „... ich konnte nicht ausmachen, woher sie (die Granaten) kämen“ ... im Deutschen unbekannt; ebensowenig vermögen wir den Satz: „.... einmal hier durchgebrochen, würde der Feind im Rücken ... stehen“, oder den Satz: „.... in der kalten Berechnung, daß die Stunde kommen müsse, wo das letzte Hindernis ... zusammensinke, das letzte ... Häuflein ... zurückweiche“ ... für richtig deutsch zu halten. Und weiter: Es heißt nicht “deployieren“, es heißt nicht „toter Raum“, es heißt nicht eine „Gegend erkundigen“, man gibt Geschützen nicht den „günstigsten Schußwinkel“, man spricht nicht von „Bodenschwellen“, u. a. m.

Alles in allem: Die „Invasion“ ist kein Buch, welches irgend welchen Anspruch auf ernste Beachtung erheben kann. Der Verfasser hat den Engländern, um ihnen die Notwendigkeit einiger Heeresreformen ad oculos zu demonstrieren, mit einer deutschen Invasion „bange machen“ wollen; ein anderes Verbum will uns für ein solches Buch nicht einfallen. Weder diese Ausgabe, noch ihre mit Hilfe recht plumper und durchsichtiger Mittel ausgeführte Lösung enthalten irgend etwas so allgemein Interessantes oder Wichtiges, daß es sich der Mühe verlohnt hätte, sie durch eine Uebersetzung dem deutschen Leserkreise zugänglich zu machen.

Miles.

Deutschlands Seeinteressen.

Ein Gang durch das Museum für Meereskunde in Berlin.

Von Dr. Willy Scheel.

Wer es unternehmen wollte, ein größeres Publikum auf die wachsenden See- und Schiffahrtsinteressen unseres Volkes hinzuweisen, konnte auf keinen glücklicheren Gedanken kommen, als ein wissenschaftliches Museum für Meereskunde im weitesten Sinne zu gründen. Was das gesprochene Wort oder selbst die Schrift einer beschränkten Anzahl von Hörern oder Lesern zeitweilig mitzuteilen vermag, ist hier nunmehr als bleibend dem ganzen Volke dargeboten. Das **Museum** (Berlin, Georgenstraße 34—36) ist dem Institut für Meereskunde an der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin angegliedert und dem kgl. preußischen Kultusministerium unterstellt; es wurde um 3. April d. J. in Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers und des Fürsten von Monaco vom Kultusminister Dr. Studt im Beisein des Ministerialdirektors Althoff und des zuständigen Dezernenten Geh. Oberregierungsrats Schmidt eröffnet und kurze Zeit danach dem Publikum zugänglich gemacht.

Das Museum umfaßt vier Abteilungen: 1. Die **Reichs-Marine-Sammlung**; 2. die **Historisch-Volkswirtschaftliche Sammlung**; 3. die **ozeanologische Sammlung** mit Instrumentarium und 4. die **biologische und Fischerei-Sammlung**, so daß alle Seiten der meereskundlichen Forschung wie der Seekunde überhaupt nunmehr hier in mustergültiger Anordnung vorgeführt werden.

Man beginnt einen Gang durch die reichhaltigen Sammlungen am besten mit der Besichtigung des **Historischen Saales**. 21 Wandgemälde des Malers Professor Petersen führen hier dem Beschauer die Entwicklung des deutschen Seekriegswesens in „Deutschlands Ruhmestagen zur See“ vor. Was das deutsche Volk seit den Tagen der Hansa zur See Großes geleistet hat, kommt hier in lebendigen Bildern zur Darstellung. Die aufgestellten zierlichen und minutiös richtig gearbeiteten Schiffsmodelle bieten eine lebensvolle Ergänzung zu den auf den Wandgemälden dargestellten Szenen. In die Urzeit der Seeschiffahrt des Nordens führt uns das Modell eines bei Christiania aufgefundenen Wikingerbootes, das Ruder und Großsegel zugleich führt, mit dem unsere nordischen Vorfahren ihre kühnen Meerfahrten bis nach Island und selbst bis an die Nordostküste Nordamerikas durchgeführt und hierauf bereits lange vor Columbus Kunde von einem neuen Weltteil mitgebracht haben, die dann aber in der Folgezeit wieder verloren ging. Daneben steht das Modell einer Hansekogge aus dem 15. Jahrhundert mit ihrer schweren Takelage und dem charakteristischen hohen Heckaufbau. Das ist der Schiffstyp, mit dem die Hanse ihre meerumspannende Tätigkeit begründet hat; solche Koggen bevölkerten die Hansehäfen vom Stahlhof in London bis Wisby auf Gotland, hiermit eroberte die Hanse im Jahre 1368 das feste Kopenhagen, belagerte Konrad von Jüngingen 1394 Wisby, schlug 1468 Paul Beneke die englische Flotte, siegte 1471 die Hanse über die Franzosen vor der Maasmündung. — Das 17. Jahrhundert ist sodann die Zeit der niederländischen Seeherrschaft. An diese Zeit erinnert das Modell eines starken holländischen Kriegsschiffes. Die Seegeltung auch der Niederlande verging, und neben sie trat, langsam aber sicher die Stelle erobernd, das seemächtige England, das noch jetzt das blaue Band des Meeres an seine Flaggen geheftet hat.

Neben dieser Entwicklung wendet sich unser Interesse nunmehr der preußischen-deutschen Seekriegsgeschichte zu.

Aus der Vorgeschichte unserer Flotte sei an die Bemühungen des Großen Kurfürsten erinnert, der 1675, im Jahre der Schlacht von Fehrbellin, mit dem Holländer Benjamin Raule einen Vertrag über die Bildung einer Kaperflotte abschloß und 1682 seine beiden Gallionen „Kurprinz“ und „Mohrian“ nach Südwestafrika zur Besetzung des Forts Groß-Friedrichsburg in See gehen ließ. (Gemälde von Petersen.) — Friedrich der Große hatte sodann auf die Bildung einer Kriegsflotte verzichtet, doch dafür an wichtigen Handelsverbindungen, besonders nach Ostasien, Anteil gehabt; erst die Jahre des Frankfurter Parlaments 1848—50 sahen den ersten, und zwar recht respektablen, Anfang der Bildung einer deutschen Flotte, indem der preußische Staatsmann Joseph v. Radowitz 1848 aussprach: Ein Volk, das sich vorsetzt, eine Seemacht zu schaffen, tritt damit in eine der größten Unternehmungen ein, die es sich überhaupt vorzusetzen imstande ist.“ Aus jener Zeit haben wir freilich in unserem Museum keine Schiffsmodelle, das damals durch die rührige Tätigkeit eines Hamburger Flottenvereins vom Hause Godeffroy gekaufte Schiff

„Deutschland“, sowie später die Dampfer „Hamburg“, „Lübeck“ und „Bremen“, die ein Schutz Schleswig-Holsteins gegen die Vergewaltigung der Dänen sein sollten, sind später, im März 1853, von Hannibal Fischer meistbietend versteigert worden; nur Erinnerungsstücke (Hut, Degen und Achselstücke) aus dem Nachlasse des Admirals und früheren griechischen Fregattenkapitäns Karl Rudolf Broenne, gen. Broenny, aus Leipzig, erinnern an den bedeutendsten Mann der alten deutschen Reichsmarine, der in der kurzen Zeit seines Oberbefehls an kriegsmäßiger Einrichtung des Materials und seetüchtiger Ausbildung der Mannschaft alles geleistet hatte, was irgend zu erwarten war.

Daneben ist der Degen des Prinzen Adalbert von Preußen (geb. 1811, gest. 1873), des geistvollen und tapferen Förderers der alten preußischen Marine, aufbewahrt, der aber 1848 auch für die Bildung einer reichsdeutschen Kriegsflotte das Wort ergriff und Bedingungen und notwendige Erfordernisse in einer Denkschrift darlegte, die noch heute unter gänzlich veränderten Verhältnissen auf Beachtung und Wertschätzung Anspruch machen darf. Er war im Frankfurter Parlament 1848 nicht nur der Vorsitzende der technischen Marinekommission gewesen, sondern er wurde nunmehr, nachdem die Bundesversammlung die Auflösung der reichsdeutschen Flotte verfügt hatte, durch kgl. Kabinettsorder zum Vorsitzenden der preußischen Marinekommission ernannt und 1853 zum ersten Chef der preußischen Admiralität befördert. Hier hat er die junge preußische und nach 1867 die Marine des Norddeutschen Bundes nach Kräften gefördert, und die ersten Erfolge und Taten unserer Flotte werden immer mit seinem Namen vereinigt bleiben. Bekannt ist, daß die erste Gelegenheit für die Marine, die preußische Flotte zu zeigen und zu vertreten, von ihm wahrgenommen wurde. Im Dezember 1852 war die preußische Brigg „Flora“ an der marokkanischen Küste von den Rifpiraten angegriffen und geplündert worden. Auf einer Uebungsreise des Jahres 1856, also 50 Jahre vor der Marokko-Konferenz, gelangte Prinz Adalbert mit der Korvette „Danzig“ an die Stätte des räuberischen Angriffs, zum Kap Tres Forcas, landete dort und lieferte den massenhaft andringenden Kabylen ein ernsthaftes Gefecht, bei dem er selbst verwundet wurde. Das Modell des alten Raddampfers „Danzig“ erinnert uns an das merkwürdige Schicksal des Schiffes, das später in die japanische Kriegsmarine unter dem Namen „Haitengmaru“ eingereiht wurde und im Kampf bei Hakodate 1869 auf den Strand lief und ausbrannte. Daneben lassen die Modelle der gedeckten Korvette „Gazelle“, der Glattdeckskorvetten „Medusa“ und „Olga“, des Kanonenbootes „Iltis“ (alt), der Fregatte „Niobe“, des Schulschiffes „Stosch“ die Geschichte der Marine des Norddeutschen Bundes 1867—71) und die erste Zeit der neuen Reichsmarine (seit 1871) an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Die „Gazelle“ machte u. a. 1874—76 die erste Forschungsreise um die Erde, „Medusa“ hat in den 60er Jahren des öfteren die preußische und dann später die deutsche Flagge in Ostasien gezeigt, auf der „Niobe“ begann 1877 Prinz Heinrich von Preußen seine seemännische Laufbahn als Kadett, auf der „Olga“ war er Wachoffizier, deren Name andrerseits mit den ersten Demonstrationen vor Kamerun 1884 und dem Unglück von Samoa 1889 eng verbunden ist. Da sSchulschiff „Stosch“ erinnert mit seinem Namen an den verdienstvollen ersten Admiral der deutschen Reichsmarine (1872—1883). Besonders interessiert der Name „Meteor“. War es doch das kleine Kanonenboot unter dem Kommando des damaligen Kapitänleutnants, späteren Admirals Knorr, dem es vergönnt war, im deutsch-französischen Kriege sich ruhmvoll hervorzutun. Es lieferte am 9. November 1870 vor Havanna ein Gefecht gegen den großen französischen Kreuzer „Bouvet“, das zwar unentschieden blieb, doch die Tapferkeit und Schlagfertigkeit unserer Marine aufs schönste bewies. Aber auch trauervolle Reliquien birgt dieser Saal; Wind und Wellen waren den deutschen Seeleuten nicht immer günstig: aus der Verlustliste unserer Flotte finden wir hier Teile des Schooners „Frauenlob“, der, einst von patriotischen preußischen Frauen gestiftet, 1860 einem Taifun in der chinesischen See zum Opfer fiel, eine Waschbalje mit dem eingebrannten Namen „Amazone“ ist das einzige Ueberbleibsel des Kadetten-Schulschiffes, das im November 1861 vor Texel mit Mann und Maus unterging.

Den Abschluß dieses historischen Saales machen Modell und Reliquien des alten und neuen „Iltis“. Noch hatte sich die Marine von dem Schiffsunglück vor Samoa (1889) kaum erholt, als 1896 die wütende ostasiatische See ein neues Opfer forderte. Das Kanonenboot „Iltis“ (alt) ging am 23. Juli im Wirbelsturm zugrunde, der es auf den felsigen Strand warf. Sein Kommandant, Kapitänleutnant Braun, gab im Angesicht des sicheren Unterganges jenes seitdem weltbekannte Beispiel deutschen Seemannsmutes, indem er ein dreimaliges Hoch auf den Kaiser ausbrachte. Mit den Tönen des Flaggenliedes auf den Lippen gingen die Tapferen in die Tiefe. Der Name „Iltis“ erstand von neuem und das neue Kanonenboot gibt dem ersten nichts nach. Ist es doch 1900 mit dem internationalen Geschwader an hervorragender Stelle tätig gewesen, während des Boxeraufstandes in China die Befestigungen der Peiho-Barre, die sog. Takuforts, einzunehmen und den Operationen der vereinigten Streitkräfte den Weg nach Peking zu erschließen. Unter Korvettenkapitän Lans erwarb es sich solche Lorbeeren, daß jetzt der Orden „Pour le mérite“ den Vordersteven und die Toppen schmückt, ein sichtbares Zeichen ruhmvollen Kampfes.

Damit verlassen wir diese Erinnerungshalle und wenden uns den Kriegsschiffen der Gegenwart zu, die im breiten Lichthofe mit je einem Modell 1 : 50 natürlicher Größe jeder Klasse zur Darstellung gebracht sind.

Das Hauptinteresse wendet sich naturgemäß dem in der Mitte aufgestellten 5×6 Meter großen Glaskasten zu, in dem in wundervoll bis ins Kleinste getreu nachgebildeten Modellen eine Linienschiffsdivision im Hafen vor Anker in verschiedenen Bereitschaftsstellungen gezeigt wird. Vom rußigen Geschäft des Kohlenübernehmens bis zur Gefechtsbereitschaft, wo alle und jede überflüssige Spiere und Kette entfernt ist und nur die drohenden Rohre der 24 Zentimeter-Geschütze aus den Panzertürmen hervorragen, die Artilleristenfiguren hinter den Schutzschilden der Maschinengeschütze zur Abwehr des Torpedoangriffs stehen, sehen wir alles lastruktiv dargestellt. Der Lichthof selbst ist durch denkwürdige Flaggen und Kommandozeichen geschmückt: An den Wänden die bei Jasmund 1864 zerschossene Königsstandarte, daneben die Kaiserstandarte, die Kaiser Wilhelm I. bei der Einweihung des Nordostsee-Kanals (Grundsteinlegung 1887) führte u. a. m. An der Wand dieses Lichthofteiles sind die bekannten Tabellen Seiner Majestät des Kaisers angebracht, die die Flottenstärke Deutschlands und Englands anschaulich mit einander vergleichen.

An derselben Seite des Lichthofes befindet sich etwa 1 Meter vertieft ein gedeckter Gang, der sich 3.5 Meter breit an dessen ganzer Länge entlang zieht und in naturgetreuer Nachbildung die Schiffsinnenräume der alten Schulfregatte „Niobe“ bietet, zu dessen Ausrüstung Originalteile des Schiffes verwandt sind. Wir wandern hier durch die Kadettenmesse, die Offizierskammer, die seeklar ausgerüsteten Räume für Lazarett, Kombuse, Mannschaftsraum und sämtliche Hellegatts und gelangen am Ende des Ganges zu einer Schiffskammer, die mit Inventarien des ehemaligen Torpedobootes S 17 ausgestattet ist. Das Torpedowesen im Zusammenhang wird durch Modelle verschiedener Torpedos und Boote, sowie auch Originaltorpedos vorgeführt, die in dem an den Lichthof grenzenden Waffensaal aufgestellt sind. Der älteste in unserer Marine verwendete Torpedo (Whitehead) wird sogar im Betrieb gezeigt.

Daneben bietet dieser Saal, um eine 15 Zentimeter-Marine-Ring-Kanone im Original gruppiert, die Entwicklung der artilleristischen Zweige des Marinewesens seit 1848, in den daran sich anschließenden Nebenräumen sieht man die Entwicklung der Uniformen und die neuesten elektrisch betriebenen Signal- und Zeichenapparate unserer Flotte.

In dem Verbindungsgange zwischen dem historischen und

dem Waffensaal hat der Schiffsmaschinenbau und seine Entwicklung Aufstellung gefunden, der ja allerdings das Bindeglied zwischen Kriegs- und Handelsmarine bildet. Aeltere und neuere Schiffsmaschinen in betriebsfähigen Modellen (z. T. 1 : 10) geben einen interessanten Einblick in die Entwicklung dieser Maschinenkunst. Wir gehen an den älteren Anlagen der „Ariadne", des „Friedrich Karl" und der „Elisabeth" vorbei und gelangen schließlich zum Modell der Maschine des Schnelldampfers „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie. Auch sonstige maschinelle Anlagen (Umsteuerungen, Ankerlichten ꝛc.) geben ein Bild der rapiden Entwicklung unserer Technik gerade auf diesem Gebiete, das durch schiffsbautechnische Modelle auch nach anderer Richtung hin ergänzt wird.

Zur Handelsmarine und besonders zum Weltpassagierverkehr führt uns unser Weg in den Lichthof zurück. Hier haben die beiden größten Dampfer- und Schiffsgesellschaften Deutschlands, die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft und der Norddeutsche Lloyd Aufstellung gefunden. Einen kleinen Begriff von der erdballumspannenden Tätigkeit einer dieser beiden Hauptgesellschaften gibt die Weltverkehrskarte auf einem eigens dazu aufgestellten Tische, in die die Dampferlinien der Hamburg-Amerika-Linie eingezeichnet sind und die augenblickliche Stellung der einzelnen Schiffe durch kleine bewegliche Modelle täglich angegeben wird. Diese unter ihrem Generaldirektor Ballin gewaltig aufgeblühte Gesellschaft, die im Jahre 1847 ihre Fahrten nach New-York mit dem Segelschiffe (Modell) „Deutschland" (717 Tons) begann und eine Fahrzeit von 42 Tagen von Hamburg nach Amerika rechnete, umfaßt jetzt eine Flotte von 154 großen Ozeandampfern, 187 Flußdampfern, Schleppern und Leichtern mit einem Gesamtrauminhalt von 796,269 Brutto-Registertons. Der neueste Schnelldampfer „Deutschland", dessen Maschinen wir vorher im Modell besprachen, hat 16,502 Tons und braucht zur Ueberfahrt 5 Tage 11 Stunden 54 Minuten westwärts und 5 Tage 7 Stunden 38 Minuten ostwärts vom Cherbourger Molenkopf bis Sandy-Hook-Feuerschiff.

Aehnlich der „Deutschland" sind die ausgestellten Modelle neuer Schiffstypen beider genannten Gesellschaften, des „Moltke" und „Kronprinz Wilhelm", die uns deutlich den ungeheuren Fortschritt unserer Handelsmarine und damit unserer Seeinteressen überhaupt bekunden, den sie sogar vor unserer Kriegsflotte voraus haben; können sich doch diese Privatgesellschaften, durch keine Gesetze gebunden, frei den Bedürfnissen des internationalen Verkehrs in ihrer Entwicklung und ihrer Ausgestaltung anpassen. Daß sie aber auch im Ernstfalle als Unterstützung der Marine unschätzbare Dienste zu leisten imstande sind, zeigt die in kaum 48 Stunden erfolgte vollständige Bereitstellung und Verproviantierung des Lloyddampfers „Darmstadt" für einen Truppentransport nach Südwestafrika und die ebenso schnell erfolgte Entsendung eines Dampfers der Hamburg-Amerika-Linie zur Unterstützung der Bewohner von Aalesund. Daß hier militärische Zucht und seemännische Pünktlichkeit als unverrückbares Ziel verfolgt wird, kann jeder, auch der Laie, beobachten, dem es vergönnt war, an einer der Vergnügungsfahrten teilzunehmen, die sich nach Norwegen oder ins Mittelmeer richten und die eine besondere Errungenschaften der „Hapag" bilden, die damit zahlreichen Deutschen des Binnenlandes Gelegenheit gibt, die Interessen Deutschlands auf See und über See aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Neben dem modernen Dampferverkehr kommt aber auch die Segelschiffahrt zu ihrem Rechte. Im oberen Stockwerk sind die wichtigsten Typen der Segelschiffe unserer Handelsmarine in zierlichen Modellen aufgestellt. Sie entstammen den Sammlungen der Seewarte in Hamburg. Wir sehen hier den Kutter mit seinem Gaffel- und Gaffeltopsegel am einzigen Mast, die verschiedenen Schonerformen, unter denen die Schonerbrigg, auch Brigantine benannt, wohl die bekannteste ist. Sie führt als Fock- (Vor-) und Großmast je einen Schonermast mit nur einer Stenge und Gaffelsegel. Neben dem Zweimast- und Dreimast-Gaffelschoner steht dann das Vollschiff mit drei vollgetakelten Rahenmasten und die Bark mit zwei solchen und einem ungetakelten Mast.

Das größte Segelschiff ist das Vier- und sogar Fünfmastvollschiff, das in Hamburger und Bremer Reedereien gefahren wird. Bildlich dargestellt ist das Fünfmastvollschiff „Preußen" der Hamburger Firma F. Ferd. Laeisz, die einen lebhaften Handel nach Südamerika unterhält. Die Kontorflaggen der bekanntesten Reedereien schmücken die Wände dieser Säle.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Zur reformkatholischen Bewegung. (Graf Heinrich Coudenhove-Kalergi: Zur Charakteristik der „Los von Rom"-Bewegung. Wien, Gerold u. Co., 1906. 158 S. — Dr. Emil Jung: Radikaler Reformkatholizismus. Grundlagen einer deutschkatholischen Kirche. München, E. Reichenhardt 1906. 328 Seiten.)

Das Bedürfnis, sich über unsere Religionsverhältnisse klarer zu werden, scheint in weiten Kreisen vorhanden zu sein, da die Zahl der einschlägigen Publikationen stetig zunimmt. Die des Grafen Coudenhove-Kalergi kündigte sich an als Vorläufer eines größeren Werkes, das „Die Geschichte der Verneinung des Willens zum Leben und die ihr zugrunde liegende Wahrheit in den verschiedenen theologischen und philosophischen Systemen" darstellen sollte. Unterdessen ist der Graf gestorben. Er hatte als österreichischer Legationssekretär in Tokio eine Japanerin geheiratet, die erst im Ehestande zum Katholizismus übertrat, daher die Gleichung zwischen Buddhismus und Katholizismus in der Schrift des Grafen eine Rolle spielt. Es sind ihm Religionen, welche die Entsagung predigen und üben, im Gegensatz zu Juden, Heiden, Protestanten. Darin sieht er die Ueberlegenheit des Katholizismus, die im Uebertritt distinguierter protestantischer Persönlichkeiten ihren Ausdruck findet. Eine Anzahl derselben wird namhaft gemacht und den Förderern der „Los von Rom"-Bewegung in Böhmen die Tatsache zur Würdigung empfohlen.

Das Buch von E. Jung geht von einem anderen Gesichtspunkt aus. Der Verfasser empfindet den Mangel einer achtunggebietenden moralischen Weltmacht, wie die Kirche des Mittelalters eine war. Judentum und Heidentum spielten wieder eine Rolle, im protestantischen Lager sei eine große Zerfahrenheit bemerkbar, im katholischen herrsche noch die Autorität, die sich aber durch die vatikanischen Beschlüsse 1870 mit der Wissenschaft in Widerspruch gesetzt habe, obwohl die jüdisch-christlichen Glaubenswahrheiten, wie in eingehender Analyse gezeigt wird, durch die wissenschaftliche Forschung keineswegs zu Schaden gekommen seien. Der Verfasser setzt sich dann mit Erhards Werk: „Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit" auseinander, nicht ohne allerlei Paradoxien vorzubringen, so wenn er von einer „freien katholischen Universität" in Salzburg die Versöhnung von Wissenschaft und Katholizismus erhofft, während sonst so ziemlich jedermann das Gegenteil erwartet.

Wir nehmen von beiden Schriften Kenntnis als von einem Zeichen der Zeit, ohne der einen oder der anderen in allem beizustimmen, ohne auch alles zu verwerfen, was darin, ganz abgesehen von der Tendenz, gesagt wird.

I. J.

Allgemeine Rundschau.

Vom Evangelisch-Sozialen Kongreß.

Der Evangelisch-Soziale Kongreß, der seine 17. Tagung — er ist im Jahre 1890 gegründet worden — vom 5. bis 7. Juni unter dem Vorsitz von Professor Dr. Harnack (Berlin) in Jena abgehalten hat, zeigt eine Reihe bemerkenswerter Programmpunkte, die zum Teil in ebenso bemerkenswerter und wissenschaftlich hochstehender Weise behandelt worden sind. Dafür bürgte schon die vorzügliche objektive und sachlich überlegene Leitung durch Professor Harnack, dafür bürgte auch die Persönlichkeit der Referenten für die Hauptthemata: D. Friedrich Naumann und Frl. Dr. Gertrud Bäumer, Privatdozent Dr. Bernh. Harms, Professor Pierstorff und Pastor Dr. Rittelmeyer. Letzterer sprach über den Jenseitsglauben in seiner Beziehung zur sozialen Arbeit. So interessant und

namentlich für Theologen wertvoll die Ausführungen des Herrn Vortragenden wie der Diskussionsredner Pastor D. v. Brencke (Halle), Pastor Liedster (Leipzig), Superintendent Kalkwitz, Geheimrat Prof. Wendt (Jena) und anderer waren, so fühle ich mich nicht berufen, hierüber irgend etwas Kritisches zu sagen, sondern beschränke mich auf die Mitteilung, daß es sich im wesentlichen um die Frage handelte, wie die Ausgestaltung des Diesseits unter dem Gesichtswinkel eines Jenseitsglaubens geschehen könne und wie demgemäß das Sozialleben durch diese Glaubenssätze beeinflußt werde. Angeführt sei jedoch die etwa als Schlußwort zu fassende Prägung Harnacks, die etwa dahin geht: Daß uns durch die naturwissenschaftliche Erkenntnis zwar jede Vorstellung von dem Jenseits genommen sei, der Jenseitsglaube aber mit dem Gottesglauben den Charakter teile, daß wir glauben müssen, weil wir uns auf uns selbst besinnen.

Die Frage des Maximalarbeitstages behandelte in ebenso klarer wie umsichtiger Weise der Tübinger Privatdozent Dr. Harms, dem wir bereits eine Reihe wertvoller nationalökonomischer Arbeiten, namentlich über die Frage der Arbeitskammern verdanken. Die Leitsätze seines Vortrages bewegten sich vornehmlich in der Richtung der Arbeitszeitverkürzung für verheiratete Frauen und für gesundheitsschädliche Betriebe. Er fordert, daß 1. der Bundesrat von dem ihm auf Grund des § 120e der Gewerbeordnung zustehenden Recht der Normierung eines hygienischen Maximalarbeitstages in größerem Umfange Gebrauch macht als es bisher geschehen ist, besonders mit Rücksicht auf die Frauen; 2. § 135 der Gewerbeordnung dahin abgeändert wird, daß für „jugendliche" Fabrikarbeiterinnen, deren Schutzalter auf 18 Jahre zu erhöhen ist, und für jugendliche männliche Arbeiter der neunstündige Maximalarbeitstag festgelegt wird, 3. für verheiratete, verwitwete und geschiedene Frauen energisch auf die Einführung der fakultativen Halbtagsschicht hingearbeitet werde. Auf diese Dreiteilung der Forderungen des Redners ist in den Pressenotizen fast durchweg nicht genügend Gewicht gelegt worden, so daß Nichtteilnehmer des Kongresses aus den wiedergegebenen Ausführungen nicht entnehmen konnten, für welche Gruppe von arbeitenden Personen staatliche Normierung der Arbeitszeit gefordert werde und für welche nicht; und darauf kommt es an; denn da setzte die Diskussion mit Meinungsverschiedenheit ein. Während Prof. Ernst Francke, der Herausgeber der „Sozialen Praxis", der gleichen Meinung wie Dr. Harms war, traten Geheimrat Adolf Wagner und Arbeitersekretär Erkelenz (Düsseldorf) für die gesetzliche Einführung eines allgemeinen Maximalarbeitstages erwachsener männlicher Arbeiter — selbstverständlich mit Modifikationen für einzelne Industrien und die Saisongewerbe — ein und hielten eine solche Arbeiterschutzgesetzgebung für durchaus möglich. Professor Francke hatte noch eingewendet, daß ein solcher Maximalarbeitstag leicht zum Normalarbeitstag werde, d. h., daß er dann auch zugleich den Charakter eines Minimalarbeitstages erhalte; er meinte, die ganze Regelung den Tarifverträgen, also freiwilliger Vereinbarung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern überlassen zu sollen und nannte die jetzt im Saargebiet auftauchende Bekämpfung des Tarifierungsgedankens „eine Frivolität, die an Wahnsinn grenze". Daß die freie Vereinbarung auf diesem Gebiete nicht nur aussichtsvoll, sondern auch relativ leicht sei, schienen Prof. Bernhards (Posen) Ausführungen, die freilich die Frage absichtlich offen ließen, zu bestätigen. Prof. Bernhard warf nämlich die Frage auf, ob denn nicht die Arbeitszeitverkürzung geradezu ein Wunsch der Unternehmer sei. Er führte in eine Anzahl nationalökonomische Tatsachen ein, die zeigten, wie das Wirtschaftsleben heute mit paradox erscheinenden, aber im Wesen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung liegenden Gesetzen und Kausalverknüpfungen arbeitet, ja daß Umwege gewählt werden, deren Ziel nicht sogleich erkannt wird und doch auf diesem Umweg am sichersten erreicht wird; — so, um nur ein Beispiel anzuführen, wenn durch Warenzurückhaltung hoher Umsatz oder durch Arbeitszeitverkürzung mit schärferer Kontrolle und gesteigerter Intensität höhere Leistungsfähigkeit erzielt wird. Auf diese Probleme aufmerksam zu machen, erschien notwendig. Andere wichtige nationalökonomische Fragen, die bei der ganzen Materie auftauchen, sind aber von keinem Redner berührt worden: nämlich wie die vorgeschlagene Arbeitszeitverkürzung von Frauen und Jugendlichen auf die Lohnverhältnisse wirken und wie der Arbeitsmarkt für Männer und Frauen dadurch beeinflußt werden würde; höchst wichtige, naturgemäß sehr schwierige Fragen.

Der zweite Kongreßtag mit seinem Thema der Beziehungen zwischen Frauenfrage und sozialem Leben rührte an ähnliche Dinge, suchte aber die Resultate in anderer, mehr ethischer Richtung. Frln. Dr. Bäumer, die den Vortrag hielt, wollte vor allen Dingen das seelische Interesse der Frau an der Arbeit, die Einheitlichkeit ihres Lebenskreises von Berufs- und Hauswirtschaftsarbeit und ihren Anteil an der Gesamtkultur erhöht sehen. Ihre sozialpolitischen Forderungen trugen daher vielfach ethischen, sozialhygienischen, rassenbiologischen und politisch-öffentlichrechtlichen Charakter. Von den Halbtagsschichten wollte sie ebenso wenig wie ihr Korreferent D. Friedrich Naumann etwas wissen. Naumann hat im übrigen meines Dafürhaltens alles Wesentliche, was von seiten des einen wohlwollenden Standpunkt zur Frauenfrage einnehmenden Mannes zu sagen ist, gesagt, hat zutreffende Gruppierungen der Fragen getroffen, wodurch die praktische Behandlung bedeutend erleichtert wird — nämlich die Fragestellung, ob die berufstätige Frau im einzelnen Fall den Mutterberuf als den Haupt- oder als den Nebenberuf angesehen wissen will, welche Arbeitsgebiete sie sich wählen will, ob sie zölibatäre (notwendig nur für Ledige passende) Berufe ergreifen will u. s. w. Wenn er eine abwartende Stellung des Mannes empfiehlt und den Frauen zuruft: Hic Rhodus, nun zeigt die produktiv schaffenden Werte auf dem neuen Gebiet, so war es wohl von Frln. Pappritz, die in der Diskussion allerlei Gutes zur Sprache brachte, doch nicht gerade glücklich erwiderte (wenn sie auch viel Beifall damit erntete), daß sie auf die muskulösen Männer hinwies, die durch die ihnen als Kind von der Mutter gewordene Pflege eben das geworden sind, was sie sind, ein Werk der Frau; — — denn das ist ja Frauenwerk, wie es schon immer und ewig ohne den Emanzipationsgedanken getan wird und gerade am wenigsten für den neuen Beruf der Frau spricht, weil sie in dem alten so tüchtig ist; ganz abgesehen davon, daß auch Vererbungstatsachen eine Rolle spielen, zu denen der Mann mit beiträgt u. s. w. — Der letzte Verhandlungsgegenstand war eine Betrachtung der Sozialverhältnisse der Carl Zeiß-Stiftung, über die Geheimrat Pierstorff früher bereits in dieser Beilage zur Allgemeinen Zeitung geschrieben hat, und worauf sich deshalb ein Eingehen heute erübrigt; mit Recht bildete dieser Vortrag eine Würdigung der Verdienste Ernst Abbes.

Im ganzen hat der diesjährige Kongreß sehr viel überaus Wichtiges angeregt und wertvolle Aeußerungen zutage gefördert. Die Geister vieler denkender und wollender Köpfe hat er mächtig zum Guten erregt und ein genaueres Studium der Verhandlungen, wenn sie erst im Druck vorliegen, wird lohnend sein.

Jena. Dr. A. Elster.

*

Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen im Jahre 1905.

w. Der jüngste Arbeitsausweis zeigt eine große Anspannung der Kräfte und ein weiteres Fortschreiten der segensreichen Wirksamkeit der Vereinigung. An Einnahmen erhielt sie im Jahre 1905 fast 120,000 Kronen, sie konnte aber trotz sehr beträchtlicher Ausgaben noch über 20,000 Kronen dem Stammvermögen zuführen. Als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtet sie es, die Ausbildung und Arbeit einzelner mit Unterstützungen zu versehen, die teils vom Hauptvorstande, zumeist aber von den Abteilungen (Wissenschaft, bildende Kunst, Literatur und Tondichtung) verliehen werden. Darunter befinden sich z. B. 1000 Kr. an Gymnasial-Professor Dr. A. Bernt in Leitmeritz für eine Ausgabe des Dichters Heinrich v. Freiberg, 1000 Kr. an Prof. Karl Patsch in Serajewo zur archäologischen Durchforschung der süd- und mitteldalmatinischen Inseln, 800 Kr. an den Privatdozenten J. Pollak zur Herausgabe des Kommentars des Arabers Averroës zu Aristoteles De interpretatione, 600 Kr. an den Gymnasial-Professor Siegfried Reiter zur Herausgabe des Briefwechsels des Philologen Fr. Aug. Wolf, 1500 Kr. zum Ankauf von Radierungen von Fritz Hegenbart in München. An der Malerakademie in Prag wurden Schülerstipendien (je 150 oder 300 Kr.) im Gesamtbetrage von 8550 Kr. verteilt, für die Vermehrung der Kunstsammlungen der Gesellschaft wurden neben dem schon genannten Posten noch 3200 Kr. ausgegeben, weitere Stipendien kamen an die Bildhauerakademie in Prag und besonders an die deutschen Kunstgewerbeschüler in Prag und in dem übrigen Böhmen. Die Abteilung für Tondichtung gab 2000 Kr. zur Aufführung deutschböhmischer Tonwerke aus, ferner 800 Kr. als Unterstützung an den Komponisten Hermann Kögler aus Warnsdorf und 300 Kr. an einen Konservatoriumschüler. Besondere Veranstaltungen, die zu einem Wettbewerb der deutschböhmischen Künstler führten, waren die Inangriffnahme eines Kaiser Joseph II.-Denkmals in Teplitz-Schönau (der Entwurf von Prof. Franz Metzner wurde preisgekrönt) und eines Mozart-Standbilds auf der Loggia des Deutschen Landestheaters in Prag (Beitrag 7000 Kr.). Auch hat sich die Gesellschaft an der deutschböhmischen Ausstellung in Reichenberg durch Einrichtung einer besonderen Kunstausstellung tatkräftig beteiligt. Unter den Veröffentlichungen der Gesellschaft, die im ganzen fast 40,000 Kr. benötigten, ist sowohl die Zeitschrift „Deutsche Arbeit" als auch die „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" und die Sammlung der „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde" in erfreulicher Weise vorangegangen. Einige neue Stücke der Bibliothek sollen in kurzem besonders angezeigt werden

Die jüdische Encyklopädie.

-in. Die von Funk, Wagnalls u. Cie. in New-York und London publizierte Jewish Encyclopedia ist nunmehr vollendet. Es ist hiermit die Literatur um ein Werk bereichert, das, wie kein anderes, über das jüdische Volk, seine Religion, Geschichte, Gebräuche und Sitten informiert. Es bietet in 12 Bänden von ca. 700 doppelspaltigen Seiten 16,606 Artikel. Im ganzen werden 150,000 Themata in dem Werke besprochen. Die Redaktion ist von einem Komitee von 13 der hervorragendsten jüdischen Gelehrten Europas und Amerikas durchgeführt worden, denen noch 50 Hilfsredakteure als „consulting editors“ zur Seite standen. — Vom Gesichtspunkt der vergleichenden Religionswissenschaft bietet namentlich die Besprechung der verschiedenen Phasen der christlichen Religion, ihres Zusammenhanges mit der israelitischen, der Person Jesu Christi, der historischen Probleme, der Evangelien und der früheren christlichen Literatur Interesse. Die Bearbeitung der auf den Zusammenhang des Urchristentums mit dem Judentum bezüglichen Themata hat Dr. Kohler übernommen, der u. a. den jüdischen Ursprung des Begriffes der Wiedergeburt, der goldenen Regel, der Lehre von der Bruderliebe, der Idee des Menschensohnes, der Ideen des Gebetes des Herrn, des Gebrauches des Abendmahles, der Riten der Taufe und Ordination, sowie den Zusammenhang urchristlicher Literatur mit jüdischer, zum Beispiel des Buches der zwei Wege mit dem „ersten christlichen Katechismus“, der Didache, sowie des ersten christlichen Werkes über Kirchendisziplin, der „Didaskalia“ mit jüdischen Vorschriften darzulegen sucht. Es bleibt einer eingehenderen Besprechung vorbehalten, die diesbezüglichen wie auch sonstige Einzelstudien kritisch zu würdigen. — Das Werk ist reich illustriert. Es enthält im ganzen 2464 Illustrationen, 63 Karten und Pläne, 112 Proben hebräischer Typographie, 187 Kostümbilder und 333 Porträte, worunter auch ein noch nicht publiziertes Porträt Spinozas, das in Amerika gefunden wurde und dessen Authentizität, wie betont wird, nicht bezweifelt ist. Die Jüdische Encyklopädie wird wohl längere Zeit als „standard work“ über das Judentum in Betracht kommen.

Kleinere Mitteilungen.

* Deutsche Schiller-Stiftung. Gleichzeitig mit der Tagung der Goethe-Gesellschaft fand in Weimar am 8. und 9. Juni die diesjährige Konferenz des Verwaltungsrates der Deutschen Schiller-Stiftung statt. Anwesend waren aus Weimar: Staatsminister Dr. Rothe (als Vorsitzender), Geh. Hofrat v. Bojanowski, Dr. Hans Hoffmann und Professor Scheidemantel; als Vertreter der Badischen Zweigstiftung Professor Baumann, aus Berlin Professor Dr. Julius Rodenberg, aus Dresden Geh. Hofrat Prof. Dr. Adolf Stern, aus München Prof. Dr. Weltrich, aus Wien Hofrat Professor Dr. Minor. Zeitweise nahm an den Beratungen auch der Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs Geh. Hofrat Suphan teil. Die Gesamtsumme, welche die Deutsche Schiller-Stiftung einschließlich ihrer Zweigstiftungen im Laufe des Jahres 1905 auf Pensionen und Ehrengaben verwendet hat, beträgt 79,569 M (nicht 68,569 Mark, wie in den Jahresbericht durch ein Druckversehen gekommen ist), und diese Summe verteilt sich, soweit sie aus Bewilligungen der Hauptstiftung besteht, auf 149 Schriftsteller und Schriftstellerinnen, beziehungsweise Hinterbliebene von solchen. Die große Wirksamkeit der Stiftung dürfte in diesen Ziffern wohl zutage treten. Die Mitglieder des Verwaltungsrates wurden am 8. Juni vom Großherzog Wilhelm Ernst zur Hoftafel nach Schloß Ettersburg geladen.

* Eine internationale Konferenz für Krebsforschung wird im Anschluß an die Eröffnung des Instituts für Krebsforschung in Heidelberg vom 24. bis 27. September dieses Jahres in Heidelberg und Frankfurt a. M. stattfinden. Die Einladungen hierzu ergehen von Exzellenz Prof. Czerny (Heidelberg), Geheimräten Prof. Ehrlich (Frankfurt a. M.), Prof. v. Leyden (Berlin). Prof. George Meyer (Berlin) fungiert als Generalsekretär.

* Deutsche Lehrer fürs Ausland gesucht. Die deutsch-evangelische Schule zu Antwerpen sucht zum 15. September 1906 einen ledigen evangelischen Volksschullehrer, der das Französische vollkommen beherrscht. Gehalt: 1800 Francs jährlich. 28 bis 30 Pflichtstunden. Reiseentschädigung. Verpflichtung auf drei Jahre. — Die deutsche Schule zu Campina (Rum.) sucht zum September 1906 einen Mittelschullehrer mit Spezialprüfung im Französischen, oder einen Volksschullehrer (nicht zu jung) mit Befähigung für den französischen Unterricht. Gehalt: 3000 oder 2500 Francs, sowie freie Wohnung oder 480 Francs jährlich. Wohnungsentschädigung, freie Hinreise, nach 3 Jahren freie Rückreise. — Die deutsche Schule in Genua sucht zum 1. Oktober 1906 einen akademisch gebildeten Lehrer mit der Fakultas für Deutsch und Geschichte, Befähigung für Turn- und Rechenunterricht erwünscht. Anfangsgehalt: 3000 Lire. Verpflichtung auf drei Jahre. Reiseentschädigung. — Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind nur zu richten an die Lehrervermittlungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7/III.

* Ernennungen. Die in der gestrigen Nummer gemeldeten Auszeichnungen zweier Münchener Gelehrten durch das französische Kultusministerium müssen dahin berichtigt werden, daß Prof. Kuhn zum Officier de l'instruction publique, und Prof. Scherman zum Officier de l'Académie ernannt worden ist.

H. Todesfall. Zu Ueberlingen, wo er nach seiner Pensionierung sich dauernd niedergelassen, ist am 8. Juni Professor Dr. Hermann Sevin, der von 1870 bis 1877 Privatdozent in der theologischen Fakultät der Heidelberger Universität war, nach kurzem Krankenlager an einer Blinddarmentzündung gestorben. Der Verstorbene war Professor am Gymnasium in Konstanz, dann Vorstand der Höheren Bürgerschulen in Ueberlingen, Mosbach und Ladenburg. Außer kritisch-exegetischen Arbeiten hat er u. a. die Konstanzer Chronik des Ulrich Richental und das Ueberlinger „Häuserbuch“ und „Geschlechterbuch“ herausgegeben.

Hochschulnachrichten.

⊙ Tübingen. Professor Dr. v. Grützner, der Physiologe der Universität, beging dieser Tage in der Stille das Andenken an eine 25jährige Tätigkeit als Universitätsprofessor.

hc. Göttingen. Der Privatdozent für systematische Theologie an der hiesigen Universität Lic. theol. et Dr. phil. Rudolf Otto ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* Berlin. Zum Rektor der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist für die am 1. Juli beginnende Amtsperiode 1906/07 Geh. Regierungsrat Professor Granz gewählt worden. Professor Granz, der die etatsmäßige Professur für Wasserbau nach kulturgeschichtlicher, gewerblicher und hygienischer Richtung innehat, ist Mitglied der Abteilung für Bauingenieurwesen. Er gehört dem Lehrkörper der Charlottenburger Hochschule erst seit 5 Jahren an. — Dem Privatdozenten für klinische Medizin und Tropenhygiene an der hiesigen Universität, Regierungsarzt a. D. und dirigierenden Arzt am städtischen Krankenhause am Urban, Dr. med. Albert Plehn, ist der Professortitel verliehen worden.

h. c. Wien. Der Titel und Charakter eines außerordentlichen Professors wurde dem Privatdozenten für Bakteriologie an der hiesigen Tierärztlichen Hochschule, Dr. med. Rudolf Hartl, verliehen.

✕

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Andrees Allgemeiner Handatlas in 139 Haupt- und 161 Nebenkarten, herausgeg. von A. Scobel. 25./26. 27./28. Lieferung. (Jubiläumsausgabe 1880—1905.) Bielefeld, Leipzig 1905. Velhagen u. Klasing.

Karl Eugen Schmidt: Der perfekte Kunstkenner. Vademecum für Kenner und solche, die es werden wollen. Berlin Stuttgart. W. Spemann. 128 S.

Wege nach Weimar. Monatsblätter von Fritz Lienhard 1. Jahrg., Heft 8, Mai 1906. Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.

Leopold v. Schroeder: Baltische Heimat-, Trutz- und Trostlieder. München 1906. J. F. Lehmanns Verlag. 80 S.

Dr. jur. et phil. Heinrich Geffcken: Preußen, Deutschland und die Polen seit dem Untergang des polnischen Reiches Berlin 1906. Vossische Buchhandlung. 168 S.

Sprichwörterbuch. 7. Lieferung, herausgeg. von Franz Frhrn. v. Lipperheide. Berlin 1906. Expedition des Sprichwörterbuches.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Inseratenpreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ueber die Entwicklung und Bedeutung der Dampfturbine.*)

Von Professor Dr. A. Riedler.

Die wenigen Pioniere, die die betriebsbrauchbare Dampfturbine zuerst geschaffen haben, sind ihrer Zeit weit vorangeeilt. Es fehlte nicht weniger als die wirtschaftliche Beherrschung des Dampfes sowohl wie der dynamischen Verhältnisse, es fehlte hochwertiges Material, die Werkstattenmittel, Genauigkeit der Arbeit und vor allem der Verwendungszweck, das Bedürfnis. Um so mehr ist die Leistung dieser Pioniere zu bewundern. Die Entwicklung ist einzig und eigenartig: Ein Jahrhundert lang hat die Kolbenmaschine allein geherrscht. Seit 50 Jahren sind allmählich die Großbetriebe entstanden und haben sich in den 70er Jahren massenhaft, aber ohne Vertiefung, entwickelt, und die vollkommene Dampfmaschine ist erst Ende des Jahrhunderts gelungen. Plötzlich kommt die Turbine und soll die höchstwertige Maschine verdrängen; noch vor zehn Jahren war die Turbine unbekannt, vor fünf Jahren hat sie Aufmerksamkeit erregt, erst seit drei Jahren ist sie allgemein gewürdigt, und jetzt herrscht sie für Kraftwerke allein.

Wenn vor einigen Jahren eine große Umwälzung vorausgesagt wurde, kann heute gefragt werden: Was ist erreicht, was nicht, und was mag die Zukunft bringen? Die Beantwortung ist im engen Rahmen unmöglich, aber es können Tatsachen und Erfahrungen gekennzeichnet werden, die das Bild der Entwicklung und des Errungenen zeigen.

Reine Reaktionsturbinen hat bisher niemand gebaut; sie waren zu unbequem und schwierig. Turbinen mit gleichzeitiger Reaktions- und Aktionswirkung des Dampfes wurden von Parsons vollkommen ausgebildet; seine Turbine ist gegenwärtig die verbreitetste und in etwa 1½ Millionen Pferdestärken ausgeführt. Das Wesen und die Einfachheit dieser Turbine liegt in der Abstufung des Dampfdruckes in vielen Stufen, ohne Trennung der Stufen von einander und in der vollen Beaufschlagung der Räder aller Stufen. Dieser Grundsatz führt auf viele Räder und Hunderttausende bis Millionen von Schaufeln bei großen Turbinen, aber dieser Umständlichkeit steht eine außerordentlich einfache Herstellung gegenüber, so daß daraus kein Nachteil erwächst. Nachteilig ist hingegen, daß zahlreiche Räder mit geringem radialen Spielraum laufen müssen, um Dampfverluste zu verhindern. Dieser kleine Spielraum ist im Hochdruck- und Heißdampf gefährlich und hat Schaufelbrüche veranlaßt. Die Turbine ist nur für eine Temperatur richtig, gegen wechselnde Wärme empfindlich. Deshalb wird die Parsons-Turbine in ihrer Hochdruckseite eine Abänderung erfahren müssen, die von Westinghouse und von Sulzer in Winterthur bereits versucht ist. Die Niederdruckseite der Parsons-Turbine ist vorzüglich, und ihr verdankt sie ihre großen Erfolge.

Ein bedeutender Fortschritt der Turbinen wurde durch die Ausbildung der Aktionsturbinen erreicht. Solche Turbinen brauchen nur halb so rasch zu laufen als Reaktionsturbinen. Die ursprüngliche Form, welche die Aktionsturbine durch Laval erhalten hat, ist für Großbetrieb nicht lebensfähig, weil sie mit kleinem Rad und Zwischenübersetzungen versehen ist. Der Fortschritt liegt in der Entwicklung der großen Scheibenräder, die für Umfangsgeschwindigkeiten bis 400 Meter erfolgreich durchgeführt wurden, und weiter in der Abstufung des Dampfdruckes bei mäßiger Zahl von Stufen, die voneinander durch Zwischenwände getrennt und gedichtet werden können. Rateau war Bahnbrecher auf diesem Gebiete, eine Turbine ist aber mit unvollkommenen Einzelheiten und zu früh herausgekommen, und der Rückschlag ist nicht ausgeblieben. In neuester Zeit kommen jedoch die meisten Konstrukteure auf die Grundlagen von Rateau zurück. Mehrere verbreitete Turbinen, wie die von Zoelly, sind nur in baulichen Einzelheiten, nicht aber im Wesen von der Rateau-Turbine verschieden.

Die neuere Entwicklung dieser Turbine mit wenigen, aber kräftigen Abstufungen ist auf folgende Tatsachen gegründet: Dampfdüsen, welche die Spannung vor den Turbinenrädern in Strömungsenergie umzuwandeln haben, arbeiten fast verlustlos. Bei richtiger Druckabstufung können sie als einfache Leitapparate gebaut werden. Die Turbine wird dabei sehr einfach und hat nur den Nachteil, daß die Räder im Hochdruck nur teilweise beaufschlagt werden und der Widerstand solcher Räder wächst. Hingegen kann durch rasche kräftige Abstufung der Heißdampf völlig beherrscht und der Vorteil der Ueberhitzung voll ausgenutzt werden. Die Wärme gelangt gar nicht in die Maschine, wird sofort in Arbeit umgesetzt. Die Turbine hat unter dem Einflusse von hohen Temperaturen nicht zu leiden, wie z. B. Kolbenmaschinen; insbesondere kann dieser Vorteil ausgenutzt werden durch die Geschwindigkeitsabstufung des strömenden Dampfes, namentlich im Hochdruck, auf welcher Grundlage Curtis und die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft ihre neue Turbine in sehr einfacher Bauart vorzüglich entwickelt haben. Es ist dann mit sehr einfachen Mitteln und wenigen Rädern die auch wirtschaftlich höchstwertige Turbine möglich.

Dazu kommt, daß Turbinen die Vorteile der vollkommenen Dampfkondensation ausnutzen können, Kolben-

*) Auszug aus einem Vortrage, gehalten auf der Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure in Berlin am 12. Juni 1906.

maschinen hingegen nicht. Diesen bringt hohe Luftleere Wärmeverluste; auch können die erforderlichen Querschnitte in den Niederdrucksteuerungen und in der Dampfleitung gar nicht ausgeführt werden. Die Turbine hingegen mit ihrem sehr geringen Eigenwiderstande kann den Dampf bis zur höchsten Luftleere ausnutzen und erhält Arbeitsgewinn durch diese Luftleere und durch den geringen Radwiderstand in ihr.

Der Erfolg der Turbine liegt weiter in der vollkommenen Ausbildung aller Einzelheiten, insbesondere der Räder und Schaufeln. Die Betriebsgeschwindigkeiten sind für den meist vorkommendea Betrieb von Drehstrom-Dynamomaschinen 3000 oder 1500 Umdrehungen minutlich. Die Betriebssicherheit hierfür wird erreicht durch sorgfältige Berechnung und Ausführung, durch Sicherheitsregulierung, welche die Ueberschreitung der Geschwindigkeiten verhütet, durch sorgfältige Ausbildung der selbsttätigen Schmierung aller Teile, wobei die Regulierung die Maschine selbsttätig abstellt, wenn etwa der Oelumlauf eine Störung erfahren sollte. Solche Vorsicht ist notwendig, weil bei Turbinen das Anwachsen der Geschwindigkeit nicht wie bei Kolbenmaschinen gesehen und gehört werden kana, sondern fast unbemerkt bleibt. Außerdem muß der Betrieb so raschlaafender Maschinen gesichert werden durch große Genauigkeit in Herstellung und Aufstellung. Wenn der alte Maschinenbau durch das berüchtigte „Zimmermannshaar" gekennzeichnet war und der hochwertige Kolbenmaschiaenbau ein Zehntelmillimeter Genauigkeit erforderte, so verlangt der Turbinenbau Genauigkeit bis auf ein Hundertstelmillimeter, besonders in der Ausbalancierung der Räder, in der Lagerung und Beherrschung der dynamischen Wirkungen überhaupt. Die raschlaufenden Räder und Dynamoanker werden auf besonderen Vorrichtungen dynamisch ausbalanciert, dann noch „zentrifugiert", d. h. mit vielfacher Beanspruchung gedreht, wobei sich keine Veränderungen ergeben dürfen. Die Anforderungen, die solche Genauigkeit an die Werkstätte stellt, sind außerordentlich und bedeuten eine Umwälzung. Solche Genauigkeit muß aber im Betriebe dauernd erhalten werden. Deshalb die sorgfältigste selbsttätige Bedienung mit selbsttätigem Oelumlauf, Oelkühlung und den erwähnten Sicherheitsvorrichtungen. Die Turbine ist nur in ganz vollkommenem Zustande oder gar nicht betriebsfähig. Im vollkommenen Zustande läuft sie allein, ohne Mitwirkung des Maschinisten; versagt etwas infolge Ungenauigkeit oder Mängel, dann sind die betreffenden Teile auch in wenigen Sekunden vollständig zerstört. Aus diesen Eigentümlichkeiten erwächst aber der große Vorteil gegenüber der Kolbenmaschine, daß die Turbinen, einmal richtig hergestellt, unveränderlich sind, immer mit gleicher Wirkung, gleichem Dampfverbrauch arbeiten, an die Bedienungsmannschaft keine Aasprüche stellen und keine schwere Instandhaltungsarbeit erfordern, während Kolbenmaschinen nach längerer Betriebszeit auseinandergebaut und mühevoll wieder instandgesetzt werden müssen. Auch kann ein Mann viele Turbinen bedienen, während große Kolbenmaschinen mehrere Mann für eine Maschine erfordern.

Das größte Verwendungsfeld der Turbinen ist die Elektrotechnik. Sie hat anfänglich die „Schnelläufer" zu Hilfe gerufen, konnte aber diese Geister nicht rasch genug wieder los werden. Die Elektromaschinen mußten dann ein recht ungünstiges Kompromiß mit den langsam laufenden Kolbenmaschinen eingehen. Elektromaschinen laufen rasch, haben keine Wechselkräfte, keinen Kurbeltrieb, und gerade dadurch haben sie so rasch gesiegt. Die Turbine ist die natürliche Fortsetzung hierzu, sie gibt den einheitlichen, natürlichen Zusammenhang.

Hierzu kommen die übrigen Vorteile der Turbine: geringer Raumbedarf, in erster Linie. Auf der Grundfläche von Kolbenmaschinen kann die 6—8fache Turbinenleistung untergebracht werden. In jedem Kraftwerk kann ohne Aenderung der Gebäude neben vorhandenen Maschinen die gleiche Turbinealeistung aufgestellt werdea. Die Ersparnisse an Fundament-, Gebäude- und Anlagekosten überhaupt sind sehr erheblich. Dazu kommen weiter die Vorteile der bequemen Handhabung, der einfachen Bedienung, der Schonung des Personals und der jederzeitigen Betriebsbereitschaft, soweit diese nicht bei Turbinen mit kleinen Spielräumen beeinträchtigt ist, die dann zu ihrem sicheren Anlassen erst eine lange Vorwärmezeit brauchen. Turbinen mit großen Spielräumen der Räder nach dem Aktionsprinzip sind jedoch frei von solchem Mangel und für plötzliche Inbetriebsetzung geeignet.

So ist es begründet, daß die Turbine für Kraftwerke allein noch in Frage kommt. Als Fabrikmaschine hingegen and für kleine Leistungen kann sie die Kolbenmaschine noch nicht ersetzen. Wohl aber eignet sie sich zum Antrieb raschlaufender Arbeitsmaschinen, Pumpen, Gebläse, Kompressoren, deren Entwicklung durch die Turbine große Fortschritte machen wird. Ein großes Arbeitsfeld findet auch die Abdampfturbine zur Verwertung von unnütz auspuffendem Abdampf bei den zahlreichen mangelhaften Dampfmaschinenanlagen. Die Auspuffwärme wird dabei in Akkumulatoren aufgespeichert, um gleichzeitigen Betrieb der Abdampfturbiaen auch bei unregelmäßigem Auspuff zu sichern.

Diese große Entwicklung der Turbinen und insbesondere ihre außerordentliche Wichtigkeit für die Elektrotechnik hat zur Folge gehabt, daß mehrere große elektrotechnische Unternehmungen den Bau von Turbinen als Zweig ihrer Großfabrikation aufgenommen haben, daß andere mit dem Turbinenbau in enge Verbindung getreten sind und daß viele große Dampfmaschinenfabriken dea Bau von Turbinen im großen begonnen habea. Die Ausführungsberechtigungen und die einzelnen Verbände erstrecken sich über alle Länder und fast alle größeren Unternehmungen.

•

Auf die Frage: was ist erreicht, und was mag kommen? kann daher geantwortet werden:

Erreicht ist eine in der Geschichte des Maschineningenieurwesens unerhört rasche Entwicklang einer der schwierigsten Kraftmaschinen; ein folgenschwerer Fortschritt von höchster Bedeutung insbesondere für die Elektrotechnik. Erreicht ist der vollständige Sieg der Turbine auf dem Gebiete der Kraftwerke, obwohl die Ausbildang der vollkommenen Kondensatoren noch im Rückstande ist. Nicht erreicht ist die Kleinturbine; nicht vollkommen erreicht ist auch die Schiffsturbine, weil sie besonderen, ungünstigen Bedingungen entsprechen muß.

Für Landmaschinen ist die Turbine den höchstwertigen Kolbenmaschinen auch wirtschaftlich, im Dampf- und Kohlenverbrauch, überlegea. Für Kraftwerke kommt nur noch die Turbine in Frage. Die neuesten großen, hochwertigen Kolbenmaschinen von vielen tausend Pferdekräften waren die ersten und sind zugleich die letzten ihrer Art. Die Turbine hat die auf der höchsten Stufe angelangte Dampfmaschine verdrängt. Sie ist für Kraftwerke nicht mehr die Maschine der Zukunft, sondern der Gegenwart.

Landturbinen bieten schwierige Aufgaben wegen des notwendigen geringsten Dampfverbrauchs. Schiffsturbinen ebenso, da Kohlenverbraach und Aktionsradius die entscheidende Rolle spielen; aber dazu kammen noch ungünstige Sonderbedingungen, die von Schiff und Schiffsschraube abhängen. Auszugehen ist vom Widerspruch der mäßigen Schraubengeschwindigkeit mit der hohen Geschwindigkeit der Turbine, der nar ein für die Turbine ungünstiges Kompromiß zuläßt. Rascher Laaf der Schraube erhöht ihre Widerstände und Verluste; langsamer Lauf der Schraube bedeutet langsamen Lauf der Turbine, ist also ungünstig. Trotzdem müßte die Turbine weniger Dampf verbrauchen als eine gleichartige Kolbenschiffsmaschine, weil sie die erhöhten Verlaste der raschlaufenden Schiffsschraube mitdecken muß. Das größte Hindernis ist das Fehlen planmäßiger Versuche über raschlaufende Schiffsschrauben, die genügenden Wirkungsgrad ergeben. So wird denn im Dunkeln probiert mit Umlaufgeschwindigkeiten von 1000 bis herab zu 150, also mit zehnfacher bis zu nur doppelter Geschwindigkeit der bisherigen Schrauben. Die Verteilung des Schraubendrucks auf mehrere Schrauben auf vielen

Wellen, wie die Aufgabe von Parsons gelöst wurde, ist sehr verwickelt und als endgültig nicht anzusehen.

Hierzu kommen die ungünstigen Bedingungen für die Umsteuerung. Die Turbine erfordert stets eine besondere Rückwärtsturbine. Sie ist stets sehr gehorsam, die Handhabung der Umsteuerung außerordentlich einfach, sehr rasch und der Kolbenmaschine überlegen. Aber die Rückwärtsturbine muß große Leistung besitzen, wenigstens 50 Prozent Drehmoment der Hauptturbine, und sie muß außerdem mit geringem Dampfverbrauch arbeiten, denn sie muß erst die Massenbewegung der Turbine aufheben und dann umkehren. Während dieser Umkehrung muß der Dampfverbrauch gering sein, denn bei der Kolbenmaschine ist er sehr gering, und außerdem ist die Wirkung der raschlaufenden Schrauben bis zur vollen Rückwärtsfahrt sehr unzureichend. Die Rückwärtsturbine ist daher unbequem wegen der großen Leistung und des notwendigen geringen Verbrauchs. Die bisherigen Ausführungen erfüllen wohl die Manövrierbedingungen, verbrauchen aber zu viel Dampf für das Umsteuern.

Insbesondere hinderlich sind die Sonderbedingungen für Kriegsschiffe. Die Forderungen für volle und gesteigerte Leistung sind durch Turbinen leicht zu erfüllen, aber die Forderung einer dauernden Verminderung von Geschwindigkeit und Leistung für die sogenannte Marschleistung ist den Turbinen sehr unvorteilhaft; insbesondere ist es schwer, hierfür einen annehmbar geringen Dampfverbrauch zu erzielen. Parsons wendet eigene Marschturbinen an, kommt dann mit 4 Wellen auf 8 Turbinen, hintereinander geschaltet, und trotzdem ist der Dampfverbrauch ein schlechter. Trotz dieser Schwierigkeiten hat die englische Kriegsmarine viele Turbinenschiffe in Dienst gestellt und für ihre Neubauten nur Turbinen in Aussicht genommen. Das neue Geschwader soll nur Turbinenschiffe erhalten. Für Handelsschiffe hat die Cunard-Linie ein großes Turbinenschiff für den atlantischen Dienst in Betrieb, die Allan-Linie zwei. Außerdem laufen viele Turbinenschiffe kurzer Fahrt, insbesondere im Kanaldienst. Die Cunard-Linie hat zwei große Schnelldampfer im Bau. Der sonst so konservative Sinn der Engländer ist hier, wie so oft, nachdem er die Wichtigkeit einer Sache einmal erkannt, mit kühnem Wagemute vorgegangen und hat nicht erst die Erfahrungen und das Lehrgeld anderer abgewartet und nicht die müßige Frage gestellt: wo sind solche Maschinen in Betrieb?, sondern ist mit kühnen Schritten vorwärts gegangen.

Die deutschen Reeder verhalten sich ganz zurückhaltend. Die deutsche Kriegsmarine hat nach langem Zögern einen kleinen Kreuzer (Lübeck) und ein Torpedoboot nach englischem Vorbild mit Parsons-Turbinen bestellt und damit eigentlich Erfahrungen wiederholt, für welche andere schon Lehrgeld bezahlt haben. Der einzige Nutzen, der der Sache erwächst, sind die strengen deutschen Vorschriften, die nur erprobte Betriebszahlen und keine Renommier-Meilen-Fahrten von wenigen Stunden anerkennen.

Die einzige selbständige Leistung neben den englischen Vorbildern ist, abgesehen von einigen noch unfertigen Versuchsschiffen, der Dampfer Kaiser mit Turbinen der A. E.-G. für den Inseldienst der Hamburger Linie, dessen 6000pferdige Turbine einen Dampfverbrauch von 6.3 Kilogramm für die Nutzpferdekraft ergeben hat. Die Marine hat diesen Dampfer für Versuchszwecke gechartert und hat gleiche Ergebnisse erhalten. Auf der Grundlage dieser Turbine sind alle Aufgaben der Schiffsmaschinen wesentlich einfacher lösbar als mit den bisherigen Schiffsturbinen.

Die Sachlage ist für die weitere Entwicklung der Turbinen nicht günstig. Die deutsche Marine hat das Ergebnis mit ihrem Turbinentorpedoboot veröffentlicht und einen Mehrkohlenverbrauch bei der Marschleistung von nicht weniger als 78 Prozent nachgewiesen. Dazu kommen aus England Nachrichten, daß das Turbinenschiff der Cunard-Linie unzulässig großen Dampfverbrauch ergeben habe, daß die Allan-Linie neuestens Kolbenmaschinen bestellt habe u. s. w.

Die erwähnte ungünstige Veröffentlichung ist aber einseitig und nicht maßgebend. Die deutsche Marine selbst hat neuestens wieder ein 30-Meilen-Torpedoboot und einen Kreuzer mit Parsons-Turbinen in Auftrag gegeben. Die ungünstigen Nachrichten erweisen sich als übertrieben. Der Kohlenverbrauch auf den Turbinenschiffen, selbst auf den Kreuzern, liegt nicht übermäßig über dem gleichwertiger Kolbenmaschinen; er übersteigt ihn um 10—20 Prozent. Nicht durch die bisherigen, aber durch bessere Turbinen kann solcher Mehrverbrauch leicht vermieden werden. 10 Prozent Ersparnis sind schon durch Heißdampf erzielbar, 10 Prozent durch naheliegende Turbinenverbesserungen. Eine grundsätzliche Schwierigkeit liegt daher nicht vor. Außerdem mögen die übrigen Vorteile der Turbinen voll gewürdigt werden: die Unveränderlichkeit der Maschine, die leichte Bedienung, die Schonung der Mannschaft u. s. w. Die deutsche Kriegsmarine beharrt auf völlig getrennten Maschinenräumen unter Panzerschutz. In solchen werden im Ernstfalle an die Mannschaften übermenschliche Anforderungen gestellt, die durch Turbinen ganz wesentlich erleichtert werden, während die Kolbenmaschinen bei Höchstleistung immer nur Angstbetrieb zulassen oder jeden Augenblick infolge von Ueberlastung ganz versagen können. Die gesteigerte Leistung der Turbinen kann dagegen völlig sicher und ohne Anforderungen an die Mannschaft erreicht werden.

Wenn die Turbine für Schiffsbetrieb richtig ausgebildet und verwendet werden soll, dann müssen die Bedingungen den Turbinen besser angepaßt werden. Es ist nicht richtig, daß die jetzigen Bedingungen die vollkommenen Kolbenmaschinen veranlaßt hätten. Im Gegenteil. Durch die allmählich verbesserten Leistungen der Maschinen wurden diese Bedingungen geschaffen, und es ist nicht richtig, sie unverändert auf eine ganz andere Maschinengattung zu übertragen, statt sie der Eigenart der neuen Maschine anzupassen. Hinsichtlich Kohlenverbrauch und Aktionsradius soll nichts Wesentliches geändert werden, wohl aber hinsichtlich Marschleistung, Heißdampf u. s. w., und hierzu ist das bisher gänzlich fehlende Zusammenarbeiten des Maschinenbaus mit dem Schiffbau und mit dem Militärwesen erforderlich. Um aber auf geändertem Wege zu einem besseren Ziele zu gelangen, ist eine zielbewußte Initiative erforderlich, insbesondere wegen der Schiffsschrauben, und der Fortschritt kann nur schrittweise und mit großen Opfern erfolgen. Es ist die Frage: wer soll die Opfer bringen? Natürlich die Industrie, wird gesagt, denn sie ist der Interessent. Wohl würde es der Industrie an Unternehmungsgeist und Opfermut nicht fehlen, wenn nur Aussicht vorhanden wäre, die Opfer wieder einzubringen; dem stehen aber verschiedene Hindernisse entgegen.

Zunächst die Handhabung des deutschen Patentgesetzes, wobei unter Mitwirkung von Fachleuten „vorbekannte“ Ideen in Neues hineingedeutet und Patentansprüche derart eingeschränkt werden, daß deutsche Patente so gut wie wertlos sind. Alle Turbinenpatente zusammen haben keinen Wert. Das ist insbesondere im Auslande längst bekannt. Weiter fehlt der Schutz des geistigen Eigentums überhaupt. Literarische Erzeugnisse sind durch ihr bloßes Dasein geschützt, ohne Taxzahlung und noch 30 Jahre nach dem Tode des Urhebers. Die Geistesprodukte des Ingenieurs sind vogelfrei. Es ist in Strafprozessen wiederholt vorgekommen, daß für den Tatbestand des Diebstahls nur der Papierwert gestohlener Zeichnungen entscheidend war. Dazu kommt noch die gelegentliche Mißachtung unseres geistigen Eigentums insbesondere durch Behörden. Diese verlangen von Lieferanten Studien und Entwürfe, die hohe Kosten verursachen und dann ohne weiteres anderen übergeben werden oder Gratisinformation für Beamte bilden. Bei Lieferungen kommt es sogar vor, daß vollständige Zeichnungen ohne den üblichen Stempel, der das geistige Eigentum vorbehält, überantwortet werden müssen und die Grundlage von Neubestellungen bei anderen bilden. Das Bürgerliche Gesetzbuch erklärt Verträge für ungültig, bei denen der Starke dem Schwachen sein Recht vorwegnimmt! Endlich ist ein großes Hindernis und echt deutsche Eigenart, daß Neuerungen durchgeführt werden unter stetiger Berücksichtigung von Sonderwünschen des Bestellers, so daß mit großen Kosten endlich eine allen Anforderungen entsprechende

Maschine zustande kommt. Dann aber wird der Preis auf das Minimum herabgedrückt oder der Konkurrent herangeholt. Ergibt sich aber bei Berücksichtignng solcher Sonderwünsche irgendwelche wesentliche Verbesserung, wenn auch nnr durch die Fragestellung und die Arbeit des Lieferanten, dann wird der Erfolg mit Beschlag belegt.

Dazu kommt die erwähnte Zurückhaltung der Reeder, die für Turbinen nur zu haben sind, wenn sie einen großen Vorteil aus salchem Betriebe herausrechnen können. Kein deutscher Reeder hat bisher Turbinen bestellt. Anch der Dampfer Kaiser ist nicht bestellt, sondern von der A. E.-G. anf eigene Rechnung gebant worden mit der Aussicht auf Ankauf dnrch die Hamburger Gesellschaft. Daß die Kriegsmarine äußerst vorsichtig vargeht, ist selbstverständlich und ihre Pflicht. Bei einom Mißerfolg würde sie anch im Parlament recht übel dran sein. Auch die Marine hat Turbinen nicht bestellt, sondern nur geduldet, da sie die Vorschrift machte, daß im Falle eines Mißerfolges die Turbinen durch Kolbenmaschinen ersetzt werden müssen, was ohne Schiffsumbau gar nicht möglich ist.

So ist denn die Sachlage für den Unternehmnngsgeist nicht günstig. Daß die Industrie der Hauptinteressent der Entwicklung sei, ist nicht richtig. Denn wenn keine der jetzigen industriellen Unternehmungen mehr besteht und keiner der jetzt Lebenden mehr vorhanden ist, dann wird die Marine noch bestehen und noch größere Bedentung haben als jetzt. Sie ist immer der Hauptinteressent, auch deshalb, weil jeder durch den Fortschritt gewonnene Vorsprung für sie von größter Bedeutung werden kann. Die Kriegsgeschichte kann manches Beispiel hierfür liefern. Die Kosten der Initiative für diesen Hanptinteressenten sind nur geringfügig gegenüber den unvermeidlichen Kosten nnd Verlnsten dnrch veraltete Konstruktionen. Das Festhalten am Alten, der Mangel an Initiative kann unter Umständen die allerverschwenderischste Sparsamkeit sein nnd dazu führen, was schon oft geschehen, daß das Bauwerk, wenn es nach jahrelanger Ueberlegung und Arbeit endlich fertig wurde, auch schon verallet und entwertet ist.

Unter diesen Umständen ist eine planmäßige, richtige Entwicklung der Schiffsturbinen wenig wahrscheinlich. Es ist wahrscheinlicher, daß der Unternehmnngsgeist sich lohnenderer Arbeit zuwendet, daß sich der Fortschritt dann nur sehr langsam vollzieht, ausschließlich anf dem Boden des bereits Bestehenden und in ängstlicher Nachahmung englischer Vorbilder, mit großen Opfern für die Marine, die das Vollkommene dann nur auf dem kostspieligen Umwege über eine Reihe von minderwertigen Zwischenprodukten erreichen wird. Dann aber liegt die Gefahr vor, daß wir ins Hintertreffen kommen nnd vom Ausland abhängig werden.

Wenn die jetzigen Bedingungen für die Marschleistnng festgehalten werden, ist es möglich, daß zunächst ein technischer Umweg betreten wird, der aber die Bedingungen erfüllen läßt. Z. B. könnte die Marschleistung, die für Turbinen so ungünstig ist, durch Elektromotoren erzielt werden, die leicht umsteuerbar und regulierbar sind und selbst Fernsteuerung ermöglichen. Die Turbodynamo wäre dann nnr die seldsttätig regulierende Zentralstation. Solcher Vorgang wäre nnr eine Kosten- nnd Gewichtsfrage. Die Marschleistung könnte auch nnter Ausschluß des Dampfbetriebes durch Gas- oder Oelmaschinen allen Anforderungen entsprechend erzielt werden. Der Aktiansradius könnte dadurch auf ein Vielfaches des jetzigen gebracht werden. Nur die Voll- und Höchstleistung wäre dann durch Turbinen zn erzielen.

Richtig wäre aber der planmäßige Vargang: die Verbesserung der Schiffsschraube, die Ausbildung der Schiffstnrbine mit wenigen Abstufungen, entsprechend den Fartschritten der vollkommenen Landturbinen. Die Aufgaben sind lösbar. Die Zukunft gehärt auch im Bereiche der Schiffsmaschinen nur der Tnrbine. Aber es ist erfarderlich, daß die Bedingungen des wirtschaftlichen Erfoiges für den Unternehmungsgeist erleichtert werden, statt ihm schwere Hindernisse in den Weg zu legen.

Deutschlands Seeinteressen.

Ein Gang dnrch das Mnseum für Meereskunde in Berlin.

Von Dr. Willy Scheel.

(Schluß.)

An den auf den Wandtischen dieses Saales aufgestellten Modellen für Geräte und Vorkehrungen für Rettung aus Seenot können wir schneller vorübergehen. Sie sind durch den Verein für Rettung Schiffbrüchiger und andersher zu bekannt, als daß ich über die Signal- nnd Raketenapparate, die Bojen und Rettungsgürtel, die Wagen und Rettungsboote nebst ihrer tapferen Bemaunung näheres zu berichten brauchte. Jeder Wintersturm fast gidt uns durch die Zeitungen von der Tätigkeit der Rettungsstationen an unseren Küsten Kunde, und die knappen Notizen lassen aft kaum die Größe der Tat jener mutigen Männer genügend hervortreten.

Mit dem Rettungswesen hängt nahe das Hafen- und Küstenwesen zusammen, das im angrenzenden Saale zu Gesicht gebracht ist. Der Hafenbetrieb des Kaiser Wilhelms-Hafens in Hamburg wird mit seinem vielgestaltigen Leben in einer Nachbildung 1 : 100 aargeführt, die jedoch zur Zeit noch nicht fertiggestellt ist; nur kleine Modelle von Kranen und Ladegeschirren zeigen die spätere Ausführung.

Dagegen wird die Befeuerung und Betonnung van Küsten und Fahrstraßen an sehr charakteristischen Madellen gleichsam im Betriebe vor Augen geführt. Leuchtfeuerapparate mit ihren Linsen und Lampeneinrichtnngen zeigen uns die Befeuerung der Leuchttürme in alter und neuer Zeit, unter denen der Leuchtturm auf dem Raten Sande vor der Wesermündung besonders heraargehoben sei; sein Unterbau, sowie die Schwierigkeiten der Bauarbeit selbst, das Hinausführen und Eingraben der Sandkästen, sind bildlich dargestellt. Eine Karte unserer gesamten Küstenbefruerung in der angrenzenden Halle läßt die Ausdreitung und Wichtigkeit des Leuchtfeuerwesens für die Sicherheit der Schiffahrt in graphischer Darstellung deutlich werden.

Loser hiermit verbunden ist das Seekubelwesen; den Mittelpunkt der Darbietungen bildet das Madell des Kabeldampfers „Großherzog von Oldenburg“.

Die dritte Abteilung, die sogenannte Ozeanalogische Sammlung und Instrumentarium, bietet die Meereskunde nnd Meeresfarschung im eigentlichen, engeren Sinne dar. Seitdem die Loggbücher unsrrer Seeschiffe genaue Bemerkungen und Nachrichten über See, Wind, Wellen, Lufterscheinungen, Wetter n. s. w. u. s. w. enthalten, bielrn sie der Meeresforschung ein ausgedehntes Material für Erfarschung mannigfacher Prableme dar; umgekehrt bietet aber die wissenschaftliche Meeresforschung neben ihren rein wissenschaftlichen Zielen doch manches, was wiederum der Schiffahrt, ihrer Sicherheit und Genauigkeit zugute kommt. Das Instrumentarium der westlichen Galerie enthält die Vorrichtungen für die Zeit- und Ortsbestimmung zum Zwecke der Navigierung des Schiffes; eine weitere Abteilung zeigt die verschiedensten Kampasse, Steurr-, Peilkompasse, Kompaßrosen u. s. w., hirr sehen wir die Vorkehrungen und Einrichtungen, um die Kompaßablenkung (Deviation) zu kampensieren, neben den Instrumentrn, die die Fahrtrichtung bestimmen helfen, sehen wir die Varrichtungen für Messung der Fahrtgeschwindigkeit, wie sie auf unseren Schiffen in älterer und neuerer Zeit zur Anwendung kommen; es sind die verschiedenen Arten des Loggs und des Loggens, die hier in Originalen und täuschend nachgemachten Modellrn in Originalgröße zur Ansicht stehen. Auch Meßinstrumente (Klinometer), um den Winkel zu messen, um den das Schiff beim Schlingern aus seiner perpendikularen Lage weicht, sind zu sehen.

Eine besondere Gruppe bilden die Tiefsrelote, die wirderum die Erfordernisse für die Schiffsführung und die Wissrnschaft mit-

einander vereinigen. Denn diese Tiefseelote dienen nicht nur zur einfachen Tiefemessung der einzelnen Meeresstelle, sondern sollen auch gleichzeitig ein möglichst genaues Bild von der Beschaffenheit des Meeresbodens zu geben versuchen. Zu diesem Zwecke sind sie so eingerichtet, daß sie durch Klammern oder Eindrücken in eine Röhre eine Probe des jeweiligen Meeresbodens mit ans Tageslicht bringen sollen. Freilich ist dies mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft; denn ist der Bodenbestandteil nicht erheblich gegen das Wasser und Pflanzenschlingen geschützt, so wäscht die gewaltige Wassermasse, die es durchqueren muß, um an die Oberfläche zu kommen, alle Proben wieder heraus, und das Lot steigt probenlos aus der Salzflut. Man bedenke, daß Meerestiefen über 9000 Meter durch Tiefseelotmaschinen (Lucas) von der Deutschen Südpolarexpedition gemessen wurden.

Eine weitere Gruppe enthält ebenfalls der wissenschaftlichen Meeresforschung dienliche zahlreiche Instrumente; vorzüglich um die physikalischen und chemischen Eigenschaften und Zusammensetzungen des Meerwassers zu ermitteln, hat man Wasserschöpfer, Thermometer für verschiedene Tiefen des Meeres, Vorrichtungen, um Salzgehalt, Gasgehalt u. s. w. des Wassers zu messen. Auch die Bewegungen des Meeres können durch genaueste Ermittelungen festgelegt werden; dazu hat man Flut-, Strömungs-, Wellenstoßmesser u. s. a. m. — Vernünftigerweise sind aber nicht nur diese zahllosen Apparate, mit denen der Laie wenig anzufangen wüßte, ausgestellt, sondern es folgen in einem besonderen Zimmer nun auch einige Ergebnisse der morphologischen, physikalischen und chemischen Erforschung von Meeresteilen. Besonderes Interesse verdienen die von der Deutschen Tiefseeexpedition der „Valdivia" stammenden Proben von Tiefseesedimenten. Im idealen Modell ist der Salzgehalt des Meeres durch ein Salzlager dargestellt, das mit dem bekannten Rauminhalt des Berliner königlichen Schlosses im Modell in Vergleich gestellt ist.

Damit kommen wir zur vierten und letzten Abteilung unseres Museums, der **Biologischen und der Fischerei-Sammlung.**

Die **Biologische Sammlung** macht uns mit den charakteristischen Meerestieren für einzelne Meere und Meeresteile bekannt. Zuerst durchwandern wir die Spongien (Schwämme), die besonders aus dem Aegäischen Meere kommen, und sehen erst die Fleischmassen der Schwämme in ihrer natürlichen Beschaffenheit in Alkoholgläsern, sodann die für den Handel zurecht gemachten und getrockneten merkantilen Spongien in zwei Glasschränken aufgestellt. Von diesem mitteleuropäischen Meere führt uns die biologische Ozeanographie in den äußersten Norden. Unter dem Zeichen des deutschen Polarschiffes „Gauß", das im Bilde dargestellt ist, treten wir an die Darstellung der antarktischen Zone und sehen die Vertreter der Säugetier- und Vogelfauna des von Drygalski erforschten Südpolargebietes vor uns. Von dort lehren wir in die Gegenden des südlichen Roten Meeres zurück, woher ein Korallenriff stammt, das mit seinen wundersamen Lebewesen und seinem Wachstum sich uns darbietet.

Erfreulicherweise kommt neben ausländischen Forschungsgebieten aber auch die Heimat in größerem Maße zu Worte. Die Nordsee mit ihrem Tier- und Pflanzenleben und besonders die Insel Helgoland ist reichlich in den Vorführungen und Darbietungen des Museums bedacht.

Den Schluß macht die große Darstellung der **Verwertung der Meeresprodukte** aller Art, vom Riesenwalfisch bis zur Perle. Wir sehen an unseren Augen die lange Reihe der Harpunen und Fanggerätschaften vorüberziehen, betrachten die Vorkehrungen zum Zertrennen und Zerkleinern der gewaltigen Tiere, die Gewinnung und den Versand von Tran, Fischbein, Fischmehl u. a., die Zeugnis ablegen von der mannigfachen Verwendung, die Fleisch, Fett und Knochengerüst dieser Meerungeheuer finden. Einen Walfang in Norwegen hat Karl Saltzmann im Bilde in dieser Abteilung dargestellt.

Eine zweite Gruppe führt uns in südlichere Meeresteile. Unter dem Saltzmannschen Bilde „Brütende Pelikane an der peruanischen Küste" finden sich Proben von Guano, Gegenstände, Schmuck- und Gebrauchsdinge aus Schildpatt und Perlmutter, sowie die Darstellung der Perlenbildung.

Die nächste Gruppe ist der eßbaren Verwendung gewidmet: Austern und Austernzucht, Krebse, Hummern, Garneelen, ihre Entstehung, ihre Entwicklung, ihr Fang, ihre Verwertung. Auch hierfür hat Karl Saltzmann mit einem Gemälde „Granatfischerei an der oldenburgischen Küste" zur Veranschaulichung aller dieser Dinge beigetragen.

Die Gewinnung des Bernsteins, seine Verwertung und — seine Nachahmung wird an Originalstücken und im Bilde dargestellt.

Das Modell einer Heringspackerei in dem letzten Galeriebogen und die Präparate aus Fischprodukten, Imitationen verschiedener Kaviarsorten u. a. m. führen uns zu der wichtigen Gruppe der Seefischerei.

Auch hier hat vorzüglich die **deutsche See- und Küstenfischerei** Aufnahme und Darstellung gefunden.

Wir stehen am Ende unserer Wanderung. Staunend haben wir in eine Unzahl von Betrieben geblickt, von denen sich der Binnendeutsche sonst nichts träumen läßt. Das hier im Museum Gebotene läßt uns jedenfalls ahnen, wie viele Millionen deutschen Kapitals schon allein im überseeischen Handels- und im Fischereibetriebe stecken. Auch der Gang durch dieses Museum für Meereskunde führt uns zu der notwendigen Folgerung, daß wir für all diese deutsche Arbeit einen starken **Schutz** brauchen, **den einer starken Flotte.** Wenn dieser Gedanke immer mehr im deutschen Volke Geltung gewinnt, dann wäre eines der Ziele des Museums für Meereskunde, und nicht das schlechteste, erreicht.

Bücher und Zeitschriften.

Die Vulkanberge von Colombia. Geologisch-topographisch aufgenommen und beschrieben von **Alfons Stübel.** Nach dessen Tode ergänzt und herausgegeben von **Theodor Wolf.** V u. 154 S. in Großquart. Mit 3 Karten und 37 Lichtdrucktafeln. Dresden 1906. Verlag von W. Baensch.

Schon seit einiger Zeit hatte sich Verfasser mit der Absicht getragen, die Ergebnisse der von ihm, z. T. zusammen mit W. Reiß, im Gebiete der Republik Colombia vor mehr als drei Jahrzehnten (1868—1870) ausgeführten Forschungsreisen der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Die photographische Reproduktion der dem Werke beigegebenen zahlreichen Bilder war ebenso wie der größere Teil des Textes bereits fertiggestellt, als der Verfasser Ende 1904 durch den Tod abberufen wurde. Im Auftrag der Hinterbliebenen hat dann der langjährige Mitarbeiter des Verfassers, Herr Th. Wolf, die Herausgabe des vorliegenden Werkes übernommen. — Der Verfasser gibt zunächst eine allgemeine Orientierung über die geographische Lage der Vulkanberge Columbiens, die sich, allerdings nicht ohne einige Willkür, in fünf Hauptgruppen einteilen lassen. Sie sind gegenwärtig fast ausnahmslos nicht mehr tätig, nur bei einem von ihnen, der „Doña Juana", sind in neuerer Zeit (1899) zwei Eruptionen vorgekommen. Immerhin aber zeigen noch mehrere der größeren columbianischen Vulkanberge eine ununterbrochene Fumarolentätigkeit. Hierauf folgt eine tabellarische Uebersicht der wichtigsten Vulkane von Columbia mit Angabe ihrer absoluten und relativen Höhe, wobei als der höchste von allen der **Huila**, zugleich auch der höchste Berg der Republik überhaupt, mit 5750 Meter angeführt ist. Die beigegebene Karte von Mittel- und Südcolombia, welche über die geographische Lage der einzelnen Vulkane, ihre Zugehörigkeit zu den beiden Hauptzügen (Längs-Cordilleren) der Anden ꝛc. unmittelbar Aufschluß gibt, ist im wesentlichen eine Kopie der Codazzischen Karte des betreffenden Gebietes. Diese Karte zeigt jedoch teilweise erhebliche Ungenauigkeiten; zu ihrer Vervollständigung und Berichtigung hat Verfasser zusammen mit W. Reiß seinerzeit eine größere Anzahl von astronomischen Ortsbestimmungen und trigonometrischen Vermessungen ausgeführt, aus denen Fehler der Karte in geographischer Breite bis zu 22 Bogenminuten (linear ausgedrückt also bis zu 420 Kilometer), in Länge etwa bis zum gleichen Betrag sich ergaben. Eine kurze Aufführung der Endergebnisse dieser im Detail schon früher veröffentlichten, von

Prof. Peter in Leipzig musterhaft reduzierten Ortsbestimmungen, sowie eine chronologische Uebersicht der einzelnen, von dem Verfasser ausgeführten Reisen beschließen den ersten Abschnitt. Der zweite Abschnitt ist unter Zugrundelegung der dem Werke beigegebenen Bilder der topographisch-geologischen Beschreibung der Vulkanberge Columbiens gewidmet. Das Schwergewicht liegt hierbei wohl auf seiten der ausgezeichneten Bilder, die fast ausschließlich vom Verfasser an Ort und Stelle mit ebenso viel Kunstfertigkeit wie Fleiß zeichnerisch aufgenommen und dann durch Lichtdruck vervielfältigt worden sind. Aber auch die zu diesen Bildern geschriebenen Erläuterungen enthalten eine Menge von Daten, die, zusammengenommen, eine in geologischer, topographischer und kultureller Beziehung gleich wertvolle Beschreibung der durchreisten Gebiete liefern. Für die Topographie des Landes besonders wertvoll dürfte das am Schlusse dieses Abschnittes abgedruckte Höhenverzeichnis sein, das die überwiegend mittelst eines Quecksilberbarometers (nur zum geringen Teil trigonometrisch) bestimmten Meereshöhen für eine sehr große Anzahl von Ortschaften, Berggipfeln und sonstigen wichtigen Punkten des Landes enthält. Die für eine kleinere Anzahl von Oertlichkeiten (rund 80 Stationen) vom Verfasser nach der Boussingaultischen Methode (Einsenken des Thermometers in den Erdboden) bestimmten „mittleren Jahrestemperaturen“ dürften zwar vom Standpunkt neuerer Forschung aus nicht ganz zuverlässig sein, erscheinen aber, da völlig einwandfreie Bestimmungen dieses Elements zurzeit noch gänzlich fehlen und im günstigsten Falle erst nach einer längeren Reihe von Jahren erwartet werden dürfen, gleichwohl geeignet, auch über die klimatischen Verhältnisse des Landes Aufschluß zu geben. Im dritten Abschnitt, der den Untertitel „Ein Einblick in die Werkstatt der vulkanischen Kräfte“ trägt, gibt Verfasser endlich einen kurzen Abriß der von ihm aufgestellten Vulkantheorie, die er dann an einzelnen Beispielen aus verschiedenen europäischen Vulkangebieten (Vesuv, Aetna, Santorin, Stromboli, Volcano u. a.) eingehend erläutert. Soweit diese Theorie sich auf die Entstehung der Vulkanberge, auf die Tiefe der vulkanischen Herde, auf die Erklärung der Ursachen einer Eruption bezieht, zeigt sie von den heute in dieser Beziehung geltenden Anschauungen keine wesentlichen Abweichungen; die weiterhin geäußerten Ansichten des Verfassers dürften dagegen nicht durchgehends ohne Widerspruch aufzunehmen sein. Alles in allem darf das vorliegende, in jeder Hinsicht musterhaft ausgestattete Werk ohne Zweifel als ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der Republik Colombia auf das freudigste begrüßt werden.

K. O.

Marokko. Reiseschilderungen von Dr. Siegfried Genthe. Berlin 1906, Allg. Verein für deutsche Literatur.

Als eine Zusammenstellung von Reisebriefen, die Genthe für die Kölnische Zeitung geschrieben hatte, bildet das Buch gewissermaßen ein Vermächtnis des Verfassers, denn als die letzten dieser Briefe erschienen, war er bereits nicht mehr am Leben. Dr. G. Wegener hat die Herausgabe besorgt, kein Geringerer als Prof. Dr. Fischer ein sehr warmes Vorwort dazu gegeben. Das Buch berührt fast wehmütig, nicht allein deshalb, weil der Verfasser in jungen Jahren eines gewaltsamen Todes starb, sondern weil es die Vergänglichkeit des modernen Journalistenruhms predigt. Kaum weniger rasch als die Briefe der Kölnischen Zeitung wird auch dieses Buch der Vergessenheit anheimfallen. Denn es diente und sollte dienen in erster Linie der Unterhaltung; von künftigen ernsten Forschern wird es kaum zitiert werden. Zur Wissenschaft gönnte sich der reiselustige Verfasser, der, überall und nirgends zu Hause, den Reiz des Lebens in fernen Landen mit vollen Zügen auskostete, keine Zeit. Nur zur Geschichte erkennt man eine tiefere Neigung, während die geographische Schule Prof. Fischers nicht die leiseste Spur in dem Buch zurückgelassen hat. Aber darin ist Genthe ein Meister, als immer eleganter, unterhaltender, teilweise glänzender Schilderer und Erzähler, die Leser eines gediegenen Blattes unbemerkt auch zu unterrichten. Er hat nur die kurze Strecke von Tanger nach Fes gemacht und nichts wesentlich Neues dabei entdecken können. Aber seine Betrachtungen greifen, fußend auf einer umfassenden Litteraturkenntnis, weit über dieses beschränkte Gebiet hinaus. Das Interessanteste, das er bietet, sind wohl die Schilderungen des Scherifentums und seines Sitzes Wessan. — Mag man es also immerhin bedauern, daß Genthe seine Gaben nicht in den strengen Dienst der Wissenschaft gestellt hat, und mag man die Lebensauffassung eines Weltenbummlers eine selbstsüchtige heißen, man wird an dem Schicksal dieses kraftvollen Mannes, der, im Galopp dahinsprengend, an einsamem Hohlweg bei Marokkos Hauptstadt aus einem Hinterhalt niedergeschossen wird, einen Zug ritterlicher Romantik empfinden, der in unserer Zeit nüchterner Zwecktätigkeit erfrischend und erhebend wirkt. — Das Buch ist mit recht hübschen Bildern ausgeschmückt, die aber nicht vom Verfasser stammen.

H.

Allgemeine Rundschau.

Die Fünfzigjahrfeier des Vereins Deutscher Ingenieure.

Ueber die Eröffnungssitzung dieser bemerkenswerten Tagung, die am Montag, 11. Juni, im Reichstagsgebäude stattfand, und die Begrüßungsansprachen des Vorsitzenden, Geh. Reg.-Rat Prof. Slaby, und des Staatssekretärs Graf v. Posadowsky ist bereits in unserem Hauptblatte vom Dienstag Morgen berichtet worden. Die Festrede in dieser Eröffnungssitzung hielt Generaldirektor Dr. v. Oechelhäuser (Dessau) über „Technische Arbeit einst und jetzt“. Der Redner schilderte zunächst den hohen Stand, den die Technik bereits im Altertum einnahm, deren Wunderwerke noch heute zum Teil unerreicht sind. Er gab dann einen Ueberblick über die Höhepunkte der modernen Technik, die die Kraftmittel in ungeheurer Weise gesteigert habe. Die geistvollen Ausführungen des Redners, der zwei Stunden lang die große Versammlung in seinen Bann zu zwingen wußte, im Rahmen eines kurzen Resümees wiederzugeben, ist unmöglich. Nur so viel sei erwähnt, daß der Redner eine bis ins kleinste Detail gehende Darstellung vom Stande der heutigen Technik gab und zu dem Schlusse gelangte, daß die Fortschritte der Technik nicht nur materielle, sondern auch hohe sittliche Lebenswerte erzeugen, und daß die letzte Konsequenz dieser Entwicklungsreihe keineswegs zu einer Ueberschätzung oder zu einer Verschüttung der tiefer liegenden Quellen sittlichen und religiösen Empfindens führe. Als besonders interessante Punkte heben wir aus diesen Ausführungen u. a. den Vergleich der technischen Arbeit von einst und jetzt hervor. Für die heutige Arbeitsweise, so sagte der Redner, gilt allgemein und mit vollstem Rechte die steigende Durchdringung der Technik mit der Wissenschaft und wissenschaftlichen Methode als eine Hauptursache ihrer Erfolge. Technik und Wissenschaft sind zwar stets seit den ältesten Zeiten Hand in Hand gegangen; noch die jüngsten Publikationen über Leonardo da Vinci erinnern daran, ebenso wie die Namen Archimedes, Vitruv, die unbekannten Pyramiden-Baumeister und die Resultate der orientalischen Ausgrabungen, allein das wissenschaftliche Wissen ist jetzt mehr verbreitert und vertieft, so daß nicht nur die Führer der Technik, sondern ein ganzer Generalstab tüchtiger Beamten damit ausgerüstet ist. Die Naturwissenschaften sind für die Technik ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden, aber trotzdem befindet sich die Technik nicht in bedingungsloser Abhängigkeit von ihnen. . . . Die Ingenieurtechnik und Industrie würden ihre ureigenste Lebenskraft verleugnen, wenn sie sich lediglich als Appendix der Naturwissenschaften betrachten oder behandeln ließen — ein Gedanke, der bei Engländern und Amerikanern überhaupt nicht einmal in Frage kommen könnte! Wie auch heute noch der Staatsmann, nicht der Historiker, die Weltgeschichte macht, unsere Generale mit ihrem Generalstab die Schlachten schlagen, nicht der Lehrer die Kriegswissenschaft und der Künstler die Kunst und ihre Richtung schafft — nicht der Aesthetiker —, so schlägt auch die Ingenieur-Technik mit ihrem Generalstab ihre Schlachten selbst, wenn auch in gleich inniger Fühlung mit der Wissenschaft, wie jene drei anderen großen Weltfaktoren.

Der erste Teil der zweiten Sitzung, die am 12. Juni unter Leitung des Geheimrats Professor Slaby von 9 Uhr vormittags ab im Lichthofe der Technischen Hochschule abgehalten wurde, beschäftigte sich mit geschäftlichen Angelegenheiten. Es wurden die sechs noch lebenden Begründer des Vereins zu Ehrenmitgliedern ernannt, der neue Vorstand gewählt und die Rechnungsablegung der Hilfskasse für Deutsche Ingenieure und der Pensionskasse der Beamten des Vereins entgegengenommen. Es folgten Berichte des Vorstands über im Gang befindliche Vereinsarbeiten: das Technolexikon nebst der Rechtschreibung der Fremdwörter (die Versammlung genehmigte den vom Vorstande mit der Verlagsbuchhandlung J. J. Weber-Leipzig verabredeten Verlagsvertrag), die Geschichte der Dampfmaschine (der mit der Verlagsbuchhandlung Julius Springer-Berlin abgeschlossene Verlagsvertrag wurde bestätigt), mißbräuchliche Benutzung von Zeichnungen und anderen Ingenieurarbeiten, Normen für Leistungsversuche an Kraftgasanlagen und Verbrennungskraftmaschinen, Maßstäbe an Indikatorfedern, Hochschul- und Unterrichtsfragen (hier wurde mit Befriedigung Kenntnis genommen von dem neuerdings in die Wege geleiteten Zusammengehen der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Aerzte mit dem Vereine Deutscher Ingenieure) und Ueberwachung elektrischer Starkstromanlagen. Eine sehr lebhafte und eingehende Erörterung entspann sich über die Berücksichtigung volkswirtschaftlicher und sozialer Fragen im Vereinsprogramm. Zwei Anschauungen stehen sich da innerhalb des Vereins gegenüber. Die eine widerrät die Aufnahme jener Gegenstände in der Besorgnis, daß sie zu erheblichen Streitigkeiten führen und einen Keil in das bis jetzt einmütige Vereins-

leben treiben könne. Die andere geht dahin, daß diese Gefahr durch taktvolle Auswahl der zu verhandelnden Fragen vermieden werden kann, daß man sich beispielsweise auf Lohn- und Lohntariffragen, auf den Achtstundentag, auf Zollfragen u. dgl. nicht einlassen solle, dagegen Fragen allgemeinerer Art, wie sie etwa in der Eröffnungsansprache des Vorsitzenden und in der Rede v. Oechelhäusers am ersten Sitzungstage angeschnitten wurden, die soziale Wertschätzung des Ingenieurs also, seine Stellung als Praktiker gegenüber der Wissenschaft u. dgl. unbedingt verhandeln müsse, um das Verschwinden des Ingenieurs hinter den anderen Berufsgruppen zu verhindern. Der Ingenieur müsse sich eben sozial zur Geltung bringen und der Verein ihn dabei unterstützen. Es wurde schließlich der Vorstand beauftragt, die Sache in nochmalige Erwägung zu ziehen und dabei die Aeußerungen der Bezirksvereine zu benutzen, die auf das Vorgehen des bayerischen Bezirksvereins hin erfolgt sind.

Zum Orte der nächsten Hauptversammlung (1907) wurde Koblenz gewählt.

Der Rektor der Technischen Hochschule Charlottenburg, Geheimrat Professor Flamm, verkündete sodann eine Reihe von Auszeichnungen, die von der Hochschule aus Anlaß der Jubelfeier der Versammlung beschlossen sind. Es wurde der Titel eines Dr. Ing. h. c. verliehen an die Herren Bergrat Rateau (Paris) für seine Verdienste um die Ausbildung der Dampfturbine, Geheimen Kommerzienrat R. Wolf (Buckau) für die von ihm ausgehende Vervollkommnung der Dampflokomobile, Geheimen Kommerzienrat Voith (Heidenheim) für den Bau hervorragender Wasserkraftmaschinen, und den Ingenieur Westinghouse (Pittsburg) für Verbesserungen an raschlaufenden Kraftmaschinen und selbsttätigen Bremsen.

Hierauf folgte der Vortrag des Geheimrats Professor Riedler über die Entwicklung und jetzige Bedeutung der Dampfturbinen, den wir in unserer heutigen Nummer im Auszuge veröffentlichen.

Im Anschluß an den Vortrag erläuterte Ingenieur Lasche die von dem Oberspreewerk der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft gebauten Dampfturbinen durch Lichtbilder.

*

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Sitzungen am 10. Mai. A. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Waldeyer. Herr Hertwig las „Ueber den Krebs der Mäuse und über die Uebertragung desselben durch Transplantation“ nach gemeinsam mit Dr. Poll ausgeführten Untersuchungen. Die Transplantation von kleinen Stücken des Krebsgewebes wurde unter anderem auch in der Absicht vorgenommen, von Tag zu Tag an konserviertem Material die eintretenden histologischen Veränderungen genauer zu verfolgen. Während die Mitte des Transplantates regelmäßig abstirbt, bleiben Nester und Stränge von Krebszellen in der Rinde erhalten, von denen aus die Regeneration des Tumors unter vollständiger Beibehaltung seines Typus rasch erfolgt. Unter den untersuchten Primärtumoren befand sich einer, welcher sich von den bisher bekannt gewordenen durch ausgebreitete Verhornungen der zentralen Partien (dicke Stränge und Nester verhornter Zellen, die durch Metamorphose oberflächlich gelegener Stränge protoplasmatischer Geschwulstzellen entstehen) unterscheidet. — B. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Vahlen. 1. Herr Schäfer sprach über die Sundzollrechnungen. Die Drucklegung der Schiffslisten ist bis 1620 vorgeschritten. Der außerordentliche Wert dieser nun sich eröffnenden Geschichtsquelle für die Kenntnis der nordeuropäischen Entwicklung wurde nach den Hauptrichtungen erörtert. — 2. Herr Koser las „Ueber eine Sammlung von Originalbriefen Friedrichs des Großen an Voltaire“. Die bisher unbekannte, soeben in Frankreich aus Privatbesitz für das Berliner Geheime Staatsarchiv angekaufte Sammlung umfaßt 184 Briefe aus den Jahren 1740 bis 1777. Mehr noch als in der verhältnismäßig kleinen Zahl von noch ungedruckten Stücken liegt der Wert der Erwerbung darin, daß gegenüber den durch Auslassungen, Einschiebungen und sonstige Aenderungen, sowie durch zahlreiche falsche Daten entstellten Texten sämtlicher Ausgaben jetzt auf Grund dieser Originale und einiger kleinerer in den letzten Jahren angekauften Sammlungen zum ersten Male die Vorlegung eines völlig gesicherten Textes ermöglicht wird. Die authentische neue Ausgabe wird für die „Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven“ vorbereitet.

Gesamtsitzung am 17. Mai. Vorsitzender Sekretär: Herr Waldeyer. 1. Herr Warburg las „Ueber die Ozonisierung des Sauerstoffs und der atmosphärischen Luft“, nach Versuchen in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Leithäuser. — Bei der stillen Entladung aus kleinen negativen Metallkugeln wurden aus atmosphärischer Luft bei einer Konzentration von 8—9 g Ozon im Kubikmeter 30 g Ozon pro Kilowattstunde erhalten. Nitrose Gase werden in Gegenwart von Ozon leicht von verdünnter Natronlauge absorbiert. Wasserdampf setzt die Ozonbildung herab, mehr in atmosphärischer Luft als in Sauerstoff, um so mehr auf eine um so größere Entfernung von der Elektrode hin das Gas zum Leuchten kommt. — 2. Herr Koser überreichte den Jahresbericht über die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica. — 3. Herr v. Wilamowitz-Moellendorff machte Mitteilung von einigen Ergebnissen der Grabungen, die die Königlichen Museen in Hermupolis und Elephantine auf Papyri veranstaltet haben. Das Merkwürdigste sind Reste von zwei Gedichten der Korinna und ein Blatt aus der ältesten Ptolemäerzeit mit einer Anzahl poetischer Sprüche. — 4. Herr Pischel machte Mitteilung aus einem Briefe des Leiters der königlich preußischen Expedition nach Chinesisch-Turkestan, Prof. Grünwedel, datiert aus Kumtura bei Kutscha vom 21. Februar 1906. Danach war die Ausbeute an Manuskripten in den Ming Oi-Höhlen bei Kumtura nicht sehr bedeutend, da im Frühjahr 1903 die Japaner die Höhlen ausgeräumt hatten. Um so bedeutender waren die archäologischen Funde. Besonders merkwürdig sind die Typen der Stifter der Höhlentempel: Leute, die einem rothaarigen, blauäugigen Volke angehören, in unzweifelhaft iranischer Tracht, mit ganz ungeheuren eisernen Schwertern. Ferner sind figurenreiche buddhistische Fresken gefunden worden, die ein ganz eigenartiges buddhistisches Pantheon aufweisen. Durch die Bemühungen des Herrn v. Lecoq ist ferner eine ausgezeichnete ethnographische Sammlung zusammengebracht worden, wie sie kein Museum der Erde besitzt und in dieser Vollständigkeit nie mehr zusammenbringen kann. Die eigenartige altertümliche Keramik des Landes und zahlreiche Stickereien in alttürkischen Mustern, die in Turkestan selbst schon Seltenheiten sind, sind vornehmlich gesammelt worden. Große Verdienste hat sich um die Sammlungen der Expedition auch der energische und unermüdliche Hilfsarbeiter Herr Bartus erworben. — 5. Herr Zimmermann überreichte das von ihm herausgegebene Werk: Der Eisenbahnbau. Bd. 2. Berechnung, Konstruktion, Ausführung und Unterhaltung des Oberbaues. 2. Aufl. Leipzig 1906. — 6. Zu wissenschaftlichen Unternehmungen hat die Akademie bewilligt durch die physikalisch-mathematische Klasse: Herrn F. E. Schulze zur Anschaffung eines Apparates für Mikrophotographie mittels ultravioletten Lichts behufs Fortführung seiner Untersuchungen über den Bau der Wirbeltierlungen 2578 M; Herrn Prof. Dr. Julius Bauschinger in Berlin zur Bearbeitung einer achtstelligen logarithmisch-trigonometrischen Tafel als zweite Rate 3500 M; Herrn Prof. Dr. Reinhard Brauns in Kiel zum Abschluß seiner Untersuchung der zur Diabasgruppe gehörenden Gesteine des rheinischen Schiefergebirges 1000 M; Herrn Dr. Walter Gothan in Berlin zu Untersuchungen über die Anatomie der Gagathölzer, sowie über die Jura-Flora von Whitby (Nord-England) 700 M; Herrn Ingenieur Wilhelm Herrmann in Weißensee bei Berlin als Zuschuß zu den Kosten einer Expedition in das argentinisch-bolivianische Grenzgebiet zum Zweck der geographischen Erforschung desselben 2000 M; Herrn Dr. Otto Kalischer in Berlin zu einer Untersuchung über die Beziehungen des Schläfenteils des Großhirns zum Hörakt 700 M; Herrn Prof. Dr. Gustav Klemm in Darmstadt zum Abschluß seiner Untersuchungen über die kristallinen Gesteine der Tessiner Alpen 250 M; Herrn Prof. Dr. Willy Kükenthal in Breslau zu einer Reise nach Westindien behufs Studiums der dortigen Korallen 4500 M; Herrn Prof. Dr. Oskar Schultze in Würzburg zu Untersuchungen über die Histologie des Nervensystems 1000 M; Herrn Albert Schulz in Busch bei Dahl (Kreis Paderborn) zum Abschluß einer Monographie der Trigonaloiden 325 M; Herrn Dr. Felix Tannhäuser in Berlin zu einer mineralogisch-petrographischen und geologischen Untersuchung des Gabbrogebietes von Neurode (Schlesien) 540 M; Herrn Dr. J. Wilhelmi aus Marburg zu einer Monographie der marinen Tricladen 600 M; durch die philosophisch-historische Klasse: Herrn Diels zur Fortführung der Arbeiten an einem Katalog der Handschriften der antiken Aerzte 3000 M; Herrn Koser zur Fortführung der Herausgabe der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen 6000 M; Herrn v. Wilamowitz-Moellendorff zur Fortführung der Sammlung der griechischen Inschriften 5000 M; der Deutschen Kommission zur Fortführung ihrer Unternehmungen 3000 M; für die Bearbeitung des Thesaurus linguae Latinae über den etatsmäßigen Beitrag von 5000 M hinaus noch 1000 M und zur Bearbeitung der hieroglyphischen Inschriften der griechisch-römischen Epoche für das Wörterbuch der ägyptischen Sprache 1500 M. — 7. Die Akademie hat auf den Vorschlag der vorberatenden Kommission der Bopp-Stiftung den Jahresertrag der Stiftung im Betrage von 1350 M dem Direktorial-Assistenten am Museum für Völkerkunde in Berlin Herrn Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Karl Müller in Anerkennung seiner scharfsinnigen und folgenreichen Entzifferung der in Chinesisch-Turkestan gefundenen manichäischen Schriftwerke zuerkannt.

Heinrich Hart †.

Einen schmerzlichen Verlust hat die deutsche Literatur zu beklagen: Gestern starb zu Tecklenburg nach langem Leiden Dr. phil. Heinrich Hart, einer der angesehensten kritischen Vorkämpfer der modernen Dichtung und selber ein hervorragender Poet von großem Zuge und außerordentlicher Kraft. Er war der ältere der beiden Brüder, deren Namen mit der literarischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte dauernd verknüpft bleibt. Geboren am 30. Dezember 1855 zu Wesel, besuchte er das Gymnasium zu Münster und widmete sich in Halle, München und Münster dem Studium der Geschichte, der Philosophie und moderner Sprachen. Schon als Student trat er publizistisch hervor. 1877 ging er ganz zur Schriftstellerei über. Als Redakteur war er in verschiedenen Städten, vor allem an der Täglichen Rundschau und zuletzt am Tag in Berlin tätig. In den Kritischen Waffengängen (1882) traten die beiden Brüder mit Schärfe gegen die Literaturgrößen der siebziger Jahre auf, hier wurden sie die tapferen Pioniere und Führer der modernen realistischen Bewegung. 1888 vereinigten sich die beiden Hart zur Herausgabe des Kritischen Jahrbuchs. Eine feine Künstlernatur von ungewöhnlicher kritischer Begabung, übte der nun Verstorbene in dem Kreise, der sich in Friedrichshagen um ihn scharte, und dem Gerhart Hauptmann, Wilhelm Bölsche u. a. zugehörten, klärenden und nachhaltigen Einfluß. Heinrich Hart war aber nicht nur ein Kritiker, sondern auch ein Dichter von Gottes Gnaden. Er hat sich als Lyriker als Novellist betätigt; seine Gedichte „Weltpfingsten" beweisen, wie auch er den rein lyrischen Ton zu treffen wußte. Auf der Höhe seiner Eigenart und seines Könnens aber steht er in dem groß angelegten „Liede der Menschheit". In epischer Form wollte er hier auf wissenschaftlicher Grundlage die ganze Entwicklung der menschlichen Kultur darstellen. Scharfe Charakteristik und eine mächtige Gestaltungskraft zeichnen das Werk aus, das ein Torso geblieben ist. Mit seinem Bruder Julius und mit anderen Freunden begründete er vor etwa fünf Jahren eine „Neue Gemeinschaft", die „den Sinn, Wert und Zweck unseres menschlichen Daseins durch eine auf das Ganze der Natur gerichtete Weltanschauung zu ergreifen trachtete und das Leben ihren höchsten Erkenntnissen gemäß gestalten wollte". Nunmehr hat mit dem Hinscheiden Heinrich Harts ein Leben voll uneigennützigen, von echt deutschem Idealismus beseelten Schaffens seinen frühen Abschluß gefunden.

ar.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Ein neues Schutzmittel gegen Tuberkulose? Aus Paris wird telegraphisch gemeldet, daß in der Akademie der Wissenschaften der Leiter des Pasteurschen Instituts in Lille, Professor Calmette, mitgeteilt habe, es sei ihm und seinem Mitarbeiter Guerard gelungen, junge Kälber gegen Tuberkulose zu immunisieren, indem er ihrer Milchnahrung ein kleines Quantum von Tuberkelbazillen zusetzte. Professor Calmette hält es für möglich, daß auch Kinder auf diese Weise gegen Tuberkulose immunisiert werden könnten. Da Professor Calmette, der Urheber der Dispensaires antituberculeux, ein sehr vorsichtiger und ernster Forscher ist, wird seine Mitteilung an die Akademie sicherlich auf genauen und genügenden Beobachtungen beruhen. Uebrigens ist die Immunisierung von jungen Rindern schon seit längerer Zeit von Professor v. Behring als gelungen hingestellt worden, nur ist dieser Forscher wieder davon abgekommen, Tuberkelbazillen als solche dem menschlichen Körper einzuverleiben.

* Der internationale Kongreß für Kriminal-Anthropologie in Turin hat, wie die Frankfurter Zeitung meldet, beschlossen, den nächsten Kongreß dieser Art im Jahre 1910 in Deutschland abzuhalten. Mit den Vorbereitungen wurde Professor Dr. R. Sommer in Gießen, der in Turin über die neueren Methoden der Kriminalpsychologie referierte, beauftragt. Die Wahl des Ortes blieb vorbehalten.

hc. Doktoren der Veterinär-Medizin. Der Kgl. ungarischen Tierärztlichen Hochschule in Budapest wurde das Recht verliehen, diplomierte Tierärzte, die in irgend einem Fache der tierärztlichen Wissenschaft eine hervorragende Tüchtigkeit dadurch bewiesen haben, daß sie selbständige wissenschaftliche Untersuchungen auszuführen imstande sind, zu Doktoren der Veterinär-Medizin (Doctor medicinae veterinariae) zu promovieren. Die Qualifikation ist durch eine auf Grund selbständiger Untersuchungen geschriebene Abhandlung und durch das mit Erfolg abgelegte Rigorosum zu erbringen.

* Auf die durch den Tod des Direktors Boesch erledigte Stelle eines zweiten Direktors des Germanischen Museums zu Nürnberg wurde Dr. Stegmann, der bereits seit einer Reihe von Jahren als Konservator an genannter Anstalt tätig ist, gewählt.

* Jubiläen. Auf eine 25jährige Tätigkeit als Universitätsprofessoren können in diesen Tagen zurücksehen Dr. Rudolf Credner, ordentlicher Professor der Geologie in Greifswald, und Hofrat Dr. Eugen Bormann, Vertreter der alten Geschichte und Epigraphik an der Wiener Universität.

⁂

Hochschulnachrichten.

* Halle a. S. Zum Nachfolger Ulrich Wilckens ist Professor Dr. Adolf Bauer für das Fach der alten Geschichte an unserer Universität in Aussicht genommen und zum Nachfolger des Geologen v. Fritsch der Professor Dr. Gustav Steinmann in Freiburg i. Br.

* Köln. Nach dem soeben erschienenen amtlichen Personal-Verzeichnis der Städtischen Handels-Hochschule Köln wird dieselbe im laufenden Semester von insgesamt 1059 Personen besucht. Die Zahl der immatrikulierten Studierenden, die die Kerntruppe der Hochschulbesucher darstellen und sich ausschließlich dem Studium widmen, hat wiederum eine beträchtliche Steigerung erfahren und zwar von 304 auf 330 Studierende, zu denen noch 12 Prüfungskandidaten hinzutreten. Die übrigen Besucher setzen sich zusammen aus Hospitanten (45), Teilnehmern und Hospitanten der verwaltungsakademischen Kurse (7), Mitglieder des Englischen und Französischen Seminars (25 bezw. 32) und aus den Hörern der in den Abendstunden gehaltenen öffentlichen Vorlesungen (608).

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Fritz Stier-Somlo: Preußisches Staatsrecht. 1. u. 2. Teil. 140 u. 166 S. — Dr. J. Zemmrich: Landeskunde des Königreichs Sachsen. (Sammlung Göschen.) 134 S. Leipzig 1906. G. J. Göschen.

Otto Frommel: Die Poesie des Evangeliums Jesu. Berlin 1906. Gebr. Paetel. 132 S.

Dr. Gino Loria: Vergangene und künftige Lehrpläne. (Rede, gehalten zu Mailand.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 22 S.

Bruno Schmitt: Notleidende Agrarier. München. G. Birk u. Co. 45 S.

Handwörterbuch der Preußischen Verwaltung, bearbeitet und herausgegeben von Dr. v. Bitter. 1. Lieferung. Leipzig 1906. Roßbergsche Verlagsbuchhandlung. 112 S.

Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. 4. Teil: Die Philosophie seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Herausgeg. von Dr. Max Heinze. Berlin 1906. E. S. Mittler u. Sohn. 704 S.

Das bayer. Landtagswahlgesetz von 9. April 1906, bearbeitet von Dr. jur. Friedrich Koppmann. München 1906. Karl Haushalter. 207 S.

Walter v. Molo: Wie sie das Leben zwangen (Roman). Berlin. Wien, Deutsches Verlagshaus. 298 S.

Karl Emil Franzos: Ein Kampf ums Recht. 1. und 2. Band. Stuttgart, Berlin 1906. J. G. Cotta Nachf. 281 und 308 S.

Viktor Cathrein S. J.: Der Sozialismus. Freiburg i. Br. 1906. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 438 S.

John Ruskin: Moderne Maler. Bd. 3 von verschiedenen Dingen. Aus dem Englischen von Hedwig Brode. Jena 1906. Eugen Diederichs. 397 S.

Ludwig Feilberg: Zur Kultur der Seele. Beiträge zu einer praktischen Psychologie. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. Ebenda 1906. 174 S.

Stunden mit Goethe. Herausgeber Dr. Wilhelm Bode. Berlin. E. S. Mittler u. Sohn.

Dr. Franz Adickes: Grundlinien durchgreifender Justizreform. Berlin 1906. J. Guttentag. 170 S.

Dem Andenken der Universität Frankfurt. 26. April 1506 bis 10. August 1811. Festschrift zur 400. Wiederkehr ihres Gründungstages. Frankfurt a. O. Trowitzsch u. Sohn. 114 S.

Jahrgang 1906. München, Samstag, 16. Juni. Nummer 137.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Reichsstadt Augsburg Uebergang an Bayern.

e—. Die Katastrophe zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, durch welche das alte Deutsche Reich aufgelöst und die jetzige Staatenordnung angebahnt wurde, hat sich im kleinen vielleicht nirgends in einer so deutlichen und lehrreichen Weise abgespielt wie in der vormals freien Reichsstadt Augsburg.

Es ist ein trübes Bild, das sich da unseren Blicken entrollt, scharf verschieden von demjenigen, das in unserer Phantasie sich sofort mit der Nennung des Namens Augsburg verbindet. Das kommt, weil diese nur das Augsburg des 15. und 16. Jahrhunderts vor sich hat, jene Zeit, an welche die heutige Entwicklung dieser echt deutschen Stadt unmittelbar wieder anzuknüpfen scheint, gleichsam als wären die Zwischenzeiten des 17. und 18. Jahrhunderts mit den Bildern des traurigen Verfalls gar nicht vorhanden gewesen. Welch eine Fülle des Wohlstandes war in dieser Stadt damals zusammengeströmt! Nicht nur die Pracht und Ueppigkeit eines Lebensgenusses, wie ihn die fürstlichen Höfe kaum kannten, war hier eingekehrt; nicht nur in stolzen Bauten, Malereien und Zieraten kündigte sich der satte Reichtum dieses Sitzes bürgerlicher Arbeit an, auch die Kunst und die Wissenschaft fand lange Zeit hier die eifrigste Pflege. Jahrhunderte hindurch hatte die mächtige Reichsstadt in zum Teil überaus hartnäckigen Kämpfen ihre Unabhängigkeit den eigenen Bischöfen und den benachbarten bayerischen Fürsten gegenüber aufrecht erhalten, die edelsten Bürgertugenden hatten sie vor Uebergriffen fremder Herrscher in ihren Rechten geschützt. Eine große Anzahl trefflicher Geschlechter stellte Männer an die Spitze des Gemeinwesens, welche durch eine ebenso weise wie kräftige Regierung das Ansehen nach außen, die Ordnung nach innen aufrecht erhielten.

Wie sticht von diesem Bilde das Augsburg des 18. Jahrhunderts ab! Das 16. Jahrhundert hatte die Stadt noch in dem Vollgenuß ihres Wohlstandes, ihres behaglichen Lebens, ihrer Blüte in Kunst und Wissenschaft gesehen, aber es war auch ein Zeitraum, in welchem der Umschwung begann. Es folgten rasch nacheinander eine ganze Reihe tief eingreifender Ereignisse, welche die Katastrophe vorbereiteten. Der Welthandel suchte sich neue Wege, die Niederlande fielen vom Reiche ab, die nordischen Königreiche emanzipierten sich, Livland ging verloren, und nirgends bot sich ein Ersatz für die Einbuße des Binnenverkehrs und die Verkürzung der Handelsmonopole. Es folgte der Dreißigjährige Krieg, der, wie er dem ganzen Reiche und dessen einzelnen Gebieten verderblich ward, so auch die Städte mit der nachhaltigsten Verwüstung heimsuchte und beinahe nicht eine ganz verschont ließ. Die Zeit nach dem Westfälischen Frieden brachte aber keine Erholung. In sich so tief erschüttert und zum Teil für immer in ihrem Wohlstand gebrochen, schienen die Städte schon damals dem Schicksal der Einverleibung in die fürstlichen Gebiete erliegen zu müssen, das sie anderthalb Jahrhunderte später traf. Von der landesherrlichen Macht allenthalben umdrängt, von ihrer Vergrößerungspolitik bedroht und gequält, verlor damals manche früher gewaltige Stadt ihre Unabhängigkeit. Die Zeit war vorüber, wo sich die friedlichen Künste des Lebens, bürgerlicher Fleiß, Wissenschaft und Kunst fast nur hinter den Mauern der Reichsstädte in ungestörter Blüte entfalten konnten; die größeren fürstlichen Gebiete waren jetzt der Raum geworden, auf dem sich das staatliche und Kulturleben rührig und wohltuend entwickelte.

Augsburg besaß zwar noch seine Reichsunmittelbarkeit, war aber dafür mit Schulden überhäuft. Der Handel lag ganz danieder, die Stadt wurde aber gleichwohl nach dem Maßstabe ihrer früheren Kräfte von Reichs wegen taxiert und besteuert. Eine Koterie patrizischer Familien hatte sich seit dem Sturz der demokratischen Verfassung durch Karl V. im Jahre 1548 des Stadtregiments bemächtigt und verteilte die einzelnen Aemter fast ausschließlich unter ihre Angehörigen. Das früher so blühende bürgerliche Gewerbe war verfallen, der handwerktreibende Teil der Bevölkerung teils in eine tiefe Erschlaffung geraten, teils durch eine verkehrte Zunftgesetzgebung gehindert, sich zu einer freien und selbständigen Tätigkeit zu entwickeln. Das ganze Gedächtnis an die alte Zeit mit ihrem ungebeugten Freiheitssinn, ihrer Tapferkeit und ihrem Opfermute schien erloschen; die förmliche und bedächtige Art der alten Zeit war in wunderliche und pedantische Manieren umgeschlagen, denen man die dumpfe Schwerfälligkeit des hergebrachten Lebens und den engen Gesichtskreis anfühlte, in den sich die städtische Bevölkerung selber festgebannt.

In diesem traurigen Zustand wurde die Stadt von den Stürmen der Koalitionskriege des ausgehenden 18. Jahrhunderts betroffen. Schon 1796 hatte sie unter den Durchmärschen, Besetzungen und Brandschatzungen der österreichischen und französischen Armeen furchtbar zu leiden; 1799 und 1800 erneuerten sich die Kriegsbedrängnisse. Als dann der Friede von Luneville eine Entschädigung der auf dem linken Rheinufer depossedierten deutschen Fürsten auf Kosten des übrigen Reichsgebiets aussprach, erschien bereits damals die Unabhängigkeit der Stadt stark gefährdet. Zu ihrer Erhaltung wurde die Vermittlung des ersten französischen Konsuls Bonaparte

und des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Talleyrand angerufen. Eine geheime Deputation wurde nach Paris geschickt, welche die Zusage erhielt, die französische Regierung sei gegen Zahlung einer bestimmten Summe geneigt, der Stadt ihre Unmittelbarkeit zu garantieren. Zunächst verlangte man in Paris 600,000 fl. (200,000 für die „geheimen Negoziationen" und 400,000 für das Gouvernement), ermäßigte dann aber den Preis auf ein Drittel und 2000 Louisdors Extragratifikation für Talleyrand. Erst im November 1803, nachdem inzwischen der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar dieses Jahres der Stadt ihre Reichsfreiheit zugesichert hatte, gelang es, jene Summe mittelst eines Anlehens bei jüdischen Bankhäusern aufzunehmen. Das genannte Reichsgesetz sprach der Reichsstadt weiter den Besitz aller in derselben gelegenen geistlichen Güter und Einkünfte und unbedingte Neutralität selbst in Reichskriegen zu. Man hoffte jetzt, sich erholen zu können; eine eigene Reorganisationskommission wurde eingesetzt. Da brach von neuem der Krieg aus. In der zweiten Hälfte des Jahres 1805 wurden in London, St. Petersburg und Wien die Verträge eines neuen Kriegsbündnisses, der sogenannten dritten Koalition, gegen den im Vorjahre zum Kaiser der Franzosen gekrönten Napoleon Bonaparte abgeschlossen. Während die Verbündeten den Beitritt der süddeutschen Reichsfürsten zu erwirken bemüht waren, hatte jedoch Napoleon bereits in Karlsruhe, Stuttgart und München diplomatische Siege errungen und die Fürstenhöfe auf seine Seite gezogen. In den letzten Tagen des September erließ er von Straßburg aus die Befehle zum Uebergang über den Rhein. Schon Anfang Oktober waren die Franzosen Meister der beiden Donauufer, nachdem sie bei Donauwörth den Fluß überschritten und die Oesterreicher bei Wertingen, Günzburg und Elbach geschlagen hatten. Am 9. Oktober, vormittags 11 Uhr, erschien General Milhaud mit Gefolge vor dem Gögginger Tor-Schlagbaum in Augsburg und verlangte höflich Einlaß, um im Gasthof zu den Drei Mohren, dessen Keller längst einen europäischen Ruf hatte, ein Gabelfrühstück einzunehmen. Man konnte eine solche Bitte nicht abschlagen. Aber kaum saß der General zu Tisch, so standen auch schon die Vorposten der von Aichach kommenden Division Vandamme vor dem Schlagbaum des Jakober und Roten Tores. Die beim Anrücken der streitenden Heere gebildete Neutralitätsdeputation trat ihr mit einem feierlichen Protest entgegen, der jedoch nicht beachtet wurde: die Stadt — drohte Vandamme — würde im Weigerungsfall mit Gewalt genommen werden. Der Senat mußte sich fügen: gegen 30,000 Mann drangen im Laufe des Tages in die Stadt ein und quartierten sich teils in den Bürgerhäusern ein, teils lagerten sie auf den Straßen und requirierten in größtem Maßstabe. Am folgenden Tage (10. Oktober), abends 9 Uhr, kam Napoleon selbst nach Augsburg und nahm, von dem Kurfürsten von Trier und Bischof von Augsburg, Clemens Wenzeslaus (Sohn Augusts III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen), feierlichst empfangen, in der bischöflichen Residenz Wohnung. Am nächsten Vormittag empfing er eine Abordnung des Senats. Die begrüßende Anrede derselben erwiderte der Kaiser zunächst mit den Worten: „Sie haben schlechtes Pflaster, ich muß Sie einem Fürsten geben!" und vertröstete sie im übrigen wegen der ungeheuren Requisitionen. Am 12. Oktober, nachts, brach er wieder zu seiner die Reichsfestung Ulm einschließenden Armee auf. Auch die französischen Truppen zogen größtenteils dahin ab, dafür wurden aber zahlreiche Gefangene und Verwundete in die Stadt gebracht, die man zu verpflegen hatte. Die Requisitionen wuchsen zu unerschwinglicher Höhe: 641,000 Gulden sollte die Stadtkasse aufbringen, weitere 1,322,850 Gulden für gelieferte Monturen versprach der Kaiser später zu bezahlen. Ein bei den Kaufleuten aufgenommenes Zwangsanlehen ergab mit knapper Not die Bagatelle von 107,000 Gulden. Am 21. Oktober, nachts 10 Uhr, kam Napoleon nach der Kapitulation Ulms und der österreichischen Armee unter General Mack zum zweitenmal nach Augsburg und empfing am nächsten Tage neuerdings eine städtische Deputation. Die Audienz dauerte drei Viertelstunden und bildet einen Wendepunkt in der Geschichte Augsburgs insofern, als sie die Entscheidung über das künftige Schicksal der alten Reichsstadt brachte. Napoleon war in gereizter Stimmung gegen Augsburg, weil er argwöhnte, daß Augsburger Kaufleute englische Subsidien nach Oesterreich übermacht hätten, und ließ sich von diesem Argwohn durch die gegenteiligen Versicherungen der Deputation nicht abbringen. Sein Interesse — führte er aus — habe früher die Unabhängigkeit der Stadt erheischt, jetzt habe sich aber dieses geändert; sein Bündnis mit Bayern und das Arrondierungsbedürfnis dieses Staates mache das Aufgehen der Reichsstadt in diesem notwendig.

Der enge Anschluß Bayerns an Frankreich, der in dem Nymphenburger Vertrag vom 29. August 1805 seinen Ausdruck gefunden hatte, darf also als die eigentliche Ursache der Mediatisierung Augsburgs angesehen werden. Bereits die schmähliche Kapitulation Macks zu Ulm hatte den Kalkül der Montgelasschen Politik als richtig erwiesen: Parteinahme für Oesterreich oder auch nur Neutralität, wie sie Kurfürst Max Joseph anfänglich im Auge gehabt hatte, würde sich jetzt bitter gerächt haben. Vermutlich hat Montgelas schon vor oder bei Abschluß des Nymphenburger Bündnisvertrages die französischen Unterhändler auf die bei dem großen Kehraus von 1803 noch übrig gebliebenen süddeutschen Reichsstädte Augsburg und Nürnberg als für Bayern geeignete Annektierungs- und Arrondierungsobjekte aufmerksam gemacht — aktenmäßig Sicheres ist hierüber bisher nicht bekannt — und auch gewisse bedingte Zusagen von jener Seite erhalten. Jetzt, bei seinem ersten Münchener Aufenthalt (24.—28. Oktober) bestätigte Napoleon Montgelas gegenüber jene Zusicherungen, ja erweiterte sie, indem er dem Minister v. Gravenreuth erklärte, daß er in dem von ihm geplanten süddeutschen Staatenbunde nur Bayern, Württemberg und Baden als souveräne Glieder würde Platz nehmen lassen. Am 6. November reiste Kurfürst Max Joseph in Begleitung des Kurprinzen Ludwig zum Besuch Napoleons nach Linz: bei dieser Zusammenkunft mag auch über den Anfall Augsburgs und Nürnbergs an Bayern gesprochen worden sein, denn am 30. November schrieb Napoleon an Talleyrand, daß Augsburg an Bayern kommen solle.

Mit dem Siege Napoleons bei Austerlitz (2. Dezember) wurde auch das Schicksal Augsburgs endgültig besiegelt. Mit stumpfer Resignation ließ die Bürgerschaft dasselbe über sich ergehen. Sie hatte in den letzten Monaten allzu viel erlitten, als daß sie überhaupt noch etwas anderes fühlte als das Verlangen, endlich zur Ruhe zu kommen, sei der Preis, welcher er wolle. Am 9. Dezember schloß Gravenreuth zu Brünn mit Talleyrand ein neues Bündnis ab, das Bayern u. a. den Besitz Augsburgs endgültig zusicherte. Der Friede von Preßburg (26. Dezember) brachte dann die Bestätigung der Brünner Abmachungen seitens Oesterreichs.

Noch vor dem definitiven Friedensschluß waren am 21. Dezember abends von den neu errichteten freiwilligen bayerischen Jägerkorps 125 Mann zu Pferd und 150 zu Fuß in Augsburg eingerückt. Mit ihnen kam der kurfürstliche Landesdirektionsrat Frhr. v. Widnmann als Spezialkommissär und überreichte den Stadtpflegern eine Notifikation des kurpfalzbayerischen Landeskommissariats in Schwaben, des Inhalts, daß die Reichsstadt aufgehört habe zu existieren und nunmehr bayerisch sei. Der Senat antwortete, daß er die Besitznahme der Reichsstadt so lange nicht formell anerkennen könne, als er nicht vom Deutschen Kaiser und dem Regensburger Reichstag seiner Verpflichtungen gegen das Reich losgesprochen worden sei. Im übrigen fügte er sich den Anordnungen des neuen Regiments und erließ in diesem Sinne auch die nötigen Anweisungen an die untergeordneten Beamten. Am 24. Dezember ging eine Stadtdeputation nach München, um die Stadt der Gnade des künftigen Herrn zu empfehlen; sie kam nach einer überaus huldvollen Aufnahme am 3. Januar 1806 zurück. Auch eine Abordnung des Augs-

burger Handelsstandes begab sich nach München und erhielt gleichfalls vom König die gnädigsten Zusicherungen.

Am 17. Januar 1806 kam Napoleon zum drittenmal — diesmal von der drei Tage vorher zu München vollzogenen Vermählung seines Stiefsohnes Eugen Beauharnais, Vizekönigs von Italien, mit der ältesten Tochter König Max Josephs, Prinzessin Auguste — nach Augsburg und wurde mit allen dem Bundesgenossen und nahen Verwandten des neuen Landesherrn gebührenden Ehren empfangen. Am gleichen Tage rückte das dritte bayerische Linien-Infanterie-Regiment „Herzog Karl“ unter Oberst Reiman, und am folgenden Tage das vierte Chevaulegers-Regiment „König“ unter Oberstleutnant Floret als künftige Besatzung in Augsburg ein. Beide Regimenter stehen heute, nach hundert Jahren, noch in Augsburg.

Am 4. März endlich erfolgte, nachdem bis dahin noch die alten Verfassungs- und Verwaltungsformen, allerdings unter bayerischer Oberleitung, fortgedauert hatten, die feierliche Besitznahme der Stadt durch die bayerische Regierung — der Schlußakt in dem Drama des Unterganges der reichsständischen Herrlichkeit Augsburgs. Der französische Stadtkommandant General Réné war von Napoleon mit der Uebergabe beauftragt. Am frühen Morgen holte eine Ratsdeputation die Uebernahme-Kommission, den Landesdirektor v. Merz und den Frhrn. von Widnmann, aus ihrem Absteigequartier zum „Weißen Lamm“ in die Wohnung Rénés ab. Von da gingen sie alle durch die Spaliere des aufgestellten Militärs nach dem Rathause, wo die Kommissare von einer zweiten Deputation in das Sitzungszimmer des Geheimen Rates geführt wurden. Hier war bereits der gesamte Rat, das Konsulenten-Kollegium und die Beamtenschaft der Stadt versammelt, während vor dem Rathause ein Bataillon französischer Infanterie, eine Abteilung des 3. bayerischen Infanterie-Regiments und die reichsstädtische Stadtgarde aufgestellt waren und eine Kompagnie Bürgermilitär im Innern des Rathauses bis zum Sitzungssaal Spalier bildete. General Réné verkündete dem versammelten Rate seine Vollmacht zur Uebergabe, die bayerische Kommission gleichfalls ihren Auftrag zur Uebernahme. Dann nahm Landesdirektor v. Merz die städtischen Kollegien in Eid und Pflicht für den neuen Landesherrn, ihm antwortete der Stadtpfleger Joseph Adrian v. Imhof mit der Versicherung unwandelbarer Treue und Gehorsams, indem er zugleich der Hoffnung Ausdruck gab, daß die Regierung eines so aufgeklärten Fürsten wie Max Josephs alle etwa noch vorhandenen Bitternisse und schmerzlichen Erinnerungen nach und nach verschwinden machen werde. Vom Balkon des Rathauses herab und in den Hauptstraßen der Stadt wurde sodann unter Trompetenschall das Besitznahmepatent verlesen und an allen Toren und den hauptsächlichsten öffentlichen Gebäuden angeschlagen. Ein Festmahl von 142 Gedecken in den „Drei Mohren“ schloß den Festakt. Fünf Tage später folgte dann noch ein kirchliches Dankfest und eine Illumination der Stadt. Der „Weinmarkt“ wurde in „Maximiliansstraße“ umgetauft und eine Deputation stellte sich dem Herrscherpaar in München zur Empfehlung vor.

„Die offensichtliche Rührigkeit und Tatkraft des neuen Regiments“ — schließt der dermalige Augsburger Stadtarchivar Dr. Dirr seine sehr lesenswerten Ausführungen über das Ende der Reichsstadt Augsburg im „Sammler“ vom Ende des vorigen Jahres — „versöhnte bald auch diejenigen Kreise der Bürgerschaft mit dem Geschicke ihrer Stadt, die anfänglich damit haderten. Heute ist wohl kein Zweifel mehr darüber, daß ein Gemeinwesen wie Augsburg des Zusammenhanges mit einem größeren Staatsbetriebe bedurfte, um die gewaltigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts mit Nutzen für seine Einwohnerschaft überstehen zu können. Die heutige Generation kann mit geläutertem Sinne auf die großen Ereignisse von einem Jahrhundert zurücksehen, von denen das Ende der Reichsstadt Augsburg ein kleiner Teil war. Aus Napoleons Staatenschöpfungen, für die so viele alte politische Eigengebilde ihre Existenz aufgeben mußten, sind Grundpfeiler des neuen Deutschen Reiches geworden, zu deren Festigkeit die Eingliederung der aufgehobenen Staatsgebilde nicht wenig beitrug.“

Das Sternenbanner auf dem Ozean.

Von Arthur Dix.

Die Entwicklung ihrer Handelsflotte interessiert die Vereinigten Staaten sowohl unter wirtschaftlichen wie unter politischen Gesichtspunkten von Tag zu Tag in zunehmendem Grade. Es ist ja bekannt, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des amerikanischen Außenhandels unter der Flagge der Union über die Ozeane geht. Die Amerikaner bauen und fahren teurer als die europäischen Reedereien, und zumal die Initiative der deutschen Großreedereien hat ihnen erhebliche Teile ihres Seeverkehrs abgenommen. Auch der amerikanische Schiffahrtstrust hat das Sternenbanner auf dem Ozean noch immer nicht in einer Weise zu entfalten vermocht, die dem Umfang des amerikanischen Außenhandels entsprechen würde.

Es sind aber, wie gesagt, durchaus nicht nur wirtschaftliche Gesichtspunkte, unter denen die Nordamerikaner eine größere Ausdehnung ihrer Handelsflotte wünschen; die bezüglichen Bestrebungen gehen vielmehr wesentlich von politischen Gesichtspunkten aus. Durch ihre Kriegsflotte haben die Vereinigten Staaten ihre Weltmachtstellung begründet, ihren Kolonialbesitz auf dem Indischen Archipel und im äußersten Westen des Großen Ozeans erworben; in der Kriegsflotte liegt ihre politische Stärke. Nun läßt sich aber eine große Kriegsflotte dauernd auf gesunder und sicherer Basis nicht entwickeln und bemannen, wenn es an einer entsprechend großen Handelsflotte gebricht. Vor allen Dingen aber hat man in Amerika begonnen, mehr und mehr mit der künftigen Notwendigkeit großer kriegerischer Expeditionen über den Ozean zu rechnen. Amerika hat sich ja schon an dem gemeinsamen Auftreten der Mächte anläßlich des Boxeraufstandes in China beteiligt; aber es will sich für die Zukunft noch in ganz anderer Weise rüsten, um an irgend einer Stelle jenseits des Weltmeeres mit den Mitteln seiner politischen Macht imponierend aufzutreten.

Ihre Kriegsflotte hat die nordamerikanische Union im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte in ausreichender Weise durchgebildet; sie umfaßt zurzeit eine Bemannung von 42,000 Köpfen, und wenn die noch neu bewilligten Schiffe fertig gestellt sein werden, wird sich die Bemannung auf 60,000 Köpfe stellen. Der gegenwärtige aktive Bestand des Landheeres bleibt hinter dieser letzteren Zahl noch zurück. Nun will man aber auch das Landheer für die Zukunft mit ähnlicher Fürsorge bedenken wie bisher im wesentlichen nur die Marine und sich darauf einrichten, eine überseeische Expedition mit 100,000 Mann Landtruppen durchführen zu können. Um dies zu ermöglichen, muß nicht nur das Landheer selbst entsprechend verstärkt werden, sondern es bedarf dazu noch namentlich auch der Schaffung der notwendigen Transportmittel unter amerikanischer Flagge.

Diesen Rücksichten im wesentlichen ist es zuzuschreiben, wenn die gesetzgebenden Körperschaften der Union sich fortgesetzt mit großen Dampfersubventionsvorlagen beschäftigen. Tritt an die Union die Notwendigkeit einer kriegerischen Expedition über den Ozean in dem erwähnten Umfange heran, dann sind Generalstab und Admiralität nach der heutigen Lage der Dinge gezwungen, sich fremder Transportschiffe zu bedienen. Die Handelsflotte der Vereinigten Staaten müßte nach den militärischen Berechnungen auf die doppelte und dreifache Höhe ihres gegenwärtigen Bestandes gebracht und namentlich auch mit großen Schnelldampfern ausgerüstet werden, wenn dieser unerwünschte Zustand beseitigt werden soll.

Die Admiralität hat das Ziel aufgestellt, daß im Interesse der politischen Macht der Union und ihrer Entfaltung jenseits des Ozeans eine amerikanische Handelsflotte entwickelt werden müsse,

die imstande ist, der Marineverwaltung 24 Schnelldampfer mit einer Geschwindigkeit von 20 Knoten, 16 Kohlendampfer von 15 Knoten, 5 Munitionsschiffe von derselben Geschwindigkeit, 14 verschiedenen Spezialzwecken dienende Dampfer von 12 Knoten, 34 Depeschenboote von 18 Knoten und endlich 78 Schleppdampfer zur Verfügung zu stellen. Eine solche Handelsflotte kann sich, wie angenommen wird, nur durch Gewährung reichlicher Subventionen entwickeln.

Die Regierung will nun an drei atlantische und vier pacifische, bezw. mittelamerikanische Dampferlinien jährlich 2½ Millionen Dollars zu diesem Zweck verteilen. Der amerikanische Generalstab hat ganz detaillierte Pläne für überseeische Expeditionen des amerikanischen Landheeres aufgestellt und bis in die kleinsten Einzelheiten festgesetzt, wie vieler und wie gearteter Transportschiffe er für diese Zwecke bedürfen würde. Natürlich müßte die amerikanische Handelsflotte im ganzen sehr bedeutend größer sein als die Summe derjenigen Schiffe, die für eine solche militärische Expedition gebraucht werden. Denn einmal ist die Handelsflotte der Union — wenigstens bis zur Vollendung des Panamakanals — von vornherein geteilt in die beiden nur mit großem Zeitverlust zusammenzubringenden Teile auf dem Atlantischen und auf dem Pacifischen Ozean, und sodann ist der größere Teil der Fahrzeuge in der Regel unterwegs und nicht an der Küste der Vereinigten Staaten für die militärischen Transportzwecke in kürzester Zeit verfügbar.

Damit dieser verfügbare Teil dem ersten und dringendsten Bedarf entspricht, müßte die gesamte Handelsflotte unter dem Sternenbanner mehrfach so groß sein wie die vom Generalstab benötigte Tonnage. Obendrein würden die zu bauenden Schnelldampfer von vornherein in Abzug gebracht werden müssen, da die Kriegsmarine ihrerseits diese als Hilfskreuzer beanspruchen würde.

Die mit den geplanten Subventionen größten Stils verbundenen Ziele sind alles in allem sehr verschiedener Art. Einmal soll die Handelsflotte der Kriegsflotte die nötigen Kräfte an Mannschaften erziehen; sodann soll sie der Kriegsflotte die erforderlichen Hilfskreuzer zur Verfügung stellen können. Für Transporte des Landheeres drittens soll sie die nötige Tonnage liefern und zu diesem Zweck sich dermaßen an Schiffszahl vergrößern und an Schiffseinrichtungen den Bedürfnissen anpassen, daß in kurzer Zeit an der amerikanischen Küste das nötige Material in vollem Umfange verfügbar sein kann. Die wirtschaftlichen Gesichtspunkte werden dabei nicht vergessen; es wird vielmehr betont, daß heute von den Frachten der amerikanischen Ein- und Ausfuhr neun Zehntel fremden Reedereien zufallen und daß neue große Dampferlinien die Konkurrenz des amerikanischen Handels in Süd- und Zentralamerika, in Afrika und Asien unterstützen und ihm neue Märkte öffnen sollten.

Bemerkenswert ist, daß auch jetzt wieder, wie schon bei den älteren Subventionsvorlagen, der größere Teil der Unterstützung der pacifischen Seite zugedacht wird. Die Amerikaner streben dahin, ihre Monroe-Doktrin derartig auszudehnen, daß sie womöglich den ganzen Großen Ozean bis an die gegenüberliegenden Randländer in ihr Monopolbereich hineinziehen können, daß Amerika seine Grenzen an der Westküste der Philippinen findet. Auf der anderen Seite entwickelt Australien eine ähnliche Monroe-Lehre, indem es ganz Polynesien für sich erstrebt, und mit großer Energie sucht gleichzeitig Japan seinen Handel über den Großen Ozean auszudehnen; insbesondere hat es neue Schiffahrtslinien nach Südamerika ins Leben gerufen und sowohl an der West- als an der Ostküste dieses halben Kontinents rege Wirtschaftsbeziehungen anzuknüpfen gesucht.

Diese neue und scharfe Konkurrenz trägt ganz besonders dazu bei, in der amerikanischen Union den Wunsch noch dringender zu machen, das Sternenbanner auf dem Ozean in ungleich kräftigerer Weise zu entfalten als bisher

Die Tätigkeit der badischen Fabrikinspektorin.

Von A. Fellmeth (Karlsruhe).

Baden war bekanntlich der erste Staat, der den allgemein Aufsehen erregenden Schritt wagte, einer akademisch gebildeten Dame die etatsmäßige Stelle einer Fabrikinspektorin zu übertragen. Es dürfte zweckmäßig sein, von Zeit zu Zeit zu prüfen, wie sich diese Maßregel bewährt. Ein Ueberblick wird durch den vor kurzem erschienenen Fabrikinspektionsbericht für 1905 erleichtert. Die badischen Fabrikinspektionsberichte haben bekanntlich jahrzehntelang die Augen der ganzen sozialpolitisch interessierten Welt auf sich gezogen. Wir sind überzeugt, daß der jetzige dies ebenfalls tut, und zwar gerade wegen dem, was er von der Tätigkeit der Fabrikinspektorin — weniger berichtet, als was über ihren Einfluß fast aus jeder Seite hervorleuchtet. Jahrelang war allerdings die Klage regelmäßig wiederkehrend, daß die Arbeiterinnen, um derentwillen ja die Fabrikinspektorin „geschaffen" wurde, ihr nicht mit dem erwarteten Vertrauen gegenübertreten. Eine Besserung dieses Verhältnisses wird auch im neuesten Bericht nicht erwähnt. Dagegen hat es Fräulein Dr. Baum offenbar verstanden, sich durch selbsttätiges Erfassen der auf die gewerbliche Frauenarbeit bezüglichen Verhältnisse doch eine ganz hervorragende Wirksamkeit zu schaffen Davon zeugt, wie gesagt, der ganze Bericht.

Insbesondere ist von ihr der Versuch unternommen worden den Einfluß der Arbeit an mit dem Fuß betriebenen Maschinen auf den weiblichen Organismus auf einem speziellen Gebiet, dem der Pforzheimer Bijouterieindustrie, zu studieren, was um so nötiger erschien, als der Amtsbezirk Pforzheim hinsichtlich der Fehl- und Frühgeburten einen sehr ungünstigen Stand in der Statistik des Landes einnimmt. Es lag nahe, einen Zusammenhang zwischen der genannten Frauenarbeit und diesen schlechten sanitären Zuständen anzunehmen. Es ist nun allerdings nicht gelungen, einen solchen nachzuweisen, da die zu Rate gezogenen Aerzte, wie der Bericht ausdrücklich hervorhebt, bei dem Versuch, sie für diese Frage zu interessieren und brauchbares Material zu ihrer Beurteilung zu liefern, völlig versagt haben! Gerade für solche Fälle wird nun ein Fabrikinspektionsarzt, mit dessen Anstellung Baden einen weiteren nachahmenswerten Schritt tut, eine dankbare Aufgabe haben. Bis jetzt war es nur möglich, Unternehmer und Arbeiterinnen auf die Möglichkeit eines solchen Zusammenhangs aufmerksam zu machen und in jedem der in Betracht kommenden Betriebe eine Aufseherin oder ältere Arbeiterin zu gewinnen, die den Arbeiterinnen in den Schonung verlangenden Tagen und Zeiten eine leichtere Arbeit anzuweisen oder die Zuweisung einer solchen zu vermitteln hat.

Eine andere Frage, die im Bericht eingehender behandelt wird, ist die zu frühe Beschäftigung von Wöchnerinnen. Hier hat sich die Fabrikinspektion um eine Lockerung der auf Einstellung der Arbeitszeit bezüglichen Bestimmungen für stillende Mütter und um Erhöhung der Kassenleistungen bemüht, um die Hindernisse, welche die Fabrikarbeit der Ausübung dieser natürlichen Pflicht begreiflicherweise bereitet, zu beseitigen. Gerühmt wird in dieser Hinsicht auch die Einwirkung der Mannheimer Frauenvereins-Ortsgruppe auf die Industriellen Mannheims, von denen sich eine Reihe von Firmen zu Verbesserungen bereit erklärt haben soll. Daß eine Papierfabrik seit Jahren den unehelichen Wöchnerinnen auf Grund eines von den Mädchen unterzeichneten Reverses das Krankengeld vorenthalten hat, um, wie gesagt wurde, die Sittlichkeit zu heben, ist glücklicherweise nur ein vereinzelter Fall, und daß hier strafend vorgegangen wurde, wird nur gebilligt werden können. — Eine Fürsorge für die verheirateten Arbeiterinnen erscheint um so angebrachter, als nach den statistischen Ermittelungen, die zur Aufnahme einer besonderen Tabelle in den Bericht führten, die Zahl der verheirateten Arbeiterinnen prozentual viel rascher gewachsen ist als die der ledigen. Fast die Hälfte der erwachsenen Arbeiterinnen besteht jetzt aus verheirateten Frauen; mehr und

mehr tritt die Ehefrau an die Stelle der Jugendlichen, namentlich in der Zigarren- und der Pforzheimer Schmuckindustrie, während merkwürdigerweise in der Konfektion und den Putzgeschäften die Zahl der verheirateten oder verwitweten Frauen verschwindend genug ist. Ueberhaupt sind die Klagen über Mangel an weiblichen Arbeitskräften allenthalben im Lande verschärft aufgetreten. In der Textilindustrie und in einigen Lumpensortierereien hat er zur Einfuhr von Italienerinnen, Galizierinnen und anderen Polinnen geführt, wobei es recht interessant ist, dem Bericht zu entnehmen, wie sich die italienische Regierung für das leibliche und sittliche Wohl ihrer Mädchen interessiert und weiter, daß die Unterbringung der Polinnen solche Schwierigkeiten machte, daß staatliches strenges Einschreiten nötig und der einen Fabrik die Beschäftigung von Polinnen überhaupt verboten wurde. — Ein weiterer recht beachtenswerter Umstand, der im Bericht erwähnt wird, ist der, daß vielfach die Heimarbeit an die Stelle der Werkstättenarbeit tritt, um eine anscheinend größere Bewegungsfreiheit für die häuslichen Pflichten zu erzielen, eine Entwicklung, die heute sicher noch nicht im Interesse der Arbeiterin gelegen ist, überdies aber auch beweist, wie nötig die ausgedehnte Einbeziehung der Heimindustrie in die Gewerbeaufsicht ist. Ueber die Heimarbeit ist demnächst eine besondere Darstellung aus der Feder des Frl. Dr. Baum zu erwarten, auf die man mit Recht gespannt sein darf. Ist die Uebung, den Arbeiterinnen noch Hausarbeit mitzugeben, bei verkürztem Werkstättenbetrieb eingebürgert, so liegt die weitere Gefahr sehr nahe, daß auch bei Inanspruchnahme des vollen Arbeitstages im Fabrikbetrieb noch zu diesem Mittel gegriffen wird, um die Einholung behördlicher Ueberarbeitsbewilligung und die Bestimmungen über den Maximalarbeitstag zu umgehen.

Sehr interessant ist auch, was über die Arbeitsbedingungen in offenen Verkaufsstellen mitgeteilt wird. Hier führte eine Reihe Beschwerdepunkte, namentlich über mangelnde Sitzgelegenheit, willkürliche Abänderung der Arbeitsordnung, mangelhafte Buchung der Strafgelder und Unklarheit über ihren Verwendungszweck, Dauer der Mittagspause an Sonn- und Feiertagen zur Revision von einer Reihe großer und kleiner Waren- und Kaufhäuser, bei der diese Beschwerdepunkte fast ausnahmslos berechtigt gefunden wurden. Dabei wurde aber auch fast überall über die große, durch keine Mittel zu überwindende Unpünktlichkeit der Ladengehilfinnen Klage geführt, Zustände, die beim häufigen Bestehen mechanischer Kontrolleinrichtungen nicht etwa in Zweifel zu ziehen sind. Der Bericht bemerkt hierzu: „Da eine ähnliche Unpünktlichkeit unter Fabrikarbeiterinnen niemals angetroffen wird, muß wohl auf einen spezifischen Fehler in der Mädchenerziehung der Kleinbürger- und Beamtenklasse, der die Verkäuferinnen meist entstammen, geschlossen werden." Diese Unpünktlichkeiten werden nun meist durch Geldstrafen gesühnt, ein System, das die Fabrikinspektion mit Recht nachdrücklich bekämpft. Was die Forderung einer anderthalbstündigen Mittagspause auch an Sonn- und Feiertagen betrifft, so wird im Bericht erwähnt, daß sie zwar im Gesetz nicht klar ausgesprochen ist, daß sie aber neuerdings in Baden von den Bezirksämtern gleichwohl da angeordnet wird, wo die Beschäftigungsdauer über 2 Uhr ausgedehnt wird. Als eine empfindliche Lücke im Gesetz bezeichnet es der Bericht auch, daß die Bestimmungen über die Arbeitsordnungen auf Konfektionswerkstätten keine Anwendung finden. — Recht beachtenswert ist auch die Fürsorge, welche die Fabrikinspektion der Unterbringung von Arbeiterinnen in Mädchenheimen widmet. Mit Recht wird darauf gedrungen, daß nicht große Schlafsäle, sondern zahlreiche Einzelzimmer mit einer Besetzung bis zu etwa vier Betten eingerichtet werden, um in den Mädchen ein Gefühl von Behaglichkeit und Heimischsein im eigenen Raum entstehen lassen zu können, ferner daß ein nicht zu kleiner Teil des verfügbaren Raumes frei bleibt, um die Vornahme unsauberer Arbeiten (Kleiderreinigen u. s. w.) außerhalb der Schlafzimmer zu ermöglichen.

Kurz, der Bericht bietet ein beachtenswertes Bild davon, was eine sozial empfindende Frau auf dem Posten einer Fabrikinspektorin zu leisten vermag. Frl. Dr. Baum wirkt vorbildlich für die Menge Nachfolgerinnen, die wir ihr in anderen deutschen Staaten noch wünschen.

Bücher und Zeitschriften.

Die Vorbildung des katholischen Klerus in Bayern. Von W. Weber. Augsburg 1906, Lampart. 8°. 45 S.

Das Thema der obigen Broschüre ist kein neues. Teilgedanken desselben sind schon zu wiederholten Malen in der Presse erörtert worden, auch historische Betrachtungen sind darüber zutage getreten. Es sei nur erinnert an die bald vor einem Dezennium erschienene zweibändige „Geschichte der Heranbildung des Klerus in der Diözese Würzburg" von Dr. C. Braun und an zwei Rektoratsreden, die eine von dem verstorbenen Prof. Dr. Fr. Kraus „Ueber das Studium der Theologie sonst und jetzt" und von Prof. Dr. S. Merkle über das Verhältnis der tridentinischen Seminarien zum Universitätsstudium. Willibald Weber aber befaßt sich mit der Frage rein kritisch und aktuell. Er läßt sich aus über die Billigkeit und Leichtigkeit der theologischen Studien, über Mangel der Universitätsbildung, veranlaßt durch die Konkurrenz der Lyzeen, über Mangelhaftigkeit der ausländischen Studien und die staatlichen und konfessionellen Bedenken dagegen, über den Pfarrkonkurs und kurz noch über die Religionsprofessoren und faßt dann das Resultat seiner Kritik in fünf Forderungen zusammen, durch deren Verwirklichung der Betrieb und der Erfolg der theologischen Studien des katholischen Klerus gehoben werden soll. Der Umfang der Broschüre kann nicht in longum et latum das Material anführen, auf welchem sich die scharf geführte Kritik aufbaut, aber sie hinterläßt den Eindruck, daß sie von einer Seite stammt, welcher ein Einblick in Verhältnisse möglich ist, der nicht jedem gegönnt ist. Ein warmes Interesse an der geistigen Hebung des bayerischen Klerus hat offensichtlich die Feder geführt und hat eben deshalb nicht zurückgehalten, Schäden und Schattenseiten aufzudecken, die zwar inter pocula oft genug besprochen werden, aber dem Lichte einer breiten Oeffentlichkeit vorenthalten wurden. Vielleicht mögen da und dort, z. B. was Billigkeit und Leichtigkeit der theologischen Studien, die Vorbildung der Religionsprofessoren anlangt, die Farben etwas zu grell aufgesetzt sein. Mißstände müssen immer scharf herausgehoben werden, wenn man die kompetenten Faktoren zu ihrer Beseitigung anregen will. Immerhin verdient die Aufrollung der Frage über „die Vorbildung des katholischen bayerischen Klerus" in ihrer Knappheit und doch wieder Bestimmtheit und Vollständigkeit die Aufmerksamkeit weitester Kreise.

B-r.

* Mit ihrem Antiquariats-Katalog Nr. 85 veröffentlicht die Firma Adolf Weigel in Leipzig soeben die erste Abteilung eines großen Lagerverzeichnisses aus dem Gebiete der deutschen Literatur von Gottscheds Zeit bis zur Gegenwart, ein Gebiet, das von dem genannten Antiquariat seit vielen Jahren als Spezialität gepflegt wird. Unter den 1723 Nummern, welche der Katalog enthält — er umfaßt das Alphabet von „Abbt" bis „Gutzkow" — nimmt Goethe mit 569 Nummern den größten Raum ein. Besonders hervorgehoben sei hier ein prächtiges Exemplar der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" aus den Jahren 1772—1788, in deren ersten Jahrgängen der jugendliche Goethe sich zuerst auf dem Felde der literarischen und ästhetischen Kritik versuchte —, eine der allergrößten Seltenheiten, vielbegehrt von Literarhistorikern und Büchersammlern. Ein Denkmal aus Goethes Jugendzeit ist auch die Zeitschrift Iris, Düsseldorf 1774—1775, welche „Erwin und Elmire" und mehrere Perlen der Lyrik in den ersten Abdrücken enthält. Die Abteilungen „Briefwechsel", „Goethe-Feiern", „Faust-Literatur" bieten durch ihre Reichhaltigkeit den Sammlern vortreffliche Gelegenheit zur Vervollständigung ihrer Bücherschätze. Viele Autoren, die in anderen Katalogen mit wenigen Nummern, meist neuen Datums, vertreten sind, präsentieren sich hier mit stattlichen Reihen von Büchertiteln, so der alte Ernst Moritz Arndt mit 45 seiner temperamentvollen und leider heute so wenig gekannten Büchlein, Ludwig Achim von Arnim mit einem vollständigen Exemplar seiner Werke und vielen einzelnen Schriften in den Originalausgaben. Auch die übrigen Romantiker, besonders der Liebling der modernen ästhetischen Bibliophilie, Clemens Brentano, ferner Chamisso, von den Jungdeutschen Freiligrath und Gutzkow, von

den neueren Gustav Freytag und Geibel geben mit ihren Geistesschöpfungen ein farbenprächtiges Bild deutschen literarischen Lebens. Einen solchen Katalog durchzulesen, gewährt selbst denen, die nicht zu den „Büchersuchern" gehören, einen Genuß, besonders wenn die Lektüre durch eine gute typographische Ausstattung so angenehm erleichtert wird wie in diesem Falle.

Allgemeine Rundschau.

Ein deutscher Tibet-Forscher.

Von Dr. med. Albert Tafel sind aus Hsiningfu, chinesische Provinz Kansu, Nachrichten eingetroffen, die bis zum 26. März reichen und die letzten sind, die er vor seinem Wiederaufbruch nach Tibet von chinesischem Gebiet aus nach Hause gesandt hat. Es geht aus ihnen zunächst hervor, daß die ihm im Januar von den tibetanischen Räubern am Kukunor geraubten Tiere dank militärischer Hilfe des Amban von Hsiningfu sämtlich wieder beigebracht wurden, so daß sich der materielle Verlust des Reisenden erfreulicherweise bedeutend vermindert hat. Dagegen sind auf seiten der Tibetaner im ganzen sieben Tote festgestellt worden: vier fielen in der Nacht des Ueberfalles, drei starben nachher an den Wunden. Die Mauser-Selbstladepistole hat sich blutig bewährt! Der Weg, den Dr. Tafel nunmehr einzuschlagen beabsichtigt, geht zunächst von Hsiningfu nach Knetae („Kwei-tö" der neuen Stielerkarte), dann eine Strecke den Hoangho aufwärts und über den Tossun-nor nach dem großen Salzsumpf Zaidam. Weiterhin sind die Hoangho-Quelle und das Tangla-Gebirge nördlich Lhassa ins Auge gefaßt; wenn es geht, noch das Knie des Brahmaputra, wo dieser von seinem westöstlichen Lauf nach Süden umbiegt. Ueber Tschiamdo am oberen Mekong soll dann die Rückkehr nach China erfolgen. Die Karawane, mit der Dr. Tafel jetzt China verläßt, besteht aus zwölf Pferden, drei Maultieren, 45 Jackstieren mit den nötigen Treibern, einigen Schafen, vier tibetanischen Hunden und seinem treuen Reisebegleiter, einem kleinen Foxterrier. Ein Jackstier trägt rund 1½ Zentner Last. Die bewaffnete Begleitung besteht aus acht Mann, die zur Hälfte Dunganen (Mohammedaner) sind. Vier sind gediente chinesische Soldaten. Der Amban in Hsiningfu gab einen guten Paß für Dr. Tafel als „Kaufmann", ausgestellt in Chinesisch, Mongolisch und Tibetanisch. Daß sich Dr. Tafels Weg mit dem Sven Hedins berühren werde, ist zurzeit nicht wahrscheinlich. Vor seinem Ausbruch aus Hsiningfu hatte Dr. Tafel einigen Mandarinen als Erwiderung ihrer Gastfreundschaft noch ein Mahl zu geben. Es war verflucht schwer, schreibt er, nach chinesischer Etikette als Wirt die Honneurs zu machen. Aber er erlebte wenigstens die eine Genugtuung, daß ein seit 20 Jahren in China lebender englischer Missionar, den er mit zu Tisch gebeten hatte, es auch nicht besser konnte als er. Die Sitte verlangt es, daß der Gastgeber sein Eigentum dabei möglichst schlecht macht und das des Gastes in den Himmel erhebt. Zum Schluß nach 30 „Gängen" bittet der Wirt die sich verabschiedenden Gäste tiefstens um Entschuldigung, daß er ihnen „gar nichts" vorgesetzt, obwohl es alles gab, was zu einem richtigen chinesischen Essen gehört: Fischflossen, Vogelnester, Algen, Aktinien (Seeanemonen), Seeschnecken und — faule Eier aus dem vorigen Jahrhundert, „grün vor Alter"; kurz alle die Leckerbissen, die ein Chinese schätzt. Dazu wird in China während des ganzen Essens geraucht. Leider verrät der Brief nicht, ob der Wirt selbst bei den 30 Herrlichkeiten mitgespeist hat. Aber dieser faßt sein Urteil über seine Gasterei in den heimatlichen Ausdruck zusammen: „Scheußlich gut!"

*

Jahresversammlung Deutscher Bibliothekare.

□ Der diesjährige siebente Deutsche Bibliothekartag, der in der Pfingstwoche in den Räumen des preußischen Abgeordnetenhauses in Berlin verhandelte, war ungewöhnlich stark, auch aus Süddeutschland, besucht und nahm einen äußerst anregenden, schönen Verlauf. Der wichtigste Gegenstand der Beratungen war die Frage des allgemeinen deutschen Gesamtkatalogs, deren tief einschneidende Bedeutung im Maiheft der Süddeutschen Monatshefte von Erich Petzet auch weiteren Kreisen auseinandergesetzt worden ist. Auf dem vorjährigen Bibliothekartage in Posen, wo Vertreter Bayerns vollständig gefehlt hatten, war der Gesamtkatalog nahezu einstimmig gefordert worden, und der Gießener Bibliotheksvorstand, Geheimrat H. Haupt, blieb damals mit seinen schweren Bedenken gegen dieses Riesenunternehmen fast ganz isoliert. Wie sehr seine Anschauungen unterdessen an Boden gewonnen haben, bewiesen die diesjährigen Verhandlungen, in denen der Königsberger Bibliotheksdirektor, Boysen, die große Idee durch einen neuen Organisationsentwurf zu retten suchte, so daß nun drei verschiedene, sich gegenseitig ausschließende Pläne eines deutschen Gesamtkatalogs, von Erman, Schwenke und Boysen, vorliegen. In der lebhaften Diskussion überwogen die sachlichen kritischen Bedenken weitaus die zuversichtliche Zustimmung. Als springender Punkt trat immer wieder hervor, daß die deutschen Bibliotheken sämtlich noch lange nicht ausreichend mit finanziellen Mitteln und Arbeitskräften ausgerüstet sind und zuerst nach dieser Seite befriedigende Zustände anstreben müssen. Ferner wurde die vollständige Unklarheit der Dimensionen des geplanten Unternehmens stark betont, dessen Kosten nach einer unwidersprochen gebliebenen Berechnung allein für Bayern weit über eine Million Mark betragen dürften. Endlich ergeben sich in bezug auf die an den verschiedenen Bibliotheken verfolgten Katalogisierungsgrundsätze so große Verschiedenheiten, daß auch nach der rein technischen Seite die Schwierigkeiten des allzu idealen Planes ins hellste Licht traten. Das Ergebnis der Verhandlungen war dementsprechend die Feststellung, wie wenig noch die ganze Frage geklärt ist, daß für Bayern und Hessen aus praktischen Erwägungen und nicht aus partikularistischen Beweggründen auf Jahre hinaus ein Anschluß unmöglich ist, und daß auch das preußische Unternehmen tiefgehender Aenderungen bedarf, wenn es zu einem einigermaßen ersprießlichen Ende geführt werden soll. — Von den übrigen Beratungen sei hervorgehoben, daß in der Rabattfrage der derzeitige Kriegszustand zwischen Bibliotheken und Buchhandel vorläufig weiter bestehen bleibt, wenn auch die Neigung zu einer Einigung wohl auf beiden Seiten Fortschritte gemacht hat. Mit großem Interesse, wie die angeregte Diskussion bewies, wurde der Bericht des Münchener Oberbibliothekars Schnorr v. Carolsfeld über die Münchener Bibliothekskurse aufgenommen. Auch eine Personalveränderung im Vorstande war von Bedeutung, indem Geheimrat v. Laubmann, Direktor der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, seine Stelle als zweiter Vorsitzender, die er seit Bestehen des Bibliothekarvereins inne hatte, niederlegte und dafür auf seinen Vorschlag der Oberbibliothekar der Münchener Universitätsbibliothek, v. Schnorr, gewählt wurde.

*

Die Fünfzigjahrfeier des Vereins Deutscher Ingenieure.

Die dritte und letzte Hauptsitzung fand am Mittwoch Vormittag im Lichthof der Technischen Hochschule zu Charlottenburg statt. Sie wurde nach Erledigung einiger geschäftlichen Angelegenheiten durch zwei Vorträge ausgefüllt.

Zunächst sprach Professor Dr. Muthmann (München) über technische Methoden zur Verarbeitung des atmosphärischen Stickstoffs. Nachdem er den großen Wert solcher Methoden für die Landwirtschaft dargelegt, besprach er das Franksche Verfahren, welches den Luftstickstoff an Kalziumkarbid bindet und auf dem Umwege mit Cyanamid zu einem stickstoffhaltigen Düngemittel führt, um sodann das sogenannte norwegische Verfahren zu erläutern, das, von Birkeland und Eyde in Christiania ausgearbeitet, die atmosphärische Luft mittels der elektrischen Hochspannungsflamme in Stickoxyd umsetzt. Der Vortragende ist der Ueberzeugung, daß beide Methoden sich in der Technik einführen werden, in einigen Jahrzehnten sind die Salpeterlager Chiles abgebaut, und es wird dann nötig sein, Ersatz zu schaffen. Die in Norwegen und in Italien zur Verfügung stehenden Wasserkräfte werden dazu nicht ausreichen und es wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach in Deutschland eine Industrie entwickeln, welche die Energie der Steinkohlen zur Herstellung von Salpeter wird verwenden müssen. Die für den deutschen Bedarf nötige Energie berechnet sich auf etwa 800,000 Pferdestärken, etwa ein Viertel von der Energie, die von den preußischen Staatsbahnen zum Lokomotivenbetrieb fortdauernd benötigt wird. — An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Erörterung, an der sich besonders Prof. Frank selbst mit Beibringung von neuem Material über seine Methode beteiligte.

Nach einer kurzen Pause folgte sodann ein Vortrag des Ingenieurs Dr. H. Hoffmann aus Bochum über „Kraftgewinnung und Kraftverwertung im Berg- und Hüttenwesen", der, durch zahlreiche Abbildungen erläutert, die neuen Bestrebungen kennzeichnete, die darauf gerichtet sind, auch die früher unbenutzt gelassenen Abgase der Koksöfen und Hochöfen immer mehr nutzbar zu machen.

Damit war die Tagesordnung erledigt und die Versammlung wurde unter den üblichen Förmlichkeiten, Danksagungen u. s. w. geschlossen.

Kleinere Mitteilungen.

F. **Neuerwerbungen des Britischen Museums.** In der ägyptischen Abteilung des Britischen Museums ist soeben eine Reihe hervorragender Neuerwerbungen ausgestellt worden, die meist von den Ausgrabungen in Deir-el-Bahari — Professor Naville und Herr H. R. Hall — stammen. Unter ihnen befinden sich eine Kolossalstatue Amen-em-hat III. als Osiris, rot gefärbt, und eine Figur des Gouverneurs von Memphis. Sodann drei Porträtstatuen Usertesens III., von denen die eine den König in seiner Jugend, die zweite in seinen vollen Mannesjahren, die dritte in seinem Greisenalter darstellen. Die verschiedenen Alter sind in ihren Merkmalen sehr getreu wiedergegeben. Diese realistische Kunst starb dann mit dem Aufkommen der sogenannten thebanischen Schule bekanntlich aus. Von letzterer befindet sich unter den Neuerwerbungen eine Statue eines gewissen Paar, eines Großwürdenträgers am Hofe Ramses' II. — In der griechisch-römischen Abteilung sind zwei wertvolle Beispiele mykenischer Kunst zur Ausstellung gelangt. Zwei blaugelbe Säulenfragmente vom Schatzhaus des Atreus. Ihr ehemaliger Besitzer, der Marquis von Sligo, hat sie dem Museum zum Geschenk gemacht. — Es sei hierbei noch erwähnt, daß der Vorstand der ägypto-assyrischen Abteilung des Museums, Dr. E. A. W. Bridge, momentan an der Arbeit ist, die ägyptische Sammlung nach historischen Prinzipien umzuordnen, um so den Forschern die Entwicklung der ägyptischen Kunst von der prähistorischen Zeit bis herab zu griechisch-römischer Zeit deutlich vorzuführen. Die bisherige Aufstellung war mehr eine phantasievolle, die künstlerische Effekte anstrebte, ohne sie eigentlich zu erreichen.

Bu. **Erhaltung frühbyzantinischer Denkmäler in Griechenland.** In der Sitzung der griechischen Abgeordnetenkammer vom 8. Juni befürwortete der Abgeordnete für Sparta, Russópulos, unterstützt von mehreren Kollegen, die Erhaltung des frühbyzantinischen Klosters des hl. Lukás bei Mistras (Sparta). Es wurde die bisherige gute Erhaltung des Bauwerkes, sein architektonischer Charakter und die historische Bedeutung hervorgehoben. Die Leichen der Despoten von Moreás sind im Narthex bestattet und ihre Porträte an den Wänden dargestellt. So sind dort beerdigt: Andronikos Paläológos, Theodora Tókku, die erste Gemahlin des letzten byzantinischen Kaisers, und Manuil Láskaris. Als erste Beisteuer hat die Archäologische Gesellschaft in Athen 30,000 Drachmen zur Verfügung gestellt. — Auch Anregungen zur Begründung eines neuen Museums für Altertümer aus der byzantinischen Zeit wurden in dieser Kammersitzung gegeben.

C. K. **Edisons neueste Erfindung.** Wie aus New-York gemeldet wird, tritt der berühmte Erfinder Thomas A. Edison wieder einmal mit der Ankündigung einer großen Entdeckung, die eine Umwälzung des modernen Transportwesens zur Folge haben soll, an die Oeffentlichkeit. Er befindet sich gegenwärtig auf einer Automobiltour in den Südstaaten, und er hat, wie er selbst mitteilt, in Nordkarolina und Tennessee reiche Kobaltlager entdeckt, die eine Revolution in der elektrischen Industrie hervorrufen sollen. Im besonderen will er durch Ausrüstung der Automobile mit einem Motor, in dem der Kobalt verwendet wird, das Gewicht der Batterie auf die Hälfte reduzieren und auch den Preis so ermäßigen, daß die Anschaffung eines Motorwagens sehr viel mehr Personen möglich sein wird als heute. Er hofft, ein neues Fahrzeug konstruieren zu können, das die Kosten des Transportes in Städten am 55 Prozent verringert.

☐ **Vom Panama-Kanal.** Der Ingenieur Warner, der während des Winters mit dem vom Kongreß der Vereinigten Staaten ernannten Ausschuß am Panama-Kanal geweilt hat, veröffentlicht jetzt in der „Science“ einige beachtenswerte Mitteilungen über die Frage des Kanalbaues. Zunächst fällt er das Urteil, daß die Ursache des Fehlschlages der französischen Unternehmung in erster Linie oder vielmehr fast gänzlich der schlechten Verwaltung zuzuschreiben gewesen sei, die noch jetzt bekundet werde durch die Ruinen der kostbaren Maschinen längs der Kanalroute. Vor 25 Jahren wurde die Regulierung des Chagresflusses als die Hauptschwierigkeit betrachtet, während man jetzt annimmt, daß sie nur etwa den zehnten Teil des Programms bedeute. Nunmehr wird die große Schwierigkeit in der Ausschachtung der Erd- und Gesteinsmassen in dem Durchschnitt bei Culebra gesehen. Das wirklich Wunderbare an dem Kanal ist, daß sich ein so großer Teil der Route tatsächlich im ebenen Gelände vorfindet. Von Colon nach Gamboa beträgt das Gefälle auf einer Strecke von 45 Kilometer nur wenig über 1 Fuß auf das Kilometer, und am pacifischen Ende des Kanals ist eine 16 Kilometer lange Strecke gleicher Art vorhanden. Es entfallen also nur 16 Kilometer auf den Durchschnitt von Culebra. Wenn ein Kanal im Meeresniveau, also ohne Schleusen gebaut wird, so wird bei Gamboa ein Staudamm errichtet werden müssen, wo ausgezeichnete Bodenverhältnisse dafür vorhanden sind. Dieser Damm würde einen künstlichen See bilden, der groß genug sein muß, um auch das stärkste Hochwasser aufzunehmen, das dann auf anderen Wegen außerhalb des Kanals den Meeren zugeführt werden muß. Wenn ein Schleusenkanal gebaut werden sollte, so müßte erstens ein 600 Meter langer Damm bei Bohio und möglicherweise noch ein anderer bei Gatung geschaffen werden, wo die Bedingungen viel ungünstiger sind. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß ein Kanal im Meeresniveau jederzeit ohne Umbau und Verkehrsunterbrechung vergrößert werden kann, ein Schleusenkanal aber nicht.

hc. **Ernennung.** Der Geheime Baurat Professor Louis Jacobi in Homburg v. d. H. ist zum Direktor des Saalburgmuseums ernannt worden.

* **Todesfall.** In St. Petersburg ist der Orientalist Professor P. M. Melioranski gestorben. Er war seit mehreren Jahren Professor für türkische und tatarische Literatur an der dortigen Universität. Unter den von ihm veröffentlichten größeren und kleineren Werken befindet sich eine Grammatik der kaïssakkirgisischen Sprache in zwei Bänden.

×

Hochschulnachrichten.

II. **Heidelberg.** Nachdem Bier (Bonn) und Garré (Breslau) die Berufungen als Nachfolger V. Czernys im Ordinariat der Chirurgie an unserer Universität abgelehnt, ist jetzt ein Ruf an Professor Dr. Narath von der Universität Utrecht (einen Schüler Billroths) ergangen.

hc. **Freiburg i. Br.** Professor Dr. med. Alfred Hoche, Ordinarius der Psychiatrie und Neuropathologie und Direktor der psychiatrischen Klinik an der hiesigen Universität, hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die Universität Straßburg im Elsaß abgelehnt.

H. **Straßburg.** Der Privatdozent der Meteorologie Dr. Alfred de Quervain hat auf die venia legendi an der Kaiser Wilhelms-Universität verzichtet, nachdem er endgültig in der Verwaltung des meteorologischen Zentralinstituts in Zürich angestellt ist. — In der philosophischen Fakultät der hiesigen Kaiser Wilhelms-Universität hat sich Dr. Joseph Karst als Privatdozent für das Spezialfach der armenischen Sprache habilitiert.

hc. **Köln a. Rh.** In den Lehrkörper der städt. Handelshochschule zu Köln wurden mit Beginn des Sommersemesters berufen: zum Dozenten im Nebenamt der Direktor der höheren Fachschule für Textilindustrie in Barmen, Ottomar Schieritz, für das Lehrfach der Textilindustrie; zum Lektor für französische Sprache Emile Colson. Mit öffentlichen Vorlesungen wurden betraut: der Professor für pathologische Anatomie an der Akademie für praktische Medizin Dr. Leonhard Jores für Anatomie und Physiologie; Regierungsrat Heinrich Quensel für Steuerlehre, und der Privatdozent für neuere Geschichte an der Technischen Hochschule in München, Dr. Albrecht Wirth, für Geschichte.

hc. **Göttingen.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als Universitätsprofessor kann dieser Tage der Romanist, ord. Professor in der hiesigen Juristen-Fakultät Dr. jur. Johannes Merkel zurückblicken.

hc. **Münster i. W.** Als einen weiteren Schritt in der Ausgestaltung der Münsterischen medizinischen Fakultät ist die Errichtung eines Ordinariats für Physiologie zu betrachten. Das neue Ordinariat ist, wie wir hören, dem bisherigen a. o. Professor Dr. med. Rudolf Rosemann unter Ernennung zum ordentlichen Professor übertragen worden.

* **Berlin.** Mit der Abhaltung von Vorlesungen für Dozenten und Studierende an der hiesigen Universität ist Dr. W. Scheffer, der wissenschaftliche Direktor der optischen Anstalt Goerz, beauftragt worden. Er wird in diesem und in den nächsten Semestern über „angewandte wissenschaftliche Photographie“ lesen.

* **Halle a. S.** Der Lektor für französische Sprache an der hiesigen Universität, Dr. A. Counson, der vor kurzem einen Ruf an die Universität Leeds erhalten hat, wurde zur Abhaltung von Vorlesungen über romanische Philologie an die Universität Chicago berufen.

H. **Basel.** Professor Dr. Andreas Heusler, Ordinarius für deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte an der

hiesigen Universität, feierte am 12. d. M. sein goldenes Doktorjubiläum. Die juristische Fakultät der Universität Berlin erneuerte ihm glückwünschend das vor einem halben Jahrhundert von ihr verliehene Diplom.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Erich König: Kardinal Giordano Orsini († 1438). (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Herausgegeben von Dr. Herm. Grauert.) Freiburg i. Br. 1906. Herdersche Verlagshandlung. 123 S.

Dr. Joh. Bapt. Sägmüller: Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. (1744 bis 1793.) Ebenda 1906. 228 S.

Deutscher Ordens-Almanach. Jahrg. 1906. Herausgegeben unter amtlicher Förderung und nach amtlichen Quellen von der Deutschen Ordens-Almanach-Gesellschaft. Leipzig. J. J. Arnd. 1472 S.

Dr. Franz Berger: Der oberösterreichische Topograph Johann Ev. Lamprecht. Schärding 1906. Verlag der Musealgesellschaft. 48 S.

Sophie Hoechstetter: Vielleicht auch träumen? (Verse.) München, Leipzig 1906. Georg Müller. 60 S.

Dr. Frz. v. Liszt: Die Reform des Strafverfahrens. Berlin 1906. J. Guttentag. 56 S.

Finanzpolitische Zeit- und Streitfragen. Heft 2: Das Gesamtsteuersystem in Reich, Staat und Gemeinde in Verbindung mit der Reichsfinanzreform. Herausgegeben von B. Fnifting. Berlin 1906. Julius Springer. 101 S.

Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen. V. Band. 3. u. 4. Heft. Braunau i. B. 1905. Dr. Eduard Langer.

Prof. Dr. Thilenius: Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedelung Melanesiens. Hamburg 1906. Kommissionsverlag Lucas Gräfe u. Sillem. 21 S.

Erster Jahresbericht der Gesellschaft für fränkische Geschichte über das Jahr 1905. Würzburg 1906. Kgl. Universitätsdruckerei H. Stürtz. 38 S.

Sonderabdruck aus der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Heidelberg. Carl Winter.

Der Briefwechsel zwischen der Kaiserin Katharina II. von Rußland und Joh. Georg Zimmermann. Herausgegeben von Dr. Eduard Bodemann. Hannover, Leipzig 1906. Hahnsche Buchhandlung. 157 S.

Vergleichende Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts. Besonderer Teil. II. Bd.: Verbrechen und Vergehen wider die öffentliche Ordnung. Berlin 1906. Otto Liebmann. 518 S.

Dr. Franz Daffner: Erinnerungen an den deutsch-französischen Feldzug 1870—1871. Stuttgart 1906. Strecker u. Schröder. 186 S.

Prof. Joh. Steyrer: Der Ursprung und das Wachstum der Sprache indogermanischer Europäer. Wien 1905. Alfred Hölder. 175 S.

Dr. Carl Nissom: Notwehr und Waffengebrauch des Militärs. Berlin 1906. Franz Vahlen. 67 S.

Wohnungszustände der minderbemittelten Bevölkerungsschichten in Wiesbaden. Herausgeg. von Dr. Ernst Cahn. Wiesbaden 1906. J. F. Bergmann. 73 S.

Hans Oberstädter: Zu neuem Leben! (Schauspiel.) Zweibrücken. Hermann Reifelt. 87 S.

Jean Finot: Das Rassenvorurteil. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Müller-Röder. Berlin 1906. Hüpeden u. Merzyn. 428 S.

Karl Woermann: Die italienische Bildnismalerei der Renaissance. (Führer zur Kunst. 4. Bändchen. Herausgeg. von Dr. Herm. Popp.) Eßlingen 1906. Paul Neff Verlag (Max Schreiber). 94 S.

Deutscher Kolonialatlas mit Jahrbuch. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin 1906. Dietrich Reimer.

Achtundzwanzigster Jahresbericht über die Tätigkeit der Deutschen Seewarte für das Jahr 1905. Hamburg 1906. Hammerich u. Lesser (Altona).

Adolf Furtwängler: Die Aegineten der Glyptothek König Ludwigs I. nach den Resultaten der neuen bayerischen Ausgrabung. 14 Tafeln. München. In Kommission bei A. Buchholz. 68 S.

Max Schlagintweit: Verkehrswege und Verkehrsprojekte in Vorderasien. (Schriften der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft. Heft 2. 1906.) Berlin 1906. Herm. Paetel. 41 S.

Mirko Decak: Der Bucklige. (Drama.) Deutsch von Marie Horvat-Petheö. Göttingen. Herm. Peters. 33 S.

Giordano Bruno: Von der Ursache / dem Anfangsgrund / und dem Einen. Verdeutscht und erläutert von Ludwig Kuhlenbeck. Jena 1906. Eugen Diederichs. 157 S.

Karl Joël: Der Ursprung der Natur-Philosophie aus dem Geiste der Mystik. Ebenda 1906. 197 S.

Hans Reinhart: Frührot — Der Tag. (Gedichte.) Stuttgart. Axel Juncker. 209 S.

Max Brod: Tod den Toten! Ebenda. 196 S.

A. Kosa: Odowakar. Trauerspiel. (Kosas Werke XIV.) München. Ph. L. Jung. 115 S.

Morituros: Mit deutschen Waffen über Paris nach London. Hanau 1906. Clauß u. Feddersen.

Wilh. Wundt: Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. 3 Bände. 1. Band: Allgemeine Logik und Erkenntnistheorie. Stuttgart 1906. Ferdinand Enke. 650 S.

Manfred Semper: „Das Münchener Festspielhaus." Gottfried Semper und Richard Wagner. Hamburg 1906. Conrad H. A. Kloß. 116 S.

Monatsschrift für christliche Sozialreform. Begründet von weiland Frhrn. Carl v. Vogelsang. Zürich 1906. Baeßler u. Drexler.

Dr. phil. et jur. Alfred Manes: Moderne Versicherungsprobleme. Vorträge. (Volkswirtschaftliche Zeitfragen, Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Heft 220/221.) Berlin 1906. Leonhard Simion Nachf. 64 S.

Die Rechtsprechung des deutschen Bühnenschiedsgerichts. Herausgeg. von Dr. Fetisch u. Dr. Leander. Berlin. Herm. Kuhz. 339 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Das Gefüge der Welt.*)

„In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling“ — wie oft doch kam mir dieser Anfang des Schillerschen Distichons bei der Lektüre des vorliegenden Buchs auf die Lippen. So kann nur die Jugend schreiben, die feurige, stürmische Jugend, die noch die ganze Welt mit einem kühnen Anlauf erobern zu können meint. Schon der Titel der Schrift: „Das Gefüge der Welt“! Nicht auf eine der hunderttausend Einzelfragen, die heute die Wissenschaft mit ihrem akademisch und staatlich geregelten Betrieb ihren Jüngern zur Lösung stellt, beschränkt sich dieses jungen Schriftstellers forschendes Bestreben; nein, sein Wagemut geht an die größte aller Fragen, an die einzige, ewige Frage heran, die seit Urbeginn des menschlichen Denkens auf den Lippen der Weisen schwebt, an die Frage nach dem inneren Zusammenhang des All, nach dem Sinn des Weltganzen. Aber das ist das Erstaunliche dabei: die jugendliche Kühnheit des Unternehmens ist gepaart mit einem soliden Können, wie es sonst nur alte, erprobte Seefahrer auf diesem weiten Meere philosophischer Fragelust aufzuweisen haben. H. v. Keyserlings „Versuch einer kritischen Philosophie“ zeugt von Jugendlichkeit, von frischer, selbstbewußter Keckheit in der Stellung wie in der Lösung der Probleme, aber nicht etwa von Unreifheit, von törichter Selbstüberhebung und Mangel an richtiger Selbsteinschätzung, wie sie allzuhäufig in ähnlichen allgemeinen Versuchen, die Daseinsfrage zu lösen, an den Tag treten. „Ich kannte noch niemals einen so jungen Körper mit einem so alten Kopf“ — mit diesen Worten aus dem Empfehlungsschreiben der Shakespeareschen Porzia könnte man auch den „jungen Doktor“ aus Kurland dem hohen Gerichtshofe der urteilenden Leser vorstellen.

Die Schrift über „Das Gefüge der Welt“ ist Houston Stewart Chamberlain gewidmet, „ihm,“ so sagt der Verfasser, „dessen großartige Freundschaft mir den Weg zu innerer Selbständigkeit wies“. Aus dem Chamberlainschen Gedankenkreis heraus scheint in der Tat die erste Konzeption dieser Darstellung der Einheit des Universums erfolgt zu sein, einer Einheit, die nach Keyserlings Ansicht keine materiale, sondern nur eine formale sein kann. Denn auch in Chamberlains neuem großen Werke „Immanuel Kant“, besonders in dem fünften Vortrage „Plato“, finden wir schon die klare Hindeutung auf das einheitliche Gesetz, welches alles Werden beherrscht und welches zugleich die Einheit des Universums ist (im Sinne des platonischen „Seins“). Und dort auch findet sich der andere Grundgedanke der Keyserlingschen Darstellung, die Idee „Leben“ als eine selbständige Idee, neben „Kraft“ und neben „Stoff“ einzuführen, in seiner ganzen Tragweite entwickelt. Gleichwohl enthält des jungen Philosophen Werk gegenüber dem seines älteren Freundes einige durchaus selbständige Züge, so daß es mehr als nur eine Ergänzung zu diesem darstellt. Und eine ausgesprochene Eigenart macht sich vor allem in seiner Methode geltend, die sich allerdings „kritisch“ im kantischen Sinne nennt, in der Tat aber ein Hinausprojizieren der mathematisch-mechanischen Geistesrichtung auf die platonische Ideenwelt bedeutet.

Gerade in dieser Methode zeigt sich H. v. Keyserlings jugendliches Ungestüm. Denn die freudige Siegesgewißheit, in der er daran denkt, mit Ausschaltung des analytischen Weges, also der Logik, auf dem synthetischen, also durch Mathematik allein, zur Feststellung des einheitlichen formalen Prinzips im Naturgeschehen zu gelangen, führt ihn mit einer Raschheit und Leichtigkeit, die erstaunlich sind, aber zugleich fesselnd wirken, über alle Klippen und Einwände hinweg. Indem er das rein Konstruktive, das in den mathematischen Abstraktionen und Formulierungen liegt, heraushebt, gewinnt er ein gleichsam sublimiertes Weltbild, dessen Idealität auf ihn selbst berauschend einwirkt. Seine Phantasie läßt ihn die Einheit des Universums aus der rein formalen, d. h. auf mathematischem Wege möglichen Ueberbrückung der Kluft zwischen Kontinuität und Diskontinuität, zwischen Anschauung und Denken, zwischen Sein und Werden heraus ahnen und eine „Weltgleichung“ finden, die das ganze Gebilde regiert. „Die Leitlinien des Universums tuen sich vor unseren Blicken auf; wir ahnen die mögliche Synthese dessen, was uns scharf geschieden erscheint, wir beginnen zu begreifen, inwiefern das dem Menschen Widerspruchsvolle im Kosmos sich entsprechen vermag.“ Und das Leben, das in formaler Hinsicht eine gesetzmäßige Beziehung zwischen Sein und Werden darstellt, nimmt in jener Weltgleichung die Stelle der irrationalen Zahl ein, durch deren Vermittlung die Diskontinuität des Stoffes und die Kontinuität der Kraft einheitlich verbunden wird. „Eine berauschende Aussicht tut sich uns auf,“ so ruft der jugendliche philosophische Stürmer am Schluß dieser geistreichen Auseinandersetzung über Kontinuität und Diskontinuität aus. „Die Welt ist ein stetiges All, denn stetig erfüllt es die Kraft; wohl ist der Stoff in diskreten Massen in ihm verstreut, und Stoff und Kraft ergänzen sich, ohne ineinander überzugehen; aber das Leben schafft die Vermittlung zwischen den an sich heterogenen Faktoren, indem es, als erste Etappe gleichsam, beide zu einer höheren Einheit zusammenfaßt. Und wagen wir es, die letzte Schlußfolgerung aus der Mathematik ziehend, den Uebergang selbst in Worte zu fassen, so ist der Aether die imaginäre Größe, welche das stoffliche Diskontinuum mit dem Kontinuum zusammenschmilzt. — Wie die Tragödie aus dem Geiste der Musik entsproß, so ist uns aus dem Geiste der

*) Hermann Graf Keyserling: Das Gefüge der Welt. Versuch einer kritischen Philosophie. München 1906. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 8°. 382 S.

Mathematik das Drama des Universums aufgegangen. In den Formen des Menschengeistes sahen wir diejenigen des Universums widergespiegelt, und aus der Einheit des Lebens erschloß sich uns die des Weltalls selbst. So ständen denn die Fundamente unseres Gebäudes fest; im großen mag ich's nicht weiter ausführen — denn wer weiß, vielleicht ist es nur ein Luftschloß? Kein Sterblicher vermag das zu entscheiden:

Nur wer es nicht erkennt, kennt es,
Wer es erkennt, der weiß es nicht —
Nicht-erkannt vom Erkennenden,
Erkannt vom Nicht-Erkennenden!

(Kena-Upanishad 2, 11.)"

Wir sehen, das jugendliche Feuer hat hier den Darsteller fortgerissen; er begann mit wissenschaftlicher Kritik und ist im Phantastischen gelandet. Er gesteht das offen zu. „beim Mythos hebt das menschliche Denken an, zum Mythos strebt es unaufhaltsam zurück". Aber wenn er von der Möglichkeit spricht, ein Luftschloß aufgebaut zu haben, so hätte er sich zugleich eingestehen müssen, daß vielleicht doch schon die Fundamente nicht ganz sicher sind. Die Betonung der aus der rein mathematischen Konstruktion gewonnenen synthetischen Grundlage für das einheitliche formale Prinzip im Weltganzen wird gerade aus den kühnen Schlußfolgerungen, zu denen sich der Verfasser im jugendlichen Ueberschwange hinreißen läßt, in ihrer verhängnisvollen Einseitigkeit deutlich erkennbar. Der logische Grundirrtum dieser Methode liegt meines Erachtens in folgendem Fundamentalsatze des Keyserlingschen Gedankenaufbaus: „Die Mathematik gibt uns also kein Bild des Zusammenhanges, in dem Sinne, *sondern sie ist dieser Zusammenhang selbst, so wie er sich im Menschengeiste ausdrückt und spiegelt.*" Aus diesem Satze folgert Keyserling weiter: „Wenn es ein oberstes Gesetz gibt, so muß die Mathematik imstande sein, eine Gleichung für dasselbe aufzustellen; und umgekehrt, die Erkenntnisse dieser Wissenschaft dürfen wir ohne Scheu auf das Formale alles Geschehens, welcher Art es auch sei, *umdeuten*, da sie ja selbst einen Ausdruck desselben Formalen darstellt." In diesem Sinne will er seine vorher aufgestellte Behauptung verstanden wissen, „daß die Projektion des Universums auf das Leben wohl imstande sein müsse, den wahren Zusammenhang unverzerrt wiederzugeben". Das Wesen der Mathematik bürge für die Zulänglichkeit der Metapher. Mit diesem letzten Ausdruck und mit dem oben gebrauchten Worte „Umdeuten" an Stelle von „Anwenden" gibt Keyserling selbst zu, daß die Spiegelung nicht vollkommen ist. „Noch sind wir nicht in der Lage, alle Qualitäten so weit zu sublimieren, daß sie eine rein formale Behandlung zuließen, und solange dieses nicht der Fall ist, können wir uns der mathematischen Sprache, wo es sich um Qualitäten komplizierter Art handelt, nur metaphorisch bedienen." Eine solche Einschränkung aber stellt die ganze Methode in Frage, denn es würde doch erst zu untersuchen sein, ob überhaupt die Zulässigkeit der rein formalen Behandlung auf alle Qualitäten auch in ihrer Sublimierung anzuerkennen ist. Mit einer solchen Untersuchung würde man aber wieder in das Gebiet der allgemeinsten Denkgesetze, die das Materiale, nicht nur, wie die Mathematik, das Formale der Begriffe betreffen, also zur Logik in ihrem weitesten Sinne, zurückkehren müssen, und damit wäre das Prinzip des rein Konstruktiven, auf dem Keyserlings ganzer Aufbau beruht, durchbrochen.

Es ist hier nicht der Ort, diese Untersuchung anzustellen, auch würde sie über den Rahmen einer Besprechung hinausgehen. Hier kommt es nur darauf an anzudeuten, an welchem Punkte die Kritik der Keyserlingschen Methode zuerst einzusetzen hat und voraussichtlich auch zuerst einsetzen dürfte. Diese Kritik wird sich jedoch stets nur auf die prinzipielle Bedeutung der rein konstruktiven Grundlage, keineswegs auf die Ausführung des auf dieser Grundlage errichteten Baues erstrecken. Denn daß dieser vortrefflich gefügt, schön und harmonisch in sich geschlossen, in allen seinen Einzelheiten geistreich ausgeführt ist, wird kein aufmerksamer Leser bestreiten. Es geht ein grandioser Zug von genialer Einheitlichkeit durch diese Welträume eines philosophisch angelegten Mathematikers. Wenn man dem Verfasser auch nicht allgemein zugestehen wird, daß sein Prinzip der rein formalen Einheit zur Erklärung des Gefüges der Welt genüge, so wird man es doch lohnend finden, sich von ihm dieses Gefüge nach den von ihm gedachten Grundlinien erklären und darlegen zu lassen. Denn wir haben es mit einem begeisterten und infolgedessen auch begeisternden Erklärer zu tun, mit einem Führer von jugendlicher Frische und hinreißendem Feuer, zugleich mit einem Denker von großer Schärfe und einem Gelehrten von ungemeiner Belesenheit. Mit allen diesen Gaben steht Graf Keyserling seinem Freunde und Meister Chamberlain ebenbürtig zur Seite. Wie in diesem, begegnen wir auch in ihm einer scharf ausgeprägten schriftstellerischen Persönlichkeit, die gerade durch ihren Subjektivismus fesselnd auf jeden unbefangenen Leser wirken wird.

Ganz vortrefflich, wegen oder manchmal auch trotz dieses Subjektivismus, scheint mir das dritte Kapitel seiner Darstellung zu sein, welches in näherer Ausführung der formalen Einheit des Universums seine *rhythmische* Einheit, die harmonice mundi, behandelt. Keyserling schließt sich hier in seinen einleitenden naturwissenschaftlichen Einzelausführungen eng an die Untersuchungen Viktor Goldschmidts über Harmonie und Komplikation und an die von K. Wyneken über ein neues morphologisch-rhythmisches Grundgesetz im Aufbau der Form an, die allerdings bisher in den fachwissenschaftlichen Kreisen noch wenig durchgedrungen sind; er nähert sich dadurch vielfach der Zahlenharmonik der älteren Pythagoräer, führt uns aber in den nun weiter folgenden psychologischen und erkenntniskritischen Darlegungen den Weg von der formalen Einheit des Universums zu seiner Funktion, der formalen Einheit des Ich, hinüber. Da alles Geschehen nach mathematischen Gesetzen verläuft, muß auch das Denken, vom kosmischen Standpunkte aus betrachtet ein Spezialfall des Weltgeschehens, sich so verhalten. Aber hier klafft ein Abgrund: die Möglichkeiten der Mathematik sind unendlich, die Wirklichkeiten der Natur, die in der Erfahrung mit ihrer an die Formen von Raum, Zeit und Kausalität gebundenen Wirkungsweise ihren Ausdruck finden, sind begrenzt. Die Verbindungsbrücke zwischen beiden bildet die *Rhythmik*, „ein völlig selbständiges Gebiet, auf welchem weder Mathematik noch Physik ein uneingeschränktes Stimmrecht besitzen". Hieran schließt nun Keyserling die wichtige Erörterung der Frage, ob auch der Menschengeist, für sich genommen, innerhalb derselben Rhythmen wirkt wie die Natur. Und er beantwortet diese Frage dahin, daß wenn der Menschengeist innerhalb derselben Grenzen funktioniert, wie die Natur, wir es am *Kunstwerk* erfahren müssen. „Das Kunstwerk ist keine Möglichkeit, wie die Mathematik, es ist eine festumgrenzte Wirklichkeit; und doch keine Tatsache, wie die andere, die uns im Ungewissen ließen, ob wir ihre eigene Gesetzmäßigkeit oder nur die unsrige an ihnen feststellen. Der Mensch *ist* das Gesetz, welches im Kunstwerk wirkt, er ist es selbst, er dichtet es nicht. Und darum sind die Grenzen und Verhältnisse, die uns auf diesem Gebiete entgegentreten, notwendig und unzweideutig." Daß aber die kosmische Rhythmik, der wir in der Natur begegnen, auch im Kunstwerke zutage tritt, führt nun Keyserling in einem glänzend geschriebenen Schlußabschnitte dieses bedeutsamen Kapitels durch. Damit hat er den Zusammenhang zwischen der formalen Einheit des Universums und der des Ich gewonnen. „Die Erkenntnis des Menschen ist seinen Augen vergleichbar; ihr Blick dringt nur nach außen, nicht nach innen, sich selbst vermögen sie nie und nimmer zu erschauen. Aber dennoch sind sie nicht zu ewiger Unkenntnis ihrer selbst verurteilt: Ihr eigenes Licht strahlt ihnen unverfälscht und unvermindert aus dem — Spiegel zurück. Das Spiegelbild des Menschengeistes ist die *Kunst*."

In zwei weiteren Kapiteln: „Das Problem des Geistes" und „Die Freiheit im Weltzusammenhange" behandelt der Verfasser noch das Geistige als spezielle Ausdrucksform des Lebens und die dem Lebendigen eigentümliche Gesetzmäßigkeit, die sich in der Freiheit in ihrem wahren Sinne kundtut. Durch das Studium des Frei-

heitsproblems glaubt er auch den kritischen Beweis für die Zulänglichkeit seiner aus der projektiven Geometrie gewonnenen Methode erbracht zu haben und faßt die Ergebnisse seiner Darlegungen in folgenden Schlußsätzen zusammen: „Der Menschengeist selber operiert unabänderlich nach den Gesetzen der Perspektive, und die Voraussetzungen, die er spontan setzt und aus denen heraus er schafft, die völlig zusammenhanglos und keiner wie immer beschaffenen Begründung fähig erscheinen, sie sind doch nach mathematischen Gesetzen notwendig und lückenlos verknüpft! Jetzt ist kein Zweifel mehr möglich: der Weg, den der Geistesprozeß einhält, um Ideen zu verknüpfen, das Empfangene zu verstehen, Unbekanntes vorauszusehen und freie Schöpfungen zu begründen, ist an und für sich kein anderer als derjenige der projektiven Geometrie; wie diese durch Umstellung und Umdeutung der Koordinaten und ihres Mittelpunktes den gleichen Zusammenhang in stets erneuter Gestalt erschaut, so gelangt der Geist seinem Wesen nach nur dadurch zu neuen Errungenschaften, daß er nach projektivischen Gesetzen den unwandelbaren dynamischen Zusammenhang umstellt und umformt und auf andere Zentren bezieht; mehr vermag er nicht. So ist denn die Methode meiner Philosophie die Methode des Menschengeistes, von innen besehen, selbst; wir tun nichts anderes als den Weg fortzusetzen, den die Natur im Menschen, jenseits des Bewußtseins, wandelt."

Ob der kritische Beweis für die Zulänglichkeit der projektiven Methode dem Verfasser wirklich gelungen ist, das kann hier nicht des näheren auseinandergesetzt werden; einige erhebliche Zweifel ergeben sich besonders aus der Art, wie Keyserling den „Uebergang" aus der formalen Einheit des Universums zu der formalen Einheit des Ich zum Teil auf der von Kant gelieferten erkenntnistheoretischen Grundlage, zum Teil durch Einschaltung der kosmischen Rhythmik und ihrer Projektion auf den Menschengeist bewerkstelligt. Das rein Konstruktive in der Methode, auf das schon oben bei der Erörterung der formalen Einheit des Universums hingewiesen wurde, bedingt zuweilen eine fast gewaltsame Anwendung des geometrischen Prinzips auch auf psychische Vorgänge, und ein näheres Eindringen in die Gedankengänge des Verfassers dürfte einen zweiten besonders anfechtbaren Punkt in der synthetischen Psychologie, wie sie hier in kurzen Zügen entwickelt wird, entdecken. Das Werk Keyserlings eine kritische Tat zu nennen, ist deshalb wohl verfrüht. Der Verfasser gesteht selbst an mehreren Stellen seines Buches zu, daß einzelne „Uebergänge" noch der Vertiefung und Ausarbeitung bedürfen. Wie hätte das auch anders sein können! Eine auf gänzlich neuer Methode aufgebaute kritische Philosophie kann nur das Ergebnis eines langen Nachdenkens, eines ganzen philosophischen Lebens sein; die Intuition, auf der die Methode beruht, ist Geschenk des Augenblicks, führt aber zunächst auch nur zu der künstlerischen Tat. Als solche dürfen wir aber Keyserlings Werk nach jeder Richtung hin ansprechen. Dem jungen Philosophen ist ein künstlerischer Wurf ersten Ranges gelungen; auf den Flügeln des phantasievollen Schaffens hat er sich über die Kluft zwischen Denken und Anschauung, zwischen kosmischer und psychischer Rhythmik hinweggeschwungen, und indem er das Kunstwerk als vermittelndes Glied gleichsam intuitiv erkannte, hat er selbst ein Kunstwerk geschaffen. In jugendlicher Begeisterung hat er den Formalismus der mathematischen Gesetze mit einem selbständigen und lebensvollen Inhalt zu erfüllen und des göttlichen Platon Ideenwelt mit der begrenzten Sphäre des physikalischen Geschehens in harmonische Uebereinstimmung zu bringen versucht. Das ist alles ein künstlerisches Tun. Künstlerisch ist im letzten Grunde auch die Umdeutung der mathematischen Verhältnisse auf psychische Vorgänge mit Hilfe einer projektiven Geometrie. Denn nur ein aus unmittelbarer innerer Anschauung hervorgewachsener Gestaltungssinn vermag Zusammenhänge zwischen Form und Inhalt auf diesem Gebiete zu schaffen. Und künstlerisch vor allem wirkt die fast leidenschaftlich belebte Darstellung, in der Keyserling die schwierigsten philosophischen Probleme behandelt. Es geht ein Zug von großer Jugendfrische durch diese ganze Darstellung; der Verfasser hat den Glauben an sich selbst und an die umwälzende Bedeutung seiner kritischen Tat; er fühlt sich innerlich selbständig, fast selbstherrlich gegenüber den in Angriff genommenen Problemen. Dies verleiht ihm die schöne Unbefangenheit, zugleich aber auch die Kraft im Ausdrucke, die allein eine literarische Darstellung zum Kunstwerk stempelt.

O. B.

Nordlandsfahrt bis Drontheim.

Am 17. Juli 1904.

Wer hat nicht schon einmal mit mutwilligem Stock in einen Ameisenhaufen gestochert und sich des scheinbar planlosen Gewimmels erfreut, das seine Zerstörertat hervorgerufen!

Ins Große übersetzt, ist der Ameisenhaufen das Bild einer Einschiffung auf einem modernen Ozeandampfer. Ueber Fallreeps und Gepäcktreppen klettern die Menschlein an dem Meeresriesen empor, der geduldig am Kai liegt und nur ab und zu wie ein schlafendes Ungeheuer einen dumpfen, zitternden Laut hervorschnaufen läßt; Koffer, Schachteln und Hüllen aller Art werden herumgeschleppt und in chaotischer Verwirrung drängt und stößt man sich durch die Gänge nach seiner Kabine; die Strandhallen füllen sich schwarz mit zuschauenden Menschen, und die Stewards weisen die Neulinge aus Binnenland mit unermüdlicher Ruhe zum richtigen Ziele; es will doch was heißen, 300 Menschen über eine schmale Stiege haushoch an Bord zu befördern und dann zu verteilen; aber prompt geht's und fünf Minuten vor 9 Uhr fallen die Gepäckstiegen ans Land zurück, während das Fallreep hochgezogen wird; jetzt setzt die Schiffskapelle mit schmetterndem Gruß ein, alles lehnt an der Bordseite; an Land und Schiff erinnert man sich der für diesen Fall besonders zweckmäßigen Taschentücher, Hunderte flattern in der blauen Morgenluft. Mit dumpfem Dröhnen faucht die Dampfpfeife; ein kleines, fast unmerkliches Zittern geht durch den Koloß — der Meteor hat seine Fahrt ins Nordland angetreten.

Der Meteor ist ein genial gebautes Schiff; alles heiter, lustig, froh und weiß; man sieht, daß das stolze Kaiserschiff, das den zweiten Wilhelm jedes Jahr wieder nach den Fjorden trägt, sein Vorbild gewesen.

Wie eine Riesenmöwe gleitet das Fahrzeug elbabwärts, vorbei an den zahllosen Gefährten des Hafens, vorüber am turmgekrönten Sülberg; immer breiter wird der Strom; wie eine aufgetürmte Insel ragt mitten drin die gestern aus Amerika heimgekehrte Deutschland empor, als wäre sie sich der Tatsache bewußt, daß sie der Erde größtes und schnellstes Schiff sei; die Kapelle begrüßt sie mit der Nationalhymne. Breite Segel schwimmen auf der jetzt seeartigen Elbe und kreischende Möwen umschreien beutehungrig das Achterdeck.

Jetzt hat man sich noch für die Mahlzeiten einen Platz im großen Speisesaal durch Vermittlung des Oberstewards zu sichern, was ungefähr so schwierig wie in München ein Billett zu einer beliebten Wagneroper zu erhalten; dann ist man Freiherr, man braucht für nichts mehr zu sorgen, „ins Schlaraffenland drangen wir ein." Ueberall lehnen die raffiniertesten Räkelstühle, an den Schenken fließt Bier und Wein und geschäftige Hände türmen Berge von belegten Brötchen, die allerdings in noch geschäftigeren Mägen rasch verschwinden; am Achterdeck dampfen Kaffee- und Teeschenken, und mit Lachen und Stoßen arbeitet man daran, die Termitenbauten, die dort von süßem Kuchen gebildet sind, wirksamst zu zerstören. Fanfarenklänge schmettern den Beginn der eigentlichen Mahlzeiten dem träumenden Lungerer in die Ohren. Herz, aber besser gesagt, Magen, was willst du noch mehr?

Hinter Cuxhaven dehnt sich endlich das ersehnte Meer aus! Weit öffnet sich die Brust und saugt die Götterluft ein, die über seine Flächen dahinstreicht. Was regt mehr zum Denken an, als wenn man, am Oberdeck stehend, in die blaue Flut sieht und mit

ihren Wogen der Unendlichkeit entgegenrollt? Es ist der Columbus-Gedanke, der mystisch in die Seele zieht, was wird man entdecken, wenn man immer so weiter rauscht, was wird dort sein, wo sich jetzt noch für den begrenzten Blick Himmel und Erde untrennbar nmschlingen? Die Ahnnng des „Wunderbaren" liegt auf den Wassern wie der zitternde Morgennebel, den die unterirdischen Tiefen nachls gewoben. Ein leuchtender Tag strahlt heute auf dem leachtenden Meer! Kühl ist die Luft, als habe sie schon ein Hauch des Nordlands erreicht, und selbst die blinkende Sonne wird nicht lästig.

In weiter Ferne taucht Helgoland auf. Da heute Sonntag ist, sind kaum einige Segel zu sehen nm endlos klaren Horizont, nur die Möwen kennen den Ruhetag nicht und umschießen ewig hungrig das Schiff, und die Berliner schnarren nach dem Kellner wie in den Restaurants der Friedrichstraße, und die Engländer liegen in ihren Deckstühlen wie mürrische Seehunde, die die ganze Sache eigentlich gar nichts nnginge. Ganz vorne aber, wo die rauschenden Wasser um den schäamenden Kiel pfeifen, als sängen sie ihm vertraute Tiefseelieder, nnd er sich schwanenzart auf und nieder biegt, als verstände er ihr urheiliges Rauschen, ist's einsam; da ist wahre Sabbatstille, nur Meer, Luft, Licht, aber alles rein, und noch nicht verdorben und verschmutzt von den Geschöpfen, die auf den jetzt dem Blick versunkenen Kontinenten wohnen nnd wimmeln, und die die Naturgeschichte Menschen nennt! Gott sei Dank, daß er das Meer erschaffen!

Am 18. Juli 1904.

So ein großes Schiff gleicht einer verzauberten, schwimmenden Insel. Prachträume sind darin, wo der glänzende Luxus der modernen Hotelwirtschaft seine Triumphe feiert, und dann gibt es wieder verschwiegene kleine Winkelchen, abseits von der großen Heerstraße gelegen, die man suchen muß und vor denen man dann steht wie der Prinz im Märchen vor dem Dornröschengemach. Am obersten Vorderbug ist so ein Plätzchen; über Raen, Taue und schmale Treppchen muß man klettern, dann steht mnn ganz vorn, hinter sich das Schiff, von dem der verworrene Gesellschaftslärm leise herüberklingt, vor sich das endlose Meer, das stark aufzuschäumen beginnt, begrenzt von phantastischer Wolkenwand, durch die das Fener der untergehenden Sonne glühende Bilder reißt! Asgard und Walhall brennen im abendlichen Lichte nnd locken den Schiffer immer weiter nach Norden. O, diese langen nordischen Sommernächte, bei denen uns Binnenländer so ganz die bequeme Regel im Stich läßt, daß es am Tage hell und in der Nacht dunkel sei! Wie viel Farben und Lichter hat diese Nordlandsdunkelheit; wie lebt da alles sein geheimnisvolles Lichtleben, vom magisch erglänzenden Meer bis zum wetterumschwülten Himmel! Wie ist die Luft voll geheimnisvoller Klänge, als ob Meer und Himmel Zwiesprach miteinander hielten, und daß dabei die Menschen mit schmelternden Schiffskapellen hineintrompeten dürfen, es ist einfach Stimmungsmord, für den es aber eben, wie für so vieles, keinen Schutzparagraphen gibt! Doch das Meer kann sich rächen; hei, wie warf es das Schiff heute morgen und den ganzen Tag über umher, und mit welch pfeifender Freude half der wühlende Nordsturm dazu. „Walvater reitet sein heiliges Roß." Wie still lagen sie heute an Bord, die Kommerzienräte von da, wo Berlin am W'sten ist, wie sind sie „hörbar erblaßt", und was spucken sie so wütend hinunter auf das zischende Meer wie weiland Xerxes, der es peitschen ließ, aber das Meer ist klug und erfahren, es hat sich nichts aus den altpersischen Geißelhieben gemacht und es läßt sich anch nicht davon abbringen, einen besonders hellen Berliner zu zwingen, ihm seinen Mageninhalt zu zeigen, wie ein nmgewendetes Portemonnaie!

Das Spucken ist so natürlich, daß es jeder tut, ohne sich im geringsten zu genieren.

Grandios ist aber ein solcher Seesturm doch; tiefblau, wie Indigo schimmern die Wogenberge, deren Kamm schäumendes Silber ziert; zischend rinnt es ab, als wäre es wirklich von der Tiefe gehoben und jetzt am Sonnenlichte geschmolzen. Pfeifend fährt der Wasserstaub unter dem anfklatschenden Kiel hervor, als spritzte ein Riesenfisch zu beiden Seiten Strahlenbündel empor.

Den ganzen Tag währt der Nereidenlärm, bis endlich in leichtem Nebelschleier ein findiges Auge die ersten Anhöhen Norwegens erblickt!

Sanfter und schmeichelnder werden die Wagen in der Nähe des schützenden Landes, die Seekranken entkrabbeln ihren Lagern, sie sehen aus wie Gespenster, die lang unter dem Wasser gelegen und jetzt noch einmal kommen, die Lebenden und ihr schönes Schiff zu besehen; freundlich bietet man ihnen Platz an der glänzend gedeckten Tafel und allmählich wärmen sie sich mit dem Blute des Lebens, behaglicher wird die Stimmnng, jeder kramt in seiner Spuckstatistik wie in Erinnerung an Jugendtorheiten; vorwärts sticht das Schiff mit doppelter Schnelligkeit seinen Weg durch die Wogen; „über Nacht muß ich in Norwegen sein", singt Wolan zum „Schmied von Helgoland".

Am 19. Juli 1904.

Einen schönen Sommertag in einem norwegischen Fjord zu beschreiben, vergebliches Bemühen! Man ist so voll von geschauten Wundern und so arm an Worten, sie nachzuerzählen, vielleicht gerade, weil sie für uns Wunder sind.

Seit gestern nacht 12 Uhr sind wir im Hardanger-Fjord eingelaufen und um 8 Uhr in Odde ausgebootet worden; von da ab mit Wagen landeinwärts. Welch eine Landschaft! An der Sohle Wiesen und Felder, auf denen verspätet Früchte in der kärglichen Sonne zu reifen beginnen, die bei nns längst abgeerntet; dann Bergwald nnd diesen hart bedrängend Schnee und Gletschereis, darüber die blaue Glocke des tiefsommerlichen, ungetrübten Himmels. Kaum je ein einfaches Holzhaus, dann wieder für Stunden keine Spur des Menschen und seiner Tätigkeit; aber still ist die Gegend deswegen nicht, denn bald nah, bald fern brüllen die tosenden Wasserfälle, die sich aus den Schneehalden in taumelnder Fülle zu Tale stürzen, ununterbrochen gischtet am Weg entlang ein tobender Fluß, als wollte er an Lebenskraft ausschießen lassen, was ihm der lange Winter im Eispanzer aufgespart.

Warum der Norweger ein wortkarger Mann ist? Du lieber Gott, wie soll man denn zum Schwätzer werden, wenn man ins nächste Dorf eine Meile zu gehen hat und die Natur mit tausend Zungen redet? Daß der winterkühle Norweger den mystischen Wunderglauben in seiner verschlossenen Brust trägt, wie ihn uns Ibsen, Björnson und vor nllem die Lagerlöf geschildert, nnd den wir als pikante Ausländelei wie Geisteskaviar genießen — zum blutigen Ernst wird dieser Gedanke für jeden, der mit offenen Sinnen in Norwegen weilt. Ist nicht ihr ganzes Land ein Wunder?

Wir waren heute auf der gleichen Höhe von Grönland, das eine wüste Eisöde ist; so ginge es hier auch nach geographischem Recht. Siehe da, eine nllmächtige Hand biegt den wärmenden Golfstrom an Skandinavien vorbei, nnd der Rest von Tropenkraft, die er durch weite Meere hierher verfrachtet, zaubert noch Sommer und Ernte hart an den erstarrten Rand der Gletscher! Ein kurzes Sommerglück, selbst wie ein Wunder auf einem kleinen Streifen hervorgeschossen, der zwischen Eis- und Wassertod unentrinnbar eingeklammert; aber daß er lebt, daß ihn nicht die schuttführende Lawine verdonnert, und daß ihn das aufbrandende Meer nicht in seinen gefräßigen Wellenleib heruntergerissen, das ist eben das Wunder, dem der Norweger sich und sein Land dankt, und ein Mensch, der so hineingestellt ist ins Ringen der Naturkräfte, dem Lawinendonner, Wasserrauschen und Meeresbranden so gewohnte Geräusche sind wie nns das Klingeln der „Elektrischen", sollte nicht an die Wunder glauben, die er selbst längst täglich an sich und seinem Land erlebt? Geht nur einmal einem solchen „Elf" entlang, wie er mit dämonisch reißender Kraft seinen Weg vom Gletscher zum Fjord donnert! Von allen Talwänden jubeln ihm die befreiten Wasser entgegen und stürzen sich bacchantisch aus dem dunklen Waldesgrün in blitzenden Perlen ihm entgegen! Norwegen ist das Land der

Wasserfälle; viertelstundenweit hört man ihr Rauschen, und weit um sie ist die Luft erfüllt mit Millionen feiner Stäubchen, die im Lichte glitzern. Was doch die Sonne hier oben mit dem Golfstrom noch vermag! Rührend ist es zu sehen, wie um einzelne Höfe Kirschbäume gepflanzt sind, deren Knöpfe freilich noch grün. Ein Schiffer führt uns über einen See und erzählte uns mit Stolz, daß man vielleicht im August darin baden könne; jetzt fühlt das Wasser sich eiskalt an. —

Der Gletscher gehört zur norwegischen Landschaft wie der Baum zum Walde; aber er ist hierzulande nicht der hinter weiten Strichen sich in blauem Höhendunst verlierende „Ferner“, er ist hier ein „Naher“, ein „Nächster“, ein gar unfreundlicher Geselle, der seinen Eismantel breitspurig an die Felder des Bauern schiebt und ihn das ganze Jahr über mit seiner kalten Luft anpfeift. Der Gletscherbesuch ist daher hier auch nicht eine weite Tour, für die man sich ausrüstet und rucksäcklich verproviantiert; man geht — nach dem Lunch — in zweistündigem Marsch direkt an die vereisten Grenzen des ewigen Schnees!

Am reißenden, stromartigen Tobel hinauf, durch Erlen- und Lindenwald, der über Steintrümmern wächst, durch fußhohe rote Glockenblumen steigt man zu einem der größten Gletscher Norwegens! Klar schimmern seine Spalten bald in greifbarer Nähe, und jetzt sieht man auch das Eistor, aus dessen geheimnisvoller Höhle der Fluß sich stürzt, der uns entgegengerast war — weißer Gischt auf dem ganzen Wege, als wäre er nur ein lebendig gewordener Gletscher! Und zwischendurch in der Ferne leuchtet in tiefem Blau des Sommernachmittags der Fjord, an dessen Ende breit und majestätisch gleich dem Gletscher und schimmernd weiß wie dieser der Meteor liegt! So nah grüßen sich hier die Gegensätze des ewig Starren und des ewig Beweglichen. Leben und Tod in kurzer Spanne vereint.

Jetzt — 11 Uhr nachts — fahren wir nach Bergen! „Kurz ist die nordische Sommernacht“ oder überhaupt sie ist gar nicht, wenn man, wie bei uns, die Finsternis als ein Attribut der Nacht betrachtet; man kann herrlich lesen und schreiben ohne künstliches Licht. Wie ein matter Emaillespiegel liegt der Fjord, und tausend feine Farbennüancen zittern über ihn — es ist sehr erklärlich, warum man hier oben die schönsten Emaillefarben herstellt, — schwarz und vielkantig umstehen ihn die Berge, auf deren Schneehöhen noch das letzte Schimmern der untergegangenen Sonne ruht, wie verklärtes Erinnern an verblaßten Glanz, und darüber spannt sich der klare Himmel wie ganz feines, opalisierendes Glas.

Das hindert aber Berlin W. nicht, am Achterdeck zu tanzen, als wären sie in einer Tiergartenvilla — o wären sie doch auch dort!

20.—21. Juli 1904.

Mitternacht! aber noch liegt dämmernder Glanz auf den Bergriesen, deren Häupter unter magisch bleicher Schneehaube leuchten. Mitternacht! aber noch zittern des Tageslichtes letzte Funken auf den stillen Wassern des Fjords! Mitternacht! aber noch herrscht nicht Ruhe auf dem stolzen Schiff, das nahe bei den kleinen Fischerhütten von Gudvangen liegt. Leuchtraketen entsteigen seinem Leib, und dem Prasseln des Feuerwerkes geben in tausendfältigem Echo Antwort die hochragenden Berge! Zaubernacht im Norden.

Wer Norwegen beschreiben will, muß vor allem seine geographischen Begriffe gründlich revidieren! Es ist anders als andere Länder! Das hat namentlich die heutige Tour von Bergen nach Gudvangen über Land gelehrt! Im frühen Morgenglanz liefen wir in der „Stadt“ Ibsens ein; ein Kranz weich geformter Berge umgibt die schimmernde Bucht; schöne, an Mitteldeutschland gemahnende Vegetation überzieht sie; hier liegt die „Stadt“. Ich habe es absichtlich in Anführungszeichen geschrieben, denn was wir uns unter einer Stadt vorstellen, ist es nicht! Ein paar kleine, hüttenartige Holzhäuser, ohne jede Architektur; für Städte hat der Norweger kein Talent; sein Fuß geht über Gletscher oder hält sich fest im schwanken Grund seiner Schiffe; wo sollte da das für den Großstädter notwendige Trottoirgefühl sich erlernen; er muß das Fleckchen Erde erspähen, wie man vierblätterigen Klee sucht, auf dem er horsten kann, das ihm Wasser und Berge gelassen, wo sollte da Raum sein für Straßenzeilen und Paläste!

Von Bergen geht's mit der Eisenbahn, einer der wenigen des Landes, nach Voßvangen! Eine Fahrt durchs Seenland Norwegens voll entzückender Lieblichkeit; das leuchtende Blau des Wassers und die sanften Formen der umgrünten Berge zaubern wie in neckischem Spuk Anklänge herauf an Oberitalien; freilich, der scharfe Luftzug, der von den nahen Schneebergen weht, verbläst den Südtraum gar bald; unerschöpflich ist hier der Formen- und Wasserreichtum der Natur, in ungebrochener Frische strotzt sie dem Wanderer entgegen. Sie ist noch nicht wie bei uns „gezähmt“, ihre Matten sind nicht in Kulturquadrate zerschnitten, ihre Flüsse sind nicht korrigiert, sie schäumen in jugendlicher Bergherrlichkeit über Fels und Trümmer und sind nicht geknechtet, Triebwerke zu treiben, und vor allem sie sind klar; von einer Klarheit, von der man sich in unseren „Abwässerländern“ kein Bild machen kann! Wie flüssiger Kristall fliegen sie über den unberührten Boden; die klaren Seen tragen keine Dampfer, und an den hohen Bergen klettert kein Zahnrad! Es ist eine Stille, die man hört, eine Unentweihtheit, die man fühlt!

In Voßvangen geht's auf zweiräderigen Karren, von kleinen Falben flott gezogen, nach Stahlheim stundenlang durch die Berge, bedeckt mit den „ewigen“ Wäldern. Immer höher breiten sie sich aus unter dem lichten Sommerhimmel, immer weiter wird das Gebiet, das der Blick umspannt! Grüne Ströme rauschen vorüber, Wasserfälle stürzen donnernd zu Tal oder hängen in der Ferne wie demantene Schleier an den alten Granitriesen nieder!

In Stahlheim gähnt dem Blicke endlich die Tiefe der engen Täler entgegen; geisterlangsam schleicht die Dämmerung bereits in die tiefsten Schluchten, während oben noch die Schneefelder jubelnd das flutende Sonnengold trinken und sich aufzulösen scheinen in die brausenden Bäche, die der gähnenden Tiefe entgegenstürzen! Ein überwältigendes Großalpenpanorama, das sich aufrollt, von einem Plateau aus, auf dessen höchster Zinne das Banner Norwegens flattert im Abendwind: Ich grüße dich, Zauberland im Norden, ruft die aufatmende Seele!

Wenn die Dämmerung voll eingebrochen, ist der Sonne Reich mit ihren milden Strahlen dahin, scharf pfeift der Wind, der eben noch mit dem ewigen Schnee gekost, als man ins Tal hinunter zum Fjord fährt, so gegen 11 Uhr abends; nicht dunkel wird es, es ist, als ob die Natur hier so wenig schliefe wie die Wasserfälle, deren Rauschen nur noch dröhnender klingt und deren Silberstaub magischer aufleuchtet, wenn die Halbdämmerung das Land umsponnen. Wie ein dunkelgrünes Auge blitzt dahinten, wo sich die Bergungetüme auseinander schieben, die dunkle Fläche des Fjords wieder auf, und aus ihm ragt das schwimmende Märchenschloß „Meteor“, leise umschlichen von einzelnen Fischerkähnen armer Eingeborener, deren neugierige Augen sich geblendet wenden von dem elektrischen Licht, das aus den geheimnisvollen Luken schießt, und anstarrt, von den steilen Bergen des Nordlands, die wie Riesenwächter den Ausgang nach dem Freien zu sperren scheinen.

Am 21. Juli 1904.

Wie man auf einer Nordlandreise lebt?

Man schläft — leider, denn man verliert einen Teil des ewig wechselnden Panoramas, das man durchfährt —, man ißt —, leider, denn auch diese so angenehme festländische Gewohnheit kostet Zeit, kostbare Zeit. Jede „freie“ Minute aber nützt man auf Deck aus und starrt in die neue, unbekannte Welt, die sich wechselnd enthüllt! Jetzt ist der Fjord so eng, daß man fürchtet, an seinen harten Steinrippen möchte sich das durchwindende Schiff zerquetschen, dunkel leuchtet sein Wasser, wie die Tannen, die an den Uferfelsen aufklettern, man erinnert sich an Payers „Gestade der Vergessenheit“, dann eine Biegung — und in lichter Bläue weit ausgerundet zu entzückendem Becken liegt ein herrlicher See, eingefaßt von schwellenden Bergen, wie sie nur der

üppige Süden formt, mit dem lichten Grün des anmutenden Frühlings überzogen und überspannt von tiefblauem Himmel, aus dem die Sonne leuchtendes Gold fließen läßt über die weiten Wasserflächen; bald aber drängen sich eisstarre Gletscherkolosse über die Berge und lassen wieder ihre Eiswasser niederrieseln in den wärmeren Fjord! In der Ferne leuchten kleine Ansiedelungen, aber versteckt und kaum sichtbar, und immer wieder verschieben sich die Kulissen zu neuen, sich steigernden Prachtbildern. Man geht auf dem schwimmenden Palaste spazieren, atmet Sonne und Luft und sieht, sieht sich trunken an den wechselnden Bildern, wie die Biene sich voll saugt im zitternden Blumenmeer!

Warum ist man nicht wenigstens als Maler geboren, denkt man sich, um doch etwas festhalten zu können von der wechselnden Schönheit, die vorüberfliegt wie die Wasser der Fälle in blinkende Perlen verstäuben.

Norwegen beschreiben — „is nicht" —, sagt der Berliner traurig, den doch gewiß klugen Kopf schüttelnd, und läßt sich vom Steward ein schäumendes neues „Münchener" geben.

Max Gaenßler.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Bibliotoca romanica, Heft 11—22, Straßburg. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). Preis 40 Pfg. pro Heft.

Das große von Prof. Dr. Gustav Gröber geleitete Unternehmen der Biblioteca romanica, über dessen Absicht und Anlage wir den Leser bereits unterrichtet haben (Jahrgang 1905 Nr. 254 dieser Beilage), schreitet rüstig vorwärts. Es sind nunmehr weitere 11 Bändchen erschienen. Das erste resp. 11. enthält Racines Athalie samt der Preface des Dichters und gibt die Textgestalt der letzten zu Racines Lebzeiten erschienenen Ausgabe (1697) mit Varianten der früheren Editionen von 1691 und 1692. — In Heft 12—15 haben wir eine vollständige und zuverlässige Ausgabe von Petrarcas Canzoniere auf Grund des neuesten diplomatischen Abdrucks der Originalhandschrift. Ein glücklicher Gedanke war es, zur Orientierung des Lesers die knappen und präzisen Inhaltsangaben Giacomo Leopardis über den einzelnen Gedichten zu reproduzieren. Mit mehr Nachdruck noch als bei den anderen Bändchen müssen wir hier auf die gehaltvolle Einleitung Gröbers verweisen. Was die bibliographischen Angaben betrifft, so hätten wir freilich dem weiteren Publikum in allererster Linie den tiefsinnigen Saggio Critico sul Petrarca des Francesco De Sanctis und weniger die spitzfindige und geistreichelnde Arbeit Cesareos und noch weniger die langweiligen Nebensächlichkeiten Sicardis empfehlen mögen. — Die Heftchen 16 und 17 enthalten den zweiten Teil der Divina Commedia (der erste ist bereits als Nr. 5 und 6 erschienen) nach Wittes Textauffassung mit Beigabe der wichtigsten Varianten anderer zuverlässiger Ausgaben und einer der ältesten Handschriften. — Es folgt (Heft 18—20) Claude Tilliers Oncle Benjamin, dessen literarischer Ursprung und Wert in der Einleitung trefflich gewürdigt wird. Und endlich in Heft 21/22 der zweite Tag von Boccaccios Decamerone (Fortsetzung zu Heft 7), begleitet von kurzen Uebersichten über die einzelnen Erzählungsstoffe und ihre Seitenstücke in anderen Literaturen.

So reiht sich denn auch in dieser zweiten Serie eine Perle an die andere, und die Fortsetzung erfüllt reichlich, was der Anfang versprochen hatte. All die neuen Bändchen sind von Gröber selbst bearbeitet, und wir können nur wünschen, daß der unermüdliche Gelehrte uns bald noch weitere Proben schenke.

K. V.

Kinderseelen. Drei Erzählungen von Herman Hölzke. Dresden. E. Piersons Verlag 1905.

In drei hübschen, eigenartigen Novellen versucht Herman Hölzke uns Kinderseelen zu offenbaren, keine Alltagskinderseelen, sondern feine, besondere Seelen von Kindern, die im Leben immer einen schweren Stand haben neben den anderen, derberen, weniger sensiblen Durchschnittskindern. Er fährt mit kundiger Hand über leise klingende Saiten, die zart und rührend tönen und manchesmal erzittern, daß man den schluchzenden Klang lange noch vernimmt. In der ersten Erzählung ist das Grundmotiv die Liebe, eine holde, innige, exklusive Kinderliebe, die sich fortpflanzt und festigt in späteren Jahren und auch nimmer weichen will, als ihr Gegenstand seines märchenhaften überirdischen Schimmers entkleidet und so arm und bloß dasteht in seiner ganzen Schwäche und Erbärmlichkeit. Alles in dieser Erzählung stimmt harmonisch zusammen; der Wald, an dem Hegemeisters Häuschen verloren steht, die beiden lieblichen, erblühenden Nachbarskinder mit ihrer tiefen, stillen Freundschaft im Herzen, und deren Schicksal; überall jene versonnene Märchenstimmung, jene verträumte Weltvergessenheit, die so traurig süß anmutet. Hölzkes künstlerisches Feingefühl tritt in dieser Erzählung besonders zutage, namentlich in der Art, wie er große Gemütsbewegungen darstellt. Es geht alles so ruhig, so sanft, so ohne jeden Eklat. Für das höchste Entzücken, für eine bange, namenlose Angst, für Verzweiflung und Resignation kein anderer Ausdruck als ein seufzend geflüsterter Frauenname: „Rohtraut, ach Rohtraut!"

Ganz anders geartet ist die zweite Erzählung: „Er taugt nichts". Ich möchte sie um ihrer straffen Komposition willen und dann wegen der in knappen Rahmen prächtig durchgeführten Charakterisierung der einzelnen Personen als die beste bezeichnen; auch bildet ihre schlichte Tendenz eine gewaltige Anklage gegen eine bestimmte bureaukratische Schulpädagogik. Es ist eine rührend einfache Geschichte. Ein kleiner Junge, ein Prachtkerl, wie es leider nicht allzu viele gibt, hat gegen die Schule ein schreckliches Verbrechen begangen. Er hat ein da entliehenes, mit hübschen Federzeichnungen illustriertes Heldenbuch nun noch hübscher mit entsprechenden Farben bemalt und dann in aller Unschuld zurückgegeben. Er hat es harmlos gemacht und ohne Ueberlegung, wie die anderen Jungen etwa Kirschen vom Baume pflücken und in den Mund stecken. Ganz sorgfältig hat er das ausgeführt, vielleicht aus einer angeborenen Künstlernatur heraus, und die griechischen Helden bekamen blaue Augen, blonde Haare und rotfunkelnde Schilde! Aber in der Schule läßt man nicht mit sich spaßen. Der Schulmensch, der Direktor, gibt dem armen Jungen einen öffentlichen Verweis, der in den Worten gipfelt: „Er taugt nichts!" Der Junge aber hat nun eine Seele, an der die leeren Worte nicht spurlos vorübergehen, sondern sich tief in ihr einkrallen und sie zu vernichten drohen. Das wußte der gute Direktor freilich nicht; schon seit so und so viel Jahren behandelt er alle Knaben ohne Ansehen der Person immer hübsch gleichmäßig nach demselben pädagogischen Prinzip. Dieser eine aber wird zufolge der erprobten Methode schwer krank, verliert nach seiner Genesung all seinen goldenen Jugendfrohsinn, ja scheinbar auch seine frische Denkkraft, bis er Gelegenheit hat, ein kleines Kind aus dem Wasser zu retten, und nun von seinem Ordinarius Doktor Schüddekopf hören darf, daß er etwas und sogar recht, recht viel taugt. Dieser Doktor Schüddekopf, der ideale Lehrer mit dem warmen und sicheren Blick für die Individualität seiner Schüler, ist trefflich herausgearbeitet, eine wahre Musterleistung. Die Erzählung wirkt in ihrer frischen Unmittelbarkeit überaus anziehend und zeigt Hölzke als warmherzigen Beobachter und urteilsfähigen Kritiker.

Die dritte Erzählung: „Marianne" ist trotz der äußerst gelungenen Detailmalerei und der überraschend lebendigen Schilderungen, auch trotz mancher treffenden psychologischen Beobachtungen im ganzen nicht gut geraten. Es fehlt die fest geschürzte fortlaufende Handlung, die äußere Entwicklung und der Held. Es sind lauter „Helden", aber keine Person als eigentlicher kraftvoller Mittelpunkt. Dann spielt der Zufall hier eine viel zu große Rolle, Unwahrscheinlichkeiten gibt es in Menge. Auch ist die Erzählung für die dürftige äußere Handlung zu breit gehalten, die inneren Erlebnisse der Menschen aber sind zu schwach gezeichnet, so daß sie nicht vollständig entschädigen können. Hölzke hätte viel aus der Erzählung machen können, es sind schöne Vorbedingungen gegeben. Aber alles verflüchtigte sich und nahm keine feste Gestalt an. Es ist schade darum. Nach den beiden ersten Proben könnte man von Hölzke verlangen, daß er nur Gediegenes und in sich Vollendetes böte.

S. B. W

ar. **Neue kunstgeschichtliche Forschungen.** Im zweiten Heft des Jahrbuchs der kgl. preußischen Kunstsammlungen behandelt Cornelius v. Fabriczy ein unbekanntes Jugendwerk Andrea Sansovinos, ein Sakramentstabernakel mit einer Reliefdarstellung zweier Engel in der Kirche S. Margherita a Montici. Es ist insofern ein wichtiges Werk, als es einen frühen Aufenthalt des Künstlers in Rom voraussetzt, von dem sonst nichts bekannt ist. Der großartigen St. Georgs-Gruppe der Stockholmer Nikolaikirche im Historischen Museum zu Stockholm ist ein Aufsatz von J. Roosval gewidmet, der sie dem großen Lübecker Maler und Bildhauer Bernt Notke mit großer Wahrscheinlichkeit zuweist. Neuaufgefundene Skulptur- und Architekturbruchstücke vom Grabmal Pauls II. geben Fr. Burger die Möglichkeit, eine Wiederherstellung dieses wichtigen Grabmals von Mino da Fiesole und Giovanni Dalmata vorzulegen.

Allgemeine Rundschau.

Archäologisches aus Rom.

In üblicher Weise nehmen wir von Rodolfo Lancianis römischen Berichten Notiz, die dieses Mal (Athenaeum vom 19. Mai) zwar nicht von hervorragenden Funden zu melden haben, aber dafür reich an höchst belehrenden archäologischen und topographischen beiläufigen Bemerkungen sind. Schon vor einigen Jahren hatte man auf dem Forum eine Reihe von ungefähr zolltiefen Einschnitten in Stein gefunden, die unter darüber geschüttetem Schutt und verdorben durch die Abreibung infolge der Darüberschreitenden ohne weitere Untersuchung in Vergessenheit geraten sind. Jetzt zeigt es sich, daß diese Rinnen 38 Zentimeter hohe Buchstaben von Bronze genau umschlossen und so eine 40 Fuß lange Inschrift bildeten. Die Bronzebuchstaben sind verschwunden; die Inschrift, die an sichtbarster Stelle des Forums auf der Sacra Via wenige Schritte vom Lacus Curtius angebracht war, lautete auf L. Naevius C. F. Amerimnus. Da auch das unter Julius III. (1550—1555) ganz in der Nähe der Phocassäule gefundene bekannte Relief aus dem Konservatorenpalast, das den Sprung des Mettius Curtius in den Sumpf darstellt, auf der Rückseite eine Inschrift L. Naevius. L. F. Surdinus, der Prätor unter Augustus war, trägt, so muß man annehmen, daß die Naevii in irgend einem Zusammenhang mit dem in der Augusteischen Zeit wieder auflebenden Interesse für den Locus Curtius standen. Helbig (Führer 2 563) hält das Curtiusrelief für mittelalterliche oder Frührenaissance-Arbeit; aber der zweite in der gleichen Gegend aufgetauchte Naevius wird es mit Sicherheit der Antike zuführen. — In dem am 24. April wieder eröffneten Municipal-Antiquarium, das neue und interessante Kunstwerke einschließt, ist das drittgrößte in Rom ausgestellte Mosaik, das nur zu drei Fünfteln erhaltene Jagdstück aus den Licinischen Gärten bei Santa Bibiana, zu sehen. Es mißt immerhin 70 auf 30 Fuß; die übrigen Teile liegen noch unter zwei durch die Horti Liciniani laufenden Eisenbahnlinien. Ist das Mosaico Antoniniano im Lateranmuseum (Helbig 2 725) und das in der Rotunda des Vatikans aus den Thermen von Otricoli (Helbig S. 188) auch viel größer, so ist das des Antiquariums durch seine Darstellungen das interessanteste, da es zeigt, auf welche Weise die zu Tierhetzen und Kämpfen, sowie für Menagerien nötigen wilden Tiere gefangen werden: Gazellen laufen in Netze, Bären werden von Hunden verfolgt oder durch rohes Fleisch in Käfige gelockt, auf denen Jäger oder Sklaven liegen, bereit, die Falltüre herunterzulassen. — Die Tabulae honestae missionis, d. h. die römischen Militärdiplome für ausgediente Soldaten (siehe Münchener Antiquariumsführer S. 61) wurden für die Gesamtentlassenen einer Kompagnie oder Schwadron auf Bronzetafeln in verschiedenen Teilen des Kapitols, als Aedes Fidei, Ara Gentis Juliae, an der Statue des Q. Marcius Rex oder der des Jupiter Africus, an den Aedes Thensarum, dem Tropaeum des Germanicus, an dem Aditus der Rückwand des Jupitertempels angeheftet; und der einzelne Veteran erhielt dann eine beglaubigte Abschrift ebenfalls auf einem Bronzetäfelchen. Eine jüngst am Rhein gefundene tabula honestae missionis bemerkte nun von dem Original, daß es „in Capitolio ad casam Romuli“ aufgehängt sei. Es hat also zwei Casae Romuli in Rom gegeben, das bekannte an den Scalae Caci auf dem Palatin und ein anderes bei der Curia Calabra innerhalb der Umfassung des Kapitols. Es waren Schäferhütten wie die der Campagna und ihre Gestaltung im Altertum so bekannt, daß ein Grab in Form einer Hütte in einer afrikanischen Inschrift (C. J. L. VIII S. 1123) „domus Romula“ genannt ist. — Der Sockel einer Weihestatue mit der Inschrift, daß Theogenea, das Weib des C. Ratilius, ihr Bild in Erfüllung eines Gelübdes der Bona Dea widmet, wurde im Trastevere ganz in der Nähe der Stelle gefunden, wo 1744 das Tabernacolino dieser Göttin, die ihre Spezialität im Kurieren von Augenkrankheiten hatte, gefunden worden war. 1861 war hier schon eine Inschrift zutage gekommen, worin sich ein Genesener „derelictus a medicis“ für wiedergewonnenes Augenlicht bei der Bona Dea bedankt. — In der Nähe des Kolosseums wurde ein prächtig dekorierter Altar gefunden, der an der Kreuzung zweier Straßen stand, von denen eine Vicus Statae Matris hieß. Unter dem Konsulat des Caninius Gallus und Fufius Geminus war er 2 v. Chr. errichtet. Man wußte bisher nicht, daß eine Straße nach der Stata Mater, d. h. der Göttin, welche die Feuersbrünste zum Stehen bringt, hieß, und daß die genannten Konsuln (für die zweite Hälfte des Jahres 2) fungierten (Caninius Gallus ist bei Gonau übrigens genannt). Fufius Geminus ist der Miturheber der berühmten Lex Fufia Caninia gegen die übermäßigen Freilassungen, die der Kodex des Justinian fälschlich als Lex Furia Caninia bezeichnet hat. Die Chronologie der Lex Fufia Caninia ist jetzt auf das Jahr 2 v. Chr., also fünf Jahre vor der noch strengeren Lex Aelia Sentia, gesichert. — Der auch an dieser Stelle gemeldete Fund einer Urne mit den Ueberresten Trajans, der in der Basis der Trajanssäule gefunden worden sein sollte, war nach Lanciani eine Aprilente.

M.

*

Das Zifferblatt unserer Uhren.

Das Zifferblatt unserer Uhren wurde in der Beilage vom 8. August 1905 (Nr. 181) zum Gegenstand zweier Fragen gemacht: erstens, woher es komme, daß der Drehungssinn der Zeiger stets nur in der einen, bekannten Weise gewählt erscheine, und zweitens, warum zwölf regelmäßig oben sei. Es wurde ausgesprochen, daß darauf keine Antwort gegeben werden könne. Ohne auf den Inhalt des Aufsatzes eingehen zu wollen, gebe ich hierzu das Ergebnis meiner Studien über älteste Zeitmesser. (Vergl.: Ueber Sonnenuhren, Verlag: Leuschner u. Lubensky in Graz, 1906.)

Eines der ursprünglichsten Mittel zur Zeitmessung ist bekanntlich die Wasseruhr (Klepsydra). Sie ermöglichte in ihrer vollkommeneren Form die Einteilung des natürlichen Tages (Zeit von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang, also ein von der Jahreszeit abhängiger Zeitabschnitt) und der natürlichen Nacht in je 12 gleiche Teile und bestand der Hauptsache nach aus einer unter konstantem Druck stehenden Wasserzuleitung und einem zylindrischen Wasser-Auffanggefäß mit zweimal 12 um dasselbe herumgezogenen Stundenlinien, welche im Sinne von unten nach aufwärts gezählt wurden, weil die wachsende Höhe des seit Sonnenaufgang ins Gefäß geflossenen Wassers die Anzahl der seither vergangenen Stunden anzeigte. In späterer Zeit gab man den Wasseruhren öfter ein festes Zifferblatt bei, auf welchem ein Zeiger die Zeit angab. Es wurde nämlich im zylindrischen Auffanggefäß durch das steigende Wasser ein Schwimmer mit aufrecht stehender Zahnstange gehoben, welch letztere in ein Zahnrad eingriff, mit dessen horizontaler Achse der Uhrzeiger verbunden war.

W. Schultz gibt in seinem Aufsatze „Die Zeitmesser des Altertums bis zur Erfindung des Pendels“ (Deutscher Uhrmacherkalender, 1893, Seite 45) die Skizze einer derartig verfeinerten Klepsydra, wie sie schon um das Jahr 300 vor Chr. in Aegypten in Verwendung stand. Die Bezifferung am Zifferblatte nimmt hierbei für die Stunden des natürlichen Tages im obersten Punkte ihren Ausgang und wächst im Sinne von links nach rechts bis zur Ziffer XII am untersten Punkte des Zifferblattes. Von hier aus nimmt die Bezifferung für die auf der linken Seite des Zifferblattes verzeichneten Stunden der natürlichen Nacht ihren Ausgang und endet mit der Ziffer XII zu oberst des Zifferblattes. Der Drehungssinn des Zeigers findet sich also bereits in der heute allgemein üblichen Weise gewählt, und mag diese für den ersten Konstrukteur der genannten Wasseruhr deshalb bestimmend gewesen sein, weil nach dessen zweifellos zunächst getroffener Wahl über Lage von Wasserzufluß und Wasserauffanggefäß die Anordnung von Schwimmervorrichtung und Zifferblatt gedrängter erfolgen konnte, als wenn der Drehungssinn des Zeigers in der anderen Art gewählt worden wäre. Bei den weiteren Herstellungen von Uhren mit Zifferblättern behielt man wohl gewohnheitsgemäß den einmal gewählten Drehungssinn des Uhrzeigers bei, zumal die andere Zeigerdrehung an und für sich keinen Vorteil gebracht hätte. Als man dann statt der ungleichen Stunden die gleichen einführte und die Tage nicht mehr vom Zeitpunkte des Sonnenaufganges, sondern von jenem des Mittags oder der Mitternacht ansetzte, ging man auch von der Gewohnheit nicht ab, den Ausgangspunkt der Zählung auf den Zifferblättern aller Uhren zu oberst zu vermerken.

Graz, im Juni 1906. Dr. G. Löschner, k. k. Ing.

*

Kleinere Mitteilungen.

ar. Die Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica hat ihren ständigen Berliner Ortsausschuß beauftragt, ihr Vorschläge für eine grundsätzliche Abgrenzung des Arbeitsgebietes der Monumenta gegenüber der mit ihren Aufgaben sich berührenden Editionstätigkeit der deutschen historischen Kommissionen und größeren Geschichtsgesellschaften zu machen. Die Reichsregierung hat der Zentraldirektion als Arbeitsräume und zur Aufstellung ihrer Sammlungen statt der bisherigen Unterkunft im Sockelgeschoß des Reichsversicherungsamtes zwei Säle des Reichsdienstgebäudes, Luisenstraße 33/34, überwiesen.

* Das zweite Preisausschreiben der „Kant-Gesellschaft“ (Walter Simon-Preisaufgabe)

lautet: Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller. — Die „Kantgesellschaft“ schreibt auf Anregung ihres Ehrenmitgliedes, des Herrn Stadtrat Professor Dr. Walter Simon in Königsberg i. Pr., welcher ihr auch die zu dem Preisausschreiben nötigen Mittel zur Verfügung gestellt hat, die vorstehend formulierte Preisaufgabe mit dem Bemerken aus, daß nicht bloß eine referierende Darstellung, sondern eine kritische Geschichte des Gegenstandes verlangt wird. Die Bewerbungsschriften sind einzusenden an das „Kuratorium der Universität Halle“. Ablieferungsfrist: 22. April (Kants Geburtstag) 1908. Als Preisrichter fungieren: Professor Dr. Eugen Kühnemann an der Akademie Posen, Professor Dr. Paul Natorp an der Universität Marburg und Professor Dr. Theobald Ziegler an der Universität Straßburg i. E. Die Verkündigung der Preiserteilung findet im Dezember 1908 in den „Kantstudien“ statt. Die gekrönte Arbeit erhält den Preis von Eintausend Mark. Sind weitere preiswürdige Arbeiten eingelaufen, so kann ein zweiter Preis von 400 M und ein dritter von 300 M gewährt werden. Sind keine absolut-preiswürdigen Arbeiten eingelaufen, so können die relativ-besten Beantwortungen nach dem Ermessen der Preisrichter aus dem Preisfonds Remunerationen erhalten; der Rest dient dann der Wiederholung dieser Preisfrage oder einer ähnlichen aus dem Gebiete der kritischen Geschichte der Theodicee.

* Eine bisher unbekannte Sammlung von Originalbriefen Friedrichs des Großen an Voltaire wurde, wie wir in Nr. 166 berichten konnten, vor kurzem für das Geheime Staatsarchiv in Berlin erworben. Wir erfahren zur Ergänzung dieser Mitteilung, daß es der Münchener Antiquar Jacques Rosenthal war, welcher diesen Schatz in französischem Privatbesitz aufspürte und seinen Verkauf ohne jeden persönlichen Vorteil an die Berliner Stelle vermittelte.

* Die Expedition des Herzogs der Abruzzen ist, einem Berichte des Corriere della Sera aus Entebbe in Uganda zufolge, bereits am unteren Ende des Gletschers Ruwenzori angelangt und begründete Hoffnung vorhanden, den bisher von keinem Menschen betretenen Gipfel zu bezwingen.

dr. Der Verband deutscher Universitätsfechtmeister wird seinen diesjährigen Verbandstag vom 7. bis 9. August in Jena abhalten, woran sich am 10. August ein Fechtlehrer-Examen anschließen wird.

×

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität erhielten Lehraufträge: der außerordentliche Professor und erste Assistenzarzt bei Professor Döderlein an der Frauenklinik Dr. med. Otto Sarwey für Gynäkologie, der Privatdozent Dr. med. Paul Linser für Hautkrankheiten und der Privatdozent und erste Assistenzarzt bei Professor Romberg an der medizinischen Klinik Dr. med. Otfried Müller für propädeutische Medizin.

H. **Heidelberg.** Professor Dr. Narath von der Universität Utrecht hat den Ruf als Nachfolger Geh. Rat V. Czernys im Ordinariat der Chirurgie und der Direktion der Chirurgischen Klinik unserer Universität angenommen.

H. **Freiburg i. Br.** Die feierliche Grundsteinlegung des neuen Kollegienhauses unserer Universität wird am 3. Juli nachmittags stattfinden. Das Großherzogspaar hat sein Erscheinen zugesagt.

ar. **Berlin.** Die Berliner Universität wird in diesem Sommerhalbjahr von 6568 Studierenden besucht, gegen 5894 im Vorjahre und 7628 im letzten Winter. Neu immatrikuliert wurden 1767. Die theologische Fakultät zählt 286 Studierende (208 Preußen), die juristische 1888 (1493), die medizinische 970 (519), die philosophische 342[?] (2557). Unter den 1493 Juristen aus Preußen sind 1254 Abiturienten von Gymnasien, 178 von Realgymnasien, 61 von Oberrealschulen; von den 519 preußischen Medizinern besitzen 458 Reifezeugnisse von Gymnasien, 61 von Realgymnasien; unter den 2557 Preußen der philosophischen Fakultät haben 1382 Gymnasien, 386 Realgymnasien, 245 Oberrealschulen durchgemacht, 544 sind ohne Reifezeugnis. Neben den immatrikulierten Studierenden sind noch 4960 zum Hören der Vorlesungen berechtigt, so daß sich eine Gesamtzahl von 11,588 ergibt. Mit Erlaubnis des Rektors dürfen 800 (413 Männer und 387 Frauen) die Vorlesungen besuchen. Dazu kommen die Studierenden der anderen Berliner Hochschulen: die Kaiser Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen wird gegenwärtig von 350 Studierenden besucht, die Technische Hochschule von 2438, die Bergakademie von 204, die Landwirtschaftliche Hochschule von 587 zum Einjährigendienst Berechtigten, die Tierärztliche Hochschule von 351 Studierenden, die Anstalten der Akademie der Künste von 349.

Jahrgang 1906. München, Dienstag, 19. Juni. Nummer 139.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur
Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die kirchenpolitische Entwicklung Frankreichs.

Von Dr. Otto Kuntzemüller (Berlin-Schöneberg.)

Die kirchenpolitische Gesetzgebung Frankreichs, wie sie sich in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts gestaltet hat, wird in ihren Ursachen und möglichen Folgen verschieden beurteilt. Manche halten sie nicht für das natürliche Ergebnis einer volkstümlichen religiösen Bewegung, sondern für das Werk einzelner Parteipolitiker oder gar, wie die römischen Klerikalen, einiger weniger im Dienste des Satans stehender Freimaurer. Sie bezweifeln daher ihre Durchführung und ihren Bestand und sehen voraus, daß sie die dritte französische Republik in schwere kirchliche Kämpfe und Religionswirren verwickeln werde. Sie irren, wie Paul Sabatier, der durch seine Forschungen über Franz von Assisi rühmlichst bekannte protestantische französische Theologe, in seiner Schrift „A propos de la séparation des églises et de l'état", gestützt auf scharfe und feine Beobachtungen der geistigen, sittlichen und religiösen Strömungen und Strebungen im französischen Volke, überzeugend nachweist.[1])

Diese geistvolle Studie hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen im November 1905 in Frankreich und in Italien eine lebhafte Bewegung hervorgerufen. Man hat darin eine Antwort auf das päpstliche Weißbuch gesehen, und als sie am 31. Dezember 1905, dem Tage der Ausgabe des Weißbuches, im Vatikan eintraf, hat man dort gedacht, ihr Verfasser habe einen Kardinal der Weißbuchkommission verleitet, ihm im voraus den Plan, die Begründung und die großen Züge der päpstlichen Kundgebung mitzuteilen. Der beste Beweis für den gewaltigen Eindruck, den Sabatier mit seiner Schrift gemacht hat, liegt aber darin, daß er sich schon nach wenigen Monaten zu einer neuen Auflage genötigt gesehen hat, die mit einer umfangreichen Vorrede, einigen Erweiterungen und Ergänzungen im Text, sowie einem Anhange einschlägiger Schriftstücke soeben zur Ausgabe gelangt ist. In der Vorrede bespricht der Verfasser ausführlich die Beurteilungen und Angriffe, die seine Darlegungen erfahren haben, und außerdem auch die durch die Inventaraufnahme hervorgerufenen Aufzeichnungen, sowie das Rundschreiben, das Papst Pius X. unterm 11. Februar 1906 an Episkopat, Klerus und Volk Frankreichs gerichtet hat, um die Verwerfung und Verdammung des Trennungsgesetzes kundzutun.

Das Ergebnis seiner Ausführungen faßt Sabatier in die Worte zusammen: „Es gibt in Frankreich zur Stunde nur zwei Arten von Personen; diejenigen, die von vergangenen Jahrhunderten einen Schatz erhalten haben, den sie eifersüchtig hüten, ohne ihn selbst prüfen oder eine Prüfung durch andere zulassen zu wollen, und diejenigen, die, wie beschaffen auch immer der ihnen überlieferte Schatz sein mag, suchen, fortschreiten, der Zukunft entgegengehen. Die Revolution von 1789 ist nur eine Vorrede, ein Aufleuchten gewesen, die Vorwegnahme einer tiefen und organischen Erneuerung. Das weltliche Frankreich schickt sich an, das Buch zu schreiben, von dem die Erklärung der Menschenrechte nur ein Kapitel bildet, und in dieser Arbeit wird das weltliche Frankreich von der Elite des Klerus unterstützt werden. Der Klerikalismus wird diese Priester als abfällig behandeln können, aber sein Haßgeschrei wird nicht einmal zu den Ohren der Arbeiter an diesem großen Werke dringen. Es wird dann einen neuen Katholizismus geben, wo das Streben, die Arbeit, die Mannhaftigkeit, die Liebe die eigentlichen Tugenden sein werden, einen Katholizismus, der dem alten nicht mehr ähneln wird als der Schmetterling der Puppe, der aber dennoch der alte sein wird, und er wird an den Giebel seiner Tempel das Wort des Galiläers setzen können: Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen."

Sabatier sieht in der neuen kirchenpolitischen Gesetzgebung Frankreichs nicht willkürliche, durch einzelne Vorgänge und einzelne Personen bestimmte Maßnahmen, sondern das natürliche Ergebnis einer langen Entwicklung, die notwendige Folge einer Umwandlung und Umstimmung der französischen Volksseele. Die Anfänge dieser Entwicklung treten tatsächlich in der Revolution von 1789 zuerst in die Erscheinung mit dem Versuche der Trennung der Kirchen vom Staate. Dieser Versuch scheiterte an dem inneren Widerspruch, daß man den Kirchendienern eine staatliche Besoldung gewährte und so die Verbindung des Klerus mit dem Staate aufrecht erhielt. Der Abschluß des napoleonischen Konkordates unterbrach die angebahnte Verweltlichung des Staates, bis mit der Begründung der dritten Republik der Kampf um die Staatsherrschaft zwischen dem römischen Klerikalismus und der Demokratie ausbrach und zu einer endgültigen Entscheidung drängte. Diese Entscheidung ist durch das Vereinsgesetz Waldeck-Rousseaus von 1901, durch das Combes'sche Unterrichtsgesetz von 1904 und durch das mit dem 1. Januar 1906 in Kraft getretene Gesetz über die Trennung der Kirchen und des Staates zugunsten der demokratischen Republik gefallen. Allein als das Wesentliche erscheinen Sabatier nicht der

[1]) A propos de la séparation des églises et de l'Art par Paul Sabatier. Paris, Librairie Fischbacher.

Bruch mit Rom, die Kündigung des Konkordats, die Aufhebung des Kultusbudgets; denn das sind nur die Fernwirkungen, das äußere Erkennungszeichen für die geistige, sittliche und religiöse Krise, an deren entscheidendem Wendepunkt Frankreich gegenwärtig angelangt ist und die zu vermeiden nicht mehr in seiner Macht stehen würde, als es in die Macht der einzelnen gegeben ist, der Pubertätskrise zu entgehen. Was sich in Frankreich vollzieht, ist eine religiöse Revolution, und die gesetzliche Trennung der Kirchen und des Staates, wie sie jetzt erfolgt ist, stellt sich als ein noch nie und nirgends unternommener Versuch dar, aus dem die anderen Nationen zahlreiche Lehren ziehen können. Herausgefordert worden aber ist das Trennungsgesetz durch die römisch-katholische Kirche, die die Zeichen der Zeit nicht erkannt hat, sondern in maßloser Herrschsucht die französische Republik und das französische Volk in den Dienst ihrer Interessen stellen wollte.

Die römisch-katholische Kirche und ihre Anhänger in Frankreich haben die dritte Republik von deren Gründung an bekämpft. Papst Leo XIII. hat zwar 1892 den Versuch gemacht, die französischen Katholiken zum Anschluß an die Republik zu bestimmen, dieser Versuch hat aber nur dazu beigetragen, die Kluft zwischen dem Katholizismus und der Demokratie zu erweitern. Die zweideutige Haltung der Ralliierten, ihre Anpassung an die Wünsche und Weisungen des Vatikans, das immer dreistere Auftreten der Assumptionisten und ihrer Organe, die Vereinigung aller antirepublikanischen Parteien mit den Klerikalen, dazu der für die Römlinge über alle Maßen kompromittierende Verlauf des Taxil-Schwindels und des Dreyfus-Handels und das Ausbleiben jeder mißbilligenden Erklärung des Vatikans brachten der französischen Demokratie die Wahrheit des berühmten Wortes Gambettas immer deutlicher zum Bewußtsein: „Der Klerikalismus ist der Feind!" „Mit Schrecken" — schreibt Sabatier — „erkannte sie, in welch furchtbaren Krisen eine anscheinend kaum beachtenswerte Minderheit ein Land stürzen kann, wenn sie kühn und wohldiszipliniert ist und sich an die religiösen Leidenschaften wendet. In der geistigen und politischen Elite Frankreichs entstand eine tiefgehende Bewegung. Viele, die bisher den religiösen Spaltungen völlig fremd gegenüber standen und für den Antiklerikalismus nicht mehr Sympathie gehabt hatten als für den Klerikalismus, rafften sich aus ihrer Gleichgültigkeit auf, und die Kirche erschien ihnen plötzlich als der Geist der Reaktion, als eine schlaue und heuchlerische Macht, die unter dem Vorgeben, ihnen den Weg zum Paradiese zu zeigen, die Einfältigen zu einer Partei zusammenschließt, um sie jäh in die politischen Wirren zu stürzen."

Die Berufung des Ministeriums Waldeck-Rousseau und die Bildung des republikanischen Blockes in der Abgeordnetenkammer bekundeten im Juni 1899 den Entschluß der Demokratie, „dem Treiben ein Ende zu machen, das sich unter leicht zu durchschauenden Vorwänden gegen die Regierungsform richtet, die das allgemeine Stimmrecht sanktioniert hat und die es aufrecht zu erhalten wissen wird." Man hatte, wie Waldeck-Rousseau im Oktober 1900 auf einem Bankett in Toulouse erklärte, die Notwendigkeit erkannt, „der Gefahr zu begegnen, die daraus erwächst, daß sich in einer demokratischen Gesellschaft immer mehr eine Vereinigung entwickelt, die darauf ausgeht, unter der Maske einer religiösen Einrichtung in den Staat eine politische Körperschaft einzuführen, die bezweckt, völlige Unabhängigkeit zu erlangen und alle Autorität an sich zu reißen". Der Ministerpräsident Waldeck-Rousseau hatte hierbei zunächst die Kongregationen und sein gegen diese gerichtetes Vereinsgesetz im Auge, aber daß er zugleich auch an die Herrschaftsbestrebungen der römisch-katholischen Kirche überhaupt dachte, geht daraus hervor, daß er auf die verderblichen Folgen hinwies, „wenn sich im Staate eine mit diesem rivalisierende Macht aufrichtet".

Wer seine geistvollen Ausführungen gelesen hat, wird Paul Sabatier zustimmen, daß die Trennung der Kirche und des Staates in Frankreich tatsächlich bereits vollzogen war, als das Parlament die gesetzliche Form dafür suchte. So erklärt sich der ruhige und friedliche Verlauf der parlamentarischen Beratungen über das Trennungsgesetz. Denn hätte das Parlament der öffentlichen Meinung vorgegriffen, so würde diese beunruhigt und aufgeregt gewesen sein; sie ist aber mit ruhiger Aufmerksamkeit den parlamentarischen Verhandlungen gefolgt, in denen es sich um eine der bedeutendsten Fragen handelte, die das französische Volksgewissen seit 1789 zu entscheiden gehabt hat. Man kann also der Wahrheit gemäß sagen, daß die Trennung der Kirchen und des Staates den Anschauungen der demokratischen Mehrheit des französischen Volkes entspricht. Der Widerstand, auf den die Durchführung des Trennungsgesetzes bei der Inventaraufnahme in verschiedenen katholischen Kirchen gestoßen ist, beweist nichts gegen diese Behauptung, denn er war, wie zweifellos feststeht, künstlich hervorgerufen durch die irreführende und aufreizende Agitation von Organen, die vorgaben, im Namen Gottes und der Kirche zu sprechen. Der Abgeordnete Abbé Lemire hat dies freimütig in der Kammersitzung vom 8. März 1906 anerkannt.

Papst Pius X. hat nun in seinem bereits erwähnten Rundschreiben vom 11. Februar 1906 kraft der ihm „von Gott übertragenen höchsten Autorität" das französische Trennungsgesetz als eine schwere Lästerung Gottes, als eine Verletzung des Naturrechts, des Völkerrechts und der Vertragstreue, als der göttlichen Einsetzung, den wesentlichen Rechten und der Freiheit der Kirche widersprechend, als die Gerechtigkeit umstürzend und die wohlerworbenen Eigentumsrechte der Kirche mit Füßen tretend, als schwere Beleidigung der Würde des apostolischen Stuhles, seiner eigenen Person, des französischen Episkopats, Klerus und Volkes verworfen und verdammt und feierlichst gegen seine Einbringung, Annahme und Verkündigung Einspruch erhoben mit der Erklärung, daß es niemals wird angewendet werden können gegen die unabänderlichen und unumstößlichen Rechte der Kirche, um sie abzuschwächen. Diese päpstliche Kundgebung beweist nur, daß Pius X. durchaus in den Bahnen seiner Vorgänger wandelt und daß sich diejenigen einer schweren Täuschung hingeben, die vom Vatikan eine Reform der römisch-katholischen Kirche oder auch nur die Billigung von solchen Reformversuchen hoffen. Sabatier bemerkt über das Rundschreiben Pius' X. mit feiner Ironie: „Es ist ein Stück von großer Sprechweise, vielleicht etwas unerwartet aus der Feder eines Nachfolgers des heiligen Petrus, der mit so viel Nachdruck unlängst erklärt hat, er wolle „alle Dinge in Christo wiederherstellen". Wir geben hier wohl eine Wiederherstellung, aber eine, die weit mehr an Bonifaz VIII. als an den von Herzen milden und demütigen Meister der Evangelien erinnert." Den Eindruck, den das päpstliche Verdammungsurteil in Frankreich gemacht hat, schildert Sabatier: „Auf der Rechten brausendes Freudengeschrei; im Zentrum Erstaunen und Neugierde, die Haltung von wohlerzogenen Leuten, die einer Prozession begegnen; auf der Linken Freude, wie sie die Soldaten empfinden, wenn sie schneller, als erwartet war, auf den Feind treffen und mit Genugtuung feststellen, daß er genau dem Bilde entspricht, das man ihnen von ihm entworfen hatte." Sabatier hofft noch, daß Pius X. noch nicht alle Brücken zu einer loyalen Verständigung abgebrochen hat, er scheint jedoch selbst nicht recht an die Erfüllung dieser Hoffnung zu glauben. Um so schneller dürften aber auch die Folgen eintreten, die Sabatier von der Trennung der Kirche und des Staates in Frankreich erwartet.

Aus der begeisterten Zustimmung, die der Abbé Loisy mit seiner Schrift über die Freiheit der Bibelerklärung unter der katholischen Priesterschaft Frankreichs gefunden hat, und der Stellungnahme anderer französischer Geistlichen der katholischen Kirche in Fragen der Politik und der Geschichte, aus den freien Aeußerungen in der Schrift eines französischen Katholiken über das Dogma, endlich aus der von ihm beobachteten Sehnsucht des jungen Klerus nach geistiger Bewegungsfreiheit schließt Sabatier, daß die alte römisch-katholische Kirche in Frankreich bereits im Absterben begriffen ist und ein neuer Katholizismus aus der Vereinigung des freigesinnten Klerus mit der Demokratie hervorgehen wird. Ein Uebertritt zum Protestantismus, den manche erwarten, werde nicht erfolgen, aber es werde

vielleicht zur Bildung einer katholischen Nationalkirche kommen, und diese werde dann den Katholiken anderer Länder ein nachahmenswertes Vorbild sein.

Ob und wie sich diese Entwicklung vollziehen wird, das läßt Sabatier dahingestellt sein; er begnügt sich damit, gezeigt zu haben, daß die Möglichkeiten zu einer solchen Entwicklung gegeben sind, und darin wird ihm jeder beistimmen, der sein Buch auch in zweiter Auflage gelesen hat. Sollte aber der Verlauf der Dinge Sabatiers Hoffnungen wirklich erfüllen, dann wird die kirchenpolitische Gesetzgebung Frankreichs im ersten Lustrum des 20. Jahrhunderts vorbildlich sein für alle Völker. Die Trennung der Kirchen und des Staates hat nur dann einen praktischen Sinn, wenn sie, wie es den französischen Gesetzgebern als Ziel vorgeschwebt hat, den einzelnen die religiöse Freiheit nach jeder Richtung hin verbürgt. Die Freiheit der Religionsübung, wie sie z. B. in dem sogenannten Toleranzantrage der deutschen Zentrumspartei verlangt wird, bedeutet in Wirklichkeit nur die Freiheit für die Betätigung hierarchischer Bestrebungen und die Unfreiheit des Staates, sowie der Einzelpersönlichkeit gegenüber solchen Bestrebungen. Auf Widerstand stößt das französische Trennungsgesetz denn auch nur bei der römisch-katholischen Kirche, während es Protestanten und Israeliten als eine unabänderliche Tatsache hinnehmen, mit der sie sich abzufinden suchen in der sicheren Hoffnung, daß die neue Freiheit der Anfang einer religiösen Erneuerung und eine Kräftigung ihrer religiösen Gemeinschaften sein werde.

Nordlandsfahrt bis Drontheim.

(Fortsetzung.)

Am 21. Juli 1904.

Entzückend sind diese Nordlandsfahrten arrangiert, mit einem wahren Reiseinstinkt. Die Abwechslung der Seefahrten mit den Landpartien ist prachtvoll! Immer wieder kehrt man auf sein schwimmendes Hotel zurück, wenn man auch noch so weit in die Landwildnis vorgedrungen. So ein Spaziergang in den einsamen Fjordschlußtälern hat etwas Rührendes und Schauriges. Schaurig spricht die Nacktheit der harten Bergwelt an, die hier wie ein Heer Gepanzerter undurchdringlich zusammensteht und nur dem reißenden Bergstrom Durchlaß gewährt, der so wild wie sie selbst sich seinen Weg durch ihr alterndes Gestein erkämpft hat; und rührend ist es zu schauen, wie an diesen Thulen der Welt auf Halden und Schuttbrocken menschliche Ansiedelungen kümmern. Meist sind die Holzhäuschen so verwittert und übermoost, daß sie der ungeübte Blick zuerst kaum von der umgebenden Natur unterscheiden kann — auch eine Art „Mimikri". Furchtsam scheinen sie sich hinter den riesigen Felsblöcken, den ungeschlachten Lawinensöhnen zu ducken und ergeben dem Los der Zermalmung entgegen zu faulen. Vor den Türen sitzen stumme Menschen, ohne Rede und Gruß. Man fragt sich unwillkürlich, wovon lebt ihr? Etwa von dem bißchen Heu, das ihr für euer kleines, auf den Bergen verkletteres Vieh dem dürftigen Boden abringt und ängstlich, wie kostbares Gut, auf kleinen Stöcken trocknen laßt? Was geht diese Leute an den Fjorden die Welt an? Die Welt ist für sie das Postschiff, das sich alle heiligen Zeiten einmal zu ihren Hütten bemüht, und das Wunder mag für sie wohl das Prachtschiff sein, das Vergnügungsreisende an ihr einsames Gestade trägt!

Weiter schreiten wir bergauswärts über grünende Frühlingsmatten, aus deren tauigem Grunde die vollfarbigen Alpenblumen blühen! Dunkle Glocken, safrangelbe Ranken und blutroter Klee; Farren umwuchern mit neuem Leben den letzten Bergsturz, auf dem kleine ponyartige Falben weiden.

Der Bach reißt sich in Stromschnellen zum Fjord hinunter, senkrecht richten sich die Berge auf, ihre Tannenbrust duftet in der milden Sommersonne und ihre Schneehäupter scheinen sich zu schütteln vor Lichtfreude, daß die Wasserfälle wie ein Tränenstrom der Rührung und Wonne über ihre alten, verwitterten Wangen springen, weithin das Tal mit duftendem Demantstaub füllend, der sich kosend an das verwindete Antlitz des Wanderers legt. Längst sieht man keine Menschen und keine Menschenspuren mehr, nur lose Pferde weiden ab und zu unter knorrigen Tannen, als harrten sie der Walküren, die noch schlummern auf den dunklen Bergen. Die Zeit mag hier still stehen für die Fjordanwohner, aber nicht für den Passagier des „Meteor", man steigt deshalb wieder zum Strond hinab, läßt sich wohl einen alten, seiten Schifferkahn aus einer moosverfallenen Hütte ziehen und mit kräftigen Schlägen zum Dampfer hinüberrudern! Der Schiffer spricht kein Wort, er scheint zufrieden mit dem, was man ihm reicht, und lautlos gleitet er vom Fallrepp wieder ab, gegen seine Hütte zu, die die Dämmerung schon wieder in ihren Schutz genommen nach den kurzen Sonnenstunden, die herniedergeflossen von hoch oben, wo die Berge ein Loch gegen den Himmel gelassen.

21.—22. Juli 1904.

Wieder eine Mitternacht auf Deck! Kein Mensch schläft noch an Bord, wir fahren aus dem Fjord nach den Schären! Alles ist still wie in einer Kirche.

Wir fahren durch opal schimmerndes Meer, über das sich in allen Farben der dämmernde Himmel spannt, brennendes Rot, wie leuchtender Walhallauntergang, dort wo die Sonne gesunken, tiefblau im Zenit und milchblaß da, wo in wenig Stunden das Gestirn wieder aufsteigen wird. Schwarze Felskolosse ragen, wie die fabelhaften Untiere der Sage, aus den blaßzitternden Fluten, rote Leuchtlichter glühen an ihren Nasen wie drohende Augen, und der blutrote Vollmond spielt hinter ihnen, die sich stets zu verschieben scheinen, sein spukhaftes Versteckspiel. Möwen sind das einzig Lebende in dieser vorübergleitenden Traumwelt! Ihr stiller Flug umflattert die Felsmassen, die wie schwimmende Berge auf den Fluten ruhen, als gäbe es auf ihren unzugänglichen Höhen Schätze zu hüten, die nur ihnen bekannt; ab und zu steht gegen den leuchtenden Nachthimmel ein Segel, das menschenlos von selbst dahinzugleiten scheint! Alles weltentrückt und schemenhaft! Wotan tafelt dort, wo leuchtende Brände über den Himmel wischen, und die Untiere der Tiefe sind angekrochen und starren auf zum Prunksaal der lichtfrohen Asen! Lange dauert die traumbefangene Dämmerung nicht — „östlich errötet's, östlich wird's hell!"

Am 22. Juli 1904.

Wir liegen vor Alesund, einem Fischerstädtchen, das der große Brand und die glückliche Rettungstat des Kaisers weltberühmt gemacht! Ueberall noch Ruinen, aus denen sich Barackenlager erheben; bei Ansicht des „Meteor" flaggen selbst die kleinsten Hüttchen und die ganze Jugend kommt an den Hafenkai zur Ausbootung. Stellenweise sind auch die Laubbäume versengt, ein düsteres Bild!

Eben fährt der „Blücher", von Spitzbergen kommend, an uns vorbei. „Deutschland, Deutschland über alles" spielen beide Schiffskapellen! Hurrarufe und Böllerschüsse machen die stillen Berge zittern; man fühlt, daß sich der Deutsche auch im Ausland zur selbstbewußten Geltung bringt.

Am 22. Juli 1904.

Wir fahren in den Moldefjord, der durch den langen Aufenthalt des Kaisers bei uns am meisten dem Namen nach bekannt. Eine weite, sich endlos verzweigende Bucht, durchflochten von tiefbeforsteten Inseln und umschlossen von einem Kranz kraterartig emporragender Berge, deren Fuß im Urwald steckt, und deren steinernes Haupt mit Schneehermelin überwallt ist und hell ableuchtet vom tiefblauen Himmel. Es ist eine jener prachtvollen, für den Norden so charakteristischen Landschaften; das ist es, was sie von unserer Natur so tief scheidet, daß man überall ins Unermeßliche sieht, trotz der höchsten Berge, die sich stets von neuem ineinander schieben; und dann noch ein zweites, die Unberührtheit von Menschen und Menschenwerk! Es gibt nahezu gar keine Staffage, und wo sie vorhanden, gliedert sie sich so wundervoll in das ganze Naturbild ein, daß sie

wie ein organischer Teil desselben aussieht! Eine vermooste Fischerhütte oder ein paar kletternde Ziegen, höchstens mal ein kleines Dörfchen, dessen Holzhäuser wie aus dem Wald herausgewachsen anmuten! Das gibt diesen grandiosen Bildern eine majestätische Ruhe, die sich wie Seelentau aufs Gemüt niedersenkt!

Wie im Ehrensaal einer berühmten Galerie geht man schweigend oder flüsternd in dieser prachtvollen Schönheit herum, man fühlt sich wie ein Entdecker, dem nach langen Seefahrten sich zum erstenmal die jungfräuliche Pracht eines neuen Kontinents auftut! Dies mag auch der Grund sein, warum man norwegische Landschaften nicht gut malen kann! Ich habe wenigstens keine Bilder in Erinnerung, die das Charakteristische wiedergeben würden; vielleicht, daß die Form der Panoramen mit der Möglichkeit einer richtigen Beleuchtung dieses Problem einmal annähernd löst; für Genrebilder, die sich in unsere Durchschnittsrahmen spannen lassen, gibt Norwegen keine Motive!

Die Form der Berge gleitet hier schon in die geheimnisvollen Kuppen der erloschenen Nordlandsvulkane über und gibt vielleicht dem grandiosen Bild noch den Zug des Märchen- und Mythenhaften.

Wir sind auf der Höhe von Mittelgrönland, wo die Polargletscher längst alles Leben unter ihrer Eiswalze zermalmt haben; wir sind zwei Breitegrade höher als St. Petersburg, bei welcher Stadtbezeichnung der Durchschnittssüdländer bereits ein leichtes Frieren empfindet, und doch blüht gerade hier noch ein merkwürdiges Pflanzenleben empor! Ahorn und Birken wachsen zu ansehnlicher Höhe, in einzelnen Gärten blüht jetzt — am 22. Juli — Holler und Goldregen, freilich ein paar Schritte höher rauschen die moosentquollenen Nordlandskiefern unter den Winden, die direkt aus den Schneefeldern niederpfauchen! Wir ankern den ganzen Tag und die Nacht hier. Die nordische Sommernacht! In ihrem hellen Zauber liegt einer jener geheimnisvollen Reize, die sich nicht schildern und nicht definieren lassen, man steht unter ihrem Bann wie im Helldunkel eines Rembrandt, man fühlt den Glanz wie den feinsten Blütenstaub eines Schmetterlings oder den Goldglitzer des Mondes auf den bleichen Schneefeldern der Berge!

Die Nacht — immer wohlgemerkt die Zeit, die wir Nacht zu nennen pflegen — ist die konkurrenzlose Glanznummer jeder Nordlandsfahrten. Bei dem hellen und ruhigen Opallicht einer solchen Nacht sind wir gestern um 9 Uhr nach dem Moldehei emporgestiegen, einer Art Rigi dieses Nordlandsteiles, durch hohen Kiefernwald, dessen Stämme aus undurchdringlichen Farren sich trotzig emporwinden, leuchtet der blaßblaue Himmel und duften die Alpenkräuter unter dem Tau der Dämmerung! Wie ein Ball bleichen Elfenbeins hängt am Rande der riesigen Kuppel der sich füllende Mond; Sterne sind nicht zu sehen, denn ihr Gefunkel verblaßt dem menschlichen Auge vor der Helle dieser Nacht, auch der Himmel des Nordlands ist ohne — Staffage. Da wo die letzten Bäume stehen und der Boden in moosumwucherte Felsplatten übergeht, schweift der Blick frei über die unten liegende Meer- und Bergwelt; umschimmert von blassem Blau liegt diese tiefeinsame Welt! Berg und Meer, die wir als Gegenpole der Natur uns denken — wir gehen entweder ans Meer oder in die Berge — in diesem Wanderland, in dem unsere Ansichten keine Geltung mehr haben, sind sie vereint zu einem herrlichen Gesamtbild! War es der Fjord, der sich mit Wellenmacht ins Herz der Steinriesen fraß oder waren diese es, die, Urwelttitanen gleich, sich unter Gletscherkrachen auf die brandenden Fluten stürzten?

Wer wagt es, den Schleier dieses Urschöpfungsrätsels zu heben, das unerklärlich und verschlossen wie der zitternde Nachtglanz auf den mondbeschienenen Fernern! Wir sehen nur von der windumpfiffenen Schutzhütte des Moldehei das Resultat dieser längst geschlagenen Riesenschlachten und wir begreifen es erschauernd unter dem Glanze der Nordnacht, daß diese Welt so schön gestaltet, daß selbst ein Gott am siebenten Tagewerk seiner Schöpfung sagen konnte: „Und er sah, daß alles gut und schön war." Ob der liebe Gott diese Worte seinem Werk zugerufen, als er selbst auf Moldehei stund? Möglich wär's, denn ich kenne keinen Fleck der Erde, wo sie besser passen würden!

Am 23. Juli 1904.

Im Romsdal! Ein hochalpines Tal mit rauschenden Wäldern, Lawinenschutt und Schneematten; unbewohnt, wie fast alles hier, aber nicht so charakteristisch norwegisch, mehr an unsere Hochalpen erinnernd, es fehlen die Wasserfälle und die Rückblicke auf den Fjord, kurz, die Wasserpoesie, in der man hierzulande schwelgen kann. Wasser in allen Farben und Formen, vom silberzerstäubenden Fall bis zum spiegelruhigen, grünen Fjord; vom kristallklaren Gletscherbach bis zum graubraun aufbrausenden Ozean!

Wir gehen in See nach Trondheim. Morgen 7 Uhr passieren wir das Kaiserschiff. Alles auf Bord gerät in patriotische Aufregung! Der Kaiser im hohen Norden auf seinem glänzenden Schiff! Die sensationslüsternen Engländer suchen schon ihre Fräcke vor! Der Kaiser ist hierzulande eine Sehenswürdigkeit, ein Programmpunkt, man muß ihn gesehen haben, wie den Papst in Rom! Also auf, dem Kaiser entgegen!

Am 24. Juli 1904.

Und wir sahen ihn! Seit 6 Uhr morgens ist alles an Deck. Die Offiziere in Gala. Von allen Masten wehen die Wimpel, Kadetten besetzen die Strickleitern bis zur höchsten Spitze. Endlich biegt der Dampfer um ein Vorgebirge, in blendendem Weiß liegt die „Hohenzollern" in der endlosen Bucht von Trondheim; rasch nähern wir uns; unter Leitung des Kapitäns braust ein dreifaches „Hurra" der ganzen Reisegesellschaft über das Meer zum Kaiserschiff, auf dessen Kommandobrücke der Kaiser selbst salutierend steht. In kleinen Kähnen wimmelt die Gesellschaft dann an Bord der „Hohenzollern" und besieht sich den Feenpalast, während der Kaiser gemütlich daneben auf Deck promeniert. Die Pracht des Schiffes ist einzigartig, man verliert, in seinen Sälen herumschlendernd, die Vermutung, auf einem „Boot" zu sein; der Speisepavillon auf Deck — eben zur Tafel hergerichtet —, ist einfach beispiellos! Blinkendes Kristall, hohe goldene Kannen und ein Meer von herrlichen frischen Blumen, hier im hohen Norden, wo kaum noch die Tanne grünt! Kein Wunder, daß den nordischen Fischerdörfern und Städten hier oben die „Hohenzollern" alljährlich wie eine wiederkehrende Fata Morgana vorkommt.

Heute war zum erstenmal schlechtes Wetter, das heißt bedeckter Himmel mit teilweisen Niederschlägen. Für Trondheim hat dies nicht viel zu bedeuten, da seine Berge nicht hoch sind.

Vormittag am Lerfoß, einem brausenden Waldstrom, der sich in zwei mächtigen Fällen donnernd zum Fjord stürzt; er quillt mit übermächtiger Wucht aus alten Tannenforsten heraus wie ein reißendes Untier der Sage! Dumpf dröhnendes Gebrüll kündet seine Nähe und blendender Gischt hüllt sich haushoch um ihn.

Trondheim ist die größte Stadt des nördlichen Norwegen, mit breiten Straßen, aber fast ausschließlich mit Holzhäusern. Der Hafen ist riesig groß, da eigentlich der ganze Fjord hierzu sich eignet, der Schiffsverkehr rege; speziell sieht man die wunderbar stimmungsvollen, schweren Segelschiffe, die wie Wasserungetüme über die Fluten schleichen, alt, aber sturmfest und wogenkundig; langsam sind ihre Bewegungen, als hätten sie viel erlebt draußen im offenen Meer und kehrten nun heim, ihr „irdisch Sehnen scheint gestillt" oder doch nur mehr auf einen einsamen Platz in einem vergessenen Fjordhafen gerichtet!

Der Stadt Glanzpunkt ist der weltbekannte Dom. Merkwürdig, daß in diesem Lande auch die Architektur anderen Gesetzen zu folgen scheint als bei uns! Eine ernste und doch in den Details entzückend fein behandelte Gotik, die in ihren zierlichen Ornamenten noch erinnert an die Runenarchitektur der uralten Holzkirchen. Wie seltsam, daß gerade im düsteren Norden die Filigrankunst ihre üppigsten Blüten getrieben! — man denke an den norwegischen Schmuck —, aber die Gegen-

sätze berühren sich ja oft; brennen nicht gerade im eisigen Island Vulkane! — warum soll nicht der Erde fast nördlichste Stadt einen der zierlichsten Dome ihr eigen nennen? Der Hochaltar mit kleinem Kapellenkranz ist ein Meisterstück der Baukunst, wie es dem Menschen so restlos schön nur selten auszuführen gelungen. Aus solchen leichten Säulen und Stäben, die volle Steinblumen umschließen, denkt man sich den Gralstempel gewölbt!

Der Norwege ist auch sehr stolz auf dieses herrliche, aber wohl auch einzige „Bauwerk" seines Landes. — Gegen Abend verläßt der „Meteor" Drontheim.

Eben spielt man die Nationalhymne; brausende „Hurras", freudiger Gesang! Und wie aus Stein gemeißelt steht Deutschlands Kaiser salutierend auf der Kommandobrücke des schönsten Schiffes der Welt.

Max Gaenßler.

(Schluß folgt.)

Ein niederländischer Meister aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

In der Schleißheimer Galerie befinden sich unter Nr. 163 und 164 zwei Fragmente eines Weltgerichts, welche im Katalog als „Art des Meisters von Großgmain um 1500" bezeichnet werden.[1]) Wem die Werke dieses bedeutenden südostdeutschen Meisters, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Passau und Salzburg wirkte,[2]) bekannt sind, der wird nicht im Zweifel sein, daß jene Bestimmung auf einem Irrtum beruht.[3]) Weder die farbige Haltung noch Zeichnung und Formengebung stimmen im mindesten überein. Dagegen zeigt die nähere Betrachtung, daß unsere Bilder ebenso dem Kompositionsschema wie der künstlerischen Auffassung nach dem Kreis der niederländischen Malerei angehören.[4]) Darauf weist überdies ihre Herkunft aus der Sammlung Boisserée und das Material der Tafeln, welches Eichenholz ist. Leider sind die Bilder vielfach beschädigt und zum guten Teil übermalt, doch sind immer noch die Grundzüge der Gestaltung, des farbigen Charakters deutlich erkennbar. Das vollständige Bild scheint die Mitteltafel eines Triptychons[5]) gewesen zu sein, ihre Höhe mag etwa 2.50 Meter, ihre Breite 1.80 Meter betragen haben. — Die obere Hälfte gehörte den Himmlischen: in der Mitte Christus, thronend auf dem Regenbogen, die Völker zu richten, vor ihm zu beiden Seiten knien fürbittend Maria und Johannes der Täufer, hinter denen im Halbkreis je sechs der Apostel sitzen. Zu den Füßen Christi steht der Erzengel mit der Wage auf der weitgedehnten Erde, aus der sich die auferstehenden Menschen erheben. Rechts unterhalb des Täufers stürzen die Verdammten ins ewige Feuer, links zu Mariä Füßen, wo die Wagschale des Gerichts mit Lilien gefüllt ist, geleitet Petrus die Seligen zur Pforte des Himmels. Nur der rechte obere Teil mit Johannes und den Aposteln und der linke untere mit der Gruppe der Seligen ist uns erhalten, doch sind genug Anhaltspunkte gegeben, um das Uebrige zu ergänzen. Die bedeutendsten Beispiele dieser Komposition sind Rogiers Riesenaltar im Hospital zu Beaune und Memlings frühes Triptychon in der Danziger Marienkirche. Unser Bild unterschied sich von beiden dadurch, daß hier auf einer Tafel zusammengedrängt ist, was jene auf mehrere verteilen konnten; soviel wir sehen, hat der Künstler diese Schwierigkeit gut überwunden.

Freilich dürfte dem Bilde ebenso die gewaltige Ausdruckskraft in den Auferstandenen Rogiers wie die milde, formvollendete Schönheit Memlings gefehlt haben. Dafür überrascht die fast lebensgroße Gruppe des Petrus mit den drei Seligen durch die ruhige Größe der Auffassung und den Ernst der plastischen Gestaltung. Petrus selbst ist sehr groß gesehen, die halbentblößte Rückenfigur des Jünglings, hinter dem eine nackte weibliche Gestalt und der Kopf eines Mönches hervorschaut, ist erstaunlich durchgebildet, die Faltengebung von straffer, klarer Schlichtheit, das Haupt des Jünglings nicht ohne Schönheit. Wenn auch das Formgefüge des lebendigen Körpers nicht ganz beherrscht, noch nicht in den Zusammenhängen verstanden ist, so bleibt doch das Wagnis dieser Ansicht bemerkenswert. Endlich ist der Farbencharakter des Bildes sehr ungewohnt: ein dunkles Grün, schweres Rot und trübes Grünblau bestimmen neben Weiß, Grau und etwas Gelb den Eindruck und geben dem Ganzen ein kaltes, düsteres, doch nicht reizloses Aussehen. Freilich ist die ursprüngliche Leuchtkraft dieser Töne durch die Uebermalung zerstört worden.

Der Meister des interessanten Werkes muß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gelebt haben, mit seiner Eingliederung in den Entwicklungszusammenhang stände es aber schwierig, ließe sich nicht noch ein anderes und wohl bedeutenderes Werk seiner Hand nachweisen. Es ist dies eine trefflich erhaltene Kreuzabnahme, die sich unter Nr. 117 in der Stuttgarter Galerie befindet. Das Bild ist auf allen Seiten erweitert und war ursprünglich im Halbrund abgeschlossen.[6]) Ueber den zusammensinkenden zerschundenen Leichnam Christi, den sie vom Kreuz herabließen, beugen sich tränenvoll bekümmert der greise Joseph von Arimathia und ein bartloser Mann in kostbarem, weißem Gewand und Turban, unten aber hält schmerzvoll Johannes das Haupt der ohnmächtig zusammengebrochenen Maria. Außer dem Leichnam ist von allen Figuren wenig mehr als Köpfe und Hände sichtbar, das Ganze eine seltsam gedrängte Komposition von großer Kraft. Ob dies freilich die ursprüngliche Gestalt des Bildes war, scheint unsicher, da ein derartiges Abschneiden der Gestalten erst in später Zeit üblich wird und sonst alles auf frühere Entstehung deutet. Immerhin vertritt ein handwerksmäßiges Bild der Sammlung Jurié de Lavandal zu Wien, das von einem Schüler Rogiers stammt, denselben Typus.[7]) Das Stuttgarter Bild hat den gleichen Ernst der Auffassung, dieselbe große Plastik der Formen, dieselbe apart kühle Farbenstimmung wie unsere Schleißheimer Tafeln. Die Uebereinstimmung geht in alle Einzelheiten der Typen wie der malerischen Behandlung. Man vergleiche den Kopf des Joseph von Arimathia dort mit dem eines greisen Apostels hier, das Haupt des Jüngers Johannes mit demjenigen des auferstandenen Weibes, vergleiche die kleinen etwas hölzernen Hände, die straffgezogenen Falten des Turbans, die unorganisch kleinlichen Nasen mit den starken Runzeln an der Wurzel und der Stirn. Hier wie dort dieselben Töne des Karnats, dieselben Gewandfarben (rotgelb changeant am Turban und bei einem Jünger), dieselben keck aufgesetzten Lichter der Haare, derselbe Ausdruck des Bekümmerten und Grämlichen bei den Greisen. An den Augen die schweren oberen Lider, der tiefliegende innere Winkel zu bemerken, auch die Ohrform ist bezeichnend. Wir besitzen also zwei Werke eines bisher unbekannten nordischen Malers, dessen künstlerische Wirksamkeit nicht ohne Bedeutung erscheint, ohne daß er doch zu den ganz großen Meistern oder gar den Bahnbrechern neuer Kunstanschauungen gezählt werden dürfte. Ausgezeichnet durch Größe der Auffassung und Macht des Ausdrucks, ist er besonders durch seine Energie der plastischen Gestaltung und die düster kühle Kraft seines Kolorits hervorragend und tritt durch diese beiden Eigenschaften in ein deutlich nahes Verhältnis zu

[1]) Die Bestimmung rührt von Bayersdorfer. Leider sind keine Photographien der Bilder im Handel; die Abb. von 163 in Knackfuß-Zimmermann, Allg. Kunstgeschichte II, S. 420.

[2]) Stiaßny: Altsalzburger Tafelbilder. (Jahrb. d. K. d. a. Kaiserhauses 1903.)

[3]) Herr Konservator Bever bestätigt mir dies.

[4]) Stiaßny a. a. O. S. 79 erklärt sie für eine „ausgesprochen niederdeutsche Arbeit".

[5]) Die Flügel dürften innen Heilige mit den Stiftern, außen statuarische Heilige in Grisaille gezeigt haben.

[6]) In dieser Gestalt ist es in Spemanns Museum IX, 101, in guter Reproduktion publiziert. Sonst Phot. Hoefle. Größe 105.5 : 58 cm (Hochformat) Provenienz: Sammlung Hirscher.

[7]) Brügger Leihausstellung 1902, Nr. 335. Phot. Bruckmann.

dem Meister von Flémalle,[8]) dessen Schülerkreis er angehört zu haben scheint. Dies bezeugt besonders klar die unverletzte Stuttgarter Tafel, mehr freilich im Original als in der Photographie. Der Greisenkopf, der Mann mit dem Turban, der Typus Christi zeigen viel Uebereinstimmung,[9]) die insbesondere durch die Charakteristik der verschiedenfarbigen Karnation und des Stofflichen bestätigt wird. Die nicht wohl verstandene und bisweilen etwas peinliche Detaillierung der Formen, die scharfzügigen flachen Falten, die Eigenart des Kolorits unterscheiden ihn wieder und weisen ihn in das dritte Viertel des 15. Jahrhunderts, näher dem Anfang, während manche Eigenheiten der Kopftypen schon auf die Kunst der Massys vordeuten.[10]) Zu vergleichen wären auch die leider unpublizierten und meist schwer zugänglichen Werke des Colin de Coter, eines Schülers der Flémalles.[11]) Die beiden erhaltenen Bilder unter sich in ein zeitliches Verhältnis zu bringen, ist kaum möglich, da das eine zu sehr beschädigt ist und auch eine flüchtigere Arbeit gewesen zu sein scheint. Ob nun unser Meister, ein Zeitgenosse des Hugo van der Goes, in den Niederlanden oder am Niederrhein gewirkt hat, bleibt noch aufzuklären, seine Kunstart zeigt jedenfalls weder mit Köln noch Westfalen Verwandtschaft. Möchte es gelingen, noch weitere Werke seiner Hand aufzufinden und durch schärfere Bestimmung seiner Persönlichkeit vielleicht auch diejenige des großen Unbekannten von Flémalle aufzuklären, dessen Verhältnis zu Rogier van der Weyden und frühen deutschen Meistern, dessen ganze entwicklungsgeschichtliche Stellung eines der wichtigsten noch ungelösten Probleme in der Geschichte der nordischen Malerei ist.

Otto Fischer.

---

[8]) Tschudi: Der Meister v. Flémalle. (Jahrb. d. pr. Kunstf. Bd. 19.) Woll: Gesch. der niederl. Malerei.

[9]) Vgl. das Kreuzigungsfragment in Frankfurt, von Schulwerken bes. die verschiedenen Repliken der Trinität.

[10]) Bayersdorfer wurde in der Tat an Jan Massys erinnert.

[11]) *C. Bénoit:* Colin de Coter et le maitre de Flémalle in der Chronique des arts 1899, 6. Mai.

Bücher und Zeitschriften.

Hebräische Volkskunde von F. Küchler. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von F. Michael Schiele, Marburg. II. Reihe. 2. Heft.) Halle, Gebauer-Schwetschke. 61 S. 8°.

Das Schriftchen bietet in gelegentlich engem Anschluß an Benzingers Archäologie eine Zusammenfassung der Vorstellungen, die sich die alttestamentliche Forschung über Volkscharakter, Leben und Arbeit, Familie und Stamm, Sitte und Recht, volkstümliche Religion der Hebräer gemacht hat. Die Grundlage der ganzen Konstruktion ist demgemäß auch hier die Theorie des ursprünglich kulturlosen Nomadentums der alten Hebräer. Diese Grundlage kann ich durch die tatsächlichen Verhältnisse nicht für gegeben anerkennen und muß mich daher auch gegenüber den Versuchen des Verfassers, die Verbindungslinien zwischen den quellenmäßig belegbaren Zügen des hebräischen Volkslebens und den vermeintlichen Urzuständen aufzuzeigen, in sehr vielen Fällen ablehnend verhalten. Auf eine Verwertung der namentlich aus den Keilinschriften gewonnenen Aufklärung über altorientalische Völkerkunde und Realien hat der Verfasser, der Assyriologe ist, wie es scheint, grundsätzlich verzichtet. Er beschränkt sich darauf, das im Alten Testament vorliegende Material vorzuführen. Das ist freilich so reichhaltig, daß es sich leicht zu einem anschaulichen und abgerundeten Ganzen verarbeiten läßt. Trotz grundsätzlicher Bedenken kann auch dem Verfasser zuerkannt werden, daß er dieses Material geschickt gruppiert und in lesbarer Form vorgetragen hat. Die Schrift wendet sich, wie die Volksbücher überhaupt, an die breitesten Schichten des in religiöser Beziehung Aufklärung suchenden Volkes.

O. W.

Geschichte des kgl. bayerischen 13. Infanterie-Regiments Kaiser Franz Joseph von Oesterreich. Erster Band. 1806—1851. Nach archivalischen Quellen bearbeitet zur Jahrhundertfeier des Regiments von Franz Schubert, Hauptmann und Kompagniechef, und Hans Bara, Oberleutnant und Regiments-Adjutant. Mit einer Kartenskizze im Text. München 1906. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping).

In kurzer Zeit die zweite Regimentsgeschichte, welche die sehr tätige Verlagsbuchhandlung auf den Büchermarkt bringt. Ein rühmliches Zeugnis sowohl für den Verlag, als auch für die Verfasser, welche ihrem Regimente zu der in den nächsten Tagen in Ingolstadt stattfindenden Jubiläumsfeier das schönste Geschenk dargebracht haben, das ein Regiment zu einem solchen Feste erhalten kann. Mit großem, anerkennenswertem Fleiße haben die beiden Herren ihre Aufgabe gelöst. Der erste Band des auf zwei solche berechneten Werkes führt uns ein getreues Bild der Geschichte des 13. Infanterie-Regiments und seiner Stammabteilungen von der Zeit der Gründung an bis zum Tage der Verleihung an Se. Majestät Kaiser Franz Joseph von Oesterreich vor Augen. Da aber die Geschichte eines Regiments erst in ihren Beziehungen zur allgemeinen Heeresgeschichte den charakteristischen und historischen Hintergrund ihrer Zeit bekommt, lag es nahe, auch die Entwicklung und die großen Fortschritte des bayerischen Heerwesens innerhalb jenes Zeitraumes zu schildern. Aehnliche Gründe führten dazu, noch einige Jahre zurückzugreifen und die Geschichte des 1806 aufgelösten bayerischen 12. Linien-Infanterie-Regiments (1803—1806) vorauszuschicken. — Die Aktensammlung des Regiments, die zum größten Teil während der Belagerung Danzigs verloren gegangen zu sein scheint, bot bis 1815 fast gar kein urkundliches Material, außer einem Tagebuch mit Anlagen und den noch in Handschrift vorhandenen Annalen des kgl. bayerischen 13. Infanterie-Regiments vom Jahre 1803—1826 von Oberleutnant Karl Schnizlein. Ganz besonderen Wert für die Bearbeitung hatten die Darstellungen der Teilnahme des Regiments an den Napoleonischen Feldzügen 1805 bis 1809 und in Sachsen 1813, bearbeitet von Generalmajor Max Erhard und einigen anderen unbekannten früheren Angehörigen des Regiments. — Generalmajor Max Erhard, der frühere und der jetzige Vorstand des kgl. bayerischen Kriegsarchivs, die Obersten Adolf Ritter v. Erhard und Staudinger und Hauptmann Helmes haben dem Unternehmen mit Rat und Tat helfend zur Seite gestanden und sich damit ebenfalls den Dank des Regiments und des sich für Kriegs- und vaterländische Geschichte interessierenden Publikums verdient. — Ein flüchtiger Blick auf das 21 Seiten zählende Inhaltsverzeichnis zeigt uns, mit welcher Gründlichkeit hier vorgegangen worden ist. Die beiden Herren haben sich in die Arbeit derart geteilt, daß Hauptmann Franz Schubert als ersten Teil die Vorgeschichte und die Zeit von 1806 bis 1825, und Oberleutnant und Regiments-Adjutant Hans Bara als zweiten Teil die Zeit von 1825—1851 verfaßt haben. Ein 13 Seiten zählendes Namens- und ein 18 Seiten zählendes Orts-Verzeichnis macht das gut ausgestattete Buch für jedermann, auch zum Nachschlagen, ungemein handlich und leicht verwendbar und bietet eine solche Menge von Details, daß es sicher niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird. Das Regiment hat im verflossenen Jahrhundert in allen Himmelsgegenden Europas gekämpft, sich in Glück und Unglück treu und tapfer bewährt und überall die verdiente Anerkennung gefunden. Die Schilderung seiner Erlebnisse wird daher den älteren Regimentsangehörigen liebe Erinnerungen auffrischen, den jüngeren aber und denen, welche künftig in seine Reihen treten, ein Ansporn sein, ihren Vorgängern in jeder Richtung nachzueifern und wie sie nach königlichem Ausspruch „treu und wacker zu jeder Zeit“ ihre Pflicht zu tun.

Bsr.

---

* **Vom „Nauticus“**, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, erscheint in den nächsten Wochen der achte Jahrgang (1906). Wie der Verlag (kgl. Hofbuchhandlung E. S. Mittler u. Sohn, Berlin SW. 68) ankündigt, setzt sich der Inhalt des neuen mit zahlreichen Tafeln, Skizzen und Karten ausgestatteten Bandes aus folgenden Aufsätzen zusammen, auf die wir bei Erscheinen des „Nauticus“ noch näher einzugehen beabsichtigen. Erster Teil (Politisch-Militärisches): Politische Rückblicke und Ausblicke (20. V. 1906) — Die Marinevorlage 1906 und die Flottenentwicklung der deutschen Kriegsmarine — Fortschritte fremder Kriegsmarinen — Der gegenwärtige Stand der Unterseebootsfrage — Der zweite Abschnitt der Seekriegsoperationen im russisch-japanischen Kriege — Artillerie und Panzer im ostasiatischen Seekriege — Parallelen in der Taktik der Segel- und Dampfschiffszeit und ihre Bedeutung für die moderne Flottenführung. Zweiter Teil (Wirtschaftlich-Technisches): Die deutschen Häfen der Nord- und Ostsee — Die wichtigsten Rohstoff-Produktionszentren und ihre Welthandels-Bedeutung — Die neuesten Fortschritte der deutschen Handelsmarine im Jahre 1905 — Fremde Handelsmarinen im Jahre 1905 — Wasserrohrkessel und Dampfturbinen auf Kriegsschiffen — Die Fortschritte der Funkentelegraphie, ihre wirtschaftliche und militärische Bedeutung. Der dritte Teil enthält wiederum reiches, aufs sorgfältigste bearbeitetes statistisches Material.

Anerkanntermaßen bildet der „Nauticus" das zuverlässigste deutsche Handbuch für alle maritimen Dinge, die den Politiker, Journalisten, Kaufmann, Geographen, Volkswirtschaftler, Militär und Techniker wie überhaupt einen jeden beschäftigen, der die Zeitereignisse und die vaterländische Geschichte mit Aufmerksamkeit verfolgt.

Allgemeine Rundschau.

Zur Geschichte des Ludwig-Donau-Main-Kanals.

In der am Freitag, den 1. Juni, im Sitzungssaale des Künstlerhauses abgehaltenen 6. Jahresversammlung des „Historischen Vereins von Oberbayern" sprach Herr Privatdozent Dr. Th. Bitterauf über seine Forschungen zur Entstehungsgeschichte des heute wieder so viel erörterten Kanalbaues und über den Anteil, den die Könige Bayerns an der Förderung dieser für das ganze Land wichtigen Wasserstraße genommen haben. An dem Kanal, der zwar nur den Namen König Ludwigs I. allein getauft ist, haben außer dessen Vorgänger Max I. auch die nachfolgenden Könige sehr viel Anteil. Was unter Bayerns Königen für dieses Kulturwerk geleistet wurde, umfaßt jetzt genau den Zeitraum eines Jahrhunderts, aber in Wirklichkeit hat der Kanal bereits seine tausendjährige Geschichte. Schon Karls des Großen Biograph, Einhard, spricht zur Zeit, da Karl in Bayern weilte, im Jahre 793, in seinen Annalen von den Arbeiten an „einem schiffbaren Graben, durch den große Schiffe bequem von der Donau in den Rhein fahren könnten, weil er die Altmühl mit der Regnitz verbinden solle, von welchen Flüssen der eine in den Main und der andere in die Donau münden." Die Grabungen an diesem Kanal scheinen jedoch in der Altmühlgegend an zu vielen technischen Widerständen gescheitert zu sein und blieben ohne den gewünschten Erfolg. Erst im dreizehnten Jahrhundert begannen neue Bestrebungen zur Herstellung einer schiffbaren Wasserstraße in der Richtung des italienisch-deutschen Weltverkehrs, an dem nicht nur Köln, Frankfurt, Nürnberg, Regensburg, sondern auch München, Landshut und Passau mit ihrem Zwischenhandel Anteil hatten. Der italienisch-deutsche Zwischenhandel wurde erst durch die großen Entdeckungen des 16. Jahrhunderts gefährdet. Der erste Ansatz zur Wiederaufnahme größerer Kanalprojekte in Süddeutschland fällt dann in die Mitte des 17. Jahrhunderts. In einem „Diskurs Ihrer hochgräflichen Excellenz des Herrn Grafen Wolf zu Weikersheim 9. Marcii 1662" wird über Versuche zur Schiffbarmachung der Tauber berichtet, und ernsthafte Verhandlungen darüber haben dann bis nach 1702 stattgefunden. Aus dem 18. Jahrhundert ist nur eine Schrift über die Donau-Main-Kanalbau-Bestrebungen bekannt geworden; es ist eine lateinische Dissertation von Zippelius, Regensburg 1726.

Die neue Periode in der Geschichte des Donau-Main-Kanals begann dann im Jahre 1800, beziehungsweise 1806; das Unternehmen ist als ein Kind der Revolution und des viel verlästerten Rheinbundes zu nehmen. Napoleon hatte einen Entwurf des Donau-Main-Kanals machen lassen, dessen Verwirklichung aber in keiner Beziehung zu jenem Projekt steht. Wenigstens ist dieses auf den Bau zunächst von keinem nachweisbaren Erfolg gewesen. Als 1801 im Moniteur (Gazette nationale in Paris) eine Studie des Generals Moreau über den Kanal veröffentlicht wurde und auch die deutschen Zeitungen sich der Angelegenheit bemächtigten, kam diese ins Rollen. Max I. hat ihr zuerst seine Aufmerksamkeit zugewendet; er berief im Jahre 1806 den Baurat Wiebeking als Autorität auf dem Gebiete des Kanalbaues nach München, der in einer Schrift die Vorteile des Donau-Main-Kanals ausführte und über die Führung der Wasserstraße an Ort und Stelle Untersuchungen anstellte. Max Joseph verlieh die goldene Medaille der Akademie dem Dr. Lips und dem Kreiskondukteur Fick, die ein Buch: „Der Kanal in Franken, 1805" verfaßt hatten. Wiebekings Verdienste in der Angelegenheit werden nach der Meinung des Vortragenden neuerdings nicht genügend gewürdigt. Wiebeking hatte den König für den Kanal interessiert, aber die beständigen Kriege in der Zeit des Rheinbundes haben die Verwirklichung seiner Pläne verhindert. Im Jahre 1815 wurde das Projekt des Donau-Main-Kanals wieder in Angriff genommen und dann von der bayerischen Regierung nicht wieder aus den Augen verloren. Auch der Herzog von Leuchtenberg hat sich für den Gegenstand auf das lebhafteste interessiert und mit Goethe darüber gesprochen. Dieser äußert sich darüber in seinen Gesprächen mit Eckermann: „Ein riesenhaftes Unternehmen, wenn man die widerstrebenden Lokalitäten betrachtet. Aber jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erschüttert hat, dem erscheint nichts unmöglich."

Am 22. Mai 1836 begann unter Ludwig I. dann der Bau des Kanals durch eine Aktien-Gesellschaft, woran auch das kgl. Aerar sich beteiligte. Die Kosten überstiegen jedoch den Anschlag von 8 Millionen Gulden nachher genau um das Doppelte. Unter König Max II. wurden die Aktien sämtlich vom Staat angekauft. Das tatkräftige Eintreten des Prinzen Ludwig von Bayern für die Bestrebungen des Vereins zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern läßt erwarten, daß früher gemachte Fehler nicht wiederholt werden und die Bestrebungen des Vereins lebhafte Fortschritte nehmen werden.

H. G.

*

Die Steindenkmale prähistorischer Observatorien.

Sir Norman Lockyer hat soeben bei Macmillan u. Co. in London ein Buch (Stonehenge and other British Stone Monuments, London, Macmillan u. Co.) erscheinen lassen, das die Frage der seltsamen Steindenkmale, so des bekanntesten „Stonehenge", löst, die bisher jeder Theorie zu spotten schienen. Zahlreiche solche sind aufgestellt worden, welchen Ursprung und welchen Zweck diese Monumente wohl gehabt hätten. Man schrieb sie, soweit sie sich in England finden, den sog. Urbewohnern der Insel, dann den Phöniziern, den Römern, den Druiden, den Sachsen und Dänen zu. Sie wurden als Tempel der Sonne, als Buddhaschrein als Anbetungsstelle des Schlangenkults, als Opferaltar für Gefangene beschrieben. Sir Norman Lockyer nun weist nach, daß sie in Wirklichkeit die ältesten Observatorien in England waren. Schon in seinem Werk: „The Dawn of Astronomy" (Die Morgendämmerung der Astronomie) hatte Lockyer dargetan, daß die ältesten ägyptischen Tempel Observatorien waren, die so angelegt waren, daß die Strahlen der auf- und untergehenden Sonne an bestimmten wichtigen Tagen des Jahres von ihnen aufgefangen wurden, oder daß sie nach einem besonders wichtigen Stern wie der Sirius oder Canopus orientiert waren. Diese Theorie nun hat Lockyer auf die Steindenkmale übertragen und gefunden, daß sie in ihrer Orientierung tatsächlich eine Parallele zu jenen Tempeln bilden. Er weist nach, wie der ursprüngliche Zweck dieser Monumente überall da, wo genug von ihnen zur Nachforschung und Prüfung übrig geblieben ist, der war, bestimmte Daten im Jahre zu fixieren zum Nutzen des Priesters wie des Landbebauers. So konnten die Zeiten innegehalten werden, wann heilige Riten abzuhalten oder periodisch wiederkehrende Landarbeiten vorzunehmen waren. Beides war ja stets eng miteinander verbunden bei allen primitiven Völkern. „So konnte infolge seiner Kenntnis der Jahreszeiten der Priester nicht bloß dem Landbebauer behilflich sein wie nie zuvor, sondern er konnte auch als höchster Opferer und Wächter der heiligen Altäre und Feuer stark auf dessen Gefühle, abergläubischen Befürchtungen und Hoffnungen einwirken." So also waren Stonehenge und andere Steinmonumente ursprünglich eigentliche Observatorien, um dann freilich wohl schnell genug zugleich Tempel und Zentralen eines Volksglaubens und dessen Gottesdienstes zu werden. — Lockyer nimmt an, daß Astrologen vom Osten, mit den Kenntnissen der Chaldäer ausgerüstet, als Missionare nach England und sonstwo gekommen seien und diese Steinmonumente errichtet hätten. — Aus welcher Zeit nun stammen sie? Dies kann, sobald Lockyers Theorie als richtig angenommen wird, ziemlich genau ermittelt werden, wenn man annimmt, daß die Hauptachse des Kreises und der zu ihm führenden Straße zur Zeit des Bauens genau auf die Stelle deutete, wo die Sonne am Sonnwendtage — dem längsten Tage des Jahres — über dem Horizonte auftauchte. Nun verursacht das Vorrücken der Aequinoctien bekanntlich eine langsam aber regelmäßige Veränderung der Stelle, wo die Sonne am Mitsommertage aufzugehen scheint. Lockyer mußte also eine möglichst genaue Untersuchung vornehmen, wie viel heutigentags diese Veränderung ausmache, woraus er dann die Länge der Zeit seit Errichtung der betreffenden Monumente bestimmen konnte. Auf diese Weise kommt Loyer auf das Jahr 1680 vor Christo für das bekannteste Steinmonument Englands, die berühmten Stonehenge, und die wahrscheinliche Irrtumsgrenze beträgt nach vor- und rückwärts höchstens 200 Jahre. Auf diese Weise kann natürlich auch das Alter all dieser Monumente ziemlich genau bestimmt werden. Die alte Annahme also, daß „diese berghohen Monumente so alt seien wie die Erde selber", ist damit Lügen gestraft worden.

F.

Kleinere Mitteilungen.

* Gründung einer Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung. In den Mythologien aller Völker der Erde kehren bestimmte Vorstellungen in augenfälliger Weise fortwährend wieder. Diese aus dem ungeheuren,

überall verstreuten Materiale herauszusuchen, ist Aufgabe der vergleichenden Mythenforschung. Es fehlte bis jetzt an einer Sammelstelle für derartige Arbeiten. Da aber ein Interesse für solche ohne Zweifel in weiten Kreisen vorhanden ist, ist am 6. d. M. in Berlin eine Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung gegründet worden, die zur Erreichung ihres Zweckes jährlich ungefähr 20 Bogen umfassende zwanglose Hefte erscheinen lassen wird. Der Jahresbeitrag beträgt 10 M. Weitere Auskunft erteilt: Oberlehrer Dr. Reßmann, Charlottenburg 2, Berliner Straße 44.

* Die Vorderasiatische Gesellschaft hat, nach der Frankfurter Zeitung, am 13. d. M. in außerordentlicher Sitzung beschlossen, den Orientalisten Prof. Winckler zu einem archäologischen Forschungsunternehmen in Kleinasien mit 2600 M zu unterstützen. Da der Orientausschuß 2400 M hinzugibt und ferner von privater Seite noch 7000 M zur Verfügung gestellt worden sind, so kann die bei Boghazkoi in der weiteren Umgebung von Angora geplante Ausgrabung einer vorpersischen Kulturstätte alsbald und mit Nachdruck begonnen werden.

* Ein Verein studierender Volksschullehrer, der erste seiner Art, ist in Jena erstanden. Er will über die Verhältnisse des Studiums, über Vorteile und Nachteile, über Kosten, Studiengang, Studiendauer, Berechtigungen u. s. w. aufklären und es zu erreichen suchen, daß den Volksschullehrern wie den Apothekern und Landwirten ohne Reifezeugnis akademische Rechte gewährt werden. Vor allem geht sein Streben auf die Erlangung einer akademischen Abschlußprüfung hinaus.

* Preisausschreiben der Deutschen Botanischen Gesellschaft. Es wird eine größere, womöglich monographische, streng naturwissenschaftliche Arbeit über die Richtigkeit der von Hansgirg vertretenen Lehre vom Pleomorphismus (Polymorphismus) der Algen verlangt. Der von einem ungenannten Botaniker ausgesetzte Preis beträgt 1000 M nebst Zinsen. Die Arbeiten in deutscher, englischer, französischer oder italienischer Sprache sind (mit Motto) bis 31. Dezember 1907 zu Händen des Sekretärs der Gesellschaft, Prof. Dr. Karl Müller in Steglitz bei Berlin, einzureichen.

* Die Geschichtspreise der französischen Akademie. Der zweite Teil des Gobert-Preises, an den sich die bekannte hitzige Debatte geknüpft hatte, ist Herrn Louis Madelin für sein Buch „Rome de Napoléon" zuerkannt worden. Ein Teil des Thérouanne-Preises wurde dem ungarischen Historiker Emil Horn für seine Arbeit über Franz Rakoczy II., Fürsten von Siebenbürgen, verliehen.

H. Von den Bibliotheken. Die schweizerische Zentralbibliothek erhielt von einem ungenannten Gönner eine Schenkung im Betrage von 30,000 Fr. — Der Stadtbibliothek Zürich wurde der briefliche und übrige handschriftliche Nachlaß des verstorbenen Malers Dr. Rudolf Koller geschenkt.

* Berufungen und Ernennungen. Auf die durch den Etat für 1906 neugeschaffene Stelle des Abteilungsleiters der Wutschutzabteilung am Kgl. Institut für Infektionskrankheiten in Berlin ist zum 1. Juli d. J. der bisherige Kreisassistenzarzt und Leiter der Kgl. bakteriologischen Untersuchungsanstalt in Saarbrücken Dr. med. Otto Lentz berufen worden. — Der bisherige wissenschaftliche Hilfsarbeiter Dr. Gustav Kühl ist zum Direktorialassistenten an der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums in Berlin ernannt worden.

* Stiftung. Der im vorigen Jahre verstorbene Frhr. Thomson v. Biel auf Kalkhorst (Mecklenburg), der Stifter des bekannten Biel-Kalkhorstschen Fresko-Wettbewerbs, hat dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein 5000 M vermacht.

* Jubiläum. Der Pädagog Geheimrat Prof. Dr. Theodor Vogel in Dresden, Mitglied der Reichsschulkommission, bekannt durch seine wissenschaftlichen Schriften auf dem Gebiete der klassischen Philologie und Pädagogik wie der neutestamentlichen Theologie, ferner der Goetheforschung, feierte am 15. d. M. seinen 70. Geburtstag.

✱

Hochschulnachrichten.

* **München.** Als Privatdozent für Geschichte der Baukunst hat sich der Diplomingenieur Dr. Hans Willich an der hiesigen Technischen Hochschule habilitiert.

r. **Tübingen.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität habilitierte sich Dr. Adolf Bosler aus Offenbach. Seiner Probevorlesung am 19. d. M. liegt das Thema: „Die willkürliche Bewegung" zugrunde. Seine Habilitationsschrift lautet: „Ueber Ausscheidung und Resorption in der Niere". Dr. Basler ist Assistent am physiologischen Institut von Prof. v. Grützner.

* **Greifswald.** Als Nachfolger Zöcklers ist der außerordentliche Professor für Kirchengeschichte an der Universität Marburg Dr. theol. et phil. Friedrich Wiegand in Aussicht genommen. — Der außerordentliche Professor der klassischen Philologie an der Universität Münster i. W. Dr. phil. Karl Hosius hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die hiesige Universität erhalten und zwar an Stelle von Prof. Wilhelm Kroll, der Stahls Lehrstuhl in Münster übernommen hat.

H. **Zürich.** Dr. Alfred de Quervain, Assistent am Meteorologischen Zentralinstitut, vordem Privatdozent an der Universität Straßburg, erhielt die venia legendi für Meteorologie und Geophysik an der hiesigen Universität. — Dem Privatdozenten für Geschichte des Altertums Dr. G. Billeter wurde für die zwei nächsten Semester Urlaub zwecks Abschlusses einer wissenschaftlichen Arbeit erteilt.

H. K. **Oxford.** Um das Studium und die nähere Kenntnis der neueren deutschen Literatur zu fördern und weiter zu verbreiten, hat ein ungenannter Geber unserer Hochschule den einmaligen Betrag von 50 Pfd. St. (1000 M) als Honorar für eine Reihe von sechs Vorträgen über „die moderne deutsche Literatur seit Goethes Tod" zugewiesen. Unter den Bewerbern fiel die Wahl der Universitätsbehörde auf den bewährten deutschen (Lecturer) an der Schwester-Hochschule Cambridge, Dr. K. Breul, der sich in den letzten Jahren um die Pflege freundlicher Beziehungen zwischen englischen und deutschen Gelehrten, dem weiteren von dem Geber verfolgten Zweck dieser Vorlesungen, in Fachzeitschriften besonders verdient machte. Die Vorträge sollen nächsten Herbst im neu-philologischen (nach seinem ehemaligen Stifter Sir Robert Taylor genannten) Institut hier gehalten werden.

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Allgemeine Statistik über die Taubstummen Bayerns. Zugleich eine Studie über das Auftreten der Taubstummheit in Bayern im 18. Jahrhundert. Bearbeitet von Georg Pongratz. München 1906. Max Kellerer. 143 S.

Rudolf Bernoulli: Die romanische Portalarchitektur in der Provence. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft 38.) Straßburg i. E. 1906. Ed. Heitz. 86 S.

Johann Gabriel Seidls Ausgewählte Dichtungen. Herausgeg. und eingeleitet von Dr. Karl Fuchs. Leipzig. Philipp Reclam jun. 64 S.

Dr. Adolf Zauner: Romanische Sprachwissenschaft. 1. Teil: Lautlehre und Wortlehre I; 2. Teil: Wortlehre II und Syntax. 169 u. 163 S. — Dr. Alfred Grund: Landeskunde von Oesterreich-Ungarn. 139 S. — Herm. Wilda: Die Dampfturbinen, ihre Wirkungsweise und Konstruktion. 163 S. — Prof. Dr. Friedr. Seiler: Geschichte des Deutschen Unterrichtswesens. I: Von Anfang an bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. II: Vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. 122 S. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1905. G. J. Göschen.

Marthe Renate Fischer: Tosko baut. Thüringer Geschichten. Stuttgart 1906. Adolf Bonz u. Co. 223 S.

1895—1905. J. J. Fischers Reiseskizzen. Durch die Asiatische Türkei. Land und Leute. Zürich 1906. Schultheß u. Co. 98 Seiten.

Ludwig Ganghofer: Gesammelte Schriften. Lieferung 3, 4, 5, 6, 7. (Volksausgabe.) Stuttgart. Adolf Bonz u. Co.

Vierte Verbandsversammlung und Arbeitsnachweiskonferenz am 8., 10., 11. November 1905 in Wiesbaden. (Schriften des Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise Nr. 6.) Berlin 1906. Karl Heymanns Verlag. 348 Seiten.

Jahrgang 1906. **München, Mittwoch, 20. Juni.** **Nummer 140.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.20, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Georg v. Neumayer.

(Zum 80. Geburtstag.)

Als die Wogen der öffentlichen Meinung bei Schaffung des ersten deutschen Flottengesetzes hoch gingen und ihren Widerhall in den Blättern aller Parteischattierungen fanden, da trat in der Allgemeinen Zeitung auch Georg v. Neumayer als ein Rufer im Streite auf. Es werden sich vielleicht noch die Leser auf seine prägnante wie geistvolle Ausführung über „Die Kriegsflotte und wissenschaftliche Forschung" entsinnen.

Bei Erscheinen dieser Ausführung vor sechs Jahren stand Georg v. Neumayer als Direktor der Deutschen Seewarte in Hamburg im wahrsten Sinne des Wortes noch auf einer Zinne, von der er die Bedeutung von Seehandel und Seemacht wie so leicht kein anderer überschauen konnte.

Täglich sah er von der auf einem Hügel an der von Schiffen belebten Elbe gelegenen Seewarte das Getriebe von Schiffahrt, von Handel und Wandel an sich vorüberziehen. Er stand infolge seines Berufes mitten im Seeleben. Und doch war er nicht einer von denen, die an der Wasserkante aufgewachsen, welchen von Kindheit auf die Schiffahrt und das Meer etwas Vertrautes, etwas Selbstverständliches ist, sondern tief im Binnenlande, in der bayerischen Pfalz, wurde Neumayer am 21. Juni 1826 zu Kirchheimbolanden geboren. Damals waren die Interessen Süddeutschlands für die deutsche Seegeltung noch nicht wieder erwacht, wie wir es heute mit Genugtuung begrüßen können.

Die Namen „Wittelsbach", wie ihn gegenwärtig ein imposantes deutsches Linienschiff führt, ferner „München", wie ein deutscher Kreuzer benannt ist, und bei der Handelsmarine die Reichspostdampfer „Bayern", „Prinzregent Luitpold" und „Prinz Ludwig", als jüngster Zuwachs der Reichspostdampferflotte, existierten noch nicht als die Träger klangvoller Namen aus dem deutschen Süden unter der Flagge des geeinten Deutschen Reiches.

Nicht meerentfremdet ist Bayern, sondern so manchem seiner Söhne ist heute das Meer zum Beruf und zum Feld der Ehre geworden, einerlei, ob die Flagge vom Mast eines deutschen Kriegs- oder Handelsschiffes weht. Und als einen der ehrenvollsten Vertreter süddeutschen Geistes und Könnens haben wir Georg v. Neumayer zu erblicken, der am 21. Juni in sein 80. Lebensjahr tritt. Als Neumayer 1851 zum erstenmal vom Strom des Lebens an die Wasserkante nach der alten Hansestadt Hamburg geführt wurde, wo er später ein so reiches Arbeitsfeld finden sollte, war allerdings dieser Zug eines Süddeutschen zum Meer eine noch seltene Erscheinung, selbst wenn man die bei den Pfälzern mehr als bei den seßhaften Altbayern sich zeigende Wanderlust in Betracht zieht.

Was führte nun Neumayer aus dem Innern des Landes an die Küste, wo man ihn 1851 unter den Schülern der Hamburgischen Navigationsschule eifrig der theoretischen Nautik obliegen sah und wo er an dieser staatlichen Anstalt sein Kapitänsexamen ablegte?

Sein eigentliches Studiengebiet waren die Physik und Mathematik, wozu er bereits in München, nach Absolvierung des Lyzeums in Speier, den wissenschaftlichen Grund in den voraufgegangenen Jahren gelegt hatte. Er hatte bereits in München die polytechnische und Ingenieurschule besucht und 1849 das Staatsexamen bestanden. Ferner hatte er die dortige Universität besucht, Mathematik und Physik studiert und war darauf als Assistent des Professors der Physik und Mathematik Dr. Schmidt tätig gewesen. Nebenbei fand er noch Zeit, als Praktikant an der königlichen Sternwarte in München sich zu bilden. Die physikalischen Einflüsse der Atmosphäre auf unserer Erde, das Studium des Erdmagnetismus wie auch die Beziehungen der Erde zu den Himmelskörpern waren sein Spezialstudium geworden.

Es ist daher wohl eine einzig dastehende Erscheinung, daß ein Mann mit einer solchen vielseitigen wissenschaftlichen Vorbildung sich zur praktischen Ausbildung als Seemann auf die See begibt, wie es Neumayer während der Jahre 1850—1854 tat. Die Ursache mag hierbei weniger ein überwiegendes Interesse für die Seefahrt gewesen sein als die Einsicht, an Bord der damals in der Handelsschiffahrt noch in der Mehrzahl vorhandenen Segelschiffe auf langen Reisen Gelegenheit zu möglichst umfangreichen meteorologischen und hydrographischen Studien zu finden.

Damit legte Neumayer den Grundstein zu den später von ihm in seiner Eigenschaft als Direktor der Seewarte ausgebildeten schwimmenden Observatorien der deutschen Handelsflotte, wozu er die Kapitäne anregte und worauf noch zurückgekommen werden soll.

Ein Jahr aus dieser Reisezeit, 1851/52, war der Lehrtätigkeit gewidmet; Neumayer war als Dozent für Nautik und Mathematik in Triest tätig, um aber 1852 wieder in Hamburg zu sein und um von hier aus seine Seereisen anzutreten.

Als er hiervon zurückkehrte, erregte er bald die Aufmerksamkeit hoher und einflußreicher Personen. So wurde er wenige Jahre später, 1856, vom König Max II. von Bayern, bei gleichzeitiger Unterstützung durch den Hamburger Senat, mit einer wissenschaftlichen Mission betraut, die ihn nach Australien führte. Damals war dieser Weltteil

noch so gut wie eine terra incognita, sein Inneres war noch nicht durchquert worden, denn erst 1862 gelang seine völlige Durchquerung durch Donald Stuart, nachdem 1847 der deutsche Forscher L. Leichhardt diesen Versuch mit dem Leben bezahlen mußte. Dazu kam die damals von Europa entfernte Lage dieses Weltteils, der uns heute infolge einer vorzüglichen deutschen Reichspostdampferverbindung durch den Suezkanal so nahe gerückt worden ist, daß die uns von ihm trennenden 12,000 Seemeilen kaum noch in Betracht kommen. Zur Zeit aber, als Neumayer voll Wissens- und Forschungsdrang dem australischen Kontinent ums Kap der guten Hoffnung auf einem Segelschiffe, der damals einzig existierenden Verbindung, entgegenzog, lag Australien noch weitab von jeder Kultur und war die Reise nicht gefahrlos. Er landete in Melbourne, das erst wenige tausend Einwohner besaß; heute ist Melbourne die größte und bevölkertste Stadt Australiens. In Melbourne leitete nun Neumayer von 1856 bis 1864 das dortige Physikalisch-Nautische Institut; gleichzeitig wurde er am 1. Januar 1859 zum Direktor der magnetischen Landesvermessung der Kolonie Viktoria ernannt

Das Studium des Erdmagnetismus blieb auch bis heute eines der Spezialgebiete des Gelehrten. Bei allen späteren wissenschaftlichen Expeditionen, die von anderen Gelehrten unternommen wurden, mochte es sich nun um den Nordpol oder Südpol handeln, oder sonst ein geographisches Ziel gesteckt worden sein, immer werden Unterhandlungen mit dem Gelehrten über die Ermittelung der magnetischen Pole stattgefunden haben.

Bis 1864 blieb Neumayer in Australien, um dann freiwillig nach Deutschland zurückzukehren, wo er nach so langer Abwesenheit, reich beladen mit wissenschaftlicher Ernte, wieder in seine engere Heimat, nach der Pfalz, die Schritte lenkt und sich in Frankenthal bis zum Jahre 1872 mit der Herausgabe seiner wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, wofür ihm am 4. November 1873 der Titel Professor zuteil wird.

Während Neumayer in der friedlichen Stille seines Studierzimmers der Sichtung seines reichen Materials oblag, spielten sich politisch weniger friedliche Ereignisse von größter Tragweite zwischen Deutschland und Frankreich ab. Das Deutsche Reich war 1871 neu erstanden und mit ihm die deutsche Flagge. Neumayer hatte noch Gelegenheit gehabt, in dem alten Hamburger Hafen, vor 1870, die Zerrissenheit unseres Vaterlandes kennen zu lernen, wo von dem Mastenwald der zahlreichen Segelschiffe, die damals den Hamburger Hafen, vom Vorsetzer bis Baumwall in doppelten Reihen liegend, erfüllten, die verschiedensten Landesflaggen, wie preußische, mecklenburgische, oldenburgische, hamburgische, bremische u.s.w. wehten. Noch trauriger dokumentierte sich diese Zerrissenheit Deutschlands im Auslande.

Das war nun anders geworden. Eine deutsche Marine gab es wieder, und die kaiserliche Admiralität, die ihren Sitz in Berlin hatte, berief 1872 den Gelehrten in das hydrographische Amt nach Berlin. Damit gelangte Neumayer endlich in das richtige Fahrwasser, in welchem er später so Verdienstvolles schaffen sollte.

Am 24. Dezember 1872 wird er zum Admiralitätsrat ernannt und am 13. Januar 1876 sehen wir ihn an der Spitze als Direktor mit dem Range eines wirklichen Admiralitätsrats der mittlerweile geschaffenen Kaiserlich Deutschen Seewarte in Hamburg. Hamburg als Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Exkursionen sollte auch der Endpunkt seiner Wanderjahre werden. Hier fand sein Lebensschiff festen Ankergrund, der es über 25 Jahre festhalten sollte.

Um nun das würdigen zu können, was Neumayer während der 25 Jahre aus der Seewarte gemacht, die einen Weltruf besitzt, was er für die deutsche Seefahrt bedeutet, muß ich an dieser Stelle einige Aufklärungen über den Ursprung und das Arbeitsgebiet der Seewarte geben. Hervorgegangen ist das Institut aus einem Privatunternehmen, welches am 9. Januar 1875 das Reich übernahm und dem Ressort der kaiserlichen Admiralität unterstellte. In späteren Jahren wurde auf einem Hügel an der Elbe, unmittelbar am Hafen, ein eigenes Gebäude errichtet und am 14. September 1881 vom alten Kaiser Wilhelm I. feierlichst eröffnet. Hier hatte Neumayer auch seine Dienstwohnung, mit dem Blick das nimmer, weder Tag noch Nacht rastende Getriebe dieses Welthafens beherrschend.

Die Tätigkeit der Seewarte ist nun eine sehr umfassende. Sie beschränkt sich nicht nur darauf, meteorologische Wetterkarten aufzustellen, wofür ihr von über 100 an der deutschen Küste gelegenen Agenturen und Beobachtungsstationen tägtich das Material übermittelt wird, sondern ihr Gebiet ist ein viel umfangreicheres.

Auf Anregung der Seewarte führen nämlich die deutschen Kriegs- und Handelsschiffe für die Seewarte ein Beobachtungsjournal, in dem die auf den Reisen gemachten Beobachtungen über Wind, Wetter, Bewölkung, Wassertemperatur, Strömungen u. s. w. niedergelegt werden. Dadurch besitzt die Seewarte in allen Längen- und Breitengraden der Weltmeere schwimmende Observatorien. Hunderttausende solcher Beobachtungssätze sind als wertvolles Material der Seewarte auf diese Weise im Laufe der Jahre ihres Bestehens schon zugegangen. Auf Grund dieses Materiales gibt dann die Seewarte ihre verschiedenen Segelhandbücher heraus, die bisher über den Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean, den englischen Kanal u. s. w. erschienen. Weiter kommen noch hinzu andere wichtige klimatologische Werke, synoptische Karten über den Atlantischen Ozean. Also ein wissenschaftlich sehr wichtiges und umfangreiches Arbeitsfeld hat allein diese eine Abteilung zu bewältigen. Eine andere Abteilung beschäftigt sich wieder mit der Prüfung der nautischen, meteorologischen und magnetischen Instrumente, wie sie an Bord der Schiffe in Form von Sextanten, Kompassen, Barometern und Thermometern geführt werden. Ein weiteres Gebiet ist das Studium der Anwendung der Lehre von Magnetismus auf die Schiffahrt. Da sich heute der gesamte Seeverkehr nur auf eisernen resp. stählernen Schiffen vollzieht, welches Baumaterial wieder den Kompaß fortgesetzt beeinflußt, so ist eine Kenntnis des magnetischen Zustandes unserer Erde unerläßlich. Und gerade hierin hat die Seewarte so Wichtiges geschaffen unter Leitung Neumayers, wie wohl kaum ein Institut einer anderen Nation. Die in periodischen Abständen zur Herausgabe gelangenden Karten über den magnetischen Zustand der Erde seitens der Seewarte haben nicht nur der deutschen Schiffahrt, sondern auch der der anderen Nationen wichtige Dienste geleistet. Die Abteilung IV befaßt sich mit der Prüfung der Chronometer, wofür ein besonderes Gebäude errichtet wurde. Bei der Zunahme der Schnelligkeit, mit welcher sich heute der Verkehr zur See durch die Dampfer vollzieht, bietet die Güte der Chronometer, der Schiffsuhr, außer für die Ortsbestimmung auch eine Sicherheit für die Navigierung des Schiffes. Die Reichsmarine setzt sogar hohe Prämien aus für die in Deutschland erfolgte Anfertigung zuverlässiger Chronometer, damit gleichzeitig die heimische Industrie fördernd, die neben England einen schweren Stand hat. Erwähnt sei auch noch die Abteilung V, die erst im Jahre 1899 errichtet wurde und welche die Küstenbeschreibung fremder Länder zu redigieren hat. Es handelt sich um eine Ergänzung der Segelhandbücher der Ozeane, eine genaue Beschreibung der Häfen und Küsten. Die Wichtigkeit dieser Führer durch die Gestade fremder Erdteile, die durch den Handel berührt werden, ist klar.

Aber wie Neumayer wissenschaftlich die Seewarte bis zu ihrer heutigen Größe ausbaute, so war er auch ein eifriger Sammler für das von ihm bis vor wenigen Jahren geleitete Institut. Besonders zahlreiche alte Schiffstypen im Modell suchte er aufzutreiben, die in historischer Betrachtung sehr viel Interessantes boten.

Diese Sammlung ist jetzt in das in diesem Jahre in Berlin eröffnete Museum für Meereskunde übernommen worden.

Neumayer war im Laufe seiner langen Direktionszeit, während der er am 14. September 1881 zum Geheimen Admiralitätsrat und am 8. Mai 1896 zum Wirklichen Geheimen Admiralitätsrat mit dem Range eines Rates

1. Klasse ernannt wurde, für Hamburg und die ganze Schiffahrtswelt eine typische Erscheinung geworden. Er war fast eins geworden mit der alten Hansestadt, und es schien der Begriff Seewarte und Neumayer untrennbar.

Regelmäßig, jahrein, jahraus, konnte man des Nachmittags, ob lichter Sonnenschein über dem schönen, breiten, von der Schiffahrt belebten Elbstrom lag, oder ob graue Nebel das Hafengetriebe in einen grauen, undurchdringlichen Schleier hüllten, eine im Herbst und Winter wenig angenehme klimatische Erscheinung der sonst so schönen Handelsstadt, den alten Herrn seinen Weg von der Seewarte herab zur inneren Stadt antreten sehen, wo er in einem an der Alster gelegenen Hotel seit Dezennien ein regelmäßiger Tischgast war. Rüstig, ungebeugt schritt dann die hohe, schlanke Gestalt, ungefochten von dem rauhen Nordseeklima Hamburgs, durch die Straßen. Schneeweißes Haar wallte unter dem großen, breitkrämpigen Schlapphut hervor, während ein leichter weißer Kinnbart à la Wagner das feine, geistvolle Gesicht umrahmt. Neumayers Charakterkopf lockte ja so oft die Maler und Bildhauer. Und ein liebenswürdigeres und dankbareres Modell werden sie selten gefunden haben. Denn als Mensch kann man sich wohl kaum jemand bestrickender und liebenswürdiger denken als Neumayer, dabei blieb er voll Herzensgüte und Einfachheit trotz der hohen Ehrungen, die ihm von Souveränen aller Länder und wissenschaftlichen Gesellschaften im Laufe der Zeiten zuteil geworden waren.

Diesen Eindruck werden auch die zahlreichen Gelehrten gehabt haben, welche zu wissenschaftlichen Forschungen in die Welt zogen und oben auf der Seewarte bei Neumayer vorsprochen. Wieviel klangvolle Namen aus der Welt der Wissenschaft haben da nicht ihre Karte abgegeben!

Neumayers Arbeitskraft schien unerschöpflich. Nach der kurzen Erholungsstunde in der Stadt kehrte er schon wieder zur Seewarte zurück, wo dann oft noch nachts in seinem Arbeitszimmer die Lampe brannte. Häufig führten ihn dienstliche Reisen nach Berlin zur Admiralität, oder er war eine regelmäßige Erscheinung auf dem alljährlich in Berlin tagenden Nautischen Vereinstage, der von den Staatsbehörden, zahlreichen Reedern und Kapitänen besucht wird. Wenn dann Neumayer, als Nestor der Seefahrt, einen Vortrag hielt, so war es immer ein besonderer Genuß.

Vor zehn Jahren, zu seinem 70. Geburtstage, wurden ihm zahlreiche Ehrungen zuteil, die wohl ein beredtes Zeugnis ablegen, was Neumayer der Schiffahrt und der Wissenschaft geworden war. So stiftete die Berliner Geographische Gesellschaft eine Neumayer-Medaille, die in gewissen Zeitabständen zur Verteilung kommt. Die Hamburger Geographische Gesellschaft, an deren Spitze der Hamburger Bürgermeister steht, überreichte ihm die goldene Kirchenpauer-Medaille, Tübingens Universität ernannte ihn zum Ehrendoktor, die k. k. Geographische Gesellschaft in Wien verlieh ihm die Hauer-Medaille, die größte Auszeichnung, welche die Gesellschaft zu vergeben hat, und die Ungarische Geographische Gesellschaft ernannte Neumayer zum Ehrenmitglied.

Nach sieben Jahre nach diesen Ehrungen blieb Neumayer im Staatsdienst, zu dem er sich regelmäßig im Sommer durch einen längeren Aufenthalt in der schönen Pfalz wieder neue Kräfte holte. Am 30. Juni 1903 schied er dann für immer aus dem Dienst und von Hamburg. Der Staat verlieh ihm das Prädikat Exzellenz und ein hoher bayerischer Orden brachte ihm den persönlichen Adel.

Heute lebt Exzellenz Georg v. Neumayer, zurückgezogen ins Privatleben, in Neustadt a. d. Hardt in der Pfalz. Die Heimat hat ihn wieder. Aber an der Küste, die sich zu seinem 80. Geburtstage zu neuen, besonderen Ehrungen rüstet, wird er unvergessen bleiben, und Bayern darf stolz auf seinen Sohn sein, der sich ein so unvergeßliches Denkmal im deutschen Norden schuf!

G. Lehmann-Felskowski.

Nordlandsfahrt bis Drontheim.

(Schluß.)

Am 25. Juli 1904.

Wieder prachtvolles Wetter! Dunkelgrün schimmert der Fjord wie nasse Schlangenhaut, in die man Silberfäden gezogen. Wir fahren durch den Nord- nach dem Geirangerfjord, „Meerflammen" sind diese Seeteile zwischen himmelstrebenden Steilbergen; dioramaartig schiebt sich die Landschaft auseinander und wieder zusammen, wenn das hechtschlanke Schiff sich durchwindet. Auch hier jene unbegreifliche Unermeßlichkeit der Naturgröße! Endlos weit zieht sich der Fjord landeinwärts, immer winkeliger werdend, bis man glaubt, gleich dem Abenteurer Böcklins den Rückweg zum freien Meer nicht mehr zu finden. Am tiefsten Ende, da wo sich die höchsten Berge mit strahlenden Gletscherkappen wie Halt gebietend der gefräßigen Meerzunge entgegenstemmen, in Geiranger, machen wir Halt. Ein paar zerlumpte und vermooste Schifferhütten kauern am engen Strande gleich einer Schar furchtsamer Bettler an großen Brückenpfeilern. Aufwärts geht's durch grünende Wälder, über üppige Wiesen und vorbei an reißenden Tobeln, dann steigt die Straße in raschen, kühnen Serpentinen und wir sind bald in der Stein- und Gletscherwildnis des norwegischen Hochgebirgs. Die Ruinentrümmer der Lawinen liegen umher gleich zerschlagenen Riesenburgen, hellgrünes Moos überrankt ihre morschen Rücken und glitzerklare Eisbäche schleifen ihre Seiten und spülen ihnen Kühlung zu, als lägen sie noch oben begraben unter den weiten blauen Gletschern, von denen sie abgerollt.

Der Schnee tritt bald an die Fahrstraße und rollt seinen Hermelinpelz aus, unbekümmert um die strahlende Julisonne, die auf den grauen Bergkuppen brennt.

Im Paßsattel liegt ein See eingeschmiegt, umklammert von den steilsten Riesen und so leuchtend blau, als sei er ein Stück herabgefallenen Himmels, der hier hängen blieb in trümmerhafter Bergwelt. Norwegisch klar ist sein Wasser, wie leichter Eisenschleier webt es ungetrübt über die seltsamen Steine des Grundes, daß sie herausleuchten wie begrabene Fabelwesen der Vorzeit, die hier endlich Ruhe gefunden. Allmählich senkt sich die Sonne hinter den westlichen Eiszacken, und nun kriechen gleich gespenstigen Riesenspinnen die Dämmerungsschatten aus den Schlünden und klammern sich an die tiefer liegenden Wände an, der Gletscher Eisatem fährt über den See und läßt die umliegenden Felstrümmer grauer erscheinen, als wenn sie zusammenschauerten wie plumpe Vorweltstiere, die die Eiszeit überrascht hat!

Jetzt hüllt man sich fest in Decken und in sausendem Galopp geht's im kühlen Abend zum Fjord hinunter über das unwirtliche Field. Drunten ist wieder der Sommer in Pracht — freilich der gemessene kühle Nordsommer! So rasch und unvermittelt sind hier die Gegensätze, wie Meer und Berg, und das ist mit eine der grandiosesten Schönheiten dieses unvergleichlichen Landes!

Im stillen Fjord, der nun unbeweglich ruht wie eine dunkelpolierte Stahlplatte, liegt, aus allen Luken strahlendes Licht spendend, der „Meteor", und beim schmetternden Klang der Schiffskapelle walzt man auf Deck in der warmen Nordsommernacht, tanzt die neuesten Tänze der Saison, zwei Stunden weit von den Regionen entfernt, die alles Leben in Eis und Kälte ersticken. Norwegen ist wirklich das Land der Gegensätze, und deshalb gefällt es so sehr dem modernen Menschen, der selbst von Gegensätzen lebt! Um 5 Uhr zwischen unwegsamem Lawinengeröll am eisumstarrten Bergsee, um 7 Uhr Ball und Smoking auf dem Deckparkett eines raffinierten Luxusdampfers, ja, das lieben wir „Modernen"!

Am 26. Juli 1904.

Wieder ein glänzender Tag! Früh wird Reveille geblasen, wir sind in Hellquist und gehen zu Fuß nach Oeje, mitten durchs Herz der skandinavischen Gebirgswelt, deren überwältigende

Pracht hier sich in majestätischer Schönheit entfaltet! Immer höher steigen die Schrofen, immer mannigfaltiger sind sie geformt! In den unteren Tälern grüßen noch die sanften Kuppen, wie sie die italienischen Seen umziehen, dann aber klafft das Gestein zerrissen, nackt und tausendzackig gegen den tiefblauen Himmel! Wie geschmolzenes Königsgeschmeide leuchtet der Schnee auf hohen Zinnen! Solche Landschaften mit dem berauschenden Zusammenklang ihrer Farben hat Böcklin erzaubert, den man zuerst mit binnenländischer Unkenntnis und Unverschämtheit verlacht hat. Welche Abwechslung allein in den rauschenden, wasserreichen Bächen, die sich abenteuerlich wie schillernde Riesenschlangen durchs Gestein beißen, daß der Schweiß ihrer Arbeit in leuchtendem Gischt aufzischt! Wie flüssiges Silber schimmern ihre Tobeln, duftiges Grün, leuchtendes Blau und grelltiefes Schwarz malt sich auf den Wassern, wenn sie ruhige Stellen bilden gleich ruhenden Seen oder wild gurgeln in stummem Kerker gleich eingefangenen Tieren, und wie leuchtet's dann in ihrer Tiefe, diese fabelhaft geformten und gefärbten Steinfratzen, denen die vorüberhuschende Welle gespenstisches Leben verleiht! Wer wagt da noch, Böcklin einen „Phantasten" zu schelten!

Norwegen ist das Land der Wasserpoesie. Wie schön das Wasser in allen Arten und Gestalten sein kann, sieht man erst hier; als die Sonne hoch in Mittag stand und ihr Gold auf den Steilwänden und den grünen Hängen glitzern ließ, machten wir kurze Rast am obersten Bergsee, der vom Tiefseegrün an den Rändern bis zum lauernden Schieferschwarz in seiner Fluten Mitte spielte, ein leichter Bergwind kräuselt seine Wogen und leuchtende Sonnenkringeln glitzern darüber wie große glühende Libellen! Weit und schön liegt er, der Nachbar der Gletscher und der Liebling der Sonne, der noch keines Menschen Ansiedelung an seinen Ufern gesehen und noch keines Menschen Fahrzeug tragen mußte, der freie Sohn der freien Wildnis!

Erst nach stundenlanger Wanderung wieder ein „Haus", eigentlich eine kleine Holzhütte, die sich wie verschüchtert an einen riesigen, abgestürzten Steinblock anschmiegt, als wüßte sie, daß sie der Gigant bei seinem nächsten Lawinenschritt zermalmen kann! Sonst Einsamkeit und Schönheit, und welche Schönheit, eine gigantische Pracht, die des Menschen Sinn niederzwingt, wie die Lawine seine armseligen Bauten! In Norwegen kann man beten lernen, freilich nicht im kirchlich-dogmatischen Sinn! Daß der moderne Religionsgedanke so tief und heiß gedacht wurde und wird, gerade hier, wo es die wenigsten Kirchen gibt, ist kein Wunder, wo sollte er denn sonst gedeihen als im Land der blühenden Wunder!

Am 26. Juli 1904, abends.

Durch den Fjörnefjord! Immer grandioser schwillt die Gebirgsszenerie an, höher scheinen sich die Berge zu recken, die hier meist in nadelspitzen Pyramiden abschließen, zwischen deren Verbindungsrücken und -mulden weite Schneefelder sich einschmiegen, deren blendendes Weiß jetzt prachtvoll ableuchtet vom abendblassen Himmel; ein starker Wind bläst aus den „Schären" dem Schiff entgegen und läßt das Kielwasser stark aufschäumen. In den letzten Schären gegen das offene Meer zu, die wie verlorene Trümmer eines zerkrachten Riesenbaues auf den Fluten schwimmen, leuchten die abendlichen Blinkfeuer von einsamen Leuchttürmen. Ein kleiner norwegischer Postdampfer liegt regungslos, als wäre er gestrandet; er wartet geduldig, bis die Einwohner auf Kähnen von den stillen Inselchen ihre Briefe zu ihm bringen oder welche von ihm etwa erhalten; man kann sich kaum denken, was diese verschollenen Häuschen auf den letzten Steinfelsen der Nordwestküste Kunde zu tauschen haben mit der „Welt", von der sie Meer und Berge trennen!

Am 27. Juli 1904.

Wieder ein neues, unerschöpfliches Bild dieses einzig gearteten Landes! Auf dem großen See von Loen. Er ist 25 Kilometer lang und zirka 2 breit, aber kein Haus hat an seinen Ufern Platz, denn senkrecht schießen die Wände empor, deren obere Zinnen ein zusammenhängender Kranz von Gletschern ziert, ein leuchtendes Riesenkollier; tiefblau blüht darüber der heiße Juli-Himmel.

Das kleine Boot, das uns übersetzt, fährt in der Mitte; alle Augenblicke donnert's an anderer Stelle; eine Schneehalde hat sich unter brennendem Sonnenkuß gelöst und dröhnt nun als Lawine nieder, hochauf leuchtenden Eis- und Wasserstaub gleich blinkenden Perlen verspritzend. Vom Boot aus hört es sich an wie eine Kanonade, die unsichtbare Hände auf unersteiglichen Höhen abfeuern! Ist es der Groll, mit dem sich die einsamen Bergriesen gegen die eindringenden Menschlein verteidigen wollen, die dort unten auf kleinen Schiffen gleich Entdeckern in ein neues Land ziehen? Und ein neues Land ist's, das sich auftut, wenn man vom jenseitigen Ufer in das Kjendal hinaufsteigt über das Geröll, das seine Gletscher von den Bergen geschoben; üppig verkrümmter nordischer Erlenwald, dessen Zweige sich schattend ineinanderschlingen, als suchten sie im Zusammenschluß Schutz gegen die umdrohenden Naturgewalten. Da, wo man aus dem dämmernden Grün tritt, auf frisches, noch vegetationsloses Geröll, schließt man zuerst geblendet das Auge!

Wohin man blickt, starrendes Eis, aufgetürmt zu riesigen Bergen und auseinandergesprengt in leuchtende Klüfte! Das ist der Kjendalsbrae, Westnorwegens größter Gletscher; wie ein Krönungsmantel breiten sich leuchtend seine blinkenden Eisfelder aus und senken sich herab bis tief in des Tales Sohle. Gleich einem riesigen Eisbären liegt er hart am Geröll; seinem bläulichen Rachentor entquillt wie zornender Gischt der schäumende Gletscherbach! Die heiße Sonne zittert auf dem Eisriesen, daß er Tropfen wie geschmolzene Diamanten niederblinken läßt; auf seinen breiten Rücken stürzen unaufhörlich mit ohrbenehmendem Donner die Wasserfälle von den benachbarten Bergen herab, als wollten sie ihm Kühlung zusprudeln. Hinter den letzten vorgeschobenen riesigen Eisblöcken starrt die Eiswand auf. Weite, finstere Tore scheinen zu unbekannten Gegenden zu führen, leuchtendes Blau durchzieht wie Lebensadern das tote Eis, und sein unheimliches Krachen klingt wie Schnarchen erwachender Ungetüme! Man ist mitten im ewigen Eis, man kann es greifen und sich Brocken abschneiden, wie man bei uns Gartenfrüchte pflückt; man schaut seine glänzende Reine hoch hinauf sich ziehend bis ans Blau des Himmelsrandes, durchleuchtet von märchenhaften, nie geschauten Farben, und man fühlt den erstarrenden Todesatem seines Schneewindes! So liegt er in starrer Majestät da, wie schlafend, der letzte Riese von den vielen, die einst hierzulande geherrscht, in jenen längst vergangenen Tagen, die die Geologen „Eiszeit" nennen, und wehrt mit letzter Kraft dem vorwärts drängenden Menschen den Weitermarsch an dieser Stelle. Seine Größe ist für den unermeßlich, der nur gewohnt ist, Gletscherfelder hoch oben eingeschlossen zwischen Bergen zu sehen! Hier ist der ganze riesige Talkesselabschluß ein Eisgebirge, kein fremder Stoff dazwischen. So türmt sich der Gewaltige gigantenhaft auf und baut Wälle und Burgen, Felder und Halden, Mauern, Gräben und vor allem seine leuchtenden Zinnen, die wie Drachenschuppen vielgrätig vom tiefblauen Himmel abschimmern, aus den unermeßlichen Blöcken des reinen, ewigen Eises der Urzeit!

Wie der Ausgrabende beim Fund einer kunstvollen Vase auf Jahrhunderte der Menschheitsgeschichte zurückblickt, so schaut man beim Kjendalsbrae auf Jahrmillionen des Werdegangs unserer Erde. Wie lächerlich jung erscheinen dagegen die Pyramiden, Pompeji und die Pfahlbauten unserer Heimat, und doch sind sie trotz ihrer „Jugend" zerbröckelte Greisenwerke; der Kjendalsbrae aber, der uralte Riese, der längst geboren war, ehe eines Menschen Fuß den Erdball trat, leuchtet heute noch so schimmernd, neu und schön, „so herrlich wie am ersten Tag"!

Am 27. Juli 1904, nachts.

Eine wundervolle Nacht, so klar und hell, wie man sie nur im Norden erleben kann. Geisterbleich stehen die Berge um den Fjord, und die Wasser rauschen an ihnen herunter, als wären

es mächtige Silberadern, die in der Dunkelheit aus dem Gestein treten. Der Himmel ist klar und hell, als träumte er noch von dem genossenen Sonnenglück des Tages! Die Stimmung an Bord ist „hoch“, bis weit nach Mitternacht Jubeln und Lärmen; brausend wird jedes Fahrzeug begrüßt, das man sichtet, und mancher champagnerfrohe Gruß klingt auf einen einsamen Segler hinüber, dessen ernste Fahrer „nicht singen und nicht tanzen“. Wie melancholisch gleiten diese Schiffe vorüber, gleich todmüden, riesigen Wasservögeln, die mit letzter Kraft den Hafen suchen, wir aber fahren mit Volldampf gegen Bergen, den letzten Punkt der Nordlandfahrt.

Am 28. Juli 1904.

Morgens fällt Nebel ein, so dicht, daß wir drei Stunden an einer Stelle stoppen; dann reißt das Gewölk, und die leuchtende Sonne überstrahlt die Bucht von Bergen! So nah und unvermittelt liegen hier auch die Witterungswechsel!

Bergen ist eine lebhafte Stadt, soweit das hierzulande möglich. Sein Hafen ist jetzt voll von Schiffen, namentlich viel amerikanische und englische Privatjachten, aber der „Meteor“ glänzt gestirnartig über alle. Der Kranz der umgebenden Höhen tritt klar hervor, stellenweise erinnert er an die Höhenzüge der Apenninen und dann wieder an die Felsenlandschaft, in die Stockholm eingebaut liegt. Bergen hat ein vorzügliches Nordseeaquarium, das die ganze reiche Fauna dieses Meeresteiles in lebenden Repräsentanten zeigt.

Um 6 Uhr fährt die letzte Pinasse von Land, um 6½ Uhr geht das Fallreep hoch, und um 7 Uhr dampft der „Meteor“ aus dem letzten norwegischen Hafen nach dem Süden, Deutschland zu!

Großes Schiffsfest! „Captains dinner“ und Ball! Der Speisesaal ist glänzend dekoriert, mit drolligen Gegenständen, die der Meerphantasie des Seemanns entsprungen. Bunte Fischleider umhüllen die Beleuchtungskörper, fabelhafte Seesterne spenden Licht aus ihren Leibern, die Flaggen aller seefahrenden Nationen schmücken die Tafel und vermummte Kellner bringen Gefrorenes, das auf elektrisch durchglühten Eisblöcken ruht, unter Vorantritt einer schmetternden Musikkapelle! Knallbonbons geben krachend ihren Inhalt den Gästen mit kleinen Erinnerungen; noch innerhalb der Schären Norwegens klingt brausend das dreimalige „Hurra“ auf Deutschlands seetüchtigen, meerliebenden Kaiser, und dann die drei Hochrufe auf den Kapitän und seine Offiziere. Auf Deck ist großer Ball, nachdem die Polonaise durch alle Räume des großen Schiffes sich gewunden. Sekt und Flirt, Toiletten und Illuminationen, frische Bäume und heller Putz! Und einen halben Meter weiter unten dunkelt der Ozean mit seinen ruhig fließenden Wogen. Wie toller Spuk fährt das leuchtende Schiff mit seinen jubelnden Passagieren durch die Nacht, wir sind jetzt wieder im Gebiet der „regulären Nacht“ und der freien See.

Die wehmütige Abschiedsstimmung senkt sich allmählich nieder. Das vollblütige Erlebnis ist bereits schemenhafte Erinnerung geworden.

Nichts Entzückenderes kann man sich denken als eine längere Seereise auf einem schönen Dampfer; wie eine große Familie lebt die ganze Gesellschaft zusammen, man promeniert auf den Verdecken oder trinkt ein Gläschen im „Restaurant“, wenn man es nicht vorzieht, sich frische Limonade in der Bar bereiten zu lassen; lauschige Plätze mit bequemen Stühlen gibt's aller Enden, ein hübsch ausgestattetes Musik- und Lesezimmer sorgt für geistige Nahrung, während die leibliche, wenigstens in den Hauptmahlzeiten, in dem großen Speisesaal verabreicht wird; dabei glänzende Bedienung und eine wohltuende Promptheit, kein Klingeln und kein Wagengerassel. Wahrlich, kein Prunkhotel des Festlandes kann sich mit solchem Schiff, das unter der deutschen „Hapag“-Flagge fährt, an Annehmlichkeiten messen! Und das Ganze durchdrungen von dem wundervollen Atem der Meeresluft, mit dem Blick auf weite Wasserflächen oder auf bezaubernde Landschaften und belebte Häfen! Man fühlt förmlich, wie die Ruhe niederrieselt durch alle Glieder und wie alle Sorgen versinken mit der entschwindenden Heimatküste.

Das Kaiserwort hat recht: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!“

Am 29. Juli 1904.

Wir schwimmen seit zwölf Stunden auf freier See. Das Meer geht ruhig, leichtes Gewölk deckt den Horizont, der freie Wind trägt weichen Salzdampf mit sich. Verschwunden ist das nordische Zauberland, wie versunken in den Wellen, aus denen es sich vor knapp vierzehn Tagen dem erstaunten Blick zum erstenmal erhob; nur das Gedenken bleibt! Welch eine große Erinnerung! Ich grüße dich im Geiste nochmals zum Abschied, du Wunderland im Norden! Land der ragenden Berge und blinkenden Gletscher, Land der stillen, dunklen Fjorde und der himmelblauen, kristallenen Bergseen! Land der düsteren, steinwüsten Fjelde und der gischtenden Tobel! Land der strahlenden Sommersonnentage und vor allem Land der bezaubernden weißen Mittsommernächte, die gleich den bleichen Frauen deiner Sagen über deine Berge und Meere schreiten! Noch ist es ein stilles, einsames Land, von dessen Ruhe man sich bei unserer Bevölkerungsstatistik kaum eine rechte Vorstellung machen kann, aber schon dringt der Strom der Fremden jährlich anschwellend hinauf zu seinen meerumbrandeten Küsten. Wohl jeder, dem sein Zauber geleuchtet, kehrt als Apostel für dieses Land zurück. Und war es bis jetzt das vergessene Gestade der versunkenen grauen Wikinger-Vergangenheit — wer weiß, ob es nicht gar bald das leuchtende Land der gepriesenen Zukunft wird!

In sechsundzwanzig Stunden landen wir in Hamburg.

Max Gaenßler.

Zur bayerischen Landeskunde.

Ein Werk wie das „Topographische Wörterbuch des Großherzogtums Baden“ von Albert Krieger besitzt Bayern zurzeit zwar noch nicht, doch sind Anzeichen dafür vorhanden, daß die Vorarbeiten zu einem solchen im Gange sind. Eine erfreuliche Erscheinung auf diesem Gebiete sind die „Orts- und Flurnamen um Ingolstadt“ von Dr. Joseph Hartmann (Ingolstadt, 1905, bei A. Ganghofer, Preis 1 Mark). Der erste Teil dieser Arbeit, S. 5—48, umfaßt die Ortsnamen; den zweiten Teil, S. 49—68, machen die Flurnamen aus. Die Namen sind geordnet nach Grundwörtern, beginnend mit —ach und endigend mit —zell. Beigegeben ist ein alphabetisches Verzeichnis der behandelten Namen, sowie zwei sehr gut orientierende Karten: eine „Uebersichtsskizze zu den erklärten Ortsnamen“ und „Beispiele des Einflusses von Geländeverhältnissen auf die Namengebung“.

Die etymologische Erklärung ist auf Grund der ältesten urkundlichen Form gegeben, und damit ist der Verfasser den für den Ortsnamenforscher allein richtigen Weg gegangen. Bekanntlich ist das so anziehende, aber ungemein schwierige Gebiet der Namenforschung nur zu oft von Leuten angebaut worden, die jenes erste Grundgesetz nicht beachteten und sich frisch und munter aufs Raten verlegten. Verfasser hat öfter Gelegenheit gehabt, sich mit derartigen unwissenschaftlichen Leistungen glücklich auseinanderzusetzen. Seine Ausführungen gründen sich überall auf urkundlich belegte Verhältnisse; er berücksichtigt die natürliche Beschaffenheit des Geländes, seine im Laufe der Jahrhunderte erfolgte Umgestaltung durch Veränderung oder Verlegung von Wasserläufen, durch Verödung in Kriegszeiten oder Gewinnung von Neuland in altem Sumpfgebiete; er zieht die ehemaligen Besitzverhältnisse in Betracht, die Zugehörigkeit zu weltlichem oder geistlichem Besitz, die Gewohnheiten und Bräuche des Volkes, die rechtlichen und religiösen Angelegenheiten: lauter Dinge, die bestimmenden Einfluß auf die Namengebung gehabt haben. Auf diese Weise ist die tüchtige Arbeit zu einem dankenswerten Beitrage zur Heimatkunde geworden, in dem Geschichte, Kulturgeschichte, Landes- und Volkskunde, Besiedelungsgeschichte und Sprachkunde zu ihrem Rechte kommen.

Hartmann hat an mehreren Stellen altenglische Flurnamen zum Vergleiche herangezogen, und zwar mit vollem Rechte. Ein Teil uralten Sprachgutes bei Altbayern und Alemannen findet sich wieder auf alt- und angelsächsischem Boden. Wie die englische Philologie durch das Altbayerische gefördert werden kann, läßt sich an einer den Anglisten wohlbekannten Beowulfstelle beweisen. In Vers 247 ff. spricht der dänische Strandwächter von dem Helden Beowulf, über den er nach dem äußeren Eindruck urteilt, er könne kein „seldguma" sein, „es sei denn, daß seine glänzende Gestalt täusche". Grein hatte das vielumstrittene seldguma erklärt als vir qui semper in domo manet, Stubenhocker; indessen bemerkt Heyne im Beowulfkommentar zutreffend, daß der Dichter das nicht sagen wollte, sondern daß der Zusatz einen anderen Gegensatz verlangt. Er sagt: „seldguma ist hier offenbar der gemeine Mann, der nur ein seld besitzt, im Gegensatz zu dem Edlen, der einen Hof zu eigen hat", und verweist dann auf das mittelhochdeutsche gleichwertige hûsmann „incola paganus" neuhochdeutsch Hausmann. Fruchtbringender ist der Hinweis auf das bayerische „Seldner, Selderer, Seldhäusler, der Bewohner, Besitzer einer Selden oder eines Sechzehntels- bis Achtelshofes" (Schmeller), denn dieses Seldner ist nicht allein gleichwertig mit seldguma, sondern außerdem offenbar dasselbe Wort. Das Wort des dänischen Strandwächters im Beowulf ist noch heute lebendig in Bayern, und es zeigt sich hier klar, wie das Altbayerische nutzbar gemacht werden kann für die Erklärung altgermanischer Wörter, und daß zu diesem Zwecke der schier unermeßliche Reichtum des Bayerischen Wörterbuches noch nicht ausgeschöpft ist.

In diesem Zusammenhange sei auf die in Altbayern und im germanischen England gleich zahlreichen Namen auf —ing, alemannisch —ingen, hingewiesen, die ja allgemein als Patronymika angesehen werden, was sie ohne Zweifel zum größten Teile auch wirklich sind. Es ist aber wohlbekannt, daß ein kleinerer Teil dieser Ortsnamen keinen Personennamen enthält, sondern einen Gemeinnamen, an den die Endung —ing getreten ist. Hier kann von einem patronymischen Verhältnis nicht wohl die Rede sein. Die Schlußbemerkung Hartmanns auf S. 68 enthält einen Fingerzeig für eine andere Erklärung dieser Art von Namen. Er bemerkt, daß die van ihm hier behandelten (27) Orte mit Namen auf —ing „sämtlich am Wasser oder in der Nähe eines solchen — vereinzelt auch an Wasserresten — liegen". Diese Bemerkung hat mich auf die Vermutung gebracht, ein Teil dieser Namen sei nicht patronymisch, sondern enthalte ein Hauptwort —ing, das in altenglischen Urkunden begegnet und in neuenglischen Dialekten fortlebt mit der Bedeutung „niedrig gelegene Wiese an einem Flusse"; vergl. außerdem ostfriesisch inge „grüne Flur, Wiese, Grasland" (Doornkaat). Unter den Ortsnamen auf —ing der Ingolstadter Gegend dürfte Pförring, alt Faringa (Urkunde von 780) hierher gehören. Es ist die „Niederung an der Fähre", bayerisch das Far, „die Fähre, Ort der Ueberfahrt" (Schmeller). Auch der Flurname das Noting, Noding, der eine Niederung an der Donau bezeichnet, würde am besten erklärt mit diesem —ing. — Uebrigens ist schon einmal der Versuch gemacht worden, das nordgermanische —ing auf oberdeutschem Boden nachzuweisen, nämlich von J. Geer im Beiblatt zur Anglia, Bd. XIII, S. 357: „Dr. Miedel in seinem „Namenkundlichen Streifzug von Memmingen nach Legau und Grönenbach" (im Algäuer Geschichtsfreund, 1901, Nr. 1—4) führt die Flurnamen England und Englandschlag auf..., er bezeichnet es als „ein von verschiedenen tiefen Rinnen durchzogenes Gelände". Ich möchte den Namen mit —ing, Wiese, als „Wiesland" erklären".

Bei der durch ihre große Zahl bedingten Wichtigkeit der Namen auf —ing wäre es sehr wünschenswert, wenn man in verschiedenen Teilen Altbayerns und Schwabens der Art der vielen —ing und —ingen nachgehen wollte. Für germanistisch geschulte Kollegen des Herrn Verfassers und andere Kenner der deutschen Sprache würde sich aber ein Feld ersprießlichster wissenschaftlicher Betätigung eröffnen, wenn sie für den Ort ihrer Berufstätigkeit dasselbe tun wollten, was Hartmann für Ingolstadt geleistet hat.

Würzburg. H. Middendorff.

Bücher und Zeitschriften.

Die Bildersprache des Alten Testaments. Ein Beitrag zur ästhetischen Würdigung des poetischen Schrifttums im Alten Testament von August Wünsche. Leipzig. Eduard Pfeiffer 1906. gr. 8°. 187 S.

Auf das in Nr. 249 des vorigen Jahrgangs angezeigte Werk „Die Schönheit des Alten Testaments" hat A. Wünsche nun einen weiteren „Beitrag zur ästhetischen Würdigung des poetischen Schrifttums im Alten Testament" folgen lassen, der seine Bildersprache behandelt. Während in jenem Werke die materiale Schönheit des alttestamentlichen Schrifttums zur Darstellung kam, ist hier von der formalen die Rede, „sofern sie sich in der Verwendung von Bildern und Vergleichen manifestiert." Im 1. Kapitel, das überaus anregende „Gedanken über Bild und Vergleichung" bietet, werden die begrifflichen Grundlagen der ganzen Untersuchung erörtert, vor allem eine scharfe Scheidung zwischen „Bild" und „Vergleichung" vorgenommen. Störend fallen in diesem Abschnitt einige recht erzwungene Neubildungen auf, wie „Verhaltschauen", „Gleichverhaltschaunis", „Aehnlichkeitverhaltschaunis", „Verhältnisschaunis", „Ganz- und Vollwesenheit", die sich wohl leicht durch anschaulichere, besser klingende und verständlichere Ausdrucksweisen hätten ersetzen lassen, zumal auch dieses Buch von des Verfassers oft gerühmter Darstellungsgabe und von seiner Beherrschung aller Kunstmittel des sprachlichen Ausdrucks glänzendes Zeugnis ablegt. Der Inhalt gliedert sich wie folgt: In Kapitel II—IV wird der aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreiche entlehnte Bilderschmuck erörtert. Kapitel V behandelt den „Kosmischen Bilderschmuck im poetischen Schrifttum des Alten Testaments". „Dabei kommen alle die Bilder und Vergleiche in Betracht, zu denen Himmel, Sonne, Mond und Sterne, die optischen Phänomene der Morgenröte und des Regenbogens, die wässerigen Lufterscheinungen, der elektrische Prozeß des Gewitters und die Luftbewegung in Wind und Sturm verwendet werden." Kapitel VI spricht von Feuer und Wasser im Bilderschmuck des alttestamentlichen poetischen Schrifttums. — Es hat einen großen Reiz, sich von dem Verfasser immer tiefer in die Aesthetik des biblischen Buches einführen zu lassen. Der Verfasser hat recht: „Der Leser wird erstaunen, welche Fülle von religiös-sittlichen Gedanken und Ideen durch die Naturbildersprache im Alten Testament ihre Veranschaulichung findet, Gestalt, Farbe and Leben erhält!" Es wäre zu wünschen, daß der verehrte Verfasser selber die Muße fände, auf die Vorführung der Naturbilder die der Kulturbilder im alttestamentlichen Schrifttum folgen zu lassen. Leider gewinnt es aus dem Schlußwort den Anschein, als ob er diese „ebenso interessante wie lohnende" Arbeit anderen überlassen wollte. — Besondere Anerkennung verdient die überaus rührige Verlagshandlung, die auch dieses Buch in einem seinem Inhalt entsprechenden, hervorragend schönen Gewande hat erscheinen lassen und ihm gleichwohl durch Festsetzung eines mäßigen Preises eine weite Verbreitung ermöglicht hat.

O. W.

Frenssens Jesus. Ein Wort zu Hilligenlei. Von Ernst Schütz. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1906.

Das neue Werk des Verfassers des Jörn Uhl hat bereits eine große Streitliteratur hervorgerufen, die sich vornehmlich mit der neuen Gestaltung der Jesusgeschichte beschäftigt. Aber während in diesen Schriften zumeist ein sehr heftig verteidigter Glaubensstandpunkt eingenommen wird, sind diejenigen Stimmen seltener, die die vorgetragene Religion nicht nach der Richtschnur einer bestimmten theologischen Richtung, sondern zunächst nach den von dem Verfasser selbst gewählten Unterlagen prüfen und beurteilen, und die nicht die starke Stimme Frenssens über- und niederschreien, sondern nach dem Echo suchen, das sie bei ruhigen, objektiven Zuhörern findet. Von solcher Art ist das Büchlein, das wir heute dem aufmerksamen Beobachter der Tageserscheinungen empfehlen. Es führt sich dadurch gefällig ein, daß es dem künstlerischen und literarischen Können Frenssens die höchste Achtung zollt, so daß man mit Aufmerksamkeit weiter liest. Sodann wird der neue Christus in seine zwei Lebenskreise geschieden, in den natürlichen und den übernatürlichen, es werden einige der auffälligsten Widersprüche berührt and endlich die Hauptsätze, in die Frenssen seine Anschauung eingeschlossen hat, besprochen. Den Beschluß bildet die Gegenüberstellung des natürlichen und sittlichen Lebens, wobei Schütz mit Geschick, wenn auch nicht erschöpfend, den zu jener Form neigenden Schriftsteller

bekämpft. Das Heft zeichnet sich nicht eben durch Uebersichtlichkeit (die Kapitel und Seiten hätten z. B. Ueberschriften erhalten sollen), wohl aber durch seinen ruhigen Ton und seine würdige Darstellung aus, es hält sich auch frei von falschen Parallelen, die sich in der Gegenschrift des Schweizers Bernoulli so breit machen. Sie ist auch durch Frenssens inzwischen erschienenes „Schlußwort" trotz des starken stilistischen Uebergewichts des Gegners nicht erledigt. Wer es ausspricht, daß das Heilandsbild der Evangelisten durch den langen Schul- und Kirchengebrauch alle Haken und Zähne verloren habe (Schlußwort S. 5), der straft sich schon dadurch Lügen, daß er selbst einen großen Teil seines Erfolges der deutlichen Nachwirkung der kräftigen, formgewandten Luther-Sprache verdankt.

w.

Allgemeine Rundschau.

Neue ozeanische Forschungen.

Zu der letzten Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft hat der Führer der Expedition des englischen Kriegsschiffes „Sealark" im Indischen Ozean, Stanley Gardiner, die Ergebnisse dieser Forschungsreise in einem Vortrag über die Geographie des Indischen Ozeans zusammengefaßt. Eine der bedeutsamsten Aufgaben der Expedition bestand darin, wissenschaftliche Beobachtungen zur Prüfung der Frage einer ehemaligen Landverbindung zwischen Afrika und Indien beizubringen. Seit Jahrzehnten sind die Geologen auf die Aehnlichkeit gewisser Ablagerungen in Vorderindien einerseits und auf Madagaskar und im südafrikanischen Festlande andrerseits aufmerksam geworden, und daraus hat sich die Theorie entwickelt, derzufolge früher eine große Landbrücke zwischen diesen beiden Erdgebieten, also über den nordwestlichen Teil des Indischen Ozeans hinweg, bestanden haben müßte. Gardiner hält nach den von ihm gefundenen Tatsachen diese Anschauung für berechtigt. Es besteht noch jetzt zwischen den beiden Ländern eine Art von untermeerischem Plateau, dessen mittlere Tiefe 2500 Meter übersteigt. Allerdings ist die Landbrücke zwischen Asien und Afrika, vermutlich durch Arbeit von strömendem Wasser, zerstört worden, aber eine Anzahl von Inseln zeigt noch jetzt ihren früheren Bestand und Verlauf an, nämlich die Lakkadiven und Malediven, weiter südlich die Tschagos-Inseln, dann nach Afrika hin die Inselgruppen der Seychellen, Amiranten und Maskarenen und vereinzelte Eilande, die endlich in der Richtung nach Madagaskar hinführen. Diese verschiedenen Inselgruppen hat die Expedition nun insbesondere untersucht. Von historisch-politischem Interesse ist die Angabe, daß die Insel Diego Garcia im Tschagos-Archipel, der äußerst selten besucht wird, von der russischen Flotte zur Zeit des russisch-japanischen Krieges als Kohlenstation benutzt worden ist, wahrscheinlich ohne daß jemand damals etwas davon erfahren hat, auch nicht die im Besitz der Inseln befindlichen Engländer. Die Insel Diego Garcia besteht aus einem Gürtel von Korallenbauten, der eine Lagune umschließt und eine merkwürdige Vegetation trägt, die zur Zerstörung des Felsens führt und keinen Baumwuchs aufkommen läßt. Ueberall wurde auf den Koralleninseln die überraschende Entdeckung gemacht, daß die innere Lagune auf Kosten des umgebenden Korallenfelsens wächst. Allerdings wird diese Abnahme der kreisförmigen Koralleninseln von innen her reichlich aufgewogen durch den außerordentlich starken Zuwachs, den die Korallentiere durch ihre Tätigkeit am äußeren Rand durch Verbreiterung des Riffes schaffen. Auf einigen der Inseln wurden erhebliche Ablagerungen von Guano gefunden, die eine Verwertung lohnen würden. Die Anhäufung dieser Massen wird ganz erklärlich durch die ungeheuren Scharen von Seevögeln, die diese Inseln umschwärmen und unter denen die weißnackige Seeschwalbe am häufigsten ist. An einigen Stellen auf den Koralleninseln war es unmöglich, zu gehen, ohne auf Eier dieses Vogels zu treten. In der Inselgruppe der Seychellen wurde festgestellt, daß sie früher eine einzige große Insel von etwa 55,000 Quadratkilometer Fläche gebildet haben, doch sind diese Inseln nicht Korallenbauten.

Dieselbe geographische Gesellschaft hat sich außerdem mit einem Vortrag von Dr. Haddon beschäftigt, worin ein Plan für die biologische und anthropologische Erforschung von Melanesien vorgelegt worden ist. Die Melanesischen Inseln, zu denen Neu-Guinea und die daran anschließende innere Inselreihe bis nach Neu-Caledonien und den Fidschi-Inseln hin gerechnet werden, bilden nach ihrer Lebewelt eine wohlgekennzeichnete Provinz, die ihren Namen von der schwarzen Hautfarbe ihrer Bewohner erhalten hat. Viele der Inseln sind von beträchtlicher Größe, und auch hier ist eine gewichtige Veranlassung zu der Vermutung gegeben, daß die Inseln früher eine einzige große Landmasse gebildet haben. Haddon meint, daß sich noch Beweise dafür finden lassen müßten und daß die Zerstörung dieses Erdteils zur mesozoischen Zeit der Erdgeschichte geschehen sein dürfte. Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß auch die Geologie dieser Inseln noch fast gänzlich unbekannt ist, aber ebenso fehlt dem Botaniker jede gründlichere Kenntnis der Pflanzenwelt, deren Studium gerade hier eine Reihe fesselnder und wichtiger Aufgaben finden würde, namentlich bezüglich des Baues, der Verbreitung und der Oekologie der Pflanzen. Aehnliches gilt für den Zoologen bezüglich der Tierwelt, aber vielleicht das allergrößte Interesse an der baldigen Durchführung der planmäßigen Erforschung dieses Gebietes hat die Anthropologie. Für sie ist die Sache am dringlichsten, weil die Gefahr besteht, daß die dortige Bevölkerung, wenigstens auf manchen Inseln, schon in einer nahen Zukunft ausgestorben sein oder doch mit Bezug auf ihre Sitten und Kunstfertigkeiten durch die Berührung mit Europäern beeinträchtigt und verbildet werden könnte. Auch hat neuerdings der Verkehr zwischen den Inseln eine Verstärkung erfahren, wodurch Wanderungen und Mischungen entstehen, die gleichfalls die Entartung der einzelnen Inselstämme befördern. Immerhin gibt es in Melanesien noch manche Bezirke, die überhaupt noch nie von einem Weißen besucht wurden, und viele Inseln, die noch gar nicht in den Gesichtskreis unserer Wissenschaft getreten sind.

t.

•

Die Mystik und ihre Stellung im Geistesleben der Gegenwart.

Ueber dieses Thema hielt in der Kraus-Gesellschaft Herr Dr. Karl Gebert einen interessanten Vortrag. Nach dem Redner ist die Mystik eine Reaktionserscheinung auf gewisse einseitige Lagerungen der physischen Grundkräfte. So entstand der Neuplatonismus, als das antike Kulturleben in Wissenschaft und Staat sich erschöpft hatte und das Individuum im gefühlsmäßigen Untertauchen im Allgemeinen Ersatz suchte. Wie am Ende einer absterbenden, so kann die Mystik auch am Anfang einer neu aufstrebenden Kulturepoche als die endgültige Zusammenfassung des Kulturbewußtseins erscheinen: So in der Frührenaissance. Hier beginnt das Individuum dem mittelalterlichen Autoritätsprinzip gegenüber seine geistige Selbständigkeit wenigstens gefühlsmäßig zu ahnen, und die Mystik wird zum Mittel, seinen individuellen Trotz dem hergebrachten Formalismus gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Die Geschichte der Entwicklung des Geisteslebens und der Wissenschaften bis auf Kant und unsere Zeit zeigt den steten Fortschritt des Bestrebens, jenes dunkle Ahnen der geistigen Selbständigkeit des Individuums in immer klarerer bewußterer Form herauszuarbeiten. Wir leben auf dem Gipfel einer hohen, von Bildungselementen durchsättigten, allerdings vorläufig noch vorwiegend äußerlich gerichteten Kultur. Darum können die mystischen Tendenzen im Geistesleben unserer Zeit, die sich als Reaktion gegen den Materialismus und einseitiges Kirchentum je länger je mehr bemerkbar machen, nicht als Selbstzweck, sondern nur als seelisches Leitmotiv gelten, um nicht an der Wissenschaft vorbei, sondern durch sie hindurch zum Einigungspunkt der geistigen Zusammenhänge alles Seins im menschlichen Innern zu gelangen.

Mit diesem Vortrage schloß die Münchener Kraus-Gesellschaft ihre öffentlichen Vorträge im zweiten Vereinsjahre in würdiger Weise ab. Der Vorsitzende, Herr Heilmeyer, gab eine Uebersicht über die bisherige Tätigkeit der Gesellschaft und feierte das Andenken des jüngst verstorbenen Professors Dr. H. Schell, dessen Verlust er im Interesse des fortschrittlichen Katholizismus beklagte

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Ganz bedeutende Fortschritte der physischen Erziehung in Italien sind, wie ein Zirkular der italienischen staatlichen Kommission für die olympischen Spiele in Athen erkennen läßt, bei Gelegenheit dieser Spiele zutage getreten. Die körperliche Leistungs- und Widerstandsfähigkeit der Italiener, die man bis vor kurzem mit gutem Grunde noch als sehr niedrig und als so gut wie ungeschult einschätzen durfte, scheint sich, so bemerkt hierzu die Freisinnige Zeitung, dank dem planvollen Eifer einiger angesehener Politiker, Generale und Gelehrten in beachtenswerter Weise gehoben zu haben und ferner heben zu wollen. Selbst wenn man die mannigfachen Zufälligkeiten, die bei jedem Wettbewerb mitspielen, hoch in Rechnung stellt, bleibt es — nicht zum wenigsten für uns Deutsche, die wir, früher den Italienern auf diesem Ge-

biete unvergleichlich überlegen, nun so sehr viel schlechter als sie abgeschnitten haben — bedeutsam, daß von 45, sei es einzeln, sei es in Verbänden, an den gymnastischen, athletischen, Fecht-, Schwimm-, Ruder-, Schieß-, Lauf- und Fahrrad-Wettkämpfen beteiligten Italienern 36 haben Preise erhalten können, daß die Italiener in 9 verschiedenen Wettkämpfen 13 erste Preise (also nächst den Franzosen die meisten) davongetragen haben. In Betracht zu ziehen ist namentlich, daß es nicht sowohl dekorative als vielmehr pädagogisch ernst zu nehmende Gebiete des Sportes sind, auf denen die Italiener sich hervorgetan haben; man darf daher die Behauptung wagen, daß die italienische Nation im allgemeinen, wie sehr die öffentlichen Einrichtungen für physische Erziehung zurzeit auch noch im argen liegen, die Wichtigkeit dieser Erziehung für sich anerkannt hat und in diesem Sinne energisch vorwärts strebt.

hc. Forschungsreisen. Der Privatdozent der Zoologie an der Universität Bern Dr. Walther Volz plant eine Forschungsreise nach Westafrika. Sie gilt, dem Geographischen Anzeiger zufolge, vor allem der Erforschung des Hinterlandes von Liberia. Die geographischen Gesellschaften der Schweiz tragen zu den Kosten der Reise bei. Der Forscher soll dafür in bezug auf Handel und Industrie die schweizerischen Interessen besonders berücksichtigen. Die ethnographischen und naturhistorischen Sammlungen sollen schweizerischen Museen überwiesen werden. — Der amerikanische Forschungsreisende Dr. Frederick A. Cook plant eine Expedition nach dem Südpol, und zwar gedenkt er sie auf Automobilschlitten auszuführen. — Die englische Hochtouristin F. Bullock-Workmann, die vor zwei Jahren den Himalaya besuchte, beabsichtigt nun auch in die westlichen Teile des Gebirges einzudringen. — Anfang April sind zwei englische Offiziere, Kapitän Fitzgerald und D. Fraser, in Begleitung des indischen Topographen Sayad Mir aus Tibet zurückgekehrt, wo sie während des Winters wertvolle topographische Aufnahmen gemacht haben. Ihr Forschungsgebiet lag zwischen Khamba, Tschang und Shigatsé.

* Die Internationale Tuberkulose-Konferenz findet in diesem Jahre vom 6. bis 8. September auf Einladung der Niederländischen Tuberkulose-Gesellschaft im Haag statt. Der im Jahre 1902 mit dem Sitz in Berlin unter Vorsitz von Brouardel (Paris) und Althoff (Berlin) begründeten Internationalen Vereinigung gehören zurzeit 21 Länder mit ihrer zentralen Tuberkulose-Gesellschaft an. In Fortführung der Arbeiten des vorjährigen Pariser Kongresses stehen u. a. besonders die Fragen der Anzeigepflicht, spezifischen Therapie, Infektionswege, Heilstättenkosten, Fürsorgestellen, sowie die Bekämpfung der Tuberkulose im Kindesalter zur Tagesordnung. Nähere Auskunft erteilt der Generalsekretär Prof. Dr. Pannwitz, Berlin W., Eichhornstraße 9.

ar. Zu Ehren des Geh. Oberregierungsrats Küster ist von einem Komitee der preußischen Tierärzte, das sich anläßlich der Einführung der Universitätsreife für das tierärztliche Studium gebildet hatte, die Stiftung eines besonderen Stipendienfonds ins Werk gesetzt worden. Der Fonds hat die Höhe von 10,000 M erreicht und ist Herrn Geh. Rat Küster jetzt als „Küster-Stiftung" mit der Bitte überreicht worden, den Ertrag nach freiem Ermessen zugunsten der preußischen tierärztlichen Hochschulen zu verwenden. Herr Küster war 10 Jahre hindurch Dezernent für das Veterinärwesen und hat sich als solcher um dessen Entwicklung hohe Verdienste erworben.

* Ein deutscher Lehrer für das Ausland gesucht. Die Allgemeine Deutsche Schule in Antwerpen sucht zum 25. September 1906 einen Mittelschullehrer oder einen Elementarlehrer hauptsächlich für Deutsch, erwünscht Turnen, Stenographie Gabelsberger. Anfangsgehalt 2600 Francs bezw. 2200 Francs. Gehaltssteigerung alle drei Jahre. Maximalstundenzahl 28. Reise- und Umzugskosten werden vergütet. Halbjährige Kündigung. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind nur zu richten an die Lehrer-Vermittelungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7/III.

* Todesfälle. Am 16. Juni ist in Gießen der außerordentliche Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte an der dortigen Universität Dr. phil. Adolf Strack im Alter von 46 Jahren gestorben.

In Hamburg ist am 18. Juni die Schriftstellerin Hannie Raché im Alter von 29 Jahren verstorben. Sie war auf dem Gebiete des Romans und der Novelle und auch als dramatische Dichterin (mit dem Drama „Belsazar") vielversprechend hervorgetreten.

Aus St. Petersburg wird der am 11. Juni erfolgte Tod des ordentlichen Mitgliedes der dortigen Akademie der Wissenschaften Philipp Owssjannikow gemeldet. Der Verstorbene hat sich als Ichthyolog, Embryolog und Histolog Verdienste erworben.

Wie der Frankfurter Zeitung mitgeteilt wird, ist in Bordeaux der Direktor der dortigen Sternwarte A. Rayet im Alter von 67 Jahren gestorben.

⁂

Hochschulnachrichten.

* Heidelberg. Der Chefarzt für parasitologische Forschungen am Institut für experimentelle Krebsforschung, Stabsarzt Dr. med. Theodor v. Wasielewski, hat sich in der hiesigen medizinischen Fakultät als Privatdozent habilitiert.

* Bonn. Im großen Hörsaal der Bonner Universität hält gegenwärtig, wie die Frankfurter Zeitung berichtet, Gräfin Dr. M. v. Linden in der Reihe der Volkshochschulkurse eine Anzahl Vorträge über Gesellschaftsleben und Staatenbildung im Tierreich.

hc. Berlin. Zum Dozenten für Genossenschaftswesen an der hiesigen Handelshochschule ist Dr. jur. Hans Crüger, Anwalt des Allgemeinen Deutschen Genossenschaftsverbandes, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, berufen worden.

* Aus den Niederlanden. Der akademische Senat der Universität Amsterdam hat beschlossen, anläßlich der Rembrandt-Feier den Doktortitel honoris causa in der niederländischen Literatur den Herren Dr. W. Bode in Berlin, Michel in Paris und den Niederländern Dr. A. Bredius, Dr. C. Hofstede de Groot und Jan Veth zu verleihen. Die Promotion findet in öffentlicher Sitzung Freitag, den 13. Juli, statt. Promotor ist Professor H. Six, ein Nachkomme des von Rembrandt gemalten Bürgermeisters dieses Namens.

hc. Aus Oesterreich. Der Privatdozent an der Universität und Technischen Hochschule in Graz Dr. med. Arthur Ritter v. Heider ist zum außerordentlichen Professor der Zoologie an der Grazer Technischen Hochschule ernannt worden. — Zum Rektor der deutschen Technischen Hochschule in Prag wurde das Studienjahr 1906/07 der Chemiker, Herrenhausmitglied Hofrat Prof. Dr. Wilhelm Gintl, zum Rektor der böhmischen Technischen Hochschule daselbst der Professor für Brücken- und Eisenbahnbau Albert Velflik gewählt. — Der bisherige außeretatsmäßige außerordentliche Professor für Zoologie an der Gießener Universität Dr. phil. Franz Wagner, Ritter v. Kremsthal ist als etatsmäßiger außerordentlicher Professor an der Universität Graz angestellt worden.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Hauptmann Aubert: Der Russisch-japanische Krieg seit dem Fall von Port Arthur. Berlin 1906. E. S. Mittler u. Sohn. 34 Seiten.

Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Bearbeitet von Dr. H. Wunderlich. Vierten Bandes Erste Abteilung. 3. Teil, 6. Lieferung. Leipzig 1906. S. Hirzel.

Wörterbuch der Volkswirtschaft in zwei Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Elster. 2. Lieferung. Jena 1906. Gustav Fischer.

Ernst Berger: Böcklins Technik. (Sammlung maltechnischer Schriften. I. Band.) München 1906. Gg. D. W. Callwey. 174 S.

A. Boysen: Das Land der sozialen Reformen. (Neu-Seeland.) Nr. 66/67. 35 S. — Frz. Hoermann: Der deutsche Wald in seiner wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Bedeutung. Nr. 68. 12 S. — Alfred H. Fried: Die Nobelstiftung. Nr. 69/70. 32 S. — Prof. Gilman: Lohnfrage und Lohnformen. Nr. 71. 16 S. (Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik.) Leipzig 1906. Felix Dietrich.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 21. Juni. Nummer 141.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zum kleinen Jüngsten Gericht von Rubens in der Alten Pinakothek.

Um das Jahr 1615 war Rubens lebhaft mit Ideen erfüllt, die wohl das große Altarfresko von Michelangelo der Sixtinischen Kapelle in ihm ausgelöst hatte, und von denen er sich in einer Anzahl von Gemälden gewissermaßen zu befreien suchte. Er schuf in den Jahren 1615 bis 1618, wie Max Rooses in einer sehr glücklichen Hypothese annimmt, mehrere Darstellungen des Jüngsten Gerichtes, des Sturzes der Verdammten und der Auffahrt der Seligen, die das reiche Thema immer freier und leichter, auch immer schöner behandeln. Die besten — und wohl auch einzig echten — besitzt die Alte Pinakothek, und unter diesen ist die beste das sogenannte kleine Jüngste Gericht.

Von diesem Bilde gibt es einen Stich aus dem Jahre 1642 von Jonas Suyderhoef, der nicht die ganze Komposition, sondern nur den Hauptteil, den Sturz der Verdammten, und das Format nicht oben abgerundet, sondern rechteckig zeigt. Das gab Veranlassung, daß in den späteren Auflagen des Kataloges der Pinakothek der Vermerk gemacht wurde, daß das Bild ursprünglich kleiner als jetzt gewesen und erst nachträglich erweitert worden sei. Das ist nun ein bei Rubens häufiger Fall, so daß er ja auch hier ganz leicht vorliegen könnte. Unterstützt wurde diese Vermutung dadurch, daß gerade über dem Sturz der Verdammten das Brett in der Tat angestückt ist; allerdings kann das ebensogut schon von Anfang an gewesen, wie auch erst später geschehen sein; denn die großen Malbretter bestehen ja nie aus einem Stück.

Nun hat Rooses in seiner jüngsten großen Rubens-Biographie den Fall aufgegriffen und behauptet, daß das Bild durch diese Anstückelung künstlerischen Schaden gelitten hätte. Bei dem großen Ansehen, das Rooses als Rubens-Forscher genießt, verlohnt es sich darum doch wohl, auf die Sache näher einzugehen und zu untersuchen, ob wirklich eine nachträgliche Erweiterung stattgefunden hat oder nicht. Zu diesem Zwecke ist es am besten, zunächst die Rückseite zu betrachten. Auf dieser befindet sich eine Landschaft, wie das im Katalog auch vermerkt ist; allerdings sprechen sich die Verfasser des Kataloges nicht darüber aus, von wem wohl das Gemälde auf der Rückseite herstammen möge. Sie schreiben nur: „Rückseits eine überhöhte Landschaft in weitgehender Uebermalung.“ Man sollte denken, daß diese wichtige und interessante Notiz einen Rubens-Forscher veranlaßt hätte, der Frage nachzugehen; aber das ist, soweit mir bekannt ist, nicht geschehen, obwohl doch die Aussicht gegeben war, daß auf der Rückseite ein echter Rubens zu finden sei.

Da die Behauptung, daß das Bild nachträglich angestückt sei, am besten und sichersten nachzuprüfen ist, wenn man die Rückseite untersucht, habe ich die große Tafel abhängen lassen und bin nach wiederholter Prüfung und durch Vergleich mit den zahlreichen in Londoner Sammlungen befindlichen Rubens-Landschaften zu dem Resultat gekommen, daß es sich hier um eine trotz einiger Skizzenhaftigkeit an sich hochbedeutende und außerdem auch kunsthistorisch sehr wichtige Landschaft von Rubens' eigener Hand handelt.

Dargestellt ist auf sehr hoher, verhältnismäßig schmaler, oben abgerundeter Tafel ohne alle Staffage eine italienische Landschaft. Farbenreich und stark in den mächtigen Barockformen sieht die Gegend vor uns, weniger als eine Erinnerung an ein wirklich gesehenes Motiv, wie als eine prachtvoll in die Ferne wirkende Coulisse, so wie ja damals in Italien die Landschaft gern behandelt wurde. Ein riesengroßer, zweigeteilter Baum mit breiter, aber luftiger und dünner Krone steht rechts im Vordergrund, als der Teil, den Rubens mit besonderer Liebe ausgeführt hat, in solch herrlicher, scharfer Zeichnung, wie sie eben das hochgeschätzte Kennzeichen von Rubens' eigenhändigen Skizzen ist. Von da aus fallen in scharf ausgezackten, etwas phantastischen, aber damals sehr beliebten Formen, terrassenförmig hintereinander gelagert, mehrere Hügel gegen die Mitte des Bildes ab, unseren Blick weit in die Tiefe führend. Ihnen, die ganz nach Rubens' Art die eine Seite des Bildes mit breiten Massen füllen, so wie das auch bei der Landschaft mit dem Regenbogen der Fall ist, steht als wirksames Gegengewicht ein weniger hoher Hügel auf der anderen Seite des Bildes gegenüber, auf dem ein Baum in wundervoll leuchtendem Grün steht. Auch das Arrangement dieser linken Seite entspricht der Landschaft mit dem Regenbogen und der wohlbekannten Kompositionsweise des Meisters.

Das Bild ist geradezu vorzüglich erhalten. Es war immer gegen die Wand gekehrt, wurde nicht verrieben und verscheuert; so sind die einzelnen Pinselzüge mit einer seltenen Klarheit stehen geblieben und haben sogar noch durchgehends den scharfen Grat behalten. Einige kleine Beschädigungen finden sich wohl, sind aber ohne Belang.

Wenn nach der genialen Leichtigkeit und der völligen Uebereinstimmung mit Rubens' Technik die Malweise ihm die Landschaft zuschreiben läßt, so läßt sich die Eigenhändigkeit der Ausführung auch durch rein logische Schlüsse wahrscheinlich machen. Es sind zwei Fälle möglich: erstens, daß die Landschaft früher, und zweitens, daß sie später gemalt wurde als das auf der Vorderseite befind-

liche Jüngste Gericht. Dieses ist nun ein Hauptwerk des Meisters, und zwar jenes, wo er das ihm so lieb gewordene Problem vom Jüngsten Gericht endgültig abgeschlossen hat. Da mag es doch nicht gut anzunehmen sein, daß er zur Ausführung ein Malbrett wählte, auf dem ein anderer Künstler sich versucht hatte. Ebenso wenig wird man aber annehmen dürfen, daß ein anderer Künstler sich erlaubt hätte, auf die Rückseite eines großen, hochangesehenen Meisterwerkes von Rubens eine Landschaft zu skizzieren, die ja nie zu sehen wäre. Das hätte an sich wenig Sinn, und um so weniger, als wir, wovon später noch zu handeln ist, wissen, daß das Bild dem Meister persönlich sehr lieb war und in seinem Empfangssalon hing. So kommt man auch von solchen Erwägungen aus zu dem Schluß, daß es sich hier nur um eine eigenhändige Arbeit des großen Künstlers handeln kann.

Allerdings sind zwei weitere Fragen nicht zu umgehen. Warum hat Rubens diese Skizze nicht ganz zu Ende geführt, und wenn er sie doch nicht zu einem reifen Bilde ausarbeiten wollte, warum hat er sie dann als Rückseite benützt? Auf die erste Frage können wir natürlich gar keine Antwort geben; auf die zweite aber wenigstens vermutungsweise die, daß er, wie das unsere Maler ja auch heute noch tun, die Skizze als Rückseite nahm, um sie zu retten und zu erhalten. Er mag Wert auf sie gelegt haben, und wenn er das tat, so hat ihn sein Urteil nicht getäuscht; denn diese Skizze ist eine der schönsten landschaftlichen Konzeptionen, die wir von Rubens überhaupt, und jedenfalls die schönste, die wir aus seiner früheren Zeit besitzen.

Die Landschaft ist allem Ermessen nach vor dem Jüngsten Gericht entstanden. Dieses aber wird mit gutem Grunde für das Jahr 1616 datiert. Das ist also der späteste Termin für die Landschaft, die aber wohl auch noch einige Jahre früher gemalt worden sein kann. Sie fällt also noch in die frühere Periode von Rubens' Tätigkeit, und damit erhält sie ein besonderes Interesse, weil der Meister damals sich noch wenig mit Landschaftsmalerei befaßte. Das Figürliche war ihm, der noch im letzten, sehr akademisch angehauchten Viertel des 16. Jahrhunderts seine künstlerische Erziehung erhalten hatte, am wichtigsten. Gegen Ende seines Lebens, wo er sich auf sein Landgut zurückgezogen hatte, wird das anders; da läßt er die Figuren mehr zurücktreten und schafft auch gern Bilder, die hauptsächlich der Schilderung der freien Natur gewidmet sind.

Die wenigen Landschaften, die wir aus seiner Frühzeit besitzen, haben viele Beziehungen zu Italien; das ist auch bei einem Künstler, der so lange im Süden gelebt hat, nicht anders zu erwarten. Man hat nun aber auch gesagt, daß die frühen Landschaften enge Beziehungen zu italienischer Kunst, besonders zu Agostino und Annibale Carracci hätten. Das ist etwas ganz anderes und ist so ohne weiteres auch nicht wahrscheinlich. Was immer auch die Niederländer in bezug auf den sogenannten großen Stil von den Italienern lernen konnten, das hatte wenig oder keinen Belang für ihre Bedeutung als Landschafter. In diesem Gebiet waren sie den Italienern überlegen und bis zu einem gewissen Grade sogar deren Lehrmeister. Die italienischen Kunststädte wimmelten damals von nordischen Landschaftsmalern, und besonders hoch angesehen waren Adam Elsheimer und Paul Bril. Es ist darum eigentlich ganz selbstverständlich und jedenfalls sehr wichtig, zu beobachten, daß sich eine der bekanntesten Landschaften des Rubens aus seiner römischen Zeit, die Darstellung des palatinischen Hügels, an die Art der Bril und Elsheimer anlehnt; wichtiger noch ist im gegebenen Fall, daß unsere Landschaft in engen Beziehungen zu den großen Gemälden des Paul Bril steht, die man noch jetzt so häufig in den römischen Palästen und Kirchen trifft. Bril ist ja freilich im Arrangement seiner Bilder ein wenig verwälscht; aber in der Hauptsache, besonders in der Technik und Farbe, ist er ein gut flämischer Maler geblieben, wie das gerade seine kleinen Bildchen beweisen, die er meistens in seinen letzten Lebensjahren gemalt hat und die niemand für italienisch halten wird. Rubens hat also selbst in der Fremde, soweit die Landschaft in Betracht kommt, sich an Künstler seiner Heimat gehalten. Man wird gut tun, dieses Moment bei der Charakterisierung von Rubens' künstlerischer Entwicklung mehr zu betonen, als das bisher der Fall war. Auch auf die vielgeschmähten niederländischen Bedutenmaler vom Ende des 16. und Beginn des 17. Jahrhunderts, die gewöhnlich in unseren kunstgeschichtlichen Werken so flüchtig behandelt werden, fällt durch diesen Zusammenhang mit Rubens ein sehr freundliches Licht. Sie haben in treuer, leider viel verkannter Arbeit ein gutes Teil dazu beigetragen, daß Rubens' Stil sich so frei entwickeln konnte.

Eine ganz besondere Bedeutung hat nun, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren, unsere Landschaft dadurch, daß der erwähnte mächtige Baum vom Boden bis in die oberste Höhe über das ganze Bild weg geht. Er beweist, daß die Tafel schon von Anfang an so groß war wie heute, und daß sie den runden Abschluß schon hatte, ehe Rubens das Jüngste Gericht auf sie malte. Untersuchen wir aber doch noch weiter, was Rooses über die angebliche Anstückelung zu sagen weiß. Er schreibt auf Seite 199 der deutschen Ausgabe seiner großen Rubens-Biographie: „Das Bild war ursprünglich rechteckig, jetzt ist es oben abgerundet und dieser halbrunde Teil muß vom Maler angefügt sein, um Christus, seine Mutter und die Himmelsbewohner darauf abzubilden. Ursprünglich war nur der Niedersturz der Verdammten beabsichtigt, und Sunderhoefs Stich von 1642 gibt auch nichts anderes wieder; später fügte der Maler die Himmelfahrt der Seligen hinzu. Dieser angefügte Teil ist Nebensache und schadet mehr, als er nützt; er bringt eine Teilung des Stoffes, die nicht durchgeführt ist und ohne Bedeutung bleibt; er verursacht in der Ausführung eine Zwiespältigkeit, die zwar nicht besonders auffällt, aber doch besteht und, wenn man sie bemerkt, stört. Tatsächlich hat das Werk nun zwei Lichtmittelpunkte; den einen ganz in der Höhe, wo Christus thront und woher drr Glorienschein auf den halbrunden, oberen Teil strahlt; den anderen um den Erzengel Michael, aus dem das Licht auf den Knäuel der Verdammten fällt, die er niederschmettert, und auf die ganze, linke Seite der Szene. Die Himmelfahrt der Seligen hat Rubens nebensächlich behandelt, sie nimmt einen kleinen Teil der linken Seite des Bildes und des halbrunden oberen Teiles ein; aus dem Himmel ergießt sich eine blendende Helle, in der der richtende Christus sitzt und in der die Seligen aufsteigen, deren Formen sich mit dem Lichte zu verschmelzen scheinen."

Rooses führt zugunsten seiner Ansicht den oben erwähnten Stich des Jonas Sunderhaef von 1642 an. So steht hier zunächst Argument gegen Argument; aber wenn man den Stich mit dem Bilde vergleicht, so sieht man an den verschiedenen Kürzungen und Erweiterungen, daß er nicht eine getreue Wiedergabe des ganzen Bildes, sondern eine der gerade in der Stecherschule des Rubens häufig vorkommende Detailwiederholung ist. Sunderhoef hat nur den am meisten durchgearbeiteten Teil des Gemäldes, den Sturz der Verdammten, reproduziert, und selbst diesen nicht ganz treu, sondern an den Rändern mit solchen Veränderungen, daß das Detail doch als Ganzes erscheint. So kann dieser Stich von 1642 überhaupt in unserer Frage nicht als Zeuge dienen. Er kann das schon wegen der Jahreszahl nicht. Im gleichen Verlag und im gleichen Jahr wie Sunderhoefs Stich sind mehrere offenkundige Detailreproduktionen von Gruppen aus Rubens' großem Sturz der Verdammten erschienen. Da ist es sehr wahrscheinlich, daß mit diesen auch der von Rooses angeführte Stich im Zusammenhang steht. Aber abgesehen davon, war Rubens damals schon zwei Jahre tot. Wenn man annehmen wollte, daß dem Sunderhoef das Bild noch als rechteckige Komposition vorgelegen hätte, dann müßte es noch um 1642, also nach Rubens' Tode, rechteckig gewesen sein, und Rubens hätte die Erweiterung nicht machen können. Das widerspricht aber der Ausführung, die fraglos, wie auch Rooses zugibt, von Rubens selbst herrührt, und zwar muß diese Erweiterung schon frühen Datums sein; denn sie paßt durchaus nicht zu der uns

wohlbekannten Art von Rubens' Malerei aus seiner letzten Zeit. Wenn man also Sunderhoef als Zeugen für den Umstand, daß das Bild früher einmal anders arrangiert gewesen sei als heute, anrufen wollte, so könnte man das nur insofern tun, als man auch die weitere Meinung vertreten wollte, daß der Stich von 1642 einen ganz frühen Zustand des Bildes reproduziert, nachdem Rubens schon lange die Abänderung vorgenommen hatte. Das geht aber doch wirklich, solange kein triftiger Beweis dafür vorliegt, unmöglich an.

Gegen Rooses Berufung auf Sunderhoefs Stich läßt sich aber ein vollwichtiges Zeugnis anführen. Es gibt ein vielbesprochenes Bild, das auch von Rooses erwähnt und abgebildet wird, und das uns das kleine Jüngste Gericht schon 20 Jahre vor 1642 in der heutigen Form zeigt.

Das Gemälde befindet sich im Museum von Stockholm und stellt, wie man mit größter Sicherheit annimmt, den Empfangssalon in Rubens' Wohnhause dar. Es wird von Rooses für das Jahr 1622 datiert und zeigt unter den an der Wand hängenden Bildern auch das kleine Jüngste Gericht, und zwar in dem Format, wie wir es in der Alten Pinakothek haben. Da ein zweites Exemplar nicht bekannt ist, so ist unser Münchener Bild jedenfalls das in dem Stockholmer Gemälde reproduzierte, und wir dürfen glauben, daß Rubens es wohl für sich gemalt, jedenfalls aber für sich behalten hat. Das ist nun fast das sicherste Zeichen, daß uns hier eine Kapitalleistung vorliegt; denn die Werke, die Rubens für sich und seine Familie bestimmte, pflegten ganz besonders gut zu sein. Darum ließ er wohl auch die Landschaft der Rückseite stehen, die er einem Fremden kaum dreingegeben hätte.

Die Qualität wurde von Rooses in Zweifel gezogen, indem er sagt, daß die Erweiterung des ursprünglich kleineren Bildes auf den heutigen Umfang ungünstig gewesen sei. Das ist eine Behauptung, die natürlich schwer zu widerlegen ist; denn sie beruht auf Stimmungen des Geschmackes, über die nicht leicht zu urteilen ist. So viel Gutes Rooses auch über Einzelheiten des Jüngsten Gerichtes zu sagen weiß, so gefällt ihm die Komposition als Ganzes nicht mehr, seitdem er die vermeintliche Ergänzung als Tatsache annimmt. Aber wenn nun auch darüber, ob das Bild uneingeschränktes Lob verdient, hier nicht gesprochen werden soll, so darf doch jenem Teil von Rooses Behauptungen widersprochen werden, der dem Bilde die Einheitlichkeit abspricht. Das kleine Jüngste Gericht ist in der vorliegenden Form, die wir als die ursprüngliche nachweisen können, durchaus einheitlich. Von einer Bevorzugung einzelner Partien und von Vernachlässigung von anderen kann nicht die Rede sein. So weit die Erzählung als solche in Betracht kommt, hat Rubens allerdings, als ein lebens- und drangvoller Barockkünstler, dem grausigen Sturz der Verdammten die größte Rücksicht geschenkt. Er hat sie in den Vordergrund geschoben und darum die Figuren voller ausmodellieren müssen. Was dagegen die malerische Belebung des ganzen Bildes betrifft und was ferner den Schwung der Komposition anlangt, so hat er den Aufstieg der Seligen in der glänzenden Nacktheit ihrer weißen Leiber und dem strahlenden Lichte, in dem sie gegen den Himmel fahren, nicht nur mit ganz besonderer Liebe und mit hervorragendem Glück geschildert, sondern aufs wirksamste in die ganze Komposition einbezogen. Diese Fülle des Lichtes und die unaufhaltsame Kraft der Bewegung leitet von den unteren Partien in prachtvollem Reichtum und mit erstaunlicher Anschaulichkeit zu den oberen Partien über. Ohne sie wäre die ganze Komposition matt und gewissermaßen abgehackt. Diese Figuren sind allerdings mehr skizzenhaft behandelt; aber nur darum, weil sie mehr in die Ferne gerückt sind. Man muß sich nur einmal das Bild als Rechteck vorstellen und das angeblich angestückte obere Halbrund wegdenken, um zu erkennen, daß dann die Komposition in Licht, Farbe und Bewegung ihrer Stützen und der Verständlichkeit beraubt wäre. Vom rein künstlerischen und malerischen Standpunkt aus läßt sich der Nachweis, daß das Bild von Anfang an so konzipiert war, wie es jetzt ist, noch viel einleuchtender führen, als wenn man die Landschaft und das Stockholmer Gemälde zum Zeugen anführt. Diese können nur sozusagen den urkundlichen, aber mit äußerlichen Momenten arbeitenden Nachweis erbringen, während die Bedeutung, die die von Rooses getadelte Himmelfahrt der Seligen für die malerische Anlage des Ganzen besitzt, ein inneres und darum viel wertvolleres Moment bildet.

Im übrigen ist es auch anzunehmen, daß ein Bild, an dem Rubens seine besondere Freude gehabt hat, wohl ganz besondere Vorzüge besitzen muß; denn unter den vielen Tugenden, die den großen Künstler auszeichnelen, war die scharfe Selbstkritik eine der schönsten und wertvollsten.

Karl Voll.

Der Tegernsee.

Von G. Breu.

Das Tegernseer Gebiet gehört in jeder Beziehung zu den anziehendsten Bezirken Deutschlands, und es kann nicht wundernehmen, daß dieser herrliche Erdenfleck schon frühzeitig die Aufmerksamkeit auf sich zog und in der Mitte des 8. Jahrhunderts ein Benediktinerkloster sich an dem Gestade des lieblichen Tegernsees ansiedelte, mit dessen Schicksal die Geschichte des Tegernseer Landes über ein Jahrtausend auf das innigste verbunden blieb. So interessant nun dieses Stück Land in historischer und landschaftlicher Beziehung ist, ebenso reizvoll ist es für den Naturforscher, der das Werden und Vergehen dieses Landschaftsbildes verfolgt, wenn er auch hier und da zu Hypothesen Zuflucht nehmen muß. Besonders der See selbst bietet so viele Probleme zur Lösung, daß es gewiß nicht verfrüht erscheinen kann, wenn wir ihm eine eingehende Untersuchung angedeihen ließen. Durch unsere geologische und morphologische Forschung sollte aber auch in erster Linie eine sichere Grundlage geschaffen werden für die in jüngster Zeit viel erörterte Frage nach der Entstehung des Tegernsees. Manche Forscher erklärten ihn nämlich für einen tektonischen, manche für einen Wassererosions-, manche wieder für einen Glacialerosionssee, meist oft auch, ohne ihn nur annähernd vom Sehen zu kennen, geschweige denn nach einer wissenschaftlichen Untersuchung. Daß bei einem solchen Widerstreit der Meinungen eine gründliche Kenntnis der geologisch-morphologischen Verhältnisse von vornherein geboten erschien, läßt sich denken, und nicht weniger als 2½ Jahre befaßte sich der Verfasser dieser Abhandlung mit diesem Problem.

Außerdem wurde den physikalischen Untersuchungen, namentlich den thermischen und akustischen Verhältnissen des Tegernsee-Wassers Rechnung getragen, weiter den hydrostatischen und hydrodynamischen Vorgängen. Endlich fanden auch die chemischen Verhältnisse Berücksichtigung, zum Schlusse dann die Niederlassungsformen des Menschen in der Umgebung des Sees.

Dem geistigen Auge des Forschers eröffnete sich hier eine überraschende Fülle wissenschaftlicher Probleme, es bot sich ein großes Feld der Arbeit dar, das sich immer mehr und mehr erweiterte, je tiefer der Forscher seinen Blick in die blau-grünen Fluten des Sees versenkte, je größer oft die Widersprüche scheinen mochten. Die Natur freilich duldet keinen Widerspruch; Nur wir tragen ihn in die Betrachtung der Erscheinungen hinein, sobald wir an die Lösung eines verwickelten Problems ohne hinreichende Menge von Beobachtungen herantreten. Diese sind es also vor allem, von denen wir die Aufhellung folgender interessanten und bedeutungsvollen Fragen erwarten müssen.

Die erste Arbeit des Verfassers erstreckte sich auf das „Ausloten" des Sees, dessen wissenschaftlicher Wert wohl längst bekannt ist. Hier muß erwähnt werden, daß bereits im Winter 1868/69 ein einfacher Bürger Tegernsees, Hans Pöttinger, einige Tiefenmessungen des Sees vornahm, indem er an gewissen Stellen das Eis einschlug und die Tiefen mit einem Seil bestimmte.

Auf exaktere Weise tat dies Geistbeck[1]) im Jahre 1884, der 131 Latungen und eine diesbezügliche Karte hierzu machte. Meine Untersuchungen erstreckten sich auf 253 Lotungen, die mittelst eines Apparates mit Kupferdraht ausgeführt wurden. Die Fahrlinie wurde zuerst auf der Karte festgelegt und dart schon die Ausgangs- und Endpunkte der zurückzulegenden Strecken bestimmt. Die Peilungen wurden alsdann mit Hilfe eines Sextanten vorgenommen. Um die geradlinige Fahrrichtung einhalten zu können, bedienten wir uns eines Winkelspiegels für 180°.[2]) Die größte Tiefe des Sees fand ich in 71 Meter, ungefähr 500 Meter von St. Quirin entfernt. Die Bodengestaltung des jetzigen Beckens ist nach den Lotungsresultaten etwas unregelmäßiger als bei Geistbeck und bedeutend gegliederter. Man kann wenigstens vier Einzelsenkungen in der großen Weitseewanne beobachten.

Um die Arealgröße des Sees zu bestimmen, verwendete ich das Positionsblatt 1 : 25,000, worauf das Becken planimetrisch vermessen wurde. Die Planimetrierung ergab 9.11 Quadratkilometer. Der Umfang des Sees wurde mittelst des Polarkurvimeters ermittelt, und zwar mit einem Ergebnis von 22 Kilometer und 330 Meter. Die größte Breite des Bassins beträgt 2 Kilometer, die größte Länge 6 Kilometer. Die Inselfläche nimmt nur einen Raum von 0.002 Quadratkilometer ein, das Gesamteinzugsgebiet des Sees beziffert sich dagegen auf 210.75 Quadratkilometer. Das Verhältnis der Tiefe des Sees zur Breite beträgt 1 : 42. Das Volumen dürfte nach der Simpsonschen Formel ungefähr 362 Millionen Kubikmeter betragen. Als mittlere Böschung ergibt sich nach der Finsterwalderschen Formel 3° 08'.

Nach Ausführung dieser morphometrischen Arbeiten ging ich daran, die geologischen Verhältnisse der Seeumgebung näher zu untersuchen, um die Entstehung des Sees nicht nur nach morphologischen, sondern auch nach geologischen Motiven bestimmen zu können. Ich fand, daß in letzterer Hinsicht das Gebiet ziemlich einfach zusammengesetzt ist. Der Flysch ist nämlich zu beiden Seiten des Sees, auf der Ost- und Westseite, dominierend,[3]) doch ist am Westufer mehr eine längere nordsüdliche Ausdehnung dieses Gesteins vorhanden, während die Flyschzone am Ostufer mehr zusammengetaucht ist. Auch ist das Westufer mehr durch das Ueberwiegen der Sandsteine, das Ostufer durch das Vorherrschen der Kieselkalke gekennzeichnet. Eine große Ausbehnung am See haben auch die diluvialen Ablagerungen der letzten Vergletscherung, und zwar in Form von Moränen, erratischen Blöcken, Gletscherschliffen u. s. f. Das Tegernseerland hatte seinen eigenen Gletscher, der sich unabhängig vom Isar- und Inngletscher entwickelte und eine Mächtigkeit von 400 bis 500 Meter erreichte. Seine Endmoräne sperrt noch heute bei Gmund den See ab und zeigt durch das Einsägen der Mangfall herrliche geologische Aufschlüsse. Die Kreidebildungen sind gegenüber diesen diluvialen und Flyschbildungen gering entwickelt und nur am See bei Angermunn und der Villa Merk anstehend. Interessant sind sie jedoch durch ihre großartigen Gletscherschliffe, die zu den schönsten unserer Alpen gehören.[4]) Die Alluvionen, die jüngsten geologischen Gebilde unserer Landschaft, haben am West-, Ost- und Nordufer des Sees eine geringe Verbreitung, dagegen haben sie auf der Südseite eine großartige Ausdehnung. Man darf mit Recht sagen: Die Alluvionen der Rottach und Weißach haben ein volles Drittel des alten Seebeckens zugeschüttet. Geologisch hoch interessant sind endlich auch die zahlreichen Verwerfungen, die das ganze Seegebiet, namentlich den Flysch durchsetzen.

Auf Grund eingehender Studien über die morphologischen und geologischen Verhältnisse der Tegernseer Landschaft konnten wir dann daran gehen, ein authentisches Urteil über die Bildungsgeschichte des Seebeckens zu gewinnen. Wir hatten dabei zwei Fragen zu beantworten: Ist unser See tektonischen oder glacialen Ursprungs? Versuchen wir diese Probleme zu lösen.

Es ist Tatsache, daß der Tegernsee in einer großen Verwerfungsspalte liegt, die sich sogar durch das Weißachtal hinzieht. Wer schon die Straße nach Bad Kreuth gewandert ist, der sieht heute noch die Eindrüche und Verwerfungen, die dort stattfanden. Besonders bei Brunnbichel ist die gewaltige Verwerfung des Hauptdolomits des Keupers schön zu ersehen, bei Dorf Kreuth jene des oberen Lias. Ohne Zweifel sind diese Verwerfungen und Eindrüche schon vor der Eiszeit entstanden, da zahlreiche Klippen aus Hauptdolomit des Keupers und aus Lias, die im Tale aus dem Alluvium herausragen und wie kleine Gletscherrückzugsmoränen aussehen, Gletscherspuren tragen. Auch aus den Verschiebungen der Schichten am See selbst folgern einige Geologen (v. Gümbel, Fink) eine tektonische Entstehung des Beckens. Diese Verschiebungen sind auch wirklich vorhanden, aber immerhin nicht groß, wie Fink selbst zugibt. Ihre Entstehung entfällt wohl in die Zeit vor der großen Alpenaufrichtung (Miozän-Zeit), da im gegenteiligen Falle angenommen werden müßte, daß auf beiden Ufern die gleiche Zahl der Falten auftreten müßte. In Wirklichkeit ist die Zahl der Falten nämlich im Westen des Sees größer als im Osten. Eine tektonische Störung als Ursache dieser asymmetrischen Ausbildung der Falten war also vorhanden, und zwar in Form einer Querverwerfung. Ohne Zweifel benutzte das abfließende Wasser diese Verwerfung, um sich eine Rinne in diese Wunde der Erdrinde zu graben, und wir können uns leicht ein fließendes Gewässer in dieser Rinne denken, aber schlechterdings nicht einen See; denn hierzu fehlt die Abdämmung, deren Existenz uns die Geologen noch nicht nachgewiesen haben. Daß das fließende Wasser sich selbst ein Tal von 2—3 Kilometer Breite nach kurzem Laufe von wenigen Kilometern schuf, ist wohl undenkbar, und es wäre dieses Beispiel sicherlich einzig dastehend in der Erdgeschichte. Um diese Entstehung des Seebeckens zu erklären, müßten wir höchstens zu Eindrüchen und Einsinkungen die Zuflucht nehmen, die ja in der Wirklichkeit existieren, aber deren Größe und Tiefe uns vorläufig noch ein Rätsel sind. Wären diese Einbrüche und Verwerfungen so offensichtlich wie am Kochelsee,[5]) so könnten wir sofort für eine tektonische Entstehung des Tegernsee-Bassins Stellung nehmen, allein da hier die Verhältnisse viel verschleierter liegen, so lassen wir diese Frage als nicht vollständig geklärt offen. Ueberhaupt werden wir uns an die Worte Ratzels halten müssen: „Man wird keinen einzigen See rein tektonisch nennen können, die Erosion hat immer daran mitgewirkt. Das Tal, das heute den See umschließt, ist ein Teil eines Tales, das früher ein Gletscher oder ein Fluß durchströmte."[6])

Ist nun der Tegernsee ein Glacialsee?

Ehe wir an die Beantwortung dieser Frage herantreten, versuchen wir, uns vorher darüber klar zu werden, ob einem Gletscher überhaupt eine so große Arbeit zugemutet werden darf. Penck, Brückner, Geistbeck, Simony, Philippson, Heß, Finsterwalder, E. Richter, Ramsay, Stark, v. Drygalski, Bayberger, Geikie und zahlreiche andere Forscher treten für diese Theorie ein. Besonders Penck, der gefeiertste der Glacialisten, vertritt diese sowohl im allgemeinen wie im besonderen bei den südbayerischen Seen. „Es läßt sich nachweisen," schreibt er in seinem Werke „Die Vergletscherung der deutschen Alpen" (1882), „daß die südbayerischen Seen während der letzten Vergletscherung erodiert worden sind. Sie fallen ihrer Lage nach räumlich, ihrer Entstehung nach zeitlich zusammen mit der Entwick-

[1]) Geistbeck, A.: Die Seen der deutschen Alpen. Leipzig 1885.

[2]) Unsere Tiefenkarte sowie unsere größere Arbeit über den Tegernsee wird in einigen Monaten im Druck erscheinen.

[3]) Ich verweise hier auch auf die eingehende Arbeit: Fink W.: Der Flysch im Tegernseer Gebiet mit spezieller Berücksichtigung des Erdölvorkommens. Geogn. Jahreshefte 1903, S. 78—104.

[4]) Siehe hierüber: v. Ammon: Der Gletscherschliff am Tegernsee. Geogn. Jahreshefte 1903, 16. Jahrg.

[5]) Beer, G.: Der Kochelsee. Regensburg 1906, 100 S.

[6]) Ratzel, Fr.: Die Erde u. das Leben. II. Bd. 1902, S. 190.

fung der Gletscher, und daraufhin dürfte nicht zu zweifeln sein, daß sie durch dieselben geschaffen wurden."

Versuchen wir nun den Nachweis zu liefern, daß das Tegernsee-Becken vom Tegernsee-Gletscher erodiert wurde. Hier muß zunächst betont werden, daß das Eis nicht allein als solches, sondern zusammen mit der Grundmoräne, die der Gletscher unter sich fortschiebt, erodiert. Allerdings bestreitet Heim diese Theorie in seinem Handbuch der Gletscherkunde, da ein Fortbewegen der Grundmoräne als Ganzes in der Weise, wie dies Penck annimmt, unter aktuellen Gletschern niemals zu beobachten und wohl nur für diejenigen Stellen richtig sei, wo die Moräne sehr dünn ist, wo lokal ein zeitweises Zusammenfrieren mit dem Gletscher eintreten konnte, oder wo andere Umstände dies ausnahmsweise beförderten. Den Ausführungen Heims tritt aber Bayberger mit dem vollberechtigten Einwand entgegen, daß unter den jetzigen Gletschern der Aargletscher an einer Stelle 460 Meter Mächtigkeit habe und daß in Norwegen sogar Seen im harten *Gneisboden* von Gletschern ausgehöhlt wurden. Auch verhalte sich die Sache anders, wenn wir uns einen mächtigen Gletscher denken, der Jahrtausende hindurch Grundmoränenschutt anhäuft und diesen als Mittel zur Aushobelung des Untergrundes benutzt. Ferner wäre es gefehlt, wollte man die Erosion des Untergrundes auf eine *einzige* Ursache zurückführen; nicht der Druck, nicht die Bewegung des Gletschereises allein, sondern beide Momente im Verein mit der wechselnden Temperatur des Bodens, der durch Zusammenfrieren und Wiederauftauen aufgelockert und so für die Erosion präpariert wurde, und mit den Schmelzwassern unter dem Gletscher, welche den erodierten und aufgelockerten Boden alsobald fortschwemmten, müssen als Ursachen der Erosion betrachtet werden. Sind wir demnach über die ausschürfende Tätigkeit der diluvialen Gletscher nicht mehr im Zweifel, so tritt diese für den Tegernsee-Gletscher noch ganz besonders hervor. Der Gletscher erreichte, wie schon früher dargelegt, eine Mächtigkeit von 500 Meter und war deshalb wohl imstande, ein solches Becken von 6—8 Kilometer Länge und 2 Kilometer Breite bei einer Tiefe von 70 Meter im Maximum zu schaffen, namentlich deswegen, da Gletscher gerade da, wo sie aus dem Gebirge heraustreten und an Dicke verlieren, ihre bedeutendste Erosionswirkung zeigen. Wo Gletscher nämlich aus stärker geneigten Alpentälern in das Vorland oder in die wenig geneigten breiten Haupttäler hinaustraten, wurden sie zu einer plötzlichen Abbiegung aus ihrer Bewegungsrichtung genötigt, der sie wegen ihrer Schwerbeweglichkeit nicht sofort nachkommen konnten. So mußte sich das Bestreben entwickeln, die alte, stärker nach abwärts geneigte Richtung beizubehalten, und die Gletscher mußten daher an dieser Stelle besonders kräftig über den Boden schleifen und stark erodieren. Mit dieser Anschauung scheint der Umstand in Uebereinstimmung zu stehen, daß sich an den Teilen der Alpen, wo die Gletscher mit dem größten Gefälle an den Rand hinabgelangt sein mußten, auch die tiefsten Seen vorfinden, die lombardischen Seen, deren Tiefe 300—400 Meter betragen mag. Am Ausgang der großen Täler der Schweiz erreichen die Seen eine Tiefe von 200—230 Meter, was ja bei flüchtiger Betrachtung sehr groß erscheinen mag; im Verhältnis zur Länge der betreffenden Seen aber haben diese Zahlen wohl wenig zu bedeuten; denn es beträgt z. B. beim Comersee die Tiefe nur den 230sten Teil und beim Tegernsee nur den 115ten Teil, und so sind diese Seen im Grunde genommen doch recht flache Mulden.

Auch *geologische* Beobachtungen sprechen für die glacialerosive Natur des Tegernsees. Unterhalb des Sees, im Norden, stellen sich nämlich mächtige Ablagerungen unterer Glacialschotter ein, die sich als Terrassen weit an der Mangfall verfolgen lassen und die an diesem Flusse in höherem Niveau als dessen Spiegel anstehen, woraus sich folgern läßt, daß während der Ablagerung jener Schotter die Seen noch nicht vorhanden waren; „denn existierten die Seen damals schon, so konnte unterhalb von ihnen nicht ein einziges alpines Gerölle abgelagert werden." „Man denke nicht," schreibt Penck, „daß diese Schwierigkeit gehoben ist, wenn man annimmt, daß die Seen von den Gletschern konserviert worden sind, welches Material sie über ihre Tiefe transportierten und daß diese erst am unteren See-Ende dem Wasser anheim gefallen sei. In beiden Fällen sind es sehr mächtige Schottermassen, welche unmittelbar unterhalb der Seen auftreten, welche aber durch ihre Zusammensetzung nicht den geringsten Anhalt bieten, auf Ablagerung dicht vor einem Gletscher zu schließen. Es finden sich durchaus nicht solche Verhältnisse wie z. B. bei Wasserburg am Inn, die eine nachbarliche Ablagerung der Moränen und Schotter erkennen lassen. Die Schotter sind vielmehr scharf von den Moränen getrennt, und sieht man am Tegernsee eine mächtige Schotterablagerung gegen den See hin abschneiden, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Ablagerung sich einst in das Bereich des letzteren erstreckte."

Diese Ansicht Pencks können wir auf Grund eigener Anschauung nur bestätigen, und wenn wir nochmals betonen, daß die beiden Längsufer des Sees bis zu einer Höhe oft von 1000 Meter prächtig ausgebildete Ufermoränen tragen, so wird wohl kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der mächtige Gletscher hier seine Wirkung ausüben konnte. Ja er konnte dieses Werk um so mehr vollenden, als er auch Gesteine zu seiner Tätigkeit fand, die ihres geringen Widerstandes wegen leicht zu bearbeiten sind: Flysch und Kreide. Beide Gesteinsarten sind außerordentlich leicht verwitterbar und boten der Erosion ein leichtes Angriffsobjekt. Wie gewaltig der Gletscher auf diesem Material seine schürfende Wirkung zeigte, beweisen heute noch die herrlichen Gletscherschliffe im Gaultgrünsandstein bei Angermann und Reit.

(Schluß folgt.)

Der Dreistromstein auf dem Thüringer Walde.

Von *Ludwig Hertel*.

Eine hydrographische Merkwürdigkeit, wie sie im weiten deutschen Vaterlande nicht zum zweiten Male zu finden ist, hat der Ostflügel des Thüringer Waldes aufzuweisen. Westlich von dem ob seiner Kaolinsandsteinbrüche auch geologisch höchst eigentümlichen Limbacher Sattel, auf dem sachsen-meiningischen Forstort *Saar* (823 Meter über der Nordsee), ist die bedeutsame Stelle, an der drei große deutsche Stromgebiete sich die Hände reichen, die des Rheines, der Weser und der Elbe. Auf engbegrenzter, mit einem Blick übersehbarer Fläche birgt sich allhier im geheimnisvollen Dämmer des schweigenden Hochwalds die Geburtsstätte dreier Wildbächlein, die durch die „Gipfelgänge", leise rauschend, zur Tiefe niederwallen. Nach Sonnenaufgang strebt die von ihrem gewundenen Laufe benannte *Grümpen*, um von dem nahen hoch und frei gelegenen Dorfe Siegmundsburg sich in den romantischen Theurer Grund zu stürzen und der Itz zuzueilen, deren Gewässer in altgermanischer Zeit die Idisi, die göttlichen Schlachtjungfrauen, behüteten. Mit ihr vereint, eilen ihre Fluten dem Main und dem Vater Rhein zu. Nur wenige hundert Schritte entfernt entquillt unter hochstämmigen Fichten das Wasser des *Türkengründleins*, welches nach etwa 20 Minuten starken Gefälles sich mit dem von Siegmundsburg südwestwärts abfallenden Matsgründlein eint, um die meiningische Saar zu bilden. Selbige mündet dann unterhalb Schirnrod in die Werra und verläßt mit ihr das walдumrauschte, trotzig aufragende Hochgebirge: sie tritt hinaus in das grüne Wiesengelände des Werratales, und „schlangenwandelnd" erreicht ihr Lauf die Ebene. Daß aber die Werra der eigentliche Quellfluß der Weser ist und daß beide Namen etymologisch gleiche Herkunft haben (althochdeutsch Wisaraha), bedarf hier wohl nicht eines näheren Nachweises. Wenden wir uns schließlich von dem oben eingenommenen Standpunkt ungefähr 200 Meter gen Mitternacht, so treffen wir auf den Ursprung

des Rambachs, einer Wasserader, die ihren Inhalt dem thüringischen Schwarzatal und weiterhin der Saale und Elbe zuführt.

Diese dreifache Wasserscheide innerhalb eines kaum ½ Kilometer im Halbmesser haltenden Umkreises hat selbstverständlich stets die gebührende Beachtung von seiten der thüringischen Hydrographen gefunden. „Man könnte hier,“ bemerkt schon der bekannte Geograph und Alpinist Adolf Schaubach in seiner „Uebersicht des Herzogtums Sachsen-Meiningen nach seiner physischen Oberfläche“ (1832), „ein dreieckiges Haus bauen, von dessen dreiseitigem Dache das Wasser zum Rhein, zur Weser und zur Elbe hinabfließe.“ Wenn nun auch diese Wendung nicht wörtlich genommen werden darf — das Gelände dehnt sich nach allen Seiten auf etwa 150 Meter ziemlich ebenmäßig aus —, so ist doch Schaubach der erste gewesen, der die Anregung gab, solche charakteristische Landmarken durch äußere Zeichen der Bevölkerung zum Bewußtsein zu bringen. „Wäre es nicht der Mühe wert,“ fährt er fort, „auf dem Saar einen massiven Dreistromstein zu errichten, welcher manchen mehr interessieren würde als die Dreiherrensteine, denen man auf dem Thüringer Walde wohl öfters begegnet als auf einem anderen Gebirge? Viele Wanderer würden dann an ihm verweilen und bereichert mit manchen Gedanken die heilige Stätte verlassen, bei der sie sonst gedankenlos vorübereilten.“

Merkwürdigerweise liegt dieser Wasserscheidungsknoten außerhalb des Höhenzuges, der die Hauptwasserscheide Europas bildet, ich meine jene Gebirgskette, welche vom Gotthard nordostwärts über die Algäuer Alpen, den Schwarzwald, die Rauhe Alb, den Fränkischen Landrücken, das Fichtelgebirge, den Böhmerwald, das Mährische Gebirge, die Sudeten und Karpathen zum Wolchonskywalde läuft. In diesem Zuge liegt die hydrographische Grenze zwischen Süd und Nord; er enthält zunächst den wichtigen Scheideknoten des Fichtelgebirges, von dem die Gewässer zur Nordsee und zum Schwarzen Meere abfließen. Da, wo das Mährische Gebirge an die Sudeten stößt, rinnen sodann die Bäche durch die Elbe zur Nordsee, durch die Oder zur Ostsee und durch die Donau zum Schwarzen Meer. Endlich dacht sich der Wolchonskywald durch die Düna zur Ostsee, durch den Dnjepr zum Schwarzen und durch die Wolga zum Kaspischen Meere ab, dem tiefsten Punkt der Erdoberfläche.

Nach Verlauf von 70 Jahren hat der im Jahr 1896 begründete Rennsteigverein den patriotischen Gedanken des verdienten Forschers in Wirklichkeit umgesetzt. Der genannte Verein, der die Erforschung des thüringischen Rennsteigs auf seine Fahne geschrieben hat, fühlte sich zum Antritt der Schaubachschen Erbschaft um so mehr berufen, als gerade an der vorhin gekennzeichneten Stelle des Forstortes Saar auch der alte, sagenumwobene Höhenpfad des Thüringerwaldes vorüberzieht. Mehr noch! In unmittelbarer Nachbarschaft erhebt sich einer der obengenannten Dreiherrensteine, ein altersgrauer Grenzwächter im verwitterten Wappenschmuck. Er schied bis zum Jahre 1826 die Staatshoheit der Herzogtümer Sachsen-Hildburghausen, Sachsen-Koburg-Meiningen und des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt. Seitdem damals infolge des Aussterbens der gothaischen Linie Hildburghausen mit Meiningen vereinigt worden ist, trennt der „Dreiherrenstein“ nur noch zweier Herren Gebiete; er ist zu einem ganz gewöhnlichen Grenzstein degradiert worden. Aber ein neuer Glanz breitet sich nunmehr über die kleine Waldlichtung, seitdem dem altbemoosten „Dreiherrenstein“ in dem jugendlich eleganten „Dreistromstein“ ein ebenbürtiger Nachbar erstanden ist. Das 2 Meter hohe Denkmal besteht im wesentlichen aus einer dreiseitigen, abgestumpften Pyramide von hellem Sandstein, die in Goldschrift die Namen der hier entspringenden Quellbächlein nebst denen der sie aufnehmenden größeren Gewässer trägt. Darunter sind die Namen der jetzigen bezw. früheren Landesherrschaften mit ihren entsprechenden Wappen angebracht. Die Pyramide wächst aus einem massiven Sockel von rundlicher Form hervor, der aus den dortigen Gesteinsmassen, Quarz, Granit und Grauwacke, zusammengesetzt ist. Frische Efeuranken umkleiden sinnig den Bau, und zierliche Anlagen in der Form eines dreiblättrigen Kleeblatts bringen dem Beschauer die geheiligte Dreizahl aufs neue zum Bewußtsein.

In der Pfingstwoche fand die Einweihung des Steines von seiten des Rennsteigvereins statt. Als Taufzeugen wirkten hierbei nicht bloß eine Anzahl Mitglieder mit, sondern auch zahlreiche „Eingeborene“, die aus den Waldorten herbeigeströmt waren. Die eigentliche Namengebung wurde in der poetischen Form des altdeutschen Stabreimes vollzogen, während gleichzeitig der Festredner den sprossenden Efeu und die Seiten der Sandsteinsäule mit dreifachem Gusse besprengte. Das „weihende Wasser“ war geschöpft aus den drei Quellbächen, die drei Weihebecher in den drei Reichsfarben schwarz, weiß und rot gehalten. Als die Worte des Redners in ein Hoch auf das geeinte deutsche Vaterland ausklangen, fanden sie ringsum begeisterten Widerhall, und die hohen, lenzgrünen Fichten rauschten und raunten, als ob die Feststimmung auch sie durchzitterte. Schließlich wurde in eine Kammer des Unterbaues die Stiftungsurkunde, ein würdig Pergament, wohlverwahrt eingelassen und vermauert.

Der Dreistromstein bildet hinfort eine Sehenswürdigkeit der Gegend und ein Wahrzeichen des Thüringer Waldes. Hoffentlich erfüllt sich der Wunsch des Festredners:

Mögen schützen und schirmen ihn vor jeglichem Schaden
Die Geister des Waldes in Wind und Wetter!

Bücher und Zeitschriften.

Immanuel Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Dritte Auflage. Herausgegeben und mit Einleitung, sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Karl Vorländer. Leipzig 1906, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

„Gegenwärtige Grundlegung ist nichts mehr als die Aufsuchung und Festsetzung des obersten Prinzips der Moralität, welche allein ein in seiner Absicht ganzes und von aller anderen sittlichen Untersuchung abzusonderndes Geschäft ausmacht.“ „Die Metaphysik der Sitten soll die Idee und die Prinzipien eines möglichen reinen Willens untersuchen und nicht die Handlungen und Bedingungen des menschlichen Wollens überhaupt, welche größtenteils aus der Psychologie geschöpft werden.“ Mit diesen Worten äußert sich Kant selbst über die Absichten seines Werkes. So wie die reine Mathematik von der angewandten unterschieden wird, so soll in analoger Weise ein Verhältnis bestehen zwischen der reinen Philosophie der Sitten und der angewandten (auf die menschliche Vernunft). — Die vorliegende Ausgabe hat in vorbildlicher Weise unter Zugrundelegung des zweiten, schon zu Kants Zeiten besorgten Originaldruckes Karl Vorländer besorgt. Dem Text hat Vorländer vorausgestellt: 1. Entstehungsgeschichte und erste Wirkung der Schrift. 2. Zum Inhalt der Schrift. Angabe des Gedankenganges. 3. Textphilologisches. Zum Schlusse sei noch auf die verschiedenen Register, die den wissenschaftlichen Gebrauch des Buches sehr erleichtern, hingewiesen.

F.

* **Moderne französische Literatur.** Der Schriftsteller Maurice Maindron, der sich bis jetzt ausschließlich dem historischen Roman gewidmet hatte, ist nun zum modernen Stoff übergegangen, um unter dem Titel „L'Arbre de Science“ die offizielle Pflege der Wissenschaft, wie sie in Frankreich unter der dritten Republik geübt wird, einer außerordentlichen scharfen Kritik zu unterziehen. Da die Demokratie das Hauptgewicht auf die Hebung der Volksschule legt, so wird die höhere Wissenschaft oft nachlässig und immer knauserig gefördert. Ihre Träger sind daher namentlich in der jüngeren Generation oft genug wenig begabte und arbeitscheue Streber, die nur durch politische und gesellschaftliche Protektion ihre Laufbahn machen. Die wirklichen Forscher, die bloß aus Liebe zur Sache arbeiten und für die Intrige keine Zeit übrig haben, müssen sich mit unglaublich schlecht bezahlten Nebenposten begnügen. Maindron hat sich mit dem ihm eigenen Trieb für gewissenhafte Detailschilderung auf das enge Gebiet der Zoologie beschränkt. Sie genießt immerhin noch eines gewissen Vorzuges unter der freisinnigen Republik, weil sich viele Ergebnisse dieser Wissenschaft gegen die religiösen Dogmen ausnutzen lassen. Nur aus diesem Grunde wendet sich das elegante Muttersöhnchen Lionel Gauguet, dessen verstorbener

Vater Semitologe war, der Zoologie zu. Er glaubt hier leichter ohne Anstrengung Karriere machen zu können, und dank einem Professor, der ebenso oberflächlich ist als er und einer Weltdame, die mit mehreren Ministern gut steht, ergattert er in jungen Jahren die Professur der Zoologie. Leider bringt ihn ein Automobilunfall bald darauf ums Leben. Neben ihm stehen dann die wahren Förderer der Wissenschaft, unter ihnen sogar ein armer Landpfarrer, der die Geschichte der Schweinerassen erforscht und dessen Manuskript Gauguet insgeheim ausnutzt. Einer dieser alten Herren ruft einmal aus: „Erniedrigung der Charaktere! Streben nach bezahlten Aemtern! Demütigung vor denen, welche die offiziellen Investituren verleihen! Und das ist nicht alles. Eine allgemeine Faulheit beherrscht die, welche ihre Grade erkämpft haben. Sobald sie ihr Diplom in der Tasche haben, halten sie Frankreich für verpflichtet, sie in irgendeiner Sinekure zu ernähren. Man tut, als ob man alles verachte, namentlich jede Systematisierung. Man gibt die Kataloge für platte Kompilationen aus, deren man sich bedient, ohne auch nur ihre Verfasser zu nennen." Dieser Herzenserguß kann einen Begriff geben, in welchem Tone der umfangreiche, trotz der Uebertreibungen interessante Roman Maindrons geschrieben ist.

—•—

Allgemeine Rundschau.

Zur Reform der französischen Orthographie.

* **Paris**, 18. Juni. Eine neue Reform der französischen Orthographie, die von tief einschneidender Wirkung sein wird, steht bevor. Man erinnert sich, daß der Unterrichtsminister Chaumié 1903 eine Kommission einsetzte, die sich mit der Vereinfachung der Orthographie beschäftigte und deren Berichterstatter, Paul Meyer vom Institut de France, sehr weitgehende Vorschläge machte; die Akademie ernannte ihrerseits eine Kontrollkommission, die, obwohl ihr Berichterstatter, Emile Faguet, persönlich dafür war, Meyers Reformen ablehnte; nur wenige nichtssagende Aenderungen wurden zugelassen. Chaumiés Nachfolger im Unterrichtsministerium, Bienvenu-Martin, ernannte eine neue Kommission, die einen Schiedsspruch zwischen Meyer und der Akademie fällen sollte. Diese Kommission setzte sich zusammen aus den Herren A. Croiset, Doyen der Faculté des Lettres, Präsident; Emile Faguet; Paul Meyer; Rabier, Direktor des sekundären Unterrichts; Gasquet, Direktor des Primär-Unterrichts; Hémon, Generalinspektor der Universität; Brunot, Professor an der Sorbonne (Geschichte der französischen Sprache), und Clairin, Vertreter der Aggregierten für Grammatik im oberen Unterrichtsrat. Ferdinand Brunot hat die Beschlüsse der neuen Kommission in einem Bericht zusammengefaßt; man hat eine große Zahl orthographischer Vereinfachungen getroffen, nach dem Prinzip, zu schreiben, wie man ausspricht (als Vorlage diente hierfür der „Dictionnaire général de la langue française" von Darmesteter, Hatzfeld und Thomas.) Natürlich ging man nicht so weit, wie der „Réformiste" von Barrès es will; man wird „les beaux animaux", nicht „lé boz animo" schreiben. Wer aber hinfort französisch schreiben lernt, soll bedeutend weniger Schwierigkeiten finden, als der Schüler bisher. Die Reformtabelle lautet: Vokale: Das griechische y wird überall, wo es wie i klingt, aufgehoben; man wird analise, cripte, asile und cristal schreiben. Y bleibt, wenn es wie zwei i klingt, so in pays, essayer u. s. w. — Konsonanten: 1. x wird am Ende eines Wortes überall durch ein s ersetzt, ausgenommen wenn es wirklich wie x ausgesprochen werden muß, wie in borax, silex u. s. w.; diese Vereinfachung ist die hauptsächlichste, weil damit der Plural von Hauptwörtern und Adjektiven gleichgemacht wird. Es gibt keine Ausnahmen mehr bei den Worten auf ou, an, eau, eu u. s. w. Man wird schreiben genous, chevaus und épous heureus. 2. Man wird das h in den griechischen Buchstabengruppierungen ausfallen lassen (rh und th); man wird schreiben rétorique, rapsodie, teatre. 3. Das griechische ph ist überall, wo es wie f lautet, durch f ersetzt, frénologie, frénésie u. s. w. 4. Das weiche g vor e und i wird durch j ersetzt; man wird hinfort schreiben müssen: pionjon, gajure, manjer, nous manjons u. s. w. 5. Die doppelten Konsonanten (außer ss) verschwinden fast überall, wo man sie wie einen einfachen Konsonanten ausspricht; es soll geschrieben werden apauvrir, agraver, gibelote, paysane u. s. w. Die neue Kommission und ihr Berichterstatter hoffen, daß man diesmal nicht wieder der Académie Française die Reformvorschläge zur Kontrolle unterbreiten wird; Brunot verspottet in seiner Begründung leicht die Größen der Akademie, die nicht für Fortschritt sind. Es wird verlangt, daß die neue Schreibweise in allen Schulen und Administrationen obligatorisch werde. Bevor der Minister sein letztes Wort gesagt haben wird, kann man sich auf einige Stürme der Humanisten gegen Brunot gefaßt machen; besonders „nous manjons" wird eine Schreibweise sein, die den meisten Franzosen als zu weitgehend erscheinen dürfte.

•

Die Bestimmung der Schwerkraft auf dem Meere.

Zur Bestimmung der Schwerkraft auf dem Meere hat Prof. Dr. Oskar Hecker vom kgl. Geodätischen Institut in Potsdam eine lange Reise unternommen, über welche die Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik folgendes mitteilt: Die für die Bestimmung der Gestalt der Erde und für die Erkenntnis des Aufbaues der Erdkruste besonders wichtigen Messungen der Schwerkraft werden jetzt in fast allen Kulturstaaten, die der internationalen Erdmessung angehören, ausgeführt, so daß gegenwärtig von etwa 1800 Landstationen die Größe der Schwerkraft bekannt ist. Da auf dem Meere die üblichen Instrumente zur Messung der Schwerkraft versagten, war unsere Kenntnis von der Verteilung der Schwerkraft bisher fast gleich Null; erst seitdem Prof. Hecker im Jahre 1901 einen Apparat für solche Messungen fand, vermochte man auf dem Meere mit den Messungen zu beginnen. Instrumente und Messungsmethoden wurden zuerst auf einer Reise über den Atlantischen Ozean zwischen Europa und Südamerika einer Prüfung unterworfen und ihre Brauchbarkeit dabei festgestellt... Das wichtige Ergebnis dieser Reise war, daß entsprechend der Hypothese von Pratt die äußeren Kontinentalmassen durch Massendefekte unter den Kontinenten annähernd kompensiert sind, während auf der Tiefsee eine Kompensation durch die größere Dichtigkeit des Meeresbodens eintritt. Die Kontinente sind somit wahrscheinlich keine wirklichen Massenanhäufungen, sondern nur Auflockerungen der Erdkruste. Um zu untersuchen, ob dies eine allgemeine Regel sei, beschloß Professor Hecker seine Untersuchungen auch über die großen Flächen des Indischen und Großen Ozeans auszudehnen. Seine auf Kosten der Internationalen Erdmessung ausgeführte Reise, die sich über ein Jahr erstreckte, führte ihn zunächst nach Australien, dann kreuzte er zweimal den Großen Ozean auf der Fahrt von Sydney nach San Francisco und von da nach Japan. Auf der Rückreise von Japan nach Europa wurden an verschiedenen Hauptstationen in China, Siam, Birma und Indien Schweremessungen ausgeführt und dadurch ermöglicht, weitere Messungen in diesen Ländern auf die Zentralstation Potsdam zu übertragen. Zugleich wurden an diesem Orte auch erdmagnetische Forschungen ausgeführt. Eine vorläufige Bearbeitung des reichen Beobachtungsmaterials läßt erwarten, daß die Ergebnisse der Reise einen sicheren Aufschluß über die allgemeine Gültigkeit der Prattschen Hypothese geben.

•

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Sitzungen am 31. Mai. A. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Vahlen. Herr Roethe sprach über Nibelungias und Waltharius. Die Nachricht der Klage, ein Meister Konrad habe gegen Ende des 10. Jahrhunderts den Untergang der Nibelungen lateinisch aufgezeichnet, wird aus inneren Gründen für glaubwürdig erklärt. Wahrscheinlich handelt es sich um ein lateinisches Epos in der Art des Waltharius, das sogar unter dem Einfluß der Dichtung Eckeharts gestanden haben wird. Ein Vergleich des Nibelungenliedes mit dem Waltharius (unter Berücksichtigung der entsprechenden Partien der Klage und der Thidreksaga) läßt in Komposition und Motivierung sowie in manchen Details Uebereinstimmungen erkennen, die vielleicht ein Licht auf Konrads Dichtung werfen: sie würde nur etwa den Inhalt der Lachmannschen Lieder XIV—XX gehabt haben. — B. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Schwendener (i. V.). 1. Herr Helmert las über die Größe der Erde. Dieselbe wird bezeichnet durch die große Halbachse der Meridianellipse, d. i. der Radius des Aequators, nachdem die Messungen der Schwerkraft dargetan haben, daß die mathematische Erdgestalt sehr nahe die Form eines abgeplatteten Umdrehungsellipsoids besitzt, mit der schon v. Bessel zu 1 : 299 abgeleiteten Abplattung. Es werden zunächst nur die großen europäischen Gradmessungen, welche auf eine Vergrößerung des von Bessel gefundenen Wertes für die große Halbachse um etwa 750 Meter hinweisen, besprochen. Dieser Wert besitzt jedoch nicht die Genauigkeit, die man erwarten sollte, da sich ausgedehnte regionale Anomalien in den Krümmungen der Meridiane und Parallelen zeigen. — 2. Herr Struve legte eine Mitteilung von Professor J. Franz in Breslau vor: „Ueber die Verteilung der Meere auf der Mondoberfläche". Es wird gezeigt, daß die Meere auf dem Monde einen Gürtel bilden, der sich einem größten Kreise anschließt. Die Lage dieses größten Kreises läßt sich durch Ausmessung der Schwerpunkte der einzelnen Meeresflächen näherungsweise an-

geben. — 3. Herr v. Bezold legte vor und besprach ein von dem Abteilungsvorsteher im Meteorologischen Institut Geheimen Regierungsrat G. Hellmann im amtlichen Auftrag herausgegebenes Werk, das unter dem Titel: „Die Niederschläge in den norddeutschen Stromgebieten" bei G. Reimer in Berlin 1906 3 Bde. Lexikonformat erschienen ist. Das Werk ist unter der Leitung von Herrn Hellmann an dem Institut in 15jähriger Tätigkeit fertiggestellt worden. Es umfaßt sämtliche zugängliche Niederschlagsbeobachtungen vom Beginn derselben bis in die neueste Zeit für die ganzen Einzugsgebiete der Norddeutschland durchfließenden Ströme bis zur Mündung bezw. bis zum Verlassen der deutschen Grenzen. Die Ergebnisse der Messungen sind mit der äußersten Kritik bearbeitet und unter den verschiedensten Gesichtspunkten zusammengestellt. Eine nach den Beobachtungen von 3000 Stationen auf den gleichzeitigen Zeitraum von zehn Jahren reduzierte Karte gibt ein anschauliches, mit größtmöglicher Zuverlässigkeit entworfenes Bild der Niederschlagsverteilung in Deutschland. Diese Karte ist unter dem Titel „Regenkarte von Deutschland" auch getrennt im Buchhandel erschienen. — Herr Fischer überreichte das von ihm verfaßte Werk: Untersuchungen über Aminosäuren, Polypeptide und Proteine (1899—1906), Berlin 1906.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Krokodile und Eidechsen bei den alten Aegyptern. Die alten Aegypter, die in ihrer Tierverehrung fast so schrankenlos waren wie die heutigen Inder, haben auch das Krokodil heilig gehalten und wie viele andere Tiere in ihren Gemälden und sonstigen künstlerischen Darstellungen verewigt. Manche dieser Bilder hat man früher etwas gedankenlos betrachtet und häufig Krokodile dort gesehen, wo keine zu sehen sind. Es ist nämlich erst jetzt von einem Beamten des Museums ägyptischer Altertümer im Pariser Louvre die Entdeckung gemacht worden, daß manche von den Tieren, die man bei oberflächlicher Betrachtung für Krokodile halten kann, solche nicht darstellen können. Ein Krokodil kann den Kopf nicht nach hinten wenden. Es finden sich aber unter den ägyptischen Denkmälern viele Abbildungen, bei denen krokodilähnliche Tiere mit dem Kopf ganz nach hinten schauen. Der alte Gott Horus, das Symbol der aufgehenden Sonne, steht zum Beispiel immer mit den Füßen auf den Köpfen zweier krokodilähnlicher Reptilien, die dabei nach hinten schauen. Auch auf manchem Papyrus sind derartige Abbildungen nachgewiesen worden. Da die Krokodile zur Zeit der alten Aegypter in ihrer Halsgegend schwerlich gelenkiger gewesen sind als heute, so muß angenommen werden, daß solche Darstellungen überhaupt sich nicht auf Krokodile beziehen, sondern auf andere Reptilien, und zwar so gut wie sicher auf die Familie der Waranen, die gerade das Nilgebiet in großer Zahl bevölkern, zum Beispiel als Nil-Waran, als Wüsten-Waran u. s. w. Es ist jetzt zum erstenmal nachgewiesen worden, daß auch diese Tiere schon auf den Bildern der altägyptischen Tempel und Grabmäler verewigt worden sind.

* Eine neue Sternwarte, verbunden mit einem Nautischen Museum, soll in New-York mit einem Kostenaufwande von 2 Millionen Mark eingerichtet werden, wozu die Stadt New-York noch ein großes Gelände im Bronx Park bewilligen und sämtliche Gebäude auf ihre Kosten errichten wird. Die Sternwarte soll mit einem großen Fernrohr, für visuelle und photographische Zwecke, ferner mit astrophysikalischen, magnetischen und seismologischen Instrumenten ausgerüstet werden, endlich mit einer besonderen Abteilung zur Untersuchung von Marinechronometern und mit Apparaten zur genaueren Erforschung von Ebbe und Flut. Das Marinemuseum wird eine vollständige Sammlung von Schiffsmodellen, nautischen Instrumenten und Seekarten enthalten, die Fachleuten für Forschungszwecke zugänglich gemacht werden sollen.

H. Der badische Verein für Volkskunde hielt am 17. Juni seine Jahresversammlung in Offenburg. Professor Dr. J. Pfaff (Freiburg) sprach über das Schwarzwälder Bauernhaus. Nach dem Jahresbericht des Vorsitzenden Professor Dr. Kahles (Heidelberg) ist die Mitgliederzahl von 200 auf 401 gestiegen. Nächste Vereinsaufgaben sind die genaue Bestimmung der Grenzen des Schwarzwaldbauernhauses und eine Sammlung von Volksliedern durch ganz Baden. Die nächste Jahresversammlung findet in Pforzheim statt.

* Todesfall. In Wien ist am 18. Juni der frühere Universitätsprofessor für Staatsrecht Dr. Wenzel Lustkandl im Alter von 73 Jahren gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

H. Freiburg i. Br. Im Studienjahre 1905/06 haben an der hiesigen Universität 149 Doktorpromotionen stattgefunden. Den Doktortitel erwarben 10 Theologen, 19 Juristen, 7 Nationalökonomen, 68 Mediziner und 45 Angehörige der philosophischen Fakultät. Zu Ehrendoktoren promoviert wurden von der theologischen Fakultät Bischof Endert in Fulda und Feldpropst Vollmar in Berlin, von der philosophischen Fakultät Stadtrat Ficke in Freiburg.

* Münster i. W. Dem Professor Dr. med. et phil. E. Ballowitz wurde das an der hiesigen Universität neuerrichtete etatsmäßige Ordinariat für Anatomie und Zoologie zugleich mit der Direktion des anatomischen und zoologischen Instituts übertragen. Professor Ballowitz hatte bisher ein persönliches Ordinariat inne.

hc. Berlin. Auf eine 25jährige Tätigkeit als Universitätsprofessor kann mit Beginn dieses Semesters der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität und dirigierende Arzt der inneren Abteilung des Augusta-Hospitals Geh. Med.-Rat Dr. Karl Anton Ewald zurückblicken.

hc. Halle a. S. Zum Lektor für Vortragskunst an der hiesigen Universität ist Dr. phil. Ewald Geißler ernannt worden.

hc. Kiel. Die Versetzung des Landgerichtsarztes, außerordentlichen Professors Dr. med. Ernst Ziemke von der Universität Halle a. S. in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität ist vollzogen worden. Dr. Ziemke übernimmt das durch den diesjährigen Staatshaushaltsetat an der Kieler Universität neugeschaffene Extraordinariat für gerichtliche Medizin

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Aniceto dos Reis Gonçalves Vianna. Portugais. Phonétique et phonologie. Morphologie. Textes. (Skizzen lebender Sprachen, herausgegeben von Wilhelm Viëtor. 2. Portugiesisch. Leipzig 1903. B. G. Teubner. 147 S.

Waldemar Bonsels: Ave vita morituri te salutant. München 1906. E. W. Bonsels. 103 S.

Madelaine Marot: Xaigs Αφροδίτη. Breslau 1906. Bial, Freund & Co. 112 S.

Paul Sabatier: A propos de la séparation des Églises et de l'État. Paris 1906, Librairie Fischbacher.

Werner Stauffacher: Die volkswirtschaftlichen Irrtümer der sogenannten Bodenreformer in bezug auf die Agrarfrage und die Gefährlichkeit der bodenreformerischen Theorien für Landwirtschaft und Staat. Ebenda 1906. 24 S.

Derselbe: Das Elend des deutschen Bauernstandes. Seine Rettung vor dem drohenden Untergang. Ebenda 1906. 134 S.

Dr. med. J. Weigl: Jugenderziehung und Genußgifte. Heft 3. Bd. II. 29 S. — Joseph Lohrer: Vom modernen Elend in der Jugendliteratur. Heft 6. Bd. II. 51 S. — Franz Weigl: Die Schulzustände Bayerns bei seiner Erhebung zum Königreich. Eine Jubiläumsausgabe. Heft 7. Bd. II. 64 S. (Pädagogische Zeitfragen. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Erziehung. Herausgeg. von Franz Weigl, München.) München 1906. J. J. Lentnersche Buchhandlung.

Henrica Baronin Glaser: Wege ohne Umkehr. Wien 1906. Carl Fromme. 80 S.

Oberforstmeister Ludwig v. Wildungens Jägerlieder. Neu bearbeitet und herausgegeben von Wilh. von Buttlar-Elberberg. Leipzig. Grethlein u. Co. 67 S.

Dr. Käthe Schirmacher: Die wirtschaftliche Reform der Ehe. (Referat, gehalten auf dem III. Verbandstag fortschrittlicher Frauenvereine, Berlin, 2. bis 4. Oktober 1905.) Leipzig 1906. Felix Dietrich. 24 S.

Cyprien Francillon: Le Français pratique in 33 Lektionen, dem täglichen Leben entnommen. I. Teil. Leipzig 1906. Rengersche Buchhandlung. Gebhardt u. Wilisch. 344 S.



Jahrgang 1906. München, Freitag, 22. Juni. Nummer 142.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Das Zeichnen und sein Beitrag zur allgemeinen Bildung.

Der Bildungstyp, den die neue Oberrealschule vertreten soll, läuft Gefahr, ein etwas einseitiges Gepräge zu bekommen, wenn nicht an der Aufstellung des allgemeinen Lehrplans die Vertreter aller realistischen Fachgebiete mitarbeiten. Bisher waren hauptsächlich Mathematiker und Sprachlehrer in Wort und Schrift dabei tätig; ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß das Zeichnen, was seinen allgemeinen Bildungswert anbelangt, verkannt und eigentlich nur so weit, als es angewandte Mathematik ist, für wertvoll für die Realschulbildung betrachtet wird, aber im übrigen als stehen gebliebener Ueberrest der alten Gewerbeschuleinrichtung angesehen wird, der zu viel Stunden in Anspruch nimmt. Weil die Realschulbildung durch vielseitigen Fachbetrieb leicht die Gefahr der qualitativen Ueberbürdung mit sich bringt, die schließlich auch nach der Verteilung des bisherigen Pensums auf längere Zeit nicht ausgeschlossen ist, sucht man jede weitere Zersplitterung der jugendlichen Geisteskraft zu vermeiden. Wird man aber dadurch klug handeln, daß man die Zeichenstunden beschränkt, die ja doch durch die rein anschauliche Richtung, die sie dem Geiste geben, ein gewisses Gegengewicht zu den übrigen Unterrichtsstunden geben? Man würde wohl besser tun, anstatt ein Fundamentalfach zu beschränken, methodischer vorzugehen und in jedem Fache nur das, was für die allgemeine Bildung von grundlegendem Wert ist, in der Schule zu pflegen, wie denn auch im Zeichnen alles wegfallen muß, was auf die Kunstschule, technische Hochschule und Fachzeichenschule gehört.

Es soll nun in folgendem dargelegt werden, was die allgemeinen Bildungselemente des Zeichenunterrichtes sind und in welchem Zusammenhange sie mit dem Gesamtzweck der Schule stehen. Zugleich ist dies eine notwendige Vorarbeit für die Aufstellung eines neuen Lehrprogramms für denselben.

Die Oberrealschule ist eine Bildungsanstalt, welche nicht wie das Realgymnasium ein Kompromiß zwischen moderner Bildung und der auf antiker Kultur begründeten des humanistischen Gymnasiums geschlossen hat, sondern speziell die moderne Bildung kultivieren will, welche einesteils die Grundlagen zur Entwicklung der Geistesfähigkeiten für die verschiedenen modernen Berufsarten legen will, andernteils aber ein noch höheres Ziel verfolgt, indem sie ein harmonisches Gleichgewicht zwischen realem Wissen und formaler Ausdrucksgewandtheit anstrebt und den Menschen zu einer freien und selbständigen Persönlichkeit gestalten will. Gerade der letztere Gesichtspunkt gibt zu denken, daß nicht reiner Verstandeskultus genügt, ein höheres Bildungsziel zu erreichen. Die Schule, welche des Anschauungs- und Vorstellungsvermögens mehr als jede andere bedarf, muß auch danach trachten, diese seelischen Kräfte zu veredeln, und dies ist nur möglich durch Erziehung zur ästhetischen Kultur, zur Kunst. Aber auch der erstere Gesichtspunkt kommt in Betracht; nach ihm lassen sich die Realschulfächer bezüglich ihrer Bildungsqualitäten in folgender Weise gruppieren:

Formale, die Ausdrucksweise bildende Fächer: Sprachen und Zeichnen; reale, Wissensgebiete behandelnde Fächer: Naturwissenschaften, Mathematik, Geschichte, Geographie. Die Parallele zwischen Sprachen und Zeichnen läßt sich sehr weit verfolgen. Das Zeichnen ist die Sprache des Sichtbaren, des räumlich Koexistierenden, dessen, was die Lautsprache nur mühsam und unvollkommen auszudrücken vermag. Auch die Sprache des Zeichnens beruht auf Uebereinkommen und ist an Gesetze gebunden, nämlich an die Gesetze der Darstellungsverfahren. Nur hat diese uns die Natur vorgebildet, das Auge hat uns die Perspektive gelehrt, das Licht die verschiedenen Arten von Projektion. Trotzdem müssen die Sprachen des Zeichnens mühsam erlernt werden, weil wir mit unserer geistigen Anschauung nicht in der Sprache der Perspektive denken, sondern fortwährend Sinneseindrücke in der Form des Begriffs zusammenfassen, der die für den Ausdruck in der Lautsprache passende Form prägt. Erst durchs Zeichnen wird das Auge wieder auf die reine Erscheinung gelenkt, welche das Material zu dem Bildungsgebiet sammelt, das man Vorstellungsvermögen der räumlichen Objekte nennt und welches die elementaren Grundlagen für mathematische Abstraktion, für Technik, Verständnis der bildenden Kunst und die Ausübung derselben schafft.

Wie aber beim Sprachunterricht nicht allein die Grammatik und die Fähigkeit des Ausdrucks, sondern auch das Inhaltliche, die Lektüre — ja letztere sogar noch viel mehr — für den Bildungswert entscheidend ist, so ist es auch beim Zeichnen nötig, daß nicht nur die Darstellungsfähigkeit überhaupt erzielt wird, sondern Anschauungskreise gebildet werden, die sich immer mehr erweitern und den Schüler aus dem Gebiete des Naheliegenden, Alltäglichen in das der Technik und bildenden Kunst einführen. Der Zeichenunterricht an den Mittelschulen wird sich deshalb stufenmäßig aufbauend mit folgenden Formgebieten befassen:

1. Die Darstellung der Gegenstände oder Gebrauchsformen. An diesen lernt der Schüler Augenmaß und Darstellungsfähigkeit im Anfang am besten bilden, weil es im Umriß einfache Gegenstände sehr viele gibt — jedenfalls mehr als einfache Naturformen —, weil ferner die Proportionen dieser Gegenstände so augenfällig sind, daß die Fehler in der Zeichnung auch vom Schüler leicht erkennbar sind und deshalb leichter verbessert werden können; außerdem lernt

der Schüler, daß Zweck und Form sich bedingen, und bei Betrachtung der Form auf ihren Zweck schließen.

2. Die Naturformen. Diese sind kompliziert, feiner und reicher als die Gebilde der Menschenhand, haben innere Struktur, sind Ausdruck des Wachstums und Selbstzwecks, lenken dabei — und darin liegt ihr hauptsächlichster Bildungswert — das Auge auf die Schönheit der organischen Bildung hin, auf Ebenmaß, Gliederung, Stetigkeit, inneren Zusammenhang, Gesetzmäßigkeit, die dem Naturgebilde den Charakter des Vollkommenen gibt.

3. Die Kunstformen. Die Darstellung der Kunstform setzt schon Schönheitssinn voraus und bildet ihn weiter, indem aus der Betätigung erkannt wird, daß das Schöne frei, aber nicht willkürlich ist; denn es ist durch künstlerische Gesetze bedingt, welche auch dem einfachsten Ornament zugrunde liegen. Das Ornamentzeichnen ist deshalb so wertvoll für den Zeichenunterricht an den Schulen, weil es in einem engen für den Schüler faßbaren Rahmen die wesentlichen räumlichen Anschauungsmomente, welche der ganzen bildenden Kunst zugehören, in sich begreift; denn es ist Raumkunst und sonst nichts weiter. Vom Ornament kann einesteils zur Architektur übergegangen, anderenteils der Einblick in die übrigen bildenden Künste, Bildhauerei und Malerei, eröffnet werden. Freilich ist dies nicht der Fall, wenn jahraus, jahrein vereinzelte Ornamente gezeichnet werden, sondern wenn der Lehrgang so aufgestellt und durchgeführt wird, daß dem Schüler jener Einblick ermöglicht wird.

Die zwei ersten Gebiete der Zeichenkunst, Gebrauchsform und Naturform, reißen aber auch den jugendlichen Geist zur Abstraktion vom Sichtbaren zu den vom Menschengeist erdachten Grundformen, den geometrischen Gebilden, aus denen man bisher den Zeichenunterricht synthetisch aufbauen wollte. Aber gerade umgekehrt ist es: die Betrachtung des Konkreten, der Form während des Zeichnens, ergibt die Begriffe von Maßen, Linien, Winkeln u. s. w., das Material, mit dem die Geometrie arbeitet. Es sind also:

4. die geometrischen Formen auch ein wichtiger Teil des Zeichenunterrichts. Geometrische Figuren und stereometrische Körper sind der einfachste Ausdruck der formalen Gesetzmäßigkeit und bieten dem Anfänger im Linearzeichnen und Projektionszeichnen den wertvollsten Uebungsstoff. Sie ermöglichen es dem Schüler, die perspektivische, orthogonale und parallele (isometrische) Darstellungsweise rasch zu erfassen und das Gesehene mit dem geistigen Auge zu durchdringen.

Wegen der in ihnen enthaltenen Elemente der Formgesetzmäßigkeit sind die geometrischen Formen zugleich Grundlage des Ornaments. Denn jedes Ornament ist in irgend einer Weise eine rhythmische Einteilung einer Fläche, und selbst wenn man die scheinbar regelloseste Flächenerfüllung der japanischen Kunst mit in Rechnung zieht, so ist hier nur an Stelle der strengen eine freie Gesetzmäßigkeit getreten. Der Schüler soll durchs Ornamentzeichnen Sinn für Eurhythmie der Fläche bekommen, und dieser wird erweckt durch eine freie Anwendung mustergültiger geometrischer und sonstiger Ziermotive zur Ausschmückung gegebener Flächen, nicht etwa durch mechanisches Kopieren von Ornamenten.

Das geometrische Zeichnen ist zugleich auch Grundlage der Planimetrie und des technischen Zeichnens. Hier werden manchmal von den Zeichenlehrern gewisse Grenzen überschritten, nämlich die zwischen dem Gebiete des Zeichenfaches und dem des Mathematikunterrichts. Es muß eine strenge Sichtung getroffen werden zwischen den Konstruktionen, welche auf unmittelbarer Anschauung beruhen, und denen, welche Abstraktion und Berechnung voraussetzen. Diese Gebiete zu trennen, unterliegt wohl keiner Schwierigkeit. Das Entscheidende liegt einfach darin: Aufgaben, welchen Symmetrie, Parallelismus, Proportion zugrunde liegen, gehören zum Zeichnen, überhaupt die Messungsaufgaben. Das genaue Messen ist ja auch für die Verfeinerung des Augenmaßes von Bedeutung. Das bloße Gefühl würde in der Kunst zum Manierismus führen, während das beständige Korrektiv durch Messung dem Augenmaß eine gesunde Direktive gibt und verhütet, daß das Formgefühl zur Neigung zum Monströsen oder Karikierenden ausarte. Neben den Messungsaufgaben sind Aufgaben über Projektion von Punkten und Ebenen u. s. w. ein wesentlicher Bestandteil des Zeichnens. Es ist also ein höheres und niederes Linearzeichnen zu unterscheiden; das eine ist Elementarfach, das andere angewandte Mathematik; ersteres gehört in die 3. Klasse, das andere in die oberen Klassen.

Zur allgemeinen Charakteristik des an Mittelschulen notwendigen Zeichenbetriebs möge noch folgendes hervorgehoben werden:

In letzter Zeit ist der Zeichenunterricht an den Volksschulen reorganisiert worden. Die neuen Anforderungen, welche die vor kurzem erschienene neue Lehrordnung enthält, erscheinen in vieler Beziehung zu hoch und auf zu weites Gebiet ausgedehnt. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß sich die Volksschule eine andere Aufgabe stellt als die Mittelschule. Sie kann sich begnügen mit scharfem Erfassen des Gegenstandes, mit einfacher Darstellung des Beobachteten. Durch Visieren mit Lot und Wage ohne theoretische Erörterungen und Konstruktionen soll der Schüler die perspektivischen Erscheinungsformen rein empirisch kennen lernen. Trotz der Mangelhaftigkeit der auf diesem Weg erzielten Produkte wird wenigstens der Blick aufs Lineare und Farbige der Erscheinung mehr gerichtet als früher.

Die Mittelschulen dürfen nun freilich sich weder mit diesem Lehrziel begnügen, noch auf dem hierbei eingeschlagenen Weg vorgehen. Es läge sonst die Gefahr nahe, daß damit ein allgemeiner Dilettantismus großgezogen würde, der weder der Kunst noch der Industrie etwas nützt. Auch würde es mit dem Wesen der höheren Bildung schlecht harmonieren, wenn man neben der Strenge auf anderen Gebieten im Zeichenfach sich mit halber Genauigkeit begnügen würde. Die Mittelschule kann in der Zeichnung das Konstruktive nicht nur nicht entbehren, sondern muß von Anfang an das Begriffliche der Anschauung mit der Darstellung zugleich entwickeln und den geistigen Horizont erweitern, damit er auf die Darstellung wieder zurückwirke. Jedoch ist dies nicht so gemeint, daß etwa Vorträge über Perspektive und Stillehre gehalten werden sollen, sondern während der Arbeit, während der Darstellung soll der Schüler durch den Lehrer die geistige Anregung erhalten, welche ihm das behandelte Formgebiet interessant macht.

Ein Zeichenunterricht, der bloß das Kleid wechselt, das heißt aus dem bisherigen Kultus der Renaissance und Antike in den modernen Stil überspringt, würde keine wesentliche Erneuerung bringen. Dagegen die Antwort auf die Frage: Warum wird stilisiert? — weil es das Material, die Technik, der Raum erfordert, und: Wie wird stilisiert? Wie es die Nation, die Zeit und die persönliche Eigenart des Künstlers bedingte: — dies alles wird erst dem Schüler die Sache richtig beleuchten. Nicht eine angelernte Formensprache, sondern den Ausdruck seines speziellen Erfassens des Gesehenen soll er graphisch darlegen. Daher gilt ihm die Mahnung: Erst zeichnen, dann stilisieren, erst sehen lernen, dann phantasieren, Konturen zeichnen und nicht zu viel pinseln. Durch organische und konstruktive Richtigkeit muß die Zeichnung den Eindruck der Lebendigkeit bekommen, mit Takt und Geschicklichkeit ist die Mitte zu halten zwischen pedantischem Abzirkeln und oberflächlicher Effekthascherei. Eine technische Zeichnung eines Gegenstandes, im ganzen und den Teilen, sowie in der Darstellungsweise genau verstanden, eine Naturzeichnung im Zusammenhang, Skelett und Perspektive richtig entworfen und mit guter Beobachtung der Licht- und Farbenerscheinung ausgeführt, ein architektonisches Kunstwerk, dessen fein erwogene Maße richtig erkannt und nachempfunden sind, geben ganz verschiedene Momente der geistigen Anregung; aber sie schaffen vereint die Bedingungen für die höhere Bildung der Anschauung und für Kunst und Technik entwickeln sie die Kraft, welche erschafft, bildet, konstituiert, die Architektonik, von der Goethe[1]) sagt, daß sie den Dilettanten vom Künstler scheidet.

Dem bisherigen Lehrprogramm für Zeichnen an den Mittelschulen fehlt die klare Sichtung des Lehrstoffs. Ein-

[1]) Aufsatz über den sogenannten Dilettantismus. 37. Bd. II.

seitig wird das Ornament kultiviert. Wie ein Fremdkörper steckt das perspektivische Zeichnen im Lehrprogramm, nicht einmal seiner Beziehung zum Ornament, geschweige denn zu anderen Formen, ist gedacht. Nun ist schan überhaupt das Voranstellen des Ornaments ein Fehler, denn es ist dabei vergessen, daß dasselbe keine ursprüngliche, sondern eine abgeleitete Form ist, wie auch die der geometrischen Gebilde. Ferner hat der perspektivische Zeichenunterricht für den Schüler der untern Klassen keinen Wert, wenn er in deduktiver Weise betrieben wird; der Schüler muß die perspektivischen Gesetze seldst entdecken, was nur durch scharfe Beobachtung der Formerscheinung möglich ist. Aber nicht am Würfel wird er darauf kammen — der Würfel ist gar nicht so leicht richtig zu zeichnen und kein Modell für den Anfänger. Denn am Würfel sehen wir alle perspektivischen Erscheinungsmerkmale vereinigt: Ueberschneidungen, Verschiedung, Verkürzungen, Verkleinerung, Verjüngung der Flächen und Kanten — eine vernünftige Zeichenmethode wird eden diese plastischen Erscheinungskennzeichen nacheinander, nicht nebeneinander behandeln. An Blattzweigen läßt sich die Deckung und Verkürzung, am Relief die Verschiebung, an Bändern, Rollen und gebogenen Blattflächen die Wendung und zuletzt an eckigen und runden Körpern die perspektivische Verkleinerung und Verjüngung der Teile speziell anschaulich machen. Erst daran kann sich die eigentliche Raumperspektive anschließen. Die Kunstentwicklung ging vom Detail aus, warum nicht ihr entsprechend auch die Lehrmethode? Nur durch einen wohlaufgebauten Stufengang wird das Vorstellungsvermögen entwickelt, und für den Bildungswert des Zeichnens ist nicht so sehr entscheidend, wie weit der einzelne besonders Begabte fartschreitet, sondern welche Anregung alle durch den Unterricht erhalten. Bildungstrieb zur Kunst und Sinn für Kunst sind nicht das Gleiche, aber letzteren soll die Schule vor allem erwecken.

Aber auch was die technisch-praktische Seite betrifft, muß das neue Lehrprogramm, da es sein Zeichenpensum auf neun Jahre verteilt, an Stelle des vereinzelten Betriebs Kanzentration und Abschluß dringen; und dies ist der Fall, wenn das Projektionszeichnen, das, wie das planimetrische Linearzeichnen in ein häheres und niederes zerfällt, von der Prajektionslehre, welche zuerst rein anschaulich als Aufnehmen von Körpern betrieben wird, um das Vorstellungsvermögen im prajektiven Verfahren zu schulen, zur angewandten, darstellenden Geametrie ausgestaltet wird. Dann kann dem werdenden Techniker und Verkehrsbeamten in gleicher Weise genützt werden wie beispielsweise dem Architekten und Gewerdetreibenden.

Bei dem großen Wert, den man in neuester Zeit der Kunstbildung und dem Zeichenunterricht, der durch zeitgemäße Reform bedeutenden Aufschwung genommen hat, beilegt, sollte man nun denken, daß auch die neuen Lehrpläne, wie sie für die künftige Oberrealschule vorgeschlagen wurden, darauf Bedacht nehmen. Aber nichts davon! Im Gegenteil, es steht, wie schan angedeutet, nach dem, was in den vor einem Jahre veröffentlichten zwölf Artikeln und anderen Veräffentlichungen über den Ausbau der bayerischen Realschulen geplant ist, eine graße Beschränkung des Zeichenunterrichts, was die Stundenzahl anbelangt, in Aussicht, und warum? Weil man offenbar meint, es komme nicht darauf an, ab im Jahre ein paar Zeichnungen mehr oder weniger gemacht werden.

Wenn in Bayern bisher auf allen realistischen Lehranstalten mehr Stunden auf den Zeichenunterricht verwendet wurden und ihm somit ein größerer Wert beigelegt ist als in den anderen Staaten, so geschah dies in der richtigen Erkenntnis, daß die Schüler solcher Anstalten, die doch für Technik und Industrie, Forst- und Eisenbahnwesen, Hoch- und Tiefbau, Architektur und Kunstgewerbe vorgebildet werden sollen, einer gründlichen Schulung des Vorstellungsvermögens bedürfen, das doch eine besondere Grundkraft ist, während die Mathematik eine andere Grundkraft, das Abstraktionsvermögen, ausbildet. Es ist doch auch klar, daß einem Fache, bei dem die praktische Uebung die Hauptsache ist, keine Hausaufgaben gegeben werden und das ohnehin in zwei Fächer zerfällt, Freihand- und Linearzeichnen, vier Wochenstunden eingeräumt werden müssen. Denn je eine Stunde ist nicht ausreichend, noch weniger ein fakultativer Unterrichtsbetrieb, dessen Frequenz unter Umständen von der Nachgiebigkeit des Lehrers gegenüber dem Schüler adhängt.

Es wäre ein folgenschwerer Fehler und ein großer Rückschritt, wenn in Bayern im Zeichenunterricht die Einrichtung der preußischen Oberrealschulen mit ihrem zweistündigen Zeichenunterricht nachgeahmt würde. Wir könnten in dieser Hinsicht eher den anderen Ländern mit unserer Einrichtung zum Muster dienen und den Bestrebungen der nichtbayerischen Zeichenlehrer zuvorkommen. Wäre es nicht würdig eines Landes, in dem am frühesten die bildende Kunst eine für das übrige Deutschland einflußreiche Pflege vonseiten hochsinniger Monarchen gefunden hat, wenn wir bei Einrichtung der bayerischen Oberrealschulen nach dem Grundsatz verfahren: Ohne tiefere Einsicht in die Kultur des Sichtbaren keine vollständige moderne Bildung.

Doch muß auch bei uns in Bayern noch manches für den Zeichenunterricht geschehen. Namentlich fehlt es an der gedührenden Bewertung des Zeichenfaches deim Vorrücken. Man wendet dagegen meist ein: Nicht jeder hat Talent zum Zeichnen — als ab die fürs Zeichnen an den Mittelschulen gestellten Anforderungen hähere Befähigung verlangten als in anderen Fächern. Durch die geringe Bewertung der Zeichennote wird aber nicht nur die Unterschätzung des allgemeinen Bildungswertes des Zeichenunterrichtes, sondern auch der speziellen Zeichenbegabung des einzelnen Schülers zum Ausdruck gebracht. Denn wenn man sagt: Diejenigen, welche ganz besandere Neigung zur Kunst haden, sollen einfach auf Kunstschulen gehen, so ist dies ungerechtfertigt, denn Kunstschulen bilden nur einseitig aus, aber die Mittelschule hat die Pflicht, den Menschen zu bilden, indem sie alle in der Jugend varhandenen edlen Kräfte nach Gebühr achtet und zur Entfaltung bringt und nicht die einen bevorzugt und die anderen einschränkt. Nun ist es ader doch gerade die Realschule, die sich die Aufgabe stellt, für den modernen Beruf zu erziehen; und dieses Erziehen ist nicht so sehr im Sinne von erudire, aus dem Rohen herausarbeiten, zu fassen, sandern es liegt darin für uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts der Begriff der Entwicklung, der Charakterdildung; der Charakter aber kann sich nur aus dem bilden, was der Mensch in sich hat, nicht aus der Masse von Eindrücken, die auf ihn eindringen und ihm aufgedrängt werden. Bildung ist nicht ein bestimmtes Maß von Kenntnissen, sondern Vollkommenheit der Persönlichkeit, und das Gefühl für Harmonie ist wertvoller als das umfassendste Gedächtniswissen. Diese Vollkommenheit der Persan setzt aber auch eine Erhöhung der seither bestandenen Vorbildungs-Vorschriften der Lehrer für Zeichnen auf das gleiche Maß voraus, das auch für andere Mittelschullehrer und Architekten längst bestimmt wurde.

F. U.

Der Tegernsee.

Van G. Breu

(Schluß.)

Auch morphologisch ist unser Becken kein Wassererosions-, sondern ein Glacialerosionsbecken. Wenn man nämlich das ganze Bassin, auch das des ehemaligen Sees bis zum Wallberg, ins Auge faßt, wenn man ferner die Wanne mit ihren großen Umrissen und ihren Verhältnissen zum übrigen Bodenrelief, zur Größe des ausschürfenden Gletschers u. s. w. näher betrachtet, so kann man sich auch hier des Gedankens nicht erwehren, daß man es mit einer ausgleichenden Arbeit des Gletschers zu tun hat. Die unserer Tiefenkarte beigegebenen Profile illustrieren vor allem die ausgesprochene Muldenfarm. Zudem zeigen diese graphischen Darstellungen Bodenerhöhungen im See, die unmöglich fließendes Wasser geschaffen haben kann,

höchstens dann, wenn man den Beweis erbringen könnte, daß fließendes Wasser sich bergan bewegen kann. Da ein solches Experiment infolge der Schwerkraft in der Erdgeschichte nicht existiert, kann also nicht das fließende Wasser, sondern nur der Gletscher diesen Seeboden geschaffen haben. Auch die Breite des Tales widerspricht einer Flußerosion. Ueberall im Flyschgebiet haben wir die charakteristische kanonartige Tobelform, nicht ein breit angelegtes Tal, wie es das Tegernsee-Becken bildet.

Sicherlich haben wir es hier auch mit einer Uebertiefung des Beckens durch den Gletscher zu tun. Man versteht darunter ein tieferes Herausarbeiten des betr. Tales, als es durch den weiteren Verlauf desselben mittels Wassererosion erklärbar wird, so daß es sich also nicht um Flußerosion handelt. Das Haupttal hat dabei eine bedeutende Austiefung erfahren, an welcher die Nebenbäche und ihre Talfurchen nicht gleichzeitig beteiligt wurden. Denn nur dadurch entstanden die starken Gefällsbrüche unterhalb ihres Oberlaufes, so daß sie sich oft in Schnellen und Kaskaden zum Haupttal drängen. Im Tegernseee Land haben wir nach dieser Hinsicht ein schönes Beispiel. Die Herausbildung des Söllbachbettes hat nicht gleichen Schritt gehalten mit der Austiefung des Tegernsee-Bassins. Der Bach schneidet heute 130 Meter über der Sohle des Sees erst den Flysch an, also 70 Meter über dem Spiegel. „Wenn es auch denkbar wäre," schreibt Penck, „daß der Bach hier sein altes verschüttetes Bett nicht wieder gefunden habe und deswegen auf Fels gestoßen sei, so ordnet sich doch das Flysch-Vorkommen in das System der Ausstriche an beiden Ufern des Tegernsees so vollkommen ein, daß wir auch hier glauben, den Felssockel vor uns zu haben, dem die Ufermoränen aufgesetzt sind.[7]) Das Söllbachtal hat also nicht nur wegen seiner Verbauung, sondern auch wegen der Eintiefung des Tegernsees eine Stufenmündung, wodurch wir hier das Beispiel eines „hochverbauten Nebentales neben einem mäßig übertieften Haupttale haben, ähnlich wie dies in größerem Maßstab im Inntal, dann bei Salzburg und an der oberen Loisach der Fall ist.

Nach diesen Ausführungen dürfte unsere Annahme, daß der Tegernsee seine Entstehung glacialer Wirkung verdankt, wohl nicht mehr zu bezweifeln sein, namentlich wenn man noch hinzufügt, daß diese Arbeit innerhalb großer Zeiträume vielleicht viermal wiederholt wurde. Denn wenn man auch die Spuren früherer Vereisungen im genannten Gebiete nicht mehr vorfindet, so waren diese Eiszeiten doch gegeben, da sie als Phänomen im ganzen Alpen- und Voralpenland allgemein nachweisbar sind. Wahrscheinlich entstammt also unser See nicht einer einzigen Glacialperiode, sondern es haben alle Vergletscherungen an seiner Bildung gearbeitet, wenngleich der Vertiefungsprozeß unterbrochen wurde durch Interglacialzeiten. Sein heutiges Ansehen verdankt aber der See der letzten Glacialperiode, der Würm-Eiszeit. Fassen wir nun alle für die Erosion des Tegernsees durch den Gletscher gefundenen Faktoren zusammen, so erhalten wir folgende Punkte: 1. Der Tegernsee liegt zwar in der Linie einer großen Verwerfung, allein diese bildete ohne Zweifel nur einen Riß, dessen Abdämmung nicht nachgewiesen wurde. 2. Als Ursache dieser Seebildung müssen daher wohl die ehemaligen Gletscher angesehen werden; denn 3. der Tegernsee liegt im Wege eines diluvialen Gletschers. 4. Dieser Weg zeigt vom Anfang bis zu seinem Ende alle Gletscherspuren. 5 Diese verleihen dem ganzen Tegernsee-Gebiet ein selbständiges geologisches Aussehen. 6. Diese glaciale Ausschürfung, die sich nur auf eine Maximaltiefe von 72 Meter erstreckt, konnte um so leichter erfolgen, als diese Gletschertätigkeit innerhalb großer Zeiträume sich wahrscheinlich viermal wiederholte, der letzte Gletscher eine Mächtigkeit von ca. 500 Meter hatte, ferner den Gletschern Material zur Ausschürfung entgegenstand, das nur geringen Widerstand aufweist, nämlich Flysch und Kreide, und daß die Gletscher hier nur wenige Kilometer von ihrem Ausgange entfernt die größte Erosionswirkung zeigen. 7. Auch morphologisch ist unser See glacialer Herkunft. Er hat nämlich eine ausgesprochene Wannenform, zeigt ferner geringe Böschungswinkel und hat eine Sohle, die eher durch einen Gletscher als durch fließendes Wasser entstanden sein kann. Endlich weisen auch die Uebertiefungsverhältnisse auf glaciale Entstehung. 8. Die Lage des Tegernsees im großen Gebiete diluvialer Vereisung ist zwar kein direkter Beweis, immerhin bei der Gesamtbetrachtung zu berücksichtigen.

Geologisch hochinteressant ist auch das Auftreten des Petroleums, des sog. Quirinusöls, in der unmittelbaren Nähe des Sees. Aberglaube und Unwissenheit verliehen diesem Oel früher eine heilkräftige Wirkung, und noch gibt es Landleute genug, welche die alte Fabel im Ernst glauben und behaupten, daß diese Flüssigkeit ein Ausfluß aus dem Körper des heiligen Quirinus sei. Eine besonders auffallende Erscheinung zeigt sich uns, wenn der See mit einer Eiskruste bedeckt ist und das Eis die von unten aufsteigenden Gase und Oele in flaschenähnlichen Blasenräumen umschließt, die oft dicht gedrängt sich aneinander anreihen und eigentümliche Lichtreflexe bedingen. Die Buben der anliegenden Siedelungen kommen dann, hacken die Eisrinde auf und zünden das Oel an, was einen interessanten Anblick gewährt. Die bedeutendste Oelquelle liegt im Gebiete des Flysches, in der Nähe des Finnerhofes. Entdeckt wurde diese Quelle 1441 von einem Mönche, nach einer anderen Version von einigen auf dem Felde beschäftigten Arbeitern. Wie schon angedeutet, verliehen Aberglaube und Unwissenheit diesem Oele eine heilkräftige Wirkung, namentlich benützten die Mönche des Klosters dieses dort ungewöhnliche Naturprodukt, weihten es in der St. Quirinuskapelle und verkauften dasselbe als Arzneistoff. Es wurde damit ein schwunghafter Handel getrieben, der sogar nach Aufhebung des Klosterkonvents noch fortdauerte, als die Quelle im Besitz von Privaten war. Schaden erzählt,[8]) daß man die Maß Quirinusöl um 4 Gulden verkaufte und daß auch kleine Gläschen um 6 Kreuzer beim Glaser in Tegernsee verschleißt wurden. In neuerer Zeit machte man zahlreiche Bohrversuche, um den Tiefenursprung der Quellen zu ermitteln und behufs Gewinnung größerer Quantitäten Oels. Schon im Jahre 1838 legte man einige Stollen und Schächte an, in neuester Zeit solche 1898 und 1899. Die Resultate dieser Bohrungen waren bisher gering, namentlich was die Quantität betrifft. Die 1839/40 bis 1873 erzielte Ausbeute zum Beispiel betrug 8294 Liter oder 250 Liter pro Jahr. Ueber die Güte äußert sich Kollmann: „Nach der Analyse des Oels hat das Rohöl von Tegernsee den Vorzug eines großen Naphtha-Paraffingehaltes, welcher es dem pennsylvanischen Rohöl gleichwertig oder sogar mehrwertig macht. Es hat den Anschein, als ob sich durch eine andere Führung der Destillation noch mehr als 39 Prozent Leuchtöl aus dem Rohpetroleum gewinnen lassen.[9]) Was die Entstehungsursache dieses Oels betrifft, so herrschen zwei verschiedene Ansichten, deren Vertreter v. Gümbel[10]) und Fink[11]) sind. Ersterer sagt, daß dieses Produkt durch Fischreste entstanden sei, die im Flysch enthalten seien, Fink setzt diese Ansicht sehr in Zweifel infolge des geringen Gehaltes des Flysches an derartigen Fossilien. Es bleiben da nur mehr die Möglichkeiten, meint letzterer, entweder dieses Produkt von feinem, pflanzlichem Detritus oder von Foraminiferen oder von beiden gemeinsam oder von Diatomeenwachs herzuleiten. Foraminiferen seien tatsächlich im Flysch des Tegernsee-Gebietes festgestellt worden. Ob aber die Vertreter dieser Tiergruppen in besonders hervorragender Weise an der Bildung des Erdöls beteiligt waren oder ob auch den Diatomeen ein erheblicher Einfluß zugute kommt, läßt sich zunächst nicht mit eigener Sicher-

---

[7]) Die Alpen im Eiszeitalter. S. 178.

[8]) v. Schaden: Neueste Beschreibung des Tegernsees u. Schliersees, München 1832.

[9]) Wochenschrift des Vereins deutscher Ingenieure. 1885, S. 90.

[10]) v. Gümbel: Geologie von Bayern. II. Tl., S. 170.

[11]) Fink a. a. O. S. 108.

heit angeben; gleichwohl dürfte den Foraminiferen eine nicht gerade unbedeutende Rolle dabei zuerkannt werden.

Nun hätten wir noch die physikalischen Verhältnisse dieses Sees zu besprechen. Unsere Untersuchungen erstreckten sich hier über Farbe, Durchsichtigkeit und Temperatur des Wassers.

Hinsichtlich der Farbe ergaben sich gleichfalls, wie am Kochelsee, einige sehr interessante Tatsachen. Sie wurde unter Benutzung der Forel-Uleschen Farbenskala als bläulich ermittelt. Die Farbe liegt zwischen 7 und 11 der genannten Skala. Das Ergebnis war auch, daß in den Sommermonaten der See blaugrüner erscheint als im Frühjahr und im Herbste. Besonders erwähnenswert sind hier noch die Oelflecken im See, die nach Regenwetter oft 100 bis 300 Meter Länge haben und durch ihre dunkle Farbe weithin sichtbar sind, namentlich wenn man den See vom Ufer aus betrachtet, also unter schiefem Winkel. Ihre Sichtbarkeit wird namentlich auch dadurch erhöht, weil sie bei bewegter See das Wasser glätten und deshalb eine andere optische Wirkung ausüben.

Mit der Farbe steht zweifellos auch die Durchsichtigkeit im Zusammenhange. Diese wurde durch eine von der Firma J. M. Göggelmann sen. in München verfertigte Blechscheibe von 1 Meter Durchmesser und 4 Millimeter Stärke, ähnlich einer Secchischen Scheibe, bestimmt. Auf der Oberseite war dieses Instrument mit kräftigem Emaillack bestrichen, auf der Unterseite mit einem 10 Kilogramm schweren Gewichte versehen, wodurch viel genauere Resultate erreicht wurden als mit einer gewöhnlichen Secchischen Scheibe. Das Resultat der Messung war: Die Durchsichtigkeit des Wassers im Tegernsee ist in erster Linie abhängig von den lokalen Verhältnissen. Die Trübungen der Zuflüsse spielen dabei eine große Rolle, weshalb zum Beispiel die Sichttiefe im Egernsee eine viel geringere Größe erreicht als im Ringsee. Das mit zahlreichen suspendierten Teilchen versehene Wasser der Rottach bewirkte eben eine größere Trübung. Da, wo die Trübung am geringsten ist, im Norden und namentlich in der Mitte, ist auch die Sichttiefe eine größere. Daß hier auch das Plankton mit in Frage kommt, dürfte außer allem Zweifel sein, und wir vermuten stark, daß dieses die Ursache bildet, warum das Wasser am Nordende eine größere Durchsichtigkeit hat als in der Mitte. Auch die thermischen Verhältnisse beeinflussen stark die Sichtbarkeitsgrenze, je nach der Lage der Sprungschicht. Das Fehlen einer stärker ausgebildeten Sprungschicht bewirkt eine größere Durchsichtigkeit. Auch die Ausgleichsströmungen spielen in dieser Frage eine Rolle, da sie eine wechselnde Anhäufung der Fremdkörperchen hervorrufen und deshalb indirekt auf die Sichttiefe Einfluß haben.

Mit großer Sorgfalt wurde dann auch die Untersuchung der thermischen Verhältnisse des Sees durchgeführt. Das gewonnene Material umfaßt gegen 600 Temperaturmessungen. Als Instrument diente ein Tiefseethermometer von Negretti und Zambra, das mit einer vollkommen zuverlässigen Umkehrvorrichtung versehen worden war. Interessant war bei diesen Untersuchungen die Wahrnehmung von thermischen Konvektionsströmen, die besonders im Herbste bei starker Abkühlung auftreten. Ihre Gegenwart kann man beweisen mittelst eines Gegenstandes, den man in die thermische Sprungschicht bringt. Ihre Entstehung führt sich zurück auf Temperaturdifferenzen in den einzelnen Schichten, und nach v. Aufseß können sie auch zuweilen durch Dichteunterschiede entstehen, hervorgerufen von den im Wasser gelösten Substanzen, an Salzen oder organischen Stoffen, die durch Zuflüsse dem See zugeführt werden.

Erwähnt soll endlich noch werden das sogenannte „Rinnen" des Sees, worunter man horizontale Strömungen zu verstehen hat, die eine oft recht ansehnliche Geschwindigkeit erreichen. Selbst den Anwohnern des Sees sind diese Strömungen nicht unbekannt, namentlich nicht den Fischern. Die Versuche, die wir hierüber mit großen Korkflaschen in 30 Meter Tiefe anstellten, ergaben, daß sich der Strom oft 8 bis 10 Zentimeter in der Sekunde fortbewegt. In einer Stunde legen die Korkflaschen manchmal sogar den Weg von 400 Meter zurück. Die Ursache dieser Strömungen ist wohl die ungleiche Temperaturverteilung, die, wie wir feststellen konnten, eine ganz andere ist als in der Mitte, gleichfalls am Südende anders als gegen Norden zu.

Zum Schlusse erinnern wir noch daran, daß der Tegernsee ehemals um ein Drittel größer war als heutzutage. Seine Fluten reichten damals im Süden bis zum Fuße des Wallberges und seine Oberfläche lag 15 Meter höher als heutzutage. Auch jetzt noch arbeiten die zerstörenden Naturkräfte, Zuschüttung, Vermoorung u. s. w., an seinem Untergange, und in 30,000 Jahren wird nach unserer Berechnung da, wo sich Tausende am klaren Spiegel dieses herrlichen Wassers ergötzen, ein breites Moor dahinziehen, ähnlich wie dies bei Rosenheim und Murnau der Fall ist.

So sehen wir noch tief dahinten in der fernsten Bergeinsamkeit den alten Kreislauf der Natur sich abwickeln — das ewige Gesetz vom Vergehen und Neuwerden sich vollziehen.

Krieg und Auslese.

Zur Ergänzung meinen Aufsatzes in Nr. 87 dieses Blattes über den „Krieg als schaffendes Weltprinzip" und zur Aufklärung über eine Erwiderung in Nr. 101 mache ich auf folgendes aufmerksam:

1. Zwei grundverschiedene entwicklungsgeschichtliche Tatsachen sind der Anpassungskampf der Organismen an eine fremde Umwelt und der Auslesekampf zwischen ähnlichen Organismen oder ähnlichen Organismengruppen.

2. Zwei grundverschiedene Auslesen besorgt der Krieg, nämlich erstens eine innere Gruppenauslese, eine Auslese der einzelnen Organismen durch den Tod in der Schlacht und zweitens eine äußere Gruppenauslese, eine Auslese zwischen den Gruppen durch den Kriegsgewinn.

Mit dieser Feststellung fällt jede Gedankenfolge, die diese elementaren Erkenntnisse verquickt, zusammen, und ich kann meine Aufklärung schließen, will aber noch einige Erläuterungen geben.

Die physiologischen Kräfte der Organismen ringen mit den widerstrebenden äußeren Kräften. Ihre Physis sucht sich der Umwelt, den sogenannten „unbelebten" Naturkräften und den feindlichen oder zur Nahrung notwendigen fremden Organismen anzupassen. Dies ist der Anpassungskampf. Die am besten angepaßten Organismen überleben und pflanzen sich fort. Diese Anpassungsauslese ist minimal langsam und erreicht einen Höhepunkt, der nicht mehr in die Höhe, sondern nur seitlich verschiebbar ist mit der langsam sich ändernden Umwelt. Die Organismen ertragen mit der Zeit die üblichen Gefahren ausgezeichnet. Die Anpassungsauslese wird nur unter alle Lebensmöglichkeit sinkende Variationen treffen und auf andere nur bei seltenen außerordentlichen Gefahren wirken. Die Anpassungsauslese fördert die Fortentwicklung nicht mehr. Hier setzt die Uebervölkerung ein. Die Bedarfsgüter werden knapp. Es entsteht ein Auslesekampf zwischen den unter ähnlichen Lebensbedingungen lebenden ähnlichen Wesen, deren Interessen sich widerstreiten. Der eine Teil schwächt den anderen durch Vorwegeroberung von freien Bedarfsgütern oder durch Entreißung schon im Besitz befindlicher Güter. Bei gesellschaftlich organisierten Gruppen haben wir einen inneren Auslesekampf und einen äußeren. Der innere ist erstens ein beruflich-wirtschaftlicher Kampf um den mächtigsten Einfluß, zweitens eine Fortpflanzungsauslese. Der erstere ist künstlich geregelt; auch die zweite ist keine natürliche Auslese mehr „im Zeitalter der Findelhäuser, Brutanstalten, Heilstätten". Notwendig ist das Korrektiv der natürlichen Auslese des Krieges. Aenderte sich durch die Vergesellschaftung der Gruppen die Welt, so änderte sie sich im Sinne des Krieges. Bei den Gesellschaften trifft allein gerechte, natürliche Auslese der gemeinsam geführte gesellschaftliche Kampf um die Bedarfsgüter. Dieser

äußere Gruppenauslesekampf ist der Krieg. In der Auslese zwischen verschiedenen Gesellschaften allein liegt die Bedeutung des Krieges als schaffendes Weltprinzip. Die tüchtigen Gesellschaften drängen die anderen zurück, schaffen sich bessere Daseins- und Wachsbedingungen, die zur Verkümmerung und zum Verschwinden der Konkurrenten führen. Diese Auslese vollzieht sich nicht zwischen weitentfernten Gruppen, da deren Interessen sich nicht widerstreiten, sondern zwischen ähnlichen Gruppen, die der Systematiker vielleicht unter eine Art zusammenfaßt. Nicht nur das Entwicklungsideal verlangt es, sondern auch die egoistische Gewinnaussicht ist für die tüchtigen Gruppen am größten, wenn die Ausdehnung auf Kosten der minderwertigsten noch konkurrierenden Gruppen geschieht. Nun ist der Mensch aber durch seine Psyche so gestiegen, daß er stärker wurde als alle anderen Organismen, daß er die ganze Erde besiedelte. Das Volk, dem sein Land zu eng wird und das seine überfließende Volkszahl als zukunftsfähiges, einheitliches Ganzes erhalten will, findet von Menschen verschlossene Türen. Zugleich differenzierte sich der Mensch in eine große Zahl verschiedenster Gruppen, zwischen denen[1]) der Auslesekampf um die Bedarfsgüter beginnen mußte, sollte eine gerechte Forteutwicklung bleiben (denn „unbesiedeltes Neuland ist nicht vorhanden").

Manche Anthropologen glauben, daß außerdem der Krieg eine unmittelbare Bedeutung als günstige innere, natürliche Individualauslese habe, weil im Kriege die tüchtigsten Einzelkämpfer überleben sollen. Dem kann aber wohl „keine (starke) Rassenmerkmale hervorbringende Kraft zugemessen werden". Das ist „von den alle Menschenalter eintretenden paar Schlachttagen kaum zu erwarten".

Auf Einzelheiten einzugehen, fehlt mir der Raum. Doch raten möchte ich, erst zu scheiden und dann zu verbinden. Man darf nicht alles, was „Gemeinschaft" sich nennt, unter eine Rubrik bringen, und nicht alles, was „Kampf" ist, nach einer Methode behandeln. Der tiefgründende Arbeiter trennt die nach ihren äußerlichen Wirkungen scheinbar gleichen, in ihrem Wesen aber verschiedenen Erscheinungen voneinander, um dann die äußerlich verschiedenen, innerlich verwandten Erscheinungen zu verbinden. Auch auf die vorgebrachten Gegenbeispiele brauche ich nicht einzugehen. Denn es gibt noch andere Interessengegensätze als unmittelbare Feindschaft um ein Siedel-Neuland, wie Elsaß-Lothringen zeigt. Auch von dem gerechterweise erschütterten Rußland brauche ich nicht zu sprechen und nicht von dem Riesengewinne Japans, aber erst recht nicht von dem glücklichen Deutschland, wo man pro Kopf und Tag nur 4 bis 5 Pfennig Militärgeld zahlt, und wo die Zukunftskriege so billig sein werden, daß die pessimistischsten Rechenmeister nur ein Drittel bis zwei Fünftel dessen als tägliche Kriegskosten angeben, was in Deutschland täglich produziert wird. Auch brauche ich mich wohl nicht dagegen zu verwahren, daß ich den Krieg für die Blüte der Kultur halten soll, statt für ihre Wurzel — also gerade das Gegenteil.

Ueber Einzelheiten mag man streiten. Ueber den Kriegskern gibt es nur eine einzige wissenschaftliche Meinung. Glauben aber die Friedler, die entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen seien noch nicht genügend geklärt, um zu einem exakten Urteil kommen zu können, dann mögen sie unserem kriegerischen Weltbild wenigstens eine subjektive Entwicklungsdichtung entgegensetzen. Dann mögen sie sagen, wie nach ihrer Vermutung ohne Krieg durch Gericht oder Rassen-Weltbund neue Rassen und neue Kulturen entstehen können, und wie es ohne Krieg möglich gewesen wäre, daß die germanoiden Nordländer die halbe Erde zu ihrem Tatenfelde machen konnten. Können sie das nicht, dann mögen sie aufhören mit ihrem unbegründeten, unproduktiven, schädlichen Neinsagen. Denn ein Nein ohne entsprechendes Ja ist absurd. — Geistiger Nihilismus wird nur der Welt die Ueberzeugung geben, daß die Lebensauffassung des Friedens eine verlorene Lebensauffassung ist, und daß es eine Naturanschauung des Friedens nicht geben kann.

Halensee-Berlin. Klaus Wagner.

[1]) Der „fabelhafte" Rassenkrieg ist nicht die „letzte und gräßlichste Form des Krieges", sondern Krieg = Rassenkrieg, von Staatsumwälzungskriegen wie die italienischen, deutschen und den Sezessionskrieg abgesehen. — Rasse nicht in dem Gymnasialbegriff von Rothaut, Schwarzhaut rc. verstanden.

Bücher und Zeitschriften.

Das Staatskirchenrecht in der Diözese Paderborn. In Nr. 66 der Beilage vom 21. März d. J., S. 525, besprachen wir den ersten Teil des groß angelegten Werkes, mit dem Joseph Freisens unermüdliche Feder uns jüngst beschenkt hat: „Staat und katholische Kirche in den deutschen Bundesstaaten Lippe" u. s. w. (Kirchenrechtliche Abhandlungen, herausgeg. v. U. Stutz, 25. und 26. Heft, Stuttgart, Enke 1906), und stellten das baldige Erscheinen des zweiten Teiles in sichere Aussicht. Dieser ist denn auch inzwischen erschienen (500 Seiten, 16 Mark). Er behandelt Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg und Gotha und enthält am Schlusse ein dankenswertes Register zu beiden Bänden. Da wir uns über Wert und Bedeutung, sowie über die wissenschaftliche Methode des meisterhaften Werkes schon früher geäußert haben, so können wir uns nunmehr mit der kurzen Bemerkung begnügen, daß dieser zweite Band seinem älteren Bruder ebenbürtig zur Seite steht. Nicht bloß der gelehrte Forscher, auch der praktische Politiker und Staatsmann kann nur bedauern, daß wir ähnliche gründliche Werke nicht auch über die größeren deutschen Bundesstaaten besitzen.

J. S.

Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig. Herausgegeben von Paul Zimmermann. Wolfenbüttel 1905. In Kommission bei Julius Zwißler. Mit 5 Tafeln. 148 Seiten 8°.

Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, den letzten Jahrgang dieses geschichtlichen Jahrbuches dem Andenken des Geheimen Justizrates Johann Anton Leisewitz zu widmen, dessen hundertjähriger Todestag am 14. September d. J. ist; ist dieser Mann doch eine Persönlichkeit gewesen, die nach mehreren Seiten hin unser Interesse beanspruchen darf. H. Mack behandelt seine Tätigkeit als Reformator der Armenpflege in einem von warmer Begeisterung getragenen Aufsatz; besonders die Entstehung seines Reformplanes, der viel Widerstände zu überwinden hatte, und die Mitarbeit bei seiner Durchführung wird eingehend gewürdigt. Mit dem Dichter Leisewitz und seinem Drama der Sturm- und Drangzeit „Julius von Tarent" beschäftigt sich der zweite Aufsatz M. Niedours. Die Einflüsse Lessings besonders und des Hain-Bundes sind mit großem Fleiße aufgesucht worden, der Abschnitt über Leisewitz' dichterische Persönlichkeit aber läßt eine einheitliche Geschlossenheit vermissen, und seine Länge steht nicht in rechtem Verhältnis zum gebotenen Inhalt. Aeußerst interessant und besonders wertvoll sind dann die Beiträge des Herausgebers P. Zimmermann: J. A. Leisewitz' Stammbuch aus seiner Göttinger Studentenzeit und J. A. Leisewitz' Silhouettensammlung. In reicher Menge lesen wir da besonders die interessanten Eintragungen aus der Studentenzeit in Göttingen, wo Leisewitz am 16. Oktober 1770 als Studiosus juris immatrikuliert wurde. „Der besondere Wert aber, den dieses Stammbuch für die deutsche Literaturgeschichte besitzt, liegt in den Beziehungen Leisewitz' zu den Dichtern des Hain-Bundes, die darin zutage treten. Er wurde in diesen erst gegen das Ende seiner Studienzeit am 2. Juli 1774 aufgenommen. Schon weit früher aber hat er, wie das Stammbuch ausweist, mit Bürger, Hölty und Heinr. Chr. Boie in Verkehr gestanden; der erste hat sich schon am 2. März 1771, Hölty am 21. März 1772 und Boie am 12. Mai desselben Jahres in sein Stammbuch eingetragen. Gerade einen Monat vor Leisewitz' Eintritt in den Bund, am 2. Juni 1774, schrieben sich fünf andere Mitglieder bei ihm ein: v. Closen, C. F. Cramer, Fr. Hahn, G. D. Miller und J. M. Miller, während die Einzeichnung von J. H. Voß erst am 2., die Overbecks am 12. September dieses Jahres erfolgte." Aus der Silhouettensammlung, die während des Aufenthaltes in Hannover 1777 angelegt ist, sind einige Nummern auf den beigegebenen Tafeln abgebildet worden, so Joh. Gerh. Reinh. Andreae, Joh. Wilh. Ludw. Gleim, Joh. Christian Kestner, Charlotte Kestner und auf Tafel IV ein bisher noch nicht veröffentlichtes Bildnis Lessings in der Originalumrahmung, welches besondere Beachtung verdient.

O. H.

Wer ist's? Unsere Zeitgenossen. Zeitgenossenlexikon. Zusammengestellt und herausgegeben von Hermann A. L. Degener. Leipzig 1906.

Der vorliegende zweite Jahrgang dieses zum erstenmal 1905 erschienenen Werkes ist bedeutend vergrößert und vervollkommnet. Es sind ungefähr 2500 Biographien neu hinzugekommen und der jetzige schön ausgestattete und 1352 Seiten umfassende Band ist das Resultat einer sorgfältigen und mühsamen Umarbeitung und vereinigt in sich die Vorzüge einer ganzen Reihe gewöhnlicher Fachlexika. Als Nachschlagebuch ist es jedem, der sich über seine hervorragendsten Zeitgenossen, namentlich in Deutschland, auf dem Laufenden erhalten und über ihre Leistungen auf verschiedenen Gebieten genau belehren will, durchaus unentbehrlich und dürfte in keinem Bureau, Lesesaal, Gasthof und vor allem in keiner Staats-, Stadt- oder Privatbibliothek fehlen. Sehr wertvoll sind auch die statistischen Tafeln, die dem Hauptinhalt des Werkes vorausgehen.

E. P. E.

* **Die Würzburger Korps.** Soeben erschien im Verlage der kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg eine kurz abgefaßte Geschichte der Würzburger Korps von Dr. Karl Fröhlich unter dem Titel: „Würzburger SC im vorigen Jahrhundert von 1800 bis zur Neuzeit". Klein Quart, 155 Seiten in farbigem Umschlag. Der Verfasser, ein Alter Herr eines Würzburger Korps aus der Mitte der 60er Jahre, hat zu diesem Zwecke außer den seit dem Jahre 1814 vorhandenen SC-Protokollen die Akten der Universität und des früheren Stadtkommissariats (im kgl. Kreisarchiv aufbewahrt) durchstudiert, deshalb dürfte das Werk seines historischen Inhalts wegen auch für weitere Kreise von Interesse sein.

Allgemeine Rundschau.

Goethe und seine Beziehungen zur Mineralogie.

dr. Dieses interessante Thema behandelte der derzeitige Prorektor der Universität Jena Geheimrat Professor Dr. Linck in seiner Festrede zur akademischen Preisverteilung am 16. Juni. Da seine Ausführungen den Altmeister Goethe wieder von einer neuen, bisher noch nicht in weiteren Kreisen hinreichend bekannten Seite zeigten, erscheint ein Hinweis gerade auf dieses Feld von Goethes naturwissenschaftlichen Studien von Wert. Geheimrat Linck gab eine eingehende und auf sorgsam gesammeltem, zum Teil ganz neuem Material beruhende Studie, die übrigens in Buchform bei Gustav Fischer in Jena erscheinen soll. Wir teilen aus ihr vorläufig folgendes mit:

Schon im Jahre 1796 hat die von Jenas erstem Mineralogen, Bergrat Lenz, gestiftete mineralogische Sozietät Goethe als eines der ersten Ehrenmitglieder aufgenommen und trotz dieser in die Augen springenden Tatsache sind Goethes Verdienste um die geognostische und mineralogische Wissenschaft bisher nicht genügend gewürdigt worden. Hat Goethe doch, da er sich dieser Wissenschaft mit Leidenschaft hingab und große Freude daran hatte, dank seines Genies mancherlei treffliche Fortschritte angebahnt. Er hat über den Wert der Kalkdüngung für das Gras gehandelt, hat mitgeteilt, daß die Glanzkohlen im Ofen abgeschwefelt die besten zu Koks sind, hat Vorschläge zu neuen Messing-, Kupfer-, Zinnlegierungen gemacht. Er war auch der erste, der erkannte, daß der 1630 von dem Schuster Cascariolo in Bologna aus dem dortigen Schwerspat hergestellte Leuchtstein nur nach Beleuchtung in gewissen Teilen des Spektrums leuchtete. Goethes Untersuchungen gehen vornehmlich von Weimar, Jena und Karlsbad aus. Seine Beschreibung der Feldspatzwillinge aus dem Karlsbader Granit ist nach Linck mustergültig, von großem Interesse sind weitere zutreffende neue Beobachtungen, die er an diesem Feldspat gemacht hat; über den Karlsbader Sprudelstein verdanken wir Goethe eine Erklärung, für die Versteinerungen am Ettersberg (bei Weimar) ein noch heute brauchbares Verzeichnis. Auch seine Untersuchungen über Petrographie gehen von Karlsbad aus, wie denn sein ganzes naturwissenschaftliches Forschen ein gegenständliches ist in seiner Herleitung und ein möglichst umfassendes in seinem Ziel. Auf ein Erkennen der Einheit der Natur und der Entstehungsgeschichte der Erde kam es ihm am letzten Ende an, und in dem Streit der Geologen über Vulkanismus oder Neptunismus, das heißt ob das Entstehungsprinzip der Erdform auf Einflüsse des Feuers mehr oder des Wassers zurückzuführen sei, stellt sich Goethe mehr oder weniger auf die Seite der Neptunisten. Noch mehr aber hat Goethe, was die Praxis der mineralogischen Wissenschaft anlangt, segensreich gewirkt; er wirkte auf die Anfertigung guter Profilkarten hin, er war ein ausgezeichneter Sammler und das mineralogische Museum der Universität Jena verdankt ihm seine Entstehung. Sein Einfluß auf den Jenaer Mineralogen Lenz, der sogar weimarische Prinzessinnen auf Goethes Veranlassung in Mineralogie unterrichten und prüfen mußte, war sehr bedeutend, und Goethe selbst hat mehrfach Vorträge aus diesem Wissensgebiet in Weimar, Jena und Karlsbad gehalten. Sein Ruhm war seinerzeit auch schon begründet: Die Wernerische naturforschende Gesellschaft zu Edinburgh ernannte ihn zum Ehrenmitglied, sein Name steht an der Spitze des Leonhardschen Taschenbuchs, aus dem die heute geachtetste mineralogische Zeitschrift hervorgegangen ist und seine Arbeiten über den Kammerberg brachten ihn bei Naturforschern von Rang in Ansehen. Alles in allem sieht man schon aus diesen wenigen, aus dem Linckschen Vortrag gegebenen Mitteilungen, wie beachtenswert Goethes Wirken auf diesem Gebiete der Naturwissenschaft war und daß es für Goethe-Freunde und Goethe-Forscher wie für Männer der Naturwissenschaft Interesse bieten dürfte, sich einmal mit Goethes Verhältnis zur Mineralogie zu beschäftigen.

*

Pantoffelhelden.

L. Günther in „Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache" leitet den Ursprung des Wortes „Pantoffelheld" und ähnlicher Redensarten aus juristischer Symbolik ab. Wir denken aber dabei meist an den Pantoffel als schlagendes Argument, und zwar in der Hand des- oder vielmehr derjenigen, die ihn trägt, der Frau. Der moderne Gedanke von den zarten Händen, die den Pantoffel schwingen, blickt aber auf eine lange Vergangenheit zurück. Der Hellenismus hat jene scherzhaft-eleganten Statuetten der nackten Aphrodite hervorgebracht, die mit erhobener Sandale droht. „Ja ich hab' ihm mit meinem Pantoffel schon tüchtig den Hintern ausgeklopft", läßt Lukian in den Göttergesprächen Aphroditen im Anklang an diese Darstellungen sagen. — Und auch auf einer Hydria aus Vulci des Kunstgeschichtlichen Museums in Würzburg können wir einen Pantoffelhelden und Pantoffelherrschaft finden, die man wissenschaftlich „Sandalokratie" bezeichnet. Die Vase wird von dem Würzburger Archäologen Prof. Paul Wolters zum erstenmal im jüngsten Heft der Mitteilungen des kais. deutschen archäologischen Instituts, athenische Abteilung, reproduziert: Ein Jüngling liegt auf einem Lager, vor ihm kniet ein ganz nacktes nur mit interessanten Ohrgehängen bekleidetes Mädchen, ein junges Bürschchen reibt seinen dem Beschauer zugekehrten Rücken, auf dem oben wie auf seinem untersten Auslaufe je zwei Sandalenabdrücke deutlich zu sehen sind. Das Mädchen bittet anscheinend den gelagerten Jüngling um Verzeihung. Warum? Hat der Jüngling sie etwa mit dem Burschen in flagranti erwischt und seine Rache mit Sandalen gekühlt? Ein solches Liebesdrama möchten wir schon deswegen zurückweisen, weil der Pantoffel, die Waffe der göttlichen Aphrodite, gewiß nur von Damen zum Hauen benützt wurde. Auch ein auf der geschilderten Vasendarstellung aufgehängter Korb hilft zur einfachen Lösung. Es ist ein Picknickkorb. Die alten Griechen liebten Picknicks und bezeichneten sie als „Mahlzeiten aus dem Korb". Und nun erklärt Wolters die Würzburger Pantoffelszene ganz einfach: Bei einem Picknick war eine dieser Damen mit dem kleinen Mundschenken des lockeren athenischen jungen Herrn, der gelagert dargestellt ist, in Streit geraten und hat ihn ihren Pantoffel herzhaft fühlen lassen. Aber der junge Herr war mit der Züchtigung seines Knaben nicht einverstanden und die Uebeltäterin muß demütig Abbitte tun. Er war also in dem Momente kein Pantoffelheld. Der berühmteste Held des Altertums und zugleich der berühmteste Pantoffelheld der Antike neben dem Göttervater Zeus, Herakles, hat sich den Pantoffel der Omphale öfters gefallen lassen müssen. Der schlagende Pantoffel in der Hand einer Frau war den Griechen so geläufig, daß sie für die Exekution damit einen eigenen Ausdruck hatten: βλαυτοῦν, nach einer Art nur die Fußsohle bedeckender Pantoffeln. Das „Versohlen" ist ein Vorrecht des weiblichen Geschlechtes bei den alten Griechen.

M.

Kleinere Mitteilungen.

S. W. K. Das Berechtigungswesen in Hessen. Eine Erleichterung für die Oberrealschulabiturienten in Hessen, die sich einer Nachprüfung an einem Realgymnasium unterziehen wollen, bringt eine vom 9. d. M. datierte und am 1. Juli d. J. in Kraft tretende großherzogliche Verordnung. Danach kann bei solchen Abiturienten, welche die Reifeprüfung an einer Oberrealschule bestanden und hierbei im Deutschen, im Französischen und in der Mathematik wenigstens das Prädikat

genügend ohne jede Einschränkung erhalten haben, wenn sie sich nachträglich der Reifeprüfung an einem Realgymnasium unterziehen wollen, diese Prüfung auf die lateinische Sprache beschränkt werden. Diese Prüfung kann mit der Reifeprüfung der Schüler eines Realgymnasiums verbunden werden. Ebenso können sich vom 1. Juli an die Oberrealschulabiturienten, welche die vorgenannten Prädikate erworben haben, auch einer Nachprüfung an den Gymnasien, die sich auf das Griechische, Lateinische und eventuell auch auf das Hebräische beschränkt, unterziehen.

ac. Die bisherige Tätigkeit der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung wird durch einige Zahlen des neuen Jahresberichtes veranschaulicht. Die bisherigen Einnahmen betrugen 157,711 Mark, die Ausgaben 134,855 Mark. An Volksbibliotheken kamen 24,882 Bände zur Verteilung. Im ganzen sind 44 Bücher in 275,000 Exemplaren gedruckt worden. Eingeschlossen sind darin 18 neue Auflagen mit 90,000 Exemplaren. Von Jahr zu Jahr ist nach jeder Richtung eine Steigerung eingetreten.

== In der Nähe von Minden ist ein altes Massengrab aufgefunden worden. Es scheint sich um ein altes Kriegergrab zu handeln, das auf die Kriegszüge Karls des Großen zurückzuführen ist. Die Schädel zeigen eine außerordentlich niedere Stirnbildung, so daß man annimmt, es handle sich nicht um die Abkömmlinge eines der germanischen Stämme.

t. Die Frage der Platinnot. Das Platin, das ein schlechthin unentbehrliches Metall für die Herstellung gewisser Geräte namentlich für chemische Untersuchungen ist und während der letzten Jahre eine immer steigende Verwendung gefunden hat, beginnt in bedenklichem Grade knapp zu werden. Es ist ein besonders ungünstiger Umstand, daß eigentlich nur ein einziges Lager von Platin bekannt ist, nämlich im Ural, so daß die ganze Welt in ihrem Platinbedarf auf die russische Ausfuhr angewiesen ist. Nun kommt aber aus Rußland die bedenkliche Nachricht, daß der dortige Handelsminister sich mit der Absicht trägt, die Ausfuhr von rohem Platin ganz zu verbieten. Er will demnächst eine besondere Kommission einberufen, die über drei Fragen entscheiden soll: 1. über das etwaige gänzliche Verbot der Ausfuhr, 2. über die Einführung einer Ausfuhrsteuer, und 3. über die Schaffung einer Staatsanstalt für die Verarbeitung von rohem Platin. Die jährliche Produktion von Platin in Rußland beläuft sich durchschnittlich auf 360 Pud (gegen 6000 Kilogramm). Der Preis hat sich wegen der ständig gestiegenen Nachfrage in den letzten sechs oder sieben Jahren von 8000 auf 17,000 Rubel für das Pud gehoben. Die Versuche, einen befriedigenden Ersatz für Platin zu finden, die dadurch ein gesteigertes Interesse gewonnen haben, scheinen bisher sämtlich nicht erfolgreich gewesen zu sein, obgleich sie unablässig fortgesetzt werden. Uebrigens besteht rohes Platin nur zu etwa 84 Prozent aus reinem Platin. Der Rest aber wird aus anderen seltenen und kostbaren Metallen wie Iridium, Palladium, Osmium u. a. gebildet, nach denen ebenfalls eine erhebliche Nachfrage herrscht.

h.c. Aerztliche Fortbildungskurse finden vom 2. bis 14. Juli 1906 in München statt. Es werden lesen: Physiologie: Prof. Cremer. Pathologische Anatomie: Professor Dürck Chirurgie: Prof. v. Angerer; Dr. Krecke; Stabsarzt, Privatdozent Dr. Schönwerth. Orthopädie: Professor Lange. Ophthalmologie: Prof. Eversbusch; Oberarzt Dr. F. Klein. Innere Medizin. Prof. v. Bauer; Prof. Fr. Müller; Prof. May. Geburtshilfe und Gynäkologie: Prof. v. Winckel; Prof. Amann. Otiatrie: Privatdozent Dr. Wanner. Laryngologie: Prof. Neumayer. Pädiatrie: Privatdozent Dr. Trumpp; Dr. Rommel. Dermatologie: Prof. Kopp. Psychiatrie: Privatdozent Dr. Gaupp. Die Kurse sind unentgeltlich, doch werden von den Teilnehmern 10 Mark zur Deckung sachlicher Ausgaben erhoben. Nähere Auskunft erteilt Dr. A. Jordan, Lessingstraße 4.

* Todesfall. Am 20. Juni ist in Graz der außerordentliche Professor der Chirurgie an der dortigen Universität Ludwig Ebner an den Folgen einer Halsinfektion gestorben

❖

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der ordentliche Professor der pathologischen Anatomie und allgemeinen Pathologie an der kgl. Universität Würzburg Geheimer Rat Dr. Georg Eduard Ritter v. Rindfleisch wurde auf Ansuchen vom Schlusse des Sommersemesters 1906 an von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, und von der Vorstandschaft des Pathologischen Instituts unter Anerkennung seiner langjährigen ausgezeichneten Leistungen im akademischen Lehramte und auf dem Gebiete der Wissenschaft enthoben.

h. c. **Straßburg.** Nachdem Professor Dr. A. Hoche in Freiburg i. Br. den Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger K. Fürstners abgelehnt hat, ist jetzt ein Ruf an den Tübinger Psychiatrieprofessor Dr. med. Robert Wollenberg ergangen.

h. c. **Bonn.** Professor Dr. phil. Karl Kippenberger, Privatdozent für angewandte Chemie, insonderheit Nahrungsmittelchemie, an der hiesigen Universität ist zum Abteilungsvorsteher am Bonner chemischen Institut ernannt worden.

* **Gießen.** Der Privatdozent der Hygiene an der hiesigen Universität und Assistent am hygienischen Institut, Dr. Karl Kißkalt, siedelt, wie man der Frankfurter Zeitung mitteilt, nach Berlin über, um dort eine entsprechende Stellung zu übernehmen.

* **Jena.** Von Auguste Rodin, dem französischen Bildhauer, ist der hiesigen Universität, die ihn im vorigen Jahre zum Ehrendoktor ernannte, eine Athene-Büste zum Geschenk gemacht worden.

oem. **Breslau.** Sein 25jähriges Professorenjubiläum feiert in diesen Tagen der Extraordinarius in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Professor Dr. phil. Konrad Zacher, welcher am 29. Juni 1881 hierselbst zum außerordentlichen Professor für klassische Philologie ernannt worden ist.

* **Greifswald.** Der außerordentliche Professor für Kirchengeschichte an der Universität Marburg, F. Wiegand, hat den Ruf an die hiesige Universität auf den Lehrstuhl Zöcklers angenommen.

* **Aus den Niederlanden.** Am 16. Juni verabschiedete sich der Professor der semitischen Sprachen an der Universität Leiden, Dr. de Goeje, von seiner akademischen Lehrtätigkeit, da er die gesetzliche Altersgrenze, 70 Jahre, erreicht hat. Er bekleidete diesen Lehrstuhl seit dem Jahre 1866 und hat sich hauptsächlich durch kritische Ausgaben arabischer Werke verdient gemacht. Am bekanntesten sind die mit anderen Gelehrten von ihm herausgegebenen Annales Tabarii (15 Bände), eine Enzyklopädie des Islams.

* **Bern.** Dr. G. Finsler, Rektor des städtischen Gymnasiums, erhielt, wie die Frankfurter Zeitung meldet, einen Ruf als ordentlicher Professor für klassische Philologie an die Universität Basel.

H. **Neuenburg.** Der Staatsrat ernannte zum Professor für öffentliches Recht, sowie für eidgenössisches und kantonales Verwaltungsrecht an der hiesigen Akademie, an Stelle des nach Genf übergesiedelten Professors Eugène Borel, den Dr. jur. Tell Perrin in La Chaux-de-Fonds.

❖

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Ernst Frank: Vademekum für M. d. R. sowie andere Parlamentarier und solche, die es werden wollen. Dresden. E. Piersons Verlag. 93 S.

Felicie Ewart: Eine Abrechnung in der Frauenfrage. Hamburg, Leipzig 1906. Leopold Voß. 59 S.

A. Schliz: Die gallischen Bauernhöfe der Früh-La-Tène-Zeit im Neckargau und ihr Hausinventar. (Separat-Abdruck aus Fundberichte aus Schwaben. XIII. Jahrgang. 1905.) Stuttgart 1906. E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung.

Dr. Ottomar Thiele: Ueber wirtschaftliche Verwertung ethnologischer Forschungen. Tübingen 1906. H. Lauppsche Buchhandlung. 55 S.

Graf v. Hoensbroech: Moderner Staat und römische Kirche. Berlin 1906. C. A. Schwetschke u. Sohn. 301 S.

Helen Keller: Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis. Autorisiert. Deutsch von Dr. Rudolf Lautenbach. Stuttgart 1906. Robert Lutz. 87 S.

Heinr. F. Finck: Wagner und seine Werke. Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen. 1. u. 2. Band. Breslau 1906. S. Schottlaender. 434 u. 488 S.

Jahrgang 1906. München, Samstag, 23. Juni. Nummer 143.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 5.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

„Bedürfen wir des Pfarrers noch?“

Unter diesem Titel veröffentlicht Theodor Kappstein das Ergebnis einer Rundfrage.[1]) Der Gedanke ist gut und eine willkommene Ergänzung zu dem, was wir in Büchern und Schriften an Material zur religionspsychologischen Diagnose und Bearbeitung der Moderne finden. Weniger gut fanden ihn die, welche den Herausgeber mit nicht gerade schmeichelhaften Antworten bedachten. Kein Geringerer als Otto v. Leixner schreibt: „Ich hasse diese Art, Stimmen zu sammeln, denn sie ist zwecklos.“ Ein anderer: „Jeder Pfarrer, auch der allerarmseligste Kaplan, besitzt heute unter allen Umständen eine wesentlich größere Kulturbedeutung als die Mode dieser einfältigen Rundfragen.“ Ausgeschwiegen haben sich die Schauspieler, Maler und Bildhauer. Kappstein zieht daraus „den gewiß nicht unberechtigten Schluß, der einer lauten Antwort gleichkommt“: „Wir wissen nicht, was das ist, ein Pfarrer; nicht einmal unter unseren Nippesachen befindet sich etwas dergleichen.“ Ein „talentvoller Berliner Maler“ schrieb sogar: „Ich stehe leider diesen modernen Fragen zu fern, um mir auch nur das geringste Bild einer Meinung darüber machen zu können.“ Das wirft ein ganz bedenkliches Licht auf das allgemeine Bildungsniveau in diesen Kreisen, wenn man sich mit diesen wichtigsten Lebensfragen nicht beschäftigt oder sie wenigstens so oberflächlich betrachtet, daß man die Anfrage keiner Antwort wert geachtet hat. Jedoch soll dieses Urteil nicht auf den ganzen Stand verallgemeinert werden, man weiß nicht, wie viele und welche befragt wurden; es können noch andere Gründe der Ablehnung vorgelegen haben, auch ließen sich, wenigstens unter den Malern und Bildhauern von Ruf, stark religiös Interessierte anführen, von denen ein günstiges Urteil zu erwarten gewesen wäre. Immerhin bleibt jene Tatsache ein Charakteristikum. Die meisten der eingegangenen Antworten stammen von Schriftstellern, viele von Universitätsprofessoren, einige von höheren Beamten, im ganzen 39. Dazu veröffentlicht Kappstein noch sieben Urteile aus theologischen Schriften und fünf aus anderweitigen, z. B. Nietzsches, Eduard v. Hartmanns. Wir lassen dieselben für den Zweck dieses Aufsatzes im allgemeinen außer Betracht.

Auf den ersten Augenblick ist wohl jeder geneigt, die gestellte Frage im Blick auf die Gebildeten unserer Tage zu verneinen. Um so mehr ist man überrascht, in der Einleitung des Buches vom Herausgeber das Ergebnis der Umfrage dahin zusammengefaßt zu sehen, daß die Majorität die Frage bejaht habe. Liest man aber dann die Antworten selbst, so kann man dies nicht uneingeschränkt zugeben. Unseres Erachtens läßt sich überhaupt kein einheitliches Urteil als Ergebnis fällen. Das liegt an verschiedenen Umständen. Ein allgemeiner Schluß auf den religiösen und kirchlichen Standpunkt der Gebildeten läßt sich natürlich schon deshalb nicht ziehen, weil in der Auswahl der zu Befragenden nach Zahl und Person ja immer eine gewisse Willkür stecken wird, die ein objektives Urteil über die Allgemeinheit nicht zuläßt. Am meisten käme man da der Wahrheit nahe, wenn man Umfragen an bestimmte Stände und Berufe richtete, um mit den verschiedenen Sonderbildern sich dann erst ein Gesamtbild von dem allgemeinen religiösen Stand machen zu können. Das wäre eine höchst verdienstvolle und fruchtbringende Arbeit. Für ein Urteil über die bloß veröffentlichten Antworten ist vor allem in Betracht zu ziehen, ob die Frage richtig gestellt ist. Darauf kommt immer alles an. Aber das ist, wie der Herausgeber selbst zugibt, hier nicht der Fall. Die Frage lautet nämlich in der näheren Fassung, wie sie als Umfrage ausgegeben wurde: „Nimmt der evangelische Geistliche innerhalb unseres Kulturlebens auch heute noch eine berechtigte selbständige Stellung ein?“ In doppelter Hinsicht besteht die Schwierigkeit. Zunächst ist die Fragestellung zu weit. Der Herausgeber wollte sie so verstanden wissen, ob die Kirche nur etwas fürs „Volk“ sei, oder ob der Pfarrer auch für die Gebildeten neben den vielen außerkirchlichen Mitteln zur Gewinnung einer Lebens- und Weltanschauung (Literatur, Vorträge) noch eine spezifische Berufstätigkeit habe und welche. Dabei sind als Gesichtspunkte für die Beantwortung noch fünf Momente angegeben: Predigt, Unterricht, Seelsorge, allgemeines Priestertum, christliche Liebestätigkeit. Nimmt man nun noch hinzu, daß die Frage auch dahin verstanden werden kann, ob Religion und Christentum überhaupt noch etwas zu bedeuten haben, ja daß davon die Stellung zur Bedeutung des Pfarrers abhängt, so begreift man, welche Buntheit der Antworten herauskommen mußte und tatsächlich herauskam, nicht bloß in bezug auf den Inhalt, das ist ja selbstverständlich, sondern auch in bezug auf die Art und Weise, wie die Beantwortung angefaßt wurde. Man wußte nicht, wo anfangen und aufhören. Die Zentralfrage schon zu schwierig, zu weitschichtig und nicht eindeutig, dazu noch die Nebenfragen. So kommt es, daß viele, u. a. auch Rosegger und Pfleiderer, auf eine Antwort verzichteten, andere lange Episteln schreiben mußten, andere Beliebiges, Nebensächliches herausgriffen und die Hauptfrage im Dunkel ließen, andere über Dinge sich ausplauderten, bei denen man nicht weiß, was sie mit der Hauptsache zu schaffen haben, andere ganz unklar waren. Das ist der erste Grund, wes-

[1]) Heft 1—2 der Sammlung „Das moderne Christentum“. Berlin 1906. Hüpeden u. Merzyn Verlag.

halb man nicht immer sagen kann, ob ja oder nein und in welchem Sinne.

Der zweite ist noch komplizierter. Es hätte klar sein sollen, daß die Pfarrer beurteilt werden müssen nach dem, was sie selbst nach der untersten Grenze hin allgemeiner Tradition gemäß sein wollen, nicht nach dem, was anderen möglichst subjektiv willkürliches Ideal ist. Bei vielen aber hat die Antwort den Sinn: sie dürfen von unserer Gnade ihr Dasein noch weiter fristen, aber sie müssen in unserem Geiste wirken. Sie müssen Pantheisten, Monisten sein. Würde da der Pfarrer nicht aufhören, Pfarrer zu sein? Trotz der Ausnahmen unter früheren und heutigen Theologen kann man doch wohl sagen, daß das unterscheidende Merkmal der christlichen Religion der Glaube an die Persönlichkeit Gottes ist, sei es auch nur in der Form eines praktischen Postulates im Sinne Kants. Bei den einen ist nun jene Forderung des Pantheismus ausgesprochen, dann aber haben sie nicht, wie sie meinen, dem Pfarrstand eine selbständige Bedeutung zuerkannt, sondern ihn vielmehr illusorisch gemacht und einen neuen an seiner Stelle postuliert; bei den anderen weiß man gar nicht, in welchem Sinne sie Christentum verstanden wissen wollen, aber die pantheistische Deutung scheint bei vielen nahezuliegen, namentlich wenn man in Betracht zieht, wie weit dieselbe in den Kreisen der Schriftsteller und Künstler verbreitet, vielleicht sogar die herrschende ist. Ganz ähnlich liegt die Sache, wenn dem Pfarrer nur eine praktische Bedeutung für die Hebung des sittlichen Lebens des Volkes beigemessen, seine religiösen Vorstellungen aber für irrelevant oder nichtig erklärt, ebenso seine Notwendigkeit für die Gebildeten geleugnet werden. Auch da kann natürlich von einer selbständigen Bedeutung des Pfarrers nicht die Rede sein. Aber man spricht nur von seinem segensreichen Wirken unterm „Volke“ und schweigt davon, was er einem selbst bedeutet; so bleibt auch hier die eigentliche Ansicht der Befragten verborgen. Man sieht, wie vorsichtig man im Einschätzen der einzelnen Urteile sein muß. Ganz sicher geht man eigentlich nur bei denen, die sich klar aussprechen, oder die man aus ihren Schriften oder ihrer Person nach kennt. Sehr viele aber erkennen dem Pfarrer eine Bedeutung zu, die er selbst gar nicht haben will, für die er sich sogar manchmal sehr bedanken müßte, andere lassen ihre eigentliche Ueberzeugung im Hintergrund, wieder andere reden schillernd und unklar. Daß wir damit sehr skeptisch geworden sind, ist uns wohl bewußt. Und es soll im Gegensatz dazu auch betont werden, daß in sehr vielen Fällen eine optimistische Deutung einfach deshalb ihr Recht hat, weil es ja das Natürliche ist, den Pfarrer so zu beurteilen, wie man ihn kennen gelernt hat, also in seinem traditionellen Sinne. Namentlich bei den Antworten, die ein einfaches oder kurz umschriebenes Ja enthalten, wird eine solche Deutung berechtigt sein. Jedenfalls aber ist ein einheitliches, zutreffendes Urteil aus den angeführten Gründen unmöglich. Will man nur vermutungsweise ein solches aufstellen, so halten vielleicht die berechtigten Ja den Nein knapp die Wage. Und legt man auf unsere kritischen Prinzipien weniger Wert, sondern nur auf die Gunst oder Ungunst der Urteile, so hat der Herausgeber recht, daß die Mehrzahl der Bescheide die Frage bejaht. Interessant sind aber nun für uns die einzelnen Ausführungen.

Der einzige, der die Frage klar und scharf umschrieben hat, ist Professor Eleutheropulos, Zürich. Er unterscheidet die Religion sehr bestimmt von allen anderen Gebieten der Kultur, Bildung, Moral, sozialer Arbeit, und hebt hervor, daß die spezifische Bedeutung des Pfarrers gegen andere Kulturträger auf dem Glauben an (einen persönlichen) Gott beruhe. In diesem Sinne hätte unseres Erachtens die Frage gestellt werden müssen, so hätte sie am meisten eingetragen. Eleutheropulos gibt auch eine ebenso klare und bestimmte Antwort. Sie ist positivistisch. Religion sei naive, volksmäßige Erklärung der Welt, die von der Wissenschaft bereits überholt ist. Da aber diese Vorstellung von einem Gott psychologisch wohl begründet sei und ewig dauern werde, so werde auch der Pfarrer ewig sein müssen, „ob auch nicht als ein beneidenswertes Zeugnis geistlicher Befreiung“. Es wäre interessant gewesen, wenn sich Eleutheropulos über diese psychologische Begründung näher ausgesprochen hätte. Denn ist es wirklich so, daß unser Bewußtsein immer wieder religiöse Akte vollziehen muß, und zwar nicht bloß das des „Volkes“, und auch noch nach der Ueberholung der religiösen Welterklärung durch die wissenschaftliche, d. h. ist Religion ein Bewußtseinsgesetz, so ist damit ihr erkenntnistheoretischer Wahrheitsbeweis erbracht, denn eine Wahnvorstellung vollzieht man nicht immer wieder, so sinnlos ist unser Bewußtsein nicht eingerichtet. Der Dichter Heiberg meint ähnlich, daß der Pfarrer aus Zweckmäßigkeitsgründen in seiner Stellung noch erhalten werden müsse, bis — was nur eine Frage der Zeit sein könne — „der Ausdruck unseres religiösen Bewußtseins andere Formen angenommen“. Das trifft nicht zu. Wie auch Viktor Blüthgen erklärt, wird es einen Pfarrer geben, solange es Religion gibt; es könnten sich mit dem Wandel der religiösen Vorstellungsformen höchstens seine Arbeitsformen wandeln. Jedes Kulturgebiet muß seinen Verwalter haben, sonst trocknet es von selbst ein oder wird von widrigen Mächten zerstört. Solange noch nicht das Nietzsche-Ideal von der Alleinherrschaft der extremen Individualisten verwirklicht ist, wird auch die Religion der Pflege in Gemeinschaften bedürfen, und Gemeinschaften brauchen Persönlichkeiten als Führer. Wir kommen darauf noch zurück. Im übrigen werden wir damit von selbst zu einer Ansicht geführt, wie sie schon seit dem Altertum bestanden hat und jetzt wieder weitere Verbreitung findet. Religion ist notwendig fürs Volk, eine Krücke seiner Moral und Ersatz einer Weltanschauung. Aber der Gebildete hat sie nicht mehr nötig — „das Moralische versteht sich von selbst“ —, jedenfalls nicht mehr die christliche, höchstens die Religion des Guten, Wahren, Schönen, wo Gott zur materialistischen Substanz und zur Kraft verkrüppelt ist. Man muß die Besonnenheit dieses Urteils loben, weil man sie nicht überall findet. Aber nur Aufklärungsfanatiker und Sozialisten können glauben, daß das Volk zu einer Bildungsaristokratie und Weltanschauungsreligion etwa eines Fr. Th. Vischer oder Häckel erzogen werden könnte, welche übrigens nach aller religionsgeschichtlichen Erfahrung und Volkspsychologie sofort wieder absterben oder auf neue tragfähigere Vorstellungsformen verfallen müßte. Ueberzeugungen angeführter Art finden sich auch unter den Antworten auf die Umfrage, wenn auch teilweise nur mutmaßlich. Der bekannte Romanschriftsteller Heer beginnt mit dem bezeichnenden Satze: „In sehr weiten Kreisen noch“, und schätzt den Pfarrer als den „volkstümlichen Anwalt einer höheren Lebensauffassung“, der „dem Volke die Leitsterne einer höheren Lebensführung aufstellt“ und tatsächlich viel Segen bringt. Professor Plate, Direktor des Geologischen Museums in Berlin, beginnt ebenso klassisch: „Da ich Naturforscher und als solcher selbstverständlich Freidenker bin, so hat der Pfarrer für mich nur insofern eine gewisse Bedeutung, als er praktisches Christentum, d. h. soziale Fürsorge treibt.“

Eine positivere und mehr allgemeingültige Bedeutung schreiben, teilweise mit pantheistischer Färbung, folgende dem Pfarrer zu. Geheimrat Czerny spricht sehr respektvoll von ihm als „einem historisch gewordenen, aber durchaus notwendigen Kulturelement, das als Träger der ethischen Beziehungen der Menschen berufen ist, ein Gegengewicht gegen den einseitigen Materialismus zu schaffen. ... Am Krankenbett, namentlich bei hoffnungslosen Kranken, ist die Ergänzung der ärztlichen Tätigkeit durch eine wirklich humane Seelsorge, die das Menschliche menschlich zu fassen weiß, kaum zu entbehren.“ Der bekannte Lyriker Falke: „Auch wer nur dem Gott in sich, dem Guten, dienen will, bedarf im ablenkenden Getriebe des Tages der Mahner, Stärker, Tröster. Solange der Mensch eine Seele hat, wird er auch eines Seelsorgers nicht entraten können und wollen, sei es auch in welcher Gestalt immer.“ Und Fritz Lienhard: Das Ziel der pfarramtlichen Tätigkeit ist, den heiligen Gral in uns zum Glühen zu bringen“.

Uebergehen wir die Bescheide, welche sich nur mit einem umschriebenen Ja, und die, welche sich ganz in kirchlichem Sinne ausdrücken, so sind uns die wieder besonders interessant, welche zwar eine freundliche Stellung einnehmen, dabei aber wichtige Bemerkungen machen. Da steht sofort die Frage, als welche Kappstein seine Umfrage hauptsächlich gestellt hat. Braucht der *gebildete* Christ noch einen Pfarrer? Die Unkirchlichkeit unserer Zeit legt uns hier die Antwort schon zum voraus nahe. Es sind die verschiedensten Gründe, welche weite Kreise zu einem Nein drängen. In erster Linie die Zeitstimmung eines aufs feinste nüancierten Individualismus, besonders und in extremer Weise durch Nietzsche zum Bewußtsein gebracht. Der Herausgeber gibt deshalb einen ausführlichen Auszug aus dem Werke des bekannten Nietzsche-Schülers Dr. Ernst *Horneffer*: „Das klassische Ideal" (Reden und Aufsätze von Ernst und August Horneffer). Einige wichtige Leitgedanken seien mitgeteilt:

Jede Organisation „auf Grund geistiger Werte ist eine Verengung, Verkümmerung der Menschenseele". „Alles Geistige kann nur persönlich sein. Macht man etwas Geistiges zu etwas Gemeinsamem, gründet man daraufhin eine Gruppe, einen Verein, eine Gemeinde, eine Kirche, so stumpft man sich ab, dann streift man allen Blütenstaub von ihm ab. Es wird kalt und schal. Es ist die Form des seelischen Lebens für geringere Menschen, die die Persönlichkeit, das Recht der Persönlichkeit, noch nicht erkannt haben, wo alle Menschen noch gleichmäßig unter eine Norm, einen Wert, einen Glauben zu bringen sind. Menschen höherer Bildung müssen, wenn sie ehrlich und mutig sind, diese Form abweisen, müssen sie aus ihrer tiefsten Feindschaft heraus bekämpfen. Der Begriff Kirche, der Begriff Gemeinde gehört nach Palästina, Aegypten, Syrien, kurz nach dem Orient, nach Asien." Die Kirche ist der Tod der religiösen Persönlichkeit, sie zerstört das schöpferische, selbsttätige Leben, sie unifarmiert, nivelliert, unterbindet die originalen, ursprünglichen Impulse.

Sind dies nun auch Erfahrungen, welche die Religionsgeschichte schon lange gelehrt hat und die jeder feinfühligere Mensch machen kann, so ist es doch das unschätzbare Verdienst Nietzsches, die Rechte des Individuums gegen die modernen sozialen Einschnürungen der Persönlichkeit prinzipiell und mit prometheischer Kraft geltend gemacht zu haben. Allerdings in extremer Weise. Aber Tatsache ist, daß seine Ideen in verschiedenem Grade auch in christliche Kreise eingegangen sind. Man denke nur an die große Gemeinde von Johannes Müller. Auch Theodor *Kappstein* und Dr. *Platzhoff-Lejeune*, Genf, beides frühere Theologen, gehören zur individualistischen Bewegung. Das protestantische Prinzip des allgemeinen Priestertums mache die Kirche ungültig. „In der großen weltgeschichtlichen Stunde, da Luther in Worms „Ich" sagte, das römische „Wir" ablehnend, war mit der Thronerhebung des persönlichen Gewissens zur höchsten und einzigen Instanz in Glaubenssachen der Protestantismus geboren, die Religion des Individualismus; beseitigt die Kirche, der Priester, das Sakrament, die Uebung als religiöse Funktion." Nur das Bedürfnis der Menge, für ihren Verkehr mit Gott eine Anleitung zu haben, und die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses zu diesem Zwecke soll tatsächlich eine Organisation rechtfertigen. „Nur spreche man das Prädikat „Christ" denen nicht ab, die nach dem Prinzip des allgemeinen Priestertums Gott außerhalb der Kirche, in der Natur, im Leben, im Beruf, im Freunde, in der Familie, in der Einsamkeit suchen und finden, ohne nach einem besonderen Gottesdienst Bedürfnis zu empfinden."

Eigentlich läßt sich gegen eine solche Anschauung schwer etwas sagen, da es zweifellos eine tiefe, rein individuelle Religiosität gibt. Aber die Frage ist doch, ob sie die normale ist oder ob jene Bedürfnislosigkeit nicht einfach auf besondere, nicht allgemeingültige Umstände zurückzuführen ist. Ohne weiteres ist zwar zuzugeben, daß es infolge der Verfeinerung unseres Innenlebens und der offeneren Geltendmachung der individuellen Empfindungen im Gottesdienst selten ohne persönliche Anstöße und Verletzungen abgehen kann. Das liegt aber in der Natur der Sache, und jeder Einsichtige wird das von vornherein als eine unumgängliche Begleiterscheinung einer dadurch noch nicht angegriffenen Sache hinnehmen. Das Gemeinsame kann nicht zugleich das Individuelle und das Individuelle nicht zugleich das Gemeinsame sein. Aber ebenso unumstößlich ist die von der Religionswissenschaft festgestellte Tatsache, daß eine Religion nie und nimmer ohne Kultus sein kann. Das war nicht nur in der Geschichte so und gilt nicht bloß fürs „Volk", sondern das liegt im Wesen der Religion als ein psychologisches Gesetz, das jeder, auch der Gebildete, an sich selbst nachprüfen kann. Mag die Religiosität auch immerhin rein individuell gepflegt werden können, in der Natur, in der Betrachtung der Geschichte, im täglichen Leben, mag sie sich als platonischer „Eros", als „intellektuelle Gottesliebe", als mystische „Tiefenschau" oder als Liebe zum Guten präsentieren, das ist doch aber nur *eine* Seite; die ganze, vollkräftige Religion ist etwas zu Ursprüngliches, zu Eigenmenschliches, zu Uebermenschliches, als daß es sich in engen, individuellen Schranken ausleben könnte, es sucht wie jede andere Lebensmacht, welche in ihrer elementaren Kraft die einzelne Menschenbrust zu sprengen droht, Wege aus dem Individuum hinaus, um ausgelebt, ausgereinigt und gestillt in gemäßigter Fülle in dasselbe zurückzukehren. So sucht auch die Frömmigkeit als naturnotwendiger Trieb, als metaphysischer Zwang, ganz ähnlich wie der Kunsttrieb, nur in weit verstärkterem und allgemeinerem Maße nach Formen der Selbstbefreiung, nach künstlerischen Symbolen, als den notwendigen Verzweigungen und Auflösungen des Stammerlebnisses, nach Selbstanschauung und Selbstgenuß, nach Mitteln, dem Irrationalen, welches das vereinzelte Individuum oft schwerer erfassen kann, auf gefühlsmäßigem, breiterem Wege zu begegnen.

Dies alles aber findet die Religion am besten in der Gemeinschaft und ihren Formen, wie alle geistigen Werte in ihrer Nachdrücklichkeit und Ursprünglichkeit uns aus dem *lebendigen* Konnex mit Persönlichkeiten der Gemeinschaft kommen, weil sie uns hier als konkrete, anschauliche, objektive Mächte ergreifen. So hat auch das religiöse Einzelbewußtsein in der feiernden Gemeinde nicht nur seinen volltönenden Resonanzboden, sondern zugleich das natürliche Stärkungsmittel, die Kräftigung des einzelnen durch das Allgemeine. Das alles will erlebt sein. Man muß nur einmal über kleine, oft nebensächliche persönliche Anstöße hinwegkommen können, um das Erhebende, Ergreifende, Bereichernde empfinden zu können, das in gemeinschaftlichem Gesang und Gebet, in gemeinsamer Andacht liegt. Gerade unsere modern-pantheistische Frömmigkeit müßte in dem Gemeinschaftlichen einen anders nicht zu erreichenden Genuß des Allwaltenden und Allwirksamen sehen. Der Kultus ist, wie man sich wissenschaftlich ausgedrückt hat, die „Aktualisierung" der Religion, d. h. da wird die fromme Gesinnung in Bewegung gesetzt, sie wird durch die zahllosen (evangelischerseits leider nicht immer zahllosen) gefühlsmäßigen Mittel entzündet, es entstehen, wie einst in den Mysterien, die Schauer vor dem göttlichen Geheimnis, sie steigern sich durch den Fortgang des Gottesdienstes, ergreifen in ihrer Stärke das ganze Gefühls- und Empfindungsleben und führen so dem Menschen neue religiöse Lebensimpulse zu.

Aehnliches gilt von der Predigt. Wenn ihr alleiniger Zweck die Weckung und Klärung religiöser Vorstellungen, also ein theoretischer wäre, könnte sie allerdings durch Bücher und Vorträge ersetzt werden. Aber eben in dem Gefühlsmoment, in der unvergleichlichen Wirkung, die nur eine Persönlichkeit auszuüben vermag, liegt ihr spezifischer Wert; an Persönlichkeiten erwacht das religiöse Leben am besten und wird auch durch sie am besten erhalten.

Der Orientalist *Meinhof* (Berlin) schrieb: „Christentum ist nicht eine Lehre, eine Theorie, ein System, das man sich in der Studierstube aneignen kann, sondern es ist Leben und Gemeinschaft. Darum braucht es zu seinem Bestehen Träger dieser Gemeinschaft — Leute, die dieses

Leben hegen und pflegen." Aufgabe des Predigers ist, „Liebe und Vertrauen zu dem ihm selbst bekannten Christus erwecken und durch die Aussicht auf Vollendung den arbeitenden, kämpfenden, suchenden Herzen neue Kraft zuführen, beziehungsweise die vorhandene bewahren und mehren . . . Zweifellos können und sollen ähnliche Wirkungen auch von anderen Christen ausgehen, aber indem einem diese Tätigkeit als Amt besonders übertragen wird, wird er in den Stand gesetzt, sie vollständiger, vielseitiger, nicht nur zufällig und gelegentlich, sondern regelmäßig auszuüben. — Da diese Aufgabe nicht lediglich intellektuell, ja nicht einmal in erster Linie intellektuell ist, kann sie durch die eigene Gedankenbildung nicht ersetzt werden."

Sehr wichtig ist auch, was Eduard v. Hartmann schreibt: „Da bei den meisten Menschen die religiösen Vorstellungen als solche zur kräftigen Motivation des Willens nicht ausreichen, sondern der Unterstützung durch religiöse Gefühle bedürfen, so ist auch die in bloßer Mitteilung von Vorstellungen sich bewegende Belehrung nicht ausreichend, sondern bedarf der Ergänzung durch Reden, welche ergreifend, erschütternd, mahnend, rührend, erhebend, tröstend, erbauend u. s. w. wirken." Daß durch die pfarramtliche Tätigkeit das allgemeine Priestertum nicht aufgehoben, sondern beides sich ergänzende Faktoren sind, bedarf keiner weiteren Ausführung. Bemerkt sei noch, daß zahlreiche Antworten auf die Umfrage in einem richtigen Gefühl von der eben hervorgehobenen Bedeutung des Pfarrers besonders als Predigers mit Nachdruck „Persönlichkeiten" fordern.

Dr. Emil Ott.

(Schluß folgt.)

Ein neuer Roman Hegelers.*)

Der Titel erweckt die Erinnerung an die Ritter- und Räuberromane, über die sich Hauff in den „Memoiren des Satan" mit so köstlicher Satire lustig macht, auch an die Schundliteratur, die man auf Messen und Jahrmärkten zu kaufen bekommt. Von einem so feinen Erspürer und Zeichner seelischer Regungen wie Hegeler war aber von vornherein anzunehmen, daß nicht der wilde, rohe Stoff ihn reizte, daß er vielmehr etwas Psychologisches darin gefunden haben muß. Der Verfasser hat sich in das Treiben und die Anschauungsweise einer mittelalterlichen Korsarenverbindung ganz hineinzuleben gewußt, so daß es ihm gelungen ist, uns die sagenhaften Gestalten in voller Lebendigkeit vorzuführen. Wie diese Menschen leben, fühlen und denken, die sich außerhalb aller Menschenordnung stellen, die nur ihre eigenen Gesetze kennen, die aber hochhalten, was aus ursprünglich gearteten Naturen wird, die von der Gefahr des Korsarentums angezogen wurden und die sich nun ganz dem Raub und Mord widmen, darüber erzählt das Buch weite Vorstellungsreihen.

An der ligurischen Küste, in der Nähe von Camogli, haben sich ganz verschwommene Ueberlieferungen von der „Brüderschaft San Malabrancas", einer Seeräuberverbindung des 13. Jahrhunderts, erhalten. Der Verfasser hatte sich eines Abends auf dem Felsenkliff verspätet und starrte bei bewölktem nebligen Himmel auf die meer- und sagenumrauschte Stätte. Da wurde der alte Korsarenturm lebendig und ließ ihn die romantischen schauervollen Begebenheiten sehen, die sich da vor vielen Jahrhunderten abgespielt haben.

Pietro, der Sohn eines deutschen Ritters, den diesem seine als Knappe verkleidete Begleiterin geboren hatte, als sie sich auf dem Wege ins heilige Land befanden, wird von dem Oelbauer Vercellini mit dessen eigenem Sohne aufgezogen. Schon von früher Jugend an ist es das Ziel seiner Träume und Wünsche, in die „Brüderschaft Malabrancas" aufgenommen zu werden, und das erreicht er denn auch dank der Befürwortung des Korsaren Salvatore, der ihn einmal mit Freude über seine Kraft und seinen Mut beobachtet hatte, als er in der Brandung tapfer mit den Wellen kämpfte. Das Dazwischentreten Salvatores rettet Pietro das Leben, das bei seinem ersten Erscheinen im Korsarenturm ernstlich bedroht war. Später kämpfen Pietro und Salvatore treu Seite an Seite, und es entspinnt sich eine warme Freundschaft zwischen dem jungen bäurischen und dem reifen adligen Manne. Salvatore gehört einem vornehmen venezianischen Geschlechte an; die Genüsse und die Enttäuschungen des Lebens hatten ihn übersättigt und zu dem Entschluße gebracht, sich den Korsaren anzuschließen. Pietro ist trotz seiner ritterlichen Abkunft ohne jede höhere Bildung, ohne geistige Ansprüche in bäurischer Umgebung aufgewachsen. — Salvatore war bei einer Fahrt des von ihm befehligten Schiffes Bellerophon an die spanische Küste verschlagen worden, und ein stürzender Mastbaum hatte ihn schwer verwundet. Im Hause eines jüdischen Arztes fand er Pflege; bei der Rückkehr zu den Gefährten bringt er dessen Tochter Cheirinca mit, die sich an ihn gehängt hatte. Das auf den ersten Blick ganz unscheinbare Mädchen mit den schmächtigen Gliedern und den kohlschwarzen Augen übt auf Salvatore wie auf Pietro einen zaubergleichen, unwiderstehlichen Reiz aus. Sie ist anders als die anderen Mädchen des Turmes, die Genossinnen der Korsaren, die jedem von ihnen angehören. Sie hat nicht nur einen starken Willen, ein leidenschaftliches Temperament, sie bringt auch als Erbteil von ihrem weisen Vater geistige Kraft, selbständige Anschauung über Welt und Leben mit. Salvatore, der gewohnt war, überall widerstandslos zu siegen, wirbt um ihre Gunst wie ein schüchterner Liebhaber, was Pietro zu erstaunten mißbilligenden Aeußerungen veranlaßt. Darauf erwidert ihm Salvatore: „Es liebt eben jeder auf seine Art. Du liebst wie ein Barbar, ich wie ein Künstler. Freilich kann ich sie zwingen, aber das freut mich nicht. Wer wird eine zarte Rosenknospe mit Gewalt aufbrechen? Von selbst muß sie sich öffnen." .... „Veränderlich wie das Meer, so auch mein Leben. Nun behagt es mir eben, zu flehen, weil es mich langweilt, stets erhört zu werden." Jugend aber will zu Jugend, und Cheirinca drängt sich dem schönen frischen Pietro zu, zu dem sie sich schon nach den begeisterten Schilderungen Salvatores hingezogen gefühlt hatte. Sie gießt in die Seele des ursprünglichen, naiven Menschen quälende Zweifel, neue Gedanken und Anschauungen, sie erweckt in ihm das Bedürfnis, sich über sich selbst und die sittlichen Forderungen des Lebens klar zu werden. Sie gibt sich ihm ganz und will ihm dauernd angehören, aber er soll auch ihr treu sein und sie mit keinem und keiner anderen teilen. Salvatore aber kann nicht von ihr lassen, er bestürmt Pietro, daß er ihm, dem alternden Manne, nicht das letzte raube, was seinem Leben Freude sei, daß er auf Cheirinca verzichten solle. Lange bleibt Pietro ungerührt, aber da er den Eindruck gewinnt, daß Salvatore, von seiner Weigerung ins Innerste getroffen, sein Leben wegwerfen wolle, ruft er ihm zu: „Cheirinca sei dein", und bleibt kummervoll im Turm zurück, während Salvatore das Mädchen bei einem neuen Raubzuge des Schiffes mitnimmt. Cheirinca aber will nicht über sich verfügen lassen, sie versagt sich dem Salvatore, und dieser wird von der Begierde so sehr der klaren Denkkraft beraubt, daß er seine Theorie von der verfeinerten Liebeskunst vergißt und Cheirinca durch Schläge und Mißhandlungen gefügig zu machen sucht. Das erfahren wir nach der Rückkehr des Schiffes, da Cheirinca in Pietros Gemach kommt und ihm die Narben und Mäler zeigt. Sie ist von tiefem Haß gegen Salvatore erfüllt und sucht auch Pietro gegen ihn aufzubringen. Salvatore findet die beiden beisammen und richtet heftige bittere Worte gegen Pietro. Nachdem er fortgegangen, sucht Cheirinca weiter bei ihm zu schüren, und am nächsten Tage kommt es dann zu einem blutigen Zweikampf zwischen Salvatore und Pietro, wie er zu dem Korsarenbrauch gehört. Salvatore hatte nur den einen Gedanken, daß er Cheirinca allein haben müsse und daß für ihn und Pietro zusammen kein Raum mehr auf der Welt sei.

*) Pietro der Korsar und die Jüdin Cheirinca von Wilhelm Hegeler. Berlin 1906, Egon Fleischel u. Co.

Cheirinca sucht die Leidenschaft und den Zorn Pietros immer mehr aufzustacheln, und dieser wird durch die unritterliche Art, in der Salvatore die Waffe führt, auch so erbittert, daß er ihn an der Nackenstelle, von der Cheirinca immer vorher gesprochen, ersticht. Schon vor dem Zweikampfe war es wie eine Vision über ihn gekommen, daß er siegen und daß er den Tod des Freundes rächen werde, der durch seine eigene Hand fallen müsse. Er hatte darum Cheirinca mehrfach dringend angefleht, sie möge fliehen, aber sie bleibt, berauscht sich an dem Sieg Pietros und weidet sich an der Leiche Salvatores. Bei den Korsaren war ein dumpfer Groll gegen sie und Salvatore entstanden, weil dieser während der Seefahrt ständig bei ihr gewesen war und seine Hauptmannspflichten vernachlässigt hatte. Es hatten sich darum schon einige zusammengefunden, die ihren Tod verlangen und sich gegen den pflichtvergessenen Hauptmann auflehnen wollten. Nachdem dieser durch Pietros Hand gefallen, tritt Pietro an seine Stelle. Nun werden die grollenden Anklagen gegen die Jüdin wieder laut. Pietro selbst hält dem gefallenen Hauptmann die Totenklage, erinnert an das, was er in seinen guten Zeiten gewesen und durch was er so gesunken. Und als wieder Schreie gegen die Jüdin laut werden, ruft er mit starker Stimme, daß diese nicht allein es ist, daß es dem Ganzen gilt, und seine Anklage gegen die Weiber gibt das Signal zu einem furchtbaren Morden, wie die Niedermetzelung der Freier in der Odyssee. Und damit ist es auch zu Ende mit der Brüderschaft der Seeräuber. Pietro läßt die Leichen in die See bringen und steuert gramdurchwühlt in die Weite. Wohin das Schiff ihn führen wird, was noch aus ihm werden mag, darauf gibt das Buch keine Antwort. Für das Seeräubertum ist er verloren, seitdem sein frisches Draufgängertum von des Gedankens Blässe angekränkelt worden ist.

Grauenvoll, dieses Blutbad. Aber es liegt Größe in der Kunst, mit der der Verfasser es gleichsam blitzartig vor unseren Augen sich vollziehen läßt. Wenn ein zeitgenössischer Dichter einen so fremdartigen, entlegenen Stoff in gebundener Rede oder einem Drama behandelte, so würden wir daran nichts Sonderbares finden; die Darstellung in einem Roman aber mit ganz moderner Technik und ganz moderner Sprache und Empfindung, mit einem beständigen Hineinleuchten des Verfassers in die Seele des Helden wirkt wie ein Anachronismus. Für mancherlei Widersprüche, die wir in dem Buche finden, suchen wir vergebens nach einer Lösung. Daß die festeste Männerfreundschaft gefährdet wird, wenn ein Weib in Frage kommt, das ist in allen Zeiten und allen Zonen so gewesen, aber die Umgestaltung in dem ganzen Charakter und Wesen Salvatores unter dem entnervenden Einfluß der Leidenschaft macht bis zu einem gewissen Grade den Eindruck der Uebertreibung. Er erscheint zuerst reif, überlegen und hochsinnig und wird später schwach, falsch und tückisch. Daß Cheirinca, die aus einem geistig hohen Milieu kommt, sich an ihn gehängt hat, war vielleicht Abenteuerlust, vielleicht aber ist sie von seiner imposanten Persönlichkeit gefesselt worden. Der furchtbare Haß, den sie später gegen ihn empfindet, läßt sich vielleicht als umgeschlagene Liebe erklären. Warum er das Mädchen, das doch in seiner Gewalt war, körperlich mißhandelt hat, bleibt auch unerklärt, da es zu seinem ganzen Wesen nicht stimmt. Ob Cheirinca von Liebe zu Pietro hingezogen wurde oder ob sie ihn nur dazu auserkoren hat, ihre ehrgeizigen Pläne zur Städtegründung zu erfüllen, darüber kommen wir auch nicht zu voller Klarheit. Pietro selbst, in dessen unberührte Seele sie die Gedanken an die Pflichten der Menschen, an die Familie, an die Gesetze Gottes geworfen hat, wird dadurch aus dem naiven Haudegen ein Grübler, und manche seiner Gedankenprozesse sind wohl nicht aus der Zeit geschaut, sondern machen modernen Eindruck. In dem Kampfe gegen den alten Freund, in dem Racheopfer, das er ihm brachte, handelte er unter einem unwiderstehlichen Zwang. Mit unerbittlicher Logik ist es motiviert, daß er den Freund töten und dann den Zwang, unter dem er stand, rächen mußte. Cheirinca selbst ist ein rätselhaftes Wesen, die in der elementaren Wildheit einen Widerspruch gegen das Milieu bildet, dem sie entstammt. Wie sie mit ihren feinen Reizen auf den Sprossen einer alten Kultur verderblich, auf den aus dem Volke herausgewachsenen Pietro geistig erhebend wirkt, das ist fein angedeutet und mag den Leser zu weiterem Ausspinnen anregen.

Ein seltsames Buch, in dem viel Kraft und Schönheit steckt, das aber durch den Widerspruch des Stoffes zu unserer heutigen Anschauungsweise, von der auch der Verfasser ausgeht, nicht zu einem vollendeten Kunstwerk werden konnte.

S. S.

Totengebräuche im oberen Swanetien.

H. In der in Tiflis erscheinenden russischen Zeitung Kawkas (Nr. 260 v. J.) finden wir unter diesem Titel aus der Feder eines Augenzeugen D. Tschervenakow einen bemerkenswerten Artikel, dessen Hauptinhalt wir hier wiedergeben.

Das „obere Swanetien" bildet den nordöstlichen Teil des Kreises Letschchum im Gouvernement Kutais und liegt im Oberlauf des Ingur; dasselbe stößt im Norden an den Hauptkamm des großen Kaukasus und ist auf seinen übrigen drei Seiten von der äußerst schwer zugänglichen swanetischen Gebirgskette umgeben. In seinem südwestlichen Teil wird diese Kette von dem wilden Ingur durchbrochen, aber seine enge Schlucht ist auf ca. 40 Kilometer von senkrechten, aus dem Fluß aufsteigenden Felsen eingeschlossen, welche sie unzugänglich machen.

Den einzigen Zugang nach Swanetien bildet der Latpari-Paß im südlichen Teil des swanetischen Gebirges. Die Höhe desselben reicht nahe an 11,000 Fuß. Offen ist dieser Paß nur von Mitte Juni bis Ende Oktober, in der übrigen Zeit des Jahres ist er völlig geschlossen und selbst die kühnsten Swaneten wagen es nicht, über denselben zu gehen.

Diese Abgeschlossenheit des „oberen Swanetien" von der übrigen Welt ist der Grund, warum sich hier noch eine Menge fast heidnischer Bräuche erhalten hat, welche auf sehr primitive Lebensanschauungen hinweisen.

Den ersten Platz unter solchen Gebräuchen nimmt durch seine Umständlichkeit und Feierlichkeit das bis ins Detail ausgearbeitete Zeremoniell der Bestattung der Toten ein.

Die Nachricht von einem Todesfall in der Gemeinde verbreitet sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Nach 1—1½ Stunden füllt sich das Sterbehaus mit Verwandten, welche der Waschung des Leichnams beiwohnen wollen. Ist der Verstorbene ein Mann, so wird er vorher rasiert. Die Waschung wird nach christlichem Brauch vollzogen. Dabei brechen die Anwesenden in Weinen oder vielmehr in ein wildes Geheul aus. Nach der Abwaschung legt man die Leiche auf ein großes auf der Erde ausgebreitetes Stück Leinwand. Unterdessen begeben sich einige Männer in den nächsten Wald und fällen einen Baum für den Sarg. Das untere Ende wird in der nötigen Länge abgehauen, von der Rinde gereinigt und in der Mitte der Länge nach durchsägt, worauf die beiden Hälften ausgehöhlt werden. Dann ist der Sarg fertig. In eine der Hälften wird die mit reinen Kleidern angetane Leiche gelegt und dann die andere Hälfte daraufgenagelt.

Die erste Pflicht der Anverwandten und nahen Freunde ist es, die Kleider zu wechseln. Die Frauen kehren ihre Pelze mit dem Fell nach außen und lösen die geflochtenen Haare auf; die Männer ziehen ihre neuesten Kleider an und müssen vier Tage lang mit entblößtem Haupte herumgehen, selbst dann, wenn sie sich weit vom Hause entfernen.

Die Beerdigung findet am dritten, vierten, ja fünften Tage nach dem Tode statt. Der Grund für die Verzögerung liegt in den großen Vorbereitungen, welche für das Leichenmahl getroffen werden müssen. An diesem muß das ganze Dorf, Kinder und Greise nicht ausgenommen, teilnehmen. Daher ist der Aufwand für dasselbe sehr beträchtlich.

Die Gemeinde besteht in der Regel aus ca. 500 Köpfen, welche alle zur Leichenfeier kommen müssen. Jedermann muß ein zweipfündiges Brot, ein großes Stück gekochtes Kalbfleisch,

eine Portion abgekochte Kartoffeln und endlich so viel „Arakl" (Schnaps) erhalten, soviel er trinken kann.

Es ist klar, daß für 500 Menschen nicht geringe Vorräte nötig sind. Vor allem müssen ca. 16 „Kwidolen"[1]) Weizen gekauft und gemahlen werden. Das kostet ca. 70 Rubel. Dann braucht man nicht weniger als vier Ochsen, welche ca. 160 Rubel kosten, für 15 Rubel Kartoffeln und endlich 40 bis 50 Eimer Arakl (ein Eimer = 1.229 Dekaliter). Je nach dem Ertrag der Ernte kostet der Eimer einen Rubel und darüber. Dazu kommt noch die Ausgabe für den Priester und den Psalmenleser und verschiedene Kleinigkeiten, so daß die Gesamtkosten sich auf 300 bis 320 Rubel belaufen.

Zum Begräbnistag muß alles fertig sein, das Brot gebacken, das Fleisch gekocht und der Schnaps zur Stelle sein.

Fünf Stunden vor dem Leichenbegängnis fängt man an auf einem Horn zu blasen. Dieses Signal ladet die Gemeinde zur Versammlung vor dem Sterbehause.

Schnell versammeln sich die festlich gekleideten Dorfbewohner zum bevorstehenden lustigen Schmaus. Da kommt ein Haufen buntgekleideter Mädchen, begleitet von kleinen Kindern, dann nähern sich die Erwachsenen und hinter ihnen die Alten, auf ihren Stab gestützt. Sie alle haben große Eile, um bei der Bewirtung ja nicht zu kurz zu kommen. Diejenigen, welche großes Verlangen nach Schnaps haben, versammeln sich schon am frühen Morgen bei dem Haus. Etwa zwei Stunden, bevor die Leiche herausgetragen wird und wenn sich alle versammelt haben, beginnt das Beweinen des Toten. Das Zimmer, wo der Leichnam liegt, wird durch eine Menge Wachslichte erhellt, die von den Swaneten selbst hergestellt werden. Sie werden an die Pfosten angeklebt, welche die Decke des Zimmers tragen, ebenso an die Wände und andere Gegenstände. Während das Zimmer erleuchtet wird, versammeln sich in demselben die Verwandten und nahen Bekannten des Verstorbenen, und im Vorzimmer steht ein Männerchor.

Vor Beginn des Beweinens singen die Männer einige Lieder. Diese werden von den Swaneten geheim gehalten. Doch konnte der Berichterstatter einiges über den Inhalt erfahren. Der Abgeschiedene wird darin als ein sehr glücklicher Mensch besungen, weil er aus dem irdischen Jammertal in das bessere Jenseits mit seinen Seligkeiten übergegangen, sodann wird die Trauer geschildert, welche der Hingang des geliebten Verstorbenen veranlaßt hat, und daran schließt sich die Bitte, er möge die Hinterbliebenen nicht vergessen.

Nach den Liedern beginnt die Klage. Als erste tritt eine Frau auf, welche den Toten näher gekannt hat. In der Mitte des Zimmers stehend, rühmt sie die Tugenden desselben. Je nach einigen Worten bricht sie in lautes Weinen aus.

Alle Anwesenden stimmen in das Geheul ein, wobei viele, um ihren großen Schmerz zu zeigen, sich auf die Wangen schlagen und solche bis aufs Blut zerkratzen. Nachdem das erste Klageweib seine Rolle geendet, stellen sich die im Zimmer anwesenden Frauen in eine Reihe und eine nach der anderen nähert sich dem Sarg und nimmt Abschied vom Toten, wobei sie laut weint und sich ins Gesicht und auf die Brust schlägt. Dasselbe tun auch die Männer. Aber bis die Reihe an die einzelnen kommt, unterhalten sie sich sehr laut, machen schlechte Witze und lachen und erst bei der Annäherung an den Sarg machen sie ein trauriges Gesicht und beginnen bitterlich zu weinen. Die übrige Gesellschaft derer, welche vom Toten keinen Abschied nehmen, drücken ihr Beileid durch lautes Heulen aus, wobei jeder den anderen zu überschreien sucht. Erst, wenn der Priester kommt, wird alles still und die gewöhnlichen Totengebete werden gesprochen.

War der Verstorbene ein Mann, so wird, ehe man ihn aus dem Hause trägt, sein Gefährte und Kamerad bei der Arbeit, der Ochse, an seinen Sarg geführt; an seine Hörner sind angezündete Wachslichte befestigt. Nachdem er einige Augenblicke neben dem Toten gestanden, führt man ihn wieder weg. Das ist nach dem Glauben der Swaneten die letzte Freude, welche der Verstorbene ins Jenseits mitnimmt. Beim Hinaustragen der Leiche brechen alle in lautes Heulen aus. Den Sarg tragen 6 oder 8 Männer, hinter demselben folgen die Frauen und dann die Männer. Dem Zug voraus reitet der nächste junge Verwandte. Auf halbem Wege macht der Zug Halt, der Sarg wird abgestellt und alle, außer den ältesten Greisen, knien nieder und senken den Kopf zur Erde. Die Greise stellen sich um die Knienden herum, strecken die Hände aus und rufen dreimal: „Weh mir! der ich auf Erden bleiben muß." Hierauf geht der Zug weiter.

Wenn der Tote zum Grab gebracht wird, so wirft sich die Mutter oder Schwester mit wildem Geheul in das Grab und legt sich in demselben nieder, um damit zu zeigen, daß sie bereit wäre, dem Toten zu folgen. Manchmal kostet es große Anstrengung, sie herauszuziehen. Wenn der Sarg versenkt wird, so heulen alle, wie vom größten Schrecken ergriffen, laut auf, zerreißen ihre Kleider und zerkratzen sich das Gesicht. Sobald das Grab sich schließt, stellen sich die Männer um dasselbe und schreien wieder dreimal: „Weh mir! Weh mir!" Sodann begeben sich alle ins Sterbehaus zum Leichenmahl und zwar viel eiliger, als sie hergekommen.

Das Leichenmahl verwandelt sich in geräuschvolles wildes Gelage, bei welchem sich alle betrinken. Oftmals gibt es dabei Streit und tödliche Verwundungen. Alter Haß und Feindschaft erwachen wieder im trunkenen Mut. Die ungeheure Menge Schnaps, welche vertilgt wird, läßt das Leichenmahl bald in eine wilde Orgie ausarten. Die Angehörigen des Toten aber, welche die großartige Schmauserei veranstalten müssen, sind oft genötigt, ihre ganze Habe daran zu setzen. Es kommt vor, daß sie alles bis auf das letzte Stück Land, das letzte Kalb oder die letzte Ziege verkaufen müssen.

So hat das Festhalten an den uralten Gebräuchen sehr traurige Folgen, so daß die Gastgeber und die Teilnehmer am Schmaus nicht selten den Tag des Leichenmahls verfluchen, aber trotzdem kann das Volk nicht von ihnen lassen.

[1]) Die „Kwidola" ist ein Maß von 55—60 Pfund Weizen und kostet in Swanetien ca. 4 Rubel.

——→ • ←——

Bücher und Zeitschriften.

Die Poesie des Evangeliums Jesu. Ein Versuch von Otto Frommel. Berlin 1906. Verlag von Gebr. Paetel. 192 S.

Ein feines, zartes Buch, das den beachtenswerten Versuch macht, einmal das Evangelium Jesu nur vom ästhetischen Gesichtspunkt aus zu würdigen. Und wenn der Verfasser im Vorwort sagt, daß es „sein besonderes Streben war, ein Buch zu schaffen, das den religiös Interessierten unter den Gebildeten einen Begriff von der Schönheit des Evangeliums, von der künstlerischen Größe der Person Jesu zu vermitteln imstande sei", so müssen wir aus vollster Ueberzeugung urteilen, daß dies in hervorragendem Maße ihm gelang. Frommel, der uns früher das Buch: „Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung" geschenkt und der auch sonst dichterisch tätig ist, war dazu ganz besonders berufen. In der wundervoll geschriebenen Einleitung bekennt er, daß ihm „hoch oben im bayerischen Gebirge die Schönheit des Evangeliums" aufgeleuchtet sei. Nachdem er zunächst die Beziehungen zwischen der „Sprache der Religion und der Sprache der Poesie" erläutert und festgestellt hat, daß beide, obwohl sie sich der „symbolisierenden Phantasiesprache" bedienen, dennoch in vieler Hinsicht sich unterscheiden („Religion und Poesie sind wie Schwestern, die nur miteinander sich glücklich fühlen, obwohl sie von verschiedener Geistesart zu sein sich bewußt sind"), faßt er im zweiten Kapitel: „Die Ueberlieferung der Worte Jesu", in Kürze die Ergebnisse der kritischen Arbeit zusammen, die heute von der Mehrzahl der neutestamentlichen Forscher als sicher angenommen werden, und kommt zu dem Schluß, daß, obgleich „der Duft und die Farbe des Originals uns unwiederbringlich verloren sind", „wir trotzdem einen nicht unbedeutenden Schatz von Worten Jesu besitzen, von solcher Deutlichkeit und Plastik des Ausdruckes, von so tiefem Inhalt, so leuchtend sich abhebend von allem, was uns sonst von der Literatur der urchristlichen

Zeit erhalten ist, daß uns nur die Wahl bleibt, Jesus für ihren Urheber zu erklären oder sie einem großen Unbekannten zuzuweisen" (S. 35). Sodann bespricht er ausführlich „die poetischen Formen der Worte Jesu", vor allem also die Gleichnisse, bei denen man nie vergessen darf, „daß sie Dichtungen sind, Niederschläge eigener seelischer Erlebnisse, künstlerische Prägungen innerer Offenbarungen". „Die Spiegelung der äußeren Welt" (nämlich der Natur, des Kulturlebens seiner Zeit und des religiösen und kirchlichen Lebens seiner Landsleute „in Jesu Worten" stellt der Verfasser in folgendem Kapitel vor Augen. „Jesu Schauen ist von einer seltenen Klarheit und Unbefangenheit. Ein Schauen mit weitgeöffnetem Auge. Es offenbart einen Beobachter, der die Dinge sieht, wie sie sind, ohne Trübung, ohne Verzerrung." (S. 1127.) Wie in den drei Symbolen: der Vatergott, das kommende Gottesreich und der Messias-Menschensohn „das Erlebnis Jesu seinen gedrängtesten Ausdruck gefunden", zeigt das fünfte Kapitel: „Das religiöse Erlebnis und seine Symbole." „Auch die Symbolik des Evangeliums nimmt teil an dem poetischen Charakter aller Religion, ist bis zu gewissem Grade Dichtung. Darum ist auch nur poetisches Empfinden ein zu seiner Erfassung geeignetes Medium." (S. 1557.) Das letzte Kapitel sucht den Leser zu dem Verständnis „Jesu als Künstler des Lebens" zu führen. In Jesus, der „im höchsten Grade eine schöpferische Natur" war, „lag auch ein künstlerisches Element", das lehrt seine wunderbare Objektivität, seine großartige Wahrheitsliebe, seine Empfänglichkeit, überhaupt der Zauber seiner ganzen überragenden Persönlichkeit. Höchst dankenswert sind auch die angefügten Belege und Anmerkungen, die von eingehender Kenntnis der neueren theologischen Literatur zeugen und die dem Zweck vollkommen entsprechend sind, wenn auch der Fachmann noch manches hinzuzufügen haben würde.

—l.

Leitfaden der Wetterkunde. Gemeinverständlich bearbeitet von Dr. R. Börnstein, Professor an der kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. XII und 230 Oktav-Seiten. Mit 61 in den Text eingedruckten Abbildungen und 22 Tafeln. Braunschweig 1906, bei F. Vieweg u. Sohn.

Es ist erfreulich und interessant zugleich zu beobachten, daß, wie die Lehren fast aller einzelner naturwissenschaftlichen Disziplinen, so auch jene der Wetterkunde allmählich in immer weiteren Kreisen Eingang finden. Denn daß dies der Fall ist, geht nicht nur aus der Tatsache des ungestörten Nebeneinanderbestehens einer größeren Anzahl von Lehrbüchern dieses Wissenszweiges, sondern auch aus dem Erfolge hervor, der den besseren von ihnen beschieden ist. Noch sind seit der Vollendung der zweiten Auflage von Hanns ausführlichem „Lehrbuch der Meteorologie" kaum einige Monate verstrichen, so sind wir neuerdings in der Lage, den Leserkreis dieser Beilage auf ein in seiner Art nicht minder vortreffliches meteorologisches Handbuch, nämlich auf Prof. Börnsteins „Leitfaden der Wetterkunde", aufmerksam zu machen, das vor kurzem gleichfalls in zweiter Auflage erschienen ist. Aber während das erstgenannte Werk in der Hauptsache für den Fachmann und den Studierenden bestimmt ist, wendet sich das vorliegende Buch an die weitesten Kreise in Stadt und Land in der ausgesprochenen Absicht, der ausübenden Wetterkunde möglichst zahlreiche Freunde zu werben. Dieser Absicht entsprechen Auswahl, Umfang und Anordnung des Stoffes, sowie die durchaus gemeinverständliche, auf mathematische Formeln und Entwicklungen vollständig verzichtende Darstellung des letzteren in gleicher Weise. Nach einer kurzen Einleitung, die in erster Linie den Bestandteilen unserer Atmosphäre gilt, werden der Reihe nach die einzelnen meteorologischen Elemente: Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Bewölkung, Niederschläge, Luftdruck und Winde, mehr oder weniger eingehend behandelt, wobei stets die Ergebnisse der neuesten Forschung, insbesondere auch jene der internationalen Ballonfahrten, entsprechend berücksichtigt sind. Aus der Wechselwirkung der einzelnen meteorologischen „Elemente" entsteht das „Wetter", dessen verschiedenen Typen, zusammen mit den Erörterungen über Gewitter, Luftelektrizität, Jonentheorie u. s. w., wiederum ein Abschnitt gewidmet ist. Im letzten (achten) Abschnitt endlich finden der praktische Witterungsdienst, seine Leistungen und Ziele, namentlich aber die Art seiner Organisation in den verschiedenen Kulturländern eine ausführliche, bis auf die neueste Zeit reichende Darlegung. Die am Schluß folgenden Tabellen dürften für viele Leser eine ebenso angenehme Beigabe bilden wie das sehr reiche Literatur- und das ausführliche Inhaltsverzeichnis. Von ganz besonderem Werte sind ferner die ausgezeichneten Tafeln, die dem Buche in so großer Anzahl beigegeben sind; namentlich werden die wundervollen farbigen Wolkentafeln den ungeteilten Beifall aller Leser finden. Wir zweifeln nicht, daß das vortreffliche Buch seinen Zweck, nämlich der Meteorologie recht viele neue Anhänger zu gewinnen, auf das beste erfüllen wird

-rt-

Allgemeine Rundschau.

Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten.

Das Problem der Einwanderung in die Vereinigten Staaten hat seit längerer Zeit das Interesse weitester internationaler Kreise erregt. Ein neues Werk über die Einwanderung, welches genaue Information über alle einschlägigen Daten bietet, wird deshalb einem literarischen Bedürfnisse entsprechen. Ein solches Werk, das für lange Zeit dem Historiker und Politiker — wie die amerikanische Kritik anerkennt, — gute Dienste leisten wird, ist nunmehr von Prescott F. Hall unter dem Titel „Immigration and its Effects upon the United States" im Verlage von Henry Holt & Cie in New-York herausgegeben worden. — Seit dem Jahre 1820, in dem die Einwanderung in die Vereinigten Staaten in größerem Maße begann, bis zur Gegenwart hat die Anzahl der Einwanderer in die Vereinigten Staaten etwa ungefähr 23 Millionen betragen. Im allgemeinen waren es Arbeitskräfte, die erst für die Tätigkeit in der neuen Welt geschult werden mußten, und man hatte mitunter auch mit „unterstützter Einwanderung" und damit auch mit allen Arten von Verbrechen, Krankheiten und Betrug zu rechnen. Was die Nationalität der Einwanderer anbelangt, so kamen zunächst in erster Linie die Irländer in Betracht, jetzt sind auch Polen, Russen, Israeliten, Italiener, Portugiesen zahlreich in der Einwanderungsstatistik zu verzeichnen. Bezüglich der Charakteristik der verschiedenen Nationalitäten sind folgende Feststellungen des Verfassers von Interesse. Die Deutschen sind fleißig und gewandt. „Sie besitzen einen starken Patriotismus und suchen ihre Nationalsprache und ihre nationalen Sitten durch politische, musikalische und soziale Organisationen zu erhalten." Auch die Engländer halten an ihren nationalen Eigenheiten fest, und zwar in dem Maße, daß sie vielleicht die am langsamsten assimilierbaren von allen englischsprechenden Nationen sind. Die israelitischen Einwanderer sind fleißig, geistig gewandt, aber es ist bei ihnen Anlage zu Krankheiten zu konstatieren. Die Italiener bleiben national abgeschlossen, ihre Mängel sind Leichtsinn und Leidenschaftlichkeit. Die Japaner werden sehr gelobt als lernbegierig, im allgemeinen moralisch und bestrebt, den Gesetzen zu gehorchen. Hinsichtlich der Bildung wird festgestellt, daß die Portugiesen, Süditaliener und Syrier zu den ungebildetsten unter den Einwanderern zu zählen sind. Bezüglich der Verbrechen wird behauptet, daß diese mehr unter der eingewanderten Bevölkerung vorherrschen als unter der einheimischen. Von Interesse ist die von dem Verfasser konstatierte, übrigens bekannte Tatsache, daß mit der Naturalisation viel Betrug getrieben worden ist. Während der Herrschaft des Tweed Ring in New-York sind 68,000 Naturalisationsurkunden ausgefertigt worden, viele davon erst zur nachträglichen Ausfüllung durch die politischen Machthaber und ihre Agenten. Was die Einwanderungsgesetze anbelangt, so müssen z. B. speziell hinsichtlich der Frage der Exklusionsgesetze gegen die chinesische Einwanderung gegenwärtig die Folgen dieser Gesetze, der chinesische Boykott amerikanischer Waren und die Gefahren für die amerikanischen Missionen ernstlich von den politischen Kreisen der Union in Betracht gezogen werden. Es bleibt abzuwarten, wie sich diese Kreise in Zukunft zu dieser und sonstigen Einwanderungsfragen, die in dem neuen Werk dargelegt sind, verhalten werden.

☙

Kleinere Mitteilungen.

* Ein antikes Sühnedenkmal. Ein interessantes Monument ist, wie aus Rom berichtet wird, in der Nähe des Flecken Monterotondo auf dem Landgut des Herzogs Mario Grazioli entdeckt worden. Es ist ein großartig konstruiertes Puteal, ein Brunnen, der zum Gedächtnis eines Schandflecks der römischen Geschichte, an der Stelle, wo die Römer am 18. Juli 390 am Alliaflusse von den Galliern eine schmähliche Niederlage erlitten, errichtet wurde, zur Sühne gleichsam, um den drohenden Zorn der Götter abzuwenden. Bis in die letzte Zeit des Kaiserreiches erschien dieser Tag im römischen Kalender als Unglückstag. Nach den Untersuchungen des Professors Angelo Pasqui, der die Ausgrabungsstätte im Auftrag der italienischen Regierung besuchte, ist die Identifikation der ausgegrabenen Teile des Brunnens mit diesem historisch äußerst interessanten Sühnedenkmal aus der Zeit der Agonie des römischen Kaiserreiches sicher erwiesen. Der Brunnen besteht aus einer großen runden Umfassung, die sich hoch über den Fußboden erhob, 34 Meter im Durchmesser hatte und über 4 Meter hoch war. Sie war mit großen Travertinquadern bekleidet. In der Mitte war der

Brunnen offen. Im Innern befand sich ein Netz von Feldsteinmauern, die ein scharfes Polygon bildrten, nm dem Druck des Erdrriches gegen die Travertinbekleidung entgegenzuwirken.

* Dreiteilung des Winkels auf mechanischem Wege. Eine bedeutungsvolle Erfindung ist nach der Pos. Ztg. dem 25jährigen Lehrer Luczak in Ostrowo, Kreis Hohensalza, geglückt, nämlich die Dreiteilung des Winkels anf mechanischem Wege, eines Problems, dessen Lösung bis dahin noch nicht gelungen war. Diese Teilung vollzieht der Erfinder mit Hilfe eines neu konstruierten Zirkels, der an einem Fuß noch zwei mit Knien verfrhene Seitrnfüße hat. Mit diesem Zirkel läßt sich nun jeder beliebige Winlel in drei Teile zerlegen. Den Zirkel hat der Erfinder in Deutschland und noch in acht anderen Kulturslaaten patentieren lassen. Eine Fabrik bot für das Pulent bereits 30,000 Mark.

NB. Verwertung des atmosphärischen Stickstoffs für Sprengmittel. Auf bayerischem Boden plant die Badische Anilin- und Sodafabrik in Mannheim, wie wir dem Streffleur entnehmen, eine große Wasserkraftanlage zu errichten, um nach dem Bikenlandschen Verfahren anf elektrischem Wege Salpetersäure aus dem Stickstoff der Luft zu gewinnen. Es haudelt sich hier nicht um Gewinnung von Salprtersäure für Düngungszwecke, sondern um Herstellung von Kalisalpeter für Sprengmittel, wie es die Italiener bei den Wasserfällen von Terni machen. Das Projekt besteht kurz in folgendem: Oestlich von München, knapp an unserer Grenze, strömen zwei Seitenflüsse des Inn in südnördlicher Richtung nahezu parallel und sind an einer Stelle nicht weiter als sechs Kilometer voneinander entfernt. Es sind das die vom Chiemsee kommende Alz und die in ihrem Unterlauf zwischen Bayern und Oesterreich die Grenze bildende Salzach. Der Umstand, daß die Alz an der Brücke bei Burgkirchen eine absolute Höhe von 399 Meter, die kaum sechs Kilometer entfernte Salzach östlich bei Burghausen nur eine solche von 348 Meter hat, soll ausgenützt werden, um die Alz in die Salzach überzuleiten nnd das Gefälle von 50 m zu verwerten. Das Gelände, das für den Durchstich in Betracht kommt, steigt an einer Stelle nur bis zu 456 Meter, und da ferner an dem kurzen Flußlauf der Alz vom Durchstich bis zur jetzigen Mündung keine großen Dörfer liegrn, so könntrn wegen Entziehung der Wassermassen mit Bewohnrrn keine Streitfragen entstehen. Auch technische Schwierigkeiten dürften sich bei der Durchführung nicht ergeben.

* Von der französischen Akademie. Als Nachfolger Perrauds ist nun doch Kardinal Mathieu zum Mitglied der Akademie ernannt worden. (Vgl. Beilage Nr. 87, S. 96.) Damit hat also in dieser Körperschaft eine der Kirchenpolitik der Regierung feindselige Strömung die Oberhand behalten.

* Ein Thomas a Kempis-Verein. Kürzlich wurde, wie wir in der Kölnischen Volkszeitung lesen, von einer Anzahl angesehener Katholiken nnd Protestanten, die in Zwolle zusammengekommen waren, beschlossen, einen Verein zu gründen, der den Namen Thomas a Kempis tragen und dessen Zweck sein sollte, alles zu sammeln, was mit dem in der ganzen Welt verehrten Verfasser der Nachfolge Christi in Verbindung steht. Die verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen seiner Werke, die ihm gewidmeten Büchee, Dokumente, Gemälde, Bilder und andere Gegenstände, die sich auf seine Person beziehen, endlich auch Erinnerungen und Urkunden betreffend die interessante Bewegung der sogenannten „modernen Devotion", worin die Windesheimische Kongregation, zu der Thomas a Kempis gehörte, eine so große Rolle gespielt hat, werden möglichst vollständig gesammelt und in einem Thomas a Kempis-Museum zu Zwolle ausgestellt werden. Eine Kommission, zu der u. a. der bekannte Architekt Dr. Cuijpers, der Abg. Jonkheer Dr. de Stuers und als Sekretär Professor Dr. Kalf gehören, ist schon ernannt worden. Zur Behandluug der von Dr. Kolf entworfenen Satzungen und zur endgültigen Gründung des Vereins wurde am Montag, 18. Juni, zu Windheim eine Versammlung abgehalten.

* Internationale ethische Konferenz. In Eisenach, wo vor 13 Jahren die Führer der deutschen ethischen Bewegung zum ersten Male zu gemeinsamen Beratungen zusammentraten, wird vom 1. bis 5. Juli eine Internationale ethische Konferenz abgehalten werden. Deutschland wird durch den Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur Geheimen Rat Professor Dr. Wilhelm Foerster, sowie durch Professor Dr. August Döring, Dr. Rudolf Penzig und Dr. Arthur Pfungst vertreten sein, während die Oesterreichische ethische Gesellschaft ihren Sekretär Wilhelm Börner als Delegierten entsenden wird. Auch Professor Felix Adler aus New-York, bekanntlich der Begründer der ethischen Bewegung, hat sein Erscheinen in Aussicht gestellt.

* Ein Thüringer Dorfmuseum soll, wie der Vossischen Zeitung geschrieben wird, am 1. Juli in Ruhla eröffnet werden. Gegenüber den lockenden Reizen des Stadtlebens soll dem einfachsten und auch dem gebildeten Einwohner des Ortes die Heimat lieb und wert gemacht werden. Die Erzeugnisse der Vergangenheit in Kunst und Kunsthandwerk geben dem Dorfhandwerker Anregung zu selbständigem, frischem Schaffen. So soll ein Dorfmuseum nicht nur Geschichle nnd Kultur eines Ortes darstellen, sondern es hat auch eine ideale und praktische Bedeutung. Die Ruhlaer Gründung hat daneben den Zweck, die Lücke in der Kenntnis des deutschen Kunstgewerbes auszufüllen; alte Schränke, Truhen und Laden, Waffenschmiede- und Messerschmiedeartikel, Porzellan und Trachten sollen in dem Musrum untergebracht werden.

* Ein Flaubert-Museum. Der Pavillon Gustave Flauberts bei Croisset in der Nähe von Rouen, der von Bewunderern des großen französischen Romanschriftstellers angekauft worden war, wurde vor einigen Tagen bei der Uebergabe an die Stadt Rouen feierlich eingeweiht. In dem Pavillon, der früher der Arbeitsraum Flauberts war, wurde ein kleines Flaubert-Museum untergebracht.

* Von der Stuttgaeter Bibliothek. Wie verschiedene andere deutsche Bibliotheken, ist auch die kgl. Landesbibliothek in Stuttgart von dem verstorbenen Professor der romanischen Sprachen Dr. E. Böhmer, zuletzt in Baden-Baden, mit einem Vermächtnis aus seiner Bibliothek bedacht worden. Es sind dies seine spanischen und italienischen Bibeln und Bibelteile, zusammen 224 Bände. Die große Bibelsammlung der Stuttgarter Bibliathek erhält damit einen schönen Zuwachs namentlich an spanischen Bibeln (207 Bände), der ihren Gesamtbestand auf nahezu 8000 Bände erhöht.

* Fremdsprachliche Ferienkurse. Gemeinnützige, kostenfreie Ferienkurse für jedrn Vorwärtsstrebenden zur Erlernung der englischen und französischen Umgangssprachen, sowie doppelten und einfachen Buchführung, Handelskorrespondenz, Rechnung, Wechsellehre und Stenographie finden in diesem Sommer an der Berliner Handels-Akademie, L. Reil, statt. Auswärtige erhalten den Unterricht nach genauer Anleitung schriftlich, am Schluß findet eine Prüfung statt. Kostenfreie Ueberwachung aller Arbeiten durch Fachlehrer. Die zum Unterricht nötigen Materialien hat sich jeder Teilnehmer selbst zu beschaffen, weitere Kosten als Porta erwachsen dann nicht. Höhere Schulbildung ist nicht erforderlich. Unterrichtsdauer 4 bis 6 Monate für jedes Fach. Anfragen unter Beifügung des Rückportos sind an die Direktion der Berlinee Handels-Akademie, L. Reil, Berlin SW. 68, Markgrafenstraße 19, zu richten.

* Todesfall. Der Zoologe und Protozoenforscher Fritz Schaudinn ist am 22. Juni gestorben

Hochschulnachrichten.

* Der Verband deutscher Hochschulen, der in diesen Tagen in Hamburg seine Jahresversammlung abgehalten hat, überwies 500 M als Spende an den allgemeinen deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland anläßlich dessen 25jährigen Bestehens. Für die nächste Tagung wurde Münster gewählt, für die Geschäfte des Vororts die Charlottenburger Hochschule.

hc. **Heidelberg.** Geheimer Rat Professor Dr. phil. Heinrich Rosenbusch, Vertreter der Mineralogie und Geologie an der hiesigen Universität, feiert am 24. Juni seinen 70. Geburtstag.

* **Münster i. W.** Als Privatdozent für Anatomie wird sich Herr Dr. med. Johannes Brodersen an unserer Universität habilitieren.

* **Jena.** Die Zahl der Studierenden der Landwirtschaft am landwirtschaftlichen Institut der hiesigen Universität beträgt in diesem Sommersemester 85 (84 Immatrikulierte, 1 Hörer). Gegen das Sommersemester 1905 ist die Zahl der Studierenden um 19, gegen das Wintersemester 1905/06 nm 12 gestiegen; eine gleich große Frequenz hatte das Institut seit dem Sommersemester 1865 nicht aufzuweisen.

hc. **Breslau.** Der außerordentliche Professor für deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht, Handelsrecht und bürgerliches Recht an der Universität Jena, Dr. jur. Herbert Meyer, hat einen Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger des nach Göttingen versetzten Professors Dr. Konrad Beyerle erhalten.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Rembrandts Radierungen.

Rembrandt, der die Kunst des Radierens plötzlich zu ihrer vollkommenen Höhe emporgehoben hat, ist weit mehr dem Rufe nach als in der Tat bekannt. Man weiß, daß er diese Technik, die bis dahin als ein leichter und billiger Ersatz für den mühevollen Kupferstich gedient hatte, zu ihrer vollen Freiheit und Ausdrucksfähigkeit entwickelte, so daß sie ihm für die Gestaltung einiger seiner vollendetsten Schöpfungen als ein der Malerei nahezu gleichwertiges Mittel dienen konnte. Diese höchsten Leistungen seiner Radiernadel, wie das Hundertguldenblatt, die drei Kreuze, die drei Bäume und einige andere Darstellungen, namentlich neutestamentlichen und landschaftlichen Inhalts, haben denn auch allgemeine Verbreitung gefunden. Vor der großen Menge seiner übrigen Radierungen, die erst das Wesen seiner Kunst vollkommen erfassen lassen, steht aber gewöhnlich der Beschauer wie vor einem wirren Dickicht, durch das er sich keinen Weg zu bahnen weiß und das er daher lieber überhaupt gar nicht betritt.

Diese bedauerliche Tatsache läßt sich aus der Art und der Bestimmung der Kupferstichkabinette erklären, die ihren Inhalt nach einer rein äußerlichen Regel geordnet aufbewahren müssen, um ihn stets übersichtlich zu erhalten. Bietet nun das Werk eines Künstlers so außerordentliche Schwierigkeiten, das Echte von dem Falschen zu unterscheiden, wie gerade dasjenige Rembrandts, so muß, bis eine Einigung über die Grundfragen erzielt ist, diejenige Reihenfolge beibehalten werden, welche wenigstens die umfassendste ist. Die Folge einer solchen Anordnung — in diesem Fall nach dem alten Adam Bartsch, der den Inhalt der Darstellungen zum Leitfaden nimmt, daher mit den alttestamentlichen Gegenständen beginnt und mit den Stilleben endigt — ist aber, daß nicht nur echte und falsche Blätter wirr durcheinanderlaufen, sondern auch Erzeugnisse der spätesten Jahre des Künstlers, die naturgemäß ein ganz anderes Aussehen haben, dicht neben denen seiner frühesten Zeit ihren Platz finden können, wozu noch als verwirrender Umstand die verschiedene Güte der einzelnen Abdrücke hinzutritt, die nicht nur in der größeren oder geringeren Schärfe beruht, sondern sich häufig auf Zustände bezieht, die erst auf Veranlassung eines späteren Unternehmers entstanden sind, somit die originale Arbeit des Künstlers vollständig verfälschen.

Unter solchen Umständen muß es mit Freuden begrüßt werden, daß jetzt die sämtlichen Radierungen des Meisters samt den ihm fälschlich zugeschriebenen Werken in einer billigen und handlichen Ausgabe wiedergegeben worden sind.[1]) Finden dabei auch nicht alle Wünsche Erfüllung, indem manche Blätter in unzureichendem Abdruckszustande vorgeführt werden (worauf der Herausgeber, der eine fertige Arbeit vorfand, nicht mehr einzuwirken vermochte) und daher in einem besonderen Abschnitt, abgetrennt von den originalen Arbeiten, ihren Platz erhalten haben, so ist doch die Entschiedenheit, womit der Herausgeber diese Gelegenheit benutzt, um die Frage nach der Echtheit oder Unechtheit der einzelnen Blätter einer eingreifenden Untersuchung zu unterziehen, durchaus zu billigen.

Die Aufgabe, welche schon viele Forscher beschäftigt hat, ist äußerst schwierig und befindet sich noch ziemlich weit von ihrer Lösung. Aber gerade angesichts einer Persönlichkeit von so hervorragender Bedeutung wie Rembrandt muß sie immer wieder neu aufgegriffen werden, wird stets zu anregendeu Erörterungen führen und kann gerade bei einer solchen Gelegenheit wie der Wiedergabe seines Gesamtwerks mit der größten Aussicht auf Erfolg durchgeführt werden.

Von den bisher Rembrandt überhaupt zugeschriebenen etwa 400 Radierungen werden jetzt etwa 140 als ihm nicht gehörend unter ziemlich allgemeiner Zustimmung verworfen — es sind zum Teil Arbeiten seiner Schüler, die er jedoch mit seiner eigenen Namensbezeichnung in deu Handel brachte, dann Erzeugnisse seiner Zeitgenossen und endlich einige Fälschungen —, so daß etwa 260 übrig bleiben. Nachdem der ausgezeichnete englische Radierer Seymour Haden davon noch einen ganzen Teil verworfen und andrerseits der in England lebende französische Radierer Legros die Zahl der unzweifelhaft echten auf 71 und die der wahrscheinlich echten auf 42, zusammen also auf 113 angegeben, schlägt Singer insofern mit Recht einen Mittelweg ein, als er diese Zahl, soweit ich sehe, auf 143 erhöht, wozu noch ein gut Teil der von ihm als zweifelhaft aufgeführten 72 kommt, nämlich alle diejenigen, welche er wegen des zu späten Abdruckzustands, in dem sie hier wiedergegeben sind, von seiner ersten Gruppe ausschließt. Diese Trennung ist zu bedauern, da sie die Uebersichtlichkeit erschwert; doch kommt es ihm vor allem darauf an, die Gruppe der unzweifelhaft echten Blätter vollkommen einwandfrei zu gestalten, da er ein möglichst klares Bild von Rembrandt in seiner Größe entwerfen will. Die übrigen etwa 185 verfallen der dritten Abteilung, dem Schlund der Verworfenen. Kritik an diesen Werturteilen zu üben, ist hier nicht der Ort; künftige Kataloge werden von ihnen vielfach Gebrauch machen, wenn sie auch wegen des Mangels sicherer Kennzeichen nicht so weit werden gehen können, wie Singer es tut; aber bei der vorliegenden Veröffentlichung handelt es sich auch viel weniger um die Stellungnahme zu den zweifel-

[1]) Rembrandt. Des Meisters Radierungen in 402 Abbildungen. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlagsanstalt, gr. 8.

haften Blättern als um das richtige Verständnis des Künstlers an der Hand der zweifellos echten. Von diesem Standpunkt aus sind die eindringenden Bemerkungen, die Singer dem Gegenstande in seiner Einleitung widmet, in hohem Grade willkommen zu heißen.

Bei der Beurteilung des Künstlers geht er von der diesem eigentümlichen Technik aus, die von keinem der Nachstrebenden auch nur annähernd erreicht worden ist, und spricht den Preis den Radierungen aus der Jugend des Meisters zu und denjenigen, welche deren Grundsätze auch noch in der späteren Zeit beibehalten. In diesen klaren, reinen Aetzarbeiten, die nur durch den ausdrucksvollen, aber aufs äußerste belebten Strich wirken, z. B. bei den Landschaften, „sehen wir nirgends den Versuch, das Laub, die Felder, die Gräser und Büsche, die Bauten und Gewässer zu beschreiben, noch das Bestreben, erzählend ihre Eigenart klarzulegen"; dagegen „liegt in dieser spärlichen Linie die Zauberkraft der Andeutung, welche nicht nur die Gestalt des einzelnen Gegenstandes, welche auch noch seinen Platz im Raum und die ihn umgebende Luft veranschaulicht". — Später freilich „häuft Rembrandt die Striche manchmal in einer Weise, daß die Linie ihre Selbständigkeit verliert und sich zu Tonflächen verbindet. Damit nähert sich die Wirkung, äußerlich genommen, wohl etwas der Natur, denn die Natur tritt uns nicht in Liniengestalt, sondern als Fläche vor Augen. Aber das kommt einem stilistischen Mißgriff gleich, denn jetzt stellen wir unwillkürlich den Vergleich mit der Natur an — was uns, solange es sich nur um die reine Linie handelte, nicht einfiel —, und jetzt erst verspüren wir, daß das eigentlich Naturähnliche, die Farbe, fehlt."

Mustergültig weiß dagegen der Künstler in anderen Fällen das Mittel anzuwenden, wodurch er nur ihm eigentümliche Wirkungen erzielt hat, die kalte Nadel, welche dort, wo sie das Kupfer tief genug aufritzt, jenen die Druckerfarbe festhaltenden Grat erzeugt, der solchen Blättern die schummrige Wirkung einer geistreichen Tuschzeichnung verleiht. „Auf diese Art entsteht ein gewisser Rhythmus, jedesmal ein anderer und einer, der sich der Stimmung des Blattes anschmiegt. Er ist der Träger der künstlerischen Komposition. Daß es nur auf diesen Rhythmus ankommt, beweist schon die Tatsache, daß der Grat nicht etwa bei den gleichen Gegenständen auf dem Blatte wiederkehrt, daß er also nicht an das Stoffliche gebunden ist."

Ueberhaupt diente ihm der Gegenstand der Darstellung, auch bei seinen Bildnissen, nur dazu, um seinem eigenen Empfinden einen greifbaren Ausdruck zu geben. Bei seiner berühmten Landschaft mit den drei Bäumen „kann man, wie fast bei keiner zweiten Arbeit, verfolgen — obgleich man ja das Vorbild selbst nicht zur Hand hat —, wie hier der Künstler das einzelne umschuf, um es in ein bestimmtes Verhältnis zum anderen zu bringen, wie er die wirkliche Landschaft, die er vor Augen hat, gleichsam nur als die Klaviatur betrachtet, von der er sich eine Reihe von bestimmten Tönen heraussuchte und sie dann zu mächtigem Akkord anschlug". „Das ist die Kunst, die vom Können herkommt, die mit dem Baumaterial, welches die Natur bietet, wie ein Allmächtiger spielend schafft und noch nie Dagewesenes, schier Unmögliches zu einer überzeugenden Wahrheit münzt." „Bei Rembrandt hat man fast immer die Empfindung, als ob sich nicht die Mittel dem Endziel, sondern dieses den Mitteln, oder besser gesagt der äußerliche Vorwand einem inneren unterordnen müßte."

Als das Hauptmerkzeichen seiner Kunst bezeichnet Singer, daß sie „in dem Ausdruck einer persönlich empfundenen Wahrheit" bestand. „Wahr kann man jedem Ding der Natur gegenüber sein, wenn man nur sich selbst gegenüber wahr bleibt. Welches Ding hätte auch unter diesem Gesichtspunkt mehr Ansprüche zu erheben als ein anderes! Und da es somit überhaupt nur auf die Person und die Wahrheit ankommt, so ist es das „Wie", das im Kunstwerk den Ausschlag gibt." Daraus erklärt sich die eigentümliche Vorliebe, die Rembrandt für die Darstellung der unglücklichsten Menschengattung, der Bettler und Krüppel, hatte, wie auch sein tiefes Eindringen in die Leidensgeschichte Jesu. „Da, wo andere nur eine unangenehme Augenblicksempfindung hatten, erblickte er ein Menschenlos." Der Mangel an Schönheitssinn, der das Verständnis seiner Werke so vielen erschwert, beruht aber auf der Erkenntnis, daß es sich dabei um etwas Aeußerliches handelt. Daher betont Singer mit Recht, daß es wohl in der Natur schöne und häßliche Menschen gab, daß es sich aber bei der Kunst um gute und schlechte Werke handle.

Der Umstand, daß wir einen steten Fortschritt in dem Werk des großen Meisters empfinden und die Blätter seiner reifen Zeit uns in viel stärkerem Maße ergreifen als die frühen, erklärt endlich der Herausgeber damit, daß der Künstler als Zeichner, als Erfasser reifer geworden sei und sein Schicksal den Menschen in ihm, der sich so wunderbar in den Werken widerspiegelt, vertieft habe, nicht aber damit, daß die Radierungen im Stil vortrefflicher geworden seien. So bleibt er der Wertung der frühen Werke nach ihrer technischen Seite treu und wird doch dem gewaltigen innerlichen Gehalt, der die späteren Schöpfungen auszeichnet, gerecht.

Was die Einordnung der Blätter in die drei Abteilungen betrifft, so erregt nur die Aufnahme des schlafenden Hundes (S. 29 unten) in die Abteilung der unzweifelhaft echten Verwunderung. Abgesehen davon, daß dieser Hund im wesentlichen entsprechend schon auf der Grisaille des seine Träume erzählenden Joseph wiederkehrt, ist die Behandlung seines Falls so äußerlich und wenig individualisiert, daß der Meister ausgeschlossen sein dürfte. Für das Selbstbildnis von 1658 (S. 118), das hier nur in der Kopie von Baertsch wiedergegeben wird, tritt Singer mit Entschiedenheit ein. Das Bildnis der Mutter (S. 29 oben), das wegen seines frühen Datums, 1628, stets Befremden erweckt hat, sucht er mit guten Gründen erst in die Zeit ihres Todes, um 1640, zu versetzen. Bei der zweiten Gruppe, der zweifelhaften, ist er so wenig zurückhaltend gewesen wie möglich. Die beiden Hütten mit dem spitzen Giebel (S. 171 unten) hätte er ruhig zu den verworfenen rechnen können; bei vielen der hier untergebrachten Blätter wird man mit Nutzen seine kritischen Bemerkungen in Betracht ziehen, ohne sich doch dazu entschließen zu wollen, sie aus dem Werke des Meisters auszuscheiden. Bei dem David im Gebet (S. 174), den auch Legros aufgenommen, sind solche Zweifel überhaupt unverständlich. Aber auch bei den kleinen Szenen aus der Kindheit Christi, bei der Verkündigung an die Hirten, bei Adam und Eva, bei den drei Hütten — um nur einige Hauptfälle zu nennen —, reichen die geäußerten Bedenken, zumeist technischer Art, nicht hin, um an ihnen irre zu werden. Von Schülern, die imstande gewesen wären, sich in solchem Grade in die Eigenart des Meisters einzuleben, wissen wir nichts.

Dasselbe gilt von der Erweckung des Lazarus (S. 194), dem Bonus und dem großen Coppenol (S. 236 ff.) der dritten Abteilung, welche die verworfenen umfaßt. Aber im übrigen mag die hier gemachte Zusammenstellung dazu führen, daß bei der Ausscheidung von Blättern aus dem Werke Rembrandts noch schärfer vorgegangen wird, als bisher geschehen.

W. v. Seidlitz.

„Bedürfen wir des Pfarrers noch?"

(Schluß.)

Die ganze Bedeutung des Kultus hat jeder erfahren, der eine religiös-kirchliche Erziehung genossen hat. Er ist sich dessen vielleicht nur nicht mehr bewußt und glaubt jetzt, nachdem seine Religiosität eine gewisse Fülle gewonnen hat, sich von der „Aktualisierung" emanzipieren zu können. Mit Recht sagt daher Windelband, daß, so zweifellos es individuelle Formen der Religiosität gebe, dieselben doch zu ihrem entwicklungsgeschichtlichen Hintergrund die großen Organisationen der positiven Religion haben. Sie verleugnen nur die Mutter, die sie geboren hat, die mater ecclesia, dafür aber verliert auch die Frömmigkeit den wesentlichen Antrieb zur Bereicherung an Gefühls- und Willensmotiven, die dann, dem Zufall,

der Willkür und vereinzelten persönlichen Betätigung überlassen, leicht seltener, schwächer und ärmer werden. Es kommt hier aor allem einmal auf das reine, volle Erlebnis an, um sich von der Richtigkeit unserer Ausführungen zu überzeugen. Dies ist allerdings — und das ist nun die praktische Schwierigkeit — für die meisten dermaßen verbaut, daß viele für die angeführten Gründe schwer zugänglich sein werden. Man kann aielleicht sagen, daß die Kirchenflucht nicht sowohl in aeränderten Welt- und Lebensanschauungen als in praktischen Schäden und Unzulänglichkeiten des Kultus ihren Ursprung hat, und daß auch der spezielle Standpunkt des Indiaidualismus, wo er nicht in extrem prinzipieller Form, wie in der Nietzscheschen Richtung, auftritt, zumeist in diesen Ursachen wurzelt. Gerade auch für Platzhoff-Lejeune möchte man dies vermuten; denn er hebt in schroffer Weise das Schematische, Plumpe, Gemachte und Gewundene der Predigt hervor, was für einen Gebildeten unerträglich sein müsse.

Auch der Balladendichter Dr. Börries Frhr. von Münchhausen äußert Aehnliches, will nicht immer wieder mit altgewohnten Gedankengängen in derselben Dispositions- und Vortragsmanier gelangweilt werden. „Damit kann man doch beim besten Willen einen Mann, der durch die Universität au gedankenreiche, perspektiaenöffnende Vorträge gewohnt ist, nicht noch eine halbe Stunde fesseln.“ Mancherlei andere Schäden der Predigt und des Gottesdienstes sind zu bekannt, als daß wir uns hier näher darauf einzulassen brauchten. Daß die praktische Theologie dieselben kennt und für die Bedürfnisse des modernen Menschen volles Verständnis hat, das bezeugt die reiche Literatur, die in letzter Zeit darüber entstanden ist, besanders die Bücher von Baumgarten („Moderne Predigt-Probleme“) und Niebergall („Wie predigen wir dem modernen Menschen“), aus denen Kappstein auch Auszüge gibt.

Das Wichtigste ist nun die Erkenntnis, daß all die Schwierigkeiten und Konflikte, die sich aus den Bedürfnissen moderner Religiosität und des traditionellen Kultus ergeben, gegen die Sache selbst keineswegs ausgespielt werden dürfen. Die Notwendigkeit, Normalität des Kultus, bleibt bestehen. Daß man bemüht ist, namentlich in liberalen Kreisen, die Schäden desselben nach Möglichkeit abzustellen, kann nicht bestritten werden, und daß sie weithin, soweit eben wieder möglich, abgestellt sind, kann ebensawenig verkannt werden. Es muß aber auch berücksichtigt werden, was für eine eminente Bedeutung das konseraative Element für die Religion hat, um begreifen zu können, warum man in der Kirche nicht mit radikalen Aenderungen vorgehen kann. Die Religiosität hängt so sehr an den alten Vorstellungsformen und Gebräuchen, an denen sie emporgewachsen, daß sie sich, je tiefer sie gewesen, um so schwerer und schmerzlicher von ihnen losreißt, daß eine förmliche innere Tragik entsteht, die Naumann so unvergleichlich schön als „heimatlose Gefühle“ charakterisiert hat. Nur zweierlei aermag über das Unzulängliche des Gottesdienstes hinwegzuhelfen, und der wahrhaft Gebildete wird auch dazu fähig sein. Die Ehrfurcht vor Vorstellungs- und Ausdrucksformen, durch welche die Frömmigkeit aon zwei Jahrtausenden und die eigene persönliche groß geworden, und der feine Sinn, den rückständige Vorstellungsbilder und schwerverständliche Riten nicht drücken, der vielmehr in und unter ihnen die eigentlich religiösen Gefühlsbewegungen sucht, die mit ihrem ewigen Gehalt in allen zeitgeschichtlich wandelbaren Formen kreisen. Und das ist ja auch die Hauptsache. Die geheimnisvoll-göttlichen Regungen sollen gekräftigt werden, das für das Denken Unfaßbare soll im Gemüt ergriffen werden; da bleiben Vorstellungen, auch die abgeklärtesten und abstraktesten, immer unzulänglich, ja, sie werden so gleichgültig, daß aft die Frömmigkeit ursprüngliche, unmittelbare Erlebnisse, z. B. die biblischen, nur dann in ihrer Intensität nacherleben zu können glaubt, wenn sie sie auch in ihren ursprünglichen, obgleich veralteten Vorstellungsfarmen aufnimmt. Mit solchen Abfindungen soll natürlich das Veraltete nicht prinzipiell konserviert werden, es handelt sich nur darum, wegen der unzulänglichen zeitgeschichtlichen Erscheinung einer Sache diese selbst nicht aufgeben zu müssen.

Wir gingen auf diesen Punkt näher ein, weil er den speziellen Zweck der Umfrage betrifft. Nur kurz seien noch einige andere Würdigungen des Pfarrers erwähnt. Interessant ist, daß man auch in gebildeten Kreisen, selbst wenn man auch der öffentlichen Wirksamkeit desselben skeptisch gegenübersteht, ihn als persänlichen Berater, als „Seelsorger“ nicht vermissen möchte. Man könnte auch hieriu eine Aeußerung des Individualismus erblicken. Man will indiaiduell beraten sein. Das ist sehr begreiflich in einer Zeit, wo man infolge der kulturellen Verzweigung und Kompliziertheit mit allgemeinen, schematischen Grundsätzen nicht mehr auskommt. Eines schickt sich nicht für alle. „So wird für jeden, der tiefer pflügt, die Stunde kommen, wo seine Schar hoffnungslos festsitzt, die Stunde, in der er glaubt, daß dieser Ungläubigkeit nur das Ueberbordwerfen allen Glaubens übrig bliebe. Wohl dem, der dann einen wahrhaft gebildeten Pfarrer findet.“ (Börries Frhr. v. Münchhausen.)

Sehr bemerkenswert spricht sich Anna Behnisch-Kappstein aus, indem sie den Pfarrer für die Interessen der Berufsfrau und Künstlerin anruft: „Die im Kampf ums Brot Herumgehetzte, auch die Erfolgreiche, die der Kampf aermännlichte, hat stille Stunden voll Sehnsucht nach einer Seelenheimat. Manchmal auch weiß sie noch gar nicht, was eine Seele ist; der Pfarrer könnte sie in ihr befreien und zur Ruhe bringen. Die künstlerisch Produzierende dagegen mit dem differenzierten Empfindungsleben, die mit Ekstasen der Phantasie arbeiten muß, der sich leicht die Maße aerschieben, würde oft dankbar sein für Richtlinien, die nicht von einem überlegenen Geist der eigenen Schaffenssphäre kommen, sondern von dem ernsten, würdigen und ihr gesellschaftlich fremden Vertreter einer milden, ethisch höchststehenden Religion.“ —

Die Verdienste des Pfarrers um die soziale Fürsorge, namentlich auch um die Erziehung der Jugend sind van zahlreichen Stimmen sehr dankbar hervorgehoben und sind ja auch unumstritten.

Um schließlich noch einige weniger diskutable, meist berechtigte Wünsche wiederzugeben: Bildung, Kenntnisse in Literatur, Sinn für die modernen Lebensprobleme, für die saziale Bewegung, Frauenemanzipation, sogar Tierschutz, Ablegen des Priester-Nimbus, Menschwerdung sozusagen, Gewissensfreiheit, Uebereinstimmung mit den gesicherten Resultaten der Wissenschaft, keine Uebergriffe in dieselbe, keine Verquickung mit Politik. Die tieferliegenden Probleme, welche dem Christentum durch die Zeitlage und -stimmung erwachsen sind und die berechtigte Existenz des Pfarrers erschüttern könnten, sind weniger ader gar nicht berührt, außer die bekannten: Autonomie und Heteronomie der Moral, Diesseits- und Jenseitsreligion. Es fehlen: Egoismus und Altruismus, Willensfreiheit und Willensgebundenheit, Politik, Diplomatie, Kaufmannsmoral einerseits und christliche Ethik andrerseits, Buddhismus und Christentum u. a. Sollte das ein Zeichen dafür sein, daß man mit den überkommenen christlichen Wahrheiten zu wenig ringt, praktische Kompromisse schließt, die bohrenden Anstrengungen des Denkens scheut und zu aberflächlich, zu sehr nach subjektiaem Empfinden und Modestimmung urteilt? Wenn man die Gesamtheit der Antworten auf die Umfrage übersieht, kann man sich verhältnismäßig oft des Eindrucks von einer gewissen Lahmheit, Untiefe, Oberflächlichkeit und Kritiklosigkeit des Urteils nicht erwehren, und es bestätigt sich auch hier die Beobachtung, daß unserer Zeit bei allem Suchen und Sinnen doch noch in weiten Kreisen die nötige Sammlung, Tiefe und kritische Besonnenheit fehlt.

Die schöne Literatur, die auch in Weltanschauungsfragen, ja gerade durch diese einen so bestimmenden Einfluß auf die Zeitrechnung ausübt, löst diese Fragen nicht. Sie bringt sie nur zum eindrücklichen Bewußtsein, sammelt ihr Material, gibt Streiflichter, ist aber in der Lösung selbst wieder von in graßen wissenschaftlichen Zusammenhängen gewonnenen Anschauungen abhängig. Wo sie

das nicht ist, was die Literatur anserer großen Dichter war, und leider muß der heutigen hierin ein schwerer Vorwurf gemacht werden, da begibt sie sich nicht nur eines ihrer erhabensten Vorrechte, sondern sie wirkt durch ihre Modestimmungen und oberflächlichen, ignoranten Urteile verderblich, verwirrend und verflachend auf die Zeitrichtung ein. Hier schützt immer nur ein gründliches Vertiefen in Monographien wissenschaftlicher, allgemein verständlicher Art, wie sie jetzt in richtiger Erkenntnis der Sachlage immer zahlreicher werden. Dann wird auch die Frage: Bedürfen wir noch des Pfarrers? eine viel unumwundenere und zahlreichere Bejahung finden als in dem besprochenen Buche; wenn es wahr ist, daß wir einen Pfarrer brauchen, solange es Religion gibt. Und es ist Tatsache, daß die moderne Wissenschaft, wie es die Philosophie als die Untersuchung ihrer Prinzipien als Resultat herausstellt, immer mehr zur Religion drängt.

Dr. Emil Ott.

Madrilener Skizzen.

Von Franz v. Stockhammern.

II.*)

Wer, wie schon gesagt, nur ein paar Tage flüchtig durch Madeid hastet, dem wird ob all des Schauens der Pracht, die sich seinen geblendeten Blicken überall auftut, wohin ihn sein konzentriertes Tagesprogramm führt, nichts anderes zum Bewußtsein kommen, als daß er sich in einer reichen und glänzenden Stadt befindet, die, nicht zufrieden, die erlesensten Schätze aus einer Zeit höchster Kunstentwicklung in ihren Mauern zu bergen, auch von den Errungenschaften der modernen Technik von überallher das Beste genommen hat, um sich damit zu schmücken, sich schön zu machen. Allein schon das Museo del Prado ist eine Welt für sich, in der in beängstigender Enge sich das Beste und Schönste zusammendrängt, was die kunstverständigen Agenten des spanischen Hofes im 17. und 18. Jahrhundert aufgestöbert haben, wo nur immer in Europa der Funke gottbegnadeten Künstlertums leuchtete, wo nur immer ein geniales Werk von seinem Schöpfer reden machte. Dann die märchenhafte Pracht des Palacio Real mit seinen stolzen Erinnerungen an eine Zeit, da zwei Weltteile der Krone Spaniens huldigten, mit seinen Sälen voll zauberhaft schöner Gobelins, seinen Ställen voll der edelsten Pferde und goldstrotzenden Staatswagen aus früheren Jahrhunderten, die Armeria Reale mit ihrer Waffensammlung aus der Zeit Philipps II., mit den Rüstungen in herrlicher maurischer Arbeit, die Spaniens Könige zu Lebzeiten trugen.

Und ist der Reisende müde vom Schauen dieser toten Pracht, dann atmet er mit Behagen die schöne reine Luft, die durch die leise im Winde sich neigenden und beugenden Wipfel der Bäume des Parkes Buen Retiro streicht, jenes Parkes, der das Köstlichste birgt, was die Vegetation aller überseeischen Länder, die einst unter spanischem Zepter standen, nur bieten, was unter diesem im Winter oft mehr als rauhen Himmel sich nur halten kann. Dann wieder freut er sich des schönen Schauspiels, das die elegante Welt von Madrid ihm täglich gegen 17 Uhr nachmittags — wie in Frankreich und Italien, werden auch, und zwar sehr praktischerweise, in Spanien die 24 Stunden des Tages durchgezählt —, wenn die kühle Abendluft von der Sierra de Guadarrama herab zu wehen beginnt, mit ihren Korsofahrten bietet, die durch die schönen Avenüen des Prado hinaus bis zur Puerta de Alcala zum Park Buen Retiro führen, dort in bunt wechselndem Bild in den schön gepflegten Reit- und Fahrwegen kreisend. Dreitausend und oft mehr Equipagen zaubert ein schöner Nachmittag auf die breiten Fahrbahnen dieses wundervollen Parks, in zwei, oft drei Reihen nebeneinander her-, in ebenso vielen hinfahrend, durchweg in flottem Trab, so daß kaum ein flüchtiger Gruß möglich ist im raschen Vorbeisausen. Und solch ein Korso ist nicht einmal viel — zählt Madrid doch nach den gemeindlichen Steuerlisten über zehntausend Luxusfuhrwerke, von denen etwa die Hälfte in eigener Remise, die andere in ausgezeichnet geleiteten Fuhrwerksunternehmungen stehen, die dem Mieter gegen eine allerdings sehr beträchtliche jährliche Summe den Aerger abnehmen, den das Halten eigenen Stalls mit sich bringt. Was man da an entzückend gebauten Pferden, an schicker Bespannung, an Grandezza und Sicherheit der Kutscher, an Geschmack der Livreen and, last not least, an blendender Eleganz der Toiletten sieht, ist nicht zu beschreiben. Rom mit seinem viel gerühmten Pincio, auf dem jeden Nachmittag alles, was an Schick und Eleganz in seinen Palästen lebt, im bekannten Drehkreise an den Statuen großer Italiener vorbei umherkutschiert, ist einfach Provinz dagegen, biedere, unelegante Provinz mit schwerfälligen, unschön bespannten Karossen, dicken, zu gut genährten Pferden, schlecht auf dem Bock sitzenden Domestiken. Und was vollends Frauenschönheit anlangt — mit der verschwenderischen Fülle, die hiervon im Buen Retiro sich alltäglich Stelldichein gibt, kann es kaum das Bois de Boulogne aufnehmen. Abends völlig, wenn der Glanz der Bogenlampen auf der Puerta del Sol mit der strahlenden Beleuchtung all der schönen Läden und Schaufenster wetteifert, die in langer Reihe sich die Calle de Alcala, die Carera de San Geronimo hinausdehnen, ist die Illusion der Großstadtpracht fertig.

Und sie dauert lange — beginnen doch die Theater meist erst am 9, das heißt 21, ihre Vorstellungen, rasen doch um 11 Uhr die Türsteher der eleganten Variétes an der Calle de Alcala erst die pikantesten Nummern eines ohnehin schon mehr als gewagten Programms aus, brüllen die Zeitungsverkäufer doch bis Mitternacht die neuesten Nummern des Imparcial aus, fährt doch erst um 2 Uhr morgens die letzte Elektrische hinaus nach Chamberi dem neuen Quartier, das gegen Norden zum Hippodrom sich ausdehnt und das Dorado der Madrilener Grundstückspekulanten darstellt.

Doch nicht der Luxus, die zeittotschlagende Genußsucht allein haben Raum in der mächtig sich ausdehnenden, emporblühenden Hauptstadt. Hier laufen die Fäden des politischen und geistigen Lebens des Landes zusammen, hier schafft fleißiges Bürgertum am Ausbau der wirtschaftlichen Werte, die aus den Provinzen zusammenströmen, von hier aus befruchtet eine blühende Universität das geistige Leben der Nation. All das drückt Madrid unleugbar einen gewissen Stempel geschäftiger Tätigkeit auf, wenn auch die Glühhitze der schönen Jahreszeit naturgemäß den Arbeitseifer auch der regsten Naturen hemmt. Ist es im Juli und August doch einfach ganz unmöglich, untertags geistig zu arbeiten, sind doch Minister, Direktoren großer Banken, kurz alle Leute in leitender Stellung, die nicht nach San Sebastian oder ins Hochgebirge von Asturien sich flüchten können, gezwungen, ihre Referenten nachts 10 Uhr zu empfangen, Audienzen nach Mitternacht zu erteilen. In diesen Monaten qualvollsten Sonnenbrandes verschiebt sich denn auch, ähnlich wie in Rom, die ganze Lebensführung der Bevölkerung; die Nacht wird zum Tag und umgekehrt, und wer über spanische Faulheit sich mit der selbstsicheren Ueberlegenheit des Nordländers äußert, dem möchte ich raten, wenn auch nur Ende Mai, einmal sich in die Geschäftsräume des Credit Lyonnais, die zu jeder Jahreszeit geöffnet sind, zu begeben. Und er wird dann zugeben, daß auch die größte geistige Energie dieser Gluthitze nicht standhält und daß es im Hochsommer einfach physisch unmöglich ist, vor Einbruch der Dunkelheit sich intensiv geistig zu beschäftigen.

Durch all den Glanz aber der Großstadt, durch die schönen, frohbelebten Straßen, an den Toren und Vorgärten der stolzen Paläste vorbei, die der Reichtum sich hier erbaut, die emsige Arbeit sich hier geschaffen, drängt sich, unheimlich grinsend, Tag und Nacht, unermüdlich, ein bleiches Schreckensbild. Ruhelos irrt's umher, dieses Gespenst des Elends. Ueberall, einem tausendköpfigen Ungeheuer gleich, zeigt sie sich, die grausige Not, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Keine Stadt der

*) S. Nr. 128 der Beilage d. J.

Welt, die so viel bitteren Menschenleids in ihren Mauern birgt! Keine Stadt der Welt, in der dieses Leid sich so schonungslos dem Licht der Sonne preisgibt, so beängstigend nahe der Freude der vom Glück Gesegneten sich zeigt! Wo anders verkriecht sich die Armut, das körperliche Gebrechen, der Jammer fressender Beulen und Geschwüre in die dunklen Schlupfwinkel, die ihm weit draußen in den Vorstädten geblieben — hier drängt sich das alles hinein ins dichte Menschengewühl, sitzt jammernd und stöhnend am Weg des Eiligen, kreuzt die Pfade des Frohen, kauert vor den Stätten der Andacht, der Zerstreuung, der Trauer — ist überall.

Ich rede hier nicht von den armen Priestern, die, ohne feste Pfründe, einzig auf den kärglichen Verdienst aus täglichem Messelesen angewiesen, beim frühesten Morgengrauen schon ihre armseligen Wohnungen verlassen, um fröstelnd durch die menschenleeren Straßen von Kirche zu Kirche zu schleichen und zu spähen, an welcher Sakristeitür Seelenmessen and an welcher sie zum besten Preis angeschlagen sind. Mehr als hundert solch erbarmungswürdiger Existenzen zählt Madrid, die, ohne je Aussicht auf eine sichere Lebensstellung zu haben, einfach ausgeweiht wurden und immer wieder werden, um Seelenmessen zu lesen, nach denen, bei der Bigotterie der besser situierten spanischen Bevölkerungskreise, eine manchmal enorme Nachfrage besteht. Natürlich leben diese Armen von der Hand in den Mund, ohne regelmäßiges Einkommen, einzig und allein auf den gütigen Zufall angewiesen, der ihnen ein Meßstipendium in den Schoß wirft. Wäre es da zu verwundern, wenn der eine oder andere dieser Armen sich vergißt, dem strengen Verbot der Kirche entgegen zwei, manchmal drei Messen liest, wenn er sie in verschiedenen Kirchen bekommen kann. Mißstände bedauerlichster Art, deren Bestehen mir ein französischer Kirchenfürst bekräftigte, mit dem ich einmal eine lange Unterhaltung über die kirchlichen Verhältnisse Spaniens hatte. Mißstände, für die die Verantwortung die geistlichen Behörden, nicht jene kümmerlichen Menschen trifft. Aus ihren Reihen rekrutieren sich denn auch jene abgehärmten Gestalten in geflickter Soutane, die, ungewaschen, schlecht rasiert, durch ihr vernachlässigtes Aeußere das erstaunende Mitleid des Landesunkundigen wecken, der natürlich glaubt, der ganze spanische Klerus sei so heruntergekommen. Gewiß sind unter diesen stellungslosen Priestern, die man in allen größeren Städten Spaniens antrifft, auch manche Elemente, die in der Heimatdiözese sich nicht halten konnten und daher in der Großstadt untertauchten, die auch einer gescheiterten Existenz noch Unterschlupf gewährt. Die meisten aber von ihnen sind von vornherein nicht genügend ausgebildet oder für die Ausübung der Seelsorge nicht fähig, nur zum Messelesen tauglich befunden worden und führen nun, dank der Gleichgültigkeit der kirchlichen Behörden, ein Leben, nicht viel besser als das eines Taglöhners, der jeden Morgen froh ist, wenn er irgendwo eine Arbeit findet, um sein bescheidenes Dasein zu fristen.

Düsteren Sendboten des tausendfältigen Elends gleich, das in Madrid haust, wandern diese trübseligen Gestalten in geistlicher Gewandung einher. Und doch brauchte dieses Elend keinen Herold, keinen Rufer! Denn es begegnet uns auf Schritt und Tritt, macht nicht Halt vor dem Glanz der elegantesten Straßen, scheut sich nicht vor dem bunten Menschenstrom, der über die Puerta del Sol flutet. Typen all des Jammers, in dem sich gequälte Menschen durchs Leben schleppen. Blinde, Lahme, Krüppel, armselige Körper ohne Arme und Füße, auf niedrigem Rollwägelchen von abgehärmten Frauengestalten gezogen — sie sitzen, sie stehen überall, machen Halt, strecken flehend die Hände dem Vorbeigehenden entgegen, lächeln ihn mit stumpfsinnigem Ausdruck an, geben auf irgendeine Weise ihren Wünschen Ausdruck. Dort, dicht neben dem Schaufenster eines glänzenden Juwelierladens, steht ein alter, lebensmüder Mann, entkräftet an die Wand gelehnt. Den regenverwitterten Hut hat er tief ins gramgefurchte Gesicht gezogen, der Unglückliche — was hülfe es ihm auch, wenn das Licht des frohen Tages auf seine Augen fiele — über ihnen liegt ewige Finsternis. Eine Kindergeige hält er im linken Arm, zupft mit zitternder Hand an den zwei Saiten, die ihm noch geblieben. Ein Bild hoffnungsloser Verzweiflung. Kaum ein paar matte Töne sind's, die er dem elenden Instrumente entlockt — sähe man nicht, daß er drüber tastet, würde man ihn nicht beachten. Es soll ja auch nicht Musik sein, nicht Klänge der Freude — nein, nur ein Schrei der Not! Nur sehen sollen sie auf ihn, die da vorüberhusten, in fieberhaftem Jagen nach Gewinn, nur hören sollen sie ihn, die freudesatten, eleganten Müßiggänger, die vorüberbummeln, keinen anderen Gedanken in dem überm Genießen stumpf gewordenen Hirn als den, den Abend vergnügt zu verbringen. Wenn sie ihm nur ein paar schmutzige Kupfermünzen gäben, dann wäre sein Leben bis morgen wieder gefristet. Niemand aber achtet auf den armen Alten — seinesgleichen sind zu viel in dieser Stadt des Luxus, das Herz der Begüterten ist hart geworden über dem täglichen Schauen der gleichen Armseligkeit! Wie sollen sie auch nicht gleichgültig werden, wo doch das Elend auch zu ihren Füßen kriecht. Tagtäglich sah ich solch einen Unglücklichen! Arme und Füße waren gelähmt, Lederkappen schützten Knie und Ellenbogen — so kroch er auf allen Vieren dahin durchs Gedränge, einen alten Hut in den Zähnen, mit den Glöckchen Lärm machend, die an seinen Fersen befestigt waren. Mühselig wand er sich durch, den Mauern und Schaufenstern entlang, froh, wenn ihn achtlos Vorbeischreitende nicht aus Ungeschick mit Füßen traten. Weder Passanten noch Polizisten kümmerten sich um dieses Jammerbild, selten, daß ein paar Centimes in den Hut fielen. Dort vorn, an der Ecke, da sind sie schon eher bereit, stehen zu bleiben, die Hartherzigen, die an diesem mühselig am Boden Kriechenden sich vorbei drückten. Da spielt ein flottes Quartett, junge Männer im Tanzkostüm lassen sehnsüchtig klagende Weisen ertönen, bis zum anderen Trottoir hinüber staut sich die müßige Menge — doch auch hier ist's mit der Fröhlichkeit der Spieler nur eitler Schein —, vorsichtig nur tastet sich der erste Geiger auf die Zuhörer zu, den Sammelteller in der Hand, von einem Knaben geführt —, der Junge ist der einzige Sehende in der Gesellschaft blinder Musiker.

Dort wieder an der Ecke sitzt, über und über in Tücher gehüllt, eine weibliche Gestalt. Mit grauschmutzigen Lumpen ist der Kopf der Alten umwickelt — während noch der Blick des Mitleids auf ihr haftet, hebt das unglückliche Weib die unsaubere Hülle, zeigt den Krebs, der die rechte Seite des gramverzerrten Gesichts schon halb zerfressen hat.

Sie alle wollen das Mitleid rühren. Wenigen aber nur gelingt's.

Drum tun sie sich auch in Scharen zusammen, die Unglücklichen, alle die, die noch gehen and — Lärm machen können. Während des Karnevals, wenn alles froh ist, wenn die Wogen des Genußlebens der Großstadt höher schlagen als sonst, da macht auch die Armee der Armen mobil, zieht in tobendem Getrieb durch die belebten Straßen. Da decken phantastische Kostüme die verkrüppelten Glieder, bunte Harlekinmützen wackeln auf ungezieferbedeckten Schädeln, Lahme, Bucklige und Blinde, mit Schellen angetan, werden mitgeschleppt, Rüstigere von der Gilde schwingen Fahnen mit Inschriften drauf — Zug der Elenden —, ein kleiner Idiot, vergnügt mit dem Wasserkopf nickend, wird auf den Schultern getragen —, so geht's mit lautem Geschrei, mit Pfeifen und Trommeln dahin, lärmt vor den Häusern, dringt in die Gärten und Höfe, macht, wo nur irgend Gewinn zu hoffen, eine ohrenbetäubende Musik, stürzt sich geldgierig über die Münzen, die von den Fenstern und Balkonen fallen. Die Menge aber, der Schutzmann — sie bleiben alle gaffend stehen, als ob sie sich des grausen Anblicks noch freuten.

Noch trübseliger aber wird's in den Straßen von Madrid, wenn die Schatten der Nacht sich über die Stadt herabgesenkt haben, wenn kalt und pfeifend der Wind von Norden her einsetzt, wenn der Wohlhabende sich fröstelnd in seinen Mantel hüllt, da erst wird's hart für die armseligen Menschen, die am Tage sich wenigstens noch der Wärme der Sonnenstrahlen freuen dürfen. Wer da gegen Mitternacht durch die Straßen wandert,

sieht mehr als ein erschütterndes Bild menschlicher Not. Am Opernplatz, wo Hunderte von eleganten Equipagen ihrer Eigentümer harren, die, festlich geschmückt, drinnen in glänzenden Logen den einschmeichelnden Tönen des italienischen Ensembles lauschen, sitzen ein paar alte Frauen, notdürftig nur gekleidet, jede ein großes Bündel unterm Arm. Jahraus, jahrein, um dieselbe Stunde, erwarten sie hier die reichen Geber, die beim Besteigen des Wagens ihnen ein kleines Almosen zuwerfen sollen. Und nachdem das Opernhaus sich geleert, nachdem all die Wagen in scharfem Trab davongesaust, da breiten die alten Mütterchen die paar Lumpen, die sie mitgebracht, sorgsam auf die harten Steinfliesen der dachgeschützten Auffahrtsrampe kauern sich in eine Ecke und schlafen sitzend, den Schal über den Kopf gezogen. Schlafen hier, zusammengekrümmt, fröstelnd, Nacht für Nacht. Denn sie, die tagsüber bettelnd die Straßen durchzogen, sind heimatlos — nicht das elendeste Stübchen nennen sie ihr eigen, wohin sie sich flüchten können. Keine wärmende Decke, den altersschwachen Leib damit zu schützen — ein paar Fetzen bunten Tuchs, als Rückenlehne die kalte Steinwand.

Die Equipagenpferde aber, die vor ein paar Stunden noch hier in nervöser Ungeduld kaum den Augenblick der Heimfahrt erwarten konnten, stehen jetzt zu Haus im warmen Stall. Jedes in seiner behaglichen Box, in der sich's frei bewegen kann. Saubere Streu breitet sich unter den feingefesselten Füßen aus, farbiges Stroh, in hübschen Mustern geflochten, schmückt die Wände.

Ihnen hat die Sorge des Reichen ein Heim bereitet.

Ich gehe weiter, über die Puerta del Sol. Eine junge Frau sitzt da an der Ecke, einen Zeitungsständer vor sich. Eilig läuft ein kleines Kind dem Daherkommenden entgegen, eine Nummer des Pais in der Hand, die es ihm flehend entgegenstreckt. Ich frage die Mutter nach dem Namen, nach dem Alter des Kindes. Zwei Jahre nur alt ist der Knabe — er heißt Jesus, dem Heiland gleich — auch er hat kein Heim, kein schützendes Dach, schläft hier auf dem Schoß der müden Mutter.

Und so kauern sie noch in vielen Winkeln, die Armen und Obdachlosen. An Kirchentüren, unter hochgewölbten Toreinfahrten. Ueber ihren müden Häuptern aber schimmert in kalter Pracht der Marmor der Paläste.

Bücher und Zeitschriften.

Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens. Grundlegung zu einer Würdigung der geistesgeschichtlichen Stellung des Magus in Norden. Von Dr. phil. Rudolf Unger. München 1905, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung. 8°, 272 S.

Zu den eigenartigsten Persönlichkeiten in dem zur Höhe strebenden Geistesleben des 18. Jahrhunderts gehört der Königsberger Schriftsteller Johann Georg Hamann, der „Magus in Norden". Schon von verschiedenen Seiten her versuchte man dieses „wunderliche Original", wie Scherer ihn nennt, zu enträtseln. Eine eindeutige Lösung gelang aber bis jetzt noch nicht. Im Gegenteil; die Hamann-Literatur „gibt an wunderlicher Vielgestaltigkeit und widerspruchsvoller Ungeklärtheit ihrem Gegenstande wenig nach". Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß man neuerdings daran geht, Hamanns Individualität klarzulegen, das Wesen und den Wert seines Schaffens zu ergründen und so seine Stellung innerhalb der Geistesgeschichte zu bestimmen. Dieser schwierigen Aufgabe hat sich Dr. Unger unterzogen. Er geht dabei in sicherer, überlegener Methode von einem bestimmten Thema aus. Den Angelpunkt seiner Untersuchungen bilden die Meinungen, Gedanken und Aussprüche Hamanns über die Sprache; die Bezeichnung „Sprachtheorie" ist vielleicht insofern nicht ganz glücklich, als man mit dem Begriffe „Theorie" den des Wissenschaftlichen, systematisch Ausgebildeten verbindet. Daß aber Hamann von wissenschaftlicher Systematik weit entfernt war, zeigt gerade Ungers Buch deutlich. Gleich im ersten Kapitel des ersten Teils, der von der Art und Richtung des Denkens Hamanns, seinen religiös-philosophischen Grundüberzeugungen handelt, beweist Dr. Unger, „daß wir es beim Magus in Norden mit nichts weniger als einer Denker- oder wissenschaftlichen Natur zu tun haben". Die bewußt herrschende Sicherheit, mit der Dr. Unger im ersten Teil seines Buches die Grundlagen gibt, auf denen Hamanns Anschauungen über die Sprache fußen, verdient volles, uneingeschränktes Lob. Die Grundgedanken von Hamanns religiöser Ueberzeugung wie die seiner Erkenntnislehre und Geschichtsphilosophie sind darin durchaus klar und befriedigend dargelegt. Daß die breite Ausdehnung des ersten Teiles geboten war, beweist der zweite, der das eigentliche Thema des Buches, „Hamanns Sprachtheorie", behandelt. Das spezielle Problem zu lösen, war nur möglich im steten Hinblick auf die Gesamtpersönlichkeit Hamanns. Das vorherrschende Element in Hamanns Denken war das religiöse. Das für seine Weltanschauung richtunggebende Buch war die Bibel. Auch die „Sprachtheorie" des offenbarungsgläubigen Hamann ist nach dem Religiösen, der Bibel hin orientiert. In der Bibellektüre liegen nach Dr. Unger „die Wurzeln auch der Sprachtheorie Hamanns". Die religiös-philosophische Grundüberzeugung Hamanns schlägt deutlich in seiner „Theorie vom Ursprung der Sprache" durch. Diese geht dahin, daß „die Sprache lediglich als passive Ausstattung der menschlichen Natur ohne Mitwirkung innerer Spontaneität zu betrachten sei". Die Sprache ist nach Hamann göttlichen Ursprungs, wie alles Geschaffene. Auch bei Gelegenheiten, bei denen man es nicht vermuten möchte, läßt Hamann das Religiöse hereinspielen. So bringt er in der orthographischen Schrift „Neue Apologie des Buchstabens h..." die orthographischen Reformgedanken mit den religiösen des Rationalisten C. T. Damm in Verbindung. Bedeutungsvoll ist das Kapitel, das Hamanns Stellungnahme zu der Frage nach dem Verhältnis der Sprache zur Erkenntnis behandelt. Gerade bei diesem Problem zeigt sich das Widerspruchsvolle in Hamanns Gedankenleben. Im allgemeinen münden zwar seine Gedanken in die Grundideen seiner religiös-philosophischen Weltanschauung ein, im einzelnen aber klaffen Widersprüche, die sich nicht überdecken lassen. Dr. Unger zeigt diese Widersprüche auf, ohne in den Fehler zu verfallen, mit Gewalt eine einheitliche Lösung herauszukonstruieren. Dr. Ungers Buch ist eben mit echter, ehrlicher wissenschaftlicher Sachlichkeit geschrieben ein Vorzug, der gerade bei der Hamannliteratur hoch zu bewerten ist, bei der die Lust, die Persönlichkeit des „Magnus in Norden" subjektiv einheitlich auszudeuten, zu großen Entstellungen des Tatsächlichen geführt hat. Wenn ich die umfassende Kenntnis des Verfassers über die Geschichte der Philosophie in ihren verschiedenen Abzweigungen, Formen und Zeiten, sowie über die Sprachgeschichte ausdrücklich betone, so wird das Dr. Unger vielleicht für unnötig, weil für einen gründlichen Wissenschaftler selbstverständlich, halten. Dennoch möchte ich es tun, da man in unserer Zeit nicht selten für die Gründlichkeit, und mag sein, etwas schwerfällige Sachlichkeit deutscher Gelehrtenarbeit ein wenig respektvolles Lächeln hat, in einer Zeit, in der so viel Unberufene glauben, wissenschaftliche Arbeit in feuilletonistischer Oberflächlichkeit leisten zu können. Dr. Unger weiß über den Stand des weitverzweigten, tiefgreifenden Geisteslebens am, vor und nach Hamann genau Bescheid, und so war es ihm als einem Berufenen möglich, an die Frage nach der geistesgeschichtlichen Stellung Hamanns heranzutreten und sie zu einem befriedigenden Resultate zu führen. — Dr. Unger hat auch eine Auswahl Hamannscher Schriften besorgt in den bei Diedrichs in Jena verlegten „Erziehern zu deutscher Bildung" (Bd. V). Die „Sibyllinischen Blätter" des Magus, die Dr. Unger sehr gut eingeleitet hat, sind allen zu empfehlen, die sich für ein „wunderliches Original", wie Hamann es war, interessieren.

Dr. Arnulf Sonntag.

---

* **Eduard Grisebachs Bibliothek**, deren Auktion durch das Berliner Antiquariat Martin Breslauer bereits angekündigt war, geht nun doch, wie uns diese Firma mitteilt, erfreulicherweise ungeteilt in deutschen Privatbesitz über, wie es der Wunsch des Dichters gewesen. Die Auktion unterbleibt also.

Rembrandt-Almanach 1906—1907. Eine Erinnerungsgabe zu des Meisters dreihundertstem Geburtstage. Reich illustriert. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Diese aufs vornehmste ausgestattete, mit Buchschmuck von M. J. Gradl gezierte Festschrift zur bevorstehenden Rembrandt-Feier will nicht nur zum Verständnis des Meisters und seiner Schöpfungen beitragen, sondern auch überhaupt zur Pflege künstlerischer Kultur mithelfen. Mehrere hervorragende Kunstschriftsteller und Dichter haben sich zu diesem Zwecke vereinigt, um jeder in seiner besonderen Weise dem Gefeierten den Tribut ihrer Bewunderung und Ehrfurcht darzubringen; zwischen ihre Beiträge eingestreut finden wir eine Auslese von berühmten Werken des Künstlers in vorzüglichen, zum größten Teil ganzseitigen Reproduktionen, darunter die Bildnisse Rembrandts selbst und seiner Frau Saskia in Vierfarbendruck. Die Reihe der Textbeiträge, denen ein Kalendarium für 1906 und 1907 vorangeht, eröffnet

der bekannte Lyriker Karl Henckell mit einem Hymnus auf Rembrandt, der ausklingt in den jubelnden Ruf: „Der Lebende jauchze dem Lebenden Recht, und Rembrandt, der Sieger, soll leben!" Richard Muther schildert dann in feiner und dabei doch allgemeinverständlicher Art das Leben des Meisters in seinem sieghaften Emporsteigen zu Glück und Ruhm wie in seinem erschütternden, unaufhaltsamen Niedergang: die „Tragödie des ersten modernen Menschen" Daran reihen sich die umfassenden Aufsätze: Im Schatten Rembrandts von Karl Scheffler und Rembrandts Tragweite aus der Feder des holländischen Malers Jan Veth, die darlegen, was Rembrandt der Gegenwart bedeutet. In dem Kapitel: Rembrandt und seine Zeit entwirft der Historiker Ed. Heyck ein buntes Bild holländischen Lebens und holländischer Malerei vor drei Jahrhunderten und legt die Zusammenhänge des Künstlers mit seiner Zeit dar. In einem kurzen Briefe über Rembrandts Haus weiß uns Alfred Lichtwark den intimen Reiz der schlichten Stätte am Eingang des Amsterdamer Judenviertels lebendig zu machen, die für den Kunstfreund gleiches bedeutet wie Goethes Wohnhaus in Weimar und das Goethe-Haus in Frankfurt für Literaturfreunde. Dazu kommen mannigfache kleinere Beiträge wie „Die Bewegung der Preise Rembrandtscher Bilder" von Hanns Floerke, „Rembrandt und seinesgleichen", „Ein Brief Rembrandts" und dergl. Zum Schluß tönt das Ganze dann aus in den Strophen der „Vision": Rembrandt, der Künstler, von Richard Schaukal.

✻

Allgemeine Rundschau.

Weder Vergeltungsstrafe noch Schutzstrafe.

Die am 28. Mai ins Leben gerufene kriminalpolitische Sektion des Münchener Akademisch-Juristischen Vereins leitete am Freitag Abend im Wittelsbacher Garten ihre sehr zahlreich besuchte erste Sitzung würdig ein mit einem überaus feinsinnigen Vortrag des Philosophen Professor Th. Lipps. Eine lebhafte Diskussion, welche die aufgeworfenen Fragen vielseitig beleuchtete, schloß sich daran. Professor Lipps selbst führte aus:

Weder Schutzstrafe noch Vergeltungsstrafe! Nun, was dann? Antwort: Strafe. Es ist mir kein Zweifel, daß der Staat die Aufgabe hat, die Gesellschaft zu schützen, indem er den, der sie dauernd bedroht, unschädlich macht. Andrerseits kann er nicht umhin, wenn er gebietet oder verbietet, hinzuzufügen: im Falle der Zuwiderhandlung ein Uebel anzudrohen. Es ist eine Zweckmäßigkeits-Maßregel, die darauf abzielt, das Wohl der Gesellschaft zu schützen. Das ist nicht Strafe, auch wenn sie für den Betroffenen ein Uebel bedeutet. Wir sprechen von einer gerechten Strafe, die verdient sei. Strafe und Gerechtigkeit ist eine uns selbstverständliche Wortverbindung. Strafe und Zweckmäßigkeits-Maßregel sind Dinge, die zunächst gar nichts miteinander zu tun haben. Es ist der Gegensatz von zwei Standpunkten, von zwei ethischen Weltanschauungen. Darauf beruht der Streit zwischen der Theorie der Schutz- und der Vergeltungsstrafe. Die Schutzfrage blickt, wenn nach dem Sinn der Strafe gefragt wird, hin auf die Gesellschaft und auf das, was die Strafe für das Wohl der Gesellschaft bedeutet. Ich kann auch auf den Verbrecher blicken, auf seinen bösen Willen. Hier soll die Strafe stattfinden, weil ein böser Wille vorhanden ist, nicht weil eine Gesellschaft da ist, die geschützt werden will. Damit scheine ich mich auf den Standpunkt der Vergeltung zu stellen. Indessen sind unter diesen Begriff zwei Möglichkeiten zu fassen, die grundsätzlich verschieden sind: ich blicke einerseits auf den Verbrecher, andrerseits auf mich selbst oder auf meine innere Stellungnahme zu dem Verbrecher. Solange er nicht bestraft ist, empfinden wir ein unerfreuliches beklemmendes Gefühl. Wir streben nach innerer Befreiung, nach Befriedigung. Das ist im engeren Sinn der Vergeltungsstandpunkt. Und damit verbindet sich eine höchst merkwürdige Selbsttäuschung, eine menschlich natürliche Verblendung, die für die Vergeltungstheorie charakteristisch ist. Sie liegt im Begriff der Rache, wie wir ihn zu nehmen pflegen. Die Vergeltung besteht darin, daß der, der den bösen, antisozialen Willen in sich trägt, irgend ein Uebel erfährt, daß er leide. Wir scheiden aber nicht das, was im Verbrecher ist, voneinander, nicht den bösen Willen von dem daneben stehenden anderen Willen, Bedürfnis, Tendenzen, sondern wir machen aus dem allen zusammen eines, und das heißt das böse Individuum, das es in Wahrheit gar nicht gibt. Solange also der verbrecherischen Person in einem Teil ihres Wesens nicht ein Uebel zugefügt wurde, sind wir nicht befreit von dem Druck, der auf uns lastet. Das Gefühl der Selbstbefreiung erreichen wir noch auf andere Weise. Wenn dem Bösen ein Unglück widerfährt, sind wir ihm gegenüber milder gestimmt. Das Böse in ihm ist noch vorhanden, aber es erscheint in anderer Beleuchtung. Wir sind ihm gegenüber in anderer Stimmung und haben damit das Gefühl der inneren Befreiung, das wir suchen dann, wenn wir Vergeltung suchen, deren Negation auch den Namen der Rache trägt. Strafe ist Gedankenlosigkeit. Die Selbsttäuschung besteht in dem Gefühl, als ob alles in Ordnung sei, während in der Tat gar nichts in Ordnung ist. Der böse Wille ist ruhig geblieben. Der Gute, der sich wohl befinden soll, existiert nicht, der Böse, der sich übel befinden soll, ist genau ebenso ein Phantom. Es gibt nicht „den" guten Menschen, sondern nur den Menschen, der in dem hier, da, dort gut ist. Ebenso gibt es nicht den bösen Menschen, denn das inkarnierte Böse wäre der Teufel. Wir müssen also sagen: es ist recht, daß das gute Wollen sich erfreue seines Daseins, insoferne das gute Wollen in ihm ist. Umgekehrt soll der Mensch seines bösen Wollens nicht froh werden, er soll leiden um dieses bösen Wollens willen. Damit stehen wir auf dem einzig vernünftigen und möglichen Standpunkt. Daß ein Individuum leide, ist nichts anderes als: es soll dieses böse Wollen in sich selbst verurteilen. Der böse Wille soll durch die Strafe, die sinnvolles Tun ist, wenn sie abzielt auf das Wohl der Gesellschaft — und das ist nicht Strafe — in sich vernichtet werden.

Die Vergeltungstheorie hat das, was sie sagt, in eine mathematische Formel gekleidet: eine negative Größe durch eine andere negative Größe begegnet, werde eine positive. Aber nur, wenn sie gegeneinander gehen, wie in der Multiplikation. Minus 1 mal minus 1 gibt plus 1, aber minus 1 plus minus 1 gibt minus 2. Hier hat der Verbrecher einen totgeschlagen; er wird hingerichtet. Was ist das Ergebnis? Zwei Tote! Die Strafrechtspflege hat aber nicht die Aufgabe, das Uebel in der Welt zu vermehren. Man hat gesagt, die Grenze zwischen Verbrechertum und geistiger Abnormität sei nicht zu finden. Natürlich! weil sie nicht da ist. Das Verbrechertum ist eo ipso eine geistige Abnormität, die die Sphäre des Willens betrifft. Die Strafrechtspflege muß sich zum Verbrechen vernünftigerweise verhalten wie der Irrenarzt zum Geisteskranken. Zunächst ist das Auge des Irrenarztes nicht gerichtet auf das Wohl der Gesellschaft, sondern auf die Seite des Kranken. Bedingte Begnadigung ist ein Widersinn. Aber mit der bedingten Verurteilung sollte endlich Ernst gemacht werden. Das Hauptaugenmerk bei der Reform der Strafrechtspflege wird aber sein: der Strafvollzug. Strafanstalten sind Erziehungsanstalten oder sie sind verbrecherische Institute, und der Verbrecher dabei ist der Staat. Es gibt kein größeres Verbrechen als einen Menschen moralisch zugrunde zu richten, statt ihn zu erziehen. Die Gesellschaft hat die Aufgabe der Prophylaxe, der sozialen Arbeit, durch die dem Verbrechertum der Nährboden entzogen wird. Ich schließe: Es ist hohe Zeit, daß die Dame Justitia aus dem blind rasenden, in ihrem blinden Vergeltungs- oder Rachedrang kalt mordenden Weib werde die hehre Göttin, die zu sein sie berufen ist!

ab.

✻

Kleinere Mitteilungen.

* Ueber die Entdeckung eines Impfschutzverfahrens gegen Rindertuberkulose durch den französischen Prof. Calmette, von der wir in Nr. 136 der Beilage (S. 486) kurz Notiz genommen haben, erhält die Dtsch. Med. Wochenschrift von ihrem Pariser Korrespondenten folgenden eingehenden Bericht: In der Académie des Sciences in Paris hat am 11. Juni Prof. Calmette (Lille) eine Aufsehen erregende Mitteilung über die Vaccination gegen Tuberkulose vom Verdauungskanal aus gemacht. Die Behringsche Methode der Bovovaccination, bei der virulente menschliche Tuberkelbazillen vom Menschen intravenös infiziert werden, hat sich nach Calmette trotz ihrer guten Erfolge noch nicht verallgemeinert, weil für die geimpften Tiere, wie auch für die Experimentatoren selbst, eine gewisse Gefahr damit verbunden sei. Calmette hatte nun zunächst gefunden, daß junge Rinder durch die Einführung einer kleinen Quantität von menschlichen Tuberkelbazillen in den Verdauungskanal geimpft werden können, und schließlich ist er dahin gekommen, eine Immunität, deren Dauer er allerdings noch nicht hat bestimmen können, auch dadurch zu erzielen, daß er seinen Tieren zweimal, mit einer Pause von 45 Tagen, bovine Tuberkelbazillen, die durch fünf Minuten dauerndes Kochen getötet waren, in den Verdauungskanal einführte. Dieses Verfahren ist durchaus gefahrlos. Falls diese Versuche anderweitig nachgeprüft und bestätigt werden, so liegt, führte Calmette weiter aus, kein Grund vor, sie nicht auch bei Kindern anzuwenden, denen man etwa wenige Tage nach der Geburt und einige Wochen später eine kleine Menge von durch Erhitzen getöteten menschlichen und bovinen Bazillen, mit Milch gemischt, zuführen würde.

Die so behandelten Kinder müßte man dann vier Monate taag, bis die Immunität eingetreten sei, aufs peinlichste von jeder Infektion fernhalten, was bei den Kindern tuberkulöser Eltern wohl nur durch die Verbringung in besonders überwachte Säuglingsanstalten möglich wäre. Darauf ergriff Roux, der Direktor des Instituts Pasteur in Paris, das Wort und erklärte, daß er die positive Vaccination der Rinder gegen Tuberkulose aom Darmkanal aus auf Grund der von ihm zusammen mit Prof. Valle an der Tierarzneischule in Alfort vorgenommenen Untersuchungen bestätigen könne. Ueber diese Aussichten der Verallgemeinerung der Methode und ihrer Anwendung bei Kindern könne er sich noch nicht aussprechen.

k. h. **Kardinal Mathieu.** Wie wir gestern schon kurz meldeten, ist an Stelle des verstorbenen Bischofs von Autun, des Kardinals Perraud, am 21. Juni der Kardinal **Mathieu** zum Mitglied der Pariser Akademie gewählt worden. Er war schließlich der einzige Kandidat für diese Stelle geblieben, da sein Mitbewerber, der Herzog von Segur, seine Kandidatur angesichts ihrer aölligen Aussichtslosigkeit zurückgezogen hatte. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß trotz des heftigen kirchenpolitischen Streites auch antiklerikale Mitglieder der Akademie dem Kardinal ihre Stimme gegeben haben, um dadurch die hohe Wertschätzung darzutun, die sie dem gelehrten Kirchenfursten entgegenbringen. Seine literarische Tätigkeit, die ihm jetzt den Sitz in der Akademie verschafft, brachte ihm vor Jahren den Kardinalspurpur ein. Als nämlich 1899 ein neuer französischer Kurienkardinal ernannt werden sollte, richtete Leo XIII. sein Auge auf den Erzbischof Mathieu von Toulouse, der ihm nicht nur als geistvoller Schriftsteller bekannt war, sondern auch durch seine stilistisch formvollendet abgefaßten Hirtenbriefe stets aufs neue das Entzücken des gelehrten Papstes hervorrief. Von den Werken Mathieus ist an erster Stelle sein geistaolles, tiefdurchdachtes und tiefgründiges Buch über das Konkordat zu nennen; in weitere Kreise sind seine Schilderungen des letzten Konklaves gedrungen und die Akademie besitzt in ihm wohl den interessantesten unter ihren jetzigen Mitgliedern.

* Ueber den **Schatz in der Kapelle** Sancta Sanctorum wird der Frkf. Ztg. aus Rom geschrieben: Pater Grisar veröffentlicht in der Civilta Cattolica weitere Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Reliquien der alten Hauskapelle der Päpste im Lateranpalast. Dem großen Publikum bietet sein Bericht nicht viel. Seine Ausführungen über das Kreuz des Papstes Sergius schließt er mit einem Non liquet, denn es gelingt dem Pater Grisar nicht, die Entstehungszeit und den Ursprungsort des Kreuzes festzustellen. Dafür gibt er einen kurzen Abriß der Geschichte der Auffindang des Kreuzes Christi, wobei er die Legende abtut, als sei diese ein Verdienst der heiligen Helena, der Mutter des Kaisers Konstantin, während er feststellt, daß der Fund unter Konstantin erfolgte. Es folgt dann die Untersuchung des zweiten Goldkreuzes, des sogenannten Gemmenkreuzes. Pater Grisar berichtet dabei über die Sitte, die Reliquien und deren Behälter mit Balsam zu salben, and stellt dann fest, daß das Gemmenkreuz der Träger der Reliquie circumcisionis Jesu Christi gewesen ist. Er bezweifelt die Echtheit der Reliquie und bezeichnet den seltsamen Gegenstand der Verehrung als eine Ausgeburt der Leichtgläubigkeit des frühesten Mittelalters.

Die erste Gartenstadt. Von den deutschen Journalisten, die jetzt als Gäste in England weilen, wird vielleicht dieser oder jener daran denken, sich die jüngst in der Umgebung von London entstandene Gartenstadt anzusehen. Erst vor wenigen Tagen haben die Leiter der Gesellschaft, die selbst den Namen „First Garden City" führt, Einladungen an die Presse ergehen lassen, die Anlagen dieser Gründung und die Fortschritte, die sie während der letzten 2½ Jahre gemacht haben, in Augenschein zu nehmen. Es wird erwartet, daß diese Gartenstadt, die sich in **Letchworth** befindet, als Muster für die Anlage ähnlicher Gemeinden schon in einer nahen Zukanft dienen werde. Alle Bestrebungen, die dahin zielen, die zum Aufenthalt in Städten gezwungenen Leute uater gesündere Lebensbedingungen zu bringen, müssen mit Genugtuung begrüßt werden, und daher wird jene erste Gartenstadt hoffentlich auch im Ausland Beachtung finden. Vorläufig geht die Absicht dahin, dort in der Umgebung aon London eine Stadt von etwa 30,000 Einwohnern zu schaffen. Von den 3818 Ackern englischen Maßes, die für die Anlagen zur Verfügung stehen, werden nur 1300 für die Errichtung der eigentlichen Stadt benutzt werden, die übrigen 2500 sollen für landwirtschaftliche Zwecke aorbehalten bleiben. Die Gesellschaft gibt das Land gegen eine mäßige Grundrente ab und will die Diaidenden ihrer Aktionäre auf ein Höchstmaß von 5 v. H. einschränken. Was mehr einkommt, soll zugunsten der Gartenstadt selbst oder ihrer Bewohner verwandt werden. Die bisherigen Fortschritte sind recht zufriedenstellend. Im Anfang, nämlich im September 1903, betrug die Einwohnerzahl von Letchworth erst etwa 400 und es bestanden noch keine Anlagen für Wasser, Gas oder Kanalisation. Jetzt beträgt die Bevölkerung über 1600, and die seitdem geschaffenen Einrichtungen für die Lieferung von Wasser und Gas genügen vorläufig für eine Einwohnerzahl von 6000. Man darf auf die weitere Entwicklung dieser ersten Gartenstadt wohl gespannt sein.

Eine bisher unbekannte Froschart, die sich durch gewaltige Größenverhältnisse aaszeichnet, ist im Süden Kameruns entdeckt worden. Ein aon einem Mitglied der Britischen Zoologischen Gesellschaft gefangenes Exemplar, das in der letzten Sitzung der Gesellschaft beschrieben wurde, mißt von der Schnauze bis zum Ende des Rumpfes 30 Zentimeter, also ungefähr so viel wie ein Kaninchen. In derselben Sitzung wurde eine Froschart aorgeführt, deren Weibchen die gelegten Eier im Maul verwahrt, bis die Jungen ausschlüpfen; diese beginnen ihr selbständiges Dasein nicht als Kaulquappen, sondern haben von vornherein die Gestalt winziger, aber völlig ausgebildeter Frösche. Die erste Entwicklungsperiode, als Kiementiere, fällt bei ihnen also ganz aus.

* **Fritz Schaudinn**, dessen Tod wir gestern kurz meldeten, war früher Privatdozent an der Berliner Universität und gehörte bis zu diesem Frühjahre dem kaiserlichen Gesundheitsamte an. Zuletzt war er am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten in **Hamburg** tätig. Er hat sich besonders durch seine Forschungen über den Syphiliserreger in der Wissenschaft einen Namen gemacht. Der Forscher ist nur 35 Jahre alt geworden.

Hochschulnachrichten.

* **Göttingen.** Der Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Universität Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Friedrich Leo** hat den Ruf als Nachfolger des aon Leipzig nach Bonn übersiedelndea Geh. Hofrats Professor Dr. Friedrich Marx endgültig **abgelehnt**.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Alexander Petrovic: Wahrheit und Trug im Sozialismus. Berlin 1906. Herm. Walter. 144 S.
L. William Stern: Person und Sache. System der philosophischen Weltauschauung. 1. Band: Ableitung und Grundlehre. Leipzig 1906. Joh. Ambrosius Barth. 434 S.
Dr. **Alfred Fischel**: Studien zur österreichischen Reichsgeschichte. Wien 1906. Alfred Hölder. 342 S.

Jahrgang 1906. München, Dienstag, 26. Juni. Nummer 145.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Gottlob Regis, ein Kapitel aus seinem Leben.

Von Dr. Georg Pfeffer (Frankfurt a. M.).

Gottlob Regis (1791—1854), der vortreffliche Verdeutscher des Rabelais, Bojardo, Michelangelo u. a., hat den Verehrerkreis von literarisch Eingeweihten, der zu seinen Lebzeiten sein Schaffen verfolgte und die Früchte seiner Arbeit genoß, auch heute nicht verloren. Schon 1893 hatte Julius Elias mit der Herausgabe von Regis' Fragmenten einer Shakesepare-Uebersetzung in den „Studien zur Literaturgeschichte, Michael Bernays gewidmet,“ lebhaften Beifall bei den Verehrern des seltenen Mannes gefunden, Wilhelm Lauser hat vor einigen Jahren mit der Neuausgabe des von Regis verdeutschten Liederbuches vom Cid (Bibliothek der Weltliteratur, Cotta) gleichfalls bewiesen, daß man die Arbeit dieses „Einsiedlers“ noch zu würdigen weiß; und wenn jetzt Wilhelm Weigand den deutschen Rabelais von Gottlob Regis neu herausgibt,[1]) so hat er durch die Uebermittelung der bis jetzt noch nicht übertroffenen und selten gewordenen Uebersetzung vor allem eine Ehrung von Gottlob Regis im Sinne. Und Gottlob Regis verdient eine solche Ehrung. Eigenartig wie er in seinem ganzen Wesen war, so war auch sein Schaffen. Es galt ihm nicht, mit seinen Arbeiten äußeren Lohn oder Ansehen zu erwerben, sondern nur auf tiefstem, innerstem Interesse für den gewählten Gegenstand beruhten sie, weshalb denn auch Heinrich Stieglitz einmal an den Berliner Verleger Veit schreibt: „Versäume es nicht, den wackeren Regis in die rechten Hände zu befördern damit er gehoben werde und herausgestellt, wie er es verdient und wie es nötig ist zur Unterscheidung eines solchen von den hundertfältigen Fabrik- und Lohnarbeitern unserer Zeit. Noch neulich nannte Ranke, mit dem ich auf einem Spaziergang lange über Regis sprach, ihn den ersten als Uebersetzer, was Auffassen im Geist und in der Wahrheit anlangt.“

Mehr ols alles andere gibt ein Brief über das innerste Wesen von Regis Aufschluß, den er am 3. September 1836 an C. G. Carus schrieb und der sich mit seinen anderen Briefen an Carus auf der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden befindet. Regis befand sich domals in schwerer äußerer Not. Dazu kam, daß der Verleger Barth in Leipzig den Druck seines Rabelais-Kommentars in unerhörter Weise verzögerte. Bei seiner Unfähigkeit zu einer gewissen Biegsamkeit nach verschiedenen menschlichen Zuständen mußte er bald an seinem Leben verzweifeln, und der Entschluß, freiwillig seinem Leben ein Ziel zu setzen, wor rasch gefoßt. Gewissermaßen als Rechtfertigung seines Entschlusses schreibt er im oben genannten Briefe folgendes:

„Mein von mir schon früh klar eingesehenes Unvermögen, irgend etwas für Geld der Welt zu Danke zu machen, was nicht aus meiner innersten Neigung kommt, sowie die eingewurzelte Antipathie gegen alle mir fremde Menschen haben mich schon domols, als ich mein kleines nun verzehrtes Kapital angriff, den Lebensplan ergreifen lassen, von dem ich erkannte, daß er nach einigen Jahren zum freiwilligen Abschied führen mußte. Ich bin daher bereitet dorauf und vertraut damit. Denn, sagte ich mir, und denke noch jetzt: ist es nicht besser — so wie du bist — 40 Jahre unabhängig als 80 Jahre in Knechtschaft zu leben? Dieses bereue ich denn also auch nicht. Ich habe mir kongenial gelebt, wie ein kleiner Fürst, kann ich wohl sagen, frugal, aber doch mir nichts abgehen lassen, was irgend zu meinem Komfort gehörte, bis diese Stunde, do ich noch, außer einigen Talerscheinen, die 20 Louisdor habe, die mir Veit für den Almanach[2]) gab; und gerode daß Shakespeare (mein Mitgeborener) es ist, der mich — wie seine Ophelie, durch diesen Schwimmgürtel noch eine Zeit über Wasser hält, rührt mich innerlichst.

Nun sage ich also: mir graut, es ist wahr. Ich habe sehr beklommene Stunden — denn es ist eine eigene Sache, wenn mon das letzte Herzblut so Tropfen nach Tropfen verrinnen sieht, immer und immer näher dem letzten — und noch in voller Tätigkeit, wo man so manches noch endigen möchte. — Gleichwohl sind das nur Zwischengefühle; im ganzen bin ich noch immer getrost, leichtsinnig, und nicht ohne Hoffnung. Ich denke immer noch: wer weiß? Es kommt wohl noch etwas; irgend ein Gönner oder ein Lotterie-Gewinst. Und so gelingt mir auch immer noch die Uebersetzung des Bojard, denn wöhrenddessen denk' ich nicht dran.

Sogen Sie aber mir nun einmal, und jeder, der es gut mit mir meint, müßt ihr mein Schicksal nicht glücklicher preisen, wenn ich in dieser Fröhlichkeit und Indezendenz ganz unzerknittert mit vollem Bewußtsein abgeschieden, als wenn ich vielleicht nun noch einige Johre als Darbender im Karren zög und mein besseres Teil an die Haut verkoufte? So etwas lernt sich nicht, wenn man schon 46 Jahre auf dem Rücken und bisher keinen Menschen zu begrüßen nötig gehabt hat. Ich fühl' es, dazu bin ich zu steif. Selbst ein Bibliothekariat (die einzige Stelle, die ich vielleicht aus Todesscheu noch anzunehmen

[1]) Bei Georg Müller in München.

[2]) Gemeint ist der Shakespeare-Almanach.

mich entschließen könnte) würde mich für den Rest meines Lebens wahrhaft unglücklich machen. Eine Professur, auch für den höchsten Sold, könnt' ich nie unternehmen. Neulich ließ man mir unter der Hand eine solche in Greifswald für 300 Taler antragen; ich hab' aber den Bettel, ohne einmal zu wissen, daß die Sondierung von oben kam, mit Abscheu zurückgewiesen. So etwas kann sich nun unter tausend Professoren kaum einer vorstellen und sich in die Seele dessen versetzen, dem es wider die Natur geht, sich für Anfänger präparieren und überhaupt Worte machen zu sollen auf Befehl, ohne die Mitgift jenes hiezu nötigen fabrikartigen Schwatztalentes, vielmehr mit dem unvertilgbaren Instinkt nach Gründlichkeit in der Brust, den Perioden oft Stunden kosten. Dazu hab' ich ja nie enzyklopädisch studiert, sondern immer nur wie die Biene. Aber ich sehe, das glaubt mir kein Mensch, und weil sie mir nun etwas zutrauen, muten sie mir nun alles zu. Auf seinem Weg einen gelten zu lassen, ist niemals Sache des Staates gewesen: darauf hab' ich auch nie gerechnet. Mein Brettchen, auf dem ich schwimmen kann und bisher schwamm, wenn es verfault, ist auch das Ziel von meiner Schiffahrt. Matrosendienste kann ich nicht tun, auf keinem noch so stolzen Marktschiff. Und höchstens das rein Mechanische, was ich nicht tät, sondern nur die Hand, könnte noch den gewesenen Regis ein Weilchen scheinlebendig erhalten.

Denn ich erkenne sehr wohl, daß keinem Menschen vorgeschrieben werden kann, wieviel er Geld auf sein Vergnügen wenden soll. Wie sollte daher der Staat, auf ungewissen Erfolg hin, 800 Taler — denn soviel brauche ich wenigstens, wenn ich wie bisher behaglich und sorgenfrei mit dem nötigen Wein fortarbeiten will — an einen Uebersetzer als völlig uneigennützige Pension wenden können, wofür er eben nichts zu tun hätte als auf seine Weise fortzuübersetzen? Unding! Das Geld hat ja der Staat schon längst zu neuen Hosenknopflöchern und Kasernen bestimmt.

Und ferner, was mir unmöglich ist, ist, meinen Freunden zur Last zu leben. Wie Diez[3]) zu leben vermöcht ich nicht. Sie sehen also aus dem Bisherigen, daß ich Euch zuliebe selbst abgetötet fortleben könnte — aber nicht fortleben auf die Bedingung, etwas meiner Unwürdiges und mir Schmachvolles zu begehen. Und das Bewußtsein, dies nicht zu können, würde mich noch im letzten Sprunge stärken.

Meine Bibliothek, als Notanker, steht mir allerdings zunächst vor Augen, doch würd' ich mich höchst ungern davon trennen — nicht sowohl, weil dieser Besitz seit meiner Jugend ganz eigentlich mit mir verwachsen ist (denn das könnte ich missen), als weil, solange ich noch die Revision des Rabelais vor mir sehe, das Nachschlagen in vielen Büchern bei jedem Druckbogen nötig bleibt. — Aber, wie gesagt, ich bin noch immer sehr leichtsinnig und denke, daß etwas kommen kann — ja selbst vielleicht noch natürlicher Tod, der mich des künstlichen entübrigt."

Es kam dem Uebersetzer allerdings von mancher Seite unerwartete Hilfe, und als ihm einige Jahre später durch Vermittlung seines hochherzigen Freundes, des Adjutanten G. v. Below, eine königliche Pension von jährlich 300 Talern zufiel, da konnte Regis noch in ungetrübter Muße seinen literarischen Neigungen leben.

[3]) Dieser mehrfach erwähnte Freund befand sich in großer Not und wurde nur durch die Unterstützung seiner Freunde, worunter auch Regis, erhalten.

Die Prinzessin Mathilde Bonaparte.

Die Prinzessin Mathilde Bonaparte, die am 2. Januar des Jahres 1904 im 84. Lebensjahre gestorben ist, gehörte in ihrer ganzen Persönlichkeit einer weit zurückliegenden Vergangenheit an. Zwar hat sie bis in die letzten Tage ihres Daseins willenskräftig gelebt, aber die Frau, der man ein geschichtliches Andenken bewahren wird, hat an dem Tage ihre Laufbahn beschlossen, an welchem die Gesellschaft, in der sie lebte, zugrunde ging. Kaum aber ist eine Gesellschaft so schnell dem Gedächtnis der Menschen entschwunden wie die des zweiten französischen Kaiserreichs. So groß und reich diese Zeit an starken, künstlerischen Talenten, scharf und eigenartig ausgeprägten literarischen Persönlichkeiten war, ebenso unbedeutend und hohl war die Schicht der Bevölkerung, die man die Gesellschaft nennt. Eine tolle Freude am Genuß beherrschte diese Zeit, ein Jagen nach Ansehen und Prunk, ein frivoles Spielen mit Ehre und rechtlicher Gesinnung, Ehebruch und Intrige, bigotte Heuchelei — das alles gekleidet in gesellschaftlichen Glanz, festliche Stimmung, Witz, Esprit und geschicktes Diplomatentum.

Diese Gesellschaft ging achtlos vorüber an dem Ernst der Zeit, sie hatte ebenso wenig Verständnis für die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, die sich im eigenen Lande vorbereiteten, wie für die politischen Wandlungen, die sich im Auslande ankündigten. Vergiftend wirkte diese Kaste auf das ganze Volk, das böse Beispiel verdarb hier wirklich gute Sitten. Die Greuel der Kommune wären nicht möglich gewesen ohne die entnervte und erhitzte Stimmung, ohne die Betäubung, in der sich seit fast zwei Jahrzehnten das französische Volk befand.

Die dritte Republik weiß heute nichts mehr von dieser Gesellschaft. Napoleon III. und seine Zeit sind unendlich blasser als die großen und wirren Tage des ersten Bonaparte.

Bedeutsam für die Zeit des zweiten Kaiserreiches ist die Herrschaft der Frau bei dem gänzlichen Mangel an bedeutenden weiblichen Persönlichkeiten. Der einzige groß angelegte Charakter ist der der Prinzessin Mathilde. Die Prinzessin ist keine imponierende, durch hervorragende Geisteskraft sich auszeichnende Erscheinung, sie ist auch nicht frei von Fehlern und Schwächen, ja, sie ist nicht einmal denkbar ohne ihre leichte Zeit — aber sie verschwindet nicht in der Masse, sie bewahrt sich in der sie umgebenden Inferiorität und Erbärmlichkeit ihre Eigenart und ihren Stolz. Sie wird so als Mensch interessant. Zugleich aber verdient sie einen Platz in der Literaturgeschichte jener Zeit, weil sie es verstanden hat, einen Salon zu schaffen, der die bedeutendsten Geister anzog und fesselte.

Die Bedeutung dieses Salons braucht nicht überschätzt zu werden. Eine kulturgeschichtliche Bedeutung wie der des Hotels Rambouillet hat er nicht. Die Künstler, die in ihm verkehrten, waren nicht bedeutend, die Männer der Wissenschaft, die Dichter und Schriftsteller hatten im Grunde die Prinzessin Mathilde nicht nötig, ebensowenig wie die Freundschaft Napoleons und seiner Gemahlin. Berthelot, Renan und Taine, Gautier, Flaubert und die Brüder Goncourt hätten und haben ihren Weg gefunden auch ohne die Prinzessin. Die Wissenschaft und die Dichtung dieser Männer, ihre Ziele und Ideale lagen weit ab von fürstlichen und höfischen Tendenzen. Ihr Leben war nur der wissenschaftlichen Erkenntnis oder nur der persönlichsten Kunst gewidmet. Sie kümmerten sich den Teufel um den Kaiser und Eugenie und um den Hof. Sie waren, die Vertreter der Wissenschaft nicht immer, die Dichter und Schriftsteller fast ausnahmslos, „Bohémiens", sie lebten in den höchsten Stockwerken, hoch über den Etagen der „Bourgeois" oder den Palästen der Aristokraten. Sie paßten nicht hinein in die steife Geselligkeit der einen und die hochmütige Oberflächlichkeit der anderen. Sie lebten wie die „Bären", d. h. frei von Zwang und Etikette, in den Tag hinein, in Büchern vergraben oder Träumen befangen, in einem lockeren Leben, ungefüllt von Frauen und Wein, und dabei doch so bitter ernst und schwer in Hoffnungen und Enttäuschungen, in Nervosität und rastloser Arbeit, in kostspieligen Liebhabereien und Frondienst oft genug für die Ausgaben des Tages. Solche starke und zum Teil phantastische Geister konnten elegante Salons entbehren. Und wenn sie sich dennoch wohl fühlten im Salon der Prinzessin, so waren es nicht höfischer Glanz oder materielle Vorteile, was sie lockte, sondern der Zauber einer Persönlichkeit, einer freien, vorurteilslosen und kühnen Frau, die ihnen Gelegenheit zur Entfaltung ihres Wesens gab, die durch wechselnde Berührung der verschiedenen geistigen

Elemente der Zeit einen regen Austausch von Anschauungen und Gedanken ermöglichte, die freimütige Kritik liebte und wünschte. Die Prinzessin war eine von jenen Frauen, so selten zu finden, die vor keinem Zwang Achtung haben, die für alles, was nicht wahr und wirklich ist, Verachtung empfinden, weil sie es als Nichtigkeit oder Konvention empfinden. Die Wahrheit aber sah sie in allen freien und großen Bestrebungen, die nach Entfaltung drängten, in dem kräftig pulsierenden Leben in ihr und um sie herum, sie verstand sie zu Keimen und inneren Schönheiten selbst unter der Hülle des Bizarren und Ungewohnten, des Regellosen, durch keinen Brauch und keine Sitte Geheiligten. Verschieden waren die Menschen in ihrem Salon, neben den „Bären" gab es wohl auch genug Wölfe in Schafspelzen, neben den Pfadfindern mit dem Falkenblick auch genug stumpfe Seelen — aber gerade in dieser Mischung beruht die Eigenart dieses Salons, dessen Herrin in erster Linie nicht Fürstin, sondern Frau, leidenschaftliche Frau war, die das Leben kennen lernen wollte in allen seinen Gestalten.

Um einem Salon Leben und Anziehungskraft zu verleihen, genügt es nicht, daß möglichst viele unterhaltungsfrohe, geistvolle Menschen in ihm sich zusammenfinden, es kommt darauf an, daß die Dame des Hauses es versteht, Leben und Bewegung, Anregung und Wechsel in die Gäste zu bringen. Ihr Geist muß in gewissem Sinne in allen Winkeln, bei allen Gruppen, die sich bilden, zu finden sein, ihre Stimme muß hier und da durchdringen, ihr Lachen da und dort klingen. Sie muß Wärme spenden. Das verstand die Prinzessin mit ihrem nie ruhenden Tätigkeitsbedürfnis, ihrem vielseitigen Interesse, ihrer strahlenden Liebenswürdigkeit und ihrer Impulsivität. Es gab viele Salons neben dem ihrigen in Paris. Die elegante Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs fand sich mit Vorliebe zusammen in den Vier-Uhr-Tees, die nach dem Beispiel der Kaiserin Eugenie veranstaltet wurden. Aber diese Reunions waren ganz anders geartet als die der Prinzessin Mathilde. Der Salon der Kaiserin war langweilig. Weder der Kaiser noch die Kaiserin besaßen ein tieferes Verständnis für Kunst und Literatur. Der Kaiser war zu sehr mit politischen Dingen und Vergnügungen beschäftigt, als daß er Zeit gefunden hätte, zu lesen. Er beklagte sich wohl gelegentlich über die Notwendigkeit, Lektüre entbehren zu müssen, aber er kam doch ganz gut ohne sie aus. Der Geschmack der Kaiserin war sehr wenig gebildet. Wohl war Prosper Mérimée ein häufiger Gast in den Tuilerien, in Compiègne und Fontainebleau, aber die Freundschaft der Kaiserin galt doch mehr dem Freund der Familie Montijo und dem gewandten Hofmanne als dem großen Novellisten. Die literarischen Interessen der Kaiserin sind genügend gekennzeichnet, wenn man daran erinnert, daß Octave Feuillet als „le romancier de l'impératrice" bezeichnet wurde, Octave Feuillet, den Jules de Goncourt sehr glücklich einmal den „Musset des familles" nennt.

Die Unterhaltungen im Salon der Kaiserin waren dementsprechend natürlich nicht sehr anregend. Mérimée deutet in seinen Briefen an eine Unbekannte mehr als einmal diskret an, wie sehr er sich gelangweilt habe. Die Kaiserin war sehr steif, legte sehr viel Wert auf Etikette, und so war der Besuch ihres Salons oft auch nur eine Frage der Etikette oder Höflichkeit für die Freunde der Prinzessin Mathilde.

So war denn tatsächlich der Salon der Prinzessin der einzige, der von den bedeutenden Männern der Zeit besucht war. Zwar machte ihr eine Zeitlang das verschwenderisch ausgestattete Hotel der berühmten Courtisane Madame de Paiva den Rang streitig, aber ihr Salon wurde doch hauptsächlich aus Neugier und Sensationsbedürfnis aufgesucht und wurde jedenfalls nicht ernst genommen.

*

Mathilde Lätitia Wilhelmine Bonaparte wurde am 27. Mai 1820 in Triest geboren. Ihr Vater war Jérôme Bonaparte, der ehemalige König von Westfalen, ihre Mutter die Prinzessin Katharina von Württemberg. So war sie also die Nichte des ersten Napoleon, vollkommen eingedenk der Größe ihres Onkels, zu dem sie wie alle Bonaparte in glühender Verehrung aufblickte. Das Bild Napoleons mußte ihr um so größer erscheinen, je unbedeutender sein Geschlecht geworden war. In ihrer engsten Familie war wenig von dem Hauche des machtvollen Eroberers zu spüren. Der Vater Jérôme war ein Verschwender, ewig in Geldsorgen durch den teueren Haushalt, den er führte. Kein menschlich bedeutender Zug haftete diesem Pseudokönig an. Ihr Bruder Lucien war ein Lebemann und Lüstling, dabei ehrgeizig, aber stets in niedriger Intrige befangen, ohne Tatkraft und Energie. Ihre Mutter war, wie es scheint, eine Durchschnittsfrau, die ihrem Manne sehr zugetan war und in ihrer Liebe zu ihm ihre Kinder vernachlässigte. So wuchs Mathilde, ihrem lebhaften Temperament eigentlich überlassen, allein heran in Rom und Florenz. Sie selber erzählt einmal, daß ihre Mutter sie nicht verwöhnt, daß sie einmal gesagt habe: „Tous mes enfants, je les donnerais pour un doigt de Fifi." Fifi nannte sie ihren Gatten. Wie öde das Leben im Hause Jérômes war, zeigt ein Brief, den Jérôme, der Sohn des Königs aus seiner ersten Ehe mit der klugen und energischen Elisabeth Patterson, an seinen Großvater, den Herrn Patterson in Baltimore, schrieb. Da heißt es unter dem 2. Januar 1827: „Ich bin der Lebensweise im Hause meines Vaters ungeheuer überdrüssig. Wir frühstücken zwischen 12 und 1 Uhr vormittags, speisen zwischen 6 und 7 und nehmen den Tee zwischen 11 und 12 Uhr nachts, so daß ich selten vor 2 Uhr morgens zu Bette komme. Mein Vater sieht gegenwärtig nur wenig Gesellschaft bei sich, dennoch sitzt während des größeren Teiles der vierundzwanzig Stunden die ganze Familie beisammen im Salon. Der Hauptzweck dieser Zusammenkünfte ist, die Zeit totzuschlagen. Niemand im ganzen Hause beschäftigt sich mit etwas, und es ist mir unmöglich, zu studieren oder selbst nur zu lesen."

Im Schlosse ihres Großvaters zu Stuttgart, wo die Prinzessin nach ihrem 15. Jahre mehrere Jahre weilte, war die geistige Anregung auch nicht allzu groß; in der kleinen Residenz ist ihre freiere Lebensauffassung vielleicht mit bedenklichen Augen angesehen worden. So kann es denn nicht wundernehmen, daß sie, nach Florenz zurückgekehrt, im Wunsch, der drückenden Misere im Elternhause zu entgehen und selbst in Freiheit und unbeschränktem Reichtum leben zu können, dem Russen Anatole Demidoff die Hand reichte, nachdem eine beabsichtigte Verbindung mit dem Prinzen Louis Napoleon, dem späteren Napoleon III., durch dessen Gefangennahme nicht zustande gekommen war. Dieser Demidoff, der von dem Großherzog von Toskana in den Prinzenstand erhoben wurde, besaß ungeheuere Reichtümer und einen der denkbar niedrigsten Charaktere. Die getreue Hofdame der Prinzessin, die brave Frau v. Reding, schreibt kurz nach der Vermählung an eine Freundin: „Demidoff kann recht gut sein, aber er ist ein roher Charakter." Und als das junge Paar nach Rußland kam, da waren die ersten Worte des Kaisers Nikolaus an die Prinzessin, wie sie später erzählt: „Vous ne savez pas à quelle canaille vous vous êtes mariée." Der Fürsorge des russischen Kaisers ist es denn auch zu verdanken, daß die Ehe nach nicht einmal vierjähriger Dauer getrennt wurde. So war Prinzessin Mathilde frei; ein Jahresgehalt von 200,000 Rubel, das Demidoff auf Befehl des allgewaltigen Kaisers ihr auszahlen mußte, gab ihr reiche finanzielle Mittel, und sie konnte nun das Ziel ihrer Sehnsucht — Paris — erreichen. Der glühende Wunsch, ihr junges, drängendes Leben, dem bis jetzt jede freie Entfaltung gefehlt hatte, auszuleben, und daneben der Hang, der die Französin nach Frankreich trieb, ließen sie Paris aufsuchen. Wenig hat sie die Stadt verlassen, kurze Reisen unternahm sie nur, während des Krieges im Jahre 1870 ging sie nach Belgien und kehrte bald nach Beendigung in die liebe Stadt, ohne die sie nicht leben konnte, zurück. Abwechselnd lebte sie in ihrem prächtigen Hotel in der Rue de Courcelles und in ihrem Landschlößchen St. Gratien am See von Enghien. Gestorben ist sie in ihrem neuen Hotel Rue de Berri.

Es war nötig, in kurzen Zügen auf die Jugendgeschichte der Prinzessin hinzuweisen, weil in der Mischung von äußerem Prunk und innerer Hohlheit, in der unfreiwilligen Richtigkeit des Daseins ihrer Familie und dann später in dem Unglück ihrer Ehe ihr Charakter jene Selbständigkeit und Freiheit angenommen hat, der später ihre eigenartige Stellung zwischen Hof und Gesellschaft in Paris kennzeichnet.

Eine sorgfältige Erziehung, liebevolle Pflege vorhandener Anlagen hat die Prinzessin nicht genossen; begabt mit natürlicher Intelligenz, raschem Temperament, war sie auf sich selbst angewiesen, hat sie selbst ihren künstlerischen Sinn entwickelt und hat sich dann später in Paris gern dem Einfluß moderner Männer hingegeben. Lebhaftigkeit und Freimut, Ehrlichkeit und jeglicher Mangel an falscher Prüderie, reiche Impressionsfähigkeit, Fülle an Ausdrucksmitteln sind die Eigenschaften, die sie anszeichnen, die im Bunde mit nicht gewöhnlicher Schönheit, mit einer reizvollen Grazie und Eleganz sie zu dem Typus einer modernen Frau haben reifen lassen. Sehr schön geben sich einmal die Brüder Jules und Edmond de Goncourt, aus deren Tagebüchern man so viele interessante Nachrichten über die Prinzessin schöpfen kann, Rechenschaft über die Persönlichkeit der Frau, aus deren Heim sie soeben nach dreitägigem Aufenthalt zurückkehren. „Wir sprachen über die Prinzessin . . . Wir dachten an ihren freien Sinn, an den Reiz ihres Ungestüms, an die Leidenschaftlichkeit ihrer Rede, an ihre farbige Künstlersprache, an ihre scharfen Hiebe und Ausfälle gegen die Dummheit, an jene Mischung von männlichem Sinn und zarten, frauenhaften Aufmerksamkeiten, an jenes Gesamtbild von Vorzügen, von Fehlern selbst, die das Gepräge unserer Zeit tragen und so ganz neu in einer kaiserlichen Hoheit sind — Eigenschaften, die aus dieser Frau den Typus einer Prinzessin des 19. Jahrhunderts machen, eine Art Margarete von Navarra im Kleide einer Napoleon." Dieses Porträt ist sehr anziehend. Es ist nicht das einzige. Kurz und treffend urteilt Sainte-Beuve, der lange Zeit bei der Prinzessin aus und ein ging, bis eine Taktlosigkeit, die er beging, ihn kurz vor seinem Tode aus ihrem Salon ausschloß. In seinen Briefen an die Prinzessin, die als Buch erschienen sind, schreibt er ihr einmal: Vous, vous avez la simplicité des esprits justes et qui sied à ta race des grands. Und selbst die, welche nicht so fortgeschritten waren, die ängstlich hinter ihrer Zeit einherhinkten, wie der Graf von Viel-Castel, können nicht anders, als ihre bis in die äußersten Grenzen getriebene Freimütigkeit und ihre Güte rühmen und anerkennen, daß es unmöglich sei, keine Freundschaft für sie zu empfinden.

Uebereinstimmend wird von allen ihren Freunden ihre Erregungsfähigkeit hervorgehoben, eine Eigenschaft, deren sie sich selber bewußt war, um so deutlicher, weil ihr kaiserlicher Vetter eine so passive, so wenig lebendige und schwer in Erregung zu setzende Natur war. Die Prinzessin fand es merkwürdig, daß er niemals in Zorn geriet, sie, die sich so leicht zu Erregung, Zorn und Leidenschaft hinreißen ließ. In solchen Augenblicken, in denen ihr Temperament mit ihr durchging, muß sie sehr schön und imposant ausgesehen haben. Sainte-Beuve schreibt ihr einmal: „Livrez-vous à une de ces belles colères qui font que ceux qui vous aiment vous aiment mieux et faites-m'en part." Viel-Castel bezeugt gelegentlich eines solchen Ausbruches von Zorn und Empörung: „Elle fut magnifique et vraiment royale." Wer sich ihren Zorn zugezogen hatte, wurde nicht glimpflich behandelt, Worte wie Jesuit, Elender, Verräter schleuderte sie über ihn. Sainte-Beuve wurde hart genug gestraft, und auch Taine mußte ihre Ungnade empfinden. Aber ihr Zorn war nicht unversöhnlich, sie konnte verzeihen und vergaß gerne. Die Prinzessin war eben, das geht aus allen Zeugnissen über sie hervor, heftig und impulsiv, sie gehorchte Trieben und Impressionen, aber was sie tat, tat sie aus Ueberzeugung, aus einem starken, innerlichen Menschentum heraus. Sie achtete darum auch jede Ueberzeugung, wenn sie sich ehrlich und fest kundgab. Sie kannte — darin auch das Gegenteil der Kaiserin Eugenie, mit der sie niemals harmonierte — keine Vorurteile. Ein Mann, der so in Vorurteilen befangen war wie der Graf von Viel-Castel, sagt einmal in seinen Memoiren: „Die Prinzessin leugnet die Aristokratie, leugnet den Einfluß der Geburt, die Bedeutung aller Familientraditionen — ausgenommen für die Bonaparte." Der Familienkultus beschränkte sich bei ihr aber hauptsächlich auf die Verehrung für Napoleon I. Eine leidenschaftliche Imperialistin war sie kaum, sie war sich auch vollkommen der gewissermaßen zufälligen, durch keine lange Tradition geheiligten und befestigten fürstlichen Würde ihrer Familie bewußt. Eine starke und sehr glückliche Selbstironie spricht sich in ihren bekannten Worten aus: „Ohne Napoleon würde ich Orangen auf dem Kai von Ajaccio verkaufen."

Sie hatte das ganz richtige Gefühl, daß eine Regierung große soziale Aufgaben habe. Sie war darum nur sehr selten mit den Maßnahmen der kaiserlichen inneren wie äußeren Politik einverstanden. Ohne daß sie je versucht hätte, eine politische Rolle zu spielen, hatte sie doch ihre ganz bestimmte Ansicht über Fragen des allgemeinen Stimmrechtes, über den überhand nehmenden klerikalen Einfluß am Hofe, über die Politik Rußland gegenüber, in der Frage der Einigung Italiens und der Beschränkung der päpstlichen Machtstellung. Zwar hat sie sich in der Praxis nie gegen die Politik des Kaisers erhoben, sie hat im Gegenteil den Tuilerien unschätzbare Dienste erwiesen, indem sie Schriftsteller und Publizisten, die mehr oder minder Gegner des herrschenden Systems waren, in ihren Salon zog und dadurch oft genug eine öffentliche Stellungnahme gegen die Regierung verhinderte. Es war eine Sache des Taktes, ein stillschweigendes Uebereinkommen, das manche Feder ruhen ließ. Die kaiserliche Familie wird sich dieses Dienstes wohl bewußt gewesen sein; die Kaiserin, der das Auftreten und die Popularität der Prinzessin sehr unsympathisch waren, mußte sich so zu äußerlich höflichen Beziehungen zur Prinzessin bequemen, zu einer Freundschaft, die sie am liebsten wohl abgeschüttelt hätte. Daß die Prinzessin einen förmlichen Auftrag vom Kaiser gehabt habe, etwa unruhige und gegnerische Elemente in ihrem Salon zu bändigen, scheint nicht wahrscheinlich. Der offene Sinn der Prinzessin hätte sich auf ein solches Doppelspiel wohl nicht eingelassen. Sie hat nur besänftigend, vermittelnd und versöhnend gewirkt. In diesem Sinne sind die Worte Edmond de Goncourts aufzufassen, die er im Jahre 1874, als der Salon Mathildens seine alte Bedeutung schon verloren hatte, an sie richtete: Ah, Prinzessin, Sie wissen nicht, welchen Dienst Sie den Tuilerien erwiesen haben, wieviel Haß und Zorn Ihr Salon entwaffnet hat, wie Sie Reibungen zwischen der Regierung und den Leuten der Feder vermieden haben."

Wie die meisten ihrer Freunde Anhänger einer vergeistigten Demokratie waren, so neigte auch die Prinzessin demokratischen Ideen zu, das heißt, sie war nicht unempfänglich für einen geläuterten Sozialismus. So schätzte sie die sozialistischen Romane der George Sand, die in der Gesellschaft verpönt waren, so ließ sie sich ihre republikanisch gesinnte Umgebung gefallen, gelangte sie sogar dazu, die „Schreckenszeit" zu entschuldigen. Es ist nicht ohne Komik in den Memoiren des Grafen Viel-Castel, der lange Zeit ständiger Gast im Hause der Prinzessin war und dabei sogar nicht in diese freie und rücksichtslose Gesellschaft hineinpaßte, es ist sehr komisch zu sehen, wie seine Unruhe über den schlimmen Weg, den die Prinzessin einschlägt, wächst und wächst, wie er in philisterhafter Besorgnis für sie fürchtet, für die „gute Prinzessin", die tief in den Schlingen von Arglist und Intrige steckt, ohne daß sie es weiß. Für ihn gehören eben alle ihre Freunde zu der „Bohème", zu den Nur-Schriftstellern, die bei der Prinzessin nur ihre persönlichen Vorteile oder die der Partei suchen. Mit einer unfreiwillig komischen Ueberlegenheit verzeichnet er am 23. November 1857 die Absicht der Prinzessin, von jetzt ab jeden Abend ohne Gala zu empfangen und dadurch ihren Salon angenehm und bedeutend zu gestalten. Er findet, daß der Salon der Prinzessin immer vulgärer wird, während wir gerade in seinen Memoiren erkennen können, daß die Prinzessin stets wächst und sich mehr und mehr zu Freiheit und Abgeklärtheit empor-

arbeitet. Er findet, daß der Geist der Prinzessin einen schlimmen, revolutionären Gärungsstoff in sich trage, wir sehen im Gegenteil, daß sie es verstand, sich von eingebildeten Schranken und Vorurteilen frei zu machen und im Verkehr mit hervorragenden Männern in edler Geselligkeit neuen und menschlich schönen Gedanken zu huldigen.

Viel mehr als Politik beschäftigten Kunst und Literatur die Prinzessin. Sie selber war ausübende Künstlerin. Sie malte fast täglich mit großer Hingebung, sie hatte vornehm ausgestaltete Ateliers, in denen sie malend ihre Besucher empfing und plauderte. Wie ernst es dabei zuging, erzählen die Brüder Goncourt mit liebevoller Treue. Sie hat auch Bilder in mehreren Salons ausgestellt und ehrenvolle Auszeichnungen empfangen. Ihr Lehrer war vor allen Dingen der echte Bohémien Giraud père und wohl auch ihr intimer Freund der Graf Nieuwerkerke. Ihr Verständnis für die Kunst der Malerei war vielleicht etwas einseitig. Ihre Bewunderung galt fast ausschließlich den italienischen Meistern, von denen sie besonders Raffael bewundernd anbetete. Daß sie eine entschieden abweisende Stellung Delacroix gegenüber einnahm, ist ein sehr gutes Zeichen ihrer Selbständigkeit und ihres reinen künstlerischen Geschmacks; denn Delacroix, der „peintre littéraire", ist, bei all der großen, leidenschaftlichen Begabung, die in ihm steckte, doch nicht der Vertreter einer in sich reinen und abgeklärten Gattung der Kunst. Nichtsdestoweniger war Prinzessin Mathilde durchaus modern in ihren künstlerischen Anschauungen. Wohl unter dem Einfluß der Goncourt erstaunte sie einmal ihre akademischen Gäste durch die ketzerische Erklärung, daß sie eine japanische Vase einer etruskischen vorziehe. Und ein andermal weist sie das Altertum und die alte Tragödie weit von sich und behauptet, nur das Moderne lieben und verstehen zu können.

Modern waren allerdings ihre Anschauungen über die moderne Literatur, das beweist ihre Vorliebe für Flaubert und die Brüder Goncourt, deren künstlerische Bestrebungen nur von einem engen Kreise nach Gebühr geschätzt wurden, als die Prinzessin ihnen schon in warmer Bewunderung zugetan war. Ganz kühn und modern war ihre Begeisterung für das Drama „Henriette Maréchal" der Goncourt, bei dessen erster stürmischer Aufführung sie sich die Hände wund klatschte, daß ihre Handschuhe zerrissen. So offenkundig war ihre Teilnahme für den Erfolg dieses mit größter, zum Teil auch politischer Leidenschaft bekämpften Theaterstückes, daß sie anonyme Briefe erhielt mit der Drohung, die erste Brandfackel, die in dem allgemeinen Aufstand geschleudert würde, werde ihr Hotel treffen.

Es liegt nahe zu vermuten, daß ein so lebendiger Geist wie die Prinzessin sich auch selbst literarisch versucht habe. In der Tat findet sich in einem Briefe Sainte-Beuves die Andeutung eines schriftstellerischen, nach Sainte-Beuves Ansicht sehr glücklich ausgefallenen, scharf pointierten Versuchs. Der berühmte Kritiker ermutigt die Prinzessin in diesem Briefe (1. Juli 1864), die Idee, dann und wann aus ihren Erinnerungen etwas aufzuschreiben, nicht aufzugeben: „Ne négligez pas ce soin; de temps en temps une page de plus, tantôt un récit net et vrai, tantôt un portrait au vif, et cela fera un matin un de ces livres que ne font pas les auteurs et auxquels le temps met un prix infini."

Die Prinzessin hat diesen Rat befolgt. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß sie Memoiren geschrieben hat. Edmond Goncourt berichtet in seinem Tagebuch, was ihm Eugène Giraud, der alte Freund und Meister der Prinzessin, anvertraut habe, daß er nämlich die Arbeit, die die Prinzessin auf seinen Rat hin unternommen habe, kopiere. Goncourt hat selbst ein Heft in Händen gehabt und gesehen, daß die Prinzessin mit Eigenart und Geschick geschrieben habe.

Wenn diese Memoiren einmal veröffentlicht werden, so dürften sie wohl ein interessantes Material über Zeiten und Menschen beibringen und auch den Charakter ihrer Verfasserin in ein deutlicheres Licht rücken, jenen aus blendenden Vorzügen und Fehlern zusammengesetzten Charakter, von dem mit verhältnismäßig dürftigen Hilfsmitteln ein kurzes Bild zu geben hier versucht worden ist.

München. Walther Küchler.

Krieg und Auslese.

Schlußwort.

Nur um den Schein der Zustimmung zu vermeiden, bitte ich um die Erlaubnis, den Bemerkungen in Nr. 142 einiges anfügen zu dürfen. „Ueber den Kriegskern gibt es nur eine einzige wissenschaftliche Meinung". Und das ist die meinige. Folglich ist die gegenteilige falsch. Q. e. d. Diese Art der Beweisführung ist in der Eristik aller Zeiten wohlbekannt und geschätzt.

Zu beweisen war aber, inwiefern die Behauptung von der Fortdauer der Kriege der Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis sein kann und inwiefern sie es in der Tat ist. Zu beweisen war, daß sich der Fortschritt der Menschheit durch den Krieg und nicht trotz desselben vollzogen hat, daß die Behauptung von der kulturentwickelnden Wirkung des Krieges von dem Fehlschluß des post hoc, ergo propter hoc, frei sei.

Daß im Kriege heutiger Observanz die jüngsten, gesündesten und kräftigsten Individuen des Volkes — die anderen bleiben zur Fortpflanzung ihrer Kriegsuntauglichkeit zu Hause — ausgemerzt werden, nicht aber die Schwachen, wie es der Begriff der Auslese erforderte, ist zweifellos. Eine innere Individualauslese durch den Krieg findet daher nicht statt.

Daß durch den Krieg eine Auslese zwischen den Völkern, d. h. eine Vernichtung des einen Volkes durch ein anderes stattfinde, ist eine durch keinen Beleg der Erfahrung gestützte Behauptung. Die Weltgeschichte kennt keinen Fall, daß auch nur ein kleineres Volk durch den Krieg vernichtet worden wäre, gar nicht zu reden von den heute Millionen umfassenden Kulturvölkern, Nationen und Rassen. Von einer Beseitigung irgend eines selbst kleinen Teils der heutigen Kulturmenschheit durch einen anderen und zu dessen Vorteil kann schon deswegen keine Rede sein, weil heute kein einziger solcher Teil im Zusammenleben der Menschen mehr entbehrlich und, wenn nicht durch das Interesse des Kriegslustigen, so doch durch das gemeinsame Interesse aller übrigen geschützt ist.

Eine Auslese durch den Krieg findet demnach überhaupt nicht statt, weder in der Vergangenheit, noch viel weniger aber in der Zukunft. Diesem Mangel in der Welt der Wirklichkeit kann keine noch so gut gemeinte Konstruktion aus der Welt der Gedanken abhelfen.

Aber nehmen wir einen Augenblick an, die über Krieg und Frieden bestimmenden Faktoren, z. B. in Deutschland, seien von der Möglichkeit und Tatsächlichkeit jener Auslese überzeugt und suchten nun durch einen Krieg die Möglichkeit in die Wirklichkeit überzuführen. Wie sollen sie das anfangen? Zunächst entstünde die Frage: Welcher unserer Nachbarn eignet sich am besten dazu? Da sind bereits die schwersten Irrtümer möglich. Der angegriffene Nachbar hat einen Nachbarn, der an der beabsichtigten Ausleseoperation nicht das vermutete, sondern das gegenteilige Interesse zeigt und dem Angegriffenen hilft. Der schwächere Nachbar wird nicht nur nicht besiegt, sondern bleibt mit seinem Bundesgenossen Sieger. Wenn dann der Sieg die Auslese bedeutet, so hat sie sich jedenfalls im umgekehrten Sinne, wie das angebliche Naturgesetz fordert, vollzogen. In Wirklichkeit bedeutet kein Sieg, und wenn er eine Million Leichen auf dem Schlachtfelde ließe, irgend so etwas wie eine Auslese. Sollte etwa der Sieger die übriggebliebenen Soldaten und die Zivilisten des Gegners, die Weiber, Kinder und Greise erschießen oder sie zu Sklaven machen? Oder ist etwas Derartiges in der Weltgeschichte überhaupt schon vorgekommen? Ist Derartiges in der Kulturwelt denkbar?

Haben aber die Zukunftskriege wie die der Vergangenheit nicht die Wirkung der Auslese, so sind sie doch — billig. Wahrlich, angesichts der 10 Milliarden Bargeld, der Hunderttausende von Toten, welche der letzte Krieg Rußland gekostet, angesichts des grenzenlosen Elends des Volkes und der Revolution und des Staatsbankerotts, welche der Krieg dem Zarenreiche gebracht, angesichts der ungeheuren Menschenverluste, die Japan zu beklagen, der sechs Milliarden Kosten, die es zu tragen hat, eine Last, die das Land der aufgehenden Sonne zwingt, Hunderttausende seiner Landeskinder mitten im Frieden verhungern zu lassen, eine starke Behauptung.

Nur 33 bis 40 Prozent von dem, was täglich in Deutschland produziert wird, soll unserem Lande ein Zukunftskrieg täglich kosten. Das wird ungefähr stimmen, wenn man als Kriegskosten nur die unmittelbaren Barausgaben in Ansatz bringt. In Wirklichkeit sind diese nur ein Bruchteil der viel höheren Gesamtkosten. Aber auch nur diesen Bruchteil billig zu finden, erfordert eine eigenartige Auffassung des Begriffs. Oder lebt man in Deutschland nicht von Mark und Pfennigen, wie man in Japan von Yen und Sen lebt? Oder brächten jene Ausgaben von nur 33—40 Proz. täglich in Deutschland nicht ebenso vielen Hunderttausenden den Hungertod, wie sie ihn den Hunderttausenden Japanern gebracht haben? Oder starben und sterben jene Hunderttausende Japaner aus einem anderen Grunde den Hungertod als dem, daß Japan infolge des Krieges kein Geld hat, auch jetzt noch nicht hat, nachdem es angeblich durch den Krieg einen „Riesengewinn" gemacht hat?

Aber in der komischen Idee von der Billigkeit eines deutschen Zukunftskrieges steckt noch ein anderer Wurm. Sie setzt so stillschweigend — oder handelt es sich auch hier schon um ein Ergebnis der Wissenschaft? — voraus, als ob sich deutsche Zukunftskriege notwendigerweise im Feindesland abspielen und mit raschem Siege enden müßten. Uebereinstimmend lehnen militärische Beurteiler solche Voraussetzung ab und vermuten einen langwierigen, entscheidungslosen Positionskrieg, dessen einziges Ergebnis der wirtschaftliche Ruin der Gegner wie im Fall Rußland—Japan sein muß.

Noch ein Wort zu der drolligen Zumutung, dem „kriegerischen Weltbild" ein friedliches gegenüberzustellen, „eine subjektive Entwicklungsdichtung entgegenzusetzen". Das kriegerische Weltbild im allgemeinen und im besonderen, soweit es die Zukunft verkündigen will, ist ein Phantasma, ein Gespenst. Einem Gespenst tritt man aber mit dem Licht der Aufklärung, nicht mit einem anderen Gespenst entgegen.

Paul Garin.

Bücher und Zeitschriften.

Das kgl. bayer. 4. Infanterie-Regiment „König Wilhelm von Württemberg" vom Jahre 1806 bis 1906. Von Oskar Bezzel, Hauptmann und Kompagniechef im Regiment. Mit 13 Lichtdruckbildern, 21 Textskizzen und drei Uniformtafeln. München 1906. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 522 Seiten.

Ein nach jeder Richtung vorzügliches Werk, vornehm ausgestattet, jeder Bibliothek zur Zierde gereichend, liegt in vorgenannter Regiments-Geschichte vor uns. Es war für den Herrn Verfasser nicht leicht, sich der Aufgabe zu unterziehen, die von dem seinerzeitigen Kommandeur und nachmaligen Chef des Generalstabes Karl Ritter v. Hoffmann geschriebene Geschichte, die noch heute als mustergültig bezeichnet werden muß, fortzusetzen und bis auf den 14. März d. J., den Geburtstag des Regiments, zu vollenden. Und doch hat es der Herr Hauptmann viel schwieriger gehabt als seinerzeit Herr v. Hoffmann, der mit bekannter Energie sich einen ganzen Stab von Mitarbeitern heranzog. — Lediglich der sachkundigen Anleitung der beiden Vorstände des Kriegsarchives, des Obersten v. Erhard und seines Nachfolgers Oberst Staudinger, dann der dankenswerten Anfertigung der Skizzen durch Herrn Leutnant Frhrn. v. Stengel, den prächtigen Uniformtafeln des durch ähnliche Leistungen schon rühmlichst bekannten Kunstmalers Anton Hoffmann und dem unermüdlichen Fleiße des Herrn Verfassers, nicht zum wenigsten auch der rührigen Verlagsbuchhandlung, ist es zu danken, daß das Buch in dieser anziehenden, aber auch inhaltsreichen Form dem militärischen Publikum Deutschlands unterbreitet werden konnte. Kein schöneres Geschenk konnte dem Regiment zu seinem Jubelfeste gespendet werden. Es kann nunmehr stolz darauf sein, zu den immerhin noch nicht sehr zahlreichen älteren Regimentern der bayerischen Armee zu gehören, dessen Geschichte vollendet vorliegt. Der Rahmen einer kurzen Besprechung reicht doch wohl nicht aus, nun noch auf den Inhalt des Werkes näher einzugehen; es dürfte genügen, zu betonen, daß es sich nach Form und Inhalt seinem Vorbilde tunlichst anpaßt. Eine sehr interessante Einleitung, die in kurzer und höchst übersichtlicher Weise den Inhalt der Regimentsgeschichte und den politischen Hintergrund, auf dem sich dieselbe abwickelt, skizziert, führt zur Beschreibung der Zeit der Napoleonischen Kriege, der Feldzüge gegen Preußen und Rußland 1806 und 1807, gegen Oesterreich und Tirol 1809 und 1810, gegen Rußland und Preußen 1812 und 1813, gegen Frankreich 1813, 1814 und 1815, die in ebenso eingehender wie frischer und lebendiger Weise dem geistigen Auge gegenübertreten. — Es folgt alsdann die Darstellung der Friedensjahre 1816—1866, die lediglich durch die Unruhen des Jahres 1848, die Anteilnahme des 2. Bataillons an dem Reichskriege gegen Dänemark 1849, die Expedition nach Kurhessen u. s. w. unterbrochen wurden. — Der Mainfeldzug 1866 und die Folgezeit 1866—1870 wird nach kurzem politischen Ueberblick geschildert und führt hinüber zum Feldzug gegen Frankreich 1870/71, in welchem auch das 4. Regiment auf dem ihm angewiesenen Platze in treuester Pflichterfüllung seinen Anteil an den unverwelklichen Ruhmeskränzen der deutschen Truppenteile erstritt. Im fünften Abschnitt schließt sich die Darstellung der Friedensjahre in Metz von 1871 bis 1906 an, in welcher uns die unermüdliche Friedensarbeit auf der Grenzwacht an der Mosel mit den wechselnden Ereignissen im Leben eines Regiments vorgeführt wird. — Mit einem patriotischen Appell an die gegenwärtigen Angehörigen des Regiments schließt der Herr Verfasser, der uns in lebensvoller Schilderung durch die glücklichen und unglücklichen Tage seines Regiments im zweiten Jahrhundert seines Bestehens geführt hat; in Krieg und Frieden hat es sich treu bewährt und wird sich, was auch die Zukunft bringen möge, seinen Traditionen entsprechend bewähren zum Wohle des engeren und weiteren Vaterlandes. — Der Leser aber wird befriedigt das Buch aus der Hand legen, um sich später noch oft an seinem reichen Inhalt zu erfreuen; dem Forscher bietet es eine reiche Fundgrube aller möglichen Einzelheiten im militärischen Leben der alten und neuen Zeit und wird daher auch als Nachschlagebuch vortreffliche Dienste leisten.

Bsr.

Ebene Geometrie. Von G. Mahler, Professor der Mathematik am Gymnasium in Ulm. Vierte, verbesserte Auflage. Sammlung Göschen. 166 S. Mit 110 zweifarbigen Figuren. Leipzig 1905, J. Göschensche Verlagshandlung.

Das vorliegende, nunmehr schon in vierter Auflage erschienene Bändchen enthält in knapper Darstellung die Grundlehren der ebenen Geometrie. Von den allerersten Begriffen ausgehend, schreitet der als trefflicher Fachmann bekannte Verfasser allmählich zu den schwierigeren Sätzen und Aufgaben vor. Stets wird der Inhalt der einzelnen Kapitel durch zahlreiche Uebungsbeispiele noch weiter erläutert und vertieft, so daß das vorliegende Büchlein ebenso wohl zum Selbststudium, als auch zum Gebrauche für die Schüler unserer Mittelschulen sehr geeignet erscheint. Die zahlreichen Figuren sind zweifarbig (die eigentlichen Konstruktionslinien schwarz, die Hilfslinien rot) gedruckt, wodurch sie, von gelegentlichen kleinen Verschiebungen beim Druck abgesehen, an Deutlichkeit und Verständlichkeit ganz wesentlich gewinnen.

l.

Allgemeine Rundschau.

Vielseitigkeit der Fremdwörter.

John sagt einmal in seinem Deutschen Volkstum: „Es ist merkwürdig, daß die Deutschen an ein Kunstwort, aus einer fremden Sprache eingeschwärzt, nicht den kleinsten Teil der Forderungen machen, wie an ein einheimisches. Dort gilt ein leerer Schall als genug zur Bezeichnung; hier kann es nie genug und nicht genug ausdrücken. Mögen die krittelnden Wortmäkler und Sachwalter der fremden Schleichwaren nicht vergessen, daß ein Kunstwort immer ein Wort bleibt, keine Abhandlung der Sache werden kann, sie nur entsprechend andeuten soll." Ja wahrlich, leerer Schall ist es nur allzu häufig, was uns das Fremdwort mit seiner vielgepriesenen Vielseitigkeit bietet, von allem ein bißchen und daher nichts gründlich; wie viel reicher aber

und vielseitiger ist da meist unserer deutschen Sprache unausschöpfbarer Wortschatz, wenn wir ihn nur recht zu gebrauchen wissen. Zum Beispiel Büfett — bald bezeichnet es einen Schrank, bald nur einen Tisch, bald ein Ding, das beides zugleich ist; bald ist es ein Schenktisch — so verdeutscht schon der übersetzende Lessing das französische buffet —, bald eine Anrichte, bald ein Speisentisch, bald überhaupt nur das, was darauf zu haben ist, nämlich kalte Küche, und bald wieder ein ganzes Zimmer: ein Erfrischungssaal, oder ein Frühstückszimmer, oder eine Schenkstube. (Wülfing, Was mancher nicht weiß. Sprachliche Plaudereien. Jena 1905.) — Und was bezeichnen wir alles mit „Entrée?“ Das Eintrittsgeld, den Beitrag, den Einlaß, den Zutritt, den Eingang, die Auffahrt, die Zufahrt, die Einfahrt, das Vorzimmer, die Vorhalle, den Vorsaal, den Anfang, die Eröffnung, das Auftreten, die Erste Nummer, die Vorspeise, das Vorgericht u. s. w. — Ferner „Toilette“, das heißt uns Anzug oder Kleidung, Putz (in Zusammensetzungen, wie Toilettenartikel, für: Putzgegenstand), daneben Ankleidezimmer oder -raum, Waschraum, Waschtisch, Nachttisch, Putztisch, Ankleide- oder Kämmspiegel, „Kappe“ (bei Tuchen) und — Bedürfnisanstalt oder Anstandsort, wofür es im Französischen überhaupt nicht benutzt wird. (Nach F. W. Eitzens Kaufmannsdeutsch. Berlin, Sprachverein, 1905.) — Und ebenso ist es mit Interesse, interessant, Komfort, komfortabel, Milieu und hundert anderen Fremdwörtern, die zwar vielseitig und „furchtbar bequem“ sind, aber dem, der sich kraftvoll, schlagend und echt deutsch ausdrücken will, gerade wegen ihrer unechten, schillernden Vielseitigkeit viel zu matt, dürftig und nichtssagend erscheinen müssen vor der reichen Pracht des deutschen Sprachschatzes. (Aus der Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.)

•

Ein kühner Ritt durch Kleinasien.

C. K. Der bekannte Reisende Graf Hans Hermann v. Schweinitz hat mit seiner Gemahlin einen Ritt durch fast unbekannte Teile von Kleinasien unternommen und damit ein Meisterstück an Kühnheit und Energie vollbracht. 72 Tage lang ging der Weg ununterbrochen durch öde Steppen und steinige Gebiete in glühender Sonne und unter kaltem Schneefall, bei Regen und Hagel. Der Graf bereitet ein Buch über seine Forschungen und Abenteuer vor, das nächstens erscheinen soll; doch hat er einem Korrespondenten des New York Herald bereits wichtige Mitteilungen über seine Reise gemacht. Bevor der Ritt begann, wurde der Gräfin von einflußreichen Persönlichkeiten in Konstantinopel dringend abgeraten, ihren Gatten auf dem Ritt zu begleiten, weil man fürchten mußte, daß die mohammedanische Bevölkerung der Gegenden, durch die die Reisenden kommen würden, eine so weitgetriebene Emanzipation der Frau, wie die Gräfin sie für sie darbot, in Wut versetzen und der Expedition hinderlich sein würde. Aber gerade das Gegenteil war der Fall, und der Graf versichert, daß gerade durch die Gegenwart seiner Frau eine viel größere Herzlichkeit des Verkehrs vermittelt und durch sie Gelegenheit geboten wurde, in viele Lebensverhältnisse einen Einblick zu gewinnen, die dem Auge des Mannes im Orient verborgen sind. So besuchte Gräfin Schweinitz mehrere Harems, in denen sie von den türkischen Frauen herzlich bewillkommnet wurde und in nichts die Feindseligkeit bemerkte, die gewöhnlich den Türken Christen gegenüber nachgesagt wird. Am 12. Juni 1905 verließen der Graf und die Gräfin, begleitet von einem Führer zu Pferde und zwei Lastpferden, Konia und schlugen eine westliche Richtung ein. Sie kamen an dem See Beischehr vorbei, den der Graf mit dem Genfer See vergleicht, und ritten dann durch die Schluchten des Taurusgebirges, dessen südliche Abhänge mit weiten Wäldern von Feigenbäumen, Zypressen und Zedern bedeckt sind, dann durch das alte kilikische Tor, durch das einst die Armeen Alexanders des Großen und Scipios marschiert waren, bis sie nach zahllosen Fährlichkeiten und Mißgeschicken die alte Stadt Cäsaräa erreichten, eine Stadt, deren Einwohner einst eine halbe Million gezählt hatten und die jetzt nur noch 60,000 Seelen aufweist. Zwei Tage nachdem sie die Stadt verlassen hatten, brach ein Christen-Massaker aus, nur wenige Häuser von ihrer früheren Wohnung entfernt. Der romantischste Teil ihrer Reise ging durch jenes berühmte „Land der Wunder“, dessen phantastische Beschreibung durch Paul Lucas schon vor 200 Jahren die Welt in Erstaunen setzte. Der seltsame und wunderbare Charakter dieser Gegenden wird durch die sonderbaren Formationen der Tuffstein- und Bimssteinfelsen hervorgerufen, die sich oft 100 Meter hoch erheben und mit ihren phantastischen Formen und Linien in die Landschaft hineinragen. Da sieht man Felsen, die wie Zuckerhüte, Obelisken, riesige Pilze, Zelte, Pyramiden, ja sogar wie Tiere und Menschen aussehen, und man kann es verstehen, daß der alte Reisebeschreiber, in den abergläubischen Vorstellungen seiner Zeit befangen, alle Arten merkwürdiger Erscheinungen zu sehen glaubte, von gespensterhaften Prozessionen unheimlicher Mönche und geisterhaften Spukgestalten fabulierte. Wenn die grelle Sonne alle Linien vom klaren Himmel sich scharf abheben ließ oder wenn der Dämmer der Mondnacht die Formen in verfließende Schatten und ungewisse Dunkelheiten hüllte, dann glaubten sich die Reisenden in einem märchenhaften Traumland, aus dessen zauberischer Atmosphäre bald ein gigantischer König, mit exotischem Schmuck angetan und von fabelhaftem Gefolge begleitet, auftauchte, bald andere Visionen des durch die Phantasie getäuschten Auges sich regten. Besonders interessant erscheinen diese Steinformationen noch dadurch, daß in ihnen zahllose Wohnungen gefunden wurden, die sorgfältig ausgehöhlt waren und vor Jahrhunderten von Menschen besetzt waren. Diese Höhlen setzten sich zu ganzen großen Städten und Dörfern zusammen, die sich erheben bisweilen bis zu zwölf Stockwerken übereinander. Die Troglodyten, die diese Wohnungen inne hatten, müssen einen ziemlich hohen Kulturstand gehabt haben, denn Graf Schweinitz entdeckte in den Felsen eine schöne und künstlerisch ausgehöhlte, vollständige Kapelle mit Pfeilern, Nischen und Sitzen. Gewundene Treppen führen vier Stockwerke hoch zu einem kuppelförmig gewölbten Dach, das mit Ueberresten von Malereien bedeckt ist, die augenscheinlich biblische Geschichten darstellten. Noch viele andere solcher Kapellen finden sich in dieser uralten Niederlassung von Höhlenbewohnern, die nach der Schätzung des Grafen zum Teil schon im siebenten Jahrhundert bewohnt wurde. Die Reisenden besuchten auch die Meerschaumminen bei Eski Schehr, in denen sich die Massen des Minerals als frei darbieten und an denen jeder, der zu der beschwerlichen Arbeit Lust hat, arbeiten kann. Sie sind ein Zufluchtsort für entflohene Verbrecher, die sich in Sicherheit gebracht haben. Die Reise ging dann durch das Flußgebiet des Halys und endete schließlich in Angora.

✠

Kleinere Mitteilungen.

1. Ein unterseeischer Tunnel von Alaska nach Sibirien. Die Idee, Asien und Amerika durch einen die Beringstraße unterquerenden unterseeischen Tunnel in direkte Verbindung zu bringen, tauchte zum erstenmal vor etwa sechs Jahren auf. Mr. Frey, der Präsident der Transalaska-Eisenbahn, wollte sich durchaus nicht damit zufrieden geben, daß der weiteren Ausdehnung seiner Eisenbahnlinie durch ein so prosaisches Hindernis wie der Ozean Schranken gesetzt sein sollten. Mit der dem Amerikaner eigenen Unternehmungslust faßte er den Plan, die Alaska-Eisenbahn mit der ostsibirischen durch einen unterseeischen Tunnel zu verbinden. Nach Aufstellung einer vorläufigen Kostenberechnung kam Mr. Frey zu dem Schluß, daß der Bau dieses Tunnels kaum höher zu stehen kommen würde als der zur Verbindung von Frankreich und England geplante. Ob dies wirklich zutrifft, muß einigermaßen zweifelhaft erscheinen, da die Beringstraße zwischen dem Ostkap und dem Cape Prince of Wales etwa doppelt so breit ist als der Kanal zwischen Dover und Cape Grisnez. Auch würde eine Eisenbahnlinie zwischen England und Frankreich doch wohl eine wesentlich höhere Rente abwerfen als eine solche zwischen Ostsibirien und Alaska. Allen Einwendungen zum Trotz hielten indessen die Unternehmer hartnäckig an ihrem Projekt fest. Sie brachten es dahin, daß die russische Regierung mit ihnen in Unterhandlungen eintrat, und haben es nunmehr tatsächlich erreicht, daß Rußland unter gewissen Bedingungen seine Bewilligung zur Durchführung des kühnen Projektes erteilte. Ob es den Unternehmern nun auch noch gelingen wird, die hierfür nötigen enormen Geldmittel flüssig zu machen, muß abgewartet werden. Die außerordentlichen Umwälzungen aber, die für den Weltverkehr aus der Verwirklichung dieser Idee sich ergeben würden, lassen sich einstweilen auch nicht einmal annähernd abschätzen.

C. K. Im Meere versunkene antike Kunstschätze. Wie aus Genua berichtet wird, sind soeben zwei besonders ausgerüstete Dampfer mit einer Schar von Tauchern nach dem Aegäischen Meere abgegangen, um in Ausführung eines der Gesellschaft zur Hebung von Schiffen in Genua von der griechischen Regierung erteilten Auftrages nach griechischen Statuen zu suchen, die dort im Meere versunken sind. Sie waren an Bord eines Schiffes, das etwa hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung auf der Fahrt nach Rom in der Nähe der Insel Cerigotto (Antikythera) Schiffbruch erlitt. Die Stelle, an der das Schiff auf dem Meeresgrunde ruht, wurde vor einiger Zeit zufällig von einem griechischen Taucher entdeckt, der eine wertvolle antike Statue ans Licht brachte.

ar. Die Preisaufgabe der Beneke-Stiftung, welche die philosophische Fakultät der Universität Göttingen gestellt hat, lautet: Von Eötvös ist eine sehr empfindliche

Methode angegeben, Trägheit und Gravität der Materie zu vergleichen. Mit Rücksicht hierauf und auf die neuere Entwicklung der Elektrodynamik, sowie auf die Entdeckung der radioaktiven Substanzen ist das Newtonsche Gesetz der Proportionalität von Trägheit und Schwere möglichst eingehend zu prüfen. Die Preise betragen 3400 und 680 Mark. Als Termin ist der 31. August 1908 festgesetzt.

ar. Eine Gedächtnisfeier für Eduard v. Hartmann veranstaltet die Philosophische Gesellschaft zu Berlin am Sonnabend, den 30. Juni, abends 8 Uhr, im Bürgersaale des Rathauses. Die Gedächtnisrede hat Geheimrat Professor Dr. Lasson übernommen.

Deutsche Lehrkräfte fürs Ausland gesucht. Die deutsch-evangelische Schule in Constanza sucht sofort einen Lehrer und eine Lehrerin für deutsche Elementarfächer, ferner eine Lehrerin für Französisch und Klavierunterricht. Für jede Lehrkraft wird 1500 Francs jährlich, freie Wohnung, Heizung und Beleuchtung bezahlt. Reiseentschädigung 100 Fr., nach 3 Jahren eventuell freie Rückreise. — Die deutsche Schule in Salonichi (Türkei) sucht zum 10. September 1906 einen tüchtigen Lehrer mit musikalischen Kenntnissen. Anfangsgehalt für Lehrer mit Wahlfähigkeitsprüfung 96 türk. Pfund = 1666 Mark. Von drei zu drei Jahren Gehaltserhöhung 12 Pfund = 222 Mark. Freie Wohnung. 30 Pflichtstunden. Nach mindestens dreijähriger Dienstzeit freie Rückreise. — Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind nur zu richten an die Lehrervermittelungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7/3.

* Julius Rodenberg, der Herausgeber der Deutschen Rundschau, vollendet am 26. Juni sein 75. Lebensjahr. Um ihn zu ehren, veranstaltete seine Vaterstadt Rodenberg (in Hessen) am gestrigen Sonntag eine Feier, die dazu bestimmt war, dem Dichter über den Tag hinaus zu huldigen. Es wird ein Platz fortan nach seinem Namen benannt und eine Gedenktafel am Geburtshause der Oeffentlichkeit übergeben werden. Am Abend hielt Stadtrat Böhling über das Leben und Schaffen Julius Rodenbergs einen Vortrag.

* Todesfall. In Bielefeld ist am 22. Juni Professor Dr. Wiberand, der bekannte Altertumsforscher und Vorsitzende des Historischen Vereins für Minden-Ravensberg, der 31 Jahre dem dortigen Gymnasium als Lehrer angehörte, im Alter von 67 Jahren gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

h. c. **Karlsruhe.** Zum Rektor der hiesigen Technischen Hochschule ist für das Studienjahr 1906/07 der ordentliche Professor der Elektrotechnik, Geh. Hofrat Engelbert Arnold, gewählt und bestätigt worden.

h. c. **Marburg.** Am 26. d. M. führt sich Dr. phil. Walter Altmann mit einer Antrittsvorlesung über „Palast und Wohnhaus im Altertum" an der hiesigen Universität als Privatdozent ein.

* **Bonn.** Der Privatdozent für physikalische Chemie in Bonn, Professor Dr. Walter Löb, siedelt in gleicher Eigenschaft an die Berliner Universität über. — Die landwirtschaftliche Akademie Bonn-Poppelsdorf wird im laufenden Sommerhalbjahr (1906), nach vorläufiger Feststellung, von insgesamt 546 (487) Studierenden besucht, und zwar von 513 (458) ordentlichen Hörern und 33 (29) Hospitanten. Unter den ordentlichen Hörern befinden sich: Studierende der Landwirtschaft 161 (149); der Kulturtechnik und Geodäsie 352 (309). In der Gesamtfrequenz hat die Akademie während der 59 Jahre ihres Bestehens noch niemals so hohe Zahlen verzeichnen können als im gegenwärtigen Semester; auch die Zahl der studierenden Landwirte ist höher als in irgend einem früheren Sommersemester.

* **Berlin.** Als erster Inhaber der Roosevelt-Professur wird John William Burgeß, Professor an der Columbia University zu New-York, im nächsten Winterhalbjahr Vorlesungen an der Berliner Universität halten. Der Gelehrte gedenkt am 18. Juli die Reise nach Europa anzutreten; er trifft Anfang August in Deutschland ein und wird, ehe er nach Berlin kommt, längere Zeit in Kassel verweilen. Professor Burgeß, der im 62. Lebensjahre steht, hat von 1871—1873 in Göttingen, Leipzig und Berlin seine wissenschaftliche Ausbildung vollendet und seitdem als Professor in Amerika gewirkt. Gegenwärtig ist er Dekan der volkswirtschaftlichen Fakultät. Wie wir vernehmen, wird er in Berlin ein zweistündiges öffentliches Kolleg über „die Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von der Begründung der Kolonien bis zum Jahre 1876" lesen und außerdem zweistündig seminaristische Uebungen „zur Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten und deren Auslegung durch das Obergericht" leiten. — Der Subdirektor der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen, Generalarzt Dr. med. Bartold Kern in Berlin ist zum ordentlichen Professor für Staatsarzneikunde an dieser Anstalt ernannt worden.

h. c. **Greifswald.** In der hiesigen philosophischen Fakultät hat sich Dr. phil. Friedrich Giese mit einer Antrittsvorlesung über „Türkische Schattenspiele" als Privatdozent für orientalische Sprachen habilitiert.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Alfred v. Radio-Radiis: Der Dachstein. 79 S. — H. Cranz: Bettelwurf- und Speckkarspitze. 104 S. — Jos. Gmelch: Der Großglockner. 79 S. — Dr. Rud. Roschnik: Der Triglav. 83 S. — F. Bohlig: Der Watzmann. 66 S. — Hans Biendl: Der Monte Cristallo. 64 S. — Rich. Schucht: Die Wildspitze. 66 S. (Alpine Gipfelführer V, VI, VII, VIII, IX, X, XI.) Stuttgart, Leipzig 1906. Deutsche Verlagsanstalt.

Feller und Odermann: Das Ganze der kaufmännischen Arithmetik. Neu bearbeitet von Prof. Dr. A. Adler und Dr. Br. Kämpfe. Leipzig 1906. Otto Aug. Schulz Verlag. 574 Seiten.

Dr. Ferd. Löwe: Geologie. (Die Erdkunde, herausgeg. von Maximilian Klar. 11. Teil.) Leipzig, Wien 1906. Franz Deuticke. 332 S.

Karl Frhr. v. Reitzenstein: Der Feldzug des Jahres 1622 am Oberrhein. Ladenburg und Hagenau. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, herausgeg. von der Badischen Historischen Kommission.) Heidelberg. Karl Winter.

Prof. Dr. v. Mosetig-Moorhof: Leitfaden zur Krankenpflege. 2. Teil: Die Pflege von Kranken und Verwundeten. Leipzig, Wien 1906. Franz Deuticke. 171 S.

Archibald Geikie: Anleitung zu geologischen Aufnahmen. Deutsch von Karl v. Terzaghi. Ebenda 1906. 152 S.

Max Lorenz: Das Deutschland der Gegenwart. (Vier Reden, gehalten im „Wirtschaftlichen Schutzverband" zu Hamburg.) Berlin 1906. Dr. Wedekind u. Co. G. m. b. H. 71 S.

Robert Brunhuber: Die Wertzuwachssteuer. Zur Praxis und Theorie. Jena 1906. Gustav Fischer. 118 S.

Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. 4. Band, 2. Heft. Berlin, Stuttgart, Leipzig 1906. W. Kohlhammer.

Theodor Paul Voigt: Mein Kind. Ein Erziehungsbuch. Leipzig 1906. Theod. Thomas. 300 S.

Heinr. Frhr. Langwerth v. Simmern: England in deutscher Beleuchtung. 7. Heft: Der englische Nationalcharakter. (Einzelabhandlungen, herausgeg. v. Dr. Thomas Lenschau, Berlin.) Halle a. S. 1906. Gebauer-Schwetschke. 26 Seiten.

J. Gg. Rösch: Bayreuther Schnell- und Schönschreibschule. Bayreuth 1906. Selbstverlag des Verfassers. Kommissionsverlag Grausche Buchhandlung. 56 S.

Dr. Ludwig Wahrmund: Ehe und Eherecht. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 115. Bändchen.) Leipzig 1906. B. G. Teubner. 123 S.

F. Lienhard: Die Schildbürger. Eine Frühlingsdichtung in zehn Gesängen. Mit Buchschmuck von Herm. Hirzel. Stuttgart 1906. Greiner u. Pfeiffer. 147 S.

Otto Pfleiderer: Ueber das Verhältnis der Religionsphilosophie zu anderen Wissenschaften. Berlin 1906. C. A. Schwetschke u. Sohn. 29 S.

D. Dr. E. Sulze: Die Reform der evangelischen Landeskirchen nach den Grundsätzen des neueren Protestantismus. Ebenda 1906. 246 S.

D. Dr. A. Dorner: Individuelle und soziale Ethik. (Vierzehn Vorträge.) Ebenda 1906. 240 S.

Otto Stoeßl: Conrad Ferdinand Meyer. (25. Band der Monographieserie: „Die Literatur", herausgeg. von Georg Brandes.) Berlin. Bard, Marquardt u. Co. 66 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur
Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.



Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage
in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein
in Wochenheften in München M. 2.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.28, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buch-
handlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die intellektualistische Teleologie.

Eine Erwiderung.

Von Bernhard Witties.

Auf meine Ausführungen über Paulys „Darwinismus und Lamarckismus“ sind an dieser Stelle zwei — recht ungleichartige — Entgegnungen erfolgt, die eine nochmalige Auseinandersetzung notwendig machen. Auf Herrn Francés „ergänzende Bemerkungen“ in Nr. 114 ist zwar nur Weniges zu erwidern. Er unterließ es, auf meine Gedanken und Gründe einzugehen und begnügte sich damit, außee einigen nebensächlichen Einwürfen, die noch dazu auf Mißverständnis beruhen, vorerst das Eigentümliche an der Anschauung Paulys preiszugeben, um dann die Teleologie in ihrer unbestimmten Gestalt, wie sie auch schon vor Pauly von den Neovitalisten aufgestellt wurde, als „wissenschaftliche Notwendigkeit“ oder wenigstens als „sehr diskutabel“ hinzustellen. Es hat den Anschein, daß nicht ich Paulys Werk verkenne, sondern daß Herr Francé es tut. Es ist nämlich gerade das Unterscheidende und Auszeichnende an Paulys Theorie, daß sie sich nicht damit begnügt, ganz allgemein das Psychische als einen Faktoe im Organismus in Anspruch zu nehmen, es einem jeden überlassend, sich dabei zu denken, was er mag, sondern daß sie darüber hinausstrebt und ernstlich bemüht ist, diese Annahme wirklich zu durchdenken und ins Einzelne und Anschauliche durchzuführen, wobei denn ihre Unhaltbarkeit klar zutage tritt. Nun versucht es Herr Francé, die Angelegenheit wieder in ihre Unklarheit und Halbheit zurückzudrängen, er wirft wieder die ganz vagen Begriffe, wie „Zellseele“, „eine nach psychischen Gesetzen wirkende Kraft“ und dergleichen mehr in die Diskussion, wo denn die Sache in solcher undeutlichen Gestalt weniger leicht zu fassen und zu widerlegen ist. Damit ist aber weder unserer Erkenntnis noch unserer Einsicht gedient. Ich habe wiederholt überzeugend dargetan, auch schon bevor ich noch Paulys Anschauung kannte, daß die neoteleologische Denkweise unvermeidlich zu einer solchen oder einer ähnlichen Anschauung drängt, und darum ist Paulys Buch so bedeutsam, weil er der e r s t e war, der die l e t z t e n Konsequenzen dieser Richtung zog und so gewissermaßen das für sie entscheidende Experiment lieferte.

Nun behauptet Herr Francé ferner, daß uns keine andere Annahme, als die intellektualistische, übrig bleibe, da es „überhaupt nur drei Möglichkeiten“ gebe, von denen jedoch zwei ausscheiden. Diese Behauptung ist in der Gestalt, wie sie Herr Francé aufstellt, durchaus falsch. Zwischen dem Mechanismus, wie ihn der „ältere Darwinismus“ vertrat, und der Auffassung von einer wirklichen Intelligenz im Organismus liegen doch noch andere Anschauungsmöglichkeiten. Die „Maschinentheorie“ z. B. oder die Ansicht davon, was Driesch „statische Teleologie“ nennt, d. h. die Lehre, daß die physikalisch-chemischen Strukturbedingungen des Körpers der Grund seiner Zweckmäßigkeiten sind, darf nicht einfach dem gewöhnlichen Mechanismus gleichgesetzt werden, sondern muß als eine vierte Erklärungsweise gelten. Und als eine fünfte Möglichkeit sei der reine Vitalismus angeführt, d. h. die Theorie einer eigenen spezifischen Lebenskraft, die weder Psyche, noch mechanische Kraft, noch bloße Maschinenbedingung ist; und so könnte ich noch eine sechste, eine siebente und vielleicht auch noch eine achte mögliche Theorie aufzählen, was ich jedoch aus Rücksicht auf den Raum unterlassen will. Oder hat Herr Francé alle diese Theorien nicht berücksichtigt, weil er sie für falsch hält? Dann hätte er auch die zwei anderen falschen Anschauungen nicht erwähnen dürfen, sondern er hätte einfach sagen müssen: „Es gibt nur eine mögliche Theorie des organischen Lebens und das ist der Psychismus oder Intellektualismus, was ich jedoch, selbst dem Wortsinne zuwider, Vitalismus nenne, und damit — Punktum.“ Und schließlich, wenn es wirklich wahr ist, daß uns nur e i n e Annahme übrig bleibt, und die ist unhaltbar, dann steht uns noch eine sehr ehrliche und empfehlenswerte Auffassung, welche zudem den Vorzug hat, nicht bloß Theorie oder Hypothese zu sein, zu Gebote, nämlich das Geständnis — ignoramus. — Im übrigen hat Herr Francé sachlich nichts vorgebracht, was meine Argumente auch nur im geringsten erschütterte, und er bedient sich dabei dee gleichen Beweisart, die ich als unzulässig nachwies.

Nicht so einfach verhält es sich mit Herrn Professor Paulys interessanten „Erläuterungen“ in Nr. 122 und 123 dieser Beilage. Pauly erörtert einige meiner Einwände in ausführlicher Weise und bietet durchweg wirkliche und anregende Gedankenarbeit, so daß diese Erläuterungen gewiß allen Lesern seines Hauptwerkes eine willkommene Zugabe sein werden. Er hat freilich ebenfalls mehrere meiner gewichtigsten Beweisführungen unbeachtet gelassen, und wenn es sich hier zeigen wird, daß die von Pauly angefochtenen Behauptungen doch nicht umgestoßen wurden, dann behalten die anderen, mit einer Widerlegung gar nicht bedachten Gründe um so mehr ihre ganze Beweiskraft. Ich muß aber den Leser ersuchen, meinen ersten Aufsatz wieder zur Hand zu nehmen, da ich mich nicht wiederholen mag und die ersten Ausführungen die gegenwärtigen ergänzen, sowie sie ihrerseits von diesen ergänzt werden.

Also, zuvörderst betrachten wir die Frage nach dee Bedeutung des Zufalls in den umstrittenen Theorien,

welcher Frage Pauly mit gutem Grunde so große Wichtigkeit zuspricht, und die in meiner ersten Darstellung nur gestreift werden konnte, wie ich denn viele ebenso wichtige Momente überhaupt nicht erwähnte. Da muß ich leider darob erklären, daß ich meine Behauptung, die besagt, daß der Zufall in Paulys Theorie mindestens eine gleich große Bedeutung erhält, wie er sie angeblich im Darwinismus besitzen soll, vollständig aufrecht erhalte. Pauly hat zwar den großen Unterschied in der Auffassung des Zufalls als eines Bestandteils des Prinzips selbst, oder aber bloß als „eines blinden Lieferanten einer jeglichen Art von Material", welches Material dann durch das Eigenvermögen des Subjekts zu seinen Zwecken verarbeitet wird, mit großer Klarheit und Eindringlichkeit auseinandergesetzt; diesen Unterschied kann kein Mensch bestreiten. Aber er leistet nicht die Dienste, für welche Pauly ihn in Anspruch nimmt. Der Zufall liefert nämlich in Paulys Lamarckismus nicht bloß das zu gebrauchende Material aus der Umwelt, sondern außerdem auch noch die Fähigkeit selbst, es im gegebenen Fall zweckmäßig zu verarbeiten. Es ist zu beachten, daß es bei Pauly nicht etwa das Bedürfnis ist, woraus die Fähigkeit des Organismus, ihm Befriedigung zu schaffen, entspringt; wenn nicht an irgend einer Stelle im Organismus zufälligerweise eine Zelle da ist, welche bereits vorher, aus einem ganz anderen, unbekannten Grunde, diejenige Kunstfertigkeit erworben hat, vermittels welcher das gegenwärtige Bedürfnis befriedigt werden kann, dann vermag dieses selbst nichts zu leisten. Pauly betont dies zu wiederholten Malen, und zwar mußte er diese Ansicht aufstellen, wenn er sich nicht mit offenkundigen, alltäglichen Tatsachen in Widerspruch setzen wollte. Er treibt das sogar auf die Spitze, indem er z. B. schreibt:

„Ja es kann sogar die zweckmäßige Reaktion an einen ganz bestimmten Ort gebunden sein, an dem sie erlernt und für den sie allein geübt wurde, wie wir dies bei der Wiederherstellung verletzter Gliedmaßen bei Tritonen und bei gewissen Insekten, Orthopteren, finden, welche nur reproduziert werden, wenn sie an gewissen Stellen amputiert worden sind."

Es kann somit nach Pauly nichts Zweckmäßiges geschehen, auch beim Vorhandensein eines noch so lebenswichtigen Bedürfnisses und bei der Anwesenheit von Material, wenn die „kundigen Elemente" nicht da sind, die daraus das gerade jetzt Benötigte herzustellen vermögen. Auf diese Weise sitzt der Zufall als eine mächtige Gottheit im Herzen von Paulys Prinzip selbst, und das Urteil, welches auch in den Erläuterungen über ein derartiges, den Zufall verwendendes Prinzip gefällt wird, trifft die aufgestellte Teleologie selbst am meisten. Paulys Erklärungsprinzip besteht ja darin, daß im Organismus das Zweckmäßige geschieht, weil ein empfundenes Bedürfnis eine Befriedigung erhält. Der entscheidende Punkt dabei ist also das Zusammentreffen des Befriedigungsmittels mit dem Bedürfnis, und dieses Zusammentreffen fällt dem Zufall anheim.

Das bildnerische oder Gestaltungsprinzip des Organismus, von dem Pauly so viel spricht, tritt in seiner Theorie überhaupt nicht hervor, sondern es entschlüpft ihm beständig, indem jeder Zweckmäßigkeitsakt sich immer nur einer bereits erworbenen Fähigkeit bedient. Das Wichtigste, die ursprüngliche Erwerbung der Fähigkeit, wird von Pauly nicht untersucht und erklärt; sondern immer nur rückwärts verlegt, so daß ihr erstes Auftreten eigentlich ganz unbegreiflich bleibt. Eines Bedürfnisses wegen kann sie sich nicht ursprünglich gebildet haben, da das Bedürfnis immer sich nur eine bereits vorhandene Kunstfertigkeit zu Nutze machen kann. Wodurch ist diese dann zum erstenmal aufgetreten?

Ueberhaupt ist Paulys Begriff des Mittels eines der widerspruchsvollsten Elemente seiner Lehre. Bald versteht er darunter die verschiedenen Eigenschaften des vom Organismus verwendeten Materials, welche der Körper je nach Bedürfnis und Gelegenheit ausnützt, bald aber bedeutet das Mittel eben das geforderte Leistungsvermögen der Zelle selbst, und nur diese Vieldeutigkeit seines Mittelsbegriffs konnte Pauly verleiten, zwischen diesem und der technischen Leistung des Menschen eine Parallele zu ziehen. Diese trifft aber nicht in der Weise zu, wie er sie darstellt, sondern seinem Mittel würden nicht bloß die Eigenschaften der Steine oder des Eisens, die der Mensch bearbeitet, entsprechen, sondern außerdem auch noch dessen Geschicklichkeit, sie zu bearbeiten, also das eigentliche bildnerische Vermögen, dessen Zusammentreffen mit dem Bedürfnis nach Häusern und Maschinen nach Paulys Theorie ganz zufällig wäre.

Gegenüber dieser ausschlaggebenden realen Macht des Zufalls betrachte man nun, was Darwin über diesen denkt. Er schreibt z. B.: „Ich habe bisher von den Abänderungen zuweilen so gesprochen, als ob dieselben vom Zufall veranlaßt wären. Das ist natürlich eine ganz inkorrekte Ausdrucksweise, welche nur geeignet ist, unsere gänzliche Unwissenheit über die Ursache jeder besonderen Abweichung zu beurkunden. . . . Aber die viel größere Veränderlichkeit sowohl als die viel häufigeren Monstrositäten der der Domestikation oder Kultur unterworfenen Organismen leiten mich zur Annahme, daß Abweichungen der Struktur in irgend einer Weise von der Beschaffenheit der äußeren Lebensbedingungen ... abhängen." Daraus, wie aus mehreren anderen Stellen geht doch hervor, daß Darwin das erste Auftreten einer Veränderung einem „Eigenvermögen", einer inneren Reaktion des Organismus, freilich keiner vernünftigen und zweckstrebenden Psyche, zuschreibt; nur die Auswahl und die Anhäufung der zweckmäßigen Variante führt er auf die natürliche Zuchtwahl in Verbindung mit der Vererbung zurück. Jedenfalls ersieht man daraus, bei wem der Zufall eine eingreifendere und entscheidendere Rolle spielt, ob bei Pauly oder bei Darwin.

Pauly sagt, ich hätte seine Absicht, den grundsätzlichen Kern des Darwinismus rein darzustellen, mißverstanden. Ich glaube, das nicht getan zu haben, sondern ich habe die Berechtigung und Gerechtigkeit seiner Darstellung bestritten, und das tue ich auch jetzt noch. Es ist doch im Darwinismus nicht so gemeint, daß gerade diese oder jene bestimmte Veränderung aufzutreten hat, sagen wir etwa die Umbildung der Schwimmapparate in Flugorgane oder des Gehfußes in einen Schwimmfuß, und es nun dem Zufall überlassen bleibt, unter unzähligen anderen Veränderungen auch einmal blindlings die geforderte — „theoretisch verlangte" sagt Pauly — hervorzubringen. Das ist nicht der Sinn der Darwinschen Lehre. Sondern behauptet wird folgendes: es ist eine alltägliche und gar nicht anzufechtende Tatsache, daß die Individuen derselben Art oder Varietät größere oder kleinere Verschiedenheiten aufweisen; deren Ursache ist noch unerforscht. Nun steht aber der Organismus in so genauen und vielfältigen Beziehungen zu der ihn umgebenden Außenwelt, sein Dasein und Gedeihen hängt in solchem Maße von der Art dieser Beziehungen ab, daß nur selten eine Veränderung für das Individuum ganz gleichgültig ist. Vielmehr wird sie für ihn entweder vorteilhaft oder schädlich sein. Auch diese Tatsache können wir aus tausendfacher Erfahrung ersehen. Es ist dann fast selbstverständlich, daß in der Konkurrenz der Individuen untereinander oder in ihrem Kampfe mit äußeren Unbilden das besser ausgestattete, und vorteilhafter organisierte Wesen über seine Mitbewerber oder die äußeren Bedrängnisse siegen und erhalten bleiben wird; die weitere Gestaltung dieses Prozesses, der Vererbung der nützlichen Variante sowohl wie der Richtung der Variation u. s. f., liest man am besten bei Darwin selbst nach. Wie Pauly dieses sowohl erfahrungsmäßige wie verstandesgemäße Prinzip völlig „ohnmächtig" nennen und demzufolge für gänzlich verwerflich halten, ja, seinen „Untergang mit Sicherheit voraussagen" kann, ist mir geradezu ein Rätsel; um so mehr, als selbst der Paulysche Lamarckismus jenes Prinzip gar nicht entbehren könnte.

Wenn ich behauptete, daß das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl mit dem Lamarckismus sehr gut vereinbar ist, so habe ich damit natürlich nicht sagen wollen, daß ein Teil der organischen Vorgänge durch den Darwinismus

und ein anderer Teil durch den Lamarckismus erklärt werden soll, wie es Pauly aufgefaßt hat. Zwar könnte man ganz allgemein sagen, der Darwinismus erklärt bloß die Entstehung der Arten, nicht aber die Entstehung des Leben und der ersten Verschiedenheiten, wofür noch andere Erklärungen notwendig sind. Jedoch im konkreten Falle kann eine jede einzelne organische Erscheinung durch beide vereinigten Anschauungen erklärt werden. Ich will dies an Paulys Lehre selbst exemplifizieren. Wenn eine Zelle des Organismus zum erstenmal irgend eine Fertigkeit erwirbt, so wird doch nicht behauptet werden können, daß alle Individuen derselben Art gleichzeitig diese Erwerbung machen; das wäre ein unbegreifliches Wunder. Es wird dabei also der Fall eintreten, daß ein Individuum eine nützliche Eigenschaft oder ein Mittel besitzen wird, welches den übrigen Individuen gleicher Art fehlt. Wäre nun die Zuchtwahl mit ihrer Ausrattung des Schwächeren und Minderwertigen nicht tätig, dann müßten neben den klügeren auch noch die dümmeren und unfähigeren Artgenossen weiter fortbestehen, so daß wir schließlich gar keine Arten, Gattungen und Klassen, sondern nur ein Chaos von verschieden gestalteten Individuen besäßen. Es genügt nicht, wenn dagegen betont wird, daß die „Erfindungen", d. h. die Aneignung von Fähigkeiten, nur selten gemacht werden. Sie müßten sich dennoch bei der ungeheuren Anzahl der Individuen und der ebenso ungeheuren Größe der Zeitdauer ins Unermeßliche anhäufen und durch immer erneutes Auftreten keine Bildung einer gleichmäßigen und umfangreichen Art zulassen. Die Zuchtwahl ist also gar nicht zu umgehen, noch weniger zu leugnen, und darum durfte ich sagen, daß sie fest begründet ist und einen unverlierbaren Besitz der Wissenschaft bildet. Ich bin davon völlig überzeugt, trotzdem mir alle Anfämpfungen gegen den Darwinismus sehr wohl bekannt sind. Was soll denn das beweisen? Was wird nicht alles bestritten! — Was die Zukunft in betreff unserer Frage bringen wird, wird sich ja zeigen.

Freilich, die Lehre Darwins ist, wie schon angedeutet wurde, nur ein Teil der Erklärung des Lebens und nicht die ganze Erklärung selbst. Es ist ferner zuzugeben, daß sie von Darwin selbst zum Teil einseitig durchgeführt wurde und vielfach berichtigt werden muß. Ich habe vorhin von dem Kampf der Organismen mit den äußeren Hindernissen gesprochen. Es ist bezeichnend für Paulys Ungerechtigkeit gegen Darwin und das Darwinsche Prinzip, daß er dieses Mament, das doch durchaus zum „grundsätzlichen Kern" von Darwins Thearie gehört, völlig außer acht läßt oder es gar ausdrücklich ausschließt. Und doch ist diese Seite der Theorie von größter Wichtigkeit für deren Auffassung und Beurteilung. Allerdings trifft die Schuld in gewissem Maße Darwin selbst, da bei ihm jene Art Kampf gegen den Kampf der Individuen untereinander in den Hintergrund tritt; aber sie tritt doch immerhin deutlich hervar. Zum Beweise dessen seien einige Sätze aus Darwin hier zitiert. Er schreibt: „Ich will vorausschicken, daß ich diesen Ausdruck („Kampf ums Dasein") in einem weiten und metaphorischen Sinne gebrauche, unter dem sowohl die Abhängigkeit der Wesen voneinander als auch . . . die Sicherung seiner Nachkommenschaft einbegriffen wird. Man kann mit Recht sagen, daß zwei hundeartige Raubtiere in Zeiten des Mangels um Nahrung und Leben miteinander kämpfen. Aber man kann auch sagen, eine Pflanze kämpfe am Rande der Wüste um ihr Dasein gegen die Trocknis, obwohl es angemessener wäre zu sagen, sie hänge von der Feuchtigkeit ab." Es wäre also richtiger, die zweifellos vorhandene Einseitigkeit der Darwinschen Theorie, anstatt sie noch zu verschärfen, durch eine durchaus berechtigte und notwendige stärkere Betonung dieses Moments des Kampfes zu ergänzen, wobei auch der Eigenleistung des Organismus die ihr gebührende Bedeutung zugewiesen würde. „Dies wäre Lamarckismus," wendet Pauly dagegen ein. Nun, was wäre dabei? Das behaupte ich ja eben, daß zwischen diesen beiden Anschauungen eine solche fundamentale Differenz nicht besteht, wie sie Pauly konstruiert hat. Es ist unberechtigt, alle Aktivität des Organismus, die doch Darwin selbst oft heranzieht, aus dessen Lehre auszuschließen; es handelt sich hier eben nicht um ein Entweder—oder. Das kann alles hier leider nicht näher ausgeführt werden, es müssen diese bloßen geringen Andeutungen genügen; ich hoffe, die ganze Angelegenheit seinerzeit in umfassender Weise darzustellen.

(Schluß folgt.)

Zur Lösung des Rätsels des Templeturms.

Vor kurzem ist noch ein Buch erschienen, das sich mit dem geheimnisvollen Schicksal des angeblich in dem als Staatsgefängnis bekannten Temple gestorbenen Dauphins beschäftigt und darüber recht merkwürdige und durchaus zuverlässige Mitteilungen macht. Der Inhalt besteht zum größten Teile aus dem in der Kanzlei eines Pariser Notars jüngst aufgefundenen und soeben veröffentlichten umfangreichen Briefwechsel der Frau Atkyns, einer mit Marie Antoinette eng befreundeten Engländerin, die in langjährigem und werktätigem Verkehr mit Royalisten stand und die eifrigsten Franzosen an Klugheit, Kühnheit und Selbstaufopferung übertraf.[1])

Frau Atkyns stammte von dem in England berühmten Staatsmann Sir Robert Walpole ab und war also mit dem geistreichen Schriftsteller Horace Walpole nahe verwandt. Sie hieß Charlotte und wurde 1758 in der Grafschaft Norfolk geboren. Als 19jähriges Fräulein trat sie auf der Drury Lane-Theaterbühne in London mit glänzendem Erfolge auf; aber ihre Laufbahn als Schauspielerin war sehr kurz, da sie auf die Fortsetzung derselben bei ihrer mit dem sehr reichen Sir Eduard Atkyns 1779 geschlossenen Ehe freiwillig verzichtete. Einige Jahre später reiste das Ehepaar nach Frankreich, und während des Aufenthalts in Versailles wurde die wegen ihrer seltenen Schönheit allgemein bewunderte junge Frau der Königin Marie Antoinette vorgestellt, und aus diesem etwas steifen Zeremoniel ist eine innige Freundschaft entstanden. Bei dem Ausbruch der Revolution war Frau Atkyns noch in Frankreich, kehrte aber bald nach England zurück und brachte die ereignisreichen und verhängnisvollen Jahre 1791—92 teils auf ihrem Landgut Ketteringham, teils in London zu. Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. faßte sie den festen Entschluß, ihr Möglichstes zu tun, um die Königin zu retten, und reiste zu diesem Zwecke wieder nach Paris, obwohl ihre Freunde unter den französischen Flüchtlingen in London sie vor den mit der Ausführung dieses Unternehmens verbundenen Gefahren ernstlich warnten und ihr davon dringend abrieten. Englische „Sovereigns" hatten selbst für die eifrigsten Republikaner eine größere Anziehungskraft, als französische Assignaten, und durch den klugen Gebrauch dieser Goldmünzen gelang es ihr, sich Eintritt zu Marie Antoinette in der Conciergerie zu verschaffen. Die erste Zusammenkunft wurde ihr gestattet nur unter der Bedingung, daß sie in der Uniform eines Nationalgardisten erscheine und kein Wort spreche, aber sie durfte der Königin einen Blumenstrauß überreichen, in dem sie ein Briefchen verbarg. Der Anblick der in einer Zelle gefangen gehaltenen hohen Freundin war so erschütternd, daß Frau Atkyns die Fassung verlor und das Briefchen zu Boden fallen ließ. Der Wächter wollte es aufheben, aber sie kam ihm zuvor, indem sie es schnell ergriff und verschluckte. Darauf wurde sie gezwungen, das Gefängnis sogleich zu verlassen. Weitere Geldausgaben brachten eine zweite Zusammenkunft zu stande, bei der der Wächter sich zurückzog, so daß die Beiden ganz ungestört miteinander reden konnten. Frau Atkyns schlug der

[1]) Une Amie de Marie-Antoinette. Madame Atkyns et la Prison du Temple (1758—1836) d'après des documents inédits par *Frédéric Barbey*. Avec une préface de *Victorien Sardou* de l'Académie Française. Paris 1905, Perrin et Cie.

Königin vor, die Kleider mit ihr zu tauschen und zu entfliehen, während sie an ihrer Stelle im Kerker bleiben würde. Die Königin dankte für die sie zu Tränen rührende hochherzige Selbstverleugnung, willigte aber darin nicht ein; sie wollte nicht, daß andere ihr das Leben opfern sollten, noch sich von den beiden Kindern trennen, und bat die edelmütige Engländerin, vor allem die Rettung des Dauphins zu bewirken.

Allem Anschein nach hat Frau Atkyns die Königin nie wieder gesehen, da sie bald darauf nach England zurückkehrte und mehrere von der Gefangenen an die Getreuen in London gerichtete Briefe mitbrachte. Einige Monate später wurde die Unglückliche von dem Revolutionstribunal zum Tode verurteilt und mußte ihr Haupt unter die Guillotine legen. Ueber diese Nachricht entsetzte sich die Engländerin außerordentlich und geriet anfangs in Verzweiflung; aber die Erschütterung, statt ihre Kräfte zu lähmen, rüttelte sie auf und spornte sie zu neuer Tätigkeit an. Nun faßte sie den unerschütterlichen Vorsatz, den Wunsch der „Ermordeten“ in bezug auf den Dauphin zu erfüllen und sich keine Mühe verdrießen zu lassen und vor keinen Kosten zu scheuen, um dieses hohe Ziel zu erreichen.

Auf die Art und Weise, wie diese schwierige und gewagte Unternehmung zur Ausführung gelangte, brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Aus den in dem vorliegenden Buche enthaltenen genauen und glaubwürdigen Mitteilungen geht es unzweifelhaft hervor, daß der Sohn Ludwigs XVI. durch einen stummen Knaben ersetzt und aus dem Gefängnis befreit wurde, und daß seine Rettung hauptsächlich den energischen und einsichtigen Bemühungen und unermeßlichen Geldausgaben der Frau Atkyns zu verdanken war. Zu ihrer peinlichen Ueberraschung wurde er ihr, wie sie stets behauptete, „durch eine höhere Gewalt entrissen.“ Die Versuche, ihn wiederzufinden, setzte sie bis zu ihrem 1836 erfolgten Tode eifrig fort, aber es ist ihr nie gelungen, eine Spur des so rasch und rätselhaft verschwundenen Prinzen zu entdecken.

Die Ansprüche der aufeinander folgenden Prätendenten, Hervagault, Mathurin Bruneau, Richemont und Naundorff, hat sie gewissenhaft untersucht und ganz unbegründet gefunden. Als im Jahre 1814 Ludwig XVIII. den Königsthron bestieg, ersuchte sie den Monarchen, ihre Nachforschungen zu unterstützen, wurde aber schnöde abgewiesen. Dieses sonderbare Verfahren hat sie fest überzeugt, daß der König vom Verbleiben seines Neffen wohl wußte, es jedoch nicht verraten und seine eigenen Rechte als Kronerbe dadurch ungültig machen und vernichten wollte. Wegen dieser Gefahr durfte der Dauphin weder nach England gebracht werden, wo Frau Atkyns ihn zu finden und zu pflegen hoffte, noch überhaupt in Europa bleiben, sondern mußte nach Amerika geschickt und dort mit dem zu seinem Lebensunterhalt nötigen Gelde heimlich versehen werden, denn es wurde schlauerweise angenommen, daß die durch schwere Einkerkerung und grausame Behandlung geschoffene Geisteszerrüttung sein Erinnerungsvermögen so gründlich gestört und vernichtet hätte, daß er von seiner königlichen Abstammung und seinem Erbfolgerecht als Ludwig XVII. nichts mehr wissen würde. In diesen Erwartungen fand sich der König nicht getäuscht, denn der Dauphin gab von sich kein Lebenszeichen mehr. Er wurde ohne Zweifel aus dem Temple entführt, aber denjenigen, die aus Königstreue oder Herzensgüte an dem Rettungswerk mitarbeiteten, nicht übergeben, sondern an irgend einem entlegenen Ort, höchst wahrscheinlich jenseits des Atlantischen Meeres vor ihnen verborgen gehalten, wo sein weiteres Schicksal in tiefes Dunkel gehüllt blieb.

Zur endgültigen Lösung dieses Rätsels dient am besten die in J. H. Hansons „The Lost Prince“ und Elizabeth E. Evans' „The Story of Louis XVII of France“ aufgestellte und mit Sachverständnis und Unbefangenheit erörterte Theorie der Identität des Dauphins mit dem angenommenen Sohn eines Halbblutindianers und späterhin als Missionär unter den Indianern wirkenden Eleazar Williams. Diese Theorie stimmt mit den in den nachgelassenen Papieren der Frau Atkyns überall an den Tag gebrachten Voraussetzungen, Vermutungen, Bezweifungen und sonstigen Bewandtnissen in bemerkenswerter Weise überein und wird durch viele triftige Wahrscheinlichkeitsbeweise einigermaßen bekräftigt.

Als dann Ludwig XVIII. zum König ausgerufen wurde und seinen feierlichen Einzug in Paris hielt, verbreitete sich das Gerücht, Ludwig XVII. sei in der Fremde gestorben, und diese Nachricht wollten übereifrige Anhänger durch die Vorweisung eines amtlichen Totenscheines bestätigen, der sich jedoch als eine grobe Fälschung erwies. Auch der Kabinettsmaler und Vertraute des Grafen von Provence (Ludwigs XVIII.), Belanger, der den Dauphin in dem Temple kurz vor seiner Befreiung nach dem Leben zeichnete (das Bild ist in Frau Evans' Buch S. 8 zu sehen), unterzeichnete als er 1848 zu New-Orleans in den letzten Zügen lag, vor einem Notar das Geständnis, daß er den Dauphin nach Amerika brachte und unter dem Namen Eleazar Williams einem Indianerstamm übergab. Am 19. Oktober 1851, als die Herzogin von Angoulême im Sterben war, sagte sie: „Mein Bruder ist nicht tot,“ und bat den General Larochejacquelin sein Möglichstes zu tun, um ihn zu finden.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß bald nach der Bekanntgabe des Todes des Dauphins ein als Arbeiter gekleideter Mann mit einem Knaben in Genf ankam, wo er sich ein paar Tage bei einem Herrn L. aufhielt und dann über Sion nach einem italienischen Seehafen weiterging. Herr L., ein äußerst geschickter Mechaniker und Uhrmacher, der vor der Revolution öfters im Schlosse von Versailles beschäftigt gewesen war und den Dauphin mehrmals gesehen hatte, behauptete, er würde den Knaben für den Dauphin halten, wenn er nicht gehört hätte, daß dieser gestorben sei. Der Eindruck war so stark, daß er sich davon nicht wieder losmachen konnte, und veranlaßte ihn, in seinem Tagebuch die Gedanken und Gefühle aufzuzeichnen, die das Aussehen des Jünglings in ihm hervorrief. Auch die Ankunft mehrerer französischen Flüchtlinge in New-York mit dem nachher als Eleazar Williams bekannten Knaben fand statt gerade zu der Zeit, als der in Genf gesehene Mann mit dem Knaben die Reise mit einem Segelschiff über das Meer hätte leicht machen können.

Eleazar (vielleicht wurde er so genannt, weil der Name Gottes Hilfe oder Gotthilf bedeutet) war, als er in Amerika ankam und dem Häuptling des Irokesenstammes übergeben wurde, sehr schwach an Körper und Geist und zeigte einen an unheilbaren Blödsinn grenzenden hohen Grad der Stumpfsinnigkeit. Als er ungefähr 13 Jahre alt war, fiel er eines Tages von einem hohen Felsen am Ufer des Georgensees (Lake George) in das Wasser und erlitt eine schwere Verwundung des Kopfes. Er wurde bewußtlos herausgezogen, aber die Erschütterung erweckte seine Geisteskräfte wieder und regte sie zu einer normalen Tätigkeit an, aber die Vergangenheit blieb ihm immer noch dunkel und verhüllt; nur hier und da traten ihm verworrene Bilder von prachtvollen Räumen mit schön angezogenen und reichgeschmückten Frauen vor die Augen, scheinbar lauter Hirngespinste, die ihn in den Ruf eines Schwärmers brachten.

Es würde zu weit führen, auf die weitere Entwicklung dieses Mannes und seine ihn in Erstaunen setzende Zusammenkunft und Unterredung mit dem Prinzen von Joinville hier näher einzugehen. Es genügt, den geneigten Leser auf die oben angeführten Werke hinzuweisen. Zum Schluß fügen wir hinzu, daß die in Frau Atkyns' Briefwechsel oft wiederholte und von keinem einzigen ihrer Korrespondenten in Zweifel gezogene Behauptung, der Dauphin sei nicht im Temple gestorben, jetzt ein für alle Mal wissenschaftlich bewiesen worden ist. Als Frau Evans' Buch „The Story of Louis XVII of France“ im Jahre 1893 bei Swan Sonnenschein & Co. in London erschien, wurde es vier hervorragenden Pariser Aerzten auf ihr Ansuchen gestattet, die Ueberreste des auf dem Kirchhof Ste. Madelaine bestatteten Knaben zu untersuchen. Als das

Ergebnis dieser anatomischen Prüfung haben sie einstimmig erklärt: Die Ueberreste sind die Knochen eines 16jährigen Jünglings und nicht die des Dauphins, der nur 10 Jahre alt war. Dieses ärztliche Gutachten legte man dem wiederbegrabenen Skelett bei. Diese Untersuchung hat noch eine für die damalige Lage der Dinge recht bezeichnende Fälschung bloßgestellt. Nach der Restauration wurden die Gebeine Ludwigs XVI. und der Königin Marie Antoinette in der königlichen Gruft zu St. Denis beigesetzt, aber nicht die Gebeine des Dauphins, angeblich weil sie nicht aufgefunden werden konnten, aber wirklich, weil Ludwig XVIII. wußte, daß der Dauphin noch lebte und daß ein untergeschobener stummer Knabe, der schon todkrank war, als er in den Temple gebracht wurde, dort bald starb und auf dem Kirchhofe Ste. Marguerite als „Charles Louis Capet" begraben wurde.

E. P. Evans.

Eine Widukind-Tragödie.

Am 8. Januar 1904 fand am Karlsruher Hoftheater die Uraufführung des Stückes eines bis dahin unbekannten Autors statt. Der Autor hieß: Friedrich Bartels, das Stück: Die schlemmäulige Almuth. Dieses Lustspiel, die dramatische Erstlingsarbeit des Verfassers, auf das mich eine Besprechung von Joseph Ettlinger im Literarischen Echo aufmerksam gemacht hatte, war eine verheißungsvolle Talentprobe. Bei manchen Mängeln und Unebenheiten der Charakteristik, bei manchem Unreifen, das dem Stücke anhaftete, zeigte die Arbeit doch eine so köstliche Frische und Unmittelbarkeit in der Erfassung des Problems, eine so bedeutende Gestaltungskraft in der Zeichnung der Charaktere, einen so gesunden und ursprünglichen Humor, einen so kräftigen Erdgeruch in der Schilderung der ostfriesischen Umwelt, daß das Stück in der verzweifelten Oede der heutigen Lustspielmache in der Tat wie eine erquickende Oase erschien. Der Erfolg des Stückes war bei dem maßgebenden Teile des Publikums warm und herzlich. Bei der eigentümlichen Isolierung des Karlsruher Kunstlebens, die sich zum Teil aus der geographischen Lage der Stadt, zum Teil aus anderen Umständen erklärt, bei dem geringen Einflusse, den theatralische Unternehmungen in Karlsruhe erfahrungsgemäß auf das übrige Kunstleben ausüben, endlich bei den nicht gerade glänzenden Aussichten, die das Lustspiel von Bartels in seiner vornehmen und etwas spröden Eigenart für die wichtigste Persönlichkeit im Organismus des Theaterbetriebes, für den Kassenwart versprach, war es nicht verwunderlich, daß das Stück nach seinem Karlsruher Erfolge nicht den üblichen Siegeszug über die deutschen Bühnen antrat. Es folgte zunächst nur das Chemnitzer Stadttheater; erst neuerdings trat Bremen, das schon gemäß dem Schauplatz des Stückes zu seiner Aufführung in erster Linie berufen war, mit schönem Erfolge auf den Plan; andere Bühnen, so Leipzig und Altenburg, sollen in Aussicht stehen.

Mittlerweile ist der Dichter mit einem neuen Werk hervorgetreten, das die Hoffnungen, die man nach seinem dramatischen Erstling auf ihn setzen durfte, in vollem Maße rechtfertigt und in seinem Gesamtbild eine bedeutende Weiterentwicklung dieses vielversprechenden Talentes zeigt. Die Tragödie Herzog Widukind, die bereits zu Beginn vorigen Jahres als Buch veröffentlicht wurde[1]), ist bis jetzt ein Buchdrama geblieben.

Der gelinde Schrecken, der sich des modernen Menschen zunächst bemächtigt, wenn er von einer Widukind-Tragödie hört — wer dächte dabei nicht an die zahlreichen, glatt und schön versifizierten Professorendramen, die sich dieser und ähnlicher historischer Stoffe schon so häufig bemächtigt haben! —, ist in vorliegendem Fall ungerechtfertigt. Die Tragödie von Bartels hat nichts gemein mit dem sattsam bekannten Schema des akademischen Geschichtsdramas, das die Ereignisse der Historie auf Grund gewissenhafter Archivstudien in wohlklingende Jamben bringt und aus der historischen Verkleidung heraus moderne Menschen mit mehr oder minder löblicher poetischer Begabung reden läßt.

In drei umfangreichen Akten hat Bartels die Geschehnisse seines Dramas geordnet. Energisch und lebendig führt der erste Akt in die allgemeine politische Lage ein. Der jahrzehntelange blutige Entscheidungskampf zwischen dem großen Frankenkönig und dem freien Sachsenvolke neigt sich seinem Ende zu. Widukind, der ergraute königliche Recke, ist von wildem Trotze gegen Allvater Wodan erfüllt. Der dauernde Mißerfolg der Seinen, die blutige Hinschlachtung seiner Volksgenossen auf der Heide zu Verden, das Scheitern seines letzten gewaltigen Vorstoßes gegen die Franken, auf den er seine letzte Hoffnung gesetzt, haben ihn verzweifeln lassen an der Macht der alten Götter; in einem Anfall trotziger Auflehnung gegen sie hat er ihnen abgeschworen und im Frankenlager die Taufe des neuen Glaubens angenommen. Als ein innerlich Gebrochener kehrt er an den heimischen Herd zurück; in ihm wühlt die Erinnerung an das Geschehene, wie an die Tat eines Verzweifelten. Da bedarf es nur eines leisen Anstoßes von außen, der grollenden Zurückhaltung seiner Freunde, des flammenden Protestes des eigenen Sohnes, der während des Vaters Abwesenheit neue Heerscharen geworben hat, der Aufreizung des wilden, alten Lüdger, um Widukind aus einem Zustand weltentrückten Wahnsinns zum eigenen Selbst zurückzuführen. Mit Berserkerwut wirft er die unnatürliche Maske von sich und schleudert das Kreuz, das ihm König Karl, sein „Pate", umgehangen, in die Flammen des Herdfeuers. Der Aufruhr erhebt sich von neuem; die Eresburg wird in heimlichem Ueberfall erstürmt und ein nochmaliger blutiger Sieg über die Scharen des fremden Eroberers erstritten. Peregrinus, ein Sohn Widukinds, der als Kind in frühester Jugend in die Hände der Franken geriet und, seiner Abkunft unbewußt, als begeisterter Bekenner des neuen Glaubens unter den Franken aufwuchs, kämpft in den Reihen Karls gegen seine Stammesgenossen und tötet unwissend in der Schlacht den eigenen Bruder. Als Gefangener wird er vor den Vater geführt und an einer Brandnarbe als der längst verloren Geglaubte erkannt. Es ist ein feiner und durchaus glaubhafter psychologischer Zug, daß Widukind, dem die Erinnerung an die eigene schmachvolle Abkehr vom Glauben der Väter auf die Seele brennt, und der mit heißer Gier nach der Wiedergewinnung des vollen Vertrauens der Seinigen lechzt, auch des eigenen wiedergewonnenen Sohnes nicht schont und ihn dem Opfertode preisgibt, als dieser sich weigert, den verhaßten Christenglauben abzuschwören. Nun glaubt er, die letzte Probe bestanden zu haben: er hat Allvater gezeigt, daß ihm die Freiheit über alles geht, auch über das eigene Blut. Aber das Opfer für die Freiheit ist umsonst. Das Blut des Geopferten fließt für eine verlorene Sache. Der Boden des heidnischen Volkstums ist unterwühlt durch die Macht der vorwärtsdringenden und in ihrem Siegeslauf nicht mehr zu hemmenden Kultur. Es ist nicht die blutige Hand des Frankenkönigs, des kühnen und rücksichtslosen Realpolitikers, dessen Christentum nicht davor zurückscheut, einige Tausende auf der Heide zu Verden hinzuschlachten, die den endgültigen Sieg erficht: Das Wüten seines Schwertes wäre nutzlos, wenn ihm nicht eine andere, höhere Macht als wirksame Bundesgenossin zur Seite stünde: die neue, milde, sich vom bloßen Namen zum Wesen allmählich durchringende christliche Welt, die sich den freien Sachsen in dem sächsischen Heliandsliede erschließt, in dem volkstümlichen Sang, der sich schmiegsam und klug den altvertrauten heimischen Verhältnissen anpaßt, der den Gründer der neuen Lehre in vertrauter, heimatlicher Gewandung wie einen sächsischen Herzog mit seinem Heergefolge den Herzen des Volkes unmerklich näher bringt und durch seine wachsende Verbreitung dem trotzig-großen Vorkämpfer des Heidentums langsam, aber sicher, den Boden unter den Füßen entzieht. Nicht Karl der Franke, sondern das Heliandslied, in dem sich das unaufhaltsame Vordringen einer höheren Kul-

[1]) Herzog Widukind. Tragödie in drei Akten von Friedr. Bartels. Leipzig 1905, H. Haessel. 8°. 126 S.

tur symbolisiert, ist die Besiegerin Widukinds. Zum Dichter des Helianasliedes macht der Verfasser -- das ist eine freie und für den Dramatiker überaus glückliche Erfindung — jenen im christlichen Glauben herangewachsenen Peregrinus, den verloren geglaubten Sohn des Sachsen Widukind. Aus dem Brande der eroberten Eresburg wurde das Lied von Peregrins Gattin gerettet, und so verkettet es sich zu echt tragischem Verhängnis, daß dem gewaltigen Vorkämpfer der heidnischen Welt in dem Liede des eigenen Sohns, den er nutzlos seinen Göttern geopfert hat, der gefährlichste Feind ersteht, an dessen tiefinnerlicher Macht seine eigene Kraft zerschellt. Als Widukind nach der letzten entscheidenden Niederlage der Seinen, von einigen wenigen Getreuen begleitet, auf einer einsamen Brink des sächsischen Sumpflandes sein gefährdetes Leben vor den Verfolgern birgt und erfahren muß, daß die Macht, die das Lied seines Sohnes ausübt, immer größere Kreise zieht, daß der Bann der neuen Welt ihm auch die letzten Freunde zu entreißen droht, da erkennt er in wilder Verzweiflung, daß er für Fratzen und leere Scheuchen ein nutzloses Leben vergeudet hat. Er versteht die Welt nicht mehr, schreit wie ein Kind im Dunkeln nach der Mutter und möchte das Antlitz in ihren Kleidern verbergen vor den täppischen Weltentenkern, den übersinnlichen, für Menschen verständnislosen Weltenriesen, die an Stelle der Götter walten. So gerät er in die Hände seiner Feinde, die auf Stegen aus Tannenzweigen durch den Morast zu ihm vordringen; todwund an Leib und Seele, wird er in das Frankenlager vor seinen Ueberwinder gebracht; in wilder Verzweiflung bäumt er sich auf gegen die Götterwelt, der er gedient und die ihn verraten hat; im Fluch gegen die neue Welt, die ihm ein leeres Phantom ist, haucht er mit den Worten:

> Zur Herzogin ruft meine Seele aus!
> Empor durchs All, empor im Sturmsgebraus,
> Anttagestücke donnernd!

seine Seele aus; die vergoldenden Strahlen, die den Anbruch einer neuen Zeit verkünden, beleuchten die starren Züge eines Toten, dessen Welt dem Untergange geweiht ist.

Was der Dichter in dieser Tragödie geben wollte, war die Darstellung eines gewaltigen Entscheidungskampfes zwischen Christentum und Heidentum. Nicht Karl der Große oder Widukind ist der wirkliche Held des Stückes in dem landläufigen Sinn des akademischen Schuldramas; für keinen der beiden ergreift der Dichter im ethischen Sinn Partei; auf beide Teile fällt in gleicher Weise Licht und Schatten. Das Werk ist nach den Intentionen seines Autors eine Schicksalstragödie, nicht in antikem Sinn und noch weniger nach Art der deutschen Romantiker; „das Schicksal ist weder ein übermenschliches und übergöttliches, allgewaltiges Verhängnis, noch ein tyrannisches, mit Fetischen arbeitendes, unfaßbares, gespenstisches Etwas; es ist das wohlverständliche Umsichgreifen der Kultur, oder besser der Zivilisation allgemein." Karl selbst muß erkennen, daß es nicht die brutale Gewalt seiner Waffen war, die den Sieg erfocht:

> . . . Wir, die 's Schwert geschwungen, Not und Tod
> Verachtend, Freunde, wir sind nicht die Sieger,
> Der Herr nur ist's, der Herr nur, der die Herzen
> Des Volks gewandt, der heil'gen Mär zu lauschen,
> Wie sie in meines Grafen Lied erklang!
> So ist's! So ist's! Die Frühlingssonne selber
> Nur schenkt dem Erdenland die Frühlingspracht,
> Der Mensch erzwingt sie nicht, er kann bescheiden
> Als Sämann auf erwärmter Flur nur wandeln
> Mit Frömmigkeit und Fleiß!

Und als Karl in dunkler Nacht den Unmut der Seinen belauscht, die in ihrer Niederlage die Strafe des Himmels für das Verdener Blutgericht erblicken möchten, ruft er ihnen zu:

> Umkehren? Nein, das kann
> Trotz alledem nicht Gottes Wille sein!
> Hat er mich nicht zum Führer eingesetzt
> Auf seinem Siegeswagen, der die Völker
> Der Zeit des Heils in Jesu Christ zuführt?
> Und vorwärts geht's, selbst wenn ein Widukind,
> Rückwärts zu schieben, an die Speichen packt!

Die Art, wie der Verfasser die wenigen geschichtlich überlieferten Vorgänge seinen künstlerischen Zwecken entsprechend ordnet und umgestaltet, ist zum Teil sehr frei. Trotz dieser Freiheit kann sein Werk eine historische Tragödie im höheren Sinne des Wortes genannt werden. Man glaubt den Pulsschlag der Geschichte und ihrer ewigen Gesetze darin zu vernehmen. Sie bietet ein gedrängtes Bild weit auseinander liegender historischer Geschehnisse und Entwicklungen, zu einem menschlich bewegten Seelengemälde in echt dramatischer Weise verdichtet.

Ob und inwieweit das Theater dieses Werk zur richtigen Wirkung bringen wird, ob und inwieweit das Publikum, das gewöhnt ist, sich im Kunstwerk allzusehr an das rein Persönliche zu halten und von dem Autor eine deutliche persönliche Parteinahme für diesen oder jenen Helden verlangt, den hohen Intentionen des Dichters zu folgen imstande ist, möchte ich nicht zu entscheiden wagen. Auf alle Fälle steht den Intentionen des Verfassers ein außergewöhnliches und bedeutendes Können zur Seite. Ein starkes und ursprüngliches Talent spricht auf Schritt und Tritt aus der Tragödie. Diese Trutzgestalt des Sachsen Widukind ist von einem wirklichen Dichter geschaut; sie strotzt von Leben und Kraft und wächst zu einer beinahe dämonischen Größe an. Ebenso lebendig wirkt der Führer des Gegenspiels, der Franke Karl. Da ist nichts von dem traditionellen, von feierlich-salbungsvoller Langeweile triefenden Theaterkönig, wie er uns in der Verkörperung derartiger historischer Gestalten in den meisten Fällen begegnet; hier haben wir eine bei aller Größe durchaus menschlich wirkende Gestalt von liebenswürdigstem individuellen Reiz, über die ein feinen Lichter eines diskreten und sonnigen Humors ausgegossen sind. Derselbe kindlich-naive Humor steht dem Dichter auch sonst, namentlich bei der Zeichnung der Nebenfiguren, so der die Massentaufe vollziehenden beiden köstlichen Mönchlein, zu Gebote.

Ganz vortrefflich im dramatischen Aufbau ist der erste Akt, der mit einer solchen Kraft der realistischen Charakteristik, mit einer so überzeugenden Lebendigkeit der Milieuschilderung und einer so glücklichen dramatischen Steigung in die politische Lage, in Zeit und Land, in das Heim Widukinds und seine Umgebung einführt, daß er uneingeschränkter Bewunderung wert ist. Unendlich reizvoll hebt sich demgegenüber im zweiten Akt das Idyll der Peregrinus-Szene ab, die die bewegende Macht des Gegenspiels, den Dichter des Heliandsliedes, vorführt. Den dramatischen Höhepunkt des Werkes bildet die vortrefflich angelegte große Szene, in der Widukind das Leben des eigenen Sohnes seinen Göttern opfert. Im höchsten Grade eigenartig und dichterisch reizvoll, wenn auch vielleicht dramatisch nicht unanfechtbar und mit den Mitteln der realen Bühne nicht in der Weise realisierbar wie es der kühnen Phantasie des Dichters vor Augen schwebte, ist die erste Einführung des großen Karl, ein nächtliches Stimmungsbild, das mit den Schauern seines einsamen, in Dunkel gehüllten Schlachtfeldes, mit dem Wimmern der an der Erde verstreuten Sterbenden, dem Pfeifen des Windes in den knarrenden Föhren, dem todesmüden Lallen und der Verzweiflung des abergläubischen Kriegsvolkes und der aus dem dunklen Chaos hervorwachsenden, von den Kriegern zuerst nicht erkannten monumentalen Gestalt des Frankenkönigs eine dichterische Wirkung von suggestiver Kraft ausübt. Auch der letzte Akt hält sich trotz einiger epischer Breiten auf erstaunlicher dichterischer Höhe.

Die Sprache des Stückes, nach Shakespeareschem Muster zwischen Prosa und Vers wechselnd, bewegt sich in einem kraftvollen, in den rhythmischen Teilen schön stilisierten Realismus, der, wenn man von einigen vielleicht allzu kühnen Naturalismen absieht, in einer vielfach an Otto Ludwig und Hebbel erinnernden

Weise zu charakterisieren versteht. Wie das Erstlingswerk von Bartels, die Schiefmäulige Armuth, strömt auch dieses Werk den starken würzigen Erdgeruch des niederdeutschen Tieflandes aus. Meisterlich versteht es der Dichter, oft mit wenigen Strichen, unabsichtlich und doch mit plastischer Anschaulichkeit den kulturellen Hintergrund zu zeichnen. So wenn der Volkssänger Dankmar dem Sachsenherzog von dem Liede seines Sohnes berichtet:

Er weiß ein Lied,
Das klingt so ganz wie unsre alten Lieder,
Doch was da klingt, ist dennoch das Geschwätz
Der Frankenpriester von dem Christengott.
Er hat es — aufgeschrieben, wie sie's nennen,
Hat fingerfertig Zeichen hingemalt,
Woran der Kund'ge noch in weiter Ferne
Nach langer Zeit erkennt, wie er's gemeint,
Gedanke für Gedanke, Wort für Wort.

Wenige Worte — und wir blicken in die Zeit, der die erste schriftliche Aufzeichnung des von Mund zu Munde wandernden Liedes wie ein neues Wunder erschien.

Alles in allem: wir stehen vor der Schöpfung eines echten Dichters, vor der Arbeit eines starken und vielversprechenden jungen Talentes, einem Bühnenwerk, das, ungeachtet mancher Mängel, die eine scharfe kritische Beleuchtung ergeben wird, die ernsteste Beachtung verdient.

Die Tragödie stellt an das Theater große Anforderungen; schon wegen der Ueberfülle wichtiger und schwer zu besetzender Rollen. Nur erste Bühnen können daran denken, eine würdige Aufführung des Stückes zu wagen. Für diese aber wäre es eine Ehrenpflicht, sich des Werkes zu bemächtigen.

Bis jetzt scheint keine Aussicht darauf vorhanden zu sein. Das Literarische Echo veröffentlichte vor einigen Monaten eine Uebersicht über sämtliche Uraufführungen, die von den deutschen Bühnen für die laufende Spielzeit geplant sind. Bartels' Herzog Widukind, der schon viele Monate vor Beginn dieser Spielzeit im Drucke vorlag, war nicht unter den angekündigten Stücken zu finden. Bei dem literarischen Tiefstand der meisten deutschen Bühnen, insbesondere der wenigen Hofbühnen, die zu einer ernsten und gediegenen Führung in unserem Theaterleben berufen wären, ist es mehr als zweifelhaft, ob dem Werk für die Zukunft günstigere Auspizien beschieden sind.

Eugen Kilian.

Bücher und Zeitschriften.

Kreuzablaß und Almosenablaß, eine Studie über die Frühzeit des Ablaßwesens, von Adolf Gottlob. Stuttgart 1906. Ferdinand Enke.

Eine interessante, sehr verdienstvolle Schrift von dem durch seine schon früher erschienene Schrift „Die päpstlichen Kreuzzugssteuern des 13. Jahrhunderts" bekannten Verfasser (in den von Professor Dr. Ulrich Stutz in Bonn herausgegebenen kirchenrechtlichen Abhandlungen als 30. und 31. Heft erschienen). Der Verfasser gibt uns auf Grund der sorgfältigsten und umfassendsten, mit großer Gelehrsamkeit angestellten Untersuchungen mit genauer Kenntnis der vorhandenen protestantischen und katholischen Literatur ein sehr anschauliches Bild von der geschichtlichen Entstehung des Ablasses nach seinen drei wichtigsten Arten, dem Kreuzablaß, dem Almosen- und dem Devotionsablaß. Er zeigt uns, wie der Ablaß vor dem geschichtlich orientierten Auge in erster Linie als ein politisches Machtmittel des Papsttums dasteht, teils um die Kriege gegen die Ungläubigen, Mohammedaner, Albigenser, Slaven, aber auch Normannen, und gegen widerspenstige, christliche Könige, Fürsten und Bevölkerungen zu unterhalten, teils um Kirchen-, Klöster- und Brückenbauten u. s. w. damit zu fördern. Er bespricht zuerst die älteren Heilsversprechungen für die Glaubenskämpfer als Vorstufen des Kreuzablasses vom 9.—11. Jahrhundert, dann die ersten kirchlichen Heereswerbungen mittels Nachlaß der Bußstrafen, mit besonderer Rücksichtnahme der Stellung des Papstes Gregors VII. dazu, und die Beschlüsse des Konzils von Clermont 1095 nach ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Buß- und Ablaßwesens. Dann zeigt er die Transcendenz, d. h. die vom Irdischen zum Ueberirdischen aufsteigende Richtung der Ablaßlehre von Urban II. bis Innozenz III., die weltlichen Kreuzzugsprivilegien in ihrer Ursprungs- und Zweckgemeinschaft mit dem Kreuzablasse, und die allmähliche Erniedrigung desselben zu einem Mittel des Gelderwerbs. Zum Schlusse schildert er die Herkunft des Almosenablasses und seine Befestigung als kirchlicher Lehrmeinung. Das Resultat, das der Verfasser schon aus dem Kreuzesablaß zieht, ist das merkwürdige Ergebnis, daß der erste Anlaß der Reformation rechtlich ein Nichts gewesen, das heißt daß der Ablaß, wie er zu der Zeit Luthers geübt wurde und wie er heute noch geübt wird, nur ein kirchlicher Brauch war und ist. Der eine Papst hat so, der andere so über den Ablaß gedacht und geschrieben, kurz, es gibt nach katholischen Grundsätzen keinen sicheren Ablaßbegriff, also auch keine verpflichtende Ablaßlehre. Es ist eine ungemein instruktive, manches neue Licht auf seither unerforschtes Gebiet werfende Untersuchung, die er mit feinem Verständnis hier anstellt und in der er zeigt, wie durch den Ablaß der Untergang des alten Bußsystems herbeigeführt wurde, und wie manche Päpste sich deshalb noch dagegen sträubten, bis auch sie ihm erlagen. „Für die geschichtliche Würdigung" — sagt er zum Schlusse seines verdienten Werkes —, „stellt man den Ablaß am besten mit seinem kirchenrechtlichen Gegenstück, der Exkommunikation, zusammen. Beide Einrichtungen, die eine positiv, die andere negativ geartet, haben dahin zusammengewirkt, die Stellung der Kirche im Heilgeschäft von Grund aus zu ändern. Statt dem Christen, wie es anfangs gewesen, nur Gnadenvermittlerin und Helferin auf dem Gotteswege zu sein, war die spät mittelalterliche Kirche absolute Herrin seines Seelenheils geworden. Sie verschloß den Himmel und öffnete ihn je nach den politischen Bestrebungen der Zentralregierung und der größeren oder geringeren Hingabe des einzelnen an diese. Darin lag, solange die Zeit der kirchlichen Allgewalt dauerte, der innerste Grund des moralischen Herabsinkens, darin lag die Quelle alles sich erhebenden ernstlichen Widerspruchs und eine stete Veranlassung zum Rufe nach Reform. Wir möchten die treffliche Schrift warm empfehlen, sie verdient weite Verbreitung.

1.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Maisitzungen.

In der philosophisch-philologischen Klasse hielt Herr Krumbacher einen Vortrag „Miszellen zu Romanos." Vor dem definitiven Abschluß der seit 21 Jahren vorbereiteten Ausgabe des Romanos war eine Reihe wichtiger Vorfragen zu lösen. Mehrere sind in früheren Akademieschriften von Krumbacher behandelt worden, andere, wie die viel besprochene chronologische Frage, hat Dr. P. Maas in einer gehaltreichen Abhandlung der Byzantinischen Zeitschrift zum Austrag gebracht. Solchen Vorfragen sind auch die Miszellen gewidmet, besonders dem Problem der Fälschungen auf den Namen Romanos und der Prüfung des Verhältnisses der Kirchendichtung zur Hagiographie. Zum Schlusse wird auch die praktische Frage nach der besten Art der typographischen Wiedergabe der Hymnen besprochen. Den Untersuchungen werden mehrere unedierte Lieder des Romanos und ein unediertes Martyrium des (Hl. Menas) beigegeben.

In der mathematisch-physikalischen Klasse hielt 1. Herr Aurel Voß einen Vortrag „Ueber Flächen, welche durch Systeme geodätischer Kreise von konstanten Radien in infinitesimale Rhomben zerlegt werden." Er sprach über diejenigen Flächen, welche durch zwei Scharen von Kurven mit bezüglich konstanter geodätischer Krümmung in infinitesimale Rhomben zerlegt werden. Je nachdem diese beiden Krümmungen voneinander verschieden, oder untereinander gleich bezw. entgegengesetzt gleich, oder endlich beide gleich Null sind, ergeben sich Flächengattungen, die auch bei anderen geometrischen Untersuchungen auftreten und deren Eigenschaften hier unter neuen Gesichtspunkten erscheinen. — 2. Herr Hermann Ebert legt eine weitere Arbeit des kgl. Reallehrers Dr. Anton Endrös in Traunstein: „Die Seeschwankungen (Seiches) des Chiemsees" vor. Die Schwingungsbewegungen dieses Sees sind deshalb von besonderem Interesse, weil hier erstmalig ein See untersucht wurde, der keine ausgesprochene Längsrichtung und dazu noch viele Buchten und eine größere Insel besitzt. Die fünfjährigen Beobachtungen mit mehreren selbstregistrierenden Limnimetern an 19 verschiedenen Punkten des Sees haben ergeben, daß die Schwingungen des Chiemsees mit denjenigen einer schwingenden Platte verglichen werden können, während diejenigen der Langseen ähnlich den Schwingungen einer Saite sind, daß also

Schwingungen der Wassermasse kreuz und quer dort anzutreffen sind. Da aber der See eine ganz unregelmäßige Umrißform hat, also als eine Platte mit vielen Auszackungen und sogar Ausschnitten, den Inseln, sich darstellt, so geben die eingezeichneten Knotenlinien, ähnlich den Chladnischen Klangfiguren, ein verwickeltes Liniensystem. Der Chiemsee hat allein 3 uninodale Seiches von 54 Minuten, 41 Minuten und 36 Minuten mittlerer Dauer. Außerdem wurden noch 14 weitere Schwingungen geringerer Periodendauer beobachtet, welche als mehrknotige Schwingungen in der einen oder anderen Richtung, teils nur südlich, teils nur nördlich der Herreninsel und häufig in beiden Richtungen schwingen. Zugleich konnte der Einfluß der Tieferlegung des Seespiegels, welche in die Beobachtungszeit fällt, auch wissenschaftlich nutzbar gemacht werden, also gleichsam ein Experiment größten Stiles angestellt werden. Die Aenderungen der Schwingungsverhältnisse sind bedeutende, da sich die schwingende Platte stark verkleinert und neue Einschnitte in Gestalt von Landzungen und größere Ausschnitte durch Vergrößerung der Inseln und sogar zwei neue durch zwei weitere Inseln erhalten hat, so daß die Dauer der Schwingungen sich merklich geändert hat, einzelne Seiches überhaupt nicht mehr auftreten, dafür neue Schwingungen anzutreffen sind. Im ganzen haben wohl diese zum Teil schwierigen Untersuchungen am Chiemsee unsere Kenntnisse über die Seichesbewegungen der Seen wesentlich gefördert und dürften in ihrer Verallgemeinerung für die schwebenden Probleme an anderen Seen sowohl als auch für die stehenden Schwingungen in den Meeren, wie in der Arbeit kurz angedeutet ist, nutzbar gemacht werden können. — 3. Herr Ferdinand Lindemann überreichte eine zweite zu den Abhandlungen zur Elastizitätstheorie gehörige Abhandlung von Herrn Professor Arthur Korn: „Die Eigenschwingungen eines elastischen Körpers mit ruhender Oberfläche." Nach der allgemeinen Lösung des elastischen Gleichgewichtsproblems für den Fall, daß die Verrückungen an der Oberfläche gegeben sind, konnte in der zweiten Abhandlung zu der Frage nach den Eigenschwingungen übergegangen werden, deren ein elastischer Körper bei ruhender Oberfläche fähig ist. Es ergibt sich nur die Existenz einer unendlichen Zahl solcher Eigenschwingungen, und jeder Eigenschwingung ist ein ganz bestimmtes Triplet von Funktionen des von dem elastischen Körper eingenommenen Raumes und eine ganz bestimmte Zahl zugeordnet, aus der sich sofort die Schwingungsdauer der betreffenden Eigenschwingung berechnen läßt. Die Untersuchungen dieser Abhandlungen beweisen die Existenz dieser Funktionentripel und den für die Elastizitätstheorie wichtigen Satz, daß jedes beliebige Triplet von Funktionen, die in dem gegebenen Raume gewisse Stetigkeitseigenschaften erfüllen, nach diesen elastischen Funktionentripeln entwickelbar sind. Mit Hilfe dieser Entwicklungen können alle Bewegungsprobleme der Elastizitätstheorie für den Fall, daß die Geschwindigkeiten an der Oberfläche des elastischen Körpers gegeben sind, in sehr allgemeiner Weise gelöst werden. Die Theorie stellt eine Analogie der sogenannten harmonischen Funktionen Poincarés dar, die Analogie, wie sie gerade in der Elastizitätstheorie gebraucht wird. — 4. Herr Richard Hertwig legte eine für die Denkschriften bestimmte Arbeit des Herrn Dr. W. Kükenthal, Professors der Zoologie in Breslau, über „Japanische Alcyonaceen" vor. Sie behandelt vornehmlich das reiche Material, welches Herr Dr. Doflein, II. Konservator der Staatssammlung, auf seiner Reise nach Japan gesammelt hat. Zur Ergänzung wurden Materialien herangezogen, welche teils von Herrn Professor Haberer der Staatssammlung geschenkt worden waren, teils aus den Museen von Wien, Berlin und Hamburg stammten. Die Untersuchungen lieferten eine neue Bestätigung für die Ansicht, daß die japanische Meeresfauna einen eigenartigen Charakter besitzt. Von den 33 Arten, welche in der Arbeit beschrieben werden, sind nicht weniger als 21 für die Wissenschaft neu. Manche sonst verbreitete Familien, wie die Alcyoniden, sind in Japan kaum vertreten, andere, wie die Nidalinen und die Nephthyiden, haben umgekehrt gerade hier eine besondere Entfaltung erfahren. Der auffallend große Reichtum an Arten auf einem verhältnismäßig eng begrenzten Gebiet erklärt sich aus den besonderen Tiefen- und Strömungsverhältnissen des Meeres.

In der historischen Klasse legte Herr Traube die drei letzten Faszikel des „Archivio paleografico italiano" von Monaci dar und zeigte mit freundlicher Erlaubnis des Herrn Antiquars Jacques Rosenthal eine Handschrift der Confessiones des heiligen Augustinus aus dessen Besitze. Sie ist, wie es scheint, ein gesichertes Denkmal der Schreib- und Malschule des Benediktinerklosters auf dem Michaelsberg bei Bamberg, dessen Besitzvermerk auf der ersten Seite steht. Voran geht eine Miniatur: der hl. Augustinus im Gebet. Eine Schlußschrift auf dem letzten (158.) Blatt: Heinricus anno 1169, kann trotz der auffälligen Kürze nur auf den Schreiber und das Jahr bezogen werden, in dem dies Exemplar der Confessiones abgeschrieben wurde. Der Schreiber wird identisch sein mit dem Heinricus scriptor, als dessen Todesjahr der Michaelsberger Nekrolog das Jahr 1177 vermerkt. Es wäre zu wünschen, daß dieses Erzeugnis heimischer Kunst und Wissenschaft für die Bamberger kgl. Bibliothek oder eine der großen öffentlichen Sammlungen Münchens zurückgewonnen würde.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

1. Ein Apparat zur selbsttätigen Beobachtung von Gewittern ist von Professor Turpain vor der französischen Physikalischen Gesellschaft beschrieben worden. Er lehnt sich in seiner Zusammensetzung an die Apparate für drahtlose Telegraphie an und besteht aus sieben Frittröhren von abgestufter Empfindlichkeit, die mit einem Mast oder, wie man in der drahtlosen Telegraphie gewöhnlich sagt, einer Antenne nach Art eines Blitzableiters in Verbindung stehen. Einer der Cohärer, und zwar der empfindlichste, wird in einen geschlossenen Stromkreis eingeschaltet, während die übrigen Frittröhren in offenen Stromkreisen angeordnet sind, so daß ihre Empfindlichkeit in bestimmtem Verhältnis nacheinander abnimmt. Wenn eine atmosphärische Entladung, also ein Blitz, auf den Apparat wirkt, so erzeugt der erste Cohärer einen Strom, der den Mechanismus freimacht, indem ein durch ein Gewicht betriebener Commutator einmal eine ganze Umdrehung um seine Achse ausführt und in seine Nullstellung zurückkehrt. Während der Commutator sich in Drehung befindet, ist die Verbindung der Antenne mit den Frittröhren aufgehoben, so daß der Einfluß der Blitzentladungen die Aufzeichnungen nicht verhindern kann. Der Commutator vollführt während seiner Umdrehung, die in möglichst kurzer Zeit erfolgt, verschiedene Operationen. Zunächst schaltet er die sechs Frittröhren von abgestufter Empfindlichkeit in den Stromkreis eines höchst empfindlichen Galvanometers ein und veranlaßt verschiedene aufeinander folgende Ablenkungen der Nadel dieses Apparats, die von einer beweglichen photographischen Platte aufgenommen werden. Ferner entfrittet der Commutator die Röhren wieder, indem sie nach Beendigung der Blitzwirkung mit einem Hammer angeschlagen werden. Endlich wird ein Strom in umgekehrter Richtung zu dem vorigen durch die Cohärer in das Galvanometer getrieben, wodurch die einmalige Betätigung des Apparats zum Abschluß gebracht wird. Durch die Zahl und die Größe der Ausschläge der Nadel am Galvanometer wird die Stärke der elektrischen Entladungen der Atmosphäre selbsttätig photographisch aufgezeichnet. Es ist auf diese Weise möglich, die Stärke der Blitze während eines Gewitters auch aus verschiedenen Entfernungen zu beobachten.

⁂

Hochschulnachrichten.

oa. Halle a. S. Die Leopoldinische Akademie der Naturforscher verlieh dem Wirklichen Geheimen Rat v. Neumeyer, dem früheren Direktor der Hamburger Seewarte, die goldene Cothenius-Medaille und ernannte den hiesigen Chemiker Vollard zum Vizepräsidenten.

oa. Jena. Die deutsche Astronomische Gesellschaft wird ihre 21. Versammlung in den Tagen vom 11. bis 15. September hier abhalten. Die großherzogliche Regierung wird zu Ehren der Kongreßteilnehmer am Abend des 13. September in dem von Professor Abbe erbauten Volkshause ein Festessen veranstalten.

* Aus Oesterreich. Den Privatdozenten an der Grazer Universität Stadtphysikus Dr. med. Oskar Eberstaller (Anatomie), Dr. med. Theodor Pfeiffer (Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten), Dr. med. Wilhelm Scholz (interne Medizin) und Dr. Fritz Hartmann (Psychiatrie), sowie dem Privatdozenten für Otologie und Rhinologie an der deutschen Universität in Prag Dr. med. Otto Piffl ist der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen worden. — Zum Rektor der Prager deutschen Universität wurde für das Studienjahr 1906/07 der Professor des römischen Rechts Dr. jur. Emil Pfersche, zum Rektor der Grazer Universität der Mineralogie-Professor Dr. phil. Cornelius Doelter, zum Rektor der Prager böhmischen Universität der pathologische Anatom Prof. Dr. med. Jaroslav Hlava und zum Rektor der Universität Czernowitz der Romanist Prof. Dr. jur. Eugen Ehrlich gewählt. — Bestätigt wurden: Dr. med. Hermann Pfeiffer als Privatdozent für gerichtliche Medizin an der Grazer Universität und Dr. phil. Georg Danes als Privatdozent für allgemeine Geographie an der Prager böhmischen Universität.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 28. Juni. Nummer 147.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Graf Albrecht von Bernstorff, ein preußischer und deutscher Staatsmann.

In erfreulicher Weise ist unsere geschichtliche Literatur während der letzten Jahre durch eine Reihe von Veröffentlichungen aus dem Nachlasse hervorragender Staatsmänner bereichert worden, die ihre Laufbahn zur Zeit des Bundestages und eines durch seine Uneinigkeit ohnmächtigen Deutschland begonnen hatten, denen es dann aber noch vergönnt gewesen war, an der Vorbereitung besserer Zeiten mitzuarbeiten und sich der Errichtung des neuen Reiches als Mithandelnde zu erfreuen. Es hat sich aas ihnen ergeben, daß die Zahl derjenigen deutschen Diplomaten, welche bereits in jungen Jahren das Ideal der nationalen Einigung mit warmem Herzen umfaßten and in ihrem Kreise trotz der ungünstigen Verhältnisse und entmutigenden Enttäuschungen für seine Verwirklichung tapfer eintraten, größer gewesen ist, als man annehmen konnte, solange die Spuren ihrer Wirksamkeit in den Akten der Ministerien begraben blieben. Insbesondere sind ans aus der Reihe der preußischea Staatsmänner mehrere bekannt geworden, welche, durchdrungen von der Notwendigkeit und von der Möglichkeit der Erhebung Preußens an die Spitze des geeinigten Deutschland, amtlich und außeramtlich auf diese hinwiesen und keine Gelegenheit vorübergehen ließen, die Mittel und Wege dazu darzulegen und ihre Benutzbarkeit zu erweisen. Bismarck ist gewiß der größte aus dieser neuen preußischen Diplomatenschule, aber er ist lange nicht der einzige gewesen, und die in mancher Hinsicht so erstaunlich erscheinenden Erfolge, die ihm in kurzer Zeit beschieden waren, erklären sich wenigstens zu einem Teil aus der bisher übersehenen Tatsache, daß seine Wirksamkeit auch an der entscheidenden Stelle des preußischen Staates seit Jahren durch eine Reihe von Vorläufern vorbereitet war und daher alsbald durch gleichgesinnte und wohlgeschulte Mitarbeiter tatkräftige Unterstützung fand.

Ein Ehrenplatz gebührt da vor allem dem Grafen Albrecht v. Bernstorff, der als preußischer Gesandter an verschiedenen Höfen, als preußischer Minister des Auswärtigen und dann als deutscher Botschafter in London an der Gestaltung der politischen Beziehungen Preußens and Deutschlands zum Ausland ein gutes Menschenalter hindurch einen hervorragenden Anteil gehabt und, als die Zeit der Erfüllung gekommen war, zum Abschluß des großen Werkes der nationalen Wiedergeburt wesentlich beigetragen hat. Einzelne Momente aus seiner langen and verdienstvollen Laufbahn waren allerdings schon früher in ein helleres Licht gesetzt, doch fehlte für ihre rechte Würdigung das Bild der Persönlichkeit und der unmittelbaren Umgebung, sowie die Kenntnis der privaten Aeußerungen des Grafen, die neben den amtlichen Berichten hergehen und als zwanglose Herzensergießungen diese nicht selten erst recht verständlich machen. Es ist daher mit Dank und als eine wertvolle Bereicherung des Quellenmaterials für die Geschichte der Vorbereitung Preußens auf die Erfüllung seines deutschen Berufes zu begrüßen, daß auf Grund der von Bernstorff hinterlassenen Papiere unter Heranziehung des archivalischen Materials, soweit dasselbe zur Zeit zugänglich ist, jetzt ein Gesamtbild von dem Wirken dieses hochverdienten Staatsmannes entworfen worden ist, welches sich von einer anschaulichen und liebevollen, wenn auch vielleicht hier und da allzusehr ins einzelne gehenden Schilderung seines privaten und häuslichen Lebens abhebt, so daß die Erkenntnis des Menschen dem Verständnis der Haltung und des Handelns des Staatsmannes zu Hilfe kommt. Das Werk, welches die Geschichtswissenschaft der gräflichen Familie Bernstorff zu wärmstem Danke verpflichtet, ist, entsprechend der Art seiner Entstehung, natürlich keine eigentliche Biographie. Es ist auch nicht eine Geschichte Preußens und Deutschlands in den langen Jahren von Bernstorffs amtlichem Wirken. Vielmehr vereinigt es in sich Elemente von beiden. Doch ist es dem Bearbeiter Karl Ringhoffer, der den Abschluß des Druckes leider nicht mehr erlebt hat, gelungen, den darin liegenden Zwiespalt nach Möglichkeit zu überwinden und die fehlende Einheit einigermaßen herzustellen durch die liebevolle Betonung und anschauliche Schilderung des Persönlichen und des Häuslichen, für welche die sich wie ein roter Faden durch das Ganze hinziehenden Briefe und Tagebuchaufzeichnungen von Bernstorffs edler und geistvoller Lebensgefährtin ein nie versagendes Material dargeboten haben.[1]) Entsprechend der doch immer räumlich beschränkten Wirksamkeit des Diplomaten, sind es natürlich nur einzelne Abschnitte der Zeitgeschichte, für welche die Veröffentlichung Ringhoffers wissenschaftlichen Gewinn bringt. Insbesondere ist das der Fall für die Jahre 1848—1850 und für die Zeit des Krimkrieges und der Londoner Konferenz von 1864. Für das folgende Jahrzehnt ergibt sich daraus des Neuen weniger, und was uns da geboten wird, ist ein Mosaik, dessen einzelne Stücke nur hier und da zu den großen Zeitereignissen in unmittelbare Beziehung treten.

Als Sprößling einer alten, seit Generationen im Herzogtum Lauenburg angesessenen Familie, die nicht bloß

[1]) Im Kampfe für Preußens Ehre. Aus dem Nachlaß des Grafen Albrecht v. Bernstorff, Staatsministers und kaiserlich deutschen außerordentlichen und bevollmächtigten Botschafters in London, und seiner Gemahlin Anna, geb. Freiin v. Könneritz. Herausgegeben von Dr. phil. Karl Ringhoffer. Berlin 1906, E. S. Mittler u. Sohn.

Hannover, sondern auch Dänemark eine Reihe von bedeutenden Staatsmännern gegeben hat, war Graf Albrecht v. Bernstorff am 22. März 1809 zu Stintenburg, dem von Klopstock besungenen Schloß auf einer Insel des Schaalsees im Lauenburgischen, geboren. In der Jugend besonders beeinflußt von der geistig augenscheinlich hochbedeutenden Mutter, mit der er bis an ihr Ende in einem ganz besonderen innigen Verhältnis gestanden hat, ist Bernstorff allezeit ein treuer Sohn seiner niedersächsischen Heimat geblieben und hat sich die ihm als solchem angeborenen Eigenschaften treu bewahrt, namentlich das nachdenkliche, ernste und doch echter Heiterkeit fähige Wesen. Nach Vollendung seiner Studien in Göttingen und in Berlin trat er in den preußischen Staatsdienst, der für ihn von Jugend auf besondere Anziehungskraft besessen hatte. In Berlin nahm ihn sein selbst kinderloser Oheim Graf Christian Günter v. Bernstorff, der Staatsminister Friedrich Wilhelms III., mit offenen Armen auf: mit nie versagender Liebe hat er auch weiterhin für die Zukunft des ihn dankbar verehrenden Neffen gesorgt. Nachdem Graf Albrecht sich für die diplomatische Laufbahn entschieden hatte, wurde er zunächst der preußischen Gesandtschaft in Hamburg beigegeben und dann nach kurzer Verwendung im Haag als Legationssekretär nach München und weiter Anfang 1837 nach Petersburg versetzt. Der Tod des Vaters führte für die Familie eine wirtschaftliche Krisis herbei, die Bernstorffs und seiner Brüder Umsicht und Selbstlosigkeit glücklich überwand. Im Sommer 1838 kam Bernstorff zur preußischen Gesandtschaft nach Paris. Seine Briefe aus dieser Zeit geben anschauliche und humorvolle Schilderungen von dem dem deutschen Edelmann oft recht befremdlich erscheinenden Treiben am Hofe des Bürgerkönigs Louis Philipp. In Paris gewann er die Gefährtin seines Lebens in der schönen und gemütvollen, aber auch starken und klugen Tochter Anna des dortigen sächsischen Gesandten v. Könneritz. 1842 wurde er durch Minister Heinrich v. Bülow als vortragender Rat nach Berlin in das Auswärtige Ministerium berufen. So rückhaltlos seine Leistungen in dieser arbeitsreichen Stellung von seinen Vorgesetzten anerkannt wurden, so sah er sich doch von gewissen Kreisen seiner Amtsgenossen auch in gehässiger Weise angefeindet: sein rasches Vorwärtskommen erregte Neid, und man wies ihm gegenüber engherzig darauf hin, daß er von Geburt kein Preuße sei, und tat so, als ob er alles bloß der Protektion seines inzwischen verstorbenen Onkels Christian verdankte. Seine Tüchtigkeit aber drang auch jetzt siegreich durch: im Mai 1844 wurde er zum Gesandten in München ernannt.

Sein Auftreten in der ersten ihm anvertrauten selbständigen Stellung war geeignet, aller Augen auf ihn zu lenken und für die Zukunft große Erwartungen von ihm zu erwecken. In Bayern herrschte damals das Ministerium Abel, und die hinter ihm stehende ultramontane Partei hatte dem bisherigen preußischen Gesandten Graf Dönhoff, der jetzt an den Bundestag nach Frankfurt versetzt war, geflissentlich alle möglichen Schwierigkeiten bereitet, indem sie ihn als Beschützer des evangelischen Glaubens denunzierte und der Parteilichkeit beschuldigte. In derselben Weise suchte man Bernstorff, der allerdings streng kirchlich dachte, zu diskreditieren, was bei König Ludwig I. auf nur allzu fruchtbaren Boden fiel. Dieser richtete, wie Bernstorffs Gattin erzählt, an ihn infolgedessen in der Antrittsaudienz eine gereizte Rede. Auch ließ er während der Unterhaltung, scheinbar unabsichtlich, das ihm von jenem überreichte Beglaubigungsschreiben fallen und wiederholte das dreimal. Das erste Mal hob Bernstorff das Schreiben auf, nachher ließ er es liegen, so daß der König sich selbst danach bücken mußte. Das imponierte diesem, und Bernstorffs Stellung war hinfort eine höchst befriedigende. Auf die Anschuldigungen aber, die wegen seiner angeblichen konfessionellen Voreingenommenheit gegen seinen Vorgänger erhoben wurden, erwiderte er mündlich und schriftlich, er würde sich niemals in das Treiben der bayerischen Parteien mischen, aber auch nicht seine Glaubensgenossen von sich stoßen, nicht die politischen und die religiösen Sympathien seiner Regierung verleugnen und nicht darauf verzichten, leidenschaftliche Angriffe gegen evangelische Richtungen zurückzuweisen. Dieses entschiedene Auftreten machte auch in Berlin den besten Eindruck und trug Bernstorff von allen Seiten die wärmsten Lobsprüche ein. Der König meinte, er habe gesprochen wie ein Ehrenmann und ein echter preußischer Gesandter, und man freute sich, daß ein solcher Moment sich einem Manne geboten habe, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte, um ihn zu erfassen. Einer seiner Freunde aber schrieb ihm die fast prophetischen Worte, wenn die junge diplomatische Schule fortfahre, sich so gut zu bewähren, so werde für die Diplomatie Preußens ein neues Morgenrot anbrechen, das jeder Freund Preußens und Deutschlands mit hoher Freude begrüßen müßte. Wie hoch man Bernstorff schätzte, bewies, daß er im Mai 1848 unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen als Gesandter nach Wien versetzt wurde, wie er mit Recht bemerkt, auf den vielleicht wichtigsten Posten, den es in der preußischen Diplomatie damals wahrzunehmen galt.

Drei Jahre, bis zum Mai 1851, ist Bernstorff auf demselben tätig gewesen. Die Mitteilungen, die in dem vorliegenden Werke auf Grund seiner Berichte an seinen König und an seine Vorgesetzten, sowie seiner Privatschreiben und der Aufzeichnungen seiner Gattin über seine Wirksamkeit in dieser für Preußen und Deutschland so verhängnisvollen Zeit gemacht werden, sind von besonderem Interesse und hohem historischen Wert. Danach hat Bernstorff damals zu den wenigen klarblickenden Männern gehört, welche die ganze Verlogenheit und Selbstsucht der österreichischen Politik von Anfang an richtig durchschauten, und — was noch mehr sagen will — auch zu der ganz kleinen Zahl derjenigen, welche die Notwendigkeit eines rechtzeitigen energischen Entgegentretens einsahen und den Mut dazu besaßen. Unbeirrt durch die jähen Schwankungen seiner Regierung und die Unentschlossenheit des warmherzigen, aber unklaren und in Ehrfurcht vor Oesterreich ersterbenden Friedrich Wilhelm IV. hat er mit Tapferkeit und zäher Ausdauer Preußens Recht und Deutschlands Zukunft dem Fürsten Schwarzenberg gegenüber verteidigt und im entscheidenden Augenblick sogar auf eigene Verantwortung und unter augenfälliger Ueberschreitung seiner Instruktion auch wirklich einen für jene Zeit sehr bedeutenden Erfolg gewonnen, indem er am 30. September 1849 die Unterzeichnung einer Konvention durchsetzte, in der die völlige Gleichberechtigung der beiden Großmächte in Deutschland als Grundlage für dessen Neugestaltung anerkannt wurde. Es war nicht seine Schuld, wenn sie schließlich ein Blatt Papier blieb und auch die Union, die Deutschland ohne Oesterreich unter Preußens Führung hatte einigen sollen, ebenfalls kleinmütig preisgegeben wurde. Seit Manteuffel an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten getreten war, mußte er sich von der Aussichtslosigkeit der bisher von ihm vertretenen Politik überzeugen, wie denn auch sein Verhältnis zu dem neuen Chef bald ein gespanntes wurde. Der Tag von Olmütz, die Dresdener Konferenzen und die Herstellung des Bundestages in unveränderter Gestalt bezeichneten, wie die Niederlage Preußens, so die Bernstorffs. Dieser war nun in Wien natürlich unmöglich geworden und wurde in fast verletzenden Formen abberufen, setzte es aber durch einen Appell an den König persönlich durch, daß wenigstens äußerlich der Schein vermieden wurde, als ob er Schwarzenberg geopfert worden sei.

Nach dieser aufreibenden und verstimmenden, weil schließlich völlig fruchtlosen Tätigkeit in Wien folgte für Bernstorff eine kurze Zeit der Ruhe in Berlin, während deren er, zum Vertreter der Hauptstadt in der Ersten preußischen Kammer gewählt, vorübergehend auch an der inneren politischen Entwicklung seines Adoptivvaterlandes lebhafteren Anteil nahm. Im Herbst 1852 erfolgte seine Ernennung zum Gesandten in Neapel, nachdem er schon zu Beginn desselben Jahres durch die zum Wirklichen Geheimen Rat eine ungewöhnliche Auszeichnung erhalten hatte. Politische Bedeutung besaß sein neuer Posten nicht: es war eine Zeit reichen Natur- und Kunstgenusses, die ihm mit den Seinen beschieden war.. Ihren

Höhepunkt bezeichnete die Reise des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen nach Italien und Sizilien, den Bernstorff begleitete und dem seine Familie damals sehr nahe trat. Doch haben die Schilderungen, welche die Gräfin von dem neapolitanischen Hofleben und der behaglichen Häuslichkeit des so übel berufenen „Kanonenkönigs" (Rè Bomba) entwirft, immerhin ein kulturgeschichtliches Interesse. Auf einen größeren Schauplatz wurde Bernstorff 1853 durch seine Ernennung zum Gesandten in London berufen. Bis zum Jahre 1861 hat er dort verweilt, schnell heimisch geworden in den englischen Verhältnissen, persönlich allgemein hochgeachtet, und namentlich auch von der Königin selbst vielfach ausgezeichnet, dennoch aber in der Hauptsache zeitweise wenig befriedigt und ähnlich wie in Wien in vergeblichem Ringen mit der Unentschlossenheit und Unklarheit der eigenen Regierung. Es genügt, an die bedenkliche Rolle zu erinnern, die Preußen während des Krimkrieges gegenüber der Allianz der Westmächte und der Perfidie Oesterreichs spielte, um zu begreifen, wie dornenvoll damals die Stellung seines Vertreters in England sein mußte, gegen den sich die erregte öffentliche Meinung zeitweise mit förmlicher Erbitterung entlud. Sie fast unerträglich zu machen, tat ein übriges wiederum die Unberechenbarkeit König Friedrich Wilhelms IV., der sozusagen hinter dem Rücken Manteuffels und über den Kopf Bernstorffs hinweg direkt mit der Königin über die einschlägigen politischen Fragen korrespondierte und durch einen Spezialgesandten auf eigene Faust unterhandelte. Doch wurden auch diese Schwierigkeiten durch Bernstorffs Takt und Energie glücklich überwunden, und er ging aus den ihm dadurch bereiteten Heimsuchungen hervor im Besitz der ungeminderten Achtung beider Teile, erhielt auch eine gewisse äußere Genugtuung, indem er auf der Pariser Konferenz, zu der Preußen nachträglich zugelassen wurde, dieses in Gemeinschaft mit Manteuffel zu vertreten berufen wurde. Dann gab die Heirat des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Viktoria auch seiner Stellung größere Festigkeit und einen gewissen Glanz, die er im Verkehr mit den englischen Staatsmännern geschickt für die Förderung der auch in England bisher noch so arg verkannten preußischen Interessen nutzbar zu machen wußte. Damals entwickelte sich auch ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen Bernstorff und dem Prinzen von Preußen, dem ersterer von Zeit zu Zeit seine nach Berlin erstatteten Berichte mitteilte, um ihn über die Lage und die herrschenden Stimmungen zu unterrichten. Die hier daraus mitgeteilten Proben bieten manchen charakteristischen Zug für die Kenntnis des Fürsten und die ernste Arbeit, mit der er sich auf seinen künftigen Beruf vorbereitete. Bei der Uebereinstimmung, die sich dabei zwischen beiden in bezug auf die grundlegenden Anschauungen ergab, war es begreiflich, daß der Prinz, als er 1861 den Thron bestieg, in erster Linie seinen Gesandten in London an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten in dem Ministerium der „neuen Aera" berief. Am 31. Juli 1861 erfolgte die Ernennung, doch wurde Bernstorff auf seinen Wunsch der Londoner Posten zunächst noch auf einige Monate offen gehalten und die Zusicherung gegeben, er solle nach seinem künftigen Rücktritt von dem Ministerium wieder als Gesandter nach London zurückkehren oder nach Paris geschickt werden.

Was Bernstorff vom Juli 1861 bis Oktober 1862 als Leiter der auswärtigen Politik Preußens geleistet hat, ist durch die Kühnheit und die Erfolge des Größeren, der nach ihm kam, einigermaßen verdunkelt worden, und doch muß man sagen, daß Bismarck nur den Weg weiter verfolgt hat, den jener eingeschlagen hatte, und daß die Ziele beider, namentlich in der deutschen Politik, völlig dieselben gewesen sind. Das beweist eine hier veröffentlichte Aufzeichnung Bernstorffs über seine Ansichten über die deutsche Politik und sein Programm für diese, die er zur Information des Königs abfaßte, als dieser im Herbst 1861 den Besuch Napoleons III. in Baden-Baden in Compiègne erwiderte. Da heißt es in bezug auf die deutsche Frage: „Absolute Integrität des Deutschen Bundesgebietes — Nichteinmischung fremder Mächte in die Revision der Bundesverfassung"; in betreff der dänischen Frage: „Nichteinwilligung in die Inkorporation Schleswigs in Dänemark, selbst wenn Holstein und Lauenburg ganz ausgeschieden werden, sondern jedenfalls beharren auf Ausscheidung auch des deutschen Teiles von Schleswig." Noch auffallender ist die Uebereinstimmung in bezug auf die innere deutsche Politik. Bernstorff formuliert sein Programm in folgenden sieben Punkten: 1. Militärische Führung der deutschen Kontingente durch Preußen. 2. Gemeinsame diplomatische Vertretung dem Ausland gegenüber. 3. Beiträge der einzelnen deutschen Staaten zur preußischen Marine. 4. Ev. gemeinschaftliches Parlament in Berlin, das er aus Ausschüssen der Einzellandtage zusammengesetzt sehen will, das jedoch erst berufen werden darf, nachdem die preußische Reichsexekutive bereits ausgesprochen und eingesetzt ist, an welcher die übrigen Fürsten in irgend einer Form teilnehmen können, wenn nur die preußische Spitze gesichert ist. 5. Dies Parlament ist unter keinen Umständen als souveräne konstituierende Versammlung zu berufen, sondern nur, um durch die Exekutivgewalt unter Preußens Leitung die Reichsverfassung mit ihm zu vereinbaren. 6. Dies Parlament heißt Deutscher Reichstag und zerfällt in Fürstenhaus und Volkshaus. 7. Mit Oesterreich Allianz und Garantie aller Besitzungen.

Es ist heute nur allzu sehr vergessen, welch frischer und kräftig belebender Zug durch Bernstorff in die preußische Politik kam. Die Frage der Bundesreform wurde entschlossen wieder aufgenommen und die Gewinnung der leitenden Stellung für Preußen offen als ihr Ziel bezeichnet. Das Recht der Elbherzogtümer fand endlich wieder einen energischen Verteidiger, der kein Hehl daraus machte, daß er bereit sei, im Notfall auch mit dem Schwert dafür einzutreten, und die kurhessische Verfassungsfrage, ein Denkmal von Preußens Demütigung zu Olmütz, fand endlich ihre Lösung. Für den Verlauf dieser Angelegenheiten im einzelnen bieten die Bernstorffschen Papiere manchen lehrreichen neuen Zug, aus dem uns etwas wie Bismarckscher Geist anweht, z. B. wenn der Minister einem Freunde schreibt: „Ich bin überhaupt keine sentimentale oder auf Sympathie und Antipathie gegründete Politik zu treiben gewohnt, sondern werde einzig und allein nach den Umständen und nach dem Interesse Preußens handeln, wenn die Frage an mich heranträte, diese oder jene Allianz zu wählen." Von besonderem Interesse ist auch hier, was aus dem Briefwechsel des Königs mit seinem Minister mitgeteilt wird: es zeigt, wie der erstere auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik wirklich mitarbeitete, sich nicht bloß im allgemeinen auf dem Laufenden erhalten ließ, sondern in wichtigen Fällen selbst auf die Feststellung des Wortlautes der ausgehenden Depeschen Einfluß beanspruchte und ausübte. Ein besonders großer Erfolg der Politik Bernstorffs war der Abschluß des Handelsvertrages mit Frankreich, dem die Zollvereinsstaaten beitraten. Als dann gar auch die Anerkennung des Königreichs Italien ausgesprochen wurde, konnte der Bruch mit der trüben Vergangenheit Preußens als vollendet gelten. Bernstorff stand damals auf der Höhe seiner Laufbahn.

Da aber trafen auch ihn die unheilvollen Wirren, welche durch den Konflikt über die Militärreorganisation im Innern Preußens herbeigeführt wurden. Im Herbst 1862 erhielt er die wiederholt erbetene Entlassung und kehrte auf den Londoner Posten zurück, im Besitz der Zusicherung des Königs, daß er die Fortführung der Bernstorffschen Politik namentlich in der deutschen und in der Handelsvertragsfrage seinem Nachfolger Bismarck ausdrücklich zur Pflicht gemacht habe. In England fand er gegen früher manches wesentlich verändert, nur das Unbehagen und die Schwierigkeiten, denen er in seiner amtlichen Stellung begegnete, waren zunächst die gleichen wie früher. Die gewaffnete Abrechnung mit Dänemark fand bei dem englischen Volk so wenig wie bei der Regierung rechtes Verständnis und erzeugte neue lebhafte Antipathien gegen Preußen, dem man natürlich vor allem die

Gewinnung der Grundlage für die Entwicklung der deutschen Seemacht nicht gönnte. Auch während der großen deutschen Krisis von 1866 hatte Bernstorff mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie wiederholten sich 1870 nach dem Tage von Sedan, von dem an die öffentliche Meinung jenseits des Kanals in der Fortsetzung des Krieges durch Deutschland ein Unrecht sah und auch die Regierung diesen Standpunkt betätigte, indem sie trotz der dringendsten Vorstellungen Bernstorffs den Waffenlieferungen englischer Fabriken an Frankreich nicht Einhalt tat. Im allgemeinen aber stand Bernstorff den großen Ereignissen jener Jahre nicht mithandelnd, nur als aufmerksamer und verständnisvoller Beobachter gegenüber. Auch die interessante Episode verlief schnell ergebnislos, die ihn im Herbst 1870 tiefer in die Ereignisse hineinziehen zu sollen schien, als die flüchtige Kaiserin Eugenie in ihrer Eigenschaft als von ihrem Gemahl beim Abgang zur Armee bestellte Regentin durch seine Vermittlung mit Bismarck und König Wilhelm in Versailles anzuknüpfen versuchte, um durch einen raschen Frieden die Möglichkeit zu erlangen, mit Hilfe der in Metz eingeschlossenen Armee Bazaines die Regierung der nationalen Verteidigung niederzuwerfen und den Thron für ihren Gemahl oder wenigstens für ihren Sohn zurückzugewinnen. Die Sache nahm keinen Fortgang, da auch die Kaiserin von einer Gebietsabtretung nichts wissen wollte, die König Wilhelm in einem hier veröffentlichten schönen, ebenso menschlich teilnehmenden wie kriegerisch vornehmen Briefe vom 26. Oktober 1870 für unerläßlich erklärte. Die letzte bedeutendere diplomatische Leistung Bernstorffs war die Vertretung Deutschlands auf der Pontus-Konferenz iu London. Von der Gründung des Deutschen Reiches fiel auch auf ihn ein Abglanz durch seine Erhebung zum deutschen Botschafter, während die hervorragenden Verdienste, die er sich als Vertreter Preußens um die nationale Sache erworben hatte, durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens eine neue Anerkennung fanden.

Bernstorff starb am 26. März 1873: er erlag mitten in seinem Berufe nach kurzer Krankheit dem Leiden, dessen Keim er wohl schon lange in sich getragen hatte, und zu dessen Entstehung die Anstrengungen seines vielbewegten politischen Lebens wesentlich beigetragen hatten. Mit Recht hat sein Biograph dasselbe bezeichnet als verlaufen „im Kampfe für Preußens Ehre".

Hans Prutz.

Die intellektualistische Teleologie.

Eine Erwiderung.

Von Bernhard Wities.

(Schluß.)

Pauly hat für seine Anschauung ein neues interessantes Beispiel aus dem Bau des Insektenkörpers beigebracht, wobei er die Solidarität und Korrespondenz der Zellen untereinander hervorhebt und sie als Beweis für seine psychologistische Auffassung geltend macht. Nun, die Solidarität und das Zusammenwirken aller Zellen eines Organismus kann niemand in Abrede stellen, aber die Interpretation dieser Erscheinung, die ja bloß ein anderer Ausdruck des gleichen organischen Problems ist, steht eben doch noch in Frage. Die Anrufung Kants als eines Zeugen für die psychophysische Teleologie ist nur in sehr bedingter Weise begründet. Kant lehrt nicht, daß Zweckmäßiges überhaupt nur durch ein urteilendes Prinzip erzeugt werden könne; im Gegenteil, er unterscheidet vier oder fünf Arten von Zweckmäßigkeit und lehrt, daß dreien respektive vieren von ihnen gewiß kein derartiges Prinzip zugrunde liegt, bloß eine von ihnen, das ist eben diejenige vom lebenden Organismus, zwingt, wie er meint, zur Voraussetzung einer Intelligenz, und er will schließlich auch da eine solche Voraussetzung bloß als ein regulatives und nicht als ein konstitutives Prinzip gelten lassen, d. h. wir dürfen nur sagen, daß wir den Organismus so betrachten, als ob er von einer Intelligeuz, sei es einer äußeren oder innereu, gebildet und geleitet würde, aber wir dürfen nicht behaupten, daß das tatsächlich der Fall ist. Das ist doch etwas anderes. Im übrigen halte ich manche von Kants Behauptungen in dieser Sache, wie auch viele andere seiner Meinungen, für unrichtig, was jedoch hier ebenfalls unerörtert bleiben muß.

Es geht jedenfalls nicht an, die Tatsache der zweckmäßigen Reaktion und der solidarischen Beziehungen der Zellen als einen Beweis für die psycho-teleologische Anschauung zu beanspruchen. Ich habe eingewendet, daß dies eine petitio principii ist, und ich kann diesen Einwand, trotz Paulys neuerlichen Darlegungen, nicht zurücknehmen. Es darf nicht übersehen werden, daß es zwei verschiedene Arten von naturwissenschaftlichen Experimenten gibt: es können Experimente auf Tatsachen und solche auf Theorien angestellt werden. Wenn z. B. ein Chemiker durch die Analyse, sagen wir, eines bestimmten Kohlenhydrats, die Art seiner Zusammensetzung und die sogenannten Aequivalentgewichte der einzeluen Stoffe beweist, dann ist der Versuch entscheidend und ergibt einen wirklichen Beweis. Wenn er aber diese chemischen Zusammensetzungen und Gewichtsverhältnisse erklären will und zu diesem Zwecke die Atomtheorie bitdet, dann könuen diese Experimente keine positive Bestätigung für die gebildete Theorie abgeben, auch wenn sie noch so sehr zu den Voraussetzungen stimmen. Das ist ja in der Chemie der Fall, und doch bestreitet ein so bedeutender Fachmann, wie es Ostwald ist, die Richtigkeit der Atomtheorie. Zwingend wäre der Beweis nur dann, wenn die Moleküle und Atome in der Zerlegung direkt aufgedeckt würden oder wenn tatsächlich keine andere Annahme übrig bliebe, was jedoch bei Theorien und Hypothesen nur äußerst selten vorkommt. Genau so verhält es sich bei unserer Frage. Das Experiment kann immer nur die Tatsache der Zweckmäßigkeit, d. h. eben das Problem oder, richtiger gesagt, einen Teil des Problems, beweisen, nicht aber ein ihr zugrunde liegendes intelligentes Prinzip. Solche indirekte Experimente auf eine Theorie können allemal nur negative Beweiskraft haben, d. h. wenn ihre Ergebnisse den notwendigen Folgerungen aus der Theorie widersprechen, dann ist diese Theorie sicherlich falsch; einen positiven Beweis können sie jedoch auf diese Weise niemals liefern. Und wenn sie dennoch hierfür in Anspruch genommen werden, dann macht man eben einen Zirkelschluß. Diesen Fehler begeht Pauly, wenn er z. B. sagt: Das Eigenvermögen des Organismus „verrät uns, daß die Zellen ihre Mittel nach den Umständen richten, was ohne ein Wahrnehmen der Umstände nicht sein kann"; Aeußerungen dieser Art finden sich bei ihm sehr häufig, sind aber allemal gleich unberechtigt.

Verschlimmert wird dieser Zirkelschluß in unserem Falle noch dadurch, daß einem völlig unkontrollierbaren Elemente eine entscheidende Wichtigkeit im Experiment zugesprochen wird, nämlich dem Gegenwärtigsein von für den jeweiligen Fall geübten Zellen. Denn der Versuch zeigt ja in Wirklichkeit wenigstens eben so oft ein negatives Resultat, d. h. die Unmöglichkeit für den Organismus, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, wie er positive Anpassungen aufweist. So oft ein lebendes Wesen unter ungünstigen Lebensbedingungen zugrunde geht, sei es in zu hoher oder zu niedriger Temperatur, sei es bei Verletzungen, Vergiftungen und dergleichen, da tritt überall eben ein Versagen der Anpassungsfähigkeit oder der Befriedigung von dringenden Bedürfnissen zutage. Dieses Versagen müßte auf das Fehlen der „kundigen" Zellen zurückgeführt werden, welche die Kunst verständen, das, was gerade not tut, zu leisten. Aber von diesem Fehlen selbst können wir wiederum auf keinem anderen Wege etwas erfahren als eben durch jene Unfähigkeit, sich anzupassen, welche ja dadurch erklärt werden soll. So drehen wir uns immer im Kreise herum, d. h. der Versuch, auf den sich Pauly bezieht, beweist nichts.

Ich will hier ausdrücklich betonen, daß ich bloß Paulys psychologistischer Interpretation der organischen Vorgänge

widerspreche, nicht aber seiner sonstigen Grundauffassung des Organismus, mit welcher ich mich vielmehr in Uebereinstimmung befinde. Das geht so weit, daß ich manchesmal die Empfindung habe, es würde die Aenderung eines einzigen Wortes hinreichen, um alle Differenzen zwischen unseren Auffassungen zu beseitigen. Dann zeigt sich aber ein anderes Mal doch wieder, daß seine aufgestellte Theorie eine Richtung einschlägt, welche ich für völlig verfehlt halte und die zu ganz eigentümlichen Konsequenzen führt.

Merkwürdig schnell und leicht ist Pauly über einen sehr wichtigen Diskussionspunkt hinweggegangen, nämlich über die oft außerordentlich wunderbaren Fortpflanzungserscheinungen, wobei ich nicht auf die Gestaltung des entstehenden Individuums, als vielmehr vornehmlich auf die von den Eltern getroffenen, nicht selten äußerst komplizierten Maßnahmen zur Sicherung und Erhaltung des entstandenen oder erst zu entstehenden Kindes abzielte. Darüber schreibt Pauly: „Was die Eltern zu diesem Akte beitragen, gehört zu den Wirkungen, welche die Fortpflanzungszellen nach dem Grundsatz der Solidarität auf den elterlichen Organismus ausgeübt haben."

Es kommt mir vor, daß Pauly, selbst nach dieser Aufklärung, der „deduktiven Fähigkeit" seiner Leser eine zu schwere Arbeit überließ. Wenigstens ist die erwähnte Fähigkeit bei mir nicht imstande, seine Anschauung zu begreifen, sie reicht nur gerade hin, um einzusehen, daß die in Rede stehenden Erscheinungen auf diese Weise nicht erklärt werden können. Nehmen wir ein von Pauly selbst mitgeteiltes, nicht einmal sehr merkwürdiges Beispiel. „Die der Fruchtbildung nahen Plasmodien (der Myxomyceten) schleppen ihre oft nicht geringe Last unter gesteigertem Verbrauch von Energie an festen Gegenständen beträchtliche Strecken aufwärts, um ins Trockene zu gelangen, wo ihre Fruktifikationskörper günstige Bedingungen finden, ihre Sporen auszubreiten." Nach Paulys Anschauung müssen demnach die Sporen ein Bedürfnis haben, sich im Trockenen auszubreiten, dieses Bedürfnis sodann auf die elterlichen Plasmodien übertragen, welche ein Bewußtsein haben müssen, wie das zu bewerkstelligen ist, und es darauf auch ausführen. Welche Kenntnisse werden doch dabei vorausgesetzt! Und aus welchem Grunde haben denn die Sporen ein Bedürfnis sich auszubreiten? Doch nur, weil sie dadurch eher die Möglichkeit zur Entwicklung finden. Aber wie können sie denn das wissen? — Oder man denke an die Flugorgane, welche sich an deu Samen so vieler Pflanzen finden und die darauf eingerichtet sind, von dem Winde leicht fortgetragen zu werden, um dadurch eine möglichst weite Verbreitung zu erhalten. Es müßten also nach Pauly die Zellen bei der Erzeugung solcher Flugorgane eine Vorstellung vom Winde haben ein Bedürfnis, sich von ihm fortwehen zu lassen, und die Kenntnis, daß dies am besten etwa durch leichte flügelartige Ansätze geschehen kann. Wer dies alles behaupten wollte, würde nicht Pflanzenpsychologie, sondern psychologische Mythologie treiben. — Diese Beispiele mögen genügen zum Beweis, daß Tatsachen dieser Art von Paulys Standpunkt aus unmöglich verständlich gemacht werden können. Es könnten ja aus dem Tier- und Pflanzenreich noch unzählige Vorgänge gleicher Art vorgeführt werden, es ist dies aber wohl unnötig.

Ich muß noch einige Bemerkungen zu Paulys Auslassungen über das Geistige machen, so ungern ich das auch tue; denn dieser Punkt ist der schwächste in der ganzen Theorie, die aber doch völlig auf eben diesem Punkte beruht. Ich will mich aber darauf beschränken, diejenige Meinung Paulys zu erörtern, welche, wie es scheint, den Anlaß und Ausgangspunkt zu seiner ganzen so sonderbaren und verfehlten Anschauung über das Wesen des Psychischen abgegeben hat: es ist dies die Ansicht, daß geistige Inhalte direkt als solche, d. h. ohne Vermittlung sinnlicher Elemente, übertragen werden können. Eine derartige Möglichkeit ist uns aber sowohl unbekannt wie auch unbegreiflich. Soweit wir Erfahrung von geistiger Kommunikation besitzen, geschieht eiu solcher Verkehr nur mittelbar, d. h. es geht nicht ein psychischer Inhalt, etwa eine bestimmte Vorstellung, direkt von einem auf den anderen über, soudern durch willkürliche sinnliche Eindrücke, wie Wortlaute, Schriftzeichen oder Tastempfindungen, wird der Empfänger selbst bestimmt, die Vorstellung aus seinem Eigenen neu zu bilden. Von transportablen Vorstellungen, die etwa auf dem Rücken der Energie dahinschwebten, wisseu wir nichts.

Aber noch mehr: wir wisseu bestimmt, daß so etwas bei Vorstellungen oder sonstigen seelischen Inhalten ihrem Wesen und Begriffe nach gar nicht möglich ist. Wie die Sonne, die sich im Wasser spiegelt, nicht mit dem Wasser in ein Gefäß eingeschlossen und fortgetragen werden kann, ebenso wenig, ja noch weniger kann ein Psychisches sich von Ort zu Ort bewegen und sich sonst so benehmen, wie es Pauly schildert. Daß geistige Leistung an den Verbrauch von Energie gebunden ist, darüber ist kein Zweifel, aber daraus kann in dieser Hinsicht nichts gefolgert werden. Alles Seelische ist uur für das Subjekt da, ist eigentlich mit dem identisch, — Subjekt sein und psychische Inhalte haben, ist völlig eins und dasselbe, — und diese Inhalte bestehen nur so weit und so lange, als das Subjekt sie aktuell besitzt. Eine Vorstellung existiert nicht mehr, wenn sie vom Subjekt nicht vorgestellt wird, und sie existiert nicht noch außerdem, daß sie vom Subjekt oorgestellt wird. Das Psychische als ein objektives Ding auffassen, das wie eine Sache da ist, Ausdehnung hat und hin und her wandern kann, widerspricht vollständig seinem Wesen und seiner Natur, abgesehen davon, daß uns die Erfahrung dergleichen niemals zeigt.

In der Schrift, worin Kant am meisten für die moderne Teleologie zu sprechen scheint, macht er folgenden Ausspruch: „Wo die Erklärungsgründe aus Erfahrung aufhören und man mit selbsterdachten Kräften der Materie, nach unerhörten und keiner Belege fähigen Gesetzen, es anfangen muß, da ist mau schon über die Naturwissenschaft hinaus, ob mau gleich noch immer Naturdinge als Ursachen nennt, zugleich aber ihnen Kräfte beilegt, deren Existenz durch nichts bewiesen, ja sogar ihre Möglichkeit mit der Vernunft schwerlich vereinigt werden kann." Diese, gegen die vitalistischen Gegner der intellektualistischen Teleologie gerichtete Aeußerung trifft doch nichts mehr als gerade Paulys psychophysische Teleologie.

Und was für üble Wirkungen derartige Erdichtungen haben könneu, beweisen verschiedene Aeußerungen Paulys und seiue der Physik erteilten Ratschläge, Psychologie in sich aufzunehmen, welches alles ein Hinneigen zu einem bedenklichen naturphilosophischen Mystizismus anzeigt; es braucht das hier nicht weiter besprocheu zu werden.

„Alle diese Schlüsse," sagt Pauly von seinen Beweisen, „sind so zwingend, daß ich keine Möglichkeit sehe, sich die Entstehung des Zweckmäßigen beider organischen Reiche ohne jene (psychologistischen) Annahmen zu erklären." Zwingend sind jene Schlüsse nicht, sonst würden sie nicht von so vielen, ja den meisten Naturforschern und Denkern seit so langer Zeit immer wieder abgelehnt worden sein und jetzt noch werden. Und wenn selbst eine andere Erklärungsmöglichkeit derzeit nicht vorhanden sein sollte, so könnte daraus doch nicht die Anforderung begründet werden, das Erdichtete und Unhaltbare als eiu Richtiges anzuuehmen uud gelten zu lassen.

„Der Vitalismus ist deswegen noch lange nicht tot," ruft Herr Francé aus. Das ist ganz meine Meinung, aber der Intellektualismus, um den es sich ja in dieser Diskussion handelt, ist es. Der Vitalismus ist nicht tot, vielmehr er lebt noch gar nicht, noch fehlt es fast gänzlich an einer wissenschaftlich begründeten und ausgebauten vitalistischen Theorie. Sie bleibt eine Aufgabe für die Zukunft, die wohl nicht so bald gelöst werden wird, da hierfür noch viele Umdenkungen notwendig sind, allerdings anderer Art, als wie sie Pauly fordert und erwartet. Es ist noch immer der Grundfehler der modernen Biologie, auch der teleologistischen, wie der ganzen Naturwissenschaft überhaupt, daß sie nur zweierlei kennt: Mechanik und Psychologie. Diese beiden beziehen sich aber nur auf die zwei äußersten Enden der gesamten sichtbaren Welt, und was dazwischen liegt und den größten Umfang einnimmt,

kann weder durch das eine oder andere allein, noch auch durch die Vereinigung beider, der Psychologie und der Mechanik, miteinander erfaßt und erklärt werden. Dazu braucht es selbständiger Voraussetzungen und das gilt auch für die Biologie. Anfänge eines derart gerichteten Denkens sind in den letzten Jahren schon aufgetreten, und zur Förderung dieser Art von Umdenken mag, wenngleich unwillkürlich, auch die psychologistische oder intellektualistische Teleologie manches beitragen.

Bücher und Zeitschriften.

Die mittelalterliche Malerei in Soest. Zur Geschichte des Naturgefühls in der deutschen Kunst. Von Dr. Hermann Schmitz. Münster 1906. Coppenrathsche Buchhandlung.

Ein außerordentlicher Drang nach Expansion belebt dieses Erstlingswerk. Aus seiner Liebe zur westfälischen Heimat und zu deutscher Kunst, aus dem Streben nach Zusammenfassung aller kulturellen, psychologischen, welthistorischen Beziehungen heraus möchte der Autor in einem komprimierten Bilde, in dem Paradigma der Kunst von Soest, den ungemeinen Reichtum deutscher Kultur in vier Jahrhunderten darstellen. Auf 145 Seiten entrollt sich, um das Zentrum der Malerei gruppiert, die Entwicklung mittelalterlicher Kunst aus höfischem Klassizismus der Ottonenzeit zu der „Architektonik“ als Grundlage des romanischen Stils, von dem sich der heftige Bewegungsstil des 13. Jahrhunderts mit seinem Zwiespalt und unbefriedigtem Schöpferdrang schroff abhebt. Ihm folgt wieder, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, die Erschlaffung der Linie in der eigentlichen Gotik, das ganze 14. Jahrhundert andauernd, bis der über Flandern aus dem italienischen Trecento herüberkommende malerische Stil um 1400 den Anschluß an wahres Naturgefühl vermittelt. Zu dem allen kommt der doppelte Einschlag von Architektur und Plastik (die freilich im Mittelalter durchaus nicht von der Entwicklungsgeschichte der Malerei zu trennen sind); mit großer Gelehrsamkeit werden die Beziehungen der deutschen Schulen untereinander, ihre Abhängigkeit von Byzanz und Italien, später von Frankreich und Flandern erörtert oder eigentlich nur an mannigfachen Punkten berührt; und allgemeinere Abschnitte handeln von der Stärke oder Schwäche des Naturgefühls in den verschiedenen Epochen und von Kulturerscheinungen der Zeit und führen in die eigenartig derbe und doch stille Art des westfälischen Lokalkolorits in anmutendem Plauderton ein. — Dem umfassenden Wollen fehlt nun freilich noch die Meisterhand des Vollbringens. Ueber dem Gedränge seiner Ideen und Zusammenhänge hat Schmitz vor allem zwei wesentliche Stützen eines kunsthistorischen Buches zu kurz behauen — müssen: die präzise Ausarbeitung stilistischer Analysen und die Reife des Stils. Denn das Material war zu groß, zu unbeholfen, um auf stilkritische Feinheiten einzugehen. Das ist sehr zu bedauern. Denn eine Beschränkung auf ein mäßigeres Gebiet hätte dem begabten und temperamentvollen Autor größeren Spielraum gelassen, seine eigenen Entdeckungen darstellend auszubeuten, wie es jetzt eigentlich nur bei der Filiation der Kirche von Idensen von einschiffigen Kirchen Südfrankreichs geschieht (S. 7 ff). Namentlich haben die Zuweisungen an die Schule Meister Conrads (S. 133 ff.) arg darunter zu leiden, und die byzantinischen wie die trecentistischen Strömungen in der Malerei des 12. und 15. Jahrhunderts sind bei ihrem großen Gehalt an fruchtbaren Gesichtspunkten, was die Einzelanalyse angeht, leider recht summarisch bedacht worden. Und auch Erörterungen über den stilistischen und künstlerischen Wert von Hauptwerken, wie den beiden trefflichen Tafeln im Kaiser Friedrich-Museum, werden mit einer wissenschaftlichen Trockenheit umgangen, die bei dem Urheber des Kapitels über „Soester Art“ ein wenig wundernimmt.

Unter dem Uebermaß von Eindrücken hat dann auch fast naturgemäß der Stil zu leiden. Der zahlreichen Vorstellungen, die sich bei Schmitz förmlich drängen, sucht er Herr zu werden durch abrupte, hastige Sätze, oft nur Substantiva, Ausrufe, verlorene Bemerkungen: etwas Nervöses, Depeschenartiges haftet seiner Schreibweise an. Es ist der Irrtum, als ob das Wort, das bei ihm sogleich eine Fülle sinnlicher Vorstellungen auslöst, auch auf den Leser ähnlich aufrüttelnd wirken müßte; ein verzeihlicher Irrtum des leidenschaftlich beteiligten jungen Schriftstellers, der bei ihm hoffentlich nicht zur Manier wird. Denn es gehört doch zu den unbedingten Erfordernissen nicht nur eines Stils, sondern schon der bloßen Lesbarkeit, klar genug für den Leser mit den Empfindungssurrogaten „Wort und Satzbau“ das zu umschreiben, was der Autor sich vorgestellt hat und wünscht, daß der Leser es nachempfinden möge.

Berlin Dr. Paul Ferdinand Schmidt.

Philosophisches Lesebuch. (Zum Gebrauch an höheren Schulen und zum Selbststudium.) Von B. Schmid. Leipzig, Teubner 1906.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß das philosophische Interesse gegenwärtig im Steigen begriffen ist.“ Wo ein Interesse, da ein Bedürfnis. Und gerade in unserer Zeit, wo das Suchen und Sehnen nach wissenschaftlicher Welt- und Lebensanschauung sich allenthalben wieder kräftiger geltend macht, tut eine Vertiefung der philosophischen Bildung dringend not. Denn es ist unglaublich, was für eine Naivität und Kritiklosigkeit in philosophischen Dingen selbst in akademisch gebildeten Kreisen verbreitet ist. Daher haben „Prophete“ von rechts und links heute leichtes Spiel, und die seichtesten wie die geheimnisvollsten Theorien finden, zumal bei der leicht zu fesselnden Jugend, begeisterte Anhänger. Solche Anarchie des Denkens und Glaubens ist nur dadurch einigermaßen zu beseitigen, daß man frühzeitig durch historische Betrachtung und kritische Beleuchtung der wichtigsten philosophischen Probleme den historischen und kritischen Sinn zu wecken sucht. Aus Angst, die studierende Jugend allzu früh mit philosophischem Denken bekannt zu machen und wohl auch, weil man selten die geeigneten Lehrkräfte zur Verfügung hatte, hat man die philosophische Propädeutik aus den Gymnasien entfernt. Mit welchem Erfolg? Diejenigen Studierenden, welche sich nicht stumpfsinnig oder gleichgültig auf ihr Brotstudium beschränkten und ihren philosophischen Drang nicht durch eingehendere Studien oder durch geeignete Vorlesungen, wie sie z. B. Edm. Pfleiderer einst in seinen „Philosophischen Problemen“ bot, befriedigen konnten, fielen halt- und kritiklos populär-philosophischen Schriften, sei es materialistischer oder spiritistischer Tendenz, zum Opfer. Zur Verhütung solcher intellektueller Verirrung und Verwirrung vermöchte das vorliegende „Philosophische Lesebuch“ prächtige Dienste zu leisten. Es war ein glücklicher Griff, daß der Verfasser im Unterschied von dem Philosophischen Lesebuch von Dessoir und Menzer, das rein geschichtlich vorgeht und ausgewählten Bruchstücken aus den philosophischen Meisterwerken von Plato bis J. St. Mill kurze Erläuterungen beifügt, mehr die einzelnen Probleme hervorhob und sie von verschiedenen Seiten beleuchten ließ. Auch die vom Verfasser selbst eingefügten erläuternden Uebergangsstücke vermögen das Verständnis wesentlich zu fördern. Das Buch ist zunächst von relativ geringem Umfang (166 S.) und kann jedenfalls noch planvoller und wirksamer in der vom Verfasser eingeschlagenen Richtung ausgebaut werden, so daß allmählich die bedeutendsten philosophischen Grundanschauungen (wie sie zum Beispiel Külpe in seiner Einleitung in die Philosophie, 3. Auflage, Kap. III anführt), zur Besprechung kommen. — Daß der Verfasser im zweiten Teil die philosophischen Voraussetzungen und Grundbegriffe der Naturwissenschaften so eingehend behandeln läßt, ist freudig zu begrüßen, weil gerade hier die kritische und erkenntnistheoretische Betrachtung dringend not tat. Nur bedürfte auch hier zum Beispiel die Abhandlung von M. Verworn „Der Vitalismus“ und von Ch. Darwin „Der Kampf ums Dasein“ eines entsprechenden Gegenstücks, in dem das Wirken der psychischen Faktoren im organischen Leben und Werden besser beleuchtet würde. Daß aus den philosophischen Disziplinen die Ethik nur mit zwei kurzen Abhandlungen bedacht ist, ist zu bedauern, da diese Disziplin bei der nach selbständiger Lebensgestaltung ringenden und durch Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse“ vielfach skeptisch beeinflußten jüngeren Generation wohl auf größeres Interesse rechnen dürfte. Vorläufig wird dieses „Philosophische Lesebuch“ wohl auf die Privatlektüre gebildeter Eltern und Lehrer und vielleicht bildungsfreudiger Studierender, denen es allen aufs beste empfohlen werden kann, beschränkt bleiben; denn bis es, wie es so dringend zu wünschen wäre, ein „Schulbuch“ wird, dürfte noch viel Wasser den Rhein hinablaufen. Doch vielleicht trägt es dazu bei, den maßgebenden Stellen ein praktisches Vorbild zu liefern, wie eine höhere und gründlichere Geistesbildung schon in den oberen Gymnasialklassen angebahnt werden könnte. Beneidenswert die Schule, welche zuerst es wagt, ihre Schüler in dieser Art für die Universität vorzubereiten, und beneidenswert der Lehrer, dem es wie dem Verfasser, wenn auch nur gelegentlich, vergönnt ist, in solcher Weise vom Besten, das er zu geben hat, den „Buben“ mitteilen zu dürfen!

U.

Allgemeine Rundschau.

Ein neues Radium.

c. e. Vor einiger Zeit wurde gemeldet, daß der Universitätsprofessor Battelli in Pisa einen Urstoff entdeckt habe, der noch mächtiger sei als das Radium. Man besitzt jetzt Einzelheiten über diese Entdeckung, die in wissenschaftlichen Kreisen

das größte Aufsehen erregt hat. Professor Battelli hatte vor Jahresfrist in den Wassern von San Giuliano merkwürdige leuchtende Phänomene entdeckt; nach zahlreichen Versuchen stellte er fest, daß diese Wasser in hohem Grade radioaktiv sind; nun kam es nur noch darauf an, die Emanationen zu kondensieren. Die Kondensierung der Produkte der radioaktiven Körper geschieht in der Weise, daß man sie genau so behandelt wie Gas: man sammelt sie, nachdem man sie stark komprimiert hat, in besonderen Röhren. Das ist eine sehr kostspielige Operation, und darin liegt eigentlich die größte Schwierigkeit der neuen Radioaktivitätsversuche. Prof. Battelli ist aber trotzdem zu seinem Ziel gelangt. In San Giuliano wurden Dampfpumpen in Bewegung gesetzt, um das Gas aus den Grundwassern zu „extrahieren" und in große Gasbehälter zu treiben. Das auf diese Weise extrahierte Gas wurde, nachdem es gereinigt war, in kleine, in flüssige Luft getauchte und mit Schwefelzink bekleidete Röhren geleitet. Hier wurden die kondensierten Emanationen sofort sichtbar: sie färbten den Schwefel ganz grün. Noch kann man nicht sagen, was für ein Körper es ist, aus dem diese Emanationen hervorgehen; aber die bloße Feststellung, daß sie in großen Mengen im Grundwasser existieren, ist eine Entdeckung, deren Tragweite noch unabsehbar ist.

*

Die chinesischen Studenten in Japan.

⁂ Der Streik der chinesischen Studenten in Tokio hat vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit auf die in der Zahl von mindestens 8000 dort gegenwärtig studierenden Chinesen gelenkt. Die japanische Regierung hat für sie mit großem Entgegenkommen in verschiedenen Stadtteilen Internate eingerichtet, in denen sie untergebracht wurden und wo sie ihren Unterricht erhielten. Auf diese Weise sucht sie zugleich zu verhindern, daß die nach der Zahl den Studenten des eigenen Landes überlegenen chinesischen Studenten einen unerwünschten Einfluß auf ihre japanischen Kollegen gewännen. Bis zu einem gewissen Grade scheint dies auch gelungen zu sein. Aber in sittlicher Hinsicht ließen sich doch diese chinesischen Studenten, der strengen Zucht der Heimat entwachsen, bald bedauerliche Ausschreitungen zu schulden kommen. Deshalb erließ der Minister des öffentlichen Unterrichts energische Disziplinarmaßregeln gegen sie. Nun kam es zu einem Streik, an dem sich etwa 500 Chinesen beteiligten, die sich diesen scharfen Vorschriften nicht unterwerfen wollten. Wer sich nicht offen zu widersetzen wagte, verließ Tokio, und begab sich, um den Sturm austoben zu lassen, auf einige Zeit ins Innere des Landes. Doch kehrten dieselben bald wieder nach Tokio zurück. Die Haupträdelsführer traten die Rückreise nach China an. Die überwiegende Mehrzahl unterwarf sich jedoch widerspruchslos den japanischen Vorschriften. Die Streikbewegung ist nun zur Ruhe gekommen. Dafür hat sich die chinesische Studentenschaft in Tokio jetzt in politische Parteien gespalten, je nach ihrer Stellung zur chinesischen Regierung und vor allem zur Kaiserin-Witwe. Der „Ostasiatische Lloyd" zählt drei voneinander getrennte Parteien auf, eine unverhohlen mandschufeindliche, eine ausgesprochen kaisertreue, ein dritte entschieden regierungstreue. Die mandschufeindliche Partei mit dem Wahlspruche: „Fort mit den Mandschus, von ihnen ist niemals die Einführung einer konstitutionellen Regierung zu erwarten!" ist wohl die stärkste dieser Parteien. Die regierungstreue Studenten sind die jungen Leute, die von den Generalgouverneuren zum Studium nach Japan gesandt sind und dort, da sie meist wohlhabend sind, auf eigene Kosten ihre Studien vollenden. Die ausgesprochen kaisertreuen sind offene Anhänger der beiden Männer, die in der Reformbewegung der 90er Jahre am Pekinger Kaiserhof die leitende Rolle einst gespielt haben und nach dem Staatsstreich von 1898 nach Japan geflohen sind, Liang-Chichao, der noch in Japan lebt, und Kang-Yu-wei, der sich in Singapore derzeit aufhält. Die japanische Regierung sucht diese chinesischen Studenten, aus denen sie große Vorteile zieht, auch durch den Einfluß, den sie auf dieselben ausübt, das starke Band, durch das sie hier China mit Japan verbindet, und die japanische Bildung, durch welche sie dieselben für sich gewinnt, auch ferner dorthin zu lenken, um einstens zu ernten, was sie jetzt gesäet hat.

❧

Kleinere Mitteilungen.

* Der Plan, eine internationale Vereinigung zur Erforschung der Polargebiete zu bilden, der auf dem Kongreß von Mons im vorigen Jahre angeregt wurde, geht seiner Verwirklichung entgegen. Damals hatten verschiedene Polarforscher, es sei nur der Herzog der Abruzzen, Gerlache de Gomery, Greely, Nordenskjöld, Sverdrup genannt, die Annahme eines Beschlusses durch den Kongreß herbeigeführt, wonach im Jahre 1906 durch eine vorläufig zusammenberufene allgemeine Versammlung der wissenschaftlichen Teilnehmer und Schiffsoffiziere der hauptsächlichsten bisher unternommenen Polarexpeditionen die Grundlagen zu einer internationalen Vereinigung zur Erforschung der Polargebiete festgestellt werden sollten. Gleichzeitig forderte man die belgische Regierung auf, bei den übrigen Staaten die vorbereitenden Schritte zu tun. Die erste internationale Polarkonferenz wird nun vom 7. bis 11. September einschließlich in Brüssel im „Palais des Academies" tagen. Daran wird sich eine Reise nach Paris und von dort nach Marseille zum Besuch der Marseiller Kolonialausstellung und besonders des „Palais de la Mer" schließen. Aus der reichhaltigen Tagesordnung seien die folgenden Punkte hervorgehoben: Entwurf eines Planes der Entdeckungsreisen und andere Maßnahmen, die sich zur Vereinheitlichung der Polarforschung eignen, Festsetzung wissenschaftlicher Programme und Prinzipien der Organisation. Man will besondere Abteilungen für Astronomie, Geodäsie, Hydrographie und Topographie, ferner für Meteorologie, Erdmagnetismus, Erdströme, atmosphärische Elektrizität, Erforschung der oberen Luftschichten, für Geologie und Erdbebenkunde, für Ozeanographie, für Biologie, Zoologie und Botanik, für Ausrüstung, Verproviantierung, Transportmaterial, Zugtiere, aeronautische Ausrüstung der festen Beobachtungsposten und der Forschungsexpeditionen bilden. Jede dieser sechs Abteilungen wird später im besonderen festzustellen haben: die jeder Expedition und jedem Beobachtungsposten zufallenden wissenschaftlichen Untersuchungen, die empfohlenen Beobachtungsmethoden und Instrumente, die an den ständigen Observatorien während der Dauer der gleichzeitigen Expeditionen auszuführenden Beobachtungen. Vor allem soll die Konferenz selbstverständlich zur Gründung einer internationalen Vereinigung zur Erforschung der Polargebiete führen, die neben der Systematisierung der Polarforschungen sich mit der Untersuchung und Veröffentlichung der Polar-Expeditionen zu befassen und alle Unternehmungen, die auf wissenschaftliche Erforschung der Polargebiete hinzielen, durch materielle Beihilfe und Ratschläge zu unterstützen hat. Nähere Auskunft erteilt der wissenschaftliche Direktor des Belgischen Observatoriums in Uccle, Lecointe, der als zweiter Kommandant an der belgischen Südpolarexpedition teilgenommen hat.

I. Montanstatistik für das Jahr 1904. Einer in der Londoner Home Office bearbeiteten Statistik über die Anzahl der in den Bergwerken und Steinbrüchen des britischen Reiches, der englischen Kolonien und der übrigen nichtbritischen Länder im Jahre 1904 beschäftigten Personen, dann über die erlangte Ausbeute und endlich über die Zahl der tödlich verlaufenen Betriebsunfälle entnehmen wir folgende interessante Daten: Die Anzahl der in allen Bergwerken der Erde beschäftigten Personen betrug 1904 etwa 5,000,000, wovon ein Fünftel auf die Vereinigten Königreiche und ein Drittel auf das britische Gesamtreich entfällt. Mehr als die Hälfte der obigen Gesamtzahl war in Kohlenbergwerken beschäftigt. — Die Gesamtproduktion an Kohlen betrug 1904 auf der ganzen Erde 886 Millionen Tonnen im Werte von 5.9 Milliarden Mark. Die Ausbeute an Gold belief sich insgesamt auf 16,593,856 Unzen (à 28.35 Gramm) im Werte von 1.34 Milliarden Mark; davon treffen 60 Prozent auf das britische Reich ($22\frac{3}{4}$ Prozent auf Transvaal, $22\frac{1}{2}$ Prozent auf Australien, $4\frac{3}{4}$ Prozent auf Kanada) und $23\frac{1}{2}$ Prozent auf die Vereinigten Staaten von Amerika. In den Kohlenbergwerken betrug die Rate an Todesfällen durch Unfall auf 1000 Arbeiter: in den Vereinigten Königreichen 1.24; im britischen Gesamtreich 1.24; in Deutschland 1.90 und in den Vereinigten Staaten von Amerika 3.35.

* Eine gewaltige elektrische Anlage, wie sie noch kein Land besitzt, wird nach der Zeitschrift Prometheus für Afrika geplant: die Nutzbarmachung der Kraft der Sambesi-Fälle zum Betriebe der Randminen in Natal und Transvaal, d. h. auf Entfernungen von etwa 1200 Kilometer. Die Fälle sind 100 Meter hoch, ihre Kraft wird auf 500,000 Pferdekräfte geschätzt, von denen etwa 150,000 ausgenutzt werden sollen. Das ist eine äußerste Grenze, die man nach und nach zu erreichen hofft; vorläufig ist eine Anlage von 20,000 Pferdestärken in Aussicht genommen. Der Strom soll mittels zweier Kabel in einer Spannung von 150,000 Volt übertragen werden, wobei der Verlust sich auf etwa 25 bis 30 Prozent beläuft. Am Verwendungsorte wird er auf die zur Verteilung und zum Betriebe erforderliche Spannung heruntertransformiert. Eine Reihe hervorragender Fachleute soll den Plan als ausführbar bezeichnet haben.

* Ameisen als Pilzzüchter. Der Privatdozent Dr. Doflein in München hat in den Abhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft einen fesselnden Aufsatz unter dem eigentümlichen Titel „Termitentrüffeln" erscheinen lassen. Jeder

weiß, was Trüffeln sind, und kennt wahrscheinlich auch die Termiten, die berüchtigten weißen Ameisen der Tropenländer, wenigstens dem Namen nach. Von einem Zusammenhang zwischen beiden ist aber bisher kaum etwas bekannt gewesen. In den Nestern dieser Ameisen auf Ceylon hat Doflein auffallende knollige Massen gefunden, die sich als Pilze erwiesen haben. Die mächtigen Bauten der Termiten enthalten eine größere oder geringere Zahl weitläufiger Kammern, die etwa die Größe einer Kokosnuß besitzen und eine oder mehr große lockere Massen einschließen. Diese Kuchen, die etwas an kleine Badeschwämme erinnern, finden sich von Tausenden der Ameisen besetzt, die in den einzelnen Zellen und ihren Verbindungsgängen hausen. Die Zwischenwände dieser eigenartigen Bauten sind mit zahlreichen weißen Knötchen von der Größe eines Stecknadelkopfes besät, die sich als Pilzwucherungen herausgestellt haben. Diese Pilze werden von den Larven der Arbeiter und Soldaten im Ameisenstaat gegessen, auch von den zur Fortpflanzung bestimmten Individuen jeden Alters, während die erwachsenen Arbeiter und Soldaten auf andere Nahrung angewiesen sind. Es erscheint nach den Untersuchungen von Doflein als unzweifelhaft, daß die Ameisen selbst diese Pilze in ihren Nestern einfangen und dort züchten. Wer etwas genauer mit den vielseitigen Gewohnheiten der mannigfachen Ameisenarten bekannt ist, wird sich freilich über diesen Beweis von Intelligenz bei den Termiten von Ceylon weniger wundern, denn es ist eine berühmte Tatsache, daß gewisse amerikanische Ameisen sogar eine regelrechte Landwirtschaft treiben, indem sie bestimmte Gräser, von deren Samen sie sich ernähren, gerade zu einer geeigneten Jahreszeit aussäen, um dann später ihre Ernte zu halten, weshalb sie auch gewöhnlich als Ernteameisen bezeichnet werden. Andere wieder treiben eine Art von Viehzucht, indem sie Blattläuse in ihre Nester schleppen, dort mit reichlicher Nahrung versorgen, aber ihnen dafür eine honigähnliche Flüssigkeit abmelken.

-i. **Von den Limes-Ausgrabungen.** Aus Ems wird uns geschrieben: Bei den Ausgrabungsarbeiten der Limeskommission unter Leitung des Oberst v. Groller wurden in den letzten Tagen wertvolle Funde: Münzen, Waffen, Urnen und eine über ½ Meter lange Doppelkette aus purem Golde u. s. w. zutage gefördert. Ueber die Bedeutung einer etwa zwei Meter dicken Mauer ist man sich noch nicht klar, doch wird vermutet, daß es sich um Unterbauten des Prätoriums handelt.

* **Ernennungen und Jubiläen.** Sein 75. Lebensjahr vollendet am 28. Juni Exzellenz Dr. Adolf Stölzel, ordentlicher Honorarprofessor für Rechtswissenschaft und Rechtsgeschichte an der Universität Berlin. Professor Stölzel, der seit 1887 an der dortigen Universität tätig ist, war von 1886 bis 1897 Präsident der Justiz-Prüfungskommission und ist auch Mitglied des Herrenhauses. — Dr. Felix Mader wurde zum Kunsthistoriker für die Denkmäler-Inventarisation des Königreiches Bayern am kgl. Generalkonservatorium in München ernannt. — Zum Direktor des neu gegründeten Hygienischen Instituts zu Beuthen in Oberschlesien ist der bisherige Leiter der Hygienischen Station daselbst, Professor Dr. med. Walther v. Lingelsheim, ernannt worden.

* **Todesfall.** Der frühere Marinepfarrer und spätere Pastor in Bleckendorf Paul Heims, der sich durch seine volkstümlichen Schriften über das Leben zur See in weitesten Kreisen bekannt gemacht hatte, ist im Alter von 50 Jahren gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **Karlsruhe.** An der hiesigen Technischen Hochschule führte sich am 25. d. M. Dr. W. Hellpach mit einer Antrittsvorlesung über das Thema: „Technischer Fortschritt und geistige Gesundheit" als Privatdozent ein.

H. **Heidelberg.** Der Privatdozent der Medizin an der hiesigen Universität Dr. Rudolf Otto Neumann, erster Assistent am Hygienischen Institut, erhielt den Titel als außerordentlicher Professor.

H. **Freiburg i. Br.** Die kgl. Akademie zu Gent hat den Ordinarius der deutschen Philosophie an der hiesigen Universität Hofrat Prof. Dr. F. Kluge zum ausländischen Ehrenmitglied ernannt.

Jena. Professor Dr. Herbert Meyer hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Breslau als Nachfolger Professor Beyerles auf den Lehrstuhl für deutsches Recht angenommen.

* **Berlin.** Die kgl. Landwirtschaftliche Hochschule zu Berlin wird im laufenden Sommersemester von 722 Studierenden, darunter 14 Damen (gegenüber 668 bezw. 17 des Sommersemesters 1905) besucht und zwar von: 197 Landwirten (182), 379 Geodäten (346), 104 Hörern der landwirtschaftlich-technischen Gewerbe (96), 42 Hörern der naturwissenschaftlichen u. s. w. Fächer (34).

* **Wien.** Die Wiener Zeitung meldet jetzt amtlich die von uns schon mitgeteilte Ernennung des ordentlichen Professors an der Universität in Halle Dr. Eduard Brückner zum ordentlichen Professor der Geographie an der Universität Wien. Eduard Brückner wird der Nachfolger des Hofrates Penck.

H. **Freiburg i. d. Schweiz.** Der Privatdozent der Nationalökonomie an der hiesigen Universität Dr. Hans Schorer wurde vom Staatsrat zum Vorsteher des kantonalen Statistischen Bureaus ernannt.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Biblioteca Romanica 11—22. 77 S., 306 S., 159 S., 239 S., 130 S. Strassbourg i. E., J. H. Ed. Heitz.

Dr. Friedrich Bothe: Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Reichsstadt Frankfurt. Leipzig 1906. Duncker u. Humblot. 172 S.

Etta Hitzig: D. Ernst Constantin Ranke, Professor der Theologie zu Marburg. Ein Lebensbild, gezeichnet von seiner Tochter. Ebenda 1906. 363 S.

Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der 26. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit. Inhalt: Die Novelle zum Gesetz über den Unterstützungswohnsitz. (Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit. 78. Heft.) Ebenda 1906. 80 S.

W. v. Rohland, Professor in Freiburg i. Br.: Das baltische Deutschtum. (Vortrag.) Ebenda 1906. 41 S.

Die Selbstbiographie des Burggrafen Fabian zu Dohna (*1550, † 1621) nebst Aktenstücken zur Geschichte d. Succession d. Kurfürsten von Brandenburg in Preußen a. d. fürstlich-dohnaischen Hausarchive zu Schlobitten. Herausgeg. von C. Krollmann. Ebenda 1905. 204 S.

Ellen Key: Der Lebensglaube. Betrachtungen über Gott, Welt und Seele. Berlin 1906. S. Fischer. 562 S.

Leo Tolstoi: Göttliches und Menschliches. (Erzählung.) Ebenda 1906. 80 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Jahrgang 1906. München, Freitag, 29. Juni. Nummer 148.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.



Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Politisches und religiöses Volksempfinden in Italien.

Wer heute die Prunksäle des Konservatoren-Palastes auf dem Kapitol zu Rom durchwandert, der findet in dem mit Lauretis Fresken aus der Königszeit und mit Bildsäulen von Kriegsobersten des päpstlichen Rom geschmückten Zimmer neben dem großen Empfangssaal, in welchem Zimmer seit ein paar Jahren auch die kapitolinische Wölfin aufgestellt ist, in die Wand eingelassen eine Marmortafel, welche unter dem Datum des 19. November 1870 an die Mitglieder und an die erste Sitzung des nach der Einnahme Roms durch die italienischen Truppen am 20. September 1870 neu gewählten römischen Stadtrats erinnert. Folgendermaßen beginnt die Tafel ihre Erzählung von der Vereinigung Roms mit dem freien Italien, von dem es als Hauptstadt verlangt war: „Dopo secoli di servaggio ricongiuntasi Roma alla libera Italia, che la invocava capitale del regno." Servaggio heißt Dienstbarkeit, Unterwürfigkeit; aber man würde, will man nicht gleich zu dem italienischen Worte für Sklaverei greifen, auch „Knechtschaft" nicht anders als eben durch „servaggio" (= servitù; übrigens servo auch für schiavo, Sklave) ins Italienische übertragen können. Es ist nun doch ein ander Ding, ob man solch einem Ausdruck in einer Tageszeitung oder sonstwo in der Literatur begegnet, oder ob man ihn findet in einer hochoffiziellen, für die Flucht aller kommenden Jahrhunderte bestimmten, lapidaren Urkunde, an einem so in allerhöchstem Maße ausgezeichneten Platze wie das Kapitol zu Rom. Der römische Stadtrat bezeugt also hier vor aller Welt und für alle Zeiten, daß das römische Volk bis zum 20. September 1870 jahrhundertelang, d. h. also unter der Souveränität der Päpste, in einem Zustand gelebt habe, dessen Bezeichnung als servaggio jedem, der die ewige Stadt mit einigermaßen offenen Augen durchwandert hat, befremdlich und den Päpsten gegenüber zum allermindesten nichts weniger als verbindlich erscheinen muß. Lehrten nicht die Geschichtsbücher, daß das moderne Rom seine heutige Gestalt im wesentlichen den Päpsten seit Julius II. und Sixtus V. verdankt, so würde es die Stadt selbst dem Fremden erzählen. Kaum ein größeres Bauwerk öffentlichen Charakters kann man betrachten, kaum eine der bedeutenderen Straßen durchwandern, ohne mannigfach in Stein gemeißelt der päpstlichen Tiara mit den Schlüsseln und einem päpstlichen Wappen, ohne in Inschrifttafeln den Namen eines Papstes als Gründer, als Wiederhersteller, als Förderer zu begegnen. Eine stattliche Reihe von Päpsten bis zu Pius IX. zieht im Rom der Renaissance und der neueren Zeit dermaßen in Stein und Erz verewigt an uns vorüber; und kaum ein Denkmal des alten Rom, des Rom der Kaiserzeit, wird man finden, das nicht meldete, wie die Päpste um Erhaltung dessen bemüht gewesen sind, was am Ende des Quattrocento von den antiken Bauwerken noch übrig gewesen ist. Und trotzdem dieses harte Urteil aus dem Mund der Vertretung römischen Bürgertums: „Dopo secoli di servaggio!" Noch dazu in einem Palast, der selber von einem Papst (Nikolaus V.) erbaut worden ist! Neben jenem großen Saal, in dem gewaltige Statuen zweier Päpste, Innocenz' X. und Urbans VIII., aufgerichtet sind!

Es dient wenig zur Erklärung dieser befremdlichen Tatsache, daß in anderen Teilen des heutigen Italien an öffentlichen Denkmälern aus den Zeiten der Einigung des Königreichs eine noch weit schärfere Sprache geführt ist. An der Piazza dell' Indipendenza zu Palermo steht eine Gedenksäule von 1866: „Ai martiri dell' indipendenza d'Italia!" Auf dieser ruft eine Inschrift mit schwungvoller Begeisterung aus: Ai troni infranti, alle spezzate catene il nome sopravvive dei martiri!" (Länger als die zertrümmerten Throne, die zerbrochenen Ketten dauert der Name der Märtyrer.) Schon von 1822 meldet eine vom Munizipium 1890 an der 40 Märtyrerkirche gesetzte Tafel den Tod durch Erschießen des Kaplans La Villa und seiner neun Genossen „moschettati dalla tirannide borbonica". Der Palazzo Municipale von Palermo aber trägt an der Frontseite eine Tafel mit der Inschrift: „Qui il 27. Maggio 1860 Giuseppe Garibaldi dava l'ultimo crollo (gab den letzten Stoß) alla tirannide dei Borboni." Auch Neapel hat seine Piazza und seine Gedenksäule „Martiri", für die Opfer der Volkserhebungen von 1799 bis 1860; und auf Büsten italienischer Patrioten und Freiheitskämpfer, die da und dort auf Plätzen neapolitanischer und sizilianischer Städte aufgestellt sind, wie auf Gedenktafeln an öffentlichen Gebäuden, liest man von erduldeter Tyrannei und Sklaverei, von politischem Mord, durch Richterspruch verschleiert (Palermo, Piazza Rivoluzione), nicht selten. Ketten, Sklaverei, Tyrannei, das sind nicht eben freundliche Bezeichnungen für die Bande, die ein Volk mit seinem Fürstenhaus einten. Aber hier, im ehemaligen Königreich beider Sizilien, sind sie verständlich; das Regiment der Bourbonen hat kein gutes Andenken in der Geschichte; manches Bluturteil lag zwischen Fürst und Volk aus den Zeiten von dessen nationaleinheitlichen Bestrebungen; kein Sizilianer hat das Bombardement Messinas und Palermos durch Ferdinand II. 1848 vergessen können, und grundlos ist der glühende Haß gegen das Königshaus nicht gewesen, der schließlich Garibaldi seinen Siegeszug mit dem Haufen seiner berühmten i mille so erleichterte, und der in diesen Urkunden aus Marmor und Erz nun fortklingt. Für Rom dagegen, für den Kirchenstaat, lag die Sache doch ganz anders. Die päpstliche Verwaltung mag für die Anforderungen des 19. Jahrhunderts noch so rückständig und trostlos gewesen sein — wir werden noch

drastischen Anklängen hieran begegnen —, durch Blut befleckt war sie nie. Und nicht nur konnten die Päpste, seit langen Zeiten samt all ihren Verwaltungsorganen stets [illegible] Italiener nicht wie Bourbonen und Habsburger als Fremde betrachtet werden, kann sich auf jener Tafel im Konservatoren-Palast die Vereinigung zur „libera“ Italia für Rom nicht auf die Abschüttelung usurpierter Fremdherrschaft beziehen; für das klassische Land des Katholizismus, für Rom, die Geburtsstätte des katholischen Gedankens, die Mutter und das Haupt der katholischen Welt, war der päpstliche Souverän als pontifex maximus doch noch vorher auch die Verkörperung alles dessen, was dem Gewissen eines jeden gläubigen Italieners und insonderheit des Römers am nächsten stehen, am heiligsten sein mußte.

Wenn neben diesem „servaggio“ im Konservatorenpalast dann eine andere Tafel an der Front des Senatorenpalastes auf dem Kapitol von der überwältigenden Mehrheit berichtet, mit der die Volksabstimmung der römischen Bürgerschaft am 2. Oktober 1870 sich für die Einverleibung der Stadt in das Königreich Italien aussprach, so ist der Grund für all das eben nur darin zu suchen, daß der politische und der religiöse Italiener zwei grundverschiedene Wesen sind. Sieht man diesem Gedankengang näher zu, beobachtet man einerseits, wie tief katholische Glaubens- und Kultusformen, katholische Ideen vom Uebersinnlichen, von der Rolle des Priestertums als Mittler zwischen Gott und dem Menschen im italienischen Volk wurzeln, und wie andrerseits, ganz abgesehen von dem großen politischen Leben Italiens, selbst auf einem intimeren, der Beobachtung Außenstehender mehr entzogenen, aber um so beweiskräftigeren Gebiete, dem des Volksschulunterrichts, in der Pflege historischer Tradition wie in der Gegenwart für die Berechtigung des dominium Petri, für die so viele Jahrhunderte als selbstverständlich, als gerecht, als notwendig und heilsam erachtete und da und dort auch heute noch erstrebte weltliche Herrschaft des Papsttums nichts als die unbedingte Verneinung zu finden ist, dann wird man von dieser Gegenüberstellung aus einem der katholischsten Länder heraus auch ein sehr lehrreiches Streiflicht auf die oft behandelte Frage gewonnen haben, ob katholisch und ultramontan ein und dasselbe sei.

Es ist nicht zweifelhaft, daß unter den romanischen Völkern der Italiener als Volkstypus den auf die Phantasie, auf das Gemüt, auf die fromme, hingebende Einfalt wirkenden Faktoren katholischer Glaubens- und Kultuslehren besonders zugänglich ist. Der mehr oder minder eingestandene Atheismus mancher oberen Kreise der italienischen Gesellschaft kann nicht darüber täuschen, wie tief der Katholizismus dem Volk in der Seele sitzt; ja, er selbst ist von einer Unterwürfigkeit unter die äußeren Scheinformen des Kultus nicht frei, die um so mehr den Eindruck unerfreulichen Aberglaubens macht, als ihm dessen Voraussetzung, der Glaube, fehlt. Wer die Kirchen Italiens auch mit einem Blick für ihre einheimischen Besucher durchstreift, dem kann nicht entgehen, daß ihr Stammpublikum, jenes, das gewohnheitsmäßig einen Teil des Tages in der Kirche verbringt und mit dem Stuhl von einer Messe zur anderen wandert, nach Haltung und Kleidung in weit höhere soziale Schichten greift, als dies nördlich der Alpen der Fall zu sein pflegt. Insonderheit aber hat dort die Verehrung der „triumphierenden Kirche“, der Kultus der Madonna und der Heiligen eine Ausbildung und im Volksleben eine Bedeutung, eine Kraft, welche die analogen Frömmigkeitsübungen deutscher Katholiken weit hinter sich läßt.

Es ist die katholische Idee von der Fürbitte, von der Vermittlung, die in den breiten Massen des italienischen Volkes und bei der Frauenwelt höherer Schichten so breite Wurzeln geschlagen hat, daß darüber die eigentliche Gottesidee notwendigerweise zu Schaden kommen muß. Es ist, als ob das Volk das unmittelbare Ansprechen Gottes, den unmittelbaren Verkehr mit dem Allerhöchsten als zu überwältigend nicht vertrüge, einer ihm menschlich stehenden Vermittlung nicht entraten könnte, so daß sich zwischen den Gläubigen und seinen Gott als Mittler mehr und mehr im Jenseits die Madonna und der Heilige, hienieden der Priester stellt. Dabei zeichnen sich die Beziehungen italienischer gläubiger Katholiken zu dem Himmel der Heiligen und der Wunder durch eine so starke Art intimen persönlichen Verhältnisses aus, wie sie in anderen, zumal germanischen Ländern in dieser Weise nicht häufig ist. Die Schutzpatrone deutscher Städte zum Beispiel sind ziemlich farblose Schöpfungen; sie wecken im Volksgemüt keine starken Anklänge und führen nach dem Empfinden der Gläubigen in ihren Kirchen oder Kapellen ein unscheinbares, im ganzen wenig beachtetes Dasein. Die Legendenbildung hat hier vielmehr mit Vorliebe Heilige geschaffen, deren Fürbitte von der Allgemeinheit aber jeweils für besondere, bestimmte Nöten und Drangsale des Lebens angerufen wird. In Südbayern, in katholischen Tälern der Schweiz, in den österreichischen Alpenländern, in Belgien werden Heilige verehrt als Helfer, der eine in Feuers-, der andere in Wassersnot; der gilt als Helfer für die Ernte, bei Viehkrankheiten, der als Beistand der Gefangenen, jener als Wiederbringer gestohlener und verlorener Sachen; Bräute, Kindbetterinnen haben ihre Schutzheiligen, bestimmte (z. B. Augen-) Krankheiten ihre besonderen Helfer. In Italien aber ist allermeist ein bestimmter Heiliger gewissermaßen der Alleinbesitz einer Landschaft, einer Stadt, einer Genossenschaft, ja der Bewohner derselben Straße. Diesen gehört er, ihnen leiht er Schutz und Fürbitte; ihnen hat er sich hilfreich erwiesen in den allgemeinen und in ihren besonderen Bedrängnissen; nur bei ihnen wirkt er durch sein besonderes Wunder fort. Er gehört gewissermaßen zum Familienkreis; ihm wird die treueste, höchste Verehrung gezollt; außerhalb dieses Kreises findet er keine Verehrung, kennt man ihn nicht. Um das nur beispielsweise anzudeuten: S. Gennaro (Januarius) im Dom zu Neapel, bekannt durch das jährlich zu bestimmten Zeiten eintretende Blutwunder. Aus Hungersnot, Krieg, Pest (1526) und Feuer des Vesuv hat er die Stadt wunderbar gerettet; daher nennt ihn auch die Inschrift über seiner Kapelle Mitbürger, Patron und Schützer. Die heilige Agathe in Catania; zweimal, bei dem furchtbaren Ausbruch von 1669 und wieder erst 1886, hat ihr vorgehaltener Schleier den Lavastrom des Aetna von der Stadt abgewendet, noch heute wird ihr Bild jährlich mit großem Pomp durch die Gefilde vor der Stadt getragen. Das Manna-Wunder am Leib des Apostels Andreas (sein Haupt ist in Rom) in seiner Kathedrale zu Amalfi; jenes an S. Nicola zu Bari; letzterer war eine Zeitlang anderswohin gebracht, das Wunder blieb aus wie jenes von S. Gennaro, als die Franzosen in Neapel waren. Die heilige Rosalia in Palermo; sie hat 1740 die Stadt von der Pest befreit und ist seither deren höchlichst verehrte Schutzheilige. 1625 war ihr Körper „ad patriae perfugium et pestis expulsionem divina providentia reservatum“ in den Dom übergeführt worden; 1744 hat man ihr „deque regno deque civibus optime meritae“ vor dem Dom ein Denkmal gesetzt; daß eine Statue der Heiligen auf dem Monte Pellegrino, wo sie im 12. Jahrhundert gewohnt hat und über ihrer Grotte auch ein Heiligtum besitzt, zweimal vom Blitz zertrümmert ward, macht den Glauben an sie nicht wankend. Da ist S. Costanzo, der Schutzheilige von Capri. Viele Deutsche werden sich an dem heiteren Fest des Heiligen am 14. Mai schon erfreut haben. Die Aufforderung des Munizipiums von Capri durch Maueranschlag zur Begehung des Festes 1905 gibt ein gutes Beispiel, wie ganz persönlich man sich auf der Insel mit dem Heiligen verbunden fühlt. „Das Vertrauen in den mächtigen Schutz S. Costanzos, von unseren Vorvätern uns vererbt und immer stärker geworden durch fortwährende und vielfache Gnadenbeweise an die ganze Insel, regt sich auch heuer in unseren Herzen mit pflichtschuldiger Dankbarkeit und edlem Enthusiasmus gegen den himmlischen Patron. Um solche Gefühle zu unterstützen, und um den Heiligen für die Zukunft uns nur um so günstiger zu stimmen (rendere) — —“ folgt die Ordnung der dreitägigen „religiösen und bürgerlichen“ Festlichkeiten. Bekannt sind die Straßenheiligen in Neapel, in den sizilischen Städten, aber ebensogut in dem aufgeklärten Toskana, z. B. gerade in Florenz. Was wären alle diese Schöpfungen

frommer Phantasie ohne den festen Glauben des Volkes an sie? Zu geschweigen von den Madonnen! Wie in der ganzen katholischen Welt hat auch in Italien keine Landschaft ein Heiligtum entbehren wollen, in dem die Andacht vor einem besonderen Bild der Gottesmutter auch einer ganz besonders wirksamen Fürbitte und gnadenvollen Wunderwirkung versichert sein dürfte; gerade wie im Mittelalter die Völker, die Stadtgemeinden, von dem Drang, dem Bedürfnis, hl. Reliquien zu besitzen, zum Diebstahl an ihnen, zu Raub und Mord geführt wurden. Da ist z. B. die Madonna del Monte Vergine bei Avellino, zu deren Berg die Gläubigen barfuß steigen und zu deren Altar sie von der Kirchentüre am Boden kriechen. S. Maria dei Bisognosi oberhalb Cavaliere, durch eine große Anzahl von Heilwundern berühmt. S. Maria del Rosario in Valle di Pompei, an die sich besondere Traditionen und eine lebhafte Agitation zur Dogmatisierung der körperlichen Himmelfahrt Mariä knüpfen; und so viele andere. An Zahl der Pilger zu den jährlichen Hauptfesten werden diese Madonnen höchstens von der zu Mariä Einsiedeln übertroffen.

Denn alle diese Madonnen und Heiligen, sei es ein großer wie S. Giovanni, dem in Rom das bunte Treiben vor dem Lateran in der Nacht vom 23. zum 24. Juni gilt, oder ein kleinerer wie S. Costanzo, S. Gennaro, S. Agatha, oder der Heilige einer abgelegenen Vorstraße Palermos, haben ihre besonderen Jahresfeste. Mit Umzug des Bildes, der Büste des Heiligen, die großen mit Klerus und Munizipalität, die kleinen oft ganz ohne Priester, feiert sie ihre Gemeinde; mit Sang und Tanz, mit symbolisch-theatralischen Schaustellungen, vor allem mit Feuerwerk und vielem Lärm, oft ein paar Tage lang. Und für das verwahrloste niedere Volk in Neapel, dessen Zahl, dessen Existenzmittel keine Behörde genau kennt, für das städtische Proletariat Calabriens und Siziliens, das in oft trostlosen sozialen Zuständen nur deshalb lebt, weil die reiche Natur und eigene Bedürfnislosigkeit es nicht umkommen lassen und dessen geistige Kultur der leiblichen ganz entspricht, sind diese Feste die einzige Freude, die einzige Erbauung des Gemüts, der einzige ästhetische Genuß. Allerdings ist ihr Heiliger auch ihr einziger moralischer Halt, der rettungslos zusammenbricht, wenn, wie bei dem Erdbeben 1905, Tatkraft und Selbsthilfe an die Stelle frommer Raserei vor den Heiligenbildern um überirdische Hilfe treten sollte.

Welche Hingebung, welche Zartsinnigkeit liegt aber oft in dem allen! Jeder Besucher Roms kennt die Scala Santa beim Lateran und ihre Uebung durch Männer und Frauen, nicht nur der niederen Stände, jeder hat die Verehrung der uralten Erzstatue des hl. Petrus in St. Peter mit den durch Berührungen und Küsse vieler Jahrhunderte glatt gescheuerten Fußzehen beobachtet. So wenig sich sonst manche gottesdienstliche Handlung in italienischen Kirchen durch ruhige Würde auszeichnet, die Bilder tiefster Inbrunst, gläubigster Demut, hingebendster Selbstentäußerung, die sich da bieten, sollten manchem mit skeptischem Spott an sie Herantretenden lehren, daß über solche Besonderheiten des Katholizismus lächeln noch nicht ihn verstehen heißt. Und ganz dieselben rührenden Bilder kann man an Darstellungen des Gekreuzigten und der Madonna beobachten, die so vielfach auf öffentlichen Plätzen italienischer Städte in einer Mauernische, einem Straßenwinkel unter Glas aufgestellt sind; wenn die Gläubigen, in frommem Eifer Gebete murmelnd, mit der Hand das Glas über den Wundmalen des Herrn berühren und sie dann zur eigenen Stirn und Lippe führen; besonders wenn eine Andachtsübung vor dem Bild mit einer Ablaß-Gnadenwirkung ausgestattet ist. So zahllos die Madonnen- oder Heiligenbilder in Form kleiner Altäre in Mauernischen der Straßen und Gassen italienischer Städte sind — auf kurzer Strecke zählt man ihrer oft zehn und mehr —, für jedes findet sich eine Stiftung oder eine fromme Hand, die des Nachts, oft auch Tags über, brennende Kerzen, nicht selten in beträchtlicher Zahl, vor ihm unterhält. (In größeren Orten neuerdings vielfach elektrische Lämpchen.) An keinem Marientag fehlt in Rom und anderwärts abendliche Illumination weiter Häuserfronten. Wer in die offenen Erdgeschoßräume neapolitanischer Häuser blickt, in denen sich das Leben vielköpfiger Familien in all seiner häuslichen Intimität halb im Gewölbe, halb auf der Straße so gänzlich unbekümmert preisgibt, so armselig, so verwahrlost es erscheint, im Hintergrund fehlt selten eine Madonna, ein Santo, mit buntem Tand verziert, ein brennend Lämpchen davor. Welch reizenden Eindruck macht es, wenn, wie z. B. vor S. Domenico in Palermo, auf hoher Säule aufgerichtet einer Madonna Sternenkranz ums Haupt nachts im Glanz elektrischer Glühkörper weithin der Gottesmutter himmlische Glorie verkündet!

Ueber alledem liegt noch in anderer Richtung ein besonderer Zauber von Heiterkeit, von Schönheit, von ästhetischem Gefühl. Wenn schon auffallen muß, daß die bildlichen Darstellungen des leidenden Christus, der Passion, gegen die des verklärten, triumphierenden und insbesondere gegen die der Madonna in den Straßen, an Weg und Steg auf dem Lande sehr in der Minderzahl sind, so fehlen die düsteren, drohenden Schreckbilder katholischer Glaubenslehre, die in nördlicheren Ländern an Altären und Wegkreuzen so überaus verbreitet sind, der Satan und die armen Seelen im Fegfeuer, fast vollständig. Die Glorie, die Himmelswonne, die überirdische Schönheit, die Gnadenwirkung der Kirche, nicht das drohende Gericht, die Schrecken der Hölle sind es, die dem italienischen Volksempfinden nahestehen. Wie reizend wissen sie glückliche Schöpfungen frommer Phantasie zu verwerten! La più bella delle madri steht an manchem Madonnenbild. Wie wunderhübsch, eine treffliche Zierde der Landschaft, ist die Madonna von Lourdes in ihrem längst fest gegründeten anmutigen Typus in eine Grotte der Felsen am Weg von Capri nach Anacapri eingenistet worden! Abgesehen von Schöpfungen wie die eines Signorelli im Dom zu Orvieto, Giottos in S. Maria Novella zu Florenz, in Michelangelos großem Altarbild in der Sixtina, in denen mehr das Gericht als die Strafe dargestellt und das künstlerische Moment das bestimmende ist, begegnet man volkstümlicheren Darstellungen des Fegfeuers und der Verdammnis auch in den Kirchen Italiens überhaupt nicht häufig. Und wenn schon, so liegt doch meist über dem Ganzen ein unverkennbarer Zug von Anmut, von Heiterkeit. So z. B. über einem Altar der pia assoziazione del purgatorio zu Capri; oben in Wolken die triumphierende Madonna, darunter schöne, gefällige, lobsingende Gestalten, von diskreten Flammen wie von Blumengewinden mehr umspielt als gemartert.

Man würde irren in der Annahme, daß der Heiligen- und Wunderkult wie der Drang nach den Ablaß-Gnadenschätzen der Kirche aus der Hand ihrer irdischen Mittler insgesamt überkommen sei aus einem abgeschlossenen geistigen Prozeß früherer, weniger aufgeklärter Zeiten. Im Gegenteil, dieser Prozeß wirkt weiter und wird weiter wirken. Wie eine neue Kultform auf Grund einer überirdischen Erscheinung und einer wunderbaren Heilwirkung entsteht, das haben wir in unseren Zeiten an Lourdes erlebt. In kaum einem Jahrzehnt hat diese neue Form in der ganzen katholischen Welt sich eingebürgert; niemand wird behaupten wollen, daß dies etwa ohne tätigste Mitwirkung der Frauenwelt aus den höchststehenden Kreisen geschehen sei. 1905 hat die Madonna von Lourdes sogar im Garten des Vatikans mit eigenem Sacellum ihren Einzug gehalten, und damit ist gegen die anfänglich ablehnende Haltung der französischen ortszuständigen geistlichen Behörde, die überall bald gewährender Duldung, dann fördernder Unterstützung Platz gemacht hatte, das geschehene Wunder und die neue Kultform von der höchsten Instanz bekräftigt und verewigt. Daß in Neapel ein neuer Heiliger, S. Expedit, im Entstehen begriffen ist, ging erst unlängst durch die Blätter. Das Volk schafft sich seine Heiligen selbst; der Priester setzt sie nur in die gehörige Kultform. Es ist vielleicht nicht allgemeiner bekannt, daß in vielen italienischen Kirchen eine kleine Nachbildung, etwa 30 Zentimeter hoch, der vatikanischen Erzstatue des hl. Petrus aufgestellt ist. Dieselbe an der großen Statue vor Jahrhunderten entstandene Uebung, den Fuß zu küssen (baciando con cuore contrito il piede alla statua") und ein bestimmt vorgeschriebenes kurzes Gebet zum Apostelfürsten um Festigung im Glauben, um Frieden und Triumph für die Kirche und

den römischen Stuhl zu sprechen, ist an diesen Statuetten erst 1896 von Leo XIII. mit Ablaßgewährung ausgestattet worden. An allen ist der rechte Fuß ebenso blank, wenn auch noch nicht so glatt wie an ihrem Urbild in der Peterskirche. Derartige Ablässe sind an überaus zahlreiche Bilder in den Straßen, zumal süditalienischer Städte, geknüpft, aus allen Zeiten; achtlos geht der Fremde an den unscheinbaren Tafeln vorüber, die sie verkünden. Und diese Bilder erzählen doch so viel vom Gemüt des Volkes, das sie nun einmal zu brauchen scheint, aus dessen Bedürfnis heraus, nicht etwa nur aus dem Gutdünken der Bischöfe, sie entstanden, dessen Himmelsleitern sie sind. Zahlreich sind sie gerade aus neueren Zeiten in Palermo. So ein Bild der Madonna delle Grazie in der Nähe der casa professa mit Ablaß von 1902; S. Vincenzo Ferreri bei S. Crespina von 1893; S. Rosalia hat in der Nähe des Doms ein Ablaßbild aus dem gleichen Jahr; vielleicht ein allerneuestes findet sich an einem schönen Ecce homo bei S. Antonio; der jetzige Erzbischof hat ihn im März 1905 für jedes gloria patri vor dem Bild verliehen; vielleicht hat er seinem kurz zuvor erfolgten Regierungsantritt auch damit eine fromme Weihe geben wollen.

Es kann nicht anders sein, als daß in einem Land, dessen Bevölkerung von alters her dem Heiligenkult und den Gnadenschätzen der Kirche so überaus zugänglich war, auch die Opferwilligkeit für die Kirche stets eine besonders große gewesen ist. Und in der Tat ruht die Kirche in Italien mit Klerus und Kultstätten auf einer sehr breiten Grundlage. Kirchen und Priesterschaft sind über das seelsorgerische Bedürfnis vorhanden. Wenn in Deutschland mancherorten über Priestermangel geklagt werden kann, hier oft mehr über den an Gemeinde. Auf dem Lande verblüfft oft neben der Unzahl kleiner Kirchen das Mißverhältnis mächtiger Kathedralen zu einer Handvoll Einwohner. Der Ort war vielleicht früher vielmal größer; das Volk, sein Wohlstand, seine Kultur gingen zurück, die Kirchen mit ihren Pfründen blieben; manche zerfallen, die meisten werden fort erhalten. In den großen Städten, wie viele kleine Kirchen sind im Häusermeer versteckt, vergessen, vernachlässigt, kaum besucht. Wie viele in Rom z. B. sind außer am Fest des Titularheiligen und etwa Sonntags stets verschlossen; es ist außer dem Küster keine Gemeinde für sie da. Da die Kirche im wesentlichen Werte nicht produziert, stammt all das — und erst der Inhalt der Kirchen an Schmuck und Gerät! —, ein unermeßlicher, unabschätzbarer Teil des allgemeinen Besitzes samt dem Klerus selber, im Grund eben vom Volk selbst, von seinen Großen wie von den Kleinen und Allerkleinsten. Die Bistümer mit schwachen Diözesen sind unverhältnismäßig zahlreich, die Kapitel und Seminarien überall reich besetzt; die Domherren, überhaupt die höheren kirchlichen Kreise, beliebte und einflußreiche Glieder der Gesellschaft. Nicht minder zahlreich ist auch die niedere Priesterschaft. Ihre Bildung in den unteren Graden läßt oft manches, in den südlichen Provinzen viel zu wünschen übrig; aber es gibt kaum eine Lebensäußerung der Laienwelt, auf die sie über alle Wandlungen der Zeiten weg nicht ihren Einfluß behauptet hätte. Da läßt z. B. ein fortschrittlicher Landwirt — kein allzu häufiger Fall — eine Maschine aufrichten. Sie will nicht recht in Gang kommen; bald findet man etwas im Räderwerk stecken, bald fehlt das, bald jenes. Er klagt es einem Freund. „Ja, ist die Maschine schon getauft?" — „Getauft? Das ist sie allerdings nicht." Man bittet den Ortsgeistlichen; in festtäglicher Versammlung allen Gesindes weiht er die Maschine mit frommem Spruch und sinniger Zeremonie; von da ab arbeitet sie vortrefflich.

H. v. M

(Schluß folgt.)



Der 4. Internationale Kongreß für Wohlfahrtspflege in Mailand.

„Wir sind hier zusammengetreten, um, frei von Partei- und Klassenstandpunkt, in jenem Gefühl, das keine nationalen Schranken kennt, das sich bei allem Unglück in der ganzen Welt bewährt, über die Linderung des Elends zu beraten. Vielen Ländern angehörig, sprechen wir doch alle eine Sprache, die Sprache des Herzens." Ungefähr mit diesen Worten begrüßte am Eröffnungstage der französische Delegierte Paul Strauß die allerdings aus den heterogensten Elementen und dem buntesten Nationalitätengemisch zusammengesetzte Versammlung. Zur Ehre des Kongresses darf aber gesagt werden, daß man sich glücklicherweise nicht mit dieser Einigung in der Sprache des Herzens begnügte, zu sehr hätte sie der ganzen Veranstaltung gerade jenen Charakter aufgeprägt, der in wohltuender Weise vermieden wurde, sie hätte die alte Art, die „Wohltätigkeit", das Almosen, die Güte und das Gnadenspenden, das rein charitative System in den Vordergrund gerückt und dem Kongreß somit jede Bedeutung für den Sozialreformer genommen. Die einheitliche Sprache vielmehr, die den überwiegenden Teil der Redner und Besucher hier zusammengeführt, war die der zeitgemäßen Erkenntnis, war die Ueberzeugung, daß, ohne die Gefühlsseite völlig leugnen zu wollen, doch ganz andere Grundlagen geschaffen werden müssen. Alle auf dem Kongreß gefaßten Resolutionen sind von weiteren sozialen Gesichtspunkten getragen, in zweien von den Resolutionen ist deutlich der Stab gebrochen worden über die „Wohltätigkeit" und die planlos arbeitenden „Wohltäter". Eine völlige Ablehnung der systemlosen Flickarbeit, die so viel Kraft und Geld, die weit besser verwendet werden könnten, verschlingt, enthalten die einstimmig im Anschluß an den Vortrag des Berliner Stadtrates Münsterberg angenommenen Thesen, deren erste lautet: „Wirksame Hilfe für Bedürftige kann nur auf einer gründlichen Kenntnis allgemeiner Notstände und der im besonderen Falle vorliegenden Not aufgebaut werden. Weder Gemüt noch praktische Erfahrung allein vermitteln diese Kenntnis, sondern ausschließlich eine systematisch durchgeführte Ausbildung." So sehen wir denn immer mehr Armenpflege und soziale Fürsorgearbeit sich zu einer neuen Wissenschaft entwickeln, für die heute schon in einigen Ländern vereinzelt besondere Schulen (in Amerika, in Amsterdam) bestehen, in anderen Ländern mehr oder weniger umfassende Kurse eingerichtet werden. In England und Amerika wirken auch die zahlreichen Settlements durch gleichzeitige theoretische und praktische Einführung vorbildlich, in Deutschland ist die bisher erwähnenswerteste Institution die Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M., die systematische Kurse mannigfachster Art zur Ausbildung in der Armenpflege, zur Heranbildung sozialer Hilfsarbeiter abhält. Daneben sind die Bestrebungen der Frauen- und Mädchengruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin und anderen Städten, sowie die von verschiedenen Frauenvereinen begründeten Ausbildungskurse erwähnenswert.

Bei all dieser Arbeit ist, wie auch die Resolution richtig weiter ausführt, Wert auf strengste Individualisierung, sowohl bezüglich der helfenden Kräfte wie bezüglich derer, denen geholfen werden soll, zu legen; ganz besondere Spezialunterweisung verlangen die Kranken- und Kinderpflege sowie die Hilfeleistung bei Unfällen. Die Resolution erkennt in der Frau die unumgängliche Mitarbeiterin auf sozialem Gebiete, ja sogar die berufene Hauptträgerin sozialer Hilfsarbeit an. Die Ausbildung der weiblichen Jugend soll ihre soziale Mission vor allem ins Auge fassen, sie befähigen, über den Kreis der Familie hinaus für die Allgemeinheit zu wirken. Es ist selbstverständlich, daß die Anerkennung solcher Gedanken allmählich auch einen Einfluß auf die gesamte Stellung der Frau in Staat und Gemeinde, in Gesellschaft und Recht ausüben muß. Man wird wohl kaum jemanden einerseits als dazu berufen erklären können,

die Lage der Bedürftigen zu verbessern, soziale Mißstände zu bekämpfen, und ihm dabei jede Berechtigung, in Fragen des öffentlichen Wohles mitzuberaten und gehört zu werden, absprechen können. So dürfte es sich denn ereignen, daß auf dem Wege des Altruismus, im Dienste der Notleidenden, die Frauen auch ihre eigene Entlohnung finden werden, nicht nur im Gefühl nützlichen Wirkens, sondern in der Erringung des ihnen zukommenden Einflusses auf Gemeinde, Schule, Volksvertretung. Vielleicht wird man dann im Gegensatz zum „Fluch der bösen Tat" vom „Segen der guten Tat" reden dürfen.

An dieser Stelle mag noch die rege Beteiligung der Frauen am Kongresse Erwähnung finden; sie waren am Vorstandstisch durch zwei Führerinnen der italienischen Frauenbewegung, Ersilia Maino und Alessandrina Ravizza, bestens vertreten; sie stellten zu den Verhandlungen zahlreiche, zum Teil vorzügliche Rednerinnen und ein ansehnliches Kontingent zum Publikum. In fast allen Resolutionen wurde ihrer gedacht, nicht nur im Sinne von Objekten der Wohltätigkeit, sondern im Sinne aktiver Persönlichkeit. Auch die Resolution Casimir Perier, die am letzten Tage das Streben der Vereinigung in knappen Worten zusammenfaßt, nennt unter den vier Wegen, die nötig sind, um öffentliche und private Wohltätigkeit zu ersetzen, die Förderung der Frauen in ihrer sozialen Entwicklung. Die drei anderen Punkte kennzeichnen weiterhin die Stimmung der Versammlung. sie verlangen, daß öffentliche und private Wohltätigkeit im Sinne moderner Sozialreform daran arbeiten mögen, selbst überflüssig zu werden durch Wohnungsreform, Versicherungswesen, Kinderfürsorge. Der Gedanke der Sozialversicherung ist allenthalben siegreich durchgedrungen, noch stehen sich verschiedene Richtungen gegenüber, noch lehnen Verfechter des Individualismus den Zwang ab, es ist aber anzunehmen, daß sich doch überall die Entwicklung in der Richtung der obligatorischen Versicherung bewegt, denn nur, wenn die Durchführung auch tatsächlich durch Gesetz gewährleistet ist, läßt sich mit dem Kassenwesen verschiedenster Art, als mit einem Faktor, berufen, viele Gebiete der Armenpflege zu entlasten, nach und nach auszuschalten, rechnen.

Eine ausführliche Arbeit von Münsterberg über die deutsche Sozialversicherung konnte Zeitmangels halber nicht mehr zum Vortrag gelangen, wie denn überhaupt das ganze so wichtige fünfte Thema beim Kongreß zu kurz kam. Eine interessante Skizze über Armenpflege und Wohltätigkeit von Rudolf Riemer ist in den für den Kongreß gedruckten Vorberichten enthalten. An der Hand der beiden Enqueten von 1883 und 1894 wird die Entlastung der Armenpflege durch die Arbeiterversicherung festgestellt und zugleich darauf hingewiesen, daß mit der Dauer und dem Ausbau der Arbeiterversicherung natürlich viel günstigere Resultate, als sie zur damaligen Zeit gewonnen werden konnten, zur Beobachtung gelangen müssen. Wenn die erwartete entlastende Wirkung aber bisher nicht in höherem Maße hervorgetreten sei, so liege der Hauptgrund darin, daß die Gesamtheit der Personen, die ins Bereich der Armenpflege fallen, noch nicht von der Versicherung erfaßt ist, ferner auch in einer großen Zahl von Notfällen die Leistungen der Versicherung nicht genügend sind, um Verarmung hintanzuhalten. Das Referat kommt zu den Folgerungen: daß die noch bestehenden Gegensätze zwischen Sozialversicherung und Armenpflege gemildert und ausgeglichen werden können, denn zwischen beiden besteht eine innere Verwandtschaft, die es möglich erscheinen läßt, die Armenpflege innerhalb gewisser Grenzen durch Versicherung zu ersetzen. Der Versicherung angeschlossene Unterstützungsfonds sollen für besondere Notfälle, für Witwen- und Waisenversorgung, begründet werden; die Privatwohltätigkeit soll durch Aufnahme von beitragenden Ehrenmitgliedern zur Mitwirkung an der Arbeiterversicherung herangezogen werden.

Einen diesem ganz verwandten Gedanken bringt die vom Kongreß angenommene Resolution Perier zum Ausdruck, die verlangt: „Die Gesetzgebung der verschiedenen Länder möge die bestehenden Wohltätigkeitsinstitute ermächtigen, einen Teil ihrer Einkünfte für ihren Zielen entsprechende Fürsorgebestrebungen, insbesondere für Versicherungszwecke aufzuwenden." In einem besonderen Falle ist die Privatwohltätigkeit schon in diesem Sinne zur Mitträgerin einer Versicherungseinrichtung ausgenutzt, bei den italienischen Mutterschaftskassen, die in Italien den Anfang der Sozialversicherung bilden, während in Deutschland eine genügend ausgebaute Mutterschaftsversicherung noch als Krönung des Werkes der Deutschen Sozialversicherung erstrebt wird. Einmütig aber wurde auf dem Kongreß verlangt, den Mutterschutz auf der gesetzlich geregelten Versicherung, sei es in Form von Staats- oder besonderen privaten Kasseneinrichtungen, aufzubauen.

Ueber die schon lange in Frankreich funktionierenden Mutterschaftskassen, die Mutualités maternelles, der verschiedenen Orte und Fabriketablissements, über die italienischen Kassen, deren erste in Turin ins Leben trat und die heute in zahlreichen Städten erfolgreich funktionieren, wurden mehrere Referate in Wort und Schrift dem Kongreß unterbreitet. Es mag aber bemerkt werden, daß die heute in Deutschland im allgemeinen Krankenkassengesetz enthaltene Wöchnerinnen- und Schwangerenfürsorge doch, obwohl völlig unzureichend, schon eine viel größere Ausdehnung an Personenzahl und Aufwendungen hat als die in anderen Ländern getroffenen Sonderinstitutionen. Die Untrennbarkeit von Mutterschutz und Kinderschutz hat sich auf dem Kongreß neuerdings erwiesen, immer wieder greifen diese beiden Gebiete ineinander, immer wieder mußte anläßlich der Besprechung von Maßnahmen zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit auf die Unentbehrlichkeit der Mutterbrust und mütterlichen Pflege, auf die Unumgänglichkeit, zum Wohl des Kindes für die Mutter zu sorgen, verwiesen werden.

Von mehreren französischen und italienischen Rednern, Strauß, Cheysson, Grassi, Brusa, Luzzatto, wurde Abschaffung der Rechtlosigkeit des unehelichen Kindes durch den Code Napoléon verlangt, daneben Heime für uneheliche Mütter und Kinder, wo letztere gestillt werden können, Heime für Schwangere, Säuglingssprechstellen, die sich trefflich im Kampf gegen die Kindersterblichkeit bewähren, Milchküchen, Verbreitung hygienischer Kenntnisse, Mütterkurse. Schreiberin dieses Berichtes machte als eine schwerwiegende Ursache für die Sterblichkeit und die späteren schlechten Resultate der Illegitimen die Aechtung der unehelichen Mutter durch die Gesellschaft geltend. Abschaffung des Stigmas, Hilfe zu ehrlicher, geachteter Arbeit und Lebensstellung würde zahlreichen Kindern, die heute in fremder Obhut zugrunde gehen oder moralisch minderwertig heranwachsen, ein Stück Familie, die Mutter, erhalten, wesentlich andere Resultate als die heutigen beklagenswerten Zustände ergeben. Ungarn ist mit Kinder- und Mutterschutz bahnbrechend auf diesem Wege vorangegangen. In einer längeren Abhandlung setzt Dr. Alexander Szana dem Kongreß das ungarische System auseinander. Es vermeidet den Fehler der romanischen Länder, allzu schnell Kinder in Staatsobhut zu nehmen, ja das Band zwischen Mutter und Kind zu sehr lockernd, es vermeidet aber ebenso den Fehler germanischer Länder, durch verschärfte Aufnahmebedingungen das Zugrundegehen von Kindern zu ermöglichen. In Ungarn werden hilfsbedürftige Mütter und Kinder zusammen in Pflege gegeben, damit das Kind Mutterliebe und -nahrung behalten kann, Vorurteil gegen uneheliche Kinder wird, wenigstens von behördlicher Seite, nicht gehegt. Im Gegenteil bemüht man sich, die Mutter mit der eigenen Familie auszusöhnen, und die Zahlung des Pflegegeldes an diese wirkt oft Wunder auf die „moralische" Verurteilung seitens der Eltern. Nach dem ungarischen System gelangen viel mehr Kinder wieder in geregelte Familienverhältnisse als dort, wo der Zusammenhang zwischen Mutter und Kind gelöst wird. Als weitere Vorkehrungen zum Besten der Kindheit wurden im Anschluß an das Hauptreferat von Dr. Lust (Brüssel) verlangt: Wohnungsreform, Arbeiterinnenschutzgesetze, strenge ärztliche und pflegerische Ueberwachung aller Ziehkinder, Verbreitung von Kenntnissen über Kinderpflege und Ernährung durch Vorträge, Kurse, Druckschriften, Einrichtung besonderer Kurse für Aerzte &c.

Die Begründung eiues Internationalen Buudes für Säuglingsschutz und eines Internationalen Bundes für Mntterschutz wurde angeregt.

Mit dem Schutz der heranwachsenden und erwachsenen weiblichen Jugend, namentlich deu erwerbstätigen Mädchen, befaßte sich das Programm des zweiten Tages. Hier kamen alle Uebel auf moralischem Gebiet, die Schändung von Kindern, die Verführung Jugendlicher, Mädchenhandel, Kuppelei, Prostitution, obgleich sie nicht offiziell zur Debatte standen, bei den verschiedensten Gelegenheiten zur Besprechung. Das Lohnelend, das Schlafstellenwesen, die unlautere Stellenvermittlung, der unzureichende gesetzliche Schutz gegen moralische Schädigung, die Heimatlosigkeit der Dienstmädchen, die frühzeitige Erwerbsarbeit, der Mangel an Fachbildung und Schulbildung — alles Ursachen, die den Untergang zahlloser weiblicher Existenzen bedingen. Als Gegenmittel wurden verlangt: Schulen für Fachbildung, Gründung von Gewerbevereinen, von Stellen- und Arbeitsnachweisen, Einführung weiblicher Inspektoren in Fabrik, Heim- und Werkstätte, Versicherung speziell auch für die Zeit der Arbeitslosigkeit, Begründung von Ledigenheimen für arbeitende Frauen aller Kategorien, von Speisehallen, Feierstundenheimen u. s. w. Die noch immer in weiten Kreisen herrschenden falschen Ansichten zugunsten der Heimarbeit klangen auch hin und wieder in die Debatte hinein, wurden jedoch energisch zurückgewiesen.

Nur kurz gestreift wurde die Frage der Hilfsaktion für Strafentlassene, ausführlicher besprochen die Reorganisation der Krankenpflege in Italien, wo neben den geistlichen Schwestern sich speziell ausgebildete tüchtige weltliche Krankenpflegerinnen erst sehr allmählich einzubürgern beginnen. Pflegerinnenschulen wurden verlangt. Von geistlicher Seite erfolgte ein Antrag auf Zusammenschluß aller Wohltätigkeitsinstitute zu gemeinsamen Konferenzen, denn „bei aller Verschiedenheit des Ausgangspunktes gäbe es doch auch viele gemeinsame Ziele". Eine der schwierigsten und kompliziertesten Fragen, die Unterstützungspflicht der Staaten an Eingewanderte, wurde am ersten Tage verhandelt und führte zu interessanten Meinungsverschiedenheiten.

Die beiden Referenten, Buzzati (Mailand) und Mirman (Paris) stellten folgende Thesen einander gegenüber.

I. (Buzzati).

Jeder Staat ist Zugewanderten gegenüber zu derselben Fürsorge verpflichtet wie gegen eigene Angehörige. Doch sollen die Staaten international vereinbaren, wie lange die Karenzzeit, ehe volle Unterstützungsberechtigung eintritt, währt. Bis zu diesem Zeitpunkt ist die Rückwanderung verfügbar, doch hat der diese Maßregel ergreifende Staat die Kosten bis an die Grenzen des Heimatstaates zu tragen.

II. (Mirman).

Jeder Staat, der bestimmte Bedingung an die Zulassung von Einwanderern knüpft, ist durch diese von ihm ausgeübte Selektion, die nur den willkommenen Elementen Zutritt gewährt, verpflichtet, Zugelassene sofort und ausnahmslos in der Unterstützungsberechtigung den eigenen Angehörigen gleichzustellen.

Staaten, die jedoch bedingungslose Aufnahme gewähren, sind hingegen zu keiner Unterstützung oder doch nur im alleräußersten Notfalle zu einer solchen verpflichtet.

Diese komplizierten völkerrechtlichen Fragen können wohl von einem Laienparlament, wie es solch ein Kongreß ist, nicht erörtert werden. Es ist daher erfreulich, daß keine Resolution zur Annahme gelangte, sondern der Gegenstand einer besonderen Kommission zum Studium und zur Ausarbeitung überwiesen wurde.

Die Einrichtung eines internationalen Austausches der Listen aller bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen, die gleichfalls beantragt wurde, wäre zweifellos ein weiterer Schritt auf dem Wege internationaler Fürsorge für Bedürftige. Bei der Unmöglichkeit, auf die Einzelheiten der Tagung einzugehen, kann bei ihrer Skizzierung in großen Grundlinien nur immer wieder betont werden, daß Ersatz des Kleinlichen durch das Große, Zentralisation und Organisation zersplitterter Bestrebungen, Einsetzung von Recht an Stelle von Almosen, von Fürsorge an Stelle von Armenpflege, in erfreulicher Weise von den Hauptrednern erstrebt wurden. Zu bedauern ist es daher, daß ein unverhältnismäßig großer Teil der Redezeit den Vertretern einzelner charitativer Vereine und ihren Berichten über solche Detailarbeit eingeräumt war, sehr zum Schaden der Auseinandersetzung über wichtige Grundprinzipien. Zu den interessantesten und markantesten Persönlichkeiten gehörte unstreitig Casimir Perier, der Präsident der Internationalen Vereinigung, die hier tagte. Sein Auftreten ist gekennzeichnet durch Einfachheit und Vornehmheit, seine Rede ist ohne jede Pose, voll Wärme und von ausgezeichneter Form.

Erwähnenswert ist es, daß der Kongreß ohne alle heftigen Zusammenstöße verlief, was bei der Beschickung durch die verschiedenartigsten Elemente und Parteien von den Klerikalen bis zu den Sozialdemokraten auf den fremden Besucher überraschend wirkte.

Das Mailänder Komitee und die Stadt Mailand hatten sich bemüht, auch neben den Sitzungen Anregung zu bieten. Das übliche Festbankett war in überaus glücklicher Weise durch einen herrlichen Tagesausflug an den Lago Maggiore, von der Stadt und dem Komitee den Gästen dargebracht, ersetzt worden, der Besuch der Isola Bella wird sicher allen einen unvergleich tieferen Eindruck hinterlassen, als es die schwungvollsten Tischreden an einer offiziellen Tafel vermocht hätten. Besichtigungen der zahlreichen Wohlfahrtseinrichtungen Mailands fanden gleichfalls täglich statt, es würde eines besonderen Artikels bedürfen, die besten dieser Einrichtungen zu schildern, von denen hier nur kurz das Albergo Popolare, ein großes Ledigenheim, nach Muster des englischen Rowtonhauses, das Dormitoris Popolare mit Nachtlagern für Männer und Frauen zum Preise von 20 Centimes und die Schule für Geschlechtskranke in der Spezialabteilung des großen Krankenhauses erwähnt werden sollen. Auch die Unione Femminile, die Zentrale der Mailänder Frauenbestrebungen, hat sich gastfreundlich bei dem Kongreß hervorgetan, sie gab den fremden Kongreßbesucherinnen ein Frühstück in den Räumen der großartigen Mailänder Konsumgenossenschaft, der sehenswerten Unione Cooperativa, und veranstaltete einen Abend mit künstlerischen Vorträgen, bei dem auch Ada Negri mit eigenen Dichtungen persönlich zu Worte kam.

Alles in allem hat das „soziale" Italien sich uns gegenüber, die wir bisher meist nur gewohnt waren das künstlerische Italien zu sehen, mit dem Mailänder Kongreß vorteilhaft eingeführt, und der internationale Ideenaustausch auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege wird die Staaten zu immer regerem Wetteifer auf diesem Gebiete der Friedenspolitik anspornen.

Mailand, Juni 1906. Adele Schreiber.

Bücher und Zeitschriften.

Ein englisches Geschichtswerk. Soeben ist der IX. Band der Cambridge Modern History erschienen, der den Titel Napoleon führt und von der Schöpfung des französischen Konsularregiments durch das Gesetz vom 19. Brumaire (November 1799) bis zu Napoleons definitivem Fall und Ende handelt. Nach dem von dem verstorbenen Lord Acton ausgearbeiteten Schema sind die einzelnen Kapitel auch dieses, wie der vorhergegangenen fünf Bände, verschiedenen Autoritäten übertragen worden, wie ja bekanntlich das erste Kapitel des erst erschienenen Bandes (The Renaissance) noch von Franz Xaver Kraus herrührt. Der Band „Napoleon" ist der internationalste, der bis jetzt in dieser monumentalen Publikation herausgekommen ist, von der nunmehr noch weitere sechs Bände ausstehen. Erschienen sind: Die Renaissance, Die Reformation, Die Religionskriege, die Vereinigten Staaten, Die französische Revolution, und jetzt „Napoleon" — mit solchem Erfolg, daß manche Bände bereits drei- und viermal aufgelegt sind. In Bälde werden Der dreißigjährige Krieg, Bourbonen und

Stuarts, Das Achtzehnte Jahrhundert, Restauration und Reaktion, Das Wachstum der Nationalitäten, Die neueste Zeit, herauskommen. Der jetzt erschienene Band „Napoleon“ zerfällt in 24 Kapitel: Das Konsulat und Frankreich unter dem Kaiserreich sind von dem Franzosen Professor Georges Pariset behandelt; der Zürcher Geschichtsprofessor Anton Guilland hat „Die Pazifikation Europas“ (1799 und 1802) sowie „Frankreich und die von ihm abhängigen Staaten“ (1801—1803), der frühere Basler Geschichtsprofessor Archivrat Julius v. Pflugk-Harttung den Befreiungskrieg (1813/14) übernommen. Der Odessaer Historiker Eugen Stschepkin findet seine Domäne in „Rußland unter Alexander I. und die Invasion von 1812“, und dem Generalmajor a. D. August Keim ist die Schilderung des Krieges von 1809 übertragen gewesen. Alle anderen Teile des inhaltreichen Bandes sind den Engländern vorbehalten worden, die ihre ersten Historiker aus Cambridge und Oxford dafür ins Feld geschickt haben: H. W. Wilson, H. A. L. Fisher, J. Holland-Rose, C. W. Oman, A. W. Ward u. a. m. Kapitel über die Napoleonische Gesetzgebung, die Konkordate, das Verhalten Englands zu Irland fehlen natürlich nicht. Das ganze Unternehmen, das die Geschichte Europas und Nordamerikas vom Ende des Mittelalters bis zu unseren Tagen in meisterhafter Weise darstellt, wird jetzt im Geiste Lord Actons von Ward, Prothero und Stanley Leathes weiter geleitet. Die Verschiedenheit in der Nationalität und in den Ansichten der einzelnen Mitarbeiter, denen volle Freiheit gelassen ist im Rahmen der ihnen zugeteilten Aufgabe, schadet dem Gesamteindruck der einzelnen Bände fast gar nicht und macht die einzelnen Abschnitte, die jeweils von Autoritäten dargestellt sind, zu besonders anregender Lektüre.

M.

Literarisches Skizzenbuch, gesammelte Aufsätze von Joseph Bayer, mit einem Bildnis des Verfassers. Prag 1905 (= Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Bd. XVI).

Die Sammlung der wertvollsten Aufsätze eines bekannten österreichischen Journalisten ist eine glückliche Erweiterung der angezeigten Bibliothek, denn sie bringt damit zum bleibenden Werte und Nutzen, was ein bedeutender Kopf, den die Deutschen Böhmens mit Genugtuung den ihren nennen, für die Literatur geschaffen hat. Bayer behandelt mit Vorliebe die Werke Goethes, und hier ist es wiederum Faust, den er von vielen Seiten betrachtet, aber auch zu der ausländischen Literatur fühlt er sich oft hingezogen, zu Petrarca, Calderon, Camoens, Voltaire, Rousseau, vor allem aber Shakespeare. Diese Essays, die zumeist in österreichischen Zeitungen erschienen sind, zeichnen sich durch ein gesundes Urteil und durch großen Gedankenreichtum aus, einzelne Stücke, wie der Aufsatz „Die deutsche Literatur und das Bürgertum“, umfassen auch einen größeren Kreis, der mit neuen, anziehenden Betrachtungen durchflochten wird. Recht lesenswert ist auch das vorangesetzte Stück „Wie wir sprechen und schreiben“ (verfaßt im Jahre 1880), weil es in eine Zeit versetzt, in der der Kampf um die Reinheit der deutschen Sprache aufs neue entbrannt war. Bayer hält es ganz mit Goethe, der in den Aphorismen über die deutsche Sprache die geistlose Reinigung der Sprache verurteilt hatte, dafür aber aus der Poesie und der leidenschaftlichen Rede wichtige Bereicherung erwartete. Heute würde Bayer, wenn er das Ergebnis der letzten Sprachbewegung ruhig in seinen Hauptpunkten überschaut, wohl nicht mehr so heftig gegen die Sprachreiniger auftreten. Denn es hat sich doch gezeigt, daß es von Vorteil ist, wenn mit größerem Nachdruck auf die richtigen Bildungsgrundstoffe der Sprache hingewiesen wird. Das preußische Eisenbahnwesen und das Bürgerliche Gesetzbuch hätten ohne jene Bewegung manchen treffenden Ausdruck nicht gefunden. Ein Bildnis des greisen Verfassers ziert den schmucken Band.

Allgemeine Rundschau.

Die sala de' papiri in Neapel.

Der erste deutsche Bericht über die herkulanensische Bibliothek und ihren Inhalt zeichnet sich zwar durch eine vortreffliche Sachbeschreibung und eine gerechte Verurteilung der Hirngespinste einiger Italiener aus, will aber an dem Wert des Bücherschatzes nur eine geringe Meinung gelten lassen. Johann Winckelmann sagt in seinem „Sendschreiben von den herkulanischen Entdeckungen“ (Dresden 1762, S. 89): „man siehet.., daß .. nicht viel zu hoffen sey; wenigstens kann der Nutzen aus Schriften, wie die angezeigten sind, wenn sie auch nicht zerstümmelt und zerfressen wären nicht groß sein: denn wir haben mehr als eine Redekunst von den Alten, und die vor Aristoteles könnte uns statt aller dienen; an Büchern der Moral, und von Tugenden und Lastern fehlt es auch nicht; und auch hier haben die Schriften der Stagiriten den Vorzug vor allen.“ Der große Archäologe urteilt als Aesthetiker, nicht als Philologe, den zerrissenen und oft kaum erkennbaren Texten kann er vollends keinen Geschmack abgewinnen. In den 144 Jahren aber, die seit jenem Sendschreiben verflossen sind, ist der Inhalt der Rollen viel besser bekannt geworden, neben Philodems ausgedehnter Schriftstellerei traten umfängliche Reste des Epikur und anderer Schulhäupter ans Licht, auch einige stoische Schriften wurden entdeckt, und was den Stoff betrifft, so sind die gering geachteten moralischen Abhandlungen Philodems inzwischen zu einer wertvollen Sammlung erweitert, die Schrift über die Redekunst ist als eine wichtige Quellenschrift zur Erkenntnis der griechischen Bildungsgeschichte erkannt, und Stoffe, die Winckelmann noch gar nicht kannte, wie Philodems Werk über die Frömmigkeit und das über die Philosophenschulen, sind geradezu unschätzbare Denkmäler der hellenistischen Literaturgeschichte.

Daß einer solchen Sammlung auch eine würdige Pflege gebührt, ist nicht zu bezweifeln. Nachdem die Bibliothek zur Zeit der Burbonenherrschaft, insbesondere im Anfang des vorigen Jahrhunderts, so sehr gefeiert worden ist, daß sich sogar eine besondere wissenschaftliche Körperschaft, die Accademia Ercolanese, mit ihrer Veröffentlichung und Erklärung befaßte, wurde sie später immer mehr vernachlässigt, so daß sie gar in die Obhut eines untergeordneten, ungebildeten Museumsbeamten geriet. Endlich ermannte sich die Leitung des Museo Nazionale in Neapel, das jene Schätze mit allen übrigen herkulanensischen Funden birgt, zu einer Verbesserung. Eine der letzten Amtshandlungen des aus dem Neapeler Museumsstreit bekannten Direktors Giulio de Petra war der Vorschlag, das Oberhaupt der Neapeler Nationalbibliothek, Emidio Martini, mit einer Neuordnung zu betrauen, und das Ministerium billigte ihn. Aber Martini war durch die Anforderungen, die ihm von der großen, ihm unterstellten Anstalt auferlegt wurden, so behindert, daß er sich zunächst nur wenig mit den Papyri beschäftigen konnte, bald hernach aber machte die heftige Gegnerschaft des neuen Museumsdirektors, des Ettore Pais, den Bibliothekar so mißmutig, daß er den Auftrag wieder von sich wies. Nun ist endlich der Streit um die Führung der Museumsgeschäfte im Sinne der Gegner des Pais entschieden, der neue Frieden aber lenkte auch die Aufmerksamkeit auf die von Pais mit wenig Sachkenntnis und Sorgfalt behandelte Sammlung zurück, und nicht lange währte es, da hatte das Unterrichtsministerium in Domenico Bassi den neuen Leiter der herkulanensischen Bibliothek gefunden. Bassi verließ seinen Bibliothekspotsen in Sizilien, zog nach Neapel und begann alsbald mit Eifer, sich in die neuen Stoffe einzuarbeiten. Da er auf dem Gebiet der griechischen Handschriftenbeschreibung mit Erfolg tätig gewesen ist, so war ihm der Gegenstand nichts Neues, und ein gutes Auge unterstützte ihn. Zur Hand geht als Gehilfe Alfonso Cozzi, der zwar nichts vom Griechischen versteht, aber dennoch gut mit den Papyri umzugehen weiß, und in den letzten Jahren alle, die an den Papyri zu arbeiten hatten, durch seine Aufmerksamkeit verpflichtete. Jetzt sind auch endlich die nötigen Summen angewiesen, um der großen, über 1800 Nummern umfassenden Sammlung eine bessere Unterkunft zu gewähren, und bald hofft Bassi so weit zu sein, alle Papyrusreste wohlverwahrt und bequem untergebracht zu haben. Das ist darum sehr wertvoll, weil bis vor kurzem ein sehr großer Teil in dem Zustand völliger Verwahrlosung in den Schränken lag.

Jetzt wird auch die Anteilnahme an dem Inhalt der Rollen größer werden, und an der Lösung der vielen Aufgaben, welche die Bibliothek der Wissenschaft stellt, werden sich mehr Gelehrte beteiligen denn vordem. Und wenn Winckelmann heute wieder die herkulanensische Sammlung besuchte und ihre Ausdehnung und die an die Rollen sich anschließende Literatur in Augenschein nähme, er würde sich gern widerlegt bekennen und herzlich die Freude an dem erreichten Gewinn und an den schönen Hoffnungen teilen.

*

Briefe und Aufzeichnungen Ibsens.

Herr Staatsminister Dr. Sigurd Ibsen ersucht uns um Veröffentlichung nachstehender Notiz:

„Ich richte hiedurch an jeden, der im Besitz bisher ungedruckter Briefe und Aufzeichnungen von der Hand Henrik Ibsens ist, die ergebene Bitte, sie mir gütigst zur Verfügung zu stellen, damit ich Abschrift davon nehmen kann. Die Originale werden nach der Benutzung unverzüglich zurückgegeben werden. Bei dieser Gelegenheit möchte ich mich auch an alle, die es angeht, mit dem Ersuchen wenden, keine Dokumente dieser Art zu veröffentlichen, ohne meine Zustimmung eingeholt zu haben.

Nils, pr. Christiania. Dr. Sigurd Ibsen.“

Kleinere Mitteilungen.

* Der Plutarch des Rabelais. Der französische Literarhistoriker Pierre Paul Plan hat bei einem Antiquar in Rom eine Aldiner Ausgabe der Moralia des Plutarch gefunden, die auf dem Titelblatt die eigenhändige Namensinschrift Rabelais' trägt (Francisci Rabelesi Chinonen.) und mit schriftlichen Randbemerkungen des großen französischen Satirikers versehen ist. Wie ein weiterer Eintrag auf dem Titelblatt zeigt, war das Buch nachher im Besitze des Humanisten Giov. Batt. Rosaels aus Novara (gest. 1574). Plan hat über den interessanten Fund einen gründlichen Aufsatz in den Mélanges d'Archéologie et d'Histoire veröffentlicht.

l. Große Stiftung für wissenschaftliche Zwecke in Frankreich. Der vor einigen Wochen verstorbene Baron de Rey hat zugunsten der Pariser Akademie der Wissenschaften und einiger ihr angegliederter Institute die erhebliche Summe von 360,000 Francs letztwillig gestiftet. Der der Akademie selbst zur Verfügung gestellte Betrag beläuft sich auf 150,000 Fr. und es sollen, dem Willen des Stifters gemäß, die aus dieser Summe anfallenden Erträgnisse alle fünf Jahre zur Bildung eines Preises im Betrag von 20,000 Francs verwendet werden, welcher demjenigen französischen Gelehrten zufällt, der nach dem Urteil der Akademie durch seine Arbeiten den bedeutendsten Fortschritt auf physikalischem Gebiete erzielt hat. Man braucht kein großer Prophet zu sein, um jetzt schon voraussagen zu können, daß dieser Preis erstmalig wohl sicher der Frau Curie zuerkannt werden wird.

* **Herbstferienkurse für Aerzte an der Universität München** 1906 sollen vom 24. September bis 20. Oktober abgehalten werden, und zwar von den Herren: Dr. Hahn (Anatomie), Dr. Hasselwander (Histologie), Prof. Dr. Dürck-Dr. Oberndorfer (Sektionskurs), Prof. Dr. Dürck (Pathologische Histologie), Dr. Kerschensteiner-Dr. Meyer (Innere Medizin), Dr. Neubauer (Stoffwechselkrankheiten), Dr. Steffan (Herz-, Lungenkrankheiten, diätetische Therapie), Dr. Riehl (Verdauungskrankheiten, Oesophago, Cystoskopie), Dr. Litzmann (Nervenkrankheiten), Dr. Lindemann (klinische Chemie und Mikroskopie), Dr. Gaupp (Psychiatrie), Dr. Hecker, Dr. Uffenheimer (Kinderkrankheiten), Dr. Kiolemenoglou, Dr. Plöger (Haut- und Geschlechtskrankheiten), Dr. v. Notthafft (Urologie), Dr. Zimmermann (Laryngologie), Dr. Wanner, Dr. Thanisch (Otiatrie), Dr. Gebele, Dr. Luxenburger (Chirurgie), Prof. Dr. Schlösser-Dr. Michelsen, Dr. v. Sicherer (Ophthalmologie), Dr. Ach (Frakturen und Luxationen), Dr. v. Baeyer (Orthopädie), Dr. Hörmann (Geburtshilfe und Gynäkologie), Dr. v. Seuffert (Geburtshilfe), Dr. Engel (Gynäkologie-Cystoskopie), Dr. Anthorn (Gynäkologie), Dr. Tromsdorff (Bakteriologie), Prof. Dr. Rieder-Dr. Grashey-Dr. Rosenthal (Röntgenologie). — Das Programm ist durch den Universitätspedell zu beziehen. Anfragen sind zu richten an Dr. Kerschensteiner, Ziemssenstraße 1a.

* Ernennungen und Auszeichnungen. Der bisherige wissenschaftliche Hilfsarbeiter Dr. Max Creutz ist zum Direktorialassistenten bei dem Königlichen Kunstgewerbemuseum in Berlin ernannt worden. — Professor Dr. C. Seybold, Ordinarius der orientalischen Sprachen an der Tübinger Universität, erhielt von dem französischen Ministerium des Unterrichts die Insignien eines „Offiziers der Akademie".

* Todesfall. In Budapest ist am 24. Juni der Begründer und Vorstand des kommunalstatistischen Bureaus und der städtischen Bibliothek Dr. Joseph Körösi im Alter von 61 Jahren gestorben. Körösi war Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und des Internationalen Statistischen Instituts; auch las er an der Budapester Universität über Statistik.

⁂

Hochschulnachrichten.

tl. **Heidelberg.** Geh. Rat Prof. Dr. Rosenbusch, der Direktor des Mineralogischen Instituts unserer Universität, empfing zu seinem 70. Geburtstag (24. Juni) zahlreiche Glückwünsche. Eine Deputation seiner früheren Assistenten und Schüler überreichte ihm eine (400 Seiten starke) Festschrift (mit petrographischen Arbeiten) und ein Album mit den Photographien seiner zahlreichen über den ganzen Erdball zerstreuten Schüler und Freunde. — Der akademische Senat hat zur Schloßbaufrage Stellung genommen und beschlossen, am Protest gegen den Wiederaufbau des Otto Heinrich-Baues entschieden festzuhalten.

H. **Straßburg.** Professor Dr. Wollenberg hat den Ruf an die Kaiser Wilhelms-Universität als Ordinarius der Psychiatrie und Direktor des Psychiatrischen Instituts endgültig angenommen. — Dr. Fritz Reichert, der seine Studien an der hiesigen Universität absolvierte und seit 2½ Jahren in Argentinien weilt, wurde zum Professor für analytische Chemie an der Universität Buenos Aires ernannt.

* **Gießen.** Für das Fach der Physiologie hat sich Dr. J. Seemann an der hiesigen Universität als Privatdozent habilitiert.

* **Halle a. S.** Die Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher hat den Geh. Regierungsrat Professor der Chemie an der hiesigen Universität Dr. Volhard zum Vizepräsidenten der Akademie ernannt. — Der Hilfsassistent an der Universitäts-Frauenklinik Dr. F. Fromme führte sich mit einer Antrittsvorlesung über „Das enge Becken" an der hiesigen Universität als Privatdozent ein.

ar. **Berlin.** An der hiesigen Universität führen sich am nächsten Sonnabend zwei Gelehrte als Privatdozenten in der philosophischen Fakultät ein: Prof. Dr. Walter Loeb, früher in Bonn, hält eine Antrittsrede „Zur Kenntnis der chemischen Seite des Kohlensäureassimilationsproblems", Dr. Gottfried Zoepfl, bisher Privatdozent in Erlangen, spricht über die ozeanischen und kontinentalen Grundlagen des Weltverkehrs.

* **Aus Oesterreich-Ungarn.** Zum Rektor der Wiener Universität für das Studienjahr 1906/07 wurde der Professor der romanischen Philologie Dr. phil. Wilhelm Meyer-Lübke gewählt. — An der Universität Graz ist der außerordentliche Professor des Kirchenrechts Dr. J. Haring zum ordentlichen Professor ernannt worden.

H. **Aus der Schweiz.** Der Regierungsrat genehmigte die Demission des Professors für organische und anorganische sowie technologische Chemie an der Universität Genf Dr. Karl Graebe auf 1. Oktober d. J., unter Verleihung des Titels eines Honorarprofessors. — Am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich habilitierte sich Dr. Karl Frey für allgemeine Aesthetik. — An der Basler Universität habilitierte sich Dr. med. Friedrich Suter für das Fach der Urologie und Chirurgie der Harnwege.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Adrien Launay: Journal D'André Ly prêtre chinois, missionnaire et notaire apostolique 1746—1763. Paris 1906, Alphonse Picard et Fils, Éditeurs. 705 S.

Geschichte der Musik in Frankfurt a. M. Vom Anfang des 14. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Caroline Valentin. Frankfurt a. M. 1906. K. Th. Völckers Verlag. 280 S.

Dr. J. Starke: Die Berechtigung des Alkoholgenusses. Stuttgart. Jul. Hoffmann. 256 S.

Fr. Bernwerth v. Bärnstein: Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und ihre geschichtliche Entwicklung im Zusammenwirken mit den Eisenbahnen während ihrer zweiten Hauptperiode (1847—1900). (Wirtschafts- und Verwaltungsstudien mit besonderer Berücksichtigung Bayerns. Herausgeg. von Georg Schanz. XXII.) Leipzig 1906. D. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. 300 S.

Die Eisenbahnen des europäischen Rußland mit Teilen der angrenzenden Länder und Klein-Asiens. (In fünffachem Farbendruck ausgeführte Karte.) Neu bearbeitet von Dr. K. Peucker. Wien 1906. Artaria u. Co. Verlag.

Goswin Uphues: Kant und seine Vorgänger. Was wir von ihnen lernen können. Berlin 1906. C. A. Schwetschke u. Sohn. 336 S.

Dr. Aladár Békéß: Alkohol und Eisenbahn. Wien 1906. Verlag der Zeitschrift für Eisenbahnhygiene. In Kommission: Brüder Suschitzky. 20 S.

John Grand-Carteret: Napoleon I. in der Karikatur. Uebertragen von Oskar Marschall v. Bieberstein. Leipzig. H. Schmidt u. C. Günther. 108 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 6.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ueber die wirtschaftliche Verständigung unter den Nationen.

An dem Festabend, den die Bremer Handelskammer und die dortige Baumwollenbörse den Teilnehmern am dritten internationalen Baumwollenkongreß am 26. Juni gaben, hielt u. a. Sir Thomas Barkley eine bemerkenswerte Ansprache über die Beziehungen zwischen Deutschland, England und Frankreich. Wir geben aus dieser Rede die nachstehenden Stellen wieder, indem wir dabei einem Bericht der Weser-Zeitung folgen.

Gestatten Sie mir noch ein paar Worte über die Bedeutung des Friedens und der Verständigung unter den Völkern vom wirtschaftlichen Standpunkte aus. Es ist überflüssig, Ihnen zu sagen, daß gerade der Mangel an Verständigung unter den Nationen die Hauptursache davon ist, daß Europa gegenwärtig in zwei bewaffnete Lager geteilt ist, die beständig auf dem Kriegsfuße stehen, bereit, jeden Augenblick auseinander loszugehen, in wenigen Wochen die Industriearbeit von Jahren zu vernichten und die betreffenden Völker in das schlimmste wirtschaftliche Elend zu stürzen, denn, welche Seite auch siegen mag, den Nutzen von einem Kriege hat immer der Zuschauer, der tertius gaudens, der das Geschäft macht, während die törichten kriegführenden Parteien sich bekämpfen. Heutzutage gibt es keine Kriege mehr, die nur aus dem Gefühl heraus entstanden sind, es gibt nur noch Kriege, die aus wirtschaftlichen Interessen entstehen. Von den letzten beiden Kriegen kann das mit Bestimmtheit behauptet werden, und es mag unerörtert bleiben, ob dies nicht auch von dem spanisch-amerikanischen Kriege gilt.

Noch vor kurzem bedrohte uns ein anderer Krieg zwischen zwei großen benachbarten Völkern über eine Angelegenheit, die eine rein wirtschaftliche Frage zu sein schien. Die Völker von Europa lassen sich nicht mehr durch politische Launen, patriotisches Gewäsch oder poetische Schwärmereien der Geschichtschreiber und Journalisten bewegen. Dank einer gut unterrichteten Presse und einem wachsenden Sinn für journalistische Verantwortlichkeit gewinnt die zivilisierte Menschheit einen immer klareren Einblick in die wahren Interessen des einzelnen, des lokalen Gemeinwesens und der betreffenden Nation, und viele Symptome zeigen uns, daß alle jetzt zu würdigen wissen, daß das größte Interesse unserer Zeit daran hängt, soweit als möglich das Anwachsen der Steuern zu hindern, die Zunahme des Wohlstandes unter allen Klassen zu fördern, die Arbeit zu regeln und das schrecklichste Unglück zu verhüten, die Erhebung einer unfähigen Klasse der Bevölkerung. Alle denkenden Menschen können und werden einsehen, daß die großen Aufgaben, die heutzutage auf uns ruhen, soziale Aufgaben sind, daß ihre Lösung Kosten in sich schließt, während das Anwachsen der Steuern die Schwierigkeit der Lösung nur vermehrt; wir bewegen uns aber in einem Trugschluß. Während die Besteuerung zunimmt, wird immer weniger von ihrem Ertrage für Zwecke der inneren Politik verwandt. Der Fluch der zivilisierten Welt ist das Anwachsen der Ausgaben für Heer und Flotten. Keiner, der mit den internationalen Beziehungen der führenden Nationen während der letzten zehn Jahre vertraut ist, kann seine Augen der Tatsache verschließen, daß die einseitige Abrüstung irgend einer Nation, die Geringschätzung ihrer Verteidigung oder die Gleichgültigkeit gegen die Verbesserungen der Waffen irgend einer anderen Nation eine leichtfertige Vernachlässigung der ersten Pflicht einer verantwortlichen Regierung sein würde.

Trotzdem aber müssen Ersparnisse in dieser Hinsicht gemacht werden, um das Anwachsen der Rüstungen einzuschränken. Wie das zu bewerkstelligen ist, ist die größte Frage unserer Zeit. Einige hochgesinnte Reformer haben vorgeschlagen, daß die Regierungen sich über eine verhältnismäßige Herabsetzung ihrer Präsenzstärke für Heer und Flotte verständigen sollten. Der Kaiser von Rußland gab dieser Anregung Ausdruck in seinem Briefe für die Einberufung der Friedenskonferenz im Haag im Jahre 1899, und in jener Konferenz wurden zwei Resolutionen angenommen zugunsten einer Wiederaufnahme dieser Angelegenheit auf der nächsten Friedenskonferenz, die binnen kurzem abgehalten werden wird. Ich glaube, ich habe recht, wenn ich sage, daß das Prinzip, welches jene großmütige Idee in sich schließt, sich jeder regierenden Macht in Europa und Amerika durch sich selbst empfiehlt und daß, wenn die Frage einer Einschränkung der Rüstungen von dem Programm der nächsten Konferenz — wie es möglicherweise geschieht — abgesetzt wird, doch das Ziel einer solchen Lösung nichtsdestoweniger allen Mitgliedern stets vor Augen schweben wird.

Ich habe keinen Auftrag, im Namen der Regierung meines Landes zu sprechen, aber ich kann einige wohlerwogene amtliche Bekundungen erwähnen, besonders diejenigen des Premierministers selbst und des Sekretärs des Auswärtigen, des Sir Edward Grey, zur Unterstützung meiner Behauptung, daß die ganze liberale Partei, die heute die große politische Mehrheit des Vereinigten Königtums bildet, die Frage, wie die Ausgaben für Kriegsausrüstung eingeschränkt werden können, als wesentlichen Teil ihres politischen Programms betrachtet. Der Premierminister hielt in seiner großen Rede in Albert Hall im Dezember letzten Jahres vor den Wahlen die Bildung einer Friedensliga für möglich, wodurch jener Wunsch in

Erfüllung gehen könnte. Der Satz ist keine müßige Eingebung der Phantasie. Jene Erfüllung kann eben durch dieselben Einflüsse geschehen, die schon zu der Verbindung der Baumwollinteressenten beigetragen haben. Warum sollten sich nicht Nationen ebenso verbünden, wie es die Privatinteressenten tun?

Die Nationen von Europa werden in der Tat die Bevollmächtigten, die sich nächstes Jahr im Haag treffen werden, verhöhnen, wenn sie nicht etwas tun, was endlich einmal die Verminderung der Lasten für Heer und Flotte möglich macht. Als ein Beispiel solcher Möglichkeiten lassen Sie uns einmal betrachten, was denn das unmittelbare Ergebnis guter englisch-französischer, englisch-italienischer, englisch-japanischer und englisch-amerikanischer Beziehungen gewesen ist. Großbritannien hat in großer Zahl seine Kriegsschiffe aus allen Teilen der Welt zurückziehen können. Wenn wir uns ein ähnliches Gefühl völligen Vertrauens zwischen England und Deutschland einerseits und Deutschland und Frankreich andrerseits schaffen könnten, so würde meines Erachtens das Ergebnis dasselbe sein; das würde eine der Möglichkeiten sein, durch welche das Militärbudget etwas von seiner molochartigen Unersättlichkeit verliert und das Herannahen einer besseren Zeit vorbereitet wird. Andere Möglichkeiten ohne wirkliche verhältnismäßige Einschränkungen mögen auf der nächsten Friedenskonferenz im Haag behandelt werden, sie gehören aber nicht in den Rahmen meiner heutigen Rede.

Wenn wir uns in Europa umsehen nach den möglichen Ursachen eines internationalen Zusammenstoßes, so können wir gewiß noch viele erkennen, aber wir bemerken auch ein ungeheures Verlangen der Völker und ihrer Herrscher, jede Frage zu vermeiden, die irgendwie den Frieden stören könnte. Die Schwierigkeit, die kürzlich bedrohlich erschien, hat den Frieden gestärkt, anstatt ihn zu brechen. Die Annahme des Grundsatzes wirtschaftlicher Gleichberechtigung in Marokko hat eine der möglichen Ursachen eines Krieges hoffentlich endgültig entfernt, und zu diesem Erfolge kann man der deutschen und französischen Regierung nur gratulieren, da er zeigt, daß sie nicht allein ein tiefes Verständnis für nationale Verantwortlichkeit besitzen, sondern auch jenen Sinn für das richtige Verhältnis, der dem Geschäftsmann eigen ist, in der amtlichen Welt aber so oft vermißt wird. Die Konferenz von Algeciras hat auch dem Recht aller zivilisierten Völker, an dem Rat der Nationen teilzunehmen, Geltung verschafft, und in dieser Hinsicht hat Deutschland zum zweitenmale die Führung übernommen und sich zum allgemeinen Vorkämpfer gemacht sowohl gegen die sich abschließenden Interessen der „offenen Tür“ als auch gegen die „geschlossene Tür“ in wirtschaftlicher und kolonialer Ausbreitung. Sogar das Gefühl der Bitterkeit, das einige Vorfälle kürzlich hervorgerufen haben, hat angefangen zu schwinden.

Kein Volk ist williger, die ihm dargebotene Hand der Freundschaft zu ergreifen, als die Franzosen. Ich als Ausländer kann über jenes großmütige, großsinnige Volk sprechen, wie sie selbst es über sich nicht tun können. Als die englischen Kaufleute und Fabrikanten im Jahre 1900 die Anknüpfung der englisch-französischen Beziehungen selbst in die Hand nahmen, als 800 von ihnen nach Frankreich hinübergingen und zeigten, daß sie Vertrauen hatten zu dem nie versagenden gesunden Menschenverstand der Geschäftsleute, da kam ihnen ganz Frankreich mit einem wahren französischen Elan entgegen und bereitete ihnen eine so freundliche Aufnahme, daß die entente cordiale sofort gesichert war. Ist die Anwesenheit von 40 führenden französischen Fabrikanten in dieser Versammlung nicht auch ein Zeichen dafür? Fühlten sie sich gestern abend oder fühlen sie sich etwa heute als Fremde unter Ihnen? Ich schätze mich glücklich, das deutsche Volk beinahe ebenso gut zu kennen wie mein eigenes und die Franzosen. Ich kenne den freundlichen Sinn des Deutschen, seine Liebe zu guter Kameradschaft und seine Anhänglichkeit an den Frieden, neben seiner Bereitwilligkeit, fürs Vaterland seine Pflicht zu tun. Ich weiß, daß er das Vertrauen, welches ihm durch die Anwesenheit von so vielen französischen Fabrikanten entgegengebracht wird, zu schätzen weiß, daß dies eingeschrieben bleiben wird in den Herzen der bremischen Bevölkerung, und daß dieses Vertrauen in reichem Maße erwidert werden wird durch das deutsche Volk.

Die deutschen Redakteure in London werden ihrerseits jetzt einsehen, daß man nicht zu viel hören darf auf das Gelnurre der Enttäuschung und des Neides. In jeder Nation gibt es eine größere schweigende Masse unter der werktätigen Bevölkerung, die, von ihrer Arbeit ganz in Anspruch genommen, zufrieden ist mit dem Erfolge und keinen Grund zur Klage hat. Die deutschen Journalisten werden es aber empfunden haben, daß diese größere schweigende Masse in England mit Deutschland und den Deutschen auf freundschaftlichem Fuße zu stehen wünscht, daß sie ihnen nicht den blühenden Zustand des Handels mißgönnt, an dem sie selbst teilnimmt, und daß sie es wohl versteht, wenn Deutschland wünscht, an allem sich zu beteiligen, was auf dem Erdball vorgeht. Wir können hoffen, daß binnen kurzem ein Handelsvertrag zwischen Großbritannien und Deutschland unsere kaufmännischen Beziehungen zueinander so gestalten wird, daß wir erkennen werden, wo wir beide stehen. Ich weiß, daß die deutsche Regierung schon vor einigen Jahren zu Verhandlungen bereit gewesen ist. Eine Ungewißheit über das Handelssystem, für welches sich das britische Volk selbst erklären würde, hinderte die letzte Regierung daran, den Gegenstand weiter zu behandeln. Da aber die letzten Wahlen gezeigt haben, daß das englische Volk beabsichtigt, an dem bisherigen Handelssystem noch eine Zeitlang festzuhalten, so ist zu hoffen, daß binnen kurzem die Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen eröffnet werden.

Indem ich vom zukünftigen englisch-deutschen Handelsvertrag spreche, möchte ich das große Werk erwähnen, das der Fürst v. Bülow mit den Handelsverträgen vollbracht hat, und ich bin der Zustimmung aller meiner Landsleute sicher, wenn ich den aufrichtigen Wunsch ausdrücke, daß er bald, völlig genesen, zurückkehren möge, um das Amt wieder zu übernehmen, in dem er so Großes für Handel und Industrie in seinem Vaterlande hat leisten können.

Ich schließe mit der Hoffnung, daß bei dem Zusammenwirken so vieler Freunde in England, Frankreich und Deutschland die guten Beziehungen sich nicht nur befestigen und Frieden und Freundschaft unter den drei Völkern fortbestehen lassen mögen, sondern daß auch ein höheres Ziel für die Wahrung jenes Friedens und der Freundschaft genommen werden möge, die nie sicher sein kann, wenn sie sich nicht auf unsere anderen großen Nachbarn erstreckt, ebenso wie der Bund der Baumwollinteressenten seine Aufgabe erst endgültig und praktisch durchführen konnte, als er die Baumwollinteressen der ganzen Welt umfaßte. Daß die Teilnehmer an dieser Versammlung so oft auf den „Frieden und das gute Einvernehmen unter den Nationen“, das durch diesen Bund nebenbei gefördert wird, hingewiesen haben, ist von glücklicher Vorbedeutung. Es war das Ziel Cobdens, es ist das Ziel Manchesters, möge es nun auch das Ziel dieses Bundes sein, der hervorgegangen ist aus dem Werke eines Mannes von Manchester, und wenn es das Ziel dieses Bundes wird, dann kann jede Regierung dankbar sein. In England sagt man: „Was Manchester wünscht, das muß England.“ Möge diese prophetische Würde auch diesem Bunde in Europa zufallen, möge das gute Beispiel, das die Baumwollspinner und Fabrikanten geben, auch von anderen Industriezweigen befolgt werden, mit demselben bewundernswerten Erfolge. Ich bitte Sie, mit mir Ihr Glas zu leeren auf die Förderung des guten Einvernehmens, das dieser Bund schafft, und auf die Nationen, die ihm angehören.



Politisches und religiöses Volksempfinden in Italien.

(Schluß.)

Nur ein Gebiet gibt es, auf dem der mode[illegible] dem Ideenkreise seines Klerus nicht folgt, da[illegible]. Es mag dahingestellt bleiben, wie da und dort ein einzelner in seinem Herzen 1870 über die römische Frage gedacht hat und über das patrimonium Petri heute denkt; vielleicht hat mehr als einer der Politik, der Vaterlandsliebe ein Opfer am katholischen Gewissen gebracht, wie anderwärts mancher dem katholischen Gewissen ein Opfer des Intellekts. Das aber ist ganz unbestreitbar: so tief der Katholizismus im italienischen Volk sitzt, in seiner Allgemeinheit, in seiner politischen Organisation und in allen seinen politischen Aeußerungen vertrat es seit 1860, vertritt es heute überall und ausnahmslos die italienische Einheit, hat es ebenso entschieden für alle klerikalen Wünsche und Hoffnungen auf Wiederherstellung päpstlicher weltlicher Herrschaft in irgend einer Form nur die unbedingte Verneinung. Das beweist nicht nur das Plebiszit von 1870 im Kirchenstaat selbst, das beweisen auch die Gedenktafeln, die alle großen italienischen Städte in begeisterten Worten eben jener Tat der Römer errichtet haben; und es wird in stärkster Form bewiesen von der Art, wie das moderne Italien seine Jugend erzieht, wie es schon in der Volksschule dem heranwachsenden Geschlecht die Geschichte seines Vaterlandes aufzufassen lehrt.

Darüber unterrichtet ein Büchlein, das die italienische Regierung nach Maßgabe eines Unterrichtsprogramms vom 29. November 1894 für den Geschichtsunterricht an den Volksschulen (Scuole primarie) den an diesen angestellten Lehrkräften als Leitfaden an die Hand gegeben hat. Es führt den Titel: „Fatti principali della storia d'Italia" und ist bestimmt zum Gebrauch der 3. Volksschulklasse (männlich und weiblich). Die Volksschulpflicht in Italien umfaßt das 7. mit 12. Lebensjahr. Es ist sicher bemerkenswert, daß schon der italienische Volksschulunterricht, auf so früher Stufe, vaterländische Geschichte in das Lehrprogramm aufnimmt. Unseres Wissens besteht in Bayern ein analoger offizieller Geschichtsleitfaden erst für die 4. Lateinklasse, d. h. das 14. Lebensjahr, für die Volksschulen gar nicht; was an diesen der Jugend an vaterländischer Geschichte geboten wird, beschränkt sich auf freie, beliebige Erzählungen des Lehrers nach einzelnen Lesestücken. An den erst zehnjährigen Italiener, an den Bambino wendet sich aber dieses offizielle Geschichtsbüchlein, und zwar zunächst in einer Vorrede „Amore di patria", die ihrer ausgezeichneten Fassung halber hier unverkürzt folgen möge.

„Bambini, Ihr wißt schon, daß unter den edelsten Regungen eines jeden Menschen neben der Liebe zur Familie und zu Gott den ersten Platz die Liebe zum Vaterland einnimmt. Und Ihr werdet gewiß Italien lieben, dieses teure Land, in dem Eure Eltern geboren sind, Eure Großeltern, jene Erde, in der so viele von Euch geliebte Personen begraben liegen. In diesem Italien habt auch Ihr zum erstenmal die Augen dem Licht geöffnet, habt die ersten Schritte getan. Hier hat Euer Herz die ersten Eindrücke empfunden, hat sich Eure Seele den ersten Hoffnungen geöffnet. Diese Liebe zum Vaterland, die von selbst in Eurem zarten Herzen keimt, wird zunehmen mit den Jahren und wird mächtig werden, wenn Ihr einmal wißt, wieviele Opfer von unseren Voreltern mit Mut und Standhaftigkeit zu bringen waren, wieviel edles Blut vergossen werden mußte, um Italien frei und mächtig zu machen, indes Fremde die Herren zu spielen (spadroneggiare) gekommen waren, die Uneinigkeiten unter den Bürgern der verschiedenen Landschaften ausnützend. Wenn Ihr die großen Leiden unseres Vaterlands kennen gelernt, wenn Ihr erfahren haben werdet, welche Anstrengungen zur Vereinigung seiner Stämme gemacht worden sind, dann wird in Euch mit der Liebe zur heimatlichen Erde ein stolzes Gefühl erglühen, das niemand tadeln kann; der gerechte Stolz, in einem Lande geboren zu sein, das sich neben dem Glanz seines blauen Himmels, seiner grünenden Fluren, des zauberhaften Meeres, das auf drei Seiten seine Küsten umspült, nun einer Geschichte rühmen kann, glorreich wie keine andere. Es ist eine gar lange Geschichte, reich an merkwürdigen Begebenheiten. Ihr seid noch zu jung, um sie in all ihren Einzelheiten zu verstehen; aber Ihr seid schon gereift genug, um zu erfahren, welches die hauptsächlichsten Ereignisse gewesen sind, die die Italiener zur Unabhängigkeit führten, zur Einheit, zur Freiheit. Und es ist nötig, daß Ihr mit dankbarem Gefühl Euch der Namen jener großen Männer erinnert, die, sei's mit dem Arm, sei's mit ihrem Geist, unsere Wiedererhebung (riscatto) vorbereitet und vollendet haben."

Mutet das nicht an, als sei es für Deutschland geschrieben? Es ist nicht ohne Interesse, hier die Begründung für die Aufnahme des Geschichtsunterrichts in das Lehrprogramm der unteren Schulen einzufügen, welche sich im Programm der Scuole techniche (eine Art Gewerbeschulen) nach Regierungserlassen von 1885, 1888, zuletzt 11. Juni 1891 findet. Zu diesen Schulen tritt man über aus der vierten (vorletzten) Volksschulklasse; sie pflegen mit zwei Wochenstunden in jeder ihrer drei Jahreskurse alte, mittlere und neue Geschichte, haben in ihrer letzten Klasse auch eine Wochenstunde für „Pflichten und Rechte des Staatsbürgers". Diese Begründung lautet:

„Ein Begriff (nozione) von den Schicksalen, denen unser Vaterland in der Vergangenheit unterlag, ist ein wesentlicher Teil der Erziehung und Bildung, mit der jeder Staatsbürger ausgestattet sein muß. Die geschichtlichen Begebenheiten einer Nation stellen ein Erbgut gemeinsamer Erinnerungen dar für alle ihre Bürger, wie Erinnerungen einer Familie. Aus ihnen ziehen die Bürger Bewußtsein ihres sozialen Seins, Empfindungen bürgerlicher Brüderlichkeit, Verständnis der Triebfedern, welche das politische Leben regeln; Anregung, denjenigen ihrer Voreltern nachzueifern, die durch Tüchtigkeit und Tatkraft berühmt sind. Das Studium der Vergangenheit verschafft überdies mannigfache Einsicht zum rechten Verständnis von Vorgängen jeder Art, der Gegenwart, von politischen, volkswirtschaftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen."

Der vorerwähnte Geschichtsleitfaden für die 3. Volksschulklasse aber soll nur hier kurz skizziert werden, und zwar aus dem Gesichtspunkt, wie er innerhalb der allgemeinen Geschichte des Papstes und seiner weltlichen Herrschaft gedenkt. Er beginnt seine Erzählung für den Bambino mit einer Darstellung vom

Zustand Italiens vor 1848.

Kurzer Ueberblick der allgemeinen politischen Verhältnisse, der „stati e statelli, durch Schrecken und Tyrannei regiert, von Fürsten, meist unfähig, feig und grausam."

Als die vier hauptsächlichsten dieser Staatswesen sind aufgezählt: 1. Das lombardisch-venezianische Königreich, Oesterreich gehörig; 2. Sardinien mit Piemont und Genua, regiert von Karl Albert von Savoyen; 3. Der Kirchenstaat, regiert vom Papst, dem Oberhaupt der katholischen Kirche, zu Rom residierend; 4. Das Königreich beider Sizilien, beherrscht von Ferdinand II. von Bourbon."

Toskana ist übergangen. Wenn die doch etwas starke Bezeichnung „unfähig, feig und grausam" nach dem ferneren Inhalt des Büchleins auch nur auf die Bourbonen abzielt, so ist doch sicherlich dem Papst auch nicht die mindeste Ausnahmestellung zugesprochen, ist nicht angedeutet, daß von allen staatlichen Gebilden der Halbinsel der Kirchenstaat das älteste war, an Legitimität (seine Entstehung beiseite gelassen) damals alle anderen weit überragend.

Es folgt eine kurze Erwähnung vereinzelter freiheitlicher und unitarischer Regungen in Neapel und Piemont seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts. „Aber von neuem, um so schwerer, düsterer, lastete auf dem armen Italien die Tyrannei der Fremden."

Neue Anzeichen von Unruhen. Pius IX.

„1846 belebten sich die Hoffnungen der Italiener, als Joh. Maria Mastei Feretti, Bischof von Imola, zum Papst erwählt wurde. Der neue Papst eröffnete seine Regierung mit einer Amnestie für alle wegen politischer Vergehen

Verbannten oder Eingekerkerten . . . Man segnete diesen Papst, der, sehr abstechend von seinem Vorgänger, erkennen ließ, daß er die Freiheit nicht hasse. Der Amnestie folgten andere innere Reformen zur Milderung des sklavenhaften Zustandes, in dem bis dahin die päpstlichen Untertanen gelebt hatten."

Sklavenhafter Zustand — hier ist wirklich der Ausdruck schiavesco gebraucht — klingt hier das servaggio auf jener Tafel im Konservatorenpalast durch?

Folgt Erwähnung der auf das Beispiel Roms hin in Toskana und Piemont von den Regierungen gemachten Zugeständnisse, des gegenteiligen Schreckensregiments Ferdinands von Bourbon; dann der Revolution in Palermo und Neapel, Januar bis Mai 1848 und ihres unglücklichen Ausgangs; endlich der Verleihung einer Konstitution in Toskana, im Königreich Sardinien und im Kirchenstaat, Februar und März 1848.

„Aber von all den Fürsten, welche eine Konstitution bewilligt hatten, konnte und wollte ein einziger sie loyal aufrecht halten: Karl Albert. Leopold II. (Toskana) und Pius IX. nahmen sie gar bald zurück, und mißtrauisch geworden durch das freiere Hervortreten der Hoffnungen der Italiener auf Unabhängigkeit, Einheit, Freiheit, zogen sie die Zügel ihres absoluten Regiments noch fester an."

Erster Unabhängigkeitskrieg.

Schilderung der fünf Mailänder Tage, 18.—23. März, der venezianischen Republik 1848 mit Daniele Manin.

Karl Albert; kurze Darstellung seines Lebenslaufes und seiner Regierung seit 1831. „Io aspetto la mia stella." Wie dieser Stern 1848 erschien. Nach den Mailänder Vorgängen Kriegserklärung an Oesterreich Ende März. Teilnahme neapolitanischer und päpstlicher Truppen auf piemontesischer Seite; päpstlicher Segen für die alliierten italienischen Truppen. Zurückberufung ihrer Truppen durch Ferdinand II. und den Papst, „der doch kurz vorher das Unternehmen gesegnet hatte" noch Karl Alberts Sieg bei Pastrengo, Goito, Custozza Mai bis Juli. Wiedereinnahme Mailands durch Radetzky. Novara, 23. März 1849. Karl Alberts Abdankung. Alles in wenigen schlichten Worten, kindlichem Verständnis entgegenkommend; Beispiele persönlichen Heldenmuts (toskanische Studenten, Viktor Emanuel bei Goito) hervorgehoben.

Die römische Republik 1849.

„In Rom hatte das Volk seine Unzufriedenheit mi dem päpstlichen Regiment bezeigt, seit Pius IX. die für die Unabhängigkeit Italiens kämpfenden Truppen unter General Durando zurückberufen hatte. Diese Unzufriedenheit steigerte sich von Tag zu Tag, bis sie am 24. Oktober 1848 gewaltsam losbrach und den erschreckten Papst zwang, sich nach Gaëta unter den Schutz des Königs von Neapel zu flüchten. Von da wandte er sich an die hauptsächlichsten Mächte Europas, ihre Hilfe zur Wiedererlangung seines Territoriums heischend." Römische Republik; Mazzini; kurzer Lebensabriß desselben bis 1849. Belagerung Roms durch die Franzosen. Erste Erwähnung Garibaldis (hier Condottiere genannt); Roms Fall 1849. „1850 kehrte dann Pius IX. dahin zurück, von französischen Soldaten begleitet, entschlossen, nunmehr als absoluter Herrscher zu regieren" Fall von Venedig, August 1849.

Zweiter Unabhängigkeitskrieg.

Viktor Emanuel II. Sein Festhalten an der piemontesischen Konstitution. Friedensschluß. Camillo Cavour; Lebensabriß, Leistungen für die innere Entwicklung Piemonts. Anteil am Krimkrieg. Cavours Abmachungen mit Napoleon III. zu Plombières 1856.

Viktor Emanuels Pronunziamiento bei der Parlamentseröffnung 1859. Garibaldis Alpenjäger. Oesterreichs Kriegserklärung. Montebello, Palestro, Magenta, Solferino, S. Martino. Garibaldi in den lombardischen Alpen. Friede von Villafranca. Anschluß von Toskana, der Emilia und Romagna an Piemont 1860.

Garibaldi. Hier wird das Büchlein ausführlicher; es gibt ja auch kaum eine italienische Stadt, die nicht ihr Garibaldi-Denkmal hätte. „Bambini, Ihr habt in diesem Buch schon mehrmals den Namen Giuseppe Garibaldi gelesen, und vielleicht habt Ihr schon ein Bild dieses blonden Helden gesehen, der die ganze Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Es ist daher Eure Pflicht, die hauptsächlichsten Züge seines Lebens zu kennen." Folgt eine gedrängte, ziemlich überschwängliche Lebensbeschreibung bis 1860. Dann seine Landung in Sizilien, Einnahme von Palermo und Messina, April, Mai 1860. Zug nach Neapel, September. Vereinigung von Neapel und Sizilien mit Piemont. Einzug Viktor Emanuels in Neapel im November. Franz II. verläßt Italien, Februar 1861.

Zug der italienischen Truppen unter Fanti und Cialdini nach Umbrien und den Marken, „um diese Landschaften von der päpstlichen Herrschaft zu befreien. Auch dorthin war die Sehnsucht nach Freiheit gedrungen, deren Aeußerung aber von päpstlichen Truppen unter Verübung aller möglichen Ausschreitungen rasch und nachdrücklich unterdrückt worden war". Castelfidardo; Plebiszit zugunsten Viktor Emanuels. „In nur 18 Tagen waren Marken und Umbrien vom päpstlichen Regiment befreit"

Das Königreich Italien.

Erstes italienisches Parlament zu Turin, Februar 1861. Proklamation des Königreichs. Tod Cavours, Juni 1861. „Unermeßlich war die Trauer der Italiener, die von diesem großen Mann die baldige Vereinigung auch von Venedig und Rom mit dem Königreich gehofft hatten; in der Tat war Venedig unter österreichischer Herrschaft, Rom in der Gewalt des Papstes verblieben." Konvention von 1864, Abzug der Franzosen aus Rom. Verlegung der Residenz nach Florenz. „Dort wartete Viktor Emanuel vertrauensvoll auf eine günstige Gelegenheit, Venedig den Oesterreichern, Rom dem Papst abzunehmen."

Dritter Unabhängigkeitskrieg.

Die Ereignisse von 1866. Custozza, Lissa; Garibaldi im Trentino. Wiener Frieden. „Nunmehr war Italien, wenn auch noch nicht ganz geeinigt, wenigstens ganz von der Herrschaft Fremder befreit. Es fehlte aber Rom, das im Herzen aller Italiener bestimmt war, die Hauptstadt des neuen Königreichs zu sein."

Garibaldis Landung 1867. „O Roma, o morte." Monterotondo, Mentana. Rückkehr Garibaldis nach Caprera. „Nach diesem verunglückten Versuch schien es, daß die Italiener auf die Hoffnung, Rom als Hauptstadt Italiens zu sehen, verzichten müßten. Die französischen Truppen hatten sich in der ewigen Stadt trotziger und kampfbereiter denn je festgesetzt. Aber unerwartet bot sich die Gelegenheit, sich Roms zu bemächtigen."

Deutsch-französischer Krieg.

Abzug der Franzosen aus Rom. „Viktor Emanuel urteilte, daß nun der Augenblick zum Handeln gekommen sei. Er schrieb an Pius IX. einen Brief, in dem er mit der Ehrfurcht eines Sohnes, dem Freimut eines Königs, dem Herzen eines Italieners den Papst bat, freiwillig auf die weltliche Macht zu verzichten; zu erlauben, daß Rom die Hauptstadt Italiens werde, ohne Waffengewalt, ohne Blutvergießen. Aber der Papst antwortete, daß er nur der Gewalt weichen werde. Und nun drangen die italienischen Truppen in den Kirchenstaat ein; am Morgen des 20. September griffen sie Rom mit Artillerie an. Der Kanonendonner triumphierte über die Halsstarrigkeit Pius IX., und auf der Kuppel des St. Peter erschien die weiße Fahne, das Zeichen der Uebergabe, während die italienischen Bersaglieri, von den Bürgern wie Brüder und Befreier begrüßt, unter dem Ruf: Hoch Italien, hoch Savoyen! durch die bei der Porta Pia geschossene Bresche einbrachen. Am 2. Oktober erklärte Rom einstimmig, sich mit dem Königreich Italien unter dem Szepter des Hauses Savoyen ver-

einigen zu wollen, und am 2. Juli 1871 zog Viktor Emanuel in Rom als nunmehriger Hauptstadt ein, begrüßt und gesegnet als re galantuomo, der Vater des Vaterlandes."

So schließt der Leitfaden. In seinen 53 Druckseiten bietet er gerade durch seine Bestimmung für den Volksschulunterricht ein einwandsfreies Bild, wie die italienische Geschichte seit 1848 nach dem Willen der Regierung verstanden werden soll, und wie sie ohne allen Zweifel auch von dem gesamten italienischen Volk, mit Ausnahme seines Klerus, aufgefaßt wird. An Unbefangenheit der Darstellung könnte er an einzelnen Stellen kaum übertroffen werden; naiver läßt sich die italienische Politik nach 1860 nicht kennzeichnen, als man mit dem Leitfaden Viktor Emanuel in Florenz auf eine Gelegenheit warten läßt, Venedig den Oesterreichern, Rom dem Papste wegzunehmen". Unsere Skizze wird aber zur Genüge gezeigt haben, daß in diesem Leitfaden, dem echtesten Quell für die geschichtliche Bildung des heranwachsenden Italieners, von irgend welcher Pietät für das altehrwürdige — freilich zur Zeit seines Niederganges vollständigst überlebte — dominium Petri keine Rede, daß in ihm für klerikale Velleitäten nach seiner Wiedererweckung schlechterdings kein Raum ist. Die einzige Stelle im ganzen Text, in der der Papst als weltlicher Souverän nicht geradezu in dieselbe Linie mit den „fremden Tyrannen" gestellt ist, ist die nach dem Wiener Frieden wörtlich angeführte; eine auszeichnende Bevorzugung mag auch für Pius IX. darin gefunden werden, daß das Büchlein dem Bambino gleich zu Beginn sein Bild zeigt; im übrigen bringt es Bilder von Luciano Manara, Manin, Karl Albert, Mazzini, Viktor Emanuel, Cavour und Garibaldi. Im ganzen aber wird man es doch bemerkenswert finden dürfen, daß dieser italienische Leitfaden, wenn schon für Kinder geschrieben, unter den vielen noch über ihrem geistigen Horizont Stehenden nicht ein Wort findet für die historische und kulturelle Bedeutung des Kirchenstaats, der in früheren Zeiten entschiedener national-italienisch gewesen ist als manch anderes politische Gebilde auf italienischem Boden; nicht eine Wendung des Bedauerns darüber, daß die Forderungen einer neuen Zeit und eines zum glühenden Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit gelangten großen Volkes eben stärker sein mußten als noch so gut begründete, aber gänzlich überständige Legitimität, und austilgend weggehen über die Schöpfung einer tausendjährigen Geschichte.

Es ist nun freilich zu sagen, daß nicht alle jungen Italiener mit dem vaterländischen Geist dieses Leitfadens durchtränkt werden. Und das aus zwei Gründen. Gesetzlich besteht in Italien wie anderwärts der Zwang zum Besuch der Volksschule. Aber dieses Gesetz wie so manches andere und wie manche Polizeiverordnung — es läßt sich umgehen. Eine Handhabe bietet es selbst dazu: die Schulordnung verlangt vom Schüler angemessene Bekleidung, die Tausende z. B. der Neapolitaner Straßenjugend, die nur Fragmente von Hemd, Hose oder Röckchen ihr eigen nennen, sind mithin legal vom Schulbesuch entbunden, die Behörde kümmert sich nicht darum; sehr zur Befriedigung der Eltern, die ebenso in den unteren Volksschulklassen Calabriens und Siziliens Lesen und Schreiben, zumal bei den Mädchen, für eine durchaus überflüssige Sache halten, obwohl der Volksschulunterricht unentgeltlich erteilt wird. Sie finden auch, falls nötig, andere Wege genug, ihre Meinung vom Wert des Schulbesuchs gegen die Meinung der Regierung durchzusetzen; die Kinder gehen eben einfach nicht in die Schule, und die Zahl der Analphabeten in diesen Bevölkerungsschichten ist eine betrübend große. Das wächst dann auf, allerdings nur mit der geistigen Kultur des Straßenheiligen; aber auch das wächst — soweit es überhaupt denkt — schließlich doch in die allgemeine politische Denkungsart des modernen Italieners hinein. Und zum anderen: unverfälscht bekommt auch die schulbesuchende Mehrheit der jungen italienischen Staatsbürger den Leitfaden nicht immer zu Gehör. Soweit der Klerus Mitarbeit am Volksschulunterricht hat oder direkten wie indirekten Einfluß auf ihn sich zu verschaffen weiß, „korrigiert" er das Büchlein im klerikalen Sinne eingestandenermaßen und ausgiebig. Für ihn ist die italienische Regierung und alles, was von ihr kommt, insonderheit dieser Leitfaden, kurzweg „freimaurerisch", ohne nähere Begriffsbestimmung, was das eigentlich heißen soll. Für den italienischen Klerus in seiner großen Mehrheit ist das moderne Königreich eine politische Monstrosität, eine Usurpation; die Einverleibung Roms ein nimmer verjährender Raub. Er konstruiert sich dabei einen Unterschied zwischen der freimaurerischen Regierung und dem besser gesinnten Volk; die erstere allein macht er verantwortlich für das Geschehene und Bestehende. Allein nichts steht so fest, als daß er sich hierin einer gewaltigen Täuschung hingibt. Die italienische Regierung wurzelt so fest im Volk wie irgend eine andere; sie ist Fleisch von des Volkes Fleisch, und in der hier in Rede stehenden Frage päpstlicher weltlicher Herrschergewalt gibt es in Auffassung der Geschichte und der Gegenwart keinen Unterschied zwischen dem regierten und dem regierenden Italien. Müßte in einem konstitutionellen Staat der angeführte Leitfaden nicht vollkommen unmöglich sein, wenn er statt ein Erzeugnis des allgemeinen Volksempfindens nur ein Produkt des grünen Tisches wäre, wenn einem Regierungsakt die Denkungsweise der Eltern widerspräche, deren Kinder an ihm ihre grundlegende vaterländische Erziehung erhalten sollen? Nein, so ehrlich und tiefinnerlich katholisch Italien ist, in diesem Lande wenigstens ist das mit ultramontan nicht gleichbedeutend!

H. v. M.

Bücher und Zeitschriften.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. Unter Mitwirkung von P. Herre, B. Hilliger, H. B. Meyer, R. Schobe herausgegeben von Erich Brandenburg. 7. Aufl. (2. Halbband S. 337—1020.) Lex. 8°, Leipzig 1906. Dieterich.

Die Fertigstellung des vorliegenden zweiten Halbbandes der Dahlmann-Waitzschen Quellenkunde, über deren ersten Halbband wir in der Beilage vom 20. Mai 1905 (Nr. 117) berichteten, hat länger auf sich warten lassen, als den Benutzern und wohl auch den Bearbeitern selbst lieb sein mochte. Letztere trifft jedoch, um es gleich zu sagen, keinerlei Schuld an der Verzögerung. Bei dem großen Umfang des Buches und den zahlreichen und erheblichen Schwierigkeiten, mit denen die Drucklegung eines derartigen Werkes nun einmal verbunden ist, darf man sich in der Tat nicht wundern, wenn die ersten Bogen im April 1904, die letzten erst genau zwei Jahre später gedruckt wurden. Dieser Umstand hat freilich das Unangenehme zur Folge, daß für die ersten Partien die Literatur nur bis Anfang 1904, für die späteren aber bis Ende 1905 aufgenommen werden konnte. Doch soll diesem Mangel durch ein Anfang 1907 auszugebendes Supplementheft abgeholfen werden, das neben den erforderlichen Berichtigungen und Nachträgen die Literatur bis zum Schluß des Jahres 1906 fortführen wird. Es ist begreiflich, daß nach einer so viel Entsagung fordernden und dazu verantwortungsvollen Arbeit die Bearbeiter „weniger mit einem Gefühl der Freude als mit einem Gefühl der Erleichterung" die Feder aus der Hand legen. Doch mögen sie sich mit dem Worte Lessings trösten, daß keine Mühe vergebens ist, die einem anderen Mühe ersparen kann. In der Tat sind ihnen die Benutzer des Werkes zu lebhaftem Danke verpflichtet, und es wäre unverständig, wollte man die mühevolle Arbeit deshalb tadeln, weil etwa einige Irrtümer und Versehen mit untergelaufen oder gewisse Werke nicht an der richtigen Stelle oder gar nicht verzeichnet sind. Mit Recht macht der Herausgeber unter Hinweis auf die außerordentlichen Schwierigkeiten einer solchen Arbeit geltend, daß absolute Vollständigkeit weder erreicht werden konnte, noch auch überhaupt erstrebt wurde.

Nur noch einige Worte über die ganze Einrichtung des Werkes, das, wie der Herausgeber dankbar anerkennt, ohne die Jahresberichte der Geschichtswissenschaft und Maßlows Bibliographie überhaupt nicht hätte zustande gebracht werden können. Wesentliche Veränderungen sind im ganzen nicht eingetreten, nur ist der Uebersichtlichkeit wegen für Mittelalter und Neuzeit die auf Rechts-, Wirtschafts- und Geistesgeschichte bezügliche Literatur ausgeschieden und getrennt zusammengestellt; demselben Zwecke dienen die am Rande angeführten Untertitel und ein ausführliches Inhaltsverzeichnis. Den Beschluß macht ein reichhaltiges Register (S. 849—1020), das mit Sorgfalt und unter persönlicher Mitwirkung des Verlegers hergestellt wurde. Kleinere Versehen kommen auch hier mitunter vor, ohne jedoch

besonderen Schaden anzurichten. Referent regt sich daher auch nicht darüber auf, wenn er z. B. S. 964 mit dem alten Johannes Pistorius, dem Herausgeber der Scriptores rerum Germanicarum und des Corpus Poloniae historiae ohne weiteres zusammengebracht wird, obwohl weder Lebenszeit noch Vor- und Zunamen stimmen. — Mit der Beseitigung der Sterne, durch die in früheren Auflagen besonders wichtige Werke ausgezeichnet wurden, ist Referent vollkommen einverstanden; dagegen kann er mit Rücksicht auf die zahlreichen Dilettanten, die die Quellenkunde zu Rate zu ziehen pflegen, nicht als zweckmäßig anerkennen, daß die Hinweise auf die Allgemeine deutsche Biographie und die biographischen Artikel der Realenzyklopädie für protestantische Theologie nunmehr fortgefallen sind; sie würden den Umfang des Werkes überdies kaum wesentlich verstärkt haben

J. P.

Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt. Herausgegeben von J. Weiß, Bd. 1. Göttingen 1906. Vandenhoeck u. Ruprecht.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von Fr. M. Schiele. Halle a. S. 1905/06 Gebauer-Schwetschke.

Man kann wohl sagen, daß diese beiden Unternehmungen, die der Leser wohl schon aus zahlreichen anderweitigen Besprechungen kennen wird, eine gerade für unsere heutige Zeitlage hochbedeutende Kulturmission erfüllen. Schon die Zahlen sprechen: das erste Werk hat bereits 6000 Subskribenten, und von dem zweiten sind über 178,000 Hefte verkauft. Von den Schriften des Neuen Testaments liegt jetzt der erste Band, enthaltend die drei ersten Evangelien und die Apostelgeschichte, abgeschlossen vor. Jetzt erst hat man einen Eindruck davon, was für eine Unsumme gelehrten Materials hier für das allgemeine Verständnis verarbeitet worden ist. In Zukunft wird niemand mehr, der in diesem Werk studiert hat, aus Mißverständnis und Unkenntnis urteilen. Damit ist aber eines der Grundübel moderner Religionslosigkeit an seiner Wurzel gefaßt. Unzähligen ferner, welche unglücklich im Dunkel biblischer Vorstellungs- und Erzählungsweise tappen, wird es wie Offenbarungen vorkommen, wenn sie unter dem scharfen Messer der Kritik all die äußeren Schalen der Darstellung bis auf den einzelnen, fremdartigen Ausdruck fallen und den ewigen Kern christlicher Wahrheit sich lösen sehen. Aber zwei Bedenken werden sich vielleicht einstellen. Wird dem Laien nicht viel von seiner naiven Frömmigkeit genommen, wenn so viele Partien und Stellen für unecht erklärt werden? Man muß erst einen festen Punkt gefunden haben, um nicht erschüttert werden zu können. Das ist das Verwachsensein mit der inneren Größe Jesu, wie sie in ihren Grundzügen doch annähernd festgestellt ist. Dann hängt man nicht mehr an der Echtheit oder Unechtheit einzelner Worte. Und hat ein Wort seinen Wert für mich verloren, wenn es als unhistorisch ausgegeben wird? Wenn es meinem Empfinden entspricht, keineswegs. Dies sei gesagt, weil die Kritik zum Teil eine radikale ist, unseres Erachtens oft ohne zwingende Gründe. Es müßte noch viel mehr offen gelassen werden. Im übrigen kann und soll der Laie selbst mitdenken und mitentscheiden. Sobald er einmal die Gesichtspunkte für die Methodik durchschaut hat, wird er bis zu einem gewissen Grade fähig sein, wahrscheinliche Gründe von unwahrscheinlichen, zwingende von möglichen zu unterscheiden. Das kommt der Religion zustatten, sie wird selbsttätig, lebendig. — Ein zweites Bedenken sei noch erwähnt. Man hat in gegnerischen Kreisen beliebt, aus der Art der Kritik Kapital zu schlagen für die Skepsis gegenüber der biblischen Geschichte, für die These, daß das moderne Jesusbild nichts sei als Willkür und subjektive Religiosität des betreffenden Forschers. Man studiere auch unter diesem Gesichtspunkte dieses Werk. Mag natürlich infolge der Unsicherheit der Quellen vieles problematisch bleiben, die Mittel, mit denen gewisse Grundzüge und Hauptstücke herausgearbeitet werden, lassen jenes Bedenken als tendenziös erscheinen.

Populärer scheinen bereits die Religionsgeschichtlichen Volksbücher geworden zu sein, man kann sie in den verschiedensten Bibliotheken und in den Händen der verschiedensten Stände antreffen. Sie bedürfen keiner Empfehlung mehr ihre Bedeutung ist in unbefangenen Kreisen unumstritten, sie sind die Pioniere eines erneuten religiösen und christlichen Interesses. Seit der „Religion des Neuen Testaments" ist eine große Anzahl weiterer Hefte erschienen. Leider ist es hier nicht möglich, näher auf die einzelnen einzugehen. Sie sind, was die Art der Bearbeitung und Darstellung betrifft, natürlich verschiedenwertig, aber durch den Inhalt alle gleich belehrend und aufklärend. Ueber das Alte Testament ist eine Serie von 17 Heften in Aussicht genommen, was für das Verständnis und Interesse an diesem dem heutigen Menschen immerhin nicht mehr so nahe stehenden Buche nur freudig begrüßt werden kann. Drei Hefte sind schon erschienen. „Hebräische Volkskunde", ein sehr anmutiges Bild des Volkslebens als Anschauungshintergrund für die Religion; „Das prophetische Schrifttum", eine teilweise etwas trockene Einführung in die Entstehung der prophetischen Schriften; „Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren", das Hiobsproblem. — Die Sammlung zum Neuen Testament ist noch vermehrt worden durch zwei ganz vorzügliche Hefte über die Johannesschriften, deren bekannte Schwierigkeiten, aber auch Großartigkeit und Tiefsinn die außerordentlich gründliche Ausführlichkeit ihrer Behandlung rechtfertigt. — Für die Religionsgeschichte haben wir jetzt außer der hier schon besprochenen Monographie über den Buddhismus auch eine anschauliche und deshalb gut gelungene Darstellung der verschiedenen Religionen der Erde, ebenso einen Religionsvergleich „Welches ist die beste Religion", der zwar einen durchsichtig einheitlichen Aufbau vermissen läßt, aber von reichem Gehalt und wohltuender Wärme ist. „Die Schöpfung in Dichtung und Wissenschaft" schildert religionsgeschichtliche Schöpfungsmythen, wogegen die wissenschaftlichen Theorien kürzer behandelt sind; aber die Hauptpunkte sind herausgehoben, nicht genügend freilich das wichtige und schwierige Problem der Naturkausalität in ihrem Verhältnis zur Vorsehung. Die naturwissenschaftliche Seite ergänzt übrigens aus der Serie der Weltanschauungsfragen, so weit es in Kürze geschehen kann, „Naturforschung und Glaube", das besonders befreiend auf die naturwissenschaftlichen Geister wirken muß. An Gewandtheit und Temperament der Darstellung das Beste ist vielleicht „Die Wunder im Neuen Testament"; frei gedacht, aber nicht verächtlich, sondern historisch pietätvoll verstehend, für das äußere Wunder das innere schenkend. — Zum Schluß sei noch der Wunsch ausgesprochen, daß recht bald auch philosophische Bearbeitungen der religiösen Vorstellungen folgen möchten. Das ist für das Bedürfnis unserer Zeit mit das Wichtigste.

O.

Allgemeine Rundschau.

Archäologische Befunde vom Donnersberg.

m. Neustadt a. H. Die in der „Beilage" 1905, Nr. 157, Seite 71, erwähnten Untersuchungen wurden im April 1906 fortgesetzt. Die erwähnte von Steinbach nach Rockenhausen ziehende „Alte Rockenhausener Landstraße" geht oberhalb Falkenstein als breiter Grenzweg nach Norden weiter. Jenseits der sogenannten „Schneid", des höchsten Punktes, zieht von links, das heißt von Westen her, bis zur Römerstraße ein alter Steinwall mit vorgelagertem Graben. Die Umwohner nennen ihn „Römergraben". Er dürfte jedoch mit diesen „Heiden" nichts zu tun haben, sondern bezeichnet nur die alte Grenze zwischen Kurpfalz (Oberamt Kaiserslautern) und der Grafschaft Falkenstein (vergl. Köllner: Geschichte der Herrschaft Kirchheim-Boland und Stauf. Karte; Rau u. Ritter: Historische Karte der Rheinpfalz). Weiter zieht dieser Höhenweg über Forsthaus Wittgemark zwischen Alsenz und Appelbach nach Norden weiter. Er berührt den Hoferhof und heißt in der Gemarkung von Fürfeld (Rheinhessen) die „alte Straße" (vergl. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 20. Jahrgang, S. 221, und Karte Nr. XVII). Bei Kreuznach und dem dortigen Kastell mündete dieser Heerweg in die Nahestraße ein. Bei der Gemeine „Wittgemark" entsendet dieser uralte Heerweg, der in den Befreiungskriegen noch die Kolonnen der Verbündeten sah, einen Seitenast nach Rockenhausen. Von dort zog dieser über den Lichtenberg zur Lettweiler Höhe und zum Glan. — Auf dem Boden des römischen Verbindungsweges Worms-Marnheim-Steinbach-Hochfels-Schneid-(Rockenhausen)-Kreuznach entstand im Mittelalter die Landstraße zwischen Worms und Rockenhausen, nachdem letzterer Ort von Ludwig IV. im Jahre 1332 die Freiheiten und Rechte der Stadt Frankfurt erhalten hatte (vergl. M. Frey: Beschreibung des kgl. bayer. Rheinkreises, 3. Teil, S. 369). Aus dieser Zeit entstammt der nahe der „Schneid" stehende Grenzstein, dessen Inschrift in gotischen Minuskeln abgefaßt ist. Auf der Südseite steht: *f* (= F) **grenzstein.** Auf der Nordseite: **rock : e husen.** Das F wird wohl Falkenstein bedeuten. Das Uebrige ist klar. — Damit und mit den früher („Beilage" a. O.) beigebrachten Gründen (alte Grenzsteine der Territorien stehen stets an alten Straßenzügen) ist die einzige sichere Römerstraße am Donnersberg nachgewiesen, die den Südhang des Mons Jovis durchzog. Wahrscheinlich hatte diese von Steinbach an eine Fortsetzung in südlicher Richtung zur Hochstraße: Kaiserslautern-Schorlenberg-Göllheim-Worms (darüber später). — Daß der Mons Jovis in der Spät-Römerzeit eine innere Erdverschanzung mit einem Wartturm (?) barg, ist vom Verfasser nachgewiesen. Zahlreiche Kleinfunde bestätigen diese erstere Tatsache (vergl. Bonner Jahrbücher, Heft 94, S. 55—58, Groß: Wegweiser auf den Donnersberg, S. 47, Anmerk. 31 und 46—49). In dieser Beziehung weist Schumacher (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 23. Jahrgang, S. 29 des Separatabdruckes

Das römische Straßennetz und Besiedelungswesen in Rheinhessen mit Recht auf die anzunehmenden römischen Verbindungswege nach dem Donnersberg hin: 1. nach Norden: Bastenhaus und Bolanden; 2. nach Südosten: Steinbach. Ebenso wichtig wie die letztere Verbindung ist die nach Jakobsweiler (früher Joxweiler, vielleicht entstanden aus Jassi-villa, kaum aus Jovis-villa, wie Groß a. O. S. 48, Anmerk. 31, meint), das ein Hauptfundort vorrömischer (Regenbogenschüsselchen) und römischer Altertümer ist. Dort, wo dieser nach Süden und Südosten ziehende Höhenweg an der Südostecke des Ringwalles anlangt, heißt er „Brückerweg", wahrscheinlich von einer alten, über den Graben führenden Holzbrücke. Hier, zirka 200 Meter südlich des Ludwigsturmes, fand sich vor kurzer Zeit ein in den Besitz des Verfassers gelangtes römisches Tintinnabulum in etwa 40 Zentimeter Tiefe hart an genanntem Wege vor. Es hat die Gestalt einer achtseitigen Pyramide mit länglich-ovalem Anhänger. Das Metall ist Bronze mit Spuren von Versilberung. Höhe = 5.5 Zentimeter, Durchmesser = 4.5 Zentimeter. Spuren eines Eisenringes und Klöpfels fehlen, im Gegensatz zum Königsberger Stück (Beilage 1905, Nr. 124, S. 383). Dieses Donnersberger Bronzestück ist also wohl mit Lindenschmit (vgl. Westdeutsche Zeitschrift für Gesch. und Kunst, XXII. Jahrgang, S. 367) als Schmuckgegenstand eines Saumrosses bezw. als Kappe mit darin — durch Pech — befestigten Quasten aufzufassen. Das Saumroß gelangte wohl auf dem Kutschweg am „Gehauen Stein" und Langfels vorüber zur Höhe des schützenden Berges.

•

Eine römische Stadt in England.

C. K. Aus London wird berichtet: Eine Ausstellung der Ergebnisse der letzten Ausgrabungen in Silchester, die im Burlington House veranstaltet wurde, gewährte einen interessanten Einblick in das Leben einer bürgerlichen Niederlassung der Römer in Britannien. Die Bevölkerung war fast ausschließlich bürgerlich, und es finden sich nur geringe Spuren einer militärischen Niederlassung. Es ist überdies das ausgedehnteste Stadtgebiet römischen Ursprungs, das in England aufgedeckt worden ist. Es kann eine Bevölkerung von 9000 Seelen gehabt haben. In den letzten zwei Jahren sind u. a. ein merkwürdiger Flügelaltar und einige sehr interessante Glasgefäße gefunden worden. Vor allem aber ist der Plan der Stadt so weit rekonstruiert worden, daß er nur wenige Lücken aufweist. Es sind 30 vollständige „insulae" — darunter zwei doppeltgroße — und Teile von vier anderen ausgegraben worden. Schon früher wurden hier einige Gebäude entdeckt; aber die neueren Untersuchungen haben über 60 vollständige Häuser und Teile von wenigstens 12 anderen, ein privates Bad, zwei quadratische Tempel, die Ueberreste des Westtores, eine christliche Kirche (wahrscheinlich aus dem 4. Jahrhundert) und eine Reihe von Gebäuden im Nordwesten der Stadt bloßgelegt. Eine ganze Anzahl Läden und Ueberbleibsel einer ausgedehnten Färberei deuten auf die entwickelte Handelstätigkeit der Stadt hin, und von einer großen Industrie zum Feinen des Silbers legen Schlacken und Abfälle Zeugnis ab. Ebenso sind über die Basilika, das Forum, das Nord- und Südtor neue Tatsachen bekannt geworden, und in der Nähe der südlichen Mauer hat man eine Reihe von Abflußgräben und ein kleines Wassertor in der Stadtmauer gefunden, sowie ein anderes kleines Tor und die vollständigen Anlagen der Hauptbäder, wie man annimmt. Das große Hotel im Südosten der Stadt und das Amphitheater außerhalb der Mauer können vielleicht als Beweise dafür gelten, daß die Landleute zahlreich als Käufer in die Stadt kamen. Das Vorhandensein einer christlichen Kirche im Herzen der Stadt deutet auf die Zeit nach der Bekehrung Konstantins oder wenigstens nach der Verfolgung unter Diokletian hin.

✱

Kleinere Mitteilungen.

1. Das Radium als Heilmittel. Wie in manch anderen Wissenschaftszweigen sind auch in der Medizin auf die Verwendung des Radiums zum Teil recht übertriebene Hoffnungen gesetzt worden. Mit der Erkenntnis der Grenzen seiner therapeutischen Verwendbarkeit scheint nunmehr auch in dieser Hinsicht ein heilsamer Rückschlag einzutreten. Man hat sich allmählich davon überzeugt, daß das Radium in der Therapie der Hautkrankheiten mehr Schaden als Nutzen zu stiften vermag. Anstatt, zum Beispiel bei Krebserkrankungen, heilend oder auch nur lindernd zu wirken, hat die Radiumtherapie nachgewiesenermaßen bei ganz einfachen Wunden umgekehrt Krebs hervorgerufen. Bei Tuberkulose ist die Wirkung der Radiumstrahlen nicht stärker, als jene des gewöhnlichen Sonnenlichtes, wohl aber um vieles gefährlicher. Diese Umstände raten, wie Dr. Hericourt in der Revue de Paris betont, dringend dazu, von der Verwendung des Radiums zu Heilzwecken in Zukunft vollständig abzusehen.

-y. Verbindung gewöhnlicher Telegraphie mit drahtloser Telegraphie. Einem diese Frage betreffenden Vorschlage von Joseph Rodet liegt, wie in der Elektrotechnischen Zeitschrift zu lesen ist, die Erwägung zugrunde, daß die zu einer Funkenstation gehörigen Apparate zum Geben und zum Empfangen der Morsezeichen nicht unbedingt bei der Funkenstation selbst, sondern auch in größerer Entfernung davon aufgestellt werden können, sofern sie nur durch eine Drahtleitung mit der Funkenstation verbunden sind und bei dieser eine Vorrichtung vorhanden ist, die bewirkt, daß die Funkenstation nach beendetem Geben selbsttätig in die Empfangsstellung übergeht. Um die letztere Bedingung zu erfüllen, hat Rodet einen selbsttätigen Umschalter gebaut. In der Voraussetzung, daß mit der vorgeschlagenen Anordnung der Apparate und besonders mit dem Umschalter sich ein sicherer Betrieb ermöglichen läßt, könnten zum Beispiel Küstenstationen für drahtlose Telegraphie von einer im Innern des Landes gelegenen Zentralstation aus bedient werden. Auch im Kriegsfalle würde die Nutzbarmachung vorhandener Telegraphenleitungen für die drahtlose Telegraphie oft von Wert sein.

r. Ein neues Mittel zur Aufbewahrung von Obst ist von Truille in einem Vortrag vor der Französischen Landwirtschafts-Gesellschaft empfohlen worden. Die Schwierigkeit, Früchte zu erhalten, beruht auf der Schnelligkeit, mit der ihr Fleisch infolge der Wirkung von allerhand Lebewesen, namentlich von Pilzen und Bakterien, verdirbt, die auf ihrer Oberfläche leben. Aus dieser Tatsache haben einige Gelehrte schon früher die Folgerung gezogen, daß Obst in ausgezeichneter Verfassung beträchtliche Zeit konserviert werden könnte, wenn es gelänge, diese Kleinwesen zu zerstören. Die besten Ergebnisse sind dadurch erzielt worden, daß man die Früchte in kaltes Wasser eintauchte, das 3 Prozent der käuflichen Formol-Lösung enthielt. Wenn es sich um Früchte mit weichem Fleisch handelt, wie Kirschen, Erdbeeren und Trauben, so dürfen sie nur 10 Minuten in der Lösung bleiben. Dann werden sie für weitere 5 Minuten in kaltes Wasser gebracht und schließlich auf einer Drahtgaze oder an einem anderen geeigneten Platz ausgebreitet. Besitzt die Frucht eine Haut, die nicht mitgegessen wird, so braucht sie nur mit der Formol-Lösung behandelt zu werden. Experimente haben gezeigt, daß die Früchte bei diesem Verfahren durchaus gesund bleiben und noch vollkommen genießbar sind, wenn eine andere Probe, die zum Vergleich daneben gehalten wurde, schon längst schimmelig geworden war. Im allgemeinen tritt eine Zersetzung bei Kirschen schon nach sieben Tagen, bei Erdbeeren und Trauben nach vier Tagen und bei Birnen nach zehn Tagen ein.

* Die Studentenzahl an den amerikanischen Universitäten hat, nach einem von dem Registrator der Columbia-Universität, Professor Dr. Tombo, verfaßten Bericht, den die Deutsche Literaturzeitung auszieht, im Studienjahr 1905 nicht sehr zugenommen. Vermindert hat sich sogar die Studentenzahl in Columbia von 4833 auf 4755, Harvard von 5392 auf 5283, Johns Hopkins von 740 auf 688, Northwestern von 2856 auf 2791, und Princeton von 1385 auf 1361. Die Ursache dieses Rückganges ist nach Tombo größtenteils in der Erhöhung der Anforderungen bei der Aufnahme zu suchen. Dagegen hat sich die Zahl gehoben in Pennsylvania von 3027 auf 3430, Syracuse von 2452 auf 2776, Yale von 3008 auf 3477, Chicago von 4035 auf 4557, Illinois von 3369 auf 3635, Michigan von 4000 auf 4521 und Ohio State von 1758 auf 2057. Der Besucherzahl nach folgen die 21 bedeutendsten amerikanischen Universitäten so aufeinander: Harvard (5283), Columbia (4755), Chicago (4557), Michigan (4521), Minnesota (3940), Cornell (3871), Illinois (3635), California (3631), Yale (3477), Pennsylvania (3430), Wisconsin (3083), Northwestern (2791), Syracuse (2776), Nebrasca (2635), Ohio State (2057), Wisconsin (1887), Leland-Stanford (1606), Indiana (1377), Princeton (1361), Virginias (696) und Johns Hopkins (688). Die medizinische Fakultät hat an fast allen Universitäten eine Abnahme zu verzeichnen, die wahrscheinlich mit der Ueberfüllung im ärztlichen Beruf zusammenhängt. Die sogenannten „scientific schools" dagegen, auf denen Ingenieure, Chemiker u. s. w. ausgebildet werden, haben in den letzten Jahren eine sehr starke Zunahme erfahren. In vier dieser Anstalten übertreffen die Frauen an Zahl die Männer, nämlich in der California (943 Frauen und nur 532 Männer), in der Chicago (893 und 750), Nebrasca (690 und 260) und Northwestern University (963 und 368).

* Die diesjährige (sechste) ärztliche Studienreise beginnt am 2. September in Heidelberg, geht durch die Hauptkurorte des Schwarzwalds und endet am 15. September in Stuttgart.

… 22. Juni der Direktor des Statistischen Amts der Stadt Berlin, Prof. Dr. Hirschberg, im Alter von 47 Jahren gestorben. Er hatte sich besonders durch ein Werk über die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin und durch andere lohn- und haushaltstatistische Arbeiten in den Fachkreisen bekannt gemacht.

*

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Der Zinsertrag aus der im Jahre 1886 gegründeten Jubiläumsstiftung, der an Dozenten der hiesigen Universität zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten verliehen wird, wurde, wie die Frankfurter Zeitung meldet, dem Professor der Physik, Dr. Fr. Pockels, und dem Professor der Chemie, Dr. A. Klages, diesem zur Fortführung seiner Untersuchungen über optisch-aktive Benzoie, zuerkannt.

Gießen. Der außerordentliche Professor der semitischen Philologie an der hiesigen Universität Dr. J. Schwally hat einen Ruf an die mohammedanische Universität Aligarh in Ostindien erhalten.

* **Berlin.** Die Technische Hochschule in Charlottenburg hat auch in diesem Sommer einen Rückgang in dem Besuch erfahren: Die Zahl der Studierenden beträgt 2393, gegen 2615 im Vorjahre. Auf die einzelnen Abteilungen entfallen: Architektur 413, Bauingenieurwesen 564, Maschineningenieurwesen 900, Schiff- und Schiffsmaschinenbau 280, Chemie und Hüttenkunde 235, allgemeine Wissenschaften 1. Neu immatrikuliert wurden 227. Unter den 2393 Studierenden haben 1046 Reifezeugnisse von Gymnasien, 580 von Realgymnasien, 295 von Oberrealschulen, 357 von außerdeutschen Schulen; Primareife und gleichartige Zeugnisse besitzen 114, durch Verfügung des Ministers ist 1 zugelassen. Zu den Studierenden kommen noch 674 Hospitanten und Gastzuhörer (20 Damen) so daß die Vorlesungen von 3067 Hörern besucht werden. Nach den Heimatsverhältnissen stammen 1689 Studierende und 172 Hospitanten aus Preußen, 347 Studierende und 40 Hospitanten aus den anderen Bundesstaaten, 340 Studierende (104 Oesterreicher und Ungarn, 98 Russen) aus dem europäischen Ausland, 12 Studierende aus Amerika und 5 aus Asien.

* **Freiberg i. S.** Der ordentliche Professor für höhere Mathematik und darstellende Geometrie, Oberbergrat Professor Dr. phil. E. Papperitz ist zum Rektor der hiesigen Bergakademie für die Zeit vom 1. August 1906 bis dahin 1907 wiedergewählt und bestätigt worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Neubauer: Lehrbuch der Geschichte. (Bilderanhang unter Berücksichtigung der Kultur- und Kunstgeschichte für die Belehrung in Schule und Haus, herausgeg. von Dr. B. Seyfert.) Halle a. S. 1906. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 160 S.

Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Herausgeg. von dem Kgl. Statistischen Landesamt. Jahrg. 1905. 2. Heft. Stuttgart 1906. Kommissionsverlag von W. Kohlhammer. 192 S.

Die Insel Rügen. Praktischer Führer nach und auf der Insel. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Karl Albrecht. (Griebens Reiseführer. Bd. 65.) Berlin 1906—1907. 108 S.

Dresden und Sächsische Schweiz mit dem angrenzenden Böhmischen Mittelgebirge. Neu bearbeitet von B. Schlegel. (Griebens Reiseführer. Bd. 4.) Ebenda 1906/07. 239 Seiten.

A. Seidel: Praktische Grammatik der Suaheli-Sprache auch für den Selbstunterricht. Wien, Leipzig. A. Hartlebens Verlag. 184 S.

Paul Oskar Höcker: Dodi. (Roman.) Berlin 1906. Gebrüder Paetel. 387 S.

Prof. Theod. Petermann, Dr. jur. h. c.: Der deutsche Buchhandel und seine Abnehmer. (Neue Zeit- und Streitfragen. 3. Jahrg. 6. u. 7. Heft. Herausgeg. v. d. Gehe-Stiftung zu Dresden.) Dresden 1906. v. Zahn u. Jaensch. 64 S.

Karl Boetticher: Karl Friedrich Schinkel und sein baukünstlerisches Vermächtnis. (Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages neu herausgeg. von seiner Witwe Klarissa Boetticher.) 106 S. — Derselbe: Zur Kenntnis antiker Gottesverehrung. (Eine Gabe zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages.) (Deutsche Bücherei Bd. 61 u. 62.) Berlin. H. Neelmeyer. 96 S.

Dr. med. Aug. Steinhoff: Die Darmkrankheiten unter besonderer Berücksichtigung der Blinddarmentzündung, deren Entstehung, Verhütung, Behandlung und Heilung. Berlin. Deutscher Verlag (Ges. m. b. H.). 84 S.

Max Nilthaler: Ueber Objektivität im allgemeinen, Objektivität in der Geschichtsforschung und im Geschichtsunterricht. (Pädagogische Zeitfragen. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Erziehung. Herausgeg. von Frz. Weigl. Bd. II, Heft 9.) München 1906. J. J. Lentnersche Buchhandlung. 27 S.

Dr. St. Parzkowski: Die Hämorrhoiden und ihre Heilung durch ein erprobtes Blutreinigungsverfahren. (Demmes Haus- und Volksbibliothek hygienischer Schriften Nr. 11.) Leipzig 1906. 30 S.

Paul Natorp: Jemand und ich. Ein Gespräch über Monismus, Ethik und Christentum, den Metaphysikern des Bremer „Roland“ gewidmet. Stuttgart 1906. Fr. Frommanns Verlag. 51 S.

Leo N. Tolstois Biographie und Memoiren. Autobiographische Memoiren, Briefe und biographisches Material, herausgeg. von Paul Birnkof und durchgesehen von Leo Tolstoi. 1. Bd.: Kindheit und frühes Mannesalter. Wien, Leipzig 1906. Moritz Perles. 493 S.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche. Herausgegeben von Gustav Schmoller. 2. Heft. Leipzig 1906. Duncker u. Humblot. 461 S.

Heinrich Heines Dichtungen. Für die deutsche Familie ausgewählt von Dr. A. Lohr. Köln a. Rh. J. P. Bachem. 233 Seiten.

Georg Speck: Am Rheinfall. (Historischer Roman aus dem 15. Jahrhundert.) Zürich 1906. Arnold Bopp. 187 S.

Ernst Frey: Zugvogel. (Skizzen. Aus der Heimat und überm Ozean.) Ebenda 1906. 175 S.

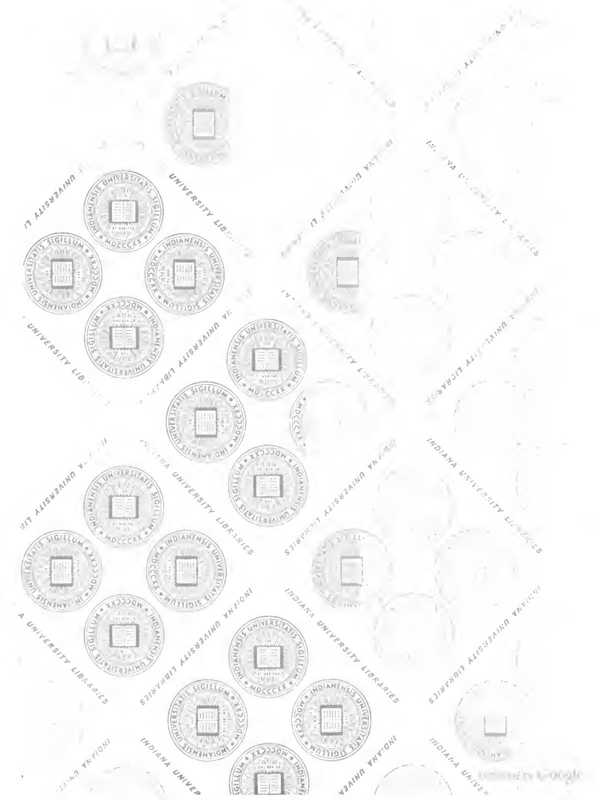
Franz Odermatt: Hartes Holz. (Eine Erzählung aus den Bergen der Urschweiz.) Ebenda 1906. 223 S.

Dr. Rudolf Herold: Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim. Seine kriegerische Tätigkeit im westlichen Mitteldeutschland u. sein Feldzug an die untere Elbe 1630. München 1906. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 114 S.

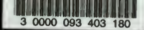
Wilh. Bode: Rembrandt und seine Zeitgenossen. Charakterbilder der großen Meister der holländischen und vlämischen Malerschule im 17. Jahrhundert. Leipzig 1906. E. A. Seemann. 289 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

☞ Der heutigen Nummer liegen das Titelblatt und das Inhaltsverzeichnis für das 2. Quartal 1906 bei.


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
Digitized by Google


15
SEPT 65
N. MANCHESTER,
INDIANA


3 0000 093 403 180